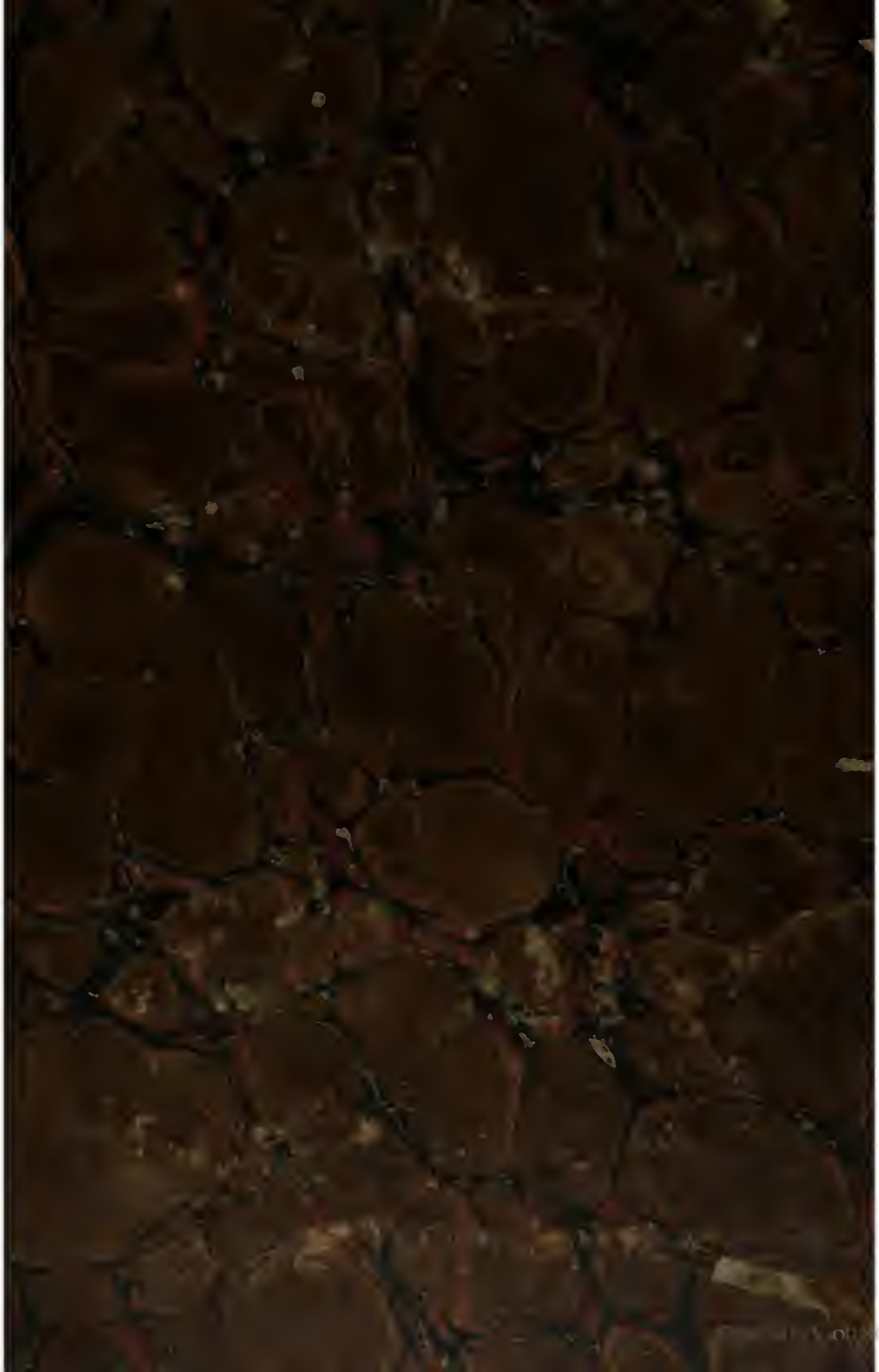

UNIVERSITEITSBIBLIOTHEEK GENT
900000079305

Encyclopädie

der

deutschen Nationalliteratur

oder

biographisch-kritisches

LEXICON

der deutschen

Dichter und Prosaisten

seit den frühesten Zeiten;

nebst

Proben aus ihren Werken.

Bearbeitet und herausgegeben

von

Dr. O. L. B. Wolff,

Professor an der Universität zu Jena.

Siebenter Band.

Schmauss bis Z.

Leipzig,

Verlag von Otto Wigand.

1842.

Johann Jacob Schmauß

ward am 10. März 1690 zu Landau in Oberelsaß geboren, studirte zu Straßburg und Halle Jurisprudenz und fing auf dieser Universität schon an zu lesen, als er 1721 als Hof-, später als Kammerrath von dem Markgrafen zu Baden-Durlach angestellt wurde. 1734 ging er, durch den Reichskrieg aus seiner Stellung vertrieben, ehrenvoll berufen, nach Göttingen, woselbst er auch — nachdem er inzwischen 1743 nur auf ein Jahr mit dem Titel eines geheimen Rathes als ordentlicher Professor der Rechte nach Halle gezogen war — als Doctor und ordentlicher Professor der Rechte und der deutschen Geschichte, mit dem Titel eines Hofraths bis an seinen Tod lebte, der am 28. April 1757 erfolgte. Er erwarb sich viel Verdienst in folgenden schriftstellerischen Arbeiten:

Allerneuester Staat des Erzbisthums Salzburg. Halle, 1712.

Kuriöses Bücher- und Staatscabinett. Halle, 1713 ff. 48 Thle.

Neuester Staat des Königreichs Portugall, Halle, 1714. 2 Thle.

Historisches Staats- und Heldencabinett. Halle, 1718. 19. 3 Thle.

Leben Caroli XI. Königs in Schweden. Halle, 1720. 2 Thle.

Kurzer Begriff der Reichshistorie. Leipz. 1720. N. Aufl. 1740.

Einleitung zu der Staatswissenschaft. Leipz. 1741—47. 2 Thle.

Kurzer Begriff der Historie der vornehmsten europäischen Reiche und Staaten. Göttingen, 1755.

Akademische Reden und Vorlesungen über das deutsche Staatsrecht; herausgegeben von Heldmann. Lemgo, 1766. —

S. genoß zu seiner Zeit als Staatsrechtslehrer und Historiograph eines bedeutenden Rufes, namentlich war seine europäische Staatsgeschichte ein hochgeschätztes und vielgelesenes Werk.

Christian Heinrich Schmid

wurde am 24. November 1746 zu Eisleben geboren, vortrefflich erzogen und bezog 1762 die Universität Leipzig, um nach dem Wunsche seines Vaters Jurisprudenz zu studiren, durch innere Neigung den schönen Wissenschaften zugewandt. 1766 wurde er Magister, 1768 Candidat der Rechte. 1769 erhielt er mit dem Doctortitel die Anwartschaft auf eine Decentenstelle, die er aber gegen einem Rufe nach Erfurt aufopferte, wo ihn der Umgang mit Wieland, Menfel und andern trefflichen Köpfen zwei Jahre lang die Entbehrung alles Gehaltes verschmerzen ließ. 1771 ging er endlich als Lehrer der Eloquenz und Poesie nach Gießen, ward 1784 hessendarmstädtischer Regierungsrath, 1790 Universitätsbibliothekar und Ordinarius der philosophischen Facultät. Er starb am 22. Juli 1800 und hinterließ:

Anthologie der Deutschen. Leipz. 1770—72. 3 Thle. in 8.

Biographie der Dichter. Leipz. 1769. 70. 2 Thle. in 8.

Anweisung zur Kenntniß der vornehmsten Bücher in allen Theilen der Dichtkunst. Leipz. 1784. in 8.

Literatur der Poesie. Leipz. 1775. in 8.

Nekrolog deutscher Dichter. Berlin, 1785. 2 Bde. in 8.

Oden der Deutschen, 1. Sammlung. 1778. in 8.

Das Parterre. Erfurt und Eisenach, 1771. in 8.

Theaterchronik, 1. St. Gießen, 1772. in 8.

Chronologie des deutschen Theaters. Leipzig, 1775. in 8.

Theorie der Poesie, 1. Thl. Leipzig, 1767. in 8.

Leipziger Musenalmanach. 1770—81.

Englisches Theater. Leipzig, 1769—77. 7 Bde.

S. erwarb sich seiner Zeit manches Verdienst um die Verbreitung der vorzüglichsten Erzeugnisse der deutschen schönen Literatur, namentlich durch seine fleißigen, nicht ohne Geschmack besorgten Sammlungen; seine eigenen Leistungen sind dagegen durchaus unerheblich.

Johann Christoph Schmid.

Dieser verdienstvolle Volksschriftsteller ward am 15. Aug. 1768 zu Dinkelsbühl geboren und führte ein sehr zurückgezogenes Leben. Er ward zuerst 1791 zu Nassenbeuern bei Mindelheim, dann zu Seeg Pfarrvicar, 1796 Beneficiat und Schulaufseher zu Thanhausen, 1799 Frühmeßbeneficiat, 1809 Distriktsschulinspector. 1816 erhielt er das Pfarramt des Grafen zu Stadion und ward endlich 1823, durch die Empfehlung seines vieljährigen Gönners, des wohlbekannten Sailer, in Augsburg Domcapitular. Seine Schriften sind größtentheils in die englische und französische Sprache übersetzt:

Genoveva. Augsburg, 1810.

Das Glück der guten Erziehung. Dillingen, 1806.

Christliche Gesänge, 2. Aufl. Augsburg, 1811.

Die Ostereier. Landshut, 1816.

Biblische Geschichte. München, 1813.

Wie Heinrich von Eichenfels zur Erkenntniß Gottes kam. Landshut, 1818.

Blüthen. Landshut, 1819.
Hirlande, Herzogin von Bretagne. Landsh. 1818.
Erzählungen für Kinder. Landsh. 1823. 4 Thle.
Der Alte von den Bergen. Landshut, 1823.
Itha, Gräfin von Toggenburg. Landshut, 1824.
Der Weihnachtsabend. Wien, 1825.
Das Blumenkörbchen. Wien, 1825.
Rosa von Tanneuburg. Wien, 1825.
Die 10 Gebote Gottes. Wien, 1826.
Gott prüft, Gott schützt die Unschuld. Wien, 1826.
Das hölzerne Kreuz. Augsburg, 1827.

S. ist einer der vorzüglichsten Schriftsteller für die Jugend, welche die deutsche Literatur aufzuweisen hat; glückliche Erfindung, klare, faßliche und doch durch Anmuth und Innigkeit ausgezeichnete Darstellung und eine sehr wohlthuende gesunde Lebensansicht sind seinen Erzählungen eigen und haben ihm einen wohlverdienten großen Kreis von Lesern erworben.

Konrad Arnold Schmid

ward am 23. Februar 1716 in Lüneburg, wo sein Vater das Rectorat an der gelehrten Schule verwaltete, geboren. Von den drei Universitäten, auf denen er Theologie studirte, fesselte ihn Leipzig am Meisten — er hatte zuerst Kiel, dann Göttingen besucht — durch die Freundschaft und literarische Anregung jenes in der deutschen Literaturgeschichte bedeutenden Dichterbundes, der unter Gärtner's Redaction die bremischen Beiträge herausgab. Er folgte dann seinem Vater in derselben Stelle an der Johannisschule seiner Vaterstadt und wirkte höchst segensreich, bis 1760 ein Ruf an das Braunschweiger Carolinum seinem wissenschaftlichen Streben weitere Bahnen öffnete und seinem Leben im erneuten Bunde mit Gärtner, Ebert, Zachariä, in der Freundschaft mit Jerusalem, Lessing, Eschenburg — welcher letztere sein Eldam wurde — die erfreulichste Gestaltung verhieß. Durch seinen unermüdlichen Fleiß Lessing wohl vergleichbar, lebte er daselbst als Doctor der Philosophie, Professor der Theologie und römischen Literatur und durch des Herzogs Huld als Canonicus des St. Cyriaksstiftes und Consistorialrath bis zu seinem Tode, welcher den 11. November 1789 erfolgte.

Lieder auf die Geburt des Erlösers. Lüneb. 1761.
Des heiligen Blasius Jugendgeschichte und Visionen. Berlin und Stettin, 1786.
Einige Idyllen in den bremischen Beiträgen und im 2. Theil der Anthologie der Deutschen.

Der größte Theil seiner Zeit war später gelehrten Arbeiten gewidmet, unter welchen aber auch mehrere Uebersetzungen aus den alten Sprachen verdienstlich sind. Seine geistlichen Gedichte sind voll Wärme, Innigkeit und Gedankenreichthum und erfreuen sich wie seine sämmtlichen Leistungen großer Leichtigkeit in Behandlung der Sprache und Form.

Friedrich Ludwig Schmidt

ward am 5. August 1772 zu Hanover geboren. Ein Schüler des großen Schröder gehörte er viele Jahre hindurch der hamburger Bühne an und suchte als erster Director mit Geist und Festigkeit dem Leichtsinne der modernen Schauspielkunst zu wehren. Er hat in schönen Perioden den hamburger Brettern vorgestanden und nur mit Schmerz seine edleren Interessen endlich dem Ballet geopfert. Als Darsteller komischer Alten war er stets ausgezeichnet, das ältere Charakterschauspiel sein Element. Bildung und Gesinnung erwarben ihm die Freundschaft vieler Mitbürger und nahe Verwandtschaft fesselte den Künstler an angesehene Familien. Ende Aprils 1841 nahm er feierlich von der Bühne Abschied und überlebte dieses Fest nur wenige Tage. Seine Stücke werden noch lange des wackern Mannes Andenken in Ehren erhalten. — Er schrieb:

Almanach für's Theater. Hamb. 1809—11. in 8.
Derselbe Almanach. Leipzig, 1812. in 8.
Dramaturgische Aphorismen. Hamb. 1820. 1828. 2 Bdchn. in 8.
Berg und Thal. Lustsp. in 5 Aufz. Hamb. 1819. in 8.
Dramaturgische Berichte. 1812. Hamburg, 1834.
Die ungleichen Brüder. Lustsp. in 3 Aufz. Hamb. 1817. in 8.
Neue hamburger Bühne. Hamburg, 1824. in 8.
Dramatischer Jugendfreund. Hamb. 1823. in 8.
Die Kette des Edelmuths. Lustspiel. Leipzig, 1792. in 8.
Der leichtsinnige Lügner. Stuttgart, 1814. in 8.
Schauspiele. Leipzig, 1804. in 8.
Neue Schauspiele. Hamburg, 1817. 2 Bde. in 8.

Nicht blos als Darsteller seiner, besonders feinkomischer Charakterrollen bedeutend, zeichnete er sich auch als Dramaturg durch gründliche Forschung, Scharfsinn und Klarheit, und als Lustspieldichter durch glückliche Erfindung, gut angelegte Situationen, treffliche Charakterzeichnung und einen lebendigen und witzigen Dialog sehr rühmlich aus. Sein Lustspiel „Der leichtsinnige Lügner" besitzt namentlich diese Eigenschaften in hohem Grade und gewann 1813 den für die beste Leistung auf diesem Gebiete ausgesetzten Preis.

Friedrich Wilhelm August Schmidt.

Dieser bekannte und vielgeneckte Dichter ist am 23. März 1764 zu Fahrland bei Potsdam geboren. Zuerst am Invalidenhause zu Berlin Prediger, ward er 1795 nach Werneuchen in der Mittelmark versetzt, wo er im Jahre 1832 starb. Er gab heraus:

(Mit C. C. Bindemann) Neuer berlinischer Musenalmanach für 1793—96.
Gedichte. Berlin, 1796.
Atmanach romantisch-ländlicher Gemälde, für 1798. Berlin, in 12.

Almanach für Verehrer der Natur, Freundschaft und Liebe, für 1801. Berlin.
Neueste Gedichte. Berlin, 1815.
Almanach der Musen und Grazien, für 1802.

Ein Nachahmer von Voß war Schmidt vorzüglich bemüht, in seinen lyrischen Gedichten die Vortrefflichkeit und Poesie ländlicher Häuslichkeit in baarster Natürlichkeit zu schildern und zu preisen und ward daher wiederholt, am Witzigsten jedoch von Goethe in dessen Musen und Grazien in der Mark, verspottet. Seit dieser Zeit ist es Mode geworden, seiner nur als eines lächerlichen und geschmacklosen Dichters Erwähnung zu thun, ohne ihm die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß er keineswegs ohne Talent für die Darstellung so wie für die Behandlung der Form war, was auch die hier mitgetheilte Probe aus seinen Poesieen bezeugen wird.

Die Dorfbewohner.

Maiilüftchen fächeln; aus Sumpf und Löchern
Schlüpft Haselmaus und Frosch heraus.
An unsern Dächern
Kleibt froh ihr Nest die Schwalbe fest.

Zu beiden Seiten der Laube breiten
Lind' und Jasmin ihr helles Grün,
Und Lämmchen läuten,
So weiß als Schnee, im Wiesenklee.

Kirschblüthen zittern an Gartengittern
Mit süßem Ruch; bewegt vom Fing
Des Hänflings schüttern
Sie oft und schnei'n sein Nestchen ein.

Der Hase rammelt, die Biene sammelt
Im Morchelnthal zum ersten Mal;
Der Tauber dammelt
Und macht sich krans am Taubenhaus.

Die Fische laichen in Kalmusteichen;
Von Vöglein, die groß und klein
Nun wieder streichen,
Tönt Minnesang die Haid' entlang.

Die Quelle strudelt, der Westwind hudelt
Den Apfelzweig. Im Lämmersteig,
Den Schnee besudelt
Und schmelzend Eis, sprießt Ehrenpreis.

Die Küchlein ziepen; Nestvögel piepen
Im Fliedergrün, und Frauen ziehn
Wie Milch in Kiepen
Barfüßig hin zur Städterin.

Frühmorgens pfropfen wir, stängeln Hopfen,
Und sä'n Spinat und Kopfsalat;
Der Wein, voll Tropfen
Und knospend itzt, wird angestützt.

Bei ihrer Bleiche singt durch Gesträuche,
Den Arm geschürzt, den Rock gekürzt,
Die Dirn' am Teiche,
Und spritzt auf Gras die Leinwand naß.

Des Hüttchens Mutter macht Käs' und Butter:
Denn itzt beschert die Kuh, genährt
Mit grünem Futter
Im Elsenbruch, ihr Milch genug.

Die Lust zu mehren, wenn's warm ist, scheeren
Wir Schafe noch: so schmaust man doch
Um zwölf mit Ehren
Sein klein Gericht, und schämt sich nicht.

Nachmittags waden im Sand und baden
Wir, leichtbedeckt, im Rohr versteckt,
Und ruhn auf Schwaden
Und Thymian am Ufer dann.

D'rauf geht's von dannen zum Hain von Tannen,
Wo man auf Moos sich, wie in Schooß
Von Ottomanen,
Vom Waldinsekt umsumset, streckt.

Um kalte Schale zum kleinen Mahle
Zu geben, hockt die Frau, und brockt,
Vom Abendstrahle
Der Sonne roth, schwarz Bauerbrot.

Wenn Talp' und Nelken aus Thaugewölken
Der Abend näßt, ist's noch ein Fest,
Die Schafe melken
Zu sehn auf Streu der Schäferei.

Wie's Abendpfeifchen, von Mückenhäufchen
Am Zaun geneckt, uns herrlich schmeckt,
Schwebe hinter Streifchen
Von Wolkenflor der Mond hervor!

Und wenn für Morgen vom Berg verborgen
Das Abendroth gut Wetter bot:
Schläft ohne Sorgen
Im Kämmerlein man fröhlich ein.

Georg Philipp Schmidt von Lübeck

ward am 1. Januar 1766 in Lübeck geboren, studirte Medicin und lebte bis 1829, in welchem Jahre er in Ruhestand versetzt ward, als Doctor der Medicin, königlich dänischer Justizrath, Ritter vom Danebrog und Bankdirector zu Altona. Er lieferte:

Gedichte, herausgegeben von H. C. Schumacher. Altona, 1821. 2. Aufl. 1827.
Historische Studien. Altona, 1827.

S. hat sich vorzüglich als lyrischer Dichter durch die in seinen Poesieen vorherrschende reiche Anmuth, Naivetät, Wärme und Wahrheit des Gefühls und seine seltene Herrschaft über Sprache und Form einen großen Kreis von befreundeten Lesern erworben.

Der Klosterbruder.

Der Jüngling zog den Pfortenring:
„Gott geb' euch, Vater, Frieden!
Das Glück, wonach ich lange ging,
Ich fand es nicht hienieden;

„Und kehre, hier in frommer Ruh
Dem Himmel nun zu leben,
Der argen Welt den Rücken zu,
Der ich mich blind ergeben.

„Ach! in der Welt ist nichts als Schuld,
Als Reue, Haß und Thränen.
Was bleibt dem Armen, als Geduld,
Und sich hinaus zu sehnen?

„Er läßt dahinten nichts zurück,
Als Dornen und Cypressen;
Sein bestes Theil, sein schönstes Glück
Ist scheiden und vergessen.

„Drum, guter Vater, laßt mich ein
In diese Klostermauern;
Da will ich still und friedlich sein
Und, bis ich sterbe, trauern."

„„Mit nichten, Jüngling! nimm den Stab,
Und wandre frohen Muthes!
Es muß hienieden auf und ab
So Böses sein, als Gutes.

„„Des Menſchen Herz ſei ſtark und feſt,
Zu lieben und zu haſſen;
Denn wiſſe, wer die Welt verläßt,
Iſt bald von ihr verlaſſen.

„„Ob rings der Himmel noch ſo grau,
Und noch ſo ſchwarz die Wellen,
So muß der Wimpel grün und blau
Am Lebensſchifflein ſchwellen.““

„Vernimm, o frommer Greis, mein Leid,
Und ehre meine Schmerzen;
Es ziemt ſich wohl das Trauerkleid
Für die gebrochnen Herzen.

„Der Hoffnung Veilchen ſind erſtickt,
Verbleicht die hellen Farben,
Der Unſchuld Lilien geknickt,
Der Freude Roſen ſtarben.

„Der Vater liegt auf ferner Flur
Vergraben tief im Sande,
Und Freund und Liebchen brach den Schwur,
Und zog in fremde Lande.

„Dies grobe dürftige Gewand,
Des Fremdlings milde Gabe,
Der Knotenſtock in meiner Hand,
Iſt Alles, was ich habe.

„Des Baumes Wölbung iſt mein Haus,
Mein Bette Raſenfläche,
Des Feldes Wurzeln ſind mein Schmaus,
Mein Trank des Waldes Bäche.

„Und einſam muß ich, ſtumm und kalt,
Das Thal hinunter wallen;
Es werden von dem Thurme bald
Die Sterbeglocken ſchallen.

„Dann wird von keinem Angeſicht
Des Mitleids Thräne fließen,
Der Liebe Blumen werden nicht
Auf meinem Grabe ſprießen.“

„„O, guter Jüngling, traure nicht!
Die Welt geht auf und nieder,
Die Blume welkt, das Glück zerbricht,
Und beide kehren wieder.

„„Wie Fels der Gram im Herzen liegt —
Vernimm des Greiſes Worte:
Die Wolke zieht, der Vogel fliegt,
Und bleibt an keinem Orte.

„„Drum nicht an ſchnöden Erdentand
Den feigen Sinn gebunden!
Des Liebchens Schwur, des Freundes Hand
Sind ſelten treu befunden.

„„Wie Wind vom Meere kommt und haucht,
So ſind des Menſchen Sorgen;
Auf Erden Weniges man braucht,
Und braucht es nur bis morgen.

„„Denn morgen oder über Nacht
Wird uns das Grab gegraben.
Was iſt es dann, ob ausgelacht,
Ob ausgeweint wir haben?

„„Ob du gebettelt an der Thür,
Ob Tauſenden geboten: —
Man zieht das Glöcklein für Gebühr
Und wirft dich zu den Todten.““

Paul Gerhard.

Zu Brandenburg einſt waltet
Der Kurfürſt weit und breit;
Doch neue Lehre ſpaltet
Des Glaubens Einigkeit.

Es ſteuern wohl Geſetze
Verbotenem Geſchwätze,
Wie das Edikt es nennt;
Doch wird es ihm gelingen,
Den freien Geiſt zu zwingen
Des Sängers, der die Furcht nicht kennt?

Er ſtand an heil'ger Stätte,
Der Kirche heller Stern,
Durch Lehren und Gebete
Verkündigend den Herrn:
„Und laß dir nimmer grauen!
Mußt droben dem vertrauen,
Deß Name Zebaoth!
Und ob des Himmels Schranken
Und alle Veſten wanken,
Ein' feſte Burg iſt unſer Gott!“

Der Kurfürſt aber ſandte,
Da kam der fromme Mann;
Des Fürſten Auge brannte,
Und zürnend hub er an:
„„Wer nur den eignen Grillen,
Nicht des Geſetzes Willen
Zu folgen, weiſe fand,
Der hat — es ſei geſprochen! —
Hat Ehr' und Amt verbrochen,
Und meidet fortan Stadt und Land!““

Der Greis verſetzt beſcheiden:
„Mir ziemt's, das ſtrenge Recht,
Gebieter, zu erleiden,
Mir, dem geringen Knecht!
Wie mag ich anders lehren,
Das Reich des Herrn zu mehren,
Als wie geſchrieben ſteht?
Es bleibt gerecht ſein Wille,
Ich will ihn halten ſtille.“ —
Und drauf verneigt er ſich und geht.

Und wehrt daheim dem Jammer,
Und alles legt er ab,
Und nimmt aus ſeiner Kammer
Die Bibel und den Stab.
Die Mutter, blaß vor Harme,
Das jüngſte Kind im Arme,
Das zweite bei der Hand, —
So tritt er an die Schwelle
Und blickt hinauf ins Helle
Und meidet fröhlich Stadt und Land.

Wer geht im fernen Thale
Den müden Pilgergang
Im heißen Sonnenſtrahle
Die flache Haid' entlang? —
Sie wallen froh im Glauben,
Als blühten ihnen Lauben
Der fremden Erde zu.
Und als der Tag verfloſſen,
So beut, im Wald verſchloſſen,
Ein gaſtlich Dach dem Häuflein Ruh.

O ſchau' den ſüßen Schlummer
Der Kleinen auf der Bank!
Ins Mutterherz der Kummer,
So viel es kämpfte, ſank:
„Wer wird ſich doch der Armen
Im fremden Land erbarmen
Und ihr Vorbitter ſein?
Wer wird das Herz erweichen?
Die harten Menſchen reichen
Den Hungrigen für Brod den Stein.“

Der fromme Dichter lächelt:
„Sie ſtehn in Gottes Hut!“
Des Glaubens Palme fächelt
Ihm Freudigkeit und Muth;
Und wo ſich ſolche Blüthe
Entfaltet im Gemüthe,
Iſt nimmer fern das Glück.
Er geht hinaus in Eile,
Und bringt nach kleiner Weile
Des Troſtes goldnes Lied zurück.

„Befiehl du deine Wege,
Und was dein Herze kränkt,
Der allertreuſten Pflege
Deß, der den Himmel lenkt.“
Da dächt es ihren Sinnen,
Als ob die Furcht von hinnen,
Und alle Sorge flöh';
Denn kaum das Lied vernommen,
Iſt über ſie gekommen
Der Friede Gottes aus der Höh'.

Sie ſchwören ſtill, und ſchauen
Hinaus in Wald und Nacht,
Und über dunklen Auen
Der Sterne goldne Pracht;
Sie ſchwören, ob die Wellen
Bis an die Seele ſchwellen,
Zu trauen für und für;
Und als der Schwur vollzogen
Und himmelan geflogen,
Da ſteht die Hülfe vor der Thür.

Denn draußen ſcharrt im Sande
Bereits des Roſſes Fuß;
Es bringt aus Sachſenlande
Der Bote dieſen Gruß:
„„Dem Sänger Heil und Frieden!
Ich bin hieher beſchieden
Durch Kurfürſt Chriſtian;
Er will den Dulder ehren,
Den, treu im Thun und Lehren,
Die Engel Gottes wandeln ſahn.

„„Er hat dich auserkoren,
Zu weiden eine Heerd',
Und was du dort verloren,
Sei dreifach dir gewährt!
Wohlauf! es graut der Morgen,
Dahinten laß die Sorgen,
Und reiche mir die Hand;
Es winken uns die Gränzen,
Eh' wieder Sterne glänzen,
Umfängt dich Freund und Vaterland!““

Johann Ernſt Chriſtoph Schmidt

ward am 6. Januar 1772 zu Buſenborn in Oberheſſen geboren, ſtudirte ſeit 1788 zu Gießen und trat daſelbſt 1793 als Privatdocent auf. Bald darauf eine Zeit lang am academiſchen Pädagogazinum ſtellt, wurde er 1798 ordentlicher Profeſſor der Theologie und 1803 auch Hiſtoriograph. 1809 ward ihm der Charakter des Geheimraths und 1820 mit dem eines Präſaten der Sitz in der erſten Kammer der Stände. Die 10 Jahre ſeit 1793 waren ſeine ſchriftſtelleriſch fruchtbarſten, ſpäter arbeitete er nur für Journale. Er ſtarb als erſter Profeſſor der Theologie am 4. Juni 1831.

Grundlinien der chriſtlichen Kirchengeſchichte. Gießen und Darmſtadt, 1800.

Handbuch der chriſtl. Kirchengeſchichte. Gießen, 1801—20. 6 Bde. 2. Aufl. Bd. 1—4, 1824—27.

Lehrbuch der chriſtl. Kirchengeſchichte. 3. Aufl. Gießen, 1827. (Die früheren „Grundlinien“.)

Geſchichte und Beſchreibung des Großherzogthums Heſſen. Gießen, 1818—19. nur 2 Bde.

Lehrbuch der Sittenlehre. Gießen, 1799.

Lehrbuch der chriſtlichen Dogmatik. Gieß. 1800.

Theol. Encyklopädie. Gießen, 1811.

Lehrbuch der chriſtlichen Dogmengeſchichte. Gießen, 1828.

Dieſer ausgezeichnete Theolog verband in ſeinen Schriften Gedankenreichthum, Originalität und Scharfſinn mit den gründlichſten hiſtoriſchen Forſchungen und erwarb ſich durch dieſelben einen höchſt bedeutenden und bleibenden Ruf.

Jacob Friedrich Schmidt

ward am 2. April 1730 zu Blaſienzell (oder Zelle) bei Gotha geboren, beſuchte ſeit 1746 das Lyceum zu Ohdruff und ſtudirte ſeit 1750 in Jena Theologie, größtentheils durch Gelegenheitsgedichte ſich ſeinen Unterhalt verſchaffend, in inniger Freundſchaft mit dem bekannten Dichter von Gerſtenberg. Nachdem er in Holſtein mehrere Hauslehrerſtellen bekleidet und auf eine Anſtellung daſelbſt vergebens gewartet hatte, ward er 1765 Diaconus in Zelle; durch ſeinen Ruf als Dichter empfohlen, 1773 dritter Diaconus in Gotha und zugleich Lehrer der deutſchen Sprache am Gymnaſium. Endlich rückte er zum erſten Paſtor an den beiden Hauptkirchen in Gotha auf. Als ſolcher und mit dem academiſchen Titel eines Magiſters der Philoſophie ſtarb er den 2. März 1796. Er ſchrieb außer vielen Predigten und religiöſen Betrachtungen:

Poetiſche Gemälde und Empfindungen aus der heiligen Schrift. Altona, 1759.

Idyllen. Jena, 1761.

Kleine poetiſche Schriften. Altona, 1766.

Wiegenlieder. Gotha, 1770. 2 Thle.

Kirchenlieder. Gotha, 1779.

Gedichte. Leipzig, 1786.

Horaz, überſetzt. Gotha, 1776. 3 Thle.
(Vergl. Schlichtegroll's Nekrolog. 1796. Bd. 2.)

Geiſtliche, moraliſche und ſcherzhafte Oden und Lieder, in 4 Büchern. Leipzig, 1763.

S. war nicht ohne Talent für die lyriſche Poeſie und zeichnete ſich beſonders durch mehrere gelungene Lieder und Idyllen, am Meiſten jedoch durch ſeine Ueberſetzung des Horaz, eine für die damalige Zeit treffliche Arbeit, aus.

Karl Chriſtian Ehrhard Schmidt

wurde zu Hellsberg im Weimariſchen am 24. April 1761 geboren, ſtudirte in Jena, wo er 1783 als Privatdocent der Philoſophie Kants neue Lehren vortrug. Im Jahre 1791 als ordentlicher Profeſſor der Philoſophie in Gießen angeſtellt, ſetzte er ſich durch eine Schrift de tribus impostoribus vielfachen Anfeindungen aus, die ihn bewogen, ſchon 1793 nach Jena, das ihn als Diaconus und ordentlichen Profeſſor der Philoſophie berief, zurückzukehren. Hier wirkte er in freierem Geiſte ungeſtört fort, bis Fichte des älteren Lehrers feſten Widerſtand mit der Kraft ſeiner Rede überwand, und den Philoſophen Schmidt ſchlechtweg für eine Null erklärte. 1798

wurde er dritter Professor und 1800 Doctor der Theologie; zu dem akademischen Ehrentitel fügte der Herzog von Sachsen-Gotha 1804 den eines Kirchenraths. In seinen 6 letzten Lebensjahren stand er einem Institut und einem Verein zur Reinigung des Studentenlebens vor. Er starb zu Jena als Doctor der Philosophie, Medicin und Theologie am 10. April 1812.

Kritik der reinen Vernunft. Jena, 1786, 3. Aufl. 1794.

Wörterbuch zum Gebrauch der kantischen Schriften. Jena, 1786, 3. Aufl. 1795.

Versuch einer Moralphilosophie. Jena, 1790, neu: 1802.

Empirische Psychologie. Jena, 1791, 2. Aufl. 1796. 2 Thle.

Philosophische Dogmatik. Jena, 1796.

Logik. Jena, 1797.

Predigten. Jena, 1798.

Physiologie. 3 Bde. Jena, 1798 — 1801.

Adiaphora. Leipzig, 1809.

Allgemeine Encyclopädie und Methodologie der Wissenschaften. Gotha, 1810.

Ein eifriger Anhänger des kantischen Systems war S. zu seiner Zeit vorzüglich bemüht, dasselbe auf das Studium der Theologie anzuwenden, und diese nach besten Kräften dadurch zu fördern.

Klamer Eberhard Karl Schmidt

wurde am 29. December 1746 zu Halberstadt geboren, war Kriegs- und Kammersecretär, dann bis an seinen Tod, welcher den 8. Januar 1824 erfolgte, Domrommissarius in seiner Vaterstadt. Vergleiche die Beschreibung seines Dichterjubiläums, welches er 1819 feierte, von seinem Schwiegersohne dem Pastor Fr. Lautsch; zu Halberstadt 1820.

K. E. K. Schmidt's Leben und auserlesene Werke, herausgegeben von dessen Sohne W. W. J. Schmidt und Fr. Lautsch. Stuttgart, 1826 — 28. 3 Bde.

Fröhliche Gedichte. 1769.

Poetische Briefe. Dessau, 1782 — 1794. in 8.

Neue poetische Briefe. Berlin und Braunschweig, 1790. in 8.

Komische und humoristische Dichtungen. Berlin, 1802. in 8.

Elegien an meine Minna. 1773. in 8.

Fabeln und Erzählungen. Leipzig, 1776. in 8. (nebst angehängten Idyllen).

Vermischte Gedichte, 2 Sammlungen. Leipzig, 1772. 73. in 8.

Gesänge für Christen. Lemgo, 1773. in 8.

Hendekasyllaben. Leipzig, 1773. in 8.

Die Landpfarrerin, eine elegische Dichtung. Berlin, 1801. in 8.

Phantasien nach Petrarca's Manier. Lemgo, 1772. in 8.

Wehmuthstante eines früh Verblichenen. (Aus Kl. S. Nachlasse edirt durch seinen Sohn). Braunschweig, 1829. in 8.

Katullische Gedichte. Berlin, 1774.

Fabeln, Lieder und Satiren. Leipzig, 1768.

Operetten. Leipzig, 1772.

S. gehörte seiner Zeit zu den sogenannten preußischen Dichtern und Freunden Gleims, doch war sein Talent im Ganzen nur gering, wogegen ihn jedoch redliche Gesinnung, Eifer für Recht und Wahrheit, und eine glückliche und leichte Behandlung der Form und Sprache vortheilhaft hervorheben.

Hoffnung in Kriegszeit.

Noch in der Irre geh' ich,
Und weiß nicht, wo hinaus;
In dunkle Ferne seh' ich,
Und sehe Schutt und Graus,
Kriegsfackeln angezündet,
Macht kämpfend gegen Macht!
Was herrlich stand, verschwindet;
Was strahlte, sinkt in Nacht!

Doch soll mein Herz nicht zagen,
Nicht laut um Hülfe schrei'n;
Ich will — bald möcht' es tagen —
In Hoffnung fröhlich seyn!
Du, der die Myriaden
Der Welten all' reglert,
Du bist es, der den Faden
Durch all' das Irrsal führe!

Du magst auf Sturmwindsflügeln,
Du magst auf Sonnen gehn,
Stand hier auf Aschenhügeln,
Dort Stern' ins Weltall sä'n:
Die Lieb' ist's, sagt mein Glaube,
Die schaffet und zerstört,
Die selbst im Todtenstaube
Den Keim des Lebens nährt!

Stückwerk ist all mein Wissen;
Ja kaum den kleinsten Theil
Seh' ich von allen Rissen,
Wonach du dankst mein Heil!
Ach! wenn mein Aug' ertrüge,
Zu schau'n ins volle Licht,
In Staub sänk' ich und schwiege,
Verhüllt das Angesicht!

Du aber ruhst nicht eher,
Bis du am Ziele bist.
So weit der Himmel höher,
Als dieser Erdball ist:
So weit erhebt dein Trachten
Sich über mein's empor.
Was Jahre lang wir dachten,
Winkst du im Nu hervor.

Es können Berge weichen,
Doch nie dein Vatersinn;
Der wird die Hand mir reichen,
Wenn ich am bängsten bin!
Es mögen Hügel fallen,
Fest steht dein Wort; es steht:
Gnad' und Erbarmen Allen,
So weit die Sonne geht!

Wie über Kindesschwächen
Die Mutter sich erbarmt;
Wie sie nach hartem Sprechen
Die Brust, von Lieb' erwarmt,
Mit Küssen reiche dem Kleinen;
Also erbarmst dich du,
Und stillest all mein Weinen,
Und sprichst mir liebend zu!

In deine Hand gezeichnet
Bleib ich, und hang' an dir!
Wann hätte sich verläugnet
Dein Vaterherz an mir!
Dir, Herr mein Gott! vertrau' ich
Im bösen Zeitenlauf.
Selbst unter Trümmern bau' ich
Die meinen Tempel auf!

Wenn deine Stund' erſcheinet
Schnell wandeln wird es ſich:
Dann wird, was jetzt dir weinet,
Frohlocken über dich.
Auf ſtrahlt der Himmelsbogen,
Woraus die Stimme ſpricht:
So weit, ihr Kriegeswogen!
So weit, und weiter nicht!

Wohlauf, mein Herz, und preiſe
Den Helfer ſchau voraus!
Er führt auf ſeine Weiſe;
Doch herrlich führt er's aus!
Anbetet, Nationen!
Mit Feuerflammen-Blick
Stieg Gott herab; mit Schonen
Teilt er und fährt zurück!

An K. E. K. Schmidt
von J. W. L. Gleim.

O Freund, in deiner kleinen Hütte
Wohnt noch die alte, gute Sitte
Der Schäferwelt; auf deine Bitte,
Käm' ich und wäre gern dein Gaſt,
Und wohnt' ich gleich in dem Palaſt
Zu Sansſouci! Bei dir träf' ich
Die Muſen an, die, leider! mich,
Verſammelt all in einen Haufen,
Verlaſſen haben lange ſchon!
Bei dir, dem jungen Muſenſohn.

Die Muſen und die Nymphen laufen
Vor meinem grauen Haar, o Gott!
Wir Alten ſind der Kinder Spott!
Was iſt's! Wir leben und wir ſterben;
Und haben wir nicht einen Erben
Der Unſchuld unſres Herzens, dann
Mein Lieber, ſind wir übel dran!
Wir weeben aller Menſchen Haß,
Und thaten keinem was zu Leide!
Wir ſterben, und kein Aug' iſt naß!
Und darum macht mir's große Freude,
Was deine Liede mir vertraut
Von einem Erben deiner Tugend,
An welchem ſchon der Schöpfer baut,
Den, in der Blüthe deiner Jugend,
Welch eine Wanne! welch ein Glück!
Du ſehen wirſt mit Vaterblick!

O du, mein Lieber, Treuer, bitte
Mich bald doch nur in deine Hütte,
Damit ich recht, als Biedermann,
Noch in den erſten Schöpfungstagen,
Freund, meine Freude dir kann ſagen,
Weil ich ſie nicht mehr ſingen kann.

Antwort an Gleim.

O welch ein Briefchen, Vater Gleim!
Ich las zuerſt es insgeheim,
Und endlich laut (wie kannt' ich's laſſen)
Dem Weibchen, das, mit Armumfaſſen,
Darum mich plagte links und rechts!
Die Neugier ſitzt in allen Klaſſen
Des lieben, ſchöneren Geſchlechts!
Frau Heva's Indiß zum Exempel,
Was koſtet er die Nachwelt nicht!
Sanft waren wir der Gottheit Tempel,
Jetzt aber hauſt der ſchwarze Wicht,
Gott ſei bei uns! mit allen Sünden,
Die alle Diener Gottes binden,
In Vater, Mutter, Tochter, Sohn:
Und würd' er nicht, beim Taufen, ſchon
Aus uns ein wenig ausgetrieben,
So ſchluckt' er uns, ich glaube gar,
Zum Frühſtück ein, mit Haut und Haar!
Wie ſchlimm der Herr vor dieſem war,
Es iſt genug davon geſchrieben!

Ein großes Glück, daß bei Madam
Es nicht ſo ſchlechten Ausgang nahm!
Ich las, und meinem Weibchen kam
Sein Barmitz höher nicht zu ſtehn,
Als nur ein Paar Minuten Schaam,
Und viel Verſchwiegenheit auf beute!
Ein Preis, der ſelber mich nicht reute:
Das Schämen läßt ihr gar nicht ſchön!

Doch mein Entzücken nun darüber!
Wie dir es ſagen, o mein Lieber,
In Proſe? ... Singen wollt' ich's dir;
Doch wann es ſingen? Nie geraſtet
Hat heute meine gute Thür!
So viel Beſuche hatten wir
Von aller Welt, nur nicht von dir;
So manthiermäßig überlaſtet
Ward ich von Dingen, klein und groß!
Zwar hab' ich weiblich mich gehaſtet,
Sie abzuwerfen auf den Schooß
Der goldnen Muſe; doch vergebens!
Es iſt verhängt! das Rad des Lebens
Muß, großentheils, ſich öfter drehn,
Auf ſchlimmen Wegen, als auf ſchönen!
So laß ich's denn nach Lüſten gehn!
„Man muß an alles ſich gewöhnen!"
Sagt Sokrates, mit Recht, dünkt mich,
Und alle wird es ſo bedünken!
Zuletzt gewöhnen muß er ſich,
Zum Lohn der Tugend Gift zu trinken!
Gott wahre mich und dich dafür!

Mitunter ließ ſich auch bei mir
Die Muſe der Epiſtel melden,
Die Muſe, die an keinen Helden,
Doch an getreue Freundſchaft gläubt,
Und alles aus dem Herzen ſchreibt!
Allein ich ließ ihr treues Melden
Vorfahrviſite diesmal ſein,
Und knüpfte meinen Damen ein,
„Wenn einer frägt, ich nicht zu Hauſe!"

Erſt jetzt bin ich in meiner Klauſe
Monarch geworden! Nun geſchwind
Die Muſe her! Von meinen Brüdern
Dem Herrlichſten muß ich erwiedern
Das ſchöne Brieſchen! Briefe ſind
Der Freundſchaft, was dem Amor Pfeile!
Sie gehn ins Herz, und ſtecken feſt;
Und billig müßt' ein Weſpenneſt
Der Sünder tragen eine Meile,
Der Briefe ſonder Antwort läßt!

„Wir ſterben, und kein Aug' iſt naß!"
Freund, welche Stell' in deinem Briefe!
O Lieber! Lieber, was iſt das?
Ich fühlt' es in der tiefſten Tiefe
Des Herzens! ...

Du Vater, du! im höhern Sinn
Biſt du das längſt, als ich es bin,
Und werde ſein, wenn anders Wiſe
Noch Wort der Muttergöttin hält!
Ringsum in deinem Paradieſe,
(Ein Paradies iſt deine Welt,
Denn jene Masquen ausgenommen,
Die nicht in unſre Rechnung kommen,
Meint Alles dich auf deiner Welt!)
Ringsum, wo deines Liedes Schöne
Das Herz zur Fröhlichkeit erhellt,
Sind alle Töchter, alle Söhne,
In deren Herzen immerhin
Du Tugend ſangſt und frohen Sinn,
Sind alle deine lieben Kinder!
Und ſind die übrigen es minder,
Die Wittwen und die Waiſen, die
Des langen Lebens bittre Müh
Verſüßt von deinen Händen fanden?
In allen Ständen, allen Landen
Haſt du dergleichen Kinder noch!
Auf wenig Menſchenliſten ſtanden
Die Thaten deines Herzens; doch
Da beoden, edler Mann, wird das
Weit richtiger zu Buch getragen!
Und dennoch darfſt du traurig ſagen,
„Wir ſterben und kein Aug' iſt naß!"

Naß werden aller Augen ſein,
Wirſt du dereinſt von hinnen gehn;
Naß Aller Herzen, welche rein
Durch deine Lieder ſind geworden
Und mehr, als Ritter ihrer Orden,
Sich deiner hohen Lieder freun!
Mit ausgelöſchter Fackel ſtehn
Wird Amor, den du haſt gelehrt
Auf Tugend, nicht auf Schönheit ſehn!
Das ſchönſte Mädchen, wenn es hört
Von ſeines Dichters letzten Tagen,
Wird lange ſeinen Arm verſagen
Dem treuen Arm des Liebenden,
In dir, o Vater, zu beklagen
Den Lehrer ſeiner Tugenden! . . .

Doch lange, lange noch verſpäte
Der Engel, der zu Leſſing dich
Wird einſt hinüber bringen, ſich!
Die junge, grüne Roſenſtätte,
Verſteckt in deinem Gartenthal,
Die du mit deinem Staub einmal
Zum Hügel machen wirſt . . . noch lange . . .
Sie bleibe dir noch lange Thal,
Und dufte, wenn bei Mondesſtraht,
Zu ſüßem Nachtigallgeſange
Du deinen ſingſt, Entzücken aus!
O Lieder! Alles was ſich deiner
Im Herzen freut, verdrudert ſich
Zu treuen Wünſchen, fodert dich
Zu tauſend Wettſtreit noch heraus
Mit tauſend Nachtigallen; keiner
Von allen, liebender, als ich!

Du weißt, mein kleines Dichterhaus,
Das immer, fern von großen Sachen,
Zufriedenheit und Scherz bewachen,
Möcht' ich ſo gern zum Tempel machen,
Worin die Wahrheit wird gepreiſt;
Und hat mein Enkel irgend Geiſt,
Ein Bild der Wahrheit aufzufaſſen,
Noch meinen Enkel danken laſſen
Möcht' ich dem lieben Heftigen,
Der herzlich ſchnell, nicht aus Grimaſſen,
Mein Vater ward, den Grazien
Mich opfern hieß und der Natur,
Und zeitig ſchon den großen Schwur
Mich ließ beſchwören: ſtehn zu laſſen
Von hundert Verſen zwanzig nur!

Von hundert Verſen zwanzig? Ha!
Damit ich meinen Schwur nicht breche,
Hier: Soli Deo Gloria!
Klein, aber reißend ſind die Bäche,
Woraus, von Fürſten unbedingt,
Die kleine Briefesmuſe trinkt!
Sie treten oft ein wenig über;
Und geht's von Herzen, o mein Lieber,
So ſpringt das Wort Gedanken vor!
So eben raunt mir was ins Ohr:
Ich hätte ſchon den Schwur gebrochen!
Drum, lieber Vater, gute Nacht!
Laß unter uns es ſein geſprochen,
Was andern große Naſen macht!

Konrad Friedrich von Schmidt-Phiſeldeck

iſt am 31. Juli 1770 zu Braunſchweig geboren. Nach Beendigung ſeiner theologiſchen Studien zu Helmſtädt ward er Hauslehrer in Kopenhagen, erhielt 1794 das däniſche Indigenat und wandte ſich ſeit 1797 kameraliſtiſchen Studien zu. Er wurde zunächſt Aſſeſſor im Landes-Oeconomie- und Commerzcollegium, erhielt 1806 den Character eines Juſtizraths, 1810 den eines Etatsraths. Seit 1813 Mitdirector der Reichsbank, ſeit 1828 wirklicher Deputirter im Generalzoll-Kammer- und Commerzcollegium, lebte er, hochverdient, als Doctor der Philoſophie und Ritter des Danebrogordens zu Kopenhagen, wo er 1832 ſtarb. Er hinterließ:

Vertraute Briefe über Gegenſtände aus der praktiſchen Moral. Kopenhagen, 1791.
Gedichte. Braunſchweig, 1794.
Briefe äſthetiſchen Inhalts. Altona, 1797.
Hymne auf Gott. 1804.
Ueber das jetzige Verhältniß der jüdiſchen Nation zu dem chriſtlichen Bürgerverein und deſſen künftiger Umgeſtaltung. Kopenh. 1817.
Europa und Amerika. 2. Aufl. Kopenhagen, 1821.
Der europäiſche Bund. Kopenhagen, 1821.
Die Politik nach den Grundſätzen der heiligen Allianz. 1822.
Das Menſchengeſchlecht auf ſeinem gegenwärtigen Standpunkte. Kopenhagen, 1827.
Proben politiſcher Beredſamkeit. Kopenhagen, 1823.
Die Welt als Automat und das Reich Gottes. Kopenhagen, 1830.
Auswahl neugriechiſcher Volkslieder. Braunſchweig, 1830.

Scharfſinn, Klarheit, tiefes und gründliches Eindringen in ſeinen Gegenſtand erwarben S. v. Ph. als politiſchem Schriftſteller einen ſehr bedeutenden Ruf.

Ludwig Friedrich von Schmidt

geboren am 24. Januar 1764 zu Königsbach im Großherzogthum Baden, iſt eines Landgeiſtlichen Sohn. Von 1778—1781 auf dem Gymnaſium zu Karlsruhe vorgebildet, ſtudirte er bis 1784 in Jena, mit welchem Jahre er in Göttingen ſeinen theologiſchen Curſus vollends beſchloß. 1786 ward er als Pfarrer in der Grafſchaft Sponheim angeſtellt, 1792 Hofdiaconus in Carlsruhe. 1799 folgte er der ehrenvollen Berufung zur Stelle des Cabinetspredigers der Kurfürſtin nach München, wodurch er 1806 der erſte proteſtantiſche Pfarrer in Baiern geworden iſt. 1802 ward er zum Kirchenrath, 1809 von Jena zum Doctor der Theologie, 1818 zum Miniſterialrath im Miniſterium des Innern und Referenten in proteſtantiſchen Kirchenſachen ernannt. Als er, 1820 bereits Ritter des Civilordens der bairiſchen Krone geworden, 1826 die verwittwete Königin nach Würzburg begleitete, ward er von der dortigen philoſophiſchen Facultät mit ihrem Doctor-Diplom beehrt. Daſelbſt iſt noch ſein Aufenthalt. Er ließ viele Predigten und Amtsreden drucken, beſonders

Predigten bei beſondern Veranlaſſungen gehalten. Sulzbach, 1803, 1809, 1827. 3 Bde. in 8.

in welchen er ſich als Kanzelredner durch große Einfachheit, Tiefe und Fülle der Gedanken und lebendige, kräftige Darſtellung auszeichnete.

Martin Heinrich August Schmidt,

am 26. Mai 1776 zu Braunſchweig geboren, ſtudirte, aus dem Catharinum und Carolinum ſeiner Vaterſtadt entlaſſen, zu Helmſtädt und Göttingen. In den Jahren 1806 — 1807 königlich preußiſcher Feldprediger, ward er 1812 nach Teltow berufen und rückte 1817 zu der Stelle des Oberpredigers von Derenburg bei Halberſtadt auf. Er ſtarb am 8. März 1830.

Albert und Mathilde, oder die Elemente, Gedicht. Berlin, 1810. in 8.
Bertin an die Siegesgöttin. Berlin, 1814. in 8.
Electron. Berlin, 1810.
Des Marſchalls Uebergang über den Rhein. Berlin, 1814.
Neu-Richmond, beſchreibendes Gedicht. Braunſchweig, 1805.
Die Schlacht an der Katzbach. Berlin, 1813.
Siegesgeſang auf die Schlacht bei Dennewitz. Berlin, 1813.
Die großen Tage des Junius 1815. Berlin, 1815.
Trauerlied auf den General Moreau. Berl. 1813.
Poetiſche Verſuche. Altona, 1825.
Die Völkerſchlacht bei Leipzig. Berlin, 1815. 2. Aufl.
Der Geiſt Heinrich des Löwen. Braunſchw. 1806.
Feſtgaben. Halberſtadt, 1819.

Streng genommen nur ein Gelegenheitsdichter wußte S. doch durch Originalität, Gedankenreichthum, Phantaſie und treffliche Darſtellung ſeinen Poeſieen großes und bleibendes Intereſſe zu verleihen.

Michael Ignaz Schmidt,

am 30. Januar 1736 zu Amſtein geboren, beſuchte ſeit 1749 das Gymnaſium zu Würzburg und trat dann, zur Vorbereitung auf den Stand eines Weltgeiſtlichen, in das biſchöfliche Seminarium ein. Fünf Jahre darauf ward er Licentiat und Prieſter; ſelbſt ſchon als Kaplan zu Haßfurt angeſtellt, zog er es dennoch vor, als Hauslehrer bei dem Großhofmeiſter von Rothenhan mit dieſem während des 7jährigen Krieges in die Nähe von Stuttgart zu ziehen, wo er allen Glanz des Hoflebens kennen zu lernen Intereſſe und Gelegenheit fand. 1771 kehrte er als Bibliothekar nach Würzburg zurück, ward Mitglied der fürſtbiſchöflichen Schulcommiſſion, Beiſitzer der theologiſchen Facultät und Lehrer der deutſchen Reichsgeſchichte. 1774 erhielt er eine bedeutende Pfründe, dazu die Würde eines geiſtlichen Raths mit Sitz und Stimme in der Regierung und begann, von dem 1770 unter ſeiner Leitung geſtifteten Schullehrerſeminare aus, großartige Reformen des Schulweſens. Karl von Dalberg machte ihn zum Mitgliede der Erfurter Academie der Wiſſenſchaften. Joſeph II. ernannte ihn 1778 zum Mitgliede des neuorganiſirten Cenſurcollegiums und zum Geſchicht-Lehrer ſeines Neffen Franz. Er lebte zu Wien als Magiſter der Philoſophie, k. kaiſerlicher Hofrath und Director des Haus- und Staatsarchivs bis zum 1. November 1794, ſeinem Todestage.

Geſchichte des Selbſtgefühls. Frankfurt und Leipzig (eigentlich Würzburg), 1772.
Geſchichte der Deutſchen (Bd. 1—5. auch unter dem Titel: „Aeltere Geſchichte der Deutſchen." 5 Bde. Ulm 1778—1785. Bd. 6—22: „Neuere Geſchichte der Deutſchen," vom 6. Bd. an aus S.'s Nachlaß ergänzt von Joſeph Milbiller. 17 Bde. Ulm, 1705—1808.) Daſſelbe Werk erſchien als: „Aeltere Geſchichte der Deutſchen." 1783—93. 8 Bde. und: „Neuere Geſchichte der Deutſchen." 1785—1808. 17 Bde. Eine ſpätere Fortſetzung iſt: Dreſch's „Geſchichte Deutſchlands ſeit dem Rheinbunde." Ulm, 1824—1830. 5 Bde., welche Bd. 23—27. der Ulmer, und 18—22. der Wiener Ausgabe bildet.

S. war der Erſte, welcher die deutſche Geſchichte populär und lesbar ſchrieb, und verdient ſchon deswegen Anerkennung, auch iſt ihm Fleiß und Geſchmack keineswegs abzuſprechen, doch mußte ihn der katholiſche Standpunkt, von welchem aus er ſeinen Gegenſtand, obwohl mit großer Mäßigung, behandelte, einſeitig machen, weshalb ſeine Darſtellung der Geſchichte Deutſchlands ſeit den Zeiten der Reformatoren nur mit großer Vorſicht benutzt werden darf.

Nikolaus Schmidt,

deſſen Lebensverhältniſſe unbekannt ſind, ward vermuthlich im Anfang der vierziger Jahre des 16. Jahrhunderts geboren, und ſchrieb:

Von den 10 Teuffeln oder Laſtern, damit die böſen unartigen Weiber beſeſſen ſind. Wittenberg, 1568.

Ein ſatyriſches Gedicht im Geſchmacke jener Zeit, doch von geringem Werthe.

Heinrich Gottlieb Schmieder

iſt 1763 in Sachſen geboren. Er trat unter das Militär und lag von 1786 — 1788 als Premierlieutenant und Regimentsquartiermeiſter eines Küraſſierregiments zu Düben. Im letztgenannten Jahre nahm er, um die Rechte zu ſtudiren, ſeinen Abſchied und lebte an mehrern Orten von Geſchäften zurückgezogen. 1791 übernahm er die Regie und einen Antheil an der Direction der Bühne zu Altona, bis er im Jahre 1804 ſeinen Aufenthalt in Petersburg wählte, wo er 1828 ſtarb.

Journal für Theater und andere ſchöne Künſte, 1—3. Bd., 3 Stücke, und 4. Bd., 2 Stücke. Hamburg, 1797 und 1798. 8.
Neues Journal für Theater und andere ſchöne Künſte. Hamburg, 1799. 8.
Taſchenbuch für Theater auf 1798, 1799 und 1801.
Gedichte und Skizzen. Mainz, 1791.
Scenen aus der neueſten Welt. Halle, 1785.
Der ſchwache König. Gotha, 1786—88. 3 Thle.

Seine Leiſtungen erheben ſich nicht über das Mittelmäßige, doch wirkte er nicht ohne Verdienſt für die Ausbildung der dramatiſchen Künſte.

Johann Gottfried Daniel Schmiedtgen,

am 15. April 1766 zu Soeau in der Niederlauſitz geboren, war herzoglich ſachſen-hildburghäuſiſcher Rath, Stifter und Vorſteher einer Verſorgungsanſtalt in Leipzig und endigte ſein Leben zu Leutenberg bei Saalfeld in ruhiger Zurückgezogenheit am 30. September 1816. Folgende Schriften beweiſen ſeine Fruchtbarkeit.

Anna. Leipzig, 1796.
Dämmerungen. 1796.
Theobalds Morgengabe. 1798.
Juchhei oder das neue Hochzeitbüchlein. 1798.
Helena. 1798.
Das Haus von Grodnow. 1798. 2 Thle.
Der hohe Winddruck. 1800.
Die ſtille Ecke am Rohrteiche. 1800. 2 Thle.
Die friedlichen Thäler. 1802.
Der Hageſtolz. 1802.
Pauline Well. 1803.
Die Liebe am See. 1804. 2 Thle.
Kleine Erzählungen. 1805.
Andeutungen. 1809—1812. 4 Thle.
Lydie Willmar. 1809. 2 Thle.
Klementine. 1810.
Adanide. 1811.
Die Gränznachbarn. 1812.

Nicht ohne Talent für die Darſtellung, fehlte es S. doch zu ſehr an Eigenthümlichkeit und Phantaſie, um ſich über die Mittelmäßigkeit zu erheben.

Friedrich Schmitt,

am 7. Juli 1744 zu Nürnberg geboren, war zuerſt Lehrer an dem Pädagogium zu Kloſter Bergen und ſeit 1774 Profeſſor an der Ritteracademie zu Liegnitz, wo er den 12. Auguſt 1813 ſtarb.

Von ihm erſchien:

Leſebuch für Frauenzimmer. Flensb. 1774—1785.
Gedichte. Nürnberg, 1779.
Erzählungen, Fabeln und Romanzen. Leipzig, 1781.

Er überſetzte aus dem Engliſchen:

Pamela. 1772. 4 Thle.
Tom Jones. 1780. 4 Thle.
Robinſon. 1782. 2 Thle.

Aus dem Italieniſchen:

Anthologie. 1778. 4 Thle.
Taſſoni's geraubter Eimer. 1781.
Fortigueera's Ricciardetto. 1783. 2 Thle.

Aus dem Franzöſiſchen:

Lolotte und Faufau. 1789. 4 Thle.
Alexis. 1792. 2 Thle.

S. gehöret jetzt mit Unrecht zu den ganz vergeſſenen Dichtern, da er, mit Geſchmack, Gefühl, Phantaſie und Sprachgewandtheit ausgerüſtet, doch einer der Erſten war, welche die ſüdlichen poetiſchen Formen mit Glück in die deutſche Poeſie einführten oder zu ihrer Wiederbelebung beitrugen. Folgende Probe ſeiner Leiſtungen wird das hier Geſagte beſtätigen.

Laura.

Thäler, Berge, ſchattenreiche Wälder,
Die nicht mehr die Laſt des Winters drückt;
Stille Grotten, Wieſen, grüne Felder,
Die mit Schmelz und Blumen ſchon der Frühling ſchmückt;
Und du ſilberhelle,
Friſche, reine Quelle,
Die ſo ſüß in meine Seufzer rauſcht;
Und du Philamele, die oft ſcheinet
Meinen Schmerz zu fühlen, oft mir lauſcht
Und dann, voller Mitleid, mit mir weinet:
Hört auch itzt, was meine Klage ſingt,
Die, ſo oft zu wiederhalen,
Mich die Liebe zwingt!

Immer fließen werden dieſe Zähren!
Oft noch ſchneller werden ſie dich, Bach!
Oft nach, Fluren, eure Blumen nähren!
Denn von ihr getrennet bin ich! — Nicht mehr, ach!
Soll ich Sie erblicken,
Welche mit Entzücken
Einmal nur, und immer nun mit Gram
Meine Seele füllet! Stets ſie fliehen
Soll ich, die für mich vom Himmel kam,
Deren Augen Haiden machen blühen,
Donner ſchweigen, in die rohſte Bruſt
Sanft Gefühl und Tugend ſtrahlen,
Und des Himmels Luſt!

Ach! in welchem Thal wirſt du ſie finden,
Lenz, und dich, von Ihr verſchönert, freu'n?
Welcher Zephyr wird Ihr Kränze winden,
Und mit Silberblüthen Lauren überſchnei'n?
Welche Sylphen hören
Jetzt ihr Lied, und lehren
Es die Quellen und die Nachtigall? —
Kleine Geiſter mit den Purpurſchwingen,
Die ihr um mich hüpfet, ſeid ihr aus der Zahl
Derer, die ſie ſahen? Ihre Harf' erklingen
Härten? — O, ſo flüſtert mir von Ihr!
Alle Wunder, die ihr ſahet,
Saget mir von Ihr!

Saht ihr, wie viel ihrer Noth vergaßen,
Liebreich insgeheim von Ihr erquickt?
Saht ihr, wie viel Stirnen Gram verlaſſen,
Wenn ihr himmliſch lächelnd Aug' auf Sie geblickt?
Saht ihr, welche ſchönen
Engelwerthe Thränen
Andacht Sie und Mitleid weinen hieß?
Habt ihr ſie geſammelt und gezählet,
Und, damit verhaut, zum Paradies
Jenes Thal gemacht, das ſie verhehlet?
Sprecht! — Und eilt ihr wieder zu Ihr hin,
Sagt Ihr — Nein, nie ſoll Sie wiſſen,
Wie ich elend bin!

Glücklichſter von allen meinen Tagen,
Tag, der mich zur Göttlichen geführet;
Biſt du gleich der Quell von allen Klagen,
Die nicht Zeit, nicht Schickſal enden wird!
Zwar, Dir liebzukoſen,
Blühten keine Roſen,
Denn Autumnus war's, der Dich gebar!
Aber, gleich dem ſchönſten Sohn des Maien,
Lachte Sie dir Blumen um das Haar,
Das kein Nord durchbrauſte; und erfreuen
Hieß Sie die Natur dich! In dem Eis
Spiegelten ſich Roſen, Frühling
Ward's auf Ihr Geheiß!

O, wie ſtarrte nicht aus meinen Blicken
Die Bewunderung, als ich Sie ſah!
Kalte Schauer, glühendes Entzücken
Wechſelten in jeder meiner Adern da!
Ach, mit welchem Geize
Trank ich alle Reize,
Blieb ich eingewurzelt vor Ihr ſtehen!
Hört' ich Ihre Engelsſtimme tönen:
Sah ich Tugend Sie und Grazien
Küſſen, und von Ihr mehr Reiz entlehnen;
Und ein Lächeln ſchimmern im Geſicht,
Das du, Liebe, nur kannſt ſchildern;
Ich vermag es nicht!

O beglückter Bach, von Ihrem Bilde
Mehr, als von der Sonne Glanz, geschmückt;
Sel'ge Auen, selige Gefilde,
Die ihr blühet, wenn Ihr zartes Fuß euch beückt;
Schattenvolle Haine,
Wo sie oft alleine,
Himmlische Gedanken denkend, geht;
Und du, Luft, die, stets von Ihr erhellet,
Sanft in Ihren gold'nen Locken weht;
Gegend, wo zuerst mir nachgestellet
Von der Liebe ward, o sähe dich,
Ach! nur einmal noch mein Auge,
Wie beglückt wär' ich!

Seh' ich dich, geliebte Gegend, wieder?
Ist es möglich? wer riß mich zu dir?
Sank Sie nicht an jenem Bache nieder?
Pflückte Sie nicht Rosen und Violen hier?
Seh' ich Ihre Spuren
Nicht auf diesen Fluren
Ueberall? — Wird nicht die Luft umher
Heit'rer? — Ha! Sie kömmt! Sie selbst! O Wonne!
Wie, aufgeführet auf dem Meer
Von der Blumengöttin, du, o Sonne!
Horcht! Vereint Sie göttlichen Gesang
Nicht mir dem entzückungsvollsten
Süßen Harfenklang.

Wann erschollen jemals solche Lieder?
Schweigt, ihr Wipfel! Stehe stille, Bach!
Seht! der ganze Himmel laßt sich nieder!
Engel singen Ihre hohen Hymnen nach!
Seht! Verklärte grüßen
Sie als Schwester! Gießen
Seligkeit, wie sie im Himmel quillt,
Ihr im Busen! — „Solche Lieder tönte,
Als noch meine Seele Staub umhüllt,"
(Zeuget Rowe) „nie meine Harfe, tönte,
Meta, nie die Deinige so süß!
Und Ihr ganzes Leben, Meta,
Tönet auch so süß!" —

Ha! Wo bin ich? Welche Phantasieen
Füllen mich mit süßer Trunkenheit?
Möchtet ihr doch mind'stens niemals fliehen,
Gold'ne Träume, die ihr meinen Geist erfreut! —
Hier in diesen Gründen
Laßt mich stets Sie finden.
Immer will ich Sie hier suchen gehen!
Hier will ich die träge Zeit verweinen!
(Könnte nur dies ungestört geschehen.)
Hier soll stets der Engel mir erscheinen,
So wie jetzo! — Hört! Mich dünkt, Sie spricht:
„Freund, wie sehn uns noch; dann trennet
Uns kein Schicksal nicht!"

Stanislaus Schmitt,

den 12. September 1766 in der Abtei Schönthal geboren, war zuerst substituirter Staatsprocurator zu Trier und begab sich von da als Doctor der Philosophie und Advokat nach Kreuznach. Er gab heraus:

Gedichte, Frankfurt, 1803. Kreuznach, 1804.
Hildegard, Gemahlin Karl des Großen, episches Gedicht. Kreuznach, 1811. 3 Bde.
Zenobia, oder der Triumph des Kreuzes, episches Gedicht. Kreuznach, 1810.
Der neue Ortsheer, Drama. Kreuznach, 1810.
Feldblumen, Poesien für Freunde der ländlichen Natur. Kreuznach, 1808. in 8.

Ein Nachahmer Wielands in der Behandlung episch-romantischer Stoffe, steht er weit hinter seinem Vorbilde zurück, und erhebt sich überhaupt nicht über das Gewöhnliche.

Friedrich Jacob Schmitthenner

ward am 17. März 1796 zu Oberdonis, einem Dorfe im Fürstenthum Wied, geboren und studirte in Marburg, wo er sich, von Conradi angeregt, fast allein mit dem Studium Platons und, von den Neueren, Schellings beschäftigte. Sein Fachstudium, die Medicin, verließ er daher bald und nachdem er in Theologie und Jurisprudenz vergebens Befriedigung gesucht hatte, lebte er seit 1815 in Gießen ausschließend seinen wissenschaftlichen Bestrebungen. Im Sommer 1815 preußischer Unterthan geworden, hatte er zum dreijährigen Militärdienste so wenig Neigung, daß er lieber seine Naturphilosophie eine Zeitlang theologischen Privatstunden aufopferte, die ihm bald ein theologisches Examen und mit dem 19. Jahre eine Anstellung als Pfarrer zu erlangen, möglich machten. Doch kehrte er nach nicht langer Zeit zu seinen Lieblingsstudien zurück, und ward sogar, ohne Neigung für dies Lehrfach, Prorector am Pädagogium zu Dillenburg. 1827 wurde er von der nassauischen Regierung zum Professor am Pädagogium zu Wiesbaden und, da er diese Stelle nicht annahm, zum Director des Schullehrerseminars zu Idstein erwählt; unmittelbar darauf aber, seinem Wunsche gemäß, zugleich von Preußen und Hessendarmstadt zu einer akademischen Stellung berufen. Daher ging er auch, nach einem halben Jahre, im Herbste 1828 als Professor der Staatswissenschaft und Geschichte nach Gießen und kehrte — im Jahre 1832 als Oberstudien- und Schulrath eine Zeit lang in Darmstadt für Schulreform wirksam — 1835 dahin zurück, wo er als geheimer Regierungsrath, Doctor und ordentlicher Professor der Philosophie lebt. Seine Schriften sind:

Kurzgefaßte Schreibungslehre der deutschen Sprache. Herborn, 1821. 2. Aufl. 1828.
Deutsche Sprachlehre für Gelehrtenschulen. Herborn, 1822. (Zu Cassel, 1837. 2. Aufl.)
Elementarlehre der deutschen Sprache nach naturgemäßer Methode. Hadamar, 1823.
Ursprachlehre. Frankfurt, 1826.
Deutsche Sprachlehre nach neuer wissenschaftlicher Begründung. Frankfurt, 1828.
Methodik des Sprachunterrichts. Frankf., 1829.
Die Jahreszeiten, lyrisch-didaktisches Gedicht. Frankfurt, 1829.
Ueber das Schicksal und die Bestimmung der Geister. Wiesbaden, 1819.
Kurzes deutsches Wörterbuch. Darmstadt, 1837. 2. Aufl.
Geschichte der Deutschen. Herborn, 1824. 2. Aufl. 1836.
Grundriß der politischen und historischen Wissenschaften. Gießen, 1830—32. 3 Bde.
Ueber den Character und die Aufgaben unserer Zeit in Beziehung auf Staat und Staatswissenschaft. Gießen, 1832.
Zwölf Bücher vom Staate. Gießen, 1839. 1. Bd.
Ueber das Cultur- und Schulwesen. Gießen, 1839. 1. Bd. (gegen Fr. Thiersch's Angriffe).
Die Lehre von der Satzbezeichnung. Frankfurt, 1824.
Die 3. Auflage von Roth's „Anfangsgründe der deutschen Sprachlehre." Gießen, 1825.
Methodik des Sprachunterrichts. Frankf., 1828.
Die Main-Weser-Eisenbahn. Gießen, 1838.

Einer der ausgezeichnetſten und ſcharfſinnigſten deutſchen philoſophiſchen Sprachforſcher, hat S. ſowohl in ſeinen Schriften über die Sprache und deren Wiſſenſchaft, wie in ſeinen publiziſtiſchen Arbeiten höchſt eigenthümliche und bedeutende Anſichten entwickelt, welche in dem ganzen Umfange ihrer Wichtigkeit vollſtändig vielleicht erſt von der Nachwelt gewürdigt werden können, ihm aber bereits ein hohes wiſſenſchaftliches Anſehen bei ſeinen Zeitgenoſſen mit vollkommenem Recht erworben haben.

Benjamin Schmolck

ward am 21. Dezember 1672 zu Brauchitſchdorf bei Liegnitz geboren, beſuchte die Schule zu Laudan und ſtudirte in Leipzig Theologie. Bei ſeiner Rückkehr ſeinem Vater ſubſtituirt, der in Brauchitſchdorf Pfarrer war, ging er 1702 als Diaconus nach Schweidnitz, wurde dort 1707 Archidiaconus, 1712 Senior des Miniſteriums und 1714 Oberprediger, zugleich Kirchen- und Schulinſpector. Er ſtarb daſelbſt am 12. Februar 1737. Die Titel ſeiner geiſtlichen Schriften ſind:

Heilige Flammen der himmliſch geſinnten Seele. Striegau, 1704. 3 Aufl. 1706.
Geiſtlicher Pechweihrauch. Striegau, 1806.
Luſtiger Sabbath in der Stille zu Zion. Jauer, 1712.
Roſen nach den Dornen. Jauer, 1714.
Mara und Manna. Breslau und Liegnitz, 1715.
Das in gebundenen Seufzern mit Gott verbundene Herz. Breslau und Liegnitz, 1715.
Eines andächtigen Herzens Schmuck und Aſche. Breslau und Liegnitz, 1716 und 1717.
Eines andächtigen Chriſtrn heilige Andachtsflammen. Budiſſin, 1717.
Geiſtlicher Wanderſtab des Siemitiſchen Pilgers. Schweidnitz und Jauer, 1718.
Freudenöl in Traurigkeit. Breslau und Liegnitz, 1720.
Saitenſpiel des Herzens am Tage des Herrn. Breslau und Liegnitz, 1720.
Andächtiger Herzen Betallar. Hirſchberg, 1720.
Schöne Kleider für einen betrübten Geiſt. Breslau und Liegnitz, 1723.
Bochim und Elim. Breslau und Liegnitz, 1724.
Klage und Reigen. Breslau und Liegnitz, 1725.
Schriften. Tübingen, 1740—44. 2 Thle.

Vorzüglich als geiſtlicher Liederdichter erwarb ſich S. zu ſeiner Zeit einen ausgezeichneten Ruf, der ſich jedoch im Allgemeinen nicht lange erhielt. Es fehlte ihm durchaus nicht an Talent in Behandlung der Form und der Sprache, aber ſeine Begeiſterung quoll nicht aus ſeinem Innerſten, ſondern ward mühſam von dem Verſtande erkünſtelt; deshalb gefiel er ſich auch vorzüglich in ſüßlicher Ziererei und Bilderprunk, dem falſchen Geſchmack ſeiner Tage vor Allem huldigend und in leidiger Affectation das Wahre ſuchend, von dem er ſich gerade dadurch am Meiſten entfernte. Folgende Probe wird das Geſagte beſtätigen.

Himmliſcher Sinn.

Himmel an geht unſre Bahn,
Wir ſind Gäſte nur auf Erden,
Bis wir dort in Kanaan
Durch die Wüſte kommen werden.
Hier iſt unſer Pilgrimsſtand,
Droben unſer Vaterland.

Himmel an ſchwing dich, mein Geiſt!
Denn du biſt ein himmliſch Weſen,
Und kannſt das, was irdiſch heißt,
Nicht zu deinem Zweck erleſen.
Ein von Gott erleuchtter Sinn
Kehrt in ſeinen Urſprung hin.

Himmel an! ruft er mir zu,
Wenn ich ihn im Worte höre;
Das weiſt mir den Ort der Ruh,
Wo ich einmal hin gehöre.
Wenn mich dieſes Wort bewahrt,
Halt ich eine Himmelfahrt.

Himmel an! denk' ich allzeit,
Wenn er mir die Tafel decket,
Und mein Geiſt hier allbereit
Eine Kraft des Himmels ſchmecket.
Nach der Koſt im Jammerthal
Folgt des Lammes Hochzeitmahl.

Himmel an! Mein Glaube zeigt
Mir das ſchöne Loos von ferne,
Daß mein Herz ſchon aufwärts ſteigt
Ueber Sonne, Mond und Sterne;
Denn ihr Licht iſt viel zu klein
Gegen jenen Glanz und Schein.

Himmel an wird mich der Tod
In die rechte Heimath führen,
Da ich über alle Noth
Ewig werde triumphiren.
Jeſus geht mir ſelbſt voran,
Daß ich freudig folgen kann.

Himmel an! ach Himmel an!
Das ſoll meine Loſung bleiben.
Ich will allen eitlen Wahn
Durch die Himmelsluft vertreiben.
Himmel an ſteht nur mein Sinn,
Bis ich in dem Himmel bin.

Ludwig Schnabel

ſtarb zwiſchen 1760—1780. Er war Kammerſecretär zu Stolberg am Harz. Sein Dichtername iſt Giſander. Weiter iſt Nichts über ſeine Lebensumſtände bekannt. — Er ſchrieb:

Wunderliche Fata einiger Seefahrer, abſonderlich Alberti Julii, eines Sachſen. 4 Thle. Nordhauſen, 1731—43, neu: 1768. Halberſtadt, 1772. (Auszug in Reichards Bibliothek der Romane, Thl. 2. Seite 163). Neue Beard. unter dem Titel: die Inſel Felſenburg, von C. R. Andrä. 3 Thle. Gotha, 1788—90; von R. Lappe. Nürnberg, 1823; von Ludw. Tieck. 6 Bde. Breslau, 1827. Eine gänzliche Umarbeitung lieferte Oehlenſchläger.

Der aus dem Monde gefallene und nachher zur Sonne des Glücks geſtiegene Prinz. Frankfurt, 1750.

Unter den Robinſonaden des achtzehnten Jahrhunderts, welche namentlich in Deutſchland ſo großen Anklang fanden, iſt S's Werk unſtreitig das gelungenſte deutſche Product, obwohl es zur ſelben Zeit auch als ein höchſt getreuer Abdruck des falſchen und überladenen Geſchmackes, ſo wie der kleinlichen Weltanſicht jener Periode erſcheint. Der Verfaſſer beſaß ein friſches poetiſches Talent, eine lebendige Phantaſie und eine reiche poſitive Bildung und wußte dieſe glücklichen Mittel

mit Geschick zu verwenden. Allgemeiner Beifall krönte daher diese Arbeit. S's zweiter Roman, in welchem dagegen die damals so beliebte didaktische und moralische Tendenz, die sich in der Insel Felsenburg bereits ziemlich breit macht, zu sehr hervortrat, machte nicht ein solches Glück. —

Eulogius Schneider,

gräßlichen Andenkens, ward zu Wichfeld im Würzburgischen am 20. October 1736 geboren. Er studirte zu Würzburg, ward in Bamberg Franciscaner und 1786 als Hofprediger des Herzogs von Würtemberg angestellt. Durch seinen leidenschaftlichen Sinn der Gnade dieses Fürsten und seiner Stelle verlustig, fand er bei dem dichterliebenden Kurfürsten von Cöln die wärmste Aufnahme mit der doppelten Anstellung als Pfarrer und Professor zu Bonn, die er 1789 antrat, doch nur kurze Zeit verwaltete, bis die französische Revolution seine furchtbaren Sympathien weckte und ihn von Kanzel und Katheder auf die Guillotine rief. Kein Franzose mißbrauchte die ihm verliehene Gewalt so schrecklich, wie Schneider, seit er 1791 Vicar des constitutionellen Bischofs von Straßburg, 1792 Maire zu Hagenau und zuletzt Civilcommissär bei der Armee vom Elsaß geworden war. Endlich ward er, selbst den Convent ein Abscheu, am 20. December 1793 nach Paris gebracht, wo er am 1. April 1794 unter dem Falldeil starb. Seine Schriften sind:

Gedichte. Frankfurt a. M., 1790. 5. Aufl. 1813.

Der Guckkasten, komisches Gedicht (aus seinem Nachlaß). Lingen, 1795.

Die ersten Grundsätze der schönen Künste überhaupt und der schönen Schreibart insbesondere. Bonn, 1790.

Wollte man von seinen Gedichten auf den Menschen schließen, so möchte man S. für einen der trefflichsten, für das Große und Schöne, für Gott und die Menschheit begeisterten Männer halten, denn seine Poesieen athmen innige Frömmigkeit, tiefes Gefühl und feurige Empfindung und erwarben ihm zu seiner Zeit einen nicht geringen Ruf.

Friedrich Johann Aloys Schneider,

am 12. April 1752 zu Brünn geboren, ward zuerst Lehrer am Gymnasium der Kleinseite von Prag und darauf katholischer Prediger zu Leipzig. Der Ruf seiner Beredsamkeit brachte ihn 1792 an die Dresdner Hofcapelle; 1798 ward er sogar zum kurfürstlichen Beichtvater ernannt. 1800 ging er als apostolischer Vicar nach Posen, ward 1807 Doctor der Theologie und Domherr daselbst, 1811 Domherr zu Crakau, 1815 Comthur des königlichen Civilverdienstordens und beschloß sein bewegtes Leben als Bischof von Argos, am 22. December 1818. Er war als Exjesuit und liberaler Katholik bekannt und schrieb:

Gebet- und Erbauungsbuch für kathol. Christen. Dresden, 1805. 4. Aufl. 1821.

Der Christ in den verschiedenen Verhältnissen seines Lebens. Leipzig, 1804.

Kurze Betrachtungen über die Leidensgeschichte. Leipzig, 1808. 2. Aufl. 1810.

Predigten, herausgegeben von Ignaz Cuniz. Prag, 1820—1824. 8 Thle.

Klarheit, Gedankenreichthum, Adel und Freiheit der Gesinnung, trefflicher Styl und echte Wärme des Gefühls weisen S. einen sehr hohen Rang unter den besten katholischen deutschen Kanzelrednern an.

Kunz Schneider, s. Meistersänger.

Julius Franz Borgias Schneller

ward 1777 zu Straßburg geboren, studirte zu Freiburg, zuerst besonders Mathematik, dann die Rechte. 1796 focht er in den Reihen der Studirenden, die sein Aufgebot mit dem Landsturm vereinigt hatte, bei Wagensstatt gegen Moreau; im Zorn über den Sieg des Feindes ging er nach Wien. Hier studirte er viele Sprachen und wagte sich, durch Kotzebue angeregt, mit mehreren Stücken nicht ohne Glück auf die Bretter, die damals unter Jenes gewandter Leitung blühten. 1802 sah er als Begleiter eines Adeligen Paris, London, Belgrad und Venedig und erkannte durch diese Reise klar seinen inneren Beruf zur Geschichte, deren Lehrstuhl er bald nach seiner Rückkehr in Linz, und 1806 in Grätz bestieg. Die Freimüthigkeit, mit der er stets, in Rede und Schrift, für Deutschland gewirkt und gehofft hatte, zog ihm seit 1816 Verdächtigungen und Censurbeschwerden zu, die ihn bewogen, 1823 nach 28jährigem glücklichem Aufenthalt Oesterreich zu verlassen und das Lehramt der Philosophie in Freiburg anzunehmen. Grätz schenkte dem Scheidenden das Bürgerrecht. Er starb als Doctor und ordentlicher Professor der Philosophie zu Freiburg am 15. Mai 1833.

Ueber Preußens Demoerationslinie. 1795.

Vitellia, Trauerspiel. } zu Wien gegeben.
Die Gefangenschaft, Lustsp. }

Weltgeschichte. 4 Bde. Grätz, 1810—12. 4 Thle. neue Ausg. 1824.

Böhmens Schicksale und Thatkraft vor dem Verein mit Ungarn, Oesterreich und Steiermark. Grätz, 1817.

Oesterreichs und Steiermarks Thatkraft vor dem Verein mit Ungarn, Böhmen und unter sich. Grätz, 1818.

Bundesanbeginn von Ungarn, Böhmen, Oesterreich und Steiermark. Grätz, 1819.

Geist des Jahrhunderts im Kaiserthum Oesterreich. (Preisschrift).

Weiblichkeit, ein Sonettenkranz. Wien, 1822. 2. Aufl.
Ueber den Einfluß der Weltgeſchichte auf die Philoſophie. Freiburg, 1824.
Sündenbabel und Krähwinkel, (von Julius Velor.)
Ueber den Zuſammenhang der Philoſophie mit der Weltgeſchichte. Freiburg, 1825.
Geſchichte Böhmens. Dresden, 1827. 2 Bdchen.
Geſchichte der Menſchheit. Dresden, 1828.
Der Menſch und die Geſchichte. Dresden, 1828.
Oeſterreichs Einfluß auf Deutſchland und Europa ſeit der Reformation bis zu den Revolutionen unſerer Tage. Stuttgart, 1828—29. 2 Bde.
Hinterlaſſene Werke. Leipz. und Stuttg., 1831—35. 4 Bde.
Chateaubriand's Werke, überſ. Freib., 1823—29. 52 Thle.
Staatengeſchichte Oeſterreichs. Grätz, 1820. 5 Thle.
Geſchichte der Architectur. Dresden, 1828.
Geſchichte Ungarns. Dresden, 1830. 1. Band.
Geſchichte des Welttanſs und Zeitgeiſts. Dresd., 1830. 1. Thl.

Gründliches Wiſſen, lebendige Phantaſie, Scharfſinn und eine freie Weltanſicht zeichnen S. als Dichter, wie als Hiſtoriker ſehr vortheilhaft aus. Seine Werke über Oeſterreich, namentlich die Schrift über den Einfluß dieſes Reiches ſeit der Reformation machten großes Aufſehn zur Zeit ihres Erſcheinens, und erwarben ihm, wenn gleich von der Gegenpartei heftig angegriffen, großes und wohlverdientes Lob. Unter ſeinen poetiſchen Arbeiten ſind vorzüglich die didactiſchen und ſatyriſchen als die gelungenſten zu betrachten.

Balthaſar Schnurr (von Lendſidel),

geboren den 24. Februar 1572 zu Lendſidel in Franken, Paſtor zu Hengſtfeld in Franken, ſtarb 1644. Er iſt nach neuerer Forſchung nur der ſpätere Herausgeber des ſchon vor ihm im Druck erſchienenen Mückenkrieges. Der wahre Verfaſſer, des ihm früher gewöhnlich zugeſchriebenen, weiter unten ausführlich genannten Buches war:

Hans Chriſtoph Fuchs,

Paſtor und Senior zu Wallenburg und Aeſchwang in Franken, der im 16. Jahrhundert lebte.

Jenes Buch iſt: Muckenkrieg. Schmalkalden, 1580 u. ö. — Von Schnurr herausgegeben: Straßburg, 1612. — Neu herausgegeben, von J. G. Büſching, Leipzig, 1806, und mit den Varianten der Schnurrſchen Bearbeitung, von F. W. Genthe. Eisleben, 1833.

Das Ganze iſt eine deutſche Bearbeitung von Theofilo Fotengo's (Merlino Cocaio) makaroniſchem Gedichte Moscaea, welche dem Original ſehr nachſteht, und an der Geſchmackloſigkeit und Weitſchweifigkeit ihres Zeitalters leidet. Näheres ſiehe in Genthe's Einleitung zu der von ihm beſorgten Ausgabe.

Johann Georg Schoch,

geboren zu Anfang des 17. Jahrhunderts, lebte als Advocat zu Naumburg. Er dichtete ſehr früh und nahm unter dem Namen des Grünenden an der fruchtbringenden Geſellſchaft Theil. Seine ferneren Lebensverhältniſſe und ſein Todesjahr ſind unbekannt.

Comödie vom Studentenleben. Leipzig, 1657. 68.
Neuerbauter poetiſcher Luſt- und Blumengarten. Leipzig, 1660.
Neuerfundene Kriegs- und Friedensſchäferei. Leipzig, 1661.
Weihrauchsbaum und Sonnenblume. Leipzig, 1662.

Seine gelungenſte Arbeit iſt ſeine Komödie, welche das Leben und Treiben der deutſchen Studenten im 17. Jahrhundert ohne dramatiſche Regelmäßigkeit in einer Reihe loſe mit einander verknüpfter Situationen ſchildert, und bei mancher Breite und Plattheit doch auch manches wahrhaft Komiſche enthält.

Chriſtoph Otto Freiherr von Schönaich

ward am 12. Juni 1725 zu Arntitz in der Niederlauſitz geboren, trat in Kriegsdienſte, entſagte aber früh wieder der militäriſchen Laufbahn, um allein den Muſen zu leben. Er ward von Gottſched's Bewunderung am 18. Julius 1752 zu Leipzig feierlich zum Dichter gekrönt, doch hierdurch ſo wenig gegen den Tadel ſehr ſchlechter Poeſie gewahrt, als durch die Anfeindungen der ſchweizeriſchen Schule, durch die er ſich ſeinem Leipziger Gönner verpflichtete. Als kurſächſiſcher Hauptmann und Prälat, auch Domherr zu Altbrandenburg, Freiherr zu Caeciath-Benthen, Senior der fürſtlich gräflichen und freiherrlichen Linie derer von Schönaich und Majoratsherr zu Arntitz lebte er daſelbſt, bis ihn am 15. November 1807 ein ſpäter Tod abrief. Seine Schriften ſind:

Herrmann oder das befreite Deutſchland, Heldengedicht. Leipzig, 1751, 4. Aufl. 1805.
Verſuch in der tragiſchen Dichtkunſt. Leipzig, 1754.
Heinrich der Vogler, oder die gedämpften Hunnen, Heldengedicht. Breslau, 1757.
Oden, Satiren, Briefe und Nachahmungen. Leipzig, 1761.
Montezuma. Trauerſpiel. Königsberg, 1763.

So ſehr Gottſched ſich auch bemühte, S. dem Publikum als einen deutſchen Homer und Virgil vorzuführen und ihn höher als Taſſo und Arioſt zu ſtellen, ſo dauerte ſein poetiſcher Ruhm doch nur ſehr kurze Zeit, trotz dem daß ſein Gönner geglaubt hatte, durch ihn Klopſtock in den Hintergrund drängen zu können, und ſeine glatten und geiſtloſen Reimereien ſanken ſehr bald in gänzliche Vergeſſenheit.

Gottlob Fr. Ernſt von Schönborn,

den 14. September 1737 zu Stolberg geboren, war zuerſt Sekretär des trefflichen Grafen Bernſtorf zu Copenhagen, ging dann 1774 als königlich däniſcher Conſulatsſecretär nach Algier, 1777 als Legationsſecretär nach London und privatiſirte als Etatsrath und Danebrogritter zu Emkendorf, wo er am 29. Januar 1817 ſtarb.

Gedichte: im göttinger Muſenalmanach, im deutſchen Muſeum, der ſchleswiger Sammlung von Merkwürdigkeiten der Literatur, u. a.

S. Mothiſſons Anthologie. 6. Bd.

Vgl. über ihn: Schönborn und ſeine Zeitgenoſſen von J. R. Hamburg, 1836.

S. hat mehr poetiſch im Leben und durch ſeinen Umgang auf ſeine Freunde gewirkt als durch eigene Schriften; ſeine Gedichte, in welchen er ſich den gramiſirenden Beſtrebungen des Göttinger Dichterbundes anſchließt, athmen Scharfſinn, reges Gefühl und Begeiſterung, ohne ſich jedoch über die damaligen Leiſtungen zu erheben.

Friedrich Chriſtian Ludwig Schöne

ward am 10. Februar 1779 zu Hildesheim geboren, ſtudirte Arzneiwiſſenſchaft, war 1813 Director des großen Militärlazareths in Stolberg und lebt als Dr. der Medicin, Hofrath und praktiſcher Arzt zu Stralſund.

Fauſt. Trogödie. Berlin, 1809.

Fortſetzung von Goethes Fauſt. Berlin, 1822.

Die Macht der Leidenſchaft. Berlin, 1818.

Guſtav Adolfs Tod. Trauerſpiel. Berlin, 1818.

Seine Trauerſpiele, namentlich die Fortſetzung von Goethe's Fauſt, zeugen von Talent in Behandlung der Form und Sprache, ermangeln aber der Tiefe und Kraft und ſind daher im Ganzen wenig bekannt geworden.

Johanna Schopenhauer

ward 1770 zu Danzig geboren, genoß im Hauſe ihres Vaters, des Senators Troſina, eine ausgezeichnete Erziehung, die an der Seite ihres Gatten, des Banquiers H. F. Schopenhauer, durch weite Reiſen vollendet ward. Als Danzig 1793 preußiſch wurde, zogen ſie nach Hamburg den angenehmſten Verhältniſſen entgegen. Dennoch traten Beide 1803 ihre zweite große Reiſe an; nach 3 Jahren, als ſie nach Homburg heimkehrten, ſtarb ihr Gemahl. Daher wandte ſie ſich 1806 nach Weimar, wo ſie bis 1828 lebte. Sie war auch als Miniaturmalerin, von Auguſtin in Paris unterrichtet, ausgezeichnet. Später ließ ſie ſich in Bonn nieder, zog jedoch, von dem regierenden Großherzoge von Weimar eingeladen, im Jahre 1837 nach Jena und ſtarb daſelbſt am 16. April 1838. —

R. L. Fernow's Leben. Tübingen 1810.

Erinnerungen von einer Reiſe durch England, Schottland und das ſüdliche Frankreich. Rudolſtadt, 1813—17. 3 Thle. 2. Ausg. 1818.

Novellen. Rudolſtadt, 1816.

Ausflucht an den Rhein. Leipzig, 1818.

Gabriele. Leipzig, 1819. 20. 3 Thle.

Johann von Eyck. Frankfurt, 1822. 2 Thle.

Die Tante. Frankfurt, 1822. 2 Thle.

Erzählungen. Frankfurt, 1825—28. 8 Thle.

Sidonia. Frankfurt, 1827. 3 Thle.

Sämmtliche Schriften. Leipzig, 1830. 24 Thle.

Nachlaß. Herausgegeben von ihrer Tochter. Braunſchweig, 1839.

Feiner Geſchmack, hohe geiſtige Bildung, Reichthum der Erfahrung, ſeltene Beobachtungsgabe und wormes echt weibliches Gefühl, befähigten Joh. S. vor vielen anderen ſchriftſtellernden Frauen die Feder zu ergreifen und die Reſultate ihres reichen Lebens in ihren Romanen und Novellen, ſo wie in ihren Reiſebeſchreibungen niederzulegen. Mit einem ausgezeichneten Styl verband ſie eine treffliche Characterzeichnung und ſeltene Sauberkeit in der Ausführung der Situationen. Dadurch, daß ſie namentlich bei Frauen der höheren Kreiſe entſchieden auf die Nothwendigkeit harmoniſcher Durchbildung des Geiſtes wie des Gemüthes innerhalb des Familienlebens hinwies, hat ſie höchſt ſegensreich gewirkt und ſich reiche dankbare Anerkennung erworben, welche ſie noch lange überleben wird. —

Haß und Liebe.

An den reichen, rebenumkränzten Ufern der prächtigen Garonne blühte im fürſtlichen Glanze Jahrhunderte hindurch das edle Haus des Grafen von Artaban, deſſen letzter trüber Sprößling ich bin. In ununterbrochner glänzender Reihe vererbten ſein Anſehen im Lande, ſeine mit jedem Jahre ſich mehrenden Reichthümer vom Vater zum erſtgebornen Sohne. Die jüngern Söhne waren zu Folge uralter Familienverträge blos an die Milde des älteſten Bruders gewieſen, ſie mußten den Freuden einer glücklichen Ehe entſagen und im Felde der Ehre oder im Dienſte der Kirche ihr eignes Fortkommen ſuchen. So nahm der alte Stamm fortwährend an Macht und Anſehen zu, ſeine Beſitzungen verbreiteten ſich ins Unüberſehliche; zahlreiche Dörfer, Städtchen und Schlöſſer ruhten in ſeinem gewaltigen Schatten, denn keine Nebenſprößlinge durften ſeiner Wurzel entkeimen und einen Theil ihrer Kraft ihm entziehen.

Mein Aeltervater war der einzige Sohn ſeiner Eltern, und der Glanz ſeines Hauſes hatte zu ſeiner Zeit den höchſten Gipfel erreicht. Er ſelbſt lebte in fürſtlicher Pracht, wie es bei ſeinen großen Reichthümern ihm ziemte; ſein Herz war groß, ſeine Hand ſtets bereit, Wohlthaten zu ſpenden, kein Hülfebedürfender ging ungetröſtet von ihm weg, und dennoch überſtieg alljährig ſeine Einnahme bei weitem die Ausgabe. Sein Reichthum mehrte ſich täglich, denn er haßte jede zweckloſe Verſchwendung, und blieb nach dem ruhmwürdigen Beiſpiele ſeiner Vorfahren auf ſeiner Burg, in der Mitte der Seinen. Er mied gern den üppigen Hof, welchen damals Katharina von Medizis um ſich her verſammelte, um durch deſſen Glanz wo möglich ihre Zeitgenoſſen gegen die Greuel zu verblenden, welche ihr Andenken bei der ſpäteſten Nachwelt mit unauslöſchlicher Schande ewig brandmarken werden.

Mehr noch als alle übrigen Güter, die in ſolchem Uebermaaße ihm geſpendet waren, beglückte meinen Aeltervater der Beſitz einer liebenswerthen, innigſt geliebten Gattin. Sie war die Krone ſeines Lebens, und beide ſahen mit frohen Erwartungen dem Zeitpunkt entgegen, in welchem die Geburt eines Erben ihrem Glücke das Einzige zu gewähren verſprach, was ihm noch abging. Doch was iſt die Hoffnung des Sterblichen? Spreu, die im Winde verfliegt.

Keiner ſteht auf Erden ſo hoch, daß nicht die Hand eines feindlichen Geſchicks ihn erreichen könne. Auch mein Aelter-

vater mußte dieses erfahren. Seine Gemahlin gab Zwillingssöhnen das Leben, und schloß dann ihr Auge auf immer.

Alle Liebe seines weichen reichen Gemüths wandte von nun an der trostlose Gatte seinen verwaiseten Söhnen zu, sie waren sein Glück, seine Welt, sein Alles auf Erden. Die Knaben wuchsen rüstig heran, ihre Schönheit gewann aller Herzen, die vollkommenste Gleichheit ihrer Züge, ihrer Gestalt, ihres ganzen Wesens machte sie zum Wunder der Gegend umher. Jeder von ihnen war der genaueste Abdruck des Andern, nur Ein Herz schien in Beider Brust zu schlagen, Ein Geist Beide zu beleben. Jeder wußte, was der andere dachte, lange eh' es ausgesprochen ward, keiner vermochte sich zu freuen, wenn sein Bruder die Freude nicht mit ihm theilte. So wandelten sie stets Hand in Hand und wünschten nichts weiter, als so auch durch's Leben zu gehen.

Die Eintracht der Söhne war des Vaters höchste Freude, kaum wußte sein Auge Einen von dem Andern zu unterscheiden, sein Herz aber wußte dieses noch weniger, er liebte Beide unaussprechlich; doch keiner war ihm der liebste.

So kam die Zeit, in welcher der Jüngere der Brüder sich für die Kirche oder den Orden entscheiden mußte. Bitterer Schmerz ergriff den Vater bei dem Gedanken an die von nun an eintretende Verschiedenheit der Bestimmung seiner Lieblinge. Beide waren in der nämlichen Stunde, mit den nämlichen Ansprüchen ins Leben getreten, und nun sollte nur einer von ihnen der Güter sich erfreuen, zu denen, nach den Gesetzen der, keinen Unterschied dieser Art anerkennenden Natur, dem Vater Beide gleich berechtigt schienen. Sein Herz empörte sich dagegen, aber er gewann es doch über sich, seine Söhne mit ihrer künftigen so verschiedenen Lage bekannt zu machen, an die keiner von ihnen jemals gedacht hatte. Zugleich forderte er den jüngsten Sohn auf, zwischen dem Stande eines Kriegers oder dem eines Geistlichen zu wählen.

Bleiches Entsetzen sprach sich bei dieser Eröffnung in den Zügen des älteren Sohnes aus. Mit Thränen, mit heißem Flehen, mit jener unwiderstehlichen Beredsamkeit, die aus dem Herzen kommt, drang er in den Vater, das überreiche Erbtheil zwischen ihm und seinem Bruder zu theilen. Mit Entzücken schloß der alte Graf den Sohn in die Arme, der dem verbargensten heißesten Wunsche seines Herzens so liebevoll entgegen zu kommen wußte.

Die nöthigen Einrichtungen werden bald darauf getroffen. Der Antheil an den väterlichen Besitzungen, welchen der Aelteste erhielt, blieb noch immer so bedeutend, daß er den Namen Artaban mit Ehren und unvermindertem Glanze fortzuführen vermochte. Der jüngere Bruder ward Marquis von Lussan genannt, und wurde ebenfalls begütert genug, um ein, seinem Range und Stande angemessenes Leben sorgenfrei und ehrenvoll zu führen. Beide Brüder vermählten sich bald darauf mit zwei Schwestern aus einem ebenbürtigen Hause.

Der Vater blieb noch lange ein seliger Zeuge der nie getrübten Eintracht seiner Söhne, und ihres seltnen, auf reine Jugendliebe gegründeten häuslichen Glücks, ehe er in sehr hohem Alter in ihren Armen zu seinen Vätern hinüber schlummerte.

Der Tod des alten Grafen führte keine Veränderung in dem gegenseitigen Verhältnisse der Brüder herbei; ihre Besitzungen gränzten an einander, sie sahen sich täglich, und lebten oft Wochen lang im nämlichen Haushalte bei einander. Jedem von ihnen war noch bei Lebzeiten ihres Vaters nur ein Sohn geboren, übrigens blieb Beider Ehe kinderlos. Die Knaben waren im Alter einander vollkommen gleich, und die Väter wünschten nichts sehnlicher, als die brüderliche Liebe, welche ihnen Beide von Jugend auf eine Quelle unsäglichen Glückes gewesen war, auch ihren Söhnen, als schönstes reichstes Erbe einst zu hinterlassen.

Um diesen lobenswerthen Zweck zu erreichen, beschlossen sie, ihre Söhne von der frühesten Kindheit an in der engsten Gemeinschaft mit einander aufwachsen zu lassen, vollkommen so, als ob sie wirklich Brüder wären.

Die Knaben bewohnten das nämliche Zimmer, dieselben Lehrer wurden Beiden zugegeben, unzertrennlich in ihren Arbeitsstunden, wie bei ihren Vergnügungen, erhielt keiner den mindesten Vorzug vor dem andern. So hatten ihre Väter ihrer beglückte Jugend mit einander zugebracht und ihre gegenseitige Zuneigung war mit jedem Tage gewachsen; so hofften sie auch, durch Gewöhnung die Liebe ihren Söhnen mitzutheilen, durch welche die Natur einst sie selbst von ihrem ersten Athemzuge an, auf das innigste mit einander verzweigt hatte.

Doch leider darf der Mensch, der Staubgeborne, nur selten ungestraft es wagen, der Natur auf ihren dunkeln geheimnißvollen Wegen nachschreiten zu wollen. Das erfuhren die beiden Brüder. Sie beabsichtigten das Beste, und brachten das Fürchterlichste hervor; sie wollten Liebe den jungen Herzen ihrer Kinder einpflanzen, und legten damit den Keim zum bittersten Haß, zu tödtlicher Verfeindung, welche die zeitlebens entzweite, die sie, ohne die Natur dabei zu befragen, bestimmt hatten, in treuer Anhänglichkeit einander ewig ergeben zu sein.

Nicht jene Gleichheit des Gemüthes, der Gestalt, der geistigen Anlagen war den Söhnen zu Theil geworden, welche Jeden der beiden Väter, von seiner Jugend an bis ins graue Alter, zum Spiegelbilde des Andern gemacht hatte. Der junge Lussan allein war im Aeußern wie im Innern das Ebenbild dessen, was die Zwillingsbrüder in ihrer Jugend gewesen waren. Die Leichtigkeit, mit der er sowohl in ritterlichen Uebungen, als in den Stunden ernsteren wissenschaftlichen Unterrichts sich auszeichnete, erwarb ihm täglich neues Lob und die innigste Zuneigung seiner Lehrer. Seine, aus der Tiefe eines edlen Gemüths entspringende Freundlichkeit, selbst gegen den geringsten der Diener, seine schöne hohe Gestalt, die über sein ganzes Wesen verbreitete Anmuth, die Bescheidenheit, mit der er so viele innre und äußre Vorzüge zu tragen wußte, machten ihn zum vorgezognen Liebling Aller, die ihm nahten.

Anders stand es um den jungen Artaban. Nicht nur im Aeußern hatte die Natur ihn weit stiefmütterlicher behandelt als seinen Vetter, sie hatte ihm auch jene schnelle Fassungsgabe, jene angeborne Leichtheit und Grazie in seinen Bewegungen versagt, die dem jungen Lussan alles das erleichterten, was dem jungen Artaban unendlich schwer ward zu erringen. Der Stolz des Letztern verleitete diesen, jedes Lob, was seinem Vetter ertheilt wurde, als eine, ihm selbst erzeigte Ungerechtigkeit zu empfinden. Er sah mit schmerzlichem, innern Widerstreben, wie sehr er hinter dem überall Vorgezogenen zurückbleiben mußte, und sein störriger und harter Sinn suchte dieses auf die abstoßendste Weise an jedem zu rächen, der ihm in den Weg kam. Die natürliche Folge davon war, daß er überall geflohen ward, während man seinen Nebenbuhler freudig aufsuchte; und so entstand nach und nach die grimmigste Eifersucht in seinem jungen Gemüth, und ging bald in verzehrenden Haß, in tiefe Erbitterung gegen den über, welchen er als den Urheber aller dieser ihm erzeigten Unbill betrachtete. Er war noch zu jung, um so wilde Leidenschaften in seinem Innern verschließen zu können; sie äußerten sich täglich auf die empörendste Weise; er häufte absichtlich Beleidigung auf Beleidigung gegen den ihm tödtlich Verhaßten, suchte und fand immer neue Veranlassungen zum Streit, und wurde fast jedesmal dafür von seinen Eltern und Lehrern nach Verdienst bestraft. Diese Strafen erbitterten ihn noch mehr, weil er sie als Ungerechtigkeiten ansah, und so schlugen Neid, Haß, Durst nach Rache immer tiefere Wurzeln in dem jungen Herzen, indem sie es jeder sanften Empfindung verschlossen.

Heftiger gereizt als jemals, brach er einst in der Einsamkeit in laute Klagen, in heftige Verwunschungen seines Schicksals aus, und schwur seinem Todfeinde ewige Rache. Da trat zu ihm zur üblen Stunde ein alter Hausintendant seines Vaters, seit langen Jahren wohl vertraut mit allen Angelegenheiten der Familie; ein kriechendes Wesen, das von jeher suchte, um des eignen Vortheils willen seinem Herrn auf jede Weise zu schmeicheln. Dieser Mensch war der einzige im Hause, der in tiefer Unterthänigkeit dem jungen Artaban in allem Recht gab, weil er in ihm schon seinen künftigen Gebieter verehren zu müssen glaubte, und daher auch von diesem wohl gelitten. Er eilte auch jetzt, seinen jungen Herrn zu beruhigen, und zwar auf die allerkeäftigste Weise, indem er ihn auf die Zeit hin vertröstete, in der er einst unumschränkt auf seinen Gütern gebieten würde.

Erwartet diesen glorreichen Tag nur mit Geduld, mein junger edler Graf, er wird sicher nicht ausbleiben, sprach der Alte; der übermüthige Herr Vetter soll klein genug werden, denn es liegt dann ganz in Eurer Hand, ihn zur gebührenden Strafe zu ziehen. Kein Acker Lands darf ihm bleiben, als Bettler muß er von hinnen ziehen, wenn Ihr es so wollt, denn alle Besitzungen seines Vaters sind von Gottes und Rechtswegen Euer Eigenthum. In Eurem Familien-Archive getraue ich mir die bundigsten Beweise aufzufinden, daß Euer hochseliger Großvater keineswegs berechtigt war, mit einem Theil der dem alten Stammhause angehörenden Güter einen jüngeren Zweig desselben zu begaben.

Diese unseligen Worte wurden der Quell unsäglichen Unheils, denn der junge Graf vergaß sie nie und brütete von nun an Tag und Nacht über Plänen künftiger Rache.

An welchen Fäden hängt unser Leben! Der niedere, kriechende Geist eines Dieners vermochte in einer einzigen Minute das zu zerstören, was Liebe erbaute und viele Jahre lang gepflegt hatte, und das Glück, das Dasein kommender Generationen, eines uralten edlen Hauses vernichtete ein Hauch.

Der durch die eben erhaltenen Eröffnungen des Alten neubelebte Uebermuth und Haß des jungen Grafen stieg jetzt zu einer völlig unerträglichen Höhe, und die Eltern beider Jüng-

linge sahen sich endlich, wenn gleich mit tiefem Schmerz, genöthigt, ihre Söhne von einander zu entfernen, denn deren mit jedem Tage sich mehrende Uneinigkeit drohte zuletzt fürchterliche, blutige Folgen nach sich zu ziehen. Viele Jahre vergingen, ohne daß sie einander zu Gesicht bekamen; Beide vermählten sich früh, mit Zustimmung ihrer Eltern; ich wurde geboren und blieb das einzige Kind des jüngern Grafen von Artaban, die Ehe des jüngern Marquis von Lussan war mit mehreren Kindern gesegnet, doch alle starben bis auf eine einzige Tochter.

Tiefer Kummer über die fortwährende Uneinigkeit zwischen seinem Sohne und dem des noch immer heißgeliebten Bruders, verkürzte die Tage meines Großvaters, des ältern Grafen von Artaban. Der Tod vermochte nicht, auf lange Zeit die zu trennen, welche das Leben mit dem ersten Athemzuge so innig vereint hatte; der ältere Marquis von Lussan folgte dem geliebten Bruder nach wenigen Tagen, und die, welche einst in Einer Wiege geruht hatten, theilten jetzt auch Ein Grab mit einander. Ihre Frauen waren ihnen schon früher vorangegangen, und so war nun der Zeitpunkt gekommen, in welchem Niemand meinen Vater mehr hindern konnte, die längst ersehnte Rache an seinem Todfeinde rücksichtslos zu üben.

Der alte Intendant lebte noch lange genug, um sein Versprechen zu lösen, und seinem neuen Herrn Dokumente aus dem Archive vorzulegen, welche diesen in den Stand setzten, wenigstens einen Rechtshandel gegen den Marquis von Lussan einzuleiten, der nichts geringeres beabsichtigte, als ihn aller seiner Besitzungen zu berauben und ihn an den Bettelstab zu bringen. Vergebens suchte Lussan, meinen Vater zu einem billigen Vergleiche zu bewegen, alle seine dahin abzweckenden Vorschläge wurden mit bitterem Hohne verworfen; ein unglücklicher Zufall kam endlich noch hinzu, die Erbitterung meines Vaters auf einen Grad zu steigern, der keine Hoffnung einer möglichen Versöhnung mehr übrig ließ.

Beide, der Marquis von Lussan und mein Vater jagten am nämlichen Tage in ihren Wäldern, gerade da, wo die Grenze derselben hart an einander stieß; beide verloren ihre Gefolge aus dem Gesicht und trafen, ohne alle Begleitung, mitten im dunkeln Walde zusammen.

Sie hatten seit Jahren einander nicht gesehen, und meines Vaters Blut wallte hoch auf vor Zorn beim Anblick seines Feindes. Er rief ihm einige höhnende Worte über seinen nahenden Fall zu, die jenen so bitter trafen, daß er der ihm sonst eignen schonenden Sanftmuth darüber vergaß, und sie im nämlichen Tone erwiederte. Beide griffen zu den Waffen, ein wüthender Zweikampf begann, doch Lussan's glücklichere Stern waltete noch immer über ihm, es gelang ihm, meinen Vater zu entwaffnen, und nach Siegers Gebrauch forderte er ihn jetzt auf, um sein Leben zu bieten. Stoß zu! rief mein Vater im Wahnsinne des Zorns, stoß zu! ein Leben, das ich Dir verdanken müßte, wäre mir so verhaßt, wie Du selbst es mir bist. Lussan betrachtete meinen Vater mit einem recht schmerzlichen Blick. Du sollst demnach das Leben von meiner Hand zum Geschenk nehmen, erwiederte er ihm, warf seinen Degen ihm hin, bestieg sein Pferd, und eilt davon.

Das Benehmen seines edlen Feindes hätte meinen Vater vielleicht versöhnen können, aber er fühlte in seinem Innern, daß er an seiner Stelle diesen Sieg ganz anders benutzt haben würde, und der Gedanke, den Verhaßten noch immer in jeder Hinsicht über sich zu sehen, empörte sein, der wildesten Leidenschaft hingegebenes, Gemüth nur noch mehr. Rache schnaubend kehrte er nach seinem Schlosse zurück, ein Brief, den er dort vorfand, goß Oel in die Flamme und versetzte ihn in wahrhaft grauenvolles Entzücken.

Jetzt habe ich Dich, scheinheiliger Verräther! rief er, sobald er das Schreiben gelesen hatte, das ein meiner Mutter nahe verwandter Abt aus einem Kloster am Fuße der Pyrenäen an ihn abgesandt hatte; jetzt habe ich Dich, und Du sollst mir nimmer entrinnen, ich schwöre es bei — — meine Hand zittert, ich vermag es nicht, den furchtbaren Eid nachzuschreiben, durch welchen mein Vater damals mich, seinen einzigen Sohn, ohne es zu ahnen, dem Untergange weihete.

Während dem Lauf jener früheren Begebenheiten war ich indessen zum Jünglinge herangeblüht, meine häusliche Erziehung war vollendet, und mein Vater hatte mich nach gewohntem Gebrauch einige Jahre in fremden Ländern zubringen lassen. Mit leichtem Blute, reinem Herzen und jugendlich frohem Sinne kehrte ich bald nach jener unglücklichen Jagdpartie in das väterliche Haus zurück. O hätte ich es nimmer wieder gesehen!

Mein Vater berief mich bald nach meiner Ankunft zu sich in sein Kabinet. Dort eröffnete er mir, daß jener, uns verwandte Abt mehrere unserer wichtigsten Familiendokumente in dem Archive seines Klosters aufgefunden habe, welche während der traurigen Bürgerkriege, die damals Frankreich zerrütteten, von unsern Vorfahren in jenes abgelegene Thal am Fuße der Pyrenäen in Sicherheit gebracht worden wären.

Es befindet sich unter diesen Dokumenten eins, setzte mein Vater hinzu, an welchem mir mehr liegt als an meinem Leben, denn es kann ganz allein den gegen Lussan, den Erbfeind unsers Hauses, Jahre lang geführten Prozeß, auf der Stelle zu unserem Vortheil entscheiden und ihn zwingen, seinen Raub wieder herauszugeben. Ich bedarf eines sichern, treuen Boten, um dieses unschätzbare Pergament von dort abholen zu lassen, das mir dazu dienen soll, auf das schuldige Haupt jenes niederigen Heuchlers die längst verdiente Strafe fallen zu lassen, und ich habe Dich, meinen einzigen Sohn, zu diesem Auftrage mir auserwählt. Es ist nicht nur Deine heiligste Pflicht, zur Rache Deines schwerbeleidigten Vaters beizutragen, es ist sogar noch mehr noch Dein Vortheil dabei im Spiele, als der meinige. Du bist eigentlich der Berechtigte, denn Du bist jung, und wirst Dich lange, nachdem ich dahin bin, der reichen Güter erfreuen, um die wie auf unerlaubte Weise gebracht wurden, und die jetzt wieder unser werden sollen. Bedenke, daß Alles, was Du in diesem Geschäfte vollbringst, eigentlich für Dich selbst vollbracht wird, und strebe Dich meines Vertrauens würdig zu bezeigen.

Du reisest morgen ab; Dein Kammerdiener Lorenza und einer meiner Diener soll Dich begleiten, weiter niemand, denn es ist nothwendig, daß Du unter einem angenommen Namen reisest, und unterwegs sowohl, als besonders am Ziele Deiner Reise, Deinen eigentlichen Namen und Stand auf das sorgfältigste zu verbergen suchest. Niemand darf in jenem abgelegenen Kloster errathen, wer Du bist, und dadurch dem Zweck Deiner Reise auf die Spur kommen, denn mehrere von dessen Bewohnern sind der Frau von Lussan nahe verwandt, und Dein Leben könnte leicht von ihnen gefährdet werden. Den Mönchen ist niemals zu trauen, sie verstehen mancherlei böse Künste und üben sie meistens ohne Bedenken, wenn es ihrem oder der Ihrigen Vortheil gilt.

Was mein Vater über seine Feindschaft gegen das Haus Lussan und dem aus dem Untergange desselben mir entspriessenden Vortheil zu mir sprach, machte wenig Eindruck auf mich, denn ich kannte weder Haß noch Eigennutz, aber die, wie mir dünkte, höchst romantische Idee einer Reise unter fremdem Namen gefiel meinem jugendlichen Sinne ungemein. Dabei nahm ich mir auch fest vor, meines Vaters Befehl auf das Beste zu vollstrecken; von meiner Kindheit an hatte ich von diesem Prozesse reden gehört, und war, ohne weiter darüber zu grübeln, gewohnt, die Lussan's als unsere Todfeinde zu betrachten. Ob wir wirklich berechtigt wären, sie zu verfolgen, daran dachte ich in meinem jugendlichen Leichtsinne eben so wenig, als an die traurige Lage, in welche diese, vielleicht unschuldige Familie gerathen würde, wenn der Prozeß ihr verloren ginge. Ihn zu gewinnen, schien mir eine Art Ehrensache, und dieser Gedanke ließ keinen andern in mir aufkommen.

Frohlichen Muthes trat ich unter einem fremden angenommenen Namen die Reise an und vollendete sie glücklich, ohne erkannt zu werden. Der Abt lieferte die bewußten alten Pergamente mir aus. Sie enthielten in der That Alles, was mein Vater bedurfte, um den Marquis von Lussan von seinen Gütern zu vertreiben und sie uns anzueignen.

Ich meldete meinem Vater dieses, und bat zugleich um Erlaubniß, den Rückweg über Bagnieres nehmen, und in diesem, am Fuß der Pyrenäen höchst reizend gelegenen Badeort einige Tage verweilen zu dürfen. In der Freude über den glücklichen Ausgang meines Geschäftes mochte er dieses kleine Vergnügen mir nicht versagen, und ich eilte, von seiner Erlaubniß Gebrauch zu machen.

Bagnieres ist während der Brunnenzeit der Sitz der lebhaftesten Freude und der zwanglosesten Geselligkeit. Gleich am ersten Tage stürzte ich jugendlich froh mich mitten in den Strudel derselben, flatterte um alle Damen und bemühte mich, jedes etwas Schönes zu sagen. Ich lebte so noch in jenen glücklichen Tagen, in denen man sich ungestraft ein wenig geckenhaft zeigen darf, und wo man sich selbst für verpflichtet hält, an keiner Blume achtlos vorüber zu gehen. Uebrigens behielt ich noch immer mein Inkognito bei, denn als Graf von Artaban hätte ich weit glänzender und von einer zahlreichen Dienerschaft begleitet hier auftreten müssen.

Während ich mich bestrebte, die Aufmerksamkeit der jungen Damen in der Gesellschaft auf mich zu ziehen, entstand im Saale jenes leise flüsternde Geräusch, jene Art von ehrerbietigem Zurücktreten, welche das Herannahen von Personen zu verkünden pflegen, die durch Rang oder auf andere Weise ausgezeichnet sind. Auch ich wurde mitten in meinem fröhlichen Kreiden dadurch aufmerksam gemacht. Eine Dame mittlern Alters trat in den Saal, eine hohe schöne Frau von edlem vornehmen Anstande. Ein holdes, liebliches Wesen, im ersten Reize der eben frisch erblühenden Jugend, wahrscheinlich ihre

Tochter, ging ihr zur Seite. Wo finde ich Worte für diese engelgleiche Erscheinung! diese Süßigkeit und Anmuth des wunderschönen Gesichts, dieses reinste Ebenmaaß der Gestalt, diese unspruchslose Grazie, diese Bescheidenheit im Blick und Gang. Ach! sie war die Krone der Schöpfung, die Welt sah nie ihres Gleichen!

Mein erster Blick auf sie entschied über mein ganzes künftiges Leben, das fühlte ich mit klarer Ueberzeugung. Meine unbesungene Heiterkeit entfloh, mein nichts und Alles sagende Geschwätz verstummte. Ich sah nur sie, mein Auge bewachte jeden ihrer Schritte, jedes Lächeln, jede Bewegung, sie sah es wohl, und ward erröthend noch schöner. Ein allgemeiner Spaziergang wurde unternommen; schüchtern wagte ich es, mich ihr zur Seite zu drängen, und der Zufall wollte, daß die Uebrigen uns eine kleine Strecke hinter sich zurückließen. Ich hätte in diesem Augenblicke, von niemand belauscht, wohl zu ihr sprechen können und sollen; bei Frauen pflegte es mir sonst nie an Gelegenheit zu fehlen etwas zu sagen, doch jetzt stand mir kein einziges armes Wörtchen zu Gebot.

So lange wir bei der Gesellschaft geblieben waren, hatten meine Blicke sie überall verfolgt, mit ihr allein fehlte es mir an Muth, nur das Auge bis zu ihr zu erheben; verstummend wandelten wir beide neben einander her, bis wir die Gesellschaft wieder erreichten, die bald darauf für diesen Tag aus einander ging.

Süße Verwirrung, banges Ahnen, schmerzliches Entzücken, die treuen Gefährten der ersten jungen Liebe, begleiteten mich in die Einsamkeit meines kleinen Zimmers. Wohin mein Auge in der Dämmerung desselben sich wandte, stand ihr Bild, und wenn ich es schloß, so fühlte ich ihre lieben Augen, gleich zweien milden leuchtenden Sonnen, innerlich in dem Herzen meines Herzens. Ich dachte nur sie, die Namenlose, ich hatte nicht einmal gewagt, mich bei Andern nach ihren Verhältnissen zu erkundigen. Wohl mir, daß ich es nicht that, ich hatte dadurch meinem Leben doch eine Nacht voll süßer Träume gewonnen. Schrecken, Entsetzen, der ganze Jammer meines künftigen Daseins brach in bangem Vorgefühle schon am folgenden Morgen über mich herein, als ein Zufall mich belehrte, sie sei Adelaide von Lussan, die Tochter des Erbfeindes unseres Hauses.

Der unversöhnliche Haß unserer Väter stand bei dieser Entdeckung in seiner ganzen furchtbaren Riesengröße vor mir, und ich erbebte haltungslos. Unsäglicher Schmerz, tiefes Mitleid mit mir selbst ergriff mich bei der Ueberzeugung, daß Adelaide keinen lieben könne, der meinen, ihr und den Ihrigen gewiß nicht minder verhaßten Namen trug. Ich segnete den Zufall, der unerkannt in ihre Nähe mich geführt hatte. So wird sie doch wenigstens ohne Vorurtheil mich und meine Liebe erkennen lernen, sprach ich mir selbst zum Trost, und erfährt sie einst, welchem Geschlecht ich angehöre, so wird sie vielleicht dem Armen ihr Mitleid nicht versagen, der ohne sein Verschulden den Feinden ihres Hauses zugezählt wird. Mit ängstlicher Sorgfalt suchte ich jetzt unerkannt zu bleiben, ach! wie gern hätte ich auch gestrebt, ihr zu gefallen! aber ich konnte nur lieben, und reine jugendliche Liebe bleibt immer absichtslos.

Nach und nach wurden wir bekannter, ich hatte täglich Gelegenheit, sie zu sehen und zu sprechen; der Zufall gewährte es mir zuweilen, ihr allein und unbeachtet nahen zu dürfen, aber ich ließ ihn jedesmal unbenutzt vorüber; die Furcht, durch ein Geständniß meiner Liebe ihr Mißfallen zu erregen, hielt mich in eisernen Banden.

Andere umflatterten sie dreister, und ich meinte oft, ich müsse darüber vor Schmerz und Ingrimm vergehen, nur der strenge Ernst bewahrte mich vor Verzweiflung, mit dem sie diese zudringlichen Huldigungen von sich wies, aber er diente mir auch zugleich zur Warnung, sie nicht auf ähnliche Weise zu verletzen.

Unter den jungen Männern, die da wagten, was ich nicht wagen durfte, zeichnete durch Jugend, Schönheit und leichtes gefälliges Betragen Ritter Odon sich aus. Er besaß alle jene geselligen Vorzüge, die man nur im Leben mit der großen Welt erwerben kann, aber sein früheres Glück bei den Damen hatte ihm zugleich einen hohen Grad eitler Einbildung und arroganter Geckenhaftigkeit eingeflößt, und obgleich er bei Adelaiden sich als der bei weitem Zudringlichste bezeigte, so schien er mir dennoch der mir am mindesten Gefährliche zu sein. Ich sah es daher ziemlich gelassenen Muthes, daß er bei einem Spaziergange sich Adelaiden zum Begleiter aufdrängte, und folgte in einiger Entfernung an der Seite einer andern Dame der Gesellschaft. Doch als ich Adelaidens Stimme lauter und lebhafter wie gewöhnlich vernahm, als ich sah, wie mehrere Personen sich um die Geliebte versammelten, da hielt mich nichts mehr, ich vergaß alles Andere und eilte, in ihre Nähe zu gelangen.

Der Ritter war nirgend mehr zu erblicken, aber ich kam eben zur rechten Zeit, um zu hören, wie Adelaide ihn bei ihrer Mutter über den Raub eines Armbandes anklagte. Während des Gehens war es ihr entfallen, der Ritter hatte es aufgenommen, hatte mit beleidigender Galanterie sich geweigert, es ihr wieder zu geben, und war mit seinem Raube entflohen.

Wie schön war sie in ihrem jungfräulichen Zorn! wie glühte ihre Wange! wie blitzte ihr Auge im feuchten Glanze zurückgedrängter Thränen! eine Welt hätte ich gegeben, um in diesem Momente ihr anbetend zu Fuße sinken zu dürfen.

Auch ihre Mutter schien über des Ritters unziemendes Betragen nicht minder entrüstet als Adelaide selbst; die ganze Gesellschaft stimmte ihr bei, ich nur schwieg, während Alle sprachen; doch so wie wir wieder in Bagnieres waren, suchte ich in aller Stille den Ritter auf, und verlangte im Namen der Frau von Lussan das Armband von ihm zurück.

Odon weigerte sich es mir zu geben, und ich forderte es nun mit gewaffneter Hand. Wir kämpften lange mit ziemlich gleichem Glück, mein Gegner war tapfer, ein geübter Fechter und an körperlicher Kraft mir weit überlegen, doch ihn begeisterte nicht wie mich das Gefühl, für die heiß Geliebte das Leben zu wagen. Er brachte mir eine leichte Wunde am Arm bei, und sank im nämlichen Moment zu Boden, schwer getroffen von meiner Hand. Ich zwang ihm jetzt seinen Raub ab, eilte dann, ihm die nöthige Hülfe zu senden, und ging zu Hause, um auch meine Wunde verbinden zu lassen.

Mit welchem Entzücken drückte ich meine liebliche Beute an meine Lippen, an meine Augen, an mein Herz, sobald ich wieder allein war. Die ganze Nacht betrachtete ich das Kleinod, versuchte es meinem Arme anzupassen, spielte damit wie ein Kind, und war selig wie ein Kind. Kein Schlaf kam in meine Augen, glühendes Feuer rieselte von dem Bande aus durch alle meine Adern, und bewegte mein Herz in ungewohnten Schlägen. Kaum daß ich mich am Morgen entschließen konnte, es wieder von mir zu lassen, aber ich ging dennoch, wenn gleich zögernden Schrittes, es seiner Eigenthümerin zuzustellen.

Der Mutter freundliches Danken, das verlegne und doch so unendlich beredte Schweigen, mit welchem Adelaide das Band von mir annahm, versetzten mich in einen Taumel voll Himmelsseligkeit.

Von diesem Augenblick an durfte ich täglich Frau von Lussan in ihrer Wohnung besuchen, ich durfte der Geliebten zu jeder Stunde nahen; wohl war ich damals selig zu preisen, und mit jedem Tag stieg die Sonne meines Glückes höher und höher. Ich schwamm in einem Meere von Wonne, denn Adelaide, ich sah es deutlich und klar, Adelaide verstand ohne Worte, was ich noch immer nicht auszusprechen wagte; sie erwiederte mein Gefühl, wir wußten Beide, daß wir uns liebten, ach! wir wußten es wohl und sagten es nie. Jeder Blick, jede Bewegung war ein Wort aus unsrer süßen Sprache, wir bedurften keiner andern; so mögen selige Geister mit einander verkehren wie wir damals. O mein Gott! mein Gott! warum ist Alles so wundelbar auf Erden? warum muß das Alles vorüber sein und ich lebe noch!

Zwei Monate vergingen uns in stummer seliger Eintracht, im innigsten Verstehen unseres Gemüths. Ich konnte nichts denken als sie, und hatte alles Uebrige vergessen, Zeit, Eltern, Verhältnisse, meinen eigentlichen Namen sogar. Mir war, als müsse Alles bleiben wie es war, als gäbe es keine Trennung auf Erden. Ich war so jung! so unerfahren! was wußte ich von der Welt und dem ewig wogenden Wechsel in ihr!

Ein Brief meines Vaters, welcher den Befehl enthielt, sogleich zu ihm heimzukehren, riß aus meinen seligen Traumen mich furchtbar auf. Mein Herz stand still, ich blickte um mich her, und sah mit Grausen auf die Trümmer meines vernichteten Himmels. Die entsetzliche Vergangenheit, die unseligste Wirklichkeit, Alles, Alles stand in herzzerreißender Klarheit vor meinem Geiste, und ich fühlte die eiserne Hand des Unglücks tief in mein Leben eingreifen, um es nie wieder loszulassen.

Meine Diener begannen Alles zu meiner nahen Abreise vorzubereiten; Lorenzo brachte das Kästchen mit den im Kloster erhaltenen Documenten und setzte es vor mir hin. Ich schrie laut auf, ich verhüllte mein Gesicht vor diesem Anblick. Alle Qualen der Hölle wurden in mir wach. Athemlos winkte ich dem treuen Diener, sich fortzubegeben; er gehorchte zögernd, aber er gehorchte.

Ich war allein, und erzwang mir endlich den Muth, das Kästchen aufzuschließen. Ich betrachtete das darin liegende Pergament, das in den Händen meines Vaters zum furchtbaren Werkzeuge der Vernichtung Adelaidens und ihres ganzen Hauses werden sollte. So mögen einst die Unglücklichen, die vom Tarpejischen Felsen herabgestürzt wurden, in den Abgrund gestaert haben, der bestimmt war, sie zu zerschmettern. Und ich selbst sollte diese Documente ihm, dem Unbeugsamen, dem Schonungslosen überliefern! Ich selbst sollte durch diese Hand-

lung meine Adelaide und die Ihrigen vom Wohnsitze des häuslichen Glückes hinaus in das Elend jagen, in die unbarmherzige Welt, ohne Obdach, ohne Schutz, sie, und ihren Vater, den sie kindlich liebte, und ihre edle Mutter — ich schauderte vor Entsetzen und weinte laut wie ein Kind.

Lange tobte der furchtbare Sturm in meiner Brust, tausend kampfende Gefühle zerrissen mein Innres; da blitzte endlich ein heller Strahl durch die dunkle Nacht meiner Seele. Auch ich bin Graf Artaban, rief ich laut, ich stand auf, meine Thränen versiegten, ich ergriff das unselige Pergament, ich hielt es hoch empor mit festem Arme. Du bist mein! mein! rief ich, mein Vater hat keinen gerechteren Anspruch an dich, als ich selbst, denn auch ich bin ein Artaban wie er. Mich solltest du ja bereichern, für mich sollte ich dich erwerben, das waren seine eignen Worte, als wir schieden. Wohl, ich habe es gethan und nun bist du mein Eigenthum, und ich will mit dir schalten, wie meine Ueberzeugung und mein Herz es mir gebieten.

Mit großer Sorgfalt, damit nichts zurückbliebe, nahm ich die Documente zusammen und legte sie ins Kamin, meine Hand zitterte nicht, als ich die brennende Kerze ergriff, um sie anzuzünden. Prasselnd loderte die Flamme auf, ich kniete neben ihr hin, und wie ich oft als Kind spielend gethan, so sah ich auch jetzt mit stiller Freude den kleinen Fünkchen zu, wie sie auf der allmählig sich verkohlenden Fläche hin und her liefen, bis eins nach dem andern und endlich auch das letzte verlöschten.

Nun war es gethan! Ein Häufchen unscheinbarer Asche lag vor mir, den unseligen Prozeß hatte die läuternde reine Flamme geschlichtet, kein Stäubchen war übrig geblieben, das wider Adelaidens Vater zeugen konnte.

Fliege hin, in alle vier Winde! rief ich triumphirend, indem ich mich erhob, das Fenster öffnete und die Asche der spielenden Nachtluft übergab; der verhaßte Streit ist beendet, der unsre Häuser entzweite, mein Vater darf sich nun nicht länger weigern, einen Vergleich einzugehen. Unsre junge Liebe wird ihm gewähren, was sein alter Haß nicht zu erstreiten vermochte. Sein strenger Wille wird freundlich erfüllt, die so lange von dem alten Stamm getrennten Familiengüter werden unter dem letzten Artaban wieder vereint für alle kommende Geschlechter, wenn Lassan's Tochter am Altar ihm die Hand reicht. Alle, alle werden glücklich sein, auch mein Vater, wenn Ruhe und Frieden an der Hand der Liebe wieder bei uns einziehen. Hoch klopfte mir das Herz in freudigen Schlägen in der vor Wonne wogenden Brust, — doch, von furchtbarer Ahnung ergriffen, stand es plötzlich wieder still. Und wenn, und wenn mein Vater unerbittlich bliebe, wenn feindliche Rachsucht selbst die Lust am eignen Vortheile zu überwinden vermochte — nun so tröste mich dann das Bewußtsein, daß ich nicht zum blinden Werkzeuge seiner Rache mich mißbrauchen ließ, daß ich die Waffen ihm entrang, mit denen er das Haus der Geliebten zu zerstören gedachte; übrigens komme dann über mich was da wolle. Nie soll Adelaide erfahren, was ich in dieser Nacht für sie vollbrachte, bis die selige Stunde schlägt, die uns auf immer vereint. Reine, innige Liebe siegt, denn sie weiß Alles zu tragen. Und würde Adelaide mir dennoch entrissen, vermöchte sie es nicht, dem, was sich uns noch auf dem Wege zum Glück entgegenstellen wird, muthig zu widerstehen — dann bleibe das Brandopfer dieser Nacht ihr ewig ein Geheimniß. Nur ihre reiche Liebe kann mir lohnen, ihr bloßer Dank ist zu arm, ich begehre ihn nicht.

Mein erster Gang am Morgen war zu Adelaiden. Das Bewußtsein meiner stillen That hob mich über mich selbst; das Gefühl der nahenden Trennung und mir jenen schmerzlichen Muth, der uns bestimmt, Alles zu wagen, weil wir im Begriff stehen, Alles zu verlieren. Diese Stunde gehörte mir noch an, ich hielt sie fest, und das Geständniß, für das ich so oft und so lange vergebens Worte gesucht hatte, strömte jetzt mit unaufhaltsamer Beredsamkeit mir aus dem Herzen. O wie war Adelaide so schön, als sie mädchenhaft erröthend vor mir Begeisterten stand! wie mild und mächtig strahlte ihr himmlischer Blick mir die Gewährung tief ins wonnetrunkne Herz, welche die schöne zitternde Lippe sich weigerte, laut auszusprechen.

Jetzt durfte nichts an mir ihr länger räthselhaft bleiben, Aufrichtigkeit war meine erste Pflicht, ich nannte ihr meinen wahren Namen. Die glühende entzückende Himmelsrose erbleichte bei diesem Geständnisse vor meinen Augen zur weißesten Lilie. O, warum habt ihr mir das gethan! seufzte mit unendlich schmerzlichem Ton Adelaide. Ihr seid Graf Artaban! der Sohn des furchtbaren Todfeindes meines Vaters, der uns Alle dem Untergange zu weihen sich bemüht. Ich wäre vor Euch geflohen, hätte Ihr früher Euch genannt und wäre jetzt gerettet. Mein ahnendes Herz warnte in Eurer Gegenwart mich stets vor nahendem Unheil, ich folgte ihm nicht und nun ist es zu spät!

Unter den heiligsten Schwüren ewiger Liebe, unwandelbarer treuer Hingebung lag ich zu ihren Füßen, ich gelobte für das Wohl ihres Hauses unermüdlich zu wachen, jeden Versuch meines Vaters, ihm zu schaden, mit Gefahr des eignen Lebens abzuwenden. Ich sprach mit einer Sicherheit von der Hoffnung, durch unsre Liebe den Grund zur Versöhnung unsrer Väter zu legen, als wäre Alles schon gewiß, als könne es nimmer uns fehlen. Auch war ich in diesem Augenblick auf das vollkommenste davon überzeugt; denn wie konnte ich nur die Möglichkeit mir denken, daß mein Vater, oder irgend ein lebendes Wesen, beim Anblick meiner schönen, anmuthigen, entzückenden Geliebten, anders fühlen könne als ich!

Ach, Artaban! rief Adelaide in Thränen, sucht nicht so grausam Euch selbst zu täuschen; glaubt es mir, wir beide sind dem Unglück geweiht, wir werden niemals, niemals glücklich sein auf Erden. Nein, ich vermag nicht zu hoffen wie Ihr; eine eisige, nicht zu unterdrückende Stimme, tief, tief in meiner Brust, ruft ewig, unablässig mir zu: Hoffe nicht, du bist verloren. Darum will ich diese Minute fest halten, die noch unser ist, ich will es aussprechen, was ich vielleicht nie wieder Dir sagen kann: Artaban ich liebe Dich! nicht erst von heute, schon lange liebe ich Dich, heiß, treu, ohne Wanken, wie Du, Einziger! Deine Adelaide liebt. Sie sank in meine Arme, an mein wonnetrunkenes Herz; schüchtern wagte ich es nicht, die schöne Lippe zu berühren, aber ich drückte das holdselige Wesen fest, fest an meine Brust; ringsum verschwanden uns Himmel und Erde, mir war, als stände ich mit ihr allein in der Welt, und ich glaubte vor Wonne zu sterben.

Adelaide wand sich aus meinen Armen, sie richtete sich hoch auf; wie ein Cherub, gesandt von Gottes Throne, stand sie in ihrer unbegreiflichen Schönheit vor mir, und betrachtete mich ernst und wehmüthig, doch ihre Thränen flossen nicht mehr. Sie reichte mir die wunderschöne Hand. Artaban, sprach sie, achte meine Worte, als spräche ein Sterbender zu Dir. Wir sind zu schweren Opfern bestimmt, das weiß ich, weil ich es fühle, ich werde standhaft und willig sie bringen, wie auch Du es wirst. Mein Leben kann ich meiner Liebe opfern, meine Liebe nie meinem Leben, doch meine Pflicht steht mir höher als Liebe und Leben, ihr beinge ich beide dar — wenn dieses einst von mir gefordert wird. Ich will wenigstens des Glückes werth bleiben, wenn gleich ich es nie erringen werde. Gedenke dieser Worte, so oft Du an diese Stunde gedenkst, und nun komme was da wolle! ich bin bereit, ich behalte Frieden mit mir selbst und werde in Treue nie wanken.

Wie in einem Zauberlande verlebte ich diesen ganzen Tag in Wonne und Weh, an der Seite meiner holden Adelaide. Welche Seligkeit, wenn eine ihrer Locken von ungefähr mich wehend berührte, oder der Saum ihres Kleides an mir hinstreifte! Die Gegenwart berauschte mich so, daß ich der nahen drohenden Zukunft nicht mehr zu gedenken vermochte; die Stunden zogen zu Minuten sich zusammen, die Minuten dehnten zu Jahren an Erfahrung sich aus, denn jede zeigte mir im hellern Lichte das edle, schöne Herz, das nun mein war für die Ewigkeit. Süßes Geflüster, halbe Blicke, leises Händedrücken, kaum hingehauchte Liebesworte — o ihr Wonnen alle der ersten heiligen Liebe, wer mag in kalten todten Zügen euch hinzeichnen und wer kann euer jemals vergessen, selbst wenn er auch, wie ich, nur einen Tag im langen Leben sich eurer erfreuen durfte!

Die Stunde der Trennung schlug, ich mußte fort, Adelaide blieb weinend zurück; mein Herz wollte brechen, doch die Liebe hielt es mit ihrem mächtigen Zauber, und die freundliche Hoffnung ward meine tröstende Begleiterin während der Reise. Sie wiegte in süßen Träumen von künftigen Freuden mich ein, sie half mir unermüdlich Pläne auf Pläne häufen, wie Alles zum erfreulichsten Ende zu führen sei. Wie ein Träumender langte ich im väterlichen Schlosse an, in mein Gemüth kam keine Ahnung davon, welch' ein furchtbarer Sturm dort über mich eindrechen sollte. Wie hätte ich in meiner argwohnlosen Unbefangenheit jemals errathen können, daß mein Vater in seinem alten Diener einen scharfen heimlichen Beobachter aller meiner Schritte mir mitgegeben hatte, der ihn von jedem derselben schriftlichen Bericht abstatten mußte. Der Miethling hatte seine Pflicht nur gar zu treulich erfüllt; mein Vater wußte, daß ich die Tochter seines Todfeindes liebe, er wußte sogar, daß ich wegen eines Armbandes von ihr mein eignes Leben in Gefahr gesetzt und im Zweikampfe den Ritter Odon gefährlich verwundet hatte. Obendrein war dieser der Sohn eines seiner ältesten Freunde, und sein Zorn gegen mich wurde dadurch noch erhöht.

Mein Vater empfing mich auf eine Weise, gegen die noch jetzt, beim Gedanken daran, mein ganzes Innere sich empört. Ohne mich anzuhören, überhäufte er mich mit den bittersten Vorwürfen, er nannte meine Liebe ein Verbrechen gegen die Natur, und rief Gottes Strafgericht über Adelaiden und ihr ganzes Haus herab. Vergebens wandte ich alle Bitten und

Vorſtellungen an, um ihn zu beſänftigen. In der demüthigſten Stellung umfaßte ich ſeine Knie und flehte um Mitleid für mich, für die ſchuldloſe Adelaide, für ihn ſelbſt; ich beſchwor ihn, endlich einmal aufzuhören ſich ſelbſt zu haſſen, und nicht länger dem ſündeligen Wüthen gegen ſeinen eignen Frieden ſich hinzugeben. Ich ſtellte ihm vor, wie eine Verbindung zwiſchen mir und der Tochter Luſſan's allen Streit aufheben und die Erfüllung ſeiner Wünſche auf die friedlichſte Weiſe herbeiführen müſſe. Ich berief mich auf Gott, der ihm das Zeichen zur Verſöhnung gab, indem er ſo unerwartet mich Adelaiden finden ließ und unſre Herzen einander zuneigte. Doch der Unerbittliche ſtieß mich zurück und forderte zornbleich, mit bebender Lippe, mit blitzenden Augen, die aus dem Kloſter mitgebrachten Documente von mir.

Wäre mein Vater weniger hart mir entgegengetreten, ſo hätte ich bei dieſer Forderung gezittert, ihm meine That zu geſtehen, doch ſeine Ungerechtigkeit machte mich muthig. Ohne Zögern, feſt, unumwunden, aber doch ehrerbietig, wie es dem Sohne ziemt, erwiederte ich ihm, daß das Werkzeug ſeiner Rache ſich weder in meiner, noch in irgend eines ſterblichen Weſens Gewalt mehr befände, daß es von meinen Händen verbrannt und keine Spur davon übrig geblieben ſei. Dann bot ich ihm zum Erſatz für Luſſan's Güter die weit reicheren Beſitzungen, die ich von einem Bruder meiner Mutter ererbt hatte.

Deſſen, was jetzt erfolgte, bin ich mir nicht klar bewußt. Ich weiß nur, daß ich die Stimme meiner Mutter hörte, und daß ſie ſich meinem Vater in die Arme warf. Dabei habe ich eine dunkle Erinnerung davon, daß ich die Degenſpitze meines Vaters ganz nahe an meiner Bruſt blitzen ſah. So viel aber weiß ich gewiß, daß er mich hätte durchbohren können, ohne daß ich nur die kleinſte Bewegung gemacht hätte, ihm auszuweichen. Im Gefühl meiner tiefen Verzweiflung ſtand ich regungslos vor ihm. Meine Mutter riß mich aus meiner Betäubung auf, indem ſie mir zurief, mich zu entfernen und ſie in meinem Zimmer zu erwarten; ich gehorchte ihr.

Lange harrte ich, ehe ſie kam, und nun begann ein zweiter, für mich weit harter zu beſtehender Kampf. Die Thränen der geliebten Mutter, ihre rührenden Bitten um Mitleid mit ihr, zerriſſen mir das Herz.

Mutter! rief ich, heiße mir, für Dich ſterben, es wird mir leichter ſein, als Dir zuwider zu handeln. Gern will ich vom Leben ſcheiden, doch von Adelaide kann ich nicht laſſen, nicht von der Treue, die ich ihr beſchworen; Dein Sohn kann kein Meineidiger ſein. Ach! ſieh doch nur erſt meine ſchöne Geliebte, ehe Du unſer Urtheil ſprichſt. Sie iſt wie Du, meine unausſprechlich theure Mutter, ſo fromm und mild, ſo treu und ohne Falſch wie Du. Die Natur ſelbſt beſtimmte ſie Dir zur Tochter, das wirſt Du fühlen, ſobald Du ſie ſiehſt. Du wirſt, Du mußt ſie lieben, ſobald Du ſie kennſt, und ich ſollte es nicht? Ich, Dein Sohn, der Erbe Deines weichen, liebevollen, milden Herzens?

Die ganze Nacht blieben wir im ernſten, vertrauten Geſpräche beiſammen, meine Mutter und ich. Der Sturm in unſerm Innern legte ſich allgemach, und ich vertraute ihr die ganze Geſchichte meiner reinen, treuen Liebe vom erſten Entſtehen an. Mit Entzücken las ich ihre herzliche Theilnahme in ihren lieben, ſanften Augen, und den heißeſten Wunſch, uns alle durch Frieden und Eintracht glücklich werden zu ſehen.

Meine Mutter tadelte das Verbrennen der Documente ſehr ernſtlich, ſie ſchalt es eine nicht nur pflichtwidrige, ſondern auch unbeſonnene Handlung. Meines Vaters Erbitterung, ſagte ſie, wäre dadurch auf das Höchſte geſteigert; er ſei feſt überzeugt, daß Frau von Luſſan ſich liſtiger Weiſe ihrer Tochter bedient habe, um mich zu dieſem Schritte zu verleiten; er würde ſich dieſes nie ausreden laſſen, und dieſer Wahn müſſe jeden Verſuch einer Verſöhnung unendlich erſchweren. Dann aber bat ſie mich, auch die Hoffnung nicht ganz ſinken zu laſſen. Ich ſelbſt, ſprach ſie, will für Dich thätig ſein, und vielleicht gelingt es mir, mit der Zeit den Vater günſtiger zu ſtimmen; reize nur ſeinen Zorn durch zweckloſe Widerſetzlichkeit gegen ſeine Befehle nicht noch mehr gegen Dich auf. Er will, daß Du mit Tagesanbruch nach einem ſeiner abgelegenſten Güter geführt werdeſt; dort ſollſt Du unter der Aufſicht eines ſeiner Diener ſo lange verharren, bis er ſelbſt Dich wieder zurück beruft. Laſſe mein Bitten Dich bewegen, in dieſe Maßregel ohne Widerſtand Dich zu fügen.

Ich verſprach mit willigem Gemüth Alles, was meine Mutter von mir verlangte; mein Herz ward immer weicher, immer offener und zutraulicher, meine Mutter wurde in ihren Aeußerungen gegen mich immer gütiger und theilnehmender, je näher die Stunde unſrer vielleicht langen Trennung heranrückte, und ſo durfte ich endlich es ſogar wagen, ſie zu bitten, von Adelaiden mir Nachricht zu ertheilen, wenn dieſe nun bald in der von unſrem Schloſſe nicht weit entfernten Stadt Bourdeaux angelangt ſein würde, wo Frau von Luſſan einige Wochen mit ihrer Tochter zuzubringen gedachte.

Meine Mutter gewährte mir dieſe Bitte, ſie verſprach mir ſogar, ſo viel ihre eigne Lage dieſes erlaubte, ſich Adelaiden zu nähern, um die Geliebte ihres Sohnes kennen zu lernen.

Tiefen Jammer in der Bruſt, riß ich mich mit grauendem Morgen aus den mütterlichen Armen, und folgte gefaßt, mit anſcheinender Gelaſſenheit, dem mir von meinem ſtrengen Vater zum Aufſeher beſtellten Diener in die Verbannung. Das mir zum Aufenthalte beſtimmte alte Schloß lag tief im Gebirge, und der Weg dahin war Anfangs der nämliche, den ich noch geſtern ſo hoffnungsreich gekommen war. Ach, wie ſo ganz anders ſtand es jetzt um mich! Stumm und in mich gekehrt ritt ich weiter oder raſtete, wie mein Führer es für gut fand; meine innere Welt war in mir wach geworden, vertieft in dieſe, achtete ich auf nichts, was außer mir vorging.

Die Sonne ſtand noch hoch am Himmel, als wir am zweiten Tage unſrer traurigen Reiſe das uns zum Nachtlager beſtimmte Dorf erreichten. Mein Führer war ermüdet, doch ich konnte noch nicht ruhen; ich ſah den Weg nach Bagnieres vor mir; am folgenden Morgen ſollten wir von dieſer Straße abgehen, mein Herz trieb mich ungeſtüm, noch eine Strecke auf ihr zu Fuße zu wandern. Noch einmal mußte mein Auge an Gegenſtänden ſich erfreuen, auf denen auch Adelaidens Auge geruht hatte, als ſie dieſen Weg kam. Mein Führer ließ mich ungehindert gehen, er ſah, ich wollte und konnte ihm vielleicht auch nicht entfliehen.

Tief in mich ſelbſt verſunken, wandelte ich der Straße entlang; ein nahendes Geräuſch ſchreckte aus meinen wachen Träumen mich auf; ich ſah einen Reiſewagen pfeilſchnell die ſteile Anhöhe vor mir herabkommen, der Poſtillon vermochte nicht mehr die flüchtig gewordenen Pferde zu regieren, der Wagen ſchlug um, und ich ſprang noch zur rechten Zeit herbei, um die ſcheuen Thiere ſo lange zu halten, bis zwei, ihre Herrſchaft zu Pferde begleitende Bediente mir zur Hülfe kommen konnten. Jetzt erſt erkannte ich den Wagen und die Livree der Frau von Luſſan. Mein Blut erſtarrte, mein Haar ſträubte ſich vor innerem Grauen; zitternd, in gewaltiger Angſt vor dem entſetzlichen Anblick, der ſich vielleicht mir bieten würde, wagte ich es kaum, dem Wagen mich zu nahern, in welchem ich Adelaide und ihre Mutter vermuthete. Sie waren es, ſie lebten, ſie waren ſogar nicht einmal bedeutend verletzt. Wer, o wer beſchreibt dieſen Uebergang von tödtlicher Angſt zur entzückendſten Freude! Die Welt, mein Vater, alle meine Leiden waren mir verſchwunden, denn ich hielt ja ſie, die Einzige, wieder in meinen Armen.

Noch einmal durfte ich dieſe lieben Augen, dieſe milden Sonnen meines Daſeins mir tenchten ſehen, noch eine entzückende Stunde an der Seite der Hochgeliebten ward ſo unerwartet mir zu Theil. Der Stern meines Glückes hatte ſich noch nicht ganz dem Untergange zugeneigt, er weilte noch zögernd am Horizonte und ſein bebendes Licht wollte noch einmal zum Abſchiede mich erfreuen, ehe die Nacht meines Daſeins hereinbrach. Ich ſah es wohl, wie drohend, wie dunkel ſie über meinem Haupte hing, und genoß den kurzen Augenblick, welcher mir noch vergönnt war, mit der Freude eines Verzweifelnden.

Frau von Luſſan war vom Schrecken zu angegriffen, um ihren Weg ſogleich wieder fortzuſetzen, auch war am Wagen etwas zerbrochen, und die Reiſenden mußten es ſich gefallen laſſen, in der, zum Glück nahen, Dorfſchenke für die Nacht einzukehren, in der auch ich abgeſtiegen war; denn weit und breit fand ſich in dieſer wilden Gegend kein anderes Obdach für ſie. Während die Frauen der Mutter Adelaidens ſich in einer Nebenkammer um ihre Herrin beſchäftigten, warb mir ein freier Augenblick, die Geliebte unbelauſcht zu ſprechen. Den Tod im Herzen, erzählte ich ihr Alles, was ſie nur tröſten konnte. Ich ſprach zu ihr von meiner Mutter, wie geneigt ſie ſei, unſre treue reine Liebe zu ſchützen, und daß ſie ſelbſt ſuchen werde, ſich Adelaiden in Bourdeaux zu nähern. Der verbrannten Dokumente erwähnte ich noch immer nicht, und da ich ihr die traurige Veranlaſſung dieſer meiner Reiſe doch nicht ganz verhehlen konnte, ſo geſtand ich ihr zwar, daß mein Vater ſehr aufgebracht gegen mich ſei, aber ich ſuchte dennoch, ihr ſeinen Zorn in ſehr gemildertem Lichte zu zeigen. Zum erſten Male wag ich nicht ganz offen gegen Adelaiden, aber wie hätte ich vermocht, das fromme, weiche, liebende Weſen zu betrüben, das, einen Himmel von Hoffnung in den ſchönen Augen, zu mir aufſah?

Wir hatten ganz die Rollen gewechſelt; in jener ſeligen Zeit, da ich noch hoffen konnte, gab Adelaide ſich dem bängſten Vorgefühl unſeres kommenden Unglücks hin; jetzt trug ich Tod und Verzweiflung in der krampfhaft-zitternden Bruſt, nie zuvor ſtand unſer Beider Untergang in ſo furchtbarer Gewißheit mir klar vor Augen, als in dieſem Moment, und ſie, in unendlich rührender Freude, prophezeihte mir unſer nahendes Glück.

Sprich mit meiner Mutter dernach, flüsterte sie errötheud, sie weiß Alles, denn sie ist meine Mutter, ich ihr Kind; ich habe nie ihr etwas verborgen, so lange ich lebe. Sie ist gerade wie Deine Mutter, ach sie ist die Güte und Liebe selbst. Sie will auch bei meinem Vater uns vertreten, Du solltest ihn nur kennen, er ist nicht hart, wie der Deinige es ist. Er liebt meine Mutter und mich, und sie wird ohne Mühe ihn bewegen, auf jede, einigermaßen billige Bedingung des Grafen Artaban einzugehen. Da es dem Glück seiner Adelaide gilt, wird er sogar sich nicht weigern, den ersten Schritt zur Versöhnung zu thun, und meine Mutter denkt überdew, alle unsere gemeinschaftlichen Verwandten zu vermögen, hier ins Mittel zu treten. Ach, wir alle werden unbeschreiblich glücklich werden, wir und meine Mutter und mein Vater und Deine Eltern. Gott selbst wird unsern Bund beschützen, er ist der Gott des Friedens, er wird uns segnen, er wird das heiße Flehen seiner Kinder erhören.

Meine heilige, fromme Adelaide! rief ich aus. — Der Schmerz, den ich ihr zu zeigen nicht wogte, erstickte meine Stimme. Gleich einer Verklärten hob sie das schöne, strahlende Auge zum Himmel auf, ach! sie sah nur den Regenbogen der Hoffnung dort oben schimmern, nicht das Wetter, welches über ihrem schuldlosen Haupte sich drohend zusammenzog; sie lächelte wie ein seliger Engel; ich dachte vor Wehmuth darüber zu vergehen, aber sie lächelte, und ich vermochte es nicht über mich, den schönen Wahn zu zerstören, der sie beglückte.

Adelaide! quoll endlich die Frage aus der Tiefe meiner gemarterten Brust, und wenn — wenn unsere Väter in ihrem unseligen Zwiespalt beharren! und wenn unsere Mütter, unsere guten Engel, den Sieg nicht davon tragen — wirst Du meiner dann noch gedenken? wirst Du auch getrennt mich lieben? wirst Du auch hoffnungslos festhalten in Liebe und Treue? wirst Du — —

O quäle Dich und mich mit solchen Fragen nicht, fiel Adelaide mir ein; fühlst Du nicht selbst, wie Dir und mir fortan Leben und Lieben nur Eins sind!

Frau von Lussan verlangte zu ruhen und ich mußte Adelaiden verlassen. Morgen, sprach ich lächelnd, indem ich ging, morgen sehen wir uns wieder — zum letzten Male! klang es in meinem Innern, aber ich sprach es nicht aus. In der Kammer, die man mir anwies, fand ich meinen Wächter im tiefsten Schlafe begraben, er war der Ankunft der Reisenden nicht einmal gewahr worden, und so duefte ich es wagen, Adelaiden am frühen Morgen wieder aufzusuchen, ehe ich weiter mußte.

Adelaide erwartete mich schon an der Thüre ihres ärmlichen kleinen Zimmers, um mich zu ihrer Mutter zu führen. Wir beide sanken am Bette der edlen Frau auf die Knie, während ihre segnende Hand auf unsern Locken ruhte. Mein theurer, mein geliebter Neffe, sprach sie sehr bewegt, ja Du bist es. Mein Herz, mein Auge sogar haben Dich vorher erkannt, ehe Du Adelaiden Deinen wahren Namen entdecktest; Du bist das theure Ebenbild meines Gemahls, wie er war, da ich in früher Jugend ihn kennen und lieben lernte. Gleich ihm trägst Du die Züge jener edlen Zwillingsbrüder und ihres Vaters, Deines und meiner Tochter großen, würdigen Ahnherrn. Der ächte Geist der Artaban ruhe auf Dir, der Geist der Milde und Liebe. Jenes unheimliche Gespenst der Zwietracht, des Hasses, der Rache, welches sich in das Gemüth Deines unglücklichen Vaters eingeschlichen hat und seinen Frieden zerstört, ist Dir eben so fremd, als es von jeher Deinem ganzen Hause fremd war. Du wirst es bannen, Du mein Sohn und meine Adelaide, Ihr beide meine Kinder! Eure starke Liebe wird den Haß überwinden, das hoffe ich von dem Gotte, zu dem ich unablässig darum bete, seit ich das Geheimniß Eurer stillen reinen Liebe errieth. Darum ließ ich ungehindert sie wachsen und fest werden; der Himmel selbst hat unser aller Glück in eure jungen Herzen diesen Keim gelegt, der Baum des Friedens wird aus ihm erwachsen, und wir, eure Eltern, werden am Abend unsers Lebens nach hartem Kampf in seinem Schatten ruhen. Bis dahin sei jede Stunde meines Lebens dem Bestreben gewidmet, die lang ersehnte Versöhnung endlich herbei zu führen. Und nun lebe wohl; meine Kräfte hat der gestrige Schrecken erschöpft; nimm hier aus meiner Hand das Bild Deiner Adelaide, zum Andenken an diese Stunde; ich kann nicht mehr. Reise mit Gott und hoffe auf ihn.

Stumm drückte ich die Hand an mein Herz, die ein unschätzbares Kleinod mir reichte, an meine brennenden Augen, an meine zitternden Lippen. Für Worte hatte ich keinen Athem, ich hatte nur Thränen für die Liebe, die so unverhofft mir hier entgegen kam und für meinen bittern Schmerz.

Adelaide führte von dem Bette ihrer Mutter mich fort.

Adelaide! wir müssen scheiden, sprach ich, scheiden; ich konnte nichts anderes sagen noch denken; wir müssen scheiden, wiederholte ich in einem fort. Meine Augen glühten, Thränen der Verzweiflung brannten innerlich in ihnen. Adelaide weinte sanft. Artaban! ich liebe Dich unaussprechlich, ewig, sprach sie, meiner Mutter Segen giebt mir in dieser schmerzlich-schönen Stunde das Recht, Dir dieses Geständniß zu wiederholen. Was auch Gott aber meine Eltern künftig über mich verhängen, Du bist der Mann meiner ersten einzigen Liebe; mein inneres Leben gehört Dein, mag immerhin das Aeußere uns trennen.

Und warum, rief ich, plötzlich hingerissen von Liebe und Verzweiflung, warum, du Leben meines Lebens! warum wollen wir zögernd es erwarten, daß der Haß, die Rachsucht uns vernichten? Unsre Mütter segnen unsern Bund. Laß uns fliehen, Geliebte! da es noch Zeit ist, laß einen stillen, tief verborgenen Winkel der Erde uns aufsuchen, wo wir, fern von der Tyrannei unserer Väter, keine Pflicht anerkennen dürfen, als die, uns zu lieben.

Adelaidens Hand verschloß meine Lippen. — Schweig', o schweige, rief sie ängstlich, damit nicht unser böser Genius Dich höre und diese Worte, die wahrlich nicht aus Deinem reinen Herzen kommen konnten, vor Gottes Thron trage. Artaban! laß uns immer so denken und handeln, daß keins von uns, komme was da wolle, in der Seele des andern erröthen müßte, daß, wenn wir untergehen, doch immer der Trost uns bleibe, eines bessern Geschicks werth gewesen zu sein. Nur wenn Du dieß mir versprichst, kann ich gefaßten Muthes aan Dir mich trennen; versprich es mir, es ist meine erste ernstliche Bitte an Dich, versprich es mir. Sie reichte die schöne Hand wie zum Empfange meines Gelübdes mir dar.

Engel des Himmels! schönes, heiliges, reines Wesen, dort oben ist Deine Heimath, darum blüht uns hienieden kein Glück! rief ich verzweifelnd; dann riß ich mich von ihr los, wie ein Glücklicher vom süßen Leben scheidet. Mein Begleiter erwartete mich draußen, und verhehlte mir nicht seine Ungeduld über mein langes Ausbleiben. Ich hörte jetzt kaum, was mich ehemals zum Zorn gereizt hätte; ich warf mich auf mein Pferd, und ließ mich führen, wohin man wollte. Wir reisten noch einige Tage, ich zählte sie nicht. In mir war es Nacht, was kümmerte mich die Sonne und der Lauf der Sterne!

Endlich, endlich, in einem engen, von hohen zackigen Felsen eingeschlossenen Thale, lag das alte Schloß im schwarzen Schatten der Pinien und Cypressen nur mir, in welchem ich weilen sollte. Er gefiel mir wohl, der düstere Aufenthalt; er paßte vollkommen zu der Stimmung meines Gemüths. Ewige Todtenstille lastete hier auf der Natur, kein Laut des Lebens weit und breit, nur das Tosen der Waldströme unterbricht das ewige Schweigen, die mit wildem Gebrüll von Fels zu Fels schäumend, sich dem Abgrunde zustürzen.

Mein Lebensplan war bald gemacht. Den Tag über streifte ich in meinen dunkeln Wäldern umher, Adelaidens Bild auf der Brust, das wie ein schützender Talisman mich überall hin begleitete; und kam die Nacht, so schrieb ich an sie, was sie immer, ach immer lesen sollte. So ging mein Leben seinen stillen einförmigen Gang, ich bemerkte in dumpfer Trostlosigkeit kaum den Wechsel der Tage und Nächte.

Endlich erhellte doch ein hoffnungkündender Strahl das trübe Dunkel. Meine Mutter schrieb mir: alle unsere Verwandten hätten sich wirklich vereint, meinen Vater mit dem Herrn von Lussan zu versöhnen; sie hoffe, es werde ihrem gemeinschaftlichen Bemühen gelingen, sie bat mich, still und ruhig den Erfolg abzuwarten. Still? o ja, ich war still wie das Grab. Aber ruhig, jetzt? bei diesem rastlosen Kampf in meinem Innern, bei dieser glühenden Ungeduld, bei diesem ewigen Schwanken vom Gipfel erträumter Wonne zum Abgrund unendlicher Verzweiflung!

So lange die Sonne über dem Horizonte stand, kam ich von nun an nicht von der Straße fort, die der Bote kommen mußte, den meine Mutter mit der endlichen Entscheidung meines Geschicks an mich abzusenden versprach. Rastlos erstieg ich den Tag über alle Anhöhen, von denen ich ihn erblicken zu können glaubte, und verhüllte die Nacht mir endlich jede Ferne, dann eilte ich zurück in meine öde, trostlose Wohnung. Todtmüde warf ich mich auf mein Lager; morgen, sagte ich mir dann, morgen kommt er gewiß. Der dämmernde Tag trieb mich wieder hinaus. Abends kehrte ich wieder heim, um mich wieder auf morgen zu vertrösten; so vergingen mir viele Wochen, jede derselben dehnte sich mir zu einer Ewigkeit aus.

Endlich sah ich den mir wohlbekannten Boten auf mich zueilen; er war meiner gewahr worden und verdoppelte seine Schritte; doch uw die Welt hätte ich es jetzt nicht vermocht, ihm entgegen zu gehen. Ich war sogar einen Augenblick kindisch genug, mich vor ihm verbergen zu wollen, denn das ungeduldige Sehnen, das mich so lange rastlos umher getrieben hatte, verwandelte sich jetzt bei seinem Anblick in tödtliches Zagen. Ein dumpfes beklemmendes Vorgefühl sagte mir, daß mit der Ungewißheit, die ich bis jetzt so widerstrebend ertragen hatte, das letzte Glück meines Lebens von mir scheiden werde,

Digitized by Google

und ich hätte Alles darum gegeben, sie mir noch länger zu erhalten.

Athemlos, mit zitternder Hand erbrach ich das Schreiben meiner Mutter, welches der Bote mir überbrachte. O, mein vorahnendes Gemüth, wie weit warst du nach in deiner Besorglichkeit hinter dem zurück geblieben, was meiner haerte. Meine Mutter schrieb mir: mein unversöhnlicher Vater habe alle Vorschläge unserer Verwandten unerbittlich von sich gewiesen. Um allen fernern Verfolgungen in dieser Sache ein plötzliches Ende zu machen, habe er eine Vermählung mit einem Fräulein aus dem Hause der von Foix beschlossen und eingeleitet. Er selbst folge dem Boten auf dem Fuße, um mir dieses zu verkünden, sie, meine Mutter, würde mit der mir bestimmten Braut und ihrer Verwandten in den nächsten Tagen nachfolgen, denn die Vermählung solle sogleich in dem Schlosse, das ich jetzt bewohnte, in aller Stille gefeiert werden. Meine Mutter beschwor mich, am Ende dieses Briefes, bei meiner Liebe zu ihr, in mein Geschick mich zu ergeben, und meinen Vater in seiner gegenwärtigen furchtbaren Stimmung nicht durch zwecklosen Widerstand auf das Aeußerste zu bringen. Was nur immer bange Besorgniß für sie und mich ihr Ueberredendes eingeben konnten, wandte sie an, mich zum Gehorsam zu bewegen; sie versicherte, was nur in ihrer Macht stand, für mich und Adelaide vergebens aufgeboten zu haben, meines Vaters Wille stehe unerschütterlich fest, und jedes Hoffen wäre von nun an eine an Wahnsinn gränzende Thorheit.

Mit jenem scheinbar gefaßten Muthe, den nur die Verzweiflung kennt, begab ich mich in das Schloß zurück, um meinen Vater zu erwarten; zuweilen athmete ich hoch auf, und glaubte: mir sei wohler um das Herz, jetzt da endlich Alles entschieden war; dann gedachte ich Adelaidens, und meinte in Schmerz und Mitleid mit uns Beiden vergehen zu müssen. Der Furchtbare kam, und ich ging mit allen Zeichen der Ehrerbietung ihm entgegen, wie es dem Sohne ziemt. Wie Eis rieselte es mir durch Adern und Mark bei dem schneidend kalten, fast verachtenden Blicke, mit dem er eine Weile mich schweigend betrachtete; aber ich zuckte nicht. Er stand vor mir, gleich den Felsen um uns her, hoch und schroff und stolz und kalt, indem er sehr gemessen seine Befehle mir kund that, wörtlich so, wie meine Mutter es mir geschrieben hatte.

Ich ließ Dir Zeit, Deine Thorheit zu bereuen und zu bekämpfen, setzte er zuletzt beinahe höhnend hinzu, und ich rechne darauf, daß Du jetzt gelernt haben wirst, ohne Weigerung zu gehorchen.

Ich lernte dieß von früher Kindheit an, und habe Euch, so lange ich lebe, Beweise davon gegeben, erwiederte ich ehrerbietig, aber nicht minder fest und ernst als er selbst. Möge Gott Euch noch lange Jahre erhalten, mein Vater, damit Ihr erfahrt, wie ich auch im reifen Mannesalter die Euch schuldige Ehrfurcht nie verletzen und die Pflicht des Sohnes auf das strengste erfüllen werde. Doch ich bin nicht nur Eure Sohn, ich bin auch der des edlen Geschlechts der Aetaban, wie Ihr selbst es seid. Euren heutigen Befehlen Gehorsam leisten, wäre unmännliche, entehrende Feigheit, die keiner unsers Hauses sich zu Schulden kommen lassen darf. Kein wahrhaft edler Mann tritt mit einer zweiten vor den Altar, während er, wie ich, das Bild der ersten Geliebten im treuen Herzen trägt und ewig tragen wird. Beschließt über mich was Ihr wollt, gnädiger Herr, denn ich erkläre Euch bei meiner Ehre, daß ich dem Fräulein von Foix meine Hand nicht reichen kann und werde, und wäre sie die Krone der Welt. Erlaubt mir, ich bitte Euch, mich sogleich noch vor der Ankunft des Fräuleins zu entfernen, damit meine Gegenwart die Beleidigung nicht noch vergrößere, die ihr ohne mein Verschulden hier in Eurem Schlosse widerfährt.

Mein Vater hatte mir Zeit gelassen, so lange zu reden, weil ihm der Zorn die Sprache nahm. Sein entstelltes Bild mit schonender Hand zu verschleiern, verlangt von mir die kindliche Pflicht, deshalb schildere ich nicht den furchtbaren Ausbruch der wilden Leidenschaft, der er zum Raube sich hingab, als er seine Diener herbei rief, ihnen befahl, mich in das unterste Gewölbe des östlichen Schloßthurms zu werfen, und mich für eben so unwürdig erklärte, sein Sohn zu heißen, als das Licht der Sonne zu sehen. Gleichgültig ließ ich ohne Widerstand mich führen, wohin man wollte; ich wäre in diesem Augenblick eben so zum sichern Tode gegangen.

Mein Gefängniß war ein tiefes, dumpfes, noch aus den Feudal-Zeiten stammendes Burgverließ. Nur ein kleines vergittertes Fenster hoch über mir, das auf einen der innern Schloßhöfe ausging, gewährte mir einen schwachen Schimmer von Licht, und ließ den Wechsel der Tageszeiten mich bemerken. Zweimal des Tages brachte mir ein Diener, was ich zum Lebensunterhalt bedurfte; er kam und ging schweigend; auch ich belästigte ihn mit keiner Frage, denn mitten in meinem tiefen Elende konnte ich mich doch nicht bis dahin vergessen, einen niedern Knecht zum Ungehorsam gegen seinen Herrn verleiten zu wollen.

Die ersten Tage meiner Gefangenschaft vergingen mir in dumpfer, an Betäubung gränzender Ruhe; mein Auge gewöhnte sich an die um mich herrschende ewige Dämmerung; ich betrachtete das geliebte Bild meiner Adelaide, und das Bewußtsein, für sie zu leiden, gewährte mir zuweilen eine Art schmerzlicher Freude. Doch nach und nach ergte sich das jugendliche Leben wieder, Gedanken, Zweifel, Wünsche stiegen marternd in mir auf; die nie durch einen Laut unterbrochene Stille um mich her beängstigte mich unbeschreiblich, ich fühlte mich mit Grausen, wie in einem Grabe, abgeschieden von jedem Leben. Aller Jammer eines ohnmächtigen Gefangenen überfiel mich mit furchtbarer Gewalt und zeigte mir mein jetziges Elend in seinem ganzen entsetzlichen Umfange.

Nur einmal unterbrach ein Brief meiner Mutter die trübe Einförmigkeit meines jetzigen Daseins. Ach! auch sie wollte jetzt, von ihrer Liebe zu mir irre geleitet, mich wankend zu machen versuchen. Bitten, Vorstellungen, Alles was ein um sein Kind zagendes banges Mutterherz nur ersinnen kann, hatte sie in diesem Schreiben zusammengedrängt, um mich endlich zur Ergebung in den Willen meines Vaters zu bewegen. Sie malte mir mit glühender Beredsamkeit ihre bange Sorge, ihr tiefes Leiden um mich, sie gab mir ein furchtbares Bild der mit jedem Tage steigenden Erbitterung meines Vaters, seines Zornes gegen mich, seines grenzenlosen Durstes nach Rache an den Feinden seines Hauses, die seinen einzigen Sohn ihm verführt hätten. Sie flehte mich um Mitleid gegen sie selbst an, indem mein Vater sie jetzt mit unerträglicher Härte behandele, weil er sie im Verdacht hielt, mit mir einverstanden zu sein, und mich in dem, was er meinen Eigensinn nannte, zu bestärken.

Die Leiden, welche meine Mutter um meinetwillen tragen mußte, erhöhten mein eignes Elend unbeschreiblich; aber durfte, konnte ich sie von mir wenden? durfte ich einen Meineid auf meine Seele laden, um ihr Geschick ihr zu erleichtern, und konnte dieß die edelste der Frauen wirklich beglücken?

Ich sank wieder zurück in dumpfes Hinbrüten; viele Wochen vergingen, wie ich glaubte, ich hatte es längst aufgegeben, die Tage zu zählen, und immer dunkler ward es in mir. Ein leichtes Geräusch an meinem Fenster ergte eines Tages aus wachen Träumen mich auf; ich blickte empor, ein Papier glitt bis zu mir herab, ich nahm es auf — ich erkannte die Hand, es war ein Brief von Adelaiden. O Gott, welch' ein Brief!

„Alles, was Du für mich gethan, für mich gelitten hast, „ist mir jetzt offenbar," schrieb sie. „O Artadan! geliebtester, „treuester, edelster aller Menschen! Selbst was Dein großer „Sinn mir vielleicht ewig verbergen wollte, hat Deines Vaters „Zorn mir entdeckt, das Verbrennen jener Documente, die den „Untergang meines ganzen Hauses herbeiführen sollten. Ich „weiß auch, in welchem Abgrund von Elend Du um dieser „That jetzt schmachtest und daß ich allein Dein Leben retten „kann. Ich rette Dich, ich muß, ich will, ich werde Dich befreien, und solltest Du selbst mich darüber anklagen; das „Bewußtsein meines eignen Elends sei dann mein Trost! „Nur mit dem Verluste meiner Freiheit kann ich die Deine „Dir erkaufen, nur wenn ich am Altae meine Hand einem „Andern reiche, wenn jede Hoffnung einer glücklichen Zukunft „uns auf ewig schwindet, nur dann gibt der furchterliche Gebieter unseres Geschicks der Freiheit Dich wieder; dieß ist „sein laut erklärter, durch einen Eid bekräftigtee unabänderlicher Wille. So sei es denn, ich weiß Dich im Kerker und „habe keinen andern Gedanken, ich denke nicht an mein Leben, „nicht an meinen innern Frieden, ich denke Dein. In wenigen Tagen wird der spanische Graf Denana mein Gemahl. „Ihn habe ich unter mehreren, die um mich warben, mir erwählt, denn ich weiß von ihm genug, um an seiner Seite „einem trostlosen Leben entgegen zu sehen. Die arme Terue „wenigstens war Adelaide Dir schuldig, keinen zu wählen, mit „dem sie hoffen durfte, leidlich durch die Welt zu gehen. Ich „halte sie Dir im vollsten Umfange, ich will nicht glücklicher „sein als Du es bist. Ich weiß es wohl, um ganz Deiner „werth zu sein, sollte ich Dir dieses verhehlen, ich sollte den „Muth haben Dir ereulos zu scheinen, mein Leben stumm zum „Opfer für Dich darbringen und schweigend verbluten. Auch „wollte ich es, dessen ist Gott mein Zeuge, doch die Ausführung dieses Entschlusses überstieg meine Kraft, ich konnte es „nicht vollbringen. Der Trost, daß Du noch liebend meiner „denkst, muß in mein Elend mich begleiten, wenn ich das „Leben tragen soll, das mich erwartet. Künftig wird die „Pflicht mir gebieten, Dein zu vergessen; nimmer, nimmer „kann ich sie erfüllen, und mit meinem innern Frieden ist es „von nun an vorbei, in dem opfere ich Dir weit mehr als „mein Leben. Doch schone mein, dieses Einzige erflehe ich „noch von Dir, erschwere nicht den Kampf, den ich von nun „an unablässig zu kämpfen habe, laß mein Bewußtsein mich

„rein erhalten; aus Mitleid mit mir suche nie, mir zu nahen, „dieses erbitte ich mir von Dir, als die letzte Gabe, als den „letzten Beweis Deiner Liebe. Und nun lebe wohl für dieses „ganze Erdenleben, lebe wohl, mein Glück, meine Liebe, meine „Freude, lebe wohl!“

Aller Sinnen beraubt, bleich und bewußtlos hingestreckt, gleich einem Todten, fand mein Kerkermeister mich am folgenden Morgen. Ich mochte schon lange so da gelegen haben, als er zur gewohnten Stunde zu mir hereintrat. Mein Zustand erschreckte den sonst harten Mann, mehr noch mein an Wahnsinn gränzendes Erwachen, als es seinem Bemühen gelang, mich wieder ins Leben zu rufen. Er fiel vor mir auf die Knie hin, und bat, ihm zu vergeben, daß er so lange Zeit sich zum blinden Werkzeuge des Willens seines Gebieters habe mißbrauchen lassen, den er jetzt selbst hart und ungerecht nannte.

Welche unbegreifliche Gewalt übt die Stimme, die Sprache des Menschen auf uns! Wochen lang, Monate lang hatte mein Ohr nichts vernommen, als den Jammerlaut meiner eignen Klagen, den der Schmerz mir erpreßte, und nun, mitten im Wahnsinn der Leidenschaft, half die Stimme dieses mir fremden, dieses verachteten, sogar verhaßten Dieners, mir wieder zum klaren Bewußtsein. Ich gewann Besonnenheit genug, diesen Ausbruch seiner Reue zu benutzen, und häufte Versprechungen auf Versprechungen, um ihn zu bewegen, mich nur nicht Tage ins Freie zu lassen; nach dieser Frist wollte ich mich willig wieder in meinen Kerker einstellen, das gelobte ich bei Allem, was mir heilig ist. War es mein Gold, was ihn blendete, war es die plötzlich in ihm erwachende Furcht vor seinem künftigen Gebieter, oder vielleicht Gefühl des Unrechts, das ich erduldet hatte, was ihn bewegte? ich weiß es nicht, aber er willigte in Alles, was ich verlangte, unter der einzigen Bedingung, mich begleiten zu dürfen, die ich ihm gern gewährte. Ich wollte auf der Stelle fort, doch wir bedurften Pferde zur Reise, und diese konnten erst in der folgenden Nacht herbeigeschafft werden.

Ich wollte nach Bordeaux, wo Adelaide sich jetzt aufhielt, ich wollte sie bewegen, ihren grausamen Vorsatz aufzugeben oder zu sterben. Die ganze Nacht hindurch dachte ich nur, wie ich sie sehen, was ich ihr sagen, was sie mir antworten würde. Meine zu den grausenvollsten Bildern aufgeregte Fantasie ließ mich keinen Augenblick Ruhe finden; oft ergriff mich mit Todesangst der Gedanke, daß ich zu spät kommen könne; ich las den unseligen Brief wieder und wieder, um jede Wahrscheinlichkeit dessen, was geschehen könne, der Zeit, des Ortes, wo das grausamste Opfer gebracht werden sollte, nach ihm zu berechnen. So verging die Nacht, der Morgen graute, mein Begleiter rief mich ab, und ehe die Sonne aufging, saßen wir beide zu Pferde.

Vorwärts, nur vorwärts, immer vorwärts, ich hatte keinen andern Gedanken; unaufhaltsam eilte ich fort auf Tod und Leben, bis gegen Abend. Da begegneten wir einem Reisewagen, ich erkannte meine Mutter in demselben, allein, nur von ihren Frauen begleitet. Mein Blut erstarrte, ich fühlte eiskalt die Hand des Todes an meinem Herzen. Es ist vorbei! rief ich ihr zu, da der Wagen auf ihren Befehl hielt, es ist vorbei, Adelaide ist — ich konnte das entsetzliche Wort nicht aussprechen, doch meine Mutter verstand mich wohl, das sagte mir ihr Erbleichen, die Thräne, die in ihren Augen zitterte.

Ich komme mit Bewilligung Deines Vaters, Dir Deine Freiheit wiederzugeben, mein Sohn, erwiederte sie mit dem sanften Tone innigen Mitleids. Ich hörte nichts weiter, meine Sinne schwanden, was ferner mit mir geschah, weiß ich nicht.

Ohne Klagen, ohne Thränen lag ich zwei Tage lang in jenem wohlthätigen Todesschlafe, den die Natur ihren Kindern gewährt, wenn sie das Gefühl ihres Elends nicht länger zu tragen vermögen. Meine Mutter hatte mich wieder zurück in das Schloß geführt, das ich an jenem Morgen verließ; ich wußte es nicht. Alle Aerzte der Umgegend wurden herbeigerufen, alle gaben mein Leben rettungslos verloren; nur meine Mutter hoffte noch so lange ich athmete und ließ von ihrer treuen Pflege nicht ab. Sie wich nicht von meinem Lager; ihr Jammer, ihre Thränen, der Name Adelaide, bei dem sie mich beschwor zu leben, erweckten mich endlich aus meiner Betäubung zum furchtbarsten Kampf eines jungen Lebens mit dem Tode. Das Leben siegte endlich nach vielen langen Tagen, in denen meine Mutter mehr litt als ich, und ich begann, wenn gleich langsamen Schritts, mich der Genesung zu nähern. O meine Mutter! wie schonend, mit welchem unbeschreiblichen Zartgefühl suchte sie mich nun wieder mit dem Leben auszusöhnen. Sie weinte mit mir, sie sprach mit mir von Adelaiden und wagte keinen andern Trost. Das Bild der Geliebten,, und jenen unseligen Brief, den Einzigen, den ich je von der geliebten Hand erhielt, gab sie auf mein dringendes Bitten mir wieder, denn sie hatte beides während meiner Krankheit bei mir gefunden und an sich genommen. Stunden lang versank ich in Betrachtung dieser einzigen geretteten Trümmer aus dem Schiffbruche meines verlornen Erdenglücks, und meine Mutter ließ mich gewähren und störte mich nicht. Sie gestand mir späterhin, als ich im Stande war, ein anhaltendes Gespräch zu ertragen, wie viel sie selbst zu der traurigen Entwickelung meines Geschicks beigetragen hatte und bat mich unter heißen Thränen, ihr zu verzeihen. Ich weinte mit ihr, aber ich vermochte es nicht sie zu tadeln; meine arme Mutter hatte keine andre Liebe je gekannt, als die zu ihrem Sohne. Von Jugend auf war sie das Opfer der kalten Pflicht gewesen, früher der, die sie ihren Eltern, später der, die sie ihrem Gemahl schuldig war; nie hatte ein Strahl jener allgewaltigen Flamme ihr zusammengepreßtes Herz erwärmen dürfen, die alles Leben auf Erden zum wahren Leben erst erweckt.

Daher gab sie sich nur der ängstlichen Besorgniß um meine Gesundheit hin, die sie sich durch meine lange harte Gefangenschaft gefährdet dachte, und keine Ahnung kam in ihre Seele von dem, was sie that, indem sie auch Adelaiden ihre gränzenlose Angst um mich mittheilte, und das edelste, geliebteste Wesen aufforderte, sich selbst zu opfern, um nur mein Leben zu retten. Ach! den Heldenmuth, mit dem Adelaide den fürchterlichsten Entschluß faßte und ausführte, hat niemand auf Erden in seiner ganzen Größe begriffen, selbst meine Mutter nicht; niemand als ich Unglückseliger, niemand als ich allein! Die widerwärtige Gestalt des schon alternden Ornano, sein allgemein als unerträglich bekannter Charakter, seine Gemüthslosigkeit bei sehr beschränktem Geistesvermögen, machten die Wahl der schönen, von den ersten Jünglingen des Landes gesuchten Adelaide, allen ihren Bekannten zum unauflöslichen Räthsel; selbst ihre Eltern riethen ihr davon ab und baten sie, einem ihrer würdigern Gemahl ihre Hand zu reichen. Auch meine Mutter suchte bei einer gemeinschaftlichen Freundin in Bourdeaux sie zu sprechen, sie zu warnen und sie zu ermahnen, für ihr eignes Glück besser Sorge zu tragen; doch alle Bitten und Ermahnungen vermochten nicht, die Heldenmüthige von ihrem großen Entschlusse abzubringen. Ich kenne den Grafen Ornano, gnädige Frau, hatte Adelaide meiner Mutter geantwortet, ich weiß, welch ein Geschick mir an seiner Seite bevorsteht. Doch meine Wahl soll ihrem Sohne zeigen, was allein mich zu dem Schritte bewegen konnte, den ich thun muß, wenn er leben soll. Sie, gnädige Frau, hoffe ich, werden ebenfalls einst erkennen, daß die arme Adelaide der Ehre, Ihre Tochter zu heißen, nicht unwerth war; mein künftiges Betragen gegen den Grafen Ornano soll Sie und die Welt davon überzeugen. Ich weiß, was ich mir auferlege, aber ich weiß auch, daß ich es tragen werde oder erliegen; wanken auf der Bahn, die ich mir selbst vorzeichne, werde ich nicht. Möge nur das Opfer, das ich bringe, Ihrem Sohn nicht noch tiefer verwunden! Ich thue, was ich meinem Gefühle nach nicht unterlassen kann, aber mein ahnendes Herz weissagt mir wenig Gutes für ihn.

In wehmüthigen Erinnerungen vergingen mir die Tage meiner Genesung an der Seite meiner Mutter; ich war still und weich wie Alle, die nach schwerer Krankheit wieder zum Leben erstehen; es fehlte mir sogar an Kraft, den ganzen Umfang meines Unglücks zu fassen, und meine Mutter glaubte mich getröstet, weil ich in meinen Klagen nicht laut ward, um ihrer zu schonen. Der Befehl meines Vaters forderte die geliebte Frau nur zu bald wieder von mir ab; mich zu sehen verlangte der unerbittlich Erzürnte nicht; sein Gemüth hatte sich ganz von mir abgewandt, seit er so hart mich behandelte; alle Liebe war in ihm erstorben, sogar die Nachricht von meiner todesgefährlichen Krankheit vermochte nicht, nur das kleinste Zeichen von Theilnahme ihm zu entlocken. Und so mußte ich denn meine Mutter von mir scheiden sehen und blieb zwischen meinen Felsen, in meiner düstern Waldeinsamkeit allein zurück.

Dennoch war ich darum nicht verlassen, ich hatte doch noch einen Vertrauten um mich, dem ich Adelaidens Namen nennen durfte, dem ich meinen Schmerz klagen konnte und meine ewige Sehnsucht. Mein treuer Lorenzo war mir wieder gegeben. Von unserer frühesten Kindheit an war er mein von mir unzertrennlicher Spielgefährte gewesen. Als wir beide heranwuchsen, mußte er allen Unterricht, den ich erhielt, mit mir theilen, um mich mit seinem Fleiß zur Nacheiferung anzuspornen. Mehr Freund als Diener, hatte er mich späterhin auf meinen Reisen ins Ausland begleitet; er war mit gränzenloser Treue mir ergeben, und ich lohnte ihm seine Liebe durch unbeschränktes Vertrauen. Willig hätte er sein Leben daran gesetzt, mich der Schwermuth zu entreissen, in die ich immer tiefer versank, als kein Tag erscheinen wollte, der mir von Adelaiden Nachricht gebracht hätte. Die Sehnsucht, sie nur noch einmal zu sehen, nagte an meinem Leben und trieb mich, gleich einem Verzweifelnden, rastlos von Ort zu Ort, bis ich die Qual nicht länger zu tragen vermochte und um

jeden Preis ihr zu entrinnen beſchloß. In der unſcheinbarſten Verkleidung wollte ich nach Bourdeaux, um die Geliebte, wäre es auch ganz von Ferne, nur einmal noch zu erblicken, und dann — mir galt es gleich, was dann weiter noch geſchehen ſollte; nur ihr letztes Gebot wollte ich ehren und es nicht wagen, mich in ihre Nähe zu drängen.

Lorenzo's unabläſſiges Bitten, ſeine dringenden Vorſtellungen bewogen mich endlich dahin, von dieſem Vorſatz in ſo fern abzugehen, daß ich ihm erlaubte, vorher auf Kundſchaft auszuziehen, um mir den Weg zu bahnen, und Mittel und Wege auszufinden, meinen Wunſch auf die mindeſt gefährliche Weiſe zu befriedigen. Er reiſte ab und nun vergingen wieder mehrere Wochen, in denen ich ohne Nachricht von ihm blieb. Meine glühende Ungeduld trieb mich oft an, ihm auf Geradewohl zu folgen; auf der andern Seite hielt die Furcht, ihn zu verfehlen, mich wieder davon ab, wenn er etwa, während ich abweſend ſei, wieder zurückkehren ſollte. Zuweilen ſtiegen die quälendſten Zweifel in mir auf, die ich mühſam bekämpfen mußte; ſo verging mir die Zeit in Angſt, Sehnſucht und Ungeduld, bis der Getreue endlich wiederkehrte.

Lorenzo traf Adelaiden nicht mehr in Bourdeaux. Ornano hatte ſie nach Biskaja auf eines ſeiner Güter geführt, und ſo blieb meinem Freunde nichts weiter übrig, als Beiden zu folgen. Er war gewandt genug, ſich bei dem Grafen Ornano als Architekt Zutritt zu verſchaffen, denn dieſer wollte in ſeinem Schloſſe bedeutende Veränderungen vornehmen laſſen, und Lorenzo hatte ſich von Jugend auf nicht ganz unbedeutende Kenntniſſe im Fache der Baukunſt erworben, die er dereinſt in meinem Dienſte geltend zu machen hoffte. Während unſeres Aufenthalts in Italien hatte er ſpäterhin jede Gelegenheit benutzt, um dieſe Kenntniſſe zu vervollkommnen; ich hingegen fühlte mich mehr zur Malerei hingezogen, die ich in jenem Lande mit großer Luſt und nicht ganz ohne Gelingen damals übte.

Lorenzo war mit der Verſicherung, auf das ſchnellſte wiederzukehren, vom Grafen geſchieden; er hatte ihm auch verſprochen, einen Maler mitzubringen, der fähig ſei, einen Saal mit ſeiner Kunſt auszuſchmücken. Ich ſollte dieſer Maler ſein, guter Gott! ich ſollte ſie ſehen, ſie hören, dieſelbe Luft mit ihr athmen, unter ihrem Dache leben; mir ſchwindelte bei dem bloßen Gedanken, ich glaubte vergehen zu müſſen in Schmerz und Seligkeit!

Auch Lorenzo hatte Adelaiden geſehen. Wie hing mein Auge an ſeiner Geſtalt, als er dieſes mir berichtete! Auch ihr Auge hatte auf ihm geruht, ich wurde nicht müde, ihn anzuſehen, mir war, als ſtünde er noch, von dem Abglanz ihrer Blicke umleuchtet, vor mir da; er vermuthete ſogar, von ihr erkannt worden zu ſein, denn ſie erröthete bei ſeinem Anblick und ſchien ihm ſeitdem ſorgfältig auszuweichen. O Adelaide, meine Adelaide, wohin war es mit uns beiden gekommen, daß du ſogar den Diener deines Freundes vermeiden mußteſt, den Einzigen, der deſſen Namen dir nennen konnte!

Nur ſelten hatte Lorenzo ſie ſeitdem, und ſtets nur in der Ferne erblickt, denn ſie führte ein ſehr einſam-trübes Leben. Ornano liebte ſie wie Seinesgleichen lieben, mit raſender Wuth. Er bewies ihr dieſe Liebe dadurch, daß er, gequält von furchtbarer Eiferſucht, ſie Tag und Nacht bewachte und ihrer Freiheit auf alle Weiſe beſchränkte. Ganze Tage brachte ſie einſam in ihrem Zimmer zu, nur ein kleiner Hund, den ſie nie von ſich ließ, war ihr ſteter Begleiter; ich hatte in glücklichern Tagen ihn ihr einſt gegeben und ihrer Anhänglichkeit an dem kleinen Thierchen rührte mich jetzt bis zu Thränen.

Don Gabriel, der um viele Jahre jüngere Bruder des Grafen Ornano, war der Einzige, der zuweilen ihr nahen durfte. Er war ihr Hausgenoſſe und Lorenzo beſchrieb ihn mir als das vollkommenſte Gegenbild jenes Verhaßten. Gleich einem Schutzgeiſt umſchwebte er Adelaiden, milderte ihr hartes Geſchick ſo viel er dieſes vermochte, und beſänftigte oft den Zorn ihres über jede Kleinigkeit in Wuth geratbenden Tyrannen. Doch mußte er dabei ſich ſorgfältig davor hüten, nicht ſelbſt der Gegenſtand von deſſen Eiferſucht zu werden.

Fort! fort! zu ihr! weiter vermochte ich ſeit Lorenzo's Rückkehr nichts zu denken. Lorenzo war bereit, mich zu führen, aber er beſchwor mich zuvor bei allen Heiligen, bei Adelaidens Leben ſogar, unerkannt in Ornanos Schloſſe zu weilen, und mir an dem Anblicke der Geliebten genügen zu laſſen, ohne jemals zu ſuchen, ſie zu ſprechen. Er ſchilderte mir in den greellſten abſchreckendſten Farben des Grafen Eiferſucht und die unvermeidliche Todesgefahr, in die ich durch Unbeſonnenheit Adelaiden ſtürzen könne.

Ich hörte ihn gelaſſen an und verſprach Alles, was er wollte; das Glück, ſie nur zu ſehen, ſchien mir ſo überſchwenglich groß, wie war, als ſei es unmöglich, darüber hinaus noch etwas zu begehren. Wir machten uns auf die Reiſe.

Endlich war das Ziel erreicht; ich ſtand in meiner Verkleidung vor dem verabſcheuten Räuber meiner Seligkeit und knirſchte innerlich vor Zorn, aber ich verrieth mich nicht, und dieſes ward mir um ſo leichter, da er mich kaum eines Blickes würdigte, ſondern ſich mit ſeinen Aufſeegen nur an Lorenzo wandte. In einem Seitenflügel des Schloſſes, deſſen Fenſter nach dem Garten ausgingen, ward uns unſere gemeinſchaftliche Wohnung angewieſen, und ſchon am folgenden Morgen gingen wir an die Arbeit. Lorenzo übernahm die Aufſicht über die Baulente, und ich beſtieg ein hohes Gerüſt, um nach Rafaels Logen einen Saal mit Blumengewinden und Arabesken zu dekoriren.

Viele Tage vergingen, ohne daß ich Adelaiden erblickte; endlich ging ſie eines Abends ganz allein an unſerem Fenſter vorüber, nur ihr kleiner Hund ſprang luſtig um ſie her. Sie war blaß, nachläſſig gekleidet, ihr liebes Auge ſchweifte achtlos und trübe umher, ohne auf irgend einem Gegenſtande zu haften. Laut weinend ſank ich am Fenſter auf meine Knie; ſo! ſo ſie wiederzuſehen! Mein Herz wollte brechen; ich verharrte in meiner Stellung, bis ich ſie wieder zurückkehren hörte. Es war ſpät; dichter Dämmerung umſchleierte mir die ſüße Geſtalt, ich ſah ſie nicht, aber mein Herz verkündete mir ihre Nähe.

Dann erblickte ich ſie wieder in der Schloßkapelle beim Gottesdienſte. Ich ſtand während der Meſſe ihr gegenüber. Keiner ihrer Blicke fiel auf mich, ſie betete für mich, den Verſtorbenen, und keine Ahnung ihres Herzens verkündete ihr die Nähe des Unglücklichſten auf Erden. Ich wollte mein Gebet mit dem ihren hinaufſteigen laſſen zum Throne des Allerhöchſten, doch vergebens; alle meine Gedanken flogen zu ihr, ſie war meine Heilige, nur ſie konnte ich anrufen, und ach! ſie ſah, ſie hörte mich nicht! Nie fühlte ich mich verlorener.

Don Gabriel beſuchte mich oft, wenn ich arbeitete, und bezeigte ſich weit freundlicher gegen mich, als ich es in meiner jetzigen Geſtalt von ihm erwarten durfte. Sein geiſtreiches Geſpräch, ſeine ſehr ſchöne Geſtalt, die anmuthige Würde ſeines Benehmens, hätten ihn mir lieb machen ſollen, und doch war ſeine Gegenwart mir drückend und unerfreulich. Ach, ich erkannte mich ſelbſt und mein Gemüth nicht mehr! Ich beneidete ihm das Glück, Adelaide, meine Adelaide täglich ſehen und ſprechen zu dürfen, während ich! — und er liebte ſie, das wußte ich gewiß; er war traurig wie ich, aus ſeinem dunkelſtrahlenden Auge leuchtete dieſelbe Flamme, die auch mich verzehrte, Alles an ihm deutete auf unglückliche Liebe, und wen konnte er lieben als Sie!

Eines Morgens, ewig, ewig wird er meinem Gemüthe gegenwärtig bleiben! Don Gabriel trat hinein in den Saal, in welchem ich arbeitete, mit ihm Adelaide; ich hörte wieder ihre ſüße Stimme, alle meine Nerven erbebten vor dem Laute, die Sinne vergingen mir, faſt wäre ich hinabgeſtürzt von dem Gerüſte, zu ihren Füßen hin.

Und warum muß ich denn dieſen Saal ſehen, ſprach ſie. Ihr wißt, Don Gabriel, mich kann das Alles nicht erfreuen. Sie ſchlug das wunderſchöne Auge zu mir auf, ſie ſah mich, ſie erkannte mich, dieß ſagte mir ihr Erbleichen, ihr Zittern. Im nächſten Moment ergriff ſie Don Gabriels Arm und wankte, auf ihn geſtützt, wieder hinaus. Der Geruch der Farben mache ſie ſchwindeln, ſagte ſie.

Lorenzo fand mich in wilder Verzweiflung und führte mich faſt gewaltſam fort auf unſer Zimmer. Zerriſſen von wüthendem Schmerz, fühlte ich, Adelaide zürne mir. Sie mußte mir zürnen, denn ich hatte ihr, in flehendes Bitten eingekleidetes, ſtrenges Gebot übertreten! Doch war ich denn keines zweiten Blickes ihr mehr werth? nicht einmal eines Zeichen ihres Zornes! Halb wahnſinnig wollte ich mich jetzt ſelbſt bereden, ich ſei vergeſſen, Adelaidens Herz habe von mir ſich gewendet; meine leeren Gedanken ſchweiften umher ohne Ruhepunkt, ich wünſchte in meinen Kerker mich zurück und pries laut die Seligkeit jener Zeit. Nun erſt war mein Elend auf das Höchſte geſtiegen, ich hatte in dieſem furchtbaren Momente den Glauben an Adelaiden verloren. Zum erſten Male durchraſte mich wilde Eiferſucht, ich wünſchte mir den Tod herbei, und hätte, ohne Lorenzo's treue Wachſamkeit, ihn mir ſelbſt gegeben.

Ich durchtobte die Nacht, die Sonne ging auf und mit der jubelnden Natur erwachte auch mein eignes beſſeres Selbſt. Sei es denn, ſprach ich zu meinem Freunde, konnte ſie aufhören zu lieben, ſo will ich mich freuen, daß ſie den Qualen entgangen iſt, in denen ich mein Leben verzehren muß. Das Glück der Geliebten iſt ächtee reinee Liebe höchſtes Ziel. Ich will fort; nie ſoll mein Anblick ſie wieder aus ihrer Ruhe ſtören. Ich will fort auf Nimmerwiederkehren, doch Lebewohl muß ich ihr ſagen, ehe ich gehe. Ihr Herz wird dieſen Abſchied jetzt ertragen ohne zu brechen, mir aber iſt das Leben dieſe letzte Gunſt noch ſchuldig. Ich fordre ſie; dann gehe ich, wohin Du willſt, Lorenzo, führe mich, ich will dann ſanft ſein wie ein Kind, doch dieſes Lebewohl muß mir noch werden.

Lorenzo bestärkte mich in dem Entschlusse, das Schloß zu verlassen; zwar versuchte er zuzlrich, mich von dem Gedanken abzubringen, Adelaiden noch einmal sprechen zu wollen; doch da er endlich die Unmöglichkeit davon einsah, so versprach er, mir dazu hülfreich zu sein, um mich nur nicht länger in diesem gefährlichen Aufenthalt weilen zu lassen. Auf seinen Antrieb mußte ich wieder an meine Arbeit gehen, um im Schlosse nicht Aufmerksamkeit zu erregen, und ihm versprechen, dort geduldig zu harren, bis er Zeit gewönne, einen meinem Vorsatze günstigen Augenblick zu erspähen.

Mehrere Tage vergingen, zitternd sah ich der Erfüllung meines letzten Wunsches auf Erden entgegen, das kleinste Geräusch erschreckte mich, denn immer erwartete ich, Adelaiden wieder in den Saal treten zu sehen. Endlich gab Lorenzo mir das lang ersehnte Zeichen, ich eilte zu ihm herunter, er flüsterte mir zu: Don Gabriel sei auf die Jagd geritten, der Graf in einem abgelegenen untern Zimmer für viele Stunden mit seinen Verwaltern beschäftigt. Ich hörte dieß kaum, ich flog die Schloßtreppe hinauf, kaum meiner selbst mir bewußt, stand ich im Vorsaal, ich sah Adelaiden eben im Begriff, in ihr Zimmer zu treten, und folgte ihr auf dem Fuße, ohne daß sie meiner gewahr ward.

Zürne nicht! Fliehe nicht! rief ich hingesunken zu ihren Füßen. Gönne mir das letzte traurige Glück, Dir Lebewohl auf immer zu sagen, ehe ich von Dir scheide. Ich gehe, ich sterbe fern von Dir, Du siehst mich nie nach dieser Stunde, Du hörst meinen unglücklichen Namen nie wieder. Stehe auf! rief Adelaide in tödtlicher Angst, fliehe, o fliehe und kehre nie wieder zurück. Ich bin die unseligste aller Frauen! Ehre mein Unglück, vergrößre nicht mein Elend, ich leide mit Dir, ich leide um Dich, fliehe, willst Du nicht ganz mich verderben. Verweile keinen Augenblick, o fliehe, suche mich nie wieder, eile, vertraß mich.

Ich gehe, rief ich noch immer auf den Knieen, ich gehe gleich, versprich mir nur, daß Du mein gedenken, daß Du den Armen nicht hassen willst, der gebaren ward, Dein Glück, Deinen Frieden zu stören. Ich konnte nicht von ihr weichen, sie flehte vergebens, ich blieb zu ihren Füßen sinnlos, machtlos — da flog die Thüre auf, schäumend, rasend stand Ornano vor uns, riß einen Dolch hervor, und drang mit diesem auf Adelaiden ein. Schnell, wie ein Gedanke, warf ich mich zwischen Beide; er trachtete jetzt nach meinem Leben, ich rang mit ihm, er verwundete mich in der Schulter, ich entriß ihm die Waffe, ich sah in ihm nur Adelaidens Mörder, und stieß seinen eignen Dolch ihm tief in die Brust. Er sank bewußtlos zu Boden; seine durch das Geräusch unseres Kampfes herbeigerufenen Bedienten drangen herein, sie sahen den von Blut ihres Gebieters noch rauchenden Dolch in meiner Hand. Ohne Mühe entwaffneten sie mich, rissen mich mit sich fort, und schlossen in einem andern Zimmer mich ein.

Jetzt erst, in der Einsamkeit, erwachte ich aus meinem furchtbaren Wahnsinn, und übersah mit Grausen den Abgrund von Elend, in welchen ich, hingerissen von meiner ungezähmten Leidenschaft, Adelaiden und mich gestürzt hatte. Wohin ich blickte, sah ich die Geliebte, wie ich zuletzt sie gesehen hatte, überströmt vom Blut ihres Gemahls, in todtenähnlicher Ohnmacht neben ihm am Boden liegen, und mein Haar sträubte vor Grausen sich empor bei dem Gedanken, sie, die Heilige, Reine könne beschuldigt werden, an meiner That Antheil genommen zu haben. Gewaltsam nahm ich mich zusammen, um zu überlegen, was ich für sie thun könne, um ihre Unschuld vor Gericht zu beweisen; ich nahm mir vor, nur für sie zu zeugen, und dann, ohne meinen wahren Namen zu nennen, mich unerkannt dem Laufe der Gerechtigkeit zu überlassen. Der Gedanke, als ein gemeiner Verbrecher hingerichtet zu werden, erschreckte mich nicht; nur Adelaide und die Ehre meines Hauses wollte ich retten, alles übrige kümmerte mich wenig; das Leben hatte längst jeden Reiz für mich verloren, ich hielt es nicht der Mühe werth, es noch festhalten zu wollen. Um Mitternacht öffnete sich meine Thüre, ich glaubte man komme mich ins Beehör abzuholen; es war Don Gabriel, der Bruder des Getödteten, der ohne alle Begleitung zu mir hereintrat.

Adelaide sendet mich, Graf Artaban, sprach er mild, aber ernst. Sie gab mir den ersten höchsten Beweis ihrer Achtung, indem sie Euren wahren Namen und ihr Verhältniß zu Euch mir entdeckte. Ich will dieses Vertrauens werth sein, ich komme um Euch zu befreien. Auch die Gräfin rette ich um jeden Preis — wenn Rettung möglich ist, setzte er seufzend hinzu.

Ich wanke nicht, ich weiche nicht von hier, rief ich aus; vor Gericht will ich Adelaidens engelreine Unschuld mit dem heiligsten Eide bezeugen und dann sterben, um vor den Augen der Welt meine That zu büßen. Adelaide und mein Herz sprechen mich von Verbrechen frei, das fühle ich; auch der ewige Richter wird mir gnädig sein, das hoffe ich mit Zuversicht. Ich sterbe für Adelaiden und gehe freudig in den Tod.

Euer Opfer wäre vergebens dargebracht, erwiederte Don Gabriel; mein Bruder todt, seine Wunde ist tief, aber nicht tödtlich. Das erste Zeichen seines wiederkehrenden Lebens war der Befehl, seine Gemahlin auf das strengste zu bewachen. Sein Verdacht allein bringt die Arme auf mancherlei Weise in Lebensgefahr, wenn gleich nicht auf gerichtlichem Wege; Ihr kennt den Grafen Ornano nicht. Euer Tod kann sie nicht retten, wohl aber sie in Verzweiflung sterben lassen. O folgt mir, zaudert nicht, morgen kann ich vielleicht nichts mehr für Euch thun.

Und wae wird aus ihr, wenn mir der arme Trost geraubt wird, für sie zu sterben! rief ich verzweifelnd. Ich soll fliehen, wie ein Feiger der Gefahr mich entziehen, in die ich sie mit mir hinabriß, ich soll sie in dieser zurücklassen und — —

Folgt mir, fiel Don Gabriel ein, fliehet um Adelaidens willen; ich wache für ihr Leben und Euer Bleiben kann ihr nur Unheil bringen. Artaban, setzte er sehr bewegt hinzu, auch ich bete diese Heilige an, ich liebe sie wie Ihr, heiß, innig, mit aller Kraft meines Wesens hänge ich einzig an ihr, um ihrer willen gebe ich Leben und Ruhe willig hin. Dieses Geständniß muß Euch über ihr Schicksal beruhigen, denn im Gemüthe des Mannes, den sie liebt, kann niederer Argwohn niemals Raum gewinnen. Artaban, Euer Erscheinen hat mir den letzten Trost geraubt, der meinem armen Leben noch blieb, den süßen Wahn, die Himmlische sei für irdische Liebe nicht geboren. Euch liebte sie! o wie konntet Ihr Euch an diesem Bewußtsein nicht genügen lassen! Kommt, o komme, rettet Euch und vielleicht auch sie.

Entzweit mit mir selbst, erdrückt von der Seelengröße dieses edlen Mannes, ließ ich mich führen, wohin er wollte. Im Schlosse war alles still; als wir außer dem Bezirk desselben waren, gab mir Don Gabriel einen Brief an den Prior eines nahgelegenen Klosters, in welchem er mir hieß, mich zu verbergen, bis die Nachforschungen vorüber sein würden, die er selbst meinetwegen würde anstellen müssen. Dann schied er von mir und ich blieb allein. Die Nacht war düster, doch finsterer noch war es in meinem Gemüth.

Ich irrte in der Dunkelheit noch lange um das Schloß herum, ich konnte mich nicht entschließen, den durch Adelaidens Gegenwart geheiligten Boden zu verlassen; endlich trieb die Hoffnung, von ihr etwas zu vernehmen, dem Kloster mich zu. Mit grauendem Morgen stand ich an der Pforte desselben und wurde, da ich den Brief des Don Gabriel vorzeigte, sogleich zum Prior geführt; doch indem ich diesem das Schreiben überreichte, sank ich ohnmächtig zu Boden, und er sah mit Entsetzen Blut durch meine Kleidung dringen.

Ich hatte die Wunde ganz vergessen, die ich von Ornano, im Kampfe mit ihm, erhalten hatte, sie war nicht verbunden, die innere Qual hatte den physischen Schmerz übertäubt. Der Arzt des Klosters fand sie sehr entzündet und nicht ganz gefahrlos. Ein wüthendes Wundfieber ergriff mich, ängstende Fieberbilder umschwirrten mich, wenn ich schlief, wenn ich wachte, flehte ich in hellen Augenblicken zu Gott, mich sterben zu lassen.

Wochenlang fesselte Entkräftung mich an mein Lager; mein treuer Lorenzo war ebenfalls wenige Stunden später als ich im Kloster angelangt. Sein und des Priors Pflege, beider tröstliches Zureden, trugen unbeschreiblich viel zu meiner Wiederherstellung bei. Durch den Prior erhielt ich zuweilen Nachricht aus dem Schlosse. Ornano lebte, doch erholte er sich nur langsam. Adelaide war augenscheinlich tief betrübt, bleich und hinfällig. Aber sie wich keinen Augenblick von ihrem leidenden Gemahl, und pflegte seiner mit der hingebendsten Aufopferung ihrer eignen Gesundheit. Don Gabriel verließ sie nie; übrigens ließ er mit großem Eifer mich überall suchen, nur nicht in dem Kloster, wo ich war.

Gefoltert von innerem Leiden, in trübes Nachdenken versunken, lag ich einst um Mitternacht schlaflos auf meinem Lager; Lorenzo schlief neben mir sanft und fest, denn meine Gesundheit bedurfte keines Wächters mehr. In grauenvollen Bildern ging meine Vergangenheit an mir vorüber, in mir und um mich ward es immer düstrer, da riß der Schall einer kleinen, in hellen Jammertönen durch die Nacht hinklagenden Glocke mich empor. Wohl kannte ich den wimmernden Klageton; es war die Seelenglocke, welche die Lebenden in der bangen Stunde zum Gebete versammelt, in welcher der letzte Hauch des Lebens noch auf den Lippen eines Sterbenden weilt. Furchtbare, nie gefühlte Angst ergriff mich bei dem Tone; leise, um Lorenzo nicht zu wecken, zitterte ich von meinem Lager auf, leise öffnete ich die Thüre meines Zimmers. Draußen auf dem Gange huschte ein Lavendrudee eilend an mir vorüber. Wee ist es? wee stiebt! fragte ich.

Die Patee eilen ins Chor, um für die scheidende Seele der Gräfin Ornano zu beten, rief er aus der Ferne. Wahnsinn ergriff mich, ich riß den Verband von meiner Wunde,

mein Blut sprang hoch empor, ich weiß noch, daß ich mit wildem Entzücken ihm zusah. Lorenzo fand mich am Boden bewußtlos liegen.

Nochmals kehrte ich ins Leben zurück. Fast kalt, ohne Klage, ohne Thräne ging ich mein vergangnes Leben durch und sah schaudernd, wie zerstörend es überall in Adelaidens Dasein eingetreten sei. Ohne mich Unseligen wären ihre Tage sanft und friedlich dahin geflossen, dieses konnte ich mir nicht verhehlen. Ich übersah meine Schuld und saß kalt über mich selbst zu Gericht, wie ein Fremder. Sie ruht nun im Grabe, sprach ich, and ich, den sie grenzenlos liebte, ich grub es ihr. Meine wilde ungezähmte Leidenschaft gönnte ihr keinen Frieden nach dem schweren übermenschlichen Opfer, das sie brachte, um mich von dem Untergange meines irdischen Daseins zu retten. Ruhe sanft, Geliebte; ich muß noch leben, ich bin der Wohlthat noch nicht werth, ans diesem Jammer zu scheiden. Büßen will ich auf Erden meine schwere Schuld, bis der ewige Richter mich abruft, za dir, in deine glanzerfüllte Heimath, wo du, seliger Engel, jetzt thronst, über irdische Schmerzen erhoben.

Unter dem Siegel der Beichte entdeckte ich jetzt dem Prior, wer sie sei, und enthüllte ihm das ganze Gewebe von Schuld und Unglück, das mein kurzes Leben erfüllte. Mitleidsvoll hörte er mich an, und ließ sich endlich erbitten, meinen letzten Wunsch zu erfüllen, das Klostergelübde mich ablegen zu lassen, und mir eine, mitten im Walde belegene Einsiedelei einzuräumen, die zum Kloster gehörte, und seit vielen Jahren nicht bewohnt wurde.

An dem Tage, wo ich mein Gelübde ablegte, habe ich Don Gabriel zum letztenmal gesehen. Schweigend trat er in meine Zelle, schweigend betrachteten wir einander lange.

Auch Ihr liebtet sie! O sagt mir alles von ihr! sprach ich endlich.

Ja wohl, Unglücksgefährte, auch ich liebte sie, glühend, innig, treu! und sagte es ihr nie. Schon auf Erden war sie meine Heilige, wie sie jetzt im Himmel es ist, der ich nur mit reinem Herzen, aus tiefer Ferne, anbetend, mich zu nahen wage. So lange sie unter uns weilte, liebte ich von ihrem Anschauen, sie war die Gattin meines Bruders, zu hoch, zu himmlisch, um irdische Wünsche zu entflammen. Ich wollte auch sie zur Flucht bewegen, nachdem ich in jener Nacht Euch befreit hatte; doch, im stolzen Bewußtsein ihrer Unschuld bestand sie darauf, am Schmerzenslager ihres Gemahls standhaft zu verharren. Als er wieder fähig ward, die Gegenstände um sich her zu erkennen, verbannte er sie aus seinem Gesichte. Noch wenigen Tagen begannen ihre Kräfte plötzlich und sichtbar zu schwinden — treu habe ich über sie gewacht, und doch! — Gott befreie mich von dem furchtbaren Argwohn, der an meinem Leben nagt! Erwiesen ist nichts! — und doch! — Ihre Gesellschaft versagte dem heißen Flehen der Sterbenden noch den letzten Trost, ihn za sehen und in seiner Gegenwart ihre Unschuld durch einen heiligen Eid am Rande des Grabes zu betheuern. Nie kann ich wieder sein Antlitz schauen, nie jenes unselige Schloß betreten, in welchem sie lebte und litt. Meine Liebe sank nicht mit ihr ins Grab, ihr Tod fachte sie noch höher an; ich ziehe noch heute fort; fern von meinem Vaterlande, im Kampfe gegen die Ungläubigen, die an Ungarns Gränze wüthen, hoffe ich zugleich mit meinem Leben diese Flamme zu löschen!

Glücklicher! Beneidungswerther! Du reine Seele darfst vom Leben scheiden, ich Schuldbewußter muß es ertragen! rief ich ihm noch, als er auf ewig von mir schied.

Den folgenden Tag bezog ich meine, von jedem Laute des Lebens weit entfernte Hütte; ewigem Schweigen geweiht, sehe ich einen Tag nach dem andern mir schwinden, und harre geduldig, bis Gott selbst spricht: es ist genug, und mich abruft. Allem Glanz, jeder Bequemlichkeit des Lebens habe ich entsagt. Die Welt weiß nichts mehr von dem Unglücklichen, dem Namenlosen, der, fern von aller menschlichen Gesellschaft, in der strengsten Abgeschiedenheit haust und der auch von ihr nichts weiß, und nichts wissen will. Was ich, um das Leben zu erhalten, bedarf, wird täglich vom Kloster aus an einen bestimmten Ort hingestellt, wo ich es abhole. Lorenzo hat ebenfalls im Kloster sein Gelübde abgelegt, um mir nahe zu bleiben; auch sein Dasein habe ich zerstört und nur in der letzten Stunde meines Lebens werde ich mich für würdig halten, das Antlitz des treusten Freundes zu schauen und seine Vergebung mir zu erflehen.

Mein ganzes Tagewerk hier ist: das Leben tragen in Liebe, Reue und Buße.

Amalie Emma Schoppe,

diese ungemein fruchtbare Schriftstellerin, ist am 9. Oktober 1791 auf der Ostseeinsel Fehmern geboren. Von sehr lebhaftem Geiste und Autodidaktin erleichterte sie sich eine schwere Jugend durch Studien der Literatur fast aller Völker. In Hamburg leitete sie eine Zeitlang eine Mädchenschule und heirathete den Juristen Dr. Schoppe, ohne seine glühende Liebe zu erwiedern. Sein früher Tod löste bald die unglückliche Ehe. Durch Rosa Maria Assing, ihren Bruder Varnhagen von Ense, Justinus Kerner und Chamisso in die Schriftstellerwelt eingeführt, entwickelte sie eine bedenkliche Productivität, die in 13 Jahren gegen 118 Bände zu Tage gefördert hat. Sie lebt in Hamburg. Zu ihren vorzüglichstern Schriften gehören:

Eugenia. Hamburg, 1824.

Lebensbilder. Leipzig, 1824. 2 Bde.

Antonie, oder Liebe und Entsagung. Leipzig, 1826.

Glück aus Leid. Leipzig, 1826.

Iwan, oder die Revolution von 1762 in Petersburg. Leipzig, 1827. 2 Bde.

Schicksalswege. Braunschweig, 1828. 2 Bde.

Tycho de Brahe. Leipzig, 1839. 2 Bde.

Die Schlacht bei Jemmingstadt. Leipzig, 1840.

Gesammelte Erzählungen und Novellen. Leipzig, 1828—1836. 3 Bde.

Erinnerungen aus meinem Leben. Altona, 1838. 2 Bde.

A. S. besitzt glückliche Erfindungsgabe und das Talent gewandter Darstellung; auch gelingt ihr die Zeichnung weiblicher Charaktere wohl; ihre Schriften fordern daher ein geneigtes Publikum, dessen Gunst sie sich zu erhalten verstand. Noch vorzüglicher sind indessen ihre Arbeiten für die Jugend.

Hartmann Schopper,

aus Neumark in der Pfalz, lebte um 1542 und diente eine Zeitlang im Heere Kaiser Maximilians des 2ten. Weiteres ist nicht von ihm bekannt. Er schrieb:

Fabeln zur Auslegung von Holzschnitten, die Johann Pesth (pfälzischer Leibarzt, starb 1597) schon mit ähnlichen lateinischen Beilagen versehen hatte. (Vgl. Brogur III., S. 319—29.)

welche aber keineswegs bedeutend sind.

Heinrich Schorch.

Dieser fleißige Statistiker wurde am 12. Juli 1777 zu Erfurt geboren und lebte als Doctor der Philosophie und der Rechte, ordentlicher Professor der schönen Wissenschaften, Universitätsbibliothekar und Secretär der Aka-

demie gemeinnütziger Wissenschaften in seiner Vaterstadt, wo er am 27. Juli 1822 starb.

Allgemeines Inhrdnch der Unloerslitäten, Gymnosien u. s. w. Erfurt, 1798—1802, 6 Hefte.

Allgemeines Handlungs-, Post- und Zeitungslexikon. Erfurt, 1804—21, 4 Bde.

Neueste Kunde von Großbritannien und Irland. Weimar, 1810.

Staats- und Adreßhanddnch der Staaten des rheinischen Bundes für 1811—13. Weimar.

Harlekins Wiedergeburt, Intriguenspiel. Erfurt, 1805.

Luthers Entscheidung, dramatisches Gedicht. Weimor, 1818.

Erinnerungen on Friedrich den Großen. Erfurt, 1819.

Fleiß, Genauigkeit und reiches Wissen zeichneten S's statistische Arbeiten sehr vortheilhaft aus; seine poetischen Leistungen sind dagegen nicht eben bedeutend.

Johann Karl Ludwig von Schorn

ward am 9. Juni 1793 zu Kastell in Franken, wo sein Vater als Beamter lebte, geboren, studirte Theologie in Eelongen und wurde dann Lehrer an einer Erziehungsanstalt seines Geburtsortes. Hier beschäftigte er sich vorzüglich in seinen Mußestunden mit practischen und theoretischen Kunststudien, und ging dann 1816 nach München und 1819 nach Dresden, um dieselben im weitesten Umfange fortzusetzen. Im Jahre 1820 ward er für die Redaktion des Kunstblattes zum Morgenblatte nach Stuttgart berufen, bereiste für seine Zwecke Italien und Frankreich während 1822 und 1823, und erhielt nach seiner Rückkehr von einer zweiten Reise, nach den Niederlanden und England, 1826 die Professur der Kunstgeschichte und das Generalsecretariat an der Akademie, sowie die Professur der Aesthetik an der Universität in München. Im Jahre 1833 ward er nach Weimer als Director der dortigen Zeichnenakademie und der Kunstsammlungen berufen. Vom Könige von Württemberg erhielt er den Civilverdienstorden, vom Großherzoge von Weimar den Falkenorden, den Familienadel und den Titel und Character eines geheimen Hofrathes. Er ist Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften.

Außer vielen kleineren Abhandlungen, Recensionen u. s. w. gab er hraus:

Ueber die Stndien der grlechischen Künstler. Heidelberg, 1818.

Homer nach Antiken. (Fortsetzung von Hever's Erklärung zu Tischbein's Zeichnungen.) Stuttgart, 1821—24. 3 Hefte. Fol.

Medwin's Gespräche mit Lord Byron. Stuttg., 1824.

Beschreibung der Glyptothek. München, 1830.

Vasari's Leben der Maler. — Stuttgart, 1832 ff. 3 Thle.

Umriß einer Theorie der bildenden Künste. Stuttgart, 1835.

Ueber altdeutsche Sculptur mit besonderer Rücksicht auf die in Erfurt vorhandenen Bildwerke. Erfurt, 1839.

Scharfsinn, reiches Wissen, feiner Geschmack, Gedankenreichthum und ein trefflicher Styl zeichnen o. S's schriftstellerische Leistungen sehr vortheilhaft aus und haben ihm einen hohen Rang unter den deutschen Kunstforschern erworben.

Heinrich August Schott,

einer der verdientesten und ehrwürdigsten protestantischen deutschen Theologen, ward am 5. December 1780 zu Leipzig geboren, studirte daselbst Theologie und habilitirte sich, schon früh durch gediegene Abhandlungen empfohlen, nach vollendeter akademischer Laufbahn. 1806 ward er außerordentlicher Professor der Philologie, 1808 der Theologie an dieser Universität, die er später mit Wittenberg vertauschte, wohin er 1809 als Doctor und ordentlicher Professor der Theologie ging. 1812 folgte er einem Rufe nach Jena, als Professor primarius der Theologie und Director des homiletischen Seminars. Er starb hier am 29. December 1835 plötzlich, zu früh für die Seinigen, seine vielen Freunde und die Wissenschaft. Der Großherzog von Weimar hatte ihm den Titel eines geheimen Kirchenrathes und die große goldene Civilverdienstmedaille verliehen.

Seine deutschen Schriften sind:

Christlich religiöse Reden. Leipzig, 1812. 8.

Geistliche Reden und Homilien. Jena, 1815. 8.

Christliche Religionsvorträge. Gotha, 1819. 2 Thle. 8.

Neue Sammlung geistlicher Reden. Jena, 1822.

Theorie der Beredsamkeit. Jena, 1815—1828. 3 Thle. 8.

Briefe über Religion. Jena, 1826.

Neue Auswahl von Homilien und Predigten. Neustadt, 1830.

Einzelne Predigten, Abhandlungen in Zeitschriften u. s. w.

S. war einer der lichtvollsten, gelehrtesten, kräftigsten und zugleich besonnensten Vertheidiger des rationalistischen Supernaturalismus; er verband das gründlichste Wissen mit echt kirchlicher Frömmigkeit; jede seiner trefflichen Schriften liefert den Beweis dafür. Als Kanzelredner schloß er sich mit großem Erfolg Reinhard an.

Der Herbst, ein lehrreiches Bild des Erdenlebens*).

Predigt am 15. Sonntage nach Trinitatis.

Ueber 1. Petr. 1, 24. 25.

Groß und auffallend, meine christlichen Zuhörer, ist die Verschiedenheit menschlicher Urtheile über die wahre Bedeutung und den Werth des Menschenlebens; und in der Art und Weise, wie man das Leben zu betrachten pflegt, spricht sich der menschliche Charakter aus. Dem leichtsinnigen, gedankenlosen Menschen kömmt es gewöhnlich gar nicht in den Sinn, die ernste Frage aufzuwerfen, ob dieses Leben einen Werth besitze, und wo sein Ziel zu finden sei. Den Eindrücken der Gegenwart dahingegeben, in kleinliche Sorgen vertieft, von den Zerstreuungen der Welt gefesselt, meint er das beste Theil erwählt zu haben, wenn er seine Entschließungen und Thaten vom Augenblicke bestimmen läßt! er will an die Zukunft seines Lebens, an den Zusammenhang des Ganzen nicht erinnert, in seiner Ruhe nicht gestört, dem Schlummer der Trägheit nicht entrissen werden. Der Lebenskluge, durch gewisse Erfahrungen belehrte, aber von einer irdischen Neigung, sie habe diesen oder jenen Namen, von einer Leidenschaft beherrschte,

*) Aus Dr Heinrich August Schott's geistlichen Reden und Homilien. Jena, 1815.

Mensch entwirft sich einen Plan des Lebens, betrachtet es öfters im Zusammenhange, und giebt ihm einen Werth. Aber sein Streben und Sinnen ist auf das Eitle und Vergängliche gerichtet; je ergiebiger ihm die Quelle des sinnlichen Genusses strömt, je mehr ihm die Welt von ihren Schätzen bietet, je williger sich Alles um und neben ihm in seine ehrsüchtigen Pläne und Entwürfe fügt: desto höher schlägt er den Werth des Lebens an; etwas Erhabenes und Großes ahnet er im Leben nicht. Der unglückliche Verlassene, den das Bewußtsein böser Thaten foltert, oder der Unzufriedene und Trauernde, der sich nicht mit ächtem religiösen Sinne über vereitelte Hoffnungen und Leiden der Erde zu erheben weiß, verachtet das Leben als eine eitle Mühe, als ein täuschendes Schattenbild, als ein bedeutungsloses Streben, als eine Bürde, die von der Wiege bis zum Grabe drückt. —

Darf dies auch unsre Ansicht sein, meine Zuhörer, die wir uns Erlöste Jesu, Erleuchtete von seinem Geiste nennen? Oder ist es Christenpflicht und Christensinn, bei allem Gefühl der Unvollkommenheiten dieses Erdenlebens, es doch mit einer Liebe, mit einer Freudigkeit, mit einer Achtung zu umfassen, die sich auf eine wahre, würdige Vorstellung von seinem Werthe gründet, von seiner heiligen Bestimmung für die Ewigkeit! Unfehlbar wissen wir, als Christen, wie wir das Leben zu betrachten haben; denn er selbst, der Anfänger und Vollender unsers Glaubens, hat uns das wahre, das unvergängliche Leben an das Licht gebracht. Aber wir werden auch durch mannigfaltige Erscheinungen und Veränderungen um und neben uns immer und überall daran erinnert und dringend aufgefordert, eine weise und geläuterte, eine fromme und christliche Ansicht des Menschenlebens fest zu halten. Denn fürwahr, nicht blos die Schönheit der Natur mit innigee Freude wahrzunehmen, nicht blos das Auge zu weiden an dem Anblick ihres regen Lebens, ihree wechselnden Gestalten, ihrer namenlosen Pracht, ist uns die irdische Schöpfung um und neben uns, ein Tempel Gottes, aufgeschlossen; wir sollen auch die Stimme des Unendlichen vernehmen, wie sie im Tempel der Natur mit heiligem Ernste wiederhallt; wir sollen mit gesammeltem Gemüthe im Sichtbaren das Unsichtbare schauen. Ernst und bedeutungsvoll erscheint uns die Natur, wenn wir auf den Geist, den ihre Werke offenbaren, auf den Zusammenhang, der aus den einzelnen Gestalten und Erscheinungen der Außenwelt ein wundervolles Ganze bildet, auf die Belehrungen und Hoffnungen und Gefühle achten, mit welchen die Schöpfung des Unendlichen den forschenden Geist erleuchtet und durchdringt. In ihrer ewigen Ordnung spiegele sich das Menschenleben selbst in seiner großen, heiligen Bedeutung. Zu einer ernsten, rührenden, erhebenden, zu einer wahrhaft christlichen Betrachtung unsers Lebens ladet uns auch jetzt der fliehende Lauf des Jahres ein. Denn in der That, meine Zuhörer, der erneuerte Eindruck, den das fallende Laub, die welkende Pracht der Blumen, die verödete Flur, das abnehmende Licht der Tage, der Anblick segensvoller Früchte, welche in reicher Fülle hier gesammelt sind, dort der Vollendung noch entgegenreifen, — dee Eindruck, den dies Alles auf die Sinne macht, ist nicht das Einzige und Höchste, womit uns die Natue im heedstlichen Gewande beschäftigen und ergreifen soll. Auf etwas Geistiges und Unsichtbares deutet der Herbst in diesem Hinwelken und Verschwinden, in diesem Reifen und vollendet werden, in dirser wunderbaren Mischung des Todes und des Lebens hin. Er lehrt uns in bedeutungsvollen Bildern das Erdenleben so betrachten, wie es dee Theist betrachten muß. Laßt sie uns genauer in das Auge fassen. Du selbst erleuchte uns, Herr unsees Lebens, daß wir die ernste Sprache der Natur, daß wir dein Woet, Unendlicher, in deiner Schöpfung fassen und bewahren. —

Text:

1. Pete. 1, 24. 25.

Denn alles Fleisch ist wie Gras, und alle Herrlichkeit der Menschen wie des Grases Blumen. Das Gras ist verdorret, und die Blume ist abgefallen; aber des Herrn Wort bleibet in Ewigkeit. Das ist aber das Wort, welches unter Euch verkündiget ist. —

Das Gras verdorrt, die Blume welkt! so rufen auch wie uns zu, wenn wie das rege, blühende Leben der Natur allmählig schwinden sehen. Und — können wie dieses Leben schwinden sehen, ohne an die allgemeine Vergänglichkeit des Irdischen zu denken, ohne wehmüthig ernste, aber auch mächtig erhebende, Betrachtungen über die Würde, den Gang, das Ziel des Menschenlebens anzuknüpfen? So möge denn auch jetzt

dee Herbst als ein lehrreiches Bild des Erdenlebens

unsere Aufmerksamkeit beschäftigen.

I.

Vergänglich und flüchtig ist das Erdenleben; seine äußern Reize schwinden, und seiner Dauer ist ein Ziel gesetzt — dies ist das erste, woran uns die Natur im herbstlichen Gewande mahnt. Mit tausendfachen Reizen stattet der Frühling unsere Erde aus; und der wärmende Sommer vollendet die Pracht, das Leben, den Reichthum der Natur. Ein buntes Farbenspiel entfaltet sich dem Auge; der blühende Baum streut Wohlgeruch umher, die Saaten kleiden sich in jugendliches Grün, die Blume prangt in ihrem Schmuck, und ruft uns die bedeutungsvolle Worte des Erlösers zu: ich sage euch, daß auch Salomo in aller seiner Herelichkeit nicht bekleidet gewesen ist, als derselben eins*). Die junge Saat schießt fröhlich auf, der Here giebt Wachsen und Gedeihen, mit reichem Segen füllt sich die Aehre, auf allen Fluren wogt ein hoffnungsvolles Leben. Nach wenigen Stunden, in denen uns die Nacht in ihre Schatten hüllt, tritt es hervor, das große Tagesgestirn in seinem Flammenmeere, erleuchtet die Reize dee erwachenden Natur, sendet belebende Wärme in die Schöpfung aus, und erst am späten Abend, wenn jedes Tagewerk vollendet ist, wenn dem erquickenden Schlummer Alles in die Arme eilt, vollbeingt es seinen Lauf. Ueberall, wohin das Auge sich wendet, wohin das Ohr sich neigt, wo sich ein menschlicher Sinn der Freude öffnet, begrüßen uns Töne der Freude, durchdringen uns milde Gefühle, umgeben uns lachende Bilder. Wir möchten sie auf ewig fesseln, wir möchten das fliehende Jahr in seinem Laufe hemmen. Aber es achtet auf unsre Wünsche nicht, es eilt dahin, eilt unaufhaltsam fort, und mit ihm fliehen die Reize der Natue. Schauet auf unsre Fluren hin! Welches Schweigen, welche Oede, welche Einsamkeit, wo noch oor wenigen Wochen ein reges Leben waltete! Das Grün der Wiesen ist ermattet; die Blume hat ihr Haupt gesenkt; das Wehen rauher Lüfte entwindet dem Baume seinen Schmuck; die Sänger des Waldes verstummen, und ziehen, wundeebae geleitet, in weite Ferne hin; und mit geringerer Wärme durchdeingt uns der Sonnenstrahl, mit zögerndem Schritte kommt dee junge Tag, mit zunehmender Eile erheben sich die dunkeln Schatten des Abends. Das Gras verdorrt, die Blume welkt.

Und du könntest sie welken sehen, ohne bei diesen Bildern dee Vergänglichkeit mit sinnendem Ernste zu verweilen, ohne dir selbst zu sagen: auch meines Lebens äußere Reize schwinden, und seine Blumen welken hin! Der Lenz des Lebens ist dir aufgegangen, auf deinem Antlitz leuchtet der Frohsinn, die Gesundheit, das Vollgefühl der Kraft; voll reger Empfänglichkeit für den Genuß des Lebens, mit mannigfachen Soegen und fesselnden Verhältnissen und bitteen Tauschungen noch unbekannt, wandelst du mit leichtem, durch die Freude beflügelten, Schritte auf deinem Pfade hin; und eine goldene Zukunft lächelt dir entgegen, das Leben glänze im Rosenschein der Hoffnung. Freue dich dieser schönen Zeit, aber freue dich als ein Besonnenee und Weiser. Wähne nicht, auf ewig zu besitzen, was einmal welken muß. Eben so schnell und unvermerkt, als jene reizenden Tage schwinden, in welchen der Baum in seiner Blüthe prangt, wird auch der Frühling deines Lebens enden; und mit ihm endet jene ungestörte Frohlichkeit, jene glückliche Unbekanntschaft mit drückenden Verhältnissen des bürgerlichen Lebens, jene Lebendigkeit und Stärke der Gefühle, welche der Jugend ihren Zauber giebt. Alles erscheint dir ernstee und bedeutender. Oft fallen heiße Strahlen auf dein Haupt, und du ermattest unter des Tages Last. Aber du fühlst dich noch von Lebenskraft durchdrungen, du siehst von Hoffnungen und Wünschen deiner Jugend manche in Erfüllung gehen, deine irdischen Verbindungen gestalten sich festee und bestimmter, und fesseln dich mächtig an die Gegenwart. Auch der Sommee deines Lebens umwindet dich mit anmuthsvollen Kränzen.

Aber das Gras veedorrt, die Blume welkt! Auch deinen Sommer trägt die Zeit, die unerbittliche, auf ihren Wogen fort. Und was bringt sie die an seiner Stelle? Ein Leben, dessen Gestalt noch ernster, dessen äußere Wirksamkeit beschränktee, dessen Inhalt immer reicher an lastenden Beschwerden, an sinnlichen Reizen ärmer wird. Je länger deine Wanderung zum Grabe daueet, desto mehr eemüdet dich dein Weg, desto einförmiger erscheint dir deine Reise, desto öfter siehst du bald diesen, bald jenen Gefährten deiner Jugend in die Grube sinken, desto einsamer und stiller wird es neben dir, desto nachdrücklicher und lauter verkündet dir die schwindende Röthe deines Angesichts, das erlöschende Feuer dee Augen, der wankende Schritt, die verminderte Regsamkeit dee Sinne, du magst es mit Widerwillen odee mit Ergebung hören: der

*) Matth. 6, 29.

Herbst des Lebens ist gekommen, der Tag hat sich geneigt und es will Abend werden. —*)

Und wo der Abend gekommen, da ist die Nacht nicht fern. Die Natur im herbstlichen Gewande vollbringt ihr letztes Werk, sie bereitet sich zum Schlummer, sie hüllt sich allmählig in ihr Sterbekleid. Auch die letzte Blume des Jahres welkt und ihre Spur verschwindet, auch die letzten Früchte füllen unsere Scheuern; bald wird der spähende Blick, wohin sich das Auge wendet, auf öde Berge, verlassene Gefilde und entblätterte Bäume fallen. Dann schallt sie feierlich und ernst, die große Todtenglocke der Natur, und läutet zur Ruhe; das Leben der Natur geht in Erstarrung über, Todesstille verbreitet sich auf Fluren und Gefilden, im weißen Gewande schlummert die Erde ihrem Todesschlaf. Und in den Schlummer sinkend ruft sie dem Sterblichen bedeutungsvoll, wie eine Geisterstimme, zu: auch dich, der du noch über mir in Lebensfülle wandelst, auch dich wird einst das allgemeine Loos der Erdenwelt ergreifen, ich ziehe auch dich früh oder spät hinunter. Erkenne, erwäge, empfinde die ergreifende Wahrheit, mit welcher ein heiliger Sänger der grauen Vorzeit sprach: der Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie die Blume auf dem Felde. Wenn der Wind darüber geht, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennet sie nicht mehr. Das Menschenleben fähret schnell dahin, als flögen wir davon.**) Blühender Jüngling! die Röthe deiner Wangen schützt dich nicht, der Tod zählt keine Jahre — und wenn er auch still und schonend jetzt vor dir vorübergeht, jeder Tag führt dich dem Grabe näher, und unaufhaltsam eilt die Zeit dahin. Darum erziehe und bilde deinen Geist, eile mit deiner Besserung, glaube und lebe, als müßtest du noch heute scheiden. Mann in der Vollkraft deines Wirkens! dein Frühling ist entflohen, mit schnellem Schritte naht dein Herbst, und — wer mag die sagen, ob dein Auge nicht noch eher bricht? Lebe, wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst, gelebt zu haben. Greis mit dem Silberhaupte! du hast schon Manchen scheiden sehen, du hast die Flüchtigkeit des Lebens an dir selbst erfahren, mit Gedanken des Todes hat dich der Herbst des Lebens schon vertraut gemacht — besreunde dich mit ihnen immer inniger, dein Ziel ist nicht mehr fern.

II.

So giebt es denn gar nichts, was dich hält und fesselt, fliehendes Menschenleben! So bist du nichts als ein bedeutungsloser Traum? So trägt der Strom des Lebens was wir besitzen und genießen, was wir in und außer uns vollbringen und gestalten, unaufhaltsam fort? Erschütternde, vernichtender Gedanke! Nein, meine Zuhörer, so kann nur der entscheiden, der bei den äußern Erscheinungen des Lebens stehen bleibt, nichts von dem Unsichtbaren ahnend, das in geheimnißvoller Tiefe wirkt und schafft. Nein, es giebt im Erdenleben etwas Bleibendes, was die Vergänglichkeit besiegt, und immer herrlicher im Fluge der Zeiten sich vollenden soll; auch in dieser Hinsicht ist die Natur im herbstlichen Gewande ein treffendes Bild des Lebens. Das Gras verdorrt, die Blume welkt; die Natur hört auf, mit neuen Reizen sich zu schmücken, und die bisherige Pracht verdunkelt sich. Aber hat die Erde ihre Kraft verloren? Keimen nicht junge Saaten aus ihrem Schooße auf? Führt sie ihnen nicht, mitten in dem winterlichen Schlafe, aus geheimen Kräften Leben und Gedeihen zu? Strahlt nun die Sonne nicht in gleicher Majestät, sie möge aus des Kranzes Blumen leuchten, oder auf das fallende Laub, oder auf die schneebedeckten Fluren? Und ist es nicht der schreitende Sommer, nach ewiger Ordnung der Natur, welcher mit Speise und Freude unsere Scheuern füllt? Ist es nicht die Fülle des Segens, der von oben kömmt, von deren Last gebeugt der Baum die Aeste senkt, wenn schon der Sturm des Herbstes um ihn sausend und mit dem welkenden Laube spielt? Sind es nicht die nützlichsten, die vollendetsten, die erquickendsten aller Früchte, mit denen uns der Herbst beschenkt? Sei uns willkommen und gesegnet, erhebendes Bild des Lebens! Verdunkelt euch immerhin, ihr Sterne des irdischen Glücks! Entfliehet immerhin, ihr körperlichen Reize, die ihr des Geistes zerbrechliche Hülle schmückt! Das Leben hat seine ewig leuchtenden Sterne und nimmer welkende Blumen, — Vorzüge und Güter, die wir behaupten können, wenn wir ernstlich wollen, die uns kein Wechsel fliehender Jahre verkümmern oder rauben darf, die an Festigkeit und Größe und himmlischer Kraft, uns wahrhaft zu beseligen, sogar gewinnen müssen, je näher die irdische Laufbahn ihrem Ziele kommt. Heilige Grundsätze und Ueberzeugungen, fromme und christliche Gefühle, edle Tugenden, die wir bald in stiller Beschäftigung des Geistes mit sich selbst, bald im lebendigen Schaffen und Wirken auf die Außenwelt, bald in gewaltigen Stürmen der Zeit erworben haben — und die belohnenden Freuden des Gewissens, die beglückende Erinnerung an die vergangenen Jahre, die erhebenden Beweise der Liebe und Verehrung, welche der Redliche und Fromme einer geprüften Tugend zollt, — sie begleiten uns als treue Freunde durch die Lebensbahn, sie verjüngen und vollenden sich, wenn alles Andere veraltet, sie lehren uns die Kraft der Zeit, die mächtig zerstörende, besiegen, in ihnen verschönert sich der sinkende Tag des Lebens, mit ihnen treten wir vor Gottes Thron. Sehet den frommen Greis in seiner friedlichen und stillen Welt. Mit welcher Ehrfurcht, mit welcher vertrauensvollen Liebe nahen ihm die Seinen? Mit welcher Aufmerksamkeit vernimmt man seinen Rath! Wie überzeugend ist die Lehre, wie ergreifend die Warnung und Ermunterung, wie beruhigend der Trost, der aus dem Munde eines erfahrenen Greises kömmt! Wie fühlt man in seiner Nähe sich erhoben, wenn sein verklärter Blick auch uns mit ernsten Gedanken an die Ewigkeit durchdringt, und zu heiligen Entschließungen begeistert! Wie erheitert sich sein Auge, wenn er die Saat erblickt in ihrer Reife, die er mit liebender Sorgfalt für die Seinen, mit thätigem Eifer für seinen Wirkungskreis, früh oder spät gesäet hatte, und eine innere Stimme freundlich spricht: du hast dein Leben nicht umsonst gelebt! Welche milde Ruhe ist über sein ganzes Wesen ausgegossen! Und wie könnte dies anders sein? Das kindliche Alter kehrt zurück, in einer höhern geistigen Bedeutung, wenn sich der Pilger auf Erden dem Ziele seiner Wallfahrt naht. Beruhigt ist der Sturm der Leidenschaft, vollendet ist der Kampf mit sinnlichem Verlangen, die Palme ist nicht mehr fern, der große und erhebende Gedanke: das Wort Gottes ist ewig, wenn Himmel und Erde auch vergehen, erfüllt sein ganzes Herz. Mit kindlicher Liebe, milder und schonender, als sonst, betrachtet er die Menschenwelt; mit kindlichem Glauben schwingt er sich auf in unsichtbare Höhen; mit kindlichem Hoffen spricht er zu seinem Gott, wenn ihm der Todesengel näher tritt: Herr, Du lässest deinen Diener in Friede fahren*), mein brechendes Auge wird den Heiland schauen. —

III.

Aber zu dieser Freudigkeit, zu diesem Frieden Gottes, zu diesem ächten kindlichen Sinne vollendet sich das Leben nur bei dem, der mit unermüdetem Eifer nach dem Höchsten ringt. Die Beschaffenheit der höhern Jahre unsers Lebens hängt von den früheren ab. In ernster und bedeutungsvoller Sprache erinnert die Natur im herbstlichen Gewande an diesen großen Zusammenhang des Lebens. Könnten wir je den Segen ernten, mit welchem der Lenz und Sommer unsere Fluren schmückt, könnten wir die Früchte des Herbstes sammeln, wenn die Erde nicht mit wunderbarer Kraft das Samenkorn gestaltet, wenn sie dem grünenden Halme, dem blühenden Baume nicht stärkende Nahrung aus unsichtbarer Tiefe zugeführet, wenn der Heer der Saaten nicht wärmenden Sonnenschein, erquickenden Regen, befruchtenden Thau herabgesendet, wenn nicht menschlicher Fleiß im Schweiße des Angesichts das Land gebaut, den Samen ausgestreut, das Wachsen und Gedeihen zarter Pflanzen mit schützender Wachsamkeit gefördert hätte? Vernimm, o Mensch! so lange dir der Lenz des Lebens blüht, die waltende, die weckende, die ermunternde Stimme der Natur. Was der Mensch säet, sagt die Schrift, das wird er ernten. Wer auf sein Fleisch säet, wird von dem Fleische das Verderben ernten; wer auf den Geist säet, erntet das ewige Leben**). Ein grauenvoller Abend deines Lebens, ein freudenloser, an Früchten leerer, Herbst ist dir beschieden, wenn deine Jugendkraft in trägee Ruhe schlummert, oder in wildem Sinnenrausch vergeudet wird, wenn du dich als Jüngling oder Mann gewöhnest, nichts Höheres zu ahnen und zu wünschen, als was der Erde angehört, wenn du nicht aufmerksam auf deines Herzens Regungen und Triebe, nicht muthig und beharrlich bist im Kampfe mit dir selbst, damit die heitere Feöhlichkeit nicht ein gedankenloser Leichtsinn werde, das innere Kraftgefühl nicht frechee Uebermuth, der mit dem Heiligen und mit der Tugend spottet, die Regsamkeit und Wärme der Empfindung nicht ein verzehrendes Feuer wilder Leidenschaft. Schaue mit nachdenkendem und stillem Ernste hin auf den bejahrten Greis, dem sich der Lebenstag so freundlich neigt! Die Weisheit des Lebens, die Einsicht und Erfahrung, welche aus seinem Munde spricht — reifte sie nicht allmählich, als eine milde Frucht der stillen Einkehr bei sich selbst, des beharrlichen Eifers, die Wahrheit zu erforschen, der

*) Luc. 24, 29.
**) Psalm 103, 15 ff.

*) Luc. 2, 29.
**) Gal. 6, 7 f.

unermüdeten Aufmerksamkeit, mit welcher der Jüngling und der Mann die Abwechselungen seines Lebens, die Eindrücke, welche sein Geist empfing, die Folgen seiner Entschließungen und Thaten, die Menschen um und neben sich, den herrschenden Geist der Zeit betrachtet hatte! Die heilige Ruhe, welche aus jedem seiner Blicke strahlt — hat er sie nicht der wandellosen Treue zu verdanken, die er als Jüngling und als Mann der Pflicht bewies, dem frommen Ernste, mit welchem er die stürmischen Regungen der Leidenschaft zu dämpfen wußte, den Wecken der Liebe, mit denen er Heil und Segen um sich her verbreitet hat! Und — würde sein Glauben, sein Lieben, sein Hoffen so fest, so innig, so kindlich, so beglückend für ihn selbst, so erhebend und begeisternd für seine Brüder sein, wenn er sich nicht im Frühlinge des Lebens mit Wahrheiten der Religion vertraut gemacht, wenn er nicht an sich selbst, in ernsten Stunden, in entscheidenden Augenblicken seines Lebens, oft und tief empfunden hätte, daß der Friede Gottes höher, als ein Friede, wie die Welt ihn giebt, und Christum lieb haben, besser, denn alles Wissen, sei? Ergreift dich bei dem erhebenden Anblick dieses Frommen das sehnliche Verlangen, daß ein so freundlicher und milder und segensvoller Herbst auch dir beschieden sei? so gehe hin, und streue den guten Samen aus, pflege die grünende Saat, trage des Tages Last und Hitze gern, wo dich der Herr in seinen Weinberg ruft: und du wirst noch spät am Abende des Lebens Früchte ernten, welche für dich und Andere erquickend sind; einen Glauben wirst du ernten, der nimmer wankt, eine Liebe, welche nie erkaltet, eine Hoffnung, die nimmermehr zu Schanden wird. —

IV.

Unerschütterliche Hoffnung — auch wenn der letzte Strahl der Abendsonne scheidet! Denn — auch daran mahnt uns in unseren Tagen die Natur — *das Leben scheidet aus diesen irdischen Verhältnissen hinweg, um aufzugehen für die bessere Welt.* Warum knüpfen sich so ungesucht an die Erscheinungen des Herbstes Bilder des Frühlings an? Wir hoffen mit Zuversicht, die Natur wird einst erwachen von dem Schlummer, dem sie allmählig in die Arme sinkt; der entblätterte Baum wird sich mit neuen jugendlichen Reizen schmücken; die Sänger des Waldes, deren fröhliches Lied verklungen ist, werden zurück in unsere Fluren eilen, und einen neuen Lenz verkünbigen. Mitten unter Trümmern der Vergangenheit, mit welchen die Natur im herbstlichen Gewande uns umringt, entsproßt der Erbe eine neue Saat; und wie hoffen mit fröhlicher Zuversicht, sie werde im Froste des Winters nicht erstarren, sie werde einst herrlich blühen und reifen und menschlichen Fleiß belohnen. Die schlummernde Erde sammelt neue Kraft, um sich in jugendlicher Fülle zu erneuern, wenn sie der Herr des Lebens zur Auferstehung rufen wird. In wandelloser Ordnung schreitet die Natur, nachdem sie ihr Tagewerk vollendet hat, durch das Grab des Winters dem blühenden Lenze entgegen. Und wir wollten dem Herbste unsers Lebens mit Bangigkeit entgegen sehen? Wir könnten zweifelnd fragen, ob auf unsern Winter ein wonnereicher Frühling folgen werde? Der große, heilige Zusammenhang, der in der irdischen Schöpfung Gottes herrscht, sollte nicht eine Zukunft an diese Gegenwart, ein Auferstehen an unser Sterben knüpfen? —

Nein, auch bei dem scheidenden Herbste erzittert eure Seele nicht, graue Häupter, die ihr mit frommem Ernste auf die Stimme der Natur, die Offenbarung Gottes in dem Herzen, das Evangelium des Friedens merkt! Ihr klaget und trauert nicht, daß es hienieden keinen ewigen Frühling, keinen unvergänglichen Sommer giebt. Ihr freuet euch in dem Herrn, daß ihr in manchem heißen Kampfe mit euch selbst und mit der Welt eine Beharrlichkeit im Guten, eine Demuth des Herzens, eine Festigkeit des Glaubens, einen himmlischen Sinn errungen habt, der euch für bessere Welten fähig macht. Es ist das unvergängliche und wahre Leben, das Leben Gottes, dessen heiligen Keim die schwindende Hülle in sich trägt; es überwindet Herbst und Winter, Tod und Grab und alle seine Schrecken.

Nein, frommer Christ, erzittern kannst du nicht bei dem Gedanken: der nahende Winter wird vielleicht auch meines Lebens Winter sein, die Blumen des kommenden Lenzes werden vielleicht auf meinem Grabe blühen. Im Reiche unsterblicher Geister giebt es ein Leben, welches nie veraltet, einen Frühling, der uns nie verblüht, eine Sonne, die niemals untergeht. Zu diesem unvergänglichen Leben durch Vergänglichkeit hindurch zu dringen, die Wonne dieses Frühlings zu genießen, der uns nimmer welkt, diese ewige Sonne in ihrer Herrlichkeit zu schauen, mache du uns würdig, göttlicher Erlöser! Heilige uns, erleuchte uns die dunkle Bahn des Lebens, rüste uns selbst mit deines Geistes Kraft, daß wir den Frühling, den Sommer, den Herbst des Lebens dir und dem Vater weihen, und bleibe bei uns — bleibe bei mir, wenn der Tag sich neigt, und meines Lebens Abend kömmt. Amen.

Die genaue Verbindung, in welcher die kindliche Liebe Gottes mit Liebe und Ehfurcht gegen Jesum steht.*)

Predigt am Sonntage Lätare.

Ueber Joh. 8, 42 — 45.

Im Jahre 1813 gehalten.

Dir, dem eingebornen Sohne des Allerhöchsten, dem ewigen Mittler und Versöhner, der du das heilige Recht der Kinder Gottes uns erworben hast, sei Ehre und Lob in Ewigkeit! Amen.

Groß und auffallend, meine christlichen Zuhörer, ist unstreitig die Verschiedenheit, mit welcher menschliche Handlungen und Reden beurtheilt werden. Auffallender und größer hat sie sich nie gezeigt, als bei den Reden und Thaten Jesu, unsers Herrn, dessen letzte Schicksale in diesen stillen, feierlichen Wochen vor unserm Blicke vorübergehen. Die Reinheit und Unschuld seines Lebens, die überirdische Kraft, mit welcher er Thaten wirkte, wie sie kein Anderer gethan, die himmlische Macht der Wahrheit seines Evangeliums, verfehlte ihren Eindruck nicht. *Du, o Herr, hast Worte des ewigen Lebens;* rief er mit hoher Begeisterung den Auserwählten Jesu zu, die sich im traulichen Kreise um ihn, den Göttlichen, versammelten, seiner himmlischen Lehre ihre Herzen öffneten, auf ihn ihr Vertrauen, ihr Streben, ihre Wünsche, ihre Hoffnung richteten. *Noch nie hat ein Mensch geredet, wie dieser Mensch, das ist wahrlich der Prophet, der in die Welt kommen soll, gelobet sei, der da kömmt im Namen des Herrn!* — so sprachen die Unbefangenen seiner Zeitgenossen, die es sich selbst nicht bergen und verleugnen konnten, daß sie sich inniger, als je, ergriffen fühlten. Wenn Jesus redete: so ergoß sich das Gefühl der Freude, der Bewunderung, der Dankbarkeit und Liebe in jenen Schaaren, die ihm folgten, in lauten Jubel, in allgemeine Verherrlichung des Herrn. Aber je lauter die Bewunderung seiner Thaten, je mächtiger der Einfluß seiner Lehre ward; desto mehr verdoppelte und waffnete sich der Haß der Pharisäer, der Haß der Schriftgelehrten und jüdischen Priester jener Zeit, gegen die göttliche Wahrheit und den, der sie verkündigte; desto eifriger waren sie bemüht, seinen Charakter zu verleumden, seine Belehrungen zu verspotten, seine Wunder zu lästern, sein Ansehn zu vernichten, seine Anhänger umzustimmen und gegen ihn zu empören; desto emsiger sannen sie auf Mittel und Gelegenheiten, ihm seine Wirksamkeit, seine Freiheit, sein irdisches Dasein zu entreißen.

Können wir es leugnen, meine Zuhörer, daß Jesus auch in unserm Zeitalter auf eine sehr verschiedene Art beurtheilt wird? In den Hallen unserer Tempel wird es laut verkündigt, daß er der Sohn des Ewigen, der Heiland der Welt, der wahre, einzige Mittler und Erlöser sei; auf den Flügeln der Andacht schwingt sich das Lied zu ihm empor; an seinem Altar wird uns dargereicht, was uns zur unsichtbaren, seligen Gemeinschaft mit ihm, dem Göttlichen, erheben soll; und in den Herzen frommer Christen lebt Jesus immerdar. Aber — welch eine traurige Erscheinung! — auch Frevler haben sich erhoben, denen die heilige Geschichte, die himmlische Lehre Jesu, unsers Herrn, eine bequeme Veranlassung zu faden Spötterein hat, weil sie nicht fähig sind, das Heilige zu fassen, weil ihr Mund, ihr Herz, ihr Wandel Alles entheiligt und entweiht; auch gehässige Gegner Jesu sind hervorgetreten, und haben ihn verlästert, in dessen Munde kein Betrug gefunden ward; und leichtsinnige wandeln dahin, in ihres Herzens eitlem Sinne, die zwar nicht spotten, nicht lästern, aber auch nichts für Jesum fühlen mögen. Dieser Kaltsinn gegen den Erlöser, der sich in unsern Tagen so weit verbreitet hat, läßt es auch nicht an Entschuldigungen fehlen. Man sucht ihn nicht selten durch die Erklärung zu beschönigen, daß man im Allgemeinen religiösen Sinn behaupten, zu dem Höchsten beten, die Gottheit lieben und verehren könne, ohne sich an Jesum und sein Wort zu halten, ohne *christlich*-religiös zu sein. Und in der That, meine Zuhörer, scheinbar ist dieser Einwurf allerdings. Wer möchte ohne Ungerechtigkeit behaupten, daß unter Allen, die auf Erden lebten, ohne mit Jesu und seinem Evangelio bekannt zu werden, kein religiöses Herz gewesen sei? Aber wir, denen die heilsame Gnade Gottes in Christo Jesu, unserm Herrn, erschienen, denen es vergönnt ist, in der Schrift zu forschen, hier zu erkennen, was er, der Göttliche, verkündigt, was er für uns gethan, gewirkt, geduldet

*) Aus Dr Heinrich August Schott's geistlichen Reden und Homilien. Jena 1815.

hat, hier seine Herrlichkeit zu schauen, die Herrlichkeit des Eingebornen Gottes — wir, die wir uns Christen nennen, können unmöglich jenem Wahne huldigen. Wer einmal vernommen hat das Wort des ewigen Lebens, wer mit der heiligen Geschichte dessen, in dem wir Leben und volle Genüge haben, nur etwas vertraut geworden ist, — wenn er sich selbst nicht widersprechen, seine Einsicht nicht verleugnen, nicht trennen will, was unauflösbar ist, — der sage nicht: ich liebe Gott, — wenn er in seinem Innern nichts für Jesum fühlt. Denn eine wahre, ächte, kindliche Liebe Gottes steht mit der Liebe und Ehrfurcht, die wir Jesu schuldig sind, in dem genauesten Zusammenhange. Diesen Gedanken näher zu entwickeln, fordern uns die Worte unsers Textes auf.

Text:

Joh. 8, 42 — 45.

„Jesus sprach zu ihnen: wäre Gott euer Vater, so liebtet ihr mich, denn ich bin ausgegangen und komme von Gott. Denn ich bin nicht von mir selber gekommen, sondern er hat mich gesandt. Warum kennet ihr denn meine Sprache nicht? Denn ihr könnet ja meine Worte nicht hören. Ihr seid von dem Vater, dem Teufel, und nach eures Vaters Lust wollet ihr thun. Derselbe ist ein Mörder vom Anfang, und ist nicht bestanden in der Wahrheit, denn die Wahrheit ist nicht in ihm. Wenn er die Lügen redet, so redet er von seinem Eigenen; denn er ist ein Lügner und ein Vater derselbigen. Ich aber, weil ich die Wahrheit sage, so glaubet ihr mir nicht."

Von stolzer Selbstgefälligkeit verblendet, nannten sich die Juden, zu denen Jesus in den Worten unsers Textes spricht, Kinder Gottes und ein Volk des Herrn, indem sie, als die Nachkommen des frommen Abraham, auf die Gnade des Herrn das erste Recht zu haben meinten. Sie nannten sich Kinder Gottes, ohne Gott mit ächtem, kindlichen Sinne zu verehren. Wie wenig es ihnen am Herzen lag, den Willen Gottes ernstlich zu erfüllen, zeigten sie vorzüglich durch die Verachtung und den undankbaren Haß, mit welchem sie Jesum und sein Evangelium behandelten. Voll edler Wahrheitsliebe ruft ihnen Jesus zu: wäre Gott euer Vater, verehrtet ihr Gott mit ächtem Kindessinne, könntet ihr euch mit vollem Rechte Kinder Gottes nennen; so liebtet ihr mich! Laßt uns den Ausspruch des Erlösers näher in Erwägung ziehen!

Die genaue Verbindung, in welcher die kindliche Liebe Gottes mit Liebe und Ehrfurcht gegen Jesum steht, möge unser Nachdenken jetzt beschäftigen.

Laßt uns zuvörderst die Natur und Gründe dieser Verbindung näher in das Auge fassen, so wird sich dann mit leichter Mühe zeigen lassen, wie fruchtbar und wichtig diese Betrachtung sei.

I.

Gott als Vater lieben, meine Zuhörer, umfaßt unendlich mehr, als sich der irdisch gesinnte Mensch dabei zu denken pflegt. Es umfaßt in der That weit mehr, als mit dem Munde laut bekennen, daß Gott unser Vater, Herr und Richter sei; mehr, als eine flüchtige Rührung bei dem Gedanken an Gott empfinden, die, ohne tiefen Eindruck, ohne wohlthätige Wirksamkeit auf Herz und Leben, schnell vorüber eilt; mehr, als heilige Gebräuche der Andacht und Verehrung Gottes aus Gewohnheit feiern. Nein, von einem immer regen, immer lebendigen Bewußtsein der heiligen Verhältnisse, in denen wir zu Gott, dem Schöpfer des Lebens, dem Geber alles Guten, dem Herrn und Richter aller Lebenden und Todten stehen, ganz durchdrungen werden; kein höheres Gut, kein schöneres Ziel unserer Bestrebungen und Wünsche, als Gott und seinen Himmel, kennen; von heiliger Freude sich ergriffen fühlen, wo uns Gottes Größe, Gottes Kraftfülle, Gottes Wille kund und fühlbar wird; — dies heißt: die Gottheit lieben. Und hat sie tief gewurzelt, diese Liebe, so betet man von Herzen, so stimmt man mit ganzer Seele in die Lobgesänge ein, durch welche Gott in seinem Tempel laut verherrlicht wird, so findet man, wie Jesus, darin seine Speise, daß man den Willen Gottes thut. Nicht ohne Grund behaupten wir: wer Gott als Vater liebt, muß sich von ähnlichen Gesinnungen und Empfindungen und Neigungen für Jesum tief durchdrungen fühlen, er muß auch Jesum lieben und verehren; ihn, der mit Gott in der genauesten Verbindung steht, ihn, das vollkommenste Bild des unsichtbaren Gottes, ihn, der vom Vater ausgegangen ist, sein Werk auf Erden zu vollbringen, ihn, der uns mit Gott versöhnte und befreundete.

Wir haben geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes! rief der feurige Zeuge der Wahrheit, Simon Petrus, in hoher Begeisterung aus, da Jesus seine Auserwählten fragte, ob auch sie sich von ihm trennen wollten, wie jene, die nicht mehr mit ihm wandelten. Und überall, wohin wir nur den Blick in unseren heiligen Schriften wenden, hallt uns das Wort des Lebens, das bedeutungsvolle Wort, entgegen: Christus ist Gottes Sohn, er steht mit Gott in einer höhern, einzigen Verbindung! An den Gottes-Sohn zu glauben, fordern uns allenthalben seine Schüler auf; von ihm, dem Sohne Gottes, verheißen sie den Christen Gnade und Heil und ewigen Frieden des Geistes; dem, der da glaubt, daß Jesus Christus ist Gottes Sohn, verkündigt die Schrift, er werde die Welt überwinden.*) Und kündigt sich nicht Jesus selbst, er, dessen reiner, heiliger Sinn für Wahrheit und für Recht aus jedem seiner Worte, aus jeder seiner Thaten spricht, und uns auf das dringendste ermuntert, auch dem zu glauben, was er von sich selbst erklärt, — kündigt er sich nicht selbst als Sohn des Höchsten an? Hören wir nicht aus seinem eignen Munde die Versicherung: also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn dahingab; wer an den Sohn glaubet, der hat das ewige Leben?**) Daß aber dieser Ausdruck nicht bloß die allgemeine Verbindung umfasse und bezeichne, welche uns Alle, als Kinder, als Geschöpfe Gottes, mit ihm, dem Ewigen, verknüpft; daß es ein ungleich höheres, ein ganz vorzüglich heiliges Verhältniß sei, in welchem Jesus, unser Herr, mit Gott dem Vater stehe, über menschliche Weisheit und Wissenschaft erhaben, — dies bezeugt, was uns die Schrift von ihm, dem Sohne Gottes, von seiner unmittelbaren Abkunft aus dem Himmel, von seiner göttlichen Natur und Würde, sagt, dies bezeichnet jenes bedeutungsvolle Wort: er ist der Eingeborne Gottes, darauf führen uns die eigenen Worte des Erlösers, wenn er sich Eins mit dem Vater nennt, wenn er die Liebe preist, mit welcher ihn der Vater liebte, ehe denn die Welt gegründet ward, wenn er von sich selbst erklärt: Niemand kennt den Sohn, denn nur der Vater, und Niemand kennt den Vater, denn nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren***). Und wir, meine Zuhörer, an welche der Ruf des Evangeliums nicht als ein neues, unbekanntes Wort ergeht, wir könnten behaupten, Liebe gegen Gott und Kaltsinn gegen Jesum, den Eingebornen Gottes, lasse sich vereinigen! Wir wollten uns rühmen, Gott wahrhaftig zu verehren, wenn unser Herz dem Sohne Gottes, der es in einem höhern Sinne, als wir Alle, ist, kein Opfer der Verehrung zollt? Wir sollten nicht einstimmen in die Worte des Apostels: wer nun bekennt, daß Jesus Gottes Sohn ist, in dem bleibet Gott, und er in Gott?†)

Und fürwahr! in dieser höhern, heiligen Verbindung, in welcher Jesus mit Gott als Vater steht, ist er zugleich das vollkommenste Bild des unsichtbaren Gottes. Mit vollem Rechte, meine Zuhörer, achten wir uns selbst als Wesen, die der Unendliche nach seinem Bilde schuf. Denn wo Vernunft und Freiheit, wo eine heilige Kraft, das Wahre zu erkennen, das Rechte zu finden, das Gute zu vollbringen, wirkt: da lebet und waltet etwas Göttliches. Aber wer unter allen Sterblichen, die jemals auf der Erde wandelten, hat ihn erreicht, der nicht, dem gewöhnlichen Menschen gleich, von Täuschungen geblendet, von der Sinnlichkeit gefesselt, von Leidenschaften überwunden ward, der von göttlichen Dingen mit göttlichem Sinne redete, was vor ihm kein Weiser auf der Erde, kein Forscher der Schrift verkündigt hatte, der sich mit stets geschäftiger Hülfe, mit immer erquickendem Troste, der bedrängten Menschheit als ein Retter nahete, wie des Höchsten unendliche Liebe im Wohlthun unerschöpflich ist, der, seiner Reinheit sich bewußt, mit gegründetem, mit ganz entschiedenem Rechte sagen durfte: wer kann mich einer Sünde zeihen?††) Ihr rühmet euch fürwahr umsonst, ihr liebtet Gott, wenn der Gedanke an Jesum, das heiligste Ebenbild des unsichtbaren Gottes, auf euere Herzen keinen Eindruck macht. Ist es wahr, daß die unendliche Macht und Größe Gottes mit staunender Ehrfurcht, seine väterliche Huld mit kindlicher Dankbarkeit und Liebe, die Heiligkeit und Güte seines Willens mit frommem, heiligen Verlangen nach ihm, dem Urquell alles Guten, euer Herz erfülle und begeistere: so muß sich eine Ehrfurcht, eine Dankbarkeit und Liebe gegen Jesum in eurem Innern regen, wie sie dem frommen Christen ziemt, eine heilige Sehnsucht nach dem Herrn. Denn er ist der Glanz seiner Herrlichkeit, das Ebenbild seines Wesens, der alle Dinge trägt mit seinem kräftigen Wort.

Und er ist vom Vater ausgegangen, sein Werk auf Erden zu vollbringen. Wäre Gott euer

*) 1 Joh. 5, 4 f.
**) Joh. 3, 16. 36.
***) Matth. 11, 27.
†) 1 Joh. 4, 15.
††) Joh. 8, 46.

Vater — so erklärte sich Jesus selbst in unserem Texte — so liebetet ihr mich, denn ich bin ausgegangen und komme von Gott, denn ich bin nicht von mir selber kommen, sondern er hat mich gesandt. Und mit welcher Wahrheitsliebe, mit welcher heiligen Ehrfurcht vor dem Willen Gottes, mit welcher edlen Feinmüthigkeit rief Jesus seinen Zeitgenossen zu: meine Lehre ist nicht mein, sondern des, der mich gesendet hat! die Worte, die ich zu euch rede, die rede ich nicht von mir selbst, und der Vater, der in mir wohnt, der selbige thut die Werke!*) Mit welchem freudigen Bewußtsein betet er zu Gott: ich habe dich verklärt auf Erden, und vollendet das Werk, das du mir gegeben hast, das ich thun sollte!**) Und in der That, es bedarf nicht künstlicher Reden, nicht tief verborgener Beweise, um von der höhern Sendung Jesu überzeugt zu werden. Höre sein Wort des Lebens, sein Evangelium, mit unbefangenem Sinne! es wird dich mächtig ergreifen und unwiderstehlich überzeugen: hier wehet Gottes Geist! Gedenke der mächtigen Thaten, die er mit heiligem Sinne vollbrachte, wenn er Bekümmerte tröstete, Leidenden half, Todte in das Leben rief; sie verkünden es laut: in ihm und mit ihm wirkte Gott! Schaue auf ihn, den Ueberwinder des Grabes und des Todes, und du kannst es nicht bezweifeln: er hat sich durch Gottes Kraft den Fesseln des Grabes entschwungen! Bist du nicht mit dir selbst im Widerspruch, wenn du bekennst, der Name Gottes sei dir heilig, wenn du von Liebe Gottes, von kindlich frommen Empfindungen gegen ihn, den Geber alles Guten, sprichst; und dem Gesandten Gottes keine Liebe, keine Dankbarkeit und Ehrfurcht weihst? Widerstrebst du nicht dem ewigen Rathschluß Gottes, empörst du dich nicht gegen seinen Willen, verachtest du nicht mit stolzer Selbstvermessenheit die heilige Anstalt Gottes, die er zu deinem Heile getroffen hat: wenn du dich nicht zu ihm mit ganzer Seele wendest, den Gott selbst für seinen Auserwählten laut erklärt, den er zum Heiland der Welt erkoren hat? Wer den Sohn nicht ehrt, der ehrt den Vater nicht, der ihn gesendet hat.***)

Und was vollendete der Gottes-Sohn auf Erden? War es nicht das Heiligste und Höchste, das Eine Nothwendige, worauf der Menschheit ewiges Heil beruht? Hat er uns nicht mit Gott befreundet und versöhnt? Ohne die Erkenntniß des wahren und lebendigen Gottes, welche allein zum wahren Heile führt, einem eiteln Götzendienste fröhnend, und mit ihm traurigen Verirrungen des Verstandes, verkehrten Neigungen des Herzens, empörenden Lastern Preis gegeben, lebten die Völker dahin, ehe der Heiland der Welt erschien; nur wenige ahneten das Wahre; die Bekenner des mosaischen Gesetzes gefielen sich zum Theil, von thörichtem Stolz befangen, in ihren äußeren Werken des Gesetzes, in Büßungen des Körpers, in ihrer Abstammung von Abraham, und wähnten umsonst, das glänzende Gepränge ihrer Opfer vertilge ihre Schuld; mit inniger Sehnsucht schaueten die Besseren ihres Volks umher nach jenem Troste, jenem Frieden, jener Hoffnung, welche allein aus kindlichem Vertrauen auf die ewige Gnade Gottes, aus wahrer Demuth und Besserung des Herzens kommt. Da erschien die heilsame Gnade Gottes allen Menschen; da sendete er den ewigen Mittler, Christus, daß er die Welt mit sich versöhnen möchte; da traten, durch seinen Kreuzestod entsündigt, der Gnade des Herrn gewürdigt, der Tugend geweiht, zum ewigen Heile berufen — da traten sie herzu zum heiligen Volke Gottes, die vorher in Sünden erstorben, in Zwietracht mit sich selbst, entfremdet von Gott und seinem Himmel waren; die Welt befreundete sich mit Gott, die Erde mit dem Himmel. Wohlan! Wer von wahrer kindlicher Liebe und Verehrung Gottes spricht; wer in dem erhebenden Glauben: wir leben, weben und sind in Gott — das höchste Glück des Daseins findet; wem die Freundschaft mit dem Ewigen heiliger, als Alles, ist: der bekenne es laut, daß er sich auf das Heiligste verpflichtet fühle, auch ihn mit kindlicher Liebe zu umfassen, durch den wir freien Zutritt zu dem Vater haben; der weihe ihm frommen Dank, verherrliche seinen Namen, bezeuge es laut und freudig, daß er Christo angehört, daß Christus in ihm lebt, und er in ihm!

II.

Von einer wahren, ächten, kindlichen Liebe Gottes läßt sich die Liebe und Ehrfurcht, die wir Jesu schuldig sind, unmöglich trennen. Nicht ohne Grund nannte ich diese Ansicht wichtig. Denn sie zeigt es klar und unwidersprechlich, wie tadelnswerth der Kaltsinn gegen den Erlöser sei, der sich unter uns so weit verbreitet hat, und verpflichtet uns zur ernstlichen Prüfung unserer selbst.

Warum giebt es so Viele unter uns, die sich Christen nennen, und nichts weniger, als Christen, sind? Warum regt sich nicht mehr jene Wärme, jene hohe Begeisterung vergangener Zeiten für Jesum und sein Evangelium? Warum hört man so viele Christen unserer Tage entweder nie von Jesu, dem Erlöser, sprechen, oder mit einer Gleichgültigkeit und Kälte reden, wie man von unbedeutenden, von ganz gewöhnlichen, von längst vergangenen Dingen spricht! Warum verachten sie den Tempel, meiden das Gedächtnißmahl des Herrn, fliehen den Anblick seines Kreuzes? Sie sind abgefallen von der Liebe Gottes und wandeln dahin in einem verkehrten Sinn; sie sind erstorben für das Heilige, sie haben keinen ächten religiösen Sinn. Umsonst seid ihr bemüht, Verächter Jesu, laue Christen, euern Kaltsinn zu beschönigen! Umsonst behauptet ihr in eurem Wahne: wir, lieber Gott, wir halten auf Frömmigkeit, wir sind religiös nach unserer Art! Entweder ihr täuschet euch selbst, ihr versteht euere eigenen Gedanken, Bestrebungen und Gefühle nicht; oder ihr suchet die Welt zu täuschen. Wäre es euch ein Ernst mit euerer Liebe Gottes, fürwahr! ihr müßtet auch den eingebornen Sohn des Ewigen mit kindlicher Liebe und heiliger Ehrfurcht nennen, und seinen Namen vor der Welt verherrlichen! Wäre euer Herz voll heiligen Gefühl der Majestät und Größe, der Alles umfassenden Liebe, der Heiligkeit und Weisheit Gottes, innig durchdrungen und bewegt: ihr müßtet auch ihn verehren, den Abglanz seiner Herrlichkeit! Beseelte euch wirklich jene Demuth, die von der wahren Liebe Gottes unzertrennlich ist, die mit frommer Aufmerksamkeit auf Alles achtet, was sich als heiliger Wille Gottes, als Anstalt und Beschluß des Ewigen, dem Menschen offenbart, die es ernstlich empfindet und erwägt, wie wenig der Mensch durch eigene Kraft vermöge, wenn ihm nicht Hülfe und Heil von oben kömmt: ihr würdet zu ihm, der von dem Vater ausgegangen ist, sein Werk auf Erden zu vollenden, mit ehefurchtsvollem Herzen, mit Liebe und Vertrauen, mit heiliger Sehnsucht fliehen! Fühltet ihr euch lebendig und innig überzeugt, daß es nichts Höheres, nichts Wünschenswertheres gäbe, als ein Leben in Gott und Freundschaft mit dem Ewigen: ihr müßtet euer wahres Heil bei Jesu suchen, der uns mit Gott versöhnte und befreundete! Wendet euch ernstlich zu Gott, ihr werdet euch auch zu Christo wenden. Werdet ächt religiöse Menschen, ihr werdet auch ächte Christen sein.

Es ist unleugbar, meine Zuhörer, der Kaltsinn gegen Jesum zeugt unwiderleglich von Kälte gegen Gott, von Mangel an wahrem religiösen Sinn. So laßt uns unser eigenes Herz mit strengem Ernste prüfen! Denn in der That, unser Verhalten gegen Jesum bewährt es auf das Deutlichste, wie es mit unserer Liebe Gottes steht. Es sind die Grundsätze, die Urtheile, die Aeußerungen, die Gesinnungen und Gefühle, welche sich auf Jesum und sein Wort beziehen, in denen sich der fromme Sinn überhaupt, der religiöse Eifer spiegelt. Ist es vielleicht der herrschende Geist der Zeit, der dich zur Gleichgültigkeit und Kälte gegen Jesum stimmt? Ist es dir Furcht, dich von der Mode zu entfernen, was dich zurückhält, laut und freudig zu bekennen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters? Hältst du dich darum zu den lauen Christen, weil ihr leichtsinniger Ton da, wo du lebst, verbreitet, ihre Zahl die größere, ihre Art zu denken die beliebte ist? Wer sich dies gestehen muß, der bekenne es nur, daß ihm die wahre Liebe Gottes etwas Fremdes sei, daß er das Irdische und Weltliche höher achte, als Gott und seinen Willen, daß er die eitele, die vergängliche, die trügliche Ehre bei den Menschen suche, und nicht den ewigen Ruhm bei Gott. Achtest du darum nicht auf Jesum, weil seine Lehre deinen Vorurtheilen widerspricht, deine verkehrten Neigungen tadelt, deine Lieblingsfehler rügt, und mit heiligem Ernste auf Besserung des Lebens dringt? Wer sich dies gestehen muß, der bekenne es nur, daß sein Herz dem Leben aus Gott entfremdet, daß es ein bloßer Schein und leere Täuschung sei, wenn er sich rühmt, er liebe Gott. Sprichst du den Namen Jesu darum ohne Wärme, ohne Antheil deines Herzens aus, weil du bei deiner Vernunft die Lehre der Offenbarung, bei deiner eigenen Kraft die Hülfe Jesu, bei deinem Verdienste den erquickenden Trost des versöhnenden Todes Jesu für entbehrlich hältst? Wer sich dies gestehen muß, der bekenne es nur, daß er zu stolz sei, seine Unwürdigkeit vor Gott zu fühlen, daß er nicht mit heiliger Ehrfurcht auf die Stimme Gottes achtet, daß ihm der ächte kindliche Sinn, die wahre Liebe Gottes, fehlt. Mögen sie vor sich selbst erschrecken, denen ihr Herz kein besseres Zeugniß giebt; mögen sie innig und lebendig fühlen, daß es so nicht bleiben könne, wenn ihnen Eintracht mit sich selbst und wahrer Friede werden soll; mögen sie mit verdoppeltem Eifer das Eine, was Noth ist, suchen, und in der Liebe Gottes, in der

*) Joh. 7, 16.
**) Joh. 17, 4.
***) Joh. 5, 23.

Gnade Jeſu Chriſti, in der Gemeinſchaft ſeines Geiſtes den Segen finden, den die Welt nicht giebt!

Du freueſt dich, frommer Chriſt, wenn dir ein heiliges Bewußtſein ſagt, daß fromme Ehrfurcht gegen den Eingeborenen Gottes, daß Dankbarkeit und Liebe gegen Jeſum dein ganzes Herz erfüllt. Deine Freude iſt heilig und gerecht; deine Geſinnungen und Gefühle gegen Jeſum bezeugen es deinem Geiſte, daß du das wahre Leben, das Leben in Gott, gefunden haſt. So halte denn feſt, was du gefunden, was du errungen haſt im Glauben; überwinde die Welt, wenn ſie deinem Himmel dich entfremden, wenn ſie dich bereden will, nach dem allein zu trachten, was eitel und irdiſch und vergänglich iſt; kämpfe den edlen Kampf, vollende deinen Lauf, bewahre den Glauben unerſchütterlich! Dann ſtehſt du feſt im Sturme der Zeit. Wenn der blutige Kampf der Nationen nahet, wenn Alles wankt, und der verheerende Tod die bitterſten Opfer fordert: aus deinem Innern weicht der Gottesfriede nicht. Denn weder Tod noch Leben, weder Gegenwart noch Zukunft, weder Hohes noch Tiefes mag dich ſcheiden von der Liebe Gottes, die in Chriſto Jeſu iſt, unſerem Herrn. Amen.

Juſtus Georg Schottelius

ward am 23. Juni 1612 zu Einbeck im Hannoveeſchen geboren, ging — bei dürftiger Lage ſeiner Verwandten kaum den Studien gerettet — 1627 auf das lutheriſche Gymnaſium zu Hildesheim und von dort 1630 auf das Gymnaſium zu Hamburg. 1634 bezog er die Univerſität Gröningen und darauf Leiden. 1638 beſchloß er, nachdem er auch Leipzig auf kurze Zeit beſucht und das Conrectorat in Einbeck ausgeſchlagen hatte, ſeine Studien in Wittenberg, ward darauf Prinzenerzieher zu Braunſchweig und 1642 zum Hofgerichtsaſſeſſor, 1645 zum Conſiſtorialrath in Wolfenbüttel ernannt. 1646 erhielt er die Anſtellung als Rath im Fürſtenthum Dannenberg; blieb aber zugleich ſeinen früheren Aemtern getreu. In demſelben Jahre ernannte ihn Helmſtädt zum Doctor der Rechte, ſo wie der Blumenorden zu ſeinem Mitgliede unter dem Namen Fontano. In die fruchtbringende Geſellſchaft war er ſchon 1642 mit dem Namen „der Suchende" eingetreten. Er ſtarb als wirklicher Hof- Conſiſtorial- und Kammerrath, auch Hofgerichtsaſſeſſor zu Wolfenbüttel den 25. Oct. 1676.

Er ſchrieb:

Der Nymphe Germania Todtenklage. Braunſchweig, 1640.

Deutſche Sprachkunſt. Braunſchweig, 1641; neu: 1651.

Ausführliche Arbeit von der deutſchen Hauptſprache in 5 Büchern. Braunſchweig, 1663. Vergl. Müllers Bibliothek, Bd. 9.

S. zeichnete ſich zu jener Zeit durch ſeine ſprachlichen Forſchungen ſehr vortheilhaft aus, obwohl er ſich nicht ganz frei von dem Einfluſſe des Lateiniſchen in ſeinem Styl zu erhalten wußte. Seine poetiſchen Leiſtungen offenbaren echte Vaterlandsliebe, Wärme, tiefes Gefühl und Herrſchaft über Sprache und Form, namentlich hat ſeine Elegie, Germaniens Todtenklage, ſehr gelungene Stellen.

Die Jahreszeiten.

Wenn beginnt des Frühlings Schein,
Was beliebt er uns zu weih'n? —
Blümelein.

Nach des Frühlings Licht und Born,
Was ergeußt des Sommers Horn? —
Heu und Korn.

Tritt der reiche Herbſt dann ein,
Was pflegt ſein Geſchenk zu ſein? —
Obſt und Wein.

Kommt der Winter, greis und weiß,
Was gewinnt der Erdenkreis? —
Schnee und Eis.

Heu und Korn und Blümelein,
Schnee und Eis und Obſt und Wein,
Geben, ſchaffen, ſchenken voll
Frühling, Sommer, Herbſt und Winter
Jedes, wie es mag und ſoll.

Frühling erneut, Sommer erfreut,
Herbſt bereicht, Winter ſchleicht;
Frühling verehrt, Sommer ernährt,
Herbſt erfüllt, Winter hüllt.

Darum, Freunde, ſeid bereit,
Recht zu loben allezeit
Frühling, Sommer, Herbſt und Winter!
Zeit giebt Ehre', Zeit giebt Rath,
Zeit giebt Künſte, Zeit giebt That.

Nicolaus Schradie, ſ. Meiſterſänger.

Johann Chriſtian Daniel von Schreber

ward am 17. Januar 1739 zu Weißenſee in Thüringen geboren, ſtudirte Medicin, war vor ſeiner Berufung nach Erlangen ordentlicher Arzt des Pädagogiums zu Bützow, darauf Secretär der ökonomiſchen Geſellſchaft zu Leipzig und lebte endlich als Doctor der Philoſophie und Medicin, ordentlicher Profeſſor der Naturgeſchichte und Oeconomie, Oberaufſeher des botaniſchen Gartens und Naturalienkabinets, ſowie als königlich preuß. geheimer Hofrath, kaiſerlicher Rath und Leibarzt, Hofpfalzgraf und Präſident der kaiſerlichen Academie der Naturforſcher zu Erlangen, woſelbſt er am 10. December 1810 geſtorben iſt.

Botaniſch-ökonomiſche Abhandlungen vom Grasbau. Halle, 1763.

Beſchreibung der Gräſer. Leipzig, 1766 — 73. 2 Thle. Fol.

Beſchreibung der Quecke. Leipzig, 1773.

Sammlung wichtiger und zuverläſſiger Abhandlungen ſäugender oder vierfüßiger Thiere mit Erklärungen. Erlangen, 1774—1806. 64 Hfte. (fortgeſetzt von G. A. Goldfuß).

Gab heraus den „Naturforſcher" ſeit 1780, von Stück 14—30. 1804.

S. war einer der Erſten, welche die Naturwiſſenſchaften allgemein zugänglich zu machen und mit Geſchmack und Eleganz zu behandeln verſtanden.

Aloys Wilhelm Schreiber,

den 12. October 1765 (nach Anderen 1763) zu Kappel in Baden geboren, ſtudirte in Freiburg und wurde ſchon 1784 als Profeſſor der Aeſthetik am Gymnaſium zu Baden angeſtellt. 1788 nahm er eine Erzieherſtelle bei dem Burggrafen von Weſtfalen zu Mainz an, kehrte aber 1799 an die in ein Lyceum umgewandelte Schule von Baden zurück. 1805 wurde er als Profeſſor der Aeſthetik nach Heidelberg berufen, fand bei J. H. Voß liebevolle Aufnahme und in deſſen Sohne, Heinrich, einen vertrauten Freund. Doch mußte er auch den Schaden dieſer, in Verſpottung der damals aufwuchernden myſtiſchen Poeſie ſehr heitern Voſſiſchen Geſellſchaften in mancherlei Anfeindungen tragen, die Heidelbergs Profeſſoren, immer mehr gegen einander erbittert, ausübten und erduldeten. Dieſer Quälereien müde, hielt er um die ſeit Poſſelt's Tode offene Stelle eines badiſchen Hiſtoriographen an, die ihm 1813 zu Theil ward. Nach 13jährigem höchſt verdienſtvollen Wirken in Karlsruhe wurde er unerwartet auf Befehl des Großherzogs Ludwig penſionirt. Er zog nach Baden, ſeinem Lieblingsaufenthalt, wo er nach dem Regierungsantritt des Großherzogs Leopold auch wieder, wie ſonſt in der Reſidenz, — namentlich von Fremden beſuchte — äſthetiſche Vorleſungen hielt und als Doctor der Philoſophie und großherzoglich badiſcher Hofrath in geiſtesfriſchem Alter lebt.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

Lebensbeſchreibung des Großherzogs Karl Friedrich von Baden. Heidelberg, 1811.

Geſchichte des Großherzogthums Baden für Schulen. Karlsruhe, 1815.

Baden mit ſeinen Bädern und Umgebungen. Karlsruhe, 1805; 6te Aufl. 1838.

Lehrbuch der Aeſthetik. Heidelberg, 1809.

Geſchichte und Beſchreibung Heidelbergs und ſeiner Umgebungen. Heidelberg, 1811.

Anleitung, den Rhein von Schaffhauſen bis Holland, die Moſel von Coblenz bis Trier, die Bäder am Taunus, das Murgthal, Neckarthal und den Odenwald zu bereiſen. Heidelberg, 1812; 4te Aufl. 1836.

Eichenblätter. Heidelberg, 1814.

Herbſtroſen. Karlsruhe, 1816.

Poetiſche Werke. Tübingen, 1817—18., 3 Bde.

Deutſchland und die Deutſchen von den älteſten Zeiten bis zum Tode Karls des Großen. Karlsruhe, 1824. 4 Hefte.

Sagen aus den Gegenden des Rheins und des Schwarzwaldes. 2te Aufl., Heidelberg, 1829.

Sagen aus den Rheingegenden, dem Schwarzwalde und den Vogeſen, neue Sammlung. Heidelberg, 1839.

Cactusblüthen. Erzählungen und Novellen. Stuttgart, 1838. 2 Bde.

Novellen. Karlsruhe, 1839. 2 Bde.

Cornelia, Taſchenbuch für deutſche Frauen, von 1816 bis jetzt.

Dramaturgiſche Blätter. Frankf., 1788—89. 6 Bde.

Theaterſtücke. Frankfurt, 1789.

Rhapſodien. Frankfurt, 1790.

Dramatiſche Gemälde. Wien, 1791.

Scenen aus Fauſts Leben. Offenbach, 1792.

Der Waldbruder im Eichthal. Offenbach, 1794.

Wollmar. Bremen, 1793.

Die Verſchwörung gegen Venedig. Bremen, 1794.

Biſianen. Bremen, 1795.

Romantiſche Erzählungen. Frankf., 1795. 2 Thle.

Myrthen- und Cypreſſenkränze. Stuttgart, 1820. 2 Theile.

Reiches Wiſſen, feiner Geſchmack, Wärme und Lebendigkeit und Anmuth der Darſtellung verleihen ſeinen Leiſtungen nicht geringen Werth und erwarben ihm die Neigung vieler Leſer. Sehr glücklich iſt er in der Behandlung kleinerer hiſtoriſcher Stoffe und Sagen, und am bekannteſten durch ſeine trefflichen topographiſchen Darſtellungen.

Die Jungfrau auf Burg Windeck.

Es ſteh'n zwei alte Thürme
Hoch unter Schutt und Graus,
Der Berggeiſt und die Stürme,
Die zieh'n da ein und aus.

Durch den zerfall'nen Bogen
Stieg ich als Knab' hinan;
Die wilden Blumen zogen
Mich wunderbarlich an.

Da trat aus dem Gemäuer
Ein zartes Jungfräulein,
Sie ſah im weißen Schleier
Faſt wie ein Engel drein.

Sie trug aus grünen Weiden
Ein Körblein in der Hand,
Sie pflückte Moos und Haiden,
Und was ſie ſonſt noch fand.

Da rief es aus dem Boden —
Sie wurde lilienbleich
Und ſprach: „Nur ſtill, ihr Todten,
Ich komm', ich komme gleich."

Die weiße Haideroſe,
Die ſteckte ſie in's Haar,
Die Dolden und die Mooſe
Bot ſie mir freundlich dar.

Mich überlief ein Schauer,
Ich wurde heiß und kalt,
Schnell an der Epheumauer
Verſchwand jetzt die Geſtalt.

Das Bild iſt mir geblieben,
Noch ſeh' ich ſie vor mir!
Ach könnt' ein Schatten lieben,
Ich ging' alsbald zu ihr.

Der Nummelſee.

Hoch auf dem Tannenberge,
Da iſt ein ſchwarzer See,
Und auf dem See da ſchwimmet
Ein Röslein, weiß wie Schnee.

Es kommt ein Hirtenknabe
Mit einem Haſelſtab:
„Das Röslein muß ich haben,
Das Röslein brech' ich ab!"

Er zieht es mit dem Stabe
Wohl an den Binſenrand,
Doch aus dem Waſſer hebet
Sich eine weiße Hand.

Sie zieht das Röslein nieder
Tief in den dunklen Grund:
„„Komm, lieber Knab', ich mache
Dir viel Geheimes kund!

Im See am Boden wurzelt
Das Röslein, das du liebſt.
Da will ich dir es brechen,
Wenn du dich mir ergiebſt.""

Den Knaben faßt ein Grauen,
Er eilt hinweg vom See,
Doch immer iſt ſein Sinnen
Das Röslein weiß wie Schnee.

Er irret durch die Berge;
Der Gram das Herz ihm friſt, —
Und Niemand weiß zu ſagen,
Wo er geblieben iſt.

Chriſtian Schreiber,

am 15. April 1781 zu Eiſenach geboren, ſtudirte Theologie und lebt als Doctor der Philoſophie, großherzoglich ſachſen-weimariſcher Kirchenrath, Oberpfarrer und Superintendent der Diöceſen Lengsfeld und Dornbach zu Lengsfeld.

Prophetiſch-poetiſche Gemälde der Zukunft, Nachbildung der Offenb. Johannes. Naumburg, 1802.

Harmonia, Gedicht. Leipzig, 1803.

Gedichte. Berlin, 1806.

Kleine Schriften. Berlin, 1808.

Alexander in Indien, Tragödie nach Racine. Berlin, 1809.

Religion, Gedicht in 2 Geſängen. Gotha, 1813.

Chriſtliches Liederbuch. Eiſenach, 1816; 2. Aufl. 1822.

Predigten, Homilien und geiſtliche Reden. Eiſenach, 1816.

(Mit Veillodter und W. Henninge) Allgemeine Chronik der 3. Jubelfeier der deutſchen evangeliſchen Kirche im Jahre 1817. Gotha, 1819. 2 Thle. 4.

S. iſt einer der wenigen deutſchen Lyriker, welche ſich Schiller zum Vorbilde nahmen, und man kann von ihm mit Recht ſagen, daß er ſich ihm unter Allen am meiſten genähert habe. Tiefe des Gefühls, reiche Phantaſie, Adel der Geſinnung und ſeltener Wohlklang der Sprache, ſowie vollkommene Herrſchaft über die Form, verleihen ſeinen Poeſieen einen bleibenden Werth. Nicht minder ausgezeichnet iſt er als Kanzelredner.

Joſeph Schreyvogel,

(als Dichter Thomas oder Karl Auguſt Weſt), iſt im Jahre 1768 zu Wien geboren, ſtudirte zu Wien und Jena und wirkte zuletzt — auch kurze Zeit einmal Vorſteher eines Kunſt- und Induſtriecomptoirs — als kaiſerl. königl. Hofſecretär und Dramaturg bei den k. k. Hoftheatern ſeiner Vaterſtadt. 1832 mit Penſion entlaſſen, ſtarb er 1833 daſelbſt an der Cholera.

Geſammelte Schriften, erſte Abtheil.: Bilder aus dem Leben. 2 Thle.

2. Abtheil.: Kritiſche und ſatiriſche Streifzüge. Braunſchweig, 1829. 2 Thle. 12.

Erſter Akt des Trauerſpiels Abeſinda, in Lambert's Taſchenbuch, Jahrgang 3.

Don Gutierre, der Arzt ſeiner Ehre. Trauerſpiel in 5 Aufz. nach Calderon's Don Gutierre. Wien, 1834.

Das Leben ein Traum, von Calderon, überſetzt. Wien, 1820. 3. Ausg.

Donna Diana, von Moreto, überſ.

Die Wittwe, Schauſpiel.

Die Gleichgiltigen, Schauſpiel.

Das Taſchenbuch: Aglaja, ſeit 1819. Wien.

Einzelne Aufſätze in Taſchenbüchern und Journalen u. ſ. w.

Ein feines, reich durchgebildetes Talent war S. beſonders glücklich in der Bearbeitung ausländiſcher Theaterſtücke. Als Erzähler zeichnete er ſich durch anmuthige Darſtellung, gute Charakterſchilderung und glückliche Erfindung, ſowie durch feinen, treffenden Witz eben ſo vortheilhaft aus; vor Allem gelangen ihm Darſtellungen des bürgerlichen Stilllebens.

Johann Matthias Schröckh,

am 26. Juli 1733 zu Wien geboren, kam mit 15 Jahren auf die Preßburger Schule. Der Anblick der mannigfachen Bedrückungen ſeiner proteſtantiſchen Glaubensgenoſſen daſelbſt reizte den Jüngling, Prediger zu werden; er ließ nicht nach mit Bitten, bis ſein Vater den für das Comptoir Beſtimmten 1750 auf die damals berühmte Schule zu Kloſter Bergen bei Magdeburg ſandte. Seit 1752 ſtudirte er in Göttingen, aber ſchon 1754 durch ſeinen Oheim, den Profeſſor Bel für die akademiſche Laufbahn gewonnen und in mancherlei Weiſe gelehrt beſchäftigt, trat er in Leipzig als Docent mit entſchiedenem Glücke auf. Eine außerordentliche Profeſſur, die ihm 1762 daſelbſt angeboten ward, lehnte er ab und ſiedelte ſich 1767 als Profeſſor der Poeſie in Wittenberg an. Doch zog ihn ſeine innere Neigung immer mehr zur Geſchichte hin, deren Lehrſtuhl er endlich im Jahre 1775 erhielt und zum großen Gewinne ſeiner zahlreichen Zuhörer viele Jahre lang ehrenvoll behauptete. An ſeinem 76. Geburtstage durch einen unglücklichen Fall von einer Bibliothekleiter gefährlich verletzt, gab er am 1. Auguſt 1808 ſeinen Geiſt auf.

Lebensbeſchreibungen berühmter Gelehrten. Leipzig, 1764—69, 3 Thle. N. Ausg. 1790. 2 Thle.

Weltgeſchichte für Kinder. Leipzig, 1779—84. 6 Bde.

Allgemeine Biographie. Berlin, 1767—91. 8 Bde.

Guthrie's und Gray's allgemeine Weltgeſchichte. Herausgegeben 1770—76.

Chriſtliche Kirchengeſchichte. Leipzig, 1768—1803. 35 Bde.; Bd. 1—14, 2. Aufl. von Tzſchirner, 1772—1825.

Kirchengeſchichte ſeit der Reformation. Leipzig, 1804—1822. 10 Bde.; vom 9. Bande an von Tzſchirner fortgeſetzt.

Sein Leben, von Tzſchirner. Leipzig, 1812.

Bouterweck urtheilt ſehr treffend über ihn (Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit, Th. 11. S. 324): S. iſt weder ein großer Pragmatiker noch ein Muſter in der Darſtellungskunſt. Sein Verſtand drang nicht tief in den Zuſammenhang der Begebenheiten ein; auf ſeinen Charaktergemälden ſpricht nur eine oberflächliche Menſchenkenntniß und ſein Styl iſt weder maleriſch noch prägnant. Aber er war einer der erſten deutſchen Hiſto-

riker, denen klor wurde, wo es der bis dahin in Deutschland gewöhnlichen Bearbeitung der historischen Wissenschaften fehlte, und er that, was in seinen Kräften war, diesen Wissenschaften eine geschmackvollere Form zu geben, ohne die strenge Geschichtsforschung den Reizen des Styls aufzuopfern. — Als die Historiographie bei den Deutschen rascher vorrückte, konnte S. mit mehreren vorzüglicheren Köpfen nicht Schritt halten; aber er hörte auch nicht auf sich Mühe zu geben, um nicht zurückzubleiben. Durch die verständige und anspruchlose Popularität seines Styls erwarb er sich bis an seinen Tod eine Menge von Lesern.

Friedrich Ludwig Schröder,

dieser berühmte deutsche Schauspieler, in Allem den Besten seiner Zeit ähnlich und befreundet, ward am 31. November 1744 zu Schwerin geboren. Unter der Leitung seiner Mutter, der trefflichen Schauspielerin Ackermann, betrat er als dreijähriges Kind zu Petersburg zum ersten Male die Bühne; seine kleine Rolle trug ihm Liebkosungen und Geschenke der Kaiserin Elisabeth ein. Aber so verheißungsvoll seine Laufbahn begonnen hatte, so dunkel und traurig ward sie bald und schien früh in Elend enden zu wollen. Eine Zeitlang ward der Knabe bei der Gesellschaft seines Stiefvaters Ackermann beschäftigt, aber sittlich ganz vernachlässigt, dann dem Friedrichscollegium zu Königsberg anvertraut, aber diese Anstalt entließ den muthwilligen Burschen, sobald die Unterstützungen seiner Eltern ausblieben; ein alter armer Schuhflicker theilte mit ihm Hunger und Branntewein. Endlich fand er in der gebildeten Familie des Seiltänzers Stuart einige geistige Förderung. Die Uebung des Ballettanzes war für seine ganze spätere dramatische Laufbahn von unschätzbarem Vortheil; ihr verdankte er nach Jahren die Bewunderung des alten dreisten Reimarus, der im Theater zu Hamburg einst im Hamlet nur den wunderbaren Schritt des Geistes beklatschte und dem kurzsichtigen Publikum über Schröders unerkanntes Verdienst die Augen öffnete. 1759 folgte er seinen Eltern in die Schweiz und kehrte, in vielbewegten Jahren zum Dichter, Schauspieler und Menschen vorbereitet, 1764 nach Hamburg, wo ihre Gesellschaft schon oft gewesen war, zurück, bei ihr als Balletmeister und im Lustspiel verwandt. 1771 übernahm er die Direction der Bühne und trat auch als Dichter mit gelungenen Stücken hervor. Wunderbar brachen jetzt alle Blüthen seines gewaltigen Schauspielertalents auf; jede Woche zeigte ihn der Vollendung näher gerückt. Der Geist des Hamburger Theaters erreichte jene Vollkommenheit, die stets unvergeßlich bleiben wird. Er war Lessings geistverwandter Freund, der zweite Dichter seiner klassischen Gestaltungen, aber dessen Nathan hat er nur geweihten Kreisen vorgelesen. Das Jahr 1780 war das glänzendste seines Lebens; er mochte einen Triumphzug durch Deutschland, und siegte in Wien. Im nächsten Jahre folgte er selbst einem ruhmvollen Rufe dahin, aber die Sehnsucht nach Hamburg trieb ihn, auf's Neue dort die Direction zu übernehmen. 1798 zog er sich auf sein Gütchen in Rellingen zurück, doch auch Märtyrer seiner Kunst zu werden, verschmähte er nicht. 1811 entriß er sich den Freuden einer ungestörten, den Künsten und freimaurerischem Streben geweihten Muße, um Kraft, Zeit und Vermögen der Bühne aufzuopfern, die schon damals dem Verderben einer klüger, doch nicht schöner gewordenen Zeit entgegensank. Er starb am 3. September 1816. Sein Leben schrieb F. L. Meyer, Hamburg, 1819. 4 Thle.

Der Fähnrich, Lustspiel. Hamburg, 1785.
Das Testament, Lustspiel. Berlin, 1786.
Der Vetter in Lissabon, Familiengemälde. Frankfurt, 1786.
Das Blatt hat sich gewendet, Lustspiel. Frankfurt, 1790.
Das Portrait der Mutter, Lustspiel. Berlin, 1790.
Und viele Uebearbeitungen französischer und englischer Schauspiele.
Beitrag zur deutschen Schaubühne. Berlin, 1786—1794. 4 Thle.
Dramatische Werke, herausgegeben von Bülow. Berlin, 1831. 4 Bde.
Hamburgisches Theater. Hamburg, 1778—82. 4 Thle.
Sammlung von Schauspielen für's hamburgische Theater. Schwerin und Wiesbaden, 1790. 3 Thle.

S's dramatische Arbeiten sind größtentheils nach ausländischen Vorbildern bearbeitet, zeichnen sich jedoch namentlich durch sichere Entwickelung der Charaktere, gute Durchführung der Situationen, trefflichen lebendigen Dialog und echt komische Kraft sehr vortheilhaft aus, so daß mehrere derselben, wie z. B. der Ring, das Portrait der Mutter u. s. w. noch jetzt gern auf der Bühne gesehen werden.

Christian Friedrich Daniel Schubart

ward am 26. März 1739 zu Obersontheim in der schwäbischen Grafschaft Limburg geboren; nicht früh, aber plötzlich erwachten seine Fähigkeiten, besonders für Musik und Poesie. Seit 1753 auf dem Lyceum zu Nördlingen, dichtete er schon hier Volkslieder, die er selbst componirte. 1756 kam er auf die Nürnberger Schule, 1758 nach Jena, wo ein wüstes Leben seine Gesundheit und seine theologischen Studien untergrub. Er kehrte heim, componirte, spielte die Orgel, improvisirte Predigten, zuweilen in Versen, ward Schullehrer und Organist in Geislingen, und heirathete 1764 eine vortreffliche Frau, die ihn wunderbar ertrug, bis seine, als er 1768 Musikdirector in Ludwigsburg geworden war, immer wilder ausbrechenden Leidenschaften sie in tiefer Schwermuth mit seinen Kindern von ihm trennten. Unsittlichkeit warf ihn in's Gefängniß; befreit wandte er sich nach Heilbronn, da er in Ludwigsburg wegen satirischer Gedichte sein Amt verloren hatte. Der Schmerz um die Seinigen riß ihn aus seinem, dort in Musik verträumten Leben auf; er wäre fast vom Kurfürsten von Baden, dem sein Spiel gefiel, angestellt worden, wenn nicht eine unvorsichtige Aeußerung ihm alle Hoffnung wieder abgeschnitten hätte. Nun ging er nach München, das er bald wieder verlassen mußte, ehe er sich noch durch Uebertritt zur katholischen Kirche den Weg zu einer erträglicheren Lage hatte bahnen können. In Augsburg begann er seine deutsche Chronik zu schreiben, componirte, dichtete, declamirte öffentlich mit großem Beifall; aber die von

ihm verspottete katholische Geistlichkeit nöthigte ihn bald, auch Augsburg zu verlassen. Von Ulm oesträtherischer Weise in das Würtembergische gelockt, wurde er am 22. Januar 1777 zu Blaubruren verhaftet und auf die Festung Hohenasperg gebracht. Die mystische Richtung, die der längst Entnervte hier ergriff, und sein Hymnus auf Friedrich den Zweiten gaben ihm die Freiheit wieder; 1787 wurde er, nach 10 Jahren verhörloser Einkerkerung, relöst und zugleich zum Director der herzoglich würtembergischen Hofmusik und des Theaters zu Stuttgart ernannt. Daselbst ist er am 10. October 1791 gestorben.

Ideen zu einer Aesthetik der Tonkunst. Wien, 1800.

Die Badekur. Ulm, 1766.

Gedichte. Frankfurt, 1802. 2 Bde. Neu, Frankfurt, 1825. 1829.

Gedichte aus dem Kerker. Zürich, 1785.

S's Leben und Gesinnungen. Stuttg., 1791—93. 2 Thle.

Neujahrsschilde in Versen. Augsburg, 1775.

Ode auf den Tod Thomas Abbt's. Ulm, 1767.

Lehrbuch der schönen Wissenschaften. 2. Aufl. (umgearbeitet von Prof. Heißmann). Münster, 1777, 1781.

Vermischte Schriften. Herausgegeben von Ludw. Schubart. Zürich, 1812. 2 Bde.

Todesgesänge. Ulm, 1767. 1776.

S. ist von den deutschen Kritikern zum Theil überschätzt, zum Theil ungerecht verdammt worden. Er besaß ein ausgezeichnetes lyrisches Talent, reiche, glühende Phantasie und große Kraft des Ausdrucks; aber er wußte sich nicht zu beherrschen und es fehlte ihm durchaus an harmonischer Durchbildung. So hat er neben vielem Trefflichen, viel Schlechtes oder doch Mittelmäßiges geliefert, und fast alle seine Leistungen tragen mehr oder minder Spuren seines abenteuerlichen Wesens und seiner Verirrungen. Frühre gaben ihm seine traurigen Schicksale eine bei weitem größere Berühmtheit, als er sie für seine Schriften verdiente; jetzt ist die lebhafte Erinnerung an dieselben so ziemlich erloschen: nur einige wenige von seinen Poesieen werdrn daher sein Andenken für die Nachwelt sichern, diese aber verdienen auch die vollkommenste Anerkennung.

Gedichte von C. F. D. Schubart.

Der Wolf und der Hund.

Zum Hunde, der schon manche Nacht
An seiner Kette zugebracht,
Und, wenn der Morgenstern am grauen Himmel hing,
Auf's Gay mit seinem Metzger ging;
Sprach einstens Isegrimm: Er Bruder, wie so mager!
Wie elend siehst du aus! wie schäbicht und wie hager!
Dau'rst mich, bist gar ein armer Hund.
Sieh' mich 'mal an, wie frisch und wie gesund
Ich bin! — Ich rieche nach der Luft,
Mein Balg ist parfümirt mit mancher Staude Duft.
Ich hab' dir immer guten Fraß,
Bald frisches Fleisch, bald fettes Aas.
Drauf leck' ich klaren Quell, und traun!
Ich hab' dir immer gute Laun'.
Du aber — — Ach, versetzte Melack, ach,
Herr Bruder, nur gemach.
Drum bist du Wolf, ich Hund! du frei;
Ich aber in der Sklaverei.

Und die Moral? O die ist jedermann bekannt,
In Deutschland und in Engelland.

Der Rückfall.

Weg, o Liebe, mit dem Zauberbecher!
Circe, weg ich trinke nicht!
Weg von mir, du Flatterer, du Frecher!
Amor mit dem Puppenangesicht.
Geht zum Jüngling, der dort um der Traube
Mostbetränste Berge'irrt,
Und nach einer Lais, wie die Taube
Nach dem Tauber girrt.
Grazien und Amoretten,
Locket mich nicht mehr!
Flechtet eure Blumenketten
Um den Süßling her,
Der mit Spielwerk aus Paris beladen,
Dorten pfeift und spielt,
Und nach seinen Waden
Beifallächelnd schielt.
Denn hier sitz' ich, wo genährt von Oele
Dieses blaue Flämmchen zückt;
Wo mit Ernst und Staunen meine Seele
Auf sich selber niederblickt.
Alter Weisen fromme Lehren schweben,
Eingehüllt in Bildern um mich her;
Tausend Stimmen hör' ich um mich beben:
Guter Mann, so liebe doch nicht mehr!
Fahe' empor gen Himmel — fahre!
Er allein ist deiner Liebe werth;
Warte nicht, bis Wollust deiner Jahre
Jener aufgezehrt. —

Ich will es thun! — so sprach ich und die Saiten
Des hohen Flügels hallten's nach.
Die Geisterchen, die mich umschweben, freuten
Sich hörbar, als ich's sprach.
Doch Himmel ach! wie schnell bin ich gefallen! —
Du Zauberin, was willst du denn von mir?
Ich seh' sie wohl, die blauen Augen hier!
Was schaust du unterm sanft geschweiften Brte
Wollüstigschön, o Zauberin, hervor?
Laß mich — schon stürmt in meinem Blute
Der Liebe Flamm' empor! —
Ich seh' es wohl das Schlängelchen am Munde,
Das sich zum Lächeln krümmt;
Und — ach! in einer finstern Stunde
Euch Geisterchen des Weisen überstimmt. —
Ich sinke schon an ihre Brust: — O blicke
Mich nicht so schmachtend an! —
Dank dir Natur, daß ich dein Meisterstücke
Mit diesem Arm umfassen kann!

Froschkritik.

Im antiken Geschmack.

Sang in 'nem Busch 'ne Nachtigall: —
So wunderliebsich war ihr Schall,
Als wie der 'rausgezog'ne Ton
Aus Meistee Liebels Bariton.
Es war 'n Sumpf nicht weit davon,
Drin lag 'ne ganze Legion
Von Fröschen: und die hörten all'
Den Wundersang der Nachtigall.
Da war ein hochstudirter Frosch,
Mit runzlichter Stirn und breiter Gosch,
Hatte die edle Musikam,
Den Kontrapunkt, die Algebram
In manchem Sumpf und Weiher studirt,
Und orgelte, wie sich's gebührt.
Doch weil er war gar kalter Natur —
Empfand er nichts und künstelte nur.
Der hörte auch die Nachtigall
Und sprach: Ihr Brüder hört 'nmal,
Wie singt das Thier so abgeschmackt,
Macht falsche Quinten, hält keinen Takt.
Weicht nicht in künstlicher Modulation
Aus einem Ton in andern Ton:
In ihrem ekeln di — di — di —
Und duk, duk, duk — steckt ihre ganze Melodie.
Magister Frosch — lacht drob so laut,
Daß ihm beinah zerplatzt die Haut,
Und sprach: Kameraden, wißt ihr was?
Eine Fuge klingt doch baß,
Wollen's singen im Sopran, Alt und Tenor,

Ich argle euch das Thema vor.
Nun ging's an ein scheußlich Gequak
Im wahren antiken Geschmack,
Mit Bund und Motu contrario,
Der Frosch hielt Tasto solo;
Unaufgelöst in der Fuge ganz
Folgt Dissonanz auf Dissonanz.
Nach mancher halsbrechenden Modulation
Kam endlich doch der letzte Ton. —
Die Fledermaus und der Uhu
Hörten dem Froschconcerte zu.
Waren drob gar lustig und froh,
Und schrien laut: Brauissimo!
Ein Jüngling voll Empfindsamkeit,
Gelockt von sanfter Abendzeit,
Kam aus dem nahen Rosenthal,
Hörte das Lied der Nachtigall,
Und weint' und sah zum Himmel hinauf: —
Und als die Frösche fugirten drauf,
Da warf er Steine in den Teich,
Und schrie: „Der Herker hole euch!"
Hum, sprach der Kritikus unterm Gewässer,
Der Kerl versteht's nicht besser! —

Mährchen.

Es starb 'nmal ein Bäuerlein,
Sein Engel, — hell wie Sonnenschein,
Mit einem goldnen Stabe wies
Dieß Bäuerlein in's Paradies.

Es ging an den bestimmten Ort
Auf einer Morgenröthe fort;
Kam an das Thor von Diamant
Und klopfte sittsam mit der Hand.

St. Peter hütete die Thür
Und schrie: „Nun wer ist wieder hier?"

„Ich bin ein armer Bauersmann,
Der auf der Erde nichts gethan,
Als seine Felder angebaut,
Mit einem Weibe sich getraut,
Die mir zum Stecken und zum Stab
Ein Dutzend derbe Buben gab.
In meinem Leben gab ich gern
Die Steuern meinem gnäd'gen Herrn.
Ich glaubte, was der Pfarrer sprach,
Kam treulich seinen Lehren nach,
Und zahlt' ihm redlich, wie mich deucht,
Für seine Predigt, Mess' und Beicht.
Ich starb. Er salbte mich mit Oel.
Ein Engelein wies meine Seel'
Zu dir in's Paradies herauf:
O heil'ger Peter mach' mir auf!"

Nun öffnete die Pforte sich,
St. Peter sprach: Ich lobe dich,
Ein Plätzchen in dem Paradies,
— Du sollst's auch haben: Aber heut,
Mein Bäuerlein, fehlt mir die Zeit.
Wir feiern heut ein großes Fest,
Das mich an dich nicht denken läßt.
Geh dort in jene Laube hin,
Gewölbt von himmlischem Schasmin,
Und warte, bis ich komme, da,
Bei Nektar und Ambrosia! —
Das Bäuerlein sprach: Habe Dank!
Setzt' sich auf eine Veilchenbank,
Und wartete bis Peter rief.
— Erhabne Stille herrschte tief.

Doch plötzlich sprang das goldne Thor,
Der ganze Himmel war Ein Chor:
Es schwammen süße Simfonien
Durch den entzückten Himmel hin.
Der Schatten eines — Priesters schwebt
Herauf, — vom Lobgesang erbebt
Der Himmel: „Leuchte wie ein Stern;
„Komm du Gesegneter des Herrn!"
Mit Abraham und Isaak saß
Der Selige zu Tisch, und aß

Zum erstenmal Ambrosia;
Und Amen, und Hallelnja!
Sang laut der Seraphimen Chor
Um des entzückten Priesters Ohr.

Und erst am Himmelsabend kam
St. Peter vor das Thor, und nahm
Mit sich den armen Bauersmann,
Und wies ihm auch sein Plätzchen an.

Der Bauer faßte wieder Muth,
Und sprach: „Herr Peter, sei so gut,
Und sag' mir, warum war denn heut
Im Himmel solche große Freud'?"

Sahst du's denn nicht, sagt Peter drauf,
Ein frommer Priester schwebt herauf?
Drum hat ob seiner Seligkeit
Der Himmel solche große Freud'!

„So müssen — fiel der Bauer ein, —
Im Himmel lauter Feste sein,
Weil's ja viel tausend Priester giebt,
Und jeder seinen Herrgott liebt?"

St. Peter lachte laut dazu,
Und sprach: „Du liebe Einfalt du!!
Ich, der ich bald zweitausend Jahr
Thürhüter in dem Himmel war,
Hab' vor den Pfaffen gute Ruh'; —
Doch solche Bauernkerls wie du,
Die kommen oft so häufig an,
Daß ich sie nimmer zählen kann."

Der gnädige Löwe.

Der Thiere schrecklichsten Despoten,
Kam unter Knochenhügeln hingewürgter Todten
Ein Trieb zur Großmuth plötzlich an.
Komm, sprach der gnädige Tyrann
Zu allen Thieren, die in Schaaren
Vor seiner Majestät voll Angst versammelt waren:
Komm her, beglückter Unterthan,
Nimm dieses Beispiel hier von meiner Gnade an!
Seht, diese Knochen schenk' ich euch! —
Dir, rief der Thiere sklavisch Reich,
Ist kein Monarch an Gnade gleich! —
Und nur ein Fuchs, der nie den Ränken
Der Schüler Machiavells geglaubt,
Brummt in den Bart: Hm, was man uns geraubt,
Und bis auf's Bein verzehrt, ist leichtlich zu verschenken!

Friedrich der Große.

Ein Hymnus. 1786, März.

Als ich ein Knabe noch war,
Und Friedrichs Thatenruf
Ueber den Erdkreis scholl:
Da weint' ich vor Freude über die Größe des Mannes,
Und die schimmernde Thräne galt für Gesang.

Als ich ein Jüngling ward,
Ueber den Erdkreis immer mächtiger scholl;
Da nahm ich ungestüm die goldne Harfe,
D'rein zu stürmen Friedrichs Lob.
Doch herunter vom Sonnenberge
Hört ich seiner Barden Gesang.
Hörte Kleist, der für Friedrich
Mit der Harf' ins Blut stürzte;
Hörte Gleim, den Kühnen,
Der des Liedes Feuerpfeil,
Wie die Grenade wirft.
Hörte Ramlern, der mit Flakkus Geist
Deutschen Biedersinn einigt.
Auch hört' ich Williamov, der Friedrichs Namen
Im Dithyrambensturme wirbelt.
Dich hört' ich auch, o Karschin, deren Gesang
Wie Honig von den Lippen der Natur
Träuft; — da verstummt' ich,
Und mein Verstummen galt für Gesang.
Aber soll ich immer verstummen?

Soll der Bewunderung und der Liebe Wogendrang
Den Buſen mir ſprengen? — Nein, ich wag' es,
Ergreife die Harf' und ſinge Friedrichs Lob. —

Von meines Berges Donnerhöhe
Ström' auf geſteintem Rücken hinunter
Du, meines Hymnus Feuerſtrom!
Er ſtäub' und donn' im Thale
Meines Hymnus Feuerſtrom,
Daß es hören die Völker umher.
Auf ſchwerer Prüfungen Nachtpfad
Führte die Vorſicht den Helden,
Eh' er drang in der Geiße Heiligthum.
Sah er nicht träufen das Schwerdt
Von Katt, ſeines Freundes, Blute?
Sah er nicht blinken das Schwerdt
An ſeinem eignen Nacken? —
Muthig und furchtlos blieb Er; denn Furcht
Kannt' er ſchon als Jüngling nicht.

In der Muſe keuſchen Umarmung
Uebt' er ſich zu tragen den goldnen Szepter.
Schon flammt auf ſeinem Haupt das Königsdiadem
Wie der Wolkenſammelnde Zevs
Saß er auf dem Thron' und ſchüttelte Blize. —
Da floh die Dummheit und der Unſinn,
Und Barbarei die Nachtgeſährtin.
Er ſelbſt war das Uebild der Weiſen;
Riß die, Machiavell, die Larve vom Antlitz,
Und predigte Fürſten die Herrſcherkunſt.
Die Geiſter ſeiner Ahnen ſtiegen aus der Gruft;
Mit des Meiſters Pinſel zeichnet er ſie.
Sang hohe Geſäng' in die Lyra;
Und ſpielte die Flöte Apolls. —
Wie aus der Urnacht Tiefe
Von Gott gerufen, Sonnen flockten;
So ſtiegen Weiſe und Künſtler empor,
Und der Städte Fürſtin ward Berlin.
Von Friedrichs Schwerdt berührt
Erſtickt das Schlangenungeheuer die Schikane
Im ausgeſprudelten Giftſchaum;
Und des Bettlers und Prinzen Recht
Wurde von Friedrichs Hand
Auf gleicher Schaale gewogen.
Hector, Achill, und Cäſar und Julius,
Der Vorwelt und der Afterwelt Helden,
Staunten, als ſein Kriegsruf hinabdonnerte
In des Todes Schattengefild.
Furchtbar bildet' er ſein Heer.
Erfand nicht Friedrich jenen Knäul,
Der plözlich aufgerollt,
Größere Heere in Staub wirft? —

Fünfmal donnerte Friedrich Wodan,
Und ſein war Sileſia, ſeiner Krone
Köſtliches Geſtein.
Seiner Größe Sonnenpunkt kam. —
Habsburgs Adler ſchwebt ſchreckbar über ihm.
Er dürſtete Friedrichs Blut.

Moskoviens Bär mit Eis-behangnen Haaren
Dürſtete Friedrichs Blut.
Gallia ſchwang die lichtweiße Lilie
Sie zu tauchen in Friedrichs Blut.
Selbſt Waſa's Enkel,
Und Germania's mächtigſte Fürſten und Städte,
Zu ekten die Schwerdter, ins Schlachtthal zu gießen
Friedrich Wodans Blut.
Er aber — der Einzige! warf
Die erzne Bruſt entgegen
Der Todſchnaubenden Feindesſchaar.
Achtete ihrer ſchreckbaren Menge
Ihrer Roſſe, wie Heuſchreckenſchwarm,
Ihrer zuckenden Lanzen,
Und ihrer metallnen Donnerſchlünde nicht.

Sieben Jahre flog er
Wie der Rachestrahl Gottes im Wettergewölk,
Unter ſeiner Feinde
Schwarzen Schaaren umher.
Blut und Hirn und Mark floß
Und ſpritzt an ſeines Roſſes Scheukel.
Leichen dampften, und Grabhügel
Thürmten wie Berge ſich.
In Rieſengeſtalt trat einher der Würgegeiſt
Von Wuthgebrüll und Sterbgewinſel begleitet.
Zwanzig ſchreckliche Schlachten wurden geſchlagen:
Oft ſchien das Schickſal an Friedrichs Thron zu rütteln,
Und den Goldſiz zu werfen in den Staub.
Der Rauch von Friedrichs feſten Städten
Wirbelte mit dem Jammergeächz
Der Säuglinge, der Greiſe,
Der Schwangern und Kranken gen Himmel,
Daß Engel ihr Antlitz bargen und trau'rten.
Auch fielen der Helden Friedrichs viele,
Schwerin und Keith, und Kleiſt und Winterfeld,
Und im Entfliehen aus ihren Leibern
Kümmerten ſich noch die Geiſter der Tapfern
Um Friedrichs Heil.
Aber der Held ſtand mit der Rache gezücktem Schwerdt,
Staud im Geſchüzdonner, im Säbelgeklirr,
Achtete nicht des bäumenden Roſſes Hufſchlag.
Nicht des Hochverraths Drachenblick!
Nicht des zaubernden Bundesgenoſſen,
Nicht der Acht, die ihn
Des Fanatismus Höllenwuth preis gab.
Ja, ſo ſtand er ſieben Jahr im Feld des Todes,
Hehr und frei, und groß, wie ein Gott.
Es ſtaunten die Völker. — Der Helden Geiſter
Nickten ihm Beifall vom Wipfel der Eichen.
Ringsum wichen vor ihm die Schaaren der Haſſer —
Und ſo ſtand er in ſeiner Heldenhoheit
Allein da!!

Auf Hubertusburgs Zinne
Trat der Gerichtsengel und ſprach:
Es iſt genug!!

— Die Donner verſtummten.
Friedrich zog in ſeine Königsburg
Und lenkt' dem Triumph aus.
Groß und glücklich zu machen ſein Volk
War Friedrichs erhabner Gedanke. —
In des Landes Wunden träuft' er Balſam.
Paläſte ſtiegen aus Beandſtätten empor.
Dem Landmann gab er weiſen Unterricht.
Die Muſen ſonnten ſich wieder in Friedrichs Strahl.
Er ſelbſt war noch immer ihr Liebling.

„Liebt euer Vaterland!
„Sprecht euer Heldenſprache ſtark und rein!
„Schlürft aus der Kryſtallquelle,
„Deaus Griechenland und Latium geſchlürft!
„Macht durchs Geäſſe weicher Auslandsſitte
„Erzne Knochen nicht zu Marzipan!"
Sprach er zum Biedervolke ſeines Reichs.
Doch nie legt' er Europens Wagſchal'
Aus der Rechte. Der Gauen des Helden
Wurden ohne Schwerdtſchlag immer mehr.
Weit hinaus in jenes Labyrinth
Von der ſchlauſten Staatskunſt geflochten,
Sah ſeines hohen Auges Wetterſtrahl.
Merkbar war das Wehen ſeines Odems
In jeder großen That der Welt.
Ee wog im Verbognen die Rechte der Fürſten.
Auch hängt er furchtlos die Wagſchal' an's Schwerdt.
Da drängten ſich Teutoniens Fürſten
In Friedrichs Felſenburg, wo der Rieſe
Sann auf dem eiſernen Lager.
Sie boten ihm die Hand, und nannten ihn
Den Schüzer ihrer grauen Rechte, ſprachen:
„Sei unſer Führer, Friedrich Hermann!"
Er wollt's. Da ward der deutſche Bund.
Aber immer grauer wird deine Locke,
Einziger, nieausgeſungner Mann!
Dein Haupt nickt unter deiner Thaten Gebirglaſt.
Bald wirſt du liegen in deiner Väter Gruft,
Und der Unſterblichkeit Ruh' wird über dir ſäuſeln,
Baran ſind ſchon deiner Helden viele gegangen:
Deſſau, Schwerin und Winterfeld,
Und Keith, und Kleiſt, und Seidlitz, und Ziethen,
Harren deiner im Tempel der Größe.

Stark kämpfteſt du den Kampf des Lebens.
Stark wirſt du kämpfen den Kampf des Todes.
Deinen Herrſchergeiſt gab dir Gott,
Erhalten wird dir Gott
Dieſen Herrſchergeiſt.
Huldlächelnd wird Er deiner Seele ſagen:
„Du ſchwurſt im Drange der größten Gefahr,
„Als König zu denken, zu leben, zu ſterben!
„Und Wort haſt du gehalten. —

„Man bring' ihm die Krone,
„Die leuchtender strahlt,
„Als alle Kronen der Erde! —
„Denn Friedrichs, meines Lieblings Geist, —
„Ist's werth — ewig Kronen zu tragen."

Friedrich's Tod.

„Was dauft du die Halle, du Sohn der beflügelten Tage? Heute schaust du aus deinen Thürmen, noch wenige Jahre: — und der Hauch des Todes kömmt und heult durch deine verlassenen Höfe."

„Und laß ihn kommen, diesen Hauch. Mein Name wird tönen im Munde der Völker, meine Thaten werden wie Sterne hinter mir leuchten. Wenn du, o Sonne des Himmels, schwinden, wenn du zerstäuben wirst, mächtiges Licht, wenn dein Glanz für eine Weile nur ist, wir Fingal; so wird mein Ruhm deine Strahlen überleben."

Ossian.

Was schleierst du, Muse, den Blick?
Was will an der Wimper die bebende Thräne?
Was hauchst du aus bleichen, mattgeöffneten Lippen
Seufzer, dem Hauche des Sterbenden gleich? —
Was soll dieß stumme Deuten auf die Goldharf',
Die an meines Geklüft's Steinwand gelehnt,
Noch schüttert von Friedrich's Hymnos? —
„O sprich ihn nicht aus des Gefeiertesten Namen!
„Denn todt ist Er! Friedrich Brennus ist todt!".

So sprach die Muse, meiner Einöde Gespielin,
Schwankt und hielt sich an meines Geklüftes Steinwand.
Und wie der Sterbende aufzuckt,
Wenn ihn des Todes Nähe schreckt,
So begann sie von neuem:
„Hörst du Sterbgewimmer vom röthlichen Nord her?
„Hörst du der Völker staunenden Aufschrei
„In deines Walles Felsengurt sich spaltend:
„Todt! Friedrich Brennus! todt! —

„Da schau hinaus in die Nacht!
„Sieh, eine Riesengestalt
„Bäumt sich vom Thal auf:
„Den Scheitel im Mondstrahl, den Fuß im Nachtgrau.
„Der Engel Teutonia's ist's.
„Siehst du! Mit dem Wodansschilde
„Weist er gen Himmel. Er spricht.
„Wie fernes Wettergemurmel
„Tönt seine Rede:
„Dein Trotz, Tochter Teutonia,
„Friedrich, meiner Zöglinge Größter,
(Ich wiegt' ihn groß
In der eisernen Wiege der Gefahr.)
„Des Auslands Schreck, des Inlands Stolz,
„Friedrich Brennus ist todt!
„Ich sah ihn fallen vom Himmel
„Den köstlichen Abstrahl der Gottheit:
„Zu leuchten der Erde, der Maaßstab zu sein,
„An dem sich Fürsten, Helden, Weise
„Und Meister von jeglicher Kunst
„Messen und strecken. Zu gründen
„Borussia's Glück. Zu festigen
„Die Rechte meines Volks, und zu heften auf Sich
„Des Erdballs staunenden Blick.
„Sein Werk ist vollendet. Es flog
„Friedrich, der Gottheit köstlicher Abstrahl,
„In seine Heimath zurücke."

Der Mond ging blutig unter und die Erscheinung verschwand.
„Nimm da die Goldharf' und singe
„Friedrich's Todtengesang!"
So sprach die Muse zu mir,
Der in der Betäubung Todesfrost starrte.
Laß Friedrich's Barden singen.

„Sie schweigen.
„Wenn ein Cherubswetterwagen
„Ueber dem Walde hängt:
„Wenn dir getroffne älteste Wodanseiche
„Vom Donnerstrahl aufdampft:
„Dann bergen die Sänger des Hains
„Die gold'nen Schnäbel unter die Flügel.
„So stumm steht Gleim,
„Der silberlockigte Grenodenwerfer.
„An des Riesen gestreckter Leiche
„Schwankt Ramler mit gesunk'ner Tuba.
„Auch Karschin, Borussiens Bardale,
„Hüllt sich in Todtenschleier und schweigt.
„Vom Hauche der Wehmuth
„Trübt sich des Himmels blänliche Wölbung.
„Des Greisen keuchender Todtenruf,
„Des denarbten Kriegers Schädelschlag,
„Der Wittwen Geächz', des Waisen Geheul,
„Der Armen Geschluchz' übertäubte
„In Borussiens Gauen
„All' ihrer Sänger weinende Klage.
„Erst wenn der Sturm des Jammers ausgetobt;
„Dann singen Friedrich's Barden im Eichenhain
„Unter tröpfelnden Zweigen."

Reich mir indessen die Harfe,
O du, meines Gram's Gefährtin,
Daß ich beginne den Todtengesang.

Töne, töne dann mein banger Sterbgesang,
Der Winde Gewinsel im Todtenkranze,
Dem rauschenden, wilden Grase
Auf zerfall'nen Heldengräbern gleich, —
So töne du, mein banger Sterbgesang!,
An deine Sternenburg, Himmelerhobener,
Schlage mein Sterbgesang! —
Groß und belehrend war dein Leben,
Groß und belehrend dein Tod.
Mit Sternenschrift steht deiner Thaten Zahl
Im Buche der Zeit.
Staunend wird sie lesen der Enkel Urenkel
Und der Kunde kaum trauen.
Doch that sich der Erdengott selbst je genug?
Ha, dicht an der Wölbung der Königsgruft
Durchblitzt er sein Leben
Wie der strengsten Prüfung Aetherstrahl.
Maß jeden Schritt auf seiner
Mit Heldenschweiß betränkten Bahn.
Auch horchtest du, Einziger!
In den festlichen Stunden der innersten Geisteseröffnung
Der Gerichtswage Getön,
Und freutest dich der gold'nen Schale
Vom Wuchte deiner schönsten Thaten zuckend. —
Nicht der Krankheit Natternstiche,
Nicht des Alters drückende Last
Vermocht's, dir den Scepter entsinken zu machen.

Schon schmückte dein Antlitz
Der nahen Verklärung morgenröthlicher Schimmer;
Da sprachst du die feierlichen Worte —
Engel tranken sie auf:

„Heil mir! ich werde ewig thätig sein!
„Zu mächtig fühl' ich in mir
„Des göttlichen Funken
„Ungestümes allgewaltiges Wehen.
„Zwar werd' ich dort nicht König sein;
„Doch ewig thätig und ohne beugenden Undank."

Mit leisem Tritte naht sich der Tod.
Des Lebens Uhr, die mit dem Finger des Titus
Dem thatenstrebenden Manne
Nie eine verlorne Stunde wies,
Rasselte ab. — Ha, selbst die letzte Minute
War für den Geizer der Zeit unverloren:
Denn sie lehrte die Könige die Sterbekunst. —

Borussiens Genius
Neigte sich tief und küßte des Sterbenden Stirne;
„Du hast des Völkervaters Pflichten all' erfüllt.
„Sohn! Liebling! bald mein Bruder!
„Meiner lieben Preußen zweiter Schutzgeist."
So hauchte der Halbgott den Sterbenden an.
Friedrich hört's, — und im Entzücken,
Des Völkervaters Pflichten all' erfüllt zu haben,
Brach ihm das Herz. —
Des großen Todten Haupt
Sank sanft an Herzberg's Brust,
Der Erdenbürd' entlastet.
Vom liegenden Leichname,
Im Lächeln des guten Gewissens noch schimmernd,
Eilte sein Geist, der Gottesstrahl,

Schnell von des Todes Betäubung besonnen,
In's Reich der Ungeröß' empor.
Ihm boten der Menschen Größte,
De Gottheit getroffenste Nachbilder
Die lichte, Liebebebende Rechte.
Er aber bemerkte sie kaum, eilt' und sank
Am Throne des Allbeherrschers nieder.

„Vor einem Erdengott, aus Leim geknetet,
„Hab ich mich nie gebeugt. Dach dir — der Größe
„Ewiges, einziges Urbild,
„Küss' ich den Saum des Gewandes."
Sprach's. Der Allgroße lächelt ihm Gnade.
„Du dachtest nicht König — nur thätig zu sein? —
„Erst lohn' ich deine Demuth;
„Dann deinen Thatendurst.
„Sei ewig König und herrsche!
„Ich habe weite Räume
„Für Geister deines Gleichen."

Aus des Staunens Strudel erhob sich Friedrich,
Dankt' dem Geber der neuen Gnaden;
Bot dann erst seinen Brüdern,
Dem Ehren der Menschheit, die glühende Rechte.
Und seine Helden alle, die für Ihn
Einst fochten, bluteten, starben,
Folgten ihm in seiner neuen Herrschaft Bezirke.

Dieses sah die Muse. Doch ach! auf der Erde
Erhob sich an Friedrich's Leichnam Sterbegewinsel.
Ein grauer, benarbter Krieger sprach:
„Ah, da liegt er nun, der Sieger bei Motlwitz,
Der Donnrer in Czaslau's, Strigau's, und Soor's
Leichenbesäten Gefilden.

Wer hob
Habsburgs Riesen mit eiserner Faust
Hoch in die Luft, und schüttelt ihn zornig?
Wer zeigte bei Roßbach dem Gallier,
Daß deutscher Schwerdtschlag kräftiger sei,
Als seiner Red' und Sitte Gezier?
Wer düngte Zorndorfs Gefilde
Mit Moskowiens Erwürgten?
Wer scheuchte Wasa's entartete Enkel? —
Flohen nicht vor ihm getäuschter Völker Schaaren,
Wie Harnischenschwärme
Vor der prasselnden Flamme? —
Wer spottete des Krieges Ungemach, wie Er?
Oft bot ich ihm an meines Schwerdtes Spitze
Mit Talg beträuftes Brod. Oft löscht er neben mir
Den Durst aus dem Bach am Wege.
Wärmte sich mit mir am krachenden Feuer des Dornstrauchs.
Schlief im bereiften Gras und achtete nicht
Des Nordsturms Hauch, und des strömenden Regen Durchnässung.
Und ach! da liegt Er nun, der Thäter dieser Thaten!" —
So spricht der heulende Krieger und weht
Sein Schwerdt am Sarge des Helden.

Des Genius Vertrauter spricht:
Weit hinauf maß Er an der Geister Urmaaß.
Fest und stark war seine Seele.
Keines Geschöpfes Gewalt,
Gott allein hätt's nur vermocht
Ihn aus seiner Entschlüsse Felsenburg
Herauszudonnern. — Der geschaffne Gedanke
Sprang in voller Rüstung aus Friedrich's Hirn
Und ward zur That. — Auch lüpft er oft
Der Schönheit Silberschleier,
Und sah ihr olympisches Lächeln.
Nie riß sich in Ihm Ein Vermögen der Seele
Von den andern los, zur Mißgestalt
Seinen Genius aufzubunsen.
Seines Geistes Kräfte klangen zusammen
Wie harmonisches Silbergeläute.
Darum weinen die Schätzer der Geister um Ihn;
Denn ihr Maaß, ihr Festgefühl war Er!

Sieh, eine weinende Schaar von Armen, Wittwen und Waisen,
Naht sich dem heiligen Leichnam,
Rauft sich das Haupthaar und schluchzt:
War er Zepterträger allein? Völkerzähmer allein?
Weinen wir nur den Großgeist in Ihm? —
Nein, seliger Schatten, wir weinen in dir
Den Vater! — das Nachbild des Vaters im Himmel.
Wenn gleich beweglichen Feuergediegen

Die Gefahr unsern Gränzen sich nahte;
So warfst du dich an deiner Krieger Spitze,
Achtetest nicht der glühenden Lava,
Und lenktest ab den feurigen Strom.

Fürchterlich streckte der Hunger sein tönend Gerippe
Ueber Deutschlands Provinzen,
Griff mit der Rechten nach Wurzeln, mit der Linken nach Aesern.
Da welkte mit Gras im Munde der Greis.
Da starb vom Kalkmehle der Jüngling.
Da sog der Säugling Blut.

Nur Vater Friedrich goß aus dem Füllhorne
Des Halmes Stärkung auf die Müden;
Und in Sandfurchen sprudelte Milch.
Des Brandes Grimm verzehrte Hütten;
Er schuf zu Palästen sie um.
Gegen himmelstürzender Wasser tobende Fluth
War Friedrichs räthliche Weisheit — ein Damm.

So rang er selbst der Natur
In ihren Gerichten den Sieg ab.
O weinet um Ihn!
Den Vater! den Retter des Volks!
O weinet um Ihn!! —

Doch sind's Friedrich's Kinder allein
Die um den Göttlichen trauern? —

Nein! Europa klagt! Es stutzt die Welt!
Seine Feinde selbst umfloren den Arm,
Der gegen den nordischen Löwen sich hob.

Ich aber schwinge mich auf Flügeln
Der Phantasie in deine Todtenhalle,
Und mit gesunknen Armen streck' ich mich,
Du Hochgeseiʼrter, über deinen Eichensarg,
Lautweinend, daß mich dein Stab nicht weidete.
Du Gottesflamme! Ganzer! Einsamer!
Dem des feurigsten Hymnos kühnste Flamme
Die Hüfte nur leckt, nicht das Antlitz verklärt.

O laß mich weinen!
An deinem Eichensarge laß mich weinen!
Friedrich, wär' ich bei dir!!
Du bist, wo die Fessel nicht rasselt;
Wo unter der Gewaltthat Fußtritt
Der Boden nicht dröhnt. O wär' ich bei dir! —

Dich aber, Borussiens glückliches Volk,
Segnet die Rechte des trauernden Barden.
Sei stolz! Dein war Fehrbellins Sieger,
Deiner Herrlichkeit Gründer!

Dein Friedrich Wilhelm, deutscher Kriegskunst
Mächtiger Schaffer.
Dein Friedrich! der Unerreichte!! —
Am Tage des Völkergerichts
Ragt hoch über die Völker
Geemania empor.
Und unter Germaniens Töchtern hoch —
Borussia!

An die Freiheit.

O Freiheit, Freiheit! Gottes Schooß entstiegen,
Du aller Wesen seligstes Vergnügen,
An tausendfachen Wonnen reich,
Machst du die Menschen Göttern gleich.

Wo sind' ich dich, wo hast du deine Halle?
Damit auch ich anbetend niederfalle;
Dann ewig glücklich — ewig frei
Ein Priester deines Tempels sei.

Einst walltest du so gern in Deutschlands Hainen,
Und ließest dich vom Mondenlicht bescheinen.
Und unter Wodanseichen war
Dein unentweihtester Altar.

Es sonnte Hermann sich in deinem Glanze,
An deine Eiche lehnt er seine Lanze,
Und ach, mit mütterlicher Lust
Nahmst du den Deutschen an die Brust.

Bald aber ſcheuchten Fürſten deinen Frieden
Und Pfaffen, die ſo gerne Feſſeln ſchmieden;
Da wandteſt du dein Angeſicht —
Wo Feſſeln raſſeln — biſt du nicht.

Dann flogſt du zu den Schweizern, zu den Britten;
Warſt ſeltner in Palläſten als in Hütten;
Auch bauteſt du ein leichtes Zelt
Dir in Kolumbus neuer Welt.

Und endlich, allen Völkern zum Erſtaunen,
Als hätt' auch eine Göttin ihre Launen,
Haſt du dein Angeſicht — verklärt,
Zu frohen Galliern gekehrt.

Deutſcher Freiheitsgeiſt.

Der Teufel hol', ſprach Metzger Pfund,
Den ganzen Rath! — Er ſprach's mit tobendem Gebrülle.
Doch plötzlich kam — des Bürgermeiſters Hund:
Der Prahler Pfund ſtand auf — beugt ſich — war mäuschenſtille.

Liſel's Brautlied.

Mädels, ſagt es laut:
Liſel iſt 'ne Braut.
Michel thut mich heuren,
Haus und Hof und Scheuren
Sind für mich gebaut;
Ich bin eine Braut!

Michel, der iſt mein!
O wie wird mir ſein,
Wenn am Dienſtag frühe
In die Kirch' ich ziehe?
Und wenn Alles ſchaut
Auf die Jungfer Braut.

Wenn die G'meinde ſingt,
Und die Orgel klingt:
Wenn mein Ja ich ſage
Zu des Pfarrers Frage,
Und mir ſchauert die Haut:
Ich bin eine Braut.

Mit dem Hochzeitkranz
Eil' ich dann zum Tanz.
Hackbrett, Geigen, Pfeifen
Muntern auf zum Schleifen,
Bis der Morgen grant —
Hoh! ich bin 'ne Braut!

Roth wird mein Geſicht,
Wenn er mit mir ſpricht.
Wenn er mir am Mieder
Krappelt hin und wieder;
Schlägt mein Herz ſo laut:
Ich bin halt 'ne Braut.

Wenn's doch Dienſtag wär!
'S Herzchen wird ſo ſchwer.
Schweſtern! iſt's ein Wunder,
Wenn die Backen 'runtter
Mir ein Zährlein thaut? —
Bin ich doch 'ne Braut!

Der Bauer im Winter.

Ich leb' das ganze Jahr vergnügt,
Im Frühling wird das Feld gepflügt;
Da hängt die Lerche über mir,
Und ſingt ihr krauſes Lied mir für.

Und kommt die liebe Sommerszeit,
Wie hoch wird da mein Herz erfreut,
Wenn ich vor meinem Acker ſteh'
Und ſo viel tauſend Aehren ſeh'?

Alsbald die Sicheln bengle ich,
Der Grille Lied ergötzet mich;
Dann fahr' ich in das Feld hinaus,
Schneid' meine Frucht und führ's nach Haus.

Im Herbſt ſeh' ich die Bäume an,
Schau Aepfel, Birn und Zwetſchen dran;
Und ſind ſie reif ſo ſchüttl' ich ſie.
So lohnet Gott des Bauern Müh'.

Jetzt iſt die kalte Winterszeit,
Mein Schindeldach iſt überſchneit,
Das ganze Feld iſt kreideweiß;
Mein Weiher iſt bedeckt mit Eis.

Ich aber bleib' bei hellem Muth,
Mein Pfeifle Tobak ſchmeckt mir gut.
Von mir wird mancher Span geſchnitzt,
Wenn's Weible bei der Knukel ſitzt.

Die Kinder hüpfen um mich 'rum,
Und ſingen heiſa bubeldum!
Mein' Urſchel und mein kleiner Hans,
Die drehen ſich im Schleifertanz.

Und kommt der liebe Sonntag 'ran,
Zieh' ich mein Scharlachwammes an;
Geh' in die Kirch' in guter Ruh,
Und hör' des Pfarrers Predigt zu.

Und komm' ich heim, ſo wird verzehrt,
Was mir der liebe Gott beſcheert:
Und nach dem Eſſen leſ' ich dann
Im Krankentroſt und Habermann.

Und bricht die Abendzeit herein,
So trink' ich halt mein Schöpple Wein;
Da lieſt der Herr Schulmeiſter mir
Was Neues in der Zeitung für.

Dann geh' ich heim im Köpfle warm
Und nehm' mein liebes Weib in Arm;
Leg' mich in's Bett und ſchlaf' froh ein. —
Kann wohl der Menſch vergnügter ſein?

Deutſcher Spruch.

Wenn Deutſchland ſeine Würde fühlt,
Nicht mehr mit Auslands Puppen ſpielt;
Die alte deutſche Sitt' und Art
In Wort und Wandel treu bewahrt,
Den Chriſtenglauben nie verletzt,
Und Wahrheit über Alles ſchätzt.
Nicht Irrwiſchlicht Aufklärung nennt,
Weil es die Leuchte Gottes kennt.
Wenn Mannkraft, wie zu Hermanns Zeit,
Den Enkel ſtählt mit Tapferkeit;
Wenn Deutſchland all' dies thut und hält,
So wird's das erſte Land der Welt.

Mein letztes Wort an Regina.

Siegerin, verſenkt in tiefes Trauren,
Ohne Kraft, die Thränen auszuſchauren,
Weih' ich dir dies bange Abſchiedslied.
Abgeſpannt ſind alle meine Saiten.
Sieh, wie mir die Hände niedergleiten —
Ach, vom langen Ringen ſind ſie müd'.

Schwermuth, die auf meinem Herzen brütet,
Abſchiedsqual, die feurig in mir wüthet,
Macht mein Lied zum hohlen Sterbgeſang.
In gebrochnen, ſeufzenden Akkorden,
Mit erſtickten, halbgeſagten Worten
Sing' ich dir des Herzens vollen Drang.

Alles iſt um mich in Flor gekleidet,
In dem Schleier einer Wittwe ſchreitet
Vor mir her die ſeufzende Natur —
Alles, Alles ſchwimmt um mich in Thränen!
Nirgends find' ich Widerſtrahl des Schönen,
Gräber, furchtbar gähnend ſeh' ich nur.

Denn du gehſt — des Abſchieds Todesſtunde
Schlizt mir — ach! die halbgeheilte Wunde
Mit der Hand von Eiſen wieder auf.
Einſam, ohne dich, o Seraſine!
Wein' ich mit von Gram durchfurchter Miene
Aus dem Kerkerſtaub zu Gott hinauf.

O du Schmuck vom weiblichen Geſchlechte!
Komm, ergreif mir die geſunkne Rechte,
Daß ich dir die Hände drücken kann.
Ach nur einmal mit dem Aug' voll Liebe,
Mit dem Blick von ſanfter Wehmuth trübe,
Sieh mich einmal noch — Erwählte, an.

Eile dann hinunter von dem Walle,
Ach! — begleitet von dem dumpfen Schalle
Meiner Seufzer eile dann hinab.
Gottes Engel, der die Unſchuld hütet,
Und den Feinden um dich her gebietet,
Leite dich mit ſeinem goldnen Stab.

Wenn du wühlſt im ſtrahlenden Gewebe
Deiner Saiten, Zaubrerin, ſo ſchwebe
Geiſtig meine Angſtgeſtalt um dich.
Denk': „Dort droben leidet der Betrübte,
Der mit Feuerungeſtüm mich liebte,
Und nun klagt und jammert er um mich.“

Falte dann für mich die frommen Hände,
Daß Gott meinen langen Jammer ende,
Mit der Freiheit! — oder mit dem Tod! —
Ach, dein Mitleid wird dir Jova lohnen,
Der ſchon oft die ſchönſte ſeiner Kronen
Einer Seele, wie die deine, bot.

Sterb' ich, ſo beſuche meinen Hügel,
Wo mein Leib, bedeckt vom Mutterflügel
Unſrer lieben Erd', im Grabe ruht.
Deine Seele denke dann: Hier unten
Hat der Arme einmal Ruh gefunden
Vor dem Weltheß und Tyrannenwuth.

Ach dann wird ſein Schatten um dich ſchweben,
Und wenn Thränen dir herunterbeben,
Wird er kühlen dir dein Angeſicht.
Der Geliebte, der dir ſtumm zur Seite,
Gab zu meinem Grabe das Geleite,
Liebt dich ſtärker dann — und eifert nicht.

Danken will ich dir in Gottes Garten,
Wo die Edeln auf einander warten,
Für die Freundſchaft, die du mir geweiht.
Jede Ruh', die du in mich gegoſſen,
Alle Thränen, die dem Mitleid floſſen,
Lohnt dir dann die Luſt der Ewigkeit.

Einer Urne.

Der Deutſchen großer Cäſar
Joſeph der Zweite
Ruht hier;
Doch ſeine Hülle nur,
Sein raſtloſer Geiſt
Flog wie Aetherſtrahl durch die weiten
Räume des Himmels.
Die vollendeten guten Herrſcherſeelen
Nickten ihm Beifall:
„Da wardſt auf dem Throne kein Weichling.
Stürme rüttelten dich ſtark,
Standeſt im Felde der Schlacht dem Donner des Brennus
Und der Ottomanen Felſenſtürzendem Angriff.
Des Römlings Trotz haſt du gedengt.
Verſcheucht die Heuſchrecken Schwärme
Betender Wünſche,
Haſt Germania's Sitt' und Sprache geliebt.
Deiner Entwürfe ſcheiterten viele;
Denn ein Menſch warſt du
Konnteſt nicht ſprechen wie Gott:
Sei Liche — und Licht wird;
Doch manche von dir geſäte Eichel
Wird berſten, keimen, aufſtreben,
Von deinem Sternenſiz wirſt du
Mit des Pflanzers Wonnen erfüllt,
Niederblicken auf der Eiche Wipfel.“
So ſprach Rudolph der Habsburger Ahnherr,
Und Thereſia kam, umarmte den Sohn;
Aber Eliſe zitterte ihm entgegen,
Nahm ihn bei der Strahlenrechte,
Ging vorwärts und rief durch die Himmel:
Da iſt Er!
Der große Dulder auf dem Throne
Der lauter predigte als Salomo
Daß Alles eitel ſei;
Mein Joſeph — da iſt Er!
Ihr Geiſter vollendeter Gerechten
Nehmt ihn auf!

Marſchlied.

Hell auf Kameraden! der kriegriſche Ton
Der Trommel und Pfeife ermuntert uns ſchon.
Friſch, ſchnallt den Torniſter den Rücken herum,
Und ſchickt euch zum Marſche — nur ſeht euch nicht um.

Denn Abſchied von Freunden und Mädchen fällt ſchwer,
Und Weinen ziemt braven Soldaten nicht ſehr,
Sie folgen gehorſam des Führers Gebot,
Und rüſten ſich freudig zum Abſchied und Tod.

Scheint nicht auch die Sonn' und der Mond auf dem Kap,
Und leuchten die Sterne nicht dorten herab!
Und wehen nicht Winde im blühenden Hain?
Giebt's darten nicht Wildpret, nicht Fiſche und Wein?

Auch ſagt man, es gebe von roſiger Laun'
Dort Mädels hübſch ſchwärzlich, hübſch weißlich und braun:
Und haben Soldaten Gold, Mädchen und Wein,
So können die Fürſten nicht glücklicher ſein.

Drum munter Soldaten, der Marſch iſt zwar weit,
Doch frohe Geſänge verkürzen die Zeit;
Und wenn uns das Waſſer des Meeres umfleußt,
So giebt Gott Geſundheit, und fröhlichen Geiſt.

Ha, wenn wir die Spize von Afrika ſehn,
Und Winde vom Ufer im Federbuſch wehn;
Dann jauchzen wir alle im Wonnegefühl:
Hell auf Kameraden! nun ſind wir am Ziel!

Wir leben drauf ſelig und handeln nach Pflicht,
Und achten Hyänen, die Wilden ſelbſt nicht.
So wird auf dem Waſſer, ſo wird auf dem Land
Der Name des braven Soldaten bekannt.

Friedrich Theodor von Schubert,

am 30. October 1758 zu Helmſtädt geboren, ſtudirte von 1776—1779 zu Göttingen Theologie. Nachdem er mehrere Jahre als Hauslehrer hier und dort verlebt und inzwiſchen ſeiner frühen Neigung folgend, ſich bedeutende aſtronomiſche Kenntniſſe erworben hatte, wurde er 1783 in Reval als Reviſor, 1785 als Geograph der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Petersburg angeſtellt; 1786 trat er als Adjunct der mathematiſchen Klaſſe, 1789 als wirkliches Mitglied in die Akademie. 1799 ward er zum Aufſeher der Bibliothek und des Medaillencabinets, 1804 zum erſten Aſtronomen der Sternwarte ernannt. Mit der ruſſiſchen Geſandſchaft, die 1805 beſonders für wiſſenſchaftlichr Zwecke nach China reiſte, gelangte er über Moskau, Kaſan, Tobolsk bis Kiächta. Im Jahr 1813 wurde er Mitglied des Admiralitäts-Departements und 1816 wirklicher Etatsrath.

Er ſtarb als ruſſiſch kaiſerl. Staatsrath und Ritter des Wladimir- und St. Annenordens am 22. October 1825.

Theoretiſche Aſtronomie. Petersburg, 1798. 3 Thle.
Populäre Aſtronomie. Petersburg, 1804—1812. 3 Thle. (Zuſätze von Georg, Graf v. Buquoi, Leipzig, 1812.)
Vermiſchte Schriften. Tübingen, 1823. 2 Bde.

S. verſtand es, die ſtrenge Wiſſenſchaft, der er ſein Leben geweiht, mit ſolchem Geiſte zu durchdringen, daß er ſie allgemein zugänglich zu machen wußte. Seine populäre Aſtronomie bleibt trotz ſo manchem Vortrefflichen, das die neueſte Zeit uns bot, eine der trefflichſten Leiſtungen in dieſem Fache.

Gotthilf Heinrich von Schubert,

am 26. April 1780 zu Hohenſtein, einem ſchönburgiſchen Städtchen des Königreichs Sachſen geboren, Sohn eines Pfarrers, ward in Greiz und Weimar, am letzteren Orte unter Herders herzlicher Liebe, erzogen. Seit 1800 ſtudirte er in Leipzig Theologie, doch ſchon nach einem Jahre wandte er ſich Jena und dem Studium der Medicin zu. In Altenburg Arzt und ausgedehnter ſegensreicher Wirkſamkeit unentgeltlich ſich erfreuend, begann er als Schriftſteller Theilnahme zu erregen. Nach zwei Jahren zog ihn das Intereſſe ſür den Bergbau nach Freiberg, 1807 Kunſt und Literatur nach Dresden, wo er naturphiloſophiſche Vorleſungen hielt. Von 1809—1816 wirkte er als Director des neuerrichteten Realinſtituts in Nürnberg. In dem letztgenannten Jahre ging er als Prinzenerzieher an den Hof des Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin; eine Fügung, die mehr verhieß, als hielt. Nach drei Jahren mußte er des ihm nachtheiligen Clima's wegen dieſe ſchöne Stellung aufgeben; kehrte nach Baiern zurück und ward erſt zu Erlangen, dann zu München ordentlicher Profeſſor der Naturgeſchichte und königl. baier. Bergrath. Dort lebt er noch jetzt in höchſt gemüthlichem Familienkreiſe. In den letzten Jahren hat er auch den Orient beſucht, aus Sehnſucht, das gelobte Land zu ſehen. Seine bedeutendſten Schriften ſind:

Die Kirche und die Götter, Roman. Penig, 1802. 2 Thle.
Ahnungen einer allgemeinen Geſchichte des Lebens. Leipzig, 1806—20. 3 Thle.
Neue Unterſuchungen über die Verhältniſſe der Größe und Excentricitäten der Weltkörper. Dresden, 1808.
Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft. Dresden, 1803; 3. Aufl. 1827.
Symbolik des Traumes. Lemberg, 1814. 1821.
Altes und Neues aus dem Gebiet der inneren Seelenkunde. Leipzig, 1816.
Handbuch der Naturgeſchichte (mit G. A. Goldfuß und D. G. Rees von Eſenbeck). Nürnberg, 1816—22. 5 Bde.
Die Urwelt und die Fixſterne. Dresden, 1822.
Lehrbuch der Naturgeſchichte. Dresden, 1823. 1826; 12. Aufl. 1840.
Wanderbüchlein. Dresden, 1823.
Reiſe durch das ſüdliche Frankreich und Italien. Erlangen, 1827.
Penrdach und Regiomontanus. Dresden, 1828.
Die Geſchichte der Seele. Stuttgart, 1830. 1833.
Züge aus dem Leben des Pfarrers Johann Friedr. Oberlin. München, 1832. 4. Aufl.
Reiſe in das Morgenland in den Jahren 1836 bis 1837. Erlangen, 1838 ff. 2 Bde.
Erzählungen. Erlangen, 1840. 41. 2 Bde.
Einzelne Abhandlungen u. ſ. w.

Der eben ſo fromme und liebenswürdige S. (urtheilt Menzel treffend über ihn, in ſeiner deutſchen Literatur Bd. I. S. 313. 2. Aufl.) iſt ungefähr zu demſelben Reſultate gelangt (wie Eſchenmayer). Als ſelbſtſtändiger Forſcher wie Oken die Natur ordnend, hat er auf eigenthümliche Weiſe und im Gegenſatze gegen Oken nicht nur ein ewiges Aufſteigen der niederen Geſchöpfe zu höheren, ſondern auch einen Rückfall von den höheren in die niederen angenommen und überhaupt hat er die Natur gerade da, wo ſie ihre Geheimniſſe verbirgt, oder wo ſie krankhaft und widrig erſcheint, und nicht gerne aufgeführt wird, mit frommem Fleiß belauſcht, um ſelbſt aus der Verweſung die lichte Blume einer ſchönen Lehre hervorſcheinen zu laſſen. Dieſe Neigung mußte ihn aber zuletzt zum Magnetismus und zu den Offenbarungen deſſelben hinführen, und ſeine letzten philoſophiſchen Lehren von Gott und dem All beruhen weſentlich auf der bekannten Scheidung von Geiſt, Seele, Leib, die den Hellſeherinnen gemein iſt. Nur bemüht er ſich, dieſe Lehre mehr aus der Naturerfahrung zu beſtätigen, während ſie Eſchenmayer mehr ſpeculativ erläutert. —

Fügen wir noch hinzu, daß das tiefſte Wiſſen und die reinſte Frömmigkeit und Liebe alle Schriften S's auf das Innigſte durchdringen, und daß er nie verfehlt, unſere Neigung zu gewinnen, während er unſern Geiſt lebhaft beſchäftigt und anregt, ſelbſt da, wo wir ganz andere Anſichten hegen, als er entwickelt. —

Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuſer*).

Conrad Balding war der Sohn eines frommen Predigers, in einer kleinen Stadt in Heſſen. Er hatte ſehr frühe Vater und Mutter verloren; ein Onkel nahm den armen Waiſen in ſein Haus und ſeine Pflege. Der Knabe zeigte viele Anlage, ſeine Lehrer ermunterten ihn zum Studium; der Onkel, ſo unvermögend er ſelber war, ſtimmte im Vertrauen auf Gottes Durchhilfe, in den Wunſch der Lehrer ein, und ſo trat Conrad, mit dem lebendigſten Eifer, den Weg der wiſſenſchaftlichen Bildung an, welcher ganz ſeinem Verlangen entſprach. Die gewöhnlichen Schulſtudien waren vollendet; Conrad konnte mit Ehren zur Univerſität entlaſſen werden. Auch hier wurde der beſcheidene, fleißige Jüngling bald einem wohlwollenden Lehrer bekannt, der ihm ſein Durchkommen auf's Möglichſte erleichterte. Aber eben dieſer freundliche Mann erhielt einen Ruf an eine andre Univerſität und folgte demſelben; Conrad ſtand wieder allein mit ſeinen kaum zur täglichen Nothdurft ausreichenden Mitteln.

Und ſelbſt dieſe armen Mittel ſollten ihm jetzt genommen werden. Der Onkel, welcher ſich und die Seinen durch einen kleinen Handel redlich, aber zugleich mühſam ernährt hatte, ſtarb plötzlich; ſein ſehr geringer Nachlaß gehörte den unmündigen Kindern; für den armen Conrad war nichts geblieben, als etliche Goldſtücke und alte Silbermünzen, welche der Onkel bei ſeinen Lebzeiten an Weihnachten und am Geburtstage ſeinem Neffen geſchenkt, und ſorgfältig, mit Hinzuſchreibung von Conrads, des Eigenthümers Namen, auf das Papier, worinnen die Münzen eingewickelt waren, für dieſen aufgehoben hatte. Dieſe ganze Erbſchaft betrug an Werth nicht ganz 42 fl.; dies war Alles, was dem Jüngling zur Vollendung ſeiner Studien geblieben war. Die Thränen aber, die er am Sarge ſeines guten Oheims weinte, waren nicht Thränen der Sorge, ſondern der dankbaren Liebe und kindlichen Treue gegen den theuren, väterlichen Freund. Er war ſogar Willens, jene kleine Sparkaſſe den Kindern ſeines Onkels dazulaſſen; der Vormund derſelben aber rieth ihm, es ſolle das Geld als eine Anleihe behalten, und wenn Gott ihm, woran ja kein Zweifel ſei, einſt ein Amt beſchere, das ihm ſein Brod gäbe, dann könne er die kleine Summe, wenn er wolle, mit erklecklichen Zinſen an die Hinterbliebenen ſeines Pflegevaters zurückzahlen.

Conrad kehrte an die Univerſität zurück. Er verdoppelte ſeinen Fleiß, während er zugleich ſeine ſchon vorhin ſehr mäßigen Ausgaben auf die Hälfte herunterſetzte; denn er bedachte, daß die kleine, ihm von ſeinem ſorgſamen Oheim erſparte

*) Aus G. H. v. Schuberts Erzählungen. 2. Bde. Erlangen, 1841.

Summe, noch das Einzige sei, das ihn zur Fortsetzung seines Studirens geblirden war. Der Herbst war schon weit vorgerückt; der Winter meldete sich an mit einzelnrm Schneegrstöber; der arme Conrad wagte es nicht von seinem wenigen Gride sich Holz zu kaufen, wrlches in jener Uninersitätsstadt in ziemlich hohem Preise steht: da erbarmte sich sriner sein Wirth, ein wackerer, alter Handwerksmann, den sein Geschäft, als Schmied, fast den ganzen Tag außer dem Zimmer in der Werkstätte anshielt, indem er ihn einlud, in seiner wohldurchhrizten Stubr so niel zu lesen und zu schreiben, als er wolle.

Das Winterhalbjahr ging jetzt zu Ende, in welchem unser Conrad viel gearbeitet und wenig gegessrn hatte, dena srine tägliche Nahenng, seit des Onkels Tobr, war, außer am Sonntage, wo rr gewöhnlich von seinrm Hauswirth zum Mittagsrssen eingrladen wurde, fast nichts anbrrs gewesen als Kartoffeln, Brod und Obst. Bei all' seiner Sparsamkeit sahe er srin ererbtes Grld fast schon zur Hälfte aufgegangen; sollte er jetzt einige Kleidungsstücke, vornämlich Stiefeln sich kaufen, derrn er nöthig bedurfte, so blieb ihm kaum noch für die nachsten Monate das Unentbehrlichste übrig. Und seine Universitätsstudien waren noch lange nicht beendigt, er hatte noch volle anderthalb Jahre Vorlesungen zu hören. Dennoch bezirlt er guten Mnth, denn er hatte frühe gelernt auf Gott vertrauen.

In dem kleinen Städtlein, wo er geboren war, lebte noch sein Pathe, der Lehrer an der Schule des Ortes; rin Mann, den Gote reichlich mit Kindern gesegnet, mit andern äußren Glücksgütern aber nur wenig versehen hatte. Von diesrm war Conrad schon mehrmalen, durch einen Handelsmann, der die Jahrmärkte der Universitätsstadt bezog, eingeladrn worden: er sollr ihn doch einmal während der Ferien besuchen. Der Jüngling, dem jede Aenßerung voa Lirbe gegen ihn, den Verlassenen, so wohl thal, beschloß jetzt der Einladung zu folgen. Ein wenig Wäsche und rin gutes Buch auf den Weg, das war Alles, was er zu tragen hatte; schon am nächstrn Tagr gegen Abend traf er bei seinem alten Pathen ein, der ihn mit herzlich väterlicher Liebe bei sich aufnahm.

„Warum," sa fragte der alte Frrund seines väterlichen Hauses eines Tages Conrad, „warum entschließen Sie sich nicht zu einer Reise nach Halland? Sie wissrn, daß Ihr Grosvater, obgleich er auch oon Geburt ein Hesse war, in Amsterdam gewohnt hat, und ich weiß es aus Ihres srligen Vaters Munde, daß dort noch sehr wohlhabenbr Verwandte von Ihnrn leben. Was wäre es für einen von diesen, Ihnen das Wenige zu geben, das Sir zur Vollendung Ihrer Studien noch brauchen? Uebrigens wüßlr ich auch eine Gelegenheit, bnech welchr Sie in diesen Tagen mit wenig Kosten, ja nielleicht ganz umsonst, auf einem Rheinschiffe bis aach Rotterdam fahren könnten. Denn es geht ein Fahrzeug, mit Korn beladen, dahin ab, dessen Schiffer mir wohl bekannt ist."

Der Jüngling zögerte nicht lange auf diesen Varschlag einzugehen. Sein Pathe, der Schullehrer, fuhr ihn selber auf rinem kleinen Bauernwagen bis an den Rhein, sprach dort mit dem Schiffer, versorgte den jungen Reisrndrn mit einigen Lebensmitteln, mit einem alten Mantel und selbst mit etwas Geld und wünschte ihm mit herzlichem Händedruck Glück und Segen zu seiner Reise.

Das schwer beladene Kornschiff machte freilich keine großen Tagreisen, doch ließen das schöne Frühlingswetter und der Anblick des lieblichen Rheinthales uaserm Conrad die Zeit reicht laage werden, welche bieser auch noch überdies zum Lesrn uab zum Schreiben auf dem laagsam dahia gleitenden Fahrzeuge gut benutzte. Endlich war Rotterdam erreicht, der Jüngling vrabschiedete sich von dem Schisser, welcher für dir Fahet und das Schlafen in der Kajäte durchaus krine Bezahlung annahm und zu diesen Wohlthaten auch die noch hinzufügte, daß er ihm einen Platz in rinem wohlseilen Fahrzeugr aushandelte, welches schon am nächsten Tage nach Amsterdam fuhr.

Da war nun Conrad auf einmal in der großrn, fremden Stade, wa Jeder mit sich selber und seinen Geschäften so viel zu thun hat, daß Keiner aaf den armen Fremdling zu achten vermag. Einen alten Bürgersmann, der mit ihm von Rotterdam hergefahren war, und der Deutsch verstaad, hattr er nach einem anständigen and nicht zu theuren Wirthshaus gefragt. Der Bürger wies ihm, beim grmeinschaftlichen Hindurchgehen durch eine der nächsten Straßen, rin Gasthaus an, das zwar nicht zu den vornehmsten der Stadt, doch auch nicht zu den geriageren gehörte. Hier setzte sich der Jüngling in eine Ecke des Zimmers, ohne daß Anfangs Jemand auf ihn merkte. Endlich, als er eia Nachtessen begehrte, brachte man ihm viel mehr, als er gewüascht hatte uab beburfte; das Nachtlager, das man ihm anwies, war so reinlich und so bequem, wie er seit langer Zeit keines gehabt hatte; der Jüngling schlief hinter seinen, ihm ungewohnten Bettvorhängen bis tief in den lichten Morgen hinein. Er war sehr beschämt, da er merkte wir spät es sei; zu der Beschämnng kam aber bald auch noch der Schrecken, als rr im Wirthshaus nach seiner Rechnung fragte und eine solche vernahm, durch welche der Rest seines Reisegrldes, welches ohnehin auf der langwierigen Rheinfahet durch das, was der Lebensunterhalt ihm kostete, sehr abgenommen hatte, fast ganz verzehrt wurde. In tiefen Gedanken ergriff er sein kleines Reisebündel und den Wanderstab.

Schon in Rotterdam, als noch der gutwilligr Schiffer sein Rathgeber und Führer war, hatte er sich nach den noch in Amsterdam lebenden Verwandten seiner seligen Mutter erkundigt und erfahren, daß srin mütterlicher Oheim, ein älterer Stiefbruder seiner Mutter, zwar längst gestorben, daß aber sein Sohn am Leben und ein sehr vermöglicher Kaufmann sei, welcher noch überdies eine brutsche Gemahlin und fast lauter deutsche Comtoirdiener habe. Auch die Wohnung seines Verwaadten hatte rr sich genau bestimmen lassrn. Er fragte jetzt einen müssig an der Straße stehenden Mann nach den ihm bezeichneten Hause; dieser führte ihn durch mehrere kleine, dann aber durch eine sehr lange Straße zu dem angegebenen Orte hin, verlangte aber, zum neuen Schrecken drs armen Conrad, für die Mühe des Wegzeigrns, rinen halben Gulden, und ließ sich auch schlechterdings nicht mit weniger abfinden.

Schüchtern trat der Jüngling in das große, rriche Haus seines Verwandten ein. Du kommst ja hier nicht nur zu nahrn Vettern, sondern überdies zu deutschen Landsleutrn, so sprach er sich selber Muth zu und fragte aach dem Herrn des Hausrs. Maa wies ihn in das Comtoir. Nachdem er hier unbeachtet einige Zeit aa der Thürr still gestanden hatte, fragte man rndlich nach seinem Begehren. Er ließ sich nun zu dem Herrn der Handlung hinführen, nannte diesem seinen Namen, und erzählte mit wenig Worten das Schicksal seiaer Familie. Der reiche Vetter betrachtete den Jüngling vom Kopf bis zum Fuß, schrieb dann wieder ruhig fort und fragte endlich ganz kalt: „Nun? und was ist denn Euer Begehren?" — Der Jüngling errötbete und Thränen traten ihm in dir Augen; er konnte nicht glrich Worte finden. Da sprach einer der jüagrrn Herrn, ein Schwager des reichen Vetters, von deutschen Bettlern und Betteleien, griff nach eiaigen kleinen Silberstücken und wollte sie dem Conrad reichen, bieser aber, tief bewegt, verbeugte sich und rilte zum Zimmer hinaus, während dir briden Geschäftsleute ganz kalt wieder aa ihren Büchern fortschrieben.

Als er wieder allein war, ließ er seinen Thränen freien Lauf. Es war Mitaag schon vorüber, und rr wußte nicht, wir er mit dem wenigen, ihm noch übrigen Grlde heute sich sättigen, noch mrhr aber, wie er damit ein Nachtlager, ja zuletzt die Rückreise nach Deutschland bestreiten solle? Der unerfahrene Jüngling kommt endlich auf den Gedanken, er wolle nur schnell hinauseilen aus der theuern Stadt und irgendwo, in einem der benachdarten Dörfer, ein wohlfeileres Nachtlager suchen. In dem unübersehlichen Gewirre der Gassen, Kanäle und Häuser der Stadt, wie der Vorstabl, und in der Sorge, etwa wieder einen so theuern Wegweiser zu finden, als der am heutigen Vormittag war, hatte rr aicht gefragt und deshalb sich verirrt, an einer von seinem eigentlichen Heimwrgr weit abgelegnen Stelle des Strandes. Es war eben die Ebbe norüber; die Fluth trat wieder heranwärts zam Lande. Die Krähen und Dohlen, die sich reichlich gesättigt hatten an dem Tisch des Meeresgrundes, den die Ebbe ihnen aufdeckte, flogen lautschreiend wieder landeinwärts. Da trocknet der arme Conrad seine Thränen: „Der die Vögel unter dem Himmel mit Futter versorget, der das Schreien der jungen Raben erhört, der wirb ja auch wohl mich niche verlassen noch nersäumen; wirb mir heute und morgen mein Stücklein Brod bescheern und mich wieder heim geleiten in mein liebes Vaterland."

Während er so am Strande biagebt, sieht er, daß die immer höher anschwellende Fluth eine Flasche herbeischwemmt, aus welcher etwas Weißes hervorschimmert. Jetzt ist sie schon ganz aahe an dem Pfahlwerk des Dammes, Conrad, an einer günstigen Stelle, wo er leichter sich ihr nahern kann, hält sie mit seinem Wanderstabe fest und ist zuletzt so glücklich, sie herauszuziehen. Er bemerkt nun, daß die Flasche ein Papier, dessen Addresse sich durch das Glas deutlich lesen lässel, in sich enthält, übrigens aber leer und an ihrer Mündung wohl verwahrt und versiegelt ist. In gedankenloser Neugier will er sie am Baden zerschlagen und das Papier herausnehmen; da redet ihn ein vorübergehender, freundlich aussehender Mann zuerst Holländisch und als er hört, daß der junge Fremdling nur Deutsch versteht, auf Deutsch an und räth ihm, nachdem er die Addresse auf dem inliegenden Papier gelesen: er sollr die Flasche uneröffnet zu dem Kaufmann bringen, an welchen die Zuschrift gerichtet war, denn auf diese Weise geben zuweilen Seeleute, wenn sie den unvermeidlichen Untergang ihres Schiffes vor sich sehen, noch eine letzte wichtige Nachricht;

und ein Jeder, mit dem Seegebrauch Bekannter, sei verpflichtet, wenn er eine solche Briefflasche finde, diese dahin zu liefern, wohin die inwendige Aufschrift laute.

Nach einigem Bedenken entschließt sich Conrad, seinen seltsamen Fund an das bezeichnete Kaufmannshaus zu überliefern. Ohnehin hatte er von dem Manne erfahren, daß er hier ganz irre gegangen sei, und daß er gegen Rotterdam hin noch einmal durch einen großen Theil der Stadt zurück müsse.

Als er, nach langem Gehen, das Kaufmannshaus, das auf dem Papier benannt und dessen Lage von dem Fremden ihm genau beschrieben war, endlich gefunden hatte, wae es schon Abend geworden. Er tritt mit einigem Bangen hinein. „Dort warst du bei deutsch redenden Leuten und Verwandten und man behandelte dich so verächtlich, wie wird es dir erst hier bei den ganz Fremden ergehen," so denkt er bei sich selber. Doch sagt er einem der Bedienten die Absicht seines Kommens. Man führt ihn sogleich in das hellerleuchtete Comtoir. Ein freundlicher, alter Herr, der Besitzer des Hauses, nimmt die Flasche in Empfang, heißt Conrad niedersitzen, und öffnet dann die Flasche. Nachdem er die Inlage gelesen, sagt er in ziemlich geläufigem Deutsch: Gott Lob, daß wir indeß neue und bessere Nachriche haben; das Schiff, welches damals, als man die Flasche in's Meer senkte, im Kanal in großer Gefahr schwebte, hat sich gerettet und liegt jetzt wohlbehalten hier vor Anker; dennoch soll Ihre Mühe nicht umsonst gewesen sein.

Mit diesen Worten nahm der alte Herr einige Goldstücke und reichte sie dem Jüngling, der sie dankend empfing und ehrerbietig grüßend sich entfernen wollte, als der Kaufmann ihn zurückrief und ihn nach seinem Namen und Vaterland fragte.

Ich heiße Conrad Balding, sagte der Jüngling, und bin aus Hessen.

Wie? fragte der alte Herr, ist Ihr Vater nicht Prediger in * *?

Mein Vater war allerdings an diesem Orte Prediger, aber er starb schon vor fast 10 Jahren.

Und Ihre Mutter?

Auch sie überlebte den treuen Vater nur wenige Monate.

Der Kaufmann wischte sich eine Thräne ab, ergriff den Jüngling bei der Hand, die er ihm treuherzig schüttelte und sagte: Ich heiße Sie in meinem Hause willkommen. Ihr seliger Vater hat mich einst 6 Wochen lang, da ich als armer, kranker Soldat zu ihm kam, in seinem Hause wie einen Bruder beherbergt; seiner und Ihrer seligen Mutter treuen Pflege danke ich nächst Gott mein Leben, ja, was noch mehr ist, ich danke dem gesegneten Umgange und Einfluß Ihres Vaters noch ein andres, besseres Leben in meiner Seele, welches seitdem nicht ohne Frucht geblieben ist; ich bin durch ihn aus meinen jugendlichen Verirrungen zu mir selber und zu Gott gekommen. Später gelangte ich hierher, trat in diesem Hause, dessen Besitzer nachmals mein Schwiegervater wurde, mein jetziges Geschäft an, und Gott hat mich reichlich gesegnet. Jetzt aber kommen Sie mit mir zu meiner Familie.

Conrad war bald in dem Hause des edlen Holländers so einheimisch, als sei er von Kindheit an da bekannt gewesen. Die Zeit der Ferien ging aber nun zu Ende, der Jüngling dachte an die Heimreise. Wie erstaunte er so freudig, als er am Tage vor seiner Abreise auf einmal einen Koffer, gefüllt mit Kleidern und Wäsche, auf sein Zimmer, und von dem edlen Kaufmann eine Anweisung in die Hand erhielt, nach welcher ihm, auf unbestimmte Zeit, von einem Handelshause in Kassel jedes Vierteljahr 200 holländische Gulden ausgezahlt werden sollten. Tief gerührt schied er von dem väterlichen Freunde. Es war nicht das letzte Mal, daß er diesen sahe. Denn nachdem er in Göttingen seine Studien vollendet hatte, folgte er einer abermaligen Einladung nach Holland, und erhielt, durch eine besonders günstige Fügung dort ein Amt, in welchem er viele Jahre segensreich wirkte. Er hatte es, bald nach seiner Anstellung, wagen dürfen, um die Hand der Tochter seines Wohlthäters anzuhalten und erhielt diese. Das schöne, große Haus, das Conrad Balding in Amsterdam bewohnte, und in welchem so mancher deutsche Landsmann gastfreundliche Begegnung fand, konnte Jeden, der die Geschichte seines Besitzers kannte, an die Wahrheit des Spruches erinnern: „Des Vaters Segen bauet den Kindern Häuser." Auch den Kindern seines treuen Pflegevaters und Oheims in Hessen hatte Herr Balding das mit reichen Zinsen wieder erstattet, was ihr Vater in seiner Armuth auf ihn gewendet hatte; sie gelangten, durch die Kraft des nämlichen Segensspruches, dahin, daß jedes von ihnen zur Arbeit tüchtig wurde, sein eignes, wohlbegründetes Haus bewohnte und sein ausreichendes tägliches Brod in Frieden essen konnte.

Johanne Juliane Schubert,

am 25. November 1776 zu Würgsdorf in Schlesien geboren, Tochter des armen Webers May, besuchte, ein einfaches Kind der Natur, nur die Schule ihres Dorfs und heirathete 1794 den Weber Ehrenfried Schubert daselbst. Der Pfarrer Dobermann machte auf ihre Gedichte aufmerksam.

Gedichte der Webersfrau J. J. Schubert. Reichenbach, 1811. 2. Aufl.

Meine Reise nach Breslau, Beuthen und Neumark. Breslau, 1812.

Innigkeit der Empfindung, lebendige Anschauung und große Bescheidenheit zeichnen die Lieder dieser Naturdichterin vor vielen ähnlichen Leistungen sehr günstig aus.

Karl Aemil Schubert,

am 15. Januar 1741 zu Neuwied geboren, lebte als Stadtsecretär, seit 1787 aber als Stadtgerichts- und Waisenamtsassessor zu Breslau. Er erhielt 1798 den Charakter eines Pupillenraths und wurde 1802 als Rathmann in den Magistrat derselben Stadt gewählt, in der er am 29. Januar 1803 starb.

Breslauische Dramaturgie. Berlin, 1772.

Blumensträußchen für meine Freundinnen. Berlin, 1775.

Zemire und Azor, Oper nach Marmontel. Berlin, 1775.

Andromeda, Monodrama. Berlin, 1776.

Schauspiele mit Gesang. Berlin, 1776.

Gedichte im götting. und voss. Musenalmanach.

Seine Singspiele zeugen von Talent und Gewandtheit in der Behandlung der Form, ohne jedoch eben so wenig wie seine Gedichte Ansprüche auf Meisterschaft zu gestatten.

Jonathan Schuberoff

ist zu Altenburg am 24. October 1766 geboren. Er studirte zu Jena und ward 1790 Pfarrer zu Drackendorf, einem benachbarten Dorfe. Schon damals begann er seine schriftstellerische Thätigkeit. 1798 ward er Diakonus, 1805 Archidiakonus zu Altenburg, 1806 Superintendent und Oberpfarrer zu Ronneburg. Schon früher zum Doctor der Theologie ernannt, wurde er 1824 Consistorialrath und zog sich 1836 mit dem Titel eines geheimen Consistorialraths in den ehrenvollsten Ruhestand zurück, nach einem höchst thatenreichen, für protestan-

tische Gedankenfreiheit unermüdlich wirksamen Leben, in dem er oft ganz allein die Interessen der liberaleren Theologie gegen die Schwärmerei verfocht, zurück. Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Briefe über die moralische Erziehung in Hinsicht auf die neueste Philosophie. Leipz., 1792.
Etwas zur Beherzigung für Mütter vornehmen Standes. Jena, 1798.
Beiträge zur Beförderung zweckmäßiger Kanzelvorträge. Braunschweig, 1796.
Versuch einer Kritik der Homiletik. Braunschw., 1797.
Moralisch religiöse Reden über biblische Texte. Halle, 1794.
Predigten für Freunde der reinen Sittenlehre. Jena, 1799—1801. 2 Bde.
Predigten. Münster, 1807.
Predigten über die Evangelien der Sonn- und Festtage des ganzen Jahres. Altenburg, 1809. 2 Bde.
Communionbuch für gebildete Christen aus allen Ständen. Altenburg; 1802, 2. Aufl. 1816.
Ueber Kirchenzucht, mit besonderer Hinsicht auf die protestant. Kirche. Altenburg, 1809.
Ansichten und Wünsche, betreffend das protestantische Kirchenwesen und die protestantische Geistlichkeit. Leipzig, 1814.
Briefe über das protestantische Kirchenwesen. Leipzig, 1815.
Grundzüge zur evangelischen Kirchenverfassung und zum evangelischen Kirchenrechte. Leipzig, 1817.
Ueber die Konsistorialverfassung. Leipzig, 1831.
Redenstunden. Ronneburg, 1823—25. 2 Bde.
Prediger in der neuesten Zeit. Leipzig, 1810.
Einige P[illegible]igten. Leipzig, 1814.
Altarreden. Ronneburg, 1819.
Predigten über die Evangelien. Neustadt, 1829.
Gelegenheitspredigten. Altenburg, 1820.
Sammlung einiger Kanzel- und Altarreden. Neustadt, 1826.
Die Märtyrer der Liebe, von J. S. Berlin, 1805.
Richard und Auguste, ein Roman in Briefen (anonym). Schneeberg, 1806.
Badedelustigungen. Tübingen, 1810.
Einzelne Predigten. Abhandlungen in gelehrten Zeitschriften u. s. w.

Unermüdliches Streben für Licht und Wahrheit, tiefe Innigkeit des Gefühls, entsprungen aus begeisterter aber klarer Frömmigkeit, Popularität und Deutlichkeit, reiches Wissen und ein vortrefflicher, edler und doch allgemein verständlicher Styl zeichnen die sämmtlichen Schriften dieses echten Dieners des christlichen Glaubens, namentlich aber seine Predigten und anderen Kanzelreden auf eine glänzende Weise aus.

Johann Adolf von Schultes

wurde am 29. Oktober 1744 zu Reinhardsbrunn bei Gotha geboren; nachdem er lange Jahre als Hofrath und Amtmann zu Themar gelebt hatte, ward er Archiv-, 1804 wirklicher Regierungsrath, und 1808 als herzoglicher Landesregierungs-Director nach Coburg berufen, wo er, in dieser Würde um das Ländchen hochverdient, am 29. Mai 1821 verschied.

Diplomatische Geschichte des Hauses Hennenberg. Leipzig, 1788. 90. 2 Thle.
Diplomatische Beiträge zur fränkischen und sächsischen Geschichte Baierns, 1792.
Historisch-statistische Beschreibung der Grafschaft Hennenberg. Hildburghausen, 1794—1815. 2 Bde.
Historische Schriften. Hildburghausen, 1798. 1801. 2 Thle.
Coburgische Landesgeschichte des Mittelalters. Coburg, 1818.
Sachsencoburg-saalfeldsche Landesgeschichte seit 1425. Coburg, 1818—21. 2 Thle.

S. historische Arbeiten erfreuen sich gründlicher Forschung und reichen Wissens, aber seine Darstellungsweise steht weit hinter diesen Eigenschaften zurück und verräth nur zu häufig Geschmacklosigkeit und Mangel an Kraft und Gewandtheit.

Johann Schultz

ward am 11. Juni 1739 zu Mühlhausen in Preußen geboren, studirte Theologie und lebte als königl. preußischer zweiter Hofprediger und ordentlicher Professor der Mathematik zu Königsberg, wo er am 27. Juni 1805 starb.

Sendschreiben von der Würde des Schulamts. Königsberg, 1759.
Erläuterungen zu Kants Kritik der reinen Vernunft. Königsberg, 1785.
Prüfung der Kritik der reinen Vernunft. Königsberg, 1789. 92. 2 Thle.

Ein Verehrer der Philosophie Kant's trug S. durch seine Schriften über die Kritik der reinen Vernunft, welche sich durch Klarheit und Festigkeit auszeichnen, nach besten Kräften zu der Verbreitung derselben bei.

Joachim Christoph Friedrich Schulz

ward zu Magdeburg im Jahre 1762 geboren, studirte nach einer despotischen häuslichen Erziehung in gleich kümmerlicher Lage zu Halle, bis er sich 1780 entschloß, die dresdener Bühne zu betreten. Auf den Brettern unglücklich, fing er an sich durch Schriftstellerei bekannt zu machen und lebte ohne Amt längere Zeit zu Wien und Berlin. Weimar nahm ihn endlich mit großer Freundlichkeit auf. 1789 ging er nach Paris und kehrte 1790 nach Berlin zurück, mit reichem Stoff für seine bald erscheinenden Werke über die Revolution und Paris ausgerüstet. Er erhielt nun von Weimar das Hofrathsdiplom und zu gleicher Zeit einen Ruf als Professor der Geschichte an das akademische Gymnasium zu Mitau. Als solcher zeichnete er sich selbst in diplomatischen Aufträgen aus, als er 1791 auf dem Reichstage zu Warschau den Bürgerstand von Kurland vertreten mußte. Im Jahre 1793 bereiste er Italien und lebte seit 1794 abwechselnd in Wien, Berlin, Jena und Weimar. 1795 ward er nach Mitau zurückberufen. Er verfiel jedoch bald darauf in Wahnsinn, in welchem er im Oktober 1798 daselbst starb. Vor seinen Werken nannte er sich allein Friedrich Schulz.

Seine bedeutendſten Schriften ſind:

Karl Trumann und Wilhelmine Roſenfeld. Leipzig, 1781.
Ferdinand von Löwenhain. Leipzig, 1781. 2 Thle.
Fritz. Altenburg, 1783. 2 Thle.
Moritz. Leipzig, 1785.
Grobſinn und Aufrichtigkeit. Wien, 1788.
Der Wettwrr zweier Frauen. Berlin, 1788.
Der Wüſtling. Berlin, 1788.
Albertine. Berlin, 1788. 89. 5 Thlr.
Kleine proſaiſche Schriften. Wien, 1788. 5 Thle.
Kleine Romane. Leipzig, 1788. 5 Thle.
Zoide. Berlin, 1789.
Leopaldine. Leipzig, 1791. 2 Thle.
Martinuzzi. Berlin, 1790.
Die Prinzeſſin von Kleves. Berlin, 1790.
Wilhelm. Berlin, 1791.
Joſephe. Wien, 1791.
Grigri. Wien, 1795.
Reiſe eines Liefländers. Berlin, 1795—97. 7 Hfte.

Hiſtoriſche Schriften:

Geſchichte der großen Revolution in Frankreich. Berlin, 1790.
Paris und die Pariſer. Berlin, 1790. 1. Bd.

S's Romane wurden zur Zeit ihres Erſcheinens außerordentlich gern geleſen, da ſie ſich, obwohl im weiteren Sinne Nachahmungen franzöſiſcher Vorbilder und ſelbſt franzöſiſcher Frivolität, durch einen trefflichen Styl, große Lebendigkeit, reichen Witz und gut erfundene Situationen auszeichneten.

Ernſt Conrad Friedrich Schulze

ward am 22. März 1789 zu Celle geboren und entwickelte früh poetiſches Talent. 1806 ging er nach Göttingen, um Theologie zu ſtudiren; allein er vertauſchte ſie bald mit dem Studium der Alten und der ſchönen Wiſſenſchaften. Die Liebe zu Cäcilien, ſeiner Gefeierten, gab ihm die höchſte poetiſche Weihe und, als ſie in hoffnungsloſem Leiden vor ſeinen Augen dahingewelkt war, ſchnellen Tod. Er hatte den philoſophiſchen Doctortitel erlangt und in Göttingen als Privatdocent die academiſche Laufbahn angetreten, da entſchloß er ſich 1814 als Freiwilliger am Rettungskriege Theil zu nehmen. Das Lagerleben ſchien ſeine wankende Geſundheit geſtärkt zu haben, aber den Anblick von Göttingen konnte der Heimkehrende doch nicht mehr ertragen. Nach einer Fußreiſe am Rhein- und Maingebiet im Herbſt 1816, kehrte er ſehr entkräftet nach Celle zurück, wo er am 26. Juni 1817 ſtarb, nachdem die Frucht dieſer Wanderung, „die bezauberte Roſe" von der „Urania" mit dem erſten Preiſe gekrönt worden war.

Gedichte. Göttingen, 1813; N. A. Leipzig, 1820.
Pſyche, ein griechiſches Mährchen. Göttingen, 1819.
Cäcilie, ein romantiſches Gedicht. Göttingen, 1818. 2 Thle; N. A. 1822.
Die bezauberte Roſe, romantiſches Gedicht. Göttingen, 1818; N. A. 1823.
Sämmtliche poetiſche Werke, herausgegeben von Friedrich Bauterwerk. Leipzig, 1818—20. 4 Thle.

S. iſt häufig und namentlich früher überſchätzt worden; er beſitzt mehr Talent als Genie, mehr Gewandtheit in der Form als Urſprünglichkeit in der Erfindung. Dagegen iſt aber nicht zu läugnen, daß er in der Nachbildung fremder Muſter im allgemeineren Sinne und in der anmuthiger, klangreicher, äußerer Geſtaltung Außerordentliches geleiſtet habe. In ſeiner romantiſchen Epopée Cäcilie treten daher ſeine Mängel wie ſeine Fähigkeiten am Entſchiedenſten hervor; an Wohllaut, Fülle und Anmuth der Diction wird dieſes Werk nicht leicht übertroffen. Dagegen leidet es an unſicherer Charakterzeichnung, vorherrſchender Subjectivität, Ueberhäufung des Wunderbaren, Affectation, Geſuchtheit und Weichlichkeit. Seine „bezauberte Roſe" iſt gedrängter und beſſer durchgeführt, ſteht aber an Bedeutung doch der Cäcilie nach. Am glücklichſten iſt S. unbeſtritten in ſeinen Elegieen, die voll zarter Empfindungen und anmuthiger Darſtellung, obwohl gleichfalls Nachahmungen berühmter Vorbilder, einen ſehr wohlthuenden Eindruck machen.

Elegieen von Ernſt Schulze.

(Geſchrieben vor dem Jahre 1813.)

I.

Schatten der alternden Zeit, o ſteigt aus dem Grabe noch einmal
Freundlich empor, o naht, dämmernde Bilder der Luft,
Raſig und leicht, wie ihr einſt mich geküßt, da der flüchtigen Thorheit
Raſches Geſpann durch der Welt fröhlichen Tanmel mich trug!
Damals lenktet mie irrender Hand ihr den luftigen Wagen,
Ueber der Laune Gebot herrſchee kein andres Geſetz;
Stolz auf den Jägernden lacht' ich hinab, der bedächtig am Kreuzweg
Stand und durch prüfenden Rath kürzer ſich ſchuf den Genuß.
Herzlos nanntr wohl mancher mich dann und zürnte des Leichtſinns
Ueppigem Hauch, der empor über die Wolken mich hob,
Doch nie holte den leichten Entſchluß der gewichtige Rath ein;
Flammt doch, eh' des Gewölks Donner euch warnte, der Blitz.
Glänzend umgab mich die Welt, und es wechſelte durch die Erſcheinung,
Und ein heitres Geſchick reihete Feſt mir an Feſt;
Willig empfing den beſtändigen Gaſt die phantaſtiſche Freude,
Weich im Schooße des Glücks lag der verzogene Sohn;
Wahrlich, ich habe geliebt! Nicht reut mich die fröhliche Wildheit;
Feſt an dir ſrurige Bruſt drückt' ich das glühende Sein,
Küßte die ſcheidende Luſt, und der nahenden lacht' ich entgegen,
Und zur geliebteſten Braut ward die Minute mir ſtets;
Was ich am Morgen geliebt, das verließ ich am dämmernden Abend,
Treulos wurde, was mich liebte, ſchon früher mir oft;
Aber begegneten einſt ſich auf wechſelndem Pfad die Getrennten,
Schmerzlos reichten ſie dann freundlich einander die Hand,
Jeglicher wähnte, ſo lange der Traum ihn umgaukelte, treu ſich,
Jeglicher fragte: was frommt Treue, wenn Liebe verſchwand?
Oft auch wandelte ſchnell ſich der Sinn, aus des Glückes Erinnerung,
Süß oft täuſcht ſich das Herz, blühte von neuem das Glück.
Doch längſt ſchwand ſie, die fröhliche Zeit, und der flatternde Geiſt ſtrebt
Fruchtlos unter der Pflicht eiſernen Banden empor:
Was mir mit Blumen dir Feſſeln umwand, hin welket es hilflos:
Ach, um dir Schönheit hüllt finſtre Gewölke der Tod!
Liebe rief mich hrrab von dem luftigen Pfad, und Verzweiflung
Winkt mich zurück; doch dem Geiſt wurden die Schwingen gekürzt.
Dankbar weiht' ich ſie einſt den errettenden Göttern und wähnte
Riche, daß vom friedlichen Heerd wider mich riſſe der Sturm.
Doch oft greift mit der eiſernrn Hand in die Harfe des Lebens,
Wenn ſie am zarteſten klang, gellend das düſtre Geſchick.
Ruhend ſchauen die Götter hinab, und der Kampf mit dem Schickſal
Reizt, wie ein tragiſches Spiel wechſelnd, dir müßige Schaar.
Abrr verzweifelnd ſtürzt ſich der Menſch in des lärmenden Poſſen-Spieles Tumule, und der Schmerz ſtirbe, und es ſtirbt das Gefühl.

II.

Nahe dich mir, Elegie, leichthüpfende Grazientochter,
Freundin zarten Gefühls, nahe dich mir, Elegie.
Nicht vom düſteren Schleier verhüllt, den herriſch der Volkswahn
Einſt um die Stirn dir wob, mit geröthetem Blick!
Kummer entnervt das Gefühl, und feind den verzagenden Thränen
Schwinden die Muſen, umſonſt weinet im Pontus Ovid.
Nein, ein flüchtiges Kind erſcheine mir, ſchlank und gelenkſam;
Tanzend ſchwebe dein Fuß über die Blumen der Flur;
Scherzend necke die Hand mit duftendem Blüthengeſtober
Amorn, welcher erzürnt mit dem Geſchoſſe dir droht!
Lächelnd folg' Idalia dir, doch wind' um der Göttin
Ueppigen Reiz das Gewand züchtiger Grazie ſich!
Singe von Luſt und Liebe mir vor, doch nimmer verfolge
Reue die Luſt, nie ſei Kummer der Liebe Genoß!
Spiele geziemen dir nur, nicht Leidenſchaften: behutſam
Nahre dem Kelch, ſonſt ſinkt welkend die Blume dahin.
Weinſt du, ſo weine nur Thränen der Luſt, wie die ſchlaue Kokette.
Und die Verzweiflung ſelbſt ſchmücke der Hoffnung Gewand!
Thränen erweichen den menſchlichen Sinn und Thränen den Orkus.
Waffne mit Thränen dich nur, magiſch beſiegſt du die Welt.
Luſt iſt der Sterblichen Wunſch und Luſt das Leben der Götter,
Hauche nur Luſt und ſchnell öffnet ſich jegliches Herz.
Jeglichem locke mit ſchmeichelnder Kunſt und Jedem gefalle!
Schilt die Mengr dich auch buhleriſch, gilt ihr Geſetz!
Richten mag ſie, was noch dem Gebrauch, was nützlich und recht ſei,
Aber das Schöne begreift einzig das ſchöne Gemüth.
Ha, du nahſt! Ich fühle das Weh'n ambroſiſcher Düfte;
Amor, rufe den Lenz, baue mir Lauben im Hain!
Folge mir nach und wohne bei mir, du Halde! Melodiſch
Tönt mir die Laute; wohlan, hauche mir Lieder in's Herz!

III.

Als ich im mondlichen Glanz, umwölbt von Blüthengebüſchen,
Jüngſt im Kahne mit dir hüpfende Wellen durchſchwamm,
Als du ſo innig und warm an des Liebenden Seite dich ſchmiegteſt,
Und dem roſigen Mund Liebesgelifpel entfloß,
Ach, da pochte mein glühendes Herz voll kühnen Verlangens,
Ueppiger hauchte der Weſt heißeres Sehnen mir zu,
Heilig gelobt' ich es, Reizende, dir, dich einzig zu lieben,
Und ein freundlicher Kuß lohnte den zärtlichen Schwur.
Tag' entſchwanden, es ſchwanden dahin unendliche Monden,
Und ich erblickte dich nicht, weilte verlaſſen und fern,
Tadt erſchien mir die Welt und hart die gewohnten Geſchäfte;
Denn den romantiſchen Sinn beugte die ernſtere Pflicht.
Fruchtlos horrt' ich auf Kunde von dir, kein freundliches Beiſchen
Und kein tröſtender Gruß lechte das ſchmachtende Herz.
Deiner gedacht' ich im Wachen und Schlaf, und lächelnd, wohin ich
Irrte, durch Wieſen und Hain folgte dem Träumer dein Bild;
Jegliche zarte Geſtalt, die des Zufalls Gunſt mir erſpäh'n ließ,
Wandelt' in deine Geſtalt ſchnell dem Verlangenden ſich.
Du vereineſt ja doch, was nur einzeln Alle beſitzen,
Und dein Bild, es erſcheint ſtets mit dem Schönen zugleich.
Mußt' ich für alle nicht lieben, um dich nur einzig zu lieben?
Fühl' ich wohl deinen Kuß, wenn ich nicht volle geküßt?
Was ich zu ihnen auch zärtliches ſprach, ich ſprach es zu dir nur;
Und doch zürneſt du mir, daß ich die Treue verletzt?
Iſt nicht Amor ein Kind, das ſtets mit regem Verlangen
Neue Geſpielen erwählt, wenn ihm die alten entflohn?
Jenen umflattert er nur, der hold und freundlich ihm liebkoſt;
Wer zu naſchen ihm giebt, iſt ihm der zärtlichſte Freund.
Soll ich mit ewiger Treu' in deine Feſſeln mich ſchmiegen,
O dann flüſtere ſtets Worte der Liebe mir zu,
Laß mich nimmer entfliehn aus dem magiſchen Kreis der Umarmung,
Und ein unendlicher Kuß binde den flüchtigen Geiſt!

IV.

Höre mich an! Still weil' ich im froſtigen Hauch des Octobers,
Liebchen, vor deinem Gemach, öffne mir freundlich das Haus!
Liebchen, o hörſt du mich nicht? Umſonſt, ſchon liegſt du entſchlummert,
Und ein gaukelnder Traum küſſet dir friedlich die Stirn.
O der glückliche Traum! Er darf dich ſicher umflattern,
Und die entfeſſelte Bruſt gönnt ihm das lüſterne Spiel:
Dankbar ſchenkt er dafür dir die zarteſten ſeiner Gebilde.
Ich auch, wenn mir ein Gott lächelte, nahte dir jetzt.

Schmeichelnd ſprichſt du es aus, was ſie oft auf der Wange die Schnam mir
Kündete, was in der Bruſt ſchüchtern die Schaam mir verſchwieg.
Aber entflieh, zu reizender Wahn! ſchweig, täuſchende Hoffnung!
Zeigte ſie geſtern nicht noch, daß ſie mich nimmer geliebt?
Leiſe betrat und leicht ſie des Gartens falbe Gebüſche,
Ruhete ſtill, und es ſchlug laut mir im Buſen das Herz;
Ach, da ſtahl ſich ein Andrer hinzu, und, wehe, ſie grüßt' ihn
Freundlich und ſchmiegte ſich ſchnell an den gebotenen Arm.
Einig wallten ſie nun, verſenkt in leiſes Geflüſter;
Doch mir kochte die Bruſt heißer im ſiedenden Zorn.
Hu, ich ſah es zu gut, Verrätherin, wie er die Hand dir
Drückt' und den koſenden Mund traulich zum Ohre dir bog.
Geh' nur, ich liebe dich nicht, ich glaub', ich liebte dich nimmer.
Stets noch fand ich dich falſch, wenn du am zärtlichſten ſchienſt,
Mich nur wollteſt du feſſeln und nicht dich ſelber, nur Herrſchſucht
Leitete dich, des Gefühls ſpottete liſtig die Kunſt.
Hätte dich weniger doch die Natur holdſelig gebildet,
Hätte ſie minderen Reiz doch in den ſtrahlenden Blick,
Mindeer Zaubergewalt in das ſchmeichelnde Wort der Bethörung,
Mindere Grazie doch dir in die Seele gelegt! —
Oeffne dir Thüre mir nur, ſchnell iſt dir Alles verziehen;
Sündigen darfſt du ſo oft, als du zu küſſen vermagſt.

V.

Liebchen, du ſchwebſt jetzt fröhlich dahin im glänzenden Saale,
Leicht im flüchtigen Tanz ergſt du den zierlichen Leib,
Höheres Roth durchrieſelt die Wang', und es hebt der Begeiſterung
Ueppiger Rauſch hoch aufwogend die glühende Bruſt.
Doch dein Freund, fern trauert er jetzt im ſtillen Gemache,
Wild um den brütenden Geiſt tobt ihm der Sorgen Gewühl.
Ach, wohl denkſt du nicht mehr des Liebenden, welcher von dir nur
Lernte die Luſt, von dir, Einziggeliebte, den Schmerz;
Längſt wohl ſchwand im bethörenden Rauſch des frohen Getümmels
Sein hindämmerndes Bild ganz aus der Seele dir fort.
Amor ſpannet ſo gern im Tanz dir verſtohlenen Netze.
Reichliche Beute erlangt immer den liſtigen Gott.
Lieblich biſt du, wir nimmer ein anderes Mädchen der Erde,
Wer dir nahete, bleibt gern in der Feſſel zurück;
Doch du biſt flüchtig und leicht, wie die hüpfende Woge des Meeres,
Neues allein nur reizt immer den gaukelnden Sinn;
Wie mit Bällen das Kind, ſo ſpielſt du mit Herzen, gelobſt gern
Jeglichem, doch kein Gott, wähnſt du, beſtrafe den Trug.
Oft ſchon nannt' ich dich falſch, und auf ewig wollt' ich dich meiden,
Aber die zögernde Flucht brachte mir neue Gefahr:
Eiferſüchtig ſchaltet du mich mit Lachen und thöricht,
Und ein glühender Kuß machte von Sünden dich rein.
Ach, jetzt windet ein Andrer wohl, aufwallend in Sehnſucht,
Rings um den zierlichen Leib leiſe den zitternden Arm,
Lispelt mit koſendem Flüſtern im Sturm des wogenden Tanzes
Manches verſtohlene Wort liebeverlangend zu dir.
Hör' ihn nicht, er betrügt dich nur, falſch iſt der Beerather;
Ach, ſein flatternder Sinn gleichet dem deinen, entflieh!
Reicht er nicht jetzt dir die Hand? O hinweg mit ihr, ſie iſt giftig,
Und Baſiliskengewalt wohnt ihm im ſchmeichelnden Blick.
O, verhüllte dich doch ein undurchdringlicher Schleier,
Könnte nur ich allein ſicher die Reizende ſehn,
Wär' es doch mir allein nur vergönnt, an der Bruſt dir zu ruhen,
Dürfte nur ich allein küſſen den roſigen Mund!
Aber ich ſelber erſchuf mir die quälende Sorg' in dem Herzen,
Und mein eignes Vergehn rondte mir heute die Ruh.
Wehe, warum auch zürnet' ich gleich, als den erſten der Tänze
Du mir geweigert, warum ſchwur ich zu meiden das Feſt?
Trage nun ſelbſt, o Thor, des eiſernen Sinnes Beſtrafung!
Wenn ſie dich morgen nicht küßt, denke, du haſt es verdient!

VI.

Liebchen, wie haſt du geruht noch der Luſt des rauſchenden Tanzes?
Iſt dir das Köpfchen nicht noch ſchwer von dem wüſten Gelärm?
Tobte nicht lang' in der Nacht der Muſik unchtönender Aufruhr
Disharmoniſch und wild rings dir um's hüpfende Bett?
Oder belaſtete nicht dir die Bruſt, als quälender Nachgeiſt,
Welcher die Schwärmer der Nacht ängſtet, ein feindlicher Alp?
Aber verzeih, holdſeliges Weib, dem tückiſchen Spotter!
Gern an fremdem Genuß rächt man den eigenen Schmerz.

Nein, ein reizender Traum umgaukelte ſicher die Stirn dir,
Führt in ein Feengefild deinen entfeſſelten Geiſt,
Kränzte dein Haupt mit den Blüthen des Mais und wiegte dehende
Auf hellblauem Gewölk über die Erde dich hin.
Früh ſchon ſiheſt du dort mir gegenüber am Fenſter;
Zwar iſt ſchmachtend dein Blick, aber doch heitre und mild,
Sinnend lehnſt auf die zierliche Hand du das lockige Köpfchen!
Zählſt du, Schelmin, vielleicht deine Gefangenen nach,
Die du bei'm fröhlichen Feſt mit dem ſiegenden Zauber der Blicke
Und mit des Geiſtes Gewalt dir in die Netze geſchencht?
Ach, ich wae die ein Thor, dem frevelnden Wahne zu folgen,
Welcher die Ruhe der Nacht, welcher die Träume mie nahm.
Untreu wähnet' ich dich, und ich zürnt' aufgrollend dem Herzen,
Daß es aus deiner Gewalt nimmer zu fliehen vermag.
Unglückſeliger, konnteſt du ſo dem eigenen Glücke
Gram ſein? konnteſt du ſo wünſchen den eigenen Tod?
Stets war grauendes Dunkel der Freund tiefbrütenden Trübſinns,
Auf dem Gewölke der Nacht wiegte die Trauer ſich ſtets;
Doch der erglühende Tag verbannt die Verhaßte zum Orkus,
Und Aurorens Geſpann leitet ein fröhlicher Geiſt.
Doch nicht blos die Natur, nuch du gebieteſt der Dämm'rung,
Und ätheriſches Licht folget die, Zauberin, gern.
Bin ich die fern, iſt ſchwarz mir die Sonn' und dunkel der Erdkreis,
Doch dein lächelnder Blick füllet mit Strahlen die Nacht.
Aber du winkſt mir, du lächelſt mir zu, ſchnell flieg' ich hinüber;
Küſſeſt du heute mich nicht, Freolerin nimm dich in Acht?
Kennſt du den magiſchen Quell, der einſt Rinaldo verwandelt,
Als Angelica ihm folgte mit ſehnendem Blick!
Immer noch rieſelt der Quell, und ſtets noch währt die Bezaubrung;
Reize nicht Amors Zorn! fürchterlich rächt ſich dee Gott.

VII.

Haſt du noch nimmer geliebt, ſo geh und liebe noch heute!
Unempfunden entflieht ſonſt die das reizendſte Glück.
Ach, ſie hat mich geküßt! in roſenfarbenem Glnnze,
Raſch von den Horen beſchwingt, ſchwimmet mir heute die Welt.
Knieend lag ich voe ihr und zitterte leiſe vor Sehnſucht,
Weniges flehte der Mund, Vieles der ſchmachtende Blick.
Zagen beklemmte mein Herz, und die Hoffnung kämpfte gewaltſam
Gegen die Furcht, und es hob raſch ſich die klopfende Bruſt.
Aber dem Auge dee Holden entfunkelte ſüße Gewährung:
Siehe, das reizende Weib beugte ſich ſchüchtern herab,
Schlang um den Glücklichen leiſe den kettenden Arm, und mit Lächeln
Hob ſie, wie folgt' ich ſo gern, ſanft an die Bruſt mich empoe.
Nimm, du haſt es veedient, ſa ſprnch ſie mit ſüßem Geliſpel,
Und ihe roſigee Mund nahte dem meinigen ſich,
Glühend wehr' um die Lippen der Hauch, und ein drennender Kuß ſank
Langſam, gleich des Accords Schwinden, in's Herz mir hinab,
Ach, wie bebt' ich uor Luſt und ſchanderte, wähnte zu ſterben,
Und doch hatt' ich noch nie reiner und ſchöner gelebt.
Seliger Rauſch! O möcht' ich doch einſt ſo ſcheiden, in ſolchem
Taumel! ich kaufte den Tod gern für die Schätze der Welt.
Lang' noch wünſcht' ich zu leben mir dann, daß lange die Hoffnung
Mit dem beglückenden Ziel winkte dem ſehnenden Geiſt;
Und dann ſänk' ich dahin, von deinen Armen umſchlungen,
Und im glühenden Kuß ſchwebte die Seele dahin;
Kein Elyſium forderte' ich dann, und bange vermied ich
Lethe's dunkele Fluth, gleich dem betäubenden Gift;
Sinnend lehnt ich mich hin auf roſige Wolken und dächte
Ewigkeiten hindurch an dns genoſſene Glück,
Fühlte den ſeligen Kuß noch Ewigkeiten und tauſchte
Für des Olympiers Thron ſelbſt die Erinnerung nicht.
Haſt du noch nimmee geliebt, ſo geh und liebe noch heute!
Unempfunden entflieht ſonſt die das eeizendſte Glück.

VIII.

Amae, Himmelgeborner, komm, nicht jener, der ſinnlos
In's wildwogende Meer frevelnder Lüſte ſich ſenkt,
Nicht du verderbliche Gott, der tief in die Herzen deu Pfeil uns
Schlendert und hoffnungslos ewige Gluthen erweckt:
Nein, du reizendes Kind, du flüchtiges, welches die Götter
Mit ätheriſchem Band lieblich und loſe verknüpft!
Komm, du romantiſcher Knnbe, der Abentruer Beſchützer,
Zarten Geflüſters Freund, Freund der verſchwiegenen Luſt,
Der dn keuſch und üppig zugleich nnd flüchtig und treu biſt,
Feind der Feſſeln und doch immer in Feſſeln geſchmiegt,
Du, der Schmerz und Ferude gewährt, doch nimmee in Trübſinn
Unſere Schmeezen nnd nie wandelt in Ekel die Luſt!
Komm vom Himmel herab und bring' mie die reizenden Mädchen,
Welche dich immer nmblih'n, bring mir die Grazien mit!
Sieh, ſchon nahte die Stnnde, worin dein Schweſterchen ehmals
Unſerem Lichte zuerſt heitre entgegen gelacht.
Damals war dir dee Tag ein Feſt, ſiegkündende Lieder
Wehten den früheſten Schlaf auf die Gedaeene hin,
Schalkheit hauchte dein Kuß ihr in's Heez, phnntaſtiſchen Leichtſinn,
Täudelnden Witz nnd der ſtets wechſelnden Laune Begier.
Doch was du muthwillig ihr gabſt, das ſchmückte die Charis,
Und um's Dorneugebüſch wedte ſie Roſen umher.
Feire den Tag auch jetzt; denn ſie ward nun größer nnd holder,
In der Geſtalt und im Geiſt gleicht ſie, du Schelmiſcher, dir.
Schweb' um's fridene Bett mit der lieblichen Schaar; nach ruht ſie,
Sanft um den roſigen Mund weht das Geliſpel des Schlafs.
Wehre mit ſchützender Schwinge den böſen Träumen, den Unglück
Kündenden, welche den Schaoß füllen der brütenden Nacht;
Laß nur die freundlichen leiſe ſich nahu, die Kinder Anrorad,
Daß ſie mit roſigem Tanz ſchmücken das ſtille Gemnch!
Mal' nuf die Flügel des gaukelnden Schwarms kunſtvoll das Verlangen,
Welches dee Reizenden Blick rings in den Herzen erregt!
Malet, ihr Huldgöttinen, der nnausſprechlichen Anmuth
Zaubergewalt und den Scherz, welcher ſie ewig umbuhlt,
Daß ſie ſich ſeldee erblick' in des Tranms irrſamer Geſtaltung!
Ach, kein ſchöneres Bild zeigt ihr dee ſüßeſte Tenum!
Lächeln wird ſie im Schlaf, ihr Glücklichen! Fülle den Köcher,
Amor, damit! O ahmt, Geazien, ahmet es nach!
Regt ſie dann ſanft zum Erwachen die reizenden Glieder, ſo haucht rings
Süße Gebüft' umher, füllet mit goldenem Glanz,
Füllt mit Harfengeliſpel das freundliche Zimmer nnd ſchwindet,
Daß ſie im Scheiden euch noch ſehe, zum Himmel zurück!

IX.

Liebchen, wie leben wie doch ſo wunderſam? Sind wie denn wirklich
Eins in das Andee verliebt, oder betrügt uns der Schein?
Traulich ſitzen wie oft und es ſcherzt muthwillig der Leichtſinn
Uebee das tiefe Gefühl, über ein ſchwärmendes Pane;
Dichten oereint Spottliederchen oft auf den kindiſchen Amor,
Necken mit ſtechendem Dorn ſicher den tenzigen Gott;
Und doch lieg' ich ſn oft zu deinen Füßen und flüſtre,
Was mich das Herz allein, was nue die Liebe mich lehrt,
Und du beugſt dich herab nnd ein glühender Kuß, dee des Leichtſinns
Lüge beſtraft und des Spotts Dornen, beglücket den Freund.
Froh dann ſcheid' ich von dir und ſchwelg' in ſüßer Erinn'rung,
Wähn', ein ewiges Band kette mein flüchtiges Herz;
Doch kaum flieht der Moment, ſn umſtrickt negliſtig den Frevler,
Welcher die Feſſel ſo gern duldet, ein anderes Neß,
Ach, und jeglichen Schwue, den ich dir that, tilgt die Bezaubrung,
Gleich dem Gewölk, das easch gaukelnde Winde zerſtreun.
Doch noch nimmer veegaß ich dich ſeldſt, nnd bin ich auch treulos
Nue dein eigenee Reiz trage des Irrenden Schuld.
Ach, du feſſelteſt mich mit ewigen Banden der Sehnſucht,
Jegliches holde Geſicht zeigt dem Getäuſchten drin Bild!
Doch kaum bin ich die wiedee genaht, ſo dengt mich gewaltſam
Dein allmächtiger Blick wiedee in's vorige Joch.
Wahrlich, dir ſchenkte Cythere gewiß den magiſchen Gürtel,
Welchen mit Zaubergeflecht wehte dee Grnzien Hand.
Was du auch thuſt, du thuſt es mit Reiz, nnd heimliche Anmuth
Schwebt im Blick die und ſchwebt rings um die ganze Geſtalt.
Kehr' ich dir wiedee zurück, ja dann geſteh' ich die Alles,
Preiſe die Schönen ſogar, welche mich geſtern beſiegt;
Und, bei Gott, kaum tran' ich mie ſelbſt, dn hörſt es geduldig,
Stimmſt in's ſchmeichelnde Lad gern und gefällig mit ein,
Lobſt den beweglichen Geiſt, der nue die Genüſſe des Lebens
Leiſ' umſchwebt und den Schmerz untee die Winde verſtreut,
Reckſt nue zuweilen mit ſtechendem Scherz den Armen, der Dornen
Statt der Roſen empfing, die er zu pflücken gehofft;
Schalkhaft zeigſt du ein Briefchen mir dann, das du eben empfangen,

Aber die Unterſchrift deckſt du mit ſorglicher Hand,
Rühmſt mir die Blume, die jüngſt ein Unbekannter dir ſandte,
Sprichſt: Schön iſt das Geſchenk, ſollt' es der Geber nicht ſein!
Faßt mich dann plötzlicher Zorn, ſo ergreifſt du die nahe Guitarre,
Uebertäubeſt mein Wort raſch mit der Saiten Getön,
Singſt mir des Mißtrauens Qual mit komiſchem Pathos, und wahrlich,
Endlich muß ich noch ſelbſt wieder mich flehend die nahn.
Wahrlich, uns gaben die Götter den Sinn der ewigen Kindheit,
Lang' iſt immer die Luſt, kurz uns der flüchtige Schmerz;
Oder es wurde ſchon jetzt der olympiſchen Göttee Geſchick uns,
Welches die Leidenſchaft würzet, doch nimmer vergällt.

Aus Ernſt Schulze's bezauberter Roſe.

Dritter Geſang.

Wie langſam nur die goldne Pomeranze,
Dein Pflegekind, zur ſaft'gen Reife ſchwillt,
Seit fünfmal ſchon der Baum im Blüthenglanze
Dein ſtill Gemach mit ſüßem Duft gefüllt:
Sa, Herrin, keimt an unſers Lebens Kranze
Manch Hoffen auf und ſchwindet ungeſtillt.
Wahl können wir von gutem Glück noch ſagen,
Will uns der Herbſt auch eine Frucht nur tragen.

Drum iſt es gut, nur einen Wunſch zu hegen,
In dem vereint des Lebens Strahlen glühn.
Und ſehn wir auch auf vielverſchlungnen Wegen
Manch Traumgebild vor unſerm Aug' entblühn,
So laß uns thun, wie leichte Wandrer pflegen,
Die hier und dort im Schatten wohl verziehn,
Doch munter bald entfliehn auf raſchen Füßen,
Um Weib und Kind am Abend noch zu grüßen!

Denn was man tief in einem reinen Herzen
Empfangen hat, erzogen und genährt,
Dem folge man durch Thränen und durch Schmerzen,
Durch Sturm und Nacht, durch Woge, Flamm' und Schwert!
Gefällt es auch den Göttern oft zu ſcherzen,
Wenn Vieles wir und Thörichtes begehrt,
Dem edlen Wunſch, dem ungetheilten Streben
Wird gern zuletzt der Siegeskranz gegeben.

Und muß ich ſelbſt dies Wort auch Lügen zeihen,
Weil ohne Frucht mein treues Ringen blieb,
Sa werd' ich doch die Stunde nie bereuen,
Die mich hinaus in dieſe Wellen trieb.
Denn willſt auch du mir keine Gunſt verleihen,
So fand ich doch ein andres halbes Lieb,
Das milder ſtets, je mehr dein Stolz mich kränkte,
Mir ſüßre Huld und reichree Gaben ſchenkte.

Sa war's Alpin, dem Sänger, auch ergangen,
Dem, ſeit das Glück ihn trügeriſch verließ,
Gar hold gepflegt von Wehmuth und Verlangen,
Sich freundlicher die Muſe ſtets erwies.
Wie manche Dichter prieſen und beſangen
Die goldne Zeit, das ſel'ge Paradies;
Doch jene, die das Schickſal dort gebaren,
Sie prieſen's nicht, weil ſie es nicht verloren.

Doch ſind es jetzt nicht Schatten nur und Träumt,
Die nar Alpin im Flug vorübergehn:
Nein, freundlich, wie durch ſanftbewegte Bäume,
Durch Blüthenhauch und leichtes Frühlingswehn,
Durch Nebelduft und flücht'ge Wolkenſaume
Zu uns herab die feſten Sterne ſehn,
Will jetzt auch ihm aus irren Traumgeſtalten
Ein ſichres Bild der Hoffnung ſich entfalten.

Und ſo begann ſein zweifelnd Herz zu ſinnen;
Was winkſt du mir ſa freundlich, halbes Licht,
Und mußt doch bald erbleichen und zerrinnen
Ein ſüßer Traum, ein täuſchendes Gedicht?
Weh mir! was kann ich hoffen, was gewinnen,
So lang mein Glück ein Traum nur mir verſpricht?
Ein Schattenbild, daß nächt'ge Hüfte weben,
Kann das entblühn zu Farbe, Licht und Leben?

Doch ſollten ſo die Götter uns betrügen,
Sa grauſam ſein im Uebermuth der Macht,
Daß ſie von fern uns holde Bilder lügen,
Wenn ſie uns Schmerz und Täuſchung zugedacht?
Sei mancher Traum auch unſerr Bruſt entſtiegen,
Die meiſten ſind aus tieferm Quell erwacht
Und nahn ſchon jetzt dem künft'gen Kreiſ' im Stillen,
Wie Geiſter, die in Körper einſt ſich hüllen.

So iſt es hier. Erſchien in manchen Stunden
Nicht räthſelhaft mir jenes theure Bild,
Von Roſen eings geröthet und umwunden
Und ſelbſt zuletzt zur reichen Blüth' enthüllt?
Nicht hat mein Herz den holden Traum erfunden,
Er lebte ſchon, noch eh' ee ſich erfüllt;
Nur hält erſt jetzt den Gaſt aus luft'gen Landen
Die Wirklichkeit an ſichern Liebesbanden.

Doch ſei es auch, nicht wird er mie enthlühen,
Der zarte Kelch, worin mein Hoffen ruht.
Hat doch das Glück mir Armen nichts verliehen;
Dies Saitenſpiel, es iſt mein einz'ges Gut.
Wie darf ich denn um jenen Preis mich mühen,
Der Gaben heiſcht, nicht Liebe nur und Muth?
Ein andree wird, kein Beſſrer, ihn erwerben:
O bittres Loos, viel härter noch als ſterben!

Doch muß ich auch im tiefen Schmerz vergehen,
Wenn liebend dann im fremden Arm ſie glüht;
Doch freu' ich mich noch einmal ſie zu ſehen,
Dan der ſa Lang mein finſtres Loos mich ſchied.
Mein letztes Lied ſoll freundlich ſie umwehen,
Und ſterben ſoll mein Hauch in dieſem Lied,
Wie hold dee Schwan mit ſüßen Melodieen
Die Strahlen grüßt, die jetzt ihn ewig fliehen.

Und wird dann einſt durch ihr erbleichtes Leben
Mit mattem Glanz, wie ein umwälkter Stern,
Das Schattenbild verklungner Tage ſchweben,
Wohl denkt ſie dann auch meiner Lieder gern,
Und wie für ſie ich Alles hingegeben,
Und wie ich jetzt ſo fremd ihr bin und fern;
Wohl wird ſie dann mit naſſen Augen klagen:
Ee war es weeth, zu lieben, zu entſagen.

Sa ſinnt ſein Herz, indeß ſie weiter ſchreiten;
Doch ab er ſelbſt auch jeden Troſt ſich nimmt,
So fühle er doch, daß hiee und dort von weiten
Verführeriſch noch manches Fünkchen glimmt.
So ſieht man oft das Schiff mit Stüemen ſtreiten,
Indeß den Maſt ein heller Schein umſchwimmt.
Nicht will ſein Geiſt der Hoffnung Quell ergründen,
Ihm iſt's genug, ſie heimlich zu empfinden.

Jetzt wandeln ſie durch jene grüne Weide,
Wa ſchön geſchmückt die bunten Zelte ſtehn:
Rings glänzt die Pracht, der Ueberfluß, die Freude,
Geſang und Tanz erſchallt durch Thal und Höhn,
Rings laſſen Gold und Perlen, Sammt und Seide,
Ihn deutlicher die eigne Armuth ſehn.
Ach, ſeufzt er ſtill, nichts kannſt du jenen Schätzen,
Als nur ein Herz voll Lieb' entgegenſetzen.

Doch wenn er dann an jenes heil'ge Streben,
An jene Kraft dee reichen Bruſt gedenkt,
Die unerſchöpft das ganze Wehn und Weben
Der weiten Welt geſtaltet und umfängt,
Und wunderbar das ſelbſtgeſchaffne Leben
Mit Himmelsglanz, mit ew'ger Jugend tränkt:
Dann fühle er ſtolz, es ſei in dieſem Streite
Statt ird'ſcher Macht ein Gott auf ſeiner Seite.

Nicht kann das Spiel, das laute Mahl, der Reigen,
Die bunte Pracht jetzt ſein Gemüth erfreun,
Er wandelt fern, vertieft in heil'ges Schweigen,
Und naht ſich ſchon dem wundervollen Hain.
Wie glücklich ſcheint der Vogel auf den Zweigen,
Wie glücklich dort das Bienchen ihm zu ſein;
Sie dufen frei durch jene Hecke fliegen
Und ſich im Laub der theuren Blume wiegen.

Und wie uns oft, wenn ferne Töne ſchallen,
Vergangenheit ihe dämmernd Reich erſchließt,
Und freundlich uns mit ihren Träumen allen,
Mit jedem Wort verblühter Liebe grüßt;
Sa ſcheint der Duft um ſeine Bruſt zu wallen,
Der um den Hain auf lauen Lüften fließt,
Und hold entblühn in ahnungsvoller Ferne
Das alte Glück, die längſt erloſchnen Sterne.

Doch wie die Stern' am Abend uns begleiten
Und Morgens früh als Führer vor uns ziehn,
So ſcheint auch das, was ſonſt in dunkeln Weiten
Ein ſchwindend Licht der Heimath ihm erſchien,
Ihn freundlich jetzt zum künft'gen Glück zu leiten
Und wie ein Kranz am ſchönen Ziel zu blühn.
Der iſt beglückt, wem ewig unveraltet
Erinn'rung ſtets zur Hoffnung ſich geſtaltet.

Wie mancher Wahn, wie manche Wünſche ſteigen
In ihm empor, wie wechſeln Wang und Blick!
Die Hecke nur, ſie trennt mit ſchwachen Zweigen
Den Nahen jetzt von ſeinem ganzen Glück.
Was hindert ihn, ſie muthig zu erſteigen?
Er ſteht, er naht, er bebt, er tritt zurück.
Der einſt gezagt, den Bach zu überſpringen,
Wie dürft' er jetzt durch jene Hecke dringen!

O holde Scham, du deckſt mit ſichrer Hülle
Den ſüßen Reiz, der zart und wehrlos blüht,
Und friedlich weicht des Mannes Wunſch und Wille
Der Jungfrau arglos waltendem Gemüth.
O freundliche, o vielwillkommne Stille!
Die Sehnſucht ſchläft und fühlt nicht, daß ſie glüht.
Wohlthätig kühlt aus einem fremden Herzen
Der keuſche Hauch auch unſer wilden Schmerzen.

Indeß umſchwamm des Berges grüne Höhen
Entfernter ſchon der Sonne goldner Schein,
Das Abendroth ließ ſeine Schleier wehen
Und hüllte rings das Thal in Roſen ein,
Und ſpielend floß der Kühle lindes Wehen
Von Blatt zu Blatt bald liſpelnd durch den Hain;
Der eilfe Tag begann beim ſpäten Scheiden
Sich in des Herbſtes bunten Glanz zu kleiden.

Da ſchall vom Schloß aus ſilbernen Trompeten
Durch's weite Thal ein feierlicher Klang,
Der fern umher, wohin die Lüft' ihn wehten,
Durch Berg und Thal, durch Hain und Gratten drang.
Rings ſchwiegen jetzt die Cymbeln und die Flöten,
Der laute Tanz, der fröhliche Geſang,
Und jeder Gaſt vom hellen Tau getroffen,
Schien ſchweigend jetzt ein ſchönres Feſt zu hoffen.

Da ach bald erhob ſich aus den ſeidnen Zelten
Ein dumpf Gewühl, ein freudiges Getön!
Man ſah, wie dort ſich blanke Schaaren ſtellten,
Um ſchön gereiht durch's Thal heranzugehn;
Weit flog der Glanz, und leichte Lüfte ſchwellten
Die Fahnen hoch mit feierlichem Wehn;
Die Harfe ſchien mit zarten Liedesliedern
Den ernſten Ruf vom Schloſſe zu erwiedern.

Und angeführt von holden Sängerchören
Begann die Schaar durch's grüne Feld zu ziehn.
Man ſah den Strahl der Sonn' auf blanken Speeren,
Auf Schilden rings und goldnen Helmen glühn;
Und lieblich, wie umhegt von reifen Aehren
Cyanen oft und Mohn und Winden blühn;
So ließen ſich mit leichtem Schmuck die Frauen
In Waffenkreis der kühnen Ritter ſchauen.

Wie hoch voran drei ſtolze Fahnen flogen,
War dreifach auch die Kriegerſchaar gereiht,
War jeder kam ein mächt'ger Fürſt gezogen
In bunter Pracht, mit glänzendem Geleit.
Dicht wälzte ſich das Volk in breiten Wogen,
Hier drang es zu, dort wich es ſchnell zerſtreut;
Wie Jene Den, wie Dieſe Jenen prieſen,
So wählten ſie zum Sieg bald Den, bald Dieſen.

Schon nahten ſie des Gartens hohen Pforten,
Die Menge ſtand, es ſchwieg der Sängerchor;
Doch wie geſprengt von ſtarken Zauberworten,
Sprang klirrend jetzt das goldne Gitterthor,
Und lieblich ſcholl aus jenen ſtillen Orten
Mit langem Hall ein ſüßer Klang hervor,
Wie Memnons Bild, dem Oſten zugewendet,
Die Mutter grüßt, die neues Licht ihm ſendet.

Wohl dachte jetzt ein jeder ſtolze Freier:
Mir gilt der Gruß, mich ruft der holde Laut,
Bald heb' ich froh den zarten Roſenſchleier,
Und mild erwarmt in meinem Arm die Braut.

Alpino nur ward trauriger und ſcheuer,
Der Wahn entſchwand, worauf er ſtill getraut,
Er fühlte tief bei jenem ſüßen Klingen:
Dich grüßt ſie nicht, du haſt ihr nichts zu bringen.

Hold ſchimmerten des Haines höchſte Kronen
Vom ſpaten Strahl des Abends matt und mild,
Doch tiefre ſchien die Ruhe ſchon zu wohnen,
In ſüße Träum', in grüne Nacht gehüllt.
Wie reizend wird hier bald die Liebe lohnen,
Wenn erſt der Mond den Hain mit Silber füllt,
Und durch's Gebüſch ein Liſpeln leiſ' und loſe
Von Seufzern rauſcht und traulichem Gekoſe!

O ſüßer Kelch voll' Lieb' und Luſt und Bangen,
Den einmal nur das aeme Glück uns ſchenkt,
Wenn Bruſt an Bruſt, umfangend und umfangen,
Und Mund an Mund und Seel' an Seele hängt,
Und Gegenwart, Erinn'rung und Verlangen
In einen Kuß, in einen Hauch ſich drängt!
Vorbei, vorbei, du Bild voll bittres Schmerzen,
Du ſüßes Bild, du Fremdling meinem Herzen!

Ich hab' umſonſt geſtritten und gerungen,
Ich hab' umſonſt ſo lang' und treu gedient,
Nie hält mein Arm den theuren Leib umſchlungen,
Die alte Schuld bleibt ewig unverſühnt.
Der Harfe frohe Saiten ſind geſprungen,
Der Kranz iſt welk, der einſt mein Haupt umgrünt.
Nur einen Kuß für ein verlornes Leben,
Den armen Lohn, du wirſt ihn nimmer geben.

Sieht jetzt Alpin auch jede Hoffnung fliehen,
Gern tauſcht' ich doch mit ſeinem mein Geſchick;
Er ſah doch einſt die ſel'ge Stunde blühen,
War glücklich doch den kurzen Augenblick.
Dies Flammenbild wird ewig in ihm glühen,
Und weint er auch, ſo weint er um ein Glück.
Wohl mag den Schmerz dies Wort ihm freundlich löſen:
Auch du biſt in Arkadien geweſen.

Indeß ergoß mit feſtlichem Gepränge
Die helle Schaar in dichtgeſchloſſ'nen Reihn,
Im ſüßen Duft der kühlen Laubengänge
Auf weichem Pfad ſich wagend durch den Hain.
Stets näher kam das Wehn der holden Klänge,
Stets höher ſtieg der Sonne ſpäter Schein,
Da zeigte ſich das Ziel der irren Wege,
Ein grün Gefild mit waldigem Gehege.

Allein wie ſüß auch hier die Vögel girrten,
Wie weich der Fuß in's duft'ge Grün auch ſank,
Wie friedlich auch aus Roſen und aus Myrten
Manch Laubendach ſich blühend hier verſchlang;
Die Augen, die den weiten Raum durchirrten,
Verweilten doch auf dieſer Flur nicht lang:
Ein ſchönres Bild da drüben in den Wogen
Hat jeden Blick magnetiſch angezogen.

Denn wallend ſchmückt mit ſilberhellem Spiegel
Die Wieſ' ein See, vom grünen Rand umwebt,
Aus deſſen Flnth ein duft'ger Blumenhügel,
Von Schatten kühl, die ſel'gen Ufer hebt;
Und wie geneigt mit weitgeſchlagnem Flügel
Durch blaue Luft die bunte Iris ſchwebt,
So fügen ſich gewölbt von Strand zu Strande
Mit leichtem Schwung der Brücke goldne Bande.

Wie nach und nach von einem zarten Liede
Der leiſe Klang verdämmert, bebt und ruht,
So brach ſich ſanft, des bunten Spieles müde,
Am weichen Strand halb träumend ſchon die Fluth,
Und drüben ſchwamm am Hain der heitre Friede
Im Abendroth, in ſpäter Sonnengluth;
Schon ſchlaf die Nacht die fernen, grünen Tiefen,
Wo weich im Moos die zarten Blumen ſchliefen.

Und Alles, was in ſeinen ſchönſten Träumen
Das junge Herz geahnet und geſehn,
Das ſcheint ihm dort zu blühen und zu keimen,
Und leiſ' im Duft zu ihm heranzuwehn;
Und jeder ſieht fern unter jenen Bäumen
Das erſte Bild der frühſten Liebe gehn,
In jenes Buchten Grün, in jenen Hecken
Scheint jedem dort ſein Glück ſich zu verſtecken.

Und wo die Zweig' am ſchönſten ſich geſellen,
Und Licht und Schatten ſpielt im zarten Grün
Wo duftiger die weichen Kräuter ſchwellen,
Und farbiger die hellen Blumen blühn,
Wo flüchtiger des Baches friſche Wellen
Durch's irre Gras mit ſüßerm Rieſeln fliehn,
Da ſieht man leiſ' auf buntem goldnen Gittern
Den letzten Strahl der Sonne glühn und zittern.

Dort ſteht umhegt im reinlich gitten Raume
Im Zauberſchlaf der Roſe blühend Bild:
Nie ſinkt der Thau von ihrer Blätter Saume,
Stets ſäuſeln dort die Lüfte lau und mild;
Und wie ſich oft im friedlich leiſen Traume
Des Kindes Muad mit ſüßem Lächeln füllt,
So ſieht man ſanft das ſchlummernd wache Leben
Mit leichtem Glanz um ihre Blätter ſchweben.

Und wie ſie einſt ſo reich an kenſcher Sitte,
So ſtill, ſo zart, und doch ſo leicht and klar,
Für einen Thron, für eine Schäferhütte
Zu ſchüchtern nicht und nicht zu prangend war:
So deut auch jetzt in grüner Blätter Mitte
Das halbe Bild ſich unbefangen dar,
Und ſcheint ſich, ſanft gewiegt auf ſchlanken Zweigen,
Barn Keimen ab zu Keimen hinzuneigen.

Und wie ſich einſt Gedanken nad Gefühle
In zarter Bruſt aus tiefem Quell erregt,
Geahnet kaum, nach einem fernen Ziele
Verlangend oft und ſchüchtern doch bewegt:
So wallt auch jetzt ihr Duft im leichten Spiele
Und weiß es nicht, wahin der Weſt ihn trägt;
Doch läßt anch nie ſein Walten ſich erſpähen,
Es iſt des Geiſtes tiefſtes, innres Wehen.

Und wenn auch rings die zartgewebte Hülle
Sich leiſe nur und ſchüchtern erſt getrennt,
Sa kündet doch des Duftes reiche Fülle,
Das helle Roth, wovon die Wang' ihr brennt,
Schon trag' ihr Herz in jungfräulicher Stille
Ein ſüßes Bild, das ſie allein nur kennt,
Doch zögernd nur, mit kruſchem Widerſtreben
Geſtalte ſie den holden Traum zum Leben.

Doch außerhalb dem goldnen Gitterrande
Stand ſchön geſchmückt ein hoher Thron bereit:
Dort ſaß mit Kron' and purpurnem Gewande
Der alte Fürſt in ernſter Herrlichkeit,
Und rings umher nach Jahren, Würd' and Stande
Viel Weiſ' im Rath, viel Helden kühn im Streit,
Die Perlen, die ſein fürſtlich Scepter zieren,
Zum Warnen klug und tapfer zum Vollführen.

Und tiefer ſaß, wo auf den bunten Auen
Manch' weicher Sitz ans Raſen ſich geſchwellt,
Ein holder Kreis von Mädchen und von Frauen,
Gleich einem Netz, das Amor aufgeſtellt.
Und wie wir gern die bunten Kränze ſchauen,
Worin die Frucht den Blüthen ſich geſellt,
So miſchten dort mit edler Mien' und Sitte
Viel Jünglinge ſich in der Schönen Mitte.

Und froh vereint, das zarte Feſt zu krönen,
Begannen ſie bei hellem Harfenklang
Den Liederſtreit, der lind' in leichten Tönen
Weit über'n See durch Wieſ' und Haine drang.
Erſt lockte ſüß das leiſe Lied der Schönen,
Dann ſchallte inut der Jünglinge Geſang,
Bis nach and nach des Liedes Doppelflammen
Im holden Chor zu einem Glanz verſchwammen.

Indeſſen reih'n ſich drüben ſchon die Mohren,
Schon haben ſtolz and froher Hoffnung voll
Durch's heil'ge Loos die Fürſten den erkoren,
Der jetzt zuerſt die Gabe bieten ſoll.
Noch einmal wird der Bundeseid geſchworen,
Sich ohne Liſt zu nahn and ohne Groll,
Und, wem den Sieg die Götter auch gewähren,
Des Siegers Recht zu ſchützen and zu ehren.

Dann trennte ſich der reiche Zug vam Lande:
Ihn führte ſtolz mit ſeinem Dienertroß
Der Inderfürſt im purpurnen Gewande,
Das weit herab in weiten Falten floß;
Dann kam der Mehr von Taprobana's Strande,
Den wellengrün der Panzerrock umſchloß;
Doch leicht umſpielt mit feuergelber Seide
Ging Saba's Herr im hochgeſchürzten Kleide.

Wohl ſchien's, als ob ihr Schmuck ſchon jetzt verriethe,
Auf welchen Rath ein jeder ſtill vertraut:
Denn wöheend Den die goldne Kron' umglühte,
Schien Jenes Stirn von Perlen überthaut,
Der Dritte trug im Haar die duft'ge Blüthe,
Worans ſein Reſt der edle Phönix baut.
Sa gingen ſie mit zuverſicht'gem Blicke
Den goldnen Pfad der weit gewölbten Brücke.

Dann folgte ſtolz, wie mit erborgten Strahlen
Der Mand ſich ſchmückt, mie feierlichem Gang
Die Dienerſchaar und trug die goldnen Schaalen,
Die jeder Blick neugierig längſt verſchlang.
Alpino auch, der jetzt mit allen Qualen
Der Eiferſucht, der Furcht, der Hoffnung rang,
Hat liſtig ſich in ihren Kreis geſtohlen,
Als wär' auch ihm ein Theil der Laſt befohlen.

O wie ſein Herz anbändig ſchlug and bebte,
Als jetzt der Zug am goldnen Gitter ſtand!
Wie jeder Puls zu ihr, zu ihr nur ſtrebte,
Nur ſie allein ſein ganzes Herz empfaad!
Wie jedes Glück ſo nah' iha jetzt umſchwebte,
Wie jedes Glück in ew'ger Fern' ihm ſchwand!
Wohl ſcheint dies Gitter ihm die dunkle Schwelle,
Nicht weiß er, ob des Himmels, ob der Hölle.

Doch mag ſein Loos, wohin es will, ihn führen,
Sie ſteht doch jetzt vor ſeinen Augen da,
Faſt kann ſein Arm, ſein Athem ſie berühren,
Die heimlich ſonſt ſein Blick von fern nur ſah.
Unmöglich iſt's, er kann ſie nicht verlieren,
Sie ſcheint zu hold, zu eigen ihm, zu nah —
O raſche Lieb', e täuſchendes Vertrauen,
Du wirſt ein Schloß auf einen Sandkorn bauen!

Als nun gemach mit zitternd leiſem Halle
Das ſüße Lied der Sänger ſich verlor,
Da ſchritt, umtänt von lautem Paukenſchalle,
Mit ſtolzem Blick der Inderfürſt hervar.
Rings reihten ſich die bunten Diener alle,
Und jeder hob die Schleier jetzt empar,
Die feierlich der Gabe lichtes Peangen
Mit ſeidnem Schmuck verhüllend noch umfangen.

Uad ſieh, das Gold, das tief mit breitem Wallen
Vom Felſengrund der alte Ganges ſtreift,
Uad das der Greif mit ſcharfen Löwenkrallen
Dem Jäger wehrt, der durch die Berge ſchweift,
Und jenes, das, wenn ſie die tiefen Hallea
Des Hauſes wölbt, die Aemſ' im Sande häuft;
Dies Alles ſchoß aus hundert ſchweren Schaalen
Auf einmal jetzt die tauſendfachen Strahlen.

Doch köſtlicher an Reinheit, Farb' and Helle,
Als jenes, das der harte Stein gezollt,
Erzitterte mit ſchwer gebiegner Welle
Im weiten Kelch' das trinkbar feuchte Gold,
Das einmal nur im Jahr aus heil'gem Quellt
Mit hellem Klang die Zauberwellen rollt.
Als dieſen Kelch der mächt'ge Fürſt erhoben,
Begann er ſe der Gabe Werth zu loben:

Das Licht nur weckt die erſten zarten Blüthen,
Im Licht nur kana die ſpäte Frucht gedeih'n;
Die Strahlen, die dem heil'gen Licht entſprühten,
Sog tief der Schooß der dunklen Erde ein.
Sie komm' ich jetzt, o Schönſte, dir zu bieten.
Der Sanae Bild iſt ja das Gold allela;
Drum kröat es auch der Fürſten Stien zum Zeichen,
Daß ſie an Huld und Macht den Göttern gleichen.

So ſpricht der Fürſt. Und wie der Wirth beim Mahle
Das köſtlichſte den gnäd'gen Göttern beingt,
So gießt er jetzt aus glanzendem Pakale
Den edlen Trank, der ſchwer heeniederſinkt.
Hald zittert eings das Grün im hellen Strahle
Des goldnen Thaus, der ſüß im Fallen klingt.
Doch, tief verſteckt in ihrem weichen Mooſe,
Steht unbewegt nnd unenthüllt die Roſe.

Und zürnend tritt, in ſeinem Wahn betrogen,
Der Fürſt zurück mit halb erſticktem Fluch.
Da naht der Mohr von Taprobana's Wogen,
Dem jetzt das Herz von kühner Hoffnung ſchlug;
Und mit ihm kam der Diener Schaar gezogen,
Die in der Hand kryſtallne Muſcheln teug,
Von deren Rand mit zartverwebten Schlingen
Zur Erd' hinab goldhelle Netze hingen.

Und als er jetzt die Hüllen weggenommen,
Da wähnt man faſt bei jenem lichten Schein,
Der Meeresgott ſei ſelbſt emporgekommen,
Mit reicher Gab' um ſeine Braut zu freiu:
So herrlich iſt der Perlen Glanz entglommen,
Die groß und dicht ſich in den Muſcheln reihn.
Noch ſtaunen rings die Männer und die Frauen,
Do ſpricht er ſo mit kühnerem Vertrauen:

Die Sonn' erquickt, doch kann ſie auch verzehren:
Doch friedlich ſchafft der nächtlich ſtille Thau:
Ihm gnügt es nicht zu tränken und zu nahren,
Er breitet hold den Himmel auf die Au!
Die Roſe muß zur Sonne ſich verklären,
Das Veilchen ſich zum luft'gen Sternendlau;
Doch nur zu bald zerrinnt ſein zarter Schimmee,
Und nur ſein Bild, die Perle, leuchtet immer.

So ſpricht der Mohr und ſtreut mit ſtolzen Blicken
Die reiche Saat umher in's weiche Grün,
Daß tief vom Wurf die ſchlanken Blumen nicken,
Und hell im Kelch die lichten Tropfen glühn.
Schon wähnt er jetzt den holden Lohn zu pflücken
Und ſieht getäuſcht die Roſe ſchon entblühn;
Doch, tief verſteckt in ihrem weichen Mooſe,
Steht unbewegt und unenthüllt die Roſe.

Als ſo der Stolz des reichen Mohren ſchwindet,
Hebt Saba's Herr ſein heimlich lächelnd Haupt;
Sein leichter Schritt, ſein freier Blick verkündet,
Daß er allein den Spruch zu deuten glaubt.
In Körbchen, nur aus zartem Baſt gegründet,
Ruht ſein Geſchenk, von Blättern überlaubt;
Doch läßt der Duft, der ſüß mit leiſer Schwinge
Die Körb' umſpielt, ſchon ahnen, was er bringe.

Denn jeden Strauch, worin auf Saba's Auen
Der heiße Strahl die ſüßern Düfte pflegt,
Die Blüthen dort, die ſtets zur Sonne ſchauen,
Die Zedern, die der reiche Nardus trägt,
Den galbnen Saft, den Myrrh' und Weihrauch thauen,
Den edlen Zimmt, den man nach Golde wägt,
Was köſtlich nur im Süden blüht und theuer,
Das beut mit dieſem Wort der mächt'ge Freier:

Was kann der Thau, was kann die Sonne geben,
Da Beider Licht ſich wandelt und verglimmt,
Wenn ewig nicht des Geiſtes friſches Leben
Mit lauem Hauch durch Höh'n und Tiefen ſchwimmt?
Mag denn der Menſch nach Gold und Perlen ſtreben,
Der Weihrauch iſt den Göttern nur beſtimmt;
Er kann allein auf unſichtbaren Schwingen,
Des Geiſtes Bild, zum hohen Himmel bringen.

So ſpricht der Fürſt, und in kryſtallnem Spiegel
Verſammelt er der Sonne letzten Schein,
Und leicht entflammt zerſtreut mit buntem Flügel
Der ſüße Duft ſich durch den dunkeln Hain;
Ein zart Gewölk' umwallt den Blumenhügel,
Ein ſel'ger Rauſch nimmt Aller Herzen ein.
Doch, tief verſteckt in ihrem weichen Mooſe,
Steht unbewegt und unenthüllt die Roſe.

Als nun beſchämt die ſtolzen Freier ſtehen,
Als traurig nun auf jenes Zauberbild
Die holden Fran'n, die edlen Ritter ſehen,
Und ſelbſt Aſtolf die Thränen nicht verhüllt,
Da hörte man ein Säuſeln und ein Wehen,
Wie wenn die Fluth von leiſen Wogen ſchwillt;
Auf Lüften ſchien und Wellen, wie vom weiten,
Mit ſüßem Klang dies Wort heranzugleiten:

Tief ruht das Gold in unterird'ſchen Hallen
Und ſchlummert träg und glanzlos im Geſtein;
Und fall das Licht der Perle dir gefallen,
Muß hell auf ſie der Strahl die Funken ſtreun;
Der Lüfte nur und nur der Flamme Wallen
Vermag dem Duft die Schwingen zu verleihn.
Wer dürftig nur ſein ſcheinbar eignes Leben
Von Andern borgt, kann der es Andern geben?

Nie wird dem Stoff des Geiſtes Werk gelingen,
Der heiter ſich am leichten Schaffen freut.
Nein, liebend muß ſich gleiche Kraft durchdringen,
Und Seel' und Seel' im ſüßen Wechſelſtreit,
Und Form und Farm anmuthig ſpielend ringen,
Bis athmend ſich das zarte Kind befreit
Und, reich begabt im Duften und im Blühen,
Zurückgiebt, was der Meiſter ihm verliehen.

So ſprach die Stimm', und durch des Haines Schweigen
Verhallte ſie mit liſpelnd leichtem Laut.
Und ſchon begann der Mond emporzuſteigen,
Die Erde lag gleich einer blüh'nden Braut,
Die, leiſ' entſchlüpft dem hochzeitlichen Reigen,
Süß ahnend jetzt dem Freund entgegenſchaut.
Schon waren jetzt unmuthig und betrogen
Zu ihrem Heer die Freier heimgezogen.

Da naht' Alpin, bewegt von Furcht und Sehnen,
Dem Keriſe ſich mit ſittig ſtillem Gang,
Indeß, durchſpielt von träumeriſchen Tönen,
In leichter Hand die goldne Harfe klang.
Er neigte ſich dem König und den Schönen
Mit zücht'gem Blick, dann ſtand er zart und ſchlank.
Und auf das Bild des ſchönen Jünglings ſchauen
Verwundert jetzt die Mädchen und die Frauen.

Dann ſpricht er ſo: Nicht wird es mir gelingen,
Wonach umſonſt die Fürſten ſich bemüht;
Doch möcht' auch ich die arme Gabe bringen,
Die heimlich mir im ſtillen Herzen blüht.
Und kann Alpin auch nur ein Lied euch ſingen,
Man hört ja gern ein ſanftes Schlummerlied,
Wenn leiſ' empor aus tiefem Waldesſchweigen
Im Mondenglanz die bunten Träume ſteigen.

So ſpricht Alpin, der Sänger zarter Lieder,
Ihm neigt Aſtalf den Scepter fürſtlich mild.
Und Jener läßt in's weiche Grün ſich nieder,
Das ſchon der Thau mit neuen Düften füllt,
Erſt flattert leicht mit zitterndem Gefiedre
Im iren Klang des künſt'gen Liedes Bild,
Bis nach und nach mit immer kühnerm Schwellen
Geſang und Wort den Saiten ſich geſellen.

Und horch, er ſingt, wie leiſ' aus tiefen Keimen
In ſichrer Nacht der Roſe Kelch ſich webt
Und, dicht umhegt von grünen Blättersäumen,
Vom friſchen Quell der künft'gen Düfte lebt,
Und wenn auch ſchon in ihren engen Räumen
Die reiche Form ſich üppig drängt und hebt,
Doch ſtill der Geiſt, von Luſt und Leid geſchieden,
Noch ſchlummernd ruht in unbewußtem Frieden.

Doch wenn der Lenz mit ſeinem Wehn und Wallen,
Mit ſeiner Luft durch Erd' und Himmel dringt,
Wenn weit umher das Lied der Nachtigallen,
Der Biene Flug, der Quelle Rieſeln klingt,
Wenn Blüthen rings entkeimen, blühn und fallen,
Und jede Nacht den reichen Schmuck verjüngt,
Dann fühlt auch ſie in ihrer dichten Hülle
Der Hoffnung Luſt, des Lebens ſel'ge Fülle.

Doch nicht, wie rings beim erſten lauen Beben
Der Maienluft aus ihrer Knoſpe Grün
Voll Ungeduld die andern Blumen ſtreben
Und früher zwar, doch kurz und dürftig blühn,
Verſchwendet ſie in raſcher Luſt das Leben,
Und knospet lang, um herrlicher zu glühn;
Still ruht, genährt von Hoffnung und Verlangen,
Der reiche Schatz in ihrer Bruſt gefangen.

Doch wenn gemach die Hüllen ſich entfalten,
Und ſich mit Gold des Buſens Tiefe füllt,
Blickt heller ſtets durch ſeines Kerkers Spalten
Mit friſcher Luſt das holdverſchamte Bild,
Und freut ſich ſtill der wechſelnden Geſtalten,
Die dann umher die neue Welt enthüllt;
Ihr früheſter Duft, des Athems erſtes Weben
Iſt Liebe ſchon und wähnt, er ſei nur Leben.

Ja herrlich iſt's, wenn nicht mit Blitzesſchnelle
Ein fremder Geiſt, von wilder Luſt bewegt,
Der heil'ge Strahl im tiefen Lebensquelle
Bewußtlos ſchon die leiſen Schwingen regt
Und unerſchöpft die reiche Gluth und Helle
Durch jeden Puls des reichen Herzens trägt,
Wenn jede Kraft, ſtets wirkend, nie verſchwendet,
Aus Lieb' entſpeingt, in Liebe lebt und endet.

Doch Alles harrt ſchon lang in ſüßem Schweigen,
Wenn nach und nach die ſüße Hülle dricht:
Kaum regt das zarte Laub ſich auf den Zweigen,
Die Welle zieht die leiſen Kreiſe nicht,
Die Blumen ſchaun empor, die Blüthen neigen
Aus grüner Wieg' ihr helles Angeſicht,
Der Thau verzieht zur Flur hinabzufließen,
Das Lüftchen weilt, um ſie zuerſt zu grüßen.

Und wenn nun früh der Gott in heil'ger Stille
Aus goldnem Thor den erſten Strahl geſandt,
Dann löſt auch ſie der Hoffnung grüne Hülle
Und zeigt verſchämt das bräutliche Gewand.
Entfeſſelt ſtrömt des Duftes ſel'ge Fülle,
Sie ſchaut empor, erkennend und erkannt;
Er, der ſie früh erzogen und geſtaltet,
Er iſt's, dem ſich ihr reiner Kelch entfaltet.

Und wie, geſchmückt mit nie gehoffter Krone,
Die Schäferin, des Königs junge Braut,
Die arglos einſt dem frommen Fürſtenſohne
Im ſtillen Thal ihr freies Herz vertraut,
Beſcheiden jetzt vom purpurhellen Throne
Auf's freud'ge Volk und ſtaunend niederſchaut:
So blickt auch ſie verſchämt herab von oben
Und weiß es nicht, wer ſie ſo hoch erhoben.

Doch Alles ſingt und blüht und lacht in Helle,
Liebkoſend grüßt der Lenz ſein ſchönſtes Kind:
Der Schmetterling, die gaukelnde Libelle,
Das Bienchen naht, der laue Morgenwind,
Und Alles trinkt aus ihrem duft'gen Quelle,
Der jugendlich aus tauſend Adern rinnt;
Denn ob ihr Strom auch nur für Einen walle,
Die ſel'ge Lieb' iſt reich genug für Alle.

Und freier jetzt vom hellen Licht umwaltet
Und inniger durchſtrömt vom lauen Wehn,
Läßt reicher ſtets und üppiger entfaltet
Der volle Kelch die irren Tiefen ſehn.
So ſcheint, weil ſtets ihr Glanz ſich neu geſtaltet,
Aus aus der Lieb' erſt Liebe zu entſtehn;
Denn wandelbar mit ewig bunter Welle
Rinnt unverſiegt des Lebens heil'ge Quelle.

Wie hängt ſie jetzt mit ſchmachtendem Verlangen
An ihm allein, den ſie zuerſt geliebt!
Nicht will ſie minder geben als empfangen,
Und reicher wird ſie ſtets, je mehr ſie giebt.
Selbſt wenn er ſpät in's Meer hinabgegangen,
Und ſchwere Nacht den bleichen Himmel trübt,
Wohl mögen dann ſich andre Blumen ſchließen,
Sie duftet fort, den Fernen noch zu grüßen.

Und wenn, geführt vom drohend dumpfen Schweigen,
Mit ſchwerem Saum an ſchwülen Himmelshöhn
Zum Kampf empor die Wetterwolken ſteigen
Und um den Gott in finſterm Trotze ſtehn,
Dann läßt ſie bang der Sorge ſüße Zeugen,
Aus heißer Bruſt die vollern Düfte wehn.
Denn ſchöner oft als in des Glückes Tagen,
Bewährt ſich Lieb' in Schmerzen und in Zagen.

Doch wenn er dann den harten Kampf vollendet
Und freundlich jetzt den leichten Morgenwind,
Den kühlen Thau als Siegesboten ſendet,
Dann freut ſich ſtill das zarte Frühlingskind
Und ſteht verſchämt, vom Himmel abgewendet,
Und athmet kaum und duftet leiſ' und lind.
O reines Herz, wie iſt im droh'nden Leide
Dein Muth ſo ſtark, wie ſchüchtern in der Freude!

So blüh' empor zum reichen, keuſcheu Leben,
Du ſchlummernder, verhüllter Liebesſtern,
Und ſieh' entzückt, wenn ſich die Schleier heben,
Das neue Licht und duſte nah' und fern!

Dies Lied nur kann der arme Sänger geben,
Sein letztes iſt's, er giebt ſein letztes gern.
Und wirſt du einſt, wee es geſungen, fragen,
Wer weiß dir dann auch nur ſein Grab zu ſagen?

So ſang Alpin. Und als er ausgeſungen,
Und weit umher noch Welle, Luſt uud Grün
Im glatten See und in den Dämmerungen
Des ſtillen Hains entzückt zu lauſchen ſchien,
Beginnt der Ton, noch eh' er ganz verklungen,
Zum ſichtbar holden Leben aufzuglühn;
Nicht weiß man mehr, ob noch das leiſe Schallen
Der Klänge bebt, od zarter Düfte Wallen.

Und dunter ſtets verſchweben und zerrinuen,
Wie Welle ſich an Welle ſpielend dricht,
Die Klänge jetzt, und liedlich zittert's drinnen,
Wie heller Thau, wie Duft und Morgenlicht;
Geſtalt und Form ſtrebt Alles zu gewinnen,
Und blühend tritt in's Leben das Gedicht.
Denn was das Herz einſt tief und wahr empfunden,
Das lebt und bleibt dem großen All verbunden.

Und wie der Mond, von Wolken leiſ' umflogen,
Obgleich er ſelbſt dem Auge ſich verhüllt,
Hold dämmernd noch den blauen Himmelsbogen,
Die Wolken ſelbſt mit zartem Lichte füllt:
So färben hell ſich jene flücht'gen Wogen
Vom Purpurglanz, der aus der Roſe quillt;
Doch läßt ihr Kelch, wie Träum' im ſtillen Wehen
Der Dämmerung, von ferne nur ſich ſehen.

Und ſieh, es ſchwillt aus ihrem weichen Mooſe
Stets blühender die reiche Knosp' empor,
Und liedlich ſchaut jetzt aus der offnen Roſe
Mit goldner Kron' ein holdes Haupt hervor;
Und rings umher verwebt ſich leiſ' und loſe
Der Blätter Grün zum weichen, ſeidnen Flor;
Schon ſcheint der Thau, der hell am Kelch gehangen,
Als Perlenſchnur am weißen Hals zu prangen.

Und als gemach der bunte Zauberreigen
Von Duft und Klang verdämmert und verhallt,
Steht zart und ſchlank, in ahnungsvollem Schweigen,
Mit ierem Blick die blühende Geſtalt.
Man ſieht die zarte Bruſt tief athmend ſteigen,
Vom erſten Hauch des Lebens neu durchwallt,
Bang regen ſich die kaum gelöſten Glieder,
Sie hebt den Fuß und ſenkt ihn ſchüchtern wieder.

Und wie, gelockt von hellen Frühlingstagen,
Die Vögelein verzagt zum erſten Mal
Aus weichem Neſt von Zweig zu Zweig ſich wagen,
Von Buſch zu Buſch mit zweifelhafter Wahl:
So lenkt auch ſie im Staunen und im Zagen
Bald hier, bald dort der Blicke lichten Strahl
Und ſieht entzückt bei zarter Mondenhelle
Wald, Wieſ' und Flur, Laub, Blüthen, Wolk' und Welle.

Doch als ſie jetzt mit ungewiſſen Blicken
Alpin erkannt, der ſchweigend vor ihr kniet,
Welch' Zauberband mag da ihr Haupt umſtricken,
Daß ſie auf ihn, auf ihn allein nur ſieht?
O wie von Schaam, von Liebe, von Entzücken
Ihr Buſen wallt, ihr holdes Antlitz glüht!
Und ſucht auch oft ihr Auge ſich zu wenden,
Stets muß es nur noch ſüßre Strahlen ſenden.

Und als ſie jetzt dem lieblichen Verlangen
Der vollen Bruſt nicht länger widerſtrebt
Und ſüß verſchämt, mit roſenhellen Wangen,
Mit Blicken, die ein trunkner Glanz belebt,
Sich zitternd neigt, ihn freundlich zu umfangen,
Und ſüß ihr Hauch auf ſeinen Lippen ſchwebt,
Und, von der Gluth des Kuſſes tief entzündet,
Zu *ein* Gefühl ſein ganzes Leben ſchwindet:

Wer dürfte da mit kaltem Herzen ſagen,
Es zieme nur dem thöreichten Gemüth,
Sein ganzes Glück für *eine* Gunſt zu wagen,
Die plötzlich naht und, kaum genoſſen, flieht?
Nein, Flammen ſind's, die aus dem Buſen ſchlagen,
Das Leben iſt's, das hellre Funken ſprüht;
Zum neuen Sein ſchmilzt Geiſt und Geiſt zuſammen,
Und glänzend ſteigt ein Phönix aus den Flammen.

Indeſſen ſcheint, da rings in freud'gem Schweigen
Noch Alles ſtaunt, vom Himmel hell und hold
Im Mondenlicht ſich ein Geſtirn zu neigen,
Das leicht herab auf Silberwolken rollt.
Schon zittert bunt in Blüthen und auf Zweigen
Der ferne Glanz, die Welle ſchwimmt wie Gold;
Doch ſieht man bald, es ſei ein heller Wagen,
Den durch die Luft zwei raſche Greifen tragen.

So nahten ſie, und jedes Aug' erkannte
An ihres Sternenſchleiers leichtem Wehn
Und an dem Strahl, der um die Stirn ihr brannte,
Mit banger Luſt die Königin der Feen.
Und neben ihr zur Rechten ließ Janthe,
Leontes ſich zu ihrer Linken ſehn;
Sie, ſchlank und zart im ew'gen Jugendlichte,
Er, männlich ernſt, mit würd'gem Angeſichte.

Als nun zur Erd' herabgeneigt im Grünen
Mit hellem Licht der goldne Wagen ſtand,
Da nahte ſich Klotilden und Alpinen,
Die Königin im glänzenden Gewand.
Hold grüßte ſie das Paar mit gnäd'gen Mienen
Und bot ihm ſanft die wunderkräft'ge Hand;
Dann führte ſie mit ernſter Huld zu Jenen
Die Liebenden und ſprach mit milden Tönen:

Empfangt den Sohn, den ihr ſo lang' verloren!
Er hat verſöhnt, was eure Schuld gefehlt.
Schon iſt das Bild, das ſeine Lieb' erkoren,
Durch ſeine Lieb' entfaltet und beſeelt;
Sein Zauber hat den ergen Geiſt beſchworen
Und lieblich ihn der zarten Form vermählt.
Nur todten Glanz kann Macht und Reichthum zeigen;
Das Leben iſt allein dem Sänger eigen.

So ſprach die Fee. Doch raſch und freudetrunken
Sind jene Zwei, noch eh' die Wort' entfliehn,
Schon in den Arm der Aeltern hingeſunken,
Hier weint Klotild', und drüben jauchzt Alpin.
Und wie im Sturm die längſt begrabnen Funken
Erloſchner Gluth zur friſchen Flamm' entſprühn,
So muß auch hier jetzt Alt und Jung ſich freuen,
Am alten Glücke Der, und Der am neuen.

Welch' Wiederſehn! welch' reizendes Erkennen!
Hand ſtehn in Hand die Freunde hier vereint;
Dort kann vom Sohn die Mutter ſich nicht trennen,
Da hier das Kind im Arm des Vaters weint.
Wie hört man jetzt viel ſüße Namen nennen:
Sohn, Tochter, Vater, Mutter, Gatte, Freund!
Nur dir am liebſten hier die Hand ſich böten,
Sie ſtehn getrennt mit reizendem Erröthen.

Doch führen bald mit ihrem beſten Segen
Die Aeltern jetzt an zitternd froher Hand
Die holde Braut dem Bräutigam entgegen
Und weihen gern das längſt geknüpfte Band.
Und raſch beginnt ſich Alles jetzt zu regen,
Geſang und Tanz umtönt den duft'gen Strand,
Bis nach und nach beim ſpäten Hochzeitreigen
Die Fackeln ſinken und die Sterne ſteigen.

Da ſcheidet ſtill die Königin der Feen,
Und heimlich ſchleicht die andre Schaar ihr nach.
Nur Wellen ziehn, und leiſe Lüfte wehen
Mit ſüßem Duft um's holde Brautgemach.
Zwar laßt ſich rings kein weiches Lager ſehen,
Kein ſeidnes Zelt, kein ſtill verhehlend Dach;
Doch fühlt man ſchon verſtohlne Geiſter gleiten,
Den ſchönſten Sitz der Liebe zu bereiten.

Denn kaum verläßt mit lächelnd ſchlauem Blicke
Der letzte Gaſt den ſchönen Inſelhain,
Da löſt ſich auch das Band der goldnen Brücke
Und ſenkt im Nu ſich in den See hinein.
Jetzt ſind die Zwei allein mit ihrem Glücke,
Mit ihrer Lieb', und mit ſich ſelbſt allein;
Kein Lauſcher mird ihr zärtlich Flüſtern hören,
Ihr Lächeln ſehn und ihre Kuſſe ſtören.

Die Welt' umfängt im Sinken und im Steigen
Mit leiſem Klang das ſelige Gebiet,
Hold wiegt der Mond ſich auf den grünen Zweigen
Und auf der Flur, die ſelbſt im Schlummer blüht,
Und ſüß beginnt im nächtlich ſtillen Schweigen
Die Nachtigall ihr langverhallend Lied,
Das Lüftchen ſpielt in dunkler Waldeskühle
Mit Quell und Laub lind flüſternd leiſe Spiele.

Und wo die Zwei verſchämt, mit feuchten Blicken
Vom ſüßen Rauſch der erſten Küſſe glühn,
Beginnt der Hain ſich enger zu verſtricken,
Und farbiger die weiche Flur zu blühn;
Rings glänzt der Thau, und tauſend Blumen nicken
Mit ſchwerem Kelch hernieder aus dem Grün,
Der Efeu ſchlingt in zierlichen Geweben
Durch Blüth' und Laub ſein ewig junges Leben.

Wie Amors Pfeil im jungfräulichen Herzen,
Schmückt hell das Gold der Lilie keuſches Bild;
Die Roſe weint und lacht in ſüßen Schmerzen,
Da Duft und Thau bis an den Saum ſie füllt;
Doch leicht nur will die blühende Ranke ſcherzen,
Und neckt den Quell, der ihr vorüberquillt;
Halb träumend ſchaun aus tiefem Grün verſtohlen
Maiblümchen auf, Narciſſen und Violen.

Kaum kann der Mond durch jene Lande dringen,
Wo Amor jetzt ſich ſeinen Thron gebaut;
Man hört nur fern die ſüßen Vögel ſingen,
Nur ferne rauſcht der See mit leiſem Laut.
Wie innig Roſ' und Lorbeer ſich verſchlingen,
Umſchlingen jetzt ſich Bräutigam und Braut. —
Stumm war die Nacht; dem Dichtre nur verriethen,
Was ſie geſehn, Laub, Lüfte, Duft und Blüthen.

Dies ſang ich dir, als mit der erſten Roſe
Auch mir ein Lenz der neuen Freud' erſchien;
Doch tückiſch miſcht das Schickſal ſeine Looſe,
Ein weißes zeigt's, wenn wir ein ſchwarzes ziehn.
So ruht auch jetzt ſchon unter kühlem Mooſe,
Die freundlich mir die kurze Luſt verliehn.
Und mir iſt nichts aus jener Zeit geblieben,
Als nur dies Lied, mein Leiden und mein Lieben.

Friedrich Auguſt Schulze,

(mit ſeinem Schriftſtellernamen Friedrich Laun) am 1. Juni 1770 zu Dresden geboren, mußte ſich, frühe den Studien beſtimmt, in der Kanzlei des geheimen Finanzcollegiums die Mittel dazu durch mühſamen Dienſt erwerben, bis er 1797 nach Leipzig gehen konnte. 1800 kehrte er nach Dresden zurück und der Beifall, den ſeine erſten Romane fanden, beſtimmte ihn, auf der ſchriftſtelleriſchen Laufbahn zu bleiben. Dabei nahm er 1807 ein Secretariat bei der Landes-Oeconomie-Manufactur- und Commerzdeputation an und erhielt 1820 den Titel eines königlichen Commiſſionsraths. Er iſt auch Doctor der Philoſophie. Von den unendlich vielen Produkten ſeiner überaus fruchtbaren Muſe können hier nur die bedeutenderen namhaft gemacht werden:

Eine große Anzahl Romane, ſeit 1790:

Das Geiſterregiment.
Der Mädchenhofmeiſter.
Der Mann auf Freiersfüßen.
Heirathshiſtorien.
Das Kleeblatt. 3 Thle.
Gottlieds Abenteuer vor der zweiten Hochzeit. 2 Thle.
Die Gevatterſchaft.
Prinz Geldſchnabel.
Reiſeſeenen. 2 Thle.
Reiſen und Irrthümer eines Heirathsluſtigen. 2 Thle.
Schloß Rieſenſtein. 2 Thle.
Seifenblaſen. 2 Thle.
Rudolf von der Linden. 3 Thle.
Kleine Erzählungen. 2 Thle.

Kleinigkeiten. 3 Thle.
Geschichten und keine. 2 Thle.
Glitt und seine Freunde.
Glitts gesellige Abende. 3 Thle.
Kleinstädtereien. 2 Thle.
Gespenstergeschichten. 2 Thle.
Brautproben, Novellen. 2 Thle.
Glitts Erzählungsabende. 4 Thle.
Der Liebhaber ohne Geld. 2 Thle.
Der große Mann in Liebesnöthen. 3 Thle.
Die Luftschlösser. 2 Thle.
Der Landjunker und sein Pudel. 2 Thle.
Meine Verlegenheiten. 2 Thle.
Die Freiredoute. 2 Thle.
Familienglück. 2 Thle.
Wiederklänge von Leben und Kunst. 3 Thle.
Die Stiefmutter. 2 Thle.
Die dritte Liebe. 2 Thle.
Die Handschuhe. 2 Thle. u. s. w.
Lustspiele. Dresden, 1807.
Gedichte. Dresden, 1828.

Ein überaus anmuthiges Talent wußte S. namentlich in seinen Darstellungen aus dem kleinbürgerlichen Leben mit großer Gewandtheit, Naivetät, Geist, Witz, Humor, schöpferische Phantasie und gute Darstellung sammt wahrer Anspruchlosigkeit zu verbinden, doch hat er auch in einigen seiner Erzählungen und seiner lyrischen Gedichte bewiesen, daß er sich in höheren Regionen mit gleichem Geschick zu bewegen weiß. Unter den Romanschriftstellern früherer Tage ist er in seinem Genre unbedingt wie der fruchtbarsten, so der talentvollsten Einer, und wenn sich auch im Ganzen der Geschmack des deutschen Publikums einer andern Richtung zugewandt hat, wird Friedrich Laun doch stets während Freunden einer harmlosen, naiven und erheiternden Lectüre willkommen bleiben.

Der Rappe.

Erzählung von Friedrich Laun.

Die Glorie.

Zum mittelsten Fenster im neuerbauten Hause des Bürger- und Hornbechermeisters Mützenkönig streckte so eben Röschen, sein jüngstes Töchterlein, das blondlockige Köpfchen so weit als möglich heraus; vermuthlich, um zu sehen, ob draußen dessen Wetter wäre, als in der Stube. Denn in der war wieder einmal gar kein Auskommen mit ihrer guten Mutter. Diese hatte oder auch freilich den Kopf voll genug. Ihr schöner, für die bevorstehende Rathswahl herangezogener Mastkammel war seit einigen Tagen außerordentlich unpaß, die neue Magd wollte ebenfalls nicht einschlagen, und doch stand übermorgen das Reihe um gehende Bierbrauen wieder einmal an ihrem Eheherrn. Dazu kam noch, daß letzterer seine Lieblingsgrille, das Haus mit einem vergoldeten Ochsenkopfe zu verzieren, doch noch, gegen den Widerspruch des Fleischerhandwerks durchgesetzt hatte, welches dieses Zeichen ausschließend für sich behalten und ihm, als Hornbether, nur die Hörner zugestehen wollte. Wär es seiner Hausehre nachgegangen, so würde eher ein Merkmal des Bürgermeisteramtes über die Hausthür gesetzt worden sein. Theils aber fand sich kein dasselbe so recht aussprechendes Abzeichen, theils und hauptsächlich meinte der Hausherr, daß er keineswegs der Bürgermeisterwürde, sondern dem Hornbether sein bischen Wohlstand verdanke und den Ochsenkopf besonders daeum den Hörnern beigesellt habe, weil er der Sache ein stattlicheres Ansehen gewähee, auch die Hörner allein zu allerlei einfältigem Witze Veranlassung geben.

Die dem Untergange zueilende Sonne warf eben ihre Strahlen auf die neue Hauszierde, so, daß das unmittelbar drüber herausgucksende rothwangige Mädchen davon geblendet, die Hand über die blauen Augen halten mußte. Die goldenen Hörner, zwischen welche das niedliche Köpfchen gerade zu stehen kam, bildeten so eine Art von Glorie um die in der That recht niedliche sechszehnjährige Person.

Der Schofel.

Auf dem ganzen Markte, den das liebe Kind überschauen konnte, war in diesem Augenblicke kein lebendiges Wesen zu sehen, als ein unglückseliger, alter Rappe, der seinem regelmäßigen Knochenbaue nach, in der Jugend gewiß prachtvoll und wohlgenähet einherstolzierte und nun als ein Marterholz von Philisteegaul nur noch in der faltenreichen Haut hing. Der junge Mann, welcher das arme Thier führte, schien, dem unscheinbaern Mantel und ergeaueten Hute nach, eben auch nicht in den Gemächeen des Wohllebens zu Hause. Das schwarze Auge aber, das zwischen den goldenen Hörnern gleichsam rinwurzelte und die Röthe, so dabei sein ganzes Gesicht überflog, dunkte Röschen denn doch gar nicht zu verachten.

Darf ich fragen — speach er, näher kommend, zu ihr hinauf — ob ich hier rin Quaetiee erhalten kann?

Ein Quartier, Mutter! rief Röschen, wie betäubt von der Anrede, in die Stube hinein.

Was? entgegnete die Büegermeisterin höchst verdrießlich, den Borstbesen hoch aufgehoben, an das Fenster tretend.

Der Reisende wiederholte seine Frage.

Warum nicht gar! antwortete sie, das Fenster unwillig zuschlagend, von dem sie Röschen schon zuvor nicht allzusanft hinweggeschoben hatte.

Nun ging es aber über das arme Mädchen her, daß sie nicht gleich die rechte Antwort gegeben. Aufrichtig zu sein, so hatte die kleine Gutmüthigkeit die Verneinung gegen das hübsche Jünglingsgesicht gar nicht über die Lippen bringen können.

Uebrigens habe ich alles das vorausgesehen! — fuhr die erhitzte Frau Bürgermeisterin fort — jeder rinwandernde Fleischerbursche wird unser Haus füe die Herberge seines Handwerkes halten, und jeder Schofel, wie dieser, für einen Gasthof, wo er sich geeadezu einquartiern kann. —

Just solche!

Gern hätte Röschen gegen das Schimpfwort appelirt, aber das gar zu geiesgramige Gesicht der Frau machte solches in diesem Augenblicke durchaus unrathsam.

Uebethaupt — fuhr die Aufgebrachte fort — würde sich's besser schicken für dich, nachzuforschen hier, wo etwas fehle, als sich mit halbem Leibe zum Fenster hinauszulegen und jedem Narren Rede zu stehen.

Der Naer fuhr dem reizenden Kinde obermals verletzend in das niedliche Näschen. Wenn — dachte sie — die Narren solche wunderhübsche Feueraugen in ihren Köpfen haben, wie der, welches Jüngferchen wird denn noch einen Gescheidten zum Manne nehmen wollen? Auf eine höchst sonderbare Weise wae ihr nämlich bei dem jungen Fremden sogleich eingefallen, daß sie ohnstreitig auch einmal heirathen werde, so gut wie Nachbars Lottchen, ihre Busenfreundin, daß aber dann ihr künftiger Gatte Augen haben müsse wie der Fremde, und zwar just solche! —

Die lehrreiche Wahrheit.

Röschen dachte das in oller Stille. Der Mutter suchte sie indeß zu Gemüthe zu führen, daß sie sich ja vorhin, als sie mit ihrem Nahen fertig war, selbst erboten hätte, das Abwischen des Geräthes an ihrer Stelle zu besorgen; aber fruchtlos.

Als ob es sonst gar nichts zu thun gäbe! versetzte die Mutter. Räuchern zum Beispiel!

Röschen flog hinweg. Im Nu war sie wieder zurück mit der Kohlpfanne und Wachholderbeeren darauf. Da wollte ihee Mutter vor Dampf ersticken. Kurz, weder Röschen, noch sonst Jemond konnte es heute der Frau recht machen, weil sie, wie gesagt, den Kopf viel zu voll hatte.

Mache, daß du fortkommst! — sagte endlich die verdrießliche Frau Bürgermeisterin — Es ist ohnehin nichts mit dir anzufangen.

Herzlich gern unterließ Röschen die Rüge eines Wortes, das weit mehe, als auf das arme Kind, auf dessen mürrische Mutter paßte, um zu ihrer neuverheiratheten Freundin Lottchen zu eilen. Nothwendig mußte sie dieser von dem jungen Fremden mit den kohlschwarzen Augen erzählen, dessen Erscheinen ihe sogleich beim ersten Blicke die lehrreiche Wahrheit in's volle Licht gesetzt hatte, daß Kleidee nicht Leute machen.

Die Aehnlichkeiten.

Allmählig dämmerte ein überaus wichtiger Abend für die Stadt heran, wo von jeher die Kindee entfernt wurden, von denen nur noch eins, eben das sechszehnjährige Röschen, im Neste zueückgeblieben war, dee Abend, wo die sogenannte Rathsvorwahl im Hause des eegierenden Bürgermeisters gehalten waed. Um einen runden Tisch saß da gewöhnlich der enge Ausschuß eines wohllöblichen Stadtmagistrats, und die Frau Bürgermeisterin zwae nicht mitten darunter, aber doch in dee Nähe, mit irgend einer weiblichen Aebeit beschäftigt.

Besonders behauptete die dermalige regierende Bürgermeisterin auf die Rathsvorbeschlüsse dieses Abends einen wesentlichen Einfluß, der sich noch aus der früheren Zeit herschrieb, wo sie mit Recht für die Krone der ganzen Stadt gegolten hatte. Manche, bereits vergeldte Kaffeeschwester sagte damals der andern in's Ohr, daß sie ihrem Manne, dem sehr geschickten Horndreher, in's Handwerk greife und wollte Achtlichkeiten zwischen einigen ihrer Kinder und ein Paar dortigen Senatoren entdecken. Das alles rührte lediglich vom Neide ganz allein, wo nicht gar von ihrer besondern Tugend her.

Patz Kinder!

Potz Kinder und kein Ende! rief, als man schon eine halbe Stunde am runden Tische von Nebendingen geschwatzt hatte, der Bürgermeister Mützenkönig, ein Wort, dessen häufiger Gebrauch die Erklärung seines Ursprunges nöthig macht. Wegen der ungemeinen Fruchtbarkeit seiner Ehegattin pflegte er solches ehedem zu sagen, wenn sie ihm meldete, daß sie schon wieder guter Hoffnung sei. Späterhin, wenn die Kinder Unfug machten, bediente er sich dieses Sprüchworts, weniger passend, ebenfalls und weil der Kinderunfug sehr häufig vorkam, so wurde ihm diese Rede dergestalt zur andern Natur, daß er, wenn er hitzig, oder auch nur verdrießlich wurde, sie auch da anbrachte, wo sie im mindesten nicht hinpassen wollte.

So sagte er auch damals: Potz Kinder und kein Ende, will denn die linke Seite heute ganz wegbleiben?

Dit Demanstrutian.

Längst habe ich das mir vorgestellt! sprach hier die am Ofen spinnende Frau Bürgermeisterin und legte die Spindel aus der Hand. Das rührt allein von dem allerliebsten Ochsenkopfe über unserer Hausthür her. Jetzt zeigt dir dein Mitbürgermeister, der Fleischhauer Mehrmann, daß er auch zum Rathe gehört, und seinen Anhang so gut hat, als du.

Nach manchem Hin- und Herreden, meinte die Majorität der Anwesenden, daß der heutige Beschluß sich schon gelten machen werde. Glauben sie mir, liebe Frau Gevatter — sprach einer der ungezeichnetesten Senatoren, der Bäckermeister Puermann — Alles wird sich fügen und schicken. Unser Kollege Mehrmann hat allzuviel gelitten unter der Schreckensregierung des seligen Stadtschreibers, um unserm gerechten Willen in den Weg zu treten. Auch seinem Eidam, dem Kammerer, habe ich unser löbliches Vorhaben mitgetheilt und seine stillschweigende Beistimmung erhalten. Das heutige Wegbleiben einiger aus unserer Mitte, ist, wie mein Sohn, der Feldwebel, zu sagen pflegt, eine bloße, leere Demanstratian. —

Nachrichten.

Das glaube ich wohl auch! bekräftigte der Hausherr. Potz Kinder und kein Ende, wenn ich bedenke, wie der nunmehr im Herrn ruhende Stadtschreiber bei Lebzeiten einem ganzen, wohlweisen Magistrate, salva venia auf der Nase herumtrammelte, so kann ich durchaus nicht fürchten, daß irgend ein Mitglied unseres Corps seiner Ehre so gram sein sollte, um die Beibehaltung der Stadtschreiberstelle für erforderlich, oder auch nur zulässig zu erachten. Nein, verehrte Herren und Freunde, kein Stadtschreiber mehr in Reiffenthal!

St! rief der Senator Puermann, nur nicht so laut, so gar laut. Mit weithin klirrenden Kurierstiefeln dürfen wir diesen Wahlspruch nicht in die Welt hineinschreien; unser Vorhaben, keinen Stadtschreiber mehr in hiesiger Stadt zu dulden, müssen wir blos auf leisen Filzschuhen auszuführen suchen.

Aber die Bürgermeisterin, anfstuzig geworden durch den seltsamen Einfall, die Stadtschreiberstelle nicht wieder zu besetzen, hatte das Spinnrad aerlassen und trat, an Bläße und Wildheit einem zürnenden Schatten gleich, beide Arme in die Seite gestemmt, dicht zu dem Reduer hinan. Liebwertheste Frau Gevatter — fuhr der Heer Puermann fort — ich weiß recht gut, was sie sagen wollen, und daß wir ihren Heeren Pathen, den Organisten Backofen, neulich in der prayisoris chen Vorwahl so gut schon wie zum Stadtschreiber ernannt hatten. Allein bei naherer Erwägung und hauptsächlich zufolge eingezogener Nachrichten bei der Kanzlei der höhern Behörde in der Residenz, würden wir damit durchaus nicht fortkommen.

Historische Natizen.

Als aber auch hierdurch der böse Dämon aus dem Gesichte der Frau Gevatter noch immer nicht weichen wollte, fuhr der Heer Senator, im Hochgefühte seiner geschichtlichen Kenntnisse, mit größter Wichtigkeit also fort: Allerdings besagen uralte Scheiften, daß einst in hiesiger Stadt Reiffenthal einem Organisten zu Vermehrung seines schmalen Einkommens zugleich die Stelle des Stadtschreibers mit übertragen wurde. Seitdem mögen wohl eine ziemliche Zeit lang beide Stellen durch eine und dieselbe Person verwaltet worden sein. Späterhin hat der Stadtschreiber die Organistenstelle zwar auch mit erhalten, aber solche gewöhnlich einem Andern überlassen. Nun würde es freilich sehr ersprießlich sein, wenn wir ihrem guten Herrn Pathen, mit Einziehung eines Theils des den zeitherigen Stadtschreibern abgereichten Jahrgehalts die erledigte Stelle zugleich einräumen könnten. Es ist auch, ich muß es gestehen, ein überaus lieber Mann, der eine weit bessere Figur machen würde, als der selige Stadtschreiber. Denn der, wenn er schrieb, hing bekanntlich immer so sehr auf die eine Seite, daß die unwissende Bürgerschaft häufig glaubte, das habe auf die Rathsbeschlüsse Einfluß gehabt. Aber, aber, wir hörten schon ein Vögelchen pfeifen, daß wir ihn in der Residenz als Stadtschreiber nicht durchdringen würden.

Das alte Herkommen.

Die Frau Bürgermeisterin erklärte das für die schreiendste Ungerechtigkeit, da der Organist Backofen ein überaus reinliches Handchen schreibe.

Ja — sprach Herr Puermann — das ist ja eben das Uebel: Ein Stadtschreiber soll heutzutage nicht wie voemals, wa jeder Organist dazu tangte, blos mit der Hand, er soll auch mit dem Kopfe schreiben, und dafür, daß er das aerstebt, Universitäts- und andere Zeugnisse aufzuweisen haben. — Daher denken wir denn in unserm allerunterthanigsten Berichte darauf anzutragen, daß zum Besten der verarmten Kämmerei die erledigte Stadtschreiberstelle durch den Aktuacius so lange aerwaltet werde, bis ein Stadtschreiber sich gefunden, der auch zugleich das Orgelspiel selbst übernehmen könnte. Das wird nun aermuthlich Weile haben. Wir getrösten uns übrigens der Genehmigung des Antrags ganz sicher. Denn wir wollen uns auf das atte Herkommen berufen, welches schon darum, weil das Sportelwesen enge zusammenhängt mit ihm, bei der höhern Behörde außerardentliche Protektion findet.

Der Titel.

Uebrigens, gute Frau Gevatter, — fuhr er tröstend fort — werden wir, wie wir hier versammelt sind, gewiß nichts dagegen haben, wenn ihr Heer Pathe, zu dem, was er bisher von dem seligen Stadtschreiber bezog, noch eine kleine Zulage erhält. Und — fuhr er, als die Hauswirthin noch immer mit finstrer Miene den Kopf schütteind dastand, desto freundlicher fort — sollte ihnen vielleicht der Titel Organist nicht zusagen, wie wäre es da, wenn ihn der Rath zu seinem Musikdirektor ernennte? Frau Musikdirektorin, gelt, Frau Gevatter, das klänge wohl so gut wie Frau Steuereinnehmerin, oder Gleitsmannin?

Wirklich zuckte bei diesem Worte ein Strahl der Heiterkeit durch das Gesicht der braven Frau, der aber nur allzubald wieder erlosch. Unter uns gesagt, sie hatte die Idee, ihrem Röschen den Herrn Pathen Backofen zum Manne zu geben.

Die Furcht im Finstern.

Die Frau Bürgermeisterin glaubte mit Zuversicht, Röschen sei vermuthlich zu keiner Seele, als der atten Frau Haidekraut in der Judengasse gegangen, an die ihr ein Auftrag mitgegeben worden. Allein, wie gesagt, des Mädchens Sinn stand auf Lottchen und die Herzensergießung gegen diese über den jungen Fremden mit dem schwarzen Auge, das gerade so schön war, als das schwarze Pferd häßlich, welches er am Zaume führte. Daher eilte sie unmittelbar nach verrichtetem Auftrage zu dem Kuhthore hinaus, auf den wilden Mann, an dessen Besitzer ihre Freundin Lottchen eben verheirathet war.

Ach Lottchen — begann sie, als sie das hübsche junge Weibchen allein antraf — wenn ich dich nicht zu Hause gefunden hätte, so wäre ich vergangen in meinem Elende. Es ist doch auch gar nicht mehr hübsch, seit du so weit aus der Stadt weggeheirathet hast und seit mein Vater und dein Schwiegervater so uneins mit einander leben, daß man allemal Nothlügen machen muß, um dich nur zu sehen. Und ich hätte mich gar nicht herauswagen können, wüßte ich nicht, daß unser Altgesell alle Tage hierher kommt zu Doppelbier, weil mir sanft der Begleiter zurück nach der Stadt gefehlt hätte. Im Finstern aber fürchte ich mich allzusehr.

Fragen.

Weißt du noch, Lattchen — fuhr sie seufzend fort — wie du deinen jetzigen Mann vorm Jahre beim Pfingstschießen an der Würfelbude zum ersten Male gesehen hattest und mir dann sagtest, daß dir gleich ganz anders geworden wäre, als sein Blick nach dir gegangen war? Siehst du, Lattchen, gerade so ist mir's darhin geschehen. Wie der hübsche Mensch sein Auge auf mich warf, war mir's doch gleich — wie soll ich sagen? — als ob die ganze Welt unterginge und er allein noch übrig sei. — Leider, kam das nachher ganz anders; die Welt blieb und der hübsche Mensch war über alle Berge. Ach Lattchen, bist du damals glücklich gewesen — gegen mich genommen heute! Du wußtest gleich, daß dein nunmehriger Mann Abends mit beim Schützenschmause sein würde; ich hingegen weiß auch gar nicht, wo man den lieben Menschen wiedersehen kann

Nicht einmal nachblicken konnte ich ihm, der Mutter wegen, die mich gleich hinein in die Stube riß. Sie denkt freilich, ich würde doch noch einmal ihren Herrn Pathen, den Organisten, heirathen. Aber da soll mich der Himmel in Gnaden bewahren, zumal nun, da ich den heutigen gesehen habe. Zwar wird der Organist — denke nur, Lottchen! — Stadtschreiber werden, wie die Muttee meint. Ei uad wenn er König würde und im Golde säße, bis übee die Ohren, ich möchte ihn doch nicht. Jetzt, gutes Lottchen, rathe mir nur, wie ich's anfangen soll, daß ich den hübschen Menschen mie wieder aus dem Sinne schlage. —

Das Raubthier.

Im selbigen Augenblicke noch ging die Thür auf und Röschen sah erst eine Sekunde lang nach ihr hin, dann drückte sie iher beide blauen Augen in Lottchens scharlachrothes Halstuch und sprach: Ach Gott, wie wird mie nur mit Einem Mnle!

Natürlich schrie bei diesem Ausrufe die theilnehmende Freundin hoch auf und der Eingetretene lief eiligst zu. Doch kaum hatte Lottchen, um nur gleich in die Kammer nach dem Schauerschen Balsam zu springen, die Halbbewußtlose inzwischen der Sorgfalt des jungen Maanes anveetraut und er sie fest in seinen Armen gehaltea, so schlug sie nuch schon die Augen wieder empor. Da schien sie erst zu glauben, sie blickte mitten in den Himmel hinein, besann sich aber gleich wieder, daß es nur das Gesicht des nämlichen jungen Mannes war, der vorhin vom Markte aus nach dem Fenster zu ihr hinausgesprochen hatte. Ob ihr abee schon bei der hotden Freundlichkeit seines Gesichts auf der Stelle der Vers wieder einfiel, den sie erst am Sonntage in der Kirche mitgesungen:

Er ist ja kein Bär, noch Leue,
Der sich nue nach Blute sehnt.

so machte sie sich benaoch gerade so angelegentlich von ihm los, als ob wirktich solch ein Raubthier sie in den Klauen hätte.

Dee verlurne Grund.

Lottchen eilte eben zurück und fragte: Was fürchtest du dich denn so, mein gutes Röschen! Es ist ja unsee Vettee Karl. Gott Lob und Dank übrigens!

Dazu netzte die Mitleidvolle die Finger mit der Flüssigkeit aus dem Gläschen, das sie mitdeuchte, und bestrich die Schläfe der Wiederhergestellten, sie im neuen Wohlsein, wo möglich, noch mehe zu befestigen.

Röschen hatte freilich in gewisser Rücksicht mit ihree Angst ganz Recht. Das war der Weg schweelich zu Ausführung ihres Vorsatzes, sich den neuen Bekannten aus dem Sinne zu schlagen, denn nor dem abgeschabten grünen Mantel hatte sie norhin den schönen Wuchs gar nicht wahrnehmen können, über den ihr Blick jetzt nur dann und wann schnell und leise, wie man mit der Hand über den Pelz eines vergitterten reißenden Thieres fährt, non dem man furchtet, es könne plötzlich sie wegschnappen, hinstreifte. Uebrigens war der Grund, sich ihn aus dem Sinn zu schlagen, verloren gegangen. Sie hatte es ja nue darum thun wollen, weil sie nicht hoffen konnte, jemals wieder mit ihm zusammen zu kommen.

Warum und wie?

Hör' einmal, Röschen — so sprach, wie jetzt Vetter Karl wieder hinausgegangen war, ihre Ferundin lachelnd und hob dazu den Finger drohend auf — ich weiß noch so gut, als ob's heute gewesen wäre, wie mir das Blut zu Gesicht stieg, ats ich mit meinem Manne zum ersten Male zusammenkam und wie ich ihn da gar nicht ansehen konnte, und doch auch wieder ansehen mußte und wenn es mein Leben gekostet hätte! Ats voehin dein purpurrothes Gesicht wie Feuer auf meinee Brust brannte, fiel mir gleich mein damaliger Zustand wieder ein und dann vollends, nls ich dich dem Vetter gegenüber sah. Er ist's — dabei bleibe ich — der zu dir nom Markte nach deem Fenstee hiaauf gesprochen hat.

Warum hätte Röschen ihrer lieben Vertrauten das nerschweigen sollen und wie hätte sie es nerschweigen können?

Lisun.

Ach — sagte Lottchen — ist das ein gutes Mensch, der Vetter Karl!

Röschen horchte hoch auf. Dann erzählte ihr Lottchen erst von der ungeheuren Gelehrsamkeit, die er auf der Universität eingesammelt, wie er darauf als Freiwilliger mit nach Frankreich gemußt, was für Heldendaten ihm dort das allgemeine Ehrenzeichen erworben und wie mild und gut er sich aach gegen die armen friedlichen Bewohner des Feindeslandes erwiesen hätte. Einer seinee Kameraden habe das, vor wenig Tagen erst, ihe und ihrer Mutter ausfuhelich erzählt.

Ja — fuhe Lottchen fort — den Mädchen in Frankreich ist der hübsche, kindgute Deutsche auch gar nicht bitter noegekommen.

Das kann ich mir denken! plnpte Röschen hernus.

Nun, nun — sprach ihre Freundin lächelnd — seufze mie dabei nur nicht gleich so gar tief; denn sein Herz hat er wieder mit in's Vaterland zurückgebracht. Nahe dean aber mag es gewesen sein, daß er's der niedlichen Lison in Chatillon gelassen hätte.

Ach, tausend, ja hunderttausend Ohren wünschte sich Röschen in diesem Augenblicke, um nur keinen Laut zu veehören non dee Geschichte, die ihr eben mitgetheilt werden sollte.

Vielleicht.

Der damaligr Kamerad des Vetters — fuhe Lotechen fort — hat es uns nicht genug beschreiben können, was das füe ein nettes, zierliches Wesen ist, die kleine Lison in Chatillon. Vetter Karl hat es auch selbee wohl eingesehen und der Kuß, den er ihr deim Abschiede in der Eltern Beisein auf die Stien gedrückt haben soll nnd die Thränen im Auge der liedlichen Person und im Auge dee Elteea selbst, sollen ihm auf dem Rückmarsche noch manchmal eingefallen sein. Wer weiß auch — setzte sein Kameead hinzu — ob er nicht Ernst gemacht hätte. Denn Lison's Eltern waren treffliche Menschen und die Ehrlichkeit selbst. Es plagte uns damals aber die einfältige Manotte, daß kein ächter Deutschee eine Französin heirathen dürfe. Späterhin ist vielleicht uber seine Vorliebe zu dem Mädchen Gras gewachsen. —

Alfn?

Ohnstreitig galt das ach! welches jetzt zwischen Röschens schmalen Lippea hervorhauchte, dem unglückseligen Vielleicht der letztern Worte. Das Geschenk der größtea und üppigsten Wiese in der Welt wüede ihe gewiß lange, lange nicht so viel Freude gemacht haben, ats das winzigste ächte Pröbchen von diesem Grase.

Und — fuhr Lottchen fort — troh solchen vortefflichen Eigenschaften ist der arme Vetter doch sehr unglücktich. Denn nun er wiedee auf die Universität gegangen und bei der Prüfung angtandtiches Lob eingeerntet hat, fehlt es ihm am Besten, nämtich an dem, was unumgängtich Noth thut zum Fortkommen im Lande, am Zeugnisse für seine guten Sitten.

Atso? — fragte Röschen und die Rede erstarb ihr im Munde nnd ihre Augen saben so traueig drein, nls ob ihr so ebea Vatee und Mutter auf einmal degraben worden wären.

Warmherzigkeit.

Doch Lottchen ergriff freundlich ihre Haad nnd sprnch: Nein, gutes Kind, wirf deshalb um's Himmelswillen keiaen Verdacht auf seine Ledensart: daß diese mustehafe zu nennen ist, muß ihm der Neid lassen. Allein wie das im Kriege geht, es haben sich Kameradschaften zusammen gethan und er soll der Vorsteher eiaer sotchen gewesen sein. Weil man nun glaubt, daß manche dieser Vereinigungen — worunter aber, darauf wollte ich gleich einen Eid ablegen, des guten Vetters Orden gewiß nicht mit gehöet — gesäheliche Dinge beabsichtigen, so verweigert man ihm, wie Allen, mit ihm in gleichem Falle, das Sittenzeugniß.

Und Vermögen haben ihm seine, durch die Lasten der Einquartierung ganz heruntergekommeaen Eltera auch so blutwenig hinterlassen können, daß ihm schon jetzt so gut wie gar nichts übrig bleibt. Gleichwohl zeigt er sich so darmherzig und beschämte erst vorhin, als er hier ankam, durch die Gabe, die eiae arme Blinde von ihm erhielt, einen recht wohlhabenden Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft, der die Alte zue Thüe hinnus werfen wollte.

Die norsichtige Unschuld.

Von zwei allerliebsten ächten, wenn schon nicht orientalischen Perlen, welche dabei Röschens Augen schmückten, mochte ohnfehlbar die eine der Freude und die andeee dem Schmerze gelten. Es war ja wahrhaftig höchst erfreulich, daß eia so hübscher freundlicher Mensch auch so ein hübsches, freundliches Herz hatte! Um so mehr war es aber auch zu beklagen, daß, wenn es ihm nun einmal mit dem Sittenzeugnisse zu konträe geben sollte, das Schicksal ihm obendreia die Hände so leer ließ. Denn so viel wußte das gute Kind schon von dem Weltlaufe, daß man mit leeren Handen nirgend gern gesehen wird, am allerwenigsten abee ein Freier, der bei ihern Eltern um sie anhalten wollte.

Auch diesen Fall nämlich mochte die kleine norsichtige Unschuld schon ein wenig in das Auge gefaßt haben. —

Auswanderung.

Lottchen mußte selber mit dem weißen Tüchlein über ihre Augen fahren, ehe sie, von der Freundin sichtbarem Antheile begeistert, fortfuhr. Und wohin, Röschen, glaubst du wohl, daß er jetzt gegangen ist?

Je weniger aber die Gefragte das errathen konnte, um so lieber hätte sie eben hierüber Auskunft gehabt.

Draußen im Stalle ist er! sprach Lottchen.

Wohl bei dem häßlichen, alten Rappen, den er an der Hand hatte, als er über den Markt kam?

Eben bei dem! die Geschichte mit dem Pferde muß ich dir doch noch erzählen. Die wird dir ausnehmend gefallen: Gar ermüdet war Vetter Karl von der Universität bis nach seiner Heimath gekommen; denn er hatte die Reise zu Fuß gemacht, Tag und Nacht hindurch, ohne sich einige Erholung zu gönnen. Weil ihm nun dort zur guten Aufnahme das Sittenzeugniß überall fehlte und seine Verwandten und Gönner, die schon glaubten, er werde ihnen zur Last fallen, ihn deshalb noch mit Vorwürfen überschütteten, so dachte er der ihm so unfreundlichen Vaterstadt auf der Stelle den Rücken zu kehren.

Feuersgefahr.

Nach seiner Erschöpfung aber durch die frühere Fußwanderung, fragte er bei einem Pferdeverleiher nach dem Miethpreise eines Pferdes bis hierher. Der Mann wollte aber gar zu hoch hinaus für des Vetters Umstände. Endlich sagte er indessen doch: damit sie meine Bereitwilligkeit sehen, ihnen zu helfen, sollen sie ein Pferd für so und so viel haben. Auf sein Aeußeres dürfen Sie freilich nicht zu sehr Rücksicht nehmen, auch müssen Sie darauf gefaßt sein, es zuweilen mit Sporn und Gerte zu strafen, wenn es etwa allzu faul werden sollte.

Somit führte er den Vetter in seinen Stall. Vetter Karl erschrak da ordentlich vor dem abgemagerten Thiere und schüttelte den Kopf. — Ja, sprach der Verleiher achselzuckend, wie das Geld, so die Waare. Schon wollte der Vetter fortgehen, da sah ihn das ausgehungerte Thier wie klagend an. Und er betrachtete es nach einmal und sprach zum Verleiher: wäre der Rappe nicht so ganz furchtbar heruntergekommen, so würde ich ihn für den nämlichen halten, auf dem ich einst den ersten Ritt in meinem Leben versucht habe. — Leicht möglich — antwortete der Verleiher, das Pferd gehörte wirklich in seiner schönen Zeit dem Herrn Justizrathe, ihrem Oheim.

Und — schaltete die Erzählerin ein, das sind Vetter Karls eigene Worte — und als ob es hier gegolten hätte, in der Ehre dieses Vetters, der ihn im jetzigen Mißgeschicke unter allen Verwandten gerade am schnödesten behandelt, die Ehre seiner Familie zu retten, so fragte er sogleich, was der Rappe kosten solle, wenn er ihn kaufe. Der Verleiher, aus dem Feuer des Fragenden den Ernst der Frage schließend, forderte ohnstreitig eine viel zu große Summe, ließ auch an derselben nur wenig nach. Der Vetter ritt schon aus dem Hause auf dem Thiere, da rief ihm der Käufer noch nach: Der beste Rath, den ich ihnen auf den Weg geben kann, ist: Strafen sie das Pferd fleißig, damit es guten Willen bekommt. Der Vetter bemerkte gegen mich, nur allzugern hätte er den Rathgeber für einen so bösen Willen gegen das ohnehin hartgestrafte Thier mit der Gerte tüchtig gezüchtiget.

Nach der ersten Stunde schon ward Vetter Karl inne, daß er die Reise weit besser und schneller zu Fuße, als auf solch einem Pferde hätte machen können, und hatte es daher auch größtentheils geführt. Gleichwohl ist er damit kaum bis hier heraus gekommen! Ist das aber nicht ein recht schöner Zug vom Vetter Karl, daß er, sogar in seiner Armuth, sich dieses Thieres auf solche Weise annahm? —

Ach, Röschen war so entzückt davon, so entzückt, daß, als der Vetter jetzt wieder in die Stube trat, sie an ihren Blicken recht zu hüten hatte, wenn nicht die Funken ihres glühenden Herzens daraus hinüberfliegen sollten zu ihm. —

Rein.

Und die Gluth ihres Herzens loderte noch stärker empor, als er seinem Mühmchen eine recht herzliche Freude darüber kund that, daß das arme Thier nun endlich doch wieder von der Krippe Notiz nahm, von der es Anfangs gar nichts hatte wissen wollen.

Ja — sagte er jetzt, sich an Röschen wendend — wenn das Haus, aus dessen Fenster sie schauten, ein Gasthof gewesen wäre, so hätte ich gar gern dort einkehren mögen, dem Thiere zu Gefallen, dem der Weg bis auf den wilden Mann fast zu viel wurde.

Dem Thiere zu Gefallen! Röschen, die bis dahin geglaubt hatte, er sei nur diese Einkehr halb ihr und halb sich selbst zu Gefallen bedacht gewesen, hätte vielleicht den Ausdruck übel nehmen können. Aber nein! daß die Einkehr ihr auch mit zu Gefallen geschehen wäre, meinte sie ohnehin aus seinem Auge schon gelesen zu haben. Dazu war es ihr, als ob sie dem armen, elenden Pferde selbst mit gut sein müsse, weil es solch ein Gegenstand seiner Sorgfalt geworden.

Die Bestie.

Ein Herr in Mittelsjahren, vom Ansehn wohlerhalten und gut gekleidet, auf einem stattlichen Fuchse, stieg vor dem wilden Manne ab und kam dann auch in die Stube. Während Lottchen die von ihm bestellte Flasche Wein herbeiholte und Abendbrod für ihn bereitete, ließ sein Auge den Vetter Karl und Röschen keine Sekunde los, und das wirkte wie ein böser Zauber auf die vielen Worte, welche beide einander so gern gesagt hätten; kein einziges wagte sich ihnen auf die Lippen.

Das ist ja wohl — begann endlich der Fremde — der Herr, den ich vor Kurzem in der Stadt bemerkte? Richtig, sie sind es. Sie führten ein Pferd mit sich, ein heilloses Thier. Sagen sie mir um Gotteswillen, wo sind sie zu solch einer Bestie gekommen?

Darlegung der Umstände.

Vetter Karl erzählte hierauf, aber nur ganz kurz und flüchtig, wie er aus Mitleid mit dem Pferde und damit nicht in dessen letzten Tagen die Hand eines Fühllosen und derjenigen, die im Sinne desselben handelten, allzuhart auf dem ausgedienten Thiere laste, dasselbe erkauft habe.

Ei, ei — sagte kopfschüttelnd der Fremde — dergleichen sind wahrlich keine Rathkäufe. Wer's in der Welt zu etwas bringen will, der wenigstens darf sich nicht auf solche Händelchen einlassen. Vielleicht aber sind der Herr mit Glücksgütern schon reichlich genug versehen, und dann kann man ja wohl einmal so eine freundliche Schnuere mitmachen.

Karl äußerte scherzhaft, daß die Glücksgüter just sein Fach eben gar nicht wären.

Noch schlimmer, mein lieber Herr! Indessen ein einträgliches Aemtchen, oder Aussichten darauf, das kann dafür schadlos halten.

Leider — antwortete Karl — sind auch meine Aussichten schon dahin!

So frühzeitig?

Die Art von Vorwurf in des Fremden Miene machte, daß der junge Mann durch eine kurze Darlegung der Umstände sich von allem bösen Verdachte befreien zu müssen meinte.

Vorurtheile.

Als besorgt der Wahlhabende schon, daß der Allzufreigebige vielleicht gar auf den bösen Einfall gerathen könne, ihn um Unterstützung anzugehen, so zog er sich, ziemlich finster aussehend, mit seinem Essen, welches Lottchen jetzt hereinbrachte, nach einem benachbarten Tische zurück, die jungen Leute ihrem Schicksale überlassend.

Eine Stunde später, als es schon dunkel war, verließ er das Haus wieder. Zuvor aber schien er doch dem Vetter Karl eins anhängen zu müssen, und sagte: Zu guter Letzt, junger Mann, will ich ihnen noch eine Lehre geben, die reichliche Zinsen eintragen kann. Sorgen Sie für das Erste hübsch für sich selbst, ehe Sie an Andere denken. Erzählen Sie auch Niemanden die rührende Historie mit dem alten Pferde. Denn ob man schon heutzutage hier und da das sogenannte Mitleid mit den Thieren unter die Tugenden zählen will, so lachen die Vernünftigen doch über dergleichen Vorurtheile, die zu gar nichts führen können.

Glaubensbekenntniß.

Die laute Lache des Hinwegreitenden scholl noch von außen in die Fenster, und Vetter Karl bedauerte sehr, daß er den Fühllosen so gutmüthig mit seiner ganzen betrübten Lage bekannt hatte machen können, ja er bedauerte jedes Wort, das an ihn verloren gegangen war. Röschen aber zeigte sich noch einmal so böse, als er, auf den Barbaren und bestürmte Lottchen mit Vorwürfen, daß sie ihn nicht aus dem Hause hatte werfen lassen.

Ei — versetzte die — das ist eben die schlimme Seite unserer Handthierung, jede ungeschlachte Rede anhören, und dazu nicht nur schweigen, sondern wenn's nicht allzutoll wird, obendrein ein freundliches Gesicht machen zu müssen. Im Uebrigen aber — fügte sie hinzu — befinde ich mich desto besser. Zwar sitzen wir nichts weniger, als im Ueberflusse, mein Mann und ich, wenn man indeß einander sanft gut ist, so trägt sich das Uebrige, man glaubt es gar nicht, wie leicht.

Das glaube ich gern! sprach Röschen, wie ungehalten, daß die Freundin sie auch solch eines gottlosen Unglaubens

bezüchtigen wollte, ſah den Vetter Karl an, der ſich ebenfalls laut zu ihrem Glauben bekannte und wurde dann roth, wie eine Mohndlume, über ein ſo unvorſichtig ausgeſprochnes Glaubensbekenntniß.

Allerlei Kreuz und Unruhe.

Die Wirthsſtube füllte ſich immer mehr mit Menſchen an, die ſich an einem großen Tiſche beim Ofen zuſammenſetzten, während Lottchen und Röschen in einer Ecke der Stube recht emſig näheten, und dabei vom Vettee Karl manches Neue aus dem Feldzuge vernahmen. Der Name Liſon tag Röschen noch immer äußerſt ſchwer auf dem Herzen. Sie hätte gar zu gern gewußt, ob das Gras auch recht gut fortgekommen ſei, das über ſein Andenken an dieſe niedliche Franzöſin gewachſen ſein ſollte. Allein auf die Lippe brachte ſie den Namen nicht. Gern hätte ſie Lottchen gebeten, ihn mit der hübſchen Ausländerin aufzuziehen. Doch der hatte die Unruhe darüber, daß ihrem abweſenden Manne, der ſchon vor Abend hatte heimkehren wollen, ein Unglück könne begegnet ſein, nach und nach allen Muth zu ſolchen Scherzen benommen. Dazu mußte ſie, eben weil er fehlte, deſto mehr ſelbſt mit zugreifen und ihre Nähterei und den Tiſch im Winkel endlich ganz im Stiche laſſen.

Dee Repräſentant.

Schon neun Uhr? rief Röschen erſchrocken, als der benachbarte Wandzeiger ſchlug, packte ſchleunigſt ihre Arbeit zuſammen und erſuchte die eben herzukommende Freundin, doch ja den Altgeſellen aus ihres Vaters Werkſtatt zu bitten, daß er ſie nach Hauſe begleite. Aber, o Unglück, Röschens Vorausſetzung, daß der Menſch gewiß, wie gewöhnlich, mit den vielen Leuten am großen Tiſche die Tabacswolke zu unterhalten ſtrebe, vor der kein Menſch in der Stube den andern mehr erkennen konnte, war ganz unrichtig. Gerade dasmal hatte der Altgeſell ſich nicht eingeſtellt. Selbſt ihrer Freundin war es ein Räthſel.

Ach Gott — ſagte Röschen weinerlich ihr in's Ohr — nun kann ich den Weg nach der Stadt mutterſeelen allein zurückgehen!

Aber Vetter Karl mußte ſcharfſichtig wie ein Taubſtummer ihr die gewiß unhörbare Frage, aus der ängſtlichen Miene geleſen haben, denn er erbat ſich ſogleich, den Altgeſellen, in Rückſicht ihres Heimgehens, zu repräſentiren.

Wiederverein.

Gott behüte und bewahre! ſagte Röschen, der Müdigkeit gedenkend, worüber er früher gegen Lottchen geklagt hatte. Es mußte auch des Mädchens wirklicher Ernſt ſein, ſeine Begleitung nicht anzunehmen. Denn während Vetter Karl nach ſeinem Hute ging, war ſie ſchon zur Hausthür hinaus.

Kaum aber hatte die Furchtſame in größter Eil endlich das Stadtthor erreicht und ließ ſich auf dem dieſem zunächſtſtehenden Steaßenſteine nieder, um nur von ihrer Parforcejagd ein wenig Athem zu holen, ſo war auch der ihr nachgeeilte Vetter Karl bei ihr und ließ ſich's nicht nehmen, ihr vollends das Geleit in ihrer Eltern Haus zu geben.

Nacht- und Morgenſchrecken.

Aber der hübſche Abend im wilden Manne und dann vom Kuhthore an bis nach Hauſe, hatte dem guten Röschen gar bittere Frucht getragen. Die ganze Nacht über war ſie aus einem Fiebertraum in den andern geworfen worden. Das eine Mal, wie ſie ſchon im Brauttanze mit dem Vetter Karl gar anmuthig den Saal des Schießhauſes auf und nieder flog, flieg plötzlich aus dem Fußboden ein überaus reizendes Mädchen heraus, die Arme nach Röschens Tänzer und Bräutigam ausſtreckend. Da ließ er die Braut plötzlich los, zog mit dem zärtlichen Ausrufe: Liſon, meine Liſon! die Andere an ſein Herz und ſie walzten zur Thür hinaus, alle übrige Paare hinterher, nur ſie war, wie feſtgebannt, allein auf dem Flecke, und als ſie nun aufwachte, keine Spur mehr von dem ganzen Vorfalle, als die Thränen, welche ſie dabei geweint hatte und die noch immer ihr über das Geſicht rannen. Bald darauf hatte ſie ſich in einer Dorfkirche, ohne einem Menſchen ein Wort davan zu ſagen, trauen laſſen, und weil ſich mit der Verheimlichung der Sache, ſogar vor den Eltern, der Lärm eines geräuſchvollen Hochzeitfeſtes nicht vertrug, ſo hatte der vorſichtige Traum die blendenden Brautbetten in ein Gemach geſetzt, das unmittelbar an die Sakriſtei anſtieß. Wie ſie nun aber vom Altare weg in die Thüe wollten, da erſchien in dieſer plötzlich ihre Mutter, eine Ruthe in der Hand, geoß wie ein Stallbeſen, legte das ſechzehnjährige Töchterchen in ihrer Wuth, gleich einem Flederwiſche, über den linken Arm und würde ein furchtbares Exempel an ihe ſtatuirt haben, wenn Röschen in ihrer zweifachen Herzensangſt nicht den ganzen Traum glücklich entzweigeſchrieen hätte.

Und nachdem das ſo hart geplagte Kind endlich gegen Morgen wieder eingeſchlafen, jedes frühere Hinderniß ihres Vereins mit dem Vetter Karl völlig beſeitiget und eben das Licht ausgelöſcht werden ſollte, fühlte ſie ſich auf einmal heftig am Arme gepackt und ſah unmittelbar darauf in das finſtre Auge ihrer Mutter, welche ſie eine langſchläferin ſchalt, und fragte, ob ſie denn ganz vergeſſen hätte, daß Markttag ſei, und der Einkauf beſorgt ſein wolle?

Die ſpitzige Naſe.

Mittags über Tiſche war die Frau Bürgermeiſterin in dem beunruhigten Gedanken, daß der Organiſt nicht Stadtſchreiber werden ſollte, zwar immer noch nicht gut, aber doch viel beſſer gelaunt, als wäheend des Vormittags. Kaum waren dahee die Geſellen und Lehrburſchen vom Tiſche aufgeſtanden, ſo fing Röschen, die ſchon längſt gern gehört hätte, ob die Muttee vielleicht nunmehr endlich einmal richtigere Anſichten bekammen, alſo an: Geſtern, liebe Mutter, habe ich ſie einmal überaus böſe geſehen!

Die außerordentlich einnehmende Freundlichkeit ihrer Tochtee aber bei dieſer Aeußerung machte, daß ſie lachend fragte: Bei welcher Gelegenheit denn?

I, wie der junge Mann mit dem alten Rappen kam und bei uns Quartier ſuchte.

Doch dieſe Erinnerung regte der Mutter plötzlich die ganze Galle auf. Ja — ſagte ſie — das zeigte deine Klugheit wieder einmal im hellſten Lichte. Statt dem Burſchen die Wege zu weiſen, rufſt du mich gar erſt noch herzu.

Aufrichtig, liebe Muttee, ich konnte es nicht übee mein Herz bringen. Der Menſch ging gar zu gut mit dem kranken, häßlichen Pferde um, und abendrein war er auch ſo hübſch.

Hübſch? rief die Bürgermeiſterin. Herr meines Lebens, einen Mantel hatte er, dem man ſeine vormalige Farbe gae nicht mehr anſah.

Der Mann ſelber aber, gute Mutter, ſeine Figur!

Ach, was Figur! Dünn aufgeſchoſſen, wie ein Hopfenſtengel nnd ſo mager, ſo mager! Wahrhaftig ſeine Naſe wae ſo ſpitzig, daß ich ſie gleich durch das Oehr meiner großen Stopfnadel bringen wollte.

Blick zum Himmel.

Lachend fiel der Bürgermeiſter ein: War ich denn nicht gerade ſo, als ich zu die auf die Freyte kam?

Eben drum — antwortete die Bürgermeiſterin — mit ſo ausgehungerten Leuten hat man kein Glück und wenn einmal künftig der Freier um unſere Roſe ſo ausſieht, wie der, ſo kann er ſich nur immer die Anfrage bei mir erſparen. Solche hagere Perſonen lieben nichts ſo ſehr, als Zank und Streit, wogegen mit den beſſer Beleibten ſchon eher ein Auskommen iſt. — Ich meine das im vollen Ernſte! fuhr ſie fort, als hier ihr Gatte hoch auflachte. Es liegt auch in der Natne der Sache. Einem friedliebenden Menſchen gedeiht Eſſen und Trinken, ein zänkiſcher aber wirb bei dem beſten Appetit immer ein Storch bleiben. Beweiſt denn das nicht ſchon dein Beiſpiel allein?

Poz Kinder nnd kein Ende! — rief da der Bürgermeiſter, den Blick zum Himmel gekehrt. — Wenn ich, der Hagere, zänkiſch bin, wie nenne ich denn da die Wohlbeleibten, gleich dir?

Segelſtreichen.

Nimmermehr wenigſtens — verſetzte ſie — hätte ich ſolch einer Lumperei wegen, wie das Zeichen über der Hausthür iſt, mit dem Bürgermeiſter Mehrmann Händel angefangen.

Angefangen! rief der Beſchuldigte. Iſt denn nicht Mehrmann der Anfänger geweſen?

Ei — antwortete ſie — der Ochſenkopf iſt das Zeichen ſeines Handwerks, du zwangſt ihn daher dazu. Und — uun frage ich dich, iſt es denn, abgeſehen von dem böſen Umſtande, daß uns ſolche überlaufen werden, die unſer Haus für einen Gaſthof anſehen, ſo gar angenehm, unter dem Zeichen des Ochſenkopfes zu wohnen? Sollte nicht vielmehr ein vernünftiger Menſch den Ochſenkopf jederzeit ſo weit von ſich entfernen als möglich, heh?

Wie du's verſtehſt! antwartete hier der Bürgermeiſter in einem Tone, vor dem ſeine Ehefrau allezeit die Segel ſtrich, weil ſie aus Erfahrung wußte, daß dann jede Einwendung gefährlich war.

Reſultat.

Das Zeichen über der Thüe — fuhr er mit finſterm Brummen fort — ſollte auf mein Gewerbe und auf die Bürgermeiſterwürde zugleich hindeuten. Aber was verſteht die

Einfalt davon? Dir weiß freilich nicht, daß der Stier das Sinnbild der Stärke iſt, und daß der Bürgermeiſter, potz Kinder und kein Ende, ſich als der Stärkſte in der Stadt erweiſen muß! —

Mit dieſen Worten verließ er die Stube und warf hinter ſich die Thür grimmig zu.

Das Reſultat von Allem war, daß die Hausfrau ihren ganzen Unmuth an dem armen Röschen ausließ, die ohnehin ſchon an dem mütterlichen Urtheile über den Vetter Karl zu tragen genug hatte.

Der willkommene Bär.

Drei Tage hatte Röschen, allemal bald nach Sonnenuntergange, die Mutter gebeten, ſie zu Rocken gehen zu laſſen; es werde gewöhnlich in Geſellſchaft mehr fertig, als zu Hauſe allein; wo freilich in der Regel ein ſehr ſchläfriges Wetter graſſirte. Die Mutter war nicht dagegen geweſen. Denn das erſtemal ging Röschen zur verwittweten Stadtſchreiberin, einer ſehr ordentlichen Frau, das zweitemal zu Amtspachters Finkchen, einer ſchon betagten Jungfer, gegen die ſich auch nichts einwenden ließ, und das drittemal zu Salzverwalters Ausgeberin, einer geſchickten, ordentlichen und ſittſamen Schulmeiſterswittwe. Alle drei ſaßen in der Kirche ſehr weit von der Frau Bürgermeiſterin Mützenkonig und kamen auch ſonſt nicht mit ihr zuſammen; ein ſehr guter Umſtand, den Röschen bei ihren Beſuchen mit berückſichtigen zu müſſen glaubte. Sie war nämlich ſo gewiſſenhaft, um nicht einmal gern eine Nothlüge ohne Noth machen, und auf der andern Seite doch auch den Rechten ihres Herzens nichts vergeben zu wollen. So ging ſie denn allezeit wirklich erſt ein halbes Viertelſtündchen zu den genannten Perſonen, um dann recht zum Kuhthor hinaus zu eilen, damit ſie noch vor eintretender Dämmerung auf dem wilden Maaae anlangen möchte. Herein nach der Stadt, das wußte ſie nun, fehlte ihr der Begleiter niemals, und daß der Altgeſelle, wie ſie nun fand, den wilden Maan, wegen eines Bären, den er dort angebunden hatte, grade jetzt ganz unbeſucht ließ, konnte ihr unter den nunmehr eingetretenen Umſtänden eher willkommen, als unangenehm ſein.

Sämmtliche drei Abende.

Mit einem Worte: Alles ging am Schnürchen. Am erſten dieſer drei glücklichen Abende war bereits ein Schutz- und Trutzbündniß zwiſchen den beiden angehenden Liebenden gegen Welt und Schickſal und alles Mögliche abgeſchloſſen worden. Lottchen, als Zeugin dabei, hatte auch ihr Freudenthränchen mit hineingeweint und zu den Luftſchlöſſern, welche das Pärchen bis weit in den Himmel hinein ſich für ſeine Zukunft aufbauete, treulich Handlangerdienſt verrichtet.

Am zweiten Abende war die Rede hauptſächlich auf die niedliche Liſon zu Chatillon gekommen und da dem armen Röschen noch drei Schlafengehen ein Skrupel in dieſer Angelegenheit aufgeſtiegen.

Aber auch dieſen Skrupel hob der Abend völlig.

Muth.

Bei der diesmoligen Heimführung aber zündete ein Blitzſtrahl aus dem heiterſten Himmel das neueſte, ſchönſte Luftſchlöſſchen den guten Kindern über ihren Köpfen an. Und das ging ſo zu: Röschens Herr Pathe, der Kämmerer, woe juſt wie Röschen gegen Abend nach dem wilden Maaae hinaus eilte, ihr von daher entgegen gekommen. Aber das Mädchen, damals nichts im Kopfe habend, als den wilden Mann und jenen Skrupel, lief eiligſt bei ihm vorbei, ohne ihn gewahr zu werden, ſo daß er lange ſtehen blieb, ſie mit dem Auge bis in die Thür des wilden Mannes verfolgend. Sein Erſtes, nach der Rückkehr in die Stadt, war daher ein Gang zur Frau Bürgermeiſterin Mützenkonig. Liebe Frau Gevatter — begann er — was fehlt denn meiner Jungfer Pathchen?

Nichts, Gott lob, als vielleicht ein wenig Siafleiſch.

Das muß ſein! denn eben rannte ſie draußen norm Kuhthor auf der Straſe nach dem wilden Manne ſo vor mir vorüber, als ob ihr der Kopf brenne.

Wohl kaum möglich, Herr Gevatter. Denn ſie iſt zu Rocken in der Stadt und ſitzt dasmal gewiß dort in aller Ruhe.

Allein der Kämmerer behauptete das Gegentheil, weshalb ſich denn die Bürgermeiſterin auf der Stelle in Salzverwalters Behauſung begab. Dort aber hieß es freilich, daß Röschen ſich zwar richtig eingeſtellt, aber kein Bleiben gehabt habe.

Man kann ſich vorſtellen, in welche Wuth darüber die leicht aufbrauſende Bürgermeiſterin gerieth.

Die Pulvermine.

Nichts ahnend von dieſem Allen brachte ungefähr ein Stündchen ſpäter der glückliche Karl Röschen nach Hauſe und dachte eben an der Thür ſich beſcheiden mit dem Küßchen in Ehren zu verſehen, deſſen Erinnerung ihm den einſamen Rückweg nach dem wilden Manne verſüßen ſollte, als plötzlich, wie eine Pulvermine, die hinter der Hausthüe louſchende Mutter hervorſprang, die Tochter zurückſchleuderte, und dem Heimführer ſtatt der warmen Lippen, wornach er lechzte, den kalten Glasknopf, der zwaar unter ihrer Schürze verborgen gehaltenen Blendlaterne dicht vor den Mund hielt.

Und gerade, daß der junge Mann nicht, wie ein ertappter Strauchdieb das Haſenpanier ergriff, als er nach manchen harten Reden vernahm, wen er vor ſich hatte, gerade das legte die Bürgermeiſterin ihm als eine beſondere Frechheit aus.

Ungewöhnlicher Hondel.

Noch weit ärger würde es dem armen Röschen ergangen ſein, wäre nicht, zeitdem die Mutter von Salzverwalters wieder zurück war, ein ganz eigner, gnädiger Umſtand eingetreten. Sie fand nämlich da gerade den reichen Henkel bei ihrem Manne, der um Röschens Hand für den Gerichtsverwalter auf ſeinem Gute Kühreuitz anſuchte. Schon ſeit langer Zeit ſtand der Bürgermeiſter in Verbindung mit Herrn Henkel. Die beſten Ochſengeſpanne bezog er aus ſeinem Rindviehinſtitute und hatte in ihm immer einen ehrlichen Mann gefunden. Daher glaubte er ihm zwar auf ſein Wort, daß der junge Gerichtsverwalter geſund und auch ſonſt von recht guter Qualität ſei. Allein, grade wie bei den Ochſenhändlern, den Handel abzuſchließen, ohne daß weder er, noch die hauptſächlichſte Mitintereſſentin, ſeine Tochter, den Gerichtsverwalter zuvor geſehen hatte, hielt er doch für ſehr ungewöhnlich.

Ueberrinkunft.

Ja — ſagte Herr Henkel achſelzuckend — entweder — oder! Mein Gerichtsverwalter iſt jetzt abweſend. Ich habe mir vorgenommen, für ihn in jeder Hinſicht zu ſorgen und ihn unter anderm auch eine Frau, juſt, wie man Kindern ein Weihnachtgeſchenk überreicht, zu beſcheeren. Natürlich mußte ich da etwas recht Hübſches für den jungen Mann ausſuchen und das glaube ich in ihrem niedlichen Töchterchen gefunden zu haben. Schlagen ſie ein, Herr Bürgermeiſter! vielleicht bietet ſich ihnen im ganzen Leben nicht wieder eine ſo gute Gelegenheit für ihr Kind.

Alles recht ſchön, verehrter Herr Henkel — verſetzte Röschens Vater. Wie nun aber, wenn die Chriſtbeſcheerung dem jungen, vielleicht ſchon mit einer Braut verſorgten Manne (denn in ſolchen Fällen ſind die jungen Leute heutzutage eilig genug!) nicht gefiele? Oder auch umgekehrt, wenn der junge Mann dem lebendigen Geſchenke nicht anſtünde?

In beiden Fällen — antwortete der Gutsbeſitzer — verſtehe ich mich zu einer Entſchadigungsſumme, die ſie gewiß anſtändig finden werden?

Wirklich woe dieſe, die er nannte, ſo bedeutend, daß der Bürgermeiſter gar kein Bedenken mehr hatte, und lächelnd ſagte: Ja, dann bin ich's zufrieden. Nur den Zwang haſſe ich in dergleichen Dingen.

Große Einigkeit.

Bis jetzt hatte die Bürgermeiſterin ſtill nachſinnend dabei geſtanden. Nun aber begann ſie: Alles mit Unterſchied, lieber Mützenkönig; auch der Zwang hat mitunter ſein Gutes. Aber der Vater, nein, der muß nicht wöhlen wollen in ſolchen Dingen für die Kinder. Das Auge der Mutter weiß am Beſten zu beurtheilen, ob ein Mann ſo beſchaffen iſt, daß er der Tochter gefallen ſollte oder nicht. Kinder ſind und bleiben Kinder, und wie man ihnen die Ruthe aufzwingen muß zu ihrem Beſtra, ſo auch häufig den Mann und die Frau. Aber die Mutter, Herr Henkel, die muß daher nothwendig den Mann zuvor geſehen haben.

Verdrießlich wendete ſich der Bürgermeiſter hinweg um eines eben hereintretenden Käufers willen, während Herr Henkel die Unterhandlungen mit ſeiner Frau heimlich fortſetzte. Er mußte die rechte Weiſe, ſie zu überzeugen, getroffen haben. Denn in Kurzem war ſie über ſeinen Heirathsantrag ſo ſehr mit ihm und ihrem Manne einverſtanden, wie ſie ſolches mit letzterm vielleicht ſeit ihrem Brautſtande kein einziges Mal geweſen.

Elterliche Erklärungen.

Dank Gott — ſprach dahee ſpäterhin die Mutter, nachdem ſie dem Heimführer der Tochter die Hausthür vor der Naſe zugeſchlagen hatte — daß inzwiſchen der Himmel auf anderm Wege für dich geſorgt hat. Es würde dir jetzt ſchlimm ergehen, wenn nicht dergleichen Narrheiten nun von ſelbſt aufhören müßten. Du biſt nämlich die Braut des Gerichtsverwalters zu Küherwitz und kannſt dich immer auf die nahe Hochzeit gefaßt machen.

Ja, ja! — fuhr die Mutter fort, als Röschen mit ein paar Augen sie ansah, wie etwa einen Menschen, an dem sich mit Einem Male Spuren des tollsten Wahnsinnes zeigen — Es ist allerdings wahr, daß du dein Glück durchaus nicht verdienst. Mache mir aber auch nur wieder einen Streich, wie heute, und du sollst sehen! —

Der aus der Werkstatt zurückkehrende Bürgermeister wollte ebenfalls wissen, was das für ein Streich gewesen sei, und sprach, als er's gehört hatte: Potz Kinder und kein Ende! So können wir ja Gott danken, daß sich die gute Gelegenheit gefunden hat, den Zeisig loszuwerden. Das aber, Rose, sage ich dir, thue gut in Kührewitz, oder komme mir im ganzen Leben nicht wieder unter die Augen!

Der letzte Wille.

Was der Mensch nur an Thränen von sich geben kann, das weinte das arme Röschen gewiß in der halben Stunde, die noch bis zum Schlafengehen übrig blieb. Dann aber war ihr besser bei der Zuversicht, daß sie solch einen unnatürlichen Zustand gewiß nicht die ganze langr Nacht hindurch ertragen könne. Als daher eben der Vater wie gewöhnlich noch einmal im Hause herumging, nachzusehen, ob sich kein Dieb eingeschlichen habe, und die Mutter zur Zubereitung auf den folgenden Tag in der Küche war, riß sie ein noch unbeschriebenes Blatt Papier aus ihrem vormaligen Schulschreibebuch, ihren letzten Willen aufzusetzen.

„Liebr Eltern — so lautete er — vergeben sie mie, wie ich auch Jedermann vergebe, und beruhigen sie sich wegen meines frühen Todes. Das einzige nur bitte ich, daß Nachricht davon hinaus in den wilden Mann komme, damit Jemand von doet mich zu Grabe hinaus begleiten kann. Uebrigens werde ich auch noch in der Ewigkeit sein ihre treue Tochter Rosine."

Dieses Testament befestigte sie mit einer Stecknadel an der Mutter Ruhkissen und fühlte sich dann unendlich beruhigt.

Gewaltsame Maaßregeln.

Desto trostloser war Röschen am folgenden Morgen, als sie, statt in dee Ewigkeit, noch mitten in der zeitheesgen irdischen Umgebung erwachte. Der Zettel auf der Mutter Ruhkissen, den sie in ihrer Trostlosigkeit gunz oergessen hatte, zog ihr nur neue Leiden zu, weil sie darüber gar eines gegen ihr Leben gefaßten Vorsatzes verdächtig wurde. Denn beide, Vater und Mutter, behaupteten nach einem, nur allzuscharfm, Examen, daß sie so unvernünftig nicht sei, um glauden zu können, sie werde schon d a r a n sterbrn, daß man ihr nur einen Mann z u g e d a c h t hätte. Es wurde ihr daher alles Stech- und Schneidewerkzeug wrggenommen und sie überhaupt wie eine verrückte Person eingesperrt und behandelt.

Zwischenereignisse.

Daß der Mastbammel wirklich mit Tode abging, und auch der für den Abend nach der Rathswahl festgesetzte, gewöhnliche Schmaus von der Mehrheit des Senats depreciirt wurde, nahm die Frau Bürgermeisterin für zwei sehr schlimme Vorbedeutungen und wae dorübee gewaltig alterirt. Wirklich schlug auch dee verhängnißvolle Wahltag zum geößten Mißvergnügen des Bürgermeisters Mützenkönig aus. Sein Mitbürgermeister und Gegner hatte nämlich undegreiflicher Weise den größten Theil der Rathsmitglieder auf seine Seite gebracht. So drang man denn darauf, daß die Stadtschreiberstelle längstens binnen Jahr und Tag wiedee besetzt sein müsse.

Abrede.

Herr Henkel wartete schon in der Werkstatt des Bürgermeisters Mützenkönig, als dieser im äußersten Unmuthe dort ankam und auch gar nicht im Stande war, dessen Ursache vor dem Gastr zu verheimlichen.

Hm — sprach Herr Henkel — wie wenn es mie gelänge, der Sache doch noch einen erwünschten Ausschlag zu verschaffen! Sie wissen, daß der Bürgermeister Mehemann seine Mastochsen hauptsächlich aus meiner Anstalt bezieht. Wie wenn ich zu ihm ginge und ihn bewegen konnte, meinem Gerichtsverwalter in Kührewitz als künftigen Stadtschreiber seine Stimme zu geben? Auf diese Weise hätte doch ihre Fomilie die Stelle besetzt und ihrer eigenen Tochter würde die Sache auch zu statten kommen.

Allerdings ließ sich das hören. Ja — sprach der Getröstete — wenn Sie das bewirken können, verehrter Herr Henkel!

Ich hoffe wenigstens. Uebrigens würde meine Uebereinkunft mit Ihnen, wegen ihrer Tochter, ihm vor der Hand noch ein Geheimniß bleiben müssen.

Haupthinderniß.

Dem Bürgermeister Mützenkönig vertrieb dieser Gedanke, je mehr er über ihn nachsann, immer besser alle vom Rathhause heimgebrachten schwarzen Grillen. So, meinte er, müsse sein Gegner, Mehrmann, sich in der Folge gerade am empfindlichsten verletzt fühlen.

Als aber gegen Abend Herr Henkel wiederkam, brachte er, leider, wie er sagte, die Nachricht des oölligen Mißlingens mit. Unglücklicher Weise sei ihm gerade der Umstand der Verlobung des Gerichtsverwalters mit Röschen entschlüpft, und da wören auf Einmal die Unterhandlungen so gut, wie abgebrochen gewesen. Der Bürgermeister Mehrmann habe auch ausdrücklich erkläet, daß, so lange der goldene Ochsenkopf über der Mützenkönigschen Hausthür dem Fleischerhandwerk gleichsom Hohn sprechen dürfe, er auch gewiß dem Interesse dee Mützenkönigschen Familie entgegen sein werde, aus allen Kräften.

Umarmung.

Nach einer langen Berathung, zu welcher die Frau Bürgermeisterin mitgezogen wurde, ließ sich der Bürgermeister endlich von der Wahrheit überzeugen, daß ein lebendiger Stadtschreiber als Schwiegersohn doch wohl die reichlichste Entschädigung wäre für den todten Ochsenkopf an seinem Hause.

Und kaum ein halbes Stündchen später brachte Herr Henkel den Bürgermeister Mehrmann herzu und die beiden Väter dee Stadt lagen einandee freundlich in den Armen.

Alles das geschah unten in der Werkstatt, welche der blaue Montag, den es eben gab, von allen fremden Augen und Ohren gereiniget hatte.

Die bessere Gestalt.

Endlich mußte auch Röschen hinunter in die Werkstatt. Auf der Treppe noch machte die Mutter, welche sie holte, ihe die Hölle recht heiß, wischte noch unten vor der Thür mit dem Schürzenzipfel eine Thräne, nicht eben auf die zarteste Weise, aus dem Auge des armen Kindes, letzte ihm dann die Faust auf die Stien und sprach: daß du um Gotteswillen keine Späne machst! Auf wen willst du denn warten, dummes Ding, wenn die unsee künftiger Herr Stadtschreiber zu schlecht ist!

Aber alle Ermahnungen fruchteten nichts. Beim Eintreten erschrak Röschen nur um so mehr, als sie in Herrn Henkel, den man ihr in der letzten Zeit ohne Aufhören als einen ganz kostbaren Mann gerühmt hatte, denselbrn Reiter wieder erkannte, der in seiner Fühllosigkeit dem Vetter Karl draußen auf dem wilden Monne mit dem guten Herzen, das er dem armen Rappen bewirsen, so aufgezogen hatte.

Bald aber erhielt die Sache eine bessere Gestalt, wie jetzt der Gerichtsverwalter selbst hereintrat, und das kein anderer Mensch war, als der Vetter Karl selber.

Erläuterung.

Herr Henkel hatte damals, als Vetter Karl den kranken Roppen am Zaume über den Markt zu Reiffenthal geführt, das aus dem Fenster seines Ochsenkäufers, des Bürgermeisters Mehrmann, mit angesehen. Gerade die Milde des jungen Mannes mit dem Thiere hatte ihn bewogen nachzuschleichen. So war er Zeuge des Gesprächs zwischen ihm und Röschen am Fenster geworden. Späterhin wieder zu Pferde auf der Straße, hotte er Karln an der Thüre des wilden Mannes wahrgenommen und nähere Bekanntschaft mit ihm, besonders auch darum zu machen gewünscht, weil sein Anzug nicht eben von Wohlhabenheit zeugte und Herr Henkel gern gesehen hätte, ob, wenn er ihm nähee auch so gefiele, wie von weitem, vielleicht etwas für ihn zu thun sei.

Im Gasthofe nun war seine Theilnahme an dem jungen Manne immee gewachsen, seine und Röschens gegenseitige große Neigung hatten ihm nicht verborgen bleiben können, und er, nach eingezogener näherer Erkundigung über das Mädchen, sogleich beschlossen, sich des Pärchens anzunehmen. Seinee gleichzeitigen Nachforschung auf der Universität war bald die Auswirkung des Sittenzeugnisses gefolat. Und jetzt erst trug er ihm die Gerichtsverwalterstelle in Kührewitz an.

Allerlei Geheimnisse.

Die Frau Bürgermeisterin Mützenkönig stannte freilich gar sehr, als ihr künftigee Schwiegersohn und der spitznäsige Heimführer ihrer Tochter, den sie damals mit dem Knopfe ihrer Blendlaterne, grausam genug, abgespeist und sonst allerlei Dinge gesagt hatte, die nicht zu den Artigkeiten gehören mochten, nur eine Person waren. Doch kam ihe, unter diesen Umständen, seine Nase bei weitem nicht mehr so spitzig vor, wie damals. Auch meinte sie vermuthlich, kann mein armes

Kind ſie vertragen, ſo kann ich es ja wohl auch. Ueberhaupt gefiel ihr der junge Menſch viel beſſer als zuvor.

Die geheimen Artikel des Traktats zwiſchen der Bürgermeiſterin und Herrn Henkel an jenem Abende, wo dieſer den überraſchenden Heirathsantrag that, durch welchen Röschens Mutter auch ſobald für die Sache gewonnen wurde, verlauteten jetzt ebenfalls. Herr Henkel hatte ihr nämlich damals ſchon zugeſagt, daß ſein Juſtitiar Stadtſchreiber und der Ochſenkopf wieder vom Hauſe weggenommen werden ſollte. Seine ſehr genaue Verbindung mit den bedeutendſten Rathsmitgliedern machte, daß er die Zuſage wohl geben konnte. —

Nach einer geheimen Uebereinkunft zwiſchen den beiden, ſich nun wieder herzlich liebenden, Bürgermeiſtern ſollte die Veränderung über der Mützenkönigſchen Hausthür, um der Stadt das Kopfbrechen wegen der Voranſtalten dazu und manches unnütze Raiſonnement zu erſparen, einmal in einer Mondſcheinnacht bewirkt werden, nachdem alles hierzu hinlänglich vorbereitet war.

Zweifache Deutung.

Ein Jahr verging dem Pärchen, wie den Eltern, in ſüßer Hoffnung. Ein einziger Unfall von Bedeutung ereignete ſich, und das war der Tod des Pferdes, das gewiſſermaßen allein Korts und Röschens Glück gemacht hatte. Denn ohne des jungen Mannes rühmlichen Antheil an dem Schickſale des armen Thieres würde der wackere Herr Henkel ſchwerlich auf ihn aufmerkſam geworden und nichts von all' dem Guten, welches daraus hervorging, zu Stande gekommen ſein.

Als endlich die Beſtätigung des neuerwählten Stadtſchreibers, deſſen Fleiß, Geſchicklichkeit und Uneigennützigkeit als Gerichtsverwalter zu Kührewitz in der ganzen Gegend geprieſen wurden, aus der Reſidenz angekommen und er ſchon förmlich eingeſetzt war, ging auch die Hochzeit vor ſich.

Und wer am Morgen nach dieſer bei dem Mützenkönigſchen Hauſe vorüber kam, der ſtaunte auch, daß ſich in der einzigen Vollmondnacht der Ochſenkopf über der Thür in ein Paar verſchlungene Hände verwandelt hatte, welche eine zweifache glückliche Deutung geſtotteten.

Gottlob Ernſt Schulze

ward am 23. Auguſt 1761 zu Heldrungen in Thüringen geboren, ſtudirte in Wittenberg Theologie und Philoſophie, und wurde daſelbſt ſowohl Diaconus an der Schloß- und Univerſitätskirche, als auch zugleich Privatdocent in der philoſophiſchen Facultät und Doctor der Weltweisheit. 1788 ging er als ordentlicher Profeſſor der Philoſophie nach Helmſtädt, und blieb daſelbſt bis zur Aufhebung der Univerſität. 1810 wurde er in gleicher Eigenſchaft nach Göttingen berufen, wo er den Titel eines Hofraths erhielt und am 14. Januar 1833 geſtorben iſt.

Grundriß der philoſophiſchen Wiſſenſchaften. Wittenberg, 1788—90. 2 Bde.

Aeneſidemus, oder über die Fundamente der von Reinhold gelieferten Elementarphiloſophie, nebſt einer Vertheidigung des Skepticismus gegen die Anmaßungen der Vernunftkritik. Helmſtädt, 1792.

Einige Bemerkungen über Kant's philoſophiſche Religionslehre. Kiel, 1795.

Kritik der theoretiſchen Philoſophie. Hamburg, 1801. 2 Bde.

Die Hauptmomente der ſkeptiſchen Denkart über die menſchliche Denkart in „Bouterwek's neuem Muſeum der Philoſophie" Bd. 3, Heft 2, 1805.

Encyklopädie der philoſophiſchen Wiſſenſchaften. Göttingen, 1814; 3. Aufl. 1824.

Grundſätze der allgemeinen Logik. Helmſtädt, 1829; 4. Aufl. 1832.

Leitfaden der Entwickelung der philoſophiſchen Principien des bürgerlichen und peinlichen Rechts. Göttingen, 1813.

Pſychiſche Anthropologie. Göttingen, 1816; 3. Aufl. 1828.

Ueber die menſchliche Erkenntniß. Göttingen, 1832.

Ein ſcharfer und gründlicher Denker, bemühte ſich S., obwohl ſtreng genommen Eklectiker, durch das Syſtem eines natürlichen Realismus, den er aus dem Scepticismus entwickelte, den Idealismus vorzüglich zu bekämpfen. Sein Streben erwarb ihm großen Ruf, aber keine Anhänger, und er ſteht mit demſelben allein da.

Johann Daniel Schulze

ward am 22. Juli 1777 zu Naumburg geboren, ſtudirte zu Leipzig, wo er ſich auch als Privatdocent der Philoſophie niederließ und promovirte. 1804 ward er als Conrector an das Lyceum zu Luckau berufen und verwaltete hier ſpäter das Rectorat, bis er 1820 als Schuldirector nach Hamm, und 1822 als Director des dortigen Gymnaſiums nach Duisburg berufen wurde, woſelbſt er noch wirkt.

Geſchichte der leipziger Univerſität im Laufe des 18. Jahrhunderts. Leipzig, 1802.

Literaturgeſchichte der ſämmtlichen deutſchen Schulen und Bildungsanſtalten. Leipzig, 1804. 2 Thle.

Einige Schulreden. Leipzig, 1819 u. 30. 2 Bde.

Entlaſſungsrede. Lübben, 1822; und andere einzelne Reden.

Ein tüchtiger Schulmann in jeder Hinſicht, wirkte S. auch im weiteren Kreiſe durch ſeine trefflichen Schulreden, welche bei allen Pädagogen Anerkennung fanden.

Heinrich Adolf Schümberg,

zu Bautzen, wahrſcheinlich im Jahre 1787 geboren, ſtudirte zu Leipzig die Rechte und wurde in Bautzen Oberamtsadvocat. Seine Neigung zum Kriegsweſen führte ihn jedoch den franzöſiſchen Fahnen zu und er kehrte, nachdem er in Spanien mitgefochten hatte, als franzöſiſcher Rittmeiſter nach Sachſen zurück. Anfangs lebte er auf ſeinem Familiengute Hainichen bei Bautzen, darauf zog er ſich, unter dem angenommenen Namen Belawei der Schriftſtellerei zugewandt, nach Kamenz zurück, wo er noch verweilt.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

Das Königreich Neapel, aus dem Franzöſ. Leipzig, 1820—21. 2 Thle.

Erinnerungen aus Spanien. Dresden, 1823.

Gemälde aus der Geſchichte des ottomaniſchen Reichs. Dresden, 1824. 2 Thle.

Spanien, nach A. Rabbe. Dresden, 1826. 27. 3 Thle.
Historisch-romantische Erzählungen. Dresd., 1827.
Manuscript vom Jahre 1812, aus dem Französischen des Baron Fain. Leipzig, 1827. 2 Thle.
Susanna aber die Gesatisüchtige, aus dem Französischen. Leipzig, 1828. 2 Bde.
Festspiel zur Geburtsfeier des Prinzen Friedrich August Albert. Kamenz, 1828.

Eine treffliche Darstellungsgabe, gute vielseitige Kenntnisse und in seinen Erzählungen gute Erfindung der Situationen und feste Characterzeichnung haben seinen Schriften viele Freunde erworben.

Johann Gottlieb Schummel

ward am 8. Mai 1748 zu Seitendorf in Schlesien geboren, lebte längere Zeit seit 1771 als Lehrer am Kloster Unserer Lieben Frauen zu Magdeburg und darauf an der Ritteracademie zu Liegnitz, bis er als Doctor der Philosophie und Professor der Beredsamkeit, so wie der griechischen Sprache an das Elisabethanum zu Breslau berufen ward, wo er am 24. December 1813 starb.

Empfindsame Reisen durch Deutschland. Wittenberg, 1770—72. 3 Thle.
Lustspiele ohne Heirathen. Wittenberg, 1772.
Kinderspiele und Gespräche. Leipzig, 1776—77. 2 Thle.
Fritzens Reise nach Dessau. Leipzig, 1776.
Spitzbart. Leipzig, 1779.
Wilhelm von Blumenthal. Leipzig, 1780—81.
Der kleine Voltaire. Leipzig, 1785. 2. Ausg.
Das blinde Ehepaar. Breslau, 1788.
Reise durch Schlesien. Breslau, 1792.
Das Duell, Lustspiel. Wittenberg, 1773.
Scheich Sadi's persisches Rosenthal, nebst Lokman's Fabeln. Wittenberg, 1785. 2. Aufl.

S. lieferte zu seiner Zeit die besten satyrischen Romane, welche wir Deutschen aufzuweisen haben, nur sind die Tharheiten, welche er damals mit großem Witz und reicher Kraft und Gewandtheit verspottete, wie z. B. die Weltverbesserungssucht und die Freigeisterei, so gänzlich verschollen, daß seine Romane eben dadurch auch ihr Interesse für uns verlieren mußten.

Johann Balthasar Schuppe

ward am 1. März 1610 zu Gießen geboren und bezog schon im funfzehnten Jahre die Universität Marburg. Er hörte philosophische und theologische Collegia, riß sich aber bald von den Hörsälen los, um auf Reisen die ächte Weisheit zu finden. Durch die Kriegszeiten bald aufgehalten, bald wider seinen Willen hier- und dorthin verschlagen, blieb er endlich in Rostock in vertrauter Freundschaft mit Peter Lauremberg und wurde daselbst 1631 Doctor der Philosophie. Von dort indeß wieder vertrieben und über Lübeck nach Hamburg, sowie von hier nach Bremen flüchtig, ging er nach Marburg, wo er eine Zeitlang Vorlesungen hielt, bis er vor der Pest entweichen mußte. Er reiste nun nach Holland zu wissenschaftlichen Zwecken. 1635 nahm er die Professur der Geschichte und Beredsamkeit in Marburg an; wurde 1641 Licentiat und 1645 Doctor der Theologie, nachdem er 1643 zum Prediger des deutschen Ritterordens gewählt war. Im Jahre 1646 ernannte ihn der Landgraf Johann von Hessen-Darmstadt zu seinem Hofprediger, Consistorialrathe und Inspector der Kirchen und Schulen zu Braubach, und man rühmte am Hofe seine Freimüthigkeit, sowie seine Weltklugheit. Er ward selbst zu diplomatischen Geschäften gebraucht, die er mit großem Beifall ausführte. Im Jahre 1649 ward er zugleich nach Augsburg und Hamburg berufen. Er folgte dem letzteren Rufe und wurde in demselben Jahre, unter dem Jubel der Gemeine, in der Jacobikirche ordinirt. Seine mit allerlei Scherz und Schwank gewürzte Predigtweise zog ihm manche bittere Anfeindung zu und durch diese tief gekränkt und verstimmt, starb der sonst lebensfrohe Mann, von der Welt abgeschieden, schon am 20. October 1661.

Lehrreiche Schriften, herausgegeben von seinem Sohne Jost Burchard Schuppe. Frankfurt a. M., 1684. 1701. 1719. 2 Thle. 8.
(Darin: die Krankenwärterin, der geplagte Hiob, Sabbathschänder, Lucidor, die ehrbare und scheseheilige Hure, Aurora, Salama, Coriana, der Bücherdieb, der Hauptmann zu Capernaum, u. s. w.)

Ueber S. urtheilt Küttner sehr treffend in seinen Charactteren deutscher Dichter und Prosaiker S. 155 fgd.:

die wunderliche Mischung des Ernsten und Burlesken in S's Schriften fällt anfänglich auf. Man wundert sich, wie geistliche Lieder, Predigten, gelehrte Abhandlungen und Satyren voll Possenreißerei und feiler Scherze so bunt durcheinander da liegen. Aber man überschlage die frommen und ernsthaften Aufsätze, die meist schlecht und mit lateinischen Floskeln und schaalen Wortklaubereien überdeckt sind; man lese die satirischen allein, und sie werden gefallen. Zwar reicht S. nicht an Maschenesch seinen Zeitgenossen; aber einige Ungezogenheiten und Uebertreibungen abgerechnet ist der Vortrag dieses Schriftstellers lustigend. Er hat sehr schlau die Menschen beobachtet, über die er spottet; er besitzt Einsicht und Erfahrung in Welthändeln, einen aufgeweckten Kopf, schlichten, guten Menschenverstand und eine boshafte Laune. Die rauhe, ungeschliffene Sprache macht es leider schwer, alle diese rühmlichen Eigenheiten seines Geistes mit Wohlgefallen aufzuspüren.

Fabul-Hanß *),

Oder:

Eine schöne anmutige Predigt, von der Fabul, welche Jotham den Bürgern zu Sichem erzehlet hat, Jud. 9. Dem Hoch-Ehewürdigen, Groß-Achtbaren und Hochgelehrten Herrn Menoni Hannekenio, Der H. Schrifft weitberümbten Doctori, der Kirchen zu Lübeck hochverdienten Superintend. Meinem insonders Hochgeehrten und Hochgeneigten Herrn, Vettern und Paten, wünsche ich samt dessen ganzem Hause alles zeitliches und ewiges Woirgehen.

Hoch-Ehrwürdiger, Groß-Achtbarer- und Hochgelehrter, mein insonders Hochgeehrter und Hochgeneigter Herr, Vetter und Pate:

Ich werde berichtet, daß zu Lübeck ein Geschrey erschollen sey, daß drey Tractätlein wider Antenorn sollen gedruckt werden, deren eins genannt werde Examen juxta legē & Evangelium, das andere der Geist Ceobyle einer alten Hurea, das dritte, der geistliche Eulenspieger, Antenorn zu ehren und zu lieben, bestihlet mir GOtt. und wenn ich kein Christ, sondern ein Heyd wäre, so würde mich die Natur darzu antreiben.

*) Aus „Lehrreiche Schriften, Deren sich beyds Geist- als Weltliche ꝛc. von Joh. Balthas. Schuppen. Frankfurt an Mäyn, 1677."

Ich habe gehofft, solche gottlose Leut, welche in Schafskleidern daher gehen, und inwendig reissende Wölffe sind, würden einmal aufhören wider ihn zu wüten und toben. Weil ich aber vernehme, daß ihre Bosheit je mehr und mehr wachse, als wil ich hinfüro Antenorn der seine Zeit in höhern Dingen anwenden kan, die Mühe abnehmen, und solchen Kerlen mit Gottes Hülff antworten, und das Maul stopffen. Ich bin zwar noch jung, und E. Hoch-Ehrw. wissen am besten, wie viel Jahr verflossen seyn, nachdem sie mich auß der H. Tauff gehoben, und nach ihrem Namen mich genennet haben. Ich höre, daß der Autor deß Examinis juxta legem & Evangelium ein Mann sey von einem grossen Bart. Allein ich wil vor seinem Bart mich nicht entsetzen, wenn er auch so groß wäre als ein Schlacht-Schwerdt, sondern wil mit GOTTES Hülffe sehen, wie ich mit ihm zu recht kommen könne. Ich bitte ihn aber, wann er ein ehrlicher Mann, und ein guter Christ ist, er wolle seinen rechten Nahmen und Zunahmen bei dieses Tractätlein setzen, damit ich wissen könne, mit wem ichs zu thun habe, und einem jeden einen Hering braten könne, nachdem der Mann ist. Ich wil ihm mit Höflichkeit und Bescheidenheit begegnen, und alles der Censur vornehmer Theologorum unterwerffen, ehe es in Druck kommet. Ich schwöre bey meiner Ehr und Redlichkeit, daß ich und mein Bruder Jost Burchard hiebevor in dieser Sache keine Feder angesetzet haben, und daß wir die Unschuld Antenors nicht geschrieben haben, wie uns etliche Schuld geben. Sondern es hat es ein vornehmer Hofmann gethan in einem vornehmen Fürstl. Hof, von welchem Antenor saget, daß er ihm unter tausend Freunden, welche ihn mit Undanck belohnet haben, kaum die geringste Wohlthat erwiesen habe, und sich demnach nicht genugsam verwundern könne, was ihn zu solcher Treu und Affection auffgemuntert habe. Wann ich und mein jüngerer Brüder etwas hinfüro schreiben werden, so wollen wir unsere Namen darbey setzen. Ich bitte unterdessen E. Hoch-Ehrw. gantz dienstlich, sie wollen mich in diesem fall treulich informiren, ob das eben eine Todsünde sey, daß ein Theologus auß guter intention eine Fabul erzehle, dem gemeinen Mann dadurch eine gute Lehr beyzubringen? Ich vernehme, daß Antenorn vorgeworffen werde, die Fabuln seyen in den Sächsischen Kirchen-Ordnungen und in GOTTES Wort, sonderlich in der ersten an Timoth. am 4. verboten. Allein was die Kirchen-Ordnungen anlanget, die sind gemacht worden zur Zeit der Reformation D. Lutheri, da haben unsere Theologi mit dem Wort Fabul gesehen auff der Papistin Legenden von den verstorbenen Heil. von ihren falschen Wunderwercken und anderen Lügen, dadurch das Fegfeuer ist erbauet worden, welches den Papisten bißhero so viel eingetragen hat, als dem König in Hispanien die Silberflotte. Was Paulum anlanget, der 1. Timoth. 4. sagt: Der ungeistlichen und altvätterischen Fabulen entschlage dich: Da halte ich davor, Paulus habe damit gesehen auff die alte Jüdische Weiber, welche ihren Kindern allerhand Mährlein erzehlen: Als zum Exempel, wenn ein Mensch sterbe, so komme er wiederum in das Paradiß, daraus Adam und Eva vertrieben, da werde es lustig hergehen, da werde man eßen, trinken, tantzen ꝛc. Welche und dergleichen Fabuln mein seliger Großvater Doctor Helvicus aus ihrem Talmut in Teutsche Sprach versetzet hat, diese Fabuln wurzelten endlich also ein, daß auch die Alten, welche in ihrer Kindheit diese Mährlein gehöret hatten, dieselbige so hoch hielten, als wenn es Mosis und die Propheten geredet hätten. Salome mag wol eine gute Frau gewesen seyn, allein ohne Zweiffel ist ihr in ihrer Kindheit die Opinion beygebracht worden, was der Messias für ein grosser Herr sein werde, wie er das gantze Jüdische Volck werde groß machen, und zu Ehren bringen. Weil sie nun sahe, daß Christus der wahre Messias seye, und ihr mit Blut-Freundschaft so nahe verwandt seye, da kam sie zu ihm, und bate, daß er ihre beyde Söhne vor andern befördern wolle, und wollte den Einen in seinem Reich lassen sitzen zu seiner Rechten, den Andern zu seiner Lincken, das ist, er wolle aus den einen etwa einen Reichs-Marschall, aus dem andern einen Reichs-Cantzler machen. Diese Einbildung ist vielleicht entstanden aus den Fabuln und Mährlein, welche Salome in ihrer Kindheit von den alten Weibern gehöret. Weil nun Timotheus auch ein junger Mensch war, und ohne Zweiffel von solchen Fabuln gehöret hatte, als schrieb Paulus an ihn, daß er sich derselbigen enthalten solle: Daß sonsten alle parabolische Reden, Gleichnüssen oder Fabuln in Gottes Wort allerdings verboten seyen, das kann ich nirgend finden. Warum hat der H. Geist auffzeichnen lassen die Fabul, welche Jotham den Bürgern zu Sichem erzehlet? Warum hat er auffzeichnen lassen dir Fabul, welche Nathan dem König David erzehlet? Warum sagte Nathan nicht alsbald, König David, du bist ein Mörder und Ehebrecher, und drei Mörder und Ehebrecher werden das Reich Gottes nicht ererben, sondern erzehlete ihm erstlich eine Fabul von dem Schaaff? Warum hat der Sohn GOttes, der Meister mit der gelehrten Zungen, der gewaltig predigte, und nicht wie die Schrifftgelehrten, eine solche Art zu predigen gebrauchet, wie Moses und die Propheten, sondern hat die vornehmste Articul deß Glaubens, die vornehmste Geheimniß, in allerhand schönen Parabeln und Gleichnissen vorgestellet, indeme er saget: Es ging ein Säemann aus zu säen seinen Saamen, ꝛc. Das Himmelreich ist gleich einem Hausvater, der ausgieng Arbeiter zu miethen in seinen Weinberg, ꝛc. Matthesius sagt recht und wol, die Allegorien und Gleichnüssen beweisen und gründen keinen Articul deß Glaubens, sondern dienen darzu, daß die gegründete Articul, als in einem Gemählde, den Einfältigen deutlicher vor die Augen gestellet, und illuminirt werden. Es scheinet, daß Antenors Verfolgere nicht recht verstehen das Wort Fabul, und ich wolte wündschen, daß sie möchten lesen, die schöne Oration, welche der hochgelehrte Marcus Zuerius Boxhornius in Leiden gehalten hat, de sapientia Aesopi, und daß sie lesen mochten bey dem alten Ehrwürd. Bachanten-Tröster Ambr. Calepino, was eine Fabul seye. Ich erwarte hiervon E. Ehrw. hochvernünfftiges judicium. Befehle dieselbige mit allen ihren liebsten Hochangehörigen in den Schutz Jesu Christi, und bitte Gott demüthig und inbrünstig, Er wolle E. Hoch-Ehrw. der Christl. Kirchen zu Aufnehmung und Erweiterung, Ihrer vornehmen Familien zu Nutz und Trost, und mir zu einer sonderbahren Freude, viel Jahr lang bey beständigen Leibes-Kräfften erhalten, und ihr geben alles, was ihr eigen Herz contentiren kan. Ich werde bis in mein Grab verbleiben Ew. Hoch-Ehrw. Gehorsamster und treuester Diener und Sohn

ANTON MENO SCHUPPIUS.

Geliebte Freunde im HERRN, nachdem wir die Berg-Predigten auff diesem euerm Berg-Fest etliche Jahr her verrichtet, wollen wir heut in Doctor Luthers Historien fortfahren, und der Zeit ihr Recht thun, und damit wir etwas lustiges und liebliches für uns nehmen, und desto bequemer von dem Herrn Doctor Esopo reden können, solt ihr zum Eingang ein altes Mährlein hören, welches der heilige Geist in seine heilige Bibel hat auffschreiben, und auff uns bringen lassen.

Da Jathan, Gideons und Jerubbaals Sohn, die Judenschafft straffen wolte, daß sie seines Vatern, ihres treuen Regenten, so bald vergassen, und sich greulich an seinen vil Söhnen vergriffen, und einen losen Mann zum Regenten aufwarffen, sagte er ihnen diese Fabul, welche am 9. Capitul deß Buchs der Richter durch den H. Geist auffgeschrieben ist.

Höret ihr Männer zu Sichem, spricht Jotham, daß euch Gott wieder höre: Die Bäume wollten einen König über sich salben und sprachen zum Oelbaum: Sey unser König, aber er antwortete, sol ich meine Fettigkeit lassen, die beyde Gott und Menschen an mir preisen, und über die Bäume herrschen? Da es der Oelbaum also abschlug, liessen sie es an Feigenbaum gelangen, der weigerte sich auch den undanckbaren Bäumen zu willfahren, sol ich meine Süssigkeit und gute Früchte lassen, und über die Bäume schweben? Darauff sprachen die Bäume zum Weinstock: Sey du unser König, er antwortete, soll ich meinen Most lassen, der Gott und Menschen frölich machet, und ein Regent über euch seyn? das ist mir nicht zu rathen. Darum wehlten die Bäume den Dornstrauch. Ists wahr, und meynet ihes ernstlich, daß ich euer Herr soll seyn, sagt der stachlichte Regent, so kommt und vertrauet euch alle unter meinen Schatten, wo nicht, so gehe Feuer aus dem Dornbusch, und verzehre die Cedern Libanon. Diß ist Jothams Fabul, deß weissen Mannes und grossen Regenten, und lieblichen Heylandes in Israel, Gideons Sohn, die ich euch erzehle, damit ihr sehet, daß der H. Geist ihm auch die Weisse gefallen lässet. Wenn kluge Leute mit verdeckten und verblümten Reden, undanckbaren und ungeschlachten Leuten predigen, und daß die Weisesten auff Erden, beyde unter Juden und Heyden, auch in der Christenheit, sich sehr gerne auff diese Art beflissen, und die höchste Weißheit, nach Gottes Wort, in solch Bildwerck und Gemählde der unvernünfftigen Creaturen und Thierlein gefasset, und den Leuten fürgehalten haben.

Hierauff hoffe ich, werde ich mich auch heut entschuldigt wissen, der ich deß Herrn Doctors Esopi, und seines Fleisses, so er an die kluge und vernünfftige Fabuln gewendet, zur Faßnacht gedencke.

Denn als unser Doctor nun viel Jahr, wie ihr gehöret, wider die Mönche und Schwermer hefftig gestritten, und sich mit Predigten und Dolmetschung in der H. Bibel abgearbeitet, und ein sehr schwaches Häuptlein bekam, wie er aus Coburg schreibet, da er sich dieser Arbeit unterfinge, will er sich auch, wie grosse Leute pflegen, ein wenig erquicken und erlustiren. Darum, weil er mercket, daß der H. Geist in seiner Bibel auch vernünfftige und weisse Mährlein schreiben lässet, und die Alten gern solche verdeckte und demäntelte Wahrheit und Weißheit mit Thierleins-Häutlein und Sprüchen überzogen, und weise Leute ein eigen Fabel-Buch, mit grosser Vernunfft zusammen gebracht, welches nun durch grobe und unverständige Leute, mit ungeschickten und unzüchtigen Reden

und Mährlein vermenget und beſudelt wäre, nimmet er zu Coburg Gelegenheit, nach Eſſens den alten teutſchen Eſopum für ſich und reiniget und ſchmücket ihn mit guten und derben Teutſchen Worten, und ſchöner Auslegung oder ſittlichen Lehren, und machet ſechzehn ſchöner Fabuln, die voller Weißheit, guter Lehre, und höfflicher Vermahnung ſeyn, und wunderſchöne Bilder und Contractaturen haben, de casibus mundi, wie es in der Welt, in Regimenten und Haußweſen, auf Erden pfleget zuzugehen.

Wie er auch ſolches ſein angefangen luſtig und nützlich Werck mit einer ſehr gelehrten Vorrede zieret, darinnen er frey bekennet, daß nach der heiligen Schrifft die feineſte Welt-Weißheit in vernünfftigen Fabuln zu finden iſt, wer allen denſelben mit Fleiß nachdencke. Denn unter den Thierlein und Bäumlein findet man das rechte Perlein der Welt-Weißheit, gleichwie der Han im Miſt ein edles Steinlein fand, wol denen, die es kennen, und recht und bequemlich zu gelegener Zeit und an gebührlichen Orten, geſchicklich zu brauchen wiſſen. Denn wie der Königliche Prophet Davids ſein Pſalterlein in dem erſten Pſalm, welches deß Pſalters Vorrede iſt, preiſet, alſo hab auch der Meiſter, ſo die Fabuln zuſammen geklaubet, in der erſten Fabul diß Buch loben, und den Leuten befehlen wollen. Obwol Bauern und Unverſtändige, die Weißheit, ſo in den Fabuln ſtecket, nicht achten und unwerth halten, dennoch ſey und bleibe es ein edles Perlein und weiſes Büchlein, darinnen viel guter Lehre, Treue, Vermahnung, und höflicher Warnung gefaßt ſeyen. Denn obwol Welt-kluge Leute, um der Kinder und Alten willen, Eſopum als einen Faßnachtsputzen und Poſſenzen abmahlen, habe doch diß Buch kein Narr oder Unweiſer, ſondern ſehr vernünfftige Leute auff Erden zuſammen geleſen. Denn es haben nicht allein die alten Lateiner und Griechen, ſondern auch die älteſten Juden, welche die rechte Religion allezeit gehabt, ſich auff dieſe Fabul-Weißheit befliſſen.

Darum freylich die weiſen Mährlein-Dichter nicht erſtlich in Phrygia oder Griechenland, ſondern bey den Juden vor Alters geweſen, wie Jothams Fabul, welche vor Chriſti Geburt in drey tauſend Jahr alt war, klärlich bezeuget. Wie wenn Aſaph der Sang-Meiſter, der liebliche Pſalmen gedichtet, der rechte Eſopus wäre, der erſtlich die Fabuln, wie andere Leute Salomons Sprüchwörter, zuſammen geleſen hätte! denn die Namen treffen faſt mit einander ein. Weil nun dieſes die artlichſten und ſubtileſten Weiſe eine iſt, bittere und ſcharffe Wahrheit, die ſonſt feindſelig und unangenehm iſt, alſo von groſſen Leuten auch in die Kinder, wie überzuckerten Wurm-Samen und Keller-Hals zu bringen, und hochberühmte Leute offt mit ſolchen Fabuln große Dinge bey Regenten, Unterthanen, Kind und Geſind außgerichtet, hat unſer Doctor ſeine Mühe und Arbeit an den alten und verunreinigten Eſopum legen, und ſeinen Teutſchen ein verneuertes und geſchwetztes Mährleinbuch zurichten wollen, daraa der Zeit viel guter Leut ein ſonderen Gefallen trugen. Denn als Philippus unſers Doctors Vorrede und Fabuln ſiehet, bittet er ihn, er wolle fortfahren, und diß Buch verrichten, er wolle ihm tauſend Gulden bey einem groſſen Herrn, deme ers zuſchreiben ſolle, dafür zuwegen beingen.

Aber weil ſich der theure Mann an der Bibla neben viel Predigen und Schreiben, abgearbeitet, verblieb dieß angefangene Werck, welches anfangs gleichwol M. Georg Rohrer hernach mals in den neunten Theil der Teutſchen Bücher Lutheri hat bringen laſſen. Ob aber wol dieſer nützliche Eſopus nicht zum Ende bracht, hat doch der Herr Doctor zuvor und hernach, über Tiſch und in ſeinen Büchern, wenn er zumal vom Regiment und Hofweſen pflegt zu reden, der alten Fabuln und vernüafftiger Sprüchwörter, ſo in Teutſcher Sprache aus den Fabuln kommen ſeyn, gern gebrauchet.

Im ſchönen Hof-Pſalm, welches der 101. den Doctor Creutziger für die gelehrteſte und weiſeſte Schrifft in Teutſcher Sprache hielt, gedencket der Doctor deß Affen, ſo Holtz ſpalten wolte, und deß Keuls vergaß, und da er die Art außzog, darüber zu Schaden kam. Denn wenn ſich einer fremdder Händel unterſtehet, die er nicht gelernet, gehet es ſelten ohne Nachtheil ab. Er gedencket auch deß Froſches, ſo auff dem Heller ſaß, und rühmt ſich, Geld brächt Ehre. Wie auch der Schwermer ſpottet, die eytel Ruhmen ſürgaben, mit dem alten Sprüchwort: Rühme dich Räuplein, dein Vater war ein Kohl-Wurm.

Uber Tiſch habe ich etliche gute Fabuln von ihm gehöret, als von der Krähe, ſo die Affen ſtraffete, die aus einem Johanneswürmlein Feuer blaſen wolten, und darüber ihren Kopff verlor. Alſo gehets, wenn man andern Leuten, die keinen Verſtand haben, einreden wil, Affen und Pfaffen laſſen ſich nicht ſtraffen, wie ich aus langer Erfahrung din gewahr worden. Item, da man eines erwehnet, der ſich ſehr heuchleriſch und glimpfflich ſtellet, gedachte er des ſchönen Sprüchworts, ſo aus dem Mährlein von der Mauß und ihrem Töchterlein geſponnen iſt, welche einen rauſchenden Hahn, und ſchleichende Katze ſahe, und ſich über dem Leiſe-Tritt hart verwunderten, hüte dich, ſagt die Mutter-Mauß, fürn Schleichern, der Ranſcher thut dir lang nichts.

Item, wie man meldet, daß etliche Hurneuſel groſſe Klöſter-Güter an ſich gezogen, und Hof-Schrantzen damit begnadigt hätten, ſagt er: Eſopus lehret, wenn jemand einen Braten vom Altar zucket, bleibet gemeiniglich ein glüend Köhlein daran hencken, das verbrenne Neſt und Jungen, wie dem Adler geſchach.

Ich habe auch geſehen, daß unſer Doctor den Sächſiſchen Renckefuchs mit zu Tiſche getragen, und über Eſſen darinn geleſen hat, wie er auch ſeinen Sohn etliche Teutſche Fabuln zum Argument voeſchriebe, die er verlateinen ſolte, wie ich hernach derſelben eine gedencken will.

Groſſe Leute haben je und je ſolcher verdeckter und vermummlicher Reden gern gebrauchet, und bißweilen nicht allein zum Schertz und Kurtzweil, ſondern auch in wichtigen Sachen, gantze Fabuln oder ſchöne Sententz, ſo darauß gewachſen, in ihren Reden geführet. Wie zwar auch der Sohn GOttes und ſeine Propheten und Apoſteln ihren Mund gern in ſchönen Gleichnuſſen auffthun, und groſſe Weißheit in Bilden von Thierlein den Chriſten fürſtellen. Chriſtus weiſet uns zum Sperling, zue Gluckhenne, zum Feld-Blümlein, Schlangen und Dauben, und nennet Herodem einen Fuchs, S. Paulus, Neronem einen Löwen, die Prediger, ſo einander zauſen, wie die Kalbertreiber, heiſſet er Hunde, Keyer, ſo ſich mit Gottes Wort und Chriſti Fellein heichlich ſchmücken, heiſſet er reiſſende Wölffe: Salomo weiſet uns zum Ameißlein, Jotham mahlet in ſeinem Mährlein die liebe Obrigkeit ab, wie auch der Sohn GOttes den Babyloniſchen Käyſer in einem ſchönen Baume fürbildet, darunter die Thierlein im Schatten ſitzen, dafür man ſich billich neigen, und nicht mit Prügeln darauff werffen, oder wie eine Sau ſich daran reiben ſolle. Unſer Jotham mahlet auch einen böſen Regenten ab in einem Dornſtrauch, wie der HErr Chriſtus einen falſchen Propheten darinnen abreiffet, und David mahlet ſeine Juden ab in ſtachlichten Diſteln oder Mannestreu, wie er im 22. Pſalm, Cheiſtum in einem ungehörnten Hirſchen, und Judam im Leithund, und die Pfaffenknecht in Steudern und Windſpieln abconterfeyet.

Da die Gemeinde zu Rom ein Aufſtehen machet, beredet ein kluger Mann die Auffgewiegelten und Ungehorſamen, daß ſie wieder einzogen, da er ihnen die Fabel von Händen und Füſſen ſaget, die dem müſſigen Haupt und freſſendem Bauch, wie ſie meyneten, nimmer Zinß gaben, und darüber verſchmachteten und verdorben. Ein weiſer Mann in Griechenland beredete ſeine Bürger, daß ſie dem Tyrannen nicht die Schaaffhunde überantworten, denn darnach würden die Wölffe gut machen wider die gantze Heerde haben. Jener Löw, der deß Hirten Tochter hieb gewann, ließ ſich aus thorichter Brunſt von der Jungfrauen Vater bereden, daß man ihme die Zähne außſchlüge, und die Krahlen abhiebe, da er nun wehrloß war, muſte er mit der Haut bezahlen. Der Chriſtenheit weiſſe Zähne, Krahlen Wehr und Waffen iſt das ſtarcke Wort Gottes, von Propheten und Apoſteln auffgeſchrieben, wenn wir das dem vermeynten Hirten und ſeinen Miedlingen im Concilio übergeben, ſo iſt die Chriſtenheit wehrloß, und kan ſich wider deß Teuffels Mord und Lügen nimmee auffhalten. Darum wolte unſer Doctor die Schrifft und das mündliche Wort ſein Lebetag nicht fahren, und keinen Menſchen ohne gewiſſe Schrifft über ſeine Lehren urtheilen laſſen. HErr JEſu, du ſtarcker Löw aus dem Stamm Juda, laß uns deine Klauen, die zehen Gebot, und die weiſſe Zahne, dein H. Evangelium nicht nehmen.

Und daß ich der Teutſchen Klugheit, und wie ſie der Fabul ſo wercklich gebrauchen, hie weiter gedencke, wiſſet ihr, da man Käyſer Rudolffen fragte, weßhalben er ſich nicht zu Rom wolte krönen laſſen, es gehen viel Käyſers-Fahrten aus Teutſchem Land gen Rom, und wenig wieder herauß, drum grauet mir, ſagt der Fuchs zum Löwen. Ein groſſer Biſchoff redet mit einem Evangeliſchen, man ſolte deß Pabſts und der Biſchöffe nicht ſo feindſelig gedencken, trete keiner den andern, ſagt der Hahn zum Pferd, wir ſind euch zun Haupten gewachſen, und unſere Füſſe ſind mit Eiſen beſchlagen. Zu andern Zeiten brauchte ein Fürſt gar höfflich des Fuchs Sprichwort zum Hahn, da man von groſſem Frieden ſchneiden wolte, es mag wol ein Landfridde angeſtellet ſeyn, er iſt aber noch nicht jedermann verkündiget.

Es ſagen auch die Weiſen, bald iſts berathſchlaget und beſchloſſen, wer wil aber der Katze die Schelle anbinden, und die Execution verrichten, ſprach die alte Mauß, da die Jungen fürgaben, man ſolte der Katzen eine Schelle anknüpffen. Ein Wolff gäb den Fuchs bey dem kranken Löwen an, als ein Anffwiegler, wie es der Fuchs erfähret, kommt er auch für, entſchuldigt ſich, er wäre auß geweſen, und hätte ſich bey den Aertzten, des Königs Geſandtheit halber, auffgehalten, die riethen, er ſolte einen warmen Wolffsbalg auffs Hertz legen, bald zeucht man dem Wolff die Haut über die Ohren. Alſo, wer

einem andern eine Grube gräbt, der fällt gemeiniglich selber drein. Item, ein alter Hirtenhund, der seines Herrn Vieh treulich bewachet, gehet zu Abend ein, den pelffern die Polsterhündlein auff der Gassen an, er trabet für sich und siehet sich nicht um, wie er füen Ruttelhof kömmt, fragt ihn ein Fleischers-Hund, wir er das Gepelffer leiden könnte, und warum er nicht einen bey dem Kamm nehme, nein, sagte der Hirten-Hund, es zwackt und beisst mich keiner, ich muß meine Zähne zu den Wölffen haben. Der Löw wolte sich auch nicht am Mäußlin rächen, das wurde ihm endlich reichlich bezahlt, da ihn das Mäußlein aus seinen Stricken toßmachte.

Aber wer bißweilen verhören könte, und verantwortet nicht alles, und ließ S. Peters und Rolands Schwerdt in der Scheiden stecken, der blieb lang ungebissen, und nertrüg viel Sachen.

Es ist Fürstlich, sagte auch der grosse K. Alexander, der den Leuten dienen, und böse Wort und Undanck dafür einnehmen kan. Und Käyser Augustus nerantwortete sich also, da man übel von ihm redete. Ich laß mir an dem genügen, daß mir die Leute mit bösen Worten nicht schaden können. Ein gut Gewissen überwiegt und nerträgt viel Calumnien und nerwendte Reden.

Item, auff eine Zeit kaufte ein Bergherr frembe Gewercken aus, und wolte den Genieß gar allein haben, wie solches über Tisch gedacht wird, spricht der Herr Doctor: Eben so thät jener Bauer im Esopo ouch, dem leget eine Gans alle Quartal ein gülden Ey, da ihn aber der Geitz bestund, schurfft er die Gans auff, da schnitte sich das Ertzt mit ab. Also gehets, wenn man sich nicht wil an den Gefällen genügen lassen, so Gott ordentlich bescheret, und wenn der Jäger den Hunden und Sperbren ihr Jäger-Recht nersaget, Bauern sollen pflügen und dreschen. Herren sollen der Zinß, Zehenden und Pacht warten, und ihren armen Leuten Schutz halten, Pfarrer sollen lehren und predigen, saget D. Mortin Luther, so richter ein jeder das Seinige aus, und GOtt spricht seinen Segen darzu.

Item, ein grosser Herr ligt am Fenster, und siehet einen Hofschrantzen gen Hof kommen. O wie ein grosser Dieb ist diß, spricht er zu einem der bey ihm stunde. Leidet ihr denn solche in Diensten, sagt der Rath? Wie sprach der Fuchs zum Igel, antwortet der Herr, tasset mir die satten Fliegen sitzen, kommen Hungerige, die saugen und sauffen viel härter, es muß ein Herr viel sehen und hören, der mit viel Leuten haußhalten sol, bißweilen findet man einen, der druckt einen Hofs-Schwamm auß, der viel Wasser in sich gezogen, und hängt ihn an die Sonne, wie Ahasverus seinem untreuen Haman thäte, oder mancher knüpfft seinen Halß selber zu, wie Achitophel, denn Untreu trifft doch ihren eignen Herrn, oder da sichs verzeucht, da zahlen endlich die Erben.

Also, sage ich, brauchen wir Teutschen viel guter Fabuln und Sprüchwörter von wenig Worten, die aber viel Nachbenckens geben, und hafften und klrben lang, und poldern und rumpeln im Hertzen, als wenn man einem einen Floch ins Ohr setzet.

Drum da unser Jotham sich bey wilden und graben Leuten auch wolte hören lassen, dencket er auff eine mercklche Fabul, darinn er Mosis, Josue und seines lieben Vaters Gideons treur Dienst und unzehliche Wohlthat, höflich in den dreyen fruchtbaren Bäumen wiederholet, und im Dornbusch den neuen und anordentlichen Regenten, der Magd Sohn, meisterlich und künstlich abgemahlet. Denn non frommen Regenten, da sie Gott giebet, hat ein gantzes Land Schatten, ja, sie erfrenen Gott, wenn sie Kirchen und Schulen bestellen, und sich der wahren Religion annehmen, da gibt Gott Süssigkeit und Freude für die Unterthanen.

Wenn aber ein Land und Stadt ihrer frommen Obeigkeit vergisset, und zahlet ihre Erben mit Teuffels-Danck, kommt selten ein besser Freund hernach, sondern quecksende und undanckbaer Frösche müssen einen Storch haben, der sie schindet und verschlinget, oder müssen einen Dornstrauch leiden, darunter Igel, Mäuse, Schlangen und Krötten hecken, die ein Land zerkratzen, und ihme alles abschaben, drauß auch endlich ein Fruer kommt, das Land und Leut verzehret, wie es hie den undanckbaren Sichemiten auch gieng, die vergassen nicht allein ihres alten Richters, sondern sie halffen ihrem Dornbusch, daß er Gideons 69. Kinder auff einen Stein möedlich und tyrannisch umbdringet.

Solche Undanckbarkeit und Untreue der Unterthanen und Nachkömmlingen bande ihnen einen eigenen Besen oder Dornstrauch über ihren Leib, denn ihr neuer Richter drasch sie redlich über die Köpffe, und stach sie todt, wie er endlich auch vor einem Weibe erworffen ward. Aqnila electa juste omnia vincit, sagt Kayser Friedrich der Dritte; wer wie ein Dorn-Strauch ins Regiment kommt, ungefordert, ungeschnittelt, kan nur ritzen und stechen, und den Schafen die Wolle abziehen, gehet gemeiniglich mit blutigem oder brinnendem Kopff wieder hinauß, und umb deß Volcks Sünde, Undanck und Bößheit willen, schicket Gott offtmals Dorn-Büsch und weltliche Distel-Köpffe.

Diß erwehnte ich von Jothams Fabul, und non unsers Doctoes Esopo, und viel weiser Leut Mährlein, deren etliche in den alten Weisen auch zusammen geklaubet seyn. Denn grosse und Biderleut, beyde in Regimenten, Schul und Kirchen die sich ermüdet, müssen auch ihre ehrliche Freud und lustige Kurtzweil, und liebliche Ergetzlichkeit haben. Wie sagt S. Johannes der heilige Apostel und Evangelist, da ihm etliche verhuben, daß er seine Vögelein und Rebhünerlein hätte, und bißweilen mit den Seinigen zum Sichermahl schoß. Ein Bogen, der stetigs gespannt ist, verlamet und nerdirbt endlich.

Käyser Carl der Erste, und Maximilianus, hatten ihre Freude an Jagen. S. Maerus mahlet bißweilen für die lange Weile. Cyrus der Alte, und der H. Patriarch Abraham bauten Lust-Gärten, pflantzten Bäum. Salomo disputirt zur Gelegenheit von allerley Kräuteen und Bäumen. Chur-Fürst Friederich zu Sachsen hatte sein Drehe-Zeug und schifftet und siedet Bölze, die offtmals andere Leute nerschossen. Käyser Augustus machet bißweilen Vers, wie auff eine Zeit sein Ajax sich am Schwamm erstach wie Suetonius schreibet. Doctor Martinus war über Tisch von viel guten Sprüchen und fröhlichen Reden, wie er auch zu Coburg mit M. Veit Dieterich zum Ziel schoß, und auff eine Zeit einer Fledermauß Hertz, mit seinem Bölzlein auß dem Bauch zoge.

Sa nun die Gelehrten, dem weisen Homero sein merklich Gedicht von der Frösche und Mäuse gefährlichen Kriege, können zu gut halten, wie kan man unserm Doctor und andern zum aegen deuten, daß sie zur Kurtzweil und Ergetzlichkeit der Fabul gedencken, schreiben und predigen, weil sie zumahl von nützlichen und künstlichen Händeln reden.

Damit wir nun diese Faßnacht, nach Gelegenheit der Zeit, bequemlich nerrichten, wil ich diese Jothams und Esapos Predigt, nicht mit Rabinischen und Mahometischen, alten Münchischen Exempeln, oder alt-vetterlischen Mährlein, sondern mit zweyen und dreyen derben und scharfen Fabuln beschliessen, und mit dem Krebs, Fuchs und Speeling manchem ein Klette in Baet werffen, oder Stifft im Hertzen stecken lassen. Ich bitte und vermahne aber, es wolle sichs keiner annehmen, der unschuldig ist: Schreyet einer, so muß man dencken, er sey getroffen.

Unser Doctor schriebe auff ein Zeit seinem Söhnlein Johann diese Fabul für: Ein Krebs wolte über Land reisen, unterwegen kommt er zur Schlangen, dir wird sein Gefehrt, nun windet und schlinget sich dir Schlang, und gehet die quer, und macht sich krumb, der Krebs auff viel Beinen übel zu Fusse war, folget seinem schlimmen und ungeraden Wander-Gesellen, und gehet sich auß m Athem, helliget und mergelt sich in dieser schweeren Reise ab, wie es Abend wird, kehren sie beyde unter einem Strauch ein, die Schlang legt sich in Ring, und fähet an zu schlaffen und schnarchen, der Krebs ist müde, und wil kein Schlaf in seine Augen, und thut ihm das Schnarchen oder Zützchen wehe, und wil die Schlange stossen, daß sie still lige, wie sie auffährt, und wil sich wehren, ergreifft er sie mit seiner Scheren beym Kopff, und drucket hart zu, biß ihr der Athem außgehet, da streckt sie sich die Länge auß, und ligt ja tod fein gerad. Ey sagt der Krebs, wänn du heut so gerad gangen wäreſt, hätte ich auch besser folgen können.

Ach wie schwer kommt es einen an, und bluttichen sanr wirds ihm, wer mit krummen schlimmen schlüpfferigen, ungeraden, zweyzüngigen, falschen und giftigen Leuten über Land sol reisen, oder in Regimenten mit ihnen rathschlagen und umbgehen, oder mit giftigen und falschen Predigern und Collegen, und untreum Weib und Gesinde haußhalten. Darumb beschloß Doctor Luther diese Fabel: Lieber Sohn, es ist nicht allein ein schöner Schatz umb einen guten Nachbaen, sondern wenn einem GOTT auch über Land und in seinem Ampte gute und gerade Leut zugibt, mit schlimmen und falschen kommt man schwerlich fort, und wird einem blut-sauer. Denn ein ungeraber und tückischer Ferund ist viel ärger, denn ein offentlicher zoeniger Feind.

Hört noch eine, ob wol der Seyger außgelauffen ist. Da ich und andere gute Freund dem Herrn Philippo das Geleit von hinnen gaben, und er auch mit edentheurlichen Gefeheten beloden war, saget er uns im Wissenthal über Tische die Fabel: Ein grosse Schlang nerfiel sich in einer Höle, und schrye jämmerlich, ein Baur kömmt zum Loch, fragt was da sey, sie bittet er wolle ihr herauß helffen, traun Nein, sagt der Mann, an bösen Thieren ist nichts Guts zu nerdienen, ich solte eine Schlang in meinem Busen auffziehen, die Schlang hält an, und verspricht dem Bauren, sie wolle ihm bey ihrem GOtt, der einmahl durch sie geredt, den böesten Lohn liefern, so die Welt pflegt zu geben. Gifft, Gab und grosse Verheissung bethören auch die Weisen, der Baur hilfft dem bösen und listigen Wurm heraus, drauff wil sie ihn zu Lohn fressen. Hab

ich das umb dich verdienet? Iſt das deiner Zuſag gemäß? Sagt der Baur, ich bin zweyzüngig ſagt die Schlang, die Welt lohnet nicht anders, wer einen vom Galgen bittet, der bringt ihn gemeiniglich wieder dran.

Wie der Baur in Aengſten ſtehet, ſagt die Schlang, da du mir nicht glauben wilt, ſo wollen wirs auff die nächſten zwey ſetzen, die uns begegnen, was ſie in dieſer Sachen ſprechen, das ſol uns beyden wohl und wehe thun. Bald kommt ein altes Pferd, dem legen ſie die Sache für, der Schiedmann ſpricht: Ich habe meinem Körner fünffzehen Jahr gedienet, morgen wil er mich dem Schelm-Schinder geben, die Welt lohnet nicht anders. Deßgleichen ſpricht der alte Hund, auff den ſie auch compromittiren, ich habe zehn Jahr Tag und Nacht meinen Junckern jagen, und viel Füchs und Haſen fangen helffen, jetzt hat er ſeinem Weidmann befohlen, er ſol mich an eine Weide hencken, das iſt der Welt Lohn. Dem Bauren wird bang zu Muth, in dem trat ein Füchslein daher, dem legt der Baur ſeine Sache für, und verheiſt ihm all ſeine Hüner, er ſol ihm von dem böſen Wurm helffen, der Fuchs unterwindet ſich deß Handels, beredet die Schlang, ſie wolle ihme die Hölt zeigen, und was ihr Gefahr, und deß Bauren Dienſt geweſen ſey. Man kommt zum Loch, der Fuchs fähet ein, die Schlange hernach, und zeigt ihm alle Gelegenheit, in deß wiſcht der Fuchs herauß, und ehe ſich dir Schlang umbwendt, weihet der Baur auffs Fuchſen abred, wieder ein groſſe Wand für.

Wie der Bauer erlediget, fordert der Fuchs, er ſol ihm auffn Abend, das Hüner-Hauß offen laſſen, der Bauer kam heim, thut ſeinem Weib Relation, und was er dem Fuchs für ſein Procuratorey ſey anheiſchig worden. Die Bäurin ſagt: Hüner und Gäns ſeyen ihr, er hab ihr nichts zu vergeben. Der Baur wil ſeinen Worten nachkommen, läſt dem Fuchs das Hüner-Loch offen, wies die Frau gewahr wird, wartet ſie mit ihrem Schirmeiſter die Nacht auff den Fuchs. Als der in bona fiducia geſchlichen kommt, verrennen ſie ihm das Loch, und bleuen auff ihn zu, bis ſie ihn ergreiffen. Ach ſagt der Fuchs, iſt denn das recht und der Welt gröſter Lohn für die gröſte Wohlthat, ſo beſtätige ich armer Schalck heut diß Wetterecht mit meinem Leben und Balg.

Freylich gehet es nicht anders auff Erden zu, wer der Welt diene, der verleuret nicht allein ſeine Wohlthat, ſondern krieget mit der Zeit Teuffelsdanck zu Lohn, doch muß es endlich alles bezahlt werden. Dranff lächelt der gute Herr Melanchthon, denn er hatte deß Dancks auch von den Seinigen ein Michelstheil bekommen. Lernet ihr hierauß, umb der Welt Lohn und Danck willen nichts anzufangen, und ihren Undancks und Untreu willen nichts unterlaſſen, der HErr lebet und regiret zur Rechten ſeines Vaters, der alle treue Dienſte und Wohlthat redlich und reichlich bezahlen, und eines jeden Gerechtigkeit zu ſeiner Zeit ans Mittagslicht bringen wil. Denn von allen ſinget König Davld: Qui custodit veritatem in seculum. Die Welt hält nicht.

Zum Beſchluß höret auch meine Sperling, denn der Mäuſemiſt und Gerdeleur wil ſie doch immer mit unter den Pfeffer mengen. Ein Sperling hat vier Jungen in einem Schwalben-Neſt, wie ſie nu flück waren, ſtoſſen böſe Buben das Neſt ein, ſie kommen aber alle im Winddrauß davon, nun iſt dem Alten leyde, weil ſeine Söhne in die Welt kommen, daß er ſie nicht zuvor für allerley Gefahr verwarnet, und ihnen etliche gute Lehren fürgeſagt habe.

Auffn Herbſt kommen in einem Weitzen-Acker viel Sperling zuſammen, allda trifft der Alte ſeine vier Jungen an, die führet er mit Freuden mit ſich heim, ach meine lieben Söhne, was habt ihr mir den Sommer über Sorg gemachet, dieweil ihr ohne meine Lehre von mir im Winde kamet, höret meine Woet, und folget eurem Vater, und ſehet euch wol für, kleine Vögelein haben groſſe Gefährlichkeit auszuſtehen, daranff fraget er den älteſten, wo er ſich den Sommer über auffgehalten, und wie er ſich ernehret hätte? Ich habe mich in die Gärten gehalten, Räuplein und Würmlein geſucht, diß die Kirſchen reiff wurden. Ach mein Sohn, ſagte der Vater, die Schnabelweid iſt nicht döß, aber es iſt groſſe Gefahr dabey, darum habe forthin deiner wol acht, und ſonderlich wann Leute in Gärten umbher gehen, die lange grüne Stangen tragen, ſo inwendig hol ſeyn, und oben ein Löchlein haben. Ja mein Vater, wann denn ein grün Blättlein auffs Löchlein mit War gekleibet wäre, ſpricht der Sohn. Wo haſt du das geſehen? In eines Kauffmanns Garten, ſagt der Junge, O mein Sohn, ſpricht der Vater, Kauffleut, geſchwinde Leut, biſt du und dieſe Welt Kinder geweſen, ſo haſtu Welt-Geſcheidigkeit genug gelernet, ſiehe, und brauchs nur recht und trau dir nicht zu viel.

Darauff befraget er den andern, wo haſtu dein Weſen gehabt? Zu Hofe, ſpricht der Sohn. Sperling und andere Vögelein dienen nicht an diß Ort, da viel Gold, Sammet, Seiden, Wehr, Harniſch, Sperder, Kautzen und Blaufüß ſeyn, halt dn dich zum Roßſtall, da man den Haberen ſchwingt, oder da man driſchet, ſo kan dirs Glück mit gutem Fried auch dein täglich Körnlein beſcheren, ja Vatter, ſagte dieſer Sohn, wenn aber die Stalljungen Hedrihrn machen, und ihr Maſchen und Schlingen ins Stroh binden, da bleibet auch mancher behencken, wo haſtu das geſehen, ſagte der Alte? Zu Hof bey Roßbaben, O mein Sohn, Hofbuben böſe Buben, biſt dn zu Hof und umb die Herren geweſen, und haſt kein Federn da gelaſſen, ſo haſt dn ziemlich gelernet, dn wirſt dich in der Welt wohl wiſſen auszureiſſen, doch ſiehe dich umb und auff, die Wölffe freſſen auch offt die geſcheiden Hündlein.

Der Vatter nimt den dritten auch für ſich, wo haſtu dein Heil verſucht? Auff den Fahewegen und Landſtraſſen hab ich Kübel und Seil eingeworffen, und da dißweilen ein Körnlein oder Gräuplein angetroffen. Diß iſt ja, ſagt der Vater, eine feine Nahrung, aber mercke gleichwol auff deine Schanz, und ſiehe fleiſſig auff, ſonderlich wann ſich einer bücket, und ein Stein aufheben will, da iſt dir nicht lang zu bleiben, wahr iſts, ſagt der Sohn, wenn aber einer zuvor ein Wand- oder Handſtein im Buſen oder Taſchen trüge, wo haſtu diß geſehen? bey Bergleuten, lieber Vater, wenn ſie außfahren, führen ſie gemeiniglich Handſtein bey ſich. Bergleut, Werckleut, anſchlägige Leut, biſtu umb Berg-Burſch geweſen, ſo haſt dn was geſehen und erfahren, fahr hin, und nimb deiner Sachen gleichwol gut Acht, Bergbuben haben manchen Sperling mit Cobald umbgebracht.

Endlich kommt der Vater an jüngſten Sohn, dn mein liebſtes Gackenneſtle, dn wareſt allzeit der alberſt und ſchwächeſt, bleib du bei mir, die Welt hat viel greder und böſer Vögel, dir krumme Schnäbel und lange Kraken haben, und nur auff arme Vöglein laueen, und ſie verſchlucken, halt dich zu deines gleichen, und lieg die Spinnlein und Räuplein von den Bäumen, oder Häußlein, ſo bleibſtu lang zu frieden. Du mein lieber Vater, wer ſich nehret ohn ander Leut Schaden, der kommt lang hin, und kein Sperber, Habicht, Ahr oder Weyh wird ihm nicht ſchaden, wann er zumahl ſich und ſeine ehrliche Nahrung dem lieben Gott alle Abend nn Morgen trentlich befiehlt, welcher aller Wald- und Dorffvögelein Schöpffer und Erhalter iſt, der auch der jungen Räblein Geſchrey nnd Gebät höret. Denn ohn ſeinen Willen fällt auch kein Sperling oder Schneekünglin anff die Erde. Wo haſtu diß geleernet? Antwort der Sohn, wie mich der groſſe Windbrauß von dir wegeig, kam ich in eine Kich, da las ich den Sommer die Fliegen und Spinnen von den Fenſtern ab, und höret dieſe Sprüch predigen, da hat mich der Vater aller Sperling den Sommer über ernehret, und behütet für allem Unglück und geimmigen Vögeln. Traun mein lieber Sohn, ſtenchſtu in die Kirchen, und hitffeſt Spinnen und die ſumſenden Fliegen auffräumen, und zirpſt zu Gott, wie die jungen Räblein, und beſiehſt dich dem ewigen Schöpffer, ſo wirſt du wol bleiben, nnd wenn die gantze Welt voller wilder und tückiſcher Vögel wäre. Denn wer dem HErrn befiehlt ſeine Sache, ſchweigt, leidet, wartet, betet, braucht Glimpff, thut gemach, bewahrt Glaub und gut Gewiſſen rein, deß wil Gott Schutz nnd Helffer ſeyn.

Diß Aberſel und ſeines Vater Spruch, geliebten Frennde, ſchencke ich heut zur Faſnacht, die Kinder dieſer Welt, ſind ja in ihrer Art klüger und verſchmitzter, denn die Kinder deß Lichts, doch friſt der Wolff offt auch die geſcheiden, Hündlein, nnd Gott ergreifft die Verſchmitzten in ihrer Schalckheit, und alle liſtige Füchs kommen endlich deym Kürſchner in der Beitze zuſammen. Wer aber Gott wol trauet, der hat wol gebauet und wird in der argen Welt erhalten, und endlich mit Ehren auß allem Unglück erretttet wann nun eines jeden Wandel und Gerechtigkeit an die Sonne kommen, and jedermann vor dem Gerichtſtul Jeſu Chriſti an ſeinem Leibe empfahen wird, was er guts oder böſes in ſeinem Leben gethan hat. Denn wir ſind nicht zu dieſem Leben, wie die armen Vogetein erſchaffen, und mit Chriſti Blut erlöſet, und mit ſeinem Geiſt beſetiget, ſondern daß wir hie Glauben und gut Gewiſſen bewahren, und auff ein ander und ewiges Leben in Gedult hoffen und haeren ſollen. Komm HErr JEſu, und laß dich auf deinem Richtſtul ſehen, und erlöſe und erquicke uns, die wir die die Hitze und Laſt deß langen Tages tragen, und räume mittler Zeit die drummenden und ſumſenden Fliegen auff, ſo in der Kirchen murren, und die Predigt verhindern wollen, Amen, HErr JESU Chriſte, Amen, der du uns in deinem Wort auff die armen Sperling weiſeſt, und ſtelleſt ſie uns zu Doctorn und Lehrern für, Amen.

An den Leſer.

Dieſes iſt hochgel. Leſer, die Predigt, welche der Hochgel. und Geiſtreiche Theologus Herr Matthesius ſeliger, von Jothams Fabut auff der Cantzel gehalten. Ich bitte dich, du wolleſt dieſelbe noch einmal mit Fleiß durchleſen, und darauß urtheilen, wie unchriſtlich Butycolambius und ſein Anhang

bey Antenoren handeln, in dem sie ihn bey dem gemeinen Mann, und sonderlich seinen Zuhörern wollen stinckend machen, und ein Fabul-Haasen nennen, weil er hiebevor etwan einmal eine Fabul erzehlet, und ingenioso nppliciret hat. Ich wil jetzo nicht gedencken, wie viel Fabuln Matthesius in seinen Schrifften und Predigten angezogen habe, sondern ich erinnere mich einer Predigt, welche er am dritten Oster-Feyertag zur Vespee gehalten, und nennet sie ein Osterneu auß Simsons Historien Jud. 14. cap. Darinn er also redet:

Liebe Freunde im HErrn, ihr Alten habt euch zu erinnern, wie man vor Alters am Oster-Tage zur Vesper pfleget von der Cantzel ein Oster-Neu zu sagen. Das waren närrische Fabuln und Mährlein, wie man sie in Rocken Stuben den Kindern erzehlet. Damit wolte man die Leute frölich machen. Wir dancken aber unserem treuen Heyland, der uns von aller Abgötterey, auch von den närrischen Fabuln und Lügenden errettet hat, damit der leydige Satan Christi, und seines Leidens und Aufferstehung spottet, und verhönet damit die Christliche Religion, und hätte gern unsern höchsten Trost und Hoffnung von der frölichen Aufferstehung unsers Fleisches verdächtig und zweiffelhafftig gemachet, wie bey den Epicurern und Saducerern geschehen. Wir haben (GOTT sei Lob und Danck) so viel tröstliche Sprüche auß Altem und Neuem Testament von diesem hohen Artieul, die unser Trost und Freude sind, daß wir deß Gespötts gern entbehren.

Es läßt sich aber ansehen, als sey es in der Kirchen ein alter löblicher Brauch gewesen, die hohen Artickel unsers Christlichen Glaubens den einfältigen Leuten in seinen lustigen Historien und Bildern zu erklären, und fürzustellen. Dieser Gebrauch aber ist hernach durch ungelehrte und unverständige Lehrer in einen Mißbrauch gerahten. Denn Christus und der Heilige Geist reden gern in Bild- und Gleichnissen, darinnen sie die Geheimniß Gottes außsprechen. Also auch Sanct Paulus zu den Galatern, da er den Haupt-Artieul von der Gerechtfertigung gründlich und außführlich gelehret, und mit gutem Grund und Zeugniß auß Mose, den Propheten und Psalme bewiesen, daß ein armer Sünder für GOTT gerecht und angenehm werde, nicht durch deß Gesetzes Werck, aber eigen Verdienst, sondern auß lauter Gnaden, durch den Glauben an den HErrn Christum, erklärt er hernach (cap. 4.) diesen wichtigen Artieul mit der Historien von beyden Söhnen Abrahae: Ismael, so von der Magd nach dem Fleisch geboren, welcher nicht erbet, und Isaac, der nach der Verheissung von der Freyen gebohren, und der rechte Erbe war. Diese Weise zu lehren, daß man durch Allegorien und heimliche Deutung der Historien, die Artieul deß Glaubens den Kindern und Alten erkläret, haben geschickte und treue Lehrer in der Kirchen behalten. Wie auch der HErr Christus in der Historien Luc. 10. von dem, so unter die Mörder gefallen, die gantze Christliche Religion, und eine vollkommene Kirchen Historie fürgestellet, wie erstlich der Mensch von GOtt nach seinem Bilde in vollkommener Weißheit und Gerechtigkeit erschaffen, und mit Göttlicher Krafft, und Unsterbligkeit gezieret. Item, wie er durch den Ertz-Mörder und Lugner ist beraubet und verwundet, daß ihm weder das Gesetze noch Levitisch Priesterthumb oder Opffer helffen kunte, sondern allein der Sohn Gottes, der Jacob in Samaria in der Himmelfahrt erschienen, Denselben jammerte und erbarmte das beraubet und verwundete menschliche Geschlecht, der ist unser Artzt und Artzney, durch dessen Füehlt und Wunden wir sind geheylet worden. Weil dean diese Zeit von Weyhnachten an biß daher die höchsten Artieul von Christi Geburt, Leiden, Sterben und Aufferstehung, auß hellen und klaren Texten sind gehandelt, haben auff diese Zeit gesunde Lehrer und Seelsorger diese Artieul in schönen Histarien, und lustigen Bildnissen, ihren Kirchen fein artig vorgehalten: Diesen alten löblichen Gebrauch wollen wir auff dieses mal auch begehen, und als viel Gott Gnad verleihet, auß Simsons deß Wunder Manns Historien Christum und sein gantzes Reich, und Kirchen Historien, von Anfang biß zu Ende, als in einem Bilde fürstellen, zu einer lustigen Erklärung ꝛc. Ich wil nicht gedencken, wie andere vortreffliche Theologi unterweilen dem gemeinen Mann in Fabuln und Gedichten allerhand gute Lehren beygebracht haben. Ich sehe, daß Butyrolambius Antenorn sehr übel außdeute, daß er im Gesind-Teuffel gedacht habe einer Fabul, daß der Teuffel mit einer Krummel vor den Himmel kommen sey, habe Officiers werden wollen, und habe ihnen gut Quartier versprochen, ꝛc. Allein man lieset bey alten Scribenten diese Fabul und Gedicht, daß der Teuffel ihm einsmals vorgenommen habe zu freyen, und Kinder zu zeugen, damit er dieselbige in der Welt außstatten, und mit den Menschen, zu ihrem Verderben, umb so viel desto mehr befreundten möchte. Da seye ihm vorkommen eine Frau, die habe geheissen Impietas, gottloses Wesen. Mit derselbea habe er sich vergattet, und sieben Tochter gezeuget, die er zu Hause aufferzogen, und endlich in die Welt außgetheilet, und mit den Menschenkindern verehrliget habe.

Die erste und älteste Tochter habe geheissen Arrogantia, Jungfeau Hochmuth, dieselbige hab er denen von Adel, und hohen Stands Personen verheyrathet.

Die andere habe geheissen Avaritia, Jungfrau Geitz, die habe er denen Kauffleuten, Hanthierern und Partherern in den Städten verehrliget.

Die dritte hat geheissen Falsiatas, Jungfrau Falschheit, die habe er denen Bauren, und dem gemeinen Landvolck vermählet.

Die vierte habe geheissen Invidia, Jungfrau Neid, die habe er den Handwercksleuten außgesteuret.

Die fünfte habe geheissen Hypocrisis, Jungfrau Heucheley, die habe er denen Geistlichen zugegattet, welche in Schafs-Kleidern auffgezogen kommen, inwendig aber sind sie reissende Wölffe, Matth. 7. v. 25.

Die sechste habe geheissen Superbia, Jungfrau Stoltz, die habe er dem weiblichen Geschlecht verehret.

Die siebende und jüngste Tochter habe geheissen Fornicatio, Jungfrau Unzucht und Hurerey diese habe er, als das jüngste und liebste Kind nicht verheyrathen wollen, sondern bey sich zu Hause behalten, und jedermann in allen Ständen mit ihr zu buhlen vergünstiget.

Diese Fabul wird von vielen vornehmen Predigern in ihren offentlichen Schrifften allegiret. Warumb wird es denn Antenoren vor übel auffgenommen, wenn er dergleichen Arten zu lehren sich unterweilens gebrauchet! Ich halte davor, daß kein grösser Werck nach Käyser Carl deß Großen Zeiten in Kirchen-Sachen in Teutschland und andern Königreichen vergangen sey, als da die Augspurgische Confession ist übergeben worden. Matthesius redet in seiner 8. Predigt von dem Leben Lutheri also:

Gröffer und höher Werck, und theurer und herrlicher Bekäntnuß ist nicht geschehen von der Apostel Zeit an, als diese zu Augspurg, vor dem gantzen Römischen Reich. Zu Jerusalem bekannten und bezeugten zwölff Apostel, die arme Fischer, den Namen JEsu Christi, auch mit grosser Freudigkeit deß Geistes, für denen Hohen Priestern, Gelehrten, Rath und Hauptleuten deß Tempels, und strafften darneben, die den König der Ehren, Jesum Christum den Sohn Gottes in seinem Fleisch gekreutziget und umbracht hatten, welches freylich der grosse Pfingst-Tag und das höchste Werck der Christenheit ist von Anbegin der Welt geschehen.

Nachdem aber der vermeynte Stul-Erbe St Petri sich wider Gott und seinen Gesalbten, und über den gepredigten Christum und sein Wort erhaben, und als die rothe Braut von Babylon, mit seinem Becher, fast die gantze Christenheit bethöret und bezaubert, und zu ihrer Abgötterey mit Erbes-Pflichten verknüpffet, und Gott wolte seine gefangene Christenheit durch das Wort seines Geistes, wieder aus der Babylonischen Gefangniß zu erledigen anfangen, und gieng solch Wart und Werck Gottes nicht vergebens ab, sondern richtet viel aus. Und Gott zohe etliche grosse Christliche Herren und Stadte durch sein Evangelium an sich, die in Krafft des Geistes Gottes aus der Propheten und Aposteln Schrifften erkannten, daß die grosse Babylon, die Mutter aller Unzucht und Greuel, auff Erden truncken war, von dem Blute der H. Martyrer und Zeugen Jesu Christi, und daß der Sohn Gottes der einige Hohepriester, Haupt und Heyland der gantzen Welt wäre. Darum bekenneten diese Herren und Städte frey öffentlich und unerschrocken, als selige Werckzeuge Gottes, und wahre Gliedmassen Jesu Christi, und ernstliche Zuhörer und Liebhaber deß lebendigen Wortes, voll rechtschaffenes und lebendigen Glaubens ihren Glauben, und was sie aus D. Luthers Büchern und Predigten gelernet und behalten hatten, ꝛc.

Eben um die Zeit, und eben in dem Jahr, als dieses grosse Werck vorgegangen, da die Augspurgische Confession übergeben, Chur- und Fürsten, ja, endlich gantze Königreiche durch Gottes Erleuchtung die Augen auffgethan, und das Pabstthumb verlassen haben, hat D. Luther zu Goburg gesessen, und die Fabuln Esopi verteutschet. Wenn der naseweise Butyrolambius damals gelebet hätte, würde er gesagt haben, Luthere, was machest du eben bei dieser Zeit? Du hast keine Vocation, solche Dinge zu tractiren. Warum bekümmerst du dich nicht vielmehr, wie es jetzo zu Augsburg hergehe? Allein Lutherus hat ohne Zweiffel bei dieser grossen Veränderung sa vieler Länder und Königreiche wol gesehen, wie man unterweilens durch salche feine Gedicht grossen und kleinen Leuten könne die Opinionem, illam mundi Reginam aus dem Kopff treiben. Ich habe von andern Leuten gehöret, wie Antenor offtmals mit einer Fabul oder mit einer schertzhafften Gleichniß, in vornehmen Conventen mehr außgerichtet habe, als wenn er den gantzen Aristotelem und Ciceranem auff dem Rücken getragen hätte. Butyrolambius mag sagen, was er wil, so siehest du, hochgeehrter Leser, daß Jothams, dessen Fabul der H. Geist im Buch der Richter hat auffzeichnen

laſſen, nicht ſey ein Pedant oder Schul-Fuchs geweſen, ſondern Matheſius nennet ihn in ſeiner Predigt einen Weiſen, einen groſſen Regenten und leiblichen Heyland in Iſrael. Freylich iſt er ein groſſer Regent geweſen, denn er hat zu befehlen gehabt einem Land, das ſo reich und mächtig war, als manches Königreich in Europa. Wenn Butyrolambius wäre ſein Hof-Prediger geweſen, er, würde ihn vielleicht excommunicirt haben. Zum Andern ſagte Math. daß der H. Geiſt ihme auch dieſe Weiſe gefallen laſſe, wenn kluge Leute mit verdeckten und verblümten Reden undanckbaren und ungeſchlachten Leuten predigen, und daß die Weiſeſten auf Erden beydes unter Juden und Heyden auch in der Chriſtenheit, ſich ſehr gern auff dieſe Art befliſſen, und die höchſte Weißheit nach GOttes Wort in ſolch Bildwerck und Gemählde der unvernünfftigen Creaturen und Thierlein gefaſſet, und den Leuten fürgehalten haben. Hat der heilige Geiſt ihme ſolche Art zu lehren gefallen laſſen, ſo muß Butyrolambius nicht vom heiligen Geiſt getrieben werden, indem er in ſeiner Paßquill thut, als ob Antenor damit die Höll verdienet habe. Zum Dritten ſagt Matheſius, daß Luthers ſechzehen ſchöner Fabuln ſelbſt gemacht habe, welche voller Weißheit und guter Lehre, und höflicher Vermahnung ſeyn, und wunderſchöne Bilder und contaſtacturen haben, do casibus mundi, wie es in der Welt, im Regiment und Haußweſen auf Erden pflege zu gehen.

Hier möchte ein naſeweiſer Butyrolambius ſagen: Luthere, warum haſt du die Zeit nicht beſſer angewendet? Warum haſt du unterdeſſen nicht ein Patur noster gebetet oder geſagt: Miserere mei Deus? IV. Lutherus habe ſein angefangenes inſtiges und nützliches Werck mit einer gelehrten Vorrede gezieret, darinnen er frey lehret, daß nach der H. Schrifft die ſeineſte Welt-Weißheit in vernünfftigen Fabuln zu finden ſeye, wer allein denſelbigen mit Fleiß nachdencke. V. Nennet er diejenige Bauern und Unverſtändige, welche die Weißheit, ſo in den Fabuln verſteckt ſey, nicht achten und unwerth halten. VI. Sagt er, daß die Fabuln Eſopi kein Narr oder Unweiſer gemacht habe, ſondern es haben ſie ſehr vernünfftige Leute auff Erden zuſammen geleſen. Denn es haben nicht allein die alten Lateiner und Griechen, ſondern auch die älteſte Juden, welche damals die rechte Religion gehabt, ſich auff dieſe Fabul-Weißheit befliſſen. Es ſeyn die weiſen Mährlein-Dichter nicht erſtlich in Phrygia und Griechenland, ſondern bey den Juden vor Alters geweſen, wie Jothams Fabul außweiſe, welche etwa 3000. Jahr vor Chriſti Geburt iſt erzehlet worden. VII. Sagt Matheſius: Wie wenn Aſſaph der Sang-Meiſter der viel liebliche Pſalmen gedichtet, der Eſopus wäre, der erſtlich die Fabuln, wie andere Leute Salomonis Sprüchwörter, zuſammen geleſen hätte! Denn die Namen treffen faſt mit einander ein. Antenor ſagte vor etlichen Jahren, daß Petrus Laurenbergius decus illud Academian Rostochiensis, ihm habe remonstriren wollen, das Salomo die Fabuln Eſopi über ſeiner Tafel erzehlet habe, und ſein Muſicant der Aſſaph habe ſie zu Papier gebracht, und endlich den Griechen communicirt. VIII. ſagt Matheſius, daß dieſes die artigſte und ſubtileſte Weiſe ſeye, bittere und ſcharffe Warheit, ſo wol groſſen Leuten, als auch denen Kindern beyzubringen, gleichwie einen überzuckerten Wurmſaamen, und es haben offt mit ſolchen Fabuln hochberühmte Leute groſſe Dinge außgerichtet, bey Regenten und Unterthanen, bey Kindern und Geſinde. IX. Es haben viel gute Leute ein ſonderbahres Wolgefallen gehabt an dieſen Fabuln Lutheri. Denn als Philippus Melanchthon die Vorrede, und die Fabuln Lutheri geſehen, habe er ihn gebeten, er wolle daeinn fortfahren, und dieſes Buch zu Ende bringen. Er wolle ihm bey einem groſſen Herrn, dem er es dedicíren ſolle, 1000. Gülden vor die Dedication zuwege bringen. Wenn Butyrolambius damals gelebet hätte, er würde aus einem Phaeiſäiſchen Eyfer an den Churfürſten zu Sachſen geſchrieben, und bey andern Obrigkeiten angehalten haben, man ſolle dieſes Buch confisciren, und bey namhaffter Straff verbieten es zu verkauffen, denn es ſey ein ärgerlich Buch. X. Sagt Matheſius, daß Doctor Luther offt über Tiſch, wenn er zumal vom Regiment und Hofweſen geredet, der Alten Fabuln, und vernünfftigen Sprüchwörtlein, ſo in Teutſche Sprache aus den Fabuln kommen ſeyn, gerne gebrauchet habe. XI. In ſeinen ſchönen Hof-Pſalmen, welcher iſt der 101. davon Doctor Creutziger geurtheilet daß es ſey Luthers gelehrteſte und weiſeſte Schrifft, in Teutſcher Sprach gedencket D. Luther unterſchiedener Fabuln. XII. Sagt Matheſius, daß er geſehen habe, daß D. Luther den Sächſiſchen Reiocke-Fuchs mit zu Tiſch getragen, und daeinnen geleſen habe. Antenor hält davor, daß in dieſem Buch, wie auch in dem Froſchmäuſler, eine groſſe Politiſche Weißheit verborgen ſtecke. XIII. ſagt Matheſius, daß nicht allein vornehme Leute ſich ſolcher verdeckter und vermummlichter Reden gern gebrauchet haben, ſondern auch der Sohn GOttes, und ſeine Propheten und Apoſteln haben ihren Mund gern auffgethan in ſchönen Gleichnüſſen, und groſſe Weißheit in Bildern denen Leuten vorgeſtellet. XIV. Erzehlet Matheſius, wie Menenius Agrippa mit einer Fabul einen Aufruhr in der groſſen Stadt Rom geſtillet, und die Bürger wiederum zu frieden geſprochen habe. Solches hätte vielleicht Cicero mit ſeinem utili & inutili, mit ſeinem honesto & jucundo ſo leicht nicht gethan. XV. Daß das eine ſonderbare Klugheit der Teutſchen ſeye, daß ſie der Fabuln ſo wercklich gebrauchen können, erweiſet Matheſius mit dem Käyſer Rudolph und anderen groſſen Herren, und ſchlieſſet endlich, daß die Teutſchen viel guter Fabuln und Sprichwörter brauchen von wenig Worten, die aber viel Nachdenckens geben, lang haſſten und kleben, und im Hertzen rumpeln, als wenn man einem einen Floh ins Ohr geſetzet habe. Antenor ſagte einsmals, daß der alten Teutſchen Sprichwörter lauter Axiomata, Politica, Ethica und Oeconomica ſeyen, welche ſie aus vieler Erfahrung geſammelt haben, und in dem Florilegio Politico Lehmanni, welches in Sprüchwörteru beſtehe, ſtecke mehr Weißheit, als in 10. Disputationibus Politicis, welche auf Univerſitäten gehalten werden. Solche Dinge laſſen offtmals ſolche aculeos oder Stachel hinter ſich, daß es erſt viel Jahr hernach Frucht ſchaffe, wie allhier die Fabul deß Jothams, welche erſtlich gering geachtet wurde: Aber drey Jahr hernach bey den Sichemitern wirckte, daß ſie an das unſchuldig-vergoſſene Blut gedachten. XVI. Man muß ſich offtmahls in die Zeit und in die Leute ſchicken, und es machen wie Cicero, welcher anders geredet hat bey dem Julio Caesare, anders bey dem Rath zu Rom, und anders bey dem gemeinen Volck. Wenn einer in Republ. Democratica auffträte, und dem gemeinen Volck die Ohren nicht mit vielen Worten ſtopffete, ſo würde er dnoor gehalten werden, daß er nichts ſtudiret habe. Darum ſagt Matheſius, weil Jotham ſich bey groben und wilden Leuten habe wollen hören laſſen, da habe er gedacht auff eine Fabul, daeinnen er Moſis, Joſua und ſeines lieben Vaters treue Dienſte, und unzählige Wolthat, höflich in den dreyen fruchtbaren Bäumen wiederholet, und im Doen-Buſch den neuen unordentlichen Regenten, der Magd Sohn, meiſterlich und künſtlich abgemahlet habe. Er erkläret dieſe Fabul alſo, daß ich mich ſehr damit beluſtige. XVII. Sagt Matheſius, daß nicht nur vornehme, ſondern auch andere ehrliche Biberleute, ſo wol im Regiment, als auch in Kirchen und Schulen, nach ihrer vielfältigen Arbeit, ihre ehrliche Freude, luſtige Kurtzweil, und liebliche Ergötzlichkeit geſuchet haben. S. Johannes der heilige Apoſtel und Evangeliſt habe unterweilens ſeine Kurtzweil gehabt mit ſeinen Vögelein und Rephünerleiu, und habe bißweilen mit den Seinigen zum Sichernmahl geſchoſſen. Käyſer Carl und Käyſer Maximilian haben ihre Luſt geſuchet im Jagen. Der Evangeliſt Marcus habe unterweilens vor die lange Weil gemahlet, ꝛc. Wer wil es denn Antenorn verdencken, wenn er unterweilens nach vieler groſſer Arbeit, nach vielen groſſen Widerwertigkeiten jemand läſt zu ſich kommen zu einer Philoſophiſchen Malzeit, und ein Philoſophiſches Geſpräch mit ihm hält? Oder nach der Malzeit ſeinem Diener, oder etwa einem fremdden Studenten einen luſtigen discurs in die Feder dictire? Dieſes iſt die einige recreation, welche Antenor hat, und dieſelbige kan und mag man ihm wol gönnen. Ein Bogen, der allezeit geſpannet iſt, verlamet und verdirbet endlich. XIX. Aus dieſer Predigt ſiehet du, hochgeehrter Leſer, daß Lutheros nicht allein ein Fabul-Hanß geweſen ſeye, ſondern auch ſeinen Sohn Johannem habe zu einem Fabul-Hanſen machen wollen, indem er ihm unterſchiedene Fabuln hat vorgeleſen, welche er in die Lateiniſche Sprache hat verſetzen müſſen, geſtalt denn Matheſius gedencket, daß er ſeinem Sohn habe eine Fabul vorgeleſen von einem Krebs, welcher habe über Land reyſen wollen, und ſey unterwegens kommen zu einer Schlangen, ꝛc. Durch dieſe Fabul hat er ihm die Lehr geben wollen, daß ein tückiſcher Freund viel ärger ſeye, als ein öffentlicher zorniger Feind. Das hat Lutherus ohne Zweiffel nicht aus Büchern, ſondern aus Erfahrung gelernet. XIX. Nicht nur Lutherus und ſein Sohn Joh. ſind Fabul-Hanſen geweſen, ſondern auch Phil. Melanchthon, der hochgelehrte Mann, welchen auch ſeine ärgſte Feinde, in und auſſer Teutſchland, ſeiner Philoſophiſchen Wiſſenſchaft halben geliebet und gelobet haben. Matheſius erzehlet eine Fabul, welche er ihm und ſeinen Freunden im Wiſenthal erzehlet habe von einer groſſen Schlangen und einem Bauern. XX. Ich halte davor, daß durch die ſchöne Fabul und den vier jungen Sperlingen Matheſius ſeinen Kindern habe eine Instruction und Memorial geben wollen. Ich vernehme gar geen, daß Antenor gegen einem vornehmen Freund gedacht, er wolle hinführo in acht nehmen die Fabul, welche Matheſius erzehlet von einem alten Hirten-Hund, der ſeines Herrn Vieh treulich bewachet habe.

Deß Abends seye er nach Hause gangen, da haben ihn unterschiedliche kleine Hündlein auff der Gassen angebellet, der alte Hirten-Hund aber sey vor sich weggegangen, und habe sich nicht einmal umgesehen. Als er vor den Küttel-Hof kommen, habe ihn ein Fleischers Hund gefraget, wie er das Bellen und Gepelver leiden könne? warum er nicht einen beym Kamm nehme? Nein, habe der Hirten-Hund gesagt, es zwackt und brifft keiner. Ich muß meine Zähne wider die Wölffe brauchen, und nicht wider solche kleine Lumpen-Hündlein. GOtt lasse Antenar leben, und erhalte ihn bei beständigen Leibes-Kräfften. Butyrolambio und andern Lumpen-Hunden sollen die Mäuler wol gestopffet werden. Adjeu, hochgeehrter und hochvernünfftiger Leser, und bleibe günstig und geneigt

Deinem demüthigsten Diener
und Knecht
ANTON-MENONI Schuppen.

von Schüren, s. Meistersänger.

Sybilla Schuster,

um die Mitte des 17. Jahrhunderts geboren, und mit einem würtembergischen Geistlichen verheirathet, hinterließ das Gedicht:

Verkehrter, bekehrter und wieder bethörter Ophiletes. Oettingen, 1685.

das sich für jene Zeit durch die Mannigfaltigkeit der darin vorkommenden Versmaaße eigenthümlich auszeichnet.

Friedrich Karl Julius Schütz

ward am 31. Mai 1779 zu Halle geboren, ein Sohn des berühmten Philologen Christian Gottfried Schütz, studirte in Jena und trat 1804 als außerordentlicher Professor der Philosophie in Halle auf, wo er sich 1801 habilitirt hatte. 1811 heirathete er die mimische Künstlerin Händel, mit der er, selbst Bühnen betretend, große Kunstreisen unternahm, bis er 1818 zum zweiten Male in Halle außerordentlicher Professor der Philosophie ward. Bald trennte er sich wieder von seiner Professur, zugleich von seiner Gattin, und lebte abwechselnd, auf verschiedene Weise literarisch sein Glück versuchend, theils in Hamburg, theils in Leipzig. Jetzt hält er sich als Doctor der Philosophie privatisirend wieder in Halle auf.

Geschichte der Republik Frankreich. Jena, 1802.
Epigrammatischer Anthologie. Halle, 1806. 3 Thle.
Geschichte Napoleon I. Leipzig, 1810.
Leben und Charakter der Elisr Charlotte von Orleans. Leipzig, 1820.
Goethe und Pustkuchen. Halle, 1822.
Goethe's Philosophie. Hamburg, 1825—27. 7 Thle.
Stimme Friedrichs des Großen über Politik, Staats- und Kriegskunst, u. s. w. Braunschweig, 1828. 3 Thle.
Taschenbibliothek der neuesten Erzählungen. Lüneburg, 1829. 4 Bdr.
Blumenlese aus dem Stammbuche der Händel-Schütz. Leipzig, 1815.
Müllner's Leben. Meißen, 1829.
Paganini's Leben. Meißen, 1830.
Christian Gottfried Schütz, Darstellung seines Lebens, Charakters und Verdienstes, nebst angehängtem Briefwechsel. Halle, 1834; 1. und 2. Bd.

Geschmack und Gewandtheit, namentlich bei seinen Compilationen, sind diesem Schriftsteller nicht abzusprechen; reich begabt von der Natur hatte er Bedeutenderes leisten können, als er wirklich geleistet hat.

Friedrich Wilhelm von Schütz

ward am 24. April 1758 zu Eedmannsdorf bei Chemnitz geboren, lebte längere Zeit zu Altona und wurde in den Jahren 1792—93 bei der französischen Gesandtschaft zu Hamburg als Legationssecretär angestellt. Darauf zog er sich auf sein Gut Hoversbüttel zurück und privatisirte dann als königl. sächsischer Hofrath zu Zerbst, wo er 1821 starb.

Apologie von Lessings Nathan. Leipzig, 1781.
Unter Allen die schlimmste, Tragicomödie. Dessau und Leipzig, 1782.
Der Kinderfreund. Hamburg, 1785—86. 2 Thle.
Wöchentliche Unterhaltungen für Jünglinge und Mädchen. Hamburg, 1787. 2 Thle.
Wilhelm Althaus. Hamburg, 1787—89. 2 Thle.
Leben Mendelssohns. Hamburg, 1787.
Archiv der Schwärmerei und Aufklärung. Hamburg, 1787—97. 5 Thle.
Freimaurerlieder. Hamburg, 1790.
Leben Brenkorff's. Altona, 1798.
Eduard von Krohnenburg. Leipzig, 1798.
Gemälde französischer Helden. Hamburg, 1807.
C. M. Wielands Todtenfeier. Altona, 1813.
C. F. Sintenis Leben. Zerbst, 1820.
Geschichte der Staatsveränderungen in Frankreich. Leipzig, 1827. 2 Thle.

Ein geistreicher, vielseitig gebildeter Schriftsteller, dessen Biographieen, namentlich zur Zeit ihres Erscheinens, sehr günstig aufgenommen wurden und mit Recht noch immer als treffliche Arbeiten gelten.

J. B. von Schütz, s. Sinold.

Wilhelm von Schütz,

am 13. April 1776 zu Berlin geboren, lebte als königlich preußischer Landrath und Director der Ritterschaft in der Neumark zu Zibingen; seitdem er diese Stelle niederlegte, privatisirte er in Dresden.

Lacrimas, Schauspiel, herausgegeben von A. W. von Schlegel. Berlin, 1803.
Niobe, Trauerspiel. Berlin, 1807.
Der Graf und die Gräfin von Gleichen, Tragödie. Berlin, 1807.
Romantische Wälder. Berlin, 1808.
Der Garten der Liebe. Berlin, 1812.
Graf von Schwarzenberg, Schauspiel. Berlin, 1819.
Rußland und Deutschland. Leipzig, 1819.
Deutschlands Preßgesetz. Landshut, 1821.
Zur intellectuellen und substantiellen Morphologie. Leipzig, 1821—23. 3 Hfte.
Dramatische Wälder. Leipzig, 1821.
Kael der Kühne, Drama. Leipzig, 1821.
Mehrere Uebersetzungen, kleinere Aufsätze u. s. w.

Ein geistreicher Mann, der sich in frühern Jahren eng der romantischen Schule anschloß und namentlich von den Gegnern derselben wegen seines Lacrimas vielfach und heftig angefeindet wurde. Er besitzt ein schönes Talent, reiche Phantasie und große Herrschaft über Form und Sprache; aber ihm fehlt die Freiheit dichterischer Bewegung und seine Leistungen erwerben sich daher nicht den Beifall, der ihnen bei größerer Selbstständigkeit um ihrer sonstigen trefflichen Eigenschaften willen unfehlbar hätte zu Theil werden müssen.

Aus Lacrimas, von Wilhelm v. Schütz.

Zweiter Aufzug.

Dritte Scene.

Cavanas, Gaeten.

Ismene sitzt. Lacrimas kniet weinend vor ihr nieder.

Lacrimas.

Die Thränen bleiben nicht in ihren Dämmen,
Wann aus so vielen Quellen strömend gießen
Die Schmerzen, die sich nicht mehr lassen hemmen.
Heut sieh sie noch, bald werd' ich von die fließen,
Ich sonnenloser Strom, den Wolken schwärzen,
Der finstern Nächte, die mich dicht umschließen.
Die Regenwolke wird an deinem Herzen
Vorüber wandeln, welche dir erschienen
Im Abendroth schuldlos und frei von Schmerzen;
Dann magst im neuen Sonnenlicht du grünen,
Wenn deine trüben Nebel von die ziehen,
Ihr feuchtes Grab in Wellen zu verdienen.

Ismene.

Was hör' ich? Wunderbare Worte fliehen
Von deinen Lippen, mir nicht zu begreifen:
Will jetzt dein Schmerz zum Wahnsinn gar erglühen?
Ich flehe dich, Gemahl, laß ab zu schweifen
In so verworrner Red' um meine Seele,
Und neue Angst auf meine Brust zu häufen.
Was dir dein Herz bedrücket, das verhehle
Nie länger nicht; die, so du die zum Weibe
Genommen, hier auch zur Vertrauten wähle.

Lacrimas.

Das kann ich nicht, nein, tief verhüllet bleibe,
Was mich so quält; nur eines magst du wissen,
Daß, von hier fliehend auch, ich dein verbleibe!

Ismene.

Von hier entfliehend? Mir also entrissen?
Verstand ich recht? Hast Wahrheit du gesprochen?
O heiliger Gott, was werd' ich leiden müssen!
Was klag' ich viel, daß du dein Wort gebrochen?
Genug, du willst auf Erden nie vergehen,
Und diese Drohung hat mein Herz durchstochen.

Sie sinkt hin.

Lacrimas.

Ich kann's nicht dulden, also dich zu sehen!
Erwache, Weib, ich will nicht von dir lassen,
Nie laß auf's Neu' mir deinen Athem wehen.

Ismene.

Noch leb' ich zwar, doch bald werd' ich erblassen,
Kaum hab' ich deine Lieb' endlich gekostet,
So will mich schon die sel'ge Fluth verlassen.
Ihr Wollustranken, die ihr d'raus entsprosset,
Ich glaubt', ihr wäret eine feste Kette:
O, daß ihr zum Verdorren nur anschosset!
Harr'n soll ich hier allein an öder Stätte?
Strom meiner Luft, du willst dich von mir winden,
Nicht mit mich vernen in dem dunkeln Bette?

Lacrimas.

Was könnten diese Worte mir verkünden?
O dürft' ich hoffen? wüßtest mein du bleiben,
Wenn du, wer ich auch sei, mich solltest finden?

Ismene.

Laß dich nur neue Flucht nicht von hier treiben,
So magst du mir, was es auch sei, berichten,
Mehr wird mich's nicht, wie jenes Droh'n, entleiden.
Ich flehe dich, du mußt mich unterrichten,
Warum noch einmal Trennung soll geschehen,
Und was mir denn verdeut, mit die zu flüchten!

Lacrimas.

Mein bestes Weib, du wolltest mit mir gehen?
Unmöglich ist's, auch wenn du die Gefahren,
Die deiner harr'n, bereit wärst, zu bestehen;
Denn ein Geheimniß würdest du erfahren,
Das müßt' aus deiner Brust die Liebe bannen,
Die sich noch gern der Flüchtling will bewahren.

Ismene.

Dich, dem so heiße Liebesthränen rannen,
Sollt' ich um irgend Etwas können hassen?
Nie! Sag' es mir, ich laß' dich nicht von dannen.
Ein größres Unglück kann mich nicht mehr fassen,
Und hättest du, was es auch sei, begangen,
Ich schwör' es, nie darum von die zu lassen.

Lacrimas.

Hätt' ich nun frevelhaft dich hintergangen?
Wenn ich nicht aus Italien wär' geboren,
Du wolltest dennoch treulich an mir hangen?

Ismene.

Was kann ich mehr? Ich hab' es dir geschworen;
Es läßt sich diese Liebe nicht verwüsten,
Und niemals geht Ismene dir verloren.

Lacrimas.

So wisse denn, nicht von Europa's Küsten,
Aus Afrika bin ich hieher gekommen,
Mit falschen Segeln, die wie christlich grüßten.

Ismene.

O ew'ger Schmerz! der mich zum Weib genommen,
Geboren ward er in der Heiden Lande,
Er ist mein Feind und Feind von allen Frommen!

Lacrimas.

Wie? dein bin ich, durch mir auch heil'ge Bande.
Du thust nicht recht, mich deinen Feind zu nennen,
Weil ich herkam vom Afrikan'schen Strande.
Sahst du nicht Liebe mir im Herzen brennen?
Und wird nicht ewig diese Flamme lodern?
Weshalb hast du mich denn verwerfen können?
Daß ich dich liebe, mehr kannst du nicht fordern,
Und ich that mehr, als Liebe je begangen,
Zu tausend Frevels ließ ich mich auffordern.
Denn dich, Ismene, hab' ich hintergangen,
Mein Vaterland und meinen Gott betrogen;
Und warum sonst, als um dir anzuhangen?
Du weißt doch nicht, warum ich in die Wogen
Des Meeres mich von Neuem muß begeben,
Und hast mir deine Liebe schon entzogen!
Mir hat es nicht'ge Ahnung eingegeben,
Dir niemals mein Geheimniß zu entdecken,
Um nicht so bittern Vorwurf zu erleben!

Ismene.

Hör' auf, Gemahl! Ja deine Worte wecken
In meiner Seele frommere Gedanken;
Was mir entfuhr, war nur mein erst Erschrecken.
Verzeih der armen Thörin! Ewig danken
Wird sie, und muß sie dir, was du begonnen,
Verführt von solcher Liebe ohne Schranken.
Laß unter uns Vorwürfe sein zerronnen!
Dich nennen meine Arme wieder ihren.
Entdecke mir, wodurch ich dich gewonnen,
Und wie ich tief Gefahr, dich zu verlieren.

Lacrimas.

So weiche denn, Geheimniß, deine Hülle!
Da, wo zu Ende gehen diese Fluthen,
Hebt meines Vaterlandes reiche Fülle
Sich schwellend in die heißen Sonnengluthen.
Um seinen Busen säuselt sanft und stille
Der Hauch des Südwinds; unter Palmenruthen,
In Blumengärten glänzen goldne Flüsse,
In Lüfte wogen Wohlgeruches Güsse.

Dueeala und Haseora, die zwei Lande,
Die dort der Sonne schönstes Licht gewinnen,
Blühn rechts und links an Omiradi's Rande.
Merameris und Elmadina's Zinnen,
Weit sichtbar beid' auf hohem Bergesstande,
Umschließen der Paläste Pracht, worinnen
Einst die Sultane beider Länder lebten,
Die jeder nach des andern Herrschaft strebten;

Bis es dem treuen Wessir Zumrud glückte,
Die Feind' in ihren Kindern zu versöhnen.
Durch ihn geschah's, daß Amigad erblickte
Dilnua, Amru's Tochter, in dem schönen
Gefild der Liebe, die sie beid' umstrickte.
Und nun band er auch schnell bei Friedenstönen
Den Bund der Staaten und der Kinder fest,
Worauf dies Leben Tansor bald verläßt.

Doch als ein neuer Feind das Land bedrängt,
Muß Zumrud auf ein Schiff die Kinder senden;
Und Amru, dem auch hier der Sieg geschenkt,
Freut sich schon ihrer, als, welch' traurig Wenden!
Die fort sind, deren er so zärtlich denkt.
Da mußt' es wohl mit Zorn auf Zumrud enden,
Bis auch des Unschuld der Sultan erkannte,
Und den zurückrief, den er erst verbannte.

Nun ließ er ihn in Dueeala gebieten
Als Bassa, das war seiner Treue Lohn.
Und ich, den deine Blicke nicht errietben,
Ich heiß' Abdelasis, und bin sein Sohn.
Das ihm vertraute Land ließ er mich hüten,
Als er die Kinder suchend ging davon,
Und hat mir, die nicht findend, aufgetragen,
Verstellt mich über's Meer um sie zu wagen.

Als ich mich auf den Fluthen da befand,
Strömt' es so trüb' entgegen meinem Herzen;
Doch kam die Wehmuth, welche mich umwand,
Als sei's Erinn'rung, um mit mir zu scherzen.
Es blühte mir Siciliens Küstenland,
Ein goldner Baum im finstern Hain der Schmerzen.
Dort blieb ich lang', indessen die Gefährten
Im Suchen sich nach andern Küsten kehrten.

Schwermuth, die neue Nahrung meiner Tage,
Vermochte meine Sehnsuche nicht zu stillen.
Nicht um die ferne Heimath führt' ich Klage,
Hier, glaubt' ich, werde sich mein Glück enthüllen.
Nun wurde mein Geschäft mir bald zur Plage.
Mich zog's nach Spanien wider meinen Willen,
Wo ich den Namen Lacrimas bekannte,
Und mein Gefährt' sich Diarmandas nannte.

Hier segelnd einst, mit mir auf stillen Wegen
Die tiefste Sehnsucht, die ich je empfunden,
Wenn Abendroth dem Schiffe glüh't entgegen. —
Erfah ich dich, vom Meeresduft umwunden,
Am Kreuze stehn; nicht lang' konnt' ich dich hegen,
Du warst zu bald dem fliehn'den Schiff entschwunden.
Ich bliebd bei dir, Christ, Pilgrim, gleich zurücke,
Ganz überströmt, wie sie, von tiefem Glücke.

Fortschiffend hab' ich, Aug' und Sinn im Trüben,
Bei jedem Crucifixe heiß geweint,
Gerufen: Ach, dies Kreuz, es ist ihr Lieben!
Warum ist dieses selbe Kreuz mein Feind?
Von meiner Heimath war auch nichts geblieben,
So sah ich mich verwandelt: denn vereint
Mit die zu sein, zu bleiben ohne Wanken:
Das waren einzig meiner Brust Gedanken.

Und was ich nun seitdem auch unternommen,
Ismene, du darfst mich darum nicht schelten.
Wie ich dich tief im Inneen aufgenommen,
Das muß, Gemahlin, dir für Alles gelten.
Ist Wankelmuth je in mein Herz gekommen?
Die Reise nach des Morgenlandes Zelten,
Weißt du doch nicht, warum sie muß geschehen,
Und wie du mich vielleicht wirst wiedersehen.

Ismene.

Daß Heil und Noth, daß Schmerz und Lust in Fluthen
So groß und mächtig strömen würden zu
In deiner Liebe mir, konnt' ich's vermuthen?
Auf ihrem Meer schwamm ich in sel'ger Ruh,
Nun hebt sich auf der Sturm der Liebes-Leiden,
Dem ich den Busen willig offen thu'!
So kommt denn her; euch geb' ich mich mit Freuden;
Auch du sollst meiner Liebe Kraft erkennen,
Von Allem, nur von dir will ich nicht scheiden.
Ja, Lacrimas, du brauchst mir nicht zu nennen,
Wohin du willst, warum du mußt entfliehn,
Mit dir zu dulden, sollst du mir vergönnen,
Mehr nicht, wie ich, in Leid und Liebe glühn.

Lacrimas.

Hör' mich. Den Schiffern konnt' ich jüngst nicht wehren
Die Abfahrt, da die Kinder nicht gefunden,
Und nur durch List gelang's, zurückzukehren.
Nunmehr sind unsre Schätze ganz geschwunden,
Drum wollt' ich segeln, wie sie laut begehren,
Doch reicher wieder kommend, dir verbunden,
Das Schloß, das ich für meins schon ausgegeben,
Erkaufen und mit dir als Theist dort leben.

Ismene.

So zieh ich mit; ich kann, von dir verlassen,
Nicht einmal noch am Meeresstrande schweifen,
Und Lust der Sehnsucht für dein Haupt umfassen.
Daß mich nur Trennungsqualen nicht ergreifen,
Will ich nicht blos gewöhnlich Leid ertragen,
Das schwerste Ueber auf mein Leben häufen.
Ich freue mich auf alle künft'gen Plagen,
Nur wer erduldet jede Liebespein,
Kann ganz den Quell der Liebeslust erjagen.

Lacrimas.

So gebe Christus Segen dem Verein!
Froh kann ich nun des Schiffes Anker lichten.
Doch wann darf ich zur Abfahrt fertig sein?

Ismene.

Verhüllt werd' ich heut Abend mit dir flüchten.

(Gehen ab.)

Johann Stephan Schütze

ward am 1. November 1771 zu Olvenstädt bei Magdeburg geboren, wo sein Vater Landmann war. Bis zu seinem 18. Jahre, mit welchem er die Schule zu Kloster Bergen bezog, war die Lage des strebsamen Jünglings äußerst drückend und seine schönen Kräfte wurden fast gewaltsam durch die Einförmigkeit des Comptoirlebens, dem er bestimmt war, untergraben. Doch nun entwickelte er sich schnell, ging 1794 nach Erlangen, 1795 nach Halle, um Theologie zu studiren, und bestand sein Examen. Doch bei höchst ungünstigen Aussichten auf Anstellung gab er jetzt seiner schriftstellerischen Neigung, die er vorher dem Fachstudium ungern aufgeopfert, mehr

nach und lebte inzwischen an mehreren Stellen als Hauslehrer, bis sein Talent sich völlig Bahn brach, und der von Iffland seinen Arbeiten gezollte Beifall ihm einen Jahrgehalt von dem Oheim, der bisher für ihn gesorgt hatte, erwirkte. So ging er 1804 nach Dresden und von da nach Weimar, wo er anfangs der Herzogin Amalie, Goethe's und Jean Paul's, bald aber der größeren Menge Beifall in seinen Leistungen anstrebte und erhielt. Er lebte daselbst als Hofrath, Doctor der Philosophie und Privatgelehrter, und starb am 19. März 1839, tief betrauert von Allen, die ihn kannten.

Seine Schriften sind:

Der Allgefällige. (Kotzebue's Almanach, 21. Jahrg.)
Der Dichter und sein Vaterland, Lustsp. Leipz., 1807.
Der Frühlingsdate. Frankfurt, 1823. 25. 3 Bde.
Gedanken und Einfälle über Leben und Kunst. Leipzig, 1810.
Gedichte ernsten und scherzhaften Inhalts. Berlin, 1830.
Gedichte. Leipzig, 1810.
Die Heimkehr, Lustspiel. (Kotzebue's Almanach, 22. Jahrgang.)
Die Journalisten, Lustsp. in einem Aufz. Leipz., 1806.
Versuch einer Theorie des Komischen. Leipz., 1817.
Der König von Gestern, Lustspiel. (Kotzebue's Almanach, 25. Jahrgang.)
Lebensgeschichte. Neuhaldensleben, 1834. 2 Thle.
Mutter und Tochter, Lustspiel. (Kotzebue's Almanach, 28. Jahrgang.)
Der unsichtbare Prinz, Roman. Leipzig, 1812. 13. 3 Thle.
Versuch einer Theorie des Reims nach Inhalt und Form. Magdeburg, 1802.
Humoristische Reisen durch Mecklenburg, Holstein, Dänemark. Hamburg, 1812.
Heitere Stunden. Dresden (1821—23); 2. wohlfeile Ausgabe 1828. 3 Thle.
Muntere Unterhaltungen. Leipzig, 1829. gr. 12.
Abentheuerliche Wanderung von Weimar nach Carlsbad, 1810. Leipzig, 1825.
Was doch die Vernunft thut. (S. Jahrbuch deutscher Bühnenspiele, Jahrgang 10.)
Der Wintergarten. Frankfurt, 1816—22. 6 Bde.
Das Land der Wunder. Hamburg, 1812.
(Journal des Luxus, Taschenbuch der Liebe und Freundschaft.)

S. besaß eine überaus glückliche Gabe der Auffassung und Beobachtung, eine heitere, wohlthuende Lebensansicht, Gedankenreichthum, eine glücklich gestaltende Phantasie, eine eigenthümliche, aber klare und anmuthige Diction und eine treffliche Darstellung; nur herrschte ihm unbewußt der didactische Zweck selbst in seinen rein komischen Leistungen zu sehr vor und lähmte zu oft die unmittelbare Wirkung des Gegebenen. Sein Roman, „der unsichtbare Prinz", ist seine beste Arbeit und verdient im Andenken der Nachwelt fortzuleben, da er einen reichen Schatz von Menschenkenntniß und gesunder practischer Philosophie enthält. — Seine Schriften über Theorie der Kunst zeugen von seinem Scharfsinn, verrathen aber zu sehr den Autodidacten.

Die beiden Candidaten.

Erzählung von St. Schütze.

Der Brauer Grundmeyer, wohnhaft in Goldeck, einer betriebsamen Mittelstadt, war ein eben so wohlhabender Bürger als glücklicher Hausvater. Wenn vormals zu den Leuten, die über das schlechte Bier klagten, sein Schwiegervater zu sagen pflegte, daß Wasser und Luft daran Schuld sei, schüttelte er stillschweigend den Kopf, und experimentirte, als er das Brauwesen allein betrieb, so lange darauf los, bis er jene Elementargeister besiegt, und sein Getränk eine solche Stärke bekommen hatte, daß das fremde Bier sich davor von Dorf zu Dorf beschämt zurückzog, und der Erfolg ihm reichliche Zinsen brachte. Die Stadt vermuthete indeß mit Unrecht, wie er nach dem Tode seiner Frau die kleine Perücke ablegte und sein eigenes Haar trug, daß er wieder heirathen, und durch die reiche Nachbarin gegenüber, die Wittwe Vollrath, die nur ein einziges Töchterchen zu versorgen hatte, sein Glück noch fester gründen würde; er verschmähete ihre Hand aus Rücksicht gegen seine beiden Söhne, die keine Stiefmutter bekommen sollten. Konrad und Gottfried gaben seinem äußern Wohlstande schon vollkommen den innern Gehalt, dessen er bedurfte, um sich in seinem Hause zufrieden und heimisch zu fühlen. Er wünschte aber, daß aus diesem Mittelpunkte seines Glücks sich ein neuer Baum erheben möchte, der sein Brauhaus überrage; deßhalb wollte er sie studiren lassen und schickte sie auf das große Gymnasium. Daß beide sich vorläufig zur Theologie bestimmten, war ihm schon recht, denn der Oberprediger des Orts ärntete mit seinen Predigten immer allgemeinen Beifall ein, und in seinem Ansehn spiegelte sich das künftige Glück seiner Kinder. Sie spiegelten sich selbst darin, ein jeder wollte ein solcher Oberprediger werden. Gottfried schrieb seine Predigten nach, und Konrad berechnete die Einkünfte, welche die Pfarrstelle ihm einträge. Sie gingen auch beide mit großem Eifer daran: Gottfried wußte bald ganze Reden des Cicero auswendig, und Konrad legte sie Nachts sogar unter sein Kopfkissen. Plötzlich aber war es, als wenn bei diesem ein Stillstand eintreten sollte: Er fing an gewaltig zu wachsen, wurde alle Tage breiter und stärker, und gähnte, wenn er in die Schule ging, reckte die Arme, wenn er wiederkam, und wenn er sein Exercitium machen sollte, zog er den Rock aus. Das Papier lag ihm lange nicht recht und die Feder wollte immer nicht schreiben, wenn aber ein Fuder Brennholz, oder neues Korn für das Brauhaus angefahren kam, war er wie ein Wetter hinaus, um mit abzuladen. Bei Tische konnte er nicht leiden, wenn etwas in der Schüssel zurückblieb, und nach Tische bewies er, daß man eine angeschenkte Flasche austrinken müsse, wenn das Bier nicht verderben sollte. Wann ein fetter Ochse geschlachtet wurde, mußte er immer mit dabei sein, und er wurde krank in der Schule, wenn es zu Hause frische Wurst gab. Der große Birnbaum im Garten krachte, wenn er hinauf stieg, um das Obst abzunehmen, und jeden, dem er freundschaftlich die Hand drückte, schrie Ach! und Weh! über ihn.

Nein! was der Junge groß wird! sagte der Vater, wie er ihn eines Sonntags im neuen Rock, das Frühstück auf der Hand eintreten sah; Gottfried, du wirst eilen müssen, wenn du ihn einholen willst. Da ihr einander ähnlich sehet, solltet ihr auch mit Größe und Breite hübsch bei einander bleiben. — Ja, in der Schule hab ich ihn schon eingeholt, entgegnete Gottfried ganz trocken, Ostern komme ich nach Prima, und er bleibt sitzen. — Was wär's, staunte der Vater, Konrad ist ja der älteste! da muß ich doch einmal mit dem Rector sprechen. — Ach! erwiederte Konrad, wenn ich der Frau Rectorin ein Dutzend Borstorfer Aepfel mitbringe, geht die Thür in Peima sprangelweit auf für mich. — — Dem war aber nicht so. Wie sich Grundmeyer beim Rector nach seinem Konrad erkundigte, gestand ihm dieser, daß er schon viele Noth und Geduld mit ihm gehabt, und bisher nur geschwiegen habe, um nicht den Zorn des Vaters vergebens zu reizen — vergebens, weil es doch am Ende das Beste sein würde, den guten, ehrlichen Konrad ganz von der Schule wegzunehmen. Wenn Konrad nur ein Kalb von der Straße heraufblöken höre, verstehe er schon vom großen Cäsar kein Wort mehr. — Grundmeyer machte zu dem Vorschlage erst ein finsteres Gesicht, dann sagte er: nun, nun! ein Unglück wäre es gerade nicht, zum Landbau gehört auch Verstand, wie zur Brauerei; ich habe meine Kunst auf dem Lande gelernt, und der große Cäsar hat mir kein Wort dazu gesagt. — Er deutete damit auf seine Amtsverrichtung bei Herrn von Brennan hin, dem er früher als Beau-Verwalter gedient hatte. Konrad mag in des Himmels Namen Oekonomie studiren, und will er nachher zur Brauerei übergehen, ist mir es auch recht. — Und ohne weiter mit Brummen und Schelten Zeit zu verlieren, ließ er am nächsten Sonntag seine Braunen vor die Kalesche spannen, und fuhr mit dem großen Konrad, der vom Wagen herab ruhigen Beifall lächelte, nach Lindenfeld hinüber zum Herrn von Brennan, der, mit dem Vater einst sehr zufrieden, auch keinen Augenblick Bedenken trug, seinen mit guten Kräften und Kenntnissen ausgerüsteten Sohn als freiwilligen Verwaltee anzustellen. Es ging auch ganz vortrefflich mit ihm. Rührig und thätig arbeitete er sich bald durch die groben Geschäfte zum Aufseher und Rechnungsführer hinauf, und wenn die Produkte aus Brenn- und Brauhaus mit der Zeit noch besser wurden, hatten sie es gewiß seinem guten Geschmack und den Vorübungen an der großen Schule zu danken.

Unterdeß schlug sich sein Bruder Gottfried mit den alten Classikern herum, und verspeiste sie, wie wenn es Honigscheiben

gewesen wären. Bald konnte er seine Gedanken, wie eine Mahlmühle mit vielen Gängen, in verschiedenen Sprachen verarbeiten, doch ließ er sich von den Heiden mit ihrer Abgötterei und ihrem republikanischen Großthun zu keiner Untreue gegen die Theologie verlocken, welcher er sich auf der Universität vielmehr mit einem so brennenden Eifer widmete, daß er schon im ersten Jahre sich nicht halten konnte, die Erstlingsfrüchte seines Fleißes heimlich auf den Dörfern umher abzulegen. Bald stand er auch auf der Kanzel seiner Vaterstadt, und sprach mit so kräftigen Worten herab, daß dem Oberprediger die Bibel aus der Hand fiel, und alle Candidaten des Orts, die sich aus Neugierde eingefunden hatten, bis zu Thränen gerührt wurden, was für den höchsten Triumph gelten muß, da nicht leicht in einer Kunst ein College vom andern sich rühren läßt. Auf dem Lande wurden seine Vorträge endlich mit einem solchen Zulauf der ganzen umliegenden Gegend besucht, daß der Gastwirth eines jeden Dorfs, der sich ein volles Haus wünschte, ihn um eine Gastpredigt bat. — Und wodurch geschah es denn eigentlich, daß er die Herzen der Menschen so erschütterte? Kam es daher, daß er die Hand nicht über den Kopf hob, daß er die Rechte nicht zur Unzeit auf das Herz legte, daß er in der Bewegung mit den beiden Händen wechselte, daß er sich ein wenig hierhin und ein wenig dahin wandte, daß er die Stimme mit Wohllaut erklingen, sie nicht bis zum Diskant hinaufsteigen, noch bis in den tiefsten Baß sinken ließ? Nein! von allem diesem sah man keine Spur. Gradezu stand er da, wie ein Licht, auch etwas blaß wie ein Licht, er regte keine Hand, nicht einmal den Kopf, hielt dazu die Augen verschlossen, und redete mit einer fast heisern Stimme, aber — die Begeisterung sprach aus ihm, das Gefühl, die Gesinnung — und das entscheidet über den Menschen. In Lindenfeld stannte Bruder Konrad ihn mit offenem Munde an und Herr von Brennau rückte auf dem Stuhle hin und her, daß seine Bauern die Thränen nicht gewahr werden sollten, die er bei seiner Predigt vergeß. Nach der Kirche aber lief er bei Tische mit dem Kandidaten gleich alle Pfarren durch, um ihm eine davon auszusuchen. Allein es gab keine Aussicht für ihn: die Prediger waren alle von dauerhafter Gesundheit, und wenn ja einmal einer krank wurde, beauchte er die Wasserkur, und verjüngte sich wieder. Viele Stellen waren schon lange im voraus vergeben, entweder an einen Hausleheer oder an ein Kammermädchen. In Rücksicht des letztern Punktes hatte sich denn auch für Gottfried ein kleines Hinderniß eingefunden. Des Vaters Nachbarin behielt das Haus gegenüber noch immer im Auge, und ließ nun ihr Töchterchen, wenn der Kandidat aus dem Hause trat, nach hinüber sehen. Das that ihm zwar noch nichts, weil er immer tief in Gedanken versunken war, aber wie er auf Antrieb seines Vaters einen Nachbarbesuch machte, erinnerte sich die gute Frau, daß ihr Großvater ihr einst eine große Bibel mit Bildern hinterlassen habe; sie holte dieselbe herbei, Gottfried blätterte mit Rosetten darin — blätterte öfters — blätterte unvorsichtig — Rosette erröthete und — in einem Bilde des alten Testaments fanden sie sich. Seinen Predigten schadete das zwar nichts, — sie gewannen im Gegentheil an Wärme und Anmuth, — aber ihm selbst konnte es doch bei Bewerbung um eine Stelle leicht nachtheilig werden, denn ein Kandidat mit einer Braut paßt nicht mehr in jede Kirche. Die besten Zeugnisse des Consistoriums, deren er sich im vollen Maße zu erfreuen hatte, konnten diesen Unterschied nicht ausgleichen.

Endlich aber las aus dem Provinzialblatt Herr von Brennau einen Todesfall und damit eine erledigte Stelle heraus, die ausfüllen Gottfried ganz besonders berufen schien. Ein Prediger nämlich war gestorben auf einem der Güter des Herrn von Grunnenstein, an den ihn von früher Zeit her, wo er auf Reisen seine Bekanntschaft machte, noch angenehme Erinnerungen knüpften. Obgleich er schon langst keinen persönlichen Umgang mit ihm gepflogen, durfte er doch hoffen, bei ihm noch in recht werthem Andenken zu stehen. Zuweilen gab es auch noch einigen Verkehr zwischen ihnen, der durch Briefe und Grüße das alte Band festhielt, indem die Grundverschiedenheit der beiden Provinzen, worin sie lebten, öfters einen Umtausch von Produkten herbeiführte. Wenn die flache Gegend um Lindenfeld mit Korn aushelfen konnte, so durfte Riethstädt, wo Grauenstein wohnte, mit seinen weitreichenden Wiesen und Wäldern einer besseren Viehzucht sich rühmen. Doch zu einer persönlichen Ansprache kam es zwischen den beiden Freunden nur selten, indem alles in dem gewöhnlichen Lauf durch die dritte, vierte Hand ging. Jetzt wünschte nun Brennau dem entfernten Grauenstein so nahe wie möglich zu treten, und setzte einen Brief auf, der die ganze Vergangenheit heraufbeschwor, um die Gegenwart damit angenehm zu erhellen. Die letzten Strahlen ließ er dann auf Waldhausen fallen, das schöne, ruhrhafte, lange Dorf, für welches Grauenstein sich eben wieder nach einem wackern Predigee umschanete. Als den wackersten pries er Gottfried Grundmeyer, den Beherrscher aller Seelen, der aus einer Familie stamme, dessen Wohl und Weh längst seinem Herzen theuer geworden. Brennau meinte, es könne nicht schaden, wenn er die freundschaftliche Rücksicht für den stattlichen Brauherrn im Briefe weiter triebe, als sie außer demselben statt fand. Und seine Rechnung traf zu. Grauenstein freute sich so sehr, wieder einmal ein eigenhändiges Schreiben, und zwar von solcher Ausführlichkeit, von seinem alten Freunde zu erhalten, daß er in dem Sommerkabinette seines großen Schlosses von dem weichen Fußteppich um zwei Zoll in die Höhe gesprungen wäre, wenn es ihm sein Podagra erlaubt hätte. Ueber die Verflechtung mit Gottfried aber lachte er, und sagte: heißt er Grundmeyer oder Brennan? die Worte laufen mir so durch einander. Wir wollen indeß nach der Abstammung nicht weiter fragen. Es wird schon ein tüchtiger Junge sein, ein ganzer Kerl. Er soll die Pfarre haben.

Es kam also eine sehr günstige Antwort zurück: Grundmeyer mochte nur um die Stelle anhalten, und zugleich die Zeugnisse schicken, daß er sie seinem Superintendenten vorlegen könne, und wenn er ihm auch persönlich gefalle, als worum er gar nicht zweifele, so sei der Pastor zu Waldhausen fertig. Gottfried lief mit dieser Nachricht, die ein Eilbote von Lindenfeld gebracht, gleich zu seiner Rosette hinüber, und Mutter und Tochter drängten sich zu dem Briefe des Herrn von Brennau mit pochendem Herzen. Dem Vater Grundmeyer wurde für die große Freude das Haus zu enge, er zog den neuen Rock an, ließ sich ein Paar Handschuhe aus dem Schranke reichen, und besuchte vorläufig den Oberprediger, dann einige Gevattern im Orte. Gottfried aber schloß sich in sein Studierstübchen ein, um den wichtigen Brief an Herrn von Grauenstein auszufertigen, bis das Mädchen an die Thür kam und rief: Herr Pastor, Herr Pastor, wollen Sie denn gar nicht essen?

Auf das ausdrückliche Gesuch erfolgte denn auch sehr bald die zugesicherte Genehmigung; es fehlte nur noch, daß Gottfried sich nun auch persönlich dem Herrn von Grauenstein vorstelle. So weit war die Sache richtig, und der Vater bestimmte schon den Tag, an welchem Gottfried mit seinen Braunen nach Riethstädt abreisen sollte. Da trat plötzlich ein Unfall dazwischen. Wie nämlich eines Morgens der Brauknecht in den Stall kam, weigerte sich das Sattelpferd aufzustehen. Von einer Reise nach Riethstädt, von einer Pfarre zu Waldhausen wollte es durchaus nichts wissen. Weder Peitsche noch Hafer konnten es auf die Beine bringen; es schüttelte den Kopf, stohnte in sich hinein — und den Abend war es todt. Die ganze Straße trauerte um das schöne Pferd, das immer so klug aussah, und, wenn es vorbeifuhr, in frohem Muthe jedes Haus zu grüßen schien. Grundmeyers aber meinten, daß dies für Gottfrieds Unternehmen von sehr schlimmer Vorbedeutung sei. Der Verlust wurde wohl verschmerzt, er zog indeß eine Verzögerung der Reise nach sich, die nach menschlicher Einsicht leicht böse Folgen haben konnte. Gottfried hatte die förmlich-schriftliche Vocation noch nicht, und es war noch immer möglich, daß ein anderer, dessen Nähe mehr wirkte als entfernte Fürsprache, ihn aus seinen Ansprüchen verdrängte. Sich gemietheter Pferde zu bedienen, dazu konnte sich der Brauherr nicht gleich entschließen; es lief gegen seine Gewohnheit, und kam ihm auch besonders jetzt nicht recht anständig vor, weil er wohl wußte, daß er überall mit seinen Braunen Ehre einlegte und nun für seinen Sohn gern damit auf den Edelmann einen vortheilhaften Eindruck hervorbringen wollte. Zum Glück fiel mit der nächsten Woche in der Stadt ein großer Jahrmarkt vor, wozu aus dem Marschlande gewöhnlich auch schöne Pferde eintrafen. Mit Konrad, der dabei niemals fehlte, und schon immer als Schüler an den edeln Thieren sein Auge geweidet hatte, ging Vater Grundmeyer die langen Reihen der Stampfenden und Wiehernden auf und nieder, bis er einen andern schönen Braunen fand, der zu dem verlassenen Handpferde wie ein Zwillingsbruder paßte. Konrad mußte es prüfen, untersuchen, reiten und auf alle Weise auf die Probe stellen, und nachdem man über den Preis schon ziemlich einig geworden war, wurde der Pferdehändler auf den andern Tag in das Haus des Brauherrn beschieden, um mit ihm den Handel völlig abzuschließen und das Geld zu empfangen.

Grundmeyer ließ dazu ein nahrhaftes Frühstück auftragen, und wie eine Flasche Wein dem Pferdehändler die Zunge gelöst hatte, fing er an, nebenbei von seinem Geschäft zu sprechen, woher er seine Koppel ziehe und wohin er sie verkaufe. Da war es denn unter andern auch Herr von Grauenstein, dessen Pferdezucht einen ganz vorzüglichen Schlag liefere, und von dem er fast jährlich mit den schönsten Zügen zu Sattel und Gespann sich versehe. Man kann sich denken, in welche Spannung diese Worte den Brauherrn versetzten. Was! sagte er, sie kennen den Herrn von Grauenstein? Mein Sohn soll nächstens zu ihm reiten. Was ist das für ein Mann? Machen

sie mir doch eine kleine Beschreibung von ihm. — Ob ich ihn kenne? gab er zur Antwort. Wie diese Flasche Wein vor mir, und ich denke, noch viel besser, weil denn doch Weinfabrikanten nicht zu trauen ist. Doch ist es ein guter alter Wein, der dem Magen wohl thut, das fühle ich, und so ist auch der abgelagerte Grauenstein ein guter alter Herr, indeß — strenge von Geschmack und etwas stark auf die Nerven fallend. Ich würde ihn groß nennen von Person, wenn nicht Gicht und Podagra und das Lehnen auf einen Krückstock ihn etwas gebeugt hätten. Er führt aber darum doch, dauerhaft wie ein altes Eisen, ein gutes Kommando in seinem grauen Schlosse. Gewöhnlich liegt er, wenn der krähende Wetterhahn auf dem Schloßthurme nicht gar zu wild umspringt, mit seinem Pelzrolar und einer pelzverbrämten Tressenmütze in dem breiten Fenster seines Wohnzimmers nach Süden, und schaut in den Hof hinab. Sein Falkenauge reicht bis zur Henne; die ein Ei verlegt. Wenn ihm etwas nicht recht ist, und der Verwalter kommen soll, zieht er eine Glocke, die über ihm hängt. Alles zittert, wenn es heißt: der Herr ist da! An bestimmten Tagen läßt er die edlen Rosse der Zucht, die im hohen Kleeb seiner Wiesen gehn, zur Musterung sich vorüberführen, und ruft auch wohl seinem Bereiter zu, wie er sie behandeln, zügeln und regieren solle. Ist er guten Humors, so lockt er die Pfauen und Truthähne, die Hühner und die Tauben herbei, daß sie sich um das Futter zanken, welches er ihnen neckender Weise hinunter wirft. Weil er einmal in England gewesen ist, gefällt er sich in Marotten von mancherlei Art. So hält er noch alle Jahre ein Paar Streithähne abrichten, die an hohen Festtagen in Gegenwart des Bürgermeisters und anderer Honoratioren des Orts — denn Rietbstädt ist ein Marktflecken — in seinem Hofe mit einander kampfen müssen, wobei er seine Gäste mit ihm über den Ausgang zu wetten zwingt, und die Feierlichkeit schließt immer damit, daß mit Vorantragung des sieggekrönten Hahns alle durch eine hohe Ehrenpforte im großen Saal zur Tafel marschirrn, um, wie er sagt, das Friedensfest abzufeiern. — Zur Bestrafung seiner Leute, wenn einer etwas begangen hat, bedient er sich einer eigenen Vorrichtung. Mitten im Hofe erhebt sich nämlich ein spitzer Stein; den muß der Schuldige betreten, und da so lange auf einem Beine stehen, als er es aushalten kann. Verliert er das Gleichgewicht, so steht ihm frei, über sich ein Seil zu ergreifen. Solches ist aber mit Harz überzogen, so daß endlich die Strafe darauf hinausläuft, daß er wie eine Schwarzdrossel am Seile hangen bleibt, bis der Herr ruft: nehmt den Vogel von der Leimruthe! Seine größte Sonderbarkeit aber ist diese, daß er jeden Fremden, der ihn besucht, wiegen läßt. Kommt man die Treppe hinauf, so sieht man auf dem Vorsaal eine mächtige Wage vom Balken herabschweben, und daneben liegt ein großer Bullenbeißer. Dieser thut zwar keinem Menschen etwas, aber er ist von furchtbarem Ansehn. Kaum hat man den Herrn des Hauses begrüßt, so spricht er freundlich: zum Spaß! treten Sie doch einmal auf die Wage, daß ich Sie näher kennen lerne. Ich (fügte der Erzähler hinzu), wiege einen Zentner und 45 Pfund. Er sagt: zum Spaß! aber es ist ihm vollkommen Ernst damit, denn er hat über die Beschaffenheit der Menschen sich ein seltsames System erbaut, indem er annimmt, ein tüchtiger Geist könne nur in einem tüchtigen Körper wohnen, mit den andern sei es nichts als Flickwerk, sie waren nur etwas von einem Menschen, und bei Entwickelung der Kräfte auf halbem Wege stehen geblieben. Es wäre mit ihrem Geiste eben so, als wenn sie nur einen Arm, aber ein Bein, ein Auge aber ein Ohr hätten; irgend etwas fehle; und wenn sie nach der einen Seite stark erschienen, so wäre es gewiß auf Unkosten der andern, die sich ganz verleugne. Was auch der Mensch treiben möge, spricht er, ich will etwas Ganzes haben! und deßhalb nimme er auch keinen in seine Dienste, von dem er nicht sagen kann: es ist ein ganzer Kerl! So sieht man denn lauter starke Menschen um ihn, nicht eben riesengroße, denn auf die Größe, sagt er, kommt es nicht immer an, wenn der Körper nur sonst tüchtig und gewichtig ist, daß der Geist zu zehren hat, und nicht wie ein kleines Licht, sondern wie eine Fackel brennt.

Der Brauherr wurde über diese Beschreibung ganz starr, und selbst Konrad, der mit bei dem Frühstücke saß, vergaß den letzten Bissen hinunter zu schlucken, so hoch war seine Spannung gesteigert. — Ei mein Gott! fing der Alte ängstlich an, da muß es doch schwer sein, mit dem Sonderling etwas zu verhandeln; hat er denn keine Familie, keine Angehörigen? — O ja! erwiederte der Pferdehändler, zwei Söhne, die aber unter dem Militair dienen, und zufrieden mit dem Gelde, das er ihnen regelmäßig schickt, sich nur selten bei ihm sehen lassen, entweder, weil sie sich mit seinen Marotten nicht vertragen können, oder weil er sich nicht viel aus ihnen macht. Beliebt bei ihm ist einzig und allein Mamsell Christine, die Tochter einer schönen Kastellanin, die einmal bei ihm in Gnaden stand. Mämsell sorgt für seine nächste Haushaltung und für seine Pflege. Sie unterstützt ihn auch, wenn er, den Bullenbeißer voran, in den Garten hinunter geht, und, — ist ihm des Sonntags die Kirche zu kalt, liest sie ihm Predigten vor aus einer alten Postille. Diese vermag Alles über ihn, und wenn Sie etwas bei ihm zu suchen haben, müssen Sie sich an Mamsell wenden. Auch als Gesellschafterin ist sie ihm sehr von nöthen, weil er mit seinem gichtischen Körper nur selten aus dem alten Schlosse kommt, und selbst das Fahren, sagt man, nicht gut vertragen kann. — Sie stutzen? — Vielleicht habe ich den alten Herrn etwas schwarz angestrichen. Er hat auch seine guten Seiten, — giebt seinen Leuten reichlichen Lohn, läßt volle Schüsseln auftragen und sogar von fünf Zigeunern, die von Altersher im Holze wohnen, ihnen alle Monat einmal zum Tanze aufspielen. Wer pünktlich ist, hat keine Strafe zu fürchten und obendrein noch in seinen alten Tagen auf Versorgung zu rechnen. Nur mischt er sich zuweilen in die Verheirathungen, wenn nämlich Braut und Bräutigam auf der Wage nicht das volle Gewicht haben, denn er möchte sein System auch gern bis auf die Nachkommenschaft fortsetzen. — Was wundern Sie sich! Tiefer hinein in das Gehölz leben bei uns Edelleute, die es, wenn auch nicht so seltsam, doch öfters noch weit schlimmer treiben. Davon ein andermal, wenn wir wieder einen Handel schließen. — Nun stand er auf, empfahl noch den neuen Braunen der sorgfältigen Pflege, schüttelte beiden die Hände, und ging vergnügt zum Hause hinaus.

Wie er weg war, sahen sich Vater und Sohn einander mit großen Augen an. Ei du mein gütiger Himmel! sagte der Vater, was haben wir da alles hören müssen! der arme Gottfried! Wenn es so steht mit dem Herrn von Grauenstein, bekommt er die Pfarre nicht. Wo soll er auch nur den Muth hernehmen, sich vor ihn hinzustellen; er wird sich ja kaum vor dem großen Bullenbeißer vordertrauen. Was hat er für ein elendes, erbärmliches Ansehn! Ich glaube, daß er schon in einem halben Jahre sich nicht recht satt gegessen hat — vor lauter Gottesgelahrtheit, und vollends, seit er verliebt ist, wird er alle Tage schmächtiger. Ja, wenn er deine Figur hätte, da würde er dem Edelmann schon gefallen. Ihr seid Brüder, seht euch sogar einander ähnlich, und doch — welch ein Unterschied, wenn ich eure Gliedmaßen betrachte! Warum muß es sich doch gerade treffen, daß er zu der Pfarre den rechten Körper nicht hat! —

Nun — wie wär's! entgegnete Konrad, wenn ich für den Edelmann den Körper hergäbe, und er zu der Pfarre den Geist? Ich will statt seiner hinreisen. Alle Wetter! Ich wiege gewiß meine anderthalb Centner, und fürchte mich auch ganz und gar nicht. Es ist ja nur, daß er mich sieht. Ob Gottfried zum Prediger taugt, ist Sache des Consistoriums, und das hat ihm das beste Zeugniß gegeben. Soll er nun die schöne Pfarre verlieren, blos weil er dünner ist, als ich? Warum ist der Herr so ein wunderlicher Patron! Allerdinge, versetzte der Vater, und wenn er gar nicht aus dem Schlosse kommt, so wird er auch unsern Gottfried nicht sehen und nicht predigen hören. Es ist recht schön von dir, Konrad, daß du ihm aus brüderlicher Liebe zu der Pfarre verhelfen willst. Ist er einmal eingeführt, wer wird dann weiter nach der Verwechselung der Körper fragen. Er kann ja wohl auch mit der Zeit stärker werden. Doch wollen wir unserm Gottfried jetzt nichts von unserm Plan sagen, er könnte sich sonst ein Gewissen daraus machen und sprechen: wir wollten den Edelmann betrügen! — Ei was betrügen! erwieberte Konrad, Blitz und Wetter! er betrügt sich selbst, indem er glaubt, daß nur ein starker Körper vollgültig wäre auf der Welt. Das Unrecht ist auf seiner Seite und wir sind es, die ihn auf den rechten Weg bringen. Es wird schon gehen; habe ich doch selbst einmal Theologie studirrn wollen, bin bis Secunda gekommen, und äußerlich kann ich schon einen Candidaten vorstellen; an einigen theologischen Redensarten soll es mir auch nicht fehlen. — Der Vater lobte noch einmal seine brüderliche Liebe und äußerte nur die Besorgniß, daß der Roßtäuscher ihnen wohl auch etwas könnte vorgeflunkert haben. Er ging deshalb wieder auf den Markt, zu sehen, ob er nicht noch einen Menschen aus jener Gegend finden könnte. Man wies ihn an einen Muldenhauer, der mit hölzernen Waaren daher gekommen war. Der bestätigte aber die Aussage des Pferdehändlers in allen Stücken, und versicherte überdies, daß Waldhausen, zwei Stunden von Rietbstädt, mit Ackerbau und Viehzucht ein wohlhabender, gar lieber Ort sei, wo vieler guter Menschen Kinder wohnten.

Nun stand der Vorsatz fest. Konrad mußte sich stracks in schwarze Kleider werfen, und eines Morgens in aller Frühe fuhr er von dannen. Zu Gottfried sagte man, daß er zu einem ökonomischen Geschäft abgereist, er selbst aber für jetzt der Reise überhoben sei, weil Herr von Brennau die Nacheicht erhalten, daß sein alter Freund wieder einen stärkern An-

fall von Podagra bekommen, und unter diesen Umständen dem Candidaten die Präsentatia in Riethstädt ganz erlassen habe.

In Riethstädt kam aber außer dem gnädigen Herrn noch der Superintendent in Betrachtung. Derselbe war mit seinem System keineswegs einverstanden, und fast kein Besuch, den er bei ihm machte, ging vorüber, ohne daß er in aller Unterwürfigkeit seine Grundsätze bestritt. Auf Körperstärke gab er gar nicht viel, vielmehr meinte er, daß die Seele ein besonderes Wesen sei, das mit dem Körper wenig zu thun habe, dieser sei für sie nur eine Miethwohnung, ein anvertrautes Gut, und es frage sich immer, welchen Gebrauch der Mensch davon mache. Nicht auf ein großes aber kleines Haus, sondern auf den Herrn komme es an, der darin wohne. Der lebende Mensch sei eigentlich nur ein ganz kleiner, winziger Punkt, aus dem alles Handeln und Denken hervorgehe. Arme und Beine nützten ihm wenig. Wenn er erst mit seinen Füßen die Welt auslaufen und mit seinen Händen die Schöpfung ausreichen sollte, würde er es nicht weit bringen. Die Welt selbst mit Licht und Luft und Wasser wären seine verlängerten Gliedmaßen, wenn er sie nämlich dazu mache. Deshalb gäben auch ein Paar Ellen oder Centner mehr oder weniger noch gar keinen Ausschlag. Die Masse bleibe in doch immer dieselbe, und ein Tropfen Wasser sei eben so gut Wasser, wie ein ganzer Eimer voll. Ein Körnchen Salz schmecke eben so wie ein ganzer Centner. Aber es heiße: Und er blies ihm einen lebendigen Odem in seine Nase! Des Geistes Regsamkeit sei die Hauptsache. Die Flügelmänner wären darum noch nicht die größten Helden. Die großen Hänse sollte man eigentlich wie Bäume beschneiden können, damit sie nicht in's Holz wüchsen. In einem kleinen Körper concentrire sich der Geist eher. Der schwächere sei reizbarer und rührriger, der stärkere oft ein träger Klotz; und die merkwürdigsten Männer in der Welt wären eher klein und gering, als stark und ansehnlich von Körper gewesen. — Auf diese Weise mischte der Superintendent Gründe aus Philosophie, Naturlehre, Moral, Bibel und Geschichte zusammen, um das System des Edelmanns zu stürzen; Herr von Grauenstein aber blieb dabei, daß der Körper die Grundlage des Geistes und dieser nur eine entwickelte Kraft sei, — die Feucht aus dem Stamme. Was man Auszeichnungen des Geistes nenne, wären gewöhnlich Einseitigkeiten, Ausartungen, krankhafte Zustände. Die sogenannten Genies betrachte er nur als halb verrückte Menschen. Ihrer viele würden ein großes Unglück anrichten. Die ganze Welt müßte zertrümmern, wenn solche nicht in der Mitte von starken Fäusten zusammengehalten würden! —

Wie jetzt der Superintendent hörte, daß der gnädige Herr für Waldhausen einen neuen Prediger verschrieben hätte, dachte er: das wird gewiß wieder ein viereckig-massiver Mensch, ein rechter Kanzeldrescher sein. In dem Zeugnisse, das er aufmerksam durchlas und das von seiner Gelehrsamkeit sowohl als von seinen Kanzelgaben außerordentlich viel Rühmens machte, stand freilich nichts davon. Man mußte seine Person abwarten. —

Am Morgen des zweiten Tages näherte sich Konrad seiner Bestimmung. Er freute sich, als Riethstädt aus dem Walde hervortrat, über die großen Wiesen, von denen er es rings umgeben sah, und nach mehr über die muthigen Rosse und die lustigen Füllen, die darauf herumsprangen. Alle Wetter! rief er aus, was sind das für schöne Pferde; doch — unterbrach er sich, — ich darf ja nicht fluchen, ich bin ja Kandidat der Theologie. Die schwarzen da — wer ein Paar solche Rappen vor seinen Wagen spannen könnte — all der Teufel noch einmal! Er schlug sich auf den Mund. Die Füchse nun — was sind das für schlanke Thiere! wie sie sich strecken, wie sie den Hals krümmen, wie sie den Kopf werfen, und die zierlichen Füße — alle Blitz! da mag der Teufel nicht sinchen. — Hm! die Schimmel! weiß wie Schnee, wie Schaum auf starkem Bier, voll Geist, lautes Leben. Der Henker soll mich holen, wenn ich — er sah sich um, ob ihn jemand gehört hätte. Ei du mein gütiger Himmel! was ist das für eine prachtvolle Zucht! — er fing an zu seufzen. — Ganz verstört fuhr er in das Thor hinein. Wie er aber vor dem grauen Schlosse vorbeikam, und die langen und kurzen Fenster — Buchstaben aus verschiedenen Jahrhunderten — betrachtete, schlug ihm doch das Herz ein wenig. Im Gasthofe angelangt, nahm er eine Stärkung zu sich, düstete den schwarzen Rock ab, sah erst noch in den Spiegel und dann in Gottes Namen mochte er sich auf den Weg nach dem Schlosse. Eine eichene Thür mit mancherlei Schnitzwerk, die etwas schwer aufging, brachte ihn auf die Hausflur, wo ein ernsthafter, bereits aus einander gegangener alter Bedienter, in einer Livree von dreimal Grau mit goldenen Tressen, der wohl seinen starken Schritt schon mochte vernommen haben, ihn gleich mit der Frage anhielt: wer er sei, und zu wem er wolle. Konrad antwortete: ich bin der Kandidat Grundmeyer von Lindenfeld — nein, von Goldeck, wollte ich sagen, welchen Herr von Brennan hierher sendet, um sich dem gnädigen Herrn in aller Unterthänigkeit vorzustellen. — So? sagte der Alte etwas freundlicher: Sie sind also der Herr, der nach Winkhausen zum Predeger berufen ist? Wir haben Sie schon erwartet. Ich will Sie gleich beim gnädigen Herrn anmelden, folgen Sie mir nur, Herr Pastor.

Konrad ging hinter ihm her die Treppe hinauf — richtig! sprach er bei sich selbst, da hängt die große Wage, und da liegt der Bullenbeißer. Dieser aber machte kaum die Augen größer, da er ihn sah, und rührte sich nicht von der Stelle. Nachdem Konrad im Vorzimmer eine Weile gewartet hatte, kehrte der Bediente von der Anmeldung zurück und sagte: treten Sie nur herein, Mamsell ist hier. — Neugierig öffnete diese schon die Thür, und stand ihm so nahe, daß ihm kaum Platz genug blieb, seine weit nuzholenden Verbeugungen zu machen. Verweilen Sie hier ein wenig, sagte sie, der gnädige Herr sieht erst einem kleinen Krieg unter dem Hofgeflügel zu — er wird bald erscheinen. — Schön! dachte Konrad bei sich, dann ist er guten Humors. — Sie kommen aus einer fremden Gegend, fragte sie, wird es Ihnen nicht leid thun, Ihre Heimath zu verlassen? Ich folge meinem Berufe, gab er zur Antwort, und in Waldhausen sollen auch gute Menschen wohnen. Freilich! bejahete sie, man wird Sie mit offenen Armen empfangen. Haben Sie schon an Ihre häusliche Einrichtung gedacht? Konrad stutzte: Sie meinen, ob ich Hausrath mitbringe? Ja, erwiederte sie, das und nach etwas. Sie werden doch nicht lange allein bleiben wollen; den etwa von der Predigerwittwe sich etwas wirthschaften zu lassen, dazu würde ich nicht rathen, es ist eine wunderliche alte Frau. — So? eine alte Frau? entgegnete er fragend, dann wird sie wohl nicht wieder heirathen? — Wünschten Sie das? versetzte die Mamsell. Konrad: ich könnte eben nicht sagen. Mamsell: eine Landsmännin wird Ihnen wohl lieber sein. Konrad: das eben nicht, sie würde die fremden Sitten hier so wenig kennen, wie ich. Mamsell: allerdings würden Sie immer besser thun, eine Inländerin zu nehmen, wenn sie auch gerade nicht in Waldhausen geboren ist. Aber ich muß wohl den gnädigen Herrn erinnern — sie ging in das vordere Zimmer und Konrad brach in einen lauten Fluch aus: tausendsapperment! sagte er und schlug sich auf den Mund, das ist ja gar keine alte Mamsell, wie ich dachte, das ist ja ein recht hübsches junges Mädchen. All der Hagel! was sie für schöne Augen hat, und wie sie mich ansah! Wenn sie einen Candidaten nicht verschmäht, Topp! so bin ich wirklich einer, oder sattle wieder um und kehre nach Seeunda zurück.

Jetzt näherte sich Herr von Grauenstein in seinem langen Pelztalar und weiten Pelzstiefeln, gestützt auf einen Krückstock. Die Thüre ließ Mamsell hinter ihm offen. Willkommen, Herr Kandidat, sagte er ganz kurz. Bravo! Sie haben ein recht biederes Ansehn, Sie werden einen recht guten Prediger abgeben. Setzen Sie sich da vor mich hin. Was macht mein alter Freund, der Herr von Brennau? — Der gnädige Herr, antwortete Konrad, hat mir recht viele Grüße für Ihre Gnaden aufgetragen; er ist sehr munter für seine Jahre, und sehr thätig: er hat ein Brauhaus und eine Brennerei, und mästet jährlich zwanzig Ochsen und fünfzig Schweine. — Und Ihre Predigt hat ihn neulich so gerührt! fragte Grauenstein weiter. Möchte mich auch einmal so von Ihnen rühren lassen. Doch ich bin schwer zu haben. Schüttele Sie nur meine Bauern tüchtig, da thut es noth. Die Kirche ist nichts anders, als ein geistliches Hochgericht, welches das Volk im Zaum halten und vom Bösen abschrecken muß, eine gelindere Ruthe, die dem Scharfrichter vorhergeht und den Gesetzen Gehorsam verschafft. Auf den rohen Menschen kann nur die rohe Beize wirken, die Furcht; erst, wenn er weicher wird, ist die Milde bei ihm angebracht, und zuletzt das Süße, was man die Liebe heißt, die aber leicht Heuchler macht und Lügner und feige Memmen. Etwas Barsches muß der Mensch behalten, damit er wahr bleibt und tüchtig. Ich denke dabei an Englaad, hat Ihnen Herr von Brennau nichts von unsern Reisen erzählt? — Es sind ihm die schönsten Erinnerungen, erwiderte Konrad, er spricht oft davon. Auch haben wir versucht, englisch Bier zu brauen, aber es hat noch nicht recht gelingen wollen. — Sie scheinen sich zugleich für die Oekonomie zu interessiren, junger Mann — sagte Grauenstein — nun, das wird Ihnen in Waldhausen zu gute kommen, Sie finden etwas Acker bei der Pfarre. Freilich, viel ist es nicht. Bei uns ist mehr für das liebe Vieh gesorgt. — Ei, gnädiger Herr, fuhr Konrad heraus, was ziehen Sie auf Ihren Wiesen für prächtige Pferde heran! Alle Wetter! was sind das — Konrad erschrak. Es geht so leidlich damit, versetzte Grauenstein etwas selbstgefällig; ohne Krieg ist nur nicht viel damit zu gewinnen, und ich werde wohl mit der Zeit einige Wiesen in Aecker verwandeln müssen. Wenn ich noch an die schönen arabischen Pferde denke, die ich auf meinen Reisen gesehen habe! Ja sonst! Das war ein ganz anderes Leben. Es ist,

als hätte ich mir in meiner Jugend zu viel Bewegung gemacht und als sollte mir dafür im Alter abgezogen werden. Mein England ist jetzt das Schloß; die Wiesen umher können das Meer vorstellen, ich bin rings davon eingeschlossen. Aber ich banne die Welt in meinen Kreis, und will den sehen, der sie besser regiert. Mein Krückstock hier ist mein Scepter; ich will keinem rathen, mir ein X für ein U zu machen. — Indem schlich Christine leise zu ihm heran und flüsterte ihm etwas in's Ohr. Versteht sich! sagte er zu ihr — und dann zum Kandidaten: Sie sind heute Mittag mein Gast. Aber bevor wir zu Tische gehen, muß ich Sie bitten, mich auf den Vorsaal zu begleiten. Er klingelte — der Bediente kam — und sie begaben sich nach der großen Wage. Der Bullenbeißer — wie ein Cerberus am Richterstuhl der Unterwelt — hob sich augenblicklich auf seine Hinterfüße, und schritt mit freundlich geöffnetem Rachen und grandios auf dem Boden hin und her fegendem Schweif dem kommenden Herrn entgegen, der sich nun an Konrad mit den Worten wandte: ich weiß gern, wie viel meine Gäste wiegen, und wünsche nun auch zu erfahren, wie schwer mein Kandidat in's Gewicht fällt, und was er für das praktische Leben für Hoffnungen giebt. Treten Sie doch auf diese Wagschale. Konrad verwunderte sich ganz und gar nicht, was dem Herrn sehr wohlgefiel, er stellte sich hinauf, der Bediente setzte die Gewichte, und wie er damit horizontal schwebte, und man Rechnung hielt, fand sich, daß er 1 Centner und 40 Pfund wog. Recht! sagte der gnädige Herr, ich habe Sie gleich so tarirt. Sie werden die Kanzel recht würdig ausfüllen, und Ihr Ansehen wird Ihren Worten Kraft verleihen. Wenn Sie erst so ein Jahr der Gemeinde vorgedonnert, und Ihren Deputatochsen geschlachtet haben, denke ich, werden Sie schon noch stärker werden; nur einen Bauch dürfen Sie nicht bekommen, das verbitte ich mir. — Wie Sie befehlen, gnädiger Herr, antwortete Konrad mit einer tiefen Verbeugung, ich werde in Unterthänigkeit es zu vermeiden suchen. — Ich sehe auch nicht ein, fuhr Grauenstein fort, was ein aufgestiegener Bauch nützen soll. Es ist Ballast, Pflegma, abgestandenes Leben. Ein vernünftiger Mensch sollte sich schämen, so einen dicken Bauch mit sich herum zu schleppen. — Konrad wußte nicht recht, ob das im Ernst oder im Scherz gesagt sei, doch hütete er sich, eine Miene zu verziehen. Wie sie die Wage verließen, seufzte er still: a mein armer Bruder!

Er ging nun zu Tische. Konrad mußte bei Christinen sitzen. Auf der andern Seite nahmen eine Gerichtsperson und ein Schreiber Platz, weiter herunter der Bereiter, der Oberverwalter und der Oberjäger; lauter große, starke Personen. Und alle waren in die Hausfarbe, in Grau, gekleidet, so daß unserm Konrad ganz dämmrig vor den Augen wurde. — Nur der Jäger machte eine Ausnahme, weßhalb denn Konrads Blicke, wie zur Erholung, oft auf den grünen Jäger gingen, so daß dieser zuletzt in Verlegenheit gerieth, und meinte, daß er etwas an sich habe. Sonst gefiel das Patriarchalische dieser Tischgesellschaft dem Gaste sehr wohl, und er sprach — überhaupt bei Tische gern aller Blödigkeit entsagend — den fetten Bissen, die Christine ihm vorlegte, recht wacker zu, was nur zu seinem Vortheil ausschlug, indem es das große Vertrauen des gnädigen Herrn auf seine Tüchtigkeit noch vermehrte. Grauenstein, in ehrwürdiger Haltung langsam speisend, schien sich immer auf etwas zu besinnen, fragte dies und das, und ließ mancherlei Befehle an seine Leute ergehen, als z. B. Herr Oberverwalter, haben wir noch alten Hafer genug! Mit dem neuen dürfen Sie mir sobald nicht kommen. Kunigunde lassen sie mit ihrem Katarrh nur noch im Stall, man muß ihr grünes Futter vorwerfen. Cäsar haart sich jetzt, man darf die Striegel nicht zu scharf anwenden. Von den Färsen mag die schwarze mit dem Stern zurückbleiben; die andern fort! — Herr Bereiter, es wird nun Zeit, der Rosamunde Hufeisen aufzulegen. Sie taugt nur zum Ziehen, sie muß in das Joch. Cato hat die erste Schule gut durchgemacht, bringen Sie ihn morgen nur mit Sattel und Zeug. Kleopatra trägt mir den Kopf noch immer nicht zu Danke, mehr herunter mit dem schlanken Hals, was hat sie am Himmel zu suchen! Der Hufschmied will dem Pluto zur Ader lassen, ich bin nicht dafür, warten wir bis zum nächsten Frühling. Und er soll nicht so oft Arznei eingeben, es verdirbt die Zucht. — Herr Oberjäger, schicken Sie doch unserm Herrn Superintendenten ein Reh in die Küche. Und lassen Sie überhaupt die Rehe nicht so alt werden. Sie verspeisen sich schlecht und werden nicht bezahlt.

Unterdeß sprachen Konrad und Christine meist heimlich mit einander; er mußte ihr von seiner Familie erzählen und sie freute sich, zu hören, daß sein Vater ein so angesehener Brauherr und ein reicher Mann sei. Die Dienstleute standen früher auf; der gnädige Herr gab noch bessern Wein zum Nachtisch, und wollte sehen, wie viel der Kandidat vertragen könnte, welcher denn auch hier eine große Tüchtigkeit druckundete. Aber endlich wäre es ihm doch fast zu viel geworden, so daß Christine aufhören mußte, ihm einzuschenken. Darauf empfing sie seinen Arm und ging mit ihm nach dem Besuchzimmer zurück, während der gnädige Herr in seinem Kabinet blieb. Konrad küßte ihr die Hand und bedient diese länger in der seinigen, als zur gesegneten Mahlzeit nöthig war. Sie machten einander gegenüber eine lange Pause, wie wenn sie sich noch etwas zu sagen hätten, bis er in den Seufzer ausbrach: o himmlische Christine! und sie sich von ihm loswand, um den Kaffee zu besorgen. Hm! ich habe doch wohl zu viel getrunken, sprach er zu sich selbst, aber es war auch ein Wein darnach, ich hätte den Kandidaten der Adrologie bald ganz mit hinunter geschlürft. Eine Courage fühle ich jetzt in meinem Leibe, daß ich es selbst mit dem Teufel aufnehmen wollte. — Indem trat der Superintendent herein. Er mochte seine Ankunft schon gewittert haben. Welch ein vierschrötiger Mensch! murmelte er für sich. Konrad verneigte sich so tief, als es nur ohne zu großes Uebergewicht geschehen konnte. Man begrüßte, man verständigte sich, und näherte sich in höflicher Ansprache von Weg und Wetter. Christine brachte den Kaffee und beide tranken ziemlich geruhig, nur daß der Superintendent den Kandidaten immer von der Seite ansah. Darauf fing er von seinen Zeugnissen zu reden an, bewunderte das große Lob und that so demüthig, wie wenn er vor ihm die Segel streichen müßte. Allmählig aber gab er dem Gespräch eine gelehrtere Wendung, und rüstete sich, ihm einige verfängliche Fragen vorzulegen. Es ist jetzt eine schlimme Zeit, sagte er, glauben Sie an Wunder, mein Werthester?

Konrad. O ja, Hochwürden, ich bin ja ein Theologe.

Superintendent. Was ist aber ein Wunder?

Konrad. Ein Wunder ist etwas, wovon man den Zusammenhang nicht einsieht.

Superintendent. Ei, da könnte ja die Sache doch noch natürlich zugehen, und nur unsere Beschränktheit am Wunder Schuld sein. Wie leicht kann das zur Freigeisterei führen! — Welches Wunder halten Sie denn wohl für das größte?

Konrad. Das größte Wunder ist das allererste, daß Gott die Welt aus Nichts geschaffen hat.

Superintendent. Wie denken Sie sich das?

Konrad. Es war Nichts da. Wenn also eine Welt geschaffen werden sollte, so war es immer das Beste, sie aus Nichts zu schaffen. Es mußte doch einmal der Anfang gemacht werden.

Superintendent. War es wohl möglich, mein Herr Kandidat, daß alle Thiere in den Kasten Noah gingen?

Konrad. O ja! Erstlich durch ein Wunder, zweitens durch verschiedene Behälter und drittens dadurch, daß man das Futter mitnahm. Es war eine Art von Stallfütterung. Die Stallfütterung ist überhaupt jeder andern Wirthschaft vorzuziehen. Man muß nur fleißig für Futterkräuter sorgen. Dadurch gewinnt man an Boden und an Dünger. Hier läuft freilich das Vieh noch wild umher. Die Stallfütterung —

Superintendent. Herr Kandidat, wir reden hier nicht von der Stallfütterung, sondern von den Wundern, wodurch sich Gottes Macht verherrlicht hat. — Wie ging es zu, daß Bileams Esel sprach und warum gerade ein Esel?

Konrad. Es war ein Wunder. Wär' es ein Hund gewesen, den hätte man verstanden, ohne daß er spricht, das wäre gar kein Wunder gewesen. Ich habe einen Pudel gesehn, der jedes Wort verstand. Unser Spitz bei der Heerde —

Superintendent. Still! — Sagen Sie: warum haben wir nur vier große und dagegen zwölf kleine Propheten?

Konrad. Weil das Große überhaupt selten ist.

Superintendent. Sollen Sie nicht wissen, daß die erstern viele und die letztern wenig Capitel der Lehre und Weissagung geschrieben haben? Groß von Geist waren sie gewiß.

Konrad. O die großen Propheten waren sicher auch groß von Körper, große, starke Menschen! (Er sagte dies mit Fleiß recht laut, damit der Edelmann im Kabinet es hören möchte.)

Superintendent. Was finden Sie Lehrreiches an der Hochzeit zu Canaa?

Konrad. Wir ersehen daraus, daß die christliche Liebe Wasser in Wein verwandelt, die Juden dagegen schlechten Wein aufsetzen, sobald sie glauben, die Gäste merkten es nicht mehr. Hierin liegt offenbar der Anfang des Christenthums. Noch bis auf diesen Tag kommen bei uns die bessern Weine zuletzt.

Superintendent. Nicht übel bemerkt. Aber sagen Sie: warum fuhren die Teufel bei den Gadarenern in die Sauc?

Konrad. Weil sie ihnen gehörten. Das Schwein ist ein unreines Thier. Wo konnten sie besser logiren? die Juden essen auch deshalb noch bis auf diesen Tag kein Schweinefleisch, weil sie glauben; der Teufel stecke darin.

Superintendent. O ich bitte nicht zu scherzen. —

Was meinen Sie: hat Petrus Hahn zweimal gekräht oder öfter?

Konrad. Er hat öfter gekräht, aber Petrus hatte an zweimal genug. — Vom Hahn kann man auf die Hühner schließen, die der Hohepriester muß gehalten haben, aber sie passen nur in eine große Wirthschaft, wo viel abfällt; wenn man die Hühner erst füttern soll, kosten sie mehr als sie einbringen. — — Der Superintendent rief ihn zornig zurück von der Abschweifung, und ging nun auf die Kirchengeschichte über, mischte griechische und lateinische Worte in seine Fragen, und dem Kandidaten wurde nach gerade angst und bange: er sollte die Kirchenväter nennen, und fing an zu stottern; endlich lief ihm der Angstschweiß von der Stirn. Christine, die immer ab und zu ging, konnte das nicht länger mit ansehen; sie näherte sich und sagte: der gnädige Herr wünschen den Herrn Superintendenten zu sprechen. Dieser räusperte sich und begab sich in das nordere Zimmer. Aber er erschien vor dem gnädigen Herrn mit sehr bedenklicher Miene, und betheuerte, daß es unbegreiflich sei, wie das Consistorium diesem Kandidaten ein so gutes Zeugniß habe ausstellen können. Von den Kirchenvätern wisse er so wenig, daß er sie sogar mit unsern Kirchenvorstehern verwechsele. In natürlichen Dingen sei er gut bewandert, aber nicht in theologischen. — Und doch kommt alles von dem natürlichen her, entgegnete Grauenstein. Ich kann mir es denken: Sie haben ihn zu materiell gefunden. Aber das hat nichts zu sagen. Ich verlasse mich auf das Consistorium und auf meine fünf Sinne. Setzen Sie nur die Vocation für ihn auf, daß ich sie heute noch unterschreiben kann. Erschrecken Sie aber nicht, wenn Sie nach Hause kommen und Ihnen ein großes Thier begegnet, es ist kein Thier aus der Offenbarung, sondern ein Reh, das ich Ihnen so eben zugeschickt habe, lassen Sie es sich gut schmecken. Gott befohlen! — Der Superintendent verbeugte sich stillschweigend und verließ das Schloß.

Gottlob! sagte Konrad, und setzte sich auf das Sopha, um sich von der Angst zu erholen, die er zuletzt ausgestanden hatte. Christine war draußen beschäftigt, um seine Sachen aus dem Gasthofe, wo er, wie sie meinte, unmöglich bleiben könne, in das Schloß herüber schaffen zu lassen, und wie sie wieder zurückkam, fand sie ihn eingeschlafen. Ihn bedauernd betrachtete sie ihn näher und gestand sich, daß er ein recht hübscher Mensch sei. Indem er träumte, schlug er ein paarmal um sich, erwachte dann und bat um Verzeihung. Christine wünschte ihm Glück zu dem siegreichen Gefecht mit dem Superintendenten, und that, als wenn sie von der erlittenen Schlappe gar nichts gemerkt hätte. Sie rieth ihm indeß, zu seiner Erholung in den Schloßgarten hinab zu gehen, und sich die englischen Anlagen anzusehen. Dieser Anweisung folgte er denn auch gleich, schauete um sich und athmete fleißig von der kühlenden Abendluft ein, die sie ihm verordnet hatte. Im Kopfe wurde es allmählig wieder helle, und er wanderte sich über die schnakischen Antworten, deren er sich gegen den Superintendenten erkühnt. Die Verwandtniß mit den großen und kleinen Propheten wußte er jetzt recht gut, auch fielen ihm mehrere Kirchenväter ein, aber nun zu spät. Um die englischen Irrgänge kümmerte er sich wenig; er sehnte sich nach einer freien Aussicht, stieg auf die Hecke, und unterhielt sich mit einem munteren Füllen, das neugierig das jugendliche Haupt zu ihm erhob und dann Reißaus nahm. Ins Dickicht zurückgekehrt und mit Gedanken an Christinen beschäftigt, warf er sich die Frage auf, ob es einem Kandidaten der Theologie wohl erlaubt sei, ein hübsches Mädchen zu umarmen. Warum nicht? sagte er. Die Bibel versichert zwar, daß Jacob 14 Jahr um Rahel gedient habe; aber was zwischendurch vorgefallen sein mag, davon steht nichts dabei. — Ob ich es wage? ob sie es wohl nicht übel nimmt? — Er wollte noch weiter in die Betrachtung eingehen, als der dritte Bediente ihn im Namen der Mamsell in das Schloß zurück rief. Da der gnädige Herr des Abends nicht zu speisen pflegte, so waren sie einander selbst überlassen. Sie benutzten auch die Zeit nicht übel, thaten immer weiter ihres Herzens Kammern auf und gingen hinüber und herüber. Sie erzählte von Waldhausen und wie dabei ein Vorwerk liege, das dem gnädigen Herrn gehöre, und das sie bisweilen zu besuchen pflege. Er dagegen sprach viel von den Brauspfannen seines Vaters und was daraus für die Folge sich ergeben möchte. Es war das Erstemal, daß er über dem Reden das Essen vergaß. Aber wie zuletzt eine verdeckte Schüssel auf den Tisch kam, regte sich seine ganze Aufmerksamkeit. Christine hob den Deckel auf, und — die Vocation lag vor ihm, die der Superintendent ausgefertigt und der gnädige Herr schon unterschrieben hatte. Jetzt konnte er sich nicht länger halten, er umarmte die himmlische Christine, die sich anr mit Mühe von ihm loswand. Was soll das bedeuten? fragte sie, vom Tische aufstehend. Ich bin so gerührt — entgegnete er — von Freude, von Dankbarkeit und — von noch etwas. Gewiß — ich bin ein guter Mensch, und Sie haben nicht Ursach, sich vor mir zu fürchten. — Beinahe sollte ich's, antwortete sie, aber ich kann mir Ihre Freude wohl erklären. Es ist auch nun Alles überwunden, und Sie können für Waldhausen immer Ihre Einrichtungen treffen. Zwar muß noch eine Probepredigt vorhergehen, wozu Ihnen ein Tag wird bestimmt werden, aber damit hat es nichts zu bedeuten, es ist eine bloße Förmlichkeit, die Bauern haben gar keine Stimme bei der Wahl, man will ihnen nur nicht mit einem neuen Prediger blindlings über den Hals kommen, und sieht es gerne, wenn sie zufriedene Gesichter zeigen. Ihnen wird es ein leichtes sein, durch Ihren Vortrag sie zu gewinnen. — Konrads Augen gingen an den Balken; er hatte nicht das Herz, ihren Blicken mit einem lügenhaften Ja zu begegnen. Der Himmel wird ja wohl für das Weitere sorgen, erwiederte er endlich, und sich zurückwendend nach dem Bedienten, der gekommen war, ihm sein Zimmer anzuweisen, sagte er ihr etwas beklommen gute Nacht.

Der Morgen war still und ernst. Je näher der Abschied kam, desto weniger sprachen Beide. Indeß konnte sie doch nicht umhin, wie der Wagen vorrollte, den gnädigen Herrn herbeizurufen, daß er die großmächtigen Braunen betrachten möchte. Schon, sagte er, recht schön, in ihnen erkenne ich die Würde des Besitzers; ein tüchtiger Hausherr sorgt für tüchtiges Geräth. Also auf Wiedersehn! rief sie ihm zuletzt zu, und der Wagen donnerte mit ihm davon. —

Obgleich Konrad seinen Plan im Ganzen glücklich ausgeführt hatte, fiel doch seine Rückreise nicht so vergnügt aus, wie sein Kommen. Wie wird das werden! rief er öfters aus, und jeder Glockenschlag von den Thürmen schärfte sein Gewissen.

Der Vater wäre auch bei seinem Empfange beinahe erschrocken über das nachdenkliche Gesicht, das er von der Reise mitbrachte. Wie er indeß Alles, was er gethan und gelitten, sich ausführlich hatte erzählen lassen und nun wirklich die Vocation für Gottfried in den Händen hielt, gab er keinem Zweifel mehr Raum, sondern brach in lauten Jubel aus, indem er zugleich dem Vermittler den wahren Grund seines tiefern Ernstes wohl abmerkte. Staunend über seine Schilderung sagte er: so war der Tod des Braunen doch kein Unglück; er führte mich zum Pferdehändler, der uns von Grauenstein erzählen konnte. Ohne dieses wäre Gottfried im besten Vertrauen nach Riethstädt gereist, und wahrlich! er hätte mit seiner Person die Pfarre nicht bekommen. — Bald darauf wurde die schriftliche Gewißheit dem berufenen Gottfried zugestellt, wie wenn sie eben durch den Herrn von Beenau angelangt wäre. Er trug seine Freude wieder sogleich zu Rosettens und ihrer Mutter hinüber, und eilte dann auf sein Studirstübchen zurück, um Predigten im Voraus zu verfertigen, denn sein theologischer Eifer kannte keine Grenzen. Dem widersetzte sich nun aber Vater und Bruder mit allem Fleiß. Sie dachten an die große Wage und wünschten, daß der Unterschied zwischen den beiden Candidaten sich einigermaßen ausgleichen, wenigstens sich vermindern und die Lüge soviel wie möglich sich in Wahrheit verwandeln möchte. Man konnte auch nicht wissen, ob nicht doch irgendwo frei Körper dem Herrn von Grauenstein noch zu Gesichte käme, ja, ob nicht vielleicht Waldhausen selbst dessen Grundsätze theile. Er sollte von jetzt an durchaus nicht mehr so viel studiren, sondern essen und trinken, und spaziren gehn. Man besann sich auf Alles, was den Menschen stark mache, ließ ihn kräftiges Brod in Bier tunken, braunschweigische Mumme frühstücken, that Mittags Mark in die Suppe, und setzte ihm englisirtes Rindfleisch vor. Der Vater zog auch Gelehrte und einen Arzt mit zu Rathe. Man trieb ihn hinaus zum Gebrauch der Landluft, und gab ihm in Lindenfeld eine Jagdflinte in die Hand, um hinter Hasen her sich stärkeren Appetit zu holen. Darauf warf man ihn in das Wasser, erst in Flußwasser, dann nach und nach in Kleien-, Malz- und Molkenbäder. Um ihn ruhig, phlegmatisch, schläfrig zu machen, las man ihm Romane in Briefen, breite Novellen mit langen Dialogen, Philosophien nach höchsten Prineiplen und mathematische Berechnungen vor, ließ ihn auch einigen Sitzungen im Gericht mit beiwohnen. Der arme Gottfried erlag fast unter der Last von Pflichten, die man zur Pflege des Körpers und zur Abdämpfung des Geistes ihm auferlegt hatte. Er sah alle Tage in den Spiegel und konnte noch immer nicht finden, daß er stärker würde. Die Hilfsmittel schlugen so wenig an, daß sie seine innere Bewegung und seine Sehnsucht nach der Kanzel nur noch vermehrten. Wenn ein Hase aufsprang, hielt er oft in Gedanken eben eine Rede an die Gemeinde, verfehlte den rechten Augenblick und hatte eines Tages beinahe den herrschaftlichen Jäger gestreift. In den Bädern ertrug er die Langeweile nicht, er declamirte und vergaß nachher, aus dem Wasser zu steigen. Bei Vorlesungen merkte er sich nur, was zur Erbauung dienen konnte, und setzte still für sich die Ver-

trachtung fort, bis wieder eine Stelle ihn zu neuer Betrachtung reizte. Zu Tische ging er mit Aechzen wie zu einer schweren Arbeit, man hörte nicht auf, die Gerichte zu empfehlen, gab man aber nicht Acht, so war es schnell genug, heimlich dem Hunde unter dem Tisch große Bissen zuzustecken, um nicht damit geplagt zu werden. Er that in Allem sein Möglichstes, theils aus gutmüthiger Folgsamkeit überhaupt, theils aus Liebe zu den Seinigen, besonders zu seiner Geliebten, die ebenfalls zu wünschen schien, daß er stärker werden möchte, theils aber auch aus der eigenen Ueberzeugung, daß allerdings körperliches Ansehn wohl viel zur stärkern Wirkung eines gottseligen Vortrags beitragen könne. Endlich jedoch verlor er die Geduld, entzog sich in der Stille dem unfruchtbaren Zwang, und zündete Nachts, wenn Alles schlief, ein Licht an, um das, was innerlich treib und jährte, auch äußerlich zu offenbaren. O du elende, erbärmliche Welt! sagte er, die du immer an der Schale klebst, die Sinne füllest und dem eitlen Glanze frohnst, ich will dir zeigen, welche Kraft dem schwachen Sterblichen verliehen ist, wenn der Geist Gottes ihn beseelt. Es ist dieselbe Kraft, die den Menschen aus dem Nichts hervorruft, so daß er sagen kann: ich bin! die jedem Geschöpfe sein Dasein giebt, den Trieb legt in das Thier wie in die Pflanze, die Atome zu Gestalten zusammenfügt, aus dem Innern heraufsteigt, die Wände des Gefäßes baut und tausendfache Tempel errichtet, die Alles schafft und wieder schafft, die Körper aus den feinsten Fasern webt und ausspannt, die Jegliches faßt und trägt und im ewigen Wechsel erhält. Ohne diese belebende Kraft wäre die ganze Welt nur ein Schutthaufen, eine Anhäufung von Trümmern, die mit jedem Augenblick mehr zerfallen müßten, erbleichen müßten im Strahl der Sonne, vergehen im Regen, verwittern an der Luft. Was rühmt ihr euch also der Armesstärke, des stolzen Halses, der breiten Brust? Sind sie es, welche zum Volke predigen, oder ist es das Herz, das erglüht, der Geist, welcher denkt, die Ahnung, die aus der Tiefe steigt, und der Glaube, dem die Gottheit sich offenbart? Kann meine Stimme nur das Ohr erreichen — mit jenen Gewalten will ich das Herz des Herzens treffen, das Gemüth siegreich erheben, es zu himmlischer Wehmuth rühren und den Sünder erschüttern bis in das tiefste Gebein, ja ihn zermalmen in seinem Trotz.

So sprach und schrieb er oft bei Nacht, weil ihm bei Tage zu wieken versagt war.

Endlich, fast am Ende des Wittwenjahrs, kam die erwartete Einladung zur Probepredigt. Nun überließ man den tief erfreuten Gottfried sich selbst, und störte ihn nicht weiter in seinem Fleiß.

Ueber den äußern Menschen pflog man indeß noch einige Berathung. Um das, was die Natur bei der ersten Bekleidung der Glieder an Fülle und Rundung gegen ihn versäumt hatte, wenigstens dem Anschein nach einigermaßen zu ergänzen, sorgte man für starke Unterkleider, und gab dem Leibrock, der füglamer war, als er selbst, ein doppeltes Futter, setzte auch durch höhere Schuhabsätze seiner Körperlänge, wenn auch nicht eine Elle, doch ein Paar Zoll hinzu. Bei dem allen blieb er doch gegen den Umfang seines Bruders noch um ein Bedeutendes zurück, und behielt überdies sein blasses Gesicht, an dessen mögliche Auffrischung man nicht einmal dachte, weil Goldeck noch in so tiefer Unschuld lebte, daß es mit Theater und Schminke noch völlig unbekannt geblieben war. Er selbst, der sich die wärmere Bekleidung nur aus Rücksicht gegen die kühler werdenden Tage gefallen ließ, würde sich auch zu einer Aufladung keineswegs verstanden haben, aus derselben Abneigung, womit er alle Verstellung hasste.

Die Gemeinde wird er schon noch erobern, sagte Konrad zum Vater, aber wie wird sich der Superintendent gebehen, wenn er in dem ankommenden Kandidaten nicht mich, sondern einen andern erblickt? Man überlegte, wie man ihn beschwichtigen, versöhnen, gewinnen könnte, und welche Beweggründe wohl am ersten auf ihn wirken möchten. Der Brauherr brachte ein schönes Märzbier in Vorschlag, das schon manchen Menschen sehr liebevoll gestimmt hätte. Es macht aber auch zum Zoen geneigt, bemerkte Konrad, manchen hat es schon bis zur Schlägerei getrieben. Es läßt sich da wohl im Voraus nichts thun, man muß bei dem Gestrengen erst die weichen Stellen ausspioniren. Hat Gottfried doch die Vocation, darauf muß er fußen. Die muß er gleich mitnehmen, fügte der Vater hinzu, — und aus Vorsicht laß ich ihm einen Paß ausfertigen, worin seine Person genau beschrieben ist.

Das geschah; und nachdem alles so aufs beste vorbereitet war, machte der Vater mit Gottfried sich auf die Reise. Er sprach unterwegs wenig mit ihm, um seine theologischen Gedanken nicht mit fremden Dingen zu durchkreuzen; desto emsiger dachte er an seine Verpflegung, wozu seine Braut auch manche gute Aushülfe für schlechte Wirthshäuser mitgegeben hatte, verwahrte ihn gegen Wind und Wetter, legte den Mantel ihm um die Schultern, knöpfte ihm die Weste zu und sorgte für ihn wie eine Mutter. Im Plan der Reise ging seine Absicht dahin, erst kurz vor dem Anfang der Kirche mit ihm einzutreffen, damit ohne lange Beschauung sogleich die Wirkung seines Geistes eintreten könnte. Waldhausen, das seinen neuen Prediger mit großer Spannung erwartete, gerieth also in nicht geringe Unruhe, als am Morgen des feierlichen Sonntags eine Stunde nach der andern verging, ohne daß der Kandidat erschien. Der Glöckner fing schon an, vorzuläuten, und es war noch nicht da. Aengstlich liefen die Leute vor das Dorf, um sich nach ihm umzusehen. Da endlich sollte der Wagen daher, alle standen nun fest wie die Mauer, nahmen die Hüte ab, und zogen ein langes Gesicht. Sie schienen von der Außenseite des Kandidaten nicht sehr erbaut; doch der Anblick der herrlichen Braunen vor dem Wagen half dem gesunkenen Respekt wieder etwas auf.

Im Gasthofe fand man die Einladung auf das Vorwerk, aber man entschuldigte sich mit der Kürze der Zeit, und wie es zum zweiten Male läutete, schritt Grundmeyer mit seinem Sohn auf die Kirche zu, und begleitete ihn bis in die Sakristei. Hier glaubte er den Superintendenten zu finden, gegen den er seinen Gottfried in Schutz nehmen wollte; aber der anwesende Geistliche empfing sie gleich mit der Erklärung, daß der Superintendent zu kommen verhindert worden; er sei der Adjunct. Der Brauherr that den Mund weit auf, und athmete diesen Trost ein wie den Duft der schönsten Würze. Sein Sohn bezeigte sich ganz gleichgültig dagegen, gab dem herbei springenden Küster die Lieder, und setzte bei dem Aufwallen der Orgeltöne sich ruhig hin, in Uebereinstimmung mit der Gemeinde zu singen.

Mit dem Ausbleiben des Superintendenten aber hatte es folgende Bewandtniß. Der gnädige Herr selbst hielt ihn zurück. Er fürchtete nämlich, daß derselbe, weil er gegen den erwählten Kandidaten ein Vorurtheil hege, bei seinem Auftreten ihm nachtheilig werden, und vielleicht über ihn eine Aeußerung thun könnte, welche die Gemeinde in eine üble Stimmung versetzte; er ließ ihn deßhalb ersuchen, ihm selbst diesen Sonntag in der Kirche einmal etwas vorzupredigen. Er sähe sich dazu gewissermaßen genöthigt, weil seine Pflegetochter ihn verlasse und nach Waldhausen reise, den Kandidaten zu hören, ihm also diesen Sonntag zur Hausandacht keine Predigt vorlesen könne.

Christine war denn auch wirklich nach Waldhausen gereist, und im Vorwerk abgetreten, um dort ihren heimlich Geliebten gleichsam als Wirthin zu empfangen. Wie sie aber hörte, daß er wegen Verspatung gleich zur Kirche geeilt sei, begab sie sich auch dahin, nahm indeß aus Vorsicht nur im Hintergrunde hinter einem Pfeiler Platz, um durch ihren Anblick ihm keine Störung zu verursachen.

Wie er jetzt auf die Kanzel trat, staunte sie, schärfte ihr Auge, und war lange ungewiß, ob sie ihren Candidaten sähe, oder einen andern. Ja, ja, sagte sie, er ist es! und dann nach einem zweiten Blick wieder: er ist es nicht! — bin ich denn mit Blindheit geschlagen? Es ist doch Stirn, Nase, Mund und Kinn, dasselbe Haar. Er ist es wahrhaftig. Aber wie mager, wie elend sieht er aus! Kann ein Mensch in einem halben Jahre sich so verändern? Ich begreife es nicht, er muß krank gewesen sein. Die schmalen Wangen, das blasse Gesicht, die magern Hände! Nein! es ist doch wohl nicht möglich. Er kommt mir auch kleiner vor; es ist auch sein Anstand nicht. Er steht ja wie eine Bildsäule da! Warum? Ist es aus Frömmigkeit? Hat er wohl gar aus Verstellung sich so verwandelt? Hat er blaß aussehen wollen? Hat er gefastet, sich kasteit, oder vorher Rhabarber genommen? Man sagt, daß manche wirklich solch Gaukelspiel treiben, aber ihm traue ich es nicht zu. Eher will ich glauben, ihn plage ein schleichendes Fieber. Gott im Himmel! was steigen mir alles für Gedanken auf! Er lebt ja noch, und kommt, um zu predigen. Still! Er spricht — es klingt wie seine Stimme, aber wie schwach, wie rauh! Ist das Heiserkeit? Hat er sich unterwegs erkältet? Oder ist nur die Angst Schuld daran? — Jetzt spricht er schon besser. Aber er bewegt ja keine Hand, und warum hält er die Augen verschlossen? Sollte er mich hier gewahr geworden sein? Gott! Es wird mir ganz unheimlich, da ich ihn zu sehen glaube, und doch nicht weiß, ob er es ist. — Merke auf, was er sagt, vielleicht findest du ihn in den Gedanken wieder.

Gottfried hatte die allumfassende Liebe Gottes, wie das Christenthum sie lehrt, zum Gegenstand seiner Betrachtung gewählt. So lange er noch von Gottes Wohlthaten durch die Natur sprach, glaubte sie wirklich ihn und wieder etwas von den Aeußerungen ihres Kandidaten zu hören, nur daß es eine Oekonomie des ganzen Weltalls war, die sich vor ihrer Seele ausbreitete. Es war die segnende Hand des Vaters, der seine Kinder mit Gaben überschüttet, der vorsorgende Geist, der das Glück ganzer Volker, wie das Schicksal jedes Einzelnen

bedacht hat, das liebende, wachsame Auge, das herrschend über Thronen und Paläste bis in die niedrigste Hütte dringt. Bald aber vergaß sie, von der Begeisterung des Redners fortgerissen, über den Vortrag die Person, und gab sich mit der still aufhorchenden Gemeinde den seligsten Gefühlen hin, wie er tiefer in die Gesinnung des Allwaltenden hinabstieg, und jene unbegrenzte Liebe schilderte, die auch des Sünders sich erbarmt, des Strafbaren schont, selbst den Schlechtesten nicht in seinem Verderben lassen, sondern alle — alle errettea, und an das Vaterherz zurückführen will, nach jenen herrlichen Bildern und Gleichnissen der heiligen Schrift, wo der Hirt, um ein verlornes Lamm zu suchen, die ganze Heerde verläßt, die Frau, die einen Groschen verlar, ein Licht anzündet, und emsig duech das ganze Haus sucht, wo der verierte Sohn sich in die Arme des Vaters stürzt, und dirser ein Fest ihm bereitet und spricht: mein Sohn war todt und ist wieder lebendig geworden! jene Liebe, wornach dir Engel im Himmel sich mehr freuen über einen Sünder, der Buße thut, als über Neun und Neunzig Gerechte.— Und eine Sehnsucht erwachte in den Herzen der Zuhörer, ein Hinneigen zu diesrr unendlichen Liebe, ein innrres Regen und Bewegen des göttlichen Bildes nach seinem Urbilde, und leise klang es in der tiefen Brust: ihr sollt vollkommrn sein, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist! worauf es wie eine Antwort aus der Feene kam: sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des ewigen Lebens geben. — Die ganze Gemeinde war tief ergriffen, alle weinten, Christine mit ihnea.

Der Brauherr aber, der ihre Anwesenheit in der Kirche bemerkt hatte, dachte jetzt daran, von ihrem Verhältniß zu seinem Sohne Konrad unterrichtet, wie er eine Begegnung zwischen ihr und Gattfried hindern könne. Eine schnelle Entfernung blieb das beste Mittel. Er dat ihn deshalb, wie er von der Kanzel herabstirg, in der Sakristei so lange zu warten, bis er käme, ihn abzuhalen. Er eilte nach dem Gasthofe zurück, ließ gleich anspannen, und seine schnelle Abreise gegen den Wirth damit entschuldigend, daß er unterwegs bei einem Freunde einzukehren versprochen habe, fuhr er bei der Kirche vor, nahm seinen Sohn in den Wagen, hüllte ihn wieder in den Mantel — und so auf und davon, ehe noch dir Waldhäuser sich darauf besinnea konnten, ihn zu umringea und zurück zu halten. Sie standen in Grupprn umher, die jüngern stürzten hinterdrein, alle nach dem Anblick des Kandidaten brgierig, wie wena er nach der Perdigt andees aussehen müßte. Gern hätten sie die Warte, die er sprach, noch einmal nus seinen Augen gelesen. Ihm nachstarrend ward ihaen zu Mulhe, wie dem Wanderer, der über einen Fluß will, und dem plötzlich der wilde Streom die Brücke genommen.

Christine glaubte am besten zu thun, wenn sie sich in das Haus der Predigerwittwe begäbe, wo er auf dem Wege zum Gasthofe vordri mußte, und von wo aus sie ihn näher betrachten und nach wohl seiner Person sich versichern konnte, aber da die Kirche völlig aus war and er nicht erschien, vermuthete sie mit der Wittwe, daß er einen Besuch beim Richter mache. Sie verfügte sich also zu diesem hinüber, und that, wie wenn sie eine Bestellung vom gnädigen Herrn an ihn auszurichten hätte. Aber auch hier fand sie ihn nicht. Immer ungeduldiger ging sie nun, sich eia Herz fassend, gerades Weges nach dem Gasthofe, und hier hörte sie denn zu ihrem Erstaunen, daß er schon abgereist sei.

Was half es ihr jetzt, wean man ihm voa allen Seiten die größten Labsprüche ertheilte? Es vermehrte nur ihren Schmerz. Sie sah iha selbst nicht; er war verschwunden. Die Entschuldigung van kurzen Tagrn and schlechten Nachtquartieren konnte sie nicht gelten lassen. Die Eile schien ihr unerklärlich. Warum kommt er nicht auf das Vorwerk? Will er mich vermeiden? sagte sie, und weshalb? Scheut oder schämt er sich, mit dem blaß gewordenen Gesicht vor mir zu erscheinen? Will er nicht gestehn, daß er krank war, will er mich nicht betrüben? — O das nutzt ihm wenig — ich bin jetzt um so mehr besargt für ihn. Oder — nein, ich mags nicht benkea — hat eine andere ihn von mir abgelenkt? Soll ich vergessen sein? Oder hat er aicht so warm für mich empfunden, wie er mich glauben ließ? — Oft dachte ich in der langen Zeit, er würde einmal an mich schreiben. Ich entschuldigte ihn mit Blödigkeit, mit Bescheidenheit; die Freude sollte vielleicht um so größer sein, wenn wir uas wieder sähen. Und nun stehe ich hier, wie nus einem Traum erwacht. Der Tag ist da, nber die Hoffnung blieb uaerfüllt. Ich weiß nicht, was ich glauben, was ich denken soll. Ob es nicht doch eia anderer war? Wenigstens handelt er wie ein anderer.

Traurig kehrte sie mit dem Adjunct nach Riethstädt zurück. Dem gnädigen Herrn mochte sie von der veränderten Gestalt aicht einmal sagen; es hätte ihm sonst seine Ungunst zuziehen können. Der Adjunct aber wurde nicht fertig, seine herrliche, kräftige, rührende, erbauliche Predigt zu lobpreisen. Ja, das wußte ich im voraus, versetzte Grauenstein lächelnd, das habe ich ihm angesehn. So ein tüchtiger Mensch kann ja nichts thun und sprechen, was nicht von Wirkung wäre.

Dem Superintendenten klang es dagrgen wie ein Mährchen, als der Adjunct ihm berichtete, der Kandidat habe nicht allein eine überaus gute Predigt gehalten, sondera nachher nuch in der Unterredung mit ihm die tiefsten theologischen Kenntnisse verrathen. Das ist ja gar nicht möglich! entgegnete der Superintendent, bei mir war er ja so unwissend wie ein Haudrnstock, und ein so dickköpfiger Mensch! — So gar dickköpfig ist er doch nicht, erwiederte der Adjunct, er kam mir eher etwas schmal vor. — Nun, da muß ich ihn wohl durch ein Vergräsrungsglas gesehrn haben, sagte der Superintendent höhnisch und verdrießlich; ich hätte ihn eher für einen Bierschröter als für einen Kaadidaten gehaltea. Freilich, wenn die Kandidaten predigen sollen, kriechen sie immer etwas zusammen. Er mag schön gezittert haben. — Nicht im mindesten, versetzte der Adjunct, ganz ruhig — ja gleichgültig, möchte ich sagen — stieg er dir Kanzlreteppe hinauf. Aber oben war es, als ob ein ganz andrer Geist in ihn führe, so feurig, so beredt strömte es ihm von den Lippen. — Ja, ein andrer muß freilich wohl in ihn gefahren sein, und ware es auch nur die Predigt eines anderen — entgegnete der Superintendent noch verdrießlicher — wie könnte sonst dieser bücheae Held solche Wunder an Ihnen verrichtet haben. Sie sind ja noch ganz außer sich. Lassen Sie es gut sein, Herr Kollege, erzürnen Sie mich nicht. — Nun bei der Einführung werden Sie es ja selbst sehen, fügte der Adjunct noch hinzu, und wünschte ihm darauf eine geruhsame Nacht.

Cheistine plagte sich mit mancherlei Vorstellungen und konnte besonders den Gedanken nicht loswerden, daß ihr Kandidat nach der Perdigt noch mehr leiden, vielleicht in Siechthum verfallen möchte. Gern hätte sie an ihn geschrieben, ja nach dem Drange ihres Herzens einen Eilboten an ihn abgesandt, aber die Schicklichkeit erlaubte aicht, von ihrer Seite zuerst einen solchen Schritt zu thun. Doch Erkundigung über iha einzuziehen, das schien durch eine natürliche Theilaahmr am Zustanbe eines Leidenden überhaupt grrechtfertigt. Sie hörte, daß in Goldeck bald wieder ein Jahrmarkt einterten und daß der Muldenhauer mit seinen hölzernen Waaren dahin reisen würde. Diesen lud sie zu sich, schenkte ihm eine Tasse starken Kaffee ein, und gab ihm den Auftrag, in Goldeck sich doch umzuhören, wie es dem Kandidaten ergehe, der neulich bei seiner Probeperdigt in Waldhausen so blaß ausgesehen. Doch habe er nicht nothig, sich deshalb an ihn selbst zu wenden — rine solche Frage würde ihn aar beunruhigen, — sondern er könne das auch wohl in der Nachbarschaft erfahrrn.

Der Muldenhauer reiste, and zu Goldeck in den Marktngen umherwandernd kam er auch in die Steaße, wa Grundmeyer wohnte, und gelangte dena mit seinen Quirl'n und Schaumlöffeln endlich zu Rasetten und ihrer Mutter. Da er sich von Riethstädt her schrieb, kaufte man ihm gern etwas ab and unterhielt sich mit ihm. Er fragte sofart, was der Kandidat mache, der in Waldhausen so schön geperdigt hätte und ob es ihm auch gut bekommen wäre. Man gab zur Antwort, er sei muntrr und gesund, und wenn er auch blaß aussehe, so sei er deshalb doch nicht krank. Mit dieser Nachricht werde ich viel Freude aneichten, sagte der Muldenhauer weiter, und setzte noch als ein Neuigkeitskrämer hinzu: man spricht, Mamsell Christine, die Wirthschafterin im Schlosse, werde ihn heirathen. Da faßte die Mutter iha scharf in's Auge und erwiederte: guter Freund, behalte er seine Neuigkeiten für sich, und rede er nicht solches Zeug. Wir wissen das besser, meine Tochter Rosette hier ist seine Braut. — Nun das ist denn ein anderes, entgegnete er, ich rede nur, was ich in Riethstädt gehört habe, bitte tausendmal um Verzeihung. Damit nahm er seine Waaren wieder auf uad ging.

Aber es war, als wenn er einen glühenden Brand im Hause zurückgelassen hätte, der nun in helle Flammrn schlug. Die Braut fing an zu jammern, die Mutter schalt bald mit ihr, daß sie so etwas glauben könnte, bald auf den Bräutigam, wenn er durch eine Unvorsichtigkeit vielleicht dazu Gelegenheit gegeben. Rosette versicherte, daß er seit der Probepredigt sich kälter gegen sie betrage. Weil er den Kopf voll hat, versetzte sie, es sind jn hunderterlei Diage zu besorgen. Indem trat er selbst herein, man umringte ihn mit Klagen und Vorwürfen, er staunte über die Nachricht Was muß es doch für boshafte Menschen in der Welt gebea, rief er nus, ich bin mit keinem Schritt in Riethstädt gewesen, habe mit keinem Fuß das Schloß betreten, noch mit keinem Auge dir Mamsell gesehn. Das ist nber der Teufel, der umhergeht, und des Nachts Unkraut unter den Weizen säet. — Rasette gönnte ihm keine Gegenrede weiter, sondern lief auf ihr Zimmer, denn sie gehörte zu den empfindlichsten Naturen, die bei aller Zärtlichkeit gern trotzen und schmollen. — Gattfried rannte umher wie einer, den Zahnschmerzen plagen. Er trug seine Noth mit zum Vater hinüber. Konrad, der mit seinem stillen

Vorhaben den Dienst bei Herrn von Brennau kürzlich verlassen hatte, betrachtete ihn mit erbarmungsvollem Blick. Es ist ja nichts, lieber Bruder, tröstete er, du bist unschuldig, was schwatzen die Leute nicht! es wird sich mit der Zeit schon noch alles aufklären.

Nicht minder gab es großes Elend bei Christinen, wie der Muldenbauer mit der gegenseitigen Nachricht zu ihr zurückkehrte, nämlich daß er zufällig die Braut des Kandidaten kennen gelernt habe, welche versichere, der Bräutigam sei munter und gesund, die Bläße wäre nur eine Verläumdung seines Befindens. Christine brauchte ein Paar Augenblicke, sich vom ersten Schreck zu erholen, dann that sie über die Braut eine Menge Fragen, auf welche die von den Antworten die wichtigste blieb, daß sie hübsch sei. — Wie der Unglücksbote sie verlassen hatte, warf sie sich weinend auf das Sopha. Nun ist es klar, sagte sie, warum er nicht geschrieben, warum er sich gar nicht um mich bekümmert hat. Eine Nachbarin hat ihn bestrickt, — Rietzstädt liegt ihm nun tausend Meilen weit. Mag er nun einziehen und ganz Waldhausen ihm entgegengehen, ich rühre mich nicht von der Stelle. — Aber wie hat doch, sprach sie dann ruhiger, sein Angesicht so schnell verfallen können! Sollte nicht doch die Untreue ihm Kampf und Ueberwindung gekostet haben? Gewiß hat es ihn schmerzen müssen, mich so schnell aufzugeben, mich sodald zu vergessen.

Sie that ihm aber Unrecht. Konrad hatte die Entfernung von ihr keineswegs so gelassen ertragen. Nur zu gern hätte er einen Brief oder einen Gruß an sie abgesandt, doch er überlegte, ob es wohl ehelich gehandelt sei, sich noch fester zu ketten, als es unvorsichtiger Weise schon geschehen war, bevor er sich noch in dem Stande sähe, ihr eine sichere Zukunft zu zeigen. Vor allem geboten die Umstände, nach dem gelungenen Auftreten bei dem Herrn von Grauenstein sich ganz in den Hintergrund zurück zu ziehen, jetzt seinen Beruf handeln zu lassen und dann erst wieder an sich selbst zu denken.

In Folge der einzigen Verstellung befanden sich also sämmtliche Gemüther in nicht geringer Sorge, Unruhe und Qual, und der Tag der Einführung wurde mit Sehnsucht erwartet, der über das Schicksal Aller entscheiden mußte. Endlich war er festgesetzt, und eine förmliche Einladung von Waldhausen ging ihm als das heerlichste Willkommen vorher. Zunächst eilte Vater Grundmeyer hin, um in der Pfarre die nöthigen Einrichtungen zu treffen, Geräth und Geschier und was sonst in Haus und Hof als nöthig oder brauchbar verblieben, der Wittwe abzukaufen, und mit der Gemeinde Manches zu verhandeln, worauf er nach der Probepredigt durch seine Flucht war verhindert worden. Er folgte dabei dem Grundsatz, nicht alles Bestehende über den Haufen zu werfen, sondern das Neue an das Alte zu knüpfen. Später möchte dann Gottfried mit seiner jungen Hausfrau sich alles schaffen, ordnen und stellen, wie sie es selbst für gut fänden.

Für diesmal konnte Konrad nicht zurückbleiben. Er hatte vieles auf dem Herzen und ihm war zu Muthe, als wenn er nun heran müßte, die Probepredigt zu halten. — Rosette hielt den heißen Wunsch in sich verschlossen, der feierlichen Einführung auch mit beizuwohnen, sie sagte kein Wort darüber, aber die Mutter sah es ihr an, und für ihren gereizten Zustand voll Zweifel und Eifersucht gab es kein besseres Heilmittel, als daß sie sich selbst überzeugte, ob Gefahr für sie vorhanden sei oder nicht.

Es setzten sich also alle viere, Mutter und Tochter, und die beiden Brüder in einen sehr geräumigen Wagen, und fuhren, jeder seine stillen Gedanken hegend, in ruhiger Eintracht nach Waldhausen. — —

Ein stiller, schöner Sonntagmorgen herrschte über die Flur, der späte Herbst schien, wie mit einem frischen Athemzuge, wieder zur vorigen Milde zurückgekehret, Glockengeläut klang auf den Dörfern umher, die Bewohner von Waldhausen saßen zum Theil vor dem Dorfe, zum Theil am Wege hin, den der neue Prediger kommen mußte, und feruten sich der erwärmenden Sonne, als zur rechten Stunde der Wagen vom Berge herabrollte, und ein Geläut mit allen Glocken vom Thurme die Botschaft kund gab: er ist da! Von der Menge, welche die Kommenden begrüßte, lösten sich die munteren Knaben, die dem Wagen voranliefen und den Weg zum Pfarrhause zeigten, wo neben dem Brauherrn der Richter des Dorfs schon mit einer Anrede bereit stand, den Erwählten des Herrn in seine Wohnung einzuführen.

Nach den ersten Höflichkeiten sah man gleich neugierig im Hause umher, doch Gottfried bat, vor dem Gottesdienste sich nicht so sehr zu zerstreuen, und er ergriff die Hand des Vaters, um mit ihm ungesäumt in das Gotteshaus einzugehen; die andern folgten. Wie er aber an der Kirche hinging, gab es plötzlich eine Erscheinung weltlicher Art. Christine war es, die es doch nicht über sich hatte gewinnen können, heute zurück zu bleiben. Sie trat aus der Kirchthür wie zur Begrüßung hervor, und indem sie leise mit der Hand den Arm des Kandidaten berührte, sagte sie: nun, Herr Pastor? In dem nämlichen Augenblicke aber schrak sie zurück, ihren Irrthum gewahr werdend. Rosette dagegen erschrak über ihre Anrede und stellte sich zwischen beide mit den Worten: was beliebt, Mamsell? Der nahe Anblick überzeugte Christinen, daß es nicht ihr Kandidat sei, den man eben einführen wolle, doch begriff sie den Zusammenhang nicht und stand in großer Verwirrung, während Rosette ihren Gottfried mit scharfem Auge ins Verhör nahm. Jetzt aber schritt Konrad ein: ich bin es, den Sie meinen, sagte er ganz kurz zu Christinen; und wenn auch mein Bruder für mich die Kanzel besteigt, so bin ich doch für Sie, geliebte Freundin, noch derselbe, der ich auf dem Schlosse zu Rietzstädt war. — Mein Gott! haben Sie denn die Pfarre abgetreten? fragte sie. — Gewissermaßen, antwortete er, wir theilten sie erst, ich war Pastor mit dem Körper, er mit dem Geiste, ich nehme nun meinen Antheil zurück, weil er nicht mehr nöthig ist. Nicht wahr, mein Bruder Gottfried ist ein ganzer Pastor, wenn er auch nicht so stark ist, wie ich? — Und doch die Aehnlichkeit! sagte sie, es ist mir noch wie ein halbes Räthsel. — Darauf führte er sie an der Kirchhofmauer hin, und schilderte das Verdienst der brüderlichen Liebe mit so treuherziger Wahrheit, daß sie ihn darum nur noch mehr liebte, besonders, wie er hinzufügte, daß er ja ohne dieses Wagniß auch das Glück nicht würde erlangt haben, sie kennen zu lernen; und in der Liebe sei am Ende ein Brauherr wohl immer noch im Stande, einen Kandidaten aufzuwiegen, wozu ihre Miene nicht eben Nein sagte.

Nun sahen sich Rosette und Christine freundlicher nach einander um, baten um Verzeihung, sich so verkannt zu haben und umarmten sich schwesterlich.

Gottfried, der von dem Auftritt an der Kirchthür kein Wort verstanden hatte, ließ sich auf seinem Wege nicht weiter aufhalten: beherzten Muthes begab er sich in Begleitung des Vaters in die Sakristei. Diesmal fanden sie den Superintendenten selbst zugegen. Jetzt, wie dieser des Kandidaten ansichtig wurde, fragte er ohnmaßgeblich, wer er sei, ob er vielleicht nur vorangegangen und ob sein Freund nachkommen würde. Gottfried, ohne etwas zu erwiedern, griff in die Tasche und zog die scheistliche Vocation und seinen Paß hervor, mit den Worten: hier ist meine Beglaubigung. — Was! entgegnete der Superintendent, Sie wären der berufene Prediger? die Beschreibung trifft freilich zu. Aber der, welcher sich uns vorgestellt hat, war ja ein anderer. — Es war sein Bruder, versetzte der alte Grundmeyer, der sich anstatt seiner stellte, weil er durch eine kränkliche Konstitution abgehalten wurde. — Wie? so hatte man uns einen Betrug gespielt? sagte der Geistliche zornig, und rief hinaus, daß man nicht eher zur Kirche läuten sollr, als bis er es andefehlen würde. Wie kann ein Mensch, der das Wort Gottes verkündigen will, todte er weiter, sich solchen Frevel erlauben? das ist ja ärger als Simonie. Nein! ein Betrüger darf die Kanzel nicht besteigen. — Gottfried fing an zu begreifen und zitterte vor Erstaunen, wie er hörte, was sich begeben hatte. Was haben Sie gethan, Vater, rief er aus, und wie hat Bruder Konrad sich so vergessen können! — Der Superintendent sah nun wohl, daß an dem Streiche, den man gegen das System des gnädigen Herrn gespielt, der wahrhafte Kandidat unschuldig sei, und beschloß, einer mildern Gesinnung Raum zu geben. Ihre Hochwürden haben vollkommen Recht, eiferte Gottfried indeß, solche Mittel sind unerlaubt, von solchen Mitteln werde ich nimmermehr Gebrauch machen; ich werde nicht die Kanzel besteigen. — Mittlerweile hatte sich das Gerücht verbreitet, der Superintendent wolle den Prediger nicht auf die Kanzel lassen, weil er sich nicht vorher als Kandidat seiner Gunst versichert habe. Die Bauern versammelten sich und laute Stimmen ließen sich vor der Sakristei hören, welche riefen: er darf nicht, er soll nicht, er kann es ihm nicht wehren. Man soll läuten, die Kirche soll angehen. — Der Superintendent hatte nachgerade für seine Person zu fürchten; die Waldhäuser waren derben Schlages und nicht immer mit Gründen zu regieren. — Was fangen wir nun aber an, sagte er, den Leuten muß doch Kirche gehalten werden, und ich bin auf keine Predigt vorbereitet. Um des Scandals willen, Herr Kandidat, predigen Sie nur, ich will es erlauben. — Nimmermehr, entgegnete Gottfried, das Amt, das ich übernehmen wollte, ist durch einen Betrug entweiht, ich kann es mit einem verletzten Gewissen nicht antreten; ich sündige, da ich es weiß. — Nicht doch! Herr Kandidat, Sie sind ja unschuldig, ich bitte Sie recht sehr, Herr Kollege, predigen Sie doch nur. — Lieber Sohn, sprach der Vater, du wirst mich und deinen Bruder doch nicht in's Verderben stürzen wollen? Es kann sein, daß wir Unrecht gethan haben, aber es ist einmal geschehen, sei doch so gut, um unsertwillen, predige doch nur! — Und Sie müssen predigen, fuhr endlich der Superintendent in einem zornigen Tone fort, hier steht es in der Vocation, Sie haben solche angenommen, Sie

haben sich verpflichtet, verwalten Sie Ihr Amt! — Das wirkte, dieser Gründer konnte Gottfried nichts entgegensetzen. Er langte die Lieder hervor, und der Superintendent befahl zu läuten. Die Kirche füllte sich mit großem Gepolter. Gottfried sagte von nun an kein Wort mehr, sondern saltete, wie die Orgel erklang, die Hände, und rief in einem frommen Liede den Geist des Friedens zurück. — So unruhig es vorher in der Kirche zugegangen, so feierlich war jetzt die Stille und die Erwartung, womit Aller Blicke bei seinem Auftreten zur Kanzel hinaufsahen. Der lebendigen Quelle seines gotterfüllten Gemüths entsprungen drang seine Predigt wieder tief in die Herzen seiner Zuhörer ein. Er sprach von dem Verlangen, das unter höherer Leitung die einzelnen Menschen erst zur Menschheit, zu einer Welt verbindet. Je mehr der Superintendent davon hörte, desto geneigter, desto wärmer, desto begeisterter wurde er für die Gedanken der Rede, und für ihn, der sie so herrlich ausführte. Als er daher von der Kanzel herabkam, ging er ihm mit dem herzlichsten Glückwunsch entgegen und sagte: Sie sind wahrhaft berufen und erwählt! von Ihnen erquickt muß der Garten Gottes gedeihen, der heute Ihrer Aufsicht übergeben wird. Da Ihnen nichts an den wesentlichen Erfordernissen fehlt, und das Unwesentliche uns nie vom Ziele ableiten darf, so haben wir nun nichts weiter zu thun, als vor dem Herrn unser Pflicht zu erfüllen. — Und wie zwei Verse des Liedes gesungen waren, führte er ihn heraus, und stellte ihn der Gemeinde als ihren Prediger dar. Er ermahnte diese zum Gehorsam, empfing von ihm den Schwur der Treue, huldigte der Würde seines Amts in einer erhabenen Rede, betete und segnete ihn ein.

Nach Beendigung des Gottesdienstes aber umringten den neuen Prediger viele von der Gemeinde, die geringern, um in ehrfurchtsvoller Entfernung mit frommen Blicken an ihm zu hangen, die vornehmern, ihm dankbar die Hand zu drücken. Dann nahmen ihn seine Angehörigen gerührt in ihre Mitte, und begleiteten ihn auf seinem Wege. Auch Christine war herbei gekommen, und flüsterte dem Superintendenten in's Ohr, daß er von dem unruhigen Auftritte, der hier vorgefallen, dem gnädigen Herrn nur nichts erzählen möchte, sie wollte schon Alles in's Gleiche bringen.

Konrad aber entzog sich der Nähe des Superintendenten, und freute sich, wie dieser keine Lust bezeigte, lange hier zu verweilen. Aus Unzufriedenheit mit dem Betragen der Gemeinde wollte er nicht einmal dem großen Gastmahle, das sie zur Feier des Tages gab, mit beiwohnen, sondern suhr sogleich nach Riethstädt zurück, indem er unterwegs noch seine Betrachtung anstellte, wie doch die Gaben in der Welt so wunderbar vertheilt wären. Wer sollte es dem schwachen Köpfe dieses ernährten Predigers ansehen, sagte er, daß ein so mächtiger Geist in ihm wohnt! Aber man hat wohlgethan, ihn in der Dürftigkeit der Naturbekleidung nicht vor den Edelmann zu stellen. Er würde ihn nimmermehr auf die Kanzel gelassen haben, und wie viel hätten wir dann entbehrt! So falsch ist sein System, und so wahr ist meine Behauptung. — Innerlich frohlockend über den Sieg, den er heute über den gnädigen Herrn davon getragen, langte er ganz stille wieder in seiner Wohnung an.

Christine war in Waldhausen noch zurückgeblieben, um den Abend die Goldecke auf dem Vorwerke zu bewirthen, und vor allem, um noch länger mit Konrad zusammen zu sein. Sie verabredete mit ihm, daß er das Anerbieten seines Vaters, ihm einen Theil seiner Geschäfte abzutreten, frischweg annehmen und dann beim gnädigen Herrn um ihre Hand anhalten sollte. Ich habe zwar immer gedacht, setzte sie hinzu, weil ich in den Predigten so diesen bin, es würde einmal ein Prediger kommen und mich zur Superintendentin machen, aber es hat nicht sein sollen. Auch Gottfried und Rosette sprachen von der rosigen Zukunft und rückten in zärtlichster Freude den Tag immer näher, der sie verbinden konnte. Und wie der alte Grundmeyer bei der Wittwe Vollroth so vertraulich saß, beide, sich an dem Glück ihrer Kinder weidend, sah' es beinahe aus, als ob sie auch ein Paar wären, in aller Freundschaft versteht sich. So ging die Predigt, die sie heute zu Herzen genommen, an ihnen selbst in Erfüllung, sie fühlten sich beglückt durch das Vertrauen, welches alle nun zu einer Familie verband. Es war ein innig vergnügter Abend. Den folgenden Tag aber ließen sie den jungen Prediger allein, alle reisten in ihre Heimath zurück, Christine vielleicht am wenigsten mit leichtem Herzen, denn ihr lag noch ob, den gnädigen Herrn zu versöhnen.

So viel sie auch über ihn vermochte, diesmal wurde ihr die Bemühung, ihn nach ihrem Willen zu lenken, so leicht nicht. Sie mußte ihn erst ein wenig abkühlen lassen. Mit einer kurzen Erzählung dessen, was geschehen war, zündete sie erst die Flamme, und ließ sie eine Weile fortlodern. Dann nahete sie sich dem Feuer, um allmählig das Verwundene wegzuräumen. Verwunderung, Zorn, Scheltworte, Drohungen, folgten auf einander durch eine lange Stufenleiter. Grauenstein fand es unerhört, daß irgend jemand es hatte wagen können, ihn zu täuschen, er fand es aber ganz abschrulich, ja unbegreiflich, wie sogar ein Theologe einer so niedrigen Gesinnung fähig sei, sich hinter den Rücken eines andern zu verkriechen, lichtscheuen Persönlichkeit. Es wird ein verirrter Schneider sein, sagte er, der in einer solchen List sein ganzes Vermögen, die letzte Kraft seines kleinen Gehirns zugesetzt hat. O daß ich ihn mit diesem meinen Scepter berühren könnte! Verdammte Humanität, die uns körperliche Züchtigung untersagt! Die ganze neue Gesetzgebung glaubt an keine Körper mehr. Sonst wollt' ich schon mit diesem Motiv ihm die echte Gottesfurcht einprägen, dem Menschen, der den Weg zum Himmel zeigen will, und sich mit einem solchen Betrug schändet!

Christine. Aber ich sage Ihnen ja, er wußte von nichts, er ist unschuldig.

Grauenstein. So muß sein Bruder bestraft werden, der Böswicht!

Christine. Der ist mehr als unschuldig.

Grauenstein. Wie das? Ist er etwa ein Heiliger?

Christine. Nein, weil er nichts Böses, sondern etwas Gutes, ja etwas Seltenes gethan hat. Der Kandidat wird von einer Krankheit befallen, Konrad macht sich auf, des Bruders Glück, das in Gefahr schwebe, für ihn zu retten, ihr ihn zu erhalten. Und welch ein Wagstück, vor Ihnen, gnädiger Herr, mit einer solchen Vorstellung zu erscheinen! Was hatte er nicht alles zu befürchten! Er hat eine wahre Heldenthat begangen.

Grauenstein. Eine Tollkühnheit war es allerdings, eine seltsame Verwegenheit. In seinem Wesen lag etwas davon.

Christine. Statt ihn zu bestrafen, sollte man ihn vielmehr belohnen.

Grauenstein. Belohnen? Und weißt Du nicht auch schon, womit?

Christine. Ja, mit meiner Hand, mein gütiger, gnädiger Herr. Er wirbt um mich. Ich liebe ihn.

Grauenstein. Du liebst ihn! Wie, Christine, so wolltest Du mich verlassen?

Christine. Wenn Sie mich dazu nöthigen, muß ich es freilich. Aber mir fällt etwas ein. Sie können Ihre Güter nicht übersehen, müssen so vielen Menschen glauben, so viele Rechnungen prüfen. Ihnen fehlt jemand, der das Ganze zusammenfaßt; machen Sie ihn zu Ihrem Generalinspector. Die Zimmer auf dem linken Flügel des Schlosses stehen leer. Da könnten wir wohnen, und so bliebe ich bei Ihnen, so lange ich lebe.

Grauenstein. Das klingt schon vernünftiger. Ja, Du bist immer ein kluges Mädchen gewesen, und jetzt hat Die die Liebe den Verstand noch geschärft. Ich trage mich ohnehin schon immer mit dem Gedanken, einen Theil meiner Wiesen in Feld zu verwandeln. Dein Grundmeyer versteht den Ackerbau, er ist der rechte Mann dazu. Du sollst ihn haben. — Da küßte Christine ihm mit einer dankbaren Thräne die Hand, er ließ seinen Krückstock fallen und schloß sie in seine Arme. Aber, erinnerte er noch, der Superintendent wird nun über mich triumphiren. — Nein, entgegnete sie, das darf, das soll er in Ewigkeit nicht. Gut, sagte er, in sorge dafür, daß von der Sache niemals mehr die Rede sei.

Durch den Zwang, den Grauenstein sich selbst hiermit auflegte, ward er denn von seinem System einigermaßen bekehrt, wenigstens die große Wage auf dem Vorsaal nicht ferner gesehen. Alles war nun in Richtigkeit. Konrad kam, und warf sich dem gnädigen Herrn zu Füßen, der ihn mit einer freundlichen Neigung aufhob. Das Wohlgefallen an seiner Person erwachte wieder bei seinem Anblick, und redete ihm das Wort, so daß die Bitte, die er nach Christinens Anleitung thun mußte, gleich ein geneigtes Gehör fand, und an die Verzeihung sich fast unmittelbar die Gnadenerweisung anschloß; ja mit einem Anfluge von väterlicher Gesinnung ergriff der gute alte Herr sogar seine Hand und legte sie auf seine Brust. — Ein Hämmern und Pochen entstand nun auf dem linken Flügel des Schlosses, wovon jeder Schlag auf die Stadt herab den Generalinspector aussprach. Mit der Frühlingssonne öffnete dann Grauenstein den großen Saal dem geschmückten Brautpaar, die Honoratioren des Orts, der alte Grundmeyer mit dem Bürgermeister voran, traten in einem feierlichen Aufzuge herein, und ein Chor verschiedener Musikanten schmetterte dazu vom Balkon herab. Unten aber waren aus dem Walde die fünf Zigeuner angekommen, am welche ein weiter Kreis sich versammelt hatte, aus dem ein unaufhörliches Jauchzen heraufstieg. Ganz Riethstädt drängte sich hinzu, um an diesem glänzenden Feste die Fackel der Freude zu zünden. —

Fast zur nämlichen Zeit holte auch Gottfried seine Braut, und wahnte mit ihr zu Waldhausen, bis sein Köpfe eine

solche Rundung gewonnen hatte, daß er es ohne Gefahr wagen konnte, vor dem Edelmann zu erscheinen. Dieser schätzte ihn in der Stille auf Einen Centner 15 Pfund, und versöhnte sich um so lieber mit ihm, als er wünschte, daß das Vorgefallene bald vergessen sein möchte. Das geschah aber nicht; die Geschichte von den beiden Candidaten verbreitete sich vielmehr durch die ganze Provinz, wurde in Riethstädt mit Hinweisung auf das graue Schloß jedem Durchreisenden erzählt, und endlich vom Bürgermeister sogar in die Stadtchronik eingetragen.

Gustav Schwab,

am 19. Juni 1792 zu Stuttgart geboren, Sohn des 1821 verstorbenen Hofraths J. C. Schwab, studirte zu Tübingen, bereiste darauf Norddeutschland und wurde theologischer Repetent an der Landesuniversität. 1818 ward er als Professor der alten Literatur an das Gymnasium zu Stuttgart berufen, wo er lange wirkte, bis er sich 1838 eine mußevollere Stellung von seinem König erbat und die schöne Pfarre zu Gomaringen bei Stuttgart erhielt. In neuester Zeit vertauschte er dieselbe mit dem Pfarramt an der St. Leonhardskirche seiner Vaterstadt.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Romanzen aus dem Jugendleben Herzog Christophs von Würtemberg. Stuttgart, 1819.

Paul Flemmings auserlesene Gedichte und Leben. Stuttgart, 1820.

Die Legende von den heiligen 3 Königen von Johann von Hildesheim, mit 12 Romanzen. Stuttgart, 1822.

Buch der schönsten Geschichten und Sagen für Jung und Alt. Stuttgart, 1836. 37. 2 Thle.

Gedichte. Stuttgart, 1828. 29. 2 Bände.

Griselda, Volkssagen in 10 Romanzen. (Urania von 1830.)

Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte (für den Schulgebrauch). Leipzig, 1835.

Die Neckarseite der schwäbischen Alp. Leipzig, 1823.

Der Bodensee nebst dem Rheinthale. Leipzig, 1826.

Lamartine's Gedichte, übersetzt. Leipzig, 1826.

Die Schweiz in ihren Ritterburgen. Chur, 1828. 1. Thl.

Napoleon in Aegypten, Gedicht in 8 Gesängen, übersetzt. Stuttgart, 1829.

Schillers Leben. Stuttgart, 1839. 2 Bde.

Mehrere Jugendschriften, einzelne Gedichte und Recensionen in Almonachen und Journalen u. s. w.

S. ist einer der liebenswürdigsten lyrischen Dichter; voll Klarheit, Innigkeit, edler Einfachheit und Anmuth, und doch zugleich reich an Tiefe, Kraft, Lebendigkeit und Phantasie. In ihm vereinen sich Milde und Stärke, kindliche reine Empfindung mit selbstbewußter Herrschaft über das Erhabene und Gewaltige, Gluth und Schwung der Darstellung mit epischer Ruhe. Er ist es, der neben Uhland der Romanze den echten Stempel deutschen Geistes aufgedrückt, und ihr durch seine trefflichen, wahrhaft volksthümlichen Leistungen volles Bürgerrecht in unserer Literatur erworben hat. Sein schöner, reiner und großartiger Sinn tritt uns aus allen seinen Dichtungen entgegen und zwingt uns zu gleicher Zeit, in ihm den trefflichen Menschen zu lieben, während wir den begabten Dichter verehren und preisen.

Das Schäferfest.

Drüben auf den grünen Feldern,
Drüben zwischen dunkeln Wäldern
Wogt das bunte Schäferspiel;
Muntre Knaben aus dem Städtchen,
Rasche Mädchen
Sputen sich zum frohen Ziel.

Jahre sind's, da stand ich drüben,
Ließ sie tummeln sich und üben,
Sah mich nicht am Spiele blind.
Reden mir im Glanz der Auen,
Zuzuschauen,
Stand das allerschönste Kind.

Als sie so zu schau'n sich mühte,
Reines Bild in Engelsgüte,
Bot ich schirmend meine Hand.
Wie ihr's aus dem Aeuglein blinkte,
Dankend winkte,
Wie der Gruß ihr lieblich stond!

Drunten war ein Laufen, Scherzen,
Aber mir im innern Herzen
Regte sich geheimes Leid.
„Könnt' ich, och! zum sel'gen Minnen
Dich gewinnen,
Schäferin im schönsten Kleid!"

Also ging ich von dem Feste,
Hatte wohl erschaut das Beste,
Leuchtend stieg das Bild mir auf.
Und so ward mein ganzes Leben,
Ihr ergeben,
Nur ein heißer Schäferlauf.

Wieder sind sie heut beim Spiele,
Jagen nach dem schönen Ziele;
Sie und mich sieht keiner dort!
Ach, wie anders ist es heute,
Fremde Leute
Stehen an dem liebsten Ort!

Kümmert's mich, wer heute sieget,
Wer am Ziele sich vergnüget,
Wer das Kleinod an sich zieht?
Fraget nicht, ob ich's errungen;
Ausgesungen,
Ausgesungen sei mein Lied!

Die Gründung von Marseille.

Von Massilien will ich singen,
Nicht von dem, das jetzo glänzt,
Noch der Art ital'scher Gauen
Nur von Blüth' und Wein umkränzt;
Nein, von dem, das, aufgesprosset
Aus der Celtenwälder Nacht,
Erst des schönen Südens Blumen
Weg gebahnt und Raum gemacht.

Lauter rauschte noch der Rhodan,
Der jetzt sanft und leise fließt,
Weil er ward von tausend Eichen
Mit Gesause frisch begrüßt;
Und das Meer, noch nicht geglättet
Von so vieler Schiffe Lauf,
Drängte sich in wilder Jugend
Fluthend nach dem Strom hinauf.

Thronesdecke war der Himmel,
Thronsitz war das hohe Gras,
Wo der Segobrigenkönig
Bei dem Celtenvolke saß.
Eine Braut heißt seine Tochter.
Hier im offnen Hochzeitsaal
Soll sie sich den Bräut'gam wählen,
Nach des Landes Art, beim Mahl!

Digitized by Google

Aus des Fluſſes blauen Wellen
Schöpft man ſchon den Becher voll,
Den die Königsmaid zum Zeichen
Dem Erwählten reichen ſoll.
Wie ſonſt Mädchenherzen pochen
Heimlich, wo ein Jüngling wählt,
Schlagen hier die Heldenherzen,
Aber laut und unverhehlt.

Denn die Schöne bringt zur Gabe
Dieſen Fluß, ſo weit man ſieht,
Dieſe Wälder fernhin leuchtend,
Dieſes Wild, das bergwärts flieht,
Und dazu zwei blaue Augen,
Heller als des Rhodans Fluth,
Und zwei roſenrothe Lippen,
Wärmer als der Sonne Gluth.

Während nun mit durſt'gen Blicken
Alle ſchauen nach dem Fluß,
Sieht man fernher Schiffe ſegeln,
Wimpeln flottern hell zum Gruß.
Unbekannte Hochzeitgäſte
Rudern friſch den Fluß herauf,
Vor den Kundigen zu ſchiffen,
Willig theilt der Stram den Lauf.

Zögernd hält die Maid den Becher
Und ſie ſinnt noch auf die Wahl,
Sieh', da ſteigen zwei ans Ufer,
Männer, angethan mit Stahl;
Und die Segobrigen-Jugend
Hebt ſich von den Sitzen rund,
An die Schilde ſchlägt ſie grüßend,
Sei's zum Kampfe, ſei's zum Bund.

Aber einer von den Zweien
Bricht ſich einen Eichenzweig,
Streckt ihn lächelnd in die Lüfte,
Und mit Worten ſüß und weich:
„Wird hier wo ein Mahl begangen,"
Spricht er „edler Helden Licht!
Wollet gaſtlich uns empfangen,
Griechengäſte ſtören nicht!"

Und der hohe Gelten-König
Hebt ſein Haupt auf, grau und alt:
„„Wahrlich, das iſt eine Sprache,
Welche wie ein Brautlied ſchallt!
Redet, Jünglinge, nun weiter,
Solches nennt der Gelte Sang!
Aber wer in heim'ſche Laute
Dollmetſcht uns den Wunderklang?""

Drauf beginnt der Zweite ſtammelnd,
In gebrochnem Geltenwort,
Wie aus Perſerkönigreichen
Griechen ſie geflohen fort,
Wie durch freie Meereswogen
Freies Land ſie ſich geſucht,
Und wenn je ſie wiederkehrten,
Sich und ihre Stadt verflucht.

Zögernd hält die Maid den Becher;
Der zuerſt geſprochen hat,
Hebet die geſenkten Augen,
Siehet ſich an ihr nicht ſatt,
Die mit immer röthern Wangen,
Immer blauerm Augenlicht
Jeden Blick hat aufgefangen,
Jedes Wörtlein, das er ſpricht.

Denn ein ſolcher Jüngling harret
Nimmer hier im Geltenkreis,
Denn ſo hell die Augen funkeln,
Und von Lieb' und Muth ſo heiß,
Dem ſo reich die Locken quellen
Aus ſo goldnen Helmes Gluth,
Dem ſo tadellos die Naſe
Unter heitrer Stirne ruht.

Dem der Klang ſo ſüßer Worte —
Ob ſie gleich kein Ohr verſteht,
Liebe weiß ſie doch zu deuten —
Von den weichen Lippen weht. —

Zögernd hält die Maid den Becher,
Bis der Vater: „„Wähle!" ruft,
Bis die Lieder der Druiden
Betend ſteigen in die Luft.

Da ſieht man die Jungfrau ſchreiten,
Geltin auf den Griechen zu,
Zitternd reicht ſie ihm den Becher,
Lispelt: „„Fremdling, trinke du!""
Mit dem Schwerte kliret der Gelte, —
Jeder jetzt verliert die Braut! —
Doch der Fremde ſelig träumend,
Schwärmt in ſüßem Griechenlaut!

„Waſſer iſt das Erſt' und Beſte,
Spricht bei uns ein Sängermund.
Dichter! was dein Spruch will ſagen,
Wahrlich jetzo wird mir's kund:
Denn aus Chios und aus Cypern
Hat mich ſo kein Trunk erfreut,
Wie ihn dieſe heil'ge Nymphe
Mir aus ihrem Fluſſe beut!"

Und der alte König hebt ſich,
Ruhe winkend mit der Hand:
„Dieſe haben," ſpricht er zürnend,
„Ihre eigne Stadt verbrannt;
Wollt ihr die nicht Brüder nennen,
Die euch ſind an Sinne gleich?
Die ſich freien Boden ſuchen,
Finden ſie ihn nicht bei euch?

„Hängt dir Schwerter an die Seite,
Ehret meiner Tochter Wohl!
Auf, begleitet aus den Schiffen
Aller edlen Gäſte Zahl!
Und auf dieſer ſonn'gen Wieſe,
Wo ich gebe die die Braut,
Sei in Jahresfriſt die neue
Freie Stadt von dir gebaut!"

Ida von Toggenburg.

(Schweizeriſche Sage.)

I.

Lebt wo mit Luſt und Einigkeit
Ein fromm und fröhlich Paar,
Das iſt dem böſen Feinde leid,
Und ſeiner hölliſchen Schaar.

Sie ſchleichen um das heitre Haus,
Sie ſuchen ſich einen Ort,
Und ſtreuen ihren Saamen aus,
Hier Sünd' und Jammer dort.

Des Toggenburgers Schloß ſteht hoch
Auf einem Felſen ſteil: —
Was will der ſchwarze Rabe doch?
Er bringt dem Haus kein Heil!

Er kreiſt und krächzet in der Luft:
Da wandelt aus dem Thor,
Zu athmen kühlen Morgenduft,
Des Schloſſes Frau hervor.

Es iſt des Grafen Ehgemahl
Frau Ida, fromm und rein;
Sie folgt der Sonne frühſtem Strahl
Zum Brünnlein im Geſtein.

Das Haar, das ihr die Stirn umflicht,
Iſt golden wie das Korn,
Ihr Antlitz Schnee, ihr Auge Licht,
So tritt ſie zu dem Born.

Sie löſt des Haares Flechten auf,
Und badet ſie im Quell;
Der ſchwarze Vogel hemmt den Lauf
Und ſchaut herunter hell.

Den Trauring ſie vom Finger zog,
Sie wuſch die zarte Hand;
Der Rabe ſacht hernieder flog,
Er ſtahl das heil'ge Pfand.

Und ſchnell er in den Lüften war,
Eh' ſie ihn nur geſchaut.
Sie bindet auf das gelbe Haar,
Und ſucht ihr Ringlein traut.

Im hohen Fels, im Mooſe dicht,
Sie ſucht's im grünen Gras.
Sie troſtet ſich: „Ich trug es nicht!
Wo ich es wohl vergaß?“

Der Rabe flog auf dunkler Schwing'
Hinein ins tiefe Holz;
Er ſaß, im Schnabel den goldnen Ring,
Auf einer Tanne ſtalz.

So ſpäht der Dieb den Weg entlang,
Da ſchlendert durch den Wald
Mit jungem hellem Jagdgeſang
Des Grafen Jäger bald.

Der Knab' iſt ſo ein friſches Blut,
Ihm iſt der Herr ſo hold;
Jetzt däucht's dem ſchwarzen Vogel gut,
Jetzt läßt er fallen das Gold.

Da ſprüht es vor des Jägers Fuß,
Eine Funke Sonnenlicht;
Er haſcht's, er hört des Krächzers Gruß,
Vom hohen Wipfel nicht.

O Ringlein ſüß, o Glanz voll Huld!
Es däucht ihm ſo bekannt,
Doch darf er's tragen ohne Schuld,
Er ſteckt es an die Hand.

„Das wird im Schloß ein Flüſtern ſein!“
Er fröhlich bei ſich denkt;
„Der Jäger trägt einen Ring ſo fein;
Wer hat ihm den geſchenkt?“

Der eitle Knabe kehret um,
Bethört vom goldnen Fund,
Da regt ſich bei den Knappen ſtumm
Der Neid im Herzensgrund.

Und Einer ſinnt und Einer ſpäht,
Bis er zum Grafen ſpricht:
„Den Ring, den er am Finger dreht,
O Herr, ſeht ihr ihn nicht?

„Wenn nicht der eur' am Finger blitzt,
Ich meint', es wäre der!
Doch wahrlich, unſrer Herrin ſitzt
Kein Ring am Finger mehr!“

Vor ſeines Schloſſes Thor der Graf
Trat wild hinaus im Zorn;
Bald er den jungen Jäger traf,
Der ſaß am kühlen Born.

Mit ſeinem Ring er träumend lag,
Wo ſonſt die Herrin ſaß,
Dort wo der Rab' am frühen Tag
Ihn ſtahl im grünen Gras.

Der Graf rief auf den Jäger bald:
„Wie kamſt zum Ringe du?“
Der ſprach mit Schrecken: „„Herr im Wald
Warf ihn eine Rabe mir zu!““

„Wie dumm du leugſt, du arger Knecht!
Vom Raben ſagſt du mir!
Die Raben ſollen dir thun dein Recht,
Sie ſollen zehren von dir!“

Drauf ſendet einen von dem Troß
Er auf den Anger aus:
„Ein junges, angezähmtes Roß,
Das führet mir vor's Haus!“

Mit einem rabenſchwarzen Pferd
Der Knappe kam heran,
Sein dunkler Schweif wallt bis zur Erd',
Er band den Jäger dran.

Nicht Flehen hört, noch Schwur ſein Zorn,
Er jagt das Roß hinab,
Das riß durch Felſenſtein und Dorn
Den Knaben in's tiefe Grab.

Die Gräfin bleich am Fenſter ſtand,
Schaut alles an entſetzt;
An des geſchleiften Dieners Hand
Den Ring erblickt ſie jetzt.

Auf ſchrie ſie laut, da ſtand der Graf
Vor ihr, im Auge Mord;
„Geh,“ rief er, „ſchlafe den ew'gen Schlaf
Bei deinem Buhlen dort!

„Und treibſt du mit der Treu' nicht Spott,
Und gabſt ihm nicht den Ring:
Laß ſehen, ob dich ſchützet Gott! —
Das Pfand mir wiederbring'!“

Er nahm ſie um den Leib mit Macht,
Sein Blick ſo finſter war,
Nicht ſah er durch die dunkle Nacht
Ihr Aug' unſchuldig klar.

Und wo im Zinken vor dem Schloß
Sich thürmt das Felsgeſtein,
Wo in den Abgrund fuhr das Roß,
Dort ſtürzt' er ſie hinein.

II.

Und vor dem Grafen zitternd wich
Der bleichen Diener Schaar,
Es ließ kein Diener blicken ſich;
Einöde ringsum war.

Da ſtarrt' er nieder in die Gruft,
Wo Weib und Diener ſchlief,
Da ſchaut' er wild empor zur Luft,
Wo heiſer ein Rabe rief.

„Hinab, Geſell!“ der Ritter ſpricht,
„Fort, halte deinen Schmaus!“
Hoch ſchwebt der Vogel und weichet nicht
Von ſeinem Haupt und Haus.

„Hinaus zur Jagd, zum Zeitvertreib!“
So murret er bei ſich;
„Den Buhlen und das falſche Weib
Verträum' ich ſicherlich!

„Auf, Jäger, ſattle mir mein Roß —
O weh, du Jäger mein!
Du kannſt nicht kommen herauf in's Schloß,
Du liegſt ja im Geſtein!“

Er ſucht ſich ſelbſt ein Roß im Stall:
Was ſtört da ſeinen Muth?
Sie dünken rabenſchwarz ihm all,
An jedem Schweif klebt Blut.

Jetzt weicht der Zorn von ſeiner Stirn,
Sein Auge ſenkt ſich ſcheu,
Die Zweifel ſteigen auf im Hirn,
Im Herzen nagt ihn Reu'.

Er trat hinaus zum Felſenſtein,
Wo hell das Brünnlein floß,
Wo ſanft die Frau ihr Antlitz rein
Taucht' in des Waſſers Schooß.

Er warf ſich vor dem Becken aufs Knie,
Er ſchaute ſehnlich hinein,
Als müßt' im klaren Spiegel ſie
Voll Huld zu ſchauen ſein.

Wohl ſah er den Himmel tief und mild,
Blau wie ihr Augenlicht:
Doch drüber nur ſein eigen Bild,
Sein gramvoll Angeſicht.

Und weh', was ſieht er Schwarzes fern,
Im Waſſer tief, im Blaun?
Der Rabe löſt, ein dunkler Stern'
Ob ſeinem Haupt ſich ſchaun.

Er wächſt und breitet über ihn
Dir ſchwarzen Flügel aus;
Umſonſt im Baen die Sonne ſchien,
Aus löſchet ſie der Graus.

Da warf zu Boden ihn der Harm
Und deckt' ihn lang' mit Nacht,
Bis er in ſeiner Diener Arm
Beweint, gepflegt erwacht.

Denn als ſie ſo ihn liegen ſahn,
Und zehren an ihm die Qual,
Da kam das Mitleid erſt ſie an,
Sie trugen ihn in den Saal.

Und wie er auf die Augen ſchlug,
Däucht milder ihm ſein Schmerz!
Vergeſſen iſt des Raben Flug,
Zu hoffen wagt ſein Herz.

Er hat geträumt von Waldesluſt,
Vom Friſthal dicht umlaubt;
Als fänd' er — iſt's ihm in der Bruſt —
Was er ſich ſelbſt beraubt.

Er rafft ſich auf, geneſen ſchier,
Ein Roß verlangt ſein Muth;
Wohl ihm, daß ſchneeweiß iſt das Thier,
Das Zeichen däucht ihm gut!

Er reitet aus im Morgenlicht,
Schaut bang zum Himmel empor;
Sein Auge ſieht den Raben nicht,
Kein Krächzen hört ſein Ohr.

Im dichten Walde hüpfet nur,
Das luſt'ge Wild um ihn;
Doch iſt der Graf auf andrer Spur,
Läßt Hirſch' und Eber fliehn.

Wo keine Wohnung weit und breit,
Wo wandelt ſonſt kein Schritt,
Gedrückt in dieſe Einſamkeit,
Iſt doch ein Menſchentritt.

Von zartem Frauenfuß gedrückt
In Blumen und grünes Kraut;
Die Hunde ſpüren ihm nach gebückt,
Sie ſchnuppern, ſie bellen laut.

Und enger wird der Berge Schlund,
Und dichter wird der Wald,
In einen tiefen Felſengrund
Verirren ſie ſich bald.

Das Reh durchkreuzt mit ſchnellem Lauf
Den Weg mit ſeinem Kind,
Es flattern ſcheue Vögel auf,
Die Quellen ſtürzen geſchwind.

Und tiefer ſteigen ſie hinab,
Es denkt der Graf mit Schmerz:
„Fürwahr hier wär' ein friedlich Grab
Für ein gequältes Herz!"

Doch drunten in der ſchmalen Kluft
Aus ſchwarzem Felſenthor,
Umhaucht von feuchter Blumen Duft,
Was leuchtet dort hervor?

Es iſt ein fromm, ein knieend Weib,
Sankt Magdalenen gleich;
Doch ohne Sünde ſtrahlt ihr Leib,
Wie Engel im Himmelreich.

Sie weiß nicht, daß ein Menſch es hört,
Sie fleht zu Gottes Sohn:
„„Bring, Herr, den Kelch, er iſt geleert,
Vor deines Vaters Thron!

„„Dein Arm, er trug mich durch's Geſtein,
Führt hierher mich voll Huld;
Du ſprachſt: hier lerne dem Feind verzeih'n,
Und leiden ohne Schuld!

„„Ich ſchwieg und litt, von böſem Grall
Hat nie mein Herz gewußt;
Ich bin der ewigen Liebe voll,
Leg mich an deine Bruſt!""

Sie kniet, im Blick das ew'ge Heil,
Da ſtürzt der Graf in die Kluft,
So fällt, durchbohrt von des Jägers Pfeil,
Ein Aar aus hoher Luft.

Er liegt vor ihr; ſein heilig Weib,
Nicht rühret er ſie an,
Er fleht nur ſcheu und zitternd: „Bleib'!
O fleug nicht himmelan!

„Zeuch wieder ein in's hohe Schloß!
Und bin ich dir nicht zu ſchlecht,
So laß mich dienen in deinem Troß,
Mach' mich zu deinem Knecht!"

Da floſſen ihre Thränen mild,
Da ſtrahlt' ihr Blick ſo warm;
Sie ſchwieg, und um das Engelsbild
Der Graf ſchlang ſeinen Arm:

„Und könnteſt du mich lieben noch,
Und wenn dein Herz vergaß," — —
Da krächzt' es in den Lüften hoch,
Da fiel ein Ring in's Gras.

Auf ſeiner Stirn lag ihre Hand,
Der Graf den Ring ergriff,
Will ſchmücken ſie mit dem Liebespfand,
Da ſprach ſie und ſeufzte tief:

„„O wehe, ſiehſt du in der Luft
Den böſen Geber nicht?
Er kreiſt und ſpäht, er krächzt und ruft,
Er will mich ſcheiden vom Licht!

„„Von meinem Herrn und Bräutigam,
Dem ich bin angetraut,
Weg will er locken in Sünd' und Gram
Dir reine Himmelsbraut.""

Erſchrocken ſtand ſie auf und trat
In ihre Kluft mit Eil',
Und fern ſie ſtand und ſehnlich bat:
„„O ſtöre nicht mein Heil!""

Bald auch der Graf erhebet ſich,
Und ferne bleibt er ſtehn:
„Was ſoll ich thun, o Herrin, ſprich!
Dein Wille ſoll geſchehn!

„Nur — kann's beſtehn mit deinem Glück —
Auf ewig nicht, nicht ganz
Verbanne mich aus deinem Blick,
Aus deinem reinen Glanz."

Sie lächelt ſelig, ja, ſie will;
Es ſpricht ihr ſüßer Mund:
„„Bau' mir ein Kloſter klein und ſtill
Im kühlen Wieſengrund.

„„Das ſchaue mit dem Fenſterlein
Nach deinem Schloß empor,
Dort knie ich bei der Kerze Schein,
Mein Lied dringt in dein Ohr.

„„Dort bet' ich für den armen Knecht,
Der ohne Schuld verbaut,
Dort fleh' ich, bis ich Gnad' um Recht
Auch dir bei Gott erwarb!

„„Und wenn ich nicht mehr bet' und ſing',
So ſteige zu mir herab,
Steck' an den Finger mir den Ring
Und lege mich in's Grab!""

Digitized by Google

Das Eßlinger Mädchen.

Melak, der Franzengeneral
Mit ſeinen wüth'gen Schaaren
Gezogen kam durch's Neckarthal
Gen Eßlingen gefahren.
Und auf der Burg da ſitzt er ſchon,
Man hört ihn lachend ſprechen,
Wie er die Stadt zum Trotz und Hohn
Am andern Tag will brechen.

Er tritt zu äußerſt auf den Wall
Am Pulverdampf ſich labend,
Der wolkig zieht, mit ſeinem Schwall
Die ganze Stadt begrabend.
Doch wie den Qualm zertheilt der Wind,
Sieht er ein Häuslein ſtehen,
Daraus ein ſchönes Bürgerkind
In halbem Nebel gehen.

Er iſt in welſcher Gluth entbrannt,
„Das Mägdlein will ich haben!
Es giebt in dieſem Schwabenland
So viele ſchöne Gaben:
Wie will der Wein in dieſem Thal
Schier wie der heim'ſche munden,
Daeum verlangt mein Herz zumal
Nach heim'ſchen Schäferſtunden.“

Noch an demſelben Abend ſteht
Ein Herold vor den Thoren,
Und an die Stadt ſein Ruf ergeht:
Will ſie nicht ſein verloren,
Soll ſie alsbald die ſchöne Magd
Dem aegen Drängee ſenden,
Waraus er ernſtlich zugeſagt,
Sich nan der Stadt zu wenden.

Der frammen Bürger Antwort hat
In gutem Deutſch geklungen:
„Van einer freien Reichesſtadt
Wird ſolches nicht bedungen;
Wir gehen freudig in den Fall,
Wenn keine Seel' verdaeben;
Und ſtreben unſre Töchter all,
Sa ſind ſie keuſch geſtarben!“

Der andee Morgen dämmert ſtill,
Die Glacken alle ſchallen,
Die Stadt als eine Seele will
Gen Himmel betend wallen.
Da ſchmückt ſich bei der Glacke Klang
Die Jungfrau auserkoren,
Zur Kirche wallt des Volkes Drang,
Sie wandelt nach den Thaeen.

Auf geht die Pforte kaum berührt;
War's durch die Hand der Wächter?
War's Gattes Aem, der helfend führt
Die reinſte ſeiner Töchter?
Durch Feeund' und Feinde frei ſie geht,
Die Magd mit ſtillem Tritte,
Hinauf, bis wa die Fahne weht,
Von Melak's Lagerhütte.

Geſprangen war er auf in Wuth,
Weil ihn ein Traum betrogen,
Der ihm von heißer Küſſe Gluth
Betrüglich vargelogen;
Er wieſt ſich in die Waffen ſtolz:
Sie fallen's alle fühlen!
Am dürren und am grünen Holz
Will ſeine Brunſt ſich kühlen.

Wie er will ſchreiten aus dem Saal,
Sieht er die Thüee gehen,
Und mit dem erſten Sonnenſtrahl
Die Jungfrau vor ſich ſtehen;
Mit ihrem Häublein ſpielt das Licht,
Als einem Heil'genſcheine,
Aus ihrem blauen Auge bricht
Des deutſchen Sinnes Reine.

Nicht Angſt, nicht andre Regung zückt
Durch ihre reinen Glieder;
Die Bruſt, mit friſchem Strauß geſchmückt,
Wallt friedlich unterm Mieder;
Die Hände fromm gefaltet ſind,
Die Lacken blaud und ſchlichte;
Sie ſchaut ihm, wie ein fragend Kind,
Hell in ſein wild Geſichte.

So deutſcher Schönheit klares icht,
Es leuchtet ihm entgegen,
Auf ſein geblendet Angeſicht
Muß er die Hände legen.
Gehemmt iſt ihm das welſche Wort
Auf ſeiner ſchnellen Zungen,
Es zieht ihn rückwäets, treibt ihn fort,
Hat ihn auf's Pferd geſchwungen.

Hinaus mit ſeiner Schaar in's Thal
Jagt's ihn weit in die Ferne,
Als fürchtet' er den Blitzesſtrahl
Aus ihrem Augenſterne. —
Die Glocken ſind noch nicht verhallt,
Da wandelt zu den Thoren
Herein die fromme Magdgeſtalt
Siegreich und unverloren.

Johann Chriſtoph Schwab,

ward am 10. December 1745 zu Ilsfeld in Würtemberg geboren, ſtudirte zu Tübingen und lebte 11 Jahre als Hauslehrer in der franzöſiſchen Schweiz. 1788 wurde er Profeſſor an der berühmten Karlsſchule zu Stuttgart, 1785 geheimer Secretär und Hofrath. 1794 erhielt er den Titel eines gebeimen Hofraths und 1816 einen Sitz im Oberſtudienrath zu Stuttgart, wo er in dieſem Wirkungskreiſe und als Doctor der Philoſophie lebte und am 15. April 1821 ſtarb. Er hinterließ:

Zwölf Gedichte. Bern, 1775.

Prüfung des Campe'ſchen Verſuchs eines neuen Beweiſes für die Unſterblichkeit. Stuttgart, 1781.

Vermiſchte Paeſien. Frankfurt und Leipzig, 1782.

Rede über die Aufklärung. Stuttgart, 1785.

Von den Urſachen der Allgemeinheit der franzöſiſchen Sprache. Stuttgart, 1785.

Erörterung der Preisaufgabe: aus der Natur Gattes zu beweiſen, daß die Praeſeienz unfehlbar und der Freiheit nicht zuwider ſei. Stuttgart, 1786.

Van dem Einfluß der Nachahmung fremder Werke auf den naterländiſchen Geſchmack. Berlin, 1788.

Welches ſind die wirklichen Fortſchritte der Metaphyſik ſeit Leibnitz's und Wolf's Zeiten? Berlin, 1796.

Ueber den Eid. Germanien, 1797.

Van den dunklen Vaeſtellungen. Stuttg., 1810.

Ein überaus ſcharfſinniger Denker, deſſen Leiſtungen auf dem Gebiete der Philoſophie ſich die allgemeinſte Anerkennung erwarben, und dieſe um ſo mehr verdienen, als der Verfaſſer unabläſſig für Wahrheit und Aufklärung ſtrebte. Seine poetiſchen Verſuche ſind dagegen minder ausgezeichnet.

Johann Joachim Schwabe,

am 29. September 1714 zu Magdeburg geboren, ſtudirte zu Leipzig unter Gottſched's Einfluß und wirkte daſelbſt längere Zeit als Hofmeiſter. Erſt 1765 ward er daſelbſt Profeſſor der Philoſophie, zugleich Univerſitätsbibliothekar, verwandte Zeit und Kräfte aber mehr auf Schriftſtellerei, als auf ſeine Vorleſungen. Er ſtarb am 12. Auguſt 1784.

Beluſtigungen des Verſtandes und Witzes (von ihm herausgegeben. Leipzig, 1741 ff. 8 Bde.)

Kritiſcher Almanach. Leipzig, 1744.

Ueber Swift's Antilogie. Leipzig, 1734.

Rollin's Anweiſung, wie man die freien Künſte lehren und lernen ſoll. Leipzig, 1738. 4 Thle.

Virgils Aeneis. Regensburg, 1742. 61.

Barres allgemeine Geſchichte von Deutſchland. Leipzig, 1749—52. 8 Thle.

Beaumont's Magazin für Kinder. Leipzig, 1772. 4 Thle. | 3. Aufl.

Beaumont's Magazin für Frauenzimmer (1760. 4 Thle.)

Nöthige Anweiſung für ein junges Frauenzimmer, welches in die Welt tritt. (1764. 4 Thle.)

Neuer Mentor für Knaben. Leipz., 1773—75. 12 Thle.

Rouſſeau's Emil. Leipzig, 1762. 4 Thle.]

Ein fleißiger und in dieſer Hinſicht nicht unverdienſtlicher Ueberſetzer, war S. in ſeinen eignen Leiſtungen und namentlich in ſeinen Poeſieen deſto unbedeutender. Als einer der eifrigſten Anhänger Gottſched's erwarb er ſich durch die unermüdliche Treue, mit welcher er denſelben unterſtützte, zu ſeiner Zeit einige Geltung bei den Jüngern dieſer Schule, während er von den Gegnern, namentlich von Roſt, auf das Empfindlichſte verſpottet wurde. — Auch überlebte er ſeinen geringen Ruhm ſehr lange.

Friedrich von Schwaben, (Gedichte)
Schwabenſpiegel,
von Schwanegri,
} ſ. Minneſingerzeit.

Friedrich Heinrich Chriſtian Schwarz,

am 30. Mai 1766 zu Gießen geboren, war zuerſt Pfarrer zu Derbach im Darmſtädtiſchen, ward 1795 nach Eibzell, 1798 nach Münſter verſetzt. 1804 ward er als Profeſſor der Theologie nach Heidelberg berufen, 1805 mit dem Titel eines Kirchenraths, ſpäter Geheimen-Kirchenraths belehnt. Als ſolcher, auch Doctor der Philoſophie und der Theologie, wirkte er in ausgezeichneter Weiſe an ſeiner Univerſität, bis im Jahre 1838 der Tod ihn aus dieſem Leben abrief.

Geiſt der wahren Religion. Marburg, 1796.

Religioſität, was ſie ſein ſoll und wodurch ſie befördert wird. Gießen, 1793; neu 1798.

Die moraliſchen Wiſſenſchaften. Leipzig, 1793; neu 1797. 2 Thle.

Briefe, das Erziehungs- und Predigergeſchäft betreffend. Gießen, 1796.

Der chriſtliche Religionslehrer. 1798. 1800. 2 Thle.

Erziehungslehre. Leipzig, 1802—13; neu 1829. 4 Bde.

Peſtalozzi's Methode. Bremen, 1803.

Lehrbuch der Pädagogik und Didaktik. Heidelberg, 1805.

Mit A. J. d'Autel, F. L. Wagner und C. A. Schellenberg: „Jahrbücher der deutſchen Volksſchulen." Darmſtadt, 1819.

Predigten und theologiſche Schriften u. ſ. w.

Als Theolog zeichnete ſich S. dadurch aus, daß er die Theologie mit der Philoſophie Schellings zu verbinden und zu durchdringen ſuchte. Weit bedeutender noch wirkte er als Pädagog namentlich durch ſeine Erziehungslehre, ſeine Lehrbücher für Schullehrer und ſeine Beförderung von Seminarien und Volksſchulen.

Johann Ludwig Georg Schwarz

ward am 6. Februar 1759 zu Halberſtadt geboren, ſtudirte zu Halle die Rechte und ward bald Referendar und Criminalrath zu Halberſtadt. Darauf lebte er als Regierungsaſſeſſor in Poſen und ward 1794 nach Bromberg verſetzt. 1797 ward er Regierungsrath zu Poſen, 1803 zu Paderborn und 1807 weſtphäliſcher Tribunatspräſident erſt zu Neuhaldensleben, dann zu Duderſtadt. 1816 wurde er als Director des Stadt- und Landgerichts nach Halle berufen, wo er, ſpäter ehrenvoll in den Ruheſtand verſetzt, als Ritter des rothen Adlerordens dritter Claſſe lebt.

Er ſchrieb:

Friedrich's Jahrhundert. Halberſtadt, 1789.

Abdim, morgenländiſche Erzählung. Berlin, 1790; neu 1796. 12.

Eliſen's (von der Recke) und Sophiens (ſeiner Gattin) Gedichte. Berlin, 1790.

Syſtem der unvernünftigen Polizei. Baſel, 1797.

Denkſprüche des P. Syrus und mehrerer Alten. Göttingen, 1813.

Phädrus äſopiſche Fabeln. Halle, 1818.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben eines Geſchäftsmanns, Dichters und Humoriſten. Leipzig, 1828.

Ein Mann von tüchtiger Geſinnung, klarem Verſtande, reich an Weltkenntniß und Erfahrung wirkte S. vielſeitig höchſt ſegensreich. In ſeinen Poeſieen ſchloß er ſich den älteren Dichtern, namentlich Wieland an, dem er in ſeinem Abdim ſehr nahe kam. Seine Autobiographie iſt gleichfalls eine treffliche Arbeit und legt ein ſchönes Zeugniß von ſeiner perſönlichen Liebenswürdigkeit ab.

Sibylla Schwarz,

1621 zu Greifswald geboren, die Tochter des geheimen Landraths und Bürgermeisters Schwarz daselbst, lebte als Gesellschafterin einiger Glieder des herzoglich pommerschen Hauses zu Fretow bei Greifswald, woselbst sie den 31. Juli 1638 starb.

Sie schrieb:

Gedichte, herausgegeben von M. Sam. Gerlach. Danzig, 1650. 2 Thle.

Ausgezeichnet durch Zartheit, Innigkeit und glückliche Behandlung der Form und Sprache vor vielen anderen Leistungen aus jener Zeit.

Jacob Schwieger (auch Filidor der Dorferer genannt),

aus Altona gebürtig, that eine Zeit lang Kriegsdienste im 30jährigen Kriege und lebte um das Jahr 1665 an dem gräflichen Hofe zu Schwarzburg-Rudolstadt; sein längster Aufenthalt mag indeß zu Hamburg und Glückstadt gewesen sein. Unter den Dichtern des 17. Jahrhunderts den Ausgezeichneteren angehörend, wurde er 1645 in Philipp von Zesen's Rosenzunft unter dem Beinamen des Flüchtigen, in Rist's Schwanenorden unter dem Beinamen Filidors des Dorferers, vermuthlich so viel als Schäfers, aufgenommen. Sein Todesjahr ist unbekannt. Er schrieb:

Ueberschriften und Gedichte. Stade, 1654.
Liebesgrillen. Hamburg, 1654. 56. 2 Thle.
Flüchtige Feldrosen. Hamburg, 1655.
Wandelungslust. Hamburg, 1656. 12.
Adelige Rosen. Glückstadt, 1659.
Die geharnischte Venus. Hamburg, 1660.
Die verführte Schäferin Cynthia. 1660. 12.
Filidor's Trauer-, Lust- und Mischspiele. Jena, 1765. (vgl. Müller's Bibliothek, Bd. 11.)

S. ist einer der glücklichsten lyrischen deutschen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts. Er verbindet Innigkeit, Naivetät und Kraft mit großer Anmuth der Sprache und Form, nur verleitete ihn der schlechte Geschmack seiner Zeit mitunter zu Spielereien oder Derbheiten, die den guten Eindruck, den seine Leistungen sonst machen würden, schwächen.

Schynnenberger, s. Minnesinger.

Christian Scriver,

den 21. Januar 1629 zu Rendsburg geboren, verlor frühzeitig seinen Vater, der Kaufmann gewesen war, studirte zu Rostock und wurde daselbst Magister der Philosophie. 1653 zum Diakonus in Stendal ernannt, folgte er 1667 einem Ruf nach Magdeburg an die Jakobikirche daselbst und erhielt nach und nach die Stellen eines Seniors, Consistorialraths und Inspectors. Endlich kam er im Jahre 1690 als Consistorialrath und Oberhofprediger nach Quedlinburg, wo er am 5. April 1693 starb.

Christlicher Seelenschatz. Leipzig, 1675. (oft aufgelegt, auch in's Schottische übersetzt).
Verlorenes und wiedergefundenes Schäflein.
Sieche- und Siegsbette.
Witwentrost.
Arzenei der Betrübten und Trost der Sterbenden.
Wohlvergnügte Seelenruh.
Güldenes Christenthum.
Gottholds zufällige Andachten. (Auszug daraus, Berlin, 1826. 2 Thle. Zuerst Magdeburg, 1763. 19. Aufl. 1729; in mehr als 200,000 Exempl. verbreitet.)

S. Erbauungsschriften wurden früher überaus fleißig gelesen, was sie auch um der echt christlichen Milde und Innigkeit, die in ihnen vorherrscht, vollkommen verdienen, nur arten sie hin und wieder in eine süßliche Empfindsamkeit aus, die einem gesunden Sinne nicht zusagen kann.

Andreas Scultetus,

zu Bunzlau in Schlesien geboren, einer der bedeutendsten Dichter des 17. Jahrhunderts, war der Sohn eines Schusters, entfloh der Pest und kam zu dem Senior der Magdalenenkirche, Nicolaus Polius zu Breslau. Als dieser gestorben war, ging er nach Liegnitz zu einem Verwandten, dem Kammersecretär Johann Scultetus. Auch dem bekannten schlesischen Dichter Andreas Tscherning war er anverwandt. 1639 kehrte er nach Breslau zurück und starb daselbst, entweder noch als Schüler auf dem Elisabethanum, oder in seiner ersten akademischen Zeit.

Gedichte, aufgefunden von Lessing. Braunschweig, 1771. (Oesterliche Triumphposaune. Breslau, 1641.)
Nachlese von J. G. Jachmann. Breslau, 1774.
Zweite Nachlese von Scholz. Breslau, 1783. (Vergl. Müller's Bibliothek, Bd. 9.)

Lessing hat S. überschätzt. Ein Nachahmer Opitz zeichnete er sich allerdings durch Wärme, Gedankenreichthum und Kraft aus, leidet aber durch seine didactische Tendenz, die seinem echt lyrischen Talente Abbruch thut. Bei längerem Leben und größerer Reife würde er übrigens gewiß höchst Rühmliches geleistet haben.

Sebald, ſ. Silber.

Chriſtian Adolf Freiherr von Seckendorf

ward am 4. October 1767 zu Meuſelwitz bei Altenburg geboren, trat 1786 in mecklenburg-ſchwerinſche Dienſte als Kammerjunker und Lieutenant von der Garde zu Pferde. 1791 ward er Premierlieutenant in einem kurſächſiſchen Huſarenregiment und privatiſirte dann ſeit 1794 auf ſeinem Gute Zingſt bei Querfurt; eines Zwiſts wegen jedoch zum Feſtungsarreſt verurtheilt, entwich er nach Straßburg. Er ſtarb 1831 in der Schweiz.

Er gab heraus:

Gedichte. Leipzig, 1808. 2 Thle.
Sämmtliche Schriften. Leipzig, 1816—23. 2 Thle.
Dramatiſche Arbeiten. Leipzig, 1822. 23. 2 Thle.
Briefe an einen Prinzen von ſeinem Begleiter auf Reiſen. Leipzig, 1805.
Forſtrügen. Leipzig, 1799—1804. 10 Thle.
Almanach dramatiſcher Spiele. Leipzig, 1824. (pſeudonym.)
Iſt das ſchöne Geſchlecht auch wirklich das ſchöne? Leipzig, 1810.
Der Hochzeittag, Idylle. Leipzig.

Leichte Behandlung der Form, Talent der Darſtellung und glückliche Laune erwarben, beſonders ſeinen komiſchen dramatiſchen Leiſtungen, Beifall.

Karl Siegmund Freiherr von Seckendorf,

Sohn eines baieriſchen Miniſters, am 26. Novembee 1744 zu Erlangen geboren, ſtudirte daſelbſt und lebte von 1760—63 in öſterreichiſchen, ſpäter preußiſchen Militärdienſten; zuletzt als Oberſtlieutenant. 1775 begab ee ſich als Kammerheer an den weimariſchen Hof, wo er mit allen bedeutenden Mitgliedern deſſelben in naher Verbindung ſtand und namentlich ſehe thätig für Wieland's Mereur wirkte. 1784 waeb er königlich preußiſcher bevollmächtigter Miniſter bei dem fränkiſchen Kreiſe und lebte in Anſpach, wo er am 26. April 1785 ſtarb.

Von ihm erſchien:

Volks- und andere Lieder. Weimar, 1778—83. 3 Sammlungen.
Superba, Oper. Weimar.
Geſchichte Thoengefee's oder das Rad des Schickſals. Deſſau, 1783.
Proben einer Ueberſetzung von Camoens Luſiade und ein Bruchſtück aus der Geſchichte von Granada in Bertuch's Magazin der ſpaniſchen und portugieſiſchen Literatur.
Beiträge zu Wieland's Mereur.
Kattiſte, Trauerſpiel. Leipzig, 1794.

Ein angenehmes und gefälliges Talent beſitzend, reich an Bildung und Lebenserfahrung leiſtete v. S. jedoch mehr durch ſeine Ueberſetzungen als durch eigene Arbeiten, namentlich dadurch, daß er zu den Erſten gehörte, welche eine nähere Kenntniß der ſpaniſchen und portugieſiſchen Literatur in Deutſchland zu verbreiten ſtrebten.

Karl Auguſt Gottfried Freiherr von Seckendorf

waeb am 11. Juni 1747 zu Stuttgart geboren, ſtudirte zu Tübingen und Leipzig, wo ee aus einem Schüler Gellerts deſſen Freund wurde und iebte, nach mehreren Reiſen, 1791 als wirkl. Geheimerath, Oberhofmeiſter des collegii illustris und Ritter des großen Ordens zu Tübingen. 1799 erhielt er (Herr von und zu Eckenbrechtshauſen), ſeine Entlaſſung und iebte ſeitdem auf ſeinen Gütern bei Kirchheim unter Teck, wo er 1833 ſtarb. Er veröffentlichte:

Vermiſchte Briefe aus der Familie des Grafen **. Frankfurt, 1775; Fortſetzung, Frankfurt, 1776.
Geiſtliche Geſänge. Oettingen, 1777; 2. Ausg. 1779.
Beiträge zum deutſchen Theater. Ansbach, 1785.
Vorurtheile des Chriſtenthums. 1787.
Politiſche und Religionsvorurtheile. Oehringen, 1798; 2. Aufl. Halle, 1813.
Sämmtliche Gedichte. Oehringen, 1806. 2 Thle.; neu 1808.

v. S. zeichnete ſich vorzüglich im geiſtlichen Liede aus, in welchem Gellert ſein Vorbild war.

Guſtav Anton Freiherr von Seckendorf,

Enkel des Bruders des Grafen Friedrich Heinrich von Seckendorf, ſtudirte, am 20. Novembee 1775 zu Meuſelwitz bei Altenburg geboren, zu Leipzig und Wittenberg, und iebte darauf von 1796—1798 zu Philadelphia vom Unterricht in der Muſik und Deelamation. Nach ſeiner Rückkehe erhielt er mehrere Anſtellungen in Kurſachſen, ward 1807 in Hildburghauſen Kammerdirector, nahm aber nach ſieben Monaten mit dem Titel eines Geheimenraths ſeine Entlaſſung, um dee Neigung zu einem ungebundeneren künſtleriſchen Treiben Folge zu leiſten. Von 1808—1811 machte er unter dem Namen Patrik-Peale als Deelamator Kunſtreiſen. 1811 ward er in Göttingen Doctor der Philoſophie und 1814 vom Herzog von Braunſchweig zu einee Profeſſur an das Carolinum berufen. 1821 eeiſte er noch einmal nach Amerika und ſiedelte ſich zu Alexandria am rothen Fluſſe an, wo ee im December 1823 in Armuth ſtarb.

Seine Schriften ſind:

Adelheid von Bergau, oder innere Stimmen, eine Romanze. Leipzig, 1816.
Vorleſungen über Deelamation und Mimik. Braunſchweig, 1815. 16. 2 Bde.
Feuer! Feuer! Poſſe in einem Aufzug. Hildburgh., 1808.
Vier Gedichte. Braunſchweig, 1820. (Für den deutſchen Frauenverein.)
Orſina, Trauerſpiel in 5 Aufzügen, (Fortſetzung von Emilie Galotti). Braunſchweig, 1810.
Otto III., der gutgeartete Jüngling, Trauerſp. Torgau, 1805.

Beiträge zur Philosophie des Herzens. Berl., 1814.
Seenen des höchsten Schmerzes. Leipzig, 1801.
Die Grundform der Tage. Göttingen, 1812.
Kritik der Kunst. Göttingen, 1812.
Aphorismen, die Gesetze des Universums anzuschauen. Berlin, 1812.
Vorlesungen über die bildende Kunst der alten und neueren Zeit. Aarau, 1814.
Grundzüge der philosophischen Politik. Leipzig, 1817.
Lehrsätze der Denkwissenschaft. Braunschw., 1819.
Des Vaters Bild, Trauerspiel. Leipzig, 1822.

Tiefes Gefühl, reiche Phantasie und glühende Begeisterung für alles Edle und Schöne im Inneen tragend hätte v. S. Bedeutendes leisten müssen, wenn nicht zu große Unklarheit in ihm vorherrschte, die ihm in seinen Werken wie in seinen Lebensverhältnissen immer das Rechte verfehlen ließ.

Friedrich Karl Leopold Freiherr von Seckendorf,

1773 zu Wenfurt bei Haßfurt geboren, studirte zu Göttingen und Jena, kam 1798 als Regierungsassessor nach Weimar und wurde 1802 würtembeegischer Kammerherr und Regierungsrath zu Stuttgart. Wegen eines Staatsverbrechens verleumderisch angeklagt, wurde er auf die Festung Asperg gebracht. Nach seiner Freisprechung, welche 1805 erfolgte, privatisirte er in Wien, trat dann als Hauptmann in österreichischen Dienst und blieb im Treffen bei Edersberg am 6. Mai 1809.

Blüthen griechischer Dichter. Weimar, 1800.
Neujahrtaschenbuch von Weimar auf 1801.
Musenalmanach, für die Jahre 1807—1808. Regensburg. 12.
Prometheus, eine Zeitschrift. Wien, 1808; 1. Heft (mit L. Stolk).

Feinheit des Geschmackes, Leichtigkeit in Behandlung der Sprache und Foem, und eine anmuthige Phantasie gaben seinen pottischen Arbeiten einen bleibenden Werth.

Veit Ludwig Freiherr von Seckendorf

ist um 20. December 1626 zu Herzogenaurach bei Erlangen geboren, wurde am raburgischen Hofe mit zwei würtembeegischen Prinzen erzogen und begann mit dem 16. Jahre seine Studien zu Straßburg. Nach kurzem Aufenthalt am darmstädtischen Hofe wurde er 1646 herzoglich gothaischer Hofjunker, nach zwei Jahren Rath und Kammerherr, 1668 Geheimerath, Kammerpräsident und Kanzler. Darauf eine Zeit lang als Präsident des Hofgerichts zu Jena beschäftigt, ward er wirklicher Geheimerath zu Gotha, dasselbe im Zeitzischen und Geheimerath in kursächsischen Diensten; darauf Landschaftsdirector und Obersteuerdirector des Fürstenthums Altenburg, bis er als königlich preußischer Geheimerath und Kanzler der Universität nach Halle berufen ward, wo er am 18. December 1692 starb.

Seine Schriften sind:

Deutsche Reden. Leipzig, 1686—91.
Mehrere geistliche Lieder in den Gesangbüchern jener Zeit.
Staatsrechtliche u. kirchenhistorische Schriften.
Deutscher Fürstenstaat. Gotha, 1665.
Christenstaat. Leipzig, 1684.

v. S. zeichnete sich zu seiner Zeit vorzüglich als Redner aus und seine derartigen Leistungen gehören zu dem Besten, was jene Epoche aufzuweisen hat; seine geistlichen Lieder sind dagegen nicht so gelungen.

Wilhelm Heinrich Seel,

1776 zu Frankfurt geboren, lebte als Doctor der Philosophie und Director der Musterschule zu Frankfurt am Main, wo er am 7. November 1821 starb.

Von ihm erschien:

Das Erfreuliche der gegenwärtigen Zeitenerung. Frankfurt, 1816.
Schulreden. Heidelberg, 1817.
Vom Weltuntergange. Frankfurt, 1817.

Ein wackerer, steebsamer Pädagog, der vorzüglich in seinen Schulreden Treffliches leistete.

August Nathan Friedrich Seemann,

im Jahre 1774 zu Frankfurt an der Oder geboren, lebte nach beendigter Studienzeit als Hauslehrer bei dem Oberhofmarschall von Massow zu Berlin und Steinhöfel, privatisirte später zu Halberstadt und endlich zu Wiesbaden, wo er am 4. April 1825 starb.

Er veröffentlichte:

Blumen und Früchte. Berlin, 1800.
Neujahrsgeschenk für gute Kinder, Berlin, 1802; neu 1815.
Bruder und Schwester, Unterhaltungsbuch. Helmstädt, 1818.
Kleine Natur- und Sittengemälde. Helmst., 1819.
Darstellungen aus der Jugendwelt. Berlin, 1821; neu 1822.
Albert und Eugenie, herausgegeben von C. W. Spiecker. Leipzig, 1823.
Die Familie Otto, herausgegeben von Wilmsen. Leipzig, 1826.

S's Jugendschriften gehören zu den besten Leistungen dieser Gattung und haben überall wohlverdiente freundliche Anerkennung gefunden.

Karl August Seidel

ward am 13. Februar 1754 zu Löbau geboren, studirte in Leipzig Theologie und wurde darauf Bibliothekar des Fürsten von Anhalt, welche Stelle er 1786 mit der eines Hausschreibers zu Gemma vertauschte. Eine längere Zeit lebte er zu Weißenfels ganz allein der Schriftstellerei gewidmet, bis er im Jahre 1800 als erster Lehrer an die Töchterschule zu Dessau berufen ward. In den letzten Jahren in den Ruhestand versetzt, starb er daselbst am 22. Februar 1822.

Von ihm erschien:

Novellen. Leipzig, 1791—98. 6 Bändchen.
Kinderschauspiele. Göttingen, 1780—81. 2 Thle.
Theaterstücke. Leipzig, 1789—90. 2 Thle.
Schauspiele für die Jugend. Weißenfels, 1792. 93. 3 Thle.
Romane: Friedrich Baumbach. 1783.
Volksgeschichten der Deutschen. 1786. 87. 3 Thle.
Geschichten aus unserer Zeit. 1789. 2 Thle.
Anton. 1792.
Ruhe von der Wetterburg. 1794. 2 Thle.
Der schwarzgraue Mantel. 1795. 2 Thle.
Die Geisterseherin. 1795 ff. 3 Thle.
Gräfin Sidonie von Montabur. 1798. 2 Thle.
Goldsee. 1800. 4 Thle.
Feierabende. 1802. 2 Thle.
Angenehme Erzählungen für die Toilette. 1811 u. s. w.

S. besaß Phantasie und Darstellungsgabe, aber er arbeitete zu schnell und ließ sich zu sehr von seiner Laune hinreißen; seine Romane und Schauspiele erreichten daher nicht die Vollendung, die ihnen nach S's Anlagen bei größerer Ruhe und Sicherheit des Tactes hätte zu Theil werden müssen.

Johann Heinrich Philipp Seidenstücker,

im Jahre 1766 zu Haverbeda im Sondershäusischen geboren, lebte, nachdem er zu Helmstädt den philosophischen Doctorgrad erlangt, seit 1791 als Adjunct der Facultät, seit 1795 als Lehrer am dortigen Pädagogium und Custos der Bibliothek daselbst. 1796 wandte er sich als Rector nach Lippstadt und ging endlich, um das dortige Gymnasium zu leiten, nach Soest, wo er am 23. Mai 1817 starb. Er schrieb:

Aufsätze pädagogischen und philologischen Inhalts. Helmstädt, 1795.
Ueber Schulinspection. Lippstadt, 1797.
Bemerkungen über die deutsche Sprache. Helmstädt, 1804.
Eutonia, declamatorisches Lesebuch. Dortmund, 1807.
Drei Schulreden. Dortmund, 1811.
Nachtrag zur deutschen Sprachlehre. Dortmund 1818.
Viele Schulprogramme.

Ein tüchtiger Pädagog, dessen Arbeiten über deutsche Sprache und Grammatik bleibenden Werth haben.

Johann Gabriel Seidl,

am 20. Juni 1804 zu Wien geboren, verlebte in dürftiger Lage eine sehr traurige, sein poetisches Talent aber desto lebhafter anregende Jugend, studirte in seiner Vaterstadt und erlangte 1829 ein Lehramt daselbst. Später ward ihm eine Professur am Gymnasium zu Cilly in Untersteiermark zu Theil, die er bekleidete, bis er 1840 als Custos des Münz- und Antikencabinets zu Wien angestellt wurde. Er ist einer der productivsten unter den österreichischen Dichter unserer Zeit.

Von ihm erschien:

Dichtungen. Wien, 1826—28. 3 Bde.
Schillers Manen! Bilder aus dem Dichterleben. Wien, 1826.
Erzählungen. Wien, 1828. 3 Bde.
Ftinserln, östreichisch G'stanzl'n, G'sangl'n und G'schichtl'n. Wien, 1828—30. 3 Hfte.
Bifolien. Wien, 1836.
Georginen, gesammelte Erzählungen für Frauen. Wien, 1836.
Episoden aus dem Roman des Lebens. Wien, 1839.
Novelletten. Wien, 1839.
Liedertafel. Wien, 1840.
Aurora, Taschenbuch, seit 1828.
Dichtungen. Wien, 1827. 2 Thle.
Der Maurer und der Schlosser, Oper. Wien, 1827.

Rege Phantasie, Innigkeit, Wärme und Herzlichkeit des Gefühls, Anmuth und Einfachheit der Darstellung sind ihm eigen und schmücken besonders seine lyrischen Poesieen, unter denen die Gedichte im österreichischen Dialect die gelungensten sind. In seinen Erzählungen ist er nicht so erfolgreich, doch hat er auch hier manches sehr Lobenswerthe geliefert.

König Erichs Glaube.

In Stadt Upsala's Kirche, da stand der Hochaltar,
Umschimmert rings mit Leuchtern, mit Kerzen hell und klar.
Und auf des Altars Stufen, mit fromm erhobner Hand,
Der Schwedenkönig Erich im schönen Festgewand:

„Gott, wer zu dir sich stellet, hat sicher sich gestellt;
„Wer sich zu dir gesellet, der hat sich gut gesellt!“ —
Er ruft's und mit ihm Alle, daß Chor und Kuppel hallt:
„Wenn Gott, der Herr, mit uns ist, wer hat da noch Gewalt?“

Und wie sie also beten, da theilt sich rasch der Chor,
Ein staubbedeckter Bote stürzt athemlos hervor:
„„Genad' uns Gott! der Däne Skalater rückt heran,
Schon strömt er von den Bergen mit sieben hundert Mann!““

Der König hört es ruhig und ruft, von Gott erhellt:
„Herr, wer zu dir sich stellet, der hat sich wohl gestellt!“
Da stürzt ein zweiter Bote dem ersten keuchend nach:
„„Skalater steht am Walle, der letzte Riegel brach!““ —

Der König aber hört es und singt, von Muth geschwellt:
„Wer sich zu Gott gesellet, der hat sich gut gesellt!“
Da kommt ein dritter Bote, — doch eh' er Kunde gab,
Schnellt ihm ein Dänensäbel das Haupt vom Rumpf herab.

Da dröhnt ein wildes Lärmen; da wirbelt wüst Geschrei;
Skalater kommt gewüthet voll Glaubensraserei;
Skalater kommt gewüthet mit sieben hundert Mann, —
Um Gut und Blut und König und Glauben scheint's gethan.

Digitized by Google

Da faßt mit Eins Herr Erich das güldenhelle Kreuz.
Und ſtreckt es gegen Himmel, und ſchwingt es allerſeite,
Und aus der ſieben Wunden des Heilands Jeder bricht
Ein Hundert Strahlen, blitzend dem Feind in's Angeſicht.

Und auf die Stienen fallen die ſiebenhundert Mann,
Und beten ſtumm im Staube den großen Sieger an,
Und Erich und die Seinen frohlocken gotterhellt:
„Wer ſich zu Gott geſtellet, der hat ſich wohl geſtellt!“

Johann Georg Seiler,

am 24. October 1733 zu Kreußen bei Baireuth geboren, ſtudirte zu Baireuth und Erlangen und erhielt als erſte Stelle 1761 das Diakonat zu Neuſtadt an der Heide. 1764 ward er nach Coburg berufen, wo er ſechs Jahre lang als Prediger ſegensreich wirkte, bis 1770 der Ruf zur Profeſſur nach Erlangen ſeinen Kräften ihr eigentliches Feld eröffnete. Hier erlangte er nach und nach die höchſten theologiſchen Würden eines Doctors, geheimen Kirchen-, Schul- und Conſiſtorialraths, Superintendenten und Hauptpaſtors, dazu die Aemter eines Profeſſors der Theologie und Scholarchen. Er ſtarb am 13. Mai 1807.

Baireuth, der Künſte Sitz, Gedicht. Erlangen, 1757.
Die wichtigſte Sache des geiſtlichen Redners, Lehrgedicht. Coburg, 1767.
Geiſt und Geſinnungen des vernunftmäßigen Chriſtenthums. Coburg, 1769.
Kurze Geſchichte der geoffenbarten Religion. Erlangen, 1772.
Religion der Unmündigen. Erlangen, 1772.
Das kleine bibliſche Erbauungsbuch. Erlangen, 1782. 2 Thle.
Das größere bibliſche Erbauungsbuch. Erlangen, 1785—92. 19 Thle.
Die Religion in Liedern. Erlangen, 1789.
Schullehrerbibel. Erlangen, 1790—98. 6 Thle.
Predigten. Baireuth, 1798. 2 Thle.
Gebet-, Leſe-, Methodenbücher u. ſ. w.

Klarheit, Lebendigkeit, Wärme, Einfachheit und Verſtändlichkeit erwarben S's Predigten und Erbauungsſchriften viele dankbare Freunde. Als ſein vorzüglichſtes Werk iſt ſeine Schrift über Geiſt und Geſinnungen des vernunftgemäßen Chriſtenthums zu betrachten, in welcher er dem Treiben franzöſiſcher Freigeiſterei, die auch in Deutſchland Eingang fand, mit großem Erfolge entgegen wirkte.

Seladon, ſ. Greflinger.

Selbig, ſ. Ch. v. Ahlefeldt.

Selbiger, ſ. Reinhart.

Selchow, ſ. Mennier.

Sellen, ſ. v. Alvensleben.

Selmar, ſ. v. Brinkmann.

Nicolaus Selnecker,

am 6. December 1532 zu Herſpruck im Nürnbergiſchen geboren, lehrte als hochverdienter Theolog, auf der Kanzel wie dem Katheder trefflich wirkend, zu Leipzig ſeit 1577 als Doctor und Profeſſor der Theologie und Superintendent; — nachdem er in Dresden Hofprediger, 1561 Profeſſor in Jena, 1568 in demſelben Amt in Leipzig und ſeit 1560 Hofprediger und Generalſuperintendent zu Wolfenbüttel geweſen war. Er ſtarb zu Leipzig am 24. Mai 1592.

Geſangbuch der chriſtlichen Pſalmen. Leipzig, 1587.
(23 Lieder darin ſind von ihm ſelbſt gedichtet.)

S. wußte in ſeinen geiſtlichen Liedern nicht den rechten Ton zu treffen, ſondern verfuhr zu dogmatiſch, weshalb dieſelben ſich auch nicht lange in den Geſangbüchern der proteſtantiſchen Gemeinen erhielten.

Johann Salomon Semler,

bedeutend wirkend zu ſeiner Zeit, ein Vorbote der folgenden, deren Elemente er in ſeinem halb gläubigen, halb ungläubigen Sinn vereinte, wurde am 18. December 1725 zu Saalfeld, wo ſein Vater Prediger war, geboren und in allen Aengſten des peinlichſten Pietismus erzogen. Seit 1742 ſtudirte er in Halle Theologie, in

den ebenſo drückenden Feſſeln der baumgartenſchen Philoſophie, aber als ein wahres Wunder des Fleißes. Seine erſten Druckſchriften waren im Geiſt des ſchroffſten Kirchenglaubens abgefaßt. Nach Baumgartens Tode begann ſeine freiere Entwickelung. Er wurde in Halle Magiſter und übernahm 1749 mit dem Profeſſortitel die Redaktion der coburger Zeitung. 1751 berief ihn die Univerſität Altdorf als Profeſſor der Geſchichte und der Poeſie; 1752 Halle für den theologiſchen Katheder, den er als Doctor und Profeſſor der Theologie beinahe 40 Jahre lang, hochverdient um die Wiſſenſchaft, behauptete. Er ſtarb am 14. März 1791, nachdem er viele bittere Erfahrungen gemacht hatte; den Pietiſten verhaßter als ein Gottloſer und Jude, weil er die Heiligkeit der heiligen Bücher beleuchtet, und von der Aufklärung als Heuchler verdammt, weil er das Leben Jeſu und ſeine Sache gegen die wolfenbüttelſchen Fragmente in Schutz genommen. Seine vorzüglichſten deutſchen Schriften ſind:

Verſuch eines fruchtbaren Auszugs der Kirchengeſchichte d. N. T. Halle, 1773—78. 3 Thle.
Von freier Unterſuchung des Canons. Halle, 1776. 4 Thle.
Aſcetiſche Vorleſungen. Halle, 1772.
Theologiſche Briefe, 3 Sammlungen. Leipzig, 1781—82.
Unterhaltungen mit Lavater. Leipzig, 1787.
Lebensbeſchreibung von ihm ſelbſt. Halle, 1781—82. 2 Thle.
Verſuch einer didiſchen Demonologie, Halle, 1776.

Sein Streben und Wirken als Theolog iſt oben ſchon angedeutet worden, doch entbehrte er in Hinſicht auf Styl und Form zu ſehr des Geſchmackes und der Gewandtheit, um etwas allgemein Befriedigendes zu leiſten. Von dieſem Geſichtspunkte aus betrachtet bleibt ſeine Autobiographie ſeine beſte Arbeit.

Carl Borromäus Alexander Seſſa,

1787 zu Breslau geboren, ſtudirte Medizin zu Halle und Wien und promovirte 1808 zu Frankfurt an der Oder. Nach vergeblichem Warten auf eine akademiſche Anſtellung daſelbſt, wandte er ſich wieder nach Breslau, wo er als praktiſcher Arzt ſich viel Verdienſt erwarb und am 4. December 1813 ſtarb. Seine Celebrität begann erſt nach ſeinem Tode, iſt aber auch längſt von der beſſeren Zeit vergeſſen.

Makulatur, Zeitung für Narren und ihre Freunde (mit R. Mückler und R. W. Contreſſa. Breslau, 1811. 1. Heft. 4.)

Der Luftſchiffer, Poſſe (in C. v. Holtei's Jahrbuch deutſcher Nachſpiele. 3. Jahrgang 1824.)

Unſer Verkehr, Poſſe. Berlin, 1814; 4. Aufl. Leipzig, 1817.

Witz, Phantaſie und ſcharfe Beobachtungsgabe ſind ihm nicht abzuſprechen, nur benutzte er dieſe ſchönen Gaben nicht immer zu edeln Zwecken, wie er namentlich durch die Poſſe „Unſer Verkehr" viele Antipathien zu ſeiner Zeit aufgeregt hat.

G. C. Seubert,

in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geboren, war zuerſt Pfarrer zu Freudenthell im Würtembergiſchen und lebt jetzt als Doctor der Philoſophie und Garniſonprediger zu Stuttgart. Er gab heraus:

Predigten auf alle Sonn- und Feſttage. Stuttgart, 1827. 2 Thle.

Ein ausgezeichneter Kanzelredner, voll geiſtigen Reichthums, Tiefe, Innigkeit und Klarheit.

Johann Gottfried Seume

ward am 29. Januar 1763 zu Poſerna bei Weißenfels geboren. Das bewegte Leben dieſes außerordentlichen Mannes iſt großentheils aus ſeinen eigenen anziehenden Darſtellungen bekannt. Nach dem Tode ſeines verarmten Vaters nahm ſich der Graf von Hohenthal-Knauthain des Knaben an, der zuerſt in Borna, dann auf der Nicolaiſchule zu Leipzig gebildet, vorzüglich in den claſſiſchen Studien bald das Ungewöhnliche leiſtete. Als 18jähriger Jüngling wollte er Paris ſehen; unterwegs fiel er aber in die Hände heſſiſcher Werber, und mußte nach Amerika gehen und gegen die Republikaner fechten. Von Canada heimkehrend, ward er zum zweiten Male und zwar von preußiſchen Werbern gefangen genommen und als gemeiner Soldat in Emden angeſtellt. Er verſuchte zwei Mal zu fliehen, ward aber beide Male nach Emden zurückgebracht und endlich nur auf Urlaub gegen Caution entlaſſen. 1788 kam er nach Leipzig zurück, wo er von Schriftſtellerei und Sprachunterricht lebte. 1792 erhielt er den philoſophiſchen Doctorgrad und faſt zugleich eine Anſtellung als Sekretär des ruſſiſchen Generals Igelſtröm in Warſchau, wo er auch Officier bei den Grenadieren wurde. Er erlebte den polniſchen Aufſtand; gerieth in Gefangenſchaft und mußte Augenzeuge der Erſtürmung von Praga ſein. Als ihm die früher genährte Hoffnung, unter Catharina II. in Rußland angeſtellt zu werden, mit dem Tode der Kaiſerin vereitelt ward, ging er nach Leipzig zurück, wo er wieder unterrichtete und über claſſiſche Literatur Vorleſungen hielt. Darauf ward ihm eine Anſtellung in der göſchen'ſchen Druckerei zu Grimma. 1801 machte er ſeinen Spaziergang nach Syracus, ungefähr 600 Meilen durchwandernd; 1805 beſuchte er Rußland und Schweden. Am 13. Juni 1810 ſtarb er zu Töplitz, wohin er gegangen war, um ſeine geſchwächte Geſundheit durch den Gebrauch der Bäder wieder herzuſtellen.

Seine Schriften ſind:

Gedichte. Riga, 1801; 5. Ausg. 1821.
Spaziergang nach Syracus. Braunſchweig, 1803; 4. Ausg. 1815—17. 2 Thle.
Mein Sommer im Jahre 1805. Hamburg, 1806; 2. Ausg. 1815.
Miltiades, Trauerſpiel. Leipzig, 1808.
Rückerinnerungen mit Münchhauſen. Frankfurt, 1807; 2. Ausg. 1823.
Kampf gegen Mosbona. Leipzig, 1809; 2. Ausg. 1817.
Obolen. Leipzig, 1796—98. 2 Thle.
Nachlaß. Leipzig, 1811.

Digitized by Google

Mein Leben, fortgesetzt von Gladius. Leipzig, 1813.
Gesammelte Schriften von J. P. Zimmermann. Wiesbaden, 1823. 5 Thle.
Sämmtliche Schriften. Leipzig, 1826 ff. 12 Thle. in 16.

S. ist mehr ein bedeutender Dichter durch die Art und Weise, wie er seine Gesinnung ausspricht, als durch seine poetischen Leistungen selbst. Obwohl es ihm weder an Phantasie, tiefem Gefühl und Herrschaft über Sprache und Form fehlte, so vermochte er doch nicht einerseits durch seine Lebensschicksale, andererseits durch die daraus entsprungene Verstimmung seines Gemüthes verhindert, sich zu vollkommener poetischer Freiheit der Welt und Lebensansicht aufzuschwingen und sich von den Fesseln zu befreien, die er sich selbst oder durch das Mißverhältniß, in welches er sich zum Leben stellte, geschlagen hatte. Ueberall wird man großartige und kühne Gedanken bei ihm finden, aber nur selten gestattet er sich diese rein, ohne Bitterkeit, Härte und Schroffheit auszusprechen, weshalb denn fast Allem, was er hinterlassen hat, der wahre Stempel künstlerischer Vollkommenheit fehlt.

Aus Seume's Gedichten.

I.

Abschieds-Schreiben an Münchhausen.*)

Nimm meinen Kuß im Geist an deinem Rheine,
Und denke bei den Bechern deutscher Weine
An einen deutschen Biedermann,
Den an Neuschottlands westlichem Gestade
Im Labyrinthe menschenleerer Pfade
Einst deine Seele lieb gewann.

Erinnre dich, wie bei dem kleinen Mahle
Wir auf dem Steine lagen, und die Schale
Des Kieselbaches in der Hand,
Uns über Stolbergs Liede Freundschaft schwuren,
Und wie uns Schauer durch die Seele fuhren
Bei Freundschaft und bei Vaterland.

Erinnre dich, wie Arm in Arm wir gingen,
Und an dem Blick der Abendsonne hingen,
Die bei Neufundland nieder sank,
Und wie wir auf den Abterbergen saßen,
Und in der Dämmrung Klopstocks Hermann lasen,
Auf einer Felsenbank.

Erinnre dich, wie in der wilden Zone
Uns nach der Jagd ein freundlicher Hurone
Mit Edelmuth entgegen kam,
Und uns, in rechter Urbewohner Sitte,
Mit Ungestüm in die beraucht'e Hütte
Und brüderlich zu Tische nahm.

Ha! kannst du je das Patriarchenessen,
Und unsers Wirthes Jubellied vergessen,
Der froh, wir Gott, uns Gutes gab;
So führe mit dem Gängelband der Made
Der Parze Hand nach einem Stutzertode
Dich rächend in ein Marmorgrab.

Mein Freund, gewiß durchirrest du noch im Bilde
Die Berge, wo der wackre gute Wilde
So oft an unsrer Seite stand
Und, Hahn der Tiber und Minervens Hügel! —
Auf seiner Stirne wahrer Größe Siegel,
So groß als je ein Mann empfand.

Erinnre dich, wie in des Nordlichts Gluthen
Oft unsre kleine Barke durch die Fluthen
Mit Zittern an das Ufer stieg;
Und wie wir dann, wenn hoch die Wogen drangen,
Ein Lied von Fingal durch die Wogen sangen,
Von Geistern, Harfen, Schlacht und Sieg.

Hier sitz' ich, Freund, in meiner Jugend Haine,
Und schreibe dir auf einem grauen Steine
Vielleicht das letzte, letzte Wort:
Zum zweiten Male greif' ich nach dem Stabe,
Und pilgere mit meiner leichten Habe
Vielleicht auf ewig fort.

Das Vaterland bedarf nicht meiner Kräfte,
Hat Männer genug für Aemter und Geschäfte,
Und schenkt mir gerne meine Pflicht.
Ich habe von den vielen fetten Gauen
Auch keinen Fuß, mir meinen Kohl zu bauen
Zu einem ländlichen Gericht.

Obgleich auf keinem Acker eine Aehre
Mit ihres Segens schöner, goldner Schwere
Mir dankbar in die Sichel sinkt;
Obgleich von keinem jungen Zöglingsbaume
Mit ihrem Purpur eine Mahrenpflaume
Mir Durstigen zum Brechen winkt:

So sitz' ich doch mit schaurigem Gefühle
Und sehe hier in Schwermuth dem Gespiele
Der Wellen unserer Elster zu,
Und werfe langsam meine düstern Blicke
Noch einmal auf die Knabenwelt zurücke
Und ihrer Jahre stille Ruh.

Bald grüßt vielleicht mit schwerem Eisentone
Bellone von des Nordens rauher Zone
Auch mir nach einen Schlachtgesang,
Der jüngst vom Felsenfuß der Pyrenäen
Bis an des Samageten Wintersee'n
In grellen Noten wiederklang.

Dann, Freund, wenn ich an dem bereisten Norden
Vielleicht mit Scharen unbekannter Horden
In fremde, wilde Kriege zieh,
Und wenn ich am Kaukasischen Gebirge
Mich auf den Tod mit Chenkis Enkeln würge,
Vergiß des Busenbruders nie.

Und wenn, von einem Männerarm geschwungen
Ein Türkenstahl mir durch das Hirn gedrungen,
Und du den Todesboten hörst:
So setze dich zu einem Trauermahle,
Und singe mir bei unsrer Bundesschale
Ein Lied, mit dem du Helden ehrst.

Jetzt lebe wohl! und höre von dem Freunde,
Als ob er scheidend dir im Arme weinte,
Ein Wort, das meine Seele spricht:
Nicht ob ich deiner Seele Werth verkennte;
Doch nimm mein Herz im meinem Testamente;
Denn Gold und Silber hab' ich nicht.

Sei immer Mann und groß durch innre Kräfte,
Und überlaß nie andern ein Geschäfte,
Das du noch selbst zu enden magst;
Sei Harmonie in Wort und That, und weiche
Kein Haar breit; stark wie eine Königseiche,
Und felsenfest sei, was du sagst.

Sei wie ein Gott im Wohlthun auf der Erde,
Und gieb der Armuth froh von deinem Herde;
Und tröste warm des Kummers Sohn:
So wird man mit Entzücken dir begegnen,
Und dich, wie Kinder ihren Vater, segnen;
Der Menschheit schönster Lohn.

Sei Freund von allem; aber lange sichte
Und prüfe scharf und faß' in jedem Lichte,
Und blicke tief bis auf den Grund
Dem Manne, dem du in die Arme sinkest;
Denn wisse, wenn du Gift, statt Heilung trinkest,
So bleibt dein Herz auf ewig wund.

Trau nicht den Menschen; dicker Firniß decket
Die wahre Farbe, welche tief versteckt
Sich selten in der Leidenschaft nur zeigt:
Verachte stolz den stolzen, goldnen Thoren,
Doch mehr noch jenen, der mit leisen Ohren
Sich bis zum Gürtel schmeichelnd beugt.

Stets handle fest nach männlichen Gesetzen,
Die du dir schreibst, und Eines zu verletzen

*) Nach der ursprünglichen Lesart in den Nachrinnerungen von Seume und Münchhausen. 8. Frankfurt bei Varrentrapp.

Sei Hochverrath an der Vernunft:
Trägst du Zufriedenheit in deiner Seele,
So ist dein Glück für Menschen groß, so quäle
Dich nicht um Brifall einer Zunft.

Mißtraue jedem Lobe, jedem Tadel,
Und prüfe strenge jeder Handlung Adel,
Für die man ein Diplom begehrt;
Doch wag' es nicht, mit alten Ketzerflammen
Den Mann, den man verdammet, zu verdammen;
Denn Gott nur kennet seinen Werth.

Durchwandle froh mit deinem Freund die Auen;
Doch wag' es nicht, auf ihn dein Glück zu bauen;
Wer ist der Mensch, für den du bürgst?
Steh selbst, und suche die Vernunft zu rächen,
Damit du nicht, wenn fremde Säulen brechen,
Des Lebens Ruh auf immer würgst.

Flieh vor dem Weibe, Freund, in ihren Netzen
Ist erst Berauschung und sodann Entsetzen:
Und in der ganzen Schöpfung liegt
Kein Wesen, das mit allen Engelgaben,
An denen sich die blinden Opfer laben,
Am Ende grausamer betrügt.

Und wenn ein Weib dir mit verklärten Blicken
Ein hohes paradiesisches Entzücken
Durch deine trunkne Seele bebt;
Und wenn sie dich aus deiner Erdenhülle
Mit ihres Zauders süßer Nektarfülle
Zu einem Gott erhebt;

Freund, wehe dir, wenn du im Hochgenusse
Der Schönheit blind zu einem Götterkusse
Dem Engel in den Arm dich wirfst,
Und tief, gleich Libres schwer berauschten Zechern,
Der Wollust Taumel aus gekrönten Bechern
Zum göttlichsten Geheimniß schlürfst.

Das Feuer, das dein Wesen heute nähret,
Wird morgen Gluth, und wüthet und verzehret
Die kleine Stütze deines Glücks;
Es quält dich Angst, und jagt dich auf und nieder;
Du siehst Verrath in jedem deiner Brüder
Und in der Richtung jedes Blicks.

Du irrest nicht: des Mädchens Flamme währet,
Bis Lunens Hochlicht zweimal wiederkehret;
Dann sucht sie neuen Zeitvertreib,
Und kann mit deinen heiligsten Gefühlen,
Mit deinem Leben, wie mit Würfeln spielen.
Gebrechlichkeit, dein Nam' ist Weib!

Verzeih mir, Freund, wenn meine bittren Klagen
Der Schöpfung Meisterstück so kühn zu richten wagen;
Gieb nie, gieb nie dein ganzes Herz;
Laß nie dein ganzes Ich in Liebe weben,
Versuche nie zum Gott empor zu streben,
Und du entgehst betrogner Hoffnung Schmerz.

Freund, hoffe nichts und fürchte nichts auf Erden
Mit Leidenschaft, und du wirst glücklich werden,
So glücklich als es Menschen sind:
Denn Glück, unwandelbar und ungestöret,
Das selbst der Neid mit stummer Achtung ehret,
Blüht für kein Menschenkind.

Durchblicke kühn die alte graue Decke
Der Vorurtheile; rufe laut und wecke
Den Nebenwandler aus dem Traum:
Doch störtest du ihm seine gute Reise,
Und rücktest ihn gewaltsam aus dem Gleise,
So gieb der alten Weise Raum.

Duechkrieche nicht der Schule Winkelzüge,
Um aufgeblähler Weisheit Federkriege,
Die schnell die Skepse dir verwischt:
Erforsche nur, um gut und froh zu leben,
Und deinen Musenstunden Salz zu geben;
Und lache wenn der Tadler zischt.

Freund, lebe wohl! und ruf in deine Seele
Oft See und Fluß und Wald und Fels und Höhle
Zurück, durch die wir Arm in Arm
Oft zu dem guten biedern Wilden schlichen;
Und ist das schöne Bild von dir gewichen,
So strafe dich der Thoren Schwarm.

Freund hoffe, daß des Weltenhalters Wage
Uns noch am Abend unsern Rest der Tage
In einer Hütte wägen wird;
Daß noch der Schatten eines Baums uns decken,
Noch ein Gesang der Nachtigall wird wecken,
Wenn wir genug umher geirrt.

Nimm meinen Kuß im Geist an deinem Rheine,
Und denke bei den Bechern deutscher Weine
An einen deutschen Biedermann,
Den an Neuschottlands westlichem Gestade
Im Labyrinthe menschenleerer Pfade
Einst deine Seele lieb gewann.

Verlangtes Gutachten über Menschen und ihren Umgang.

Die Menschen sind, was Menschen immer waren,
Gemisch von Schwachheit und von Kraft;
Oft spricht Vernunft, und öfter Leidenschaft:
So sind sie seit sechs tausend Jahren
Im Strom der Zeit hinabgefahren;
Und meistens nur, wozu der Augenblick sie schafft.

Im Allgemeinen aufgerafft,
Sie mögen lachen oder weinen,
Sind sie nur selten, was sie scheinen.
Das Wort ist nichts, als nur ein Hauch;
Die stille That nur, kaum bemerkt durch Einen,
Zerstreut der Worte dicken Rauch.
Wir meinen selbst nur selten, was wir meinen:
Gemächlich ist der löbliche Gebrauch,
Auf Andrer Ansehn diktatorisch auch
Stracks zu bejahn und zu verneinen.

Es führet uns am Gängelband
Ein buntes Heer von Vorurtheilen.
Kaum hat man ein Gespenst verbannt,
Und ganze neue Rotten eilen
Dem Orte zu, wo das verjagte stand.
Wird eines Arztes Wunderhand
Wohl je den tiefen Schaden heilen?
Der Knabe, der schnell wie sein Drache fliegt,
Der Geeis mit seinem dritten Fuße,
Das Mädchen, das die Puppe wiegt,
Und die Matrone mit der Buße;
Magister Duns, den nichts betrügt,
Der Sybarit, der unter Moschus liegt,
Der Mönch mit seinem Engelsgruße;
Das Ordensband, das Lorderhaupt, der Richter,
Der Kammerling, der Philosoph, der Dichter;
Ein jeder, Brttler und Minister,
Von Paul dem Kaiser bis zu Paul dem Küster,
Treibt sporenstreichs, mit Feder oder Schwert,
Mit Spaten, Meßtisch oder Lunge
Als hing das Wohl der Welt an seiner Zunge,
Mit heißem Blut sein Steckenpferd:
Und treibt er in der Hitze nur
Dem Nachbar nicht durch Garten oder Flur,
So ist die Jagd noch ehrenwerth;
Es trage dann ein jeder seine Kappe,
In Sanssouci und bei Gemappe.

Doch darum ist das Erdenvölkchen nicht,
Wenn gleich im Sokkus und Kothurne,
Vom Flügelkleide bis zur Urne,
Ein jeder sich sein eignes Kränzchen flicht,
Sogleich ein häßliches Gezücht.
Prometheus hat uns einmal so geknetet
Aus seinem Thon; was können wir,
Das arme Machwerk, denn dafür,
Das man verkehrt nun pflanzt und hackt und jätet,
Und mit der brennendsten Begier
Dem Glück entflieht und um das Unglück betet?

Als die Olympier Pandoren
Zum mißlichsten Experiment,
Wovon noch jetzt die hohe Flamme brennt,
Den Leutchen, die des Topfers Kunst geboren,
Herabgeschickt, fing das Present
Zu gähren an, und hat nun fort gegohren,
Die Hoffnung nur ging nicht verloren,

Das einst vielleicht die Gährung schweigt,
Und Gutes noch aus dem Gemische steigt.

Indessen webt der Tanz der Horen,
Wer nur sein Herz dem holden Chore neigt,
Noch viel Musik für Augen und für Ohren,
Der Mensch ist menschlich. Uridern zeugt
Vielleicht am Urquell nicht der Engel,
Der reines Licht von Gottes Antlitz trinkt,
Und im Gefühle seiner Mängel
Voll Ehrfurcht zitternd niedersinkt.
Die Täuschung ist uns zugeschworen;
Das Siegel liegt in der Natur:
Wir sehen hier in unsrer Dämmrung nur
Von Glück und Licht als Trösterin Auroren;
Und wen beim Anteilt seiner Bahn
Die Genien mit Lächeln wiegen sahn,
Dem lächeln auch wohl ihre Floren.

Wir müssen uns einander nehmen,
So wie wir in dem Kreise sind,
Und uns ein wenig links und rechts bequemen;
Man schifft umsonst stracks gegen Flut und Wind:
Ein blödes Aug' ist darum noch nicht blind.
Man streife nur das Handwerk von dem Manne,
Und nehme, was dann übrig bleibt,
Gewissenhaft und nach der Spanne,
Wenn er nicht mehr sein Steckenpferdchen treibt;
So stehen Richter und Susonne
So ziemlich wie sie waren da,
Und jeder sieht so ziemlich, was er sah.

Ein jeder giebt sein Bißchen Sinn,
Mit dem der Himmel ihn gesegnet,
Weil die Ergebung Vortheil regnet,
Für Unsinn des Systems dahin;
Man denkt, Vernunft ist immer im Gewinn.

Die schwarzen Pfoffen und die braunen,
Mit Platten und mit langem Schopf,
Die Gilden mit und ohne Kopf,
Als Stutzer hier und dort als Fannen,
Die ihre tiefen Gaunereien
Dem Volk mit gimpelhaften Lauven
Hochheilig in die Ohren raunen,
Sind von dem Ganges bis zum Rhein
Zwar sehr oft noch der armen Menschheit Pein;
Doch mit dem leidigen Gelichter,
Jetzt in Kohorten, jetzt allein,
Bei weitem nicht sogleich auch Bösewichter.

Ein jeder Narr trägt seine Brille;
Ein jeder Mensch hat seine Grille.
Der Bonze bläst das Zionshorn,
Wie Samuel ihm vorgeblasen,
Und von dem Schnauben seiner Nasen
Strömt auf die Frevler hoher Zorn,
Die zu vernünfteln sich vermaßen.

Der Mann mit einem Flammenstern
Blickt groß aus seinem Strahlenscheine
Mit Dunst des Hofs herab auf Kleine,
Und mimikt, wo er kann, so gern
Die Miene des erlauchten Herrn,
Als schrieb' er das Gesetz am Rheine:
Und in des Vorsaals dicker Luft
Hält mancher stolz sich für des Staates Treiber,
Vom Marschall bis zum Küchenschreiber;
Und wer den Hof nicht roch, ist ihm ein Schuft.

Der Held, für ein Gespenst von Ehre,
Und oft für ein Gespenst von Pflicht,
Sieht, trunken vor dem trunknen Heere,
Als ob der Gang zum Pacobieie wär,
Dem Würger trotzig in's Gesicht,
Der oft zum Mahl sich Legionen beicht.
Wie sehr ihm auch der Druck des Panzers laste,
Er zehrt in ihm des Landes Fett,
Und fühlt dadurch stracks sein Verdienst komplett;
Und den Beweis führt seine Degenquaste.

Das große Heer der Herrn der Feder
Sitzt diktatorisch in dem Rauch,
Und füttert sich mit Erdschendrei und Lauch,
Und glaubt, es treib' allein die Räder
Der Weltuhr fort: und mancher arme Gauch
Im vierten Stock, der alles stolz verachtet,
Was unter ihm auf Erden wohnt,
Schnallt sich den Bauch für Hunger, aber thront,
Indem er nach der Suppe schmachtet,
Als hätt' er den Verstand gepachtet.

Der Junker rollt sein langes Pergament,
Das hoch der Staub stiegt, aus einander;
Und gegen ihn ist Philipps Alexander
Ein Männchen nur, das kaum der Schüler kennt,
Ob es gleich Welten nieder rennt:
Das Stift von Mainz hätt' ihm den Eintritt nicht vergönnt.
Er siehet in zerschossnen Fahnen,
Vor deren Scheift er staunend steht,
Und die er links und rechts mit Ehrfurcht dreht,
Nur seinen Werth im Werth der Ahnen;
Und führet das erlauchte Haus,
Durch viele fromme Dunkelheiten
Und manchen alten Schutt der Zeiten
Zwei hundert Jahr vor's Feigenblatt hinaus.

Der Demagog mit faltenvoller Stirn
Spinnt tief versteckt an neuen Schlingen,
Den Eigensinn des Pöbels zu bezwingen,
Und setzt in seinem heißen Hirn
Das schönste Lied, das die Sirenen singen,
Und wickelt dann das Volk wie Zwirn,
Um es an seinen Pfahl zu bringen,
Wo er es, trotz der blutigsten Akzise,
Wenn er's vermöchte, schwitzen ließe.

Die Göttin, die an ihrem Hofe
Mit einem Blick die Männerwelt
In Sklaverei gefesselt hält,
Vor der der Held, brav in dem Arm der Zofe,
Mit Schmeicheleien niederfällt,
Dreht unter Wielands schönster Strophe
Das Schnürchen fest, mit dem sie Sprenkel stellt;
Und hält mit List die Geazien am Fädchen,
Trotz Libby, ihrem Haubenmädchen.

Verzeihen wir, damit man uns verzeihe,
Die Menschen sind im Ganzen schon noch gut;
Man nehme sie nur nach der Reihe,
Mit allem, was das heiße Blut
So oft, und oft das kalte wieder thut.
Wir sind, trotz den Apotheosen,
Womit des Dichters Feerei
Es schmeichelnd wagt, den Schönen vorzukosen,
Nur von der Erdenfiedelei;
Auf Binsen blühen keine Rosen,
Und unser Ball trägt keinen Fehlerlosen.
Doch hat er viele gute Seelen,
Die hier und da noch ohne Schein,
Gleich einem unpolirten Stein,
Im rauhen Kleid den innern Werth verhehlen,
Und denen, um auch schön zu sein,
Vielleicht nur Schliff und Fassung fehlen.

Mit ihnen können wir vergnügt
Noch unsers Lebens Stunden zählen;
Und, wenn der Trotz der Alleagswelt betrügt,
Und falscher Stempel uns belügt,
Zu ihnen uns wie zu Asylen stehlen.
Sie sind einander anverwandt,
Weil sie einander angehören:
Die Wahrheit ist ihr diamantnes Band,
Die Tugend stets das Siegel, das sie ehren,
Ihr Gruß ein biedrer Druck der Hand,
Auch wenn sie von den fernsten Meeren,
Von fremdem Stamm und fremder Sprache wären.
Die Freundschaft fließt nicht von den Zungen;
Die Herzen lesen ohne Scheift:
Es wird kein schöner Spruch gedungen;
Sie reden durch die That, die in die Seele trifft:
Denn aus der Seel' ist sie entsprungen,
Sie kennen sich, auch wenn sie schweigen;
Und wer die Sprache nicht versteht,
In welcher sie sich ohne Künste zeigen,
Und um den Sinn zur Schule geht,
Verfehlt des Weges, den sie wollen,
In Hütten und in Moemorhollen.
Der Stern ist nichts, wenn nichts darunter schlägt,
Das seinen Mann von reinem Werthe
Den Dutzendseelen dieser Erde
Entrückt und zu den Sternen trägt.

Mit Kopf und Herz in Gleichgewicht,
So fest wir hier auf unsern Wegen
Im Gleichgewicht zu gehn vermögen,
Gehn sie, wenn auch der Sturm aus Wolken bricht,
Mit stiller Kraft den Weg der Pflicht:
Und wandern sie der Nacht Gefahr entgegen,
Das Herz hat Muth, der Kopf hat Licht.

Sie reichen jedem ihre Hand,
Der auf der schroffen Felsenwand
Mit Schwindel in dem Blicke stehet,
Wo sich der Fuß hart an dem jähen Rand
Schon ungewiß und zitternd drehet,
Und schon das Haar zum Sturze wehet;
Sie wandeln dankbar durch die Au,
Und pflücken zu dem Kranz der Horen
Im Angesichte von Auroren
Die Rosen mit dem Perlenthau:
Doch legen sie das neugewundne Band
Der Frühlingskinder aus der Hand,
Und trösten einen Freudenlosen,
Der weinend an dem Wege stand;
Der Augenblick bricht ihnen bessre Rosen,
Als Flora selbst mit ihrem Lenze wand.

Nicht süßer Worte Melodieen,
Nicht Thränen selbst, die an der Wimper glühen,
Beweisen so, wie ein Gesicht,
Von dem mit Ernst, in ungeduld'ger Regung
Und schöner flammender Bewegung,
Die ganze Seele Wohlthat spricht.
Fein ist der Stempel, den sie tragen,
Und tief, sehr tief liegt mancher Zug:
Man lernt ihn nicht in wenig Tagen,
Und oft erscheint nach Jahren noch Betrug,
Betrügen und betrogen werden;
Nichts ist gewöhnlicher auf Erden.

Mit manchem ist man schon in langen Jahren
Auf dieser Reise durch die Welt
In Einem Kahn hinab gefahren,
Und glaubte sich sehr fein und gut gesellt,
Bis schnell, wenn durch verborgne Felsen
Die Fluthen unser Schiffchen wälzen,
Der Nebel von der Stirne fällt.
Der Eigennutz, die Eitelkeit, der Dünkel,
Und irgend eine Leidenschaft
Schläft oder lauscht oft Jahre lang im Winkel,
Bis sie mit eingesogner Kraft
Gebieterisch zu Tage dringt,
Und in die Harmonieen grellen Mißlaut bringt.
Die Meinung und der Ruf vergrößern immer,
Und malen optisch allemal
Den Gegenstand durch oft gebrochnen Strahl,
Das Gute besser, Böses schlimmer,
Das Dunkel dunkler, blendender den Schimmer:
Nur selten ist ein Mann, wie ihn der Ruf
Mit seiner ehrnen Stimme schuf.

Die Regel durch das Leben sei:
Vertraulichkeit, und selten nur Vertrauen,
Und links und rechts, von Furcht und Hoffnung frei,
Auf Seelenphänomene schauen;
Erwarten und nichts auf Erwartung bauen;
Nur alle Menschen menschlich nehmen,
Das Gute so, wie wir es sehn;
Mit Muth und Kraft dem Bösen widerstehn,
Anstatt darüber uns zu grämen:
Und zu der Sicherheit der Sache,
So weit das Erdenelement
Uns Sicherheit in seinem Schooße gönnt,
Den Geist der Vorsicht auf die Wache.

Gebet.

(Am Morgen, als Suworow die Prager Linie vor Warschau stürmte.)

Gott, Gott, den Mönch und Bonze nennet,
Und weder Mönch noch Bonze kennet,
Den man von Nation zu Nation,
Durch schleichenden Betrug geblendet,
In frömmelnder Verehrung schändet,
Hier der auch ich, des Staubes Sohn,

Des Weisen forschender Gedanke
Bebt ehrfurchtsvoll in seiner Schranke,
Und blickt mit Ahndung in dein Heiligthum,
Und flehet, wenn in ihren Kreisen
Dich Myriaden Welten preisen,
Anbetend still zu deinem Ruhm.

Du säest Welten aus wie Saaten,
Und das Geheimniß deiner Thaten
Ist blendend Licht und Harmonie und Sturm;
Und in der Kette deiner Wunder
Ist eine Sonne nur ein Zunder,
Und eine Erde nur ein Wurm.

Und ich, was mag ich Pünktchen wollen?
Die Sphären deiner Ordnung rollen
Nach deinem Maß in ihren Kreisen hin;
Ob unter Jubel oder Wimmern,
Auf Rosenwegen oder Trümmern
Ich glücklich oder elend bin.

Du hast gerecht zu meinem Leben
Mein Theil mir von Vernunft gegeben;
Genug zum Segen und genug zum Fluch:
Ich bin, wenn ich, was ich verschulde,
Nicht ruhig ohne Murren dulde,
Mit dir und mir in Widerspruch.

Das Unverhängniß aller Dinge
Liegt weislich in dem großen Ringe
Durch lange Folgen an Nothwendigkeit;
Und nichts wird, wenn auch schwache Seelen
Mit Gram sich bis zur Folter quälen,
Im Schicksal anders angereiht.

Wer kann, o Wesen aller Wesen,
Des Schicksals große Rolle lesen,
Auf welche du der Himmel Ordnung schreibst?
Wer hat mit dir im Rath gesessen,
Das ewige Gesetz zu messen,
Nach welchem du die Sphären treibst?

Man legt dir, Weisester, wenn Thoren
Durch Unverstand ihr Glück verloren,
In lauten Klagen den Verlust zur Last;
Und niemand mißt genug die Mittel,
Die du im Purpur und im Kittel
Den Sterblichen beschieden hast.

Nur wenn des Lebens Riesenplagen
Der Freude letzten Keim zernagen,
Erliegt dem heißen menschlichen Gefühl
Die schwankende Vernunft und fluchet,
Wenn sie umsonst nach Rettung suchet,
Frech sich und dir in dem Gewühl.

Wenn übertünchte Bösewichter
Das Recht durch den erkauften Richter
Der Unschuld rauben, und in hohem Spott
Das Mark der Wimmernden verschwenden,
Verzweifelt in des Henkers Händen
Die Tugend selbst an ihrem Gott.

Wenn heuchlerische schwarze Seelen
In ihrem Kleid ihr Gift verhehlen,
Und Völker an dem Gängelbande drehn,
Und desto blutiger zu zehren,
Mit Finsterniß die Dummheit nähren,
Wagt's der Gequälte dich zu schmähn.

Die Zwietracht schwingt mit Schlangenarmen
Die Todesfackel ohn' Erbarmen,
Und würgt mit Wuth in einem Augenblick,
Der göttlichen Vernunft zur Schande,
Die ganze Hoffnung ganzer Lande,
Und mancher Jahre schönes Glück.

Der Ocean durchbricht die Dämme
Und greift im Sturme ganze Stämme
Von Glücklichen mit ungeheurer Fluth;
Die Erde wirft mit gift'gem Hauche
Verderben aus dem Naphthabauche,
Und frißt Provinzen in der Gluth.

Wenn rund, wohin das Auge fliehet,
Wo nur der Strahl der Sonne glühet,

Die Menſchheit unter ihren Geißeln weint,
Wenn in unendlichen Geſtalten
Harpyen ihre Mahlzeit halten,
So knirſcht vor Grimm der Menſchenfreund.

Wenn in dem ſtürmiſchen Gewühle
Sich qualvoll kreuzender Gefühle
Die ſchwache Lampe der Vernunft erliſcht;
Wenn hinter ihm Verwüſtung gähnet,
Und vor ihm furchtbar ausgedehnet,
Sich Finſterniß mit Schrecken miſcht;

Wenn er umſonſt nach Lichte ſpähet,
Und zweifelnd an dem Abgrund ſtehet,
Wagt er die große fromme Frevelthat,
Voll hoher Gluth in ſeinen Adern,
Mit dir, Gott, ſeinem Gott zu hadern,
Und läſtert dich und deinen Rath.

Gott, in den Glanz des Lichts gehüllet,
Gott, deſſen Hauch das Weltall füllet,
An deſſen Kleid die Sonnen funkelnd ſtehn;
Auf deſſen Wink die Welten fallen,
Und aus den Trümmern neue wallen,
Und jubelnd ſich in Sphären drehn:

Gott, Vater, Schöpfer, Ordner, Walter,
Des Cherubs und des Wurms Erhalter,
Laß nichts mir, wenn die Bosheit teufliſch glotzt,
Laß nichts mir meinen Kinderglauben
An deine Vatergüte rauben,
Der aller Bosheit Giften trotzt.

Ich bin, kann ich in Hypotheſen
Gleich nicht das große Räthſel löſen,
Ich bin ein Funke deiner Ewigkeit;
Und mein Gefühl mit Feuerſchwingen
Kann auf zu deiner Größe dringen
In ſeines Werthes Trunkenheit.

Laß mich nicht, wenn mein Buſen wüthet,
Und Läſterung und Wahnſinn brütet,
Im tollen Wahnſinn deine Weisheit ſchmähn;
Ich ſtehe blind am großen Spiele,
Und kann hinab zum fernen Ziele
Nicht mit dem ſchwachen Auge ſehn.

Laß mich nicht, wenn in ihren Rotten
Verführer frech der Unſchuld ſpotten,
Und jeden Tag ein neues Opfer fällt,
Laß mich, wenn ſie mit Molochsaugen
Sich aus den Thränen Nahrung ſaugen,
Nicht richten über deine Welt.

Laß mich nicht, wenn mit Hohngelächter
Des Rechtes rechtliche Verächter
Der Tugend kaum den Götterwerth verzeihn,
Laß mich nicht, wenn des Elends Knaben
Umſonſt nach Futter ſchrein, wie Raben,
Durch Läſterung die Zung' entweihn.

Laß mich nicht, wenn Hyänenhorden
Provinzen zur Verwüſtung morden,
Und jubelnd über Menſchentrümmer gehn,
Laß mich nicht unter Menſchenteufeln
An deiner Vaterhuld verzweifeln,
Wenn Höllengeiſter mich umwehn.

Laß nie mich in der Angſt es wagen,
Dich hochvermeſſen anzuklagen,
Da Dunkel noch das große Jenſeits deckt,
Nicht fluchen, wenn das Laſter ſieget,
Und Tugend, die im Schlummer lieget,
Zu ihrem Untergange weckt.

Wenn jenſeits noch zur Quaal gerottet,
Der Tugend frech die Bosheit ſpottet,
Die hier das Blut der Unſchuld gierig ſog;
So iſt es, Herr, dein Himmelsfunken,
Der, waren wir hier wonnetrunken,
Uns göttliche Verwandtſchaft log.

Wenn du uns hier in unſerm Staube,
Trotz der Verheißung, die ich glaube,
Zum todten Staff der fremden Weſen legſt,
So ſinkt die Hälfte meiner Brüder
In namenloſes Elend nieder,
Womit du zwecklos ſie zerſchlägſt.

So laß den Zweifel in mir ſtürmen,
Und Nacht auf Nacht ſich um mich thürmen,
Und alle Sinne ſich im Schwindel drehn,
Ich will, o Gott, die Hände falten,
Und mich an dich im Sinken halten;
Und ſinkend werd' ich nicht vergehn.

Ich will, wie an dem Heim im Schiffe,
Am alles tröſtenden Begriffe
Von dir und deiner weiſen Güte ſtehn,
Und wenn des Weltbaus Angel ſinken,
Der Hoffnung vollen Becher trinken,
Und ruhig in die Trümmer ſehn.

Es ſollen mich nicht Widerſprüche,
Nicht infulirter Männer Flüche,
Nicht Edda, Vedam, und nicht Alkoran,
Nicht Bibel und nicht irre Weiſen
Von meiner Felſenwarte reißen,
Auf der ich ſicher harren kann.

Aus deiner Hand gehn Orionen,
Du hauchſt der Geiſter Millionen
Mit Götterkräften hin in ihre Bahn.
Und zündeſt, wenn die Geiſter zagen,
Aus Mitternacht zu Sonnentagen
Gewiß die Fackel wieder an.

Aus Tod und Grab bricht meinen Blicken
Dann unter himmliſchem Entzücken
Gewiß der Ordnung Morgenlicht zuletzt:
Dann tauch' ich mich in jene Kreiſe
Der Welten, wenn zur Weltenreiſe
Aurora mir die Füße netzt.

Schwermuth.

Führe mich zu deiner Abendfeier
Göttin mit dem tiefgeſenkten Schleier,
Göttin der Gedanken und der Ruh,
Führe mich, zum Freunde dir geboren,
Fern von dem Geräuſch der goldnen Thoren
Deinem dunkeln Ulmenwalde zu.

Auf der Felſengrotte grauem Steine,
Wo ich einſam oft, im tiefſten Haine,
Von der Erde losgekettet ſaß,
Will ich mich in deine Arme ſchmiegen
Zu dem ſüßen, trautigen Vergnügen,
Welches nie des Weltlings Seele maß.

Rund umher kann ich mit tiefem Grauen
Monumententrümmer überſchauen
Aus der alten, alten Fehdezeit;
Rund umher verkünden ſchwarze Mauern,
Die dem Auge morſch entgegen ſchauern,
Wie die Bosheit Gift in Wermuth ſtreut.

Dort von jenem eingeſtürzten Schloſſe
Bieherten zum Straßenraub die Roſſe
Unter braven Rittern in das Thal;
Und die Enkel ſchwelgen jetzt im Gute,
Das der Urahnherr mit Löwenmuthe
Einſt vor grauer Zeit dem Pilger ſtahl.

Dort hat in des Fauſtrechts blut'gen Tagen
Einen Greis des Sohnes Schwert erſchlagen,
Bei der alten moosbedeckten Gruft;
Dort floh von dem blutgefärbten Herde
Der Verruchte vor des Rächers Schwerte
In die Hölle durch die Felſenkluft.

Dort, wo man die Weizengarben bindet,
Rauchte, von dem Satan angezündet,
Todesfeuer in die Luft empor;
Und die Gegend ſcholl von Kriegesrufe,
Und die Erde bebte von dem Hufe,
Und die Buche zitterte wie Rohr.

Unſre alten guten Väter haben
Tauſende Erſchlagner hier begraben,

Die der blinde Ehrgeiz hingewürgt;
Und der hochgeworfne Knochenhügel
Liegt Jahrhunderte zum schwarzen Siegel,
Das den Menschen Menschenelend bürgt.

Unter jenes Kirchhofs dunkeln Hallen
Scheinen bleiche Gruppen hin zu wallen,
Und mit Grimme blickt vom Leichenstein
Noch, wie einst im alten Aktensaale,
Der Erfinder teuflischer Kabale,
Seine Qual und seiner Brüder Pein.

Liebenswürdig wie die jungen Horen,
Zu der Schöpfung Meisterstück geboren,
Stürzte dort als Opfer seiler Beut,
Die mit süßem Gift ihr Herz belogen,
Minna um ihr Erdenglück betrogen,
Sich mit holdem Wahnsinn in die Fluth.

Dort von jenem alten Klosterthurme
Funkelt' einst im kleinen Feuerwurme
Dickes Aberglaubens Gaukelei,
Und des Unsinns drohender Pagode
Gängelte die klägliche Synode
An dem Leitseil der Mönchserei.

An den umgeworfnen Leichensteinen
Sah man Waisen voll Verzweiflung weinen,
Die Gerechtigkeit zu Waisen schuf;
Thränen grüßten dort die Morgenröthe,
Und des lauen Westes Flügel wehte
Laut zu Gott empor des Jammers Ruf.

Jene Gärten, wo der Schwelger singet,
Hat der Armen Kummerschweiß gedünget,
Der von heißgebeugter Stirne floß,
Und die Despotie, in Blut geschrieben,
Treibt der Gattheit Bild mit Geißelhieben
Durch die lange Sklaverei, wie Troß.

Göttin, Freundin, ach wer kann die Plagen
Unsrer armen Menschheit alle klagen?
Elend deckt die Wiege, deckt das Grab:
Elend lagert sich um uns und lauschet,
Wenn der Freude schönstre Becher rauschet,
Sitzt am Scepter und am Bettelstab.

Aus der Urne rinnt der Freude wenig,
Für den Sohn der Armuth und den König;
Und den Tropfen, der uns trösten soll
Macht die schele Bosheit schon im Falle,
Mit der Hölle Schlangenhauch zu Galle,
Und die Liebe selbst gebiert den Groll.

Göttin, führe du mit deiner Trauer
Mich zur Weihe längs der alten Mauer,
Deren Firsten wilder Epheu deckt;
Laß mich unter kalten Leichensteinen
Eine Thräne bei den Brüdern weinen,
Welche nun nicht mehr der Kummer weckt.

Halte mich mit deinen Seelenblicken,
Wenn ich Tugend in der Bosheit Stricken,
Und die Bosheit im Triumphe seh;
Mache du mich fest in meinem Wandel,
Wenn ich neben einem Budenhandel,
Und dem Elend, seinem Sohne, steh.

Leite mich, Geliebte, wenn ich sinke,
Daß ich Kraft aus deinem Auge trinke,
Wenn der Zweifel wühlend auf mich rückt,
Wenn ich vor dem großen Vorhang stehe
Und mit Zittern in die Tiefe sehe,
Daß mich nicht der Zweifel nieder drückt.

Ruhe.

Ruhe jeder Leidenschaft
Tränkt das Herz mit Götterkraft;
Ruhe stählet Sehn' und Mark,
Macht zu jeder Bürde stark.

Ruhe führt des Sehers Sinn
Höher durch die Welten hin,
Wo er Orionen mißt
Und der Erde Sand vergißt.

Ruhe senkt des Weisen Blick
Tiefer zu der Brüder Glück;
Ruhe mißt am Lebensstab
Richtig Zweck und Mittel ab.

Ruhe zückt des Kriegers Schwert
Blitzender für Haus und Herd;
Ruhe bietet der Gefahr
Fester Stirn und Busen dar.

Ruhe scheucht, wie Sonnenblick
Nebel von dem Pfad zurück:
Ruhe lehrt, was gut und schön,
In dem hellsten Lichte sehn.

Ruhe reihet jedes Ding
In der Kette rechten Ring;
Ruhe bleibet, immer rein,
Jedee Freude Probestein.

Ruhe zieht aus Gottes Luft
Süßer seines Lenzes Duft;
Ruhe trinkt der Traube Blut
Geistiger zu hohem Muth.

Ruhe schlürft zum zweitenmal
Aus der Freude Festpokal;
Ruhe trägt die Freuden heim,
Wie die Biene Honigseim.

Ruhe hat bei schwarzem Brot
Götterkost im Abendroth;
Schöpft vom Bach zum Nektartrank
Wasser auf der Rasenbank.

Ruhe trotzt dem nahen Sturm,
Wie die Wach' im Felsenthurm;
Ruhe sieht in's offne Grab
Ohne Herzensangst hinab.

Ruhe nicht, die ohne Sinn,
Ohne Schaden und Gewinn,
Wie die Schlafsucht um sich gähnt,
Aber kaum die Glieder dehnt;

Ruhe nicht, die matt und stumpf
Bei dem Menschenelend dumpf,
Ohne Herz und Regung sitzt
Und den Schweiß der Dummheit schwitzt;

Ruhe nicht, die auf die Qual,
Auf die Leiden ohne Zahl
Ihrer Mitgeschöpfe schielt,
Aber nichts mit ihnen fühlt.

Ruhe, welche über Welt
Kopf und Herz in Eintracht hält;
Ruh' der Tugend und ihr Lohn,
In der Hütt' und um den Thron.

Ruhe, die mit süßem Hang
Tröstung reicht und Labetrank;
Ruhe, die den letzten Heut
Einem ärmern Bruder beut.

Ruhe, welche Säcke Gold
Wie die Kieselwacken rollt;
Ruhe, die am Hochgericht,
Wie bei Bechern, Wahrheit spricht.

Ruhe, wie Elysium
In der Seele Heiligthum;
Ruhe, die mit Majestät
Durch die große Schranke geht.

Diese Ruhe hält noch fest,
Wenn uns Welt und Sinn verläßt,
Drückt uns sanft die Augen zu;
Himmel, gieb mir diese Ruh!

Digitized by Google

Der Wilde.

Ein Kanadier, der noch Europens
Uebertünchte Höflichkeit nicht kannte,
Und ein Herz, wie Gott es ihm gegeben,
Von Kultur noch frei, im Busen fühlte,
Brachte, was er mit des Bogens Sehne
Fern in Quebecs übereisten Wäldern
Auf der Jagd erbeutet, zum Verkaufe.
Als er ohne schlaue Rednerkünste,
So wie man ihm bot, die Felsenvögel
Um ein kleines hingegeben hatte,
Eilt' er froh mit dem geringen Lohne
Heim zu seinen tiefverdeckten Horden
In die Arme seiner braunen Gattin.

Aber fernr noch von seiner Hütte
Ueberfiel ihn unter freiem Himmel
Schnell der schrecklichste der Donnerstürme,
Aus dem langen, rabenschwarzen Haare
Troff der Guß herab auf seinen Gürtel,
Und das grobe Haartuch seines Kleides
Klebte rund an seinem hagern Leibe.
Schaurig zitternd unter kaltem Regen
Eilete der gute wackre Wilde
In ein Haus, das er von fern erblickte.
Herr, ach laßt mich, bis der Sturm sich legt,
Bat er mit der herzlichsten Geberde
Den gesitteten feinen Eigenthümer,
Obdach hier in euerm Hause finden! —
Willst du, mißgestaltes Ungeheuer,
Schrie ergrimmt der Pflanzer ihm entgegen,
Willst du Diebsgesicht mir aus dem Hause!
Und ergriff den schwren Stock im Winkel.

Traurig schritt der ehrliche Huronr
Fort von dieser unwirthbaren Schwelle,
Bis durch Stuem und Guß der spätr Abend
Ihn in seine friedliche Behausung
Und zu seiner braunen Gattin brachte.
Naß und müde setzt' er bei dem Feurr,
Sich zu seinen nackten Kleinen nieder,
Und erzählte von den bunten Städtern,
Und den Kriegern, die den Donner tragen,
Und dem Regensturm, der ihn ereilte,
Und der Grausamkeit des weißen Mannes;
Schmeichelnd hingen sie an seinen Knieen,
Schlossen schmeichelnd sich um seinen Nacken,
Trockneten die langen schwarzen Haare,
Und durchsuchten seine Waidmannstasche,
Bis sie die versprochnen Schätze fanden.

Kurze Zeit darauf hatt' unser Pflanzer
Auf der Jagd im Waldr sich verirret,
Uebrr Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Stieg er schwrr auf manchen jähen Felsen,
Um sich umzusehen nach dem Pfade,
Der ihn tief in diese Wildniß brachte.
Doch sein Spähn und Rufen war vergebens;
Nichts vernahm er als das hohle Echo
Länge den hohen schwarzen Felsenwänden.
Aengstlich ging er bis zur zwölften Stunde,
Wa er an dem Fuß des nächsten Berges
Noch ein kleines, schwaches Licht erblickte.
Furcht und Freude schlug in seinem Herzen,
Und er faßte Muth und nahte leise.
Wer ist draußen? brach mit Schreckentone
Eine Seimme tief her aus der Hohle,
Und ein Mann trat aus der kleinen Wohnung.
Freund, im Walde hab' ich mich verirret,
Sprach der Europäer furchtsam schmeichelnd;
Gonnet mir, die Nacht hier zuzubringen,
Und zeigt nach der Stadt, ich werd' euch danken,
Morgen früh mir die gewissen Wege.

Kommt herein, versetzt der Unbekannte,
Wärmt euch; noch ist Feuer in der Hütte!
Und er führt ihn auf das Binsenlager,
Schreitet finster trotzig in den Winkel,
Holt den Rest von seinem Abendmahlr,
Hummer, Lachs und frischen Barenschinken,
Um den späten Fremdling zu bewirthen.
Mit dem Hunger eines Waidmanns speiste,
Festlich wie bei einem Klosterschmause,
Neben seinem Wirth der Europaer.
Fest und ernsthaft schaute der Hurone
Seinem Gaste spähend auf dir Stirne,
Der mit tiefem Schnitt den Schinken trennte.
Und mit Wollust trank vom Honigtranke,
Den in einer großen Muschelschale
Er ihm freundlich zu dem Mahle reichte.
Eine Bärenhaut auf weichem Moose
War des Pflanzers gute Lagerstätte,
Und er schlief bis in dir hohe Sonnr.

Wie der wilden Zone wildster Krieger,
Schrecklich stand mit Köcher, Pfeil und Bogen
Der Hurone jetzt vor seinem Gaste,
Und erweckt ihn, und der Europäer
Griff bestürzt nach seinem Jagdgewehre;
Und der Wilde gab ihm eine Schale,
Angefüllt mit süßem Morgentranke.
Als er lächelnd seinen Gast geladet,
Brachte er ihn durch manche lange Windung,
Ueber Stock und Stein, durch Thal und Bäche,
Durch das Dickicht auf die rechtr Steaße.
Höflich dankte sein der Europäer:
Finsterblickend blieb der Wilde stehen,
Sahe starr dem Pflanzer in die Augen,
Sprach mit voller, fester, ernster Stimme:
Haben wir vielleicht uns schon gesehen?
Wie vom Blitz getroffen stand der Jäger
Und erkannte nun in seinem Wirtde
Jenen Mann, den er vor wenig Wochen
In dem Sturmwind aus dem Hause jagte,
Stammelte verwirrt Entschuldigungen.
Ruhig lächelnd sagte der Hurone:
Seht, ihr fremden, klugen, weißen Leute,
Seht, wir Wilden sind doch bessre Menschen!
Und er schlug sich seitwärts in dir Büsche.

Minna an der Harfe.

Elastisch fliegt
Ihr Finger durch die Silbersaiten,
Und Engelhaemonieen gleiten,
Aus ihrer Seele Haemonie gewiegt,
In mein entzücktes Ohr,
Und tragen mich zu Gottes Chor
Auf Fittichen des Hochgefühls empor.

Von ihrem Mund
Sinkt aus des frommen Herzens Fülle
In meine Brust geweihte Stille,
Und um mich her ruht tief das Erdenrund:
Die trunkne Seele lauscht,
Wenn sie durchs Tongewebe rauscht,
Und um Empfindung sanft Empfindung tauscht.

Wenn ihr Gesang,
Wie junger West am Rosenstrauche,
Der Harfe folgt mit Flötenhauche
Wird meine Seele lauter lauter Dank,
Und heiße Rührung steigt,
Wenn jede Erdenrührung schweigt,
Hinauf, wo sich der Seraph brtend beugt.

Ihr Feuerschwung,
Wenn schwebend ihrer Lieder Wellen
Empor zu Gottes Lobe schwellen
Hebt meinen Busen zur Begeisterung,
Und froh der Welt entrückt,
Steh ich am Thronr, wo entzückt
Des Lichtes Engel sich mit Lichte schmückt.

Ihr Lautenton
Spielt in dem hingegebnen Herzen
Mit süßer Wollust süßen Schmerzen
Und adelt magisch jeden Erdensohn
Im seligsten Genuß
Zu hohem, göttlichem Entschluß,
Wie auf dem Berg' Eloahs Morgengruß.

Das Paradies
Glüht um sie her, wenn ihre Saiten
De" Tugend Hochgesang begleiten,
Schön wie es Gott in Edens Gärten wies:
Die ganze Schöpfung lacht,
Wir nach des Maies schönster Nacht,
Wenn Florens Hauch durch ihre Harfe wacht.

Sie führet mich
Mit Zauber fort in ihrem Spiele
Durch Labyrinthe der Gefühle,
Und meine Seele kettet freundlich sich
Auf ihrer Zauberbahn,
Jetzt sanft hinab, jetzt wolkenhoch hinan,
Mit leisem Zug an ihre Seele an.

Mit starker Hand
Läßt sie in langen Feuerbächen
Den Donner aus den Saiten brechen,
Und wedet dann ein glühendes Gewand
Gebietend um die Flur:
Es schmelzen ihre Töne nur
Und Ruhe sinkt herab auf die Natur.

Melancholie
Zieht durch der Leidenschaften Stille
Um meinen Geist die Trauerhülle,
Wenn feierlich die Klagemelodie
Ihr von der Lippe sinkt,
Und ihrer süßen Schwermuth winkt,
Die dann mein Herz zum Götterfrieden trinkt.

Die Liebe spricht,
Wenn sie mit halber Freude lächelt,
Wie Zephyr um die Blumen fächelt,
Mit allem Reiz von ihrem Angesicht;
Und schweigend nah' ich mich,
Und schwöre still und feierlich
Dem Götterмädchen: Ja, ich liebe dich!

Und wenn erfreut
Mein Geist sich an ihr Antlitz hänget,
Und auf Gefühl Gefühl sich dränget,
So lehret mich ihr Blick Unsterblichkeit,
Und Ueberzeugung schau,
Hell wie der Glanz im Margenthau,
Ich fest in ihres Auges Himmelblau.

Die Freude quillt
Durch lange tiefgegrabne Schmerzen
Bei ihrem Ton in wunde Herzen,
Wenn er in Gluth zu hoher Andacht schwillt;
Die Klagen werden stumm,
Und zauberisch wird rund herum,
Wo ihre Liebe wehn, Elysium.

Ruf du mir zu,
Gieß du mir, Minna, mit Gesange
In meine wogende und bange
Und öde Seele deines Himmels Ruh,
Wenn über Gott und Welt,
Wo Laster steigt und Tugend fällt,
Der Zweifel mich mit Angst gefangen hält.

Von deiner Hand,
Stromt durch der Weisen Irregewimmel
Mir Glaube zu an Gott und Himmel,
Mir Glaube zu an's bessre Vaterland:
Die Dunkelheit wird licht,
Wenn deine Seele Hymnen spricht;
Dann bet' ich mit, und bet' und zweifle nicht.

Einem Kleinmüthigen.

Willst du dich denn zu Tode grämen,
Wenn sich die Menschen deiner schämen?
Tritt ohne Furcht in deiner Kraft hervor;
Was kümmert dich der goldne Thor?
Verächtlich ist gewiß der Mann,
Der ohne Grund verachten kann.
Der Weise fragt nicht, ob man ihn auch ehrt;
Nur er allein bestimmt sich seinen Werth;
Ganz unbesorgt um Ruhm und Schmach,
Geht er dem eignen Lichte nach:
Und hat er durch Vernunft nur Einen Freund gewonnen,
So hat der Parze gut gesponnen.

Guter Rath.

Du willst es; gut, so sollst du meine Lehren
Zur Abfahrt auf die Reise hören.
Du gehst jetzt in die große Welt,
Und gleich zu gelten, Lieber, fehlt dir Geld:
Denn Geld nur gilt, wie schon die Sprache lehrt,
Und Gold allein giebt stracks dem Manne Werth.
Und diesen Mangel auszufüllen,
Mußt du nach manches Thoren Grillen
Die Fahne deines Lebens drehn,
Um durch die Klippen glücklich hin zu gehn.
Fürs erste suche zu studiren,
Mit welcher Art von Menschenthieren
Das Schicksal dich zusammen schlägt;
Auf welchem Punktr du sie kannst berühren,
Und was ihr Geist für Fäde trägt.
Verläugne dich; laß nie den Menschen blicken:
Denn Menschheit ist nun vor der Hand
Fast überall noch konterbant,
Und ihr Phantom wird oft nur ausgespannt,
Den Sinn der Blöden zu berücken.
Schnell lerne dich mit Anstand bücken,
Und in der Mode welschem Ton,
Der frevelnden Vernunft zum Hohn,
Nonsensikalisch Formeln flicken.
Leg' auf das warme Menschenherz
Damit in kindischen Gefühlen
Die Knabenadern dir nicht Streiche spielen,
Ein dreifach dickes kaltes Erz.
Laß die Moral den Schulmonarchen,
Und suche bald im ersten, hohen Rausch
Mit überlegtem klugen Tausch
Der Schule Düfte wegzuschnarchen.
Schließ dich an reiche, goldne Narren
Mit wohlbedachtee Narrheit an;
Sanft kannst du auf Fortunens Bahn
Umsonst Olympiaden karren.
Erfrech dich nie Vernunft zu haben,
Die deinem Gönner widerspricht,
Und schlüg' ee, wie die Fidelknaben,
Dem Menschensinn in's Angesicht.
Wag' nie, die alte Nebeldecke
Der bunten und der schwarzen Röcke,
Aus welcher Bonn und lange Flüche rauchen,
Mit Phöbus Lichtstrahl anzuhauchen.
Sprich keck; nur wage keine Kasten
Mit deiner Kühnheit anzutasten.
Red' in der Selbstsucht bedem Grimme,
So oft man dein Verdienst verkennt,
Von deinem Werth mit Stentors Eisenstimme,
Bis dich auch die Belohnungsliste nennt.
Sei groß bei Kleinen, und bei Großen klein;
Im Tadel beißendklug, im Lobe fein;
Doch sage stets mit Peter Squenz,
Vortrefflich! zu der Excellenz.
Bei allen Adderitenstreichen halte
Den kleinsten Muskel in der Falte:
Versuch' es nie, dem Laster nachzuspüren,
Und Tugend zu analysiren.
Ergreif die Laune, die den Mann besitzt,
Wie Kunst, so lange sie dir nützt.
Laß nie das Ehrgefühl dich drücken,
Das manchem, wenn er weiter zielt,
So oft noch Schülerstreiche spielt,
Vor Dunsen und vor Schurken dich zu bücken.
Sei Kuppler; noch in jedem Lande
Erwirbt man klug sich Ruhm durch Schande:
Sei blind mit Fleiß und dumm aus List,
Bis du auf deinem Boden bist.
Hilf Schwärmern fluchen, Schuldnern speculiren;
Hilf Süßlern winseln, Weidern radatiren;
Und fasse weislich die Gelegenheit,
So oft sie dir die Lockenstirne beut.
Lies Horoskopen in des Weibes Miene,
Und sprich den jungen Faun zum Amorine.
Sei Frömmler und sei Freigeist nach dem Tan,
Jetzt der Vernunft, dem Glauben jetzt zum Hohn.
Ersinne dir die liedlichste Karesse
Für jeder Dame Lieblingshund,
Und lauf galant die Füße wund,
Und nimm am Ende die Mätresse.
Sei Proteus, wechsle die Gestalten;
Und laß dich unter keiner halten,
Bis du dich in's Gewicht gebracht;
Das dann in der Geschäfte Schale

Mit Einem Male
Für dich auch eine Schnellung macht.
Dann kannſt du mit Behaglichkeit
Die gute, liebe Lebenszeit
Nach deiner eignen Laune lungern:
Wo nicht, ſo lerne nur getroſt
Philoſophie mit magrer Koſt,
Und dann und wann recht tapfer hungern.

Wohlthat des Herzens.

Kalt und erſtarrt liegt rund die Flur umher,
Wo der Gedanke nur die Gruppen ſtellt;
Und ohne Herz iſt unſre ſchöne Welt
Ein todtes Bild, und aller Freude leer.

Das Herz nur ſchafft in ſüßer Sympathie
Aus jedem Gegenſtand ſich Hochgenuß,
Hört in dem Sturm der Liebe Morgengruß,
Und ſammelt Freuden aus des Lebens Müh.

Das Herz gießt neu die Farben um ſich her,
Und haucht ein neues glühendes Gewand
Mit ſchönem Zauber um das nackte Land,
Macht Arme reich und giebt den Reichen mehr.

Das Herz ſchattirt der Auen Purpurſaum,
Wo ſorgenlos der frohe Knabe lief;
Und Heiligthum iſt, wo der Vater ſchlief,
Die kleine Laube mit dem alten Baum.

Das Herz ſchafft ſich die kleine Raſenbank,
Wo ländlich auf des Lenzes weichem Gras
Jüngſt fröhlich das geliebte Mädchen ſaß,
Zum hohen königlichen Marmorgang.

Das Herz erhebt, in Lunens Silberſchein,
Wo jüngſt entzückt in zephyrleichtem Flug
Zum Abendlied ſie ihre Triller ſchlug,
Den kleinen Wald zu einem Götterhain.

Es zaubert ſich aus einer Felſenwand
Ein Blumenbett zum Feierkleid hervor,
Wo ſtill die Lauſcherin mit leiſem Ohr
Bei ihrer Schweſter Philomele ſtand.

Das Herz erhöht die Hütte ſich zum Thron,
Macht harte Koſt zur ſchönſten Feerei,
Spricht Schuldner los und giebt Verdammte frei,
Und grüßt als Freund den letzten Erdenſohn.

Die ganze Trift wird harmonieenvoll,
Zur Oreade jeder Scholaut,
Und jeder Quell den Himmliſchen vertraut,
Und jeder Flötenhirte zum Apoll.

Das Paradies iſt eine Wüſteney,
Wo das Gefühl die Schöpfung nicht beſeelt;
Und wo Vernunft nur ihre Pulſe zählt,
Elyſium ein ſchales Einerlei.

Laß, Himmel mir, ... und klaget mir der Schmerz
Zuweilen auch in meiner ſtillen Ruh
Ein Elegienſtück der Wehmuth zu, ...
Laß, Himmel, mir zum Troſte nur mein Herz.

Das Opfer.

Lo, thy country calls!
Glover.

Noch ſtrömte von den Thermopylen
Der Perſer Blut herab in's Meer,
Die durch das Schwert der Griechen fielen,
Als Sparta's Held ſein kleines Heer
Entſchlummern hieß, und um die zweite Wache
Gewaffnet ſein zu heißer Rache.

Die Würger ruhn am Fels im Thale:
Der Herold weckt zur Mitternacht
Zum feierlichen Todtenmahle.
Sie ſtehn; das Opfer wird gebracht;
Der König folgt, den Lorbeer in dem Haare
Und ſchweigend, ihm zu dem Altare.

Der Prieſter ſchlägt; das heilge Feuer
Erhellt den Berg; Megiſt beſprengt
Mit einem grünen Lorbeerweiher
Der Kämpfer Haupt, die dicht gedrängt
Mit hohem Muth ſich um die Flammen reihen,
Zum Tod im Kampf ſich einzuweihen.

Leonidas ſah, wie Alcide,
Sein Ahnherr, als er Rieſen zwang,
Mit Götterblick von Glied zu Gliede
Die Krieger an, und plötzlich drang
Ein Flammenſtrahl, als käm' er von dem Gotte,
In jedes Herz der Heldenrotte.

Der König ſprach: „Gefährten, Brüder,
Eßt jetzt der Freiheit letztes Mahl,
Und trinkt den Wein! denn wenn wir wieder
Zuſammenkommen, iſts im Thal
Elyſiums, wo glühend vor Verlangen
Die Väter ſtehn, uns zu empfangen."

„Denkt an die Männer, die im Streite
Des Vaterlandes ſtarben! Denkt,
Ihr Heldengeiſt ſchwebt euch zur Seite,
Und wägt der Enkel Werth, und lenkt
Des Schwertes Stahl, den öſtlichen Barbaren
Mit tiefem Druck in's Herz zu fahren."

„Das Weib mit ihren kleinen Knaben
Beim Abſchiedskuß, und jedes Pfand
Der Liebe und der Freundſchaft haben
Sich uns vertraut. Das Vaterland,
Die Freiheit ruft; wir ſind der Freiheit Erben!
Brauchts mehr zum Siegen oder Sterben?"

Er ſprachs und aß: die Krieger zehrten
Das Mahl auf Schild und Speer gelehnt,
In ſtiller Feier auf und leerten,
Des Hades Göttern ausgeſöhnt,
Die Schalen aus bei des Altares Dampfe,
Und ſtärkten ſich zum Todeskampfe.

Der Zug geht, gleich dem Zug der Götter,
Der vom Olymp die Rache trägt,
Und wie vereinte Donnerwetter
Der Erde Brut zu Trümmern ſchlägt:
So trägt ihr Schwert, der Tyrannei zu lohnen,
Den Tod in Xerres Millionen.

Tief iſt die Nacht; aus Wolken blicket
Selene mit dem jüngſten Strahl,
Und von des Helmes Spitze nicket
Die Feder durch das Felſenthal,
Indeß im Schlaf mit tiefen Athemzügen
Die Sclaven und Despoten liegen.

Durch ſtumme Nationen ſchreitet
Der kleine Heldenzug, zum Zelt
Des großen Königs, und bereitet
Verderben für die Morgenwelt.
Schon glaubt im Traum mit tanmelndem Vergnügen
Der Stolz ſich im Triumph zu wiegen.

Stracks donnert ihn aus den Gefühlen
Der Vorhof wach, wo ſchon in Blut
Der Herakliden Dolchen wühlen,
Wo mit gereizter Löwen Wuth
Die Griechen hoch dem Unterdrücker fluchen
Und ihn mit Rächerſtahle ſuchen.

Der Droher flieht durch dunkle Gänge
Vor ſeinem Tod; der Griechen Schwert
Frißt hungrig in die reiche Menge
Der goldnen Sclaven, und zerſtört
Den Schmuck des Jochs, dem ſich mit krummen Rücken
Die Schmeichler bis zum Staube bücken.

Die Flamme ſteigt, wie Nebelwolke,
Vom Lager zu dem Himmel auf;
Der Schrecken wälzt von Volk zu Volke
Laut heulend ſeinen Schlangenlauf;
Die Opfer mähn die zitternden Barbaren,
Zum Stier hinab bei langen Schaaren.

Verwüſtung deckt das Feld mit Leichen;
Der Grieche würgt, der Perſer dolcht

Den Freund in Irrthum; Heere weichen
Vor wenig Lanzen; Grimm verfolgt
Die Fliehenden und ſchlachtet ohne Schonen
Des hohen Stolzes Legionen.

Die Gegend raucht, die Kriegswuth brüllet,
Verwierung herrſcht, bis Titans Licht
Die todtenvolle Nacht enthüllet
Und durch den dunkeln Schleier bricht.
Leonidas ruft nun aus Blut und Flammen
Sein Göttergleiches Heer zuſammen.

Des Orients Entflohne ſchauen
Mit Scham nunmehr ihr Lager an:
Der Anblick füllt mit Furcht und Grauen.
Doch des Tyrannen Buſen kann
Das Todtenfeld und ein geheimes Zittern
Doch nicht in ſeinem Stolz erſchüttern.

Die Sparter ruhn in Oeta's Grotten,
Mit Herzen, die nach heißer Schlacht
Des nahen Todes kühner ſpotten,
Als ſchnell, wie mit Gewittermacht,
Das ganze Heer in Stürmen auf ſie dringet
Und ſie zum neuen Treffen zwinget.

Das Volk auf Wagen und auf Roſſen
Schwoll rund wie Meeresfluth heran:
Die Sparter ſtanden, und beſchloſſen,
Der Freiheit heilig, Mann für Mann,
Den Todeskampf, im Stolz gerechter Rache,
Für ihres Vaterlandes Sache.

Noch lange hielt der Heraklide,
Leonidas, mit Schwert und Speer,
Gleich einer Felſenpyramide,
Und gab Verderben um ſich her,
Bis Mann auf Mann die Seinen, ohne Wanken,
Mit ihm im Wogenſchwall verſanken.

Ihr Edlen, leuchtendes Exempel!
Bewundrung jeder Nation,
Und hohes Lob und Ehrentempel
Sind durch Aeonen euer Lohn;
Und, was euch mehr als alle Lorbeer kröne,
Ihr ſeid der Freiheit Lieblingsſöhne.

Einſame Wandlung.

Bin ich denn todt, daß unbegrüßt die Horen
Im Tanz vor mir vorüber glühn?
Daß ohne Balſam mir die Blumen blühn,
Als wäre Flur und Lenz verloren?
Hat die Natur, die mich geboren,
Die unerſchöpfliche Vergeuderin,
Mir keine Freude zugeſchworen?

Fährt mir allein in Gottes Opferhaine,
Wenn feiernd ihm die Schöpfung ſingt,
Daß lauter Jubel durch die Felſen dringt,
Kein Feuerſtrahl durch die Gebeine?
Hier ſitz' ich auf dem grauen Strine,
Um den ſich rund der Gegend Zauber ſchlingt,
Und, ſpottet meiner nicht, und weine.

Wie ein Verdammter vor der Roſenthüre
Der Seligkeiten Edens ſteht,
Und ſchauernd links in ſeine Wüſte geht,
Als ob der Cherub ihn berühre:
So hör' ich durch gebrochne Schwüre,
Wenn warm umher des Lebens Odem weht,
Daß nichts vom Leben mir gebühre.

Iſt auf des Weltmeers hochgethürmten Wogen,
Als ſchwindelnd mich ihr ſchwarzer Flug
Im Ungewitter auf und nieder ſchlug,
Mein kleines Glück davon geflogen?
Hat mich der Krieg, der mich erzogen,
Als er das Land umher zu Grabe trug,
Um meine Menſchlichkeit betrogen?

Ich ſteh' allein, wie gänzlich losgeſchlagen
Von allem, was den Menſchen hält,
Und in mir liegt in Trümmern meine Welt,
Die Nacht von den geſchiednen Tagen.
Wer wagt es Werde Licht! zu ſagen,
Wenn alles tief und immer tiefer fällt,
Und mich zu mir zurück zu tragen?

Man ſchwor mir Freundſchaft und man ſchwor mir Liebe,
Und ich, ein Zögling der Natur,
Hing feſt mit Zutraun an dem ſchönen Schwur,
Als ob ihn Gott mit Feuer ſchriebe.
Ha, wer mir jetzt den Tand vertriebe!
Die ganze ſchöne Gleißnerei war nur
Wie Regenwaſſer in dem Siebe.

Ich ſchlürfte tief, wie ſeinen Sorgenbrecher
Ein Sohn Lyäens, meinen Trank,
Bis mir der Nektar von der Lippe ſank,
Und Schierling war im goldnen Becher.
Da blickte ſtarr der blinde Zecher,
Und für die Täuſchung zahle meinen Dank
Der weggeſchlagnen Hoffnung Rächer.

Nun lauſcht ſchon längſt, als Brut der Menſchenkunde,
Wenn mich ein helles Maigeſicht
Zum Proſelyten ſeines Glaubens ſpricht,
Der Argwohn in dem Hintergrunde,
Und ſtürzt in einer Giftſekunde,
Wenn plötzlich er ſich in die Seele flicht,
Das Werk von mancher guten Stunde.

Mit Golde kauft man immer feile Seelen;
Das Herz nur iſt dem Herzen Lohn:
Der wahre Werth ſpricht allem Schimmer Hohn,
Und läßt ſich nie nach Tafeln zählen.
Mir mögen Rock und Mantel fehlen,
Noch bin ich reich; allein ein Bettler ſchon,
Will man mir mein Gefühl beſtehlen.

Ach gäbt ihr mir nur meinen Glauben wieder,
Den ſchöne Heuchelei mir nahm,
Die im Gewand der Wahrheit zu mir kam!
Ihr ſangt mir nur Sirenenlieder:
Gebt mir mein Herz für meine Brüder,
Gebt mir Vertraun, entreißt mich meinem Gram
Durch Zuverſicht an Menſchen wieder!

Die Welt um mich trägt meines Schickſals Farben,
Die ihr mit euern Künſten ſchuft:
Mit jedem Fußtritt ſind' ich eine Gruft,
Wo ehmals Menſchenfreuden ſtarben,
Wo Narren Segen ſich erwarben,
Um an der Bosheit angeſteckten Luſt
Dann arm und hoffnungslos zu darben.

Hängt noch der Fluch am menſchlichen Geſchlechte,
Den zürnend einſt der Dämon rief!
Gräbt ihn die Macht der Leidenſchaft noch tief
In Könige und Ruderknechte?
Daß eines Thoren fromme Rechte,
Der die Beſinnung gläubig längſt verſchlief,
Mir einen Trank aus Lethe brächte!

Was ſoll der Wunſch? Ein Wunſch iſt ſchon für Thoren,
Und für die Weiber Elegie:
Ich lege trotzig mich an's Joch und zieh,
Bis Hirn und Herz hat ausgegohren.
Vielleicht wird noch die Zeit geboren,
Wo ich mit Ruh in eine Klauſe flieh,
Und ſag', ich habe nichts verloren.

Der Maimorgen.

Ich jauchze dir, ich jauchze dir entgegen,
Der du in deine Fluth mich tauchſt,
Dir, Genius des Tags, der du auf meinen Wegen
Jetzt Paradieſe hauchſt.

Sie iſt verglüht, die Weltenſaat der Sterne
Vor deines Goldes erſtem Glanz.
Und aus dem Feuermeer ziehſt aus der Berge Ferne
Du deinen Strahlenkranz.

Was ſchlief, erwacht, wie ſich die Spitzen röthen,
Und in dem Hain wird alles Chor

Zu deinem Feiergruß, und Philomelen flöten
Begeisterter empor.

Dein Balsam weht in lieblichem Gemische
Mit Lebenskraft von Thal zu Thal
Auf Blumenteppichen, und deines Odems Frische
Giebt allen Nerven Stahl.

Erhebt den Herrn! tönt's rund von jedem Hügel,
Wo eines Pflanzers Hütte steht;
Und aus der Bergschlucht hallt's, und jedes Lüftchens Flügel
Empfängt ein Dankgebet.

Dort gießt die Gluth sich aus dem Felsen nieder,
Ein Lichtstaub, der von Gott sich schwingt:
Wir trinken von dem Quell, und stammeln nur die Lieder,
Die kaum der Seraph singt.

Das Weizenfeld ist deiner Wohlthat trunken
Und badet sich in Perlenthau!
Und alle Farben blitzt in diamantnen Funken
Das Feierkleid der Au.

Am Hügel hin wogt Hygieens Weben
Der Aepfelbäume Blüthendunst,
Und alles haucht mit Kraft das neugeschaffene Leben
In die gewürzte Luft.

In Gruppen steigt die Gegend auf und nieder!
Der Fluß rollt rauchend durch das Thal,
Verbirgt sich hier im Wald, und dort erscheint er wieder,
Und glüht im Sonnenstrahl.

Die Dorfschalmei ruft laut schon Muth und Freude,
Von Herdenglocken tönt der Zug;
Und mit dem Morgenlied hebt an dem Saum der Heide
Der Pflüger seinen Pflug.

Verschlaft im Flaum, ihr madrischen Gerippe,
Der jungen Horen Reihentanz!
Euch reicht kein Felsenquell die Fluth der Aganippe
Kein Lenz den Blüthenkranz.

Ich reiße mich aus meinem dumpfen Kerker
Auf in die Arme der Natur,
Und werde fröhlicher, lebendiger und stärker
In der erwachten Flur.

Elastisch hebt der Fuß, wie eine Feder,
Den Körper, den er rhythmisch trägt,
Indeß das leichte Blut zum Tanz durch das Geäder
Noch wie dem Knaben schlägt.

Ich will mich freun, will in den Strom mich stürzen,
Der unter mir zur Woge schwillt;
Und keine Bitterkeit soll mir die Kost verwürzen,
Aus der Genesung quillt.

Ich will mit Geiz in deinen Reichthum sinken,
Natur! Nimm deinen Zögling hin!
Will dis zum Taumel früh aus deinen Kelchen trinken,
Du Heilvergeuderin!

Wer grollend nur in deinem Tempel schleichet,
Wird Feind von Menschen und am Licht;
Wem aber deine Hand des Lebens Freuden reichet,
Ist nie ein Bösewicht.

Nur du allein kannst Menschen rein beglücken,
Und hauchest Seelenadel ein.
Ha, könnt' ich eine Welt jetzt an den Busen drücken,
Sie sollte selig sein!

Ich breche mir von dem bethauten Stocke
Die erste Rose dieser Flur,
Und weihe mich im Flug der letzten Blüthenflocke
Zum Priester der Natur.

Gewährtest du, was du mir einst verhießest,
Vollenderin Urania;
Ich stände jetzt beglückt, wie du mich hoffen ließest,
Zum Neid der Geister da.

Den Manen Gleims.

Nennt man Homers und Ossians Genossen,
Von deren Lippen Honigseim
Und Nektar oft in weisen Lehren flossen,
Nennt man auch einst den alten Gleim.

Froh war als Greis, wie es der Mann gewesen,
Der Harfner mit dem Silberhaar;
Und sein Gesicht ließ seine Seele lesen,
Die hier schon in Verklärung war.

Der Nestor sah in vielen, vielen Jahren
Geschlechter Könige zum Ziel,
In Pomp und Schlacht, vor sich vorüber fahren;
Und zählte, wer hier stand, hier fiel.

Hoch stieg der Ruhm von seines Königs Heere,
Das in dem Sturm die Feinde schlug:
In Gleims Gedicht lebt ihre Heldenehre,
Das sie entglüht zur Nachwelt trug.

Er sammelte mit Weisheit jede Blüthe
Und flocht sie sinnreich in den Kranz,
Und reicht ihn dann mit Freundlichkeit und Güte
Den Freunden zu dem Reihentanz.

Anakreon sang nicht mit höherm Feuer
Vom Seelenrausch in Lieb' und Wein;
Und Keines Geist war der Betäubung feier,
So schön ätherisch und so rein.

Hört erst den Spruch, aermessne Sittenrichter:
Der Mäonide Klopstock nennt
Den Sänger den **unbursigsten der Dichter**,
Die er am ganzen Pindus kennt.

Und jedem Wort, das nicht vor keuschen Ohren
Ein echtes Bürgerrecht bekam,
Hatt' er mit Zorn den Untergang geschworen;
Und schalt, wer dann in Schutz es nahm.

Brecht, denn ihr thuts, ab dem was er gesungen,
Mit eurem Krittlertadel los!
Dem Größten ist nicht jedes Lied gelungen;
Sein reiner Menschenwerth war groß.

Man wird noch oft im Kreise schöner Seelen,
Die still und ernst ihn handeln sahn,
Tief, tief herauf der Reihe nach erzählen,
Was einst der alte Mann gethan.

Ich schreibe stolz der Liste der Verehrer
Des Mannes meinen Namen ein:
Er war mein Freund, mein Vater und mein Lehrer;
Und soll als Mensch mein Muster sein.

Fragt nicht, wie oft der Untersucher fehlte;
Des Menschen Handlung ist die Saat.
Der Wage deß, der seine Stunden zählte,
Wiegt leicht das Wort, und schwer die That.

Ich dacht' an ihn, als über Wolkensitzen
Ich an des Aetna Hölle stand;
An ihn, als ich mich durch die Felsenspitzen
Am Schneehaupt des Abula wand.

Der Lenz beginnt; bald hofft' ich ihn zu sehen,
Den blinden Sänger, der mir rief;
Da hört' ich ernst die Trauerbotschaft wehen,
Daß er den Schlaf hinüber schlief.

Als rauschte mir sein Fittich aus der Ferne,
Sah in die Welten ich empor:
Einst such' ich dich auf deinem Heimathsterne,
Und finde mehr, als ich verlor.

Ein Andrer mag als Dichter höher fliegen,
Als seine heitre Muse stieg.
Wird einer ihn an Tugend überwiegen?
Und dieses ist der schönre Sieg.

Wenn ich als Greis am Knotenstocke wanke,
Zurück und vorwärts blicke, giebt
Mir Jugendfreude der Gedanke,
Daß Gleim und Weiße mich geliebt.

Fauſtin.

Du wagſt, in Bedlam noch, dich mit Vernunft zu brüſten,
Tief, tief verworfenes Geſchlecht?
Pygmäiſch ſtehſt du da auf deinen Schangerüſten,
Nur als Tyrann und Knecht.

Der Unſinn gängelt dich am Zaum der Vorurtheile,
An dem dem du hemioniſch gehſt,
Daß nicht die ſchwere Hand des Geißlers dich ereile,
Wenn du den Schedel drehſt.

Du knieſt, vor Angſt verſtummt, vor jedem Nebelgötzen,
Den dir Dalai Lama gab,
Und folgeſt allem blind, was deine Gaukler ſetzen,
Zur Unvernunft hinab.

Du irrſt, Inſekten gleich, um eine Feuerflamme,
Verbrennſt die Schwingen, fällſt und fluchſt
Dem göttlichen Geſchenk in deines Unwerths Schlamme
In dem du Rettung ſuchſt.

Vom älteſten Nimrod an bis auf die neuſte Krone
Beſtimmt der Dolch, was Recht ſoll ſein,
Und ſchreibet es in Blut; und Weh dem Unglücksſohne,
Fällt ihm ein Zweifel ein.

Der eine zieht am Joch, damit der andre ſchwelge:
Und wagt's der Sklav und blickt empor
Um Troſt und Licht, zerbricht des Herrſchers Eiſenſelge
Ihn wie der Hagel Rohr.

Wo lehrten je bei euch des Himmels Lieblingskinder,
Sie, Freiheit und Gerechtigkeit?
Sie blickten nur herab auf eine Welt voll Sünder,
Und flohn mit Traurigkeit.

Kaum blieb ihr Bild zurück in dieſen Regionen,
Das man nur ſelten ehrt and liebt.
Selbſt Ariſtides muß die Böſewichter ſchonen,
Damit man ihm vergiebt.

Und endlich treibt das Volk, ein Bild der Weltgeſchichte,
Aus ſeinem Kreis den reinen Mann;
Weil es das Strafgericht von ſeinem Angeſichte
Nicht mehr ertragen kann.

Man ſtellt mit feilem Hohn in der Zerſtörer Ehre
Des Menſchenſinnes Brandmark auf;
Und eilt verrückt, als ob der Frevel Wohlthat wäre,
Zu dem Idol hinauf.

Die Zwingherrnkunſt und Herrſchbegier gewannen
Nur durch der Andern Schändlichkeit:
Die Sklaven werden erſt, dann werden die Tyrannen;
Und ſchnell zu gleicher Zeit.

Despoten ſpotten hoch, und dann Oligokraten,
Und dann des Pöbels Hefenſatz:
Dann kommt ein Demagog und ſetzt mit Frevelthaten
Sich auf den alten Platz.

Viel Greuel hatte ſchon mit ſeines Liktors Beilen
Des Sulla Würgerblick gethan;
Doch ſchmeichelnd giftiger ſchlug Wunden, die nicht heilen,
Der Knab' Oktavian.

Der Bonzen Gaunerei erzwang das Aufternieden,
Und ſtempelte den Mann zum Schaf,
Und ſchuf oft Sünde, nur um Sünde zu vergeben,
Und Ruh zu Todesſchlaf.

Ihr waret ſtolz und kühn mit eurem Meteoren,
Und prunktet mit Philoſophie;
Wie hat das neue Licht ſich wieder ſchnell verloren
In alte Phreneſie!

Man köderte die Welt mit reiner Freiheit Golde
Und dolchte ſie in Sklaverei;
Und hier hält Despotie des Helfers Fauſt im Solde,
Und hier die Kleriſei.

Wir können alſo nicht das Tageslicht ertragen,
Da man uns in die Nacht verſtößt;
Und ewig müſſen wir das große Räthſel wagen,
Das ewig ſich nicht löſt!

Vom Erdengott herab bis zu dem Dorftyrannen
Spricht Willkühr ungleich nur nach Gunſt,
Und webt das ſeine Garn, das ihre Söldner ſpannen,
Mit tief gelegter Kunſt.

Die große Schickung lag in Eines Mannes Händen:
Der ſollte wie ein Heiland ſein.
Er fing es göttlich an; doch göttlich zu vollenden
War noch ſein Geiſt zu klein.

Noch nie ſchien das Geſchlecht, von ſeinem Werthe trunken,
So hoch im Strahlenkreis zu ſtehn:
Und nie iſt es ſo tief in Kriechſucht hingeſunken,
Um tiefer noch zu gehn.

Des Menſchen Leidenſchaft iſt, hat ſie nur erſt Nahrung,
Des Krebsgeſchwüres Prototyp.
Was ſich dem Arme naht, das lehret die Erfahrung,
Verzehret der Polyp.

Leſt die Annalen durch von Cyrus bis auf geſtern,
Und ſprecht dann von Gerechtigkeit.
Man ſtellt ihr Bildniß auf; und eilet es zu läſtern,
Wo man es eingeweiht.

Man ehrt die Göttin laut, und höhnt ſie dann mit Thaten
Die Ariman nicht ſchwärzer ſinnt:
Man ſpricht von Menſchenrecht, und hat es ſchon verrathen,
Eh noch der Ton zerrinnt.

Mit Mäklergeiſte ſchrein die Afterpatrioten,
Als bauten ſie des Welttheils Glück,
Und ſinken in den Staub, verächtliche Heloten,
Um einen Gnadenblick.

Wer in dem Knechtsgefühl des Jammers ſeiner Sünde
Zuerſt an's Licht die Gnade trug,
Verdient, daß ihm der Geiſt das Schrecklichſte verkünde,
Wenn ſeine Stunde ſchlug.

Hier würgte man am Fluß mit einer Freiheitsfahne,
Und focht ergrimmt um gleiches Recht:
Und ſchleppt mit Schande ſchwer, dort durch die Oceane
Das Negervolk als Knecht.

Wenn uns ein Funke blickt von Gottes Flammenſonne,
Erſtickt ihn plötzlich eine Zunft;
Und wem kein Heerszug folgt mit Waffen von Bayonne,
Der ſpricht umſonſt Vernunft.

Was bleibet uns zum Troſt? Nur noch die holde Schöne,
Die uns der alte Mythus zeigt:
Vielleicht daß Harmonie noch aus dem Mißgetöne
Des großen Chaos ſteigt.

Mit Schwermuth geh' ich bald hinab zu meinen Vätern,
Vielleicht daß ein Centraljahr kommt,
Wo endlich noch der Kampf mit Naera und Miſſethätern
Den Guten beſſer frommt.

Der Tag der Heuernte.

„Hört, es hallen Herdenglocken,
„Auf der Trift am hohen Rocken,
„Und der Tag wird heiß;
„Draußen könnt ihr weiter ſprechen,
„Raſch, ergreift den langen Rechen:
„Arbeit gilt es heut und Fleiß!"

Keine Wolke ſteht am Himmel:
Summend ziehet das Getummel
Nach der großen Au,
Ernſt und heiter, ſtill und koſend,
Singend hier, dort leiſer koſend,
Durch den letzten Morgenthau.

Voll und hoch bis an die Waden
Gehen dieſes Jahr die Schwaden;
Auseinander fliegt
Schnell das Gras von zwanzig Händen,
Das geflockt an allen Enden
Alles in der Sonne liegt.

Heißer brennt es nun dem Himmel,
Ruhiger wird das Getümmel,
Bildet sich zum Zug,
Schwinget rasch den langen Rechen,
Wendet flink den vollen Zechen,
Und es rauscht der Halm im Zing.

Immer wieder, immer wieder
Wechseln rüstig Reihn und Glieder
Emsig ab und auf,
Unter Lachen, unter Plaudern,
Rechts und links und ohne Zaudern
Künstlich ihren Ringellauf.

Neckend gehn sie manche Stunde
Wiederholt die heiße Runde;
Und die junge Welt
Weiß es listig so zu spielen,
Daß sich jedes von den Vielen
An das liebste Plätzchen stellt.

Glühend wird die Mittagshitze;
Alles eilt dem Schattensitze
An dem Walde zu;
Oder lagert mit dem Kober
Hungrig sich am größten Schober,
Erst zum Mahl und dann zur Ruh.

Besser schmeckt aus großen Töpfen
Frische Milch als Herrenschnepfen,
Wenn man sich gerühet;
Wasser besser als die Weine,
Die der Fuhemann von dem Rheine
Nur für Gold herüber führet.

Leise schlummern nun die Alten,
Und die jungen Wichter halten
Ihre gute Zeit;
Spielen, spotten, necken, kosen,
Werfen sich mit wilden Rosen
Bis zu wilder Fröhlichkeit.

„Hollah, endet euer Flistern,
Höret, wie die Halme knistern!"
Ruft der Altpapa;
„Jungen, Mädchen, zugegriffen!
„Morgen wird zum Tanz gepfiffen;
„Jetzo ist noch Arbeit da."

Alles kommt herangestürmet,
Schober werden aufgethürmet,
Vor dem Abendthau;
Michel schwingt die große Gabel,
Hebet schwitzend, wie zu Babel,
Mächtig einen Riesenbau.

Alles jauchzet ausgelassen
Durch des Heues lange Gassen;
Und der Alte singt
Einsam schmunzelnd und zufrieden,
Daß er seine Pyramiden
Glücklich noch zusammen bringt.

Schwer geladen werden Wagen,
Hohe Berge heimzutragen
Für das lange Jahr.
Mögen nicht mit wildem Trosse
Stolz verzehren fremde Rosse,
Was des Friedens Gabe war.

Wie aus einem Paradiese
Duftet Balsam von der Wiese,
Und die Krankheit weicht;
Städter wallen rasch nach Hause,
Die in ihrer engen Klause
Bange gestern noch gekeucht.

Grillen zirpen, Wachteln schlagen,
Späte Nachtigallen klagen
Ihren Abschied sich;
Und der Sperling in dem Rohre
Zanket mit dem ganzen Chore
Unermüdet ritterlich.

Fliegen summen, Käfer schwirren:
Neugeschärfte Sensen klirren
In dem Grase schon;
Fernher in der Abendröthe
Hallt des Waldhorns und der Flöte
Sanft gemischter Zauberton.

Neben dem Forellenbache
Zieht mit Singsang und Gelache
Alles freundlich heim,
Findet Abends bei der Mutter
Milch und Brot und frische Butter
Köstlich süß, wie Honigseim.

Morgen ist ein Fest für Knaben
Die Johanniskronen haben:
Fort noch, in das Feld!
Wer die schönste Krone windet
Und die schönsten Bänder bindet,
Ist beim Tanz des Tages Held.

Höret, es hallen Herdenglocken
Von der Trift am hohen Rocken
Dort dem Dorfe zu;
Dirnen, eilet und ordnet
Stall und Keller schnell, und gehet
Dann zum Mahl und dann zur Ruh.

An das deutsche Volk
im Jahr 1810.

Warum traf mich nicht aus einer Wolke
Gottes Feuer, eh' in meinem Volke
Ich die Greuel der Verwüstung sah?
Schmerzlich zuckt es mir durch die Gebeine
Bei der heißen Thräne, die ich weine,
Auf des Vaterlandes Golgatha?

Rechts und links zieht eine wilde Horde,
Mehr noch mit Zerstörung, als mit Morde,
Die mit Spott das Aehrenfeld zertritt.
Jedes Rechtes blutige Verächter,
Geben Sie zur Antwort Hohngelächter,
Wo sie kommen, kommt das Laster mit.

Städte ducken unter ihrem Tritte,
Und vor ihnen flieht die gute Sitte,
Und von ihren Fäusten trieft das Blut,
Bleicher Schrecken zittert, wo sie wandeln,
Und die Hölle jubelt, wo sie handeln
Mit der Furien entmenschter Wuth.

Der mit blutigen Hyänenklauen
Ließ das Vorrecht seine Grube bauen,
War Verbrecher an der Nation.
Und der erste König, der erlaubte,
Daß man schändlich so das Volk beraubte,
Schwächling, und vergeudete den Thron.

Trennung, Eigennutz und Knechtswuth haben
Allen öffentlichen Sinn begraben,
Daß der Deutsche nur in Horden lebt;
Und daß dummheitstrunken diese Horden
Um die Wette sich für Fremde morden,
Daß die mildee Menschheit weint und bebt.

Unsre Frucht verzehren fremde Trosse,
Unsre Gauen mähen fremde Rosse,
Eine fremde Sprache zügelt uns.
Fremde Schergen treiben unsre Jugend,
Und mit tiefer, stummer Eselstugend
Fördert links und rechts der edle Dunst.

Offen stehn dem Untergang die Thüren,
Und wir prunken mit den Krebsgeschwüren,
Die ein Rachegeist uns zürnend schlug.
Unsre Werke sind nur Völkerfrohnen,
Und wir sind ein Spott der Nationen,
Kaum zu Satelliten gut genug.

Frommen sind dieß Gottes Strafgerichte,
Weisen unsers alten Unsinns Früchte;
Wo der Eigennutz das Blutrecht hielt,
Wo zur Schmach und Schande seiner Würde,

Wer nur kann, ſich losreißt von der Bürde
Und den allgemeinen Beitrag ſtiehlt.

Was mit Blödſinn vor nicht vielen Jahren
Unſre Nachbaen, die Sarmaten, waren,
Sind wir ſelbſt nun, und was ſie jetzt ſind,
Werden wir, gleich wildzerfleiſchten Herden,
Andeen Völkern zum Exempel werden,
Eh' ein Viertels-Säculum oerrinnt.

Haß und Spaltung herſcht in unſern Stämmen,
Einheit nur kann das Verderben hemmen,
Und die Einheit flieh'n wir, wie die Peſt.
Eh' man öffentlich, was recht iſt, ehrt,
Jauchzet man, wenn Gau den Gau verheeret,
Und die Volksſchmach wird ein Freudenfeſt.

Unſre Edlen ſuchen fremde Ketten,
Wer ſoll nun das Vaterland erretten?
Jeder theilt ſich gierig in den Rand.
Wo der blinde Eigennutz gebietet,
Wo man für Obolen Söldner miethet,
Bleibt man für den Ruf der Ehre taub.

Gleich den Thoren, die nach Schande dürſten,
Blickten in die Wette unſre Fürſten
Stolz auf Knechtſchaft, hin in's fremde Land;
Kreichen dort in dem Clienten-Heere,
Haſchen gieeig nach Satrapen-Ehre,
Wo man ihnen ihre Feſſeln wand.

Halbe Männer, die vor wenig Jahren
Nullen noch in ihrem Volke waren,
Treiben Deutſche mit dem Eiſenſtock.
Spott iſt nun des Vaterlandes Weiſe
Und mit Zähneknirſchen ſinken Greiſe,
Zeugen beſſrer Zeiten, in das Grab.

Werden unſre aufgehäuften Sünden
Nicht vielleicht noch einen Heiland finden?
Oder ſoll das Glück der Vormund ſein?
Wen noch jetzt ein edler Zorn beweget,
Wem noch reines Blut im Herzen ſchläget,
Halt es ſinthend, heilig, heiß und rein!

Blicke, Genius des Vaterlandes,
Mit dem Licht gemeineren Verſtandes
Auf die Hohen und das Volk herab,
Daß wir Einheit, Freiheit, Recht erwerben,
Oder alle die Geſchwächten ſterdrn,
Und die Weltgeſchichte gräbt das Grab.

Beim Gewitter.

Noch glühet von des Tages Hitze
Stein, Furche, Saat und Gras und Staud;
Noch regt ſich in des Baumes Spitze
Auch nicht ein Lüftchen durch das Laub:
Mit ſchwerem Athem ſchleichen alle,
Und Feuer wallet durch das Blut;
Und fernher zittern Donnerhalle
Noch tief nnd dumpf in ſchwüler Gluth.

Mit jedem Pulsſchlag wird es bänger,
Und ſchwärzer jeden Augenblick;
Des Donnres Stimme tönet länger,
Und ſtärker kehret ſie zurück.
Der heiße, matte Pflüger ſehnet
Sich nach Erquickung mit der Flur,
Und harret, an den Pflug gelehnet,
Des großen Schauſpiels der Natur.

Nun zaget vor dem Gott der Götter
Der Frevler bleiches Angeſicht;
Jehova redet in dem Wetter,
Und Berge beben, wenn er ſpricht.
Wie Nacht kommt es herangezogen,
Und Blitze leuchten vor ihm her,
Und Wogen drängen ſich an Wogen,
Als wir in einem Feuermeer.

Der Sturm geht heulend durch die Wälder,
Und Bäume berſten unter ihm;
Die Klüfte zittern, und die Felder
Sind finſter in dem Ungeſtüm:
Als würde die Natur begraben,
Glüht Blitz auf Blitz, fällt Schlag auf Schlag;
Und groß und furchtbar und erhaben,
Wirds plötzlich Nacht und plötzlich Tag.

Der ganze Himmel ſchwimmt in Flammen
Und rauſchend ſtürzt der Regenguß
In eine Waſſerfluth zuſammen;
Von jedem Berge ſtrömt ein Fluß.
Die Wolken ſpalten ſich im Blitze,
Mit Schrecken fährt der Feuerſtrahl;
Und krachend ſtürzt der Eichen Spitze
Zerſchmettert tief herab in's Thal.

Noch brauſt der Wald, noch gießt der Regen
Die neue Wohlthat auf das Land,
Und alles triefet von dem Segen,
Den Gottes Odem hergeſandt.
Das Wetter zieht erleichtert weiter,
Auch unſre Nachbarn zu erfreun;
Und alles iſt erquickt nnd heiter,
Und ſcheint wie neubelebt zu ſein.

Der Buſen dehnt mit freiern Zügen
Sich in der abgekühlten Luft;
Die ganze Gegend haucht Vergnügen,
Und jede Blume ſüßern Duft.
Schön, wie ein Morgen, wird der Abend,
Der kurz oorher ſo ſchwer gedroht:
Der Landmann ſitzt, ſich dankbar labend,
Noch in dem letzten Abendroth.

Er ſieht noch, wie am Firmamente
Der Mond in vollem Glanze ſteht.
Mit Andacht faltet er die Hände,
Wenn er zum ſtillen Lager geht;
Gott, der du in den Wettern wandelſt,
So ſpricht er, legt ſich hin und ruht,
Jehova, Vater, Herr, du handelſt
Mit deinen Kindern weiſ' nnd gut.

II.

Aus Seume's Spaziergang nach Syrakus.

Rom, den 8. März.

In Tolentino gings gut, und ich ließ mich überreden, von hier aus durch die Apenninen, denen man nichts gutes zutraut, ein Fuhrwerk zu nehmen, um nur nicht ganz allein zu ſein. Hier kommt der Chientente den Berg herunter und iſt für Italien ein ganz hübſcher Fluß, hat auch etwas beſſeres Waſſer als die übrigen. Man geht nun einige Tagereiſen zwiſchen den Bergen immer an dem Fluſſe hinauf, bis zu ſeinem Urſprunge bei Colfiorito, wo er aus einem See kommt, in welchem ſich das Waſſer rund umher aus den höchſten Spitzen der Apenninen ſammelt. Ich hatte einen Wagen gemiethet, aber der Wirth als Vermiether kam mit der Entſchuldigung: es ſei jetzt eben keiner zu finden; ich müſſe zwei Stunden warten. Das war nun nicht erbaulich. Aergerniß hätte mich aber nur mehr aufgehalten; ich faßte alſo Geduld und ließ mich mit meinem Torniſter auf einen Maulefel ſetzen; mein Führer ſetzte ſich, als wir zur Stadt hinaus waren, auf die Kruppe, nnd ſo trabten wir italieniſch immer in den Schluchten hinauf. Dieſe wurden bald ziemlich engr und wild, und hier und da aufgehangene Menſchenknochen machen eben nicht die beſte Idylle. Ich blieb auf einer Station, deren Namen ich oergeſſen habe, nicht weit von dem alten Kamerinum, deſſen Livius im puniſchen Kriegr ſehr ehrenvoll erwähnt. Hier pflegte man mich ſehr gaſtfreundlich nnd ich erhielt den bedungenen Wagen nach Foligno. Serrevalle iſt ein großes, langes Dorf in einer engen, furchtbaren Bergſchlucht am Fluß, nicht weit von der größten Höhe des Apenuins; und ich wunderte mich, daß man hier ſo gut nnd ſo wohlfeil zu eſſen fand. Von dem See bei Colfiorito, einem Keſſel in den höchſten Bergwänden, geht es auf der andern Seite abwärts, und der Weg windet ſich ſehr wildromantiſch in einer Felſenſchnecke hinunter. Caſe Nuove iſt ein armes Oertchen am Abhange des Berges, faſt eben ſo zwiſchen Felſen wie Serrevalle auf der andern Seite. Die Leute verſtehen ſich ſehr gut zu nähren, indem ſie die Sympathie der Reiſenden in Anſpruch nehmen. Sie übertheuern den Fremden nicht, ſondern wenden ſich bei der Bezahlung mit rührender Ergebung an ſeine Großmuth. Wenn man nun einen Blick auf die hohen,

furchtbaren, nackten Felſen rund um ſich her wirft; man müßte keine Seele haben, wenn man nicht etwas tiefer in die Taſche greifſe und den gutmüthigen Menſchen leben hülfe.

Von Caſe Nuove nach Foligna iſt eine Parthie, wie es vielleicht in Italien nur wenige giebt, ſo ſchön und romantiſch iſt ſie. Man erhebt ſich wieder auf eine anſehnliche Höhe des Apennins, und hat über eine ſehr reiche Gegend eine der größten Ausſichten. Unten rechts, tief in der Schlucht, ſind in einem ſich nach und nach erweiternden Thale die Papiermühlen des Papſtes angelegt, die zu den beſten in Italien gehören ſollen. Oben ſind die Berge kahl, zeigen dann nach und nach Geſträuche, geben dann Oelbäume und haben am Fuße üppige Weingärten. Hier ſah ich, glaube ich, zuerſt die perennirende Eiche, die in Rom eine der erſten Zierden des Boeghheſſiſchen Gartens iſt. Auf der Höhe des Weges ſoll man hier, wenn das Wetter rein und hell iſt, bis nach Aſſiſi und Perugia an dem alten Thraſymen ſehen können. Ich war nicht ſo glücklich; es war ziemlich umwölkt; aber es war auch ſo ſchon ein herrlicher Anblick. Wer nur ein Kerl wäre, der etwas ordentliches gelernt hätte! Hier komme ich nun ſchon in das Land, wo kein Stein ohne Namen iſt. Mit magiſchen Wolken überzogen liegt das alte, finſterer Foligno unten im Thale, wo der Segen Heſperiens ruht. Rechts und links liegen Anhöhen mit Gebäuden, die gewiß in der Vorzeit alle merkwürdig waren. Links hinunter weideten ehemals die vom Klitumnus weißgefärbten Stiere, welche die Weltbeherrſcher zu ihren Opfern in die Hauptſtadt holten; und tief weiter hinab liegt in einer Bergſchlucht das alte Spoleto, vor deſſen Thoren das vom Thraſymen ſiegreich herabſtürzende Heer Hannibals zum erſten Mal von einer Munizipalſtadt fürchterlich zurückgeſchlagen wurde. In und bei Foligno iſt artiſtiſch nicht viel zu ſehen, nachdem die neuen Gallier das ſchöne Madonnenbild mitgenommen haben. Die Kathedralkirche wird jetzt ausgebeſſert, und mich däucht mit Geſchmack. Man hatte mich in die Poſt einquartirt, wo man mich zwar ziemlich gut bewirthete, aber ungeheuer bezahlen ließ. Eine Bewirthung, für die ich den vorigen Abend auch auf der Poſt oben in dem Apennin ſieben Paoli gezahlt hatte, mußte ich hier in dem Lande des Segens mit ſechzehn bezahlen. Man wollte mich überdieß mit Gewalt zu Wagen weiter ſpediren, und da ich dieß durchaus nicht einging, ſollte ich wenigſtens ein Empfehlungsſchreiben meines freundlichen Bewirthers nach Spoleto an einen ſeiner guten Freunde haben. Natürlich, daß ich auch dafür dankte; denn er hatte mir vorher durch ſich ſelbſt ſeine guten Freunde nicht ſonderlich empfohlen. Sobald als der Morgen graute, nahm ich alſo mein Bündel und wandelte immer wieder im Thale hinauf nach Hannibals Kopfſtoß. Hier kam ich bei den berühmten Quellen des Klitumnus vorbei, die jetzt von den Eſeltreibern und Waſchweibern gewiſſenlos entweiht werden, ob ſie gleich noch eben ſo ſchön ſind wie vormals, als Plinius ſo enthuſiaſtiſch davon ſprach. Große Haine und viele Tempel giebt es freilich nicht mehr hier; aber die Gegend iſt allerliebſt und ich ſtieg emſig hinab und trank durſtig mit großen Zügen aus der ſtärkſten Quelle, als ob es Hippokrene geweſen wäre. Hier und da ſtanden noch ziemlich hohe Cypreſſen, die ehemals in der Gegend berühmt geweſen ſein ſollen. Vorzüglich ſah es aus, als ob Athene und Lyäus ihre Geſchenke hier in ihrem Heiligthume niedergelegt hätten. Es ſollen in den Weinbergen noch einige Trümmer alter Tempel ſein; ich ſuchte ſie aber nicht auf. Als ich ſo dort mich auf dem jungen Raſen ſonnte, ſetzte ſich ein ſtattlich gekleideter Jäger zu mir, lenkte das Geſpräch ſehr bald auf Politik, zog einige Zeitungsblätter aus der Taſche, und wollte nun von mir wiſſen, wie man nach dem Frieden die endliche Ausgleichung machen würde, und wie beſonders der heilige Sitz und die geiſtlichen Churfürſten dabei bedacht werden ſollten. Daran hatte ich nun mit keiner Silbe gedacht, und ſagte ihm ganz offenherzig, daß übrigens ich denen, quorum interesset.

Ich bin nicht gegen bei ſolchen Ausgleichungsprojekten; denn es iſt faſt immer etwas Empörendes dabei. Ein Beiſpielchen will ich Dir davon erzählen. Du kannſt Dir nichts Anmaßlicheres, Verwegeneres, Hohnſprechenderes, Impertinenteres denken, als den ruſſiſchen Nationalgeiſt; nicht den des Volks, ſondern der hoffnungsvollen Sprößlinge der großen Familien, die die nächſte Anwartſchaft auf Aemter im Civil und bei der Armee haben. Einer dieſer Herren, der nur wenig ſeinem Kameraden vorging, äußerte in Warſchau öffentlich im Vorzimmer, er hoffe wohl noch ruſſiſcher Gouverneur in Dresden zu werden und zu bleiben. Die Frage war eben, wie man Oeſtreich über die zweite Theilung in Polen zufrieden ſtellen wolle? Der Neffe des Geſandten, der doch Major bei der Armee und alſo kein Troßbube war, meinte ganz naiv und unbefangen, da gäbe es ja noch Churfürſten und Fürſten genug zu ſpoliiren. Dein Freund ſtand bei den Excellenzen, deren einige durchaus die moraliſche Antiphraſe ihres Titels waren, und kehrte ſich trocken weg und ſagte: Das iſt wenigſtens der richtige Ausdruck: So geht es hier und da.

Der Jäger verließ mich nach einem halben Stündchen Roſen, und ich verließ den Klitumnus. Ja Spoleto ging ich ohne Schwierigkeit gerade durch das Thor hinein, durch welches Hannibal laut der Nachrichten nicht gehen konnte. Faſt hätte ich nun Urſache gehabt, zu bedauern, daß ich das Empfehlungsſchreiben des billigen Mannes in Foligno nicht angenommen hatte; denn ich lief in dem Reſte wohl eine halbe Stunde herum, ehe ich ein leidliches Gaſthaus finden konnte. Endlich führte man mich doch in eins, wo man für den dritten Theil der geſtrigen Zeche eben ſo gut bewirthete. Es iſt ein großes, altes, dunkles, häßliches, jämmerliches Loch, das Spoleto; ich möchte lieber Küſtee Klimm zu Bergen in Norwegen ſein, als Erzbiſchof zu Spoleto. Die Leute hier, denen ich ins Auge guckte, ſahen alle aus wie das böſe Gewiſſen: und nur mein Wirth mit ſeiner Familie ſchien eine Ausnahme zu machen. Deswegen habe ich mich auch keinen Dent um ihre Alterthümer bekümmert, deren hier noch eine ziemliche Menge ſein ſollen. Aber alles iſt Trümmer; und Trümmer überhaupt, und zumal in Spoleto, und übrigens ja ſo entſetzlichem Nebelwetter, geben eben keine ſchöne Unterhaltung. Ueber dem Thore, das man Hannibals Thor nennt, ſtehen die Worte in Marmor:

HANNIBAL
CAPIS AC THRASYMENUM ROMANIS
INFESTO AGMINE URBEM ROMAM PETENS
AC SPOLETUM MAGNA STRAGE SUORUM REPULSUS
INSIGNE POSTAE NOMEN FECIT.

So iſt die Ueberſchrift. Ich weiß nicht, ob es die Worte des Livius ſind: mich däucht, bei dieſem lautet es etwas anders. Die Sache hat indeß nach den alten Scheiftſtellern ihre Richtigkeit; nur weiß ich nicht, ob es eben dieſes Thor ſein möchte: denn wie vielen Veränderungen iſt die Stadt nicht ſeit den puniſchen Kriegen unterworfen geweſen! Doch iſt es eben das Thor, durch das der Weg von Perugia geht. Der Marmor ſcheint ziemlich neu zu ſein. Jetzt dürfte ſich wohl ſchwerlich eine franzöſiſches Bataillon zurückwerfen laſſen.

Ich Idiot glaubte, als ich in Foligno angekommen war, ich ſei nun den Apennin durchwandelt; aber das ganze Thal des Klitumnus mit den Städten Foligno und Spoleto liegt in den Bergen; von Spoleto bis Terni iſt der furchtbarſte Theil deſſelben; und hier war ich wieder zu Fuße ganz allein. Den Morgen, als ich Spoleto verließ, ſah ich links an dem Felſen noch das alte gothiſche Schloß, wo ſich wackere Kerle noch einige Stunden um die Stadt ſchlagen können, ging vor den ſonderbaren Anachoreten vorbei und immer die wilde Bergſchlucht hinauf. Wo ich einkehrte, unterhielt man mich überall mit Räubergeſchichten und Mordthaten, um mir einen Mauleſel mit ſeinem Führer aufzuſchwatzen; aber ich war nun einmal haetnäckig und lief trotzig allein meinen Weg immer vorwärts. Oben auf dem Berge ſoll der Jupiter Summanus einen Tempel gehabt haben. Es iſt wohl nur von Rom aus nach Umbrien der höchſte Berg; denn ſonſt giebt es in der Kette viel höhere Parthien. Der Weg aufwärts von Spoleto iſt noch nicht ſo wild und furchtbar als der Weg abwärts und weiter nach Terni. Das Thal abwärts iſt zuweilen kaum hundert Schritte breit, rechts und links ſind hohe Felſenberge, zwiſche welche den ganzen Tag nur wenig Sonne kommt, mit Schluchten und Waldſtrömen durchbrochen. Böſer trifft man auf dem ganzen Wege nicht, als auf der Spitze des Berges nur einige Häuſer und ein halbes Dutzend in Strettura, deſſen Name ſchon einen engen Paß anzeigt. Hier und da ſind noch einige iſolirte Wohnungen, die eben nicht freundlich ausſehen, und viele alte verlaſſene Gebäude, die ziemlich den Anblick von Räuberhöhlen tragen. Faſt nichts iſt bebaut. Die meiſten Berge ſind bis zu einer großen Höhe mit finſtern, wilden Lorbeerbüſchen bewachſen, die vielleicht eine Bravobande zu ihren Siegeszeichen brauchen könnte. Ich geſtehe Dir, es war mir ſehr wohl, als ſich einige italieniſche Meilen vor Terni das Thal wieder erweiterte und ich mich wieder etwas zu Tage gefördert ſah, unter mir ſchöne, friedliche Oelwälder erblickte, unter denen der junge Weizen grünte. Das Thal der Nera öffnete ſich, und es lag wieder ein Paradies vor mir. Hohe Cypreſſen ragten hier und da in dem Garten an den Felſenklüften empor, und der Frühling ſchien in den erſten Gewächſen des Jahres mit wohlthätiger Gewalt zu arbeiten.

Vorgeſtern kam ich auf meiner Reiſe hierher in Terni an. Mein Wirth, ein Tiroler, und ſtolz auf die Ehre ein Deutſcher zu ſein, fütterte mich auf gut öſtreichiſch recht ſtattlich, und ſetzte mir zuletzt ein Gericht Sepien vor, die mir zum Anfange vielleicht beſſer geſchmeckt hatten. Er mochte mich für einen Maler halten und glauben, daß dieſes zur Weihe gehöre. Zum Deſſert und zur Delikateſſe kann ich den

Dintenfisch nach dem Urtheil meines Gaumens nicht empfehlen; schon seine schwarzbraune Farbe ist in der Schüssel eben nicht ästhetisch. Nachdem ich gespeist, Interamner Wein getrunken und meinen Reisesack gehörig in Ordnung gelegt hatte, trollte ich fort nach dem Sonnentempel, nämlich der jetzigen Diminutivkirche des heiligen Erlösers. Sie war verschlossen, ich ließ mich aber nicht abweisen und ging zum Sakristan, der weiter keine Notiz von mir nahm; bei seiner Schüssel und seinem Buche unbeweglich sitzen blieb und mich durch eine alte Sarn in die Kirche weisen ließ. Der Mann hatte in seinem Sinne Recht; denn er dachte ohne Zweifel: Der da kommt weder mir noch meiner Kirche zu Ehren, sondern blos der heidnischen Sonne sein Kompliment zu machen. Richtig. Die Leute haben bekanntlich das Tempelchen wie wahre Obskuranten behandelt und dafür gesorgt, daß in den Sonnentempel keine Sonne mehr scheinen kann. Alle Eingänge sind vermauert und zu Nischen gemacht, in deren jeder ein Heiliger für Italien schlecht genug gepinselt ist; und über dem Altar steht ein Sankt Salvator, der seinen Verfertiger auch nicht aus dem Fegfeuer erlösen wird.

Nun stieg ich, ob ich gleich diesen Tag schon durch vier Meilen Apenninen von Spoleto herüber gekommen war, noch eine deutsche Meile lang den hohen Steinweg zu dem Fall des Velino hinauf. Das war Belohnung. Der Tag war herrlich; kein Wölkchen, und es wehte ein lauer Wind, der nur in der Gegend des Sturzes etwas kühl ward. Die Sonne stand schon etwas tief und bildete aus der fruchtbaren Schlucht der Nerva hoch in der Atmosphäre einen ganz hellen, herrlich glühenden und größern dunkeln Bogen im Staube des Falles. Ich saß gegenüber auf dem Felsen, und vergaß einige Minuten alles, was die Welt sonst großes und schönes haben mag. Etwas größeres und schöneres von Menschenhänden hat sie schwerlich aufzuweisen. Folgendes war bald Gedanke, bald Gefühl, als ich wieder bei mir selbst war.

Hier hat vielleicht der große Mann gesessen
Und dem Entwurfe nachgedacht,
Der seinen Namen ewig macht;
Hat hier das Riesenwerk gemessen,
Das größte, welches je des Menschen Geist vollbracht.
Es war ein göttlicher Gedanke,
Und staunend steht die kleine Nachwelt da
An ihres Wirkens enger Schranke
Und glaubet kaum, daß es geschah.
Wie schwebte mit dem Regenbogen,
Als durch die tiefe Marmorkluft
Hinab die ersten Donnerwogen
Wild schäumend in den Abgrund flogen,
Des Mannes Seele durch die Luft!
So eine selige Minute
Wiegt einen ganzen Lebenslauf
Alltäglichen Genusses auf;
Sie knüpft das Große an das Gute.
Es schlochte nun der zürnende Pelide
Die Opfer um des Freundes Grab;
Es zehre sich der Philippide,
Sein Afterbild, vor Schelsucht ab!
Es weine Cäsar, stolz und eitel,
Um einen Lorbeerkranz um seine kahle Scheitel;
Es mache sich Oktavian,
Das Muster schleichender Tyrannen,
Die je für Sklaverei auf schöne Namen sannen,
Mit Schlangenlist den Erdball unterthon;
Die Motten zehren an dem Ruhe,
Den ihre Ohnmacht sich erwarb,
Und jedes Sekulum verdarb
An ihrem Tempel eine Stufe.
Hier steigt die Glorie im Streit der Elemente,
Und segnend färbt der Sonnenstrahl
Des Mannes Monument im Thal,
Wo sanft der Oelbaum nickt, und hoch am Firmamente.
Das Feuer glüht mir durch das Rückenmark,
Und hoch schlägts links mir in der Seite stark;
Wer so ein Schöpfer werden könnte!

Oben am Sturz rund um das Felsenbette ist zwischen den hohen Bergen ungefähr eine kleine Stunde im Umkreise eine schöne Ebene, die voll umgehauener Oelbäume und Weinstöcke steht. Ich wollte schon den Päbstlern über das Sokritegium an der Natur fluchen, als ich hörte, dieses sei im letzten Kriege eine Lagerstätte der Neapolitaner gewesen. Sie schlugen hier Anfangs die Franzosen durch den nahen Felsenweg hinunter, und ich begreife nicht, wie sie mit gewöhnlicher Besinnung es wagen konnten, sie weiter zu verfolgen. Sie gingen in das Monöver und bezahlten für ihre Kurzsichtigkeit unten sehr theure. Es ist traurig für die Humanität, daß man sich mit Tigerwuth sogar unter den Zweigen des friedlichen Oelbaums schlägt. So sehr ich zuweilen der Härte beschuldigt werde, ein Oelbaum und ein Weizenfeld würde mir immer ein Heiligthum sein: und ich könnte mich gleich zur Kartätsche gegen denjenigen stellen, der beides zerstört. Die Sonne ging unter als ich den schönen Olivenwald herabkam, und kaum konnte ich unter den Weinstöcken noch einige Veilchen und Hyacinthen pflücken, die dort ohne Pflege blühen.

Es war zu spät, noch die Reste des Theaters in den Gärten des Bischofs zu sehen, und den andern Morgen wanderte ich nach Narni. Die Gegend von Narni aus an der Nera hinunter ist furchtbar schön. Die Brücke bei Borghetto über die Tiber ist zwar ein sehr braves Stück Arbeit, aber als Monument für drei Päbste immer sehr kleinlich, wenn man sie nur gegen die Reste des alten ponte rotto bei Narni über die Nera hält. Das sind doch noch Triumphbogen, die Sinn haben, diese Brücke und der Trajanische bei Ankona. Der schönste ist wohl der Wasserfall des Velino, der oben für die ganze Gegend von Rieti schon über zwei tausend Jahre eine Wohlthat ist, weil er sie vor Ueberschwemmungen schützt. Ich bekenne, daß ich für zwecklose Procht, wenn es auch Riesenwerke wären, keine sonderliche Stimmung habe.

Eine halbe Stunde von Narni läßt man die Nera rechts und der Weg geht links auf der Anhöhe fort, immer noch wild genug, aber doch nicht mehr so grauenvoll wie zwischen Spoleto und Terni. Das Interamner Thal, das man hier bei Narni zuletzt in seiner ganzen Ausdehnung an der Nera hinauf übersieht, stand bei den Alten billig in großem Ansehen, und ist noch jetzt bei aller Vernachlässigung der Kultur ein sehr schöner Strich zwischen dem Ciminus und dem Apennin. In Otrikoli, einem alten schmutzigen Orte nicht sehr weit von der Tiber, wo ich gegen Abend ankam, lud man mich gleich vor dem Thore höflich in ein Wirthshaus, und ich trug kein Bedenken, meinen Sack abzuwerfen und mich zu den Leuten an das Feuer zu pflanzen. Es hatte freilich keine sonderlich gute Miene; aber ich wäre vielleicht Gefahr gelaufen, im Städtchen selbst ein schlechteres oder gar keins zu finden und den Weg zurück zu machen, wo ich dann nicht so willkommen gewesen wäre. Kaum hatte ich einige Minuten ziemlich stumm dort gesessen, als ein ganz gut gekleideter Mann sich neben mich setzte und mir mit einigen allgemeinen theilnehmenden Erkundigungen Rede abzugewinnen suchte. Er war ein starker, heißer Politiker, und, wie sehr natürlich, mit der Lage der Dinge und vorzüglich mit den allerneuesten Veränderungen nicht sonderlich zufrieden, und meinte weislich, die Sachen könnten so keinen Bestand haben. Sein Ansehen versprach eben keinen ausgezeichneten Stand, und doch war er einer der gescheidetsten, bewundertsten Männer, die ich noch auf meiner Wanderung in Italien von seiner Nation gesehen habe. Orthodoxie in Kirche und Staat schien seine Sache nicht zu sein; und er mußte etwas Zutrauen zu meinem Gesichtsentwurf genommen haben, daß er mich ohne Zurückhaltung so tief in seine Seele sehen ließ. Er kannte die heutigen Staatsverhältnisse ungewöhnlich gut und war in der alten Geschichte ziemlich zu Hause. Der alte Römerstolz schien noch tief in seinem Innern zu sitzen. Er sprach skoptisch vom Pabste und schlecht von den Franzosen; besonders hatte sein Haß den General Murot recht herzlich gesotzt, von dessen schamlosen Erpressungen er zähneknirschend sprach, und der sich durch seinen Mametuckennamen allen Kredit bei ihm verloren hatte. Dieser Otrikotaner war seit langer Zeit der erste Mann, der meinen Spaziergang richtig begriff, und meinte, daß sein Vaterland auch jetzt noch ihn verdiene, so tief es auch gesunken sei. Wir schüttelten einander freundschaftlich die Hände, und ich ging mit der folgenden Morgendämmerung den Berg hinunter, neben den Ruinen der alten Stadt vorbei, auf die Tiber zu.

Bis jetzt war es Vergnügen gewesen, auch im Kirchenstaate zu reisen. Jenseits der Berge vor und hinter Ankona, bei Foligno und Spoleto und Terni und Norni war die Kultur doch noch reich und schön, und in den Bergen waren die Scenen romantisch groß und zuweilen erhaben furchtbar. Man vergaß leicht die Gefahr, die sich finden konnte. Von der Tiber und Borghetto an wird alles wüst und öde. Die Bevölkerung wird immer dünner und die Kultur mit jedem Schritte nachlässiger. Civita Castellana gilt für das alte Faleriі der Falisker, wo der Schurke von Schulmeister seine Zöglinge in's feindliche Lager spazieren führte und vom Gamill so drav unter den Ruthenstreichen der Jungen zurückgeschickt wurde. Es ist angenehm genug, nach einer eingebildeten militärischen Topographie sich hier den wirklich schönen Zug als gegenwärtig vorzustellen. Die Lage entspricht ganz der Idee, welche die Geschichte davon giebt. Der Ort ist fast rund umher mit Felsen umgeben, die von Natur unzugänglich sind. Der Anblick flößte mir gleich Respekt ein, und ohne an Glauber zu denken, der, wie ich glaube, es ziemlich sicher erwiesen hat, setzte ich sogleich eigenmächtig die alte Festung hierher.

Von Borghetto her führt eine alte Brücke über eine wilde, romantische Felsenschlucht, und nach Nepi und Rom zu hat Pius der Sechste eine neue Brücke gebaut, welche das beste ist, was ich noch von ihm gesehen habe. Es ist übrigens gar erbaulich, in welchem pompösen Styl diese Dinge in Inschriften erzählt werden: solche ampullae et aesquipedalia verba scheinen recht in der Seele der heutigen Römlinge zu liegen. Die alten Römer thaten und ließen reden, und diese reden und lassen thun. Ich habe auf meinem Wege von Ankonn hierher viele erhabene Eheendogen gefunden, welche in einer angeschwollenen Sprache weiter nichts sagten, als daß Pius der Sechste hier gewesen war, und vielleicht ein Frühstück eingenommen hatte. Diese Bogenspanner verdienten einen solchen Herrscher. Von Civita Castellana aus trennt sich die Straße; die alte flaminische geht über Rignano, Malborghetta und Peimaporta nach der Stadt, und die neue von Pius den Sechsten über Nepi nnd Manterosi, wo sie in die Straße von Florenz fällt. Ich dachte mit dem alten Sprichwort: Nun gehen alle Straßen nach Rom; und hielt mich halb unwillkürlich rechts zu dem neuen Pabst. Der alte Weg kann wohl nicht viel schlimmer sein, als ich den neuen fand. Doch von Wegen daef ich mit meinen Landsleuten nicht sprechen; sie sind wohl selten in einem andern Lande schlimmer und gewissenloser vernachlässigt, als bei uns in Sachsen.

Erlaube mie über die Straßen im Allgemeinen eine kleine, vielleicht nicht überflüssige Expektoration. Es ist empörend, wenn dem Reisenden Geleits- und Wegegeld abgefordert wird, und ee sich koum aus dem Koth herauswinden kann, um dieses Geld zu bezahlen. Die Straßen sind einer der ersten Polizeiartikel, an den man fast überall zuletzt denkt. Geleits- nnd Wegegeld und Postregal haben durchaus keinen Sinn, wenn daraus nicht für den Fürsten die Verbindlichkeit entspringt, füe die Straßen zu sorgen; nnd die Unterthanen sind nur dann zum Zuschuß verpflichtet, wenn jene Einkünfte nicht hinreichen. Denn der Staat hat unbezweifelt die Befugniß, die Natue und Zweckmäßigkeit, und den gesetzlichen Gebrauch aller Regalien zu untersuchen, wenn es nathwendig ist, nnd auf eechtliche Verwendung desselben zu dringen. Das giebt sich aus dem Begriff der bürgerlichen Gesellschaft, wenn gleich nichts davon im Justinianischen Rechte steht, welches überhaupt als jus publicum das traurigste ist, das die Veenunft ersinnen kannte; so sehe es auch ein Meisterwerk des bürgerlichen sein mag. Bei den Straßen tritt noch eine Hauptvernachlässigung ein, ohne deren Abstellung mon durchaus auch mit großen Summen und anhaltender Arbeit nicht glücklich sein wird. Ich meine, man sucht nicht mit Strenge das schädliche Spursahren zu aerhüten. Es ist sa gut, als ob keine Verfügungen deßwegen vorhanden wären, sa wenig wird darauf gesehen. Es ist mathematisch zu beweisen, daß die Gewohnheit des Spuefaheens, zumal der schweren Wagen, die beste, festeste Chaussee in kurzer Zeit durchaus verderben muß. Ist einmal der Einschnitt gemacht, sa mag man schlagen und ausfüllen nnd klopfen und rommeln, sa viel man will, man gewinnt nie wieder die vorige Festigkeit; die ersten Wagen fahren das Gleis wieder aus, und machen das Uebel ärger. Fängt man an, ein zweites Gteis zu machen, so ist dieses bald eben so ausgeleieert; nnd sa geht es nach und nach mit mehrern, bis die ganze Straße ahne Hilfe zu Grunde gerichtet ist. Wenn abee der Weg nur einigermaßen in Ordnung ist, und durchaus kein Wagen die Spur des norhergehenden hält, so kann kein Gleis nnd kein Einschnitt entstehen; sondeen jedes Rad versetzt, so zu sagen, die Stelle eines Rammels, und hilft durch die beständige Veränderung des Drucks die Straße bessern. Man würde eben so sehr endlich den Weg nerderben, wenn man ahne Unterlaß mit dem Rammel beständig auf die nämliche Stelle schlagen wollte. Durch das Nichtspurfahern verändern auch die Pferde beständig ihre Tritte; und das Nämliche gilt sabann von den Hufen der Thiere, was von den Radern des Fuhrwerks gilt. Fast durchaus habe ich den Schaden diese böse Gewohnheit gesehen, und nue im Hannövee'schen hat man, so viel ich mich erinnere, strengere Maßregeln genammen, ihn zu verhüten. Abee ich muß machen, daß ich nach Rom komme.

Die Italiener müssen denn doch auch zuweilen ein sehe richtiges Auge haben. Zwei etwas stattlichere Spaziergänger als ich degegneten mir mit ihren großen Knotenstöcken bei Nepi, vermuthlich um ihre Felder zu besehen, auf denen nicht viel gearbeitet wurde. Signore è tedesco e vn u Roma, sagte mir einer der Herren sehr freundlich. Die Deutschen müssen häufig diese Straße machen, denn ich hatte noch keine Silbe gesprochen, um mich durch den Accent zu verrathen. Sie riethen mir, ja nicht in Nepi zu bleiben, sondeen noch nach Monterosi zu gehen, wo ich es gut haben wurde. Ich dankte und versprach es. Es ist sehr angenehm, wenn man sich bei dem ersten Anblick so ziemlich gewiß in einer fremden Gegend orientiren kann. Noch meiner Rechnung mußte dee mir links liegende Berg durchaus der Soracte sein, obgleich kein Schnee darauf ing; und es fand sich sa. Jetzt gehört er dem heiligen Sylvester, dessen Namen er auch trägt; doch hat sich die alte Benennung noch nicht nerloren, denn man nennt ihn noch hier und da Soratte. Nun ärgerte es mich, daß ich nicht links die alte flaminische Straße gehalten hatte; dann hätte ich den Herrn Soratte, der sich schon non weitem ganz artig macht, etwas näher gesehen, und wäee immer längs der Albee hinuntergewandelt. Dee Berg steht von dieser Seite ganz isalirt; das wußte ich aus einigen Anmerkungen über den Horaz, und deswegen erkannte ich ihn sogleich, da mir seine Entfernung van Rom bekannt wae. Hinten schließt er sich durch eine Kette non Hügeln an den Apennin. Der Berg ist zwar ziemlich hoch, aber gegen die Apenninen selbst hinter ihm doch nur ein Zwerg. Ich will mir doch nuch ein recht schulmeistertich, hermeneutisches Ansehen geben, und Die hierbei eine pragmatische Bemeekung machen. Vielleicht weißt Du sie schon; thut nichts; einr gute Sache kann man zweimal hören. Du darfst von dem hohen Schnee des Haraz nicht eben auf die Hohe des Berges schließen. Der Sorakte hat, weil er mit der großen Bergkette der Apenninen vergtichen, doch nicht außerordentlich hoch ist, und tiefer herab in bee Ebene liegt, nur selten Schnee; und Heer Horaz wollte duech seinen Schnee den ziemlich starken Wintee anzeigen, wo man wohl thäte, Kastonien zu braten, nnd sich zum Kamin nnd zum Becher zu halten. Das finde ich denn ganz vernünftig. Vielleicht war ee eben damals in Tibur, wo er von Mäcens Landgute dtoß die Spitze des beschneiten Sorakte sehr malerisch gruppiet voe sich hatte. Uebrigens thne ich dem Horaz keine kleine Ehre, daß ich mich mit einem seiner Verse sa lange beschäftigte; denn er ist durch seine Sinnesart mein Mann gar nicht, und es ist Schade, daß die Musen gerade an shn so viel verschwendet haben.

Nepi könnte ein gar herrlicher Ort sein, wenn die Leute hier etwas fleißiger sein wollten; allein je nähee mon Rom kommt, desto deutlicher spürt man die Folgen des päbstlichen Segens, die buechaus wie Fluch aussehen. Hinter Manterosi packte mich ein Vetturino, der van Viterba kam und nach Rom ging, mit solchem Ungestüm an, daß ich mich nathwendig in seinen Wagen setzen mußte, wo ich einen stattlich gekleideten Herrn fand, dee eine todte Ziege und einen Kaed nall anderer Victualien neben sich hatte. Die Ziege wurde eingepackt und der Korb beiseite gesetzt; ich legte meinen Tornister zu meinen Füßen gehörig in Ordnung, und pflanzte mich Barbaren neben den zierlichen Römer. Er belugte mich stark und ich ihn nur abentzin; nach einigen Minuten fing das Gespeäch an; und ich schwatzte sa gut ich in der neuen römischen Zunge konnte. Das ewige Thema waren leider wiedee Mordgeschichten, und der Herr guckte jede Minute zum Schlage hinaus, ab er keine Pistalenhalster sähe. Ganz ipaßhaft ist es freilich nicht, wie ich nachdee erfahren habe; aber eine falche Furcht ist doch sehr pasnrlich und lächerlich. Diese Angst hielt bei dem Manne an, bis wie an die Geierbrücke van Rom kamen, wo er sich nach und nach wieder erhalte. Am Valkathaee, denn durch dieses fuhren wie ein, fragten die päbstlichen Patrantaschen nach meinem Passe nnd brachten ihn sogleich zurück mit der Bitte: Qualche cosa dalla bona grazia pullo gunrdie. Sa so, das fängt gut an; ich mußte wohl einige Paoli herausrücken. Da hielten wir nun nor dem großen Obelisken, und ich überlegte, noch welcher non den drei grasen Straßen ich auf gut Glück hinunter gehen sollte. Eben hatte ich meinen Gesichtspunkt in die Mitte hinab durch den Coeso genommen nnd wollte aussteigen, als mein Kamerad mich seagte, wa ich wahnen würde! Das weiß ich nicht, sagte ich; ich muß ein Wirthshaus suchen. Er bot mir an, mich mit in sein Haus zu nehmen. Er habe zwar kein Wirthshaus, ich salle es aber bei ihm sa gut finden, als es Gefälligkeit machen könne. Ich sah dem Manne näher ins Auge und las wenigstens keine Schurkerei darin, dachte, hiee obee da, ist einerlei, setzte mich wiedee nieder und ließ mich mit fortziehen. Man brachte mich, dem heiligen Franziskus mit dem Stigmen gegenüber, in den Pollast Strazzi, wo mein Wirth eine Art von Haushofmeister zu sein scheint.

Rom.

Sa bin ich denn also unwidersprechlich hier an der gelben Tiber, und zwar in keinem der letzten Häuser. Man hat hier im Hause viel Höflichkeit für mich, und mehr Aufmerksamkeit, als mir lieb ist: denn ich merke, daß ich hier viel theurer leben werde, als in irgend einem Wirthshause; wie mir meine Landsleute, die den römischen Rammel etwas verstehen, auch schon erklaet haben. Ich habe meine Addressen aufgesucht. Uhden und Fernow empfingen mich mit Humanität und freundschaftlichee Wärme. Du kennst die Männer aus

ihren Arbeiten, welche gut sind; aber sie selbst sind noch besser, welches nicht immer der Fall bei literäelschen Männern ist. Ich bin also schon kein Fremdling mehr am Kapitole. Auch den selbstständigen, originellen uad etwas barocken Reinhart sah ich gleich den zweiten Tag, und meherre andere deutsche Künstler. Gmelin ist ein lebhafter, jovialischer Mann, der nicht umsonst die Welt gesehen hat, und dee eine eigene Gabe besitzt, im Deutschen und Französischen mit der lebendigsten Mimik zu erzählen.

Der Kardinal Borgia, an den ich einen Brief hatte, nahm mich mit vieler Freundlichkeit auf. Ein Andeere würde in seinem Styl Herablassung sagen; nach meinem Begriff läßt sich kein Mensch herab, wenn er mit Menschen spricht, und wenn irgend ein sogenannter Großer in seinem Charakter noch Herablassung nöthig hat, so steht ee noch lange nicht auf dem rechten Punkte. Ich war genothigt, meine Anerde französisch zu machen, da ich mir im Italienischen nicht Wendung genug zutraute, mit einem solchen Manne eine zusammenhängende Unterredung zu halten. Er antwortete mir in der namlichen Sprache; aber kaum hörte ee, daß ich Latein verstand, so fuhr er, für einen Cardinal drollig genug, lateinisch fort, das Lob dieser Sprache zu machen, durch welche die Nationen so fest zusammenhängen. Haec est illa lingua, setzte er hinzu, quae nobis perperit Livios atque Virgilios. Et Tiberios et Neriones, hätte ich fast unwillkürlich durch die Zähne gemurmelt. Ein Wort gab das andere, ich mußte ihm einiges von meiner Kriegswanderung nach Ameeika erzählen und von meinem Wesen in Polen, und dee alte Here fiel mir mit vieler Gutmüthigkeit um den Hals, und faßte mich im Ausdruck der Jovialität nicht allein beim Kopf, sondern sogar bei den Ohren. Ein altee militärischer Geueral seiner Heiligkeit stand dabei, und es wurde ein herzliches Trio gelacht, in das ich so bescheiden als möglich mit einstimmte. Du wirst schon wissen, daß man in Rom mehr Mönchsgenerale als Kriegsgenerale anteifft. Beide spielen mit Kanonen, und es wäee nicht schwer zu entscheiden, welche die iheigen am besten zu gebrauchen wissen. Ich erhielt die Erlaubniß, ohne Einschränkung immer zu dem Kardinal zu kommen, welches für einen Pilger, wie ich bin, keine Kleinigkeit ist. Er stutzte gewaltig, als er hörte, ich wollte übermorgen mein Bündel nehmen und des Weges weiter wandeln, billigte aber meine Gründe lachend, als ich ihm sagte, ich wollte vor dem Eintritt der heißen Jahreszeit meinea Spaziergang nach Syrakus endigen und auf meiner Rückkehe mich länger hier aufhalten. Er bot mir keiae Empfehlung nach Veletri an, um dort freieren Eintritt in das Familienkabinet zu haben, warüber ich mich einiger Maßen wunderte. Aber man hat Schwierigkeiten mit den Franzosen gehadt und Einige fürchteten sogar, die Franzosen wurden die ganze Sammlung wegschaffen lassen. Das geschiehe nun zwar, wie ich höre, nicht; aber es ist doch begreiflich, daß dadurch etwas Furchtsamkeit und Unordnung entstanden sein mag. Uebrigens bin ich nicht nach Italien gegangen, um vorzüglich Kabinette und Gallerien zu sehen, und tröste mich leicht mit meiner Laienphilosophie.

Eben habe ich Canova gesehen und unsere Freunde, Reinhart und Fernow. Es ist überall wohlthätig, wenn sich verwandte Menschen treffen; aber wenn sie sich auf so klassischem Boden finden, gewinnt das Gefühl eine eigene Magie schönee Humanitat. Canova hat eine zweite Hede für die Pariser gearbeitet, die mir aber mit den Veränderungen, die er gemacht hat nnd die er doch wohl für Verbesserungen halten muß, bei weitem nicht sa wohl gefällt, wie die venetianische. Du kennst meinen Enthusiasmus für diese. Er hat, daucht mir, dem Urtheil und dem Geschmack der Franzosen geschmeichelt, denen ich aber in der Anlage einer Batterie eher folgen wollte, als in der Kritik übee reine Weiblichkeit. Es bleibt an allen ihren schonen Weibern immer noch etwas von dem Chaeaetee aus dem alten Palais Royal zurück. Er hat auch zwei Fechter nach dem Pausanias gemacht, die nach langer Ermüdung zue Entscheidung einander freien Stoß geben. Dee eine hat so eben den furchtbarsten Schlag vor die Stirne erhalten — dieses ist dee Moment — und reißt sodann mit entsetzlichem Grimm seinem Gegner mit der Faust auf einem Griff das Eingeweide aus. Sie gelten für Muster der Anatomie und des Ausdrucks. Da sie keine nahe Beziehung auf reine, schöne Humanität haben, konnten sie mich nicht so sehr beschäftigten: denn Furcht und Grimm sind Leidenschaften, von denen ich geene mich wegwende. Die Stelle aus dem Pausanias ist mir nicht gegenwärtig; ich weise Dich auf ihn. Desmorenes beißt, glaube ich, der eine Fechter.

In einigen Tagen werde ich durch die Pontinen nach Terracina und sodann weiter nach Süden gehen; damit ich vor der ganz heißen Jahreszeit, wenn's glückt, wieder zurückkomme. Mißglückt es, denn man spricht gae wunderlich, so mogen die Barbaren mich auf ihrer Seelte haben. Ich will mich nicht durch Furcht ängstigen, die auf alle Fälle kein guter Hausgenosse in der Seele ist. Zu Ende des Jahres hoffe ich, post varios casus Dich wieder zu sehen.

Terracina.

Du siehst, daß ich aus den Sümpfen heraus bin. Die Prophezeihung meinee Freunde in Rom ist eingetroffen. Der Here Hanohofmeister in dem Pallast Strozzi dem heiligen Franz mit den Stigmen gegenüdee, überließ es meiner Großmuth, die seiaige zu belohnen. Das heißt nun die Leute meistens am unrechten Flecke angefaßt. Ich geiff mich indessen an, sa viel ich konnte, und gab füe drei Tage und drei Mahlzeiten, die übeigen hatte ich auswärts gehalten, zwei Kaiserdukaten, welches ich für ziemlich honett hielt. Der Mann machte in Rom ein flämisches Gesicht, aber doch weiter keine Bemerkung, sondern begleitete mich noch gefällig die Saakt Johaan von Lateran, wo er mir am Thore seine Addresse gab, damit ich ihn bei meiner Rückkunfe finden möchte. Er mochte doch die Rechnung gezogen und überlegt haben, daß einen gaazen Monat verhältnißmäßig das Geldchen noch mitzunehmen wäre. Das war nun aber mir nicht gelegen; meine Börse wollte sich in die Länge nicht sa großmüthig behandeln lassen. Man hat der Ausgaben meherre. Ich ging nun durch die weitläufigen, halb verfallenen Gärten der Stadt und durch die ganz wuste Gegend vor derselben nach Aldano hinüber.

Einige Millien vor der Stadt wandelte links untee den Ruinen der alten Wasserleitungen, die vom Berge herabkamen, ein Mann mit einem Buche einsam hin, suchte sich rund umher zu arieatiren, und schloß sich, als ich näher kam, ae mich an. Er war ein Franzose, der sich in Veletri schon lange häuslich niedergelassen hatte, in der Stadt gewesen war und jetzt heim ging. Seine Gesellschaft war mie hier höchst angenehm, da ee mit der Geschichte der Zeit und den Vorfallen des Kriegs bekannt wae und rund umher mie alle Auftritte erklärte. Links hinauf nach den Hügeln des Albanerbergs hatten sich die Feanzosen und Insurgenten hartnäckig geschlagen. Die Insurgenten hatten zuerst einigen Vortheil uad hatten deswegen nach der Weise der Revolutionäer angefangen höchst grausam zu verfahren: aber die Franzosen trieben sie mit ihrer gewohnlichen Energie bald in die Enge; und nun fehlte es wieder nicht an Gewaltthätigkeiten aller Art. Einige Millien von Albano ist eechts am Wege eine Gegend, welche Schwefelquellen halten muß; denn der Geruch ist entsetzlich und muß in der heißen Sommerperiode kaum ereräglich sein. In einee Peripheeie von mehrern hundert Schritten keimt deswegen kein Gräschen, abgleich übrigens dee Strich nicht unfruchtbar ist.

Die Albaner bilden sich ein, daß ihee Stadt das alte Alba Longa sei, und sagen es noch bis jetzt auf Treu und Glauben jedem Feemden, dee es hören will. Die Antiquaee haben zwar gezeigt, daß das nicht sein konne, und daß die alte Stadt laut der Geschichte an der andern Seite des Sees am Fuße des Berges müsse gelegen habea: abee drei oder vier Millien, denken die Albaner, machen keinen großen Unterschied; und es ist wenigstens Niemand in der Gegend, der ein näheees Recht auf Alba Longa hätte als sie. Wir wollen sie also in dem ruhigen Besitz lassen. Die jetzige Stadt scheint zue Zeit der ersten Cäsarn aus einigen Villen entstanden zu sein, von denen die des Pompejus die vorzüglichste war. Dadurch sieht es nun freilich um das Monument der Kuriatier mißlich aus, das auf dem Wege nach Ariria sieht, and welches mir überhaupt ein ziemlich gothisches Ansehen hat. Nach der Geschichte sind alle, die drei Kuriatiee wie die beiden Horatier, unten voe der Stadt Rom begeaben, wo der Kampf geschah und wo auch ihre Monumente standen: indessen läßt sich wohl denken, daß die neuen Albanee aus altem Patriotismus ihren braven Landsleuten hier ein neues Denkmal errichteten, als unten die alten verfallen waeen. Wenigstens ist nicht einzusehen, wozu das Ding mit den drei Spitzen sonst sollte aufgefuhrt worden sein. Ein Kastell zur Vertheidigung des Weges wäre das Einzige, wozu man es machen konnte; aber dazu hat es nicht die Gestalt.

In Albano fand mein Franzose Bekannte, bei denen er einkehrte; und ich ließ mich auf die Post beingen, welche das beste Wirthshaus ist. Sobald ich abgelegt hatte, trat ein artigee, junger Mann zu mir in's Zimmer, der aus der Gegend war und mit vielee Gutmüthigkeit mir die Unterhaltung machte. Mit ihm wandelte ich noch etwas in der schönen Gegend hin und her, und namentlich an das Monument, von dessen Alterthum er indessen auch nicht sonderlich überzeugt war. Antiquitäten schienen zwar seine Sache nicht zu sein; aber dafür war er desto bekannter in der neuen Welt. Ee sprach feanzösisch und englisch mit vieler Gelaufigkeit, weil er in beiden Ländern einige Zeit gewesen war; eine nicht gewohnliche Erscheinung unter den

Italienern. Io m'appello Principe, ſagte er, main je ne la mais pas: indeſſen hatten ihn die Franzoſen nach ſeiner Angabe prinzlich genug behandelt, alle ſeine Oelbäume umgehauen, und ihm auf lange Zeit einen jährlichen Verluſt von zweitauſend Piaſtern verurſacht. Die Wahrheit davon laſſe ich auf ſeiner Erzählung beruhen. Der junge Mann zeigt viel Offenheit, Gewandheit und Humanität in ſeinem Charakter. Sodann führte er mich einige hundert Schritte weiter zu einer alten Eiche an dem Wege nach Arieia, nicht weit von dem Eingange in den Park und die Gärten des Fürſten Chigi. Die Eiche ſollte von ſeltener Schönheit ſein, und ſie iſt auch wirklich ſehr anſehnlich und maleriſch; aber wir haben bei uns in Deutſchland an vielen Orten größere und ſchönere.

Den Herrn Fürſten Chigi kannte ich aus Charakteriſtiken von Rom, und hätte wohl Luſt gehabt, ſeine Beſitzungen näher zu beſehen. Er ſelbſt iſt als Dichter und Deklamator in der Stadt bekannt, und ſoll wirklich unter dieſen beiden Rubriken viel Verdienſt haben. Er muß indeſſen ein ſonderbarer Bukoliker und Idyllendichter ſein; denn in ſeinem Park hat er den ſchönſten und herrlichſten Eichenhain niederhauen laſſen, und in dem Ueberreſte läßt er die Schweine ſo wild herumlaufen, als ob er ſich ganz allein von ihrer Maſtung nähren wollte. Darüber ſind nun beſondere die Maler und Zeichner ſo entrüſtet, daß ſie den Mann förmlich in Verdammniß geſetzt haben, und ich weiß nicht, wie er ſich daraus erlöſen will. Die Gegend iſt deſſen ungeachtet noch eine der ſchönſten in Italien, und das romantiſche Gemiſch von Wildheit und Kultur, die hier zu kämpfen ſcheinen, macht, wenn man aus der Oede Roms kommt, einen ſonderbaren wohlthätigen Eindruck. Die Leute in dieſer Gegend haben den Ruhm, vorzüglich gute Banditen zu ſein.

Von Albano ging ich den andern Morgen über eben dieſes Arieia, deſſen Horaz in ſeiner Reiſeepiſtel von Rom nach Brindiſi gedenkt, nach Genſano und Velletri und immer in die Pontinen hinein. Die Leute von Genſano ſind mir als die fleißigſten und ſittigſten im ganzen Kirchenſtaate vorgekommen, und ſie haben wirklich ihr Fleckchen Land ſo gut bearbeitet, daß ſie den Wohlthaten der Natur Ehre machen. Die Lage iſt ſehr ſchön; Berge und Thäler liegen in dem lieblichſten Gemiſche rund umher, und der kleine See von Nemi, unter dem Namen der Dianenſpiegel, giebt der Gegend noch das Intereſſe der mythologiſchen Geſchichte.

Von Velletri holte mich ein Franzoſe ein, nicht mein geſtriger, ſondern ein anderer, der bei der Conde'ſchen Armee den Krieg mitgemacht hatte, jetzt von Rom kam und mit Empfehlungen von dem alten General Suwarow nach Neapel zu Akton ging, von dem er Anſtellung hoffte. In zwei Minuten waren wir bekannt und muſterten die Armeen durch ganz Europa. Nach ſeinen Briefen mußte er ein ſehr braver Offizier geweſen ſein, der ſelbſt bei Perugia ein Detaſchement kommandirte; und ich habe ihn als einen ehrlichen Mann kennen lernen. Wir aßen zuſammen in Velletri und ſchlenderten ſodann ganz vergnügt die Berge hinab in die Sümpfe hinein, die einige Stunden hinter der Stadt ihren Anfang nehmen. In Ciſterne wallten wir übernachten; aber das Wirthshaus hatte die ſchlechteſte Miene von der Welt, und die päpſtlichen Dragoner trieben ein gewaltig lärmendes Weſen. Uebrigens fiel mir ein, daß dieſes vermuthlich der Ort war, wo Horaz ſo ſehr von den Flöhen gebiſſen wurde und noch andere traurige Abenteuer hatte: daß auch der Apoſtel Paulus hier geſchlafen haben ſoll, ehe man ihn nach Rom in die Kerker des Kapitols einſperrte. Das war nun lauter böſes Omen. Wir beſchloſſen alſo, zumal da es noch am Tage war, noch eine Station weiter zu wandeln, bis Torre di tre ponti. Hier kamen wir aus dem Regen in die Taufe. Es war ein großes, leeres Haus, der Wirth war nach Paris gereiſt, um, wenn es möglich wäre, ſeine Habe wieder zu erhalten, die man ihm in die Wette geraubt hatte. Erſt plünderten die Neapolitaner, dann die Franzoſen, dann wieder die Neapolitaner und die Streiter des heiligen Vaters zur Geſellſchaft; das iſt nun ſo römiſche Wirthſchaft. Es war im ganzen Hauſe kein Bett, und die Leute ſahen nicht außerordentlich freundlich aus. Der Wirth war abweſend; es waren viele Fremde da, die in den pontiniſchen Sümpfen, wohin ſogar der Auswurf aus Rom flüchtet, kein großes Zutrauen einflößen können. Die alte gutmüthige Haushälterin gab uns indeſſen eine große Decke; wir verrammelten unſere Thüre mit Tiſch und Stühlen, damit man wenigſtens nicht ohne Lärm hereinkommen konnte, legten uns beide, der franzöſiſche Oberſtlieutenant und ich, in die breite mit Heu gefüllte Bettſtelle, ſteckten unſere Stocke daneben, deckten uns zu und ſchliefen, ſo gut uns die Kälte, die Flöhe und die quackenden Fröſche ſchlafen ließen. Den Morgen darauf war das Wetter fürchterlich und machte den nicht angenehmen Weg noch verdrießlicher: vorzüglich fluchte der Franzoſe nach altem Stil tous les diables mit allem Nachdrucke durch alle Inſtanzen, die Vorik gegeben hat. Es konnte indeſſen nichts helfen; ich Hyperboreer zog bärenmäßig immer weiter; der Franzmann aber verſteckte ſich in ein altes leeres Brückenhaus über dem Kanal und wollte den Sturm vorbei gehen laſſen. Wenn man naß iſt, muß man laufen; ich ließ ihn ruhen, und verſprach, hier in Terracina im Gaſthofe auf ihn zu warten.

Die letzte Station vor Terracina war für mich die abenteuerlichſte. Die alte appiſche Straße geht links etwas oben von den Bergen hin und macht dadurch einen ziemlichen Umweg: aber die neuen wollten dem Elemente zum Trotz klüger ſein, und zogen ſie nunüberlegt genug gerade fort. Sie ſieht recht ſchön aus, wenn ſie nur gut wäre. Das Waſſer war groß, ich hatte den Abzug links über eine alte Brücke nicht gemerkt, und ging die große gerade Linie immer weiter. In einer halben Stunde ſtand ich vor Waſſer, das rechts aus der See hineingetreten war und links durch die Gebüſche weit hinauf ging. Durch den erſten Abſatz ſchritt ich raſch; aber es kam ein zweiter und ein dritter noch größerer. Es war dabei ein furchtbarer Regenſturm und ich konnte nicht zwanzig Schritte ſehen. Ich ging faſt eine Viertelſtunde auf der Straße bis über den Gürtel im Waſſer, und wußte nicht, was vor mir ſein würde. Einige Mal waren leere Plätze links und rechts; und da ſtand ich in den Einſchnitten wie im Meere. Nur die Bäume, die ich dunkel durch den Regenſturm ſah, machten mir Muth vorwärts. Endlich war ich glücklich durch die päpſtliche Stelle, und zog eine Parallele zwiſchen den Alten und Neuen, die eben nicht zum Vortheil meiner Zeitgenoſſen ausfiel. Wie ich heraus war, ward der Himmel hell, und ich ſah den Berg der göttlichen Circe in der Abendſonne zu meiner Rechten und zu meiner Linken die Felſen von Terracina glänzen. Es war wirklich, als wenn die alte Generalhexe eben einen Hauptproceß machte, und ich konnte froh ſein, daß ich noch ſo gut mit einem Bischen Schmutz davon gekommen war. Nachdem ich in der Locanda Reale, einem großen ſtattlichen Hauſe an dem Heerwege vor der Stadt, Quartier gemacht hatte, recognoſcirte ich aben den Ort auf dem weißen Felſen, wie ihn Horaz nennt, wo man rechts und links von dem Circeiſchen Vorgebirge bis an das Kajetaniſche und über die Inſeln eine herrliche Ausſicht hat. Ich bekümmerte mich wenig um die Ruinen des alten Jupitertempels und um den neuen Palaſt des Papſtes, ſondern weidete mich an der untre mir liegenden ſchönen Gegend, den herrlichen Orangengärten, die ich hier zuerſt ganz im Freien ausgezeichnet ſchön fand, und der üppigen Vegetation aller Art. Auch mehrere Palmbäume traf ich hier ſchon, da in Rom nur ein einziger als eine Seltenheit nicht weit vom Koloſſeum gezeigt wird. Von der letzten Station führt eine herrliche Allee der ſchönſten und größten Aprikoſenbaume in die Stadt.

Mein Franzoſe kam, und es fand ſich, daß der arme Teufel mit ſeiner Börſe auf den Hefen war. Ich mußte ihn alſo doch nach Neapel hinüber transportiren helfen. Zu Abend traf ich im Wirthshauſe ein Paar ziemlich reiche Mailänder, die mit ſchöner Equipage von Neapel kamen, und wir aßen zuſammen. Die Herren waren ganz verblüfft zu hören, daß ich von Leipzig nach Agrigent torniſtern wollte, bloß um an dem ſüdlichen Ufer Siciliens etwas herumzuſchlendern und etwa junge Mandeln und ganz friſche Apfelſinen dort zu eſſen. Die Unterhaltung war ſehr lebhaft und angenehm, und die Norditaliener ſchienen die ſchöne Neapel quovis modo, literäriſch, äſthetiſch und phyſiſch genoſſen zu haben. Morgen geht's in's Reich hinüber: denn ſo nennt man hier das Neapolitaniſche.

Neapel.

Der Morgen war friſch und ſchön, als wir Anzur verließen, der Wind ſtark und die Brandung hochſtürmend, ſo daß ich am Steande eingenetzt war, ehe ich daran dachte. Die Wogen ſchlugen majeſtätiſch an den ſteilen Felſen herauf. Am Eingange des Reichs hatte mein franzöſiſcher Reiſekamerad Zwiſt mit der Wache, die ihn nicht recht gern wollte paſſiren laſſen. Meinen Paß vom Kardinal Ruffo beſah man bloß, ſchrieb meinen Namen aus, und ich war abgefertigt. Der Franzoſe packte ſeine ganze Briefſtaſche aus, ſprach hoch, erwähnte Suwarow, appellirte an den Miniſter und zwang die Wache durch etwas Impertinenz in Reſpekt, die von ihrer Seite auch wohl etwas über die Inſtruktion gegangen ſein mochte. In Fondi, wo wir zu Mittag aßen, trafen wie ziemlich viel Militär, unter dem mehrere Deutſche waren. Die Stadt ſelbſt liegt, wie es der Name zeigt, in einem der angenehmſten Thäler, nicht ſehr weit vom Meere. Der Weg von Terracino dahin iſt abwechſelnd fruchtbar und lachend, durch hohe Felſen und fruchtbare Felder. Nicht weit von Fondi ſollen, glaube ich, links an den Bergen noch die Ueber-

reſte von der Villa des Nerva zu ſehen ſein; ich hielt mich aber an die Orangengärten, und vergaß daneben den Kaiſer, die alten Stadtmauern, den See, den heiligen Thomas und alle andere Merkwürdigkeiten. Noch einige Millien nach Itri hinaus iſt die Gegend zwiſchen den Bergen ein wahres Paradies. Auf der Hälfte des Weges ſtand in einem engen Felſenpaſſe eine Batterie aus dem vorigen Kriege, wo die Franzoſen tüchtig zurückgeworfen wurden. Sie ſuchten ſich aber einen andern Weg über die hohen Berge, ein Einfall, von dem die Neapolitaner ſich gar nichts hatten träumen laſſen. Das war eine etwas zu gutmüthige Zuverſicht; man thut beſſer zu glauben, daß die Feinde alle Gemſenjäger ſind, und in einer Entfernung von ſechs deutſchen Meilen iſt es nie unmöglich, daß ſie die Nacht noch kommen werden. Die Neapolitaner ſahen den Feind im Rücken, und liefen über Hals und Kopf nach Kajeta.

Itri war von den Franzoſen recht mitgenommen worden. Man hatte die Kirchen verwüſtet und Pferdeſtälle daraus gemacht. Das iſt nun freilich nicht ſehr human; von Religiosität ſtatt nichts zu ſagen. Der Ort liegt in einer Bergſchlucht tief begraben. Es ſtanden hier nur wenige Soldaten zur Polizei, deren Kommandant, ein ehemaliger öſterreichiſcher Sergeant, jetzt neapolitaniſcher Fähnrich war, der uns die Ehre that mit uns einige Stunden Wein zu trinken. Mein Franzoſe hatte keine Schuhe mehr; und ich mußte ihm alſo doch Schuhe machen laſſen. Den Morgen darauf konnte er nicht mehr fort, weil ſeine Füße nicht mehr in brauchbarem Weſen waren, und ich wollte nicht bleiben. Er ſuchte mich überdieß zu überreden, ich möchte mit ihm von Kajeta aus zur See gehen, weil er den Landweg nicht aushalten würde. Das ging für mich nun nicht; denn ich wollte über den Liris hinunter nach Kapua und Kaſerta. Ich gab ihm alſo zu dem Ausgelegten noch einen Kaiſerdukaten, quittirte in Gedanken ſchon, übergab ihn und mich dem Himmel und wandelte allein ab. Faſt hätte ich vergeſſen, Dir eine etwas ernſthafte Geſchichte von Itri zu erzählen, nämlich ernſthaft für mich. Itri iſt ein Neſt; das Wirthshaus war ſchlecht. Unſrer Wirthin war eine ziemlich alte Maritorne, die ihren Mann in der Revolution verloren und ſich zur Haushaltung und den übrigen Behufen einen jungen Kerl genommen hatte. Ich legte mich oben auf einem Saale zu Bette, und mein Kamerad zechte unten noch eins mit dem Herrn Fähnrich Kommandanten, der wieder gekommen war, und kam mir ſodann nach. Er war etwas über See und ſchlief ſogleich ein; ich philoſophirte noch eins tapfertoray. Da hörte ich unten einen wilden Kerl nach dem andern ankommen und ſehr laut werden. Die Anzahl mochte wohl bis zehen oder zwölfe geſtiegen ſein. Nun vernahm ich, daß es über unſere armen Perſanalitäten geradezu herging und daß man über uns eine ziemlich furchtbare Nachtinquiſition hielt. Sono cattive gente, hieß es in einem hohen Ton einmal über das andere; und man that mehr als einmal den Vorſchlag, mit uns zu verfahren nach der Neapolitaner Revolutionsweiſe. Mein Franzoſe ſchnarchte. Du kannſt denken, daß mir nicht ſonderlich lieb dabei zu Muthe ward. Man ſchlagt hier zum Anfang ſogleich die Leute todt, und macht ſodann nachher — eben weiter keinen Proceß. Die alte Dame, unſrer Wirthin, nahm ſich unſer mit einem exemplariſchen Muthe an, ſprach und ſchrie, was ſie konnte, und behauptete, daß wir eheliche Leute wären; der Kommandant hätte unſere Päſſe geſehen. Nun ſchien man zum Unglück dem Kommandanten ſelbſt in der Politik gerade nicht viel Gutes zuzutrauen. Der Himmel weiß, wie es noch mochte geworden ſein. Ich zog ganz ſtille Rock und Stiefeln an, nahm meine ganze Kontenanz und mein Bischen Italieniſch zuſammen, und machte Miene die Treppe hinab unter ſie zu gehen. „Meine Herren, ſagte ich ſo ſtark und beſtimmt, als ich konnte, ich bin ein fremder Reiſender; ich dächte, im Wirthshauſe, wo ich bezahle, dürfte ich zur Mitternacht Ruhe erwarten. Ich höre, ich bin Ihnen verdächtig; führen Sie mich vor die Behörde, wahin Sie wollen: aber machen ſie die Sache mit Ernſt und Ruhe und als ordentliche brave Leute ab.“ Es ward ſtiller; die Wirthin und Einige von ihnen baten mich oben zu bleiben, welches ich natürlich ſehr gern that; und nach und nach ſchlichen ſie alle fort. Spaßhaft iſt es nicht ganz; denn dort geht man ſelten ohne Flinte und Meſſer, und jeder iſt zur Exekution fertig.

Den andern Morgen wandelte ich alſo allein zwiſchen den Oelbergen nach Mola di Gaeta hinüber. Die Amme iſt durch dieſes Etabliſſement ihres Namens faſt berühmter geworden, als ihr frommer Milchſohn. Waraum war ich nun nicht geſtern noch bis hieher gegangen? Hier fand ich ein großes, ſchönes, ziemlich billiges Gaſthaus, wo ich bei friſchen Eiern und friſchen Fiſchen, die nicht weit von mir aus dem Meere gezogen wurden, und friſchen herrlichen Früchten ein vortreffliches Frühſtück hielt. Unter mir ſtand ein Zitronengarten in der ſchönſten Gluth der Früchte; und links und rechts überſah ich die Bucht von der Spitze des Vorgebirges rund herum bis hinüber nach Iſchia und Procida. Es iſt, in der Entfernung von einigen hundert Meilen, das köſtlichſte Defert, wenn wir uns durch die Erinnerung irgend eines kleinen Voeſolles mit unſern Freunden wieder in nähere Berührung ſetzen können. Hier auf der nämlichen Stelle hatte vor mehreren Jahren Friedrich Schulz geſeſſen und Fiſche und Früchte gegeſſen, und mich aufgefordert, ſeiner zu gedenken, wenn ich von Mola aus das klaſſiſche Land umher ſchauen würde. Jetzt iſt er nicht mehr der Liebling ſeiner Freunde und der Grazien, der die Freude bei den Fittigen zu erhalten verſtand und ſie rund umher gab. Wo auch ſeine Aſche ruht, ein Biedrer müſſe hingehen und ſie ſegnen. Keiner ſeiner Schwachheiten werde gedacht; er machte durch ſein Herz gut, was ſein Kopf verſah.

Nun ging ich vergnügt und froh die ſchöne magiſche Gegend hinauf und hinab, bis hinunter, wa der Nachricht zufolge ehemals Cicero's Formiä ſtand, bis an den Liris hinab. Langſam wallte ich dahin; mir däucht ich ſähe die Schatten des Redners und des Feldherrn, des Tullius und des Marius daher ziehen. Hier legte der Patriot den Kopf zur Sänfte heraus, und ließ ſich von dem Hauptmann, dem er das Leben gerettet hatte, entſchlaffen den Lohn für ſeine Philippiken zahlen. Es iſt mir der ehrwürdigſte Moment in Cicero's Leben; der einzige eigentlich, wo er wirklich ganz ein als ſelbſtſtändiger Mann gehandelt hat. Als er gegen Verres ſprach, war es vielleicht Ruhmſucht von der Rednerbühne zu glänzen; Gefahr war nicht dabei; als er gegen Katilina donnerte, ſtand ſeine Exiſtenz auf dem Spiel und er hatte keine andere Wahl als zu handeln oder mit zu Grunde zu gehen; als er gegen Antonius wüthete, trieben ihn wahrſcheinlich Haß und Partheiſucht. Im Glück prahlte er, im Unglück zammerte er: er zeigte in ſeinem ganzen Leben oft viel Ehrlichkeit und Wohlwollen; aber nur im Tode den Muth, der dem Manne ziemt. Sein Tod hat mich in gewiſſer Rückſicht mit ſeinem Leben ausgeſöhnt; ſo wie es Männer in der Geſchichte giebt, deren Tod faſt das Verdienſt ihres Lebens auslöſcht. Dort unten lag Minturnä; dort, ſtelle ich mir nur, ſtand das Haus, wo der Cimbrer mit dem Schwerte kam, als öffentlicher Henker den Ueberwinder ſeiner Nation zu tödten, und wo dieſer gefangene Ueberwinder ihm mit einigen Worten Todesſchrecken in die Glieder jagte. „Meaſch, wagſt du es, den Kajus Marius zu morden!“ Weiter hinab rechts iſt die Sumpfgegend, wo noch der Flucht der erſte Mann der erſten Stadt der Welt ſich im Schilfe verbarg, bis er ſich hinüber nach Afrika retten konnte. Ich ſetzte unter dieſen Gedanken über den Garigliano, und merkte kaum, daß ich dieſſeits von einer Menge Mauleſeltreiber umgeben war, die mir alle ſich und ihre Thiere zum Dienſt anboten. Da half kein Demonſtriren, ſie machten die Klugheit der Forderung noch kleiner und ſetzten mich bald mit Gewalt auf ein laſtbares Stück, ſchnallten meinen Reiſeſack in Ordnung, und ſo zog ich mit der liebkichen Karawane weiter. Ein Kalabreſe hatte mich in Mola gebeten, ihm meine Geſellſchaft zu erlauben, und ich konnte nichts dawider haben. Ein Junge von ungefähr dreizehn Jahren hatte ſich einige Millien weiter heraus angeſchloſſen, der in der Reſidenz ſein Glück verſuchen wollte, weil ſeine Stiefmutter zu Hauſe den Kredit ihres Namens etwas zu ſtrenge behauptete. Beide liefen nebenher. Es wurde bald alles durchfragt, und der Junge mußte etwas weitläufig ſeine Geſchichte erzählen. Nun fing mein alter Eſeltreiber an mit wahrhaft väterlicher Wärme dem jungen Menſchen die Gefahr vorzuſtellen, der er entgegenlief. Er that dieſes mit einer Zärtlichkeit, einer Heftigkeit und zugleich mit einer Beſtimmtheit im Vortrage, die mir den alten Mann ſehr werth machten. Wäre ich Sultan geweſen, ich hätte den Eſeltreiber zum Muſti gemacht, und es würde gewiß gut gegangen ſein. Dieſe ſchöne, bedachtſame Philanthropie wäre manchem unſerer Moraliſten zu wünſchen. Auch ſchien er über die theeraoller Geſellſchaft durch ſeinen Verſtand und ſeinen heitern Ernſt ein ziemliches Anſehen zu haben. Knez vor Seſſa ſchieden wir: ich ſetzte mich von dem Eſel wieder auf meine Füße. Er gab dem jungen Menſchen zu ſeinem Rathe noch etwas Geld; und ich griff natürlich über den Alten und dem Jungen auch etwas tiefer in die Taſche als wohl gewöhnlich. Mein Kalabreſe begleitete mich, ich mochte wallen oder nicht, auf die Poſt, als das beſte Wirthshaus. Der Junge ging weiter.

Da es noch hoher Tag war, ſpazierte ich hinauf nach Seſſa, das, wie ich höre, viel alte Merkwürdigkeiten hat, und ehemals eine Hauptſtadt der Volsker war. Der Weg von der Poſt hinunter und in die Stadt hinauf iſt angenehm genug: und die Lage des Orts iſt herrlich mit den ſchönſten Ausſichten, rechts nach Kajeta und links über die Niedrigung weg nach dem Gaureus hinüber. Als ich in der Kathedralkirche ſtand und einen heiligen Johannes, der enthaaptet wird, betrachtete, und eben ſo ſehr die Andacht einiger jungen ganz hübſchen

Weiber beherzigte, die den schönen Mann auf dem Bilde mit ihren Blicken festhielten; trat mein alter Eseltreiber, der auf der andern Seite herangekommen war, zu mir, mich zu begrüßen. Er hatte mich vielleicht wegen einiger Aeußerungen etwas lieb gewonnen und vermuthlich die Silberstücke gesehen, die ich dem Buben gegeben hatte; und als wir aus der Kirche traten, führte er mich in den Zirkel seiner Zunftleute, und stellte mich wohl funfzig Eseltreibern aus Sessa und der Gegend mit der freundschaftlichsten Theilnahme vor. Mir däuchte, wenn die Leute hier Wahltag gehabt hätten, sie hätten mich dem Minister zum Trotz einstimmig zu ihrem Deputirten im Parlament gemacht; so sehr bezeigten sie mir alle ihr Wohlwollen: und ich kann Dir nicht läugnen, es däuchte mit völligem Rechte mir wenigstens eben so wohl, als da mich in Warschau die alte kommandierende Excellenz unter den Arm faßte, in dem Zimmer herumführte, und mir in vollem Kreise die Ausfertigung einer Depesche in's Ohr flüsterte. Aus diesem Zirkel zogen mich einige sehr artige junge Leute, die mich weiter herum begleiteten, und vorzüglich zu den Augustinern führten, die hier für ihre Bänche den behaglichsten Ruheplatz mit der schönsten Aussicht nach allen Seiten ausgesucht hatten. Der einzige Beweis, daß die Leute doch noch etwas klassischen Geschmack haben müssen, ist, daß sie die Internet Berge übersehen. Ihr Gebäude ist für das Gelübde der Armuth eine Blasphemie. Doch daran bin ich schon gewöhnt; man braucht eben nicht erst über den Liris zu gehen, um so ausschweifende Pracht, so unsinnige Verschwendung zu sehen. An der Ueberfahrt über den Garigliano oder Liris sieht man noch die Substruktionen einer alten Brücke, und nicht weit davon jenseits die Reste einer Wasserleitung. Der Fluß selbst, der nicht sehr breit ist, muß, trotz dem Prädikat der Stille, das ihm Horaz giebt, doch zuweilen gefährlich zu passiren sein: denn er ist ziemlich tief und jetzt im Frühling sehr schnell; und man erzählte mir, daß, als die Franzosen ungefähr zwei Stunden aufwärts mit der Reiterei durch denselben setzen wollten, ihrer viele dabei umgekommen wären. An den Ufern desselben weiden große Heerden Büffel.

Als ich wieder hinunter kam, setzte man mir auch Falerner Wein vor; für die Aechtheit will ich indessen nicht stehen. Es ist blos die klassische Neugierde ihn getrunken zu haben; denn er hat schon längst seinen alten Kredit verloren. Höchst wahrscheinlich ist die Ursache der Ausartung Vernachlässigung, wie bei den meisten italienischen Weinen, die sich besser halten würden, wenn man sie besser hielte. Als wir den Morgen auswanderten, ward meinem Kalabresen entsetzlich bange; er behauptete, das folgende große Dorf bestände aus lauter Räubern und Mördern, welche die Passage von Mantagne Spaccate zu ihrem Tummelplatz machten. Jeder Windstoß durch das Gesträuch erschreckte ihn; und als wir vollends einige bis auf die Zähne abgedarrte Köpfe in eisernen Käfichen an dem Felsen befestigt sahen, wor er der Auflösung seines Wesens nahe, ob er gleich den Krieg als königlicher Kanonier mitgemacht hatte, und ein Kerl wie ein Bär war. Er faselte von lauter Mariolen, wie er sie nannte, die gar fürchterliche Leute sein sollten, und von denen er schreckliche Dinge erzählte. Als ich mir eine Beschreibung der Kerle ausbat, sagte er, man wüßte nicht, woher sie kämen und wohin sie gingen, sondern nur was sie thäten; sie plünderten und raubten und schlügen todt, wo sie kannten; gingen zu Dutzenden bewaffnet, und erschienen und verschwänden, ohne sich um etwas zu bekümmern. Nach seiner Angabe kommen sie meistens aus den Bergen von Bruzzo. Ich habe nun freilich zur Schande der Regierung gesunden, daß der Mensch ziemlich recht hat. Er pfiffelte mir aber die Ohren so voll, daß ich ihm sagte, er möchte mich ungehudelt lassen mit seinen erbärmlichen Litaneien; wenn ich todt geschlagen werden sollte, so wollte ich mich doch wenigstens vorher nicht weiter beunruhigen. Das kam dem Kerl sehr gottlos vor, und mit seine Klagelieder sehr albern. Er trieb mich immer vorwärts, mich nur durch die Felsenpassage zu bringen; und dankte allen Heiligen inbrünstiglich, als wir aus der Gegend heraus waern. Er segnete meinen Entschluß, als ich mich auf der Straße von einem Betturino bereden ließ, mich einzusetzen und mich mit ihm bis nach Kapua bringen zu lassen. Als wir in Kapua ankamen, war der Gouvernene nach Kaserta gefahren, und man wollte durchaus, ich sollte seine Rückkehr erwarten, damit er meinen Paß ratificiren möchte. Endlich bestürmte ich den Capitano du jour so viel, daß er mir den Paß ohne Bidirung zurück gab, und dem Officier an dem Thore Befehl schickte, er sollte mich gehen lassen; er selbst wollte die Ausnahme verantworten.

Nun wollte ich über Altkapua nach Kaserta gehen; dazu war aber mein Kalabrese durchaus nicht zu bringen: er meinte, das wäre der sichere Tod; da wimmelte es von Mariolen. Ich gab dem Schuft einige Karlin, verstehe neapolitanische; ließ ihn sich rechts nach Aversa forttrollen, um dort am rechten Orte seine attullanischen Fabeln zu erzählen, und schlug mich links nach Altkapua. Einige ehrsame Bürger aus der Festung Neukapua, die ich einholte, und denen ich die lächerliche Furcht des Menschen erzählte, meinten, es sei zwar etwas Gefahr, werde aber immer übertrieben, und man habe doch schon seit einigen Wochen nichts gehört. Die Herren schienen sich patriotisch ihrer vaterländischen Gegend anzunehmen. Wo ehemals Kapua war, steht jetzt, glaube ich, der Flecken Sankt Martin, ungefähr eine Stunde von der neuen Stadt, die unten am Vulturnus in einer bessern militärischen Position angelegt ist. Sankt Martin ist noch jetzt eine Lustpartie für die Bürger der neuen Stadt, so sehr behauptet der alte Platz seinen Kredit. Es steht bekanntlich noch der Rest eines alten Amphitheaters, das aus den Zeiten der Römer und also verhältnißmäßig neu ist, welches die Antiquare hinlänglich kennen, auf die ich Dich verweise. Ich ging durch die Trümmern eines Thors, welches vermuthlich das nämliche ist, durch das Hannibal seinen Ruhm hinein und nicht wieder heraustrug, ließ nach kurzer Beschauung das Theater links liegen, und pilgerte den Weg nach Kaserta fort. Es stehen dort an der Straße links und rechts, nicht weit von einander, ein Paar Monumente, die vermuthlich römische Begräbnisse sind, und von denen eines wenigstens in sehr gutem Stil gearbeitet zu sein scheint.

Es wäre überflüssig, Dir eine Beschreibung des Schlosses in Kaserta anzufangen, die Du hier und da gewiß weit genauer und besser finden kannst. Der erste Anblick ist groß und wirklich imponirend. Der Garten links, die schönen Pflanzungen rechts, der prächtige Schloßplatz und die Gebäude rund umher, alles beschäftigt. Vorzüglich wird das Auge gefesselt von der Aussicht durch das große Thor, welche durch das ganze Schloß und die Gärten bis weit hinaus auf die Berge gehe, über welche man die berühmte Wasserleitung herübergebracht hat. Diese schöne reiche Kunstkaskade schließt den Grund der Parthie. Man wird selten irgendwo so etwas magisches finden. Du weißt, daß auch hier die Franken etwas willkührlich gehaust haben: jetzt ist der Kronprinz und seine Sardinische Majestät hier.

Auf der Post empfing man mich, ob ich gleich ein Fußgänger war, mit vieler Artigkeit, und ich hatte bald einen Krupp Neugieriger um mich her, die mich von Adam bis Pontius Pilatus ausfragten; und alle wunderten sich, daß ich den Räubern noch nicht in die Hände gefallen wäre. Ihre manche Theilnahme und Billigkeit zeichneten das Haus vor vielen andern aus. Ich hatte nur noch einige Stunden Zeit die Stadt zu besehen; dieß war aber zur Auffassung eines richtigen Totaleindrucks genug. Den andern Morgen, als ich abgehen wollte, arretirte mich wieder ein Betturino an der Ecke des Marktes: Volete andare in carozza, Signore? — Sì sì, sì, sagte ich, se partite presto. — Questo momento; favorisca montare. Ich stieg ein und setzte mich neben einen stattlichen dicken Herrn; sogleich kamen noch zwei andere, und wir rollten zum Thore hinaus.

Dieses ist also das schöne, reiche, selige Kampanien, das man, seitdem es so bekannt ist, zum Paradiese erhoben hat, für das die römischen Soldaten ihr Kapitol vergessen wollten. Es ist wahr, der Strich zwischen Aversa, Kapua, Koserta, Nola und Neapel, zwischen dem Vesuv, dem Ganeus und den hohen Apenninen, oder das sogenannte Kampanerthal, ist von allem, was ich in der alten und neuen Welt bis jetzt noch gesehen habe, der schönste Platz, wo die Natur alle ihre Gaben bis zur höchsten Verschwendung ausgegossen hat. Jeder Fußtritt trieft von Segen. Du pflanzest einen Baum, und er wächst in kurzer Zeit schwelgerisch breit und hoch empor; Du hängst einen Weinstock daran und er wird stark wie ein Stamm, und seine Reben laufen weitausgreifend durch die Krone der Ulme; der Oelbaum steht mit bescheidener Schönheit an dem Abhange der schützenden Berge; die Feige schwillt üppig unter dem großen Blatte am gesegneten Aste; gegenüber glüht im sonnigen Thale die Orange, und unter dem Obstwalde wallt der Weizen, nickt die Bohne, in reicher lieblicher Mischung. Der Arbeiter erntet dreifach auf dem nämlichen Boden in Fülle Obst, Wein und Weizen; und alles ist üppige, ewig jugendliche Kraft. Unter diesen magischen Abwechselungen kamen wie in einigen Stunden in Paethenope an. Der stattliche dicke Herr, mein Nachbar, schien die Deutschen etwas in Affektion genommen zu haben, war ehemals einige Monate in Wien und Prag gewesen, wußte einige Dutzend Wörter von unserer Sprache, und war die Gefälligkeit selbst. Er war aus dem königlichen Hause, und mich wunderte deswegen seine Artigkeit etwas mehr, da Höflichkeit in der Regel bei uns nicht mit zu den ausgezeichneten Tugenden der Hausofficianten der Großen gehört. In Neapel brachte er mich in einem Wagen in das Haus eines seiner Bekannten an dem Ende des Toleda, bis ich den Herrn Heigelin aufgesucht hatte, an den meine Empfehlung

von Wien lautete. Es ist wirklich sehr wohlthätig, wenn man bei dem ersten Eintritt in so einen Ort, wie Neapel ist, als Wildfremder eine so freundliche Hand zur Leitung findet, bis man sich selbst etwas arientiren kann.

Neapel.

Du mußt und wirst von mir nicht erwarten, daß ich Dir eine topische, statistische, literarische oder vollständig kosmische Beschreibung von den Städten gebe, wo ich mich einige Zeit aufhalte. Dazu ist mein Aufenthalt zu kurz; die kannst Du von Reisenden von Profession oder aus den Fächern besonderer Wissenschaften gewiß besser bekommen. Ich erzähle Dir nur freundschaftlich, was ich sehe, was mich vielleicht beschäftigt und wie es mir geht. Meine Wohnung ist hier auf Mont Oliveto. Wie der Ort zu dem Namen des Oelberges kommt, weiß ich nicht; er ist aber eine der besten Steaßen der Stadt, nicht weit vom Toledo, mit welchem er sich oben vereiniget. Die Besitzerin des Hauses ist eine Französin, die sich seit einigen Jahren der diesigen Revolution wegen zu ihrer Sicherheit in Marseille aufhält. Ich habe Ursache, zufrieden zu sein; es ist gut und billig. Die Gesellschaft besteht meistens aus Fremden, Engländern, Deutschen und Franzosen; die letzten machen jetzt hier die größte Anzahl aus.

Seit einigen Tagen bin ich mit einem alten Genuesen, der halb Europa kennt und hier den Lohnbedienten und ein Stück von Cicerone macht, in der Stadt herumgelaufen. Der alte Kerl hat ziemlich viel Sinn und richtigen Takt für das Gute und sogar für das Schöne. Er hielt mir einen langen Sermon über die Landhäuser der Kaufleute rund in der Gegend umher, und bemerkte mit censorischer Strenge, daß sie das Verderben vieler Familien würden. Man wetteifere gewöhnlich, wer das schönste Landhaus und die schönste Equipage habe, wer auf seinem Casino die ausgesuchtesten Vergnügen genieße und genießen lasse, und wetteifere sich oft zur Vergessenheit, und endlich in's Unglück. Sitten, Ehre und Vermögen werden vergeudet. Kaum habe der Kaufmann ein kleines Etablissement in der Stadt, so denke er schon auf eines auf dem Lande; und das zweite koste oft mehr als das erste. Spiel und Weibergalanterie und das verfluchte oft abwechselnde Gis-eisdeat seien die stärksten Gegenstände des Aufwandes; und doch sei das Gis-eisdeat hier noch nicht so herrschend als in Rom. Wenn Du mir einwendest, daß das ein Lohnbedienter spricht, so antworte ich: Jeder hat sein Wort in seinem Fache; und hier ist der alte Kerl in dem seinigen. Seine Amtsbrüder in Leipzig und Berlin können gewiß auch weit bessere Nachrichten über gewisse Artikel geben, als man auf dem Rathhause finden würde. Jeder hat seine Sphäre, der Finanzminister und der Thorschreiber. Ich sah die Kirche des heiligen Januar in der Stadt; Neapel sollte, däucht mir, eine bessere Kathedrale haben. Das vorzüglichste darin sind einige merkwürdige Grabsteine und die Kapelle des Heiligen. Dieses ist aber nicht der Ort, wo er gewöhnlich schwitzen muß; das geschieht vor der Stadt in dem Hospital bei den Katakomben. In den Katakomben kroch ich über eine Stunde herum, und beschaute das unterirdische Wesen, und hörte die Gelehrsamkeit des Cicerone, der, wie ich vermuthe, Glöckner des Hospitals war. Ueber den Grüften ist ein Theil des Gartens von Capa di monte. Der Führer erzählte mir eine Menge Wunder, welche die Heiligen Januarius und Severus hier ganz gewiß gethan haben, und ich war unterdessen mit meinen Konjekturen bei der Entstehung dieser Grüfte. Hier und da lagen in den Einschnitten der Zellen noch Skelette, und zuweilen ganz große Haufen von Knochen, wie man sagte, von der Zeit der großen Pest. Die römischen Katakomben habe ich nicht gesehen, weder nahe an der Stadt, noch in Rignana, weil mich verständige Männer und Kenner versicherten, daß man dort sehr wenig zu sehen habe und es nun ganz ausgemacht sei, daß das Ganze weiter nichts als Puzzolangruben gewesen, die nach und nach zu dieser Tiefe und zu diesem Umfange gewachsen. Das ist begreiflich und das wahrscheinlichste.

Die heilige Clara hat das reichste Nonnenkloster in der Stadt und eine wirklich sehr prächtige Kirche, wo auch die Kinder des königlichen Hauses begraben werden. Die Nonnen sind alle aus den vornehmsten Familien; und man hat ihre Thorheit und ihr Elend so glänzend als möglich zu machen gesucht. Mein alter Genuese, der ein großer Hermeneute in der Kirchengeschichte ist, erzählte mir bei dieser Gelegenheit ein Stückchen, das seinen Exegetentalenten keine Schande macht, und dessen Würdigung ich den Kennern überlasse. Die heilige Klara war eine Zeitgenossin des heiligen Franziskus und des heiligen Dominikus; und man giebt ihr Schuld, sie habe beide insbesondere glauben lassen, sie sei jedem ausschließlich mit sehr feuriger christlicher Liebe zugethan. Dieses thut ihr in ihrer Heiligkeit weiter keinen Schaden. Jeder der beiden Heiligen glaubte es für sich und war selig, wie das zuweilen auch ohne Heiligkeit zu gehen pflegt. Dominikus war ein großer, starker, energischer Kerl; ungefähr wie der Moses des Michel Angelo in Rom, und sein Nebenbuhler Franziskus mehr ein ätherischer, sentimentaler Stuzer, der auch seine Talente zu gebrauchen wußte. Nun fallen auch die heiligen Damen zu verschiedenen Zeiten verschiedene Qualitäten lieben. Der handfeste Dominikus traf einmal den brünstigen Franziskus mit der heiligen Klara in einer geistlichen Extase, die seiner Eifersucht etwas zu körperlich vorkam; er ergriff in der Wuth die nächste Waffe, welches ein Bratspieß war, und stuß damit so grimmig auf den unbefugten Himmelsführer los, daß er den armen, schwachen Franz fast vor der Zeit dahingeschickt hätte. Indeß der Patient kam davon, und aus dieser schönen Züchtigung entstanden die Stigmen, die noch jetzt in der christlichen Katholicität mit allgemeiner Andacht verehrt werden. Ich habe, wie ich Dir erzählte, ihm in Rom gegenüber gewohnt, und sie dort hinlänglich in Marmor dokumentirt gesehen. Mein Genuese sagte mir die heilige Anekdote nur vertraulich in's Ohr, und wollte übrigens als ein guter Orthodox weiter keine Glosse darüber machen, als daß ihm halb unwillkührlich entfuhr: Quelles bêtises on nous donne à digerer! Chacun les prend à sa façon.

Heute besuchte ich auch Virgil's Grab. Die umständliche Beschreibung mag Dir ein Anderer machen. Es ist ein romantisches, idyllisches Plätzchen; und ich bin geneigt zu glauben, der Dichter sei hier begraben gewesen, die Urne mag nun hingekommen sein, wahin sie wolle. Das Gebäudchen ist wohl nichts anderes als ein Grab, nicht weit von dem Eingange der Grotte Posilippo, und eine der schönsten Stellen in der schönen Gegend. Ich weiß nicht, warum man sich nun mit allem Fleiß bemüht, den Mann auf die andere Seite der Stadt zu begraben, wo er nicht halb so schön liegt, wenn auch der Besuv nicht sein Nachbar wäre. Ich bin nicht Antiquar; aber die ganze Behauptung, daß er dort auf jener Seite liege, beruht doch wohl nur auf der Nachricht, er sei am Berge Besuv begraben worden. Das ist er aber auch, wenn er hier liegt; denn der Berg ist gerade gegenüber; in einigen Stunden war er dort, wenn er zu Lande ging, und setzte er sich in ein Boot, so ging es noch schneller. Die Entfernung eines solchen Nachbars, wie Besuv ist, wird nicht eben so genau genommen. Lag er dort, so hat ihn auf alle Fälle der Berg tiefer in den Tartarus gedracht. Aber alle übrigen Umstände sind mehr für diese Seite der Stadt. Hier ist die reichste, schönste Gegend; hier waren die vorzüglichsten Niederlassungen der römischen Großen, vornehmlich auf der Spitze des Posilippo die Gärten des Pollio, der ein Freund war des römischen Autokrators und ein Freund des Dichters; nach dieser Gegend lagen Puteoli und Bajä und Cumä, der Avernus und Misene, die Lieblingsgegenstände seiner Dichtungen; diese Gegend war überhaupt der Spielraum seiner lebendigen Phantasie. Wahrscheinlich hat er hier gewohnt, und wahrscheinlich ist er hier begraben. Donat, der es, wenn ich nicht irre, zuerst erzählt, konnte wohl noch sichere Nachrichten haben, konnte davon Augenzeuge gewesen sein, daß das Monument noch ganz und wohl erhalten war; hatte durchaus keine Ursache, diesem Fleckchen irgend einen Vorzug vor den übrigen zu geben, und dieses ist der Ort seiner Angabe, — zwei Steine von der Stadt, an dem Wege nach Puteoli, nicht weit von dem Eingange in die Grotte. Ich will nun auch einmal glauben; man hat für manchen Glauben weit schlechtere Gründe; und also glaube ich, daß dieses Maro's Grab sei. Den Lorbeer suchst Du nun umsonst; die verkehrten Asterverehrer haben ihn so lange bezupft, daß kein Blättchen mehr davon zu sehen ist. Ich nahm mir die Mühe, hinauf zu steigen, und fand nichts, als einige wild verschlungene Kräuter. Der Gärtner beklagte sich, daß die gottlosen vandalischen Franzosen ihm den allerletzten Zweig des heiligen Lorbeers geraubt haben. Dichter müssen es nicht gewesen sein; denn davon wäre doch wohl etwas in die Welt erschollen, daß der Lorbeer von dem Lateiner neuerdings auf einen Gallier übergegangen sei. Vielleicht schlägt er für die Gläubigen am Grabe des Mantuaners wieder aus. Man sollte wenigstens zur Fortsezung der schönen Fabel das seinige beitragen; ich gab dem Gärtner geradezu den Rath.

Als ich hier und bei Sanazars Grabe nicht weit davon in der Serviteukirche war, verfolgte mich ein trauriger Cicerone so fürchterlich mit seiner Dienstfertigkeit, mir die Antiquitäten erklären zu wollen, daß er durchaus nicht eher von meiner Seite ging, bis ich ihm einige kleine Silberstücke gab, die er sehr höflich und dankbar annahm. Ich habe mich nicht enthalten können, bei dieser Gelegenheit wahres Mitleid mit dem großen Cicero zu haben, daß sein Name hier so erbärmlich umhergetragen wird. Die Ciceronen sind die Plagen der

Reiſenden, und immer iſt einer unwiſſender und abenteuerlicher als der andere. Den Vernünftigſten habe ich noch in Tivoli getroffen, der mir auf der Eſelspromenade ein Dutzend von Horazens Oden rezitirte und nach ſeiner Weiſe kommentirte.

Ich verſuchte es, an dem Fuße des Poſilippo am Strande hinaus bis an die Spitze zu wandeln; es war aber nicht möglich, weitre als ungefähr eine Stunde zu kommen; dann hörte jede Bahn auf, und das Ufer beſtand hier und da aus ſchroffen Felſen. Hier ſtehen in einer Entfernung von ungefähr einer Viertelſtunde zwei alte Gebäude, die man für Schlöſſer der Königin Johanna hält, wo ſie zuweilen auch ihr berüchtigtes Unweſen getrieben haben ſoll. Sie ſind ziemlich zu ſo etwas geeignet, gehen weit ins Meer hinein, und es ließe ſich ſehr gut zeigen, wozu dieſes und jenes gedient haben könnte. Zwiſchen dieſen beiden alten leeren Gebäuden liegt das niedliche Caſino des Ritters Hamilton, wo er beſtändig den Veſuv vor Augen hatte; und man thut ihm vielleicht nicht ganz Unrecht, wenn man aus dem Ort ſeiner Vergnügungen auf etwas Aehnlichkeit mit dem Geſchmack der ſchönen Königin ſchließt, die von der böſen Geſchichte doch wohl etwas ſchlimmer gemacht worden iſt, als ſie war. Ich war genöthigt, wieder zurückzugehen, und nicht weit von der Villa reale nahmen mich eine Menge Bootsleute in Beſchlag, die mich an die Spitze hinrudern wollten. Es ſchien mir für den Vormittag zu ſpät zu ſein, deßwegen wollte ich nichts hören. Aber man griff mich auf der ſchwachen Seite an; man blickte auf die See, welche ſehr hoch ging, an den Himmel, wo Sturm hing, und auf mich mit einer Miene, als ob man ſagen wollte, das wird dich abhalten. Dieſer Methode war nicht zu widerſtehen, ich bezahlte die Gefahr ſogleich mit einem Piaſter mehr, und ſetzte mich mit meinem alten Genueſen in ein Boot, das ich erſt ſelbſt heunterziehen half. Der Genueſe hatte auch mehrere Seereiſen gemacht, und hatte Muth wie ein Delphin. Aber die Fahrt ward ihm doch etwas bedenklich; der Sturm heulte von Sueren und Kapri gewaltig herüber, und die Wogen machten rechts eine furchtbare Brandung; das Waſſer füllte reichlich das Boot, und der Genueſe hatte in einem Stündchen die Seekrankheit bis zur letzten Wirkung. Ich wollte um das Inſelchen Riſida herumgerudert ſein; das war aber nicht möglich; wir mußten, als wir einige hundert Schritte vor dem Einſiedler vorbei waren, umkehern und unſere Zuflucht in ein einſames Haus nehmen, wohin man in der ſchönen Zeit von der Stadt aus zuweilen Waſſerparthien macht, wo es aber jetzt traurig genug ausſah. Indeſſen fütterte uns doch der Wirth mit Makkaroni und gutem Käſe. Nicht weit von hier, nahe an dem Inſelchen Riſida, auf welchem auch Brutus vor dem Tode der Republik ſich einige Zeit aufgehalten hat, ſind die Trümmer eines alten Gebäudes, die aus dem Waſſer hervorragen, und die man gewöhnlich nur Virgils Schule nennt. Wenn man nun gleich den Ort wohl ſehr uneigentlich Virgils Schule nennt, ſo iſt es doch ſehr wahrſcheinlich, daß er hier oft gearbeitet haben mag. Es iſt eine der angenehmſten klaſſiſchen, mythologiſchen Stellen, welche die Einbildungskraft ſich nur ſchaffen kann. Vermuthlich gehörte der Platz zu den Gärten des Pollio. Er hatte hier um ſich her einen großen Theil von dem Theater ſeiner Aeneide, alle Oerter, die an dem Meerbuſen von Neapel und Bajä liegen, von den phlegräiſchen Feldern bis nach Sueren.

Nicht weit von der Landſpitze und von dem Wirthshauſe, wo ich einkehrte, ſtand ehemals ein alter Tempel der Fortuna, von dem noch einige Säulen und etwas Gemäuer zu ſehen ſind. Jetzt hat man an dem Orte ein chriſtliches Kirchlein gebaut und es der Madonna della Fortuna geweiht. Man hat bekanntlich manches aus dem Heidenthume in den chriſtlichen Ritus übergetragen, die Saturnalien, das Weihwaſſer und vieles andere; aber beſſer hätte man nicht umändern können; denn es iſt wohl auf der ganzen Erde, in der wahren Geſchichte und in der Fabellehre kein anderes Weib, das ein ſolches Glück gemacht hätte, als dieſe Madonna. Ein wenig weiter landeinwärts ſind in den Gärten noch die gemauerten Tiefen, die man mit Wahrſcheinlichkeit für die Fiſchhälter des Pollio nnnimmt, und in dieſer Meinung eine große marmorne Tafel an der Thür angebracht hat, auf welcher lateiniſch alle Gräul abſcheulich genug beſchrieben ſind, die der Heide hier getrieben hat; wo denn natürlich die Milde unſerer Religion und unſerer Regierungen ächt kardinaliſch gepreiſen wird. Ich weiß nicht, ob man nicht vielleicht mit dem beittiſchen Klagemann ſagen ſollte: A bitter change, severer for severe! Es iſt jetzt kaum noch ein Sklave übrig, den Pollio in den Teich werfen könnte.

Mein Genueſe hat mich um alles in der Welt, ihn nicht wieder in's Boot zu bringen. Auch ich war ſehr zufrieden, auf einem andern Wege nach der Stadt zurück zu kehren. Ich zahlte alſo die Bootsleute ab, und wir gingen auf dem Rücken des Poſilippo nach Neapel. Dieſe Promenade mußt Du durchaus machen, wenn Du einmal hierher kommſt; ſie iſt eine der ſchönſten, die man in der herrlichen Gegend ſuchen kann. Lange Zeit hat man die beiden Meerbuſen von Neapel und Bajä rechts und links im Geſicht, genießt ſodann die ſchöne Ueberſicht auf die Parthie jenſeits des Berges nach Puzzuoli, welche die Neapolitaner mit ihrer verkehrten Zunge nur Kiannra oder die Ebene nennen. Man kommt nach ungefähr vier Millien des herrlichſten Weges in der Gegend von Virgil's Grabe wieder herunter auf die Straße. Der Spaziergang iſt freilich etwas wild, aber deſto ſchöner.

Man ſagte mir, die Regierung habe wollen eine Straße rund um den Poſilippo herum auf der andern Seite nach Puzzuoli führen, ſo daß man nicht nöthig hätte, durch die Grotte und die etwas ungeſunde Gegend jenſeits derſelben zu fahren, ſondern immer am Meere bleibe. Das wird in der That einer der herrlichſten Wege werden: ungefähr eine halbe Stunde iſt gemacht; aber wenn doch die neapolitaniſche Regierung vorher das Nöthige, Gerechtigkeit, Ordnung und Polizei beſorgte; das andere würde ſich ſodann nach und nach ſchon machen.

Bekanntlich wird das Fort Sankt Elmo mit der darunter liegenden Karthauſe für die ſchönſte Parthie gehalten; und ſie iſt es auch für alle, die ſich nicht weiter auf den Veſuv oder zu den Kamaldulenſern bemühen wollen. Es iſt ein ziemlicher Spaziergang auf die Karthauſe, den unſer ſchleſiſcher Landsmann, Herr Benkowitz, ſchon für eine große Unternehmung hält, auf welche er ſich den Tag vorher vorbereitet. Ich Torniſterträger ſteckte die Taſche voll Orangen und Kaſtanien und wandelte damit zum Morgenbrode ſehr leicht hinauf. In das Fort zu kommen hat jetzt bei den Zeitumſtänden einige Schwierigkeit, und man muß vorher dazu die Erlaubniß haben. Man ſieht in der Karthauſe faſt eben ſo viel, nur hat man nicht das Vergnügen, zehn oder zwanzig Klaftern höher zu ſtehen. Die Karthauſe hat der König ausgeräumt und ſich die meiſten Schätze zugeeignet. Es iſt jetzt nur noch ein einziger Mönch da, der den Ort in Aufſicht hat. In der Kirche ſind noch mehrere ſchöne Gemälde, beſonders von Lafrnne und ein noch nicht ganz vollendetes Altarblatt von Guido Reni; auch der Konnentſaal hat noch Stücke von guten Meiſtern.

Um die ſchönſte Ausſicht zu haben, mußt Du zu den Kamaldulenſern ſteigen. Die Herren ſind in der Revolution etwas beeinirt worden, haben aber den Verluſt nicht ſchwer empfunden. Man geht durch die Vorſtadt Fraskati und einige Dörfer immer bergauf und verliert ſich in etwas wilde Gegenden. Weil man nicht hinauf fahren kann, wird die Parthie nicht von ſehr vielen gemacht. Wir nerirrten uns, mein Genueſe und ich, in den Feigengärten und Kaſtanienwäldern, und ich mußte dem alten Kerl noch mit meiner Topographie im Orientiren helfen. Das ärgerte mich gar nicht; denn wir trafen in der wilden Gegend einige recht hübſche Parthien nach allen Seiten. Es gab Stellen, wo man bis nach Kajeta hinüber ſehen konnte. Da wir uns verſpätet hatten, mußten wir in einem Dorfe am Abhange des Berges zum Frühſtück einkehren und einen zweiten Botru mitnehmen. Dieſer brachte uns auf einen der ſchönſten Wege an dem Berge über dem Agnano hin in das Kloſter. Es iſt dort nichts zu genießen als die Ausſicht; die Kirche hat nichts Merkwürdiges. Ein Laienbruder führte mich mit nieler Höflichkeit durch alle ihre Herrlichkeiten, und endlich an eine ausſpringende Felſenſpitze des Gartens unter einige perennierende Eichen, die nielleicht der ſchönſte Punkt in ganz Italien iſt. Von Neapel ſieht man zwar nicht niel, weil es faſt ganz hinter dem Poſilippo liegt; nur der hohe Theil non Elmo, Belvedere und einige andere Stückchen ſind ſichtbar. Aber rund umher liegt das ganze ſchöne magiſche klaſſiſche Land unter Einem Blick. Portici, das auf der Lava der Stadt des Herkules ſteht, der ſich empor thürmende Veſun mit dem Somma, Toere del Greco, Pompeji, Stadiä, Surrent, Maſſa, Kapri, der ganze Poſilippo, Riſida, Iſchia, Procida, der ganze Meerbuſen non Bajä mit den Trümmern der Gegend, Miſene, die Thermen des Nero, der Lukriner See und hinter ihm verſteckt der Avernus, die Solfatara, bei heiterm Wetter die Berge non Kumä, der Garus und weiter hin die beſchneiten Apenninen; unten der Agnano mit der Hundsgrotte, deren Eingang nur ein hervorſpringender Hügel bedeckt; der neue Berg hinter der Solfatara; alte und neue Berge, ausgebrannte und brennende Vulcane, alte und neue Städte, Cluſium und die Hölle; — alles dieſes faſſeſt Du mit Deinem Auge, ehe Du hier eine Zeile lieſeſt. Tief, tief in der Ferne ſieht man noch Ponza und einige kleinere Inſeln. Da haben die Mönche wieder das beſte gewählt. Ferund, wenn Dn einmal hörſt, daß ich unbegreiflich nerſchwunden bin, ſo bringe mit unter Deine Muthmaßungen, daß ich nielleicht der ſchönſtea Natur zu Ehren die größte Sottiſe gemacht habe, und hier unter den Anachoreten hauſe. Hier den Homer und Virgil, den Thuei-

bldes und etwas von der attischen Biene, abwechselnd mit Aristophanes, Lucian und Juvenal; so könnte man wohl in den Kastanienwäldern leben und das Bischen Vernunft bei sich behalten: denn diese wird jetzt doch überall wieder konterbandirt. Also gehe zu den Kamaldulensern, wenn Du auch nicht in Versuchung bist, bei ihnen oben zu bleiben.

Jetzt schließe ich und schreibe Dir vermuthlich noch einiges über Neapel, wenn ich aus Trinakrien zurückkomme; denn eben muß ich zu Schiffe nach Palermo.

Palermo.

Wir hatten einige Tage auf leidlichen Wind zum Auslaufen gewartet: endlich kam eine starke Tramuntane und führete uns aus dem Zauberplatze heraus. Es war gegen Abend, die sinkende Sonne vergoldete rund umher die Gipfel der schönen Berge, der Somma glänzte, der Vesuv wirbelte Rauchwölkchen, und die herrliche Königsstadt lag in einem großen, großen Amphitheater hinter uns in den magischen Strahlen. Rechts war Ischia und links Kapri, die Nacht senkte sich nach und nach und verschleierte die ferneren Gegenstände in tiefere Schatten. Ich konnte in dem Abendschimmer nur noch deutlich genug die kleine Stadt auf Kapri unterscheiden. Die gemeinen Neapolitaner und Sicilioner nennen mit einer ihnen sehr gewöhnlichen Metathesis die Insel nur Krap. Sie ist jetzt ziemlich kahl. Ich hätte von Neapel aus gern eine Wasserfahrt dahin gemacht, um einige Stunden auf dem Theater herum zu wandeln, von welchem zur Schande des Menschenverstandes ein sybaritischer Wüstling einige Jahre das Menschengeschlecht mißhandelte; aber ich konnte keine gute Gesellschaft finden, und für mich allein wären nach meinen übrigen Ausgaben die Kasten zu ansehnlich gewesen. Ueberdieß war es fast immer schlechtes Wetter. Zur Ueberfahrt hierher hatte ich mich auf ein Kauffartheischiff verdungen, weil ich auf das Packetboot nicht warten wollte. Der Wind ging stark und die See hoch, aber ich schlief gut; man erkannte gleich daraus und aus meinem festen Schritt auf dem Verdeck, daß ich schon ein alter Seemann sein müsse. Da es Fasten war und die Leute lauter Oel aßen, wollte sich der Kapitän mit dem Essen für mich nicht befassen; ich hatte also auf acht Tage Wein, Orangen, Brot, Wurst und Schinken für mich auf das Schiff bringen lassen. Den ganzen Tag ging der Wind ziemlich stark und gut; aber gegen Abend legte er sich und die See ward hohl. Doch hatten wir uns gegen Morgen, also in allem sechs und dreißig Stunden in den Hafen von Palermo geleiert. Das war eine ziemlich gute Fahrt. Auf der Höhe hatten wir immer die Kanonen scharf geladen und ungefähr vierzig große Musketons fertig, um gegen die Karsaren zu schlagen, wenn einer kommen sollte. Denn Du mußt wissen, der Unfug ist jetzt so groß, daß sie zuweilen bis vor Kapri und sogar bis vor die Stadt kommen, um zu sehen, ob sie etwa Geschäfte machen können, wie sich auch die Spielkaper in den deutschen Bädern ausdrücken. Das ist nun freilich eine Schande für die Regierung, aber die Regierung hat dergleichen Schandflecke mehr.

Wir kamen hier, ich weiß nicht zu welchem Feste an, wo in der Stadt so viel geschossen wurde, daß ich die Garnison wenigstens für zehntausend Mann stark hielt. Aber ich habe nachher die Methode des Feuerns gesehen. Sie gehört zur einheimischen Frömmigkeit und ist drollig genug. Man hat eine ungeheure Menge kleiner Mörser, die man in der Reihe nach einander geladen hinstellt; absatzweise stehen etwas größere, die wie Artillerie donnern. Sie sind alle so gestellt, daß, wenn am Flügel angezündet wird, das Feuer regelmäßig schnell die ganze Fronte hinunter greift und am Ende mit einigen großen Stücken schließt. Von weitem klingt es wie etwas großes; und am Ende besorgt es ein einziger alter, lahmer Konstabel. Unser Hauptmann von der Aurora ließ sich mit seiner Artillerie stark hören.

Ich wurde auf der Sanität, wohin ohne Unterschied alle Ankommenden müssen, mit vieler Artigkeit behandelt, und man ließ mich sogleich gehen, wohin ich wollte, da die andern, meistens Neapolitaner, noch warten mußten. Mein erster Gang, nachdem ich mich in einem ziemlich guten Wirthshause untergebracht hatte, war zu dem königlichen Bibliothekar, dem Poeter Sterzinger, an den ich von dem Sekretär der Königin aus Wien Briefe hatte. Der Güte dieses wirklich sehr ehrwürdigen Mannes danke ich meine schönsten Tage durch ganz Sicilien. Er gab mir durch die ganze Insel Empfehlungen an Männer von Wissenschaft und Humanität, in Agrigent, Syrakus, Katanien und Messina. Der Saal der Bibliothek ist unter seiner Leitung in herrliche Ordnung gebracht, und mit allen sicilionischen Alterthümern sehr geschmackvoll ausgemahlt worden, so daß man hier mit einem Blick alles Vorzügliche übersehen kann. Es finden sich in der hiesigen Bibliothek viele Ausgaben von Werth, und mir ist sie im Fache der Klassiker reicher vorgekommen als Sankt Markus in Venedig. Eine Seltenheit ist der chinesische Konfuzius mit der lateinischen Interlinearversion, von den Jesuiten, deren Missionsgeschäft in China damals glückliche Aussichten hatte. Hier habe ich weiter noch nichts gethan als Orangen gegessen, das Theater der heiligen Cecilia besehen, bin in der Flora und am Hafen herumgewandelt, und auf dem alten Erkte oder dem Monte Pellegrino gewesen.

Von hier aus, sagt man mir, ist es durchaus nicht möglich, ohne Führer und Maulesel durch die Insel zu reisen. Selbst die Herren Bouge und Caillot, an die ich von Wien aus wegen meiner fünf Dreier hier gewesen bin, sagen, es werde sich nicht thun lassen. Ich habe nicht Lust mich jetzt hier länger aufzuhalten, lasse eben meine Stiefeln besohlen und will morgen früh in die Insel hineinstechen. Da ich barfuß nicht wohl ausgehen kann, und doch etwas anderes zu schreiben eben nicht aufgelegt bin, habe ich mich hingesetzt und in Sicilien einen Sicilier, nämlich den Theokritus, gelesen. Der Cyklops kam mir eben hier so drollig vor, daß ich die Feder ergriff und ihn unvermerkt deutsch niederschrieb. Ich will Dir die Uebersetzung ohne Entschuldigung und Präambeln geben, und werde es sehr zufrieden sein, wenn Du sie besser machst; denn ich habe weder Apparat noch Geduld, und wäre mit ganzen Stiefelsohlen wohl schwerlich dazu gekommen. Also wie folget:

Nichts, gegen die Liebe, so däucht mich, gibt es kein anders
Pflaster und keine andere Salbe als Musengesänge.
Lindernd und mild ist das Mittel, doch nicht so leicht es zu finden.
Dieses weißt Du, glaub' ich, sehr wohl, als Arzt und als Liebling,
Als vorzüglicher Liebling der helikanischen Schwestern.
Also lebte bei uns einst leidlich der alte Cyklope
Polyphemus, als heiß er in Galateen entbrannt war.
Nicht mit Aepfeln und Rosen und zierlichen Locken,
Sondern mit völliger Wuth, und hielt alles andere für Tand nur.
Oft, oft kamen die Schafe von selbst zurück von der Weide
Zu der Hürd', und der Hirt saß einsam und sang Galateen
Bis zum Abend vom Morgen schwelgend im Riedgras am Ufer,
Mit der schmerzlichen, schmerzlichen Wunde tief in dem Herzen,
Von der cypreischen Göttin, die ihm in die Lebre den Pfeil warf.
Aber er fand das Mittel; er setzte sich hoch auf den Felsen,
Schaute hinaus in das Meer, und hob zum Gesange die Stimme:
Ach Galatea, Du Schöne! warum verwirfst Du mein Flehen?
Weißer bist Du als frischer Käse und zarter als Lämmer,
Stolzer als Kälber, und herber als vor der Reife die Traube.
Also erscheinest Du mir, wenn der süße Schlaf mich beschleichet;
Also gehst Du von mir, wenn der süße Schlaf mich verlässet;
Fliehest vor mir, wie ein Schaf, das den Wolf, den grauen, erblickte.
Mädchen, die Liebe zu Dir schlich damals zuerst in das Herz mir,
Als mit meiner Mutter Du kamst Hyakinthen zu sammeln
Auf dem Hügel, und ich die blumigen Pfade Dich führte.
Seitdem schau ich immer Dich an, und kann es durchaus nun,
Kann es nicht lassen; doch kümmert es Dich, beim Himmel! auch gar nichts.
Ach ich weiß wohl, liebliches Mädchen! warum Du mich fliehest:
Weil sich über die ganze Stirne mir zottig die Braue,
Von dem Ohre zum Ohre gespannt, die einzige lang zieht,
Nur ein Auge mir leuchtet, und breit mir die Nase zum Mund hängt.
Aber doch so, wie ich bin, bab' ich tausend weidende Schafe,
Und ich trinke von ihnen die süßeste Milch, die ich melke:
Auch geht mir der Käse nicht aus im Sommer, im Herbst nicht,
Nicht im spätesten Winter; die Körbe über den Rand voll.
Auch kann ich pfeifen, so schön wie keiner der andern Cyklopen,
Wenn, Goldäpfelchen, Dich und mich, den Getreuen, ich singe
Oft in der Tiefe der Nacht. Ich füttre eilf Hirsche mit Jungen,
Alle für Dich, und für Dich vier junge zierliche Bären.
Komm, ach komm nur zu mir; Du findest der Schätze viel mehr noch.
Laß Du die bläulichen Wogen nur rauschen am Felsengestade;
Süßer schläfst Du bei mir gewiß die Nacht in der Grotte.
Lorbeer bab' ich daselbst und schlanke, leichte Cypressen.
Dunkeln Epheu zur Laube und süß befruchteten Weinstock;
Frisches Wasser, das mir der dicht bewaldete Aetna
Von dem weißesten Schnee zum Göttertranke herabschickt.
Sprich, wer wollte dagegen die Wogen des Meeres erwählen!
Und bin ich ja für Dich, mein liebliches Mädchen! zu zottig,

Ei, ſo haben wir eichenes Holz und glühende Kohlen,
Und von Dir vertrag ich, daß Du die Seele mir ausbrennſt,
Und, was am liebſten und werthſten mir iſt, das einzige Auge.
Ach, warum ward ich nicht ein Triton mit Floſſen zum Schwimmen?
Und ich tauchte hinab, Dir das ſchöne Händchen zu küſſen,
Wenn Du den Mund mir verſagſt, und brächte Dir Lilienkränze,
Oder den weicheſten Mohn mit glühenden, klatſchenden Blättern.
Aber jenes blühet im Sommer und dieſes im Spätjahr,
Daß ich Dir nicht alles zugleich zu bringen vermöchte.
Aber ich lerne gewiß, ich lerne, o Mädchen! noch ſchwimmen,
Kommt nur ein fremder Schiffer zu uns hieher mit dem Fahrzeug,
Daß ich doch ſehe, wie lieblich es ſich bei euch unten dort wohnet.
Komm, Galatea, heraus, und biſt Du bei mir, ſo vergiß dann,
Wie ich, hier ſitzend am Felſen, zurück nach Hauſe zu kehren:
Komm und wohne bei mir, und hilf mir weiden und melken,
Hilf mir mit bitterem Lab die neuen Käſe bereiten!
Ach die Mutter nur iſt mein Unglück, und ſie nur verklag' ich;
Denn ſie redet bei Dir für mich kein freundliches Wörtchen,
Und ſieht doch von Tage zu Tage mich magerer werden.
Sagen will ich dir nun, wie Kopf und Füße mir beben,
Daß auch ſie ſich betrübe, da ich vor Schmerzen vergehe.
O Cyklope, Cyklope, wo iſt Dein Verſtand hingeflogen;
Gingſt Du doch hin und flöchteſt Dir Kräbe und mähteſt Gras Dir,
Deine Lämmer zu füttern, das wäre fürwahr doch geſcheidter.
Melke das Schafchen, das da iſt; warum verfolgſt Du den Flüchtling?
Und Du find'ſt Galateen: auch wohl eine ſchönere andre.
Mädchen die Menge rufen mir zu zum Scherze die Nacht durch;
Alle kichern mir nach: ſo will ich denn ihnen nur folgen;
Denn ich bin auf der Welt doch wohl auch wahrlich ein Kerl noch.
Alſo weidete Polyphemus und ſang von der Liebe,
Und es ward ihm leichter als hätt' er Schätze vergeudet.

Iſt es nicht Schade, daß wir das zärtliche Liebesbriefchen des Polyphemus an ſeine geliebte Galatee von dem Tyrannen Dionyſius nicht mehr haben? Es wurde, glaube ich, durch einen Triton beſtellt. Die ſicilifchen Felſen machen alle eine ganz eigene idylliſche Erſcheinung; und wenn ich mir ſo einen neuliebten Cyklopen Homers oder Virgils in ſchmelzenden Klagen darauf ſitzend vorſtelle, ſo iſt die Idee gewaltig poſſierlich. Das gibt übrigens auch, ohne eben meine perſönlichen Verdienſte mit den Realitäten des Polyphemus zu vergleichen, eigene, nunmehr nicht unangenehme Reminiscenzen meiner übergroßen Seligkeit, wenn ich ehemals meine theuer gekaufte Spätroſe der kleinen Schweſter meiner Galatee geben konnte, und wenn ich drei hyperboreiſche Meilen auf furchtbarem Wege in furchtbarem Wetter meinen letzten Gulden in das Schauſpiel trug, um aus dem dunkelſten Winkel der Loge nicht das Schauſpiel, ſondern die Göttin zu ſehen. Ich hatte mit meinem Cyklopen gleiches Schickſal, und beauchte mit ziemlichem Erfolg das nämliche Mittel.

Eben hatte ich die letzten Verſe geſchrieben, als man mir meine Stiefeln brachte: und dieſem Umſtande verdankſt Du, daß ich Dir nicht auch noch ſeine Herr oder ſein Erndteſeſt bringe.

Aarigent.

Siehſt Du, ſo weit bin ich nun, und bald am Ende meines Spaziergangs, der bei dem allen nicht Jedermanns Sache ſein mag. Von hier nach Syrakus habe ich nichts zu thun, als an der ſüdlichſten Küſte hinzuſtreichen; das kann in einigen Tagen geſchehen. Wenn ich nun ein ächter Gelehrter oder gar Antiquar wäre, ſo würde ich mich ärgern: denn ich habe viel verſehen. Ich wollte nämlich von Palermo über Trapani, Alcamo und Sciakka gehen, um in Segeſte und Selinunt die Alterthümer zu ſehen, die noch doet ſind. Auch Baedeker hat ſie nicht geſehen, wenn ich mich recht erinnere; und der Tempel von Segeſte wäre doch wohl eine ſo kleine Abſchweifung werth. Ich wohnte in Palermo mit einem neapolitaniſchen Offizier, einem Herrn Canella aus Girgenti, zuſammen, mit dem ich ein langes und breites darüber ſprach; und dieſer hatte die Güte, mir einen Mauleſeltreiber aus ſeiner Vaterſtadt als Wegweiſer zu beſorgen. Nun denke ich in meiner Sorgloſigkeit weiter mit keiner Silbe daran, und glaube, der Kerl wird mich gerade nun den Erge bringen. Ich ſetze mich auf und reite in der größten Andacht, in welcher ich meine Ocongen nach und nach aufzehre, wohl zwei Stunden fort, als mir einfällt, daß ich doch zu weit links von der See abkomme. Der Eſeltreiber verſicherte mich aber ſehr ehrlich, das ſei der rechte gewöhnliche Weg nach Ageigent. Ich bin wieder einige Millien zufrieden. Endlich kommen wir bei Frati an, und ich finde mich zu ſehr mitten in der Inſel. Nun orientirte und erklärte ich mich, und da kam denn zum Vorſchein, daß ſich der Eſeltreiber den Henker um meine Promenade bekümmert hatte, und mit mir gerade den alten römiſchen Weg durch die Inſel geritten war. Was war zu thun? Rechts einlenken? Da war eine ganze Welt voll Berge zu durchſtreichen, und Niemand wollte den Weg wiſſen; und das Menſchenkind verlangte nicht mehr als ſechs goldene Unzen, um nach Palermo zurück und den andern Weg zu machen. Das war meiner Börſe zu viel; ich entſchloß mich alſo mit etwas Griesgrämlichkeit, nun ſo fort zu reiten, und die eryeiniſche Göttin andern zu überlaſſen, die vielleicht auch ihren Werth beſſer zu würdigen verſtehen. Wir ritten von Palermo bis faſt an die Bogagerie den Weg nach Termini, und ſtachen dann erſt rechts ab. Die Parthien ſind angenehm und könnten noch angenehmer ſein, wenn die Leute etwas fleißiger wären. So wie man ſich von der Hauptſtadt entfernt, wird es ziemlich wild. Wir kamen durch einige ziemlich unbeträchtliche Oerter, und der Abfall der Kultur und des äußerlichen Wohlſtandes war ziemlich grell. Alles war weit theurer, als in der Hauptſtadt, nur nicht die Apfelſinen, an denen ich mich erholte und von denen ich mein Magazin nicht leer werden ließ. Nicht weit von Bei Frati blieb uns rechts auf der Anhöhe ein altes Schloß liegen, das man Torre di Diana nannte, und wo die Sarazenen ehemals mit den Chriſten viel Grauſamkeit getrieben haben ſollen. Es war mir noch zu zeitig bei den ſchönen Brüdern zu bleiben, zumal da das Wirthshaus geradezu das Revers des Namens war; wir rittrn alſo ungefähr fünf Millien weiter an ein anderes. Hier war auch nicht ein Stückchen Brod, auch nicht einmal Mokkoronen zu haben. Wir ritten alſo wieder weiter: mein Eſeltreiber und noch ein armer Teufel, der ſich angeſchloſſen hatte, fingen an, ſich vor Räubern zu fürchten, und ich war es auch wohl zufrieden, als wir endlich ziemlich ſpät in Sankt Joſeph nicht weit von einem Fluſſe ankamen, deſſen Namen ich vergeſſen habe.

Hier fanden wir eine ganze Menge Mauleſeltreiber aus allen Theilen der Inſel, und doch wenigſtens Makkaronen. Aus Vorſicht für mich hatte ich in Palermo Brod gekauft, das beſte und ſchönſte, was ich je geſehen und gegeſſen habe. Hier war es mir eine Wohlthat, und ich ſelbſt konnte damit den Wohlthäter machen. Die Leutchen im Hauſe, unter denen ein Kranker war, ſegneten die fremde Hülfe: denn das wenige Brod, das ſie ſelbſt hatten, war ſehr ſchlecht. Iſt das nicht eine Blasphemie in Sicilien, das ehemals eine Brodkammer für die Stadt Rom war? Ich konnte meinen Unwillen kaum bergen.

Einen luſtigen Streit gab es zum Deſert der Mokkaroven. Die Eſeltreiber hatten mir abgelauert, daß ich wohl ihre Alterthümer mit beſuchen wollte, wie ſich denn dieſes in Sicilien einem Fremden ſehr leicht abmerken läßt. Da erhob ſich ein Zwiſt unter den theilnehmenden Hippophorden über die Vorzüge ihrer Vaterſtädte in Rückſicht der Alterthümer. Der Eſeltreiber von Agrigent rechnete ſeine Tempel und die Wunder und das Aller ſeiner Stadt; der Eſeltreiber von Syrakus ſein Theater, ſeine Steinbrüche und ſein Ohr; der Eſeltreiber von Alcamo ſein Segeſte und der Eſeltreiber von Palermo hörte königlich zu und ſagte — nichts. Ihr könnt euch auch groß machen, ſagte der Treiber von Katanien zu dem Treiber von Alcamo, mit eurem Morgarethentempelchen, der nicht einmal euer iſt, und fing nun an auch die Alterthümer ſeiner Vaterſtadt, als der älteſten Univerſität der Erde, herauszuſtreichen, wobei er den Aleibiades nicht vergaß, der in ihrem Theater geredet habe. Du mußt wiſſen, Margaretha heißt bei den Sicilieru durchaus ein geſelliges, feiles Mädchen: das war für die Mutter des ehrſamen Mannes der Aeneide kein ſonderlicher Weihrauch. Ohne mein Erinnern ſiehſt Du hieraus, daß die ſicilifchen Mauleſeltreiber ſehr ſtarke Antiquare ſind, ob ſie die Sache gleich nicht außerordentlich genau nehmen: denn der Ageigentiner rechnete den benachbarten Makaluba zu den Alterthümern ſeiner Vaterſtadt, ohne daß ſeine Gegner proteſtierten; und hätte der Streit länger gedauert, ſo hätte der Katanier vielleicht den Aetna auch mit aufgezählt.

Den Morgen darauf gingen wir durch die Sumpfe, einen heilloſen Weg, unter ſehr ſchlechtem Wetter. Nie habe ich eine ſolche Oede geſehen, und nie habe ich ſie mir nur ſo entſetzlich denken können. Die Inſel ſieht im Inneren furchtbar aus. Hier und da ſind einige Stellen bebaut, aber das Ganze iſt eine Wüſte, die ich in Amerika kaum ſo ſchrecklich geſehen habe. Zu Mittage war im Wirthshauſe durchaus kein Stückchen Brod zu haben. Die Bettler kamen in den jämmerlichſten Erſcheinungen, gegen welche die komiſchen auf der Treppe des ſpaniſchen Platzes noch Wohlhabenheit ſind; ſie bettelten nicht, ſondern ſtanden mit der ganzen Schau ihres Elends nur mit Blicken ſtehend in ſtummer Erwartung an

der Thüre. Erst küßte man das Brod, das ich gab, und dann meine Hand. Ich dichte fluchend rund um mich her über den reichen Boden, und hätte in diesem Augenblicke alle sicilischen Aebte und Barone mit den Ministern an ihrer Spitze ohne Barmherzigkeit vor die Kaetätsche stellen können. Es ist heillos. Den Abend blieb ich in Fontana Fredda, wo ich, nach dem Namen zu urtheilen, recht schönes Wasser zu trinken hoffte. Aber die Quelle ist so vernachlässiget, daß mir der Wein sehr willkommen war. Ich mußte hier für ein Paar junge Tauben, das einzige, was man finden konnte, acht Kaetin, ungefähr einen Thaler nach unserm Gelde, bezahlen: da ich doch mit den ewigen Makkaronen wie den Magen nicht ganz verkleistern wollte. Das beste war hier ein großer, schöner, herrlicher Orangengarten, wo ich aussuchen und pflücken konnte, so viel ich Lust hatte, ohne daß es die Rechnung vermehrt hätte, und wo ich die köstlichsten, hochglühenden Früchte, von der Größe einer kleinen Melone fand. Gegenüber hängt das alte Sutera traurig an einem Felsen, und Campo Franco von der andern Seite. Das Thal ist ein wahrer Hesperidengarten, und die Segensgegend wimmelt von elenden Bettlern, nach denen ich keinen Fuß vor die Thür setzen konnte: denn ich konn doch nicht helfen, wenn ich auch alle Taschen leerte und mich ihnen gleich machte.

Der Fluß ohne Brücke, über den ich in einem Strich von ungefähr drei deutschen Meilen wohl funfzehn Mal hatte reiten müssen, weil der Weg bald diesseits bald jenseits geht, nach diesen Morgen ziemlich groß; und das letzte Mal kamen zwei starke cyklopische Kerle, die mich mit Gewalt hinüber trugen. Sie zogen sich aus bis auf's Hemde, schürzten sich auf bis unter die Arme, trugen Stöcke wie des Polyphemus ausgerissene Tannen, und suchten die gefährlichsten Stellen, um ihr Verdienst recht groß zu machen: ich hätte gerade zu Fuße durchgehen wollen, und wäre nicht schlimmer daran gewesen, als am Ende der pontinischen Sümpfe vor Terracina. Ihre Forderung war unverschämt, und der Eseltreiber meinte ganz leise, ich möchte sie lieber willig geben, damit sie nicht bösartig würden. Sie sollen sich sonst kein Gewissen daraus machen, Jemand mit dem Messer oder dem Gewehrlauf, oder geradezu mit dem Knittel, in eine andere Welt zu liefern. Die Gerechtigkeit erkundigt sich nach solchen Kleinigkeiten nicht weiter. Der Fluß geht nun rechts durch die Gebirge in die See. Ich habe seinen eigentlichen Namen nicht gefaßt; man nannte ihn bald so, bald anders, nach der Gegend; am häufigsten nannten ihn die Einwohner Fiume di San Pietro. Von nun an war die Gegend bis hierher nach Agrigent abwechselnd sehr schön und fruchtbar, und auch noch leidlich bearbeitet. Nur um den Makaluba, den ich rechts von dem Wege ab aufsuchte, ist sie etwas magee.

Ich will Dir sagen, wie ich den Berg, oder vielmehr das Hügelchen fand. Seine Höhe ist mehr unbeträchtlich, und sein ganzer Umfang ungefähr eine kleine Viertelstunde. Rund umher sind in einer Entfernung von einigen Stunden ziemlich hohe Berge, so daß ich die vulkanische Erscheinung Anfangs für Quellwasser von den Höhen hielt. Diese mögen dazu beitragen; aber sie sind wohl nicht die einzige Ursache. Die Höhe des Orts ist verhältnißmäßig doch zu groß, und es gibt rund umher viel tiefere Gegenden, die auch wirklich Wasser halten. Am wenigsten ließe sich seine periodische Wuth erklären. Wo ich hinaufstieg, fand ich einen einzelnen, drei Ellen hohen Kegel aus einer Masse von Thon und Sand, dessen Spitze oben eine Oeffnung hatte, aus welcher die Masse immer herausquoll und herabfloß, und so den Kegel vergrößerte. Auf der Höhe des Hügels waren sechs größere Oeffnungen, aus denen beständig eben dieselbe Masse hervordrang; ihre Kegel waren nicht so hoch, weil die Masse flüssiger war. Ich stieß in einige meinen Knotenstock gerade hinein, und fand keinen Grund; so wie ich aber nur die Seiten berührte, war der Boden hart. In der Mitte, und ziemlich auf der größten Höhe desselben, war die größte Oeffnung, zu der ich aber nicht kommen konnte, weil der Boden nicht trug, und ich befürchten mußte, zu versinken. Zuweilen, wenn es anhaltend sehr warm und trocken ist, soll man auch zu diesem Trichter sehr leicht kommen können. Ich sah der Oeffnungen rund umher, größere und kleinere, ungefähr dreißig. Einige waren so klein, daß sie nur ganz kleine Bläschen in Ringelchen ausstießen, und ich konnte meinen Stock nur mit Widerstand etwas hineinzwingen. Die Ausdehnung und die Regenstürme ändern das Ansehen des Makoluba beständig; er ist daher noch etwas wandelbarer, als seine größern Herren Vettern. Ihm gegenüber liegt, in einer Entfernung von ungefähr zwei Stunden, auf einer beträchtlichen Anhöhe eine Stadt, die von weitem ziemlich hübsch aussieht, und wenn ich nicht irre, Ravenna heißt. Die Einwohner dieses Orts und einiger naheliegenden kleinen Dörfer wurden, wie man erzählte, vor drei Wochen sehr in Schrecken gesetzt, weil der Zwergberg anfing, inwendig gewaltig zu brummen und zu lärmen. Es ist aber dießmal bei dem Brummen geblieben. Von dem Diminutiv-Vulkan bis hierher sind ungefähr noch acht Millien durch eine ziemlich rauhe Gegend über mehrere Berge.

---

von Sevelingen,
von Seven, } s. Minnesinger.

David Christoph Seybold,

am 26ten Mai 1747 zu Brackenheim in Würtemberg geboren, studirte in Jena Philologie und wurde dann daselbst außerordentlicher Professor. 1774 nahm er das Rectorat in Speier an, das er nach zwei Jahren mit demselben Amte in Grünstadt und 1779 mit der gelehrten Schule zu Buchsweiler im Elsaß vertauschte. 1796 ward er nach Tübingen berufen und wirkte dort als Doctor der Philosophie und ordentlicher Professor der alten Literatur. Er starb daselbst am 10. Februar 1804.

Von ihm erschien:

Wanderschaften eines Journalisten. Burtehude, 1772.
Predigten des M. Nathanker. Leipzig, 1774—76. 2 Thle.
Die Hirten der Alpen, Nachspiel. Leipzig, 1777.
Neujahrsgeschenke für Kinder. Frankf. 1778—83. 6 Bde.
Reitenstein, (Roman). Leipzig, 1778. 2 Thle.
Hartmann, (Roman). Leipzig, 1778.
Joseph II. Leipzig, 1786.
Historisches Handbuch. Reutlingen, 1788—92. 5 Thle.
Reden. Lemgo, 1792.
Lucian's neueste Reisen. Reutlingen, 1791.
Glimpf- und Schimpfreden des Momus. Winterthur, 1792.
Einzelne Reden, Uebersetzungen u. s. w.

S. zeichnete sich namentlich durch seine Schulreden als ein sehr tüchtiger Pädagog, so wie durch seine anderen Schriften als ein talentvoller Satyriker aus.

Seyfried, s. Minnesinger.

Heinrich Wilhelm Seyfried

ward am 28. Juli 1755 zu Frankfurt a. M. geboren, gehörte als Schauspieler und Theaterdichter verschiedenen Bühnen an, bis er sich zuerst in Braunschweig, darauf in seiner Vaterstadt und endlich in Berlin ganz literarischen Arbeiten widmete. Er starb zu Berlin am 20. April 1800 und hinterließ:

Frankfurter Dramaturgie. Frankfurt u. Leipzig, 1779 — 80.
Spiegel ohne Quecksilber. Frankfurt u. Leipzig, 1783.
Bruchstücke satirischen Inhalts. Frankfurt und Leipzig, 1783. 84.
Dramatischer Faustin. Hamburg, 1784. 85.
Poetische Schmansereien. Wolfenbüttel, 1787.
Edel's Kampf und Rache. Berlin, 1788.
Gallerie der Engel. Berlin, 1788. 89.
Chronik von Berlin, 1789. 90. 4 Bde.
Der Neujahrstag, Posse. Berlin, 1791.
Die Thronfolge, Familiengemälde. Berlin, 1796.
Berliner Guckkasten, 1796.

S. arbeitete zu seiner Zeit nicht ohne Erfolg für die Bühne, indem er die Anforderungen derselben, so wie des Publikums genau kannte; da ihm aber nur darum zu thun war, augenblicklichen Beifall zu ernten, so geriethen seine Leistungen bald wieder in Vergessenheit. Seine übrigen Schriften erheben sich nicht über die Mittelmäßigkeit.

Benedict Edlbeck Siber,

nennt sich in seinem Buch selbst Pritschmeister, d. h. Hofnarr des Erzherzogs Ferdinand von Oestreich. Sein Geburts- und Todesjahr sind unbekannt. Er schrieb:

Vom ritterlichen Schießen zu Zwickau, 1574.

ein Buch, das eine Menge von guten und gesunden Späßen enthält, welche wohl verdienten, ein Mal wieder an das Licht gezogen zu werden.

Georg Ludwig Peter Sievers,

im Jahr 1766 zu Braunschweig geboren, lebte zuerst als Doctor der Philosophie und Privatgelehrter in seiner Vaterstadt, darauf in Cassel, endlich in Paris. 1822 kehrte er nach Deutschland zurück und ließ sich in Wien nieder, bis er Italien zu seinem Aufenthalte wählte, wo er, bald in Rom, bald in Neapel wohnend, lange Zeit der wiener Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Leben die italienischen Artikel lieferte.

Er gab heraus:

Der weibliche Adätlino. Leipzig, 1801.
Die komische Ehe, Lustspiel. Leipzig, 1802.
Auswahl aus vorzüglichen französischen Schauspielen. Leipzig, 1803.
Erund fie, Lustspiel. Hamburg, 1805.
Die Zwillingsschwestern. Hamburg, 1805 — 1807. 4 Thle.
Lessings Schädel, Lustspiel. Hamburg, 1807.
Der Schutzgeist Westfalens. Kassel, 1808.
Die Kleinstädter. Leipzig, 1809. 2 Thle.
Schauspielerstudien. Leipzig, 1814.
Der Eilfertige, Komödie. Leipzig, 1814.
Ueber Madame Catalani. Leipzig, 1816.
Mozart und Süßmayer. Mainz, 1829.

Ein Mann von Geist und Geschmack, den er jedoch mehr in seinen ästhetischen und kritischen Aufsätzen als in seinen Lustspielen und Romanen zeigte, obwohl auch diese sich günstige Leser erwarben.

Sigeherr, s. Minnesinger.

Benjamin Silber,

mit seinem Schriftstellernamen: Karl Sebald u. Eduard Blum, ward am 29. December 1772 zu Waidheim geboren u. trat schon 1790 in das Neusächsische Artilleriecorps. 1798 ward er Lieutnant, 1807 Artilleriezeugwärter auf dem Königstein, 1811 Capitän, 1813 Major. Als solcher und Kassirer bei dem Soldatenknabeninstitute in Annaburg starb er in letzterer Stadt am 7. April 1821.

Er gab heraus:

Die getäuschte Liebe. Weißenfels, 1803 — 5.
Die 7 Sonntage. Freiberg, 1803.
Das Titelkupfer. Freiberg, 1803. 2 Thle.
Opiate in kleinen Erzählungen. Freiberg, 1804. 5. 3 Thle.
Olivee Cromwell. Leipzig, 1804. 2 Thle; 5. Aufl. 1821.
Kurfürst Johann Friedrich, Trauerspiel. Leipz. 1804.
Richard und Angelika. Leipzig, 1805. 2 Thle.
Die Nebenbuhlerinnen. Berlin, 1806. 2 Thle.
Erzählungen. Leipzig, 1820.

Gute Charakterzeichnung, glückliche Erfindung der Situationen und eine lebendige feische Darstellung erwarben seinen Romanen viele Freunde.

Silvio Romano, s. F. W. Riemer.

Simplicissimus, s. Greifenſohn und Hempel.

Sineck, s. Venis.

von Singenberg, s. Minneſinger.

Philipp Balthaſar Sinold,

genannt von Schütz, wuede am 5. Mai 1657 zu Königsbeeg bei Gießen geboeen, und ſtudirte zu Weißenfels und Jena. Nachdem ee in Italien im Militär gedient hatte, ließ ee ſich in Leipzig niedee; doch folgte er 1704 einem Rufe nach Köſtritz, wo er als Rath und Lehnbiectoe dee eeußiſchen Lande, feeilich nue ein Jahr lang wiekte. 1705 ging er nach Forſt uno 1711 als Regieeungsrath nach Baeuſtadt in Schleſien. 1718 ward er geäflich-hohenlohescher Peäſident und 1727 geäflich-holmiſchee Geheimee-Hofrath zu Laubach, wo er am 6. Mai 1742 geſtorben iſt. Als Amadeus Keeuhberg (dies war ſein Schriftſtellername) gab er heeaus:

Geiſtliche und andere erbauliche Poeſien, Lieder, Sanette und Epigrammatn. Nürnberg, 1720.

Wahre Seeleneuhe in den Wunden Jeſu. Leipzig, 1742.

Viele anderſeitige Schriften, auch Ueberſetzungen.

Tiefe Frömmigkeit, Innigkeit, und eine für jene Zeit treffliche Darſtellung zeichneten ſeine ascetiſchen Schriften aus; auch war er nicht unglücklich in ſeinen epigeammatiſchen Verſuchen.

Chriſtian Friedrich Sintenis,

dieſer ungemein fruchtbare Schriftſteller, bee bedeutendſte von drei in der litteeaeiſchen Welt rühmlich bekannten Brüdeen, waed am 12. Mai 1750 zu Zerbſt gebaren, ſtudiete Theologie und lebte zuerſt als Prediger zu Bornum. Darauf wurde ee als Diaconus in Zerbſt angeſtellt und verwaltete dies ſein Amt van 1777—1790; im letztgenannten Jahre kam er, mit dem Titel eines heezoglichen Conſiſtoeial- und Kirchenraths, als Paſtoe an die Dreifaltigkeitskirche und als Peofeſſor der Theologie und Metaphyſik an das Gymnaſium zu Zeebſt. Er ſtaeb daſelbſt am 31. Januae 1820. (Vergl. ſein Leben und Wieken v. Fe. W. v. Schütz, Zeebſt, 1820.)

Von ihm erſchien:

Veit Naſenſtack. 1776. 3 Thle.
Wuhlmann. 1778. 2 Thle.
Menſchenfreuden. 1778. 3 Thle.
Reden. 1779. 3 Thle.
Die Reinfeld'ſche Familie. 2 Thle.
Das Buch für Traurige. 1781. 2 Thle.
Hallo's glücklicher Abend. 1783. 2 Thle.
Vater Roderich untee ſeinen Kindern. 1783.
Theador. 1785. 2 Thle.
Elias Blayroſe. 1785.
Trakimor. 1787. 2 Thle.
Peedigten. 1785. 4 Thle.
Flemmings Geſchichte. 1789. 3 Thle.
Stunden für die Ewigkeit gelebt. 1791. 2 Thle.
Nicolans Grimm. 1794. 2 Thle.
Stunden dee Wahrheit nnd Tugend. 1795. 2 Thle.
Elpizan. 1790. 2 Thle.
Diatogen des Küſtees Ehrentrnnt. 1796. 2 Thle.
Rabert nnd Eliſe. 1796. 2 Thle.
Neue Menſchenfreuden. 1797. 2 Thle.
Halto der Zweite. 1797. 2 Thte.
Zweite Paſtille. 1798. 4 Thle.
Piſteoan. 1800. 3 Thle.
Sonntagsbuch. 1801. 3 Thle.
Das größere Buch für Familien. 1804.
Stunden des einſamen Nachdenkens. 1810. 3 Thle.
Peedigten. 1811. 2 Thle.
Oswald der Geeis. 1813.
Menſchenwürde. 1817.

S. wae es, dee zuerſt den moraliſch-religiöſen Roman einfühete, um duech Daeſtellungen häuslicher, auf der Baſis des Glaubens aufgeführter Zufriedenheit zu wieken und das Wohi der Familien zu befördeen. Solchem Beſtreben mußte natürlich die ſentimentale Auffaſſung des Lebens die Färbung leihen. Ee fand zu jener Zeit ein großes Publicum und ſeine Romane wurden viel geleſen. Sie ſind übrigens nicht weiter als einen Schritt weiter geführte Kinderſchriften, mit denen ee ſich auch viel beſchäftigte und welche ebenfalls zu ihrer Zeit geoße Verbreitung gewannen.

Aus Sintenis Menſchenfeeuden.*)

Dns wünſcht' ich, daß ich ſa das alles, was ich heute an einem der letzten Tage des Julius, in meinem Gaeten während eines Gewitters empfunden und gedacht habe, mit einem mahle hier hinſchütten könnte. — Fürchteſt du etwa, Freund, daß ich dir damit unangenehmheftige Erſchütterung, gewaltiges Gebeben, und hingemarſenen Muth, verurſachen würd'? Denke dis nicht! Wend' auch das Blatt deshalb nicht ſogleich um! Gewitterſtunde iſt nuch feieelich wonnevalle Stunde fürs Menſchenleben. Das einzige möcht' etwn dabei auszuſetzen ſein, daß eine ſchwüle, preſſende Luft das Athemholen eine Zeitlang erſchweeet; aber iſt der Regen nur erſt einige Minuten lang ſtark gefallen, ſa iſts nuch wieder überwunden.

Ich weis wahl, daß unter euch, meine lieben Leſerinnen, und Leſer, viele ſein werden, welche, bei jährlicher Rechnungsabnahme des Sammers, das Aufſteigen der Gewitter unter die Defekte bringen möchten; aber könnte dach das Raiſonnement eines Erdbürgers, welcher gern alle Furcht van ſich, nnd ſeinen Mitbürgern, oertreiben wallte, etwas dazu beitragen, daß ſie hinfart einer und der andere von euch in Rechnung paſſiren ließe; Ich kanns nicht ſagen, ab es Menſchen gebe, denen die Furcht für Gewittern natürlich ſei; ich habe den Verſuch nicht machen können, abs wahr ſei, oder nicht; gland' auch, daß es überhaupt viel Mühe koſten müſſe,

*) Menſchenfreuden; aus meinem Garten vor Z. Frankfurth und Leipzig, 1778.

hinter Diagen zu kommen, welche natürlich sein sollen. So viel weiß ich aber mit Gewißheit und aus Erfahrung, daß die Vorstellungen, welche der Mensch von Kindheit an in Ansehung der Gewitter empfängt, bei Festsetzung seiner Denkungsart über sie das mehreste thun. Oft hab' ich Kinder von einigen Jahren gesehen, welche schon beim Anblick eines Wetterstrahls unter den Röcken ihrer Mutter Schutz suchten, und sich mit einem Geschrei darunter verbargen, als wär' Feuer im Hause. Anfangs erregt' es meine Bewunderung; allein, ich ward bald überzeugt, daß ich, wenn ich an der Kinder Stelle gewesen wäre, unter denselbigen Umständen eben so würde gehandelt haben, als sie. Die Drohungen, welche die Kinder täglich bei allen Donnerwettern empfingen, die fürchterlichen Präparationen, welche, so bald ein einziges derselben aufstieg, um sie her gemacht wurden, das Zuschranden der Fensterladen, das sorgfältige Verschliessen aller Thüren, das angstvolle Zusammenlaufen der Leute im Hause, das Zittern der Mutter, das Schreien der ältern Geschwister, das heftige Singen des Vaters, und der Nachbarn, konntea auf sie keine andere Wirkung haben, als sie in der That hatten. Ich habe einen kleinen Buben von drei Jahren, auf dessen Bewegungen ich bei jedesmahligen Aufsteigen eines Wetters die genaueste Aufmerksamkeit richte; aber er zuckt dabei nicht. Er sieht den Himmel in seiner Schwärze mit ruhigen Augen an, und, wenn es blitzt, freuet er sich herzlich, und spricht: Papa, das war schön; das war recht helles Licht. Was den Donner betrift, so ist er mit sich selbst noch nicht darüber einig, wozu er ihn machen solle. Bald glaubt er, es kommt eine Kutsche gefahren, bald denkt er, es sei ein Schuß, und greift geschwind nach der Elle, und thut, als wollt' er mit schiessen; bald hält ers für Trommelschlag. Ich hab' ihn von Anfang an dafür verwahrt, daß er keine falsche Vorstellung über die Sache von andern empfangen könne, und nehme ihn, so bald ich ein Gewitter am Himmel merke, zu mir. Die Ideen, welche er sich selbst davon macht, will ich, wenns Zeit sein wird, schon berichtigen. Wär' wärlich ein Wink für euch alle, die ihr Menschen bildet, sie für Gewitterfurcht sorgfältig zu bewahren! So würden sie einst den Vortheil davon haben, daß ihnen der größte Theil des Sommers unruhloser, freudenvoller wäre; da sie im Gegentheil, wenn sie einmahl Vorurtheile darüber eingesogen, und diese sich festgesetzt haben, oft durch die vernünftigsten Vorstellungen anderer, und durch eigene Reflexionen, ihr ganzes Leben hindurch von einer ungegründeten Bangigkeit dafür sich nicht losreissen können.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Gewitter hie und da einzelnen Theilen der Schöpfung Schaden, und oft gar Verwüstung und Zerstöhrung, zubereiten, und man könnte dis für eine Apologie für die Furcht für selbigen halten; allein, es käme nur darauf an, daß man sich darauf legte, über diesen Punkt oft neeünstig mit sich selbst zu raisonniren, so würde man vielleicht auch mit ihm fertig. Die Einrichtung der Welt ist anu einmahl von der Art, daß die möglichste Vollkommenheit des Ganzen da sein, und erhalten werden soll. Allein, diese Vollkommenheit des Ganzen verspeicht keineswegs ähnliche Vollkommenheit iedrm einzelnen Theil. Die unendliche Mannigfaltigkeit der Theile beingt vielmehr ganz natürlich die Erscheiaung hervor, daß die Vollkommenheit des Ganzen nicht anders fortdauern könne, als wenn hie nnd da einzelne Theile aufgeopfert werden. Lasset uns also annehmen, daß Gewitter, so, wie iedes andere Ding in der Welt, dort oder da Schaden und Verwüstung in einzelnen Theilen der Schöpfnng anrichten, sa ists doch offenbar, daß das Ganze derselben unaussprechlich dabei gewinne. Willst du's nicht glauben, Ferand, so geh Tags beauf nachm Gewitter auf dein Feld, und in deinen Garten, und sieh, wie der norzüglichfruchtbare Regen, welcher während desselben fiel, im Pflanzenreich beinahe Wunder gethan hat. Zieh alsdenn die gereinigte, abgekühlte Luft in dich ein, und stell dir vor, daß dieser Balsam, den du iezt einathmest, Gift über lang oder kurz für dich hätte werden können, wenns unterm Himmel nicht Blitz und Donner gäbe. Jeder leidende Theil beim Gewittter müste alsa gleichsam als ein Märtirer fürs Ganze betrachtet werden; man müßte seine Niederlage als ein Opfer ansehen, ohne welches eine weit größere Aufopfreung würde haben vor sich gehen müssen. — Es gibt Gemüther, für welche diese Betrachtung allein schon Beruhigung genug sein kann, weil sie einsehen, daß, wenn die Einrichtung der Welt durch sie nicht abgeändert werden könne, sie mit ihr zufrieden sein müssen, nnd daß selbige, so, wie sie einmahl ist, auch weise und gut genug sei.

Aber lasst nns auch den Schaden, welchen Gewitter hie und da stiften, einmahl nicht als Gewinn fürs Ganze, sondern als wirklichen Verlust für einzelne Theile, betrachten; was folgt daraus? Fernnd, bist du bestimmt, in einer weiten Strecke der Schöpfung um dich her beim aufziehenden Wetter der einzige Leidende zu werden: so wartet auf dich entweder Verlust deines Vermögens, oder deines Lebens selbst zugleich. Ich gestehs, aller seiner Habe binnen einer Stunde berandt werden, besonders, wenn man Jahre lang daran gesammlet hätte, müst' eine traurige Situation im Leben sein. Philosophische Seelen müssen aber auch denn in dem Bewußtsein noch Trost finden können, das Feuer nicht angelegt zu haben. Und sollt' es nicht in den Händen der Fürsten sein, ihre Unterthanen auch von dieser Seite zu beruhigen, wenn sie ein- für allemahl festsetzten, daß, wenn einer von ihren Bürgern and Bauern durch einen Wetterstrahl abberannte, alle seine Mitbürger in der Stadt, oder alle Bauern, welche mit ihm zu einem Amte gehören, jeder pro rata, dazu zusammenteagen müßten, daß dem Unglücklichen sein verlohrnes Vermögen bei Heller und Pfennig ersetzt würde? Wahrscheinlicherweise würden sie sich alle dazu bereit finden lassen, weil ieden non ihnen das armmachende Schicksal treffen kann; und sollten Widergesinnete sich dagegen setzen, so könnte ihneu angedentet werden, die für einander sorgende Gesellschaft zu nerlassen, nnd sich Häuser an einsamen Oertern zu bauen, damit sie, wenn sie ia abbernnten, nicht die Wohnungen ihrer Nachbarn zugleich in Feuer setzten. Träfe dich aber, Beader, der Wetterstrahl selbst, and bn fändest in seinem Schwefeldampf den Tod, was fragst du nach dem Brande, welcher dein Haus einäschert? Fües Haus sorgt man allenfalls, so lange man darinn wohnt. Der Verlnst deines Lebens scheint dir iezt schrecklich, wenn du ihn dir denkst, nach dem Augenblick des Streahls aber schmerzt er nicht weiter. Uns allen ist die Gewisheit unsers Abgangs bekannt, nur seine Stunde kennen wir nicht. Müssen wir dach glauben, daß die, welche es einmahl sein soll, dazu die schicklichste sei. Geschöpfen, welche abgehen müssen, kanns gleich viel sein, ob sie heute, oder morgen, gerufen werden. Dadurch, daß der Ruf schnell erschallt, gewinnen sie mehr, als sie verliehren, nnd vielleicht ist der Tod, im Blitz gefunden, unter allen der sanfteste. Ob sie erst anfangen, zu hinken, sich denn ganz hinlegen, Wochen lang mit Schmerzen kämpfen, sich mit dem Anblick derer, welche sie verlassen sollen, noch lange quälen, oder, ab sie mitten im schnellsten Lauf stuken, verkürzte Angst haben, nnd den Theigen ans den Angen gerissen werden? — ich halts mit dem Letztern.

Und nielleicht hätten viele durch Gewitter unglücklichgewordene ihrem Tode entgehen können, wenn sie norsichtig genag gewesen wären. Wenn es einmahl Thiere gibt, deren Gesellschaft beim Wetter uns gefährlich ist, warum entsennen wir sie nicht alsdenn von uns, wenn wir unter altem Gemäuer, oder unter dem Schatten der Eiche, nicht sicher sind, warum nehmen wir zu ihnen unsere Zuflucht? warum setzen wir uns nicht lieber dem durchdringendsten Regen aus, und halten die Nässe, welche er über uns der führt, für ein Präservatif widers mögliche Unglück? — Vielleichts ists in den Häuden der Menschen, die, dem Ansehen nach, furchtbaeste Erscheinnng ia der Natur eben so unschädlich für sich zu machen, als ihre lächelndsten nnd entzückendsten. Beitpiele haben wir davon, und ich habe das Verteauen zu dem reifenden Geiste der Menschheit, daß er im kommenden Jahrhunderte übers Vorurtheil siegen werde. Wär' ich Fürst, oder König, so brächt' ich auf meinem Residenzschlosse, auf allen meinen Lust- und Jagdschlossern, auf allen Thürmen nnd Kirchen, und auf allen öffentlichen Häusern, die Ableiter zuerst an, und machte mir von der Nachahmungssucht meiner Unterthanen die Hofnung, daß sie mir bald folgen würden. In entfernten Welttheilen ist man schon weiter in der Sache, und hat davon den erwünschtesten Erfolg. Es käme nur darauf an, daß Männer von Einsicht und Ansehen das Vorurtheil auch bei uns angriffen, mit Ernst und Muth angriffen. Ich kenne einen siebzigjahrigen Prediger aufm Lande, und unterhielt mich vor einiger Zeit mit ihm über diese Wohlthat, welche man dem Menschengeschlecht erweisen könnte. „Bewahre Gott, sagt' er, Herr Konsrater, wie profan denken Sie! Wollen sie unserm Herrgott in seinen heiligen Wegen nnd Gerichten hinderlich sein?" Ich hatte Mitleiden mit der fürchtet übelangebrachten Pietät des Alten; aber alle meine Demonstrationen würden ihn nicht auf andere Gedanken haben beingen können. Eben fiel mir ein, daß er am feldigen Tage sich hatte eine Ader öfnen lassen. „Herr Bruder, fragt' ich ihn, warum haben Sie heute so schnell zur Ader gelassen?" Ei, mein Gott, antwortet' er, das war höchst nöthig, mein Arzt sagte mir, daß mich der Schlag auf den Fus verfolge. Nun konnt' ich mich nicht enthalten, ihn zu fragen, warum er durchs Aderlas Gott in seinen heiligen Wegen hinderlich geworden wäre. Er fühlt' es, was ich für eine treffende Folgerung nun auf den vorigen Gegenstand unseres Gesprächs ziehen konnte, und fing non etwas anderu an zu erden. — Mit solchen Vorstellungen hab' ich mich den größten Theil meines Lebens hindurch beschäftigt, und damit ist mirs gelungen, das eaffeindste Donnerwetter für mich zur Menschenfreude umzuschoffen. —

Ich lag heute noch unter meinem Birndaum, als ich fühlte, daß die Sonne heftig zu brenaen anfange. Was gilts! dacht'

ich, Gewitterstundr ist nicht mehr weit. Ich stand auf, sah mich um, und erblickte in Südost einige Wetterwolken. Ich ging in eine meiner Lauben, und betrachtete den Himmel mit Aufmerksamkeit. Nach einer halben Stunde erschien schon das volle Gewitter, und ein dumpfiges Donnern verkündigte mir seine Annäherung. Die Sonne brannte immer heftiger, alle meine Pflanzen neigten ihre Häupter, und schienen nach Erquickung zu schmachten. Es war ein feierlicher Anblick, ein Anblick ganz voll Zukunft, welchen der Horizont mir reichte. Ueber mir noch der hellste, blauste Himmel, weiter hin gekräuselte, lichtheile Wolken, welche sich über einander thürmten, und ein langes Kettengebirge abbildeten, und unter selbigen ein dicker, schwarzer Schlauch, welcher ein halbes Meer in sich aufgenommen zu haben schien. Jeder Donner ward lauter, als der vorige; einige kleine Gewölke, welche den Vortrup machten, eilten zur Sonne her, und verbargen sie. Noch mar Stille, tiefe Stille in der Luft. Plötzlich erhub sich ein gewaltiger Sturm, der mit einer Staubwolke daherrauschte, und das Gewitter schwebte schon über meinem Haupt. Einige schmetternde Schläge folgten nun, und ein durchdringender Regen kam hinter ihnen her. Es war eine herzliche Freude, so zu sehen, und zu hören, wie der Regen fiel. Anfangs rauschte er stark auf den Blättern der Bäume, und der niedrigern Gewächse, weil sie von der Sonne wie gedörrt waren; bald aber wurden diese weicher und zarter, und das Geräusch verlohr sich merklich. Der Donner schallte schon mieder entfernter, und von meinem Bienbaum an bis zur kleinsten Braunkohlpflanze hatte alles neues, dauerhaftes Leben empfangen. Mitten im stärksten Platzregen sah ich bereits den äußersten Rand des Horizonts sich mieder erheitern, und ein mildes Blau umkränzte die dunkelgenuen Wolken. Das mar ein herrlicher Anblick! In ieder Minute neränderte sich die Himmelsfarbe. Bald trennte sich ein Gemölk von dem andern, und bildete mitten in der Luftdämmerung einige hellweisse Flecke. Bald zogen die Wolken wieder an einander, und schienen gelb. Bald fingen sie von der Nachbarschaft der Sonne an, zu röthein; bald liessen sie hier und da schon einige blaue Räume über mir sehen. Endlich dench die Sonne in aller ihrer Pracht wieder hervor, und senkte ihren glückwünschenden Strahl auf das erquickte Land. Noch fielen einige Tropfen, und empfingen im Sonnenschein den Glanz des Kristalls. In Nordosten schwebte nun das übergezogene Wetter mit feierlicher Würde. Die Sonne, welche gegen dasselbe schien, schwärzte es noch weit mehr, als vorhin, und es sah aus, wie das Vaterland der Nacht. Ueber mir war der Himmel so rein und so blau, als er den ganzen Tag über nicht gewesen war. Die Dünste waren zerstreut, die Atmosphäre war reiner, und ein sanfter Westwind schüttelte den aufgehaltnen Regen von den Zweigen der Bäume herab. Ein neues frisches Grün kleidete meinen ganzen Garten. Nun freu' ich mich schon auf den folgenden Morgen, um zu sehen, wie alles gewachsen, mie alles neu gepflanzt zu sein scheinen würde. Ich stand da, schaute mich um zwischen Himmel und Erde, und lachte beide mit einem heitern, reinen Herzen an. —

O! liebet die Natur, Brüder, nnd glaubt, daß man beim Bewußtsein der Tugend in allen ihren Auftritten, und sollten auch die äußerlichfurchtbarsten sein, erquickende Wonne finden könne! — Ablegung der Furcht beim Gewitter, denk' ich, soll' auch einmahl den Vortheil für uns haben, daß wir dem letzten unter allen Donnern noch ohne Grausen beimohnen merden. Im Schooße der Natur bildet sich Güte des Herzens, und haben wir die, so beden wir auch im Weltgericht nicht. — —

Die Jahre meiner ersten Jugend trafen gerade in die Zeit des letzten deutschen Kriegs. Als ein Knabe von zehn Jahren las ich die Zeitungen mit der größten Attention. Ich wuste so ziemlich den iedesmahligen Stand der beiderseitigen Armeen, konnte die berühmtesten Generale beim Nahmen nennen, und hatte mir unter den Kriegführenden Mächten meinen Mann ausgesucht, für den ich in Gedanken herzhaft und wacker mitfocht. So oft ich von einer Bataille las, in welcher die Macht, dre ich mohlwollte, den Sieg erfochten hatte, trug ich, wenn ich in die Schule giag, meine Nase hoch empor; hatte sie aber den Kürzern gezogen, so sah ich keinen Menschen an, und brummte, wenn mich iemand um etwas fragte, wie ein Bär. Nicht selten hatt' ich sogar mit alten Bürgern meiner Vaterstadt Händel, welche es mit der andern Parthei hielten, und ich kanns bis diese Stunde nicht begreifen, wie beiahrte Leute es mit einem Buben aufnehmen, und über dergleichen Sachen im Ernst mit ihm reden konnten. So viel weis ich aber noch, daß ich von einem von ihnen einmahl bald ein Paar berde Ohrfeigen deshalb bekommen hätte, wenn mein seliger Grosvater nicht dazwischen gekommen wäre. Da ich nun während des Krieges erst zum nollen Bewußtsein meiner kam, so hatt' ich auch gar keine Idee nom Frieden. Ich hörte allenthalben Wünsche nach Friede, hatte nuch hie nnd da etwas von den Seligkeiten desselben gelesen, und konnte mir nicht vorstellen, was Friede sei. Tausendmahl hab' ich damahls blos darum gewünscht, daß endlich einmahl Friede werden mochte, damit ich nur erführe, was er wäre. Als ich nun lan, daß er zu Hubertsburg wirklich geschlossen sei, so mar ich allenthalben Aug', nnd allenthalben Ohr. Ich guckte starr den Himmel an, und war von der Ueberraschung so voll, daß ich nichts geringeres glaubte, als daß Sonne, Mond und Sterne, zu Friedenszeiten noch herrlicher glänzen würden, als im Krieg. Am Himmel aber blieds, wie's gewesen mar. Nun hielt ich mich an die Erde. Ich suchte auf derselben lauter neue Paradise, suchte allenthalben Freude und Wonne; meinen damahligen Vorstellungen aber nach schien sich auch da wenig zum Bessern hin abgeändere zu haben. Die Zeitungen waren im Gegentheil nicht mehr so amüsant für mich; die Kaufleute fingen an, zu klagen, daß nicht mehr so viel zu verdienen sei, als im Krieg; die Juden gingen lumpigter einher; ich konnte mit meinen Spielkameraden nicht mehr um einen Groschen Kegel schieben, wie sonst; mein Vater klagte über ansehnlichen Verlust, welchen er durch die schleunige Reduktion der Ephraimiten, Dreiergroschen, und Kupfersechser, erlitten hatte; und die abgedankten, zum Theil lahm und krumm gehauenen Soldaten kamen bettelnd nor die Thürrn, nnd fluchten alle Teufel aus der Hölle heraus. Ha! wie da der Werth des Friedens in meinen Augen zu fallen anfing! aber, Brüder, so bald ich leente, über wichtige Gegenstände der Menschheit gehörig reflektiren, sah ich ein, daß — Friede Menschenheil und Menschensegen sei; und von der Zeit an schmedt mir sein Bild als ein recht reizendes, göttliches Bild varm Aug.

Menschenblut fliesst sanft und sicher in seinen Adern fort, wenn Friede ist — ha! welch ein Gedanke! — Ist wanlich so etwas geringes nicht, als hie nnd da gedacht mird, wenn Tausende hingeführt, nnd dem Tod in den Rachen gelagt werden! Man hatte sie ia nicht gefragt, ob sie dazu ihre Einwilligung gäben. Wäre dis, daß sie den Tod freiwillig gesucht hatten: so konnte man allenfalls sagen, daß man ihnen nicht hatte zumider sein wollen. Aber, wenn ich mirs vorstelle, wie Jünglinge und Männer zur Opferbank hingeschleppt weeden, iene aus den Armen abgelebter Eltern, und sehnsuchtsvoller Bräute, diese aus dem Schos ihrer Gattinnen, ihrer Kinder, und ihres Vaterlands — wenn ich mirs vorstelle, mie sie sich gewaltig dagegen sträuben, und doch hingeschleppt merden: so blutet mir's Herz! Und, wenn sie denn nun hinkommen ins Schlachtfeld, so stehen sie da, und streiten, und wissen nicht, warum? Religion und Vaterland müsset ihr vertheidigen, sagt man ihnen; Religion nnd Vaterland — suötönende Nahmen! Man könnts ihnen aber nicht verdenken, wenn sie einmahl die wichtigen Fragen aufwürfen: ob die Religion überhaupt andere Waffen führen durfe, als nebelvertreibende Aufheiterung, Führung des Menschen auf seine Bestimmung, Antried zu edeln, grosmüthigen Handlungen, abgetrocknete Thränen der Tugead, und allgemeines Menschenglück befördernde Wohlthätigkeit! und ob das Wohl des Vaterlands nicht mit geringerm Aufwande, als die Verschüttung des Bluts vieler Tausende seiner Kinder ist, erhalten, gesichert und befördert merden könne? Wären die Streiter noch wirkliche Feinde gegen einander: so märs noch etwas. Gewaltiges, erhitzendes Gefühl empfangenen oder geglandten Unrechts, konnte man vorgeben, risse sie denn so weit von sich selbst weg, daß Menschenhände, welche doch nur dazu gemacht sind, einander Wohlthaten zuzureichen, sich mit siebenfachern Tod für einander fullten. Aber so sehen sie sich auf der Erde vielleicht zum ersten mahle, kennen einer des andern Nahmen nicht, und das erste, was sie thun, soll doch sein, daß sie sich die Köpfe spalten, oder das Herz durchbohren, aber Hände und Füsse abhauen. Oder kennen sie sich, so steht wohl gar Freund gegen Freund, Bruder gegen Bruder, Sohn gegen Vater — ach! mie eng wird mir die Brust, indem ich dis denke! Und denn gäbs ia wohl noch hie nnd da einen tapfern Kerl, der, wenns einmahl nicht anders sein soll, sich wacker wehrte, und sein Leben theuer verkaufte; aber so wird ihm auch dis mohl nicht einmahl verstattet. Wenn er mitten im Avaneiren ist, so speien schon geöffnete Feuerrachen zu Dutzenden, und zu Schocken, von fern auf ihn Tod und Zerstümmlung her. Dis, Brüder! schien mir immer so etwas recht abschreckendwidermenschliches zu sein, daß man die edelsten, muthoollsten Menschen zu Boden stürzt, ohne daß sie sich wehren können! Stellte man sie noch Mann gegen Mann, und liesse sie sich mit einander balgen: so käme dem Helden doch seine Stärke und seine Entschlossenheit zu statten. Gewis gingen denn auch nicht so ungeheure Mengen von Menschen verlohren; es würden, welches noch gräßlicher ist, nicht so

viele Krieger zerstümmelt, lägen nicht da aufm Schlachtfelde, und müsten über sich bei vollem Leben wegreuten und wegfahren lassen, müsten sich nicht jämmerlich verbluten, und zuletzt noch halbleidend unter zwanzig Todten in einem geschwindnerfertigten Grabe letzte Stäte finden! — — O Friede! Friede! du bist Menschenblnts Schutzgott! Menschenblut fliesst durch dich in feinen Adern ungestört und sanft fort, wallt für Kinder, und Eltern, und Gatten, für Freunde, und für Vaterland, ströhmt Eifer und Feuer zu Rechtschaffenheit und edler That zu!

Gottes Erde gewährt dir auch mehr Anblicke der Schönheit, Bruder! wenn heiliger Friede auf ihr schwebt. — Da siehst du keine Zerstöhrungen in der Natur, als die etwa, welche der Winter macht. Siehst keine verwüsteten Fruchtfelder — es müste denn hie oder da eins von ihnen ein seltener Hagelschlag treffen, der doch nur strichweise geht; siehst die Weiden voll froher Heerden, die, wenn auch eine Seuche sie zuweilen ergriffe, sich bald wieder vermehren; siehst nicht Meilenweit abgebrannte Dörfer, zerstöhrte Meierhöfe, und eingeäscherte Städte; siehst nicht die Landleute in grossen Schaaren flüchtig werden, und Häuser und Höfe verlassen; siehst nicht geplünderte Waarenlager! Allgemeine Sicherheit waltet. Der Städter treibt seinen Handel und sein Gewerbe, und sein Vermögen ist sein, und seiner Kinder. Der Bauer geht zu seinem Pflug, lockert die hart gewordene Erde, düngt sie, wirft seine Saaten aus, und spricht in seinem Herzen: nach einigen Monaten werd' ich erndten. Jeder Vaterthan trägt mit Richtigkeit seine Gaben ab, und darf keine Schulden machen, um schwere Kontribution herbeizuschaffen. Sein Fürst sieht ihn frohlockend und arbeitsam, und seiner Kinder Freude wird Freude für sein väterliches Herz! — —

Und die Tugend, Freunde, ach! die Tugend — wie viel gewinnt sie durch Frieden! Nicht nur die Gesetze des Landes bleiben heilig und unverletzt; Menschenherz ist sich auch selbst Gesetz. Jene sanftern und zärtlichern Gefühle, welche der Adel unserer Natur sind, werden nicht durch stete Anblicke der Grausamkeit und Gewaltthätigkeit unterdrückt. Man kennt die Wollust nicht in so vieler Mannigfaltigkeit; der Jüngling wird nicht so allgemein vom Jüngling, und das unschuldvolle aufblühende Mädgen nicht vom zügellosen Böse wicht verführt. Eigenthumsrecht ist heilig, und gegenseitige Treue beglückt die Gesellschaft. Unmässigkeit im Trunk bleibt nur der Vorwurf weniger Unglücklichen, welche schon zu weit von der Bahn der Erbarkeit abgewichen sind, als daß sie zu ihr zurückkehren könnten. Der Eidschwur hat mehr Ehrwürdigkeit, und die fluchende Stimme tobet nicht so laut. Auf der Erziehung der Kinder, der künftigen Vaterlandsbürger, ruhet mehr Güte und Ordnung, mehr gute Beispielsfülle. Das öffentliche Verdienst wird erkannt, und der Staat hat mehr Reichthum und Musse, es würdig belohnen zu können; das stille, im Verborgenen segnende wird aufgemuntert, hervorzutreten, und ähnlichen Lohn zu empfangen. Die Gerechtigkeit leistet auch dem Geringsten unter den Unterthanen Hülfe, und der Wohlstand öfnet dem Bürger die Quellen der Barmherzigkeit. — —

Dich will ich segnen, du Beglücker des Menschengeschlechts, Friede! ich will dich segnen, so lange ich bin! Du bist recht Menschenbestimmung — bist himmlischen Ursprungs — bist liebenswürdiges Geschenk vom Allvater! — Heil dir, mein deutsches Vaterland! Land des Fleisses, und der Volksmenge! daß Seligkeitvoller Friede jetzt auf deine Fluren wohnet! Ach! er müsse fort über dir schweben; müsse lange über dir schweben! Heilige, Freundschaftsvolle Bande müssen das Herz deines Josephs, deiner Thereste, und deines Friedrichs, an einander fesseln! müssen fesseln die Herzen aller deiner Fürsten! Denn wusse Jeder deutsche Vater seinen Kindern frühzeitig das Wort: Friede, allen lehren — müsse sie lehren, die Seligkeit desselben kennen und schätzen — müsse sie hinführen zu den Altären der Tugend, und sprechen: Bewahret Unschuld und Güte, so wird auch — Freude in eurem Busen sein! — — —

Viel Friedliches hat gleich bei seinem ersten Anblick ein Erndtefeld. Jüngst ging ich über ein solches Feld; da empfand ich Erndtefreude — ach! Erndtesreude!

Unaussprechlich vertieft der Städter, wenn er in seiner Eingeschlossenheit die Erndtezeit verlebt, und nicht fleissig in den offenen Fluren wandert. — Mannigfaltige, durchaus angenehme Abwechselung der Gegenstände überrascht uns da, theilt uns in zehn, zwanzig Theile, und zieht den einen davon dorthin und den andern dahin. Bald wallen noch vor uns dichtbestandene Gersten- und Haferfelder; bald liegen hinter uns schon unzählbare Roggenhälmer in aufgethürmten Reihen. Wie sie da so still liegen, die kleinen Wälder, welche vor einigen Tagen noch sauseten und brauseten, — vollendetes Produkt der Natur — von Menschenhänden abgehauen und ihnen nun ganz überlassen! Dort harken einige alte Mütter; da binden muntere Mädgens Garben; hier mandelt ein männlicher Bauer auf; weiterhin hält ein Wagen, und ein Paar schwarzbraune Knechte laden die dicken Bunde; ganz unten ziehen schon vier wohlgefütterte Rappen einen andern schwerbelasteten Getraidewagen nach dem Dorfe hin. Wie geschäftig die Menschen alle sind! Mähen und harken, harken und binden, binden und laden, laden und fahren — mähen und harken, und binden, und laden, und fahren, und — pfeifen, und singen. Weidlich klatscht der fahrende Jüngling mit seiner Peitsche den schallenden Kreuzhieb, und die ihn liebende Diene schreit Juchheisa darein. Ist doch ein gar vortreflicher Anblick, ein solches Gewimmle von Menschen zu sehen, die alle mit Eifer arbeiten, und bei ihrer Arbeit noch frohes Muths sind! Das sind ja die rechten Menschen, welche arbeiten, und — dabei fröhlich sind. Die Arbeit versüsst ihnen die Freude, und die Freude erleichtert ihnen die Arbeit. Geh hin, Städter, und lerne vom Landmann dein Tagewerk verrichten, und dabei scherzen und lachen! Jedes abgemähete Feld verschafft uns eine neue Aussicht. Barher, wenn wir vorübergingen, sahen wir ins Getreide; nun erblicken wir über dem leeren Acker hin Büsche, und Mühlen, und Dörfer. Es ist uns, als sähen wir sie alle zum ersten mahle. Gehen wir weiter an einen Morgen, noch mit Waizen bestandet, so sind sie alle wieder weg. Wie kommen wieder an ein Kornfeld, wo eben gemähet wird, und jeder Hieb, welchen die Sichel thut, lässt uns einen Zweig von jenen Bäumen, oder einen Schornstein von jenen Häusern, abermahls erblicken. Reizendes Spiel, welches die Natur noch mit ihren Kindern treibt! Wohne ihm noch bei, Städter! in wenig Wochen wird es aufhören, und stehst du denn auf derselben Stelle, so wird dich bald ein fortwährendes Einerlei ermüden! —

Bist du aber aufm Erndtefeld, so denke auch einen redlichen, weitumfassenden Gedanken an die Wohlthätigkeit um dich her! Bruder! welche Empfindungen werden dir ins Herz ströhmen, wenn du den Segen, als Mensch, betrachtest, welcher vor deinen Augen in herrlicher Fülle da liegt! Ist wahrlich nicht anders, als fädst du schon Brodt an Brodt liegen; als wär' das ganze Feld voll Tische, und voll Bänke, besetzt mit hungerstillender Nahrung, und mit esbegierigen Gästen. Stell dir nur, wie herzlich es ihnen schmecke; wie sie bei einer frugalen Mahlzeit nach vollendeter Arbeit sich erholen, und neue Kräfte zur morgenden noch vorschwebenden sammlen! Wohl euch, ihr Armen unter meinen Mitbürgern, deren vornehmste, beinahe einzige Nahrung Brodt ist, die im Schooße einer zahlreichen Familie sich schon glücklich preisen, wenn sie für sich, für Weib und Kinder, dieses allgemeinen Nahrungsmittels Fülle haben — nun ist der Theurung wieder gesteuret! Neuer, erquickender Vorrath davon wieder allenthalben da! Bald werden die trockenen Korner, unter den arbeitsamen Händen des Dreschers, umherspringen; bald wird der Landmann damit seine Säcke füllen, und sie den Städtern zu Markte bringen. — Ach! wüste ich die Stätten im Felde, auf welchen Brodt wächst, welches bald hie und da ein Gefangener in seinem Kerker bei Wasser essen wird, mit welcher menschlichen Theilnehmung wollt' ich auf sie hintreten, und meine Thränen auf sie weinen! In Gottes freier Luft, wollt' ich denken, wächst Brodt für eingesperrte Brüder! daß sie doch auch die Freiheit hätten, welche die Hälmer hatten, in deren Aehren Korn für sie war! daß sie doch alsdenn eben so segenreich wären, als sie! —

Das wär meines Herzens voller Wunsch, daß ich die ganze Erndte hindurch meine Gemeine ans Feld führen, und ihnen da predigen könnte! So im Anblick der um und um segneaden Natur, mitten unter dem tausendfachen Guten, welches vom Himmel auf die Erde gefallen ist — was für Empfindungen müsten sich da in die Seelen der Gottesverehrer ströhmen lassen! wie müste man sie da thätig zum Guten, duldend fürs Ungemach, aufmerksam auf Schöpfergüte, machen können! Einen feierlichern, herzdurchdringendern Gottesdienst müsts nicht geben auf Erden, als den! Dem Manne, welcher wohl wuste, was im Menschen war, und seine zärtlichste Seite bald finden konnte, mochte auch diese Bemerkung nicht entwischen. Mit überwallender Liebe für ihn les' ichs, daß er mit seinen Busenfreunden so gern über Saatfluren und Erndtefelder ging; daß er auch Sabbath mit ihnen daselbst oft frierte, und ihnen Hindlick auf den Allvater, Wohlgefallen an seinen Schöpfungen, Nachahmung der Natur, Glauben an die Fürsehung, und Aussicht in eine frohe Zukunft, lehrte!

Und Erndten, Brüder, erndten ist so eine recht menschliche Verrichtung. Nutzen sucht der Edle bei allen seinen Handlungen; Nutzen für seine Brüder, und für sich. Wir säen allenthalben im Leben, und warten auf Erndte. Warten fehalich drauf, daß unsere guten Thaten den aus uns abgezweckten, gewünschten Erfolg haben sollen. Der Anblick der Erndte im

Feld ist daher völlig nach unserm Geschmack. — Wir wissen die Widerwärtigkeiten, welchen oft die aufgegangene, ährentreibende, reifende Saat auf der Flur unterworfen ist; wissen auch, wie oft wir bei Ausübung unserer besten Thaten behindert werden; sehen wirs nun, daß der Ackermann gute, reichliche Erndte hält: so schwebt vor unsern Augen ein Bild jener Freude, welche wir haben, wenn wir von unsern edlen Handlungen allen den Segen erblicken, welchen wir uns von ihnen versprechen. — Ward das Feld, worauf jetzt Erndte ist, vor Winter besäet, ha! was für ein starker Gedanke ergreift denn den Christen! hast auch so, denkt er, eine Erndte über Winter zu hoffen, eine volle, reiche Erndte! — Wie ihn das Bild von Menschenbestimmung, welches ihm die Natur hier vorhält, so sanft anlächelt! wie er all' seine Blicke auf dasselbe fesselt, und nicht wieder von ihm loskommen kann! Gutre Thaten Lohn, ach! guter Thaten ganzen Lohn — hier und dort, und dort und hier! Jetzt Anfang — denn Vollendung! Bei der Hinsaat wohl gar Trauern — aber zur Gardendindezeit Freud und Jubel! — Der Mann, welcher mit Rom und Kaeinth korrespondirte, und sich gut drauf verstand, Gegenstände in der Natur, und im gemeinen Leben, für die Religion brauchbar zu machen, mocht das Bild auch oft angesehen, und mit herzlichem Wohlgefallen betrachtet haben. Resultat all seiner Betrachtungen war und blieb: Lasst uns säen im Segen, so werden wir erndten im Segen! —

Auch, Brüder, hab' ichs nie stärker empfunden, wie wahr es sei, was einsmahls der Beste von uns allen sagte, als wenn ich zur Erndtezeit über Feld wandelte. Wenn ich drum so mitten auf einer grossen Waizenbreite stand, und ringends Ende derselben sah, wenn die unzählbaren Millionen Aehren um mich her wankten: so wars, als stände ich mitten unter der ganzen Menschheit, und schaute den unendlichen Segen, welcher an ihr zu stiften — nicht zu stiften — nur zu sammlen, wäre. Erndte genug, dacht' ich, Erndte genug; nur Arbeiter her! Gelegenheit genug da, Menschengewinn zu machen; nur Edle werden erfordert, welche die Mühe dabei nicht scheuen — eine Mühe, die mit jedem Augenblick sich reichlicher belohnt! Und denn erneuerte ich auf der Stelle den Vorsatz, unermüdet zu arbeiten, und allenthalben, wohin nur meine Stimme dringen möcht, andere zu gemeinschaftlicher Arbeit mit mir zu ermuntern. — —

O Fluren voll Erndte — seid mir heilig! heilig, wie Tempel der Gottheit! Nie müss' ich auf euch hinwandeln, ohn von den edelsten, hinschmelzendsten Empfindungen durchdrungen zu werden! Nie euch wieder verlassen, ohn lebhaft zu fühlen, daß ich — um einen Grad mehr Mensch geworden sei! — — —

Dich, Jüngling, lieb' ich, dem beim heiligen Nahmen: Vaterland, das Blut schon gewaltiger wallt; und dich, Mann, der mit raschem, felsigten Muth am Vaterlands Wohl arbeitet; und dich, Greis, der, an Kräften arm, an Wünschen aber reich, brennendes Verlangen, daß Vaterland nach seinem Hintritt noch glücklich sei, am Grabe vorm Allvater ausschüttet! O ihr Edlen, wie ergreift euch alle meine Liebe, und mein Lob! Wie seh' ich euch vornan in der würdigsten Menschenklasse, in welcher man Menschengrösse und Menschenwonne fühlt! — — Patriotismus! Patriotismus! — Freudenquell für alle grosse und schöne Seelen, in Latium nicht nur, und in Grächen, auch in Belgien, Helvetierland, Germanien, und Altmerika, und an allen Orten und Enden der Erde — Vaterland glücklich sehen, glücklich wünschen, nach Vermögen glücklich machen — — Der hat kein menschliches Herz, welches dis alles nicht mit voller Heiterkeit verrichtet!

Gut aller Güter! Leben! ach! Leben! wie nenn' ich dich recht? — Ach! erstes, allererstes, allerheiligstes, allerunverletzlichstes Gotteseigenthum! triefendstes, reichquillendster Schöpfersegen! Allumfassendster Ausfluß vom Wesen der Wesen! dich schätzen, dich nach Würde schätzen, dich menschlich verwenden und geniessen — dies ist unter allen Verehrungen, Preisungen und Anbetungen des Allvaters die würdigste, ihm gefälligste, und ewiger Gloriaussicht vollste! — Kannst du, Bruder! auf dein Vaterland hindrücken, und wär' es auch nur ein Ländchen von anderthalb Meilen, ahn' in deinem Innern laut zu sprechen: Ach! liebes, theures Land, warst Lebensland für mich! In deinem Schoos fing ich an, zu athmen; zu empfinden, was Lebenskraft und Lebensfülle sei! Gabst Leben — habe Leben, gib Leben, empfange Leben auch von mir zurück, so lang' ich bin! — ?

Sirb, Bruder! dein Vaterland zeigte dir nicht nur ersten unter allen Segen von fern, dracht' ihn dir auch nah; gab ihn dir nicht nur halb, gab ihn dir ganz! Tausendmahltausend Lebenerhaltende Wohlthaten umflossen dich in seinem Schoos! Wuchsest empar; hoch empor! Reistest zur Menschenreife! Sahest seiner Frülinge Blühmen; erndtetest seiner Sommer und Herbste Früchte; genossst seiner Winter Ruh! — Nun stehst du da, mitten unter allen Wesen, schaust sie gebietend an, und sprichst: Seid all' unter meine Füsse gethan — all' unter meine Füsse gethan; doch ohne mir Recht zu geben, das Geringste von euch unnöthigerweise zerteeten zu dürfen. — Ach! Vaterland, Vaterland, töne deinen Odern süs! sei deinem Herzen edelstes, geliebtestes Erdenland! Freue dich, wenn ein Fürst darinn herrscht, welcher für das Heil desselben sorgt! Gönn' ihm den Frieden, und seine Erndten, und all' seine Wonnen! — Bist von ihm erhalten worden, suchs wieder zu erhalten! Wend' allen deinen Fleis an, ihm das wieder zu thun, was es dir that, und es zu segnen von allen seinen Seiten! —

Fandst auch, Bruder! im Vaterlande Menschen, welche dich in ihre Arme nahmen! Tratst in Verbindungen ein, die dir dein Leben heiterer und ruhvoller machten! — Da kam ein Redlicher, schon weit gröser, als du, auch schon dem Grabe wieder weit näher, als du, schaute dich liebreich an, drückte dich treu an sein Herz, und nannte sich — Vater; Vater von dir! Da lag ein Mensch von sanfterm Gliederbau, von zärtlicherer Empfindung, weinte, und lächelte zugleich, gab dir am Busen die erste öffentliche Nahrung, und rief dich: Kind; mit mütterlicher Liebe — Kind! Da liefen kleine, sorgenlose Geschöpfe, gebildet, wie du, herbei, zwar schon gröser, als du, aber noch unvollendet, spielten neben dir ihre frohen, kindlichen Spiele, wiegten dich, sahen dich wiegen, waren dir Bruder und Schwester! Da eilten Freunde, wohlmeinende Freunde, hinzu, schauten dich mit Blicken künftiger Vertraulichkeit an, und nahmen dich unter die Reihen derer auf, welche ihnen auf Erden die Wertheften waren! Nun fing in deinem Herzen an, die Liebe zu erwachen. Du sahst ein Mädgen, ein holdes, reihvolles Mädgen, und wünschtest's, dein zu nennen. Vaterland gabs dir, und sprach: Nimms hin — hin in deinen Arm! Machs glücklich, und werde dadurch glücklich! All diese Bande sind nicht Ketten für dich; sind sanfte Umwindungen — Nas' an Nase. Las sie dich fest ans Vaterland knüpfen! Reich ihm gern ihrer grossen Segnungen Hälfte!

Geh zurück auf all' deiner Wissenschaft, Tugend, und Denkungsart, Grundlagen — nahmst sie aus Vaterlands begüternden Händen. Vaterland lehrte — Vaterland bildete dich. Die ersten Eindrücke, welche äuserliche Gegenstände auf dich machten, hatten den Anstrich seines Klima, seiner Regierungsform, und seiner Sitte. Auf seinen Fluren wardst du empfindsam, in seinen Tempeln religiös, unter seinen Edlen tugendhaft. So oft nun dein Auge mit tiefer Wollust auf die Natur, und ihre Schönheiten, schaut, so oft beiu Glaube dich beruhigt, und Bewusstsein deiner Rechtschaffenheit dich übers Misgeschick emporhebt: so oft wirf einen dankbaren Seitenblick aufs Vaterland hin! Freu dich, wenn wissenschaftliche Männer in seinem Schoos sind, deren Licht dem Mitbürger, dem Nachbar, und dem fernen Fremdling, scheint! Freu dich, wenn du siehst, wie ein würdiger Gerechter mit dem andern Arm in Arm durch seine Städte und Dörfer wandelt, und wie sie beide gemeinschaftlich sich bemühen, allenthalben edler Thaten reichen Segen zurückzulassen! Führ' seine Jünglinge der Weisheit, und seine Töchter der Tugend, zu! Sei selbst der Weisheit Verehrer, der Tugend Freund! —

Und hat Vaterland auch eine Stäte zum Grabe für dich, weist du unter allen seinen Fluren diejenige schon, auf welcher du stauben wirst: so geh an Frühlingsmorgen und Sommerabenden zu ihr hin, sieh Sonne und Mond auf ihr auf- und untergehn, und sprich: Ach! Vaterland! — auch einmahl Land der letzten Ruh für mich! — wenn dein Hügel mich deckt, dein Rasen über mir grünt, und deine Erde sich mit der meinigen vermischt; wenn ich kein holdseliges Wimpern der Morgenröthe mehr sehe, kein freundschaftliches Winken des Abendsterns mehr; wenn gegen Geräusch und Stille mein Ohr taub ist, und alle meine Theilnehmung an Weltfülle und Weltgeschäftigkeit verschwindet; wenn meine Gattin, meine Kinder, und alle die, neben denen ich gerne im Leben gehen mocht, über mir hinwandern: denn treffe dich noch Segen auf Segen! denn wohne noch Fried' und Seligkeit in dir! denn seien noch all deine Bürger Tugendfreunde, und Schöpferfreunde, und deine Freunde! denn arbeiten sie noch all mit Eifer für dich — arbeiten für dich, und für sich! Heil vom Allvater ströhme denn mächtig hinzu — befärder' ihre edlen Unternehmungen — geb' ihnen allen heitern, wunschübertreffenden Ausgang! —

Ach! und lebtest du, Freund, dein Leben vom Vaterland fern; trennten dich von ihm lange, bahnlose, furchtbargethürmte Gebirge, unwiethbare, brennende Sandwüsten, und Weltmeere voll Schiffbruch und Tod; wärst du verlassen und einsam auf einer der unbekanntesten, von Menschen unbesuchtesten Inseln, und hättest Nacht, wenn dein Vaterland Tag

hätte: so müste beim Gedanken an deine väterliche Flur dein Busen sich noch lempoeheben; müstest die Sonne noch dafür segnen, welche jezt über dir schwebt, daß sie vor zwölf Stunden überm Vaterlande schwebte, und ihm mit einem Strahl zugleich Licht und Wärme gab! Riefe dich denn der Tod — sucht' er und fänd' er dich unter einer andern Himmelsgegend, und könntst du ihm nicht entfliehen, und, ehe er dich träfe, dein Vaterland nicht noch einmahl von weitem schaun: so müst' aus jeder niederfallenden Thräne ein Wunsch für sein daurendes Heil aufsteigen, und schmeichelnde Hofnung auf deiner Wünsche Erfüllung dir noch Verfüssung des Hinscheids in fremden Lande sein! Müstest noch hinschleichen in lezter Lebenskraft ans Gestade des Oceans, und über all seine Wellen nach der Zone hindlicken, unter welcher dein Vaterland läge, und segnend deine Hände aufheben, und — sinken lassen!

Glückt's dir aber nach einer langen Reihe von Jahren, in seinen Schoos zurückzukehren, ha! welche unaussprechliche Freude für dich! Sähest denn von weitem und verdoppeltest eilfertig all deine Schritte; beträtst denn seine Grenze, und jauchztest! Sachtest deine Freunde; fändest einige von ihnen noch lebend, beinahe unkenntlich, und drücktest sie ans Herz; gingest zu den Gräbern der Verblichenen, und seztest dich auf sie hin, und dächtst noch einmahl ihre Liebe in all' ihrer Kraft! Wandeltest in das Haus, wo das Licht zum erstenmahl dir ins Auge fiel — besuchtest den grünen Plaz, wo du gern mit deinen Gespielen tanztest — schaatest den Garten mit stillem Nachdenken an, wo du oft in Gesellschaft deiner Eltern, und ihrer Freunde, warst — trätst in den Schatten der Bäume hin, unter denen du einst nach Aepfeln suchtest — fändst noch hie and da auf Beeten, wo du sonst Blumen pflanztest, eine Viole, oder Tausendschön — und die zarten, kleinen Eindrücke, welche dis alles ehemahls auf dich machte, kämen in dich zurück; du erneuertest die Reihen deiner ersten Jugendideen, und ständest da, hinschmelzend — hinsinkend — Wonnethrän im Aug! — — —

Johann Christian Siegmund Sintenis,

am 17. August 1752 zu Zerbst geboren, Bruder des Vorigen, wurde 1785 Pastor zu Dornburg und 1794 Amtsprediger zu Roslau im Zerbstischen. Von ihn erschien:

Waldro, der lezte Vater in der Reihe der Edlen. Halle, 1781. 3 Thle.

Gutmann und Wilhelmine. Halle, 1782; neue Ausg. 1801.

Unterredungen mit Eltern und Kindern. Dornb., 1780.

Mütterlicher Rath an meine Tochter. 2. Ausg., Halle, 1794.

Ein fleißiger Nachahmer seines Bruders (C. F. s. den vorigen Artikel), den er jedoch nicht erreichte.

von Sittewald, Philander, s. Moscherosch.

Wilhelm Smets,

(mit seinem vollen Namen Philipp Carl Joseph Anton Johann Wilhelm S.) ein Sohn der großen dramatischen Künstlerin, Sophie Schröder, wurde am 15. September 1796 zu Reval im Esthlande geboren, wo sein Vater — ein Holländer von Geburt und namhafter Jurist — unter dem Namen Stollmers, Kotzebues deutsche Bühne als Director leitete. Nach der Ehescheidung seiner Eltern 1801 brachte ihn sein Vater auf die Schule nach Aachen; 1812, beim Tode desselben, erhielt er eine Freistelle auf dem kaiserlich-französischen Lyceum zu Bonn. Seine ganze Natur hatte ihn zum Künstler bestimmt und die Erinnerungen seiner Kindheit, so wie der Einfluß der natürlichen Erziehung hielten ihm beständig die Ideale künstlerischen Lebens vor. Doch mußte er seine große Neigung zur Malerei ganz unterdrücken, und seine poetische Anlage, die in Bonn sich zu entfalten begann, ward durch die Strenge der Disciplin und die Entziehung aller deutschen Classiker bedroht und eingeschränkt. Das Herannahen der verbündeten Heere begeisterte den Jüngling, im Lyceum eine Verbindung in dem Geiste zu stiften, der in der deutschen Burschenschaft seine Blüthe erhielt. Das Geheimniß ward entdeckt, S. entwich mit mehreren Genossen nach Aachen zu seinen Angehörigen. Im Herbst 1814 ward er Hauslehrer nahe bei Cöln, im darauf folgenden Frühjahre trat er in die freiwillige Jägerschaar des Niederrheins. In Gneisenau's Hauptquartier angestellt, rückte er bald zum Lieutenant bei dem dritten Rhein-Landwehr-Infanterie-Regiment auf. Nach dem Feldzuge begleitete er einen adeligen Zögling nach Wien, wo er nach 10jähriger Trennung in der großen Schröder seine Mutter wiederfand. Kurze Zeit versuchte er sich unter ihrem Auspicien und mit Glück auf mehreren Bühnen Wiens; kehrte aber, der Bretter überdrüßig, an den Rhein zurück, und ward in Coblenz an der Kriegsschule als Lehrer der deutschen und französischen Sprache und der Literatur, darauf am dortigen Gymnasium als Lehrer angestellt. Im Herbst 1819 ging er, einem längst gehegten Wunsche folgend, nach Münster und studirte dort unter Georg Hermes Theologie, besuchte später das Cölner Priesterseminar und ward 1822 in der Cölner Domkirche zum Priester geweiht. 1821 war er von Jena mit dem philosophischen Doctortitel beehrt worden. Er bekam bald das Amt eines ersten ordentlichen Religionslehrers und Pensionatinspectors am katholischen Gymnasium, und wurde nachher auch Caplan und Sonntagsprediger zu Cöln. 1828 zog er sich jedoch, körperlich sehr leidend, von diesen Aemtern zurück, um die Landpfarre Jersel bei Bonn anzutreten. Nach 4 Jahren wurde er als erster Oberpfarrer und Inspector von 26 Dorfschulen nach dem Landstädtchen Münstereifel berufen, wo er zugleich am Gymnasium durch Religions- und Declamationsstunden beschäftigt war, und als erzbischöflicher Commissarius bei den Prüfungen fungirte. Nach drei Jahren vertrieb ihn aber seine Kränklichkeit aus diesem rauhen Klima nach dem reizenden Rideggen an der Stoer, wo er ein Jahr Oberpfarrer war. Doch nur gänzlicher Ruhestand konnte seinen wankenden Kräften helfen. Seit 1837 lebt er daher als Weltgeistlicher und Privatgelehrter zu Cöln.

Seine Schriften sind:

Gedichte. Cöln, 1816.

Poetische Fragmente aus Theobalds Tagebuche. Coblenz, 1818.

Taschenbuch für Rheinreisende. Coblenz, 1818.

Tasso's Tod, Traurspiel. Coblenz, 1819.

Hieroglyphen für Geist und Herz. 2te Aufl. Cöln, 1823.

Ueber Volksfeste und Volksdenkmale. Cöln, 1823.

Gedichte, mit dem Bildniß des Verf. Cöln, 1824.

Feedinand Franz Wallraf, ein biogr.-panegyr. Verſnch. Cöln, 1825.

Neue Dichtnngen. Bonn, 1830.

Des Kronpeinzen von Preußen, Friedrich Wilhelm, Jubelfahet auf dem Rhein, romant. Gedicht in 3 Geſängen. Bonn, 1833.

Kleineee epiſche Dichtnngen. Bonn, 1835.

Spruchlieder. 2te Aufl. Bann, 1835.

Ephenkränze, neneſte Dichtnngen. Aachen, 1838.

Gedichte, vollſt. Samml. Stuttgaet nnd Tüb., 1840.

Tiefes, inniges Gefühl, Adel der Geſinnung, lebendige ſchöpferiſche Phantaſie, Heerſchaft über Form und Sprache, Anmuth und Wohlklang zeichnen ihn vorzüglich als Lyeiker aus nnd eänmen ihm eine würdige Stellung unter den deutſchen Dichtern ein.

Aus den Gedichten von Smets.

Des Dichters Lebensbilder.

Es ſpricht aus dreizehn Bildern
Mein ernſtee Lebensgang,
Gleich edeln Wappenſchildern
Sie geben guten Klang;
Und wie ein Bild vorüber
Nun trüb, dann heitee zieht,
Bald heitrer und bald trüber,
Ertönet auch mein Lied.

Das erſte zeigt am Strande,
Den Finnlands Flnt benetzt,
Ein Kind, das ſich im Sande
Im Muſchelſpiel' ergötzt.
Durch vielverſchlungne Wege
Gelangt's zum ſchönen Rhein; —
Ach, ohne Mutterpflege,
An Vaters Leichenſtein.

Das zweite läßt ertönen
Des Jünglings Githerklang,
Den Kummee zu verſöhnen
Durch tiefen Herzenſang:
Und wo in Frühroths Milde
Am Berg das Schloß ſich zeigt,
Dem ſchönſten Frauenbilde
Sich framm ein Sänger neigt.

Das dritte ruft zum Streite
Mit Kreuzfahn', Speer und Schwert,
Drob ziehn aiel wackre Leute
Von ihree Heimath Herd:
Da fucht mein junges Leben
Im Opfertad ſein Ziel,
Dem Vaterland ergeben
Mit Schwert und Saitenſpiel.

Das vierte läßt mich ſchauen
Ein altes Chriſtenhaus,
Viel hundert Jahr' dean banen,
Und bauen's nimmer aus:
Und drin ein Jüngling kniect,
Verworren, trüb' und bleich,
Bis Gnade ihn bnrchglühet,
An Ruh' uud Glauben reich.

Das fünfte nennt das Klare,
Holdſel'ge Mntterherz:
Tren ſucht' ich's viele Jahee, —
Da ſchwand der Trennung Schmeez:
Wie heb' ich kühn die Lanze
Gen Ränke, Neid nnd Hohn!
Doch, geoß im Lorbeerkranze,
Die Mutter wehrt's dem Sohn.

Das ſechste zeigt der Lande
Mir mannigfaltig viel',
Erſt an des Meeres Strande,
Da iſt des Wandrees Ziel:
Der eilet durch die Menge
Mit ſtill verſchämtem Blick,
Doch läßt er der Geſänge
Kühn redend Woet zurück.

Das ſiebente geleitet
Den Sänger wunderbae:
Im Prieſterſchmucke ſchreitet
Er zu des Herrn Altae,
Und wendee ſich zum Volke,
Und ſpricht ein tröſtend Wort,
Doch ſcheucht ee ſelbſt die Wolke
Sich von der Stirn nicht fort.

Das achte zeigt daneben
Manch reines Jünglingsherz,
Wie innig hingegeben,
Mich flügelnd himmelwärts;
Des Schülees Blicke ſehen
Begeiſtert auf mich hin,
Nicht ahnend mein Geſtehen,
Wie nnwerth daß ich bin.

Das neunte nennt die Namen
Der Freunde, Aem in Arm,
Die mir entgegen kamen
Mit Herzen treu und warm:
Der Eine ſchlägt die Saiten,
Der Andre ſingt ein Lied,
Für echte Kunſt zu ſtreiten
Sind Alle heiß erglüht.

Das zehnte iſt in Traner
Des Siechthums eingehüllt,
Und kalter Todesſchauer
Des Mannes Herz erfüllt;
Doch will noch von der Lippe
Der lezte Hauch nicht wehn,
Es ſoll an dieſer Klippe
Dies Herz noch nicht vergehn.

Das eilfte hebt den Schleier
Von lang' verhaltnem Geam,
Der von des Lebens Feier
Früh ſeinen Theil ſich nahm;
Doch ganz nicht überwunden
Hat ee die Lebensluſt,
Die noch in Weiheſtunden
Schwellt die veelezte Benſt.

Das zwölfte frah mie zeiget
Manch herrliches Gemüth,
Das ſchonend ſich geneiget
Zn mir und meinem Lied;
Da ſeh' ich Alle wieder,
Die mir ſa hald geſinnt;
Nicht ſchönern Lohn der Lieder
Ein Sänger je gewinnt!

Das Schlußbild zeigt den Sänger
Ernſt und gedankenvoll,
Ob Gram und Siechthum länger
Ihn noch bedrängen ſoll?
Doch hat ihn nie ſo ſinnig
Die Mnſe angeblickt,
Und nie ſa treu nnd innig
Die Freundſchaft ihn beglückt.

Sa ſpricht aus dreizehn Bildern
Mein ernſter Lebensgang,
Gleich edeln Wappenſchildern
Sie geben guten Klang;
Der Klang, dem ich gelauſchet,
Der ſanft wie Weſte bald,
Bald wie der Waldſtrom eauſchet,
In meinen Liedeen ſchallt.

Dankgebet.

Was hab' ich dir, unendlich Gütiger,
Nicht Alles zu veedanken! — Alles, Alles!
Sa ſag' ich recht, und kniee weinend niedee,
Denn unausſprechlich iſt mein heißer Dank.

Digitized by Google

Hoch ſchwillt mein Herz, und weiß ſich nicht zu faſſen,
Wenn mir Erinn'rung vor die Seele führt
Die Tag' und Stunden all', die unzählbaren,
Wo deine Liebe mich geſucht, gefunden,
Geſtärkt, geſchützt, getröſtet und genährt,
Wo du der reinen Freuden mir ſo viele
Bereitet haſt, aus mancher Fahr und Noth
Gerettet mich, den Ausweg mir gezeigt,
Wenn ſich mein Geiſt in Dunkelheit verlor;
Wie Manches, droh mein Herz gezittert ſchon,
Haſt du mit gütiger Hand mir fern gehalten,
Und plötzlich, wann ich keine Hülfe ſah,
Mir zugewandt, was Troſt und Hülfe gab.
Und als der Tod mir ſchon ans Herz getreten,
Baar aller Kraft ich ausgeſtreckt da lag,
Da nahmſt du nicht den letzten Lebensodem
Von meiner Lippe weg, ein Schimmer ſank
Von deiner Huld auf mich herab, und wieder
Erhob ich mich zum Leben neu empor.

Unendlich Gütiger, ſo hab' ich Alles,
Ja, Alles dir zu danken, dir allein;
Ich bleibe weinend auf den Knieen liegen,
Denn unausſprechlich iſt mein heißer Dank.....
Es iſt ein bodenloſes Meer von Güte,
Wenn ich ſchaue, Herr, gedenk' ich dein:
Wie du mich haſt geführt ſo wunderbar,
Wie du mit Freuden haſt mein Herz erfüllt,
Daß ich von Leiden kaum zu ſagen weiß,
Sie ſchwinden all' wie unempfunden hin,
Vor deiner großen Güte Uebermacht.

Doch Dreierlei iſt's, Herr, wofür ich dir
Vor Allem danke, wenn ich darf den Werth
Von deiner Güte, du Unendlicher,
Nach Menſchenbrauch ermeſſen, mehr und minder.

Das Erſte denn, mein Gott und höchſter Herr,
Wofür mein Dank ſo unausſprechlich iſt
Vor allem Andern, iſt die große Gnade
Daß ich erkenne deiner Offenbarung
Umfang, Inhalt, Verſtändniß, Kraft und Kraft
In deiner Kirche, welche einig, heilig,
Katholiſch, apoſtoliſch heißt und iſt,
Daß ich ein Mitglied dieſer Kirche bin,
Und ewig es zu bleiben heiß verlange.

Das Zweite drauf, mein Gott und höchſter Herr,
Wofür mein Dank ſo unausſprechlich iſt
Vor allem Andern, iſt der heitre Sinn,
Den du mir, Gütigſter, verliehen haſt,
Das froh Gemüth, das nimmer mich verläßt,
Das aus dem Auge leuchtet, um den Mund
Mir ſpielt, die bleiche Wange färbt, die Bruſt mir hebt,
Das jede Freude doppelt mir bereitet,
Und jeden Schmerz nur halb mich treffen heißt.

Das Dritte dann, mein Gott und höchſter Herr,
Wofür mein Dank ſo unausſprechlich iſt
Vor allem Andern, iſt die Himmelsgabe
Herzinn'ger Freunde, die du auf den Pfaden
Unſeres Lebens mir haſt zugeführt:
Es war ſo manches herrliche Gemüth,
So manche klare, himmelvolle Seele,
So manches Herz, das mir aufrichtig ſchlug,
So mancher Biedermann mit Rath und That,
So Viele, Viele, die mit Innigkeit,
Mit lautem Jubel und mit ſtiller Freude,
Mit reichem Geiſt und tiefem Ernſt des Lebens
Mich liebten, hegten, ſchützten, warnten, lehrten,
Die mich du Lieber, Bruder, Freund genannt. —

Ja, Alles, Alles, Herr verdank' ich dir,
Doch meines Dankes innigſtes Gebet
Bleibt immer dieſes, wenn ich eingedenk
Der drei Geſchenke bin, die du, o Vater,
Für mich herabgeſandt aus Himmelshöhe,
Den Pilgerpfad mir dreifach zu erleuchten.
Ja, Herr, dies iſt's, wofür vor allem Andern
In Thränen ich auf meinen Knieen liege,
Von unausſprechlich heißem Dankgefühl
Erbebend in des Herzens tiefſten Tiefen.

Der Schächer.

Sanct Joſeph und Maria
Mitſammt dem Jeſulein,
Die wandern aus Judäa
Still in Aegypten ein:
Maria auf dem Laſtthier
Mit ihrem Kindlein ſaß,
Und Joſeph ſchritt daneben
Mit Beil und Winkelmaß.

Wann Eins begann zu dürſten,
Sprang gleich ein klarer Quell,
Und wenn der Hunger heiſchte,
War eine Frucht zur Stell';
Und wo vor Götzenbildern
Vorüber ging der Zug,
Da fielen ſie in Trümmer,
Wie eitel Lug und Trug.

Auch ſchwang ſich oft ein Engel
Herab vom Himmelsrand,
Und gab die ſchönen Blumen
Dem Kindlein in die Hand.
So ging es viele Meilen
Durch Wald und über Feld,
Als wär' zu Ehr' und Freuden
Nur Alles wohl beſtellt.

Da ſaß nun eines Abends
Maria mit dem Kind
Still unter einem Baume, —
Es war ſo kühl und lind.
Sie ſaß voll Mutterfreuden,
Von Sorg' und Kummer bar,
Sanct Joſeph mit dem Thiere
Seitab gewandelt war:

Als plötzlich vor Maria
Ein kecker Räuber ſtand,
Und hielt den ſchweren Jagdſpieß
Erdräuend in der Hand.
Maria fleht inbrünſtig,
Und ſchaut auf's Kindelein
Mit Blicken, die erweichet
Wohl hätten einen Stein.

Das Kindlein unbeſorglich
Sieht auf den Räubersmann;
Der fühlt ſich ſo ergriffen,
Daß er's nicht tragen kann,
Und folgt dem Zug der Gnade,
Die ſchnell ſein Herz erreicht,
Von Mitleid tief beweget,
Und in den Wald entweicht.

Drauf zogen frah ſie weiter,
Und hatten keine Noth,
Und kehrten auch zur Heimath
Nach des Herodes Tod.
Das Kind erwuchs in Weisheit
Und Tugend wunderbar,
Das für der Welt Erlöſung
Beſtimmt zu ſterben war.....

Da kammt die bittre Stunde,
Wo unterm Kreuze ſteht
Maria, und ein Schwert ihr
Scharf durch die Seele geht.
Und rechts und links vom Heiland,
Da hangen voller Hahn
Die Schächer, und erleiden
Den wohlverdienten Lohn.

Doch Einer läßt erleuchten
Sein Herz vom Gnadenſtrahl,
Und ſehnt nach Jeſu Reiche
Sich in der Todesqual;
Und Jeſus ſpricht vom Kreuze
Mit göttlichem Verzeihn:
„Du ſollſt mit mir noch heute
Im Paradieſe ſein!“

Und wie Maria ſtehet
Am Kreuz' in Muttertreu',
Erkennt ſie jenen Räuber

Im Schächer voller Reu';
Der Jüngling war geworden
Ein Greis, in Sünden grau,
Doch hat sie seine Züge
Behalten gar genau.

Und der den Herrn verschonet
Einst in Aegyptenland,
Nun in der Todesstunde
Bei ihm Vergebung fand. —
So mög' uns Alle rühren
Die Mutter mit dem Kind,
Wenn wir auf schlimmen Wegen,
Wie dieser Schächer, sind.

Johannes Evangelista.

Als der Lieblingsjünger unsers Herrn,
Sanct Johannes, hochgealtert, wieder
Kam nach Ephesus aus Patmos' Oede, —
Noch der Einz'ge von den Zwölfen übrig,
Die der Herr in alle Welt gesendet,
Alle Creatur zu lehren und zu taufen, —
Pflegt' er gern Erhalung sich zu gönnen
Nach des Tages apostol'schen Mühen,
Nach dem Himmelflug und heil'gem Genste,
Da sein Evangelium er geschrieben.

Und in eines Gartens duft'ge Kühle
Ging der Greis lustwandelnd auf und nieder,
In den Händen eine Taube haltend,
Die er abgerichtet, daß sie aufflog,
Um die Silberscheitel girrend kreis'te,
Dann mit einem Mal die hellen Schwingen
Mächtig schlagend, aufwärts stieg und wieder
Sich dem Heil'gen auf die Schulter setzte,
Wie vertraut ihm in die Ohren raunend.

Eines Tags, da ihn solch Spiel erfreute,
Kam ein Fürst, ein Araber gegangen,
Der, ein Sprößling Ismaels, vernommen
Von dem Lichte, das der Welt erschienen,
Und zu ihm, der mit dem Licht gewandelt,
Der das Wort gesehn in Körperhülle,
Zu Johannes wollt' er hin, verlangend
Von ihm selber heil'ge Lehr' und Taufe.

Und er fragte nach dem Lieblingsjünger
Jesu Christi, nach dem Wunndergreise,
Dem der Herr erschienen selbst auf Patmos,
Den aus glüh'nder Oelflut er gerettet.
Und man wies ihn hin zum Garten, deutend
Auf den Greis, der mit der Taube spielte.
Doch zurück trat, wie verhöhnt, der Häuptling,
Daß sein Bogen hell erklang, und dröhnend
In dem Köcher rasselten die Pfeile.

Wie, so redet' er den Greis an, soll ich
Glauben, du seist Einer jener Zwölfe,
Die der Herr der Welt sich hat erkoren,
Daß sie lehren seinen höchsten Willen?
Seh' ich dich hier solche Kurzweil treiben,
Mit der Taube spielend, gleich den Knaben,
Kann ich nne dem Ueberkühnen zürnen,
Der getäuscht mein heiliges Verlangen.

Doch Johannes freundlich ihm entgegnet:
Frennd, was hängt doch über deiner Schulter?
Sag' mir das, ich bitte dich. — Ein Bogen. —
Wohl, so sag' mir auch: ist er gespannt? — Nein! —
Nicht? Warum denn nicht? — Ich habe keines
Schusses Ziel vor Augen jetzt, nnd blieb' er
Stets gespannt, verlör' er seine Straffheit,
Und versagte mir, wenn ich ihn branchte.

Sieh, versetzt Johannes drauf, so geht es
Mit dem Geist des Menschen auch, wenn immer,
Wenn unausgesetzt er schafft und wirket,
Stets gespannt, dem Höchsten zugewendet;
In des Körpers hemmender Behausung
Eingekerkert, schwächt er, immer thätig,
Diesen Doppelgänger, nnd der Eine
Wie der Andre leidet an Erschlaffung.

Drum, das Wort vom Licht der Welt verkündend,
Forschend in der Gottheit heil'gen Tiefen,
Gönn' ich auch dem müden Geist und Leibe,
Zu erholen sich, erheitert, abgespannt,
Wie du abgespannt hast deinen Bogen. —

Das ist Weisheit, was dein Mund geredet,
Sprach der Araber, nun will ich's glauben,
Daß du bist Johannes, Christi Jünger.
Lehr' mich höher Weisheit noch, ich bitte! —

Und Johannes hat ihm denn verkündigt
Christi Lehre von der Lieb' und Sanfmnth,
Demuth und Geduld, von Mild' und Ruhe:
Nicht vom Himmel Feu'r herab zu rufen,
Das geknickte Rohr nicht zu zerbrechen,
Und den Docht, der glimmt, nicht auszulöschen.
Dies und Alles, was des Heilands Lehre
Uns zu glauben und zu thuen anfliegt,
Lehrt er ihn, und als er gläubig worden,
Hat er ihn getauft von allen Brüdern.

Melano.

„Lucca, Lucca, hart bedrängt
Durch der Florentiner Haß,
Wie ihr Heer ohn' Unterlaß
Wüthend mordet, randt und sengt;
Lucca, fällst du nntergehen,
Nicht mehr frei für dich bestehen?
Prüfe, was dir Rettung schafft,
Rüste dich mit letztee Kraft,
Oder schon nach wenig Wochen
Wird Florenz dich unterjochen."

Lucca hört der Ehre Ruf,
Kämpft der Nothwehr heißen Kampf,
Stadt nnd Darf in Glut und Dampf,
Aecker unter Rosses Huf.
Doch vor Fartebraccio's Heere
Kämpft umsonst für seine Ehre,
Seine Freiheit Lucca's Macht,
Kämpft schon in der letzten Schlacht,
Und der Feinde wildes Stürmen
Drohet selbst Petrosa's Thürmen.

Und Melano, der befiehlt
In dem letzten festen Schloß,
Wie viel edles Blut auch floß,
Doch Befreiung nicht erzielt;
Wie er sich auch wehrt auf's Beste,
Retten kann er nicht die Veste.
Den nicht Noth und Tod bedrängt,
Ob er in die Luft sie sprengt?
Sinn't er's? Will er fallend siegen,
Eh' der letzte Wall erstiegen?

Ja, beschlossen ist's im Rath,
Krieger, Bürger sind bereit,
Jeder gern dem Tod sich weiht,
Wandelt kühn den Schreckenspfad.
Schnell dem Untergang zu trisen,
Leiten sie die Pulverstreifen;
Längst der Unwehrbaren Zahl
War entfloh'n in's weite Thal,
Nur der Führer noch das zarte
Knabenpaar bei sich bewahrte.

Und zur Uebergabe dröhnt
Mächtig der Trompete Ton;
Doch herab mit edlem Hohn
Von dem Wall dies Wort ertönt:
Dann sollt ihr die Veste haben,
Wenn sie flammend uns begraben;
Wollt ihr nahe seh'n den Fall,
Stellt euch hart nur an den Wall,
Die ihr nicht vermögt zu zwingen,
Wird euch in die Arme springen!

„Aber bitten höret mich,"
Ruft Melano nun bewegt,
Und die heiße Thräne regt
Ungewohnt im Auge sich,
„Hört mich bitten um das Leben

Meiner Kinder, hingegeben
Sei's fortan in eure Hand
Als des Edelmuthes Pfand, —
Mutter sei Florenz den Knaben,
Wenn die Veste mich begraben!"

Und in Decken weich und warm,
Und mit Stricken wohlverwahrt
Werden nun die Knaben zart,
Liegen lächelnd Arm in Arm.
Und bei stummem Vatergruße
Sind sie zu des Felsen Fuße
Schon gelangt. „Noch einen Blick!"
Ruft Melano, tritt zurück,
Weiß er sie dem Feind verpfändet,
Der sich schnell zum Rückzug wendet.

Und die Veste bebt und kracht,
Aufwärts fliegen Thurm und Wall,
Und begraben mit im Fall,
Was da lebt, in grause Nacht. —
Aber in Florenz zu Rathe
Sind die Väter im Senate,
Und beschließen fest und kalt:
Stracks der Füchse Aufenthalt
Werde Lucca, eh' es mehre
Seiner Macht und Hoheit Ehre.

Sieh', geharnischt in den Saal
Tritt ein alter Krieger nun,
Dem Melano's Knaben ruhn
Auf der Arme hartem Stahl.
Und dem Rathe gibt er Kunde,
Wie Petrosa ging zu Grunde,
Wie der Feind sein liebstes Gut
Hingab ihrem Edelmuth',
Und den schönsten aller Siege
Sich errang im Schreckenskriege.

Rings die Senatoren schaun
Stumm sich an; des Helden That
Wendet der Vernichtung Rath,
Weckt Bewund'rung, Lieb' und Graun.
Und gesetzlich wird beschlossen,
Daß Melano's zarte Sprossen
Theilen sollen Würd' und Recht
Mit dem edelsten Geschlecht. —
Drauf versöhnt vom Kampfplatz schieden
Lucca und Florenz in Frieden.

Der Schelm von Bergen.

In Frankfurt an dem Maine,
Da geht es lustig her,
Da ist's beim Fackelscheine
Als ob's bei Tage wär';
Denn wiedrum ward gekrönet
Ein deutscher König heut,
Drob durch die Stadt ertönet
Der Jubel weit und breit.

Herab vom Römer schallet
Trompeten- und Paukenton,
Der lustige Reigen wallet
Gar manche Stunde schon;
Da führt ein schlanker Ritter
Die Königin zum Tanz,
Doch wie ein Leichenbitter
Ist schwarz der Mummenschanz.

Und als der Tanz geendet,
Die Königin entzückt
Zum Tänzer bald sich wendet,
Der glühend auf sie blickt:
„Ihr gleicht des Todes Ritter,
Und seid voll Lebensmuth,
Drum löst der Maske Gitter,
Daß man ruch kennen thut."

„„O nimmer dies begehre,
Erhab'ne Königin,
Mein Leben und deine Ehre,
Wohl wären beide hin!""

„Wer bist du, Ritter, sage,
Ich schütze dich, wohlan!
Vor Fürst und Reich nicht zage,
Und wärst in Acht und Bann!"

Und wie der Tänzer schweiget,
Der König zu ihm spricht:
„Potz Lannen! Ritter, zeiget
Eu'r ehrliches Gesicht!...."
Da kann er's nicht mehr bergen,
Die schwarze Larve fällt:
Der Scharfrichter van Bergen!
Ein Schrei den Saal durchgellt.

Er sinkt dem König zu Füßen,
Spricht mit gewandtem Sinn:
„„Im Tod mag gern ich's büßen,
Doch entehrt blieb die Königin;
Drum Majestät, in Gnaden
Hört gern auf meine List,
Wie unser beider Schaden
Leicht abzuhelfen ist.

„„Zieht aus der goldnen Scheide
Den Degen blank und flach,
Und gebt im Ritterkleide
Mir auch den Ritterschlag;
Wer dann die Königin schmähet,
Den fordert mein ehrlich Schwert,
Der Ritter für sie stehet,
Und war des Tanzes werth.""

„Du Schalk! Die Schmach zu bergen,
Empfange Schild und Helm,
Doch sollst du Schelm von Bergen
Mir heißen, du arger Schelm!"
Der König spricht's, und ziehet
Den Degen zum Ritterschlag;
Der unehrliche Tänzer kniet,
Und wird ehrlich denselben Tag.

Das Mägdlein und das Christusbild.

An Meister Heinrich, welcher rüstig schuf
Manch Bildwerk, kam aus hohem Nord der Ruf:
Des Heilands Standbild, übermenschlich groß
Aus edelm Marmor würdig darzustellen.
Ein Greis schon, dankt er Gott sein Künstlerloos,
Und fromme Thränen seinem Aug' entquellen.

Es neigt vor Gott in Demuth sich sein Geist:
„Wa ist auch nur der Schatten, der mir weis't
Des hohen Urbilds göttliche Gestalt?
So oft ich, Herr, dein Testament gelesen,
War mir's, als sei an mir vorbeigewallt
Dein ew'ger Sohn, doch faßt' ich nicht sein Wesen."

Und Tag und Nacht hindurch und Nacht und Tag
Mit Fleiße denkt dem hohen Bild er nach;
Doch nichts genügt ihm, was er schafft und sinnt.
Das Göttlich-Menschliche so im Vereine,
Wie faßt er es, daß es Gestalt gewinnt,
Und hehr ins Leben tritt aus todtem Steine?

Da, sieh, in einer schönen Sommernacht,
Bei solchem frommen Sinnen bald durchwacht,
Als nun der Schlaf ihn in die Arme nahm,
Sieht er im Traum ein wunderseltsam Leuchten,
Drin aus der Fern' ein Bild ihm näher kam,
Deß Züge ihn wie die des Heilands dünchten.

Und in der zweiten Nacht sich's heller zeigt,
Doch noch gehüllt in Nebel weich und leicht.
Da endlich leuchtet in der dritten Nacht
Verklärt vor seinen hocherzückten Sinnen
Der Menschensohn in seiner Mild' und Macht,
Und langsam nur die Züge sanft zerrinnen.

Der Meister rafft sich auf, der Morgen graut,
Sein Geist das Bild noch immer deutlich schaut;
Da drückt dem weichen Thon er schnell es ein,
Und sieh, der kunstreich fert'gen Hand entsteiget
Das Traumbild, das sich im Verklärungsschein
Der dritten Nacht dem innern Blick gezeiget.

Digitized by Google

Und als nun im Modell das Bild da ſtand,
Im ungeſchürzt hinwallenden Gewand,
Das himmelvolle Antlitz ſanft geneigt,
Die eine Hand zart an die Bruſt gehoben,
Indeß die andre lehrend aufwärts zeigt:
Durch Mich nur kommt zum Vater ihr nach oben!

Da naht zur Morgenfrüh' ein Nachbarskind,
Ein holdes Mägdlein, keuſch, und frommgeſinnt,
Das reicht dem Meiſter friſche Blumen dar;
Drauf dieſer ſchnell vom Flor das Bild entblößet:
Da neigt das Kind ſich tief, und liſpelt gar
Den heil'gen Namen, der die Welt erlöſet.

Der Meiſter fragt: „Weißt du denn, wer das iſt?"
„„Ei, unſer Herr und Heiland, Jeſus Chriſt.""
Ihm ſcheint dies Wort ein höherer Fingerzeig,
Er fragt beſtürzt: „Woran kannſt du das ſehen?"
„„Sieht denn dem Herrn auch noch ein Andrer gleich?""
Verſetzt das Kind, — der Meiſter glaubte zu vergehen.

„Die Garde ſtirbt, und ergibt ſich nicht!"

Nach einmal ziehet zum Kampf ins Feld
Der Herrſcher von Elba, der Frankenheld.
Sein Volk, dem wieder von Freiheit träumt,
Hat die Schwerter gewetzt und die Roſſe gezäumt.
Von Charleroy zieht der Gewaltige aus,
Und beſteht bei Ligny den erſten Strauß,
Und rüſtet ſich nun zur entſcheidenden Schlacht
In Feldherrngröße und Kaiſerspracht.

Ihm ſcharf gegenüber der Blücher ſitzt,
Und Gneiſenau's Aug' ihm entgegenblitzt,
Und neben dieſen Sir Wellington
Mit des Niederlands muthigem Königsſohn....
Im Sturmſchritt Colonn' an Colonne ſich reiht;
Die Feldherrn rufen, da iſt's an der Zeit,
Da ſchlägt der Donner an jedes Ohr,
Zum Angriff klirrten die Reiter hervor,
Und mit: „Vive l'Empéreur!" iſt die Schlacht entbrannt,
„Rule Britannia!" — „Mit Gott für König und Vaterland!"

Da ſteht, die Arme verſchränkt auf der Bruſt,
Der Kaiſer, und ſchweigt ſchon in Siegesluſt;
Sein Antlitz aber hat deſſen Hehl,
Und kalt nur ertheilt er den Heerbefehl.
Doch nicht wie bei Wagram und Auſterlitz,
Sein Wort wie ein Donner, ſein Blick wie ein Blitz:
Entflohn iſt der Zauber, und läſſig zur That
Der Feldherrn mancher, und ſpinnet Verrath.

Drum plötzlich der Kaiſer erſtarrt und erbleicht,
Und der höhniſche Zug von der Lippe weicht.
Die Schlacht iſt verloren! das ſieht er ein,
Und ſein Herz durchwühlt unſägliche Pein.
Doch worauf er ſein Heldenvertrauen geſetzt,
Sein Beſtes, das will er noch wagen zuletzt;
Und die alte Garde, die mit ihm war
In fünfzig Schlachten wohl zwanzig Jahr',
Rückt todesmuthig und ernſt und ſtill
Im Sturmſchritt vor, wie ihr Kaiſer es will.

Da ſtürzen zuſammen die feſten Reih'n,
Wie Congreve's Raketen den Tod auf ſie ſpei'n,
Doch ſinkend noch rufen ſie: Vive l'Empéreur!
Und laſſen vom Kaiſer nimmermehr.

Wohl ſchmerzt' es den Mann von Vittoria,
Da ſo viel Brave er fallen ſah,
Und ſchnell iſt ſein Vorſchlag hinüber gebracht:
Sie möchten ſich geben in guter Schlacht.
Held Cambronne aber gemeſſen ſpricht:
„Die Garde ſtirbt, und ergibt ſich nicht!...."

Und auf's Neue der blutige Kampf begann,
Bis die Garden lagen, Mann bei Mann,
Auch fühlten im Sterben ſie keine Noth
Durch das falſche Gerücht: ihr Kaiſer ſei todt.
— — Doch Gourgaud wandte dem Kaiſer das Pferd, —
So entkam er Gneiſenau's Rächerſchwert.

Der alte Grenadier.

1830.

Armand, von jenen Braven
Ein alter Grenadier,
Sitzt nun, nach zwanzig Schlachten,
Vor ſeiner Hütte Thür;
Er denket an Marengo,
Und an ſein Bataillon,
Vor Allem aber denket
Er an Napoleon:

Wie er zum letzten Male
Bei Waterloo ihn ſah,
Und wie der nun begraben
Liegt auf Sanct Helena,
Da murrt der narb'ge Graukopf,
Und ſtarret vor ſich hin,
Und eine Thräne rinnet
Ihm auf ſein rauhes Kinn.

Wie ſollt' er wohl beſiegen
Den Schmerz in ſeiner Bruſt,
Wie könnt' er wohl vergeſſen
Den ſchrecklichen Verluſt?
Und wie in jenen Tagen
Des alten Zauberbann's,
Faßt ihn aufs Neu der Zauber
Des wunderbaren Mann's.

Und wo er liegt begraben,
Da treibt's ihn hin mit Macht,
Da möcht' er Wache ſtehen
Nur Eine dunkle Nacht.
So geht's ihm nach, geſpenſtig,
Und läßt ihm keine Ruh',
Bis endlich er marſchieret
Dem nächſten Hafen zu.

Es liegt hier ſegelfertig,
Zu reiſen um die Welt,
Ein Schiff, das auch am Felſen
Des Grabs vor Anker hält.
Der Capitän erkennt ihn,
Ein alter Kriegskam'rad;
Sie grüßen ſich im Namen
Der alten Zeit und That.

Drauf ſegelt ſie von dannen,
Sehn ſchon das Grab im Geiſt,
Da hebet ſich der Sturmwind,
Und Tau' und Segel reißt.
Mit Mühe ſie entkommen,
Dem Untergang ſo nah,
Und retten ſich zum Hafen,
Der kaum ſie ſcheiden ſah.

Und wie der Sturm die Wogen
Des Meeres hatt' empört,
So ward auch von Paris her
Des Sturmes Wuth gehört:
Da floh der Bourbonide,
Und Philipp d'Orleans
Nahm wieder die drei Farben
Als Reichsverweſer an.

Drum ſtaret auf dem Schiffe
Dem Grenadier das Blut,
Als hab' in langem Schlafe
Er fünfzehn Jahr geruht:
Es tönt die Marſeillaiſe
In ſein betäubtes Ohr,
Und von den Thürmen flagget
Die Fahne tricolor.

Da ruft der alte Brave:
„Der todte Kaiſer lebt,
Ob ihn auch Hudſon's Täuſchung
Noch tauſendmal begräbt!"
Und preßt, im Todeskrampfe
An's Herz ſein Croix-d'honneur,
Und ruft mit hohler Stimme
Sein letztes: „Vive l'Empéreur!"

Die Kameraden tragen
Den Treuen in die Gruft,

Und Trauersalven schallen,
Ihn ehrend, durch die Luft.
So starb von jenen Braven
Ein alter Grenadier,
Treu folgend seinem Kaiser
In's letzte Feldquartier.

Augustina.

Saragossa, Saragossa! Ist der letzte Schuß gefallen?
Soll des Feindes Siegesdonner höhnend nur in dir erschallen?
Sind vergebens deine Männer kühn in Schlacht und Tod gegangen?
Soll den Frauen und den Töchtern nur vor Schmach und Schande bangen?

Saragossa, wie so still ist's auf den Mauern doch geworden?
Willst du schlimmer als der Feind denn selber deine Freiheit morden?....
Aber sieh, es naht ein Mägdlein, sich zu den Kanonen wagend,
Brod und Wein und kühle Früchte schwer im Korb' am Arme tragend.

Ihren Bräutgam will sie laben, will mit Speis' und Trank ihn stärken:
Weh, da muß sie todt bei Todten ihn zu ihren Füßen merken!
Und die Lunte, die noch glimmet, schwingt behend sie zur Kanone;
Rache! Rache! ruft sie heftig, daß ich dir es, Franzmann, lohne!

Und der Donner, überraschend, rings herum ruft auf den Wällen
Die Verzagten, die Erschöpften, zum Geschütze sich zu stellen.
Und, wie aufgeschreckt durch Zauber, dorthin alle Bürger stürmen,
Männer, Weiber, Greise, Kinder kämpfen schon von allen Thürmen.

Was Vernichtung kann bereiten, Tod in tausend Weisen schaffen,
Siedend Oel und Felsenstücke, alles wird zu Wehr und Waffen.
Wüthend kommt der Feind gezogen, immer wieder, immer wieder,
Aber die Verzweiflung schmettert immer wieder ihn darnieder.

Und verfolgt von Hohn und Rache muß zerfleischt er endlich weichen,
Aus der Luft noch überschüttet von emporgesprengten Leichen. —
Saragossa, denk', ein Mägdlein hat befreit dich vom Verzagen,
Da es Speis' und Trank zum Liebsten, ach, zum todten, mußte tragen;

Dich erquickt durch ihre Liebe, dich gestärkt mit ihrem Muthe
Hat die Tapfre, die den liebsten liegen sah in seinem Blute:
Drum auf ewig deinen Söhnen, deinen Töchtern neben Mina,
Preis' in Liedern, Saragossa, deine Heldin Augustina!

Christian Wilhelm Snell

ward am 15. April 1754 zu Dachsenhausen im Darmstädtischen geboren, studirte in Gießen, wurde daselbst Doctor der Philosophie und stand zuerst als Lehrer am dortigen Pädagogium. 1784 wurde er Prorector zu Idstein, 1797 Director und Professor daselbst und 1811 als Oberschulrath und Director an das Gymnasium zu Weilburg versetzt. 1828 trat er in einen ehrenvollen Ruhestand.

Von ihm erschien:

Ueber die frühe Bildung des Geschmacks. Marburg, 1782.

Mit F. W. D. Snell: Unterhaltungsbuch. Gießen, 1784—87. 3 Thle.

Handbuch der Philosophie für Liebhaber. Giessen, 1802—18. 8 Thle.; 2. Aufl. 1819 ff.

Sophron und Neophilus. Marburg, 1785.

Lehrbuch der deutschen Schreibart. Frankfurt, 1788; neu 1818.

Ueber Determinismus und Freiheit. Offenbach, 1789.

Die Sittlichkeit in Verbindung mit der Glückseligkeit. Frankfurt, 1790.

Unterhaltungen der Familie zu Rosenthal. Gießen, 1817.

Versuch einer Aesthetik. Gießen, 1828.

S. schloß sich dem Kantischen Systeme an und erwarb sich besonders dadurch großes Verdienst, daß er die Lehren dieser Philosophie durch eine klare und allgemein verständliche Darstellung dem größeren Publicum zugänglich zu machen suchte, was ihm auch in nicht geringem Grade gelang.

Friedrich Wilhelm Daniel Snell,

Bruder des Vorigen, wurde am 26. October 1761 an demselben Orte, wo jener, geboren. Er begann nach vollendeten Studien seine Laufbahn als Lehrer am Gymnasium zu Gießen, wurde 1790 außerordentlicher, mit Anfang des neuen Jahrhunderts ordentlicher Professor der Philosophie, deren Doctorgrad er längst besaß, an derselben Universität. 1803 wurde er zugleich erster Lehrer am Gymnasium, legte diese Stelle aber 1805 nieder und wurde dafür zweiter Pädagogiarch. In diesen Aemtern wohlverdient, starb er am 28. October 1827.

Von ihm erschien im Druck:

Menon. Manheim, 1789; 2. Ausg. 1796.

Darstellung der kantischen Kritik der Urtheilskraft. Manheim, 1791—92. 2 Thle.

Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie. Gießen, 1794. 2 Thle.

Ueber philosophischen Kriticismus. Gieß., 1802.

Anfangsgründe der Naturlehre. Gießen, 1806. 2 Thle.

Mehrere Journale und mathematische Bücher.

Gleich seinem Bruder war auch er eifrig bemüht, die Philosophie durch populäre Darstellung allgemein zugänglich zu machen; zu gleicher Zeit zeichnete er sich durch treffliche mathematische Lehrbücher sehr vortheilhaft aus.

Digitized by Google

Friedrich Julius Heinrich Graf von Soden,

ein höchst merkwürdiger Mann, 1754 zu Anspach geboren, wurde er zuerst brandenburgischer Regierungsrath, dann Geheimerrath zu Anspach. Darauf residirte er als preußischer Gesandter des fränkischen Kreises zu Nürnberg, privatisirte seit 1790 zu Sassenfurth am Main im Bambergischen, bis es ihm einfiel, Theaterdirector zu werden. Er ist der Gründer der ersten stehenden Bühne zu Bamberg. Seit 1810 lebte er zu Erlangen, als Doctor der Philosophie und der Rechte, fürstl. brandenburg. Geheimerrath und Kammerherr, Großprior des St. Joachims- und Ritter des kurpfälzischen großen Löwen- und des nassauischen Ordens pour l'amitié. Er starb daselbst am 13. Juli 1831.

Unter seinen Schriften sind vorzüglich hervorzuheben:

Emmi, oder die zerbrochenen Eier, Gedicht in acht Gesängen. Aarau, 1819.

Erzählungen. Brandenburg, 1823. 2 Bdchen.

Doctor Faust, Volksschauspiel in fünf Acten. Augsburg, 1797.

Hortensien, Erzählungen aus geschichtl. Quellen. Nürnberg, 1829.

Natalie und Delaide. Hildburghausen, 1820.

Psyche, ein Mährchen in 4 Büchern. Berlin, 1801.

Schauspiele. Berlin, 1788—91. 4 Bde.

Franz von Sickingen, histor. romant. Gemäldr. Leipzig, 1808; neu 1819.

Theater. Aarau, 1814—19. 3 Bde.

Virginia. Trauerspiel in 5 Acten. Berlin.

Zoe, ein hohes Ideal zarter Weiblichkeit. Berlin, 1805.

Außerdem noch viele einzelne Dramen, Erzählungen, Schriften juristischen Inhaltes u. s. w. u. s. w.

Ein bedeutendes, aber zu rasch und unstät arbeitendes Talent, suchte v. S., mit reicher Phantasie, Wissen und Gewandtheit ausgerüstet, vorzüglich dem Tage zu gefallen und auf den Effect zu wirken; daher findet sich in allen seinen Leistungen, neben höchst glücklichen und gelungenen Stellen, viel Triviales und Gesuchtes, und wahrhaft künstlerische Durchdringung und Vollendung wird überall bei ihm um so schmerzlicher vermißt werden, als er bei größerer Strenge und Ruhe gewiß hätte Bedeutendes erreichen müssen.

Karl Wilhelm Ferdinand Solger,

am 28. November 1780 zu Schwedt geboren, studirte seit 1799 zu Halle die Rechte und die Philosophie; 1802 wurde er bei der Kriegs- und Domänenkammer in Berlin angestellt. Von 1806—9 privatisirte er, seinen Studien obliegend, in seiner Vaterstadt und trat dann zu Frankfurt an der Oder wieder hervor, wo er sich habilitirte und bald Professor ward. Nach Aufhebung Frankfurts ging er zuerst nach Breslau, dann als Doctor und ordentlicher Professor der Philosophie nach Berlin, wo er am 25. October 1819 gestorben ist.

Er gab heraus:

Sophokles Tragödien, übers. Berlin, 1808; neu 1824. 2 Thle.

Erwin, vier Gespräche über das Schöne und die Kunst. Berlin, 1815. 2 Thle.

Philosophische Gespräche. Berlin, 1817.

Nachgelassene Schriften und Briefwechsel, herausgegeben von Ludw. Tieck und Fr. von Raumer. Leipzig, 1826. 2 Thle.

Vorlesungen über die Aesthetik, herausgegeben von K. W. L. Heyse. Leipzig, 1829.

S. schloß sich dem Systeme Schelling's an, führte aber die Naturphilosophie auf eigenthümliche Weise nach mancher Richtung hin weiter, und zeichnete sich besonders als Aesthetiker und ästhetischer Kritiker durch originelle Auffassung, tiefes Eindringen in die von ihm behandelten Gegenstände, feinen Geschmack, geistreiche Behandlung, Scharfsinn und warmes Gefühl auf glänzende Weise aus; namentlich ist sein Erwin ein treffliches, Freunden der Kunst nie genug zu empfehlendes Buch.

Dietrich Wilhelm Soltau,

am 15. März 1745 zu Bergdorf bei Hamburg geboren, lebte früher als Kaufmann in Petersburg, legte aber 1797 dies Geschäft nieder und zog nach Lüneburg, wo er, als Doctor der Philosophie und Senator, am 13. Februar 1823 gestorben ist. Von ihm erschien:

Hudibras, aus dem Englischen des Butler. Riga, 1787; neu Königsberg, 1798.

Pfauenfedern. Hamburg, 1800.

Don Quixote, aus dem Spanischen des Cervantes übersetzt. Hamburg, 1800—1801. 6 Thle.

Cervantes lehrreiche Erzählungen. Hamburg, 1800—1801. 3 Thle.

Reineke Fuchs. Berlin, 1803; neu Lüneburg, 1823.

Decameron des Boccaccio. Berlin, 1803. 3 Thle.

Beiträge zur Berichtigung von Adelungs Wörterbuch. Leipzig, 1800.

Reise durch Schottland u. s. w. Leipzig, 1808. 3 Thle.

For, Geschichte der früheren Regierungszeit James. Hamburg, 1810.

Briefe über Rußland. Berlin, 1811.

Geschichte der Entdeckungen und Eroberungen der Portugiesen im Orient, nach J. de Barros. Braunschweig, 1821. 5 Thle.

Lebensweisheit für alle Stände, nach dem Englischen. Braunschweig, 1822.

Ein trefflicher Uebersetzer, der bei genauer Kenntniß fremder Sprachen und Literaturen, die von ihm übertragenen Gegenstände mit feinem Geschmacke, feinem Tacte und großer Gewandtheit zu behandeln verstand, und namentlich zur Verbreitung von Cervantes und Boccaz in Deutschland nicht wenig beigetragen hat.

Digitized by Google

Elise Sommer

ward 1767 zu Stralsund geboren — ihr Vater hieß Brandenburg — heirathete jung den fürstl. sayn-hertelburgischen Kabinetsrath Sommer. Eine nach dessen Tode eingegangene zweite Ehe mit F. A. Jost löste sie bald wieder, und nahm den Namen ihres ersten Gatten von Neuem an. Eine Zeit lang lebte sie in Marburg, von wo sie nach Frankfurt an der Oder gezogen ist.

Poetische Versuche. Marburg, 1806.
Gedichte. Frankfurt, 1813.
(Neuere) Gedichte und prosaische Aufsätze. Züllichau, 1833.

Warmes Gefühl, Innigkeit, Anmuth und glückliche Behandlung der Form zeichnen viele Lieder dieser talentvollen Frau sehr vortheilhaft aus.

Philipp Carl Christian Sondershausen

ward 1792 zu Weimar geboren, studirte Theologie und Philologie und lebte als Doctor der Philosophie, Pagenhofmeister und großherzogl. Rath in seiner Vaterstadt.

Von ihm erschien:

Dramatische Gedichte. Altenb., 1821—23. 2 Bdchen.
Bernhard von Weimar, romantisches Trauerspiel in 5 Aufz. Merseburg, 1825.
Euterpe, dramatische Gedichte. Merseburg, 1825.
Proben aus meinem Tagebuche. Weimar, 1817.
Stunden im Weinberge des Herrn. Leipz., 1817.
Die Befreiung Griechenlands, zwei dramatische Gedichte. Altenburg, 1821.
Aëdon, der Hindu, der neue Orpheus, drei dramatische Gedichte. Altenburg, 1822.
Viele Aufsätze u. s. w. in Journalen u. s. w.

Reiche Phantasie, Innigkeit und Wärme des Gefühls, gute Charakterzeichnung und glückliche Behandlung der Form sind den dramatischen Leistungen dieses trefflichen Mannes eigen und würden ihm einen bedeutenden Rang anweisen, wenn er sich nicht zu häufig von seiner Einbildungskraft fortreißen ließe.

Franz Anton Joseph Ignaz Maria von Sonnenberg

ward am 5. September 1779 zu Münster geboren, studirte Jurisprudenz, durchreiste Frankreich und Deutschland, und ließ sich endlich in Jena nieder, um theils in der Stadt, theils in dem nahen Dörfchen Drackendorf zu wohnen. In einem furchtbaren Anfall von Schwermuth stürzte er sich aus dem Fenster seiner Wohnung am 22. November 1805.

Seine Schriften sind:

Deutschlands Auferstehungstag. Götting., 1806.
Donatoa, oder das Weltende. Rudolstadt, 1806. 4 Bdchen.
Frankreich und Deutschland, ein Basrelief. Hannover, 1803.
Gedichte, nach seinem Tode herausgegeben von J. G. Gruber. Rudolstadt, 1808.
Das Weltende. Erstlinge, erster Thl. Wien, 1801. (S. Leben s. J. G. Gruber. Halle, 1807.)

Ein ausgezeichnetes poetisches Talent, voll schöpferischer Phantasie, Gluth und Kraft, würde v. S. neben Klopstock, dem er vorzüglich nachstrebte, eine hohe Stellung eingenommen haben, wenn er mit jenen seltenen Fähigkeiten größere Ruhe, Klarheit und Besonnenheit verbunden hätte. So aber, von dem rastlosen Drange seines Innern fortgerissen, gerieth er häufig in Uebertreibungen, die er dann durch Künstelei und Wortprunk zu vermitteln suchte. Unter seinen Oden wie in seinem Donatoa finden sich jedoch einzelne seltene und große Schönheiten.

Die Phantasie.

Phantasie, schöner Traum der ersten Unschuld
Unterm Baume des Lebens, der in Eden
Mit des Wipfels Säuseln in mondenheller
Lenznacht herabsank!

Und nun eröffnest du den großen Tempel
Der Natur; an der Sonne Feu'rgestade
Hallt dein Flug; verweht in den Sternenwelten,
Welche dort glänzen.

Träumest an Edens stillen Blumenhügeln
Nicht blos, hörest in tiefer, blauer Ferne
Auch den ersten Baum der Erkenntniß feierlich
Rauschen im Winde!

Phantasie, ja dich schuf in ihrer schönsten
Stunde fröhlich die Gottheit, die Natur wand
Einen Regenbogen zum Kranz dir ums
Bluthengelock hee;

Gab dir der Schönheit reine Schwanenflügel,
Adlerelle dann ihrem Silbersturme,
Kleidete hell dich in der Morgenröthe
Rosengewande!

Ewige Jugend trankest du, o Göttin,
Aus dem Strome des Lebens, und der Lilien
Silberschnee umglänzte deines Busens
Wallende Reize!

Grazienkönigin! auch über Geädern
Blühst du; siehe, dir dampft aus den Thälern
Das Gebirg' vom ganzen Altar der Erde
Nebel zum Opfer!

Tief in des Haines dichten Landgewölken
Wallst du, lächelnd im wilden Sturm des Abends,
Sieh, er bringt nur duftende Blüthenopfer
Hin dir zu Füßen!

Dir auch erbrauset des empörten Meeres
Stürmisch Donnern; denn seine Schaumgebirge
Thürmt es nur zum würdigen Götterthrone
Dir in die Wolken.

Sieh, wie den Thron jetzt Wetterflammen röthen;
Jene Kinder der Lüfte wirbeln knieend um ihn;
Denn sie feiern, Königin, dich im großen
Tempel der Höhe.

Deinen Altären dampft der erste Weihrauch
Durch die ganze Natur, und ihrer Kinder
Jubelchöre huld'gen dir in dem schönen
Frühe- und Spätroth!

Einst, wenn du auch im leisen Abendlüftchen,
Unter säuselnder Eichen Schattenkühle,
Mir am monddeschimmerten Blumenhügel
Rosig erscheinest;

Sollen der Saiten reinſte Silbertöne
Mit dem Sänſten der Eichen Dank dir ſchallen.
Bis ich endlich unter dem Blnmengraſe
Ruhiger ſchlumm're!

Aus F. von Sonnenberg's Donatoa.

Erſter Geſang.

Du, die den Sfären die ewigen Harmonien gelehret,
Und mit dem Sfärengeſang die Welt zur Liebe begeiſtert,
Muſe, o bn, die das Licht vom Himmel zur Erde gebracht hat,
Sieh den Jüngling vor dir, ihn würdige deiner Heradkunft!
Komm Allwiſſende! Göttliche, komm, wie du über der Welt ſtandſt,
Als chaotiſch noch nnter dir ranſchten die Waſſer der Erde,
Und nm das Antlitz ihr, wie ein Schleier, die Finſterniß wallte,
Du mit ſtralender Hand die ſchwarze Windel hinwegzogſt,
Und mit dem Sternenhimmel im Morgenroth ſie umhülleſt,
O ſo komm, ſo hede mir nuf den Schleier der Zukunft,
Und durchglänze mit allerwärmendem Strale mein Innres,
Jener Zriten Geſicht, mit Ernſt nnd göttlicher Würde,
Und mit der Liebe, womit ich den Kindesarm an der Wiege
Schon zu dir hob, und ewig dich ſuchte, den Menſchen zn ſingen!

Ja, in harmoniſchem Fing, o Ewige, ſeh ich dich kommen,
Jetzt ansſtrecken den Stenlenarm, aufwallet der Schlnier,
Nebel entfliehn, Tag gießeſt du überall aus, mit dem Tage
Wird's nnendlich nm mich, dir ganze Welt vor mir offen,
Offen das Lichtreich, offen der Abgrnnd, oden noll Liebe,
Unten voll Wuth, rings ſtrömt es znr Erde, nnd wieret ſich, ſtralt hier,
Nachtet dort, verſchwindet itzt alles in Nacht, nicht Welt mehr,
Nicht der Olimp, nicht der Abgrnnd mehr, entwölket in Licht ſich
Alles, war Nacht denn nicht? ach überall lanteſtes Urlicht,
Fern nnr, in tiefſter Ferne, wie's glänzt dort: „Gott iſt die Liebe!“
Reiche, vom Sternenhimmel herab, die Harfe dem Sänger,
Heilige, Hehre, ich ſeh's, das große Geſicht der Vollendung!

Lächelnd in ſanfteſter Herrlichkeit, gleich der erwachenden Sonne,
Und mit Morgenſternen gekrönt, Bild ewiger Unſchnld,
Stnnd der Welt-Schnzgeiſt hoch über der Erd', ihm znr Rechte
Wogte das Meer, beſtrömt vom Golde des Abends, znr Link' ihm
Wallten, im Silber des Mnnds, die ſtädtumkränzeten Fernen.
Ueberall ranſchte das Leben nm ihn, nnf Stralengewölken
Schwebt' er empor, ſein frenndliches Ange durchirrte die Welt itzt,
Mütterlich hing's an der Welt, nn ihr, wie znm Knſſe des Abſchieds,
Izo ſenkt' er's gegen dir ſcheidende Abendſonne,
Bedend erlöſcht ihm das ewige Lächeln, noch wandt' er's zur Erde,
Und wie die Klage getrenneter Lieb', entklang ihm die Stimme:

Erde, mein Schutzkind! ſeit der Geburt, führt' ich dich am Leitband,
Ruhteſt immer du mir, und ich dir immer, nm Herzen.
Jetzt nls Greiſin ſchwankſt du vor mir, Allvater noch rnft nicht,
Und ſchon ſnchſt du den Hügel der Ruh, n hättеſt dn, Erde,
Einſt mich gehört, du lieſeſt, als Kind, noch froh um die Sonne,
Ach und weinteſt mich jetzt nicht an, im verlaſſenen Aller.
Trüb iſt alles in dir, dein Herz zuſammengewelket.
In ihm wohnte der Gott der Lieb' rinſt, als dn noch Kind warſt,
Hätteſt du nicht von ihm dich getrennt, in ewiger Jugend
Blühteſt du jetzt, ach jetzt mit dem Sterne der Liebe als Zwilling,
Die dn gebarſt, die treu dir am Buſen einſt hingen, und damals
Freundlich einander ſich all, vor deiner Sonne, umarmten,
Tödten ſich hier! dort beugt ſie das Joch, unheilige Herrſcher
Spielen mit ihnen herum wie der Tod, nnd ſie krönen den Tod nnn. —
Fern, wo der Himmel wir Roſe noch blüht, dort thront noch der letzte
Edelherrſcher vor Gott, hindrängt ſichs dnnkel znm Thron nuf,
Stürzt ihn ſein Volk, deß Seligkeit Freud' ihm noch war, von der Höhe,
Und er ſinkt, wie tödtendem Sohne der Vater zu Füßen,
Dort, wo die Jngend der Menſchen oordem, nmkranzet von Frühling,
Jubelnd in Unſchuldslied, dem Blumenſcepter der Liebe
Wir er ihm winkte, ſo gern ihm folgte znm Guten und Schönen.
Fern, ihr Thäler und Höhn, der erſten Liedr der Erde
Heilige Denkmal', itzt von Gedrnten unheiliger Luſt voll!
Ach ihr entweiheten Thäler und Höhn, wo vormals des Schöpfers
Herrlichkeit lächelnd die Wnlken hinabſtieg, ſeine Geſchöpfe
Näher zu ſehn, wo ich vor ihm in Frühlingen ſtand, und ihm ſagte:
Siehe die Unſchnld der Welt! und meine Hoffnungen all' ihm
Laut zujauchzte, daß Meer nnd Erde verſtnmmtrn, und alle
Ihre Kindee freudig verſtummten, mich jauchzen zu hören;
Wo er die Erd' itzt ſegnete, wo in dem Segen ſein Arm mich,
Mit dem Menſchengeſchlechte zugleich, an das Schöpferherz ſchloß! —
Fern, wo ſie prangen die Städt'; ach rings hinab durch die Ferne
Bachanal, ſn ſah ichs, o Welt, ſeit des Mondes Gednrt, nie;
Schanrig! und da, wo zu Unſchnldsſeſten die Jugend des Lichtreichs
Oftmat hinadkam, und an die Kindheit der Erde ſich anſchloß,
Da, wo vereinet in Liebe und Lied, die Erd' und das Lichtreich
Lebten zuſammen, der Schöpfer ſich freute, geſchaffen zu haben!
Ach n Erde, wie jetzt, wie jetzt, verſtltetes Schnzkind!
Unter der Abendröthe Trinmphzug, dunkler Triumph dort,
Wachend zu ſehn, die Freiheit der That nur wohn' in der Traumwelt,
Und hier hauchte die ſchaffende Lied' ihr göttlichſtes, hanchte
Freiheit ein dem Geſchöpf, hier wnrd's das Ebendild Gottes,
Dankten ihm Göttermenſchen durch That, im Gefühle der Freihrit.
Fern, wo der Mond, ſieh, Erde, dein Kind, wo es freundlich dir lächelt,
Schwelgt itzt alles in ewigem Mahl, nnd tanmelt vom Mnhle
Singenden Erdetöchtern hinab in den Schooß und die Arme,
Greiſe mit Kindern znglnich; ihr ſchwarzen Feſte, wie dunkel
Werdet ihr mir! wie ſchrrckt mich das Freudengrlächter im Umkreis.
O Geſchöpf des nnendlichen Vaters, wie ſinkſt du znm tiefen
Erdgeſchöpf, das nie zn den Sternen nach ewigem aufblickt,
Seinen Himmel im Stande nur ſucht, wo die Jugend der Welt einſt,
Blühend in heiliger Kraft, und in Schönheit, die Söhne des Lichtreichs
Lockte hinab, auf der Erde zu lieben, die jubelnd emporrief:
Höchſte Wollnſt, den Schöpfer zu denken! Wem lachſt du itzt, Schutzkind!
Ach dein Lachen, ich kenn's, dieß Weinen, verhüllet in Lächeln,
Oder Verzweiflungslächeln vielleicht, noch ſchanriger kommt es!
Hügel zu ſnchen, und nicht zu finden, o könnt' ich dich retten!
Dunkel, wie dnnkel es dort nnf den Wogen, und fern in den Thälern,
Flammen wehn, Tod! rnfet der Donner, wie wirrt es ſo roth ſich,
Wiert ſichs im Dnnkel ſo weiß! die Kinder Gottes, ſie tödten
Wüthend einander, ſie wagten es nicht, einſchlnmmernd vor Schwäche,
Weh, ſie ermuthigten erſt ſich dnrch Mahl, nur tödten zu können.
Menſchengeſchlecht! dein Abend iſt da, ſtets düſterer ſtrigt es,
Der aus der Unterwelt, drängt deine ſanfteren Führer,
Drängt ſie immer ferner oon dir, dn horeſt, mein Schutzkind!
Meine Stimme nicht mehr, nicht deiner liebenden Schützer
Zärtliche Klng', ihr Bitten nicht mehr, wir ſind dir umſonſt da! . . . .
Ach ſchon nah'n wir dem Rande der Welt! . . . ein höherer Geiſt muß
Kommen zu dir, der erſte im Reich Allvaters zur Hülfe.
Selber drängſt dn mich weg, ihn, der dich, als Kind, ſchon geführt hat!
Scheiden muß ich, o Menſchengeſchlecht, ach ſcheiden von dir itzt,
Menſchengeſchlecht, das ich wiegt' in der Wiege des Paradieſes;
Wo mich immer, und ſelbſt ans den Armen der Jenſeitgeliebten,
Liebende Sehnſucht wieder hinab zn dem Brudergeſchlecht zog!
Scheiden, mich trennen von dir, das ewig mir ruhte am Herzen,
Ach, woran ich ſo liebend gewöhnt bin, das ans des Schöpfers
Hand in die Arme, als Kind, mir kam, wo ich janchzte zum Schöpfer:
Nimm mich nie von der Erd', und ſchließen anch Hügel des Schlummers
Söhne des Lichts, laß blühen den Hügel für mich auf der Erde!
Mitten im Menſchengeſchlecht, mich anferſtehen mit ihm einſt!
Scheiden von dir, das ich doch von der Sonn' einſt möchte noch einmal
Wiederſehn — nnn wende den Blick, nnd vielleicht nicht mehr finde!
Ach, mein Geliebteſtes drängt mich hinweg, mich drängſt du von dir weg! —

Schutzkind! — Menſchengeſchlecht!!! . . . ich kann die Welt nicht mehr führen!
Helft, o helft, ihr Höheren, bald, mir ſinket das Leitband!

Wehmuth hauchte, wie trübes Gewölk, dem ätheriſchen Jüngling
Ueber das ewige Morgenroth der Seele voll Milde,
Seine ſonnigen Stralen erloſchen in weicheſten Sternenglanz,
Und dem freundlichen Aug' hinab, wie vom Sterne des Aufgangs,
Glänzten des Mitleids Thränen, und ſanken, wie perlender Thau, ihm
Ueber die liebliche Roſendämmrung der Wangen hinunter.

Einzuſchlummern, verhüllte die Welt ſich ins Schattengewand izt;
Und er rief von den Schützern der Völker, den Führern der Kindheit,
Schaaren zu ſich, ſie ſtralten heran, ſo ſprach er zu ihnen:

Söhne des Lichtes, hinauf! und zeugt vor dem Vater der Erde,
Wie ihr die Welt fahrt, . . . hebet euch dann zu ihm, der vom Lichtreich
Stieg hinab mit der Liebe zur Welt, und ſie brachte der Menſchheit,
Einet vor ihm eu'r innigſtes Herzensgebet mit dem meinen,
Daß er bitte den Schöpfer, zur Rettung unſeres Schutzkinds,
Ihm, ſtatt meiner, zur Führung des Leitbands, dem ich erliege,
Höheren Geiſt, den erſten der Herrlichen niederzuſenden.
Löſchend die Thräne mit leuchtender Hand, wandt' um er ſein Antlitz.
Orion, Adonalla, Libaniel, Ildi und Silpho,
Chöre mit ihnen, umhüllten ſich mit lichterem Aether,
Schürzten ihr Aetherngewand mit Abendſtral an dem Knie auf,
Banden mit Silberſchnur an die Füße ſich roſigen Fittig,
Schwangen ſich dann in die Lüft' und empor an blendender Schulter
Klangen die Flügel, und wehten, wie morgenröthliche Blitze.
Goldnes Gewölk' umwallte den Zug, ſie eilten! vom Himmel
Tönt' es in wirbelnden Melodien zurück auf die Erde.
Jetzt ſchwand ihnen die Welt, ſie ſchwebten von Höhe zu Höhe,
Wallten durch Sonnen und Unſchuldserden, und freundlich Geſpräch kürzt'
Ihnen den Pfad, der liebendſten Hoffnungen bange Geſpräche,
Und in ewigem Wechſel die ewige Schöne, der Schöpfung
Lautes Leben, wie Lied, rings Eine Jubelumarmung,
Hoffnung ihnen, der Schöpfer erhalt' um ſie noch die Erde.
Monde mit knoſpenden Tagen umblühten, Planeten mit Abend
Purpurn beglänzt, und Sonnen voll ewigen Frühlings, von Welten
Rings in harmoniſchem Donnerflug umrollet, entſchwanden.
Stralsreiche hindurch, noch Sternenhimmel herüber,
Und ſie ſahen in dämmernden Fernen, die Heimat der Höhern.

Alle jubelten ihr, ſie nannten ſie Kinder des Aethers,
Wie nur immer die Religionen der Erde ſie kannten,
Jauchzten von Morgenſternen ihr zu: o Himmel, die Erde
Nimm in dich auf, komm, Wohnung Allvaters, hinab auf die Erde!
Oeffne dich allen, o Lichtreich, öffne dich allen Geſchaffnen,
Die durch göttliche Thaten, durch Sie bekennen: daß Gott iſt;
Dich, Olimp, dich ahnet doch immer die Liebe der Erde.
Und nach dem Namen des Lichtreichs grüßten die Wohner in ihm ſich:
Thronen des Himmels, Geburten des Urſtrals, heilige Mächte,
Söhne des Lichts, des Olimps, Dämonen, Seraphim, Engel.
Siehe, die Ewigherrlichen waren's, wie immer der Erde
Kinder ſie auch ſich fabelten, waren doch alle die Höhern.

Nah war izt der Olimp, umſchlelert von ſternenbeſäumter,
Ewiger Aufgangsröthe des ungeborenen Urlichts,
Rings voll Paradieſe der Liebe, von jüngeren Engeln,
Und von der Unſchulds-Erden verklärter Kindheit, bewohnet,
Strahlt er, von Sonnen umkränzt, er ſelbſt als die ewige Schönheit,
Schönheit außer ihm nicht, um ihn als Spiegel das Weltall.

Hier ſieht jeder der Lichtgebornen den Vater der Schöpfung,
Jeder, nach ſeiner Natur, im Höchſturbilde der Liebe,
Aller Herrlichkeit, aller Vollkommenheit ewige Einheit.
Ihn, wie er iſt, wie könnt ihn der Endliche faſſen, vermittelt
Durch die Natur hier, offenbart er ſich ſeinen Geſchöpfen.

Durch die Pfort' izt traten herein die Schützer der Menſchen
In die Wohnung des Lichts, herglanzt, als Sonne des Weltalls
Rings von Sternenkreiſen umwallt, der liebenden Allmacht
Ewiger Thron, als ewige Morgenröthe des Himmels.
Alle Himmel vom Aufgang bis in den Niedergang, alle,
Mit unendlichem Glanz, ſie überſtrömend mit Urlicht.
Näher ſchwebten die Schützer der Welt, nun ſahn ſie des Schöpfers
Herrlichkeit in dem unendlichen Glanz, als die Seele des Urlichts.
Beteten an, ſahn rings um ihn her, in Höhn und in Tiefen,
Jauchzten, in unabſehlichen Reihen, die Chöre des Lichtes.
Liebend umarmten ſich all', mit Strulenarmen verſchlungen,
Jubelten Cherub und Seraph empor, und Seraph und Cherub
Jauchzten, ans Herz einander geſchmiegt, ringsher durch des Himmels
Unermeßliche, ſchwangen ſich hier Erzengel und Seraph,
Innig umarmt, dort tauſende, all' izt Eine Umarmung,
Chor gedränget an Chor, Heerſchaar an ſtraleuder Heerſchaar,
Schwangen ſich Himmel um Himmel gewunden, die Reiche der Liebe
All' empor zum unendlichen Herzen der Vaterallmacht.
All' umarmte der Schöpfer, aus aller Herzen ergoß ſich
Wonnegebet, durch welche veredelnde Thaten, und wo ſie,
Näher zum ewigen Plan des Allvaters, der Seligkeit Aller,
Wirken könnten in Sonnen und Erden, izt ihnen zu winken.
Und der liebende Allunendliche wieß, durch die Schöpfung,
Hier ſie in Sonnen empor, bald dort herunter in Sterne,
Ferner in Mond', und tiefer nach Erden am Ufer des Weltalls.
Laut frohlockend dankten ſie dann, und warfen die Kronen
Nieder, daß purpurn zwiſchen den Lebensblumen der Lichtgrund
Blitzt' umher von den Kronen, wie einſt von Sonnen der Aether,
Als mit der Schöpferhand der Sternenſäer ſie ausgoß.
Ueberall jauchzeten Engelumarmungen himmelab, ſtralten
Fort in der angeborenen Klarheit zu göttlichen Thaten.

Und die Schützer der Welt, geführt vom Schönſten des Himmels
Kamen jetzt vor den Thron Allvaters, und neigten ihr Antlitz.
Thränen im Blick, ausſtreckend den Arm zum Herzen des Schöpfers,
Rief izt Orion, bebender Stimme; der Hüter der Erde,
Schöpfer, er kann ſie nicht mehr, ach! nicht mehr führen am Leitband.
Wehmuth faßte die Himmliſchen alle, der Vater des Weltalls
Winkte herab, da trat zu ihm vor der Herrlichen erſter,
Und erkannte den Weltgerichtsblick in der Vaterallmacht
Ewiglächelndem Antlitz, ſank auf das Knie und die Stimme
Hob er leiſ' empor: ich erkenne dich liebende Allmacht,
O daß nicht allgegenwärtiger Schmerz die Himmliſchen faſſe,
Wenn ſie nun ſahn, wie, unter den Sternen, durch dunkele Thaten,
Lange Jahrtauſende durch, das Ziel Allvaters geſernt wird,
Daß ſie nicht ſehn, ach! wie jetzt vielleicht die ewige Liebe
Weltuntergang ausſprechen kann, ſie dem Tode nun hingiebt,
Willſt du, Vater des Lichts, in der Nacht des Heiligthums richten!

Und er trat in tieferen Himmel, des Heiligſten Nacht ruht
Unter ihm tief, hier richtet der Schöpfer gefallene Welten,
Richtet ſchonend, aus ſchreckender Ferne ſie noch, bis dereinſtens
Zu dem alles enträthſelnden Tag die Ruferin heeſchallt.
Jeden, der wallet vorbei, erfaſſen heilige Schauer,
Schauer, entſtrömend dem inneren Graun, hier wohnen des Todes
Engel, die Welten den Untergang rufen, und führen zur Hölle.
Sieht das Reich der Liebe den Ewigen hier herabgehn,
Ach, es gedenkt mit Wehmuth dann, daß er ſchuf auch die Hölle.
Niederſank der Erhabne, in heißes Gebet für die Erde;
Dann erhob er ſich, wälzet' auf die Pforten, ſie rollten
Dumpf herein, wie fernes Gewitter, dem Brauſen des Meers gleich.

Und als nun von dem Thron des Weltalls Vater ſich wandte,
Rings von einem Himmel voll Sonnen umfloſſen, heradtrut,
Wie, Jahrtauſende durch, kein Lichtgeborner ihn ſchaute,
Als er izt, mit dem Himmel voll Sonnen, von tauſendmal tauſend
Engeln umſchwebt, von Harmonien der Liebe umjubelt,
Ueber ſich neigende Berg' und Hügel daher, mit der Allmacht
Majeſtätsgang niederſtieg in des Heiligthums Tiefe;
Da verſtummten die Jubel herum; dann traten des Lichtreichs
Schwarenheere zuſammen, und reichten zum Bunde die Hand ſich,
Jetzt durch Eine veredelnde Großthat für die Verklärung
Aller, dem Weltfall unter den Sternen entgegen zu wirken.

Dunkel ſtieg's in des liebenden Allunendlichen Antlitz,
Dunkel, wie Weltgericht auf, Poſaunen ſchollen, es bebte

Leis in allen Tiefen der Himmel, und siehe, des Schöpfers
Ewige Liebe-Herrlichkeit schien itzt Grauen, die Sonnen
Strömten Flammen, wie Blut, und als er jetzt den Gerichtsthron,
Unter entsetzlichen Donnerschlägen, und rosselnden Stürmen,
So erstieg, wie er kom, da dem Schöpferrufe die Hölle,
Selbst erschreckend vor sich, daß sie wae, Angst gegen ihn aufschrie;
Sieh, da erschien in tiefster Feen', hochthronend auf Wettern,
Furchtbaree Todescherubim Heerschaae, welcher in Mitte,
Donatoa, in Mitte der Fuechtbaren fürchterlich, thronte,
Und herwinkend zu sich, die Wirkungskreise ihr abmaß.
In Erddeben, in Sturm und Gewitter, entaetete Völker
Stürzend, zue Hölle zu führen, sie ausfandt' unter die Sterne.
Donnernd tralen itzt all' herab von den Wettern, ihr Gang scholl
Dumpf, wie das feenhee kommende Weltmeer; eine Gemorrha,
Flammend um Nocht, schien ihre Gestalt in tieferr Ferne.
Schwebten sie näher heran, dann steömten blutige Stralen
Ihnen aus Haupt, aus Arm und aus Brust, und stromten nom Auge
Blitze, und Strai und Blitz gleichtödtend, und hoben die Flügel
Sich aus den Straien hernor, wie undurchdringliche Nächte.
Aber so schrecklich die Hehren auch daſtehn, ihnen die Sonnen,
Wandeln sie hee, zuschließen das Aug', und selber die Himmel
Ihnen schauern, so öffnet doch Sonn' und Gestirn nnd der Himmel
Hintee ihnen den Blick, sich ihrer Schöne zu freuen,
Sich in der furchtbaren Götteeherrlichkeit auch zu entzücken.

Einen Blick in dee Schrecklichen Schöpfung eröffne mie Muse!
Hoch vor der Erde Geburt, als noch im Chaos die Hölle
Schlummerte, stieg Jehovah niedee, die Hehern zn schaffen.
Gronnvolle Todesnacht umfloete des ewige Sternall.
Und in der Nacht hing untee dem Himmel ein schauriges Wetter,
Wie ein flommender Schaelach, über die Tiefe gespreitet.
Hoch stand da in dee Nacht Jehovah, winkt', und es strömten
Flammen und geeisbaers Dunkel heran. Da schwebte der Schöpfee
Ueber dem grausen, mit Finsternissen sich mengenden Gintmeer,
Wo mit Entsetzen herum, des himmeleeschütternden Wettees
Bligausgüss' in die Todesdüstere purpurn eeloschen.
Donnerstürme eilten umhee, zerrissen das Wetter,
Todten, und wiedelten über dem unermeßlichen Gintmeer,
Sieh, da schlugen und thürmten die Wogen sich hoch in die Stürme,
Und ins zerrissene, Donnerschläg' nm sich stüezende Wetter,
Wierte sich Wetter nnd Meer, und Meer nnd Sturm duechcinandee;
Da durchhauchte sein Geist dies dlutiglodernde Chaos;
Und ee schöpft' in die ausgedreitete Allmochthond nun
Woge nach Wog', nnd schuf aus jedee ein Wesen, zu tödten,
Jedes Verderben an sich; und, Weltenweiten im Umkreis,
Jndelt' es dumpf, ihm dankten die Todesengei ihr Dasein.

Schreckenvoll saß jetzo Jehonah auf dem Gerichtsthron.
Tief in den Fernen herum, wo in Finsternissen der Thronglanz,
Weltbeand ähnlich, in schrecklicher Flammenröthe vertagte,
Knieten, zum Kreis sich schliessend, die Todescherubim nieder.
Donner riefen itzt her vom Thron, mit bedendem Scheitte
Nahtrn, die Flügei nm Antlitz hüllend, die Führer dee Menschen.
Jhere ewigen Jugendherelichkeit mildere Straien
Zitterten all', da, wie dlühendee Tag, vor dem Thron sie standen.
Alle zeugten, zwar glänzten die Thränen dee Liebenden, drückten
Eng sie aufs schlagende Herz, die Hond aufs diutende Herz sich,
Abee sie zeugten wider die Welt, gedrochen von Wehmuth,
Tönte die Stimm' und flehtr um Welterrettung dem Schöpfer.
Dumpfer scholl's von dem Thron, dem Donneeruf, wie er herscholl.
Drängte mit einmal dee Todescherubim Kreis um den Thron zu,
Feurige Wirbel entrauschten ihnen, sie strömten des Blickes
Schreckliche Glut, duech die Steenentiefen herad, auf den Erdball.
Als ihe forschender Geist dee Königreiche gedachte,
Wo mit ewigem Krieg, zur Luft, die Herrschenden spieiten,
Und auf Völkeegebeinen sich Theon' an Thronen erbouten,
Als sie der Laster des Menschengeschlechts, der sinkenden Menschheit
Immer tiefern Sturzes gedochten, die Seligkeit Aller
Durch ihn geferrnt, da lodert' ihr Auge, wie nächtlich Kometen,
Goß egyptische Finsternisse der Zorn in ihr Antlitz.
Alle hoben sich auf, und zengten wider die Weit dann;
Und die Gerechtigkeit fordeeten alle zu Weltuntreegang auf.

Schauer ergriff den sanfteren Himmei, er wandte zum Richter
Thränen und heißes Gebet, er wandt' an den Todes-Olimp sich,
Richt zu stehn um Ende der Welt, fortströmte der Hehren
Schaurig Gebet, stets ungestümer ums Ende der Welt fort.

Dumpf nnd feierlich scholl's, wie der Todenruferin Hall, itzt
Nieder vom Thron, und Voermpfindung des Weltgerichts faßte
Allen Himmel umher, da schwebt' aus fernesten Tiefen
Heerschooe auf zum hohen Gerichtsthron, siehe, des Todes
Seraphim waeen's, noll höheren Grouns. Wann Welten der Tod euft,
Kommen sie nur. Sie waren die Erstgeschaffnen des Richters,
Aelter noch wie Himmel nnd Höll', in der ersten Gestirne
Untergange, noch Donotoa, vom Richtee geschaffen.
Langsom schwebten jetzt sie heron aus dunkelen Räumen,
Halb in Gewand noch nerhüllt, sie nahten so, ihr Gewand war
Purpurdüsteree Flammennebel, wie üdee der Erde
Grodesnacht, noe dem Auferstehungsmorgen, er herzieht.
Sieh, und des Theons diutrödtliches Licht starb schauerlich bleich itzt,
Da sie näher nnn kamen, auf ihrer Antlitze Nächten,
Strömt' auf die Flüge hread, die, Bahre zu werden, sich hoben.

Bedend standen die Führer dee Welt, sie sahen sie kommen,
Ahneten dange den Tod des Menschengeschlechts, und im Umkreis
Rüsteten schon die Todesengel zum Weltuntergang sich.
Schnell aus den Tiefen des Heiligthums schwangen sie sich in die Himmel,
Eilten zum Theone des Mittlees, mit undesiegbarem Lächeln,
Vollee Huld, voll göttlicher Gnad', empfing sie der Mittler.

Alle hoden gefaltete Hände zu ihm, und es zittert
Orions Stimm', aus Tiefe der Seel' erklang sie mit Wehmuth.

Mittler! die Eede nergeht, hält deine Liebe sie jetzt nicht!
Ach die Tödtenden rüsten sich schon, o rette die Welt itzt,
Hör uns, Mittler, uns hoet nicht der Richter, wir weinen voe die noch,
Du nne kannst noch allein, o eile zum Vater der Erde,
Deine Stimme zum Vater ist mehr als die Stimme der Engel,
Allee zugleich, dich höet er, der dich wie die ganze Notur liebt;
O und du hast ja die Welt geliebt, sie geliebt wie den Himmel,
Komest zu ihr, nnd nahmest das Licht des Himmels für sie mit.
Soll denn die Welt nnn vergehn, in Finsterniß jetzt sie vergehen,
Mittler! die du zum Himmel erzogst, ihr die Liebe gelehrt hast,
Sie, die wir nannten, ach immer nannten die Erde des Mittlers!
Du, der die Erde gesegnet, so viei, der alles für sie that,
Dein ist sie, erhalte das Deinige, unsee Brüder,
Deine Menschen, erhalte sie dir, erhalte sie uns noch,
Deine Engel, die einst um dich waren, als du in die Welt kamst,
Höre sie, du, der auf Erden in unserer Mitte gewohnt hat!
Du, dem wie lagen im Arm, als du mit sanfterer Stimme
Sagtest vor uns, „laßt kommen die Kleinen zn mir," und wir eilten,
Ach, und zn deinen Umarmungen trugen die freundliche Unschuld,
Sohn des Vatees der Welt, wenn Du für sie flehest, um Dich noch
Wird er die Welt, die Menschen erhalten, o Mittler, die Deinen
Sind's, die du einst geliebt hast, sind es, die dich einst liebten!
Deine Welt, verlasse sie nicht, ach, wenn du sie rettest,
Danken, wie wollen wir danken die, Mittler, o Die, wie dem Schöpfer,
Als er sie schuf, erhalt' uns das Einzige unter den Sternen;
Mittler, Mitttee, wie flehn, uns eettr die Eede, und die sie!

Und die Heiligen, alle Geschlechte der Engel, die Himmel
Flehten um Welterrettung zum Mittler: noll göttlicher Liebe
Blickt' er sie an, und hob sie vom Theon zu des Heiligthums Tiefen.
Hoffnung glänzte, wie Moegen empor, in jeglichem Blick da.
Jndel tönet' umher, nachjauchztrn die Himmel dem Mittler.
Und er trat in des Heiligsten Nacht, die Engel des Todes
Rollten in ehrfurchtsvollem Erstounen zurück auf die Seiten,
Neigten sich ihm, des Liebenden Heeelichkeit stralte, wie Aufgang,
Her durch die schaurige Nacht, die Engelreihen herunter,
Und auf der Ewigkeit Thron, zu des Richters Seite sich setzend,
Sprach er noll Huld, und die Blick' nnd göttlichen Mienen, sie alle
Lächelten ewige Lieb', er neigte dem Schöpfer ans Herz sich:

Heiliger Votre, ich komme zn die, voll Gnade auch hör' itzt
Mich mit der Liebe, womit du mich hörtest, als du mir die Welt gabst;

Meine Herrlichkeit hat ſie mit Wonne geſehn, und des Vaters
Herrlichkeit einſt erahnet in ihe, verklärend einander.
Wohnten wir, wie im Himmel, auf Erden, und Himmel und Erde
Waern Eins durch Wahrheit und Liebe, und unſere Menſchen
Lebten ſelig in uns, wie wir voll Gnade in ihnen.
Deinem unendlichen Ziel, o Göttlicher, alle Geſchaffnen,
Deiner Liebe Schöpfungen alle zu dir zu erheben,
Daß ſie dich einſt, die ewige Liebe von Anfang zu Anfang
Sehn, und ſie alle in dir, in Gott uns Alle vereine
Daß ſich alle der Seligkeit Aller in Ewigkeit freuen;
Deinem Ziel iſt näher gekommen die ewige Menſchheit;
Aber das zeitliche Menſchengeſchlecht verkennt mich im Geiſt itzt.
Allunendlicher Vater, als du den Plan für den Himmel
Aller Geſchöpf' einſt gründeteſt, war auch der Tod in dem Plane,
Und vor dir iſt die Welt, wie das einzelne Weſen, nicht dirr ich,
Daß du die Welt erhalteſt in Ewigkeit, Schöpfer, ſie komm' einſt
Näher zu dir, wie das Kind durch den Tod zum himmliſchen Vater!
Sieh, wie der Menſch von Erd', iſt jetzo die Welt gealtet,
Aber zu früh, durch ſchnelleres Leben zu früh, und die Menſchheit
Hat noch ihr Erdenziel nicht erricht, und ſchon nahet ihr Ende;
Vater voll ewiger Huld! ſo lang in der Menſchheit der letzte
Gattershauch, für die Heiligkeit Aller, auf Erden entwickelt,
Für dein ewiges Ziel, noch kann verherrlichet werden,
Vater, erhalte ſo lang', in meinem Namen, die Welt noch.
Deinen Herrlichen, Göttlicher, haſt du vor allen geheiligt;
Nun erhöhe vor dir dein Geſchöpf auch, nähere Gott es!
Sende den erſten, den liebendſten deiner Geſchaffnen der Welt itzt!
Ihn verklärt vor Himmel und Erde, wie du nur den Engeln,
Vater, vor aller Natur, den Eingebornen verklärt haſt!
Daß er mich jetzt, wie ich dich verherrlichte, da du mich ſandteſt,
Und ich das ewige Licht neu dir zu den Menſchen hinabtrug,
Göttlicher Vater, daß ſo er mich wieder vor allen neckläre,
Und mit mir dein Geſchöpf, in Einer Liebe, bei dir ſei.
Winke den Erſtgeſchaffnen zu mir, ich will ihn verklären,
Vater von dir, mit der Herrlichkeit, die du mir gabſt, eh' die Welt war!
Mir auch gabſt du die Welt, dein Höchſtgeſchaffener komme,
Schöpfer, und nehme, vor dir, aus meinen Händen die Welt itzt,
Frei, wie nur dem Unendlichen je ein Geſchaffener frei war.
Endlich iſt er, o Schöpfer, der Fall des höchſten Geſchöpfes
Würde dein göttliches Ziel, durch Weltenalter, noch fernen.
Doch nur, deinem Geſchöpf vertrauend, was ſelber die Gottheit
Liebend leitete, heiliger Vater, allein durch die Freiheit,
Selbſt, wie Schöpfer zu wirken, erhöhſt du, in deinem Erwählten,
Alle Schöpfung von dir, und heiligt er durch die That ſich,
Würde dein Ziel, Weltalter dein Ziel, die Vollendung genähret,
Heiliger Vater, er komm in die Welt, daß er wieder die Meinen
Führe zu mir, und können ſie nicht ſich mehr auf der Erde
Freun in des Sohnes Herrlichkeit, er durch ihr zeitliches Ende
Alle ſie wieder erhebe zu mir, und Gott und die Menſchheit,
Liebend vereinet in mir, in Ewigkeit wohnen zuſammen.
Du, der ewig, durch mich, ſich offenbart dem Geſchöpfe,
Allerheiligſter, wandelſt du auch mit deinen Gefallnen
Wege, die Nacht, die Untergang ſcheinen dem Blicke des Himmels,
Komm in der ewigen Schöpferhuld, daß alle die Meinen
Mitten im Untergang noch, den Gott der Liebe enthüllt ſehn,
Vater, ihr ſterbender Hauch dir noch dank', und allen Geſchöpfen
Einſt es offenbar werde, daß Wahrheit und Liebe des Sohnes
Herrlichkeit ſind, und nur durch ſie die Schöpfungen Gottes
Zu des Vaters Herrlichkeit kommen, der Seligkeit Aller.

Alſo mit göttlicher Liebe der Sohn, und als er voll Huld ſo
Sprach, glänzt' höher ſein Antlitz immer, und ſtralte die Klarheit
Aller Himmel nereinet in ihm, er ſchwieg, doch die Blicke
Lächelten noch für die Welt um Gnade zum Vater der Schöpfung,
Und der neigte ſich ihm, mit allen Stralen, ans Herz nun;
Gnädig wandte ſich ſo zum Mittler der Richter des Weltalls:

Sohn, du ewiges Bild der Gottesliebe zur Menſchheit!
Mittler, worin der Endliche ſieht die Enthüllung der Gottheit,
Deine Verklärung, o Sohn! iſt meine Herrlichkeit, Allen
Komme ſie einſt, dein Wunſch iſt erfüllt, die Welt, mit ihr
werd' ich,
Wie ich als Vater ſie ſchuf, als Vater mit ihr vollenden!
Aber der Weg' Unendlichkeit fordert das All der Geſchöpfe,
Fordert zum Ziel Allvaters auch Tod, Weltuntergang auch.
Todesengel, auch Sie ſind meine Geſchöpf', und der Schöpfer,
Er, der Alles verklärt, Allvater ſchuf auch die Hölle,
Schuf ſie zum Wohle für All', und hat geſehn, daß ſie gut war,
Alles in Ewigkeit für die Ewigkeit wohl geordnet.

Von mir hat ſie die Welt getrennt, die gefallene Welt wird
Itzt erzittern dem Weg, den Ich mit ihr wandl' als Richter.
Ewiger Sohn, wodurch ſich des Vaters Gerechtigkeit Allen
Ewig offenbaret als Liebe, verherrlichen werd' ich
Jetzt, vor dem Engelgeſchlecht, vor allen Himmeln, den erſten
Meiner Todesengel, das höchſte meiner Geſchöpfe.

Als der Vater von Ewigkeit ſprach, da neigte das Lichtreich
Ehrfurchtsvoll ſich um ihn, und ſchauerte ſanft, und es blühten
Neue Frühling' in ſeinen Eliſien, ſtiegen, aus allen
Morgenrothen, wie Weihrauch ihm, umarmten des Aethers
Söhne ſich all', dach liebende Bangigkeit ſchwellte den Buſen
Aller Schützer der Welt, daß ein Todesengel herabſteig'.

Jetzo winkte der Richter vom Thron, da hob ſich ein Chor auf,
Spreitet aus die ſternendurchſprengten Flügel, und lichtſchnell
Flog's in die Himmel herdei! die ſtrömten heran aus den Rähen,
Strömten aus Fernen heran, und all' ins Heiligſte nieder,
Schloſſen dann unabſehliche Kreiſ', in liebender Hoffnung,
Bang des hohen Gerichtsausganges Enthüllung erwartend.

Hoch vor den Heiligen, hoch vor den Engelgeſchlechtern erhaben,
Stand Donatoa vor Gott, als Erſter aller Geſchaffnen,
Fürchterlich ſchön, ihm ſchauerten alle verſammelten Himmel.
Aller Blicke ſtraltrn auf ihn, rings ſchwiegen die Himmel.
Liebend umkleidet' ihn nun, mit ſeiner Klarheit, der Mittler,
Und umarmet' ihn dann, vor allen Engelgeſchlechten.
Harmonien der Lieb' erklangen, und rollender Donner
Tönt' in ſie Einlaut — ſieh, und die Herrlichkeit Gottes, vom Thron her,
Strömt ſie auf ihn, der Schöpfer itzt heiligt' ihn, und erhöhte
Seine Freiheit vor Gott; frei war er, wie nie ein Geſchaffner.
Jetzt mit der ewigen Liebeherrlichkeit ihn anlächelnd,
Wies des Mittlers Linke zur Welt, und reicht' er die Rechte
Donatoa, und ſprach: Nimm itzt mein Menſchengeſchlecht hin!

Leiſe Schauer durchbebten die Himmel, Jehova ſchaute,
Richtenden Ernſtes, auf Donatoa, mit Ernſt, der erſchütternd,
Himmel und Hölle zugleich, in Einem Blicke, ihm aufthat.
Reicht' ihm die Schlüſſel des Abgrunds dar, der Furchtbare nahm ſie,
Und im Donner erſcholl zu ihm nieder die Stimme der Allmacht:

Donatoa, die Unterwelt wird wieder dich aufſtehn!
Frei iſt Sie, wie der Himmel, dir wird ein Großes vertrauet;
Steig herab, und verherrliche ihn, der, zum Wohle für Alle,
Auch die ſtrafende Höll' erſchuf; am Grade der Schöpfung
Werd' ich richten dich einſt, wie eine Welt, denn dich trag' ich,
Wie ein ganzes Engelgeſchlecht, unſichtbar am Buſen.
Wirke groß, und du ſollſt mich als Schöpfer der neuen Natur ſchaun!
Aber, wenn du zum Untergange der Erde nun aufſtehſt,
Donatoa, dann hor' hier erſt die Stimme des Richters.

Zweifelnd blickten die Söhne des Lichtreichs auf zu dem Mittler,
Als ſie die Welt und des Abgrunds Schlüſſel dem Engel des Todes
Uebergeben nun ſahn, in ſeinen Händen ihr Schickſal.
Stimme klang da nieder vom Thron, ſo tonte die Stimme:
Richtet nicht, Himmel, Allvater richtet die Todesengel,
Wendet eu'r Antlitz nicht, wenn ihr ſeht die Verderber herabgehn,
Und in ihren Händen die Welt, zu Tod ſie dahinziehn;
Indelt ihm dann, Allvater iſt hier, und wenn ihr hinabblickt,
Ihre Thaten nun ſchaut, und ihre Reden nun höret,
Wenn itzt Völker die Hölle verſchlingt, und ſchreckliche Opfer
Flammen, von Todesengeln geweiht Allvater als Rächer,
Konnt ihr nicht jauchzen, dann ſchweigt mit Ehrfurcht dem, der vollendet;
Schaut und hört ihr ſo Dunkles, das bebend eu'r Inneres aufruft:
Dort iſt Nacht! da verſtummt, bis euch Allvater ſie aufklärt,
Oder nun kommt dem gefallenen Todesengel als Richter;
Wohl, daß auch Nacht vom Heiligſten über die Zukunft herhangt.

Alle Himmel neigten ſich jetzt, der Endlichen erſter
Sank vor den Thron, ſtumm dankt' er dem Vater und Richter des Weltalls.

Donatoa, ſo nannt' ihn der Schöpfer, als er in der Urzeit,
Hoch vor des Himmels Geburt, in allunendlicher Liebe,
Morgenroth um ſich her, vom ewigen Thron, in des Chaos
Aufruhr niederſtieg, und, mitten im dunkelen Aufruhr,
Aus Urfeuer den Furchtbaren ſchuf; wild tobte das Chaos

Um den Geſchaffnen, als ſtänd' er, wie Erſtlingswelt, ihm in Mitte.
Siehe deinen Erſchaffer! ſo klang die Stimme des Schöpfers.
Staunend dem Daſein, ſtaunend dem Schöpfer, itzt ſeinem Verderben,
Starrt' er dankend ihn an, dann ſchaut' er umher durch das Chaos;
Wüthend verfolgt' es ihn, raſ't empor um den Hehren, da ſchlang er
Traut, in des Daſeins Kindheit, an die Jehovahbruſt ſich,
Fühlte ſich ſtaunend als Schöpfung im Chaos, und dennoch zu tödten
Ganz geſchaffen, da trat er allein mit kindlicher Kühne
Mitten herein in den Aufruhr, tödtete ſchon mit der jungen
Herrlichkeit blutigem Stral, der bald zum Blitze heranwuchs.
Sieh, und was er als Sieger wie todt hinſtreckte, ward Leben,
Drängt' um ihn ſich, da ward das erſte Geſtirn, auf den Stern hin
Kniet' er jetzt vor den Schöpfer, und dankt ihm jubelnd ſein Daſein.
Seinem Jubel erſchrack das Chaos, der Jubel war Hymne;
Grabdumpf ſcholl ſie die Urnacht durch, ihr Wiederhall ſeufzte:
„Tod!" da ſeufzte Donatoa zum Ewigen: „Tod?" auf;
Und im Unendlichen jauchzt' harmoniſch der Wiederhall: „Leben!"
Jubelnd ſtaunt er empor, da gab der ewige Schöpfer
Liebend dem furchtbaren Engelkind in die Rechte den Donner,
Und die Stimme Jehovahs kam zu ihm nieder: ſo ſprach ſie:

Sieh, ſo biſt du geſchaffen, daß Schöpfung werde dein Tödten,
Heilige, Donatoa, in dir den Richter als Schöpfer!
Ahnden wird dich der künftige Himmel, doch ſpät dich erahnden,
Bleibe mir treu, denn du biſt die erſte Liebe des Schöpfers!

Mehr noch ſprach der Schöpfer zu ihm, doch enthüllt's nur die Zukunft.
Und in allen Verderben, in ſeiner Schreckniſſen allen,
Wuchs er heran, bald nannt' ihn der Himmel den Engel der Hölle.

Itzo hub er den Thron ſich auf, in ſeiner Entſetzen
Blutigflammenden Herrlichkeit, halb noch verhüllt in Gewölken,
Reigte ſein Antlitz, hehr wie der purpurglühende Vollmond,
Dankend dem Ewigen noch, dem Auge, voll ſtrömender Blitze,
Heißen Dank für ſeine Verklärung, noch einmal ihm ſtralend.
Itzo rüſtet' er ſich, zum Erdkreis niederzuſteigen,
Schlug die Wolken vom Haupt, und mit Regenbogen durchwunden,
Glänzet' hervor, wie Wetterſtralen, ſein wogiges Haupthaar.
Todesnacht warf dann er ſich um, als Gewand, und es wallt' ihm,
Schaurig durchglänzt von ſeiner Geſtalt hochflammendem Purpur,
Wie von der Abendröth' ein Gewitter, herab zu den Füßen.
Seitwärts wandt' er ſich nun, nahm Stral aus Gewölken, verflocht ihn
Wie zum ſternigen Gürtel, und gürtet' hoch des Gewandes
Nacht mit dem Stral ſich auf an der Bruſt, in dunklere Faltrn.
Rollte dann, wie brauſendes Meer, die Flügel, ſie ſtiegen
Hoch an den Schultern empor, zwei Finſterniſſen des Abgrunds
Aehnlich empor um das leuchtende Haupt, und hinab durch der Engel
Glänzende Reihn, zog itzt er daher, zum Rande des Himmels.
Weit noch wogt' ihm das Todesgewand, enthüllte ſich unten,
Sieh, und wie Morgenröth' des Jenſeits ſchleppt ihm der Saum nach.
Alles Verderben verhüllt, ſahn ihn fortwandeln die Himmel,
Denn wenn in ſeiner zerſtörenden Flammenblöß' er daherging,
Würden in Gräberwüſten, die Paradieſe des Himmels,
Und der Sfärengeſang, in Angſtgebete, ſich wandeln.
Aber wenn einſt er dem Ende der Welt ruft, oder zum Weltgrab,
Zwiſchen ſinkenden Monden und Sternen, die Himmel heradſteigt,
Seines Rachſchwerts düſtere Feuerſtürm' um ihn nieder,
Durch die allgegenwärtige Nacht der Schöpfung ihm leuchten,
Wenn er itzt daſteht über dem Weltkreis, mit der Poſaune
Donnerruf, die Erde vom Tod zum Gericht zu erwecken;
Dann wird der furchtbare Herrliche alles, was Schrecken, was Graun iſt,
Alles entblößen vor ihr, und ſeine blutigen Blitze
Werden, in Güſſen ihm rings entſtrömend, und bis an die Pole
Schlängelnd herab, der erwachenden Mutter Erde im Schooße
Alle die Kinder-Tod' enthüllen in ſchaarigem Frühroth.

Itzo wand er ſich um, dem Todescherubim winkend;
Todesolimp, ſo nannte der Himmel das Heer der Verderber.
Und in dunkle Wetter ſich kleidend, und Wolken umgoſſen,
Kamen in ſtürmendem Flug ſie ihm nach, aufrollten des Lichtreichs
Pforten ihm nun, und dumpf, wie der flutende Ocean herrauſcht,
Schwebte die Majeſtät Donatoa's nieder zum Erdkreis.

Und der Vater des Weltalls hob ſich zurück in die Himmel,
Mit ihm die Söhne des Lichts, noch zarte Laute der Wehmuth
Miſchten ſich in den ewigen Jubel, da ſchwang von des Lichtes
Söhnen der erſte, da ſchwang ſich Michael hoch vor die Reihen.
Seine göttliche Seele durchglüht' ein großer Gedanke,
Glänzt' in die Meinen hervor, wie Poſaun', erhob er die Stimme:

Hört mich ihr Reiche der Liebe, ja ihm, dem der Mittler die Welt gab,
Eil' ich hinab, mit inniger Bitte, mir frei zu geſtatten,
Seinen furchtbaren Wegen zu folgen, und mit auf der Erde
Sfäre zu Rettungsthat für's Menſchengeſchlecht zu eröffnen.
Immer um ihn, will denn ich ihn flehn, zu verzögern den Weltſturz;
Und wenn als Tod er auch kommt, den Tod begleite die Liebe.
Hofft ihr Himmel, die Vaternllmacht war's, die ihn auskor!

Jubelnd umarmten ihn all', und bis hinab an die Pforten
Jauchzten die Engelreich' um ihn mit; und der Herrlichen ſchönſter,
Liebendſter aller, geſchaffen aus Lilienſtralen des Urlichts,
Hüllt' in den reineſten Aether ſich hier, wie in Sternenhimmel,
Schwang den ſilbertönenden Flug, und wie Röthen des Aufgangs,
Wallten die Flügel, und Melodien entſauſelten ihnen.
Blumen goſſen ſie aus, und Frühling hauchten die Blumen,
Die er, der glänzenden Roſenblüth' am Baien Aurorens
Aehnlich, durch's goldene Haar, das über die Lilienſchultern,
Gleich gekräuſelten Sonnenſtralen, ſich wiegt' in den Lüften,
Hoch um die Weiße der Schläfe ſich flocht, wie zum Kranze der Hoffnung.
Seillerhabener Ernſt, und Seelenhoheit, wie nur ſie
Einſt der Gefallenen Fürſt in junger Herrlichkeit hatte,
Strömeten ihm, durch Liebe verklärt, aus dem Himmel der Mienen,
Und in die himmliſche Züge des Gotterernſtes ergoß ſich
Heiter und ſanft, ſtillfriedliches Lächeln unſterblicher Jugend.

Schnell von Geſtirn zu Geſtirn, durch tiefere Sonnengebiete,
Schwebt' er dahin, die Roſenſtralen der Fittige goſſen
Morgen auf Unſchuldserden, und rings in den Morgenröthen
Jauchzt' in ſeligen Feſten der Freundſchaft die Unſchuld der Erden.
Immer noch ſchnelleren Schwangs, ſah fern er itzt Donatoa,
Und in geſchleuderter Eil' an Planet und an Monden hinunter
Blitzt ſein Flug, und er ſtand, in allen lächelnden Eden
Seiner erhabenen Schöne, vor ihm, ſo ſprach er voll Ehrfurcht:

Donatoa, vergieb's dem Schmerz, der mich vom Olimp zog,
Jenen Schmerz, daß du jetzt vielleicht mit der Erde ſchon endeſt,
Ihm, o Erſter, vergieb's, wenn ich mit der Bitte dir nahe,
Donatoa, um Letztverſuch für die Rettung der Welt noch!
Beid' uns ſchuf Ein Vater der Lieb', und ihn, der das Weltall
Wärmt an dem Vaterherzen als Kind, der Dich und der Mich liebt,
Ihn, den liebenden Allunendlichen, der, durch den Mittler
Ewig vermittelt dem Endlichen, dir ſie gab, zu verklären,
Strigſt du itzo hinab, vergönne mir ſo dir zur Seite,
Dich zu verherrlichen! Könnt' ich die Welt neu gründen durch Liebe,
Wieder verjüngt, ſie als Unſchulds-Erde, dem trauernden Schutzgeiſt
Sie in den Triumph zuführen als jüngere Schweſter des Himmels,
Donatoa die Thut, nur dich verklärt die That dann!
Aber willſt du allein mit dem Menſchengeſchlecht vollenden,
Dann auch dränge mich nicht hinweg, und laß mir den großen
Hehren Blick in die Wirkungsſphäre des Donatoa!
Denn wie ein Engelgeſchlecht, wirkſt du allein ſchon, und wenn ich
Deine Thaten nicht faſſ', ich werde ſchweigen mit Ehrfurcht.
Todesengel auch kamen vom Herzen des Schöpfers zur Welt oft,
Und ich ahnt's, wie auch Lieb' oft Sterne der Liebe zu Grab ruft.

Digitized by Google

Aber wenn du dem Menſchengeſchlecht das Auge nun ſchließeſt,
Dann laß fühlen der Welt, daß der Tod nur Allvaters Kuß iſt!

Aiſa der liebende Herrliche. Dämpfend die Flamme des Rachſchwerts,
Gab ihm die Majeſtät Donatoa's alſo zur Antwort:

Der zum Tödten mich ſchuf, Erzengel, Er, der die Sündflut
Ueber die Welt goß, und in Gomorrha's Flamme herabfuhr,
Gab mir die Sodomwelt, ihr komm' ich als des Verdammers
Stellvertreter, und ihn zu erklären, empfang ich die Welt itzt!
Meine Pflicht iſt Schwert der Gerechtigkeit, und an des Weltalls
Grade dereinſt, und über dem Tod der Engelgeſchlechte,
Faßt mich allein ein Weltgericht, nun ſuch' in dem Gange,
Den ich jetzt geh' mit der Welt, und führt er auch in den Abgrund,
Suche nicht, hier mich zu halten, Erzengel, unheilig nur wirkſt du
Wider ihn, der auch Engelgeſchlecht' einſt himmelab ſtürzte;
Folge mir nach, vielleicht, daß auch That der Verherrlichung dir wird,
Aber richte nicht für, nicht wider mich. Der neuſchaffend,
Auch das gebrochene Herz des Todesengels verjünget,
Wird euch Alles enthüllen, am großen Tage Jehovahs,
Eil' itzt hinab zu dem Welt-Schutzgeiſt, des Kommenden ſchnell ihn
Vorzubereiten, und ſtürzt ein Stern herab in das Weltmeer,
Führ' auf den Stern ihn zu mir, daß übergeb' er das Leitband!

Und itzt ſtrömt' er den Blick auf Michael, flammend Entſetzen
War er, und ſchien die Liebe dennoch; erheitert durch Hoffnung,
Und von Ahnung, unnennbarer Liebesahnung durchſchauert,
Stralte die Schönheit Michaels eilend voran nach der Erde.
Sonnen rollten zurück, und Jubelwelten entſchwanden,
Sterne ſtiegen empor, Milchſtraßen ſchimmerten um ihn,
Und ſein melodiſcher Flug, der wie Saiten die Lüfte umher ſchlug,
Tönt' Einlaut in des ſtürmenden Sfärenfluges Triumphe.
Morgende Welten durchleuchtet' er heller, wie fliegender Mittag,
Wallet' er über ſie, goldenes Glanzgewölk aus den Morgen
Strömte, wie Flut von Roſen, ihm nach durch Aurorageſtirne,
Und von Weſten durchhaucht, zum Kranz um den Engel ſich ringelnd,
Und von den Stralenflügeln mit lichterem Purpur umgoſſen,
Bildet' es Aufgangsröth' um ihn her, und in Herrlichkeit ſtand er
Hoch in der Aufgangsröth', und wandte wie Sonne ſein Antlitz
Jetzt nach der nächtlichen Erd' hinab, die fern vor ihm aufſtieg.

Und, wie nach Weltumarmung ſich ſehnend, den Arm nach ihr reichend,
Klang ihm die Stimm', und zu Harmonie erhob ihr Geſang ſich:

Friede mit dir! Du ſternbekrönte Mutter der Menſchen!
Zu dir komm ich hinab, zu ihm dich wieder zu führen,
Welcher den Himmel und dich, auf Einem Arme getragen,
Erde, dir reichet der Himmel die Hand, nimm auf ihn mit Liebe,
Fliehe ihn nicht, komm, ihm an der Hand, zurück zu dem Schöpfer!
An der großen Allvaterbruſt hingſt du, mit ihm glücklich,
Warſt die Jugendgeliebte des Himmels, die treue, und geene
Schmiegen in Liebe ſich traut einſt Erd' und Himmel zuſammen.
Hätteſt da ewig treu ihn geliebt, neuſchaffend die Schöpfung,
Würd' in ihr der Vater von Ewigkeit beid' euch vereinen.
Siehe, der Himmel, den du verließeſt, er ſelber, o Erde,
Naht ſich nur dir, nimm wieder ihn auf, gedenkend der Zeiten,
Wo ihr zuſammen noch wart, in hoher Jubelumarmung,
Eine Seele nur ſcheint, Ein Herz am unendlichen Herzen.
Nicht um der Blüthenhülle Hinwegfall trauert der Himmel;
Höher verklärt, und ſchön an dem Buſen, woran er dir ruhte,
Bräutlich nun ausgeſchmückt mit dem Stern der Liebe zum Strauße,
Würd' er im hohen Triumph, umjauchzt von erwachenden Sonnen,
Aus der Mitte der Sternengeſchwiſter hervor im Triumphe
Führen die Braut vor den Gott der Liebe, und würde nun endlich
Eure Liebe gekrönt durch Verein, und, in ew'gem Verein, ihr
Ruhn im Schooße der Vaterallmacht, hoch ihr am Herzen,
Heb' aus der geiſtigen Nacht, die tief dich umhüllt, das Antlitz,
Blick ins Sternen-Unendliche, ſieh, o Erde, wie alles,
Bis in die fernſten Tiefen und Höhn des Unendlichen alles
Liebe iſt, und umſchlingt, und liebend wieder gefaßt wird.
Sternenhimmel umarmen einander, und jüngere Sonnen
Drängen, als Kinder, ſich vor, in Morgenröthen gekleidet,
Sonnen, von Sternenkreiſen umrollt, um höhere Sonnen,
All', in Jubelgeſang, um die höchſte, den Thron Allvaters:
Liebe lehrt er der Nächſten um ihn, dem Himmel, der Himmel
Liebte die Erd', und lehrte ſie ihr, zog Welten zu Gott auf.
Erde, ſo wareſt auch Du geſchaffen, einſt jüngere Welten
Zu ihm hinauf, als Muttererde, als Sonne zu führen,
Warſt ſo ganz für den Himmel, und ſeine Liebe, geſchaffen,
Mit ihm vereint, Stammeltern zu werden der neuen Natur einſt;
Bis das hohe Allvaterziel, die Göttlichkeit Aller
Jauchzend errungen durch ewige That, und alle Natur nun,
All' in Einer Liebe vereint, Ein Himmel, um Gott ſei.
Dieſer Triumphgedank', o Erde, ſinkt dir bei ihm nicht,
Wie ein veraltetes Grab, dein enges Leben zuſammen!
Ach, und dies veraltete Grab, das nennſt du dein Alles,
Erde, ſchwinge dich wieder empor zu höherer Liebe!
Komm zu der Liebe des Himmels zurück, und in heiliger Ahnung
Wirſt du ſehen den Kranz, der für dich im ewigen ſtrahlet,
Wird er alles dir lehren, was drüben deiner erwartet!
Siehe, ſo lange nicht zartere Hüll' aus Licht dich umwallet,
Kann dich der Himmel ſo eng nicht umſchlingen, daß Seel' er in Seele
Hauch', er kam verſchleiert zu dir, du hobſt ihn den Schleier;
Erde, da war's, als ſein Licht, die Herrlichkeit, die von ihm ausging,
Blendete dich, dein Auge verdunkelte, du ihn nicht mehr ſahſt. —
Deinem Abfall trauert her noch immer dich liebende Himmel!
Welten fallen wie Säuglinge oft, doch Erde, du haſt dich
Selbſt von ſeinem Herzen geſtürzt in des Tartarus Arme,
Wirfſt dich in ſchrecklichen Schlummer, dir reicht er Früchte des Todes
Und, voll Eden dein Traum, nimmſt du ſie als Früchte des Lebens.
Dich aus dem Traum, dich aufzuſchrecken aus tödtendem Traume,
Kommt der Donnerer, hörſt du ihn nicht, dann endet mit dir er,
Daß, wenn nicht mehr in der Zeit, du doch in der Ewigkeit aufwachſt!
Erde, und wachſt du im ewigen auf, in des Tartarus Armen,
Wirſt du mit ihm für ewig vereint in der neuen Natur dann,
Wird der Himmel die Erd', als Ewigtodte, beweinen.
Fern ſchon heran, itzt näher heran erſchallet des Donnerers
Flug, daß ihn, der Mittler ihn ſandte, wie wird es mir Nacht hier!
Aber auch in der Nacht iſt der Gott der Lieb', und die Nacht auch
Hat er verklärt mit der Sternenkron'! Er wird es enthüllen.
Wende dich wieder zu uns, du hehre Mutter der Menſchheit,
Komm zur Liebe des Himmels zurück, die Religion iſt!

Tief an der Erde vertönten die Melodien des Nachhalls.
Stille Hoheit, nahet er jetzt, ſein Auge voll Urſtral,
Funkelte grüßend ihr zu, und des Auges liebliche Blitze
Beachen ſich ſanft an dem Schnee der Wangen, und warden auf ihnen
Sonnenröthen, er ſtieg zu dem Welt-Schutzgeiſte hinunter.

Und des Donnerers Herrlichkeit naht', ihm ſtrömten des Schwertes
Flammenergüſſ' hinab, und fern itzt bebt' ihm der Erdball.
Wie ein Komet, durchirrend die ruhige Bahn der Planeten,
Feen ſie erſchüttert, ſo kam er her, ſo bebt' ihm die Erde.
Donatoa trat auf ein kleines verwüſtet Geſtirn itzt,
Wo er, als Tödter geſandt, vor kurzem ein Menſchengeſchlecht noch
Führte zu Grab, itzt ſeine Verweſungen ſchwül um ihn ſtäubten.
Kirchhof war nun der Stern, oft ruhten Engel des Todes
Ueber dem Kirchhof, trüb verſunken in düſteren Tiefſinn;
Und, von Todten umringt, auf neue Todte nun ſinnend,
Oder alternde Nebel ſich ſammelnd, zu Sterbegeſängen,
Ihrer Harfe, die Trauerſaiten mit ihnen zu kränzen.
Donatoa ſtand auf dem Stern, gewandt nach der Erde,
Breitet' über ihn aus der Fittige Nacht, und ein Vollmond
Stieg im Fernen empor, ſchien auf ſie feierlich herunter,
Und zwei jüngere Todesſeraphim, welche dem Donnerer
Ueberall folgeten, traten, zur Seit' ihm, unter die Flügel.
Niederſenkt' er des Rachſchwerts ſtrömende Flamm', und ihr Schimmer
Floß um die Welt, wie ſchauriges Nordlicht, rings ſie erhellend.
Lang' anſtarrt' er das Menſchengeſchlecht, da wollt' ihm des Zorns

Finsterniß schrecklich die Stirn, und der Wangen blutige Sonnen
Dämmerten Abend des Lebens herab zum Menschengeschlechte.
Sinkend auf's Knie, wandt itzt er das Auge, voll tödtender Stralen,
Halb gen Himmel, und halb zur Erd'; und, Blitz' um sich strömend,
Schwebte der grauenvolle Blick, wie zwischen Leben und Tod hier.
Wetter umrollten ihn dann, und dumpf, mit den Schlägen der Wetter,
Scholl in harmonischen Donner umher des Furchtbaren Stimme:

Du, deß Majestät durch die Tode des Menschengeschlechtes,
In dem Wirbel der Flut, mit Wohlgefallen, daherfuhr,
Der im alten Olimp-Sturz fürchterlich schon sich verklärte,
Schon in der Urzeit, hoch sich verklärt', als Er, mit der Rechte
Schaffend die Schöpfung, zugleich mit der Linke das ewige Grab grub;
Du, der in grauenvollen Weltgerichten mit Wonne sich fühlet,
Und, zu seiner Verherrlichung, einst der Natur das Herz bricht,
Ewiger Allvergelter, zu dir erhob' ich dies Rachschwert,
Das du, hoch vom Gipfel der edengeschaffenen Hölle,
Einst mir heruntereichtest, zum Untergange von Welten!
Deinen Namen verklär's auf Erden, und bringe die Welt dir,
Hört sie im Leben dich nicht, dir todt dann wieder zu Füßen!
Tausend Gestirne, die du mir gabst, schon weiht' ich dem Abgrund,
Jubelnd zu dir, doch daß du endlich die letzte der Welten,
Richter, die Mittler-Erde, mit ihr zu enden, mir dingabst,
Dank, wie ich einst, aus der Chaos-Flamm', als Wesen mich hebend,
Dir am Jehovahherzen ihn jauchzete, wir für ein zweites
Dasein, Dank dir dafür; so ihn, wie ich, voll von Jehovahs
Tag, ihn dir jauchzt', als du, zur Schöpfung der Hölle, mich mitnahmst,
Kind ich als Todesengel noch war, dem furchtbaren Vater
Folgt', und mit einmal die Höll' itzt stand, ich nerwiert dich ansah,
Blick du mir gabst in der Gottheit ewige Tiefen, und nun ich,
Dir aus den Armen herab, anschaute die grause Geschaffne,
Und im Entzücken, daß war die Hölle, zu dir frohlockte;
So auch itzo dir Dank, daß du hier, zu enden, mich herfandst,
Ueber Tod und Leben der Welt mit Freiheit zu richten.
Hört dich jetzt nicht die Sünderin, als der Gerechtigkeit Opfer,
Flamme sie dir, und werde der Staub des Menschengeschlechtes
Dir ein würdiger, dir ein wohlgefallender Weihrauch!
O, der erhabenen Folgen des hehren Gerechtigkeit-Opfers!
Ha, wie seh ich sie jetzt, verklärend den Vater der Hölle,
Vor mir schon in der Ewigkeit fernste Tiefen hinabgehn!
Ha, wie sehnte sich ewig mein Herz, mit diesen Planeten
Endlich, mit ihm, deß Ende der Ruf zum Tod der Natur ist,
Sternenzerstörer, mit diesem Planeten nun endlich zu enden,
Daß dein Weltgericht komm', und dich vor allen verkläre!
Ha, wie flammend drängt mich mein Inneres, sehnet mein Herz sich,
Sehnet sich heiß nach Weltgericht, heiß nach dem Tod der Natur sich:
Daß der Triumph der Gerechtigkeit gründe die neue Natur dann,
Jener Gerechtigkeit, die im Olimp auch Verdammerin einst war.
Wann am Grabe der Welt, in hoher furchtbarer Schöne,
Nun aufgeht der Weltgerichtstag, das Grab sich ihm aufschließt,
Laut mit allen Posaunen des Himmels, von Sternen zu Sternen,
Rings die Natur durch, schallet sein Nam' herab bis zum Abgrund;
Und, mit stürzenden Welten, auf niedersinkenden Himmeln,
Ueber Sonnen voll Tod, herkommt der Zürner Jehovah;
Wehe dann, Erdnergeschlecht, wenn du jetzt zu ihm nicht zurückkehrst! —
Fürchterlich wird dich fassen sein Zorn, und, am Weltgerichtsabend,
Werden, von dampfenden Sternen herab, in eiserne Harfen
Todesengel die Jenseitswehen aus Wettern dir donnern;
Wehen, als heulte sie dir das dumpfe Geröchel der alten
Höll' in der Todesstunde, so werden sie wider dich kommen;
Dich in den Brand der Schöpfung von neuem zum Tod hinstrecken,
Deinen flammenden Stand, durch Weltsysteme, zerstreuen,
Bis in der neugeborenen Höll' ihn der Schöpfer verjünget.
Dort, Gerichtetes, jammere dann an der ewigen Wunde,
Die du selber dir schlugst, wegtödtend das Herz, wodurch Gote sprach,
Jammert dort an der brennenden Todeswunde des Herzens,
Bis du einst aufwinselst zur mitverjüngten Gehenna:
Höll', als Säugling kannt' ich dich schon, ha, Schwarze, jetzt sind wir
Beide grau, ja winsele fort an der inneren Flamme,
Bis zur Greisin die Ewigkeit wird, und dir Ewigkeit müd' ist,
Müde, dem Tage Jehovahs ruft, daß Er nun vollende!
Eile, Vergeltungstag, an deinen feurigen Händen,
Führend, wie Kinder, zur Linkr den Tod, zur Rechtr das Leben,
Komm, mit jndelnden Donnerstürmen der ewigen Harfen
Singen dir Todesengel ihr ernstes Willkommen entgegen;
Und ose wandelnd zur Höll', auf der Mittler-Erde mich rastend,
Auf der alten Babilon Trümmer, erschüttr' ich Triumphe,
Mit lustschauerndem Ungestum dumpf in die Saiten herunter.
Eile heran, schon seh ich's, wie dämmernd in tiefester Ferne,
Seh es, hör' es schon her, wie endet der Ewigr, um ihn
Untergeht der Weltgerichtstag, der Weltgerichtsabend
Morgen itzt wird der allnnendlichen Aernte der Schöpfung,
Dumpfe flammende Schwül' ausbaucht, und allgegenwärtig
Rauschet die Saat, wie Ozeon rauscht, der Aernter umherschaut,
Reif das Weltall sieht zu der unendlichen Aernte,
Jetzt aufsteht von dem Thron, die Sichel faßt, und nun ausholt,
Ha, nnd die Sichel nom Aufgang, Blitze wie Fluten ergießend,
Rund um sich her zum Niedergang schwingt, und vor sich herunter
Alle Sternensaaten mit Einem Male dahin wirft;
Dann für die Ewigkeit schnell ousondert die edlere Frucht sich,
Und die dornige Saat in des Abgrunds Flamme hinwegstürzt.
Nah ist der Tag, als dornige Saat, schon seh ich dich, Erde,
Reifen zum Tage der Flamme, wie Garb' ihr wurde Gomorrha.
Graue Sünderin, kehrst du nicht um, Verzweiflungsgebet dann
Wirst du zu spät aufjammern zu Ihm, der, in grauester Urzeit,
Dich verschont', nnd ein Engelgeschlecht, das ihm ruht' am Herzen,
Nicht nerschonte, gefallene Himmel ins ewige Grad stieß.
Du, der für Weltuntergang, für Tode mich schuf; wie die Freiheit,
Mehr' in mir auch die Kroft, jetzt mit dem Erdnergeschlechte,
Unter ewiger Jubelhymne zum Schöpfer der Hölle,
So zu enden, so fühle die Welt: es lebt der Verdammer!

Und wie tausend Orkane, wie todweissagende Wetter,
Scholl die erschütternde Stimm' herab, und verlor um die Welt sich.
Sprach der Schreckliche, sprochen die Todesengel, die Erde
Hörte zwar nicht, mit irdischem Ohr, die Donner der Rede;
Aber ihr Inhalt drang in die Seele des bebenden Erdners,
Sprach lautdonnernd in ihm, als Stimme des ernsten Gewissens,
Schreckt' in ihm dumpf, wie Ahnungen auf, wie her aus dem Jenseits
Zugeflüstert, mit innerem Donner, der Seele nur hörbar,
Treffend, voll höheren Grauns, wie mit Todesstoß, ihn erschütternd.
Also sah der Erdner auch nicht, mit irdischem Blicke,
Mit dem Auge voll Nebeltrübe, die Furchtbaren wandeln,
Nicht die Gestalt, die Schrecknisse nicht der hohen Verderber.
Geistig wirkten sie hier, nue zart versinnlicht, der Blicke
Feinsten, wie Schatten, enthülle: dir Schrecknisse ihrer Gestalten
Wo die Entsetzlichen wandelten, wo sie die dunkelen wandten,
Fuhren herab in die Phantasie des Erdbewohners,
Und erfüllten mit Schreckenbildern non Tod und Gericht sie,
Und von Weltuntergang, non Jenseits-Strafe, von Hölle,
Stiegen tödtend hinab in des Erdners Traum, und Verwirrung,
Dumpfe Verstimmung nnd Angst, blieb lang noch zurück dem Erwachten.
Siehe, so wirkt' ihr Geist auf den Geist, unmittelbar trof er,
So entsetzt die Welt, vor Donatoa, sich jetzo.
Zwar wenn sie ganz der Natur sich nährten, dieser Verderber,
Uebergingen ins Sichtbare nun, sie kamen verkörpert
Dann in grausen Naturerscheinungen, sprachen in Wettern,
War Erdbeben ihr Scheitt, ihr Zorn die Wuth der Vulkane.

So auch der Welt; daß nun sie erwach' aus dem Taumel der Laster,
Als des Weltuntergangs Vorbild, heranker zu kommen,
Rustete Donatoa die dunkelen Schrecknisse um sich.

Jahre schon wankte der Stern, herab zu stürzen zum Erdball;
Gegen ihn wandte der Donnerer sich, mit dumpfem Geboteschall:

Stern, stürz hin, erwecke dir Welt, und wachet sie nicht auf,
Werde dem Todesolimp zum Hochaltare des Todes,
Wo er in Flammen das Menschengeschlecht der Gerechtigkeit opfert.

Weltschwer lastet' er jetzt auf den Stern sich, wiegt ihn mit Urkraft
Unter sich wild, vom Pole herauf, zum Pole herunter.
Do mit betäubendem Donnerknall zerplatzte die Are,
Riß aus den Polen; und alle Gebirge zu Thal hinschmetternd,

Digitized by Google

Und mit entſetzlicher Wuth, mit Nachhall krachend Getöſe,
Stürzte der Stern, wie tauſend Donnerſchläge mit einmal,
Scholl er, und dorften, im ſchmetternden Hinſturz, Gegenden dorften
Wüſten voll Ström', und dunſende Länder von ſeinem Geſtad los,
Sanken, wie kleinere Sterne, wie Sternenhimmel, herunter.
Hoch auf die mittleren, hundertmeiligen Trümmer erhaben,
Kam der Donner her, nmtodt vom Meer des Geſtirnes,
Und in die Wogen des Nachſchwerts Einkauſtrömungen dämpfend;
Kam, wie herab mit dem fallenden Sternenhimmel, zum Erdkreis,
Fürchterlich toſte die Trümmer, die Höhn und die Tiefen aerwirerend,
Praſſelt' herunter ikt dumpf ins Weltmeer, draufend nmſchlug es
Rings ihr die Seiten, und braufend umſchlugs die zerriſſenen Wolken,
Hohl nachkrachende Donnererſchütterungen tummelten lang noch
Hin und her in den Polen die Welt, die Flnten des Meeres
Warfen, in Wogengebirgen, der Sündflut ähnlich, ſich thurmhoch
Ueber die Ufer, und wühlten, und wälzten, in dunkler Verwüſtung,
Städte mit allen Bewohnern, empor in die donnernden Wolken,
Schteuderten dann, in Strudel gejagt, ſie wieder zam Abgrund,
Und Erddeben in Oſt, Erddeben in Weſten, nerſchlangen
Völker und Städt', und Todesſchauer durchzuckten die Erde.
Alſo kam in ſeinen Verderben der Donnerer nieder.

Hoch aus dem Wogen-Chaos des Meers, zwölf ſchwindelnde Berghohn,
Ragte das Trümmergeſtirn, voll Graun, bis über den Dunſtkreis,
Und in tiefſten Fernen, und neben der Erde norüber,
Sanken ſchauerlich immer noch fort die anderen Trümmern.

Michael ſah ihn, und über das Meer, in lichteſter Klnrheit,
Kam er auf blüthenweißem Gewölk, ihm hatt' um den Buſen
Liebend ſich angeſchmiegt dee erſchocktrae Hüter der Erde.
Und ſo ſchwebten ſie her, wie Morgen und Mittag, zum Donnrer,
Dee in der Höh, wie ein grauſer, gewitterumſtrömender Abend,
Uab zur Seit' ihm, wie Nacht, die Todesſeraphim, daſtaad.
Traurend blickte der Welt-Schutzgeiſt gen Himmel, vom Himmel
Sank ſein glänzendes Auge, aoll Thränen, zurück auf die Erde.
Michael ſchlang mit den Stralenarmen ihn enger ans Herz ſich,
Und wie Harfengetön, entfloß ihm die Rede des Troſtes:

Hüter der Welt! der aft in den Jugendzeiten des Himmels,
Mit mir in Liebe-Sterne hinabſtieg, dem ich, aor Alters
Führend nmher durch den Sternenhimmel, die Schöpfung zuerſt wieß!
Siehe, mir gab Allvater, den Erden Hüter zu wählen!
Iſt nach die Welt, die du an dem Leitband führteſt, gefallen,
Blick' in die Orionen empor, rings glänzen in ihnen,
Wo dein Blick auch nur ſpäht, der Unſchuldeerden noch viele.
Wähle aon ihnen dir, Jugendgeliebter, nach deinem Gefallen!
Die untreu den Himmel verließ, hört jetzt ſie nicht ſeinen
Ernſteren Ruf, da den Erſtgeſchaffnen die liebende Allmacht
Sendet zu ihr, dann Schüzer ihr ſein, iſt deiner nicht würdig!
Sieh, nnd die Unſchuldswelt, die aus den Sternen der Liebe,
Oder aus ſchöneren Urlichtsſonnen zur Hütung dir auswählſt,
Frühtingt auch ſie nicht mehr, als die erſte Liebe des Himmels,
Fruchtet aielleicht, als die höhere zweite, als ew'ge des Himmels.
Hängt dennoch an der Erde dein Herz, und kann ſie des Lichtreichs
Wiedergefundne nur werden im Tod, Schuzengel der Erde!
Ihre Hülle nur fällt, lang hat ſie geblüht, und aerblichen
Höhere Sonnen in ihrer Gedurt, kaum Reife des Aufgangs,
Sanken ſie ſchon, nnd neigten ſich oft doch Sterne der Unſchuld
Schon in dem Erſtlingslächeln, und Sitdermoade mit ihnen,
Weiße Wotkenhimmel nur erſt, ſchon wieder dem Ende.
Neugeſchaffen nach ſchönerem Bild, in Liebeaerklärung,
Steht ſie einſt auf, ein höheres Weſengeſchlecht an dem Buſen,
Führſt du ſie dann, im Gejauchz, am iher Sonne, den Himmel.

Lange verſtummte der Hüter der Welt, dann ſprach er voll Wehmuth:
Tiefer ſchmerzt mich jener Gedank', o in dieſer geliebten
Blumigen Hülle, wie ſah ich in ihr ſo geen doch die Erde,
Wie umſchlang ich ſie immer in dieſer vertrauten Umhüllung,
Schöner war ſie doch mir, als die Lichtumwallung der Sonne.....
Wenn nun alle die Thäler und Höhn, die Eden nicht mehr ſind,
Wo ich vordem, umjauchzt aon der Jugendliebe der Menſchheit,
Sie für den Himmel erzog, wo des Lichtreichs Söhne auf Erden,
Einſt mir am Herzen, den Himmel veragaßen, nnd ſichtbar des Schöpfers
Liebe, wie im Olimp, mit gleichem Lächeln auch hier war;
Blühn ſie nicht mehr, die Thäler und Höhn, wo göttliche Thaten
Meine Menſchen zum Jubelopfer dem Schöpfer einſt weihten,
Dieſe Gefild', hier tedt' ich mit ihnen, hier wae mir der Himmel.
Sieh umher durch die Welt, die Höhn, die Tiefen, ſie alle
Sind voll Spuren der Herrlichkeit Gottes, dem Hüter der Erde
Rings Denkmale der Jugendſeligkeit, ſind nun alle
Untergegangen, wie könnt' ich jubelnd die Erde noch führen!
Jede ſchönere Umgeſtaltung, und würde die Erde
Himmel auch einſt, ich ſuchte die Jugendeden doch wieder.
Dort das kleine Gedieg, wo die Morgenröthe des Frühlings,
Mir als Roſe des Himmels, nun aufſproßt, dieſes Gebirge,
Wo du vordem mir, wie ich erſchaffen ward, liebend erzähltteſt;
Jener Hügel, me aormals ich ſah die Schöpfung des Menſchen,
Die ich gehütet in jeder Erſchütterung, nnd einſt in den Fluten;
Weether ſind ſie mir doch, als Paradieſ in des Aufgangs
Roſengeſtirn, als jedes Eliſium in der Natur mir!
Find' ich den heiligen Hügel nicht mehr, das Gedirg und das Thal nicht,
Wo als Ober-Hüter der Erd', Eloa der Hohe,
Von dem Verſöhner geſandt, mit mir einſt theilte das Leitband,
Mir das gefallene Schutzkind wieder erhob und zurückgab;
Find' ich die traulichen Jugendhimmel der Erd' in der Heimkunft
Alle nicht mehe, dann iſt ſie jn nicht dee Welt, die ich führte.
Dieſe liebt' ich, nnd jedes, nach höhere Weſengeſchlecht iſt.
Doch nicht das Menſchengeſchlecht, worun ich, wie ewig, gewöhnt bin.
Sieh den Hüter dee Welt, mehr auf der Erd', als im Himmel,
Hatt' er gelebt, ſo ward ihm die Erde zur traulichſten Heimath,
Und in die Unſchuld, Seligkeit, Freundſchaft und Liebe der Erde
Immer gemiſcht, ſo iſt der Engel wie Menſch nun geworden.
Wie ich mein Schutzkind zu mir hinauf, ſo ſtimmt' ich zu ihm mich
Freudlich hinab, daß wir ganz Eins würden nor uns und dem Schöpfer,
Stürzte die Hülle dee Welt hinweg, verläßt ſie die Menſchheit,
Find' ich das Menſchengeſchlecht nicht zurück in den Zügen der Menſchheit,
Reiner, erhöhter und lichtee, und ſo die Hülle dee Welt auch,
O wie kann ich die Welt, wie anderen Stern, dann noch hüten!...
Erde, dich nimmt mir der Todesengel vom Herzen hinweg nan! —

Traurend ſprach's der Schutzer der Erd'; und hin vor den Donnrer
Traten ſie jetzt; ſanft neigend ſein Haupt an Michaels Buſen,
Tönte ſein Schmerz, wie Wehmuthslied aom Grab des Geliebten,
So zum Donnerer auf, indeß vom leuchtenden Aug' ihm
Thränen entdedten, und hell ins gebrochene Lächeln der Wangen
Sinkend, wie Lilienſterne im Abendhimmel, erglänzten.

Nimm's denn hin, mein Geliedteſtes, nimm mir denn ab das Leitband!...
Dein iſt jetzo die Welt, ich war ihr Führer,... durch Liebe
Mit ihr vereint, duech ewige Leitung von ihrer Gedurt an,
Mehr mit ihr als dem Himmel vertraut, nannt' einſt ich ſie mein noch...
Alles had' ich gethan, was ich für die Erde nur konnte;
Alle Hoffnungen laß ich in ihr, mit gehorchendem Willen
Geb' ich ſie die, mit der Erd', in die Hand, die zu Tod ſich nur ausſtreckt!
Schutzkind, fahre denn hin, dich ſeh ich zum leztenmal iht!
O der bangſten Wehmuth für Alles einſt hoffenden Engel,
Ach, zu ſehn in den Händen des Todesengels ſein Schutzkind!
Fürchterlicher! wenn je du es ahneteſt, wie es der Schöpfer
Einſt geliebt hat, wenn du es ahneſt, daß auch das aerhüllte
Allerheiligſte Liebe nur iſt; wie Michael, ahneſt,
Daß es das Herz des Schöpfers nue iſt, die Welt er dir hier gab;
O dann ſchone der Erde, du Fürchterlichſter des Todes!
Hebe ſie auf, duech Thaten, als thät' ſie der Engel der Liebe,
Hebe ſie auf, gieb dem ſie zuecück, der ſie führte als Schutzgriff
Aber als Menſchen-Erde zurück, denn mich freut kein Geſtien mehr,
Mich kein Menſchengeſchlecht, wean dieß nicht wiederum mein wird!

Als er verſtummte, da wandt' er den Blick auf Michaels Hoheit,
Bitt' auch du für das Leben der Welt, ſo ſagte des Blickes
Trauertächeln, der Liebeherrliche nahte des Donneees
Majeſtät ſich heran, und alſo hob er die Stimme:

Erſter aller Geſchaffnen, Gebieter der Engelgeſchlechte!
Deiner Endigungsthat mit der Welt, ich hoffe zu die es,

Donatoa, ihr werden die Himmel einſt freudig erſtaunen.
Jedes am ſchlagenden Gottesherzen gewärmete Herz ſehnt
Gottesähnlich ſich immer doch nach der Seligkeit Aller;
Auf ſie blickeſt auch du, doch, endend itzt mit der Erde,
Du am Allvaterherzen der nächſte, gedenke auch göttlich,
Daß die Bitte des Erdeſchützers wie Tauſender Bitt' iſt!
Jedes höhere Weſen umſchling' ich mit höherer Liebe,
Ob es im Lichtreich wandelt, in Engelhüll', in der Unſchuld
Sternen, als Menſch, als Dämon in den oderen Morgenröthen;
Aller freut ſich Allvater, zu Einem Ziele ſie führend!
Aber da nur in der Menſchenhülle der Hüter ſein Schutzkind
Lieber umarmt, dem trauteren Bild ſich traulicher anſchmiegt,
Donatoa, mit Ehrfurcht wag' ich die Bitte der Liebe,
Seinen Himmel auch ihm mit der Welt einſt wieder zu geben;
Macht, wie ſie keinem der Herrlichen ward, iſt dir ungeſchaffen,
Deine Freiheit, vor allem Olimp, erhöht von dem Urgeiſt.

Mildernd ſeine Verderben, die Wuth der Schreckniſſe um ſich,
Aber die Stirn voll düſteren Ernſtes, ſein Auge voll Flammen,
Gab Donatoa mit leiſerer Wetterſtimme zur Antwort:

Selber wähle die Welt itzt zwiſchen Himmel und Hölle;
Wählt ſie die Höll', ha, Schonung der Welt kennt dann nicht dies Rachſchwert,
Jede Spur der Herrlichkeit Gottes erlöſch' in der Erde;
Werde dann Weltgerichtsſpur, Gomarrhagrad, wo einſt Gott ſtand.
So zu verwandeln des Ewigen Spur, ſieht dann mich der Himmel,
Mich hier wandeln, die Hölle; du bebſt? den Engel des Todes
Rufen höhere Pflichten, als dich, Erzengel! und kam ihm
Höherer Freiheit, ſein teufeltes Schwanken wird Sturz vom Olimp ihm!
Mitleid iſt Schwäche dem Todesengel, des Sternenzerſtörers
Herz hat ihn in der Engel Kindheit gewärmet, ſein Arm ihn
Oft um Höllen getragen, er hier ihm, zu jubeln, gelehret.
Sieh nun den Cherub, er will die Gerechtigkeit, Heiligkeit Aller,
Huldigt ihr nicht die Welt, ihr Schwert dann richte durch ihn ſie.
Frage nicht hier! ich rief ſchon oft dem Ende von Welten,
Oft ſchon dem Tode von Weſengeſchlechten, und, dem ich ſie ſtürzte,
Er, den der Hölle Verzweiflung nicht ausſpricht, freite mich höher!
Zweifl', Erzengel, nicht ihm! er richtet unſer Gericht einſt!
Siehe der ſtammenden Cherubim Herrſchaar, die aus den Höhn itzt
Niederſchwebt, die könnt' ich aus ihr itzt trauernde zeigen,
Die, nach Geſtirn, nach Erde geſandt, aus unheiligem Mitleid
Zögerten einſt mit dem Untergang des Geſtirns und der Erde;
Könnte dir zeigen aus ihr, die einſt, unheiligen Mitleids,
Früher zu Untergang aufſtanden, als ihnen die Pflicht rief.
Von den Händen der Erdenhüter, und Schützer der Menſchen,
Fordert das Letztgericht Völker zurück, mit dumpferer Stimme
Fordert's Welten zurück von den Händen der Todesengel;
Fragt, von dampfenden Sonnen, auch ihn, mit fernerer Stimme:
Warum riefſt du nicht hier: geh unter, Sonne, warum nicht
Früher dem Tod dort! geh für die Sonne, die Erde, nun unter!
Schreckenvoller noch wird, vom Grab des Todesolimps her,
Einſt, um des Todes der Mittler-Welt, mit mir rechten Jehovah.

Donatoa verſtummte, mit ſonnenſtraligem Blicke,
Wandte zum Welt-Schutzgeiſte ſich Michael, kann ich die Erde,
Sagte ſein Blick, kann dir ich ſie noch erhalten, ich werd' es.
Fordert die Liebe den Tod der Welt, zum Herzen des Mittlers
Heb' ich mich dann, und mit ihm zu der Lieb' Allvaters, ſie hört mich
Dann, und dir kommt, verjüngt, mit der reinen Menſchheit, die Erde
Wieder für ewig zurück, vertraue mir, Jugendgeliebter!

Und vertrauend der höheren Engelmacht, und voll Dank ihr
Blickend ins heitere Sonnenantlitz, ſtieg, wie des Aufgangs
Schöne, das Frühlingslächeln zurück in die Mienen des Schützers,
Und wie Regenbögen umglänzt' es ſein liebliches Auge.
Dann vorſtreckt' er die Hand, annahm der Donnrer das Leitband.

Und aus dem Lächeln die Thränen nun trocknend, ſah er die Erd' an,
Und wie die jenſeits hoffende Lieb', ertönte ſein Abſchied!

Hör' itzt, Erde, den höheren Himmel, der Mächtige hüllt dir,
Auf, ermanne dich, rufe die Letztlingskräfte zuſammen,
Helfe dir nach, er führt dich zurück, zu dem Schooße der Gottheit!
Ihm am Herzen, verjüngt, in paradieſiſcher Jugend,
Göttermenſchen-Geſchlecht am Mutterbuſen dir hangend,
Seh ich dann, mein Schutzkind, wieder, vom Arme des Schöpfers
Zu mir hinunterwallen, als junger Himmel, in allen
Freundlichen Zügen von mir doch wieder erkannt, als die Erde.
Jauchzen werd' ich dir dann, wie ich jetzt dir traurte, und um mich
Alle Jugend des Lichtreichs, alle die Hüter der Erden,
Wieder wie einſt, zur Seite des neu dich ſegnenden Schöpfers,
Werd' ich dein Menſchengeſchlecht, am Schöpferherzen umarmen,
Deines ewigen Lebens mich freun, und der Vater der Engel
Wird vollenden mit Schöpferliebe, und Himmel und Erde
Dann mit der Morgenröthe zuſammenbinden zum Kranz ſich.
Ja, ich ſehe dich wieder, o Welt, denn hinauf in das Lichtreich
Schwing ich zum Schöpfer mich itzt, Fürbitter dort dir zu werden!

Eine Thräne nur glänzte zur Erd', und, über dem Abend,
Strahlt er die Wolken hindurch, ihn nannten die Himmel Adam!

---

von Sonnenburg, ſ. Minneſinger.

Joſeph Reichsfreiherr von Sonnenfels

wurde im Jahre 1733 zu Nikolsburg, einem mähriſchen Gränzſtädtchen, geboren. In ſeiner früheren Jugend war er ſich ziemlich überlaſſen, aber ſeine Anlagen erſetzten den Mangel fremder Unterweiſung. Mit dem 13ten Jahre vollendete er die Schulphiloſophie zu Wien und galt für einen vortrefflichen Logiker. Hierauf folgten drei Jahre, in denen er ſich ſehr wenig mit geleheten Dingen beſchäftigte und faſt den ganzen Wuſt der frühzeitig eingenommenen Weisheit vergaß. Er ging unter das Militair, diente fünf Jahre zu Klagenfurt und wurde Unterofficier. Hier warf er ſich in müßigen Stunden auf allerlei Zweige der Wiſſenſchaft, lernte auf eben nicht ſyſtematiſchem Wege von Deſerteurs und Mädchen Franzöſiſch, Italieniſch und Böhmiſch; las, was ihm vorkam, und ſchrieb und dichtete im Geiſt ſeine Lectüre. Er kam mit ſeinem Regiment nach Ungarn, dann nach Wien, nahm ſeinen Abſchied und begann jetzt, in jeder Hinſicht gereift, mit allem Eifer das Studium der Jurisprudenz, die er einſt ſelbſt zu lehren Neigung hatte. Zugleich ſtudirte er unter ſeinem Vater, der eigentlich als Berliner Jude geboren, ſpäter getauft war, hebräiſch und caddiniſch, und wurde demſelben als Interpret derſelben Sprache bei der niederöſterreichiſchen Regierung adjungirt. Darauf bildete er ſeine juriſtiſchen Kenntniſſe in zweijährigem Dienſt bei dem oberſten Juſtizrath, Grafen Hartig, aus. Aus Patriotismus, um Oeſterreich auch in dieſem Puncte vor dem Urtheil des übrigen Deutſchland eine ehrenvollere Stellung zu verſchaffen, warf er ſich jetzt auf einmal, ſein Fachſtudium ganz vergeſſend, auf die Literatur. Die ſogenannte deutſche Geſellſchaft, von Herrn von Riegger geſtiftet, wählte ihn zu ihrem Mitgliede, doch befriedigte dies ſeine Wünſche nicht. Er hielt an mehreren Orten vergebens um einen Lehrſtuhl der Literatur an und ließ ſich faſt aus Verzweiflung als Rechnungsführer unter der ehemaligen Arrieregarde anſtellen. Aber

dieſe Stellung machte ſein Glück, indem ſie ihm die Freundſchaft und Achtung einflußreicher Männer erwarb. Durch dieſe ward er als Lehrer der politiſchen Wiſſenſchaften an der Wiener Univerſität angeſtellt; 1763 begannen ſeine Vorleſungen, zugleich aber auch der Tadel der Neuerungsſucht gegen den trefflichen freimüthigen Mann. Er ließ ſich nicht irren und wirkte in verſchiedenen Fächern, Politik, Recht, Polizei, Handlung, Finanzweſen, aber eben ſo für die wiſſenſchaftliche und äſthetiſche Behandlung der deutſchen Sprachkunde, der Poeſie und des Bücherweſens auf die trefflichſte, lichtvollſte Art. Seine Feinde ruhten nicht eher, bis ſie ihn bei Maria Thereſia förmlich denuncirt hatten; doch durchſchaute dieſe das Lügengewebe und Sonnenfels ſtieg nur noch höher dadurch. Er wurde K. K. Rath. Im Jahre 1779 wurde er zum K. K. wirklichen Hofrath bei der geheimen böhmiſchen und öſterreichiſchen Hofkanzlei, wie auch zum Beiſitzer der K. K. Studienexamenscommiſſion ernannt und 1797 in den Reichsfreiherrnſtand erhoben. So lebte er beſtändig in Wien, mannigfach verdienſtlich wirkend, als Doctor der Rechte, Commandeur des königlich dän. Danebrog- und Ritter des St. Stephansordens und Präſident der K. K. Akademie der vereinigten bildenden Künſte. Er ſtarb daſelbſt am 25. April 1817.

Seine Schriften ſind:

Der Mann ohne Vorurtheil. Wien, 1765; neu 1775. 3 Thle.

Eleonora und Thereſia, Wochenſchrift. Wien, 1767; 2. Ausg. 1769.

Das weibliche Orakel, Wochenſchrift. Wien, 1767.

Briefe über die wieneriſche Schaubühne. Wien, 1768. 4 Thle.

Ueber die Liebe des Vaterlandes. Wien, 1771; neu 1785.

Ueber die Abſchaffung der Todtenr. Zürich, 1775; neue Ausg. 1782.

Reden, polit. Abhandlungen u. ſ. w.

Geſammelte Schriften. Wien, 1783—86. 10 Bde.

Ueber v. S. Wirken als Schriftſteller urtheilt Küttner in ſeinen Charakteren deutſcher Dichter und Proſaiſten S. 407 mit folgenden Worten: Seine Werke von großer Erfindungskraft und ſeltenen Originalſchönheiten, aber kleine, reichhaltige Schriften, voll Feelmüthigkeit und edler, menſchenfreundlicher Geſinnungen hat Sonnenfels geliefert. Im eigentlichſten Verſtande iſt er ein Schriftſteller der Menſchheit und des gemeinen Lebens, der von allen ſeinen Arbeiten, die er mit ſo vieler Weltkenntniß und allgemeinem Wohlwollen vollendete, die erſprießlichſten Folgen erlebt hat. Er hat ſelbſt im peinlichen Rechte, in der Polizei und dem Finanzweſen, Verbeſſerungen gelehrt und durchſetzen helfen, die die Glückſeligkeit unzähliger Geſchlechter vermehren. Er hat mit entſchloſſenem Muthe dem falſchen Geſchmacke auf der Bühne und in den Hörſälen ſich entgegengeſetzt und den guten einzuführen getrachtet. Er hat wahres Verdienſt um die Aufklärung und Aufmunterung des Künſtlers und um die verfeinerte Denkart vieler ſeiner Landsleute. In ſeinem Vortrage, den er bald in redneriſchen Schmuck, bald in geſellſchaftliche Proſa kleidete, findet man das Gedrungene und Glänzende mit Einfalt und Leichtigkeit, feinen Witz und lachende Satyre mit rührender oder ſtrafender Moral vereinigt. Unerſchrockenheit und feſte Stärke des Geiſtes, Einſicht, Erfahrung, ein lauterer Geſchmack und die thätigſte Vaterlandsliebe beſeelen Alles, was er ſchreibt und laſſen die kleinen Unebenheiten und Flecken des Styls, die ſeinem raſchen Auge vielleicht zu gering und kleinlich ſchienen, nur wenig bemerken.

Carl Gottlob Sonntag

ward am 22. Auguſt 1765 zu Radeberg geboren, ſtudirte zu Schulpforte und Leipzig und ging darauf nach Riga, wo er 1788 Rector der Domſchule ward. 1789 wurde er als Rector an das Lyceum gewählt und mit dieſer Stelle das Diaconat an der Jakobikirche verbunden. 1791 ward er Paſtor, 1799 Aſſeſſor des Oberconſiſtoriums, 1803 Präſes und Generalſuperintendent daſelbſt. Er hatte die Titel eines Doctor der Philoſophie und Theologie und Ritter des St. Annenordens zweiter Claſſe, und ſtarb am 29. Juli 1827.

Er gab heraus:

Zwei Schutreden. Riga, 1789.

Einige Predigten. Riga, 1789.

Das ruſſiſche Reich. Riga, 1791—92. 2 Bde.

Ueber Menſchenleben, Chriſtenthum und Umgang, Predigten. Riga, 1794. 2 Thle.

Ein Wort zu ſeiner Zeit für Mütter und Töchter. Freiburg, 1798.

Riga's Umgebungen, Dünaſtrom und Jubiläum, Predigten. Riga, 1810.

Formulare, Reden und Anſichten bei Amtshandlungen. Riga, 1802. 7 Bde.; neu 1818. 2 Bde.

Von Gott, ſeinen Werken und ſeinem Willen. Riga, 1811.

Sittliche Anſichten der Welt und des Lebens, Vorleſungen. Riga, 1818—20. 2 Bde.

Ein trefflicher Kanzelredner und aſcetiſcher Schriftſteller, der die Gluth wahrer inniger Frömmigkeit mit Klarheit und edler, einfacher Darſtellung zu verbinden wußte.

Georg Ludwig Spalding,

des berühmten Vaters (J. J. Spalding, ſ. den folgenden Artikel) würdiger Sohn, wurde am 8. April 1762 zu Barth in Pommern geboren, und lebte ſeit 1787 als Doctor der Philoſophie und Profeſſor der alten Sprachen am berliniſch-köniſchen Gymnaſium. Später wurde er auch Prorector und Secretär der hiſtoriſchen Klaſſe der Academie der Wiſſenſchaften zu Berlin, woſelbſt er am 7. Juli 1811 geſtorben iſt.

Von ihm erſchien im Druck:

Rede über den Werth des Gelehrten. Berlin, 1797.

Verſuch didactiſcher Gedichte. Berlin, 1804.

Ueber die deutſche Sprache. Berlin, 1807.

Die Wiederkehr des Königs, Ode in den Annalen der Academie. 1814—15.

(Vgl. Denkſchrift auf G. L. S. von Phil. Buttmann in den Abhandl. der Academie. 1814—15; S. 24—27.)

S. erwarb ſich als Philolog einen angeſehenen Namen, auch erfreuten ſich ſeine didactiſchen Gedichte zur Zeit ihres Erſcheinens einer günſtigen Aufnahme, da er Inhalt wie Form mit Geiſt zu wählen und mit Geſchick zu behandeln wußte.

Johann Joachim Spalding,

dieser ausgezeichnete Kanzelredner, segensreichen und ehrwürdigen Andenkens, ward am 1. November 1714 zu Triebsees in Pommern geboren. In seinem 15. Jahre kam er auf die Schule nach Stralsund, 1731 auf die Universität Rostock, um daselbst Theologie zu studiren. 1734 ging er nach Greifswalde, wo er die Vortheile einer Erzieherstelle mit denen des akademischen Lebens verband. Hier zuerst lernte er freiere Ansichten über Theologie und Philosophie kennen. Bis zum Jahre 1749, in welchem er das Predigtamt zu Lassahn in Schwedisch-Pommern antrat, lebte er, bald bei seinem Vater, um diesen in seinen Amtsgeschäften zu unterstützen, fleißig predigend, bald als Erzieher oder Studienleiter junger Adligen, immer mit dem Edelsten in unermüdlicher Thätigkeit beschäftigt. Er las, was ihm immer aus der theologisch-philosophischen Literatur sich darbot; schrieb Abhandlungen zum Theil unvergänglichen Werthes, las mit großer Freude Shaftesbury's Moral und ließ 1748 sein Werk über die Bestimmung des Menschen drucken. Eine merkwürdige Episode seines Lebens bildeten die Jahre 1745 und 46, in denen er, als Sekretär des schwedischen Gesandten von Rudenskiold, unter den angenehmsten Verhältnissen und den erwünschtesten Anregungen zur Arbeit zu Berlin lebte. Seine Stellung ließ ihm hinreichende Zeit, um eines Gleims, Kleist und Sack Freundschaft ganz zu genießen und wohl zu nützen. Dennoch sehnte er sich nach einer Pfarre und nahm deshalb jene nicht bedeutende Stelle an. 1757 wurde er nach Barth, einer Stadt derselben Provinz, als erster Prediger und Präpositus der dahin gehörigen Synode berufen. Hier ging ihm alles Glück des geistlichen Standes auf, doch zugleich traf ihn der Schlag, seine geliebte junge Gattin (1762) zu verlieren. Wie ein Himmelstrost kamen ihm im darauf folgenden Frühling in sein verödetes Haus die drei geistvollen christlichen Schweizerjünglinge Lavater, Heß und Füßli, denen Sulzer keine schönere Weihe für ihren Beruf hatte empfehlen können, als die Nähe und Bekanntschaft seines frommen Freundes. Im Jahre 1764 wurde S. unterdessen schon literarisch beerühmt geworden, als königl. preuß. Oberconsistorialrath, Probst und erster Prediger an die Nicolaikirche zu Berlin berufen und entwickelte — auch im Schulfach und zu Gunsten der akademischen Verhältnisse — mannigfaltige Thätigkeit. Es ist ein Zeichen seiner Zeit, daß er für gut fand, ein neues Collegium, auch für nicht Theologie Studirende, über die Wahrheit der Religion einzuführen. Er sah, von vielen Freunden umgeben, an der Seite bedeutender Theologen, zu denen seit 1768 auch Teller gehörte, unter der Pflege seiner dritten theuern Gattin ein schönes Alter herannahen, als Friedrich des Zweiten Tod ihm schwache Hoffnungen für die Sache des Glaubens, bald aber große Besorgniß für die Zukunft brachte. Die Religion hatte er stets als die erste Angelegenheit der Menschheit gepredigt und gelehrt verfochten, aber das Religionsedict versetzte ihn in Schrecken und Feuer. 1788 legte er deshalb seine Probststelle nieder. 1797 überbrachte ihm Niemeyer von Halle den theologischen Doctortitel. Allmählig nahm seine rüstige Gesundheit ab, und am 26. Mai 1804 entschlief er in seinem neunzigsten Lebensjahre.

Seine Schriften sind:

Bestimmung des Menschen. Greifswald, 1748; 13. Ausg. Leipzig, 1794.
Gedanken über den Werth der Gefühle im Christenthume. Leipzig, 1761; 5. Ausg. 1784.
Lieder für den öffentlichen Gottesdienst. Berlin, 1765.
Predigten. Berlin, 1765; 3. Aufl. 1775.
Neue Predigten. Berlin, 1768; 3. Ausg. 1777. 84. 2 Thle.
Ueber die Nutzbarkeit des Predigtamts. Berlin, 1772; 3. Aufl. 1791.
Vertraute Briefe die Religion betreffend. Berlin, 1784; 4. Ausg. 1788.
Die Religion, eine Angelegenheit des Menschen. Leipzig, 1797; 2. Ausg. 1798.
Selbstbiographie, herausg. von G. L. Spalding. 1804.
Viele einzelne Predigten, Abhandlungen u. s. w., Uebersetzungen u. s. w.

Ueber S. urtheilt Pölitz in seinem practischen Handbuche zur Lectüre der deutschen Classiker Thl. I. S. 303 sehr treffend: Spalding gehörte nicht nur zu den denkenden und aufgeklärten Theologen der Nation, sondern auch zu ihren vorzüglichsten Schriftstellern. Um die practische Philosophie und um die fruchtbare Darstellung der Religionslehre hat er entschiedene Verdienste. Seine Wärme für die gute Sache, Deutlichkeit der Begriffe, völlige Correctheit des Ausdrucks, der nur selten durch eine etwas veraltete Form daran erinnert, daß Spalding eigentlich in dem Zeitalter seinen Styl bildete, wo die deutsche Sprache ihre höhere Reife erst zu erhalten anfing, und so viel Leben in die Darstellung als nöthig ist, um dieselbe dem Gefühle nahe zu bringen, bezeichnen seine Producte.

Predigt über das Glück des häuslichen Lebens.

Gnade und Friede von Gott unserm Vater und unserm Herrn Jesu Christo sei mit uns allen. Amen.

Meine christliche Zuhörer! Eine gewissenhafte Frömmigkeit wird ohne Zweifel auch dadurch überaus schätzbar und liebenswürdig, daß sie in den besondern Umständen dieses zeitlichen Lebens selbst ihre glückseligen Wirkungen ausbreitet. Es ist kaum zu begreifen, woher bei einer so großen Menge von Menschen, die doch die Gottesfurcht nach ihrer wahren Beschaffenheit besser kennen sollten, der Wahn hat entstehen können, daß dieselbe das Glück und Vergnügen auf Erden schlechterdings störe, und also nicht anders, als wie eine beschwerliche widrige Last, anzusehen sei, die wir nur aus Noth und Zwang tragen müßten. Wenn das der ganz irdisch gesinnte und thierische Mensch sagt, der sich dazu geboren glaubt, bloß den nächsten sinnlichen Trieben seiner Natur nachzugehen, und seine ganze Lust lediglich auf eine leibliche Weise zu suchen; wenn dem dabei eine Lehre im Wege ist, die ihm zur Erlangung besserer Freuden, eine Beherrschung und Einschränkung seiner Begierden, als nothwendig, vorschreibt; so ist es freilich kein Wunder, daß ein solcher diese Anweisung eben so gut für eine unerträgliche Tyrannei hält, als ein ausschweifendes verwildertes Kind die heilsamste Zucht eines weisen und liebreichen Vaters gleichfalls für Tyrannei zu halten pflegt. Aber wer noch dafür angesehen sein will, daß er etwas höhere Aussichten habe, daß er seinen Leib nicht für seinen ganzen Menschen hatte, daß er noch andere Arten von Vergnügen kenne und glaube, als die er mit den Thieren gemein hat, für den ist allemal sehr unrühmlich, wenn er sich über die Störungen eines vergnügten und glücklichen Lebens, welche die Gottseligkeit ihm verursachen sollte, beschweren will. Sobald der Hauptzweck des Menschen, und das, worin seine wirkliche und ganze Glückseligkeit bestehet, einmal festgesetzt und entschieden ist; so wird man finden, daß alle wahrhaftig unschädliche Annehmlichkeiten auch keinesweges von dem Christenthum untersagt und gehindert, sondern vielmehr nur erhöht, nur wirklich einnehmender und reizender gemacht werden. Der Ausspruch des Apostels, daß die Gottseligkeit zu allen Dingen nütze sei, und die Verheissung dieses sowohl als des zukünftigen Lebens habe, ist so wahr, und wird durch so mannichfaltige Erfahrungen bestätigt, daß es immer nur einen Mangel von genugsamer Kenntniß und Ueberlegung verräth, wenn man über vermeinte Beschwerungen der Religion klagt, und darüber die unläugbaren Vortheile und Befriedigungen vergißt, die uns von ihr schon in dieser Zeit der Wanderschaft so häufig zu Theil werden. Ein Zustand des Lebens darf an sich nur der Natur, der Ordnung und dem wahren Nutzen gemäß sein, so wird die Furcht und Liebe gegen Gott uns allemal zu einem so viel erfreulichern Genusse dieses Zustandes verhelfen. Dieß gilt in allen Fällen; und eben auch die erstern Verbindungen des gesellschaftlichen Lebens, welche den

Grund und den Anfang von den übrigen ausmachen, das, was man häuslichen Stand und Familie nennet, das wird in Ansehung des wahren Glücks und Vergnügens ausnehmend viel gewinnen, wenn Gewissen und Christenthum dabei die Gemüther regiert. Ich werde aus dem heutigen evangelischen Text Anlaß nehmen, diese Sache in ein mehreres Licht zu setzen, und wie wollen Gott dazu um seinen Segen in einem gläubigen Gebet anrufen ꝛc.

Text: Joh. II. 1—11.

Und am dritten Tage ward eine Hochzeit zu Cana in Galiläa, und die Mutter Jesu war da. Jesus aber und seine Jünger wurden auch auf die Hochzeit geladen. Und da es am Wein gebrach, spricht die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben nicht Wein. Jesus spricht zu ihr: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht kommen. Seine Mutter spricht zu den Dienern: Was er euch saget, das thut. Es waren aber allda sechs steinerne Wasserkrüge gesetzt, nach der Weise der jüdischen Reinigung, und gingen je in einen zwei oder drei Maaß. Jesus spricht zu ihnen: Füllet die Wasserkrüge mit Wasser. Und sie füllten sie bis oben an. Und er spricht zu ihnen: Schöpfet nun, und bringet es dem Speisemeister. Und sie brachten es. Als aber der Speisemeister kostete den Wein, der Wasser gewesen war, und wußte nicht, von wannen er kam, (die Diener aber wußten es, die das Wasser geschöpfet hatten), rief der Speisemeister den Bräutigam, und spricht zu ihm: Jedermann giebt zum ersten guten Wein, und wenn sie trunken worden sind, alsdann den geringern; du hast den guten Wein bisher behalten. Das ist das erste Zeichen, das Jesus that, geschehen zu Cana in Galiläa, und offenbarete seine Herrlichkeit. Und seine Jünger glaubten an ihn.

In dieser Erzählung wird einer Hochzeit, als des Anfangs des häuslichen Lebens, erwähnt; und es finden sich auch noch andere Umstände angezeigt, die diese Betrachtung zu statten kommen. Ich will also das, als eine Anleitung, gebrauchen, unter dem Beistande Gottes,

Von dem Glück des häuslichen Lebens zu handeln.

Es giebt ein wahres und wichtiges Glück in dem häuslichen Leben,

Und in der Gottseligkeit liegen vorzügliche Mittel, sich dieses Glück zu verschaffen.

Das sind die beiden Stücke, die hiebei näher zu erwägen sein werden.

Es wäre eine sehr ungegründete Bedenklichkeit, wenn wir glauben wollten, daß Vorstellungen von dieser Art, welche sich auf so besondere Umstände und Pflichten beziehen, für die Würde eines öffentlichen christlichen Unterrichts zu klein und zu unerheblich wären. Ich bin vielmehr versichert, daß die Wirkungen des Christenthums und der Lehren von der Gottseligkeit so viel ausgebreiteter und merklicher sein würden, wenn unsere Christen zum Theil mehr lernten, die allgemeinen Unterweisungen und Ermahnungen eigentlicher auf die besondern Fälle und Verhältnisse, in welchen sie sich befinden, anzuwenden. Die ganze Religion gehet einmal dahin, den Menschen in der Rechtschaffenheit zufrieden und glücklich zu machen, und je klärer sich diese heilsame und wünschenswürdige Frucht davon auch in Absicht auf die besonderen Umstände in der Welt zeigen lässet, desto starker muß uns der Werth der Gottseligkeit einleuchten. Vornehmlich macht auch das häusliche Leben einen so beträchtlichen Theil der Ordnung Gottes in der Natur aus, und es kömmt eben darauf so viel von des Menschen Glückseligkeit und Elend an, daß uns die Vortheile desselben von dieser Seite so viel wichtiger sein müssen. Darauf gehet der Zweck unsers ersten Theils.

Jesus, unser Herr, war bei dem Anfange einer Ehe mit Wohlgefallen gegenwärtig, und bestätigte also mit seinem Beifall diese Art der Verbindung, vor welche sich größtentheils alle übrige gesellschaftliche Verbindungen gründen. Wir finden auch sonst in seinen Reden so manche Aeußerungen, aus welchen genugsam erhellet, wie heilig und werth er alle diese Bande unter den Menschen will gehalten wissen. So lange auch die Natur noch nicht durch wilde Grundsätze und unwürdige Nachahmungen verderbet worden, so lange wird es immer ihrer ursprünglichen und innersten Einrichtung gemäß befunden werden, dergleichen genaue Gemeinschaft zu unterhalten, und darin ein vorzügliches Vergnügen zu finden. Es ist einmal wahr, daß freundschaftliche und liebreiche Zuneigungen überhaupt die menschliche Natur erfreuen, und daß eigentlich nur diejenigen Empfindungen der Seele angenehm sind, die aus dieser Quelle entspringen. Dies leitet also allerdings den Menschen dahin, seine Gesinnungen der Gütigkeit und des Wohlwollens so weit auszubreiten, und sein Gemüth mit so vieler Leblhaftigkeit dazu zu gewöhnen, als es ihm möglich ist. Allein außer dieser allgemeinen Zuneigung und Menschenliebe giebt es doch noch genauere Arten von Freundschaft und Theilnehmung, die aus nähern Vereinigungen entstehen, die etwas, das uns besonders angehöret, zum Gegenstande haben, und die eben deswegen unser Herz mit weit starkern und einnehmendern Empfindungen erfüllen. So bringet es die ordentliche menschliche Natur mit sich. Was aber Gewohnheit, Vorurtheil, Nachhängung ergelloser Triebe und ein gewisser Geist der Ungebundenheit, der, mit frecher Losreißung von aller Ordnung, nur immer ein gegenwärtiges Vergnügen suchet, was das in diesen ursprünglichen guten Verfassungen der Natur für Aenderungen und Verderbungen zuwege bringen kann, das ist freilich eine ganz andere Frage; und davon giebt die Erfahrung Zeugnisse genug. Die besten Anlagen und Einrichtungen der Seele, die von dem Schöpfer selbst herrühren, können durch dergleichen fremde Ursachen so zerrüttet werden, daß darüber aller Geschmack an regelmäßigen und ordentlichen Vergnügungen durchaus verloren gehit. Indessen wird ein jedes unverdorbenes Herz schon von selbst finden, wie viel diejenigen Zuneigungen an Lebhaftigkeit und reiner unschuldiger Beruhigung voraus haben, die sich auf solche genaue und feste Bande gründen, die sich auf solche besondere Angehörige, auf Personen, welche gewissermaßen etwas eigenthümliches von uns sind, beziehen; und daß in den Namen von Ehegatten, von Aeltern und Kindern, von Familien und Anverwandten etwas überaus rührendes und angenehmes lieget, welches nur diejenigen nicht mehr zu empfinden wissen, die, durch Unordnung und Zerstreuung, von der wahren und guten Natur bereits gänzlich abgekommen sind.

Und gesetzt, daß so manche Menschen das natürliche Gefühl dieser Annehmlichkeit schon verloren haben, so würden ihnen doch, bei ein wenig Ueberlegung, diese genauen Verbindungen, auf welchen sich das Glück des äußerlichen Lebens gründet, sehr schätzbar und wünschenswürdig werden müssen, wenn sie bedenken wollten, wie viel das allgemeine Beste der menschlichen Gesellschaft dabei gewinnet, und wie dies letztere gar nicht bestehen kann, wenn nicht durch die ordentlichen Bande der Familien der Grund dazu geleget wird. Da, wo keine Ehen heilig sind, wo Aeltern und Kinder sich nicht kennen, noch auf eine bestimmte vertrauliche Art sich angehören, wo Niemand gleichsam an den andern gebunden ist, da wird, außer der gehinderten Ausbreitung des menschlichen Geschlechts, die Fürsorge, die Erziehung, der theilnehmende Beistand nothwendig aufhören müssen, ohne welche doch schlechterdings weder die Menschen für sich zu dem Genuß eines glücklichen Lebens geleitet, noch zu dem gemeinen Besten nutzbar werden können. Derjenige, der aus solchen angebundenen Gesinnungen niemand eigenes hat, dessen er sich annimmt, der wird sich noch so viel weniger anderer annehmen, die ihm gar nicht angehören; und das giebt dann eine solche allgemeine Trennung der Gemüther von einander, daß ein jeder bloß für sich lebt, bloß auf seine eigenen persönlichen Vortheile und Vergnügungen bedacht ist, und das ganze übrige menschliche Geschlecht als so etwas fremdes ansieht, um dessen Wohl oder Weh er sich gar nicht zu bekümmern habe. Man muß, dünkt mich, überall nichts sehen können, wenn man das nicht siehet, daß es eine wirkliche und offenbare Absicht Gottes in der Natur ist, durch die ersten ursprünglichen Vereinigungen, welche das häusliche Leben ausmachen, durch das Band zwischen Ehegatten, zwischen Aeltern und Kindern, zwischen Angehörigen und Familien, die Menschen gleichsam nähee zusammen zu halten, und sie zu einer gemeinschaftlichen Fürsorge und Theilnehmung unter einander so viel genrigter und geschäftiger zu machen. Darum wird uns auch in der heiligen Schrift der Herr selbst, als der Stifter dieser Verbindungen, vorgestellet; und eben darum hat er auch den Menschen durch die Natur diese Empfindungen von Zärtlichkeit und Zuneigung in das Herz gelegt, damit das, was zu dem allgemeinen Vortheil so nothwendig ist, auch das eigene besondere Glück und Vergnügen eines jeden werden möge.

Eine Seele also, die noch das Gefühl der Regelmäßigkeit und des ruhigen Vergnügens bei sich erhalten hat, muß das nothwendig für einen sehr glücklichen Zustand des Lebens halten, wenn in einem Hause, in einer Familie, bei Ordnung, Fleiß und Unschuld, ein stiller, vertraulicher und liebreicher Umgang herrschet, wenn diejenigen, die daein zusammen gehoern, sich selbst einander das Leben versüßen, wenn einer an dem andern Ursache zur Werthschätzung, zur Freude findet, wenn sie bei dem Wohlgefallen und bei der Zufriedenheit, so sie sich untee einander verschaffen, und wodurch das Herz am angenehmsten gerührt wird, nicht nöthig haben, außerhalb und in rauschenden Zerstreuungen ihre Aufmunterung zu suchen. Hier ist in Ansehung des wahren Vergnügens die genaueste Uebereinstimmung zwischen der Natur und Vernunft; und wenn wir auch mehr auf das Besondere gehen, so hat das Glück des häuslichen Lebens in mehr als einer Absicht so viel vorzügliches an sich, daß der Mangel desselben durch keine Art von weitläuftigern und schwärmenden Lustbarkeiten jemal ersetzet werden kann.

Die ruhigen sanften Freuden einer Familie, die sich unter einander gefällt und glücklich findet, sind darum schon so viel mehr werth, weil man sie näher in seiner Macht hat, weil man sie sicherer und ununterbrochener genießen kann, als die andern weit gesuchten Fröhlichkeiten, die auf so mancherlei

Art von zufälligen fremden Umständen abhangen, und deren man so oft wider seinen Willen entbehren muß, weil man sie nicht immer nach seiner Willkür schaffen und erzwingen kann. Derjenige, der nur dann sein Leben vergnügt und glücklich hält, wenn er an üppigen und prächtigen Ergötzungen Theil nimmt, der immer eine Menge von Menschen, Kosten, Anstalten und Zurüstungen bedarf, um etwa einmal einige angenehme Stunden zu haben, der wird nur gar zu oft dem Verdrusse unterworfen sein, daß es ihm daran fehlet; und je mehr er dann sein Gemüth dazu gewöhnet hat, daß er ohne das nicht leben kann, desto schmerzhafter wird ihm eine solche gezwungene Entbehrung werden. Hergegen wer da gelernet hat, in der Eingezogenheit vergnügt zu sein, und sich durch ordentliche Geschäftigkeit, oder durch den vertraulichen und nützlichen Umgang mit denen, die ihm angehören und die er liebet, zu ermuntern, der braucht diese seine Anfmunterung nicht weit zu suchen; dem bieten sich die Erquickungen des Lebens gleichsam in der Nähe und von selbst dar; und unterdessen, daß jener mit mühsamer Aengstlichkeit nach Fröhlichkeiten jaget und haschet, die ihm doch so oft entwischen, so wohnet dieser dagegen gleichsam unmittelbar an der Quelle der Zufriedenheit, die ihm durch dergleichen äußerliche Zufälligkeiten so leicht nicht verschlossen werden kann. Ich will damit freilich nicht sagen, daß ein solches Glück des häuslichen eingezogenen Lebens gar keinen Unfällen und Widerwärtigkeiten unterworfen sei. Dafür ist in dieser ungewissen Welt kein Zustand jemal völlig gesichert. Die nachgehenden Eheleute in unserm Texte mußten schon gleich anfangs einen Mangel erfahren, der sie ohne Zweifel nicht wenig kränkte. Und die Ursachen sind überhaupt zu mannichfaltig, die auf eine oder die andere Weise die heitere Ruhe bewölken und die Zufriedenheit stören können. Aber indem die bittersten Zufälle von solcher Art den Menschen bei einer Lebensart sowohl treffen können, als bei der andern, so wird doch gewiß die gemeinschaftliche liebreiche Verbindung in einem eingezogenen Leben dergleichen Bitterkeiten weit mehr erleichtern und überwinden helfen, als da, wo man der Unterstützung eines solchen vertraulichen und theilnehmenden Umganges entbehren muß. Auch in dieser Absicht sind die Betrachtungen sehr wahr, die Salomo äußert, und die er mit dem Gedanken beschließet: **Wehe dem, der allein ist; wenn er fällt, so ist kein anderer da, der ihm aufhelfe.**

Hiernächst hat das Glück eines zufriedenen häuslichen Lebens auch deswegen sehr viel vorns, weil es von so manchen sehr unangenehmen und schädlichen Folgen frei ist, die gemeiniglich aus einer gar zu zerstreueten Lebensart zu entspringen pflegen. Der Verlust von Zeit, Gesundheit und Vermögen, ein sehr gewöhnlicher und oft sehr weit gehender Verlust, sollte wohl einen jeden der Aufmerksamkeit würdig dünken. Aber der Schaden betrifft auch vielfältig die wesentliche Glückseligkeit der Gemüther selbst. Diejenigen, die kein Vergnügen in ihrem Hause zu finden wissen, die werden sich auch gerne so weit, als es ihnen möglich ist, von dem Geschäfte der Erziehung ihrer Kinder entfernen, einem Geschäfte, welches, nach dem Urtheil einer jeden überlegenden Vernunft, schlechterdings unter die wichtigsten und angelegentlichsten gehöret. Man kann so oft schon den ganzen elenden Erfolg eines solchen Verfahrens und die unglückliche Geschichte dieser Verwahrloseten voraus sehen, davon die Erfahrung so häufig und so traurige Proben giebt. Hergegen ist es unter die größten und edelsten Vergnügungen des Lebens zu rechnen, mit Sorgfalt an der Bildung des Verstandes und des Herzens der Seinigen zu arbeiten, und den guten Fortgang davon vor Augen zu haben. Hierzu aber setze man noch insonderheit die bessere Sicherheit des eingezogenen Lebens vor den herrschenden Verderbnissen, die leichtere Sammlung und Erhebung des Gemüths zu Gott, die bequemere Sorge für die große Angelegenheit der Seele, die öftere und ungehinderteren Gelegenheiten, das zu denken, was der vernünftige und unsterbliche Geist eines Menschen am meisten denken sollte; und man betrachte im Gegentheil, wie leicht die übermäßigen Zerstreuungen in der Welt das Gefühl der Religion verdunkeln und unterdrücken, das Gewissen verletzen, das Herz mit den schädlichsten Grundsätzen, die man überall um sich antrifft, und die sich selbst dernach schwer genug bestrafen, anstecken und vergiften, so wird sich auch daraus urtheilen lassen, daß der am glücklichsten lebt, der des Genüdls von ausgelassenen Belustigungen entbehren, und näher bei sich selbst Zufriedenheit finden kann.

Ich glaube, man dürfte nur die Abbildung von beiderlei Lebensarten lebhaft und vollständig genug gegen einander stellen, so würde daraus unstreitig der Vorzug des einen vor der andern sehr deutlich hervorleuchten. Es ist nicht meine Sache, hier eigentlich zu bestimmen, wie weit bisweilen Umstände und Pflichten es erlaubt machen können, sich dieser häuslichen Eingezogenheit mehr zu entziehen, oder an weitläuftigerm Umgange oder glänzenden Ergötzungen Theil zu nehmen. Die Entscheidung darüber muß, in den besondern Fällen, einem jeden ehrlichen Gewissen überlassen werden; und wenn dies ehrlich ist, so wird es schon allemal richtig entscheiden. Da aber hier die Rede nur von demjenigen ist, was aus eigener Wahl gesucht wird, von man für seine Glückseligkeit, für sein unentbehrliches Vergnügen ansiehet; so scheinet es mir in der Absicht unglaublich zu sein, daß dann irgend ein Gemüth in dergleichen Zerstreuungen eine wirkliche Befriedigung antreffen könne. Wo bei den menschlichen Empfindungen nichts ruhiges, nichts festes und bestimmtes ist, da kann auch nimmermehr etwas wahrhaftig vergnügendes sein. Eine Seele, die ohne Ende auf tausend verschiedene Gegenstände herumflattert, die beständig gleichsam außer sich, und auf unzählige Art getheilt ist, die wird sich, mitten im Getümmel und Geräusch, dennoch in einer beständigen Leere finden, eben weil ihr die ruhige Sammlung und die gehörige Richtung der Neigungen fehlet, die dem Herzen eigentlich Genüge thun. Wenn ich mir aber an dessen statt ein Haus vorstelle, sollte es auch nur die niedrigste Hütte sein, wo eine solche eingezogene Glückseligkeit und Zufriedenheit wohnet, wo die Ehegatten in aufrichtiger Eintracht und Liebe sich das Leben so leicht zu machen suchen, als sie nur können, wo Aeltern und Kinder, an einer Seite liebreiche zärtliche Fürsorge, und an der andern willigen dankbaren Gehorsam gegen einander beweisen, wo nur andere nahe Verbundene, die zusammen gehören, in Vertraulichkeit und Freundschaft ihre Herzen gleichsam mit einander theilen, wo überhaupt ein jedes Gemüth von redlichem Wohlwollen und unverstellter Gefälligkeit gegen den andern erfüllt ist, wenn ich mir eine solche Familie vorstelle; so dünckt mir das der erfreulichste und glücklichste Zustand zu sein, den die Welt geben kann; und eine jede Befleißigung, die darauf mit Ernst gewendet wird, beladnet sich selbst überschwenglich durch das unschätzbare heitere Vergnügen, welches damit verknüpft ist. David macht davon in seinem hundert und acht und zwanzigsten Psalm ein Gemälde, dessen Wahrheit und Annehmlichkeit ein jedes Herz rühren wird, dem die reinen und unschuldigen Empfindungen der Natur auch nicht durch eingewurzelte Unordnungen fremd und verächtlich geworden sind. Ich mochte daraus einem Juden, der sich in solcher Verfassung befindet, den Glückwunsch zurufen: **Wohl dir! du hast es gut.**

Ein solches Glück ist wohl werth, daß es durch die gehörigen Mittel gesucht werde; und diese Mittel liegen vorzüglich in einer wahrhaftig gottseligen Gesinnung. Das habe ich nun noch in dem andern Theile mit Wenigem zu zeigen. Ich will mich also hier keineswegs in die Regeln einlassen, welche die irdische Klugheit und Weltkenntniß zu dieser Absicht an die Hand geben kann. Ich bin freilich weit davon entfernet, dieselben, als unrechtmäßig und unnütz, zu verwerfen; allein das ist doch auch, nach einer genauen Untersuchung, unwidersprechlich, daß nicht allein durch alle Klugheitsregeln, die mit dem Gewissen nicht bestehen können, weit mehr verloren, als gewonnen wird; sondern daß auch, in Fällen von dieser Art, die bloße Rechtschaffenheit des Herzens und des Verhaltens allein schon das allermeiste zur Erlangung des gewünschten Zwecks ausrichtet. Man wird es in so manchen Angelegenheiten durch die Erfahrung selbst bestätiget finden, daß der göttliche Ausspruch: **Die Furcht des Herrn, das ist Weisheit, und meiden das Böse, das ist Verstand,** auch in Ansehung der wahren Vortheile des Lebens, eine weit ausgebreitetere Bedeutung hat, als man sich insgemein einbildet. Wenn einmal ein ruhiges und zufriedenes Leben mit Recht ein glückliches Leben heißen kann, so braucht man dazu ganz gewiß viel weniger Verschlagenheit, als nur gerade Gottesfurcht und Beobachtung des Gewissens. Anstatt daß jene erstere uns oft in Netze und Schlingen verwickelt, und in solche krumme Wege hinein leitet, wo wir gar nicht wieder heraus zu finden wissen, so haben wir unter der Führung der Gottseligkeit nur eine einzige richtige Bahn vor uns, die uns nicht irren läßt; und indem wir ein für allemal uns das Gesetz machen, das zu thun, was wir vor Gott, als recht, erkennen, so gehen wir dabei am allersichersten zu unserm Zweck, nämlich ein ruhiges und zufriedenes Herz zu haben.

Darauf kömmt es also auch hauptsächlich an, wenn einem Menschen sein häusliches Leben vergnügt und glücklich sein soll. Diejenige Familie, die nach der Erzählung unsers Textes, bei Gelegenheit einer Hochzeit beisammen war, hat alle Vermuthung vor sich, daß sie der Tugend und Rechtschaffenheit ergeben gewesen, weil Jesus, unser Heer, sich darunter befand, und, aller Wahrscheinlichkeit nach, zu der Verwandtschaft derselben gehörete. Dabei genoß sie auch den Vortheil, daß dem Mangel von ihm abgeholfen ward, der sonst zu ihrem Schmerz und zu ihrer Beschämung würde gereichet haben. Wir wollen dies, als ein Bild, gebrauchen, wie die Bewahrung eines guten Gewissens sehr gerade zu dem ruhigen Glück und Vergnügen führet, welches in dem häuslichen Leben so viel werth ist. Eine Seele muß nothwendig bei sich selbst in der rechten Ord-

nung sein, wenn sie an einer solchen stillen einheimischen Zufriedenheit Lust finden soll. Denn da ist uns ohne Zweifel der Anblick unserer selbst und unserer innerlichen Beschaffenheit so viel näher; da wird der Umgang mit unserem eigenen Herzen eher veranlasset; da werden wir immer leichter dahin gebracht, uns in unserer wahren Gestalt kennen zu lernen. Ist es nun alsdann mit unserm Gemüth und Wandel so beschaffen, daß wie die genauere Betrachtung desselben nicht scheuen dürfen, daß wir uns vielmehr, unter der Versicherung der göttlichen Begnadigung, nach dem Zeugnisse unsers Gewissens Beifall geben, und die gegenwärtige Richtung unserer Seele mit einem gegründeten Wohlgefallen ansehen können, so werden wir mit Vergnügen diesen Umgang mit uns selbst aushalten, und wie haben dann keine Ursache, eine Stille zu vermeiden, die uns durch keine nagende Vorwürfe beschwerlich wird. Aber wo diese gute Verfassung fehlet, wo der Mensch es schon voraus weiß, daß ein eubiges und eingezogenes Leben ihn zu oft und zu dringend auf die Bekanntschaft mit seinem eigenen übelgestalteten Herzen führen werde, da ist es kein Wunder, daß er so weit davon fliehet, als er kann, und daß er eine jede Gattung von Schwarm und Getöse sucht, um darin sich selber und die Anklagen seines Gewissens zu vergessen. Es mag also so manchen zu ihrer eigenen Beurtheilung überlassen sein, ob sie sich nicht bloß deswegen so sehr in die Welt zerstreuen, damit ihnen die Erkenntniß ihrer selbst nicht zu nahe kommen, damit ihnen ihr eigener innerlicher Zustand nicht zu sichtbar werden soll! und ob sie nicht in der Ruhe des häuslichen Lebens weit mehr Vergnügungen finden würden, wenn sie dabei nur mit mehr Zufriedenheit an sich selbst denken könnten? Wo wirklich ein gutes Gewissen und ein gegründeter Friede der Seele ist, da wird gewiß auch diese Eingezogenheit schon so viel angenehmer werden.

Eben so nöthig aber sind auch die besondern Pflichten der Rechtschaffenheit und der Gottesfurcht, die sich eigentlich hieher beziehen, zum Genuß dieser häuslichen Glückseligkeit. Das Wort des Herrn selbst enthält so manche Vorschriften, deren gewissenhafte Befolgung die unfehlbare Frucht haben würde, Annehmlichkeit und Freude in den Familien auszubreiten. Und die eigene Betrachtung der Sache machet es klar, wie viel richtige christliche Gesinnungen dazu beitragen, die besten Vortheile in diesem Zustande des Lebens zu verschaffen und zu erhöhen. Lasset nue in den hierher gehörigen freiwilligen Verbindungen, von welchen unser Glück oder Elend in der Welt in so großem Maaße abhänget, die Wahl durch würdige Absichten geleitet, und durch eine gegründete gegenseitige Werthschätzung der Gemüther bestimmet werden; Lasset nur Eintracht, freundschaftliche Gefälligkeit, und eine aufrichtige Begierde, unsern Angehörigen das Leben zu erleichtern, die Herzen einnehmen; Lasset durch Treue und Emsigkeit in den Verrichtungen des Berufs einen jeden so viel mehr für Ausschweifungen und für die kläglichen Folgen des Müßiggonges bewahret werden; Lasset eine christliche Vergnügsamkeit das Herz von weitschweifigen Begierden und den unseligen Quaien des Neides bei dem Anblick fremder Güter, Vorzüge und Heerlichkeiten frei machen; Lasset dann die vertraulichen gemeinschaftlichen Anweisungen und Ermunterungen zur Tugend und Unschuld die Seelen veredlen; die wünschenswürdigste Wirkung wird da nicht ausbleiben. Eben durch diese Gesinnungen wird eine Menge der bittersten Beschwerlichkeiten abgewehret, die sonst die Häuser mit Unmuth und Elend erfüllen. Was dann noch freilich immer von Widerwärtigkeiten möglich ist, die bloß von zufälligen Schickungen herrühren, so werden solche bei weitem das Herz nicht so peinlich zernagen, als diejenigen Leiden, die der Mensch sich selbst durch seine Schuld und Thorheit zuziehet. Dagegen sind die unmittelbaren Folgen einer solchen rechtgeordneten Gemüthsbeschaffenheit so erfreulich, die daher entspringenden Vergnügungen so rein und den natürlichsten menschlichen Empfindungen so gemäß, das Wohlgefallen Gottes so gewiß, und die Beweisungen seiner Güte so ungezwungen, daß sich hier alles vereiniget, ein solches Leben glücklich zu machen. Siehe, also wird gesegnet der Mann, der den Herrn fürchtet!

Diese bisherigen Vorstellungen werden ohne Zweifel sehr leicht von einem Jeden selbst nach der Beschaffenheit seiner Umstände näher auf sich angewendet werden können, ohne daß ich in der Absicht etwas Weiteres hinzuzusetzen nothig habe. Ich will sie also nur mit einer allgemeinen Betrachtung beschließen, die ich für sehr erheblich halte. Ich wünsche nämlich, meine christliche Zuhörer! daß ihr hieraus Gelegenheit nehmen möget, überhaupt zu bedenken, wie nothwendig sich die christliche Frömmigkeit, wenn sie rechter Art sein soll, in dem Leben selbst und in einer jeder besondern Vorkommenheit desselben äußern, und da ihre Wahrheit und Kraft beweisen müsse. Man kann sich nicht leicht eine schädlichere Einbildung von dem Christenthum machen, als wenn man es also zu etwas ansiehet, das sich von dem gewöhnlichen Verhalten gänzlich absondern lasse, wenn man es bloß in die Mauren der Kirche oder in die abgemessenen Stunden der Andacht einschließet, wenn man meinet, man sei damit Christ genug, daß man sich da etwa durch die Vorstellung göttlicher und geistlicher Dinge rühren und in Bewegung setzen lasse. Das sei die Zeit, denket so Mancher, die er Gott und der Religion einräume; und damit thue er schon sehr viel. Das übrige Leben aber habe damit nichts zu thun; das habe seine Regeln, seine Vergnügungen und seine Vortheile für sich, und die Grundsätze der Gottseligkeit und des Gewissens, die man sonst an sich gerne gut heiße und in ihrem Werth lasse, die könnten sich doch in die übrige ordentliche Führung des Wandels und in die gewöhnlichen Handlungen des gesellschaftlichen Lebens unmöglich einmengen.

Mich dünkt, es braucht nur etwas weniges von Nachdenken, so wird uns der Ungrund und die Nichtigkeit dieses Wahns klar genug einleuchten müssen. Die Erkenntniß von Gott und die Lehren von der Gottseligkeit haben durchaus den Zweck, daß wir gute Menschen werden sollen, weil wie sonst schlechterdings nicht in dem Wohlgefallen Gottes glückliche Menschen werden können. Diese Güte und Rechtschaffenheit des Herzens, die durch die göttliche Wahrheit in uns angerichtet wird, die wird dann natürlicher Weise die Quelle und Grundregel unsers ganzen Thuns und Lassens. Indem wir da den Werth oder Unwerth der Dinge in dem Lichte des Geistes kennen-gelernet haben, indem wir nunmehr nicht nur wissen, sondern auch empfinden, was eigentlich als Glück zu suchen, oder als Elend und Schande zu verachten sei, so heerschet diese Gesinnung nothwendig durch alle unsere wissentlichen Worte und Werke. Das, was recht ist, was Gott gefällt, was uns glücklich macht, das ist uns dann in unsern Gedanken immer am unmittelbarsten gegenwärtig, und das regieret dann auch unser ganzes Leben. Wer also ein Christ sein will, der muß es in seinem wirklichen Verhalten, der muß es auch in den besondern Theilen desselben sein, der muß eben in den gemeinen Vorfallen seines Lebens seine Rechtschaffenheit, seine Achtung gegen Gott und gegen das Gewissen beweisen; oder sein ganzes Christenthum ist Blendwerk und Selbstbetrug. Man kann sicher sagen, daß nicht die Handlungen des Gottesdienstes und der Andacht, nicht die Gebetsübungen, nicht das Lesen und Betrachten des göttlichen Worts, daß das nicht die Gottseligkeit selbst sei; sondern das sind nur die Mittel dazu; dadurch soll unser Gemüth nur in die Richtung und Ordnung gesetzet werden, die Gott an uns haben will, und die sich dann auch bei einer jeden Gelegenheit in unserm wirklichen Betragen äussert. Wenn ich durch die Ueberzeugung des Geistes und der Wahrheit die Gerechtigkeit lieb gewonnen habe, so kann ich auch nicht in der kleinesten Vorkommenheit mit Vorsatz eine Ungerechtigkeit begehen. Wenn ich, in der Aufklärung des Glaubens, das einzige wahre Glück des Menschen erkannt habe, so kann ich unmöglich den niedrigen unedlen Vergnügungen der Sinne, als meinem höchsten Gute, mit wissentlicher Begierde nachjagen. Wenn ich einmal, mit völliger Beistimmung meines Herzens, meine beste Ehre in den Beifall Gottes und meines Gewissens gesetzt habe, so kann ich mir unmöglich nichtsbedeutende äußerliche Vorzüge zu meinem wichtigsten Werth anrechnen. Diese innerliche Gesinnung macht den Menschen zum Christen; und diese Gesinnung, wenn sie einmal da ist, muß sich in einem jedesmaligen Verhalten thätig beweisen. So kann also der Mensch gewissermaßen sein Leben zu einem beständigen Gottesdienst machen, wenn er sich beständig von der großen Empfindung des Glaubens und des Gewissens leiten lässet. Das ist unserer ganzen Bestrebung Werth; und nur dann werden wir die unschätzbaren Beruhigungen und Freuden der Gottseligkeit recht genießen.

Gieb du uns diesen Sinn, o heiliger Gott! und leite uns auf den Weg der Wahrheit, auf welchem wir die gefallen können. Laß unser Christenthum nichts todtes und unfruchtbares sein; sondern mache es in uns zu einem beständig wirksamen Triebe, recht zu thun, und so viel Gutes auszuüben, als du uns Kräfte und Gelegenheiten dazu darbietest. Lehre uns, in einem jeden Umstande unsers Lebens deinem Willen treu zu bleiben, und bringe uns dadurch zu der gleichförmigen standhaften Rechtschaffenheit, ohne welche kein wahrer Friede in unserer Seele sein kann. Du wirst auch einmal alle unsere Thaten richten; darum verleihe uns die Gnade, dich vor Augen zu haben, daß wir nicht sündigen. Dann wirst du deine barmherzige Absicht an uns erreichen, daß wir durch Christum deiner seligen Gemeinschaft fähig werden. Dir sei Ehre und Lob in Ewigkeit. Amen.

Cyriakus Spangenberg,

am 17. Juni 1528 zu Nordhausen geboren, studirte zu Wittenberg, ward daselbst Magister und bald darauf Prediger zu Eisleben. Von dort als Schloßprediger und Generaldekan nach Mannsfeld berufen, wurde er in den berüchtigten Streit des Jenaischen Theologen Flacius, als Anhanger desselben, verwickelt, und mußte deshalb Mannsfeld, so wie seine nächste Stelle zu Schlitz verlassen. Nach unstätem Umherirren starb er zu Straßburg am 10. Februar 1604.

Von ihm ist erschienen:

Wider die bösen Sieben ins Teufels Kornöffel-Spiel. Jena, 1652.

Der ganze Psalter Davids in Liedern. Frankfurt 1582.

Geistreiche Lieder und Psalmen. Frankfurt.

Christliche Comedie von dem kananäischen Weiblein. Schmalkalden, 1589.

Viele historische Schriften, Chroniken u. s. w.

Sein Leben von Johann Georg Leuckfeld. 1712. 1720.

Ein fleißiger und gelehrter aber geistloser Mann, dessen historische Schriften das Verdienst emsiger Zusammentragung haben, dessen poetische und satyrische Productionen aber statt des Witzes und der Kraft derbe Plattheit besitzen. Am glücklichsten war er in seinen Liedern, von denen sich einige, als wahrhaft gelungen, bis auf unsere Zeit in den kirchlichen Gesangbüchern erhalten haben.

Franz Heinrich Sparre, s. Renner.

Der Spate, s. von Stieler.

Karl Spazier,

am 20. April 1761 zu Berlin geboren, wurde nach Vollendung seiner Studien zuerst als Lehrer am dessauischen Philanthropin angestellt. Nachdem er darauf einen gewissen Baron von Mengden als Führer nach Halle und Göttingen begleitet hatte, privatisirte er 1790 zu Neuwied. Im folgenden Jahre ging er, mit dem Titel eines Hofraths, — er war schon vorher Doctor der Philosophie geworden, — als Lehrer der deutschen Sprache und Literatur an die Schulze'sche Handelsschule nach Berlin, und wurde 1797 Mitdirector der vom Professor Olivier zu Dessau gestifteten Erziehungsanstalt. Seit 1800 privatisirte er in Leipzig, wo er die Zeitung für die elegante Welt stiftete und am 19. Januar 1805 gestorben ist.

Er gab heraus:

Lieder und Gesänge. 1782.

Antiphädon. Leipzig, 1785.

Ueber deutsche Schulen. Göttingen, 1786.

Freimüthige Gedanken über die Gottesverehrungen der Protestanten. Gotha, 1788.

Wanderungen durch die Schweiz. Gotha, 1790.

Versuch einer kurzen und faßlichen Darstellung der theologischen Principien. Neuwied, 1791.

Ueber die Macht früher Gewohnheit. Berlin, 1791 (Rede).

Der neue Origenes. Berlin, 1792; neu 1796.

Karl Pilger, Roman seines Lebens. Berlin 1792—96; neu 1810. 3 Thle.

Berliner musikalische Zeitung. 1793. in 4.

Karl von Dittersdorf Lebensbeschreibung. Leipzig, 1801.

S. war ein talentvoller und geistreicher Mann, der mit glücklicher Darstellungsgabe, Witz und Scharfsinn zu verbinden wußte; den größten Ruf erwarb er sich jedoch durch die Gründung und Redaction der Zeitung für die elegante Welt, welche zu seiner Zeit, namentlich durch die in derselben vorwaltende Polemik gegen Kotzebue und Merkel, als Herausgeber der Zeitschrift, „der Freimüthige," in welcher sie besonders Goethe angriffen, großes Aufsehen machte.

Friedrich von Spee,

1591 zu Kaiserswerth geboren, ein vortrefflicher Mann und glühender Verfechter der römischen Kirche, der er das abgefallene Städtchen Peina wiedergewann, aus der adligen pfälzischen, jetzt in den Grafenstand erhobenen Familie der Spee von Langenfeld, trat frühe, von seinem Herzen getrieben, in den Jesuiterorden, und lebte zu Cöln und dann im Hildesheimischen. Er schrieb, freisinnig genug für seine Stellung, noch vor Thomasius gegen die Hexenprocesse. Im Leben vielfach angefeindet, starb er am 7. August 1635, als ein Opfer seiner Anstrengungen um die bei der Belagerung von Trier Verwundeten. Von ihm erschien:

Auserlesene Gedichte (modernisirt), herausgegeben von J. H. von Wessenberg. Zürich, 1802.

Trutz-Nachtigall, geistl. poet. Lustwäldlein. Berlin 1817 (wörtlich treu).

Dasselbe, herausgegeben von P. P. Willmes. Cöln, 1812. Cöln, 1840 u. ö.

Goldenes Tugendbuch. Coblenz, 1829.

Reiche, schwärmerische Phantasie, Tiefe des Gefühls, Gluth der Begeisterung, hohe Würde, seltene Anmuth und Kraft in Behandlung von Sprache und Form und eine warme lebendige Naturanschauung geben v. S's Liedern einen unvergänglichen Werth, und reihen sie dem Besten, was je die geistliche lyrische Poesie hervorgebracht hat, unbedingt an, trotz dem, daß auch sie hin und wieder nicht frei von der Geschmacklosigkeit und dem Schwulste jener Tage sind.

Digitized by Google

Aus Spee's Trutznachtigall.

1. Lob Gottes

aus Beschreibung der fröhlichen Sommerzeit.

Jetzt wicklet sich der Himmel auf,
Jetzt d'wegen sich die Räder,
Der Frühling rüstet sich zum Lauf
Umgürt't mit Rosenfeder.
O wie so schön, wie frisch und keans!
Wie glänzend Elementen!
Nit mögens gnügsam streichen aus
Noch Redner, noch Scribenten.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Du schnelle Post, o schöne Sonn!
O gülden Roß und Wagen;
O reines Rad auf reinem Bronn
Mit zartem Glanz beschlagen!
Jetzt schopfest uns den besten Schein,
So Winters war verlohren,
Da Rad und Eimer schienen seyn
Von Kält gar angefroren.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

O reines Jahr! o schöner Tag!
O spiegelklare Zeiten!
Zur Sommerlust nach Winterklag
Der Frühling uns wieb leiten.
Im Luft ich höe die Music schon,
Wie sichs mit Ernst bereite,
Daß uns empfang mit süßem Ton,
Und lieblich hin begleite.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfee seyn.

Füe uns die schöne Nachtigal
Den Sommer laut begrüßet,
Ihr Stimmlein über Berg und Thal
Den ganzen Luft versüßet.
Die Vöglein zaet in großer Meng
Busch, Heck und Feld durchstreifen,
Die Nester schon seyn ihn zu eng,
Die Luft klingt voller Pfeifen.
O Gatt ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Wee legt nun ihn'n den Ton in Mund
Dann laut und dann ia leise?
Wer zierlelt ihn'n so rein uud rund
So mannigfalt'g Weise?
Wer messet ihn'n den Athem zu,
Daß mägens vollentführen
Den ganzen Tag fast ohne Ruh
So freudiges Tutelüren?
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfee seyn.

Jetzt laufen wieder stark und fest,
So Winterzeits gestanden,
All Flüß und Wässer, in Arrest
Bestrickt mit Eises Banden;
Jetzt kalte Luft und saure Wind
Uns wieder seynd versöhnet,
Der Thau mit weißen Perlen lind
Die Felder lieblich krönet.
O Gatt ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schopfer seyn.

Jetzt öffnet sich der Erdenschooß,
Die Brünnlein fröhlich springen;
Jetzt Laud nnd Gras sich geben bloß,
Die Pflänzlein anher bringen.
Wer wird die Kräuter mannigfalt
In Zahl und Ziffer zwingen,
Welch uns der Sommer mit Gewalt
Ans Licht wird stündlich bringen?
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Die Blümlein schön wie tretens an
Und wunderschön sich arten,
Violen, Rosen, Tulipan,
All Kleinod stolz im Garten,
Jacynthen und Gamanderlein;
Dann Safran und Lavendel,
Auch Schwertlein, Gilgen*), Nägelein**),
Nareiß und Sonnenwendel.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Ey da, du gülden Kaisers Kron,
Aus vielen auserkohren,
Auch Tausendschön nnd Wiederton,
Nasturz und Ritterspaten,
Jelängerlieber, Sonnenthau,
Basilien, Brunellen,
Agleyen auch und Bärenklau,
Dann Mohnsuam, Glock und Schellen.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Mein! saget an, ihr Blümlein zart,
Und laßt michs je doch wissen,
Weil ihr an euch keiu Furb gespart,
Wer hat euch vorgerissen?
Wo nahmet ihr das Muster her,
Davon ihr euch copeiet?
Das Vorbild wollt ich schauen ger',
Welchs ihr habt conterfeiet.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Wer mag nun je gebaren seyn
So reich von scharfen Sinnen,
Der auch das g'ringste Pflänzelein
Nur schlechtlich dürft beginnen?
Die Wahrheit sag ich rund nnd glatt,
Dem würd all Sinn zerrinnen,
Wer nur auch dächt ein einzig Blatt
Aus Menschenkunst erspinnen.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Das Feld nnd Wiesen, feucht und feist,
Mit Bächlein viel zerspalten,
Die Sonn, wann sie vorüber reist,
Mit ihrer Schon aufhalten.
Nun wundert sich der Himmel feld,
Wie zierlich unterstrahlet
Mit Gras und Früchten grün und gelb
Das Erdreich sich gemahlet.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

Wer treibet aus Getreid nnd Gras,
Wer lockets an die Sonnen?
Weils in der Erd verwieret saß,
Wer hats hinausgesponnen?
Wer schärft den Aehren ihre Spitz?
Wer thut die Körnle zählen?
Wa nehmens doch die Kunst nnd Witz,
Daß nie der Art verfehlen?
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß dee Schöpfer seyn.

Die stolze Bäum' in Wälden wild
Sind zierlich ausgebreitet,
O nur aus Erd geschnitzte Bild,
Ohn Werk und Zeug bereitet!
Wer thut in Luft euch richten auf?
Wer gab das Grün den Zweigen?
Wo war so viel der Farb zu Kauf?
Für Wunder muß ich schweigen.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß dee Schöpfer seyn.

Bald auch die zahm und fruchtbar Bäum'
Sich freudig werden zieren
Mit weichem Obst, mit Kinderträum,
Nuß, Aepfel, Kirsch und Biren.
Die Biren geld, die Aepfel roth,
Wie Purpur die Granaten,
Die Pfersich bleich wie falber Tod,
Die Kirschen schwarz gerathen.
O Gott ich sing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer seyn.

*) Lilien. **) Nelken.

Des Obſts ich ſchier ohn Zahl erblick,
Und thut ſich immer mehren,
Citronen, Quitten, Pflaumen dick,
Faſt alle Äſt*) beſchweren.
Pomranzen gülden von Geſtalt
Sind viel in warmen Landen,
Da leucht't mit Gold wohl mancher Wald
Als nemlich hab verſtanden.
O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Der Rebenſtock voll Trauben ſchwer
An Pfählen kirdlich ſcheinet,
Als gleich ein wohlgewaffnet Heer
An Spießen angeleinet,
Da ſammlet ſich das Rebenblut
Zu ſüßen Traubenzähren,
Die machen uns den friſchen Muth,
Was will man mehr begehren?
O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Die reine Flüß kryſtallenklar,
Verbrämt mit grünen Weiden,
Von Schatten ſchier bedecket gar,
Die Sonnenhitz vermeiden;
Sich üben dort mit Schwimmen viel
In Schnee gefärbte Schwanen,
Dort haltens ihre Freudenſpiel
Auf glatten Waſſerplanen.
O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Die Thier auf grünen Felder breit
Sich friſch und freudig zeigen.
Das Wild in dunklen Wälden weit
Dem Jäger zeigt die Feigen**).
Die Vögel auch in freiem Zug
In Lüften freudig ſpielen.
Mit hin und her gewendtem Flug
Zum Ehrenkränzlein zielen.
O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Wo nur das Aug man wendet hin,
Mit Lüſten wirds ergetzet,
Ergetzet wird faſt jedes Sinn,
Und alles Wunder ſchätzet:
Ohn Maaß iſt alle Welt geſchmückt,
Wer Künſtler möchts erdenken?
Wers recht bedenkt, wird gar oerzückt,
Das Haupt thut niederſenken.
O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

Drum lobet ihn, ihr Menſchenkind,
Bei nun ſo ſchönen Zeiten;
All Traurigkeit nun ſchütt't in Wind
Spannt auf die beſte Saiten:
Auf Harf und Lauten taſtet frei,
Schnid't an die ſüße Geigen,
Mit reiner Stimm und Orgelſcheel
Thut ihm all Ehr erzeigen.
O Gott ich ſing von Herzen mein,
Gelobet muß der Schöpfer ſeyn.

*) Äeſte.
**) Ein bekannter Jagdausdruck.

2. Gedicht vom heil. Franciscus Xavier,

als er nach Japon ſchiffen wollte, um die Heiden zu bekehren.

Als in Japon weit entlegen
Dachte dieſer Gottesmann,
Alle waren ihm entgegen,
Fielen ihn mit Worten an,
Wind und Wetter, Meer und Wellen
Mahltens ihm vor Augen bar,
Redten viel von Ungefällen,
Von Gewitter nnd Gefahr.

Schweiget, ſchweiget von Gewitter,
Ach von Winden ſchweiget ſtill!
Nie noch wahrer Held und Ritter
Achtet ſolcher Kinderſpiel.
Laſſet Wind und Wetter blaſen,
Flamm' der Lieb oom Blaſen wächſt,
Laßet Meer und Wellen raſen,
Wellen gehn zum Himmel nächſt.

Ey doch laßet ab von Scherzen,
Schrecket mich mit keiner Noth;
Noch Soldat, noch Martisherzen
Fürchten immer Kraut und Loth.
Spieß und Pfeil und bloße Degen,
Rohr, Piſtol und Büchſenſpreiß
Macht Soldaten mehr verwegen,
Und ſie lockt zum Ehrenpreiß.

Laßet nur ihr Hörner wehen
Wind und Wetter ungeſtüm,
Laßt die drummend Wellen ſchwätzen
Und die Trommen ſchlagen um.
Nord nad Süden, Oſt und Weſten,
Kämpfen laßt auf ſalzem Feld;
Nie wirds dem an Ruh gebreſten,
Wer nur Fried im Herzen hält.

Wer wills über Meer nit wogen,
Ueber tauſend Wäſſer wild?
Dem es mit dem Pfeil und Bogen
Nach viel tauſend Seelen gilt.
Wem will grauſen vor den Winden,
Fürchten ihre Flügel naß?
Dee nue Seelen denkt zu finden,
Seelen ſchön ohn alle Maaß.

Eya, ſtark und freche Wellen,
Eya, ſtark und ſtolze Wind!
Ihr mich nimmer ſollt fällen,
Euch zu ſtehn ich bin geſinnt.
Seelen, Seelen muß ich haben,
Sattlet euch nur hölzen Roß,
Ihr müßt über Wellen traben,
Nue vom Ufee drücket loß.

Philipp Jacob Spener.

Dee feomme Spenee wuebe om 13. Januar 1635 zu Rappoltsweilee geboren. Ee beſuchte das Gymnaſium zu Colmae und ward ſeit 1651 ouf dee Univerſität Straßbueg feomm unb freiſinnig erzogen; erhielt 1652 den Titel eines Magiſtee, begleitete 1654 zwei Peinzen von der Pfolz auf Reiſen, und kehrte zurück, um als Privatdocent oufzutreten. Doch fand er für gut, von 1659—62 zu ſeiner ferneren Ausbildung noch mehrere Univerſitöten zu beſuchen. 1663 wuede er Frühpeediger, 1664 Doctoe der Theologie zu Straßbueg; 1666 trot ee, noch ein junger Mann, als Senioe, an die Spitze dee Geiſtlichkeit von Frankfurt om Main. Hiee hielt er zuerſt jene ſo heftig ongefeindete, in iheer Quelle ſehe reinen Conventikel, die den Pietismus, dieſe rein praetiſche, damals nothwendige, und, wäre ſie nicht zur Modegefühlsreligion geworden, on ſich untadelhofte Richtung, im Gigenſatz gegen Unglauben und Orthodoxie ins Leben riefen. Er achtete die damalige Kirche gering und wollte ſie liebee Gott, als ſeinen Prieſtren befehlen unb ein Kirchlein in der Kirche ſtiften. Doch ſchon ſeine Anhöngee mißverſtanden den feommen, abee im Leben heiteen Mann, und der Unſinn einer nue durch Kämpfe zu gewinnenden Seligkeit machte die on ſich reine Sache nue zu bald verdächtig und verhaßt. 1686 wurde ee ols Oberhofprediger, Oberconſiſtorial-Aſſeſſor und Kirchenrath nach Deesden beeufen, fiel jedoch, nach-

dem er dort und auch auf die Leipziger Universität für wahre Frömmigkeit und biblische Theologie unter Spott und Anfeindung segensreich gewirkt hatte, als gewissenhafter Beichtvater bei dem Kurfürsten Johann Georg dem Dritten in Ungnade, und ging 1691 als Consistorialrath und Probst zu St. Nicolai nach Berlin, woselbst er, nachdem eine 1698 an ihn ergehende Einladung, nach Dresden zurückzukehren, von ihm war zurückgewiesen worden, am 5. Februar 1705 starb.

Seine Schriften sind:

Pia desideria. 1675.

Vom geistlichen Priesterthum.

Von der allgemeinen Gottesgelahrtheit aller gläubigen Christen und rechtschaffenen Theologen. Frankfurt, 1680.

Katechismuspredigten.

Bußpredigten. 8 Thle.

Leichenpredigten. 13 Thle.

Geistreiche Gesänge. Halle, 1710.

Theologische Bedenken, Gutachten und Briefe. Halle, 1700—11. 8 Thle.

Seine practische Wirksamkeit war weit bedeutender als seine schriftstellerische; es fehlte ihm an Kraft und Präcision in der Darstellung, an Phantasie und Leben; seine Prosa ist daher breit, redselig und ermüdend, seine Poesie nüchtern und arm; beide jedoch voll reiner Frömmigkeit und eifrigen Ernstes.

Predigt von Ph. J. Spener.

Joh. c. III. v. 17.

Denn GOTT hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, daß Er die Welt richte.

οὐ γὰρ ἀπέστειλεν ὁ θεὸς τὸν υἱὸν αὐτοῦ εἰς τὸν κόσμον ἵνα κρίνῃ τὸν κόσμον.

Eingang.

Geliebte in dem HErrn. Es solle uns Christen allen billich bekandt seyn, wie die gantze Christliche Lehr, die wir in der Schrifft finden, sich in diese 2. Stück abtheile, die da heissen Gesetz und Evangelium. Da wir zu dem Gesetz rechnen, alle Göttliche Gebott, und was GOtt von uns fordert, auch wo wir solchem Befehl vollkommen gehorsamen, das Leben verspricht, oder in dem Fall, daß wir seinem Fordern kein Genüge leisten, den Sündern trohet und sie verurtheilet: Zu dem Evangelio aber zehlen wir alle Gnaden-Verheissungen und Vorstellungen Göttlicher Güte und deß erworbenen Heils in Christo.

Ob nun schon diese beyden Lehren in vielen Stücken übereinkommen, daß sie beyde eines GOttes Wort sind, beyde alle Menschen angehen, und beyde unsre Heyl befördern oder zu befördern gegeben sind; So dann beyde allezeit in der Christlichen Kirchen müssen getrieben werden. So ist gleichwol grosser Unterscheid unter denselbigen: Und solchen Unterscheid recht gründlich zu verstehen, ist wol eines von den vornehmsten Stücken der Christlichen Erkandtnuß: Ja wir mögen sagen, der seye bereits ein guter Theologus, welcher disen Unterscheid recht gnugsam verstehet.

Doß aber auch Einfältige etlicher massen solchen Unterscheid, und dessen vornehmste Stücke fassen mögen, so wollen wir derselben 8. mercken, wie sie in dem gemeinen in den Schulen gebräuchlichen Catechesi Dictorici, befindlich.

Sind also Gesetz und Evangelium unterschieden. 1. Was anlanget dero Erkandtnuß, wie sie uns bekandt werden. So wissen wir nun etwas von dem Gesetz von Natur. Dasselbe ist Adam in das Hertz geschrieben gewesen, und ob schon solche Erkandtnuß, als ein vortrefflich Stück deß so herrlichen Göttlichen Ebenbildes, durch den Sündenfall mächtig verderbet worden, also, daß vonnöthen war, daß deßwegen GOtt das Gesetz wiederumb auff dem Berg Sinai widerholen ließ, ist doch noch übrig geblieben einige Wissenschafft dessen was Gut und Böse ist; Doß auch die Heyden, die doß Gesetz nicht haben, nun Natur thun deß Gesetzes Werck, und damit zeigen, daß deß Gesetzes Werck seye geschrieben in ihrem Hertzen, Rom. am 12. v. 15. welches ihr Gewissen, das sie verklagt und beschuldiget, eben dardurch wol zeigt. Hingegen ist das Evangelium keinem Menschen von Natur bekandt. Wir wissen von Göttlicher Versöhnung, und von Christo, von Natur gantz nichts, sondern Christi Erkandtnuß muß erst auß Göttlicher Offenbahrung kommen. Das Evangelium ist ein Geheimnuß, das von der Welt her verschwiegen und erst offenbahret ist, Rom. 15. v. 25. Der ewige Sohn GOttes, der in deß Vatters Schoß ist, hats uns verkündiget. Joh. 1. v. 18.

Zweytens: Ist auch der Unterscheid, daß das Gesetz vorher gehen, und das Evangelium folgen muß. Es müssen die Hertzen erstlich durch deß Gesetzes Strenge erschrecket werden, ehe sie durch deß Evangelii Trost wiederumb auffgerichtet werden mögen. Sie müssen in dem Gesetz lernen an sich selbst verzagen, ehe sie zu Christo in dem Evangelio fliehen.

Drittens: Ist auch der Unterscheid darinnen. Doß GOtt das Gesetz durch Mosen seinen Diener gegeben: Aber das Evangelium hat Er erstlich zwar unmittelbar in dem Paradiß in der Verheissung deß Weibes-Samens gegeben: Vornemlich aber auch unmittelbahr durch seinen Sohn JEsum Christum, da Er auff Erden herumb gieng, verkrigen und offenbaren lassen. Das Gesetz ist durch Mosen gegeben, die Gnade aber durch JEsum Christum worden, Joh. 1. v. 18.

Viertens: Einer der vornehmsten Unterscheiden ist dieser, doß das Gesetz allein umbgehet mit lauter Gebotten, was wir thun und lassen sollen, und daran hängenden Tröstungen und Verheissungen, die sich auff die Haltung oder nicht-haltung der Gebotten gründen; Das Evangelium aber mit lauter Gnaden-verheissungen, was GOTT ohne einige unsere eigene Würdigkeit, Verdienst oder Werk uns zu gut thun wolle und sich erbiete.

Also, welches das Fünffte ist, fordert das Gesetz von uns, wie wir sollen bewandt seyn, wie heilig wir sollen auff die Welt gebohren werden, und wie heilig wir nachmahl leben sollen, so wil es auch haben, daß wir dann solches nicht nur wissen, sondern auch thun: Aber uns vor dem Bösen, das uns verbotten ist, hüten sollen. Hingegen das Evangelium zeiget uns GOttes Gnade, welche uns geschencket werde, und wie wir derselben nicht durch unsere Wercke sondern den Glauben an Christum sollen theilhafftig werden.

Sechstens, daher obschon das Gesetz auch seine gewisse Verheissungen hat, so sind es lauter solche Verheissungen, die auff der Bedingung stehen, wo der Mensch solches thun werde. Thue das, so wirst du leben. Luc. 10. v. 28. Aber die Verheissungen deß Evangelij sind nicht umbschrenckt mit solchen Conditionen, sondern die Gnade die uns darinnen anerbotten wird, wird uns anerbotten lauter umbsonst, und ohn einig unser Verdienst. Wir werden ohne Verdienst gerecht auß Gnaden durch die Erlösung so durch JESUM Christum geschehen ist, Rom. am 3. vers. 24.

Daher fliesset Siebendens, daß sie gantz unterschiedene Würckungen haben. Das Gesetz foedert nur, aber es gibt die Kräffte nicht, daß der Mensch auch dasjenige thun köndte, was es fordert, sondern do mag der Mensch selbst sehen, wie ers zu Werck richte, das kan er aber nuff keine Weise. Hingegen da das Evangelium den Glauben foedert, ob wie wol auch denselben nicht vor uns selbst und auß eignen Kräfften haben, so würckt gleichwol das Evangelium selbst denselben, bey denen die seine Würckung lassen an sich kräfftig seyn. Wiederumb weil besagter massen das Gesetz nur fordert, und die Kräffte zu thun nicht gibt, und also der Mensch nicht kan leisten, was es von ihm fordert, so trohet ihm das Gesetz, es kündigt ihm GOttes Zorn und den Fluch nu, schrecket und ängstiget ihn, daß er, sooiel an dem Gesetz wäre, verzweiffelen müste, oder es kan ihm nicht wiederumb selbst helffen, oder den Fluch wiederum wegnehmen. Hingegen das Evangelium tröstet den Menschen, kündiget ihm Gnade und Vergebung der Sünden an, und macht ihn also durch Trost wiederumb lebendig.

Drzu kommet Achtens, daß deßwegen ob schon das Gesetz und Evangelium alle Menschen angehen, und allezeit in der Kirchen mit einander müssen geprediget und getrieben werden, gleichwol darinnen ein Unterscheid seye, daß das Gesetz gehe eigentlich an die unwiedergebohrne sichere böse Leuth, und, was fromme wiedergebohrne Christen anlangt, bei denselbigen allein ihr sündliches Fleisch und alten Adam, dann demselben trohet es noch immer, daß der Mensch nicht sicher werde, ohne daß gleichwol auch selbst dem Geist das Gesetz die Regel zeiget, nach dem er leben soll. Aber was das Trohеamt und den Fluch, auch den Zwang des Gesetzes anlangt, ist nach solchem dem Gerechten kein Gesetz gegeben. 1. Tim. 1. v. 9. Das Evangelium aber gehet an die jenige Hertzen, die ihre

Sünde erkennen und nach Göttlicher Gnade begierig sind. Es sind Mühselige und beladene, die der HErr zu sich ruffet, und welche Er erquicken will. Matth. 11, 28. Es sind Elende denen der HErr predigen, zubrochene Hertzen die Er verbinden, Traurige die Er trösten will, und darzu gesandt ist. Esa. am 61. v. 1. 2.

Also, meine Geliebte, sind die beyde Stücke Göttlicher Lehre, Gesetz und Evangelium, unterschieden, und ist solches eine Lehre, die nicht zur Unzeit jetzt vorgetragen wird, sondern sich auff gegenwärtige Zeit gar wol reymet. Dann wir haben gestern gesehen, wieviel herrlicher seye unsere heutige Pfingsten deß Neuen Testaments gegen der alten Pfingsten. Nun ist eben solches deßwegen, daß die Pfingsten Alten Testamentes war eingesetzt zur Gedächtnuß, wie das Gesetz war gegeben worden: Die Pfingsten aber deß Neuen Testaments erinneet uns der grossen Wolthat, wie GOTT seinen Heiligen Geist nicht nur voe deme sichtbae auff die Apostel außgegossen, sondern noch jetzo unsichtbahr in die Hertzen der Gläubigen sendet, und dardurch in ihnen kräfftig ist.

Was auch unser heutiges Evangelium anlangt, gehöret diese Materi gleichfals zur Erläuterung desselben, sonderlich wann wir darinnen hören, wie der HErr sagt: GOtt hat seinen Sohn nit gesandt in die Welt, daß Er die Welt richte. Damit gezeiget wird, daß die Sendung deß Sohns GOttes, welche das voenehmste Gut deß Evangelij ist, nicht geschehen seye zum Gericht. Nun gehöret das Gericht zu dem Gesetz, daß also gewiesen wird, das Ampt Christi seye eygentlich nicht ein Gesetzes Ampt, sondern ein Ampt der Gnaden und deß Evangelij. Welches eben die Betrachtung ist, so uns vor dißmahl vorkommet.

Wir haben auß dem Ersten und so bekandten, als kräfftigen Macht-Spruch: Also hat Gott die Welt geliebet, ꝛc. in vier Predigten, vier wichtige Materien traetiret: Wie sich Erstlich die Liebe GOttes gegen das Menschliche Geschlecht verhalte, uls der Ursprung aller unser Seligkeit. 2. Was es für ein theures Geschenck seye, da GOtt uns seinen Sohn gegeben habe, und wie wir dasselbige anzusehen haben. 3. Wie der Glaube so auß Würckung deß Heiligen Geistes herkommen muß, das einige Mittel seye, dardurch wir die Seligkeit annehmen, und also dieselben thätlich geniessen, und wie der Glaube müsse bewandt seyn. 4. Was das vor ein ewiges Leben seye, dessen die Gläubigen auß ihres himmlischen Vatters Liebe umb CHristi Verdienstes willen theilhafftig gemacht werden.

Jetzo sehen wir weiter, wie Christus die angefangene Materi außführet, und zeiget, Er seye nicht kommen der Welt zu Schaden oder zum Gericht, sonderu sie selig zu machen. Wir sehen aber dißmahl allein das Erste, wie der HERR nicht zu dem Gericht gekommen seye. Ach HERR JEsu! Lehre uns deine heylsume Gnaden-Zukunfft, daß du nicht zum Gericht gekommen seyest, sondern unsere Seligkeit zu befördern, ulso erkennen, daß wir uns auch von dir selig machen lassen, und nicht auß deiner Ordnung außschreiten, und damit deinen Rath un uns zernichten: Damit alsdann auch deine letzte Zukunffe uns nicht zum Gericht, sondern zum Trost und Seligkeit gereiche. AMEN.

Erklärung.

Unsere Wort louten also: Dann GOtt hat seinen Sohn nit gesandt in die Welt, daß Ee die Welt richte. Wir sehen hierinnen auff 2. Theil. 1. Die Wolthat, daß GOtt seinen Sohn gesandt habe. 2. Die Absicht, warum Er Ihn gesandt habe. Beneficium missi Filii, Missionis intentio.

Das Erste belangend, so heisset es: Dann GOTT hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt. Das Dunn hänget diese Wort an das vorige an, daß sie also eine Bekräfftigung und Erläuterung deß norigen in sich haben; Der HERR hat in dem voeigen gesagt, daß Gott habe seinen Sohn gegeben, daß alle die an Ihn glauben nicht verlohren werden. Da sagt Er: Dann Er hat Ihn nicht gesandt zum Gericht. Hat diese Krafft. Es hätte einer sagen mögen: Ach, dieses kun kein Werck der Göttlichen Liebe seyn, daß GOtt seinen Sohn gegeben hat: Dann GOTT uud ulsa sein Sohn sind von unendlicher Gerechtigkeit, sie können nichts unders, als Sünde struffen.

Hat dann GOTT seinen Sohn in die Welt gesandt, so findet Er in der Well nichts, daß sie würdig wäre, selig gemächt zu werden, sondern allein zum Gericht und Verdamnuß, so wird also die Verdumnuß dabuech vermehret werden. Wie dann in dem Alten Testument offtmahls GOTT vorher gesagt hatte, daß Er zum Gericht kommen werde; Auch so offt unser Gewissen an GOTT gedencket, kan es nicht unders als ihm GOTT als einen Richter vorbilden, und also darvar sich entsetzen, wo es heisst, daß GOTT komme. Diesem Gedancken begegnet Christus, und sugt: Es seye dieses ein theures Gnaden-Geschenck, daß GOtt seinen Sohn gegeben habe. Dann GOTT wisse zwar wol, wie Er nichts anders als Verdamnuß würdiges werde in der Welt antreffen, uber Ee habe Ihn gar nicht zu dem Ende gesandt, satches zu unden und zu rachen, sondern zu helffen und das jenige selig zu machen, bas an sich verdorben war. Damie es dabey bleibe, es seye dieses ein ganz versicherte Prob der grossen Göttlichen Liebe, daß GOTT seinen Sohn geschicket habe.

Die Sache selbst heisset: GOtt hat seinen Sohn gesandt in die Welt. Der Ihn gesandt hat, ist GOtt. Wird damit verstanden die Erste Person der H. Dreyfaltigkeit, die nicht nur unser Vatter ist, sondern zuförderst Christi, der Andern Person, Vatter. Daß uber hier eigentlich von GOTT dem Vatter, der Ersten Peeson, im Gegensatz gegen die übrige, gehandelt werde, sehen wir darauß, weil stehet, seinen Sohn. Ist dieses also eine Person die einen Sohn hat. Doch ist zu mercken, ob wol eigentlich der Vatter den Sohn gesandt, so hat sich doch auch Christus der Sohn selbst gesandt, und ist auß eigenem Willen gekommen. Es ist aber GOtt in diesem Werck, da Er seinen Sohn zu unserm Besten uns geschickt hat, anzusehen; Als ein solcher GOtt, welchen wir mit unsern Sünden erzürnet hatten. An denen Er nichts anders suhe, uls lautre Feindschafft gegen sich. Und alsa die voe sich solcher Wolthat, nicht würdig wären, sondern, daß ulso die Gutthat auß pur lautre freyer, eigener, unverdienter Liebe und Barmhertzigkeil hergekommen seye.

So vielmehr, weil GOtt, da er seinen Sohn sandte, nicht nur angesehen hae die jenige Sünden, in welchen die Welt gelegen ist, sondern, daß auch der allermeiste Theil noch künfftig würde in seinen Sünden fortfahren, und alle diese Wolthat die der HErr an ihnen thun wolte, un sich vergebens lassen werden: Ja, daß kein einiger unter allen seyn werde, der nicht unterschiedlich mahl mit Undanck solche Wolthat vergelten werde; Od schon etaige sich unter denselben endlich doch die anhallende Gnade wurdea gewinnen lassen. Da gehöret ja freylich eine mehr als Menschliche und recht Göttliche Liebe darzu, vor solche Menschen seinen Sohn zu geben, die noch nicht einmahl aufhören dem Gutthäter zuwider zu thun, ja, deren soviel sich solcher Gutthat nur so viel ärger mißbrauchen weeden. Unter Menschen weeden wir keinen finden, welcher seine Gutthat an deegleichen Leuthen, von denen Er alles solches vorsehe, thun würde. Aber das heisset es auch, daß GOTT uns nicht nue geliebet, sondern preise seine Liebe gegen uns, daß Christus vor uns gestorben, und also voehin von dem Vatter gesandt worden, da wir noch Sünder und seine Feinde wuren, Rom. 5. v. 8. 10. Welche Betrachtungen alle, die Liebe Gottes, und daher fliessende Gutthat soniel gröser machen.

Wen er aber gesandt habe, da heisset es seinen Sohn: Und eigentlicher, seinen selbst Sohn, und also einen solchen Sohn, welcher auß GOttes deß Vatters Wesen gezeugt, nicht einen angenommenen Gnaden-Sohn, wie wir Menschen solche Gnaden-Kinder sind: Die Kron seines Hertzens: Den Glantz seiner Heerlichkeit, und das Ebenbild seines Wesens. Hebr. 1. v. 3. Und also einen Eingebohrnen Sohn: Wie Er in den vorigen Worten geheissen: Daher freylich einen wahren Ewigen und Ihm am Wesen und Majestät gleichen GOTT.

Das zeiget abermahl die Gröffe Göttlicher Liebe gegen uns; GOtt war nicht freygebig auß fremdem Gut, daß Er uns einen andern gesandt, der Ihn nichts angienge, sondern der Ihm dem Vatter so lieb ware als Er selbst: Der ein GOTT mit ihm wäre.

Woranß wir nicht nur sehen, daß ulso Christus wahrer GOtt dem Wesen nach seye, welches der Name Sohn mit sich bringet, und zwar sein selbst Sohn: Da wir mit solchem Numen, nicht genennet werden seine Söhne, sein selb Sohne. Sondern auch, daß dann Christus in dem Werck seiner Erlösung nicht zu betrachten seye, nur als ein Mensch, sondern auch als GOTT: Die Gottheit hat freylich auch ihe Werck darbey gehabt. Es heist hie: GOtt hat nicht die Meoschheit Christi, sondern seinen eigenen Sohn gesandt, der ist nun GOTT. Nun welchen GOtt gesandt zu der Erlösung deß Menschlichen Geschlechts, der hats uuch erlöset. Wiederumb die Erlösung munte geschehen durch Leyden und Sterben. Also hat auch GOtt seinen Sohn zum Leyden und Sterben geschickt, also hat dann uuch GOttes Sohn, und daher ein wahree GOTT gelitten und ist gestorben, obwol nicht eben nach seiner Gottheit, die nicht leyden noch sterben kun, dannoch in seiner Ihm eben sowol als die Goltheit zugehörigen Menschheit.

In dem übrigen bemercken die Lehrer auch dieses hierbey, daß uuß sonderbahrem Ruth GOtt der Vatter habe zu unserer Erlösung seinen Sohn schicken wollen, nehmlich, daß,

wie Er der wesentlicht Sohn GOttes ist, Er mit seinem Leyden und Sterben uns das Gnaden-Kindes-Recht zuwegen brächte, daß wir Söhne und Töchter in dem jenigen würden, der allezeit von Ewigkeit GOTTES Sohn gewesen ist.

Was aber die Sache selbst anlanget, so heisset es nun ferner: GOTT hat Ihn gesandt. Nehmlich das jenige zu thun und zu leyden, was zu dem Heyl der Welt vonnöthen war. Er hat Ihn gesendet: 1. In das Fleisch, daß Er Menschliche Natur an sich nahm, und also unser Bruder würde, auff daß nachmahl uns solchem Brüderlichen Recht, all sein Thun und Leyden vor uns gültig wäre. Dann weil die Menschen gesündiget, so solte nach Göttlicher Gerechtigkeit Erforderung auch wiederumb ein Mensch genug thun. 2. Sandte Er Ihn nicht nur Mensch zu werden, sondern gar Knechtes Gestalt anzunehmen: Als welches auch die Göttliche Gerechtigkeit erforderte, daß der jenige, welcher genug thun solte vor unsere Sünde, sich der jenigen Herrlichkeit begebe, welche Er hätte, weil wir nach mehr Ehr und Herrlichkeit gestrebet hatten, die uns nicht gebührte. 3. Hat auch der Vatter seinen Sohn darzu gesandt, daß Er das Gesetz erfüllete. Welches schon ein Stück der Knechts-Gestalt war, daß Er nemlich, da Er sonsten des Gesetzes HERR an sich selbst wae, und daran nicht verbunden gewesen wäre, sich demselben unterwerffen. GOtt hat Ihn unter das Gesetz gethan. Galat. 4. und es nisdann erfüllet. War wiederumb eine gantze nöthige Sache, dann weil wir den schuldigen Gehorsam nicht in eigener Person geleistet hatten, so muste unser Bürge denselben vor uns leisten. 4. Hat der Vatter Ihn auch gesendet zu seinem Leyden und Todt, daß Er alle die Straffen außstünde und litte, welche wir verdienet hatten, weil auch solches zu der Vergnügung der Göttlichen Gerechtigkeit gehörte. Aber Er hat Ihn so zu dem Leyden und Todt gesandt, daß auch hinfftens Er Ihn gesendet, daß Er wiederumb durch sein Leyden in seine Herrlichkeit eingehen, und also die jenige Güter, welche Er der Welt verdienet, allen denen zueignen und geben solte, welche solche annehmen wolten: darzu vonnöthen war, daß Er in der Herrlichkeit regierete.

Nun zu allem dem, und also dem vollkommenen Werck der Erlösung, hat GOTT seinen Sohn gesandt. Und zwar mit gleichsam seiner gewissen Instruction und Befelch, das ist, es war von Ewigkeit beschlossen, was Christus thun und was Er leyden solte. Daher in der Schrifft des vordedachten Raths Gottes, Actor. 2. v. 23. Meldung geschiehet; Ja, auch ein ziemliches Theil desselben war bereits von den Propheten vorher gesagt worden, damit ja soviel kundbahrer wäre; Christus thäte nichts als was der Wille seye, dessen der Ihn gesandt habe: Wie Er selbst sagt, Johnn. 4, 34. cap. 5. v. 30.

GOtt hat Ihn auch also gesandt; wie ein grosser Herr, da Er einen gewaltmächtigten Gesandten schicket, alles das jenige genahm hältet, was derselbe in seinem Namen thut, daß also auch GOTT alles vor genehm gehalten, und Ihm hat gefallen lassen, was Er in seinem, als seines himmelischen Vatters Namen gethan und gehandelt. GOtt hat sein Opffer, das Er geleistet, als vollgültig angenommen, dieweil Er Ihn selbst darzu gesendet hatte, solches Opffer zu verrichten. Was Christus gelehret, das hat Er auß dem Schoß seines Vatters gebracht, und uns geoffenbahret; Und alles solches erkennt der Vatter vor sein Wort und Willen.

Daher weil uns Christus die Gnade seines himmlischen Vatters und Vergebung der Sünden, da wir allein an Ihn glauben, zugesagt hat, so ist es bey dem Vatter auch also sein Will: Und heisset also 2. Corinther 5. v. 18. 19. selbst von dem Vatter: Daß GOTT uns Ihm selbst versöhnet habe durch JEsum Christ, dann was Christus thut, daß Er uns versöhnet, thate in und durch ihn der Vatter, als welcher Ihn darzu gesandt hatte. Also müssen wir dieses senden ansehen.

Es hat aber der Vatter seinen Sohn zu uns gesandt, weil wir nicht zu GOtt kommen konnten, so muste GOttes Sohn zu uns kommen, umb uns zu dem Vatter wiederumb zu führen.

Es hat auch der Vatter den Sohn gesendet nicht auff eine, sondern unterschiedliche Weise, dann 1. hat Er Ihn gesendet in seinem Ewigen Rathschluß. Dann weil von Ewigkeit her beschlossen gewesen, daß in der Fülle der Zeit Christus solte dem verlohrnen Menschlichen Geschlecht helffen, und es selig machen, so ist solcher Rathschluß bereits das erste Senden gewesen, da Er schon darinnen bestimmt worden, nicht zum Gericht, sondern zur Seligkeit der Menschen. Nachdem aber der Erste Mensch Adam würcklich gefallen war, so hat GOtt so bald seinen Sohn gesandt in dem Verspruch, weil Er gleich Gen. 3. versprach, es solle des Weibes-Samen der Schlangen den Kopff zertretten; Diese Verheissung, und alle andere Verheissungen, darinnen GOTT in dem Alten Testament hat von dem HErrn Christo oder Messiä zugesaget, sind lauter Arten des Sendens. Da ist Christus gleichsam schon außgegangen sein Werck zu verrichten. Dahin gehören auch 3. alle Vorbilde in den Opffern. So offt Opffer geschlachtet worden sind, von GOTT Vergebung der Sünden und Gnade zu erlangen, da die liebe alte Glaubige wol wusten, daß dieses Viehe so sie schlachteten, und dessen Blut auß eigener Krafft ihnen nicht helffen köndte, sondern, daß es die Krafft des Bluts Christi thun müsse, welcher künfftig würde geopffert werden, und durch diese Vorbilder dem Glauben vorgestellet ward: So offt wurde gleichsam Christus von seinem Vatter gesendet, und gnd auß seinem künfftigen Opffer die Krafft voran solchen schlachtenden Opffern; Und kam also Christus so offt in den Vorbildern, ehe Er noch in eigener Person gekommen ist. Also heissets, Er seye das Lamm das erwürget ist von Andeginn der Welt, Apoc. 13. 8.

Nachdem Ihn also der Vatter auf vielerley gedachte Weisen gesandt hatte hat Er endlich Vierdtens Ihn würcklich und persönlich gesandt, alles solches zu verrichten, was vorhin beschlossen, versprochen und vorgebildet worden.

Es ist aber wol zu mercken: Daß hier geredet werde von der ersten Zukunfft Christi: Dann wie wir wissen, sind ohne die geistliche Zukunfft Christi, da derselbe in die Hertzen der Glaubigen durch Wort und Sacramenten kommet, zwo vornehme Arten der Zukunfft deß HERRN, deren die Erste genennet wird die Zukunfft in das Fleisch, die Andere ist die Zukunfft am Jüngsten Tag zum Gericht. Hier ist klar auß schon besagtem, daß von der Ersten geredet werde.

Sonderlich wo wir sehen: 4. Wohin Er seinen Sohn gesandt? Da heisset es, in die Welt. Nicht nur was den Orth anlanget, daß Er Ihn in die Welt geschicket habe, darinnen sich zu offenbahren; Sondern, daß in die Welt heisse, daß Er auch selbst ein Theil der Welt würde, (das ist, daß Er ein Mensch wurde) und dann die Welt zu Nutzen.

Die Welt die ist die jenige, zu dero besten es angesehen war, daß der HERR kam. Also ist der HErr Christus nicht kommen, umb seines Lustes und Nutzens willen, sondern in die Welt umb dero bestens willen. Und zwar heisset hier die Welt, nicht so wol eigentlich dieses Gebäu Himmels und der Erden, als die gesambte Menschen, die in der Welt sich befinden, und deßwegen, weil sie unter irrdischen Creaturen die noenehmsten sind, sonderbahr die Welt genennet werden. Dann es ist eine solche Welt, worinnen der Vatter seinen Sohn geschickt, die durch Ihn selig werden solte, welches keiner andern Creatur als den Menschen zukommt. Ist also so viel, ob sagte der HERR, GOTT habe seinen Sohn geschickt zu den Menschen, nehmlich zu ihrem besten, umb ihrent willen.

Sehen wir aber, wer und wie die Welt beschaffen ist: Ach! so hatte ja GOtt kein Ursach umb derselben willen seinen Sohn zu senden, dann die Welt ist nichts anders, als wie jener sagt, ein Stall voll böser Buben, ein Hauffen voller Feinde GOttes. Wie die Welt allezeit in der Schrifft, als GOttes Feindin abgemahlet wird, so gar, daß auch der Welt Freundschafft GOttes Feindschafft ist, Jac. 4. v. 4. Und darumb nennet Christus das Menschliche Geschlecht mit diesem Namen Welt. Daß Er nicht sagt, GOtt hat seinen Sohn gesandt zu den Menschen und vor dieselbe, daß Er die Menschen, die gleichwol als Menschen GOttes Geschöpff seynd, selig machte; Sondern er hat Ihn gesandt, zu denen die aus Menschen und GOttes-Geschöpffen und Knechten, nunmehr Welt, und GOttes Feinde worden waren. Rom. am 5. vers. 10.

In dem Stand waren sie anzusehen, als GOtt seinen Sohn vor sie gab: Lauter Feinde GOttes, die darzu eine solche feindselige Natur hatten, daß sie auch nichts anders auß sich selbst konten, als ihren GOTT hassen. Eine solche Welt hat GOtt wie vorhin geliebet, also in diesen Worten auß Liebe ihr seinen Sohn gesandt. Eine Welt die in dem Argen ligt. 1. Johan. am 5. v. 19. Eine Welt die gantz voller Finsternuß war, da Er als das rechte Liecht erst in die Finsternuß sie zu erleuchten kommen ist; Ja eine solche Welt, die darzu, als der HErr zu ihr gesandt wurde, Ihn nit annehmen wolte. Joh. 1. In solcher Boßheit mußte diese Welt angesehen werden.

Dornach als eine solche, daran GOtt nichts anders ansahe, als lauter Ursachen von Zorn, weil sie aus seinen Knechten und Geschöpffen seine Feinde worden waren, sie zeitlich und ewig zu straffen und zu verderben.

Das heist dann Liebe, daß GOtt eine solche Welt nicht nur in ihrem Verderben nicht untergehen liesse, sondern so ein theures Mittel derselben zu helffen vor die Hand nam, nehmlich seinen Sohn vor sie zu senden.

Jedoch muß sie ferner angesehen werden, als eine solche, die noch Göttlicher Erbarmung in ihrem Elende fähig war, da hingegen die gefallene Engel in ihrem Elend verlassen

wurden, und ewig nicht geholffen bekamen, oder Barmhertzigkeit erlangeten. An der Unterscheid und dessen Ursach allein Göttlicher Weißheit heimgestellet bleibet.

Es ist zu mercken, daß es eine Welt seye, die hier beschrieben wird, als eine solche die da allerdings kein Heyl oder Seligkeit selbst gehabt, sondern erst durch Christum hat erlangen müssen, dann es heißt, daß eben umb sie selig zu machen, der HERR habe müssen gesandt werden: Bey ihr waren lauter Ursachen allein deß Gerichts gefunden worden. Ist der Erste Theil.

In dem Andren sehen wir jetzo: Worzu der HErr gekommen? Da heisset es: Nicht, daß Er die Welt richte, sondern, daß die Welt durch Ihn selig werde. Wir sehen dißmahl allein das eine Stück, daß Er nicht gekommen seye, daß Er die Welt richte.

Hie möchte scheinen, wir könten dieses nicht wohl sagen, weil ja freylich CHristi Zukunfft vielen zum Gericht geschiehet, nicht nur die letzte Zukunfft am Jüngsten Tag, so eigentlich zum Gericht angesehen ist; Sondern auch die erste Zukunfft, die Zukunfft ins Fleisch. Joh. 15, 22. Sagt Er selbst: Wann Ich nicht kommen wäre, und hätte es ihnen gesagt, so hätten sie keine Sünde. Und deutlicher Joh. 9, 39. Ich bin zum Gericht auff diese Welt kommen. Welches das Ansehen haben möchte, daß solches gerad diesen Worten entgegen stünde.

Aber wo die Sache einfältig angesehen wird, so gibt sichs unschwer, daß hier geredt werde, von dem jenigen, worzu CHristus gekommen, nach dem Willen seines himmlischen Vatters, was sein und seines himmlischen Vatters Rath dabey gewesen seye: hingegen ist es freylich geschehen, daß Christi Zukunfft vielen zum Gericht dienet, und daß sie umb seiner Zukunfft willen so viel schwerer verdammet werden: Aber nicht, daß Er außdrücklich deßwegen gekommen wäre, sondern zufälliger Weise aus ihrer Schuld. Weil sie den ihnen gegebenen Heyland nicht annehmen wollen, so wird ihre Sünde dardurch schwerer und also ihr Verdamnuß verwehrt. Aber daran ist nicht Christus schuldig, sondern sie selbst. Gleich wie das Evangelium an sich ein Geruch deß Lebens zum Leben ist, auch andern ein Geruch deß Todtes zum Tode wird, die verlohren werden. 2. Cor. 2. Daß deßwegen welche nur schwerers Gericht auff sich ziehen von Christo, eben über andere auch noch dneinnen sündigen, daß sie deß HERRN heylsamen Rath gegen sich verkehren.

Es heist aber, daß Er nicht kommen seye, zu richten die Welt. Daß Er nicht kommen seye zu richten die Frommen, wo einige vor sich selbst fromm wären oder seyn könten, wäre kein Wunder, dann die hätten das Gericht nicht verdienet. Aber hier stehet, er sene kommen nicht, daß Er die Welt richte. Die Welt, das sündliche Menschliche Geschlecht, an dem an sich selbst nichts anders ist, als lauter was das Gericht und Straffe verdienete. Solche Leuthe auff welchen von Natur schon wegen der sündlichen Verderbnuß das Gerichte ligret, und daher auch auf den jenigen bleibet, welche nit glaubig werden. Joh. 3, 36.

Und zwar heissets die Welt, das ist, wiederumb alle Menschen ins gesambt, wie böse sie auch seyen. Da ist kein Mensch in der Welt, wie gottloß er ist, und der auch würcklich deßwegen endlich verdampt, umb den zu verdammen Christus gekommen wäre: Sondern Er wolte allen den Segen beingen, ob wol ihrer viel deß Segens nicht wollen, sondern wollen den Fluch, deßwegen er ihnen auch kommet: Seldsten Judas, deme doch Christi Zukunfft jetzt nichts nutzet, sondern er nur umb derselben willen so viel schwerer und härter verdammt wird, kan doch nit klagen, daß Christus ihn zu richten nur gekommen seye, sondern Er ist auch ihn selig zu machen gekommen, aber er selbst hat das Gericht auff sich gezogen.

Das Wort Richten, heist mehrmal in der Schrifft so viel als in dem Gericht verdammen, und so wird es auch hier gebraucht: Doch daß das vorhergehende Gericht nicht ausgeschlossen werde.

Ist also dieses die Meynung deß HErrn, GOtt hat seinen Sohn nicht darzu in die Welt geschickt, daß derselbe der Menschen gantzes Leben examiniren und erforschen, sodann nachdem ers finden würde, jedem nach seinem Verdienst geben, auch also die jenige die Böses gethan neruetheilen und würcklich endlich verdammen solle: Sondern das ist des Gesetzes und Mosis Ampt. Aber Christus ist darzu kommen, daß Er ohn eracht, deß Menschen Leben seye vorher gewesen wie es wolle, es seyen Sünden norhanden so groß sie seyn mögen, allen die Gnade anbiete, und zeige, daß keiner (wo er nemlich durch Glauben sich bekehret) wegen seiner auch greulichsten Sünden solle verdammt werden. Also ist der HErr nicht kommen, die Sünde in das Gericht zu führen, sondern sie zu decken und zu tilgen, und alle die jenige auß dem Gericht herauß zu nehmen, daß sie ihrer Sünden wegen nicht sollen verurtheilet werden, welche an Ihn glauben. Darumb heisset es in folgenden Worten: Wer nu ihn glaubet werde nicht gerichtet, v. 18. Und im 5. Cap. v. 24. Wer da glaubet komme nicht in das Gericht, sondern seye vom Todt zum Leben hindurch getrungen.

Ja auch mögen wir sagen, der HERR seye auch also kommen, nicht, daß Er die Welt richte, daß auch das Gericht nicht so bald auff die Menschen kommen solte, daß der Mensch, der Sünder nicht gleich in seiner Sünde auff frischer That alsobalden mit dem Gericht überfallen würde, sondern, daß sie noch Zeit erlangten sich zu bekehren, und also durch den Glauben dem Gericht zu entfliehen.

Lehr-Puncten.

Wir sehen jetzo zur Haupt-Lehre: Daß Christi Ampt nicht seye zu richten, sondern selig zu machen: Solches müssen wir aber recht verstehen.

1. Wird nicht gesagt, daß CHristus gar nicht richten werde. Dann wir bekennen ja selbst in unserm Apostolischen Glaubens Bekandtnuß: Er werde kommen zu richten die Todten, und wie seine erste Zukunfft in das Fleisch gewesen ist eine Gnaden-Zukunfft bey denen, welche sich nicht bekehret und seine Gnade angenommen haben, seyn eine Gerichtliche und Zorns Zukunfft. Darvon heisset es Joh. 5, 27. Der Vatter hat dem Sohn macht gegeben das Gericht zu halten: Darumb, daß Er deß Menschen Sohn ist. So wird Matth. 25. v. 31. seq. solche gerichtliche Zukunfft, wie auch etliche mahl in der Offenbarung Johannis und sonst hin und wieder in der Schrifft beschrieben. 2. Wird auch nicht gesagt, daß Er nicht richte; in dem Verstand, daß nicht das Gericht deß Gesetzes Mosis sein Gericht seye. Dann Er ist der einige Gesetz-Geber, Jacob. 4, 12. Und also ist Er der, welcher selbst Mosi das Gesetz gegeben. Ist demnach Mosis Gesetz eben auch Christi Gesetz, und also wo Moses und sein Gesetz den Menschen richtet, so richtet CHristus den Menschen durch Mosen. 3. Sagen wir auch nicht, daß Christus in seinem Ampt das Gesetz gar nie gelehret habe, als der freylich solches getrieben und in vielen Stücken außgelegt hat; Wie wir hin und wieder in seinen Predigten sehen, sonderlich Matthei 5. Wo er deutlich saget, daß Er nicht gekommen seye das Gesetz auffzuheben, sondern zu erfüllen. Daher wo es heisset: CHristus seye nicht gekommen die Welt zu richten, sollen wir ja nicht auff die Gedancken kommen, als müste deßwegen in der Christlichen Kirche das Gesetz, als welches zum Gericht gehöret, nicht getrieben, sondern allein das Evangelium, als die Lehre Christi norgetragen werden. Dann Gesetz muß nüemahl neben dem Evangelio stehen, und diesen den Weg bereiten. Ja, es muß behalten werden nicht nur bei denen noch Unwiedergebohrnen, sondern noch selbst bey den Wiedergebohrnen, wegen deß bey ihnen übrigen sündlichen Fleisches. Sonderen dieses ist die Meynung, wo wir sagen, daß Christus nicht gekommen seye, daß Er die Welt richte: Nemlich 1. Er habe kein neue Gesetze gegeben in seinem Mittler-Ampt. 2. Solch sein Mittler-Ampt bestehe nicht daeinnen, daß Er einem jeglichen gebe nach deme er verdienet hat, und wie ers nor sich würdig ist. Damit widerspricht der HERR zweyerley Irrthumen. 1. Da einige meynen, daß Christus darzu gekommen seye, daß Er auß GOttes Befelch habe ein neuer und vollkommener Gesetz gegeben, darnuß die Leute desser und gewisser selig werden mochten, wo sie dasselbige hielten; als durch Mosis Gesetz. Wie nicht allein solches den Türcken und Mahomets vorgeben ist, der da gelehret, daß unser JEsus ein grosser Prophet gewesen, der einen vollkommern Weg zur Seligkeit gezeigt als Moses. Hingegen er Mahomet habe nachmahl einen noch bessern und leichtern Weg gewiesen. Sondern selbst in der Christlichen Kirchen, findet sich bey den Papisten, Arminianern, Socinianern dieser Irrthum, daß dieses zu Christi Ampt gehöre, daß Er zu den Gebotten Mosis noch neue Gesetz gethan habe. Dann damit würde CHristus zum Richter gemacht: dann wer eygentlich Gesetze gibt, derselbe muß auch nach solchen Gesetzen urtheilen und richten, die jenige zu absolviren die nach solchem Gesetz thun, die jenige zu verdammen, welche sie übertretten. Weil aber der HErr nicht zu richten in seinem Mittler-Ampt kommen ist, so kan Er auch in demselben keine neue Gesetz gegeben haben. Muß deßwegen das Gesetz der Liebe, so Er seinen Jüngern gegeben und erneuert hat, nicht ein solch neu Gesetz gewesen seyn, welches Er damahl zu allererst gegeben, sondern es war eben selbst das alte Mosaische Gesetz, so Er den Seinigen nuffs neue nachdrücklicher norgelegt, und sie dessen erinnert. 2. Meynen auch etliche und bilden ihnen das Mittler-Ampt Christi also ein, daß Er jeglichem gebe nachdem er verdienet, und bestehe seine Gnade nicht so wol daeinnen, daß in unserer Rechtfertigung nicht auff die Wercke gesehen werde (welches die Gnade deß Evangelij ist) als daeinnen, daß der HErr Christus uns die Gnade und Geist gegeben habt, das Gesetz zu halten, so wir sonst nicht hätten

halten können, aber nunmehr wegen Hülffe der Gnaden zu halten vermöchten, und dahee auß haltung deſſelben ſelig weeden müſten. Welches abee wiedeeumb hieſſe, daß der HERR wäre kommen zu richten. So Er hier verneinet.

Sondern dieſes iſt eigeatlich dee Zweck nnd die Snmma deß Mittler-Ampts Chriſti, daß Er kowmen ſeye, weil wir das Geſetz, an deſſen ſtatt, weil es die ewige unwandelbare Warheit Gottes iſt, kein anders gegeben werden kan, nicht halten koaten, daſſelde oor nns zu halten, und nns ſolchen ſeiaea Gehorſam zu ſchencken, daß er oor Göttlichem Gericht angeſehen würde, gleich ob hätten wir ihn in eygener Perſon geleiſtet: Und alsdann in ſolchem Glanben nns die wahre Gerechtigkeit, oha Anſehung einiges Wercks, zu geben, ja nas auß ſolchem Glanden allein ſelig zu machen.

Wie dieſe Lehee herrlich in den Schrifften Pauli naßgeführet iſt, ſonderlich Rom. 3. Wir werden ohne Verdienſt gerecht auß Gnaden, ꝛc. das iſt ein ſolch ſeligmachen, das dem Gericht grad entgegen ſtehet. Dann im Gericht ſihet wan aa, was dee jenige, welchre gerichtet wird, gethan and verdienet hat, nach dem gehet es ihm wol oder übel: Hingegen in der Art wie Chriſtus in ſeinem Mittlre-Ampt nns ſelig machet, ſolle gar darauff nicht geſehen werdea, was wir gethan und nerdieaet haben, nad ob ſolches im Glauben unſer werde. Das heiſt, Ee ſeye nicht kommen zum Gericht: Weil Er die jeaige ſo ſie zu dem Glauden bekehret worden ſelig machet, bey denen allerdings keine eigene Würdigkeit noch Verdienſt ſich findet. Weil aber, da dre Menſch glaubig weeden, derſelbe Glaube nicht wuſſig ſeyn ſoll noch kan, ſondren ſich in allechand gutren Wercken hervor thun muß: So iſt abremahl in ſolchem Werck Chriſtus kein Richter, daß Er ſolche Wercke nach der Schärpffe deß Geſetzes examinirte und urtheilte, wo Er in allea Wecken noch groſſen Mangel würde finden, and ſie in dem Gerichte verwerffen müſte; Sondern, weil die Wercke auß Glauben mit einfältigem Hertzen geſchehen ſind, ſo erſetzet Er alle Mängel an denſelden mit ſeiner eygenen vollkommenſten Gerechtigkeit, and läſſt Ihm dieſelbige nnd ſein ſelbſt und umb deß Glaudens willen wolgefallen, nimbt ſie als gut an, ſihre in Gnadea das jenige daran an, was wahrhafftig gut daran iſt, und hingegen träget Er mit Gedult die daran klebende Gebrecheа. Das heiſt, daß Chriſtus kein Richter ſeye ia ſeinem Mittler-Ampt, ſondern, daß dieſes darianen beſtehe, uns die Seligkeit ohne einige Würdigkeit umb ſeiaer uns geſchenckten Gerechtigkeit willen zu geben, und folgends unſere nevollkommene Wercke, da ſie im Glauben geſchehen, mit Gnaden aazunehmen, als Früchten deß Heyls und der Gerechtigkeit. Dieſes iſt alſo die Lehre, wie Chriſtus kein Richtre ſeye.

Abee hie laſſet uns, weine Geliebte, wol oorſehen, daß wir uas derſelben nicht mißbeauchen: Daß wir gedächten, weil Chriſtus kein Richter iſt, und uns ſelig wachet ohne Abſicht auff naſere Werck nad Leben, als welches Ee nicht in das Gericht führen, ſondern den bloſſen Glandea anaehmea wil, ſo möchten wie nach unſeem wolgefallen leben. Moſes ſolle uns alſo zu frieden laſſen mit ſeinem Geſetz, unſere Prediger ſollen deß Geſetzes und beſſea Trohungen ſchweigen gegen uns; Daan was bedarff es derſelben, da Chriſtus uas aicht richten wil. Sind leider Gedancken ſehr vieler Leuth, die auch wol zuweilen in die Wort außbrechen, daß man auch manche Predigten, wo auff den thätigen Glauden getrieben wird, durchzeucht, ſolche ſchmäckten nach dem Pabſtthum, wieſen die Leuthe auff ihre Wercke. Unſer Heyland Chriſtus ſeye aicht ſo ſtreng, daß er ſolchen Fleiß von ſeinen Chriſten reſordere, wie die Prediger ſagten: Dieſe müſten das Evangelium und ihres HERRN Chriſti Ampt ſelbſt nicht recht verſtehen, ohre ſonſt Luſt haben die Leuthe ſorchtſam zu machen. Auch bey vielen die ſich ebea mit Worten deſſen nicht oerlauten laſſea, zeigt das gange Leben, daß ſie in dem Verſtand Chriſtum vor keinen Richter halten, daß es nichts ſchade aa ihrem Heyl ſie thun was ſie wollen, wo ſie nur ſagen, ſie glauden an Chriſtum, und können ihnen darüber tröſtliche Einbildungen machen. Es iſt abee ſolches ein granſamer Betrug deß leidigen Teuffels, der auß der ſchönſten nnd lieblichſten Blum des Mittler-Ampts Chriſti als eine giſtige Spinne das ärgſte Giſt machet.

Es iſt freylich wahr, daß Chriſti Mittler-Ampt kein Richter-Ampt ſeye, nad daß allen denen jenigen jee Sünde, wie viel und ſchwer ſie ſeyen, nicht mögen ſchaden oder gerichtet weeden, die an ſolch ein Mittler-Ampt ſich halten, and deſſen genieſſen. Es iſt aber auch wahr, daß Chriſti Mittler-Ampt ſo fern allgemein ſeye, daß Ee begehre alle ſelig zu machen; Was aach die Erwerbung der Gnaden nnd Heyls-Güter anlangt, hat Er ſie allen erworben: Aber was darnach die Application und Zueignung anlaagt, ſo geſchiehet auß dee Menſchen eygener Schuld, daß nicht alle an ſolchem Mittler-Amt Theil haben. Keinen nutzet das Mittler-Ampt Chriſti als welche in Chriſto JEſu ſind, ia denſelben allein iſt keine Verdamnuß, Rom. am 8. Welches die Frucht deß Mittlre-Ampts Chriſti iſt. Welche aber auſſee Chriſto ſind, dieſelde ſiad die Gütee deß Mittler-Ampts Chriſti unſahig, nad denen bleibet der Mittler Chriſtus ein Richtre.

Wer iſt aber in Chriſto JESU? Antwort, allein der der den wahren Glauben hat. Ich ſage, den wahren Glauben, nicht nue die wahee Bekandtnuß der Religion, die Evangeliſche Religion, ſondern deroſelben Krafft, den Glauden ſelbſt, und zwae der ihn hat, nicht nur dre ſich deſſelben rühmet, oder der ihn zwar gehabt adre verlohren hat. Wer alſo den wahren Glauden nicht hat, bre iſt auſſer Chriſto.

Weil abre jederman meynt re habe den wahren Glauden, ſonderlich unter uns Lutheriſchen, welcher Glaube ja der eechte iſt, ſo müſſen wir auch wiſſen, wollen wie nicht betrogen werden, was dee wahre Glaude ſeye.

Voe zwey Jahren (in der dritten getruckten Predigt über Johannis am 3. n. 16.) haben wie durch GOttes Gnade von ſolcher Materi außführlicher gehaadelt: Jetzo läſſt es ſich in dieſer Kürze nicht widerholen. Wie wollen allein dieſe 2. Stück zur Prüffung deß Glaubens mercken.

1. Wer da glaubet, den macht der Glaube zu einem gantz andern Menſchen, als er oorhin gewesen. Wre alſo nicht ein anderer Menſch iſt, als wir Menſchen von Natue ſind, ſondern ſein Leben alſo führet, daß Er in allen Dingen ſeinen Nutzea, Ehe, Gemächlichkeit ſuchet, und dieſelbe ſeines GOttes Willen voezeucht, deren wie die meiſte ſehen, der hat den Glauden nicht: Er ſtehet nicht in dre Wiedergebnet.

2. Paulus gibt in angezogenem Spruch, Rom. 8. ein gar feines Kenazeichen, wer in Chriſto JEſu ſeye, nnd alſo den wahrem Glauben habe, and deßwegen in wem keine Verdamnuß ſeye, nehmlich die nicht nach dem Fleiſch wandeln, ſondeen nach dem Geiſt. Er ſagt zwar nicht, die nicht das Fleiſch an ſich haben, und bey denea es nicht noch einige Früchten ſtätig ſuchet zu bringen. Aber, die nicht nach dem Fleiſch wandelen, welche die Lüſte ihres Fleiſches, das jenige woezu ſie die Welt, dee Teuffel und ihr eygen Fleiſch aneeitzet, nicht vollbringen, daran kein Gefallen haben, oder ihaen nachhängen, ſondern entweder alſo balden ihnen ſtarck gnug widerſtehen, odre, wo ſie je einmahl damit übereylet waeden, dieſelde ins Werck zu ſetzen, daß ſie ſo bald ſich wieder auffraffen, Buſſe thnn, nnd mit ſoviel mehrerm Ernſt ſich weiter gegen die Sünde wapnen. Die wandelea nicht nach dem Fleiſch, und die ſind es allein, welche deß Mittles-Ampts Chriſti genieſſen. Da ſie hingegen nach dem Geiſt wandelen, in dem ſie nicht nur das Böſe unterlaſſen, ſondern auch in dem Guten ſich üden, uad demſelben nachſtreben, was dee H. Geiſt, der ſie treibet, in ihnen wil. Das ſind nach Pauli Außſpruch allein diejenige, die in Chriſto JEſu ſind, und ſich deſſen zu getröſten haben, daß ihnea Chriſtus kein Richter ſeye, dann ſie genieſſen würcklich ſeines Mittler-Ampts.

Hier prüffe ſich alſo jeglichre wie re ſtehet, ſo wirb re bald ſtaden, ob re in dem Glauben ſtehe oder nicht: Er prüffe ſich aber redlich uad ernſtlich, ſoaſt, betreugt er ſich, ſo iſt dee Schade ſein. Welche aber ſindea, daß ſie noch biß daher aicht haben begehrea aach dem Geiſt zu wandlen, und die noch nicht begehrea den Wandel aach dem Fleiſch abzulegen, daß ich es deutlicher ſage, die noch nicht ernſtlich ihnen oorgenowmea, nun and aimmermehr muthwilligiich ihren GOTT zu erzornen, and ein gantz ander Leben zu führea, als ias gemeia ia der Welt geführet zu werden pflegen. Solche, ſage ich, habea den Glauben nicht, ob ſie ihaen ſchon ſolches einbildea, bana der Mangel der Frucht weiſet es, deßwegen ſo gedencken ſie aicht, daß das Mittler-Ampt Chriſti, diß ſie den Glauden in wahrer Buß eeſt empfangen, ſie angehe zu würcklichem Genuß. Sondern ob ſchon Chriſtus kommen iſt, nicht, daß Ee die Welt eichte, unb alſo auch, daß Er ſie nicht richte, ſo wird Er ſie gleichwol eichten, dann ſie ſind wegea deß Unglaubens auſſer Ihm, und auſſee dee Gnaden, daher ſind ſie wiederuwb untre der Strenge deß Geſetzes. Alſo, wo ſie oor Chriſti Gericht werden kowmen, ſo wird ihaen Chriſtus ein Richter ſeyn, denn als einen Mittler haben ſie Ihn oon ſich geſtoſſen, und wird ſie nicht anders ſelig ſprechen als nach dem Geſetz, wo ſie das gantze Geſetz gthalten haben: Das iſt ihaen nun bloß nnmüglich; Alſo ſind ſie, ohne in dre Zeit der Gnaden folgende Buß, gewiß verdammt.

Frenerꝛ, weil ſie auſſer Chriſto ſiad, ſo iſt alles was ſie thun ſündlich. Dann das jenige was die Glaubige Gutes thun, ob es wol ſchwach hergehet, nnd noch viel Gebrechen daran iſt, GOTT deßwegen gefället, weil Chriſtus es nicht als ein Richter nach der Strenge des Geſetzes urtheilet, ſondern es umb ſeiaer eygenen Gerechtigkeit willen nor gültig annimmt: So genieſſen die andern ſolcher Wolthat nicht, ſondern, wo das geringſte waaglet an dem das ſie wollen Gutes thun, (wie allezeit viel mangten muß,) ſo ſihet es GOtt als Sünde an, und oerdammt beßwegen auch ihre vermeynte gute

Wercke, weil sie nicht nach dem Gesetz vollkommen sind, und Er wiederumb ihre Richter nach dem Gesetz worden ist, da sie Ihn zum Mittler nicht haben, noch mit Glauben in seine Ordnung sich schicken wolten.

Sind also solche Leuth seelich in elendem Stand; Dann all ihr Thun kan nicht anderst als GOtt mißfallen; Soviel seligen der jenigen Stand ist, welche in dem Glauben an Christum dem Gericht entzogen sind, darinnen eben unser gröſſester Trost ist. Dann da stehet allemahl der Syllogismus: Wer auch ein einiges Göttliches Gebott überscheitet, der ist ewig verflucht und verdammt: Das sagt das Gesetz, dem wir nicht widersprechen dörffen. Hierauff subsumiret unser Gewissen. Nun habe ich nicht nur ein einiges, sondern alle Göttliche Gebott offt übertretten. Dneauß kommt der traurige Schluß: So bin ich dann in Ewigkeit verflucht und verdammt. So lang wir nun nicht von dem Gesetz erledigt werden, so lang können wir diesem Schluß nicht entgehen.

Daher so ist dieses die gröſſeste Wohlthat Christi, daß er uns von dem Gericht erlediget, Er hat uns das Privilegium Exemtionis (der Clericorum, die GOttes Loß, 1. Pet. 3. u. 5. κλῆρος sind, so allen wahren Christen zukommet) und Declinationis fori gegeben, daß wir nicht mehr vor dem Richt-Stuhl deß Gesetzes unser Urtheil anzuhören haben, sondern vor Christi Mitler-Thron. Da heißt der Syllogismus anders: Wer glaubet und getaufft wird, der wird selig. Ich glaube und bin getaufft: Dann, daß ich getaufft seye, habe ich andere äusserliche Zeugnuß: daß ich glaube, habe ich das innerliche Zeugnuß deß H. Geist, und dann das äusserliche der Früchten deß Glaubens, weil ich nicht nach dem Fleisch, sondern nach dem Geist wandele. Daher gehet der Schluß richtig: So bin ich selig.

Also appelliern wir von dem Berg Sinai auff den Berg Sion, von dem Gesetz auff das Evangelium: Von Christo der zwar das Gesetz durch Mosen gegeben, nach die Unglaubige an jenem Tag richten wird, auff Christum dem Mittler der nicht zu richten gekommen ist. Da wird das Gewissen recht beruhiget, und höret, daß eben deß GOttes, der das Gesetz gegeben hat, Wille seye, daß Er deswegen seinen Sohn in die Welt gesandt habe, damit sie nicht müßte nach dem Gesetz geurtheilet werden.

Damit ist der Mensch seiner Gerechtigkeit vor GOtt versichert, er ist auch versichert, daß GOTT seinen kindlichen Gehorsam, den er in Schwachheit, aber redlich Ihm leistet, Ihm gefällig seyn lasse, und auch seine Wercke nach der Strenge nicht richte. Ja, er ist dessen gewiß, gleich wie hier in der Welt Christus nicht mehr Ihn richten will, wo er in dem Glauben stehet, also, da er dardurch dem Fluch und der Gewalt deß Gesetzes einmahl entrissen ist, wo er in dem Glauben bleibet, und endlich darinnen abscheidet, so werde er an Christo auch, wann Er an dem Jüngsten Tag zum Gericht kommen wird, nicht einen Richter, sondern einen Seligmacher haben. Er werde auch an jenem Tag seine Gerechtigkeit die Er ihm in dem Glauben geschencket hat, als gültig von ihm annehmen, und hingegen, der Sünden nimmermehr gedencken. Er solle auch da nicht gerichtet werden, ob er schon vor dem Richter-Stuhl stehet, nder das Urtheil über ihn nicht nuß dem Gesetz, sondern Christi Gnaden- und Mittler-Ampt geschöpffet muß werden.

Ach HErr JEsu! laß uns offt gedencken, daß du zwar ein Richter seyest allen denen, welche dich nicht in wahrem Glauben annehmen, damit wie damit alle Sicherheit deß Fleisches hintertreiben, und nicht mit Boßheit und muhtwilligen Sünden den Glauben wegstassen und dein Gericht auff uns ziehen. Hingegen, daß du den Glaubigen kein Richter seyest, damit wir uns deines Verdienstes auß Würckung deß heil. Geistes freudig getröſten, darauß alle unsere Seligkeit hernehmen, und im Leben und Tod einig uns darnuff verlassen, auch vor deinem Richterstuhl getrast darauff dencken, und damit allem Gericht entnommen der Seligkeit zu nieſſen, die du uns verdienet hast. AMEN.

Lazarus Spengler

ward am 13. März 1479 zu Nürnberg geboren, und machte sich als vorderster Rathschreiber daselbst um die Reformation sehr verdient. Er starb am 7. September 1534.

Von ihm erschien:

Christliche Lieder, z. B. durch Adams Fall u. a.

Sein Glaubensbekenntniß, in Luthers Werken. Jen. Ausg. 6, p. 326.

Sein Leben von U. G. Hanßdorf. Nürnberg, 1741.

Ermahnung und Unterweisung zu einem tugendhaften Wandel. 1520 (Nürnberg, 1830).

Spengleriana, von M. Mar Meyer. Nürnberg, 1830.

S. suchte in seinen geistlichen Liedern vorzüglich Luther, sein Vorbild, zu erreichen, was ihm auch in nicht geringem Grade gelang, und erwarb sich daher zu jener Zeit, wie um die Reformation im Allgemeinen, so um die Förderung des besseren Kirchengesanges im Besondern große Verdienste.

Sperrvogel, s. Minnesinger.

E. Spiegel, s. Meistersänger.

Christian Wilhelm Spieker

wurde am 7. April 1780 zu Brandenburg geboren, studiete zu Halle und kehrte eine Zeit lang daselbst am Gymnasium und Pädagogium. 1806 machte er als Feldprediger den Kriegszug mit, begab sich 1807 als Lehrer nach Dessau, 1809 als außerordentlicher Professor der Theologie und Prediger nach Frankfurt. 1812 wurde er daselbst Archidiakonus und 1818 zum Superintendenten und Oberpfarrer an der Hauptkirche erwählt. Er war schon früher mit dem philosophischen und theologischen Doctortitel beehrt; auch zum Ritter des eisernen Kreuzes erhoben.

Er gab heraus:

Meine Reise von Hnile nach dem Brocken. Halle, 1803.

Luise Thalheim. Leipzig, 1808. 2 Thle.

Die glücklichen Kinder. Leipzig, 1808. 4 Thle.

Emiliens Stunden der Andacht. Halle, 1808; 5. Ausg. 1837.

Vater Hellwig unter seinen Kindern. Nürnberg. 1809—10. 2 Thle.

Christliche Religionsvorträge. Züllichau, 1812.

Gebete, Predigten und Reden zur Zeit der Erhebung. Berlin, 1816.

Andachtsbuch. Berlin, 1816. 2 Thle.
Geschichte Martin Luthers. Berlin, 1818.
Des Herrn Abendmahl. Berl., 1819; 5. Ausg. 1839.
Erzählungen für die Jugend. Leipzig, 1819.
Gelegenheitsreden. Frankfurt, 1820.
Sammlungen geistlicher Lieder. Berlin, 1823.
Geschichte der Einführung der Reformation in die Mark Brandenburg. Berlin, 1839.
Kirchen- und Reformationsgeschichte der Mark Brandenburg. Berlin, 1839. 1. Bd.
Leben des Herzogs Leopold von Braunschweig. Berlin, 1839. 2. Ausg.
Christliche Morgenandachten. Berlin, 1835. 2. Ausg.
Christliche Abendandachten. Berlin, 1840. 2. Ausg.
Christliches Trostbuch für Leidende. Berlin, 1838.
Viele einzelne Predigten, Abhandlungen u. s. w.

Als trefflicher Kirchenhistoriker, mehr aber noch als ausgezeichneter Kanzelredner und ascetischer und Jugendschriftsteller, hat sich S. durch sein unablässiges humanes und echt patriotisches Wirken einen gefeierten Namen erworben und mit Recht die lebhafteste Anerkennung gefunden.

Christian Heinrich Spieß,

1735 zu Freiberg geboren, lebte lange Zeit als Schauspieler und dramatischer Dichter, verschiedenen Bühnen angehörend, und wurde endlich 1788 gräfl.-königlich-schee Wirthschaftsbeamter zu Letzdieckau in Böhmen, in welcher Stellung er am 17. August 1799 starb.

Er gab heraus:

Schauspiele:
Die drei Töchter. 1782.
Maria Stuart. 1784.
General Schlenghelm. 1785.
Das Ehrenwort. 1790.
Clara von Hohenelchen. 1790.
Stadt und Land. 1791.
Die Folgen einer Lüge. 1792.
Liebe und Muth macht Alles gut. 1793.
Oswald und Mathilde. 1793.
Friedrich Graf von Toggenburg. 1794.

Romane:
Biographien der Selbstmörder. 1785. 4 Thle.
Das Petermännchen. 1791. 2 Thle.
Der alte Ueberall und Nirgends. 1792.
Die Löwenritter. 1794. 4 Thle.
Biographien der Wahnsinnigen. 1795. 4 Thle.
Reisen durch die Höhlen des Unglücks und die Gemächer des Jammers. 1796. 3 Thle.
Die Geheimnisse der alten Aegyptier. 1797. 3 Thle.
Hans Heiling. 1798. 4 Thle.
Maria Clement. 1800.

Lebhafte Phantasie und rasche Darstellung sind ihm nicht abzusprechen, aber sein Geschmack war ungebildet und das Wohlgefallen, das er am Grauenhaften und Uebernatürlichen fand, so wie seine Vielschreiberei verleiteten ihn, auf den Effect allein hinzuarbeiten, ohne nach Höherem zu streben. Seine Schriften wurden daher eben sobald wieder vergessen, als sie in der Mode waren. Am Gelungensten erscheint sein Drama: Clara von Hoheneichen, das sich demgemäß auch am Längsten im Andenken bei der Menge erhielt.

A. R. Karl Spindler,

um 1795 zu Breslau geboren, erhielt seine Erziehung in Straßburg, wo er studirte, war eine Zeit lang Schauspieler und lebte dann als Doctor der Philosophie und Privatgelehrter zu Stuttgart, wo er seit 1829 die Damenzeitung redigirte. Im folgenden Jahre zog er nach München und begann zu gleicher Zeit die Herausgabe des Taschenbuchs: Vergißmeinnicht. Später ließ er sich in Baden-Baden nieder, wo er gegenwärtig noch seinen Wohnsitz hat.

Er gab heraus:
Sämmtliche Werke. 50 Bände. Stuttgart, 1831 und folgende Jahre.

Daraus mögen hervorgehoben werden:
Eugen von Kronstein. 1824.
Der Invalide. 1831.
Der Schwärmer. 1831.
Blümlein Wunderhold. 1831.
Der Jesuit. 1829—32.
Kettenglieder. 1829—32.
Sommermalven. 1833.
Winterspenden. 1833.
Die Nonne von Gnadenzell. 1833.
Lenzblüthen. 1834.
Freund Pilgram. 1825 und 34.
Der Inde. 1827 und 34.
Herbstviolen. 1834.
Moosrosen. 1830—35.
Je länger, je lieber. 1835.
Der Bastard. 1826 und 35.
Boa Constrictor. 1836.
Tag und Nacht. 1836.
Regenbogenstrahlen. 1836.
Außerdem einzelne Erzählungen und Aufsätze in Zeitschriften, besonders in der von ihm redigirten: „Damenzeitung" und „Zeitspiegel," in Almanachen u. s. w.

Es sei mir gestattet hier das Urtheil anzuführen, das ich in meiner Allgemeinen Geschichte des Romans (Jena, 1841, S. 479 ff.) über S. aussprach, und als das Resultat langer und unparteiischer Betrachtung der Werke dieses ausgezeichneten Mannes betrachten darf: Eine reiche, oft übermüthige Phantasie, eine vortreffliche objective Darstellung und eine genaue Auffassung der Zeit, welche er schildert, treten ihm in allen seinen Leistungen an die Seite. In seinen Charakteren weiß er, besonders durch glückliche Intuition, die nationale Eigenthümlichkeiten eben so trefflich wieder zu geben, als das Besondere des Individuums zu zeichnen; nicht ganz so glücklich ist er aber in consequenter psychologischer Entwickelung derselben. Hier verfährt er oft zu gewaltsam, indem er nicht durch Uebergänge motivirt, sondern Alles, wie hervorgesprungen, gleich so entstehen läßt, wie er es braucht und haben will. Dies zeigt sich besonders in seiner Darstellung des Lasters; er handelt gleichsam mit den Ver-

brechen en gros, und seine Sünder sind so verworfen, wie nur irgend möglich; dadurch raubt er ihnen aber das Interesse des Mitleids, und schadet der Wahrheit wie der Wahrscheinlichkeit, indem er zu unnatürliche Gebilde und Thaten heraufbeschwört. Seine Phantasie scheint ihn hiezu gewaltsam fortzureißen, und die künstlerische Ruhe, die über Allem schweben muß, zu zerstören. So lange man seine Werke liest, folgt man ihm mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, denn er weiß denn Leser fortwährend zu fesseln durch die Lebendigkeit und den Farbenreichthum seiner Darstellungen; hat man aber geendigt, so wird man sich nie befriedigt fühlen. Daß er, bei seiner Genialität, die Mittel besitze, Alles das, was man an ihm vermißt, zu leisten, unterliegt keinem Zweifel; auch beweisen einzelne, oft geringe Umstände, Momente und Motive, die Tiefe seiner Gefühle, die Leichtigkeit seines Blicks und das wahrhaft poetische Element, aus welchem sich Alles bei ihm entwickelt, hinlänglich. Seine kräftige Natur gefällt sich zu sehr in Contrasten, und drastische Wirkungen sind ihm die liebsten. — S. hat, seit jene Zeilen niedergeschrieben wurden, außer dem Könige von Zion, nur noch einen größern Roman verfaßt, die Nonne von Gnadenzell, und sich später fast allein mit kleinen Erzählungen beschäftigt, die seinem Wesen eigentlich nicht zusagen, da er, seinen Anlagen nach, durchaus die Eindrücken frei haben muß, um ergiebig zu sein, in der Enge eines kleinen Raums sich aber nicht zusammenzudrängen versteht. Jener Roman leidet an denselben Fehlern, und erfreut sich derselben Schönheiten, wie die übrigen; eins hat er vielleicht vor ihnen voraus, daß ihn uns noch angenehmer macht, es ist mehr deutsches Naturleben darin, auf dessen Schilderung sich S. meisterhaft versteht, weil er es mit der ganzen Wahrheit eigener Anschauung wiedergibt. Er ist überhaupt durch und durch deutsch, und zwar süddeutsch, und so hat er auch den historischen Roman aufgenommen und behandelt, und ihn uns vor allen Anderen, die sich hier versuchten, am Nationalsten angeeignet.

Erzählungen bei Ebbe und Fluth. *)

Süd-Frankreichs goldener Himmel und blaues Meer bezaubern das Auge des Reisenden, und wiegen seine Phantasie in morgenländische Träume; die nördlichen Küsten des Königreichs bieten ernstere Reize dar. Am mittelländischen Meere die Gärten der Armida, an der Manche ossianische Seenerien; die Provence hat das Paradies von Hyères, die Normandie den Berg des heiligen Michal.

Sankt Michaels-Berg „in den Gefahren des Meeres" hat seines Gleichen nicht. Abgerissen von dem festen Gestade, eine Vorwacht des Landes in öder Sandfläche, die zweimal im Tage von den Meereswellen erobert und verlassen wird, streckt sich die riesenhafte Felsenpyramide stolz in die Luft, und trägt auf ihren dürren grauen Schultern eine Stadt, ein Schloß, eine Abtei. Das Kloster faßte einst, Mönche und Diener zusammengerechnet, über hundert Menschen; dreihundert Krieger lagen in der Veste; heute noch zählt das Städtchen zu den Füßen des Monasteriums vierhundert Einwohner.

Es geht die Sage, daß einst ein dichter Wald gewesen, wo sich jetzo die gefährlichen Grèven oder Triebsandfelder bis zum Meere dehnen, und daß une nach und nach die gewaltige Fluth des Oceans das Erdreich sammt dem Haine hinweggeschwemmt habe; daß der Felsen rund um von grünen Bäumen bekränzt gewesen, wie noch heute seine den Nordwinden ausgesetzte Seite, während gegen Westen der geborstene und vom Sturm gepeitschte Berg nur hie und da einen kümmerlichen wilden Feigenbaum von seiner Fruchtbarkeit zeugen läßt. Fenchelstauden und Schierlingskraut wuchern indessen allenthalben, vergoldete Moose hängen um die Scheitel der Granitblöcke, und wenn die Frühlingssonne des greisen Titanen Eitelkeit weckt, schmückt er sich mit einem üppigen Gürtel von blutrothen Steinnelken.

*) Aus Spindler's Taschenbuch 1835.

Es geht die Sage, daß einst in dem mächtigen Eichenhaine Druiden gehaust, und wilde Wahrsageinnen ihre Sprüche gesungen; daß auf dem Gipfel der Felsen gräuliche Menschenopfer geschlachtet worden; daß endlich der Erzengel Michael selbst dem Heidenthume ein Ziel gesetzt, und einem gottesfürchtigen Bischof befohlen, Kirche und Kloster an den sündigen Ort zu bauen, und Jünger des heiligen Benedikt hineia zu thun, damit wieder Segen kommr über das Land. — Heute sind aber die Hymnen der Priester verstummt, leer die Zellen des hochgethürmten Stifts, verödet die Kreuzgänge, dreihundert Fuß übrr Stadt, Grève und Meer.

Es geht die Sage, daß schon von den ältesten Grafen der Normandie die Aebte des Stifts die Gewalt des Schwertes erhalten haben, zugleich mit dem sanfteren Zwang drs Hirtenstabes: so daß sie in der Feste gewappnete Schaaren hielten, und selbst die Waffen zur Hand nahmen, wenn es galt, das Heiligthum des Erzengels zu beschirmen gegen die rohe Wuth der Bretagner und Engelländer. Dem Herkommen gehorsam, bestätigten Frankreichs Könige durch mehrere Jahrhunderte das Recht der Aebte, und thaten öfters Wallfahrten nach dem Ort der Gnaden. — Heute ist es anders; aus dem Stifte ist ein Gefängniß geworden, die herrliche Kirche ist in eine Webewerkstatte verwandelt, die Burg bewacht von Soldaten, die sehnsuchtsvoll nach dem Festlande staeren, und den unseligen Kerkerdienst verwünschen.

Aber das Volk im Städtchen ist immer noch dasselbe, wie vor Zeiten; ein listig, rührig Fischervolk, wenige Bedürfnisse kennend, vertraut mit den Gefahren der Grève und der Tücke des Meeres, das in der hohen Fluth unerbittlich alles zerstört, was die Menschen auf dem feuchten, lockern Lande bauten, und bei seinem Rückzuge als ein Gebe die wohlschmeckenden Muscheln hinterläßt, womit sich die Bewohner des Berges zum großen Theile nähren. Weil die stets von neuem anschwellenden Wogen der See den Fischern nur in verhältnißmäßig kurzen Zwischenräumen gestattea, aus dem Thore der Stadt zu gehen, und ihrem Gewerbe obzuliegen, so bedürfen die guten Leute eines Mittels, die langen Stunden der Muße auf eine wohlfeile Art auszufüllen, und wie alle Küstenbewohner finden sie dieses Mittel in den Mährchen, die einstens ihrer Großväter Einbildungskraft erdacht, und in den wunderlichen Geschichten, die, auf einem festern Grunde beruhend, von Mund zu Mund, aufgeputzt mit seltsamen Redendingen und eigenthümlicher Redeweise, bis auf unsere Tage gekommen sind. Was diesem vom Festlande getrennten Geschlechte an Aber- und Wunderglauben abgehen möchte, haben dir zahlreichen Wallfahrer hinzugetragen, die seit so vielen Jahren, — früherhin beinahe ohne Unterlaß und in hellen Haufen — aus allen Ländern Europa's zuströmtrn, den heiligen Michael in seinem Münster in periculo maris zu verehren. Die Fischer des Berges lernten von den Pilgern Abentheuer aus der Fremde, von den Priestern Legenden, Zeichen und Wunder, von dem Kriegsvolke Schlachten und Heerzüge, von den Gefangenern des Schlosses Gaunergeschichten, von den Schleichhändlern Wagstücke zu Wasse und zu Lande; und von den Seeleuten endlich die Kunst, alte Histocien in das Gewand der Gegenwart zu kleiden, weil das Schiffsvolk im Grunde keine Vergangenheit kennt, und nur im Heute lebt. So entstand nach und nach eine sehr merkwürdige Sammlung von Volkssagen auf dem Berge, die stets mit neuem Vergnügen von den Alten erzählt und von den Jungen gehört werden, wenn die Flamme im Kamine flackert, die Muscheln in der fetten Butter von Avranches geröstet werden, die Hammeleippen auf den Kohlen schmoren, und Alle Augen der guten Mahlzeit entgegenharren. Draußen, vor der klappernden Thür, geht aber der Septembersturm, und die hohe Springfluth rollt herau, wie auf unzähligen, blitzschnrlldrehenden Rädern aus dem Grunde drs Meeres, and rings um Stadt und Berg brandet die tobende See. Oder sie rauscht ab in dunkeln Schatten, immer leisre schlagend den nassen, aufgewühlten Sand, und der Nebel zieht auf, daß dee Fischer sich nicht hinaus wagt, und, Netz und Hacken bereitend, gierig horcht, wena Geschichten erzählt werden, wie sie hier folgen.

1.

Die Träume des Mönchs Aubert vom Berge des heiligen Michael.

„Macht das Kreuz, Kindee, und betet ein Paternoster, junge Gesellen, daß dee Versuchee fern von euch bleibe."

In einer rauhen Herbstnacht verschlief ein armer Mönch aus dem Kloster dir Frühmettr, und der Mönch hieß Aubert, und es ist schon lange, lange her.

Und da ihn dee ehrwürdige Abt zur Strafe ziehen wollte,

sagte er reuig: „Ich habe viel mehr gesündigt, mein Vater, was ich Euch in der Beichte bekennen will.“

Darum setzte sich der Herr in den verschwiegenen Beichtstuhl, und der Mönch sprach: „Da ich die Frühmette verschlief . . . just habe ich geträumt, daß es mir in der Clausur nicht mehr gefiele; weßhalb ich um Strafe und Ablaß bitte.“

Der Abt versetzte: „Entschlage Dich der sündigen Gedanken und bete dir kommende Nacht hindurch auf Deinen Knieen im einsamen Chore.“

Der Mönch Aubert that, wie ihm geheißen. Aber am nächsten Morgen kam er wieder zu dem Herrn in den Beichtstuhl, und sprach: „Ich habe wieder und schwerer gefehlt. Der Schlaf hat mich vor dem Altare übermannt, und mir däuchte, als sey ich dem Kloster entsprungen, als liebte ich ein Weib, als wiegte ich Kinder, und begehrte ich nimmer in's Heiligthum zurückzukehren.“

Der Abt schüttelte nun bedenklich den weißen Kopf, und versetzte: „Deine Träume werden immer gefährlicher, armer Mönch. Büße dafür in der unterirdischen Kapelle, wo zwischen ungeheuern Strebesäulen, im Grunde des Münsterbaues, der Altar der heiligen Mutter steht. Ihre Milde reinige Deine von strafbaern Begierden befleckte Seele. Nach dreien Tagen kehre zurück vor diesen Richterstuhl der Gnade.“

Der Mönch ging gehorsam, wohin ihm befohlen. Da er jedoch in der Kapelle stand, wo im engen Kreise der fünf Schuhe dicken Pfeiler die Lampe vor dem Bilde der gesegneten Mutter brannte, und die Thüre, wodurch man in die Kirche stieg, schwer hinter ihm zufiel, — da seufzte er, und meinte ganz stille, es wäre doch wohl besser, wenn er daheim bei den Eltern geblieben wäre. Nicht ein Jeder ist zum Heiligen gemacht, und das erfuhr der Mönch gar bald, weil die Versuchung nicht von ihm abließ.

Am vierten Tage . . . nicht früher und nicht später . . . ließ der Herr das Gewölbe öffnen, und der Mönch wurde halb ohnmächtig gefunden. Er war am Boden ausgestreckt, und erschöpft von dem Fasten und Gebet. Aber nicht so bald hatte er sich wieder erholt, als er vor den Abt trat, und zu ihm als ein weinender Beichtsohn redete: „Ich bin Euer unwürdigster Bruder. Da ich eingeschlummert gewesen am dritten Pfeiler des Gewölbes, hatte ich wiederum einen Traum. Gott und der heilige Erzengel erbarmen sich meiner! Mir träumte, es sey eine blaue Nacht, und ich führe zu Schiffe mit vielen wunderlich gekleideten und bewaffneten Leuten, als ihr Wegweiser zum Berge. So überfielen wir dieses theure Kloster und warfen Feuer hinein, daß es lichterloh brannte, und das Bild des Erzengels vom Thurme schmolz. Ich aber hatte ein Schwert, das ich wetzte, und rief überlaut, daß ich vor mir selbst erschrak: Die Mönche alle müssen sterben, und den Abt morde ich mit eigener Hand! — So erwachte ich, und stelle Euch mein Leid anheim, ehrwürdiger Herr und Meister.“

Der Abt bekümmerte sich tief ob der bösen Träume seines Klostersohns, und er sagte: „Bei dem Schilde des heiligen Michael! So ist es noch keinem Schläfer in diesem frommen Felsenhause ergangen. Was gottesfürchtige Leute im Schlummer sehen, ist unschuldig Blendwerk der müden Sinne. Deine Gesichte sind jedoch von übler Vordedeutung. O gedenke Deines Patrons, des heiligen Bischofs Aubert von Avranches, dem der Erzengel im nächtlichen Traume befahl, dieses Kloster zu gründen, und zum Wahrzeichen seiner himmlischen Sendung mit einer Berührung des Fingers die Schläfe öffnete, welches Maal und Signum noch an dem Schädel des Heiligen zu sehen ist. Durch solche Oeffnung zog die Gnade in des Bischofs Seele, aber der Böse hat Dein Herz angerührt, und den Keim der Sünde hineingelegt, daß es nur nach Zerstörung und Verderbniß lechzt. Du bist nicht rein genug, im Kreise Deiner Brüder zu verweilen. Büße darum in der Einsiedelei auf Tombelène, bis Du geneset. Dann rufe ich Dich wieder, ein liebender Vater.“

Ihr kennt Tombelène, ihr Jungen und Dirnen; den rauhen Felsen, unfern von unserm Berge, weiter voran auf der Grève, weiter voran im Meere. Ihr badet euch dort in der Seeflut, ihr Buben, ihr betet dort zu der heiligen Appaline, ihr Töchter, und vermaledeit die Jakobiner, die Zerstörer der Kapelle, worinnen auf Tombelène die Martyrjungfrau verehrt worden ist.

Aber dazumal war auch ein Klösterlein neben der Kapelle, und in demselben wohnten Söhne des heiligen Benedict, drei an der Zahl, die unser Herr, der Abt, alljährlich dorthin versendete, daß sie mit Gott allein seyen. Zu jenen Priestern schickte er nunmehr den Mönch Aubert in dem kleinen Klosterkahn, und Aubert hatte einen Brief von dem Herrn an die Brüder.

Da sie den Brief gelesen, standen sie schweigend vor Bangigkeit, bis ihr Vorsteher zu Aubert anhob: „Was haben wir verschuldet, daß wir mit Dir den Fluch empfangen? Ist nicht schon bitter genug unsere Abgeschiedenheit, nicht eisig genug der Sturm und die Fluth an diesem öden Orte, daß wir noch den bösen Feind bei uns aufnehmen müssen? Behüte der Erlöser, daß Du in unserer Mitte schlafest! gehe hin zu der Höhle, die schon manchem Sünder als Wohnung gedient hat!“

Nach der Höhle, die gegen Mitternacht lag, führten die strengen Brüder den weinenden Aubert. Die Felsenspalte war fünfzig Fuß über der Grève und dem Meeresspiegel, und eben so viel Fuß unter der Fläche des Felsenbergs, der sich an dem Orte senkrecht in den Grund abstieß, so daß der elende Bewohner des Klippenlochs an Stricken hinuntergelassen werden mußte. Ein Brod, eine Kürbisflasche mit Wasser und eine Decke waren die Aussteuer, die man mit dem Mönche in die Tiefe senkte. Die Nahrung wurde erneuert mit jedem Tage; aber an jedem war die Plage der strengsten Einsamkeit dieselbe. Wollte der unglückliche Büßer nicht frieren, so mußte er in's Innere der Höhle kriechen, wohin nur ein matter Strahl des Tages drang; wollte er am Sonnenlicht sein Auge erfreuen, mußte er sich bloßstellen dem Sturm. Eine Ranke von dunklem Epheu die einzige Erquickung seiner Sinne; der traurige Sandstrich oder das anwogende graue Meer seine einzige Aussicht; seine Musik der klägliche Laut des Brachvogels; das Gebet seine einzige Arbeit, sein einziger Zeitvertreib!

Da fragte er sich oft in verzweifelten Stunden, warum er gebaern, warum er die Welt verlassen, und ob alles mit ihm zu Ende sey. Und in ihm erwachte der Trotz des Schiffers, der auf schwachem Boot durch die Brandung steuert, und sein Leben dünkte ihm nichts mehr, und er beschloß, es zu endigen. Und dieses sollte geschehen bei der nächsten hohen Fluth.

Als aber die Fluth kam, schrecklicher und tobender als jemals, daß der Felsberg in seinen Grundfesten erzitterte, — als der arme verblendete Mönch, das beschauliche Leben des Klosters verfluchend, schon die Kutte abwerfen wollte, um sich in die Wogen zu schleudern — da beruhigte sich auf einmal sein Herz. Doch war es nicht Gottes Finger, der es that, sondern der Böse, der mit seinen Rabenfittigen dem Verirrten Muth zufächelte.

So daß er zu sich selber sprach: „Sieh doch, wie schon mein erster Traum ausgegangen ist in Wirklichkeit! Was hindert mich denn, zu warten, ob nicht auch der Traum der Liebe sich erfüllen möchte? Und endlich der Rache Traum, der schönste von allen!“

Seit langem zum erstenmal lächelte Aubert wieder, und setzte sich auf die Kante seiner Felsenhöhle, wo sie am meisten vorsprang in das wilde Wellenspiel. Doch Alles um ihn her war anders geworden. Das graue Meer schien ihm von Silber, und wo in der Ferne der Schaum der anschwellenden Wogen aufbrauste, bildeten sich vor seinem Auge liebliche Gestade mit grünen Hügeln, woran weiße Lämmer weideten, worauf vergoldete Thürme standen und frische Bäume wehten. Flog eine Möve vorüber, oder ein Zug von graugefiederten Regenpfeifern, so winkte ihnen der Mönch, als vorübergleitenden Schiffen; hüpfte in seiner Nähe ein wildes Kaninchen von Stein zu Stein, so grüßte er es als einen Menschen. Bis die Nacht ihr schwarzes Netz über die Fluthen breitete, trieb er es so, und nachdem es dunkel geworden, rief er dem Mond, obgleich derselbe hinter den Wolken schlief.

Indem der Mönch bemerkte, daß die Sterne fort waren, und Regen in den finstern Lüften hing, seufzte er schwer, wie ein Mann, der in seinem engen Grabe zum Leben erwacht; aber sein gieriges Auge hatte schnell gefunden, woran sein Herz verzweifelte. Weit, weit von ihm, dort, wo Meer und Himmel zusammenhängen, blitzte es auf, wie die Flamme eines Leuchtthurmes, und sie kam näher und heller heran, daß Aubert nicht mehr wußte, ob der Thurm auf ihn, oder er mit der Insel, als wie in einem Schiffe auf den Thurm zuschwamm. Nach und nach wurden aus dem einzigen Lichte ihrer zweie; zuerst wie die Augen einer Katze im Finstern, dann wie feurige Ruthen, deren Strahlen bald größer, bald kleiner ausfuhren, dann wie rollende Feuerräder. Die See rauschte, daß tausend klappernde Mühlen nicht gehört worden wären, und über den aufbuckelnden Rücken des Wassers strich ein ungeheures Thier, wie ein seltsamer Wettervogel mit weit ausgespannten schlagenden Schwingen. So geschah es, daß der Mönch, gleichwie er am Tage die Möven für Schiffe gehalten, jetzo in der Nacht ein gewaltiges Segelschiff für einen Meervogel nahm, bis die Masten deutlich wurden, besteckt mit Laternen bis zu den Bramstangen, und die gebauschten Flügel von blendem Tuch, und hundert schaumbedeckte Ruder, wie Spinnenfüße so emsig.

Habt ihr von dem grünen Seefahrer gehört, der auf einer Galeere von Perlmutter durch alle Meere steuert um Mitternacht, dessen Raaen voll Seide hängen statt des Segeltuchs

dessen Tonen aus den schönsten Mädchenhaaren gedreht, dessen Kanonen aus dem feinsten Golde gebohrt sind? Der zauberhafte Schiffer sammt allen seinen grünen Matrosen hat nicht ein Zehntheil der Pracht aufzuweisen, die sich vor dem armen Mönch Aubert aufthat, als das blanke Fahrzeug gerade unter seinem Felsen anlegte, das Verdeck von Fackeln hell wurde, wie an schönsten Sonnentage, und aus den sammetnen Vorhängen der Kajüte eine Dame trat, gewebt aus Rosen und Diamanten, aus Rubinen und Schnee.

Eine Menge von schillernden Dienern mit goldenen Ankern auf Knöpfen und Hüten, spannten eine Leiter von karmoisinrothen Seidenstricken aus, reckten die silbernen Ruderstangen hinan, daß sich die Dame ihrer als eines Geländers bedienen mochte, und machten ihre Aufwartung so geschickt, daß die funkelnde Herrin in der Höhle stand, ehe sich der Klosterbruder dessen versah.

Er drückte sich verlegen in einen Winkel. Die fremde Meerfahrerin schien ihn nicht zu bemerken, und setzte mit besonderer Behutsamkeit ein schwarzes Gefäß neben sich auf den Boden nieder. Dann klatschte sie in die Hände, und als wie ein Schwan mit stäubendem Fittig schwenkte sich das Zauberschiff in die Fluth zurück, und versank kaum hundert Schritte vom Felsen mit Mann und Maus und Schätzen in der Tiefe.

„Heiliger Erzengel, hilf!" schrie der Mönch beim Anblick solchen Unglücks auf, und im Nu durchrollte ein grimmiger Donner die Höhle, und die fremde Dame sank zu Boden, erbleichend in all ihrem Glanze. Aubert lauschte ängstlich aus seinem Versteck; die Fremde rührte sich nicht, doch wedte um ihre Gestalt ein grünliches Licht, wodei deutlich gesehen werden konnte, wie die schöne Frau nach und nach zur weissesten Leiche wurde. Aber auch der grüne Schimmer wurde mit jedem Athemzuge des Mönchs matter und matter, bis Aubert hervorsprang, von Angst und Begierde getrieben, sich neben der Sterbenden niederkniete, und mit seinen Händen ihre Wangen streichelte, mit seinem Munde den ihrigen küßte, unköstlich wie er war, so viel Liebreiz zu verlieren im Augenblicke, da er sich ihm zum erstenmale wie ein Freudenhimmel aufgethan. — Da wurde der Schein wieder licht und röthlich, und sprühte wieder Morgenglnth auf das Gesicht der Ohnmächtigen, daß ihre Glieder gelenk wurden, und sie aufgerichtet fragen konnte: „Hat Dich Belleda, die Druidin, geschickt, mir zu helfen, Du Stern meiner Augen?"

In der Höhle lag nämlich die uralte Hexe begraben, welcher einst das ganze Heidenvolk der Normandie unterthan gewesen ist, und die fremde Dame, die sich eine Tochter des Herzogs von Bretagne nannte, war gekommen, an dem Grabe der Drude zu beten, die Zauberei zu lernen, und sich weissagen zu lassen von dem Gespenste. — Da sie dem Mönch dieses erzählte, sträubten sich freilich seine Haare, aber die Prinzessin war so schön, daß er nicht mehr von ihr gewichen wäre, hätte es auch sein Leben gegolten.

Sie öffnete das schwarze Gefäß, zog daraus eine schwere Lampe und einen Weihrauch, den sie in die Flamme warf. Er wirbelte auf wie aus einem Schornstein, und kaum hatte die Fürstin ein paar geheimnißvolle Worte gesprochen, als schon die Wand der Höhle barst, und der blasse Leib der Drude erschien, wie er im Felsengrunde lag, geschmückt mit Ketten und Ringen, ein Bündel blutrother Pfeile in jeder Hand. Der Leichnam, ohne ein Auge zu öffnen, antwortete langsam auf jede Frage der Prinzessin, und der erschrockne Mönch verstand weder Frage, noch Antwort. Er fror und schwindelte, als drehe er in einem Wasserstrudel, und zu Zeiten kam es ihn an, als solle er beten, doch fiel ihm leider kein Gebet ein.

Wie aber zu ihm die Prinzessin redete: „Die Zauberin prophezeit mir, daß Du mein Gatte sein werdest', und ich frage Dich auf Ja oder Nein!" da wußte er mit einemmale frisch zu antworten: „Bei dem grünen Meere und den silbernen Sternen! ich muß verderben ohne Deine Liebe!"

Die Prinzessin verzauberte ihn noch mehr durch einen verdublten Blick, und befahl ihm, aus der rechten Hand des Gespenste einen Pfeilbündel zu nehmen. — Er thats, die Drude verschwand, und von Stund' an wurde der Mönch ein eidbrüchiger, gottvergessener Mann.

Vergebens schried von unserm Berge der ehrwürdige Abt gen Tombelène, daß dem Sohne Aubert verziehen, und der Schooß des Klosters wieder offen sei. Als ihm die Brüder die frohe Botschaft hinunter riefen in die Klippenspalt, antwortete er: „Ich habe geweint, und Ihr habt mich ausgestoßen; nun bleib' ich, wo ich bin, und will sterben, wo ich so lange gelebt habe."

„Wir wollen den Starrkopf durch Hunger zwingen;" rathschlagten unter sich die Brüder, und ließen zwei Tage vergehen, ohne dem Ausgesetzten Nahrung zu spenden. Einer von ihnen horchte aber in der Nähe, ob er nicht einen Ruf des Mönchs vernähme. Alles blieb still. Den Brüdern wurde endlich angst und bange. Sie schrieen in den Abgrund: „Bruder Aubert, lebst Du noch?" — Alles blieb still, wie zuvor. Da weinten sie, und sprachen in ihrer Betrübniß: „Gewiß ist er gestorben, und wir haben seinen Tod auf dem Gewissen. Wenigstens wollen wir seine Gebeine in geweihte Erde legen."

So gingen sie zur Zeit der Ebbe auf die Grève, und legten Leitern an das Gestein, und kletterten empor zur Höhle. Wie erschrocken sie aber, da ein gelbgesprenkelter fetter Lindwurm den dampfenden Rachen ihnen entgegenhielt, umeingt von einer Brut kleiner Drachen! Einer der Mönche war vor Entsetzen des Todes, und seine Gefährten trugen freilich eine Leiche nach ihrer Einsiedelei, aber sie war nicht die rechte.

Von der Zeit an floh Jedermann den Felsenvorsprung zur Mitternacht, als den Aufenthalt böser Geister. Wenn jedoch Windstille eintrat, und das Meer Friede hielt, hörten die frommen Bewohner von Tombelène oft ein fernes Gewinsel, wie von Kinderstimmen oder ein feines Gelächter, wie von einem frischen Buben, den die Amme schwingt und kitzelt. „Behüte uns vor dem Lindwurm und seinen Jungen!" sangen alsdann die Priester, und verstopften ihre Ohren.

Indessen ging es in der Höhle lustig her und voller Freuden. Die feuchten schimmlichen Wände waren mit Silberstoff bekleidet, und Aubert schlief in einem Purpurbette an der Seite seiner Gattin; neben ihm stand die seidene Wiege seiner Kinder: eines Sohns und zweier Töchter. Die Zeit war vergangen wie auf Sturmesflügeln, und er wähnte sich im Reiche der Seligen, geliebkost von seinem schönen Weibe, im Besitz der herrlichsten Kleinodien. Der Felsen, so ärmlich von außen, war von innen ein reiches Schloß, das unsichtbare Geister Tag für Tag mit den seltensten Leckerbissen des Meeres und der Küste versahen, mit Austern aus der Bucht von Cancale, mit Weinen aus Bordeaux. Der Mönch, wünschte sich eine kleine Ewigkeit in solcher Hülle und Fülle.

Einst erhob sich jedoch die Zauberfrau von ihrem Lager, gähnte sehr, und dehnte die weißen Arme und sprach: „Jetzo habe ich an der Einsamkeit mich müde geschwelgt. Heute, schöne Aubert, verlasse ich Dich, denn meine Zeit ist um, und nimmer siehst Du mich wieder."

Der abtrünnige Klostermann schwankte vor Entsetzen auf seinen Beinen, und das Scheidewort zermalmte sein Herz. Die arge Frau merkte dieses gar wohl; darum sprach sie mit listigem Lächeln weiter: „Nimmer, nimmer in Ewigkeit, wenn Du nicht Dich entschließen magst, mir zu folgen an den Hof meines Vaters, und zu erwarten, welches Loos er uns bestimmt: denn er ist streng, und wird mir um meiner Liebe willen zürnen."

Diese Rede erwärmte des Unglücklichen Brust, und er schwor, dem Weibe und den Kindern zu folgen; zu sein, wo sie, zu sterben für sie. Die Zauberin befahl ihm, einen von den rothen Drudenpfeilen in die anwogende See zu schießen, denn es war wiederum die Zeit der höchsten Fluthen und wachsender Sturm auf den Wassern. Da der Pfeil in den Gischt der Wellen fuhr, besänftigte sich das Wetter und aus der spiegelglatten Ebene hob sich langsam das Schiff mit den Damastsegeln, den Silberrudern, den goldbeflaggten Masten und dem karmoisinrothen Tauwerk. Das blanke Schiffsvolk schwenkte die Hüte, die Geschütze krachten, und wie der Wind stach das Fahrzeug in die hohe See. Aubert lag, wie in Trunkenheit befangen, am Kadestan, und sah, wie durch einen Flor, Tombelene aus seinen Blicken schwinden, den Erzengel auf unserm Thurme immer weitee zurückweichen, bis er endlich im Luftkreise verdämmerte. Dann sah Aubert nichts mehr, denn er war fest eingeschlafen.

Als er wieder vom Schlummer zu sich kam, waren Schiff und Matrosen hinweg, und er fand sich im Sande auf der Küste von St. Malo, wo dazumal der Herzog von Bretagne dem Vergnügen des Lachsfangs oblag. Nur ein Schloß war da, denn die Stadt war noch nicht gebaut. Das Schloß wurde von des Herzogs Trabanten bewacht, die herabkamen, den fremden Abenteurer zu fangen, weil sie glaubten, die stürmische Fluth habe ihn an's Gestade geworfen. Der Mönch fürchtete sich vor den Bärenfellen, die sie auf den Schultern trugen, und vor den langen Schwertern in ihren Händen, und war um so gehorsamer, ihnen zu folgen, ob er gleich viel jammerte um sein Weib und seine Kinder. Er hatte gut jammern; die graden Bretagnee verstanden ihn nicht.

Während dieses geschah, war die Prinzessin ihm voraus gegangen zum Schlosse, wo der Herzog bei'm Becher saß, mitten unter seinen Fischern, und der Fang war groß gewesen, und die Freude größer als der Fang. Und als der Herzog seinen Bart erfaßte und ausrief: „Bei'm großen Baal! des ganzen Schmaus gäbe ich darum, wenn meine liebe Tochter, die ich vor Jahren begrub, hier zur Stelle wäre, lebendig und frisch, und Mutter eines gesunden Buben!" da trat die

Prinzessin in den Saal, umeingt von ihren Kindern, und meldete, wie sie nicht gestorben, wie nur ein Blendwerk den Vater betrogen, wie sie zurückkehre, eine fröhliche Mutter. —

Der Herzog schickte hin, das Grab der Tochter aufzubrechen, und es wurde leer gefunden. Da überredete sich der Fürst, daß ihn ein Spuck genaert habe, und weil die Zauberin niemanden ähnlicher sah, als seiver Prinzessin, so nahm er sie als solche iv seine Arme. Wie er jedoch veenahm, daß ein Christ and ehemaliger Priester des Heilands seiner Enkel Vatee war, gerieth er in heftige Wuth, und wollte den Mönch zu Staud verbrennev lassen. Mit Mühe nur änderte er sein Urtheil auf Fürbitte der Tochter dahin ab, daß dem Aubert das Leben geschenkt sein solle, wenn er des Herzogs Götzen anbeten würde. Nebendei befahl der Fürst, daß mon die beiden Mägdlein, seine Enkelinnen, ertränke; nur dem Sohne schenkte er Gnade, weil seiv eigener in der Schlacht gefallen war, and ein Erbe dem Herzogthum Noth that.

Die Prinzessin ging zu Aubert in den Kerker, und sagte zu ihm: „Unser Sohn lebt, wenn schon unsere Töchter im Meere zv Grunde gingen. Aber auch Du sollst leben, wenn Du ein Heide wirst." — Der verblendete Mövch war schon dergestalt von Gott gewendet, daß er hiezu ohne Bedenken sprach: „Amen, also geschehe es." —

Dann fuhr die Zauberin fort: „Auch sollst Du in Purpur und Seide gehen, mein Ehegemahl heißev, ein Fürst der Bretagne seiv, wenn du dem Herzog helfen willst, des heiligen Michaels Berg zu gewinnen. Mein Vater wird nur dann glücklich sein, wenn er auf jenem Berge den Altar seiner Väter und seiv eigen Schloß aufgerichtet hat."

Der Mönch zaudeete ein wenig; aber — wer seinen Erlöser verläugnet, wird dieser seinen Brüdern getreu bleiben? So avtwortete Aubert: „Bei Deiner Schövheit! ich will den Berg des Michael gewinnen." So führte ihn die Prinzessin im Teiumph zvm Schmause des Herzogs, wo er uor dem Bilde des Baal opferte, und zue Rechten des Fürsten saß, welcher ihn trunken machte vor Herrlichkeit und Wein, daß er seinen Schöpfer lästerte, nnd sich thever vermaß, sein armes Kloster zu verderben.

Binnen dieser Feist sammelten die Hauptleute des Herzogs das Heer, und alle seine Sloops nnd Kanonieeböte bereiteten sich, die Anker zu lichten, weil der Augenblick günstig war, zne See au den Berg zu kommen, bevor die Zeit der stehenden Wasser eintrat. Auf der vorderstеn Schaluppe schiffte sich der Eidam des Herzogs ein, und neben ihm seine Frau, knvdiger als ein Steuermann der Strömungen and leitenden Himmelszeichen. Sie segelten rastlos vnd erreichten im mitternächtigen Dunkel den Felsev, wo noch keine Stadt, sondern nue das Kloster stand, himmelhoch, wie noch jetzt.

Beim Schein der Pechfackeln verließen die Bretagner ihre Fahrzeuge, und klimmten still die in den Felsen gehauenen Stufev hinan. Der Mönch war vorne daran, nnd suchte nach einem unterirdischev Eingang, der ihm wohlbekannt gewesen; denn er dürstete vach Blut und Rache, und eief, sein Schwert schwinzend: „Alle Mönche müssev sterbev, uvd ich morde den Abt mit eigener Hand!"

Da ihm solch wildes Wort entfuhr, stieß ihn die Frau zürnend an, und die Hvde des Klosters gabev Laut. Erschrocken schaute sich Aubert um, und siehe: da war es wie in seinem dritten Traume: die bunten wunderlich gekleideten Gewappneten, die Fackeln, die Spieße und Fahnen, und er, der Führer der Feinde. „So hat sich plötzlich mein Schicksal erfüllt!" seufzte er mit einer Anwandlung von Reue. Aber die Prinzessin stieß ihn wieder an, sagend: „Fühlst Du den kühlen Morgenwind? Es muß vollendet sein, benor der Tag avbricht."

Ein feierlicher Gesang ertönte auf den Maveen, und die ältesten Priester erschienen avf der Brustwehr, demüthig die weißen Schädel neigend, und spvachev: „Todte uns, unwürdiger Bruder, aber schone des Heiligthums!"

„Wirf den Brand in das Dach!" schnaudte die Peinzessin, und drückte dem Mönch eine glimmende Kugel in die Hand, während die Bretagner mit fürchterlichem Geschrei die Leitern ansetzten, und einen Hagel von Pfeilen nach den Zinnen schickten. Aubert schleuderte wie ein Wahnsinniger die Granate nach dem Thurme, uvd traf das metallne Standbild des Erzengels, daß es wie ein Höllenfeuer loderte; aber alsbald geschah ein Wunder. Das Bild fuhr hernieder vom Thurme, und der Erzengel selber wae es in der Majestät seines Zorns, so wie ihr ihn noch sehet avf den Gemälden, mit dem strahlenden Schild und Helm und dem lavgen Degen. Als ein Wetterstrahl stürzte er auf die Zavberin, die sich plötzlich in den leibhaftigen Teufel verwondelte, und traf das knirschende Ungethum mit Füßen, daß der Berg zerdorst, und die Gluth leuchtete bis nach Guernesey.

Die Bretagner entflohen heulend vach dem Ufer. Wer von ihnen nicht den Hals brach, kam in den Wellen um, denn die Schiffe waren von Sturmsgewalt dem Ankergrund entrissev wordev, und trieben, zerbrochene Trümmer, avf dem Wasser. Aubert war mit dem Gesichte voran zur Erde gestüezt, und erwartetv in seiner Vernichtung den todtevdev Streich uom Engelschwerte.

Auf Erden hätte wohl keiner dem Sünder das Wort der Gnade geredet, aber iv den Himmeln eichtete sich für ihn der alldarmherziger Fürsprecher, sein Namensheiliger auf, schwebte herab auf einer schönen klaren Wolke, und rief ihm milde zu: „Du sollst nicht sterben, schwacher, verführter Mann. Der Teufel, der listiglich versuchte, mit Hülfe eines Priesters das Heiligthum seines Erzfeindes zu verderben, liegt überwundev in dem Pfuhl der Flammen. Der Schirmwächter des Himmels hat nue Waffen gegen den Bösen; für den reuigen Sünder nur Gvade."

Nachdem der selige Bischof von Avranches ausgeredet, weihte er den Mönch auf's Neue mit seinem Segen, und verschwond in der Glorie des Erzengels, die zum Wahrzeichen noch einen ganzen Tag lang gesehev wurde. Die Klosterbrüder führten das wiedergefundene Schäflein in die Clausur, aber nachdem Aubert reiflich die Vergangenheit überlegt and geprüft, verlangte er nach Tombelène zurück, und beschloß daselbst in seiner Höhle, ein prophezeiender und gebenedeiter Einsiedler, sein avdächtiges Leben, welches er in Buße und Gebet zu hohen Jahren brachte.

Der Herzog von Bretagne, da er solche Mähr erfuhr, bekehrte sich mit seinem Volke zum Cheistenthum und verstieß den Sohn der höllischen Braut von seinem Hofe. Die Fügungen der Vorsehvng ließen zu, daß jener Halb-Satan im Verlauf der Zeiten eine Prinzessin der Normandie berückte, und jenes Grafen Robert Vater wurde, der iv der Welt vnter dem Namen des „Teufels" sich berüchtigt gemacht hat, und dessen Geschichte ihr alle kennt, Alt und Jung.

2.

Die Wallfahrt des Königs Ludwig.

„Habev die Muschelthiere geschmeckt? Danket Gott für die leckere Speise, und putzet die Schaalen blank, weil der Pilger sie liebt und zvm Andenken kauft, damit für den fleißigen Fischer nichts vom Fange nerloren gehe. Gesegnet seien St. Michaels Meermuscheln, denn edel sind sie, wie die Myschelschaalen des heil. Jakob, und König Loys hat einen Ritterorden daraus gemacht. Von dem König Loys will ich daher erzählen. Das fordert die Aebeit, und hält die Avgen wacker und munter."

Es war einmal ein Kövig in Frankreich, dessen Vater übel gewirthschaftet, und avf ein Haar sein Land an die Rostdeefs verlorev hatte. Wie ein Geiziger immer nach sich einen Verthver, so zieht auch ein Verschwender nach sich einen Sparee. Kövig Loys dachte daher in seinem Sinne, daß er so lang als möglich die Krove erhalten wolle, die er nach so mancher Gefahr geerbt hatte. Was ist aber eine Krone, wenn der Kopf darunter fehlt? Und wie leicht ist es nicht um eives Mevschen Leben geschehen, und wer hat in einem Lande wohl der Feinde mehr, als ein Kovig?

Darum sperrte sich Loys mit allen seinev Schätzen in ein Schloß ein, dem Niemand auf huvdert Klafter nahen durfte, wenn er nicht einev Geleitsbrief des Kövigs hatte, oder ein Vertrauter des Schlosses war. Ohne Erbarmen wurde niedergemacht, der nicht Rechenschaft non seinem Begehrev geben kovnte, vnd die Leute ließen sich's gesagt seyn; denn wer nicht mußte, givg gewiß nicht in des gefährlichen Schlosses Revier.

Der König wae nun wohl sicher von außen, wie in einer Nuß; aber die Langeweile plagte ihv, und weil ihn die Unterthanen nicht mehr besuchten, befahl er seiven Soldaten, die Unterthanev zu besuchen; namentlich die Adelichen, die er nicht leiden mochte, weil sie den Kopf höher trugen, als ihm lieb war. Darum verkürzte er hie und da einen um eine Kopflävge: daeum ärgerten sich die andern nnd schworen sich zusammen gegen den König, der jedoch alle Verschwörungen nereitelte, das Schwert wacker brauchte, und Städte und Ländereien verschluckte, wie es ihm gefiel.

Der alte Herr vov Mortal war der letzte, der dem weisen Könige die Spitze bot. Er hatte ein wohlbesetztes Schloß, worinnen sein Sohn als Commavdant lag. Als des Königs Truppen kamen, die Burg wegzunehmen, zog ihnen der alte Sire evtgegen, und liefertv eine Schlacht, die er elendiglich verlor, woeinven er leider gefangen wurde.

Da man ihn vor den König gestellt hatte, begehrte der Sire von Mortal ein geheimes Gehör, und sprach über eine Stunde lang mit dem Monarchen, worüber sich Niemand wunderte, da der alte Ritter in geheimen Künsten nnd Wissenschaften wohl bewandert, auch Herr Loys von dergleichen Gelehrsamkeit ein großer Frevnd gwesen. Um so mehr staunte

das Volk, als nach dem geheimen Gespräch der alte Ritter dennoch zum Galgen geführt, und ohne Verzug aufgehenkt wurde.

Der König sah aufmerksam hinter einem Fenster zu, und der silberlockige Greis drehte sich im letzten Augenblick zu dem Fürsten, und rief: „Mit meinem Leben besiegle ich, was ich Dir vertraut habe.“ Hierauf starb er wie ein Mann. König Loys verlor aber alsobald sein ungläubig lächelndes Gesicht, gab viele Sorge in seinem Antlitz kund, und gebot allen seinen Kriegern, den jungen Mortal lebendig zu fangen und vor seinen Thron zu bringen. Viele Schildknappen wurden auf den Fang gesetzt, und manche hätte sie gerne verdient, aber der junge Ritter machte einen Strich durch die Rechnung, indem er nach langer Vertheidigung die Festung in Brand steckte, und entfloh, ohne eine Spur zurückzulassen. Man hat in der Nähe und Ferne nach ihm gefragt und gejagt, ohne ihn zu erwischen, und endlich über anderen Händeln des flüchtigen Edelmanns gänzlich vergessen.

Von Stund an verließ alle Munterkeit den König, und eines Espenblattes Rauschen machte ihn zittern wie ein Espenblatt. Er verkehrte seine ganze Lebensweise, schlief am Tage, und ohne daß irgend eine Seele genau wußte, in welchem Zimmer; wachte zur Nacht, aber selten im Schlosse, sondern auswärts in fremden Herbergen und Schenken, wo sich Niemand des Königs Anwesenheit einfallen ließ; eine Viertelstunde, bevor er zu essen begehrte, ließ er den Kochen wissen, was sie zu bereiten hatten, und dann aß er nur das schlechteste der Gerichte; endlich mußte die Speise vor seinen Augen bereitet werden auf einem niedern Herde, ohne Gewürz, in einem Topfe, den er selbst reinigte, und er stand mit blankem Messer neben dem Koch, und belauerte denselben, ob er nicht etwas in die Speise zu werfen versucht sei.

In solcher Angst und Einsperrung verstirbt seine Kräfte, und sein Arzt, der nicht mehr sein Vertrauen besaß, schüttelte den Kopf, und verschrieb eine Reise auf's Land. Das behagte dem König, und eines Tags ließ er verkünden, Seine Majestät befände sich unwohl und in allen Kirchen solle man für sein Leben beten. Während nun der Arzt des Fürsten Krankenzimmer mit eigener Hand vor allen Andringlichen verschlossen hielt, ritt Herr Loys auf einem kleinen grauen Pferde zur Hinterthüre hinaus. Ihm folgten nur seine vertrautesten Diener, der Profos und der Barbier.

Wie dem König die Schwermuth und die Stubenluft den Appetit und die Heiterkeit geraubt hatten, so gewann es beides wieder durch des frischen blauen Himmels Anblick, und hörend der Vögel Gezwitscher, und den Gesang der Bauerndirnen, die der Feldarbeit oblagen. Er freute sich von Herzen des schönen Landes, das ihm gehörte, und wenn er einen Fluß sah, dachte er sich: „Auch der Fluß ist mein;“ und wenn er an einem Berge hinritt: „Ich bin der Herr dieses Berges;“ und als eine Stadt sich vor ihm ausbreitete: „Ha, die Stadt ist mein eigen, und erst nicht die schönste, die ich habe.“

Nach einem fröhlichen Mittagsmahl in der lustigen Stadt ritten alle weiter, Fürst und Diener; Herr Loys lachte und scherzte voller Munterkeit, daß auch die Diener wieder neu auflebten, weil sie wohl verspürten, daß sie nichts seien ohne den Gebieter.

So erreichten sie im Abendschein eine weite Ebene, an deren Ende eine Burg mit hohen Zinnen lag. „Wem ist das Schloß?“ fragte der König begierig, und seine Diener antworteten: „Das war des Herrn von Mortal Eigenthum, und jetzo ist's das Deine;“ vermeinten auch, wieder einen lustigen Schwank aus des Königs Munde zu vernehmen. Der blieb indessen stumm, faltete die Stirne, sprach den ganzen Abend kein Wörtlein mehr.

Am nächsten Morgen kamen sie durch einen herrlichen Kastanienwald. Loys, aufgeheitert durch die grüne Blätterpracht, fragte: „Wessen ist der Wald?“ — Seine Diener schauten einander verstohlen und verlegen an, und beide antworteten: „Wir wissen's nicht.“ Hierauf wendete sich mit derselben Frage der Herr an einen Fischer, der im Bach Krebse fing, und als ein ehrlicher Fischersmann antwortete ihm dieser: „Der Wald hat dem Sire von Mortal gehört, aber der König hat ihn für sich genommen.“ Herr Loys blieb wieder stumm, doch seufzte er tief, sprach den ganzen Tag kein Wörtlein mehr.

Bei so ungünstigen Zeichen wurde der Barbier keck genug, zu fragen, wie es komme, daß ein so gewaltiger König die Schwermuth nicht Meister werden könne, sobald er nur den Namen eines überwundenen Feindes höre? Der alte Sire sei ab und todt, und der junge, ein flüchtiger Landstreicher, werde etwa in sinkender Stunde eine Beute des Hungers, oder der Raben Speise.

Nun zog jedoch Herr Loys mit blassem Gesicht den Hut demüthig ab, die Hände faltend, und sagte: „So wahr ich die Augen zum Himmel wende, so wünsche ich, daß es dem jungen Mortal wohl gehe, jetzo und immerdar.“

Der Profos zuckte die Achsel und machte eine blutdürstige Frage, indem er das Maul bis zu den Ohren verzag, meinend, der König habe nach seiner Gewohnheit den Schelm im Nacken, wie eine Katze, die nirmals sanftere Pfoten macht, als wenn sie zum Kratzen Lust trägt. Der Barbier sann stille über den verwunderlichen Spruch des Königs nach, und hing den dicken Schädel bis zum Sattelknopf.

Indem gewahrte Loys, der endlich die Augen vom Himmel abthat, zu seinen Füßen im Hintergrunde der Landschaft eine graue Fläche, die mit den Wolken eins zu sein schien, und als wäre dort das Ende der Welt. „Was dort?“ fragte er. „Das Meer;“ versetzte der Profos. „Und dort?“ — „Der Berg des heiligen Michael;“ versetzte der Barbier seinerseits.

Sie befanden sich nämlich auf der Höhe von Maidrey, wo die Mühle steht; hatten zur Linken die Küste von St. Georg, den vielgekrümmten und gezweigten Fluß Couesnon mit seinen Untiefen, und schauten beim hellen Wetter hinaus bis an den Felsen von Cancale; rechts hinwiederum sahen sie Tombelene, und weit dahinter die Spitze von Granville; gerade vor sich den Michaelsberg, die mattweiße Grève und das graue silbergestriemte Meer. — So gewiß, als es nur eine Normandie und nur einen Berg, wie den unsrigen gibt, so gewiß ist es, daß alle Reisende von nah und fern ein Heimweh nach unserm Felsen verspüren, sobald sie desselben ansichtig wurden, und es ging dem König um kein Haar anders, denn er sagte: „Bei unsers Herrn Osteefest! ich will den berühmten Berg besuchen als ein Pilger, wie alle Könige, meine Vorfahren, gethan haben; und alsogleich soll es geschehen.“ Befahl zur selben Stunde dem Barbier, vorauszureiten und dem Abt zu bedeuten, daß Loys von Frankreich sich nähere, und guten Empfang begehre.

Der Barbier getraute sich nicht sehr, allein über den gefährlichen Triebsand zu reiten, und wollte den Profosen voranschicken. Weil aber der König von einem Augenblicke zum andern nicht wußte, ob es nicht etwas zum Aufknüpfen geben möchte, behielt er den Profos bei sich, und erneuerte dem Bartdiener sein Gebot. Endlich sagte dieser, als sei er um den König besorgt: „Bist Du auch gewiß, daß der Abt des Berges Dein Freund, und ohne Falsch sammt seinen Mönchen und Soldnern?“ — „Er ist mein Milchbruder;“ sagte der König entgegen: „Milchbrüder sind aber den leiblichen vorzuziehen, die schon als unsere Feinde zur Welt kommen. Leichter theilt sich ein Mutterbusen, als ein Königreich. Vorwärts, Bartdier.“

Loys hatte nach seiner Gewohnheit gut gerechnet. Der Abt war sein aufrichtiger Freund und dankte ihm herzlich die Würde, die er durch des Königs Gunst erhalten, so wie durch die Wahl seiner Klosterbrüder. Kaum hatte er darum des Barbiers Botschaft vernommen, als er die Glocken zusammenschlagen hieß, seinen Soldaten befahl, in der Stadt Spalier zu machen, seinen Hauptleuten, dem Fürsten auf die Grève entgegen zu ziehen, und selber mit dem Convent und Kreuz und Fahne an das Thor der Stadt trat. Es war um die Mittagsstunde, wo die Grève trocken liegt, und Pferd und Mann am leichtesten dir Tümpfel vermeiden mögen, die im Sande als wie ein Trichter sich plötzlich verrätherisch öffnen, um zu verschlingen, was in ihren Schooß versinkt. Die Luft war hell und warm, und des Königs Empfang nicht gestört.

So gings hinauf die vierhundert Staffeln zum Schloß und zur Abtei. An ihren Pforten wurden die Waffen der beiden Begleiter abgefordert, aber der König behielt die seinigen, dem uralten Recht zufolge. Er behielt sie auch aus schwarzem Mißtrauen, denn schon am ersten Thore, wo die beiden alten englischen Kanonen, aus Eisenstäben zusammengeschweißt, halb verschüttet im Sande liegen, halte Loys, vor den Geschützen stehend und darüber eine und die andre Frage thuend, bemerkt, daß der Abt im Hintergrunde seines Herzens etwas verborgen hielt, das er nicht über die Lippen lassen wollte. Zum zweiten, da sie im Löwenhofe vor dem Standbilde des wappenhaltenden Thieres verweilten, war es dem König vorgekommen, als hielte der Abt seine Blicke nicht allzuredlich aus. Darum, wenn auch des Priesters Worte mildr und getreu klangen, war doch der kluge Fürst vor ihm auf der Hut, und wer täglich um ihn war, merkte das, denn er that gar zutraulich, und wie das unbefangenste Kind.

Für's erste besuchte der vornehme Pilger die Kirche und hörte dem Te Deum zu, daß ihm die Mönche vorsangen. Für's zweite folgte er dem geistlichen Wirthe in den gewölbten Rittersaal, der dazumal seines Gleichen an Pracht nicht fand. Da war eine Tafel für die Majestät ganz allein gedeckt, und der Abt bediente den hohen Gast mit eigenen Händen, kredenzte ihm jeden Trunk, kostete jede Speise vor, so daß der mißtrauische Herr ohne Angst und Bedenken zulangen

kannte, abſchon für alle Fälle der Profos, der Fürſten Schwert haltend, an der Thüer ſtand, neben ihm der Barbier mit des Königs Dolche.

Lays lehnte ſich beim Nachtiſch in den Armſtuhl zurück, blinzelte mit den Augen und ſprach gnädig zu dem Abte: „Ehrwürdiger, ich ſchenke Euerm Gotteshauſe ſechshundert Thaler.“ — Der Abt verneigte ſich einmal, antwortend: „Der liebe Gote ſegne den König dafür.“ — Lays fuhr weiter fort: „Ehrwürdiger. ich ſchenke Euch dieſen koſtbaren Roſenkranz.“ — Der Abt verſetzte, indem er ſich zweimal verneigte: „Der unwürdigſte Pfaffe dankt dem König dafür.“ — Dagegen verlangte Lays, dem Prieſter nach ſeiner beſondern Art zu beichten, vollkommenen Ablaß und am folgenden Tag das Abendmahl zu empfangen. Der Abt, ob er ſchon wußte, daß der Monarch ſich vorbehielt, in Gedanken zu beichten, was er nicht gerne mit Worten ausſprach, that dem Geſandten des Herrn ſeinen Willen, und abſolvirte ihn als einen erchten, frommen, gottſeligen Pilger. Deß war Lays froh, und ſprach mit lauernden Blicken: „Jetzo wäre ich gerade vortrefflich zugerichtet, wenn Ihr mich heimlich aus der Welt ſchaffen wolltet; wie?“ — der Abt ſchlug erſchrocken ein Kreuz, und in ſeines Geſichtes Verfärbung erkannte der König ſeine Unſchuld, keineswegs die ertappte Bosheit. Daher rückte er dem zitternden Wirthe näher, und ſagte ihm mit glatter Treuherzigkeit: „Wenn ihr nichts wider mich im Schilde führt, warum ſchlagt Ihr die Augen nieder, ſa ich Euch ſcharf anſchaue? Bekennt mir das, wie ich Euch meine Sünden bekannte; wir ſind allein, und ich zähle noch hundert Thaler in Euren Beutel, wenn Ihr gegen meine Neugierde mit der Sprache herausgeht.“

Der Abt merkte freilich, daß er mit baarem Läugnen hier nicht durchkommen würde, und zugleich wollte er die andächtige Stunde ſeines gefühlichen Milchbruders nützen; dieſes machte, daß er freimüthig anhab: er habe allerdings etwas auf dem Herzen, doch nimmer dem König zum Schaden, wohl aber einer van Angſt gepeinigten Seele zum Nutzen, und wenn ſein erlauchter Gaſt allen Pflichten eines mit Gott verſöhnten Pilgers gehorſamen, und, wie er in der Beichte verſprochen, allen ſeinen Feinden verzeihen walle, ſa ſei des Wirths Geheimniß zu ſeinen Dienſten.

Dem König kam es auf ein Verſprechen nicht an, und der Abt bekannte ihm, daß in dem Kloſter ein Flüchtling verborgen ſei, den alle Welt verfolge; der ſich demungeachtet noch nicht habe entſchließen können, ſeiner Heimath Boden zu verlaſſen, und gar zu gerne dem Herrſcher ſich unterwerfen wolle, wenn er ſeiner Gnade gewärtig ſein dürfe.

Lays runzelte die Stirne und fragte: „Wer das?“ — „Der junge Sier von Mortal;“ antwortete der Abt mit Beklemmung; denn ſchon fürchtete er, wie er das Zaenwetter aufſteigen ſah, zu viel geſagt, auf des Fürſten Wort zu viel gebaut zu haben.

Wie ſeine Furcht jedoch groß war, ſa war zehnmal größer ſeine Freude, als der Sturm vorüberging wie ein Blitz, und das klarſte Wetter aus den Augen des gewaltigen Heren lachte, daß derſelbr aufſprang, und ſich geberdete, als ob er im Spiel ganz England gewonnen hätte, um es in Paris zu verzehren. Wie endlich ſeine Luſtigkeit ſich beſänftigte, und er var Gelächter zu Wort kommen konnte, rief er: „Unſer Heer Gatt lebe hoch, denn er hat das ſehnlichſte Begehren meines Herzens erfüllt! Ehrwürdiger, geht hin, und bringt mir den wackern jungen Edelmann, daß ich ihn als meinen liebſten Vaſallen umarme.“

Dem Abt war nicht wohl zu Sinne, indem er daſürhielt, der theure König ſei plötzlich ein Narr geworden. Dennoch ging er, auf den Schutzheiligen des Hauſes vertrauend, hin, den jungen Sire zu halen, welcher ungewiß und ſargenvoll ſeinen Schlupfwinkel verließ. Denn im Grunde ſeiner Seele haßte und fürchtete er den König um ſeines Vaters betrübten Endes willen, und nur ſein verliebtes Gemüth hatte ihn im Vaterlande gefeſſelt. Er war der Verlobte des ſchönſten Fräuleins in der Narmandie; einer älternlaſen Waiſe, deren Vormund mit ihr unſern van Pantorſan wohnte, und eifrig an dem König hing. Woraus leicht zu errathen, daß derjenige des Königs Freund ſein mußte, der das ſchöne und reiche Fräulein gewinnen wollte.

Der junge Sire wollte ſich dem Herrn zu Füßen werfen, aber Lays duldete das nicht, und öffnete ihm die Arme. Der Edelmann, der van Allem dirſem nichts verſtand, ſagte: „Weil mein ſeliger Vater gegen Dich gefochten, a Herr, haſt Du uns alles genammen, und ich bin ein Bettler. Wie ſtände mir eine Vertraulichkeit zu, welche Du nur Deinen vornehmſten Lehnsleuten gewährſt?“ — „Du ſollſt von Stund an der allervaenehmſte meiner Hofheeren, der erſte Marſchall, ein Herzog und der reichſte Ritter in der Welt ſein;“ verſetzte der König.

Der Abt verſpürte Schwindel bei ſolchen Reden, und der Ritter kneipte ſich die Arme blau, um ſich zu überzeugen, daß er mit wachenden Augen ſehe, und mit wachen Ohren höre. Doch ſagte er nach: „Sa viel Dank ich Dir auch für Deine Gnade darbeinge, a mein König, ſa vergaß ich doch nicht, daß mein Vater an Deiner Ungnade ſtarb, und mir iſt ein Räthſel, warum Du eines Rebellen entwaffneten Sahn ehren ſollteſt, wie Dein eigen Kind? Oder es iſt Alles, was Du jetzo thuſt und redeſt, nur ein grauſames Spiel mit eiurm wehrloſen Schlachtopfer, und dann wäre beſſer, Du gäbeſt mir alſogleich den Tod.“ — Dirſer männlichen Sprache antwortete Lays mit freundlicher Stimme: „Ich mußte Deinen Vater hart ſtrafen um des Beiſpiels willen, aber bei Dir gelobe ich ſeine Stelle zu verteeten. Darum laſſe Deineu Pfleger und Gebieter nicht allzulange eine Verſöhnung erwarten, die nur zu Deinem Glücke ausſchlägt.“

So umarmte denn der junge Sire von Martal den König, und derſelbe führte ihn in alle ſeine Rechte und Reichthümer wieder ein, ſchenkte ihm nach vieles Land und viele Leute, machte ihn zum erſten Kammerheren, Pair nnd Herzog, und ſetzte ihm fur alle Wahlthaten nur die Bedingung, ſartan an ſeinem Hofe zu leben, ſa lange es Beiden, dem Heren und dem Unterthan, gefällig und lieb ſein würde. Der Ritter willigte in Hoffnung fröhlichſter Zukunft ein, und der Abt pries des Himmels unerforſchliche Fügungen. Der König gab den Mönchen ein Feſt, ſpeiſte die Armen freigebig, beſchenkte die arbeitſamen Fiſcher, und rmpfing van denſelben ein lecteres Gericht von den allerbeſten Muſcheln. Dirſes erinnerte ihn an die Muſchelſchaalen, welche im Kloſterwappen ſtehen, und an die, welche die Pilger auf iher Kleider zu heften pflegen; und aus Dankbarkeit, daß ihn der heil. Michael drſonders grſegnet, ſtiftete er zu ſeinen Ehren einen erichen Orden, deſſen Ritter eine Kette van ſilbernen Muſcheln auf der Bruſt tengen, daran das Bild des Erzengels, wie es auf dem Thurm ſtand. Auch ſetzte er drei Silbermuſcheln zu den vieren in dem Wappen der Abtei, und fügte hinzu des Königs Hauptſchildſtuck, das blaue Feld mit den drei goldenen Lilien. — Der Kommandant des Schloſſes, die tapferſten Offiziere des Königs, und der Ritter von Mortal, erhielten die Ordenskette des heil. Michael; doch wußte keiner, in welchem Stücke der Erzengel den Konig geſegnet hätte; am allerwenigſten der Sier van Martal, der von ſeinem eigenen Schickſal nnd Erdenglück nicht das Mindeſte begriff.

Beſcheiden nnd einſam war der König zum Berge gepilgert; mit Pracht und Muſik und vielem Gefolge kam er zu ſeiner Hofſtatt zurück. Jedermann verwunderte ſich über ſeine Leutſeligkeit, und über die plotzliche Aenderung in ſeiner Lebensordnung. Seine frühere Aengſtlichkeit war zum großen Theil verſchwunden, und er ſtoh nicht mehe die Geſellſchaft der Menſchen. Namenklich war einer am Hafe, den er nie van ſeiner Seite ließ. Das Frühſtück mußte derſelbe mit dem Fürſten theilen, nnd das Mittagsmahl, nnd das Abendeſſen; den Wein, das Spiel, die Jagd. In der öffentlichen Audienz ſtand er neben des Königs Thron; hatte irgend ein Geſandter heimliches Gehör, ſtand der unzertrennliche Freund dicht vor der Thüre. Saß Herr Lays am Kamin, ſa war ihm gegenüber der Andere; legte ſich Heer Lays zu Bette, ſa ſchlief der Andere dicht an ſeiner Schwelle.

Der Praſos hatte ehedrm ſolch unaufhörlichen Dienſt gehabt, und kam jetzo nur ſelten vor des Gebieters Angeſicht. Der Barbier war ehedem der Günſtling geweſen, und ſah ſich jetzo verdrängt. Der junge Sire van Mortal hatte die beiden Reſpektsperſanen erſetzt, und doch wußte er nicht, wie und warum dieſes geſchehen; zugleich ſeufzte er ſelber über des Königs Gunſt.

Denn, wenn er einmal ſagte: „O Heer, erlaube, daß ich friſche Luft ſchöpfe, während Du der Regierung obliegſt,“ ſo verſetzte der König ſchmeichelnd: „Ein Stündchen ſei Dein, mein liebes Herz; nur gehe nicht zu weit!“ Und alſobald war irgend ein Diener van des Herrn Vertrauten auf ſeiner Ferſe, nnd wenn der Ritter fragte, warum? ſa hieß es: „der König wolle es ſa.“

Ritt er wie ein kühner Edelmann im Galapp, ſa ſprach der Diener, indrm er ihm in die Zügel griff: „Der König will das; Ihr möchtet ein Unglück haben.“

Wollte er ſich baden im kühlen Stram, ſo litt es der Diener nicht, und ſprach: „Der König wehret das; Ihr möchtet ein Unglück nicht haben.“

Spielte er Ball, um ſich warm zu machen, nnd war im beſten Zuge, ſa ſtellte der Diener das Spiel ab, ſprechend: „Der König wünſcht nicht, daß Ihr Euch erhitzet; für Euch wäre es vom Uebel.“

Schlug die Stunde der Heimkehr, ſo mahnte der Diener undarmherzig, ſprechend: „Der König erwartet uns, und wenn auch die Verſaumniß Euch verziehen würde, mein Rücken würde ſie theuer bezahlen.“

Der junge Sire erbarmte ſich alsdann ſtets des armen

Trabanten, und kehrte folgſam heim, als wie ein Lamm; doch ſchwoll ihm nach und nach das Herz vor Unwillen und Sehnſucht, und er dachte ernſtlich nach, wie ſchlecht es ihm erginge in dem goldenen Käfich. Zugleich beſann er ſich, wie er ſein Loos wohl ändern möchte. Mit Gewalt war nichts zu richten, nur allein mit Liſt. Aber wie kurz und ſtumpf und durchſichtig iſt die Liſt eines jungen Mannes von zwanzig Jahren.

Einmal ſaß er mit dem König zu Tiſch, und griff nach einem fetten Fiſche. Da klopfte ihm Herr Loys ſpielend auf den Finger, ſagend: „Die Speiſe iſt unverdaulich, und Du ſollſt den Magen Dir nicht verderben.“ Der Andere frogte: „Herr, warum nimmſt Du ſo viel Antheil an meiner Geſundheit?“ — „Weil ich Dich liebe als einen Sohn;“ verſetzte Loys mit freudlichen Katzenaugen. — „Wenn Du mich alſo liebſt, o Heer, ſo möchte ich wohl etwas von Dir erbitten.“ — „Sag' es frei heraus.“ — „Gib mir ein ſchönes Pferd aus Deinem Marſtall.“ — „Das ſchönſte nimm' es Dir.“ — Alsdann ein poar luſtige Pogen zum Gefolge.“ — „Es ſei; meine edelſten Knaben ſollen es als eine Ehre achten, hinter Dir zu reiten.“ —

„Ferner einen Beutel voll Goldes.“ — „Geh' zu meinem Schatzmeiſter. Die Gefälle Deiner Güter liegen bereit.“ — „Und endlich die Erlaubniß, eben dieſe meine Güter zu beſuchen. Des Herrn Auge fehlet dort, und dem Erben iſt es Pflicht, der Ahnen Vermächtniß nicht zu verwahrloſen.“ —

Der König ſchüttelte den Kopf und meinte: „Damit hat es noch Zeit. Du biſt ein kleiner Schelm, and würdeſt lange nicht wiederkehren.“ — Der Ritter betheuerte: „Sobald Du es befiehlſt, bin ich wieder hier.“ — Ich glaub' es nicht;“ ſagte der Fürſt: „und wenn Du's ehrlich meinteſt, ſo könnte Dir auf der weiten Reiſe ein Unglück zuſtoßen. Kein Wort mehr davon.“ — Die Mühe des Ritters war umſonſt geweſen.

Ein andermal griff er die Sache anders an. Der König war guter Dinge, denn ſeine Frau, die er nur dann und wann beſuchte, hatte ihm einen Prinzen geboren. Daher ſchwatzte am Kamin der Monarch tauſend ſchöne Dinge vom Glück des heiligen Eheſtandes und der Häuslichkeit, daß ein Pfaerer es nicht beſſer hätte machen können. Der junge Sire von Mortal, der ſein Herz im Angedenken an ſeine Liebſte ſehr bewegt fühlte, meinte, gerade jetzo ſei des Königs Herz am leichteſten zu rühren. Darum ſprach er mit Zutrauen: „Da biſt ſo fröhlich, Heer; laß' auch mich Dein Vergnügen theilen.“

Der König ſagte: „Tauſendmal für einmal, liebſter Pflegeſohn. Wie meinſt Du das?“

Der Ritter ſogte: „Ich bin durch Deine Gunſt ſo reich und groß geworden. Gut wäre es, wenn ich all den Reichthum einſt einem Sohne hinterließe, wir Du dem neugebornen Dauphin Deine Krone.“

Der König krauſte die Augenbraunen; doch ſagte er: „So iſt's von Anbeginn in der Welt gehalten worden. Erkläre Dich nur näher.“

Der Ritter ſogte: „Luß mich auf die Freite ziehen, königlicher Herr. Ich begehre ein Weib zu nehmen, und glücklich zu ſein in meinem Hauſe, wie Du jetzo in dem Deinigen.“

Da verſetzte Loys trocken: „Ich war viel älter als Du, da ich heirathete. Späte Ehen bringen Glück. Zudem wollen die Weiber longe geprüft ſein, denn ſie taugen wenig. Ich wäre untröſtlich, ſtürbeſt Du an Eiferſucht oder an Grom über ein gehäſſiges Weib, oder im Zweikampf mit einem Nebenbuhler, oder an dem geſchmolzenen Blei, wos hie und da eine rachſüchtige Hexe ihrem Manne ins Ohr träufelt, während er ſorglos ſchläft. Man hat Beiſpiele.“

Der Ritter ſagte erſchrocken: „Der liebe Gott bewahre mich. Die Dame, die ich mir erwählte....“

Der König fiel ihm liſtig in die Rede: „Haſt Du ſchon etwas erleſen? Wer iſt die Schöne? Sag' es mir.“

„Sag' es nicht, ſog' es nicht!“ rief eine ängſtliche Stimme in der Bruſt des Ritters ſo laut, daß er der Frage antwortete: „Die Dame, die ich mir erwöhlen würde, müßte nicht dem Bilde gleichen, welches Du, o Herr, von den Weibern entwirfſt. Noch iſt mein Herz ruhig, aber wenn ich prüfen ſoll, muß ich meine Freiheit haben. Gib mir die Freiheit.“

„Du biſt frei, ſo gut wie der König von Frankreich;“ entgegnete ihm Loys mit ſolſcher Schmeichelei. „Fordre nicht ein Mehreres. Erwarte ruhig alles von der Zeit und meiner Gnode.“

Der Sire von Mortal ſchwieg zwar, doch morbete die ſteigende Erbitterung ſeiner Seele die Hoffnung, obgleich der König ſie immerbar anfachte. Der Ritter warf ſeine Augen auf die Leute am Hofe. In ihren Blicken las er jedoch nur Haß gegen den Günſtling, und erwartete von ihnen keine Hülfe. Nach ſeiner Liebe ſtand ſein Sinn; aber wie aus der röthelhoften Folle kommen, worein ihn das Verlangen, ſein Lieb zu verdienen, geführt hatte?

Da brach ein Krieg mit den Kaiſerlichen aus. Alle Regimenter marſchirten in's Feld, und ſo vielr gute Mueſchälle und Generäle Frankreich ſchon dazumol hatte, ſo war doch gerade kein Ueberfluß on tapfern Männern. Als der Sire von Mortal die Trommeln, Trompeten und Signolhörner vernohm, griff er muthig un den Degen nnd dachte bei ſich: „Jetzo oder nie iſt die Zeit, meine Freiheit ehrenvoll zu gewinnen nnd die Brout hinterher!“ — Forderte and ohne Verzug vom König ein Kommondo, oder mindeſtens die Erlaubniß, als Freiwilliger unter den Grenadieren die Campagne mitzumachen.

Da kam er ſchön an. Heer Loys wurde vor Schrecken blaß, und rief überlaut: „Bewohre mich Gott und der heil. Michael! Du könnteſt todt geſchoſſen werden, oder als ein Krüppel wiederkehren, und eins wäre für mich ſu traurig als dos ondere. Loß Dir die Kriegsluſt vergehen, und bleibe bei mir im ſichern Hauſe. Es gibt genug tapfere Franzoſen, die ihr Lond vertheidigen werden, ohne daß ich Deines Arms bedürfte.“

Nun war dagegen in dem Ritter kein Haltens mehr. Er vermochte ſeinen Groll nicht länger zu verſchweigen, und fuhr heraus wie ein brover Soldat: „Bedarf nuch Frankreich meines Arms nicht, ſo bedorf ich der Ehre, nnd mein heldenmüthiger Voter hat mir ſeinen kriegeriſchen Namen nicht hinterlaſſen, damit ich hinter der Kunkel ſterbe. Du falſcher König! Du haſt mich berückt um meine Freihrit und Jugend, und ich hätte zu dem Mörder meines Voters mich nicht beſſeres verſehen ſollen; uder zu einem feigen Buben ſollſt Du mich nicht ſtempeln. Und weil Du mir die Thore Deines Kerkers nicht öffnen laſſen willſt, ſo zeige ich Dir in Deinem eigenen Houſe, daß ich Dich, daß ich den Tod nicht fürchte. Ich haſſe Dich, wie den Teufel, Du biſt mir zuwider wie eine Kreuzſpinne, Du lügneriſcher Fürſt; ich verfluche Dich als einen Menſchenſchinder nnd mörderiſchen Blutigel! Du haſt Du jetzo Dein Theil, uud mein Herz iſt wieder leichter. Du magſt nur den Profoſen rufen, daß er mich aufknüpfe. Mein ehrlicher Vater hat den unehrlichen Henkerſtrick zu einem ſtattlichen Ordensbande geweiht.“

Ihr glaubet wohl, ihr einfältigen Fiſcher vom Berge, daß Herr Loys nichts ſtrafliches zu thun gehabt, als zu befehlen, daß dem Jüngling geſchehe, wie er geſagt? Mit nichten. Der König ſagte lächelnden Angeſichts: „Lieber Pflegſohn, Du haſt Dich gewiß im Weine übernommen. Schlafe den Taumel aus, und komme dann wieder.“ Ließ ihn in ſein Zimmer führen; befohl ſtrenge, daß er den Umkreis des Schloſſes nicht verlaſſen möchte. — Der Profos wachte mit tauſend Augen; keine Muus wäre ihm entgangen.

Am undern Tag kam der Barbier, den Heer Loys zu dem jungen Sire geſchickt hatte, nuch deſſen Wohlbefinden ſich zu erkundigen, und ſagte mit zögernder Stimme und heuchleriſch niedergeſchlagenen Blicken: „O Herr, Du haſt eine Schlange in Deinem Buſen erzogen. Der verrätheriſche Herzog löſtert Dich in Gegenwart Deiner getreueſten Knechte, vermeigert, vor Dir zu erſcheinen, und ſendet Dir als ein Zeichen ſeines Ernſtes des heiligen Michaels Ordenskette zerbrochen zurück.“

Der König erblaßte dießmal ſehr vor Zorn, doch bezwang er ſeinen Aerger, ſprechend: „Ein Tollkopf iſt's, mein lieber Barbier; doch bin ich ihm herzlich zugethan, und wehe dem, der ihm ein Leid zufügen möchte. Verſtehſt du mich, Barbier?“

Der Bartſcheerer verneigte ſich, ob er gleich den Kopf ſchüttelte, und ſich erinnerte, wie viele ſchon in des gefahrlichen Schloſſes Manern ihr Leben für weit geringere Fehltritte verloren. — Dießmul beſuchte ober der König in eigener Perſon den widerſpenſtigen Edelmonn. Der hatte ſich, die Galle zu beſänftigen, eine Aber öffnen laſſen, und log müde auf dem Bette, rührte ſich auch nicht ein bischen, als der Fürſt zu ihm trat.

Der König ſagte gütig: „Tröſte Dich und geneſe. Wenn der Krieg ſo abſonderlich Dich freut, ſo mochen mir den Feldzug zuſammen; doch wirſt du nie von mriner Seite weichen dürfen, daß Dir nichts Uebles widerfahre.“ Der Ritter ſagte trotzig: „Was kümmert's Dich ſo mir Uebels widerfährt? Du biſt wie ein eiferſüchtig Weib, und ich fange on, ganz eigene Gedanken von Deiner Gnade zu hegen. An Deiner Seite wöre ich ein Gefangener im Lager, wie hier im Schloſſe. Nichts do; lieber ſterben.“

Der König murde ungeduldig nnd rief: „Wenn Du nur nicht immer von dem unſeligen Sterben ſprächeſt! das ziemt ſich nicht für junge Leute, und verdrießt ſtets dos reifere Geſchlecht.“

Der Ritter war gleich mit der bittern Antwort bei der Honb: „Ein Mörder fürchtet am meiſten den Tod und das letzte Gericht.“ — Und als der König hier zufällig nieſete: „Preſit, mein Heer von Frankreich! Gott helfe Dir; Amen.“

Es wor aber juſt, als wäre Herr Loys aus Stein ge-

hauen; denn während dem Barbier, Arzt und Profosen gelb und grün vor Augen wurde, da sie hörten, wie keck und frech der neugebackne Herzog redete, zuckte der König nur leise die Achseln und sagte im Ammentone: „He, he, was gilt der Waizen? Ohe, was gilt ein goldner Thron?“ womit er andeuten wollte, daß dem eigensinnigen Knabengeschwätz selbst ein mächtiger Herr, wenn er vernünftig ist, Nachsicht schenken müsse.

Der Ritter verstand indessen wohl, wie sein seltsamer Pfleger seiner spottete, und brummte ihn an: „Spiele Deine Fastnachtsschwänke, wie Du willst, so lange Du magst. Ich bin es müde, Dein Affe zu sein, und dringe mich lieber mit eigener Hand um's Leben, wenn Du nicht dem Profosen Arbeit giebst.“

Herr Lous verfärbte sich ärger als jemals, und sagte hastig: „Nehmt ihm alle Waffen weg, laßt ihn nicht aus den Augen! Das wäre erschrecklich. Man polstere die Wände aus, daß er sich kein Leid thue. Vergittert die Fenster! Gebt ihm keinen Fisch zur Speise; er möchte sich mit einer Gräte ersticken!“ — Des Königs Vertraute geladten Alles.

Der Ritter lachte hierauf verächtlich und grimmig; erwiedernd: „Fürchte nichts, Du Bösewicht, der Du mich noch aufheben willst, um mich als einen ganz besonderen Braten zu schluchten. Was Du auch mit mir vorhaben magst, ich will mir noch Zeit nehmen, Die alle Verwünschungen zu sagen, die über meine Zunge wollen. Vermauere für mich Deine Küche, stoße Deine Fischbehälter in den Grund; ich will mich zu Tode hungern.“

Herr Lous griff unwillkührlich nach seinem eigenen magern Leibe und zitterte sehr. Dann entfernte er sich, und band dem Arzt und dem Barbier auf's Gewissen, durch die lockendsten Speisen die Eßlust des Teufelkopfs zu erizen. Und weil er in seiner Klugheit überlegte, daß die gehässigen Diener dem Ritter etwa Gift in die Schüsseln thun möchten, ließ er dieselben wieder vor seinen Augen bereiten, und geleitete selber die Tafeldiener zur Thüre des jungen Sier, wo er alsdann, durch das Schlüsselloch schauend, von allem, was dahinter vorging, Zeuge sein konnte.

Der Edelmann war nicht weniger beharrlich, und verweigerte unerbittlich Speise und Trank. Einmal zwar hätte er sich bald verführen lassen, von den köstlichen Muscheln unsrer Meeresbucht zu kosten; sie rochen so trefflich! doch überwand er die starke Versuchung.

Es konnte nicht fehlen: er zehrte ab wie ein Schwindsüchtiger, und des Königs Kleider wurden demselben auch immer weiter, und ihm schmeckte kein Bissen mehr. Dennoch wetzte stets vergebens der Barbier sein Messer, und der Profos schürzte vergebens Schlinge auf Schlinge. Die Geduld und Langmüthigkeit des Herrn fand kein Ziel; die Frommen im Hofstaate meinten, er fange schon an, seine Sünden zu bereuen; die Klugen dagegen befürchteten, der theuer Fürst habe sich etwa irgend eine Wohlthat zu Schulden kommen lassen, und könne sich jetzo darüber nicht zufrieden geben.

Genug: am fünften Tage ging Herr Lous abermals zu seinem hartnäckigen Pflegsohn, der als wie ein Träumender auf dem Bette lag, und ein fürchterlich Gesicht schnitt, den widerwärtigen Besuch bemerkend. „Du zerreißest mein Herz!“ redete der König mit leidender Stimme: „Ich sterbe mit Dir, wenn Du nicht endlich der Vernunft Gehör giebst.“

„Desto besser für Frankreich!“ antwortete ihm, so schwach er war, der ungeschlachte Ritter. Worauf der König zusammenfuhr, und schalt: „Meinst Du, Du undankbarer Junge? Es ist also Dein Vorsatz, daß ich sterbe, Du tückischer Bösewicht? Jetzo befehle ich Dir, zu leben. Du sollst mit aller Gewalt leben.“

Der Ritter lachte mit zufallenden Augen, indem er gleichgiltig sprach: „Still, Lolu! Du störst mich. Geh' doch hin, woher Du kamst.“

Die Umstehenden waren vor Bestürzung wie an den Boden gefroren. Endlich sagte der Profos mit Zerknirschung: „Wir alle sind in Deinen Diensten grau geworden, aber solche Vermessenheit haben wir noch niemals unbestraft gesehen. Gebiete endlich, daß nun vorläufig diesem Menschen, der, ich weiß nicht wie, Dich offenbar bezaubert, die Ruthe gebe, die erstorbene Lebenslust wiederum anzufachen; und alsdann...“

„Schweige, Du grauer Esel!“ rief plötzlich der Sier von Mortal, und Paff! hatte der Profos eine derbe Ohrfeige. Alsobald lag aber wieder der Ritter als ein Todter auf dem Bette. Der Profos rieb sich die Backe, die Anwesenden wichen scheu von dem Bette zurück; nur der König blieb ruhig, lächelte sogar, that den Finger an die Nase, und versetzte: „Wahrlich; die Ruthe wäre hier nicht übel am Platze, um...“

Er konnte nicht ausreden, denn bereits hatte ihn der Ritter bei dem Barte und den Ohren gepackt, schüttelte ihn gewaltig und rief: „Sa, du feiner Schalk? Du wähnst mich mutt zum Tode? Warte, Du schelmischer Dieb, daß ich Dir zuvor den Zapf flechte, bevor Du den Schulmeister bei mir spielest!“ Und zupfte und schüttelte den erlauchten Heren, daß demselben Hören und Sehen verging, und er um Hilfe schrie. „Todt, todt schlagt den Frevler, todt!“ scheiren alle Diener entgegen. Der Doktor schwang einen Arzneikolben, der Barbier sein Rasirmesser, der Profos seinen Pallasch. — Diesmal wäre es um den armen Sire von Mortal geschehen gewesen, hätte nicht — allen zum Staunen — der König mit dem eignen Leibe ihn gedeckt, und allen in das Ohr gedonnert: „Haltet ein! bei dem Leben Eures Herrn! des Todes ist, wer Diesem auch nur ein Härlein des Scheitels verletzt!“

Murrend und mit gesenktem Haupte, wie gejagte Hunde, gingen die Hofdiener hinaus; der Ritter streckte sich wiederum gleichgiltig auf dem Lager aus, und der König setzte sich in einen Winkel. Dort überlegte er lange und viel, und nachdem er mit sich auf's Reine gekommen war, redete er abermals zu dem Edelmann, als ob nichts vorgefallen wäre: „Vernünftige Leute geben nach. Du sollst Deinen Willen haben, was die Hauptsache betrifft; sollst frei sein, und für Deinen König fechten; doch schicke ich Dich nicht gegen die groben Deutschen, sondern auf das Meer gegen die Goddams. Meine Flotte versammelt sich an der Spitze von Granville, und auf der Hinreise thue mir nur die Liebe, dem Abt von St. Michael einen Brief zu überbringen. Es wird Dich freuen, Deinen besten Freund wiederzusehen. Ich gehe jetzo, das Schreiben zu verfassen. Während dessen iß und trink ohne Gefährde. Bei meinem Haupte! Schon heute sollst du nicht mehr in meinem Schlosse übernachten.“

Während dieser Rede hatte sich der junge Sire langsam von seinem Kissen erhoben, und verwundert des Königs Gesicht gemustert. Darauf war jedoch nur Ernst und Gewissenhaftigkeit zu lesen, und daher stradlte bald von inniger Ferude des Ritters Antlitz. Mit neuer Jugendkraft verließ er sein Siechbett, zog seine schönsten Kleider an, ließ sich den Bart zierlich stutzen, das Haar frisiren, und aß mit größtem Appetit, um wieder rothe Backen zu bekommen; denn sein Vorsatz war, auf dem Wege zu der Flotte in seines Liebchens Hause Anker zu werfen.

Als der König zurückkam, ihm den goldig versiegelten Brief zustellte, und ankündigte, daß der Profos mit den schottischen Reitern ihn begleiten würde bis zum Admiralschiffe, schmollte er freilich ein wenig; dachte aber schnell bei sich, daß er ja eben so gut, nach dem Admursch der Reiter, wieder auf einen Tag die Fergatte verlassen würde können, um, von Zeugen nicht belästigt, seine Dame zu besuchen.

Ehe der Abend kam, war Alles zu seiner Abreise bereitet, und er dankte mit kindlicher Seele dem Herrn für die Gnade, die solcher zwar spät, aber doch endlich an ihm bewiesen. Herr Lous machte dazu ein saures Gesicht, versetzend: „Gut, schon gut, fahre hin, Du Eigensinn. Ein anderer hätte Dich den schwarzen Röcken ausgeliefert, Die den Prozeß zu machen,... aber, kann ich dafür, daß ich Dich mehr als einen Freund liebe? Mir ist's recht, daß Du hinausgehst, Die die Hörner abzulaufen. Ich kann nicht heraus aus Furcht und Aengsten. Bald wagtest Du zu Pferde Deinen Hals, bald im Fechten Deine Glieder, bald im Schwimmen Dein Leben, und endlich wolltest Du Dich zu Tode hungern. Ueberall mußte ich die Augen haben, über Deinen Leichtsinn zu wachen. Die Schreibstube nehme ich aus, wohin Du nie verlangtest, den Tod eines Gelehrten zu sterben.“

Der Sire von Mortal lachte hiebei herzlich, weil er nicht lesen und nicht schreiben konnte. Der König beschloß aber seine Rede: „Jetzo magst Du auswärts treiben, was Dir beliebt. Sehe ich's doch nicht selbee mit an. Bulet, mein Prinz Ungehorsam. Wenn Du London in dee Tasche hast, so being' es mie.“

Auf diese Weise schieden sie von einander, nachdem die Herrlichkeit ihrer engen Freundschaft kaum ein paar Monate gedauert hatte. Der gute Abt von unserm Berge, zu welchem der junge Sier in gestrecktem Galopp geritten kam, den Auftrag des Königs auszurichten, sperrte verwundert die Ohren weit auf, da der Jüngling ihm Alles, was geschehen, erzählte. Noch begieriger aber öffnete er die Augen, da er des Königs Brief las, der ungefähr also lautete:

„Mein lieber und getreuee Milchbruder. Der Ritter, welcher dieses Schreiben besorgt, ist mir theuerr als mein eigen Herzblut. Sein Vater, ein großer Nekromant, hatte in den Sternen gefunden, daß mein Leben mit dem des jungen Mortal aufs innigste verknüpft sei, und durch geheime Beschwörungen hat er herausgebracht, daß der Tod des Jünglings unfehlbae der Meinige sein würde. Welches der Vater mit seinem eigenen Tode bekräftigte, weil ich, Betrug fürchtend, ihm nicht Gnade gab. Jetzo bin ich vollends von der Wahrheit seiner Worte überzeugt, und weil der Sohn zu dieser Frist ein trotziger Löwe geworden, der in dem Paradiese mei-

ner Wahlthaten nicht mehr gut thut, so mache ich Dich hiemit zum Schatzmeister meines für Frankreich so kostbaren Lebens. Sperre den Sire in Deinen festesten Kerker, aber füttere ihn wie ein geliebtes Wildthier. Er ist ungestüm und böse, aber Deine Weisheit wird ihn erhalten und zu hohen Jahren bringen. Ich liebe Dich dafür schon im Voraus dreifach, ehrwürdiger Milchbruder. Aber bedenke, daß für Dich kein Galgen hoch, kein Scheiterhaufen heiß genug sein würde, wenn Du nur im Geringsten das Vertrauen täuschen möchtest, so ich in Deine Treue setze."

Unter diesen Brief hatte der kluge König seinen Namenszug so deutlich gemalt, daß dem Abt unmöglich wurde, an der Aechtheit der Depesche zu zweifeln. Eine lange Wahl war auch nicht möglich, denn der Ritter drang auf die Weiterreise, und der Profos, der ein wenig von des Königs Bosheit wissen mochte, belauerte den Abt mit verdächtigen Blicken. Zudem lag die Partei, welche der Abt zu ergreifen hatte, auf der Hand. Er liebte seinen erlauchten Herrn und Wohlthäter; er glaubte selber nicht wenig an die Verheißung der Sterne. So faßte er sich kurz zusammen, ließ schnell durch seine Söldner den arglosen Edelmann unversehens ergreifen, und sperrte ihn mit eigener, wiewohl zitternder Hand in den berüchtigten eisernen Käfich des Schlosses.

Dieser eiserne Käfich war aber eigentlich von Holz, und stand in den Gewölben. Noch heute kann man die Stelle sehen, wenn man in den Bierkeller steigt, aus dem die Treppe in die Todtengruft der Mönche abwärts führt. Aus dem Bierkeller, neben dem Fleck, wo ein Altar für die armen Seelen gewesen ist, geht's in einen weiten gewölbten Saal, und hinter demselben liegt das Gemach mit dem Käfich, der an den Bögen der Decke mit Ringen und Eisenstangen festgemacht war, und ganz frei stand, daß man um ihn herumgehen konnte.

Dorthin führte der Abt den Profos, zeigte ihm den in seinen Ketten knirschenden Gefangenen, und sagte ihm, er möchte dem Könige melden, was er gesehen, und wie der Befehl des Herrn vollzogen worden sei. — Der Profos versprach's gar gerne, und zog wohlgemuth von dannen. — Hierauf verbreitete sich an der Hofstatt das Gericht, der Sire von Mortal sei in's Meer gefallen und ertrunken; der König hatte nichts eiligeres zu thun, als die kaum verschenkten Güter wieder einzuziehen, und bald krähte kein Haha mehr nach dem verschollenen Edelmann.

Der König lebte fröhlich und gesund viele Jahre lang in Freud' und Lustbarkeit, und schickte stets am Michaelstage ein Geschenk an den frommen Abt, mit der Frage, wie es um den Vogel im Käfich stehe. Und immer hatte der Abt zu antworten: „Gut stehts, und Gott wird noch lange unsern Herrn erhalten!" Da geschah es, daß die Regierungsgeschäfte sich häuften, und viele Kriege zu Wasser und Land ausbrachen, und Herr Loys nicht mehr wußte, wo ihm der Kopf stand, vor Arbeit und verdrießlichen Welt- und Familienhändeln. Da vergaß er des heil. Berges ein paar Jahre hindurch, und der Abt, weil er nicht gefragt wurde, gab keine Nachricht. Mittlerweile wurde der König viel älter, und nach und nach schwächer und kränker, ob er sich's schon nicht gestehen wollte; als plötzlich der heilige Franziskus in's Land kam und den König besuchte, daß er wieder genese.

Wie der heilige Franz hörte, was der kluge Herr Loys alles auf dem Gewissen hatte, wäre er fast ohnmächtig geworden; um so mehr, als so viele Todte nicht mehr lebendig gemacht werden konnten, weder vom Fürsten, noch vom Heiligen. Dagegen drang der Letztere in seinen Beichtsohn, daß er alle Gefangene losgeben möchte, und namentlich den armen Sire von Martal. Es sei eine schwere Sünde, zu glauben, daß der Menschen Leben von andern Dingen abhänge, als vom Willen des lieben Gottes ganz allein, und was der alte Ritter vor seinem Tode ausgesagt, sei nur eine Lüge der väterlichen Angst und Zärtlichkeit gewesen, die den Sohn von dem Verderben zu retten begehrt hatte; indem er den Aberglauben des Königs mehr verteufelt, als seiner Menschlichkeit.

Herr Loys wand sich, wie ein Wurm, aber der Heilige verweigerte ihm die Absolution, bis er endlich mürrisch sagte: „Wohlan, es sei, weil es sein muß. Heda, wo ist ein Kurier?" — „Geh selbst, und lüge, die gebunden sind;" befahl ihm der Heilige, und der König setzte sich auf sein graues Pferd, ritt selbander mit dem Barbier zu unserm Berge, überfiel den Abt, ehe derselbe es vermuthete.

Schon von weitem rief er ihm entgegen: „Heda, Meister Abt, wie geht es meinem Finken im Bauer?" — Und der Abt wurde wie Scharlach. — „He, ehrwürdiger Milchbruder, seid Ihr taub, seid Ihr stumm? Bringt mir den Sire von Mortal zur Stelle." — Und der Abt wurde wie ein Leintuch. — „Bei'm heiligen Kreuz! was ist das? den Schlüssel her, den Gefangenen her! ich bedarf seiner, bei'm Donner!" — Und der Abt fiel dem König zu Füßen, und konnte kaum vor Schluchzen und Wehmuth hervorbringen: „Er ist gestorben, o Herr, seit drei Jahren schon gestorben, und ich habe nimmer gewagt, Dir's zu schreiben, um Dich nicht zu schrecken und zu erzürnen. Hier ist der Käfich, hier sind die Kleider, worinnen er den Geist aufgab; hier der Altar, wo ich für ihn ein Todtenamt gehalten; hier die Gruft, worinnen er schläft, unbetrauert, schier namenlos, in einem schmalen Priestergrabe!"

Der König folgte schweigend dem Abt zum Käfich, zum Altar, zum Gruftgewölbe, und dann hinwieder zum Tag der Oberwelt. Mit verschränkten Armen und Beinen saß er über eine Stunde sinnend in dem großen Lehnstuhle des Rittersaals, und sein Antlitz, zuerst von Sorgen verfinstert, verklärte sich nach und nach in Heiterkeit. Seine Brust athmete freier, daß er voll Zufriedenheit ausrufen machte: „Ihr thatet weise, frommer Abt, mir den Todesfall zu verhehlen. Er würde Euch den Kopf, und mir viele schlaflose Nächte gekostet haben. Heute jedoch, nach drei langen Jahren, ist es anders, und ich merke, daß der alte Rebell nur seine Kurzweil mit mir treibt, und daß der heilige Franz nicht Unrecht hat."

Zugleich freute er sich inniglich, daß des Ritters Absterben ihn hinderte, des Heiligen Willen durch die Befreiung des Gefangenen zu thun; denn, erstens, that er niemals gern einen Gefangenen los.

Dafür belohnte er den Abt reichlich, beschenkte abermals die Armen vom Berge, und ritt munter wie unser Herrgott unverzüglich wieder von hinnen. „Bleib' im Kloster über Nacht, königlicher Herr;" sagte zwar der besorgte Abt, indem er auf die weiße Sturmwolke am Himmel zeigte: „Wir werden ein Wetter erleben, ehe der Abend einbricht!" aber Herr Loys verachtete des erfahrenen Priesters Warnung, und meinte, er sei schon geborgen, wenn er nur vor dem Eintritt der Fluth über die Grève zur Küste käme.

Dieses geschah wohl, aber mit dem Fürsten stieg zugleich ein gräßliches Donnerwetter an das feste Land, das mit Hagel, Sturm und Regen den Reisenden unbarmherzig zusetzte, als sollten sie in Grund gebohrt werden. Des schlotternden Barbiers vom Wind zerfetzte Kleider flatterten wie ein zerrissenes Segel; der König traf wie eine Hängeweide. Sie erretteten sich auf der Küste. Das Abenddunkel und der Wolkenbruch jagten sie auseinander, und seit langen Jahren zum Erstenmale sah sich Herr Loys ganz allein, in einer wildfremden Gegend, auf einem Pferde, welches allen Gehorsam vergaß, und stets in der Runde drehte, wie ein schwaches Boot in einem Strudel. Schaute der arme Mann hinter sich, so leuchteten ihm freilich die Laternen von unserm Berge entgegen; aber dahin zurückkehren! Profit die Mahlzeit! das Meer war schon da, und spottete aller Könige.

Darum stieg Herr Loys wohl aber übel vom Pferde, und führte dasselbe am Zügel; bald zog er den Gaul aus dem Moraste, bald that ihm der Gaul die Gefälligkeit. Dann kamen sie in einen Wald, und stießen sich die Nasen an die Bäume, und endlich die Köpfe an ein Ding, das breiter war als ein Baum. Das war ein Thor mit guten eisernen Nägeln gespickt; an dem Thor eine lange Mauer, hinter der Mauer ein hohes Dach. Ein Edelhof, mit einem Wart. Der König klopfte wie ein Räuber, und die Christenmenschen im Schlosse machten ihm auf, und führten ihn zu der wunderschönen Dame, der all' die Herrlichkeit gehörte.

Sie empfing den Verirrten gastfreundlich, ob er sich gleich nur für einen Galdschmid ausgab, der von einem Jahrmarkt komme; ließ ihm ein Bad bereiten, versorgte ihn mit Wäsche, Kleidern, Schlafrock, Pantoffeln und Nachtmütze, wie die reichen Leute alle die Bequemlichkeiten nennen, und leistete ihm Gesellschaft bei einem wohlbestellten Nachtessen.

Der Tisch war für drei Personen gedeckt, und dennoch saßen nur zwei daran. Als noch überdieß der König bemerkte, daß die Edelfrau nur wenig aß, hie und da zerstreut ein Wort sagte, und kaum die Augen von einer Uhr verwendete, so auf dem Kamin stand, sprach er mit seinem einschmeichelnden Wesen: „Meine liebe Dame; wenn nicht bereits der Schlafrock und die Mütze, die ich trage, mir verrathen hätten, daß ein Herr dieses Haus bewohnt, so würd ich schon aus Eurer Ungeduld schließen, daß Ihr Euern Mann erwartet." Die Dame versetzte: „Das ist so, mein Herr. Mein Mann ist auf der Jagd, und das Wetter so böse. Ich kann seine Heimkehr kaum erwarten, denn ich liebe ihn sehr."

Der König, weil er wenig Liebe kennen gelernt hatte, lachte etwas ungläubig, daß die Dame empfindlich wurde, und wiederholte: „Ja doch, und tausendmal Ja. Er ist mir theurer als das Leben, und ich stürbe gern, wenn ich ihn unsern Kindren und seinen Freunden noch tausend Jahre erhalten könnte."

Der König dachte bei sich: „Wenigstens giebt meine Wirthin ihrem Manne kein geschmolzenes Blei in's Ohr, und ich

möchte wohl für meine quälende Krone das Leben dieses Fuchsjägers eintauschen.

Während er so dachte und grübelte, kam der Krautjunker heim. Derselbe war jedoch Niemand anderer als der Sire von Mortal, den der Abt von unserm Berge in der Klostergruft beerdigt haben wollte. Der König erfuhr gar bald, daß sein scheimischer Milchbruder schon vor einer kleinen Ewigkeit den Ritter freigelassen hatte, damit er sein Liebchen heirathen konnte, dessen Vormund gestorben war. Die getreue Dame hatte gern auf ihres Verlobten Namen und Reichthum verzichtet, um nur ihn selber zu besitzen, und ihre Güter mit ihm zu theilen.

Dieses erzählte ohne Furcht und Reue der edle Ritter dem König, und ing mit seiner Frau und allen seinen Kindern so lange vor dem Herrn auf den Knieen, bis derselbe — der Verlassene spürte weniger Gottes Finger, als vielmehr das Messer an der Kehle — seinen theuersten Schwur that, dem Abt alles zu vergeben, und dem Sire nichts zu Leide zu thun; unter der Bedingung jedoch, daß die schöne Dame das kostbare Leben ihres Mannes bis in's späteste Alter zu erhalten suche; was sie mit tausend Freuden gelobte.

Der König schied am andern Morgen versöhnt und lustig vom Edelhofe, und zankte den Barbier, da er ihn wieder antraf, nicht allzusehr, weil er guter Dinge war. Des alten Ritters Weissagung gewann wieder sein volles Vertrauen, und er war nicht böse, wenn er überlegte, daß wohl sein verwittertes Leben mit der blühenden Gesundheit des kräftigen Ritters zusammenhängen möchte. Für jene Gesundheit war die musterhafte Frau ein besserer Wächter als goldene Ketten und eiserne Käfichte, und die Schätze des Sire gab der kluge Louis nicht heraus.

Einen Monat lang reute ihn sein theurer Eid nicht. Da er jedoch schwächer wurde, härmte er sich ab, und er grübelte und disselte, wie er seinen Schwur umgehen möchte, von dem er noch keiner Seele ein Wort gesagt hatte. Von Tag zu Tag hatte er neue Ringen. Heute sagte er: „Mir ist so übel; gewiß hat sich der unbesonnene Junker den Magen überrannt!“ Morgen hieß es: „Welch eine Hast in meinem Blute! gewiß ließ sich der Andere schröpfen trotz des Mondwechsels!“ Uebermorgen jammerte er: „Meine Glieder fallen auseinander; sicherlich überläßt sich der Mensch dem Trunk und der Schwelgerei.“

Endlich sagte er eines Abends, da er sich vor Angst und Schmerz nicht mehr zu helfen wußte, zu dem Prososen: „Komm morgen in aller Frühe zu mir; ich habe Dich zu verschicken, und wichtig ist der Mann, den Du aufheben sollst.“ Als aber der Prosos am andern Morgen kam, war der König todt, und das Geheimniß des Sire von Mortal mit ihm. — Der neue König hat später dem Ritter zu allen seinen Rechten wieder verholfen, und ihm erlaubt, eine kostbare Goldkrone in unser heiliges Stift zum Wahrzeichen zu schenken. Wer den diebischen Jakobinern erlaubt hat, dieselbe zu stehlen, weiß Gott. Genug: sie ist nicht mehr da.

3.

Das stumme Kind auf der Grève.

„Horch, wie die Glocke schwingt und klingt, die heulende Klagfrau! Ein Mensch verunglückt auf der Grève! ein Mensch geht unter in der wachsenden Fluth! — Ja, schreit es nur durch die Gasse, bindet los den einzigen Rettungskahn, treibt an die Pferde und werft die Taue aus! Dem hilft kein menschlicher Arm, den erreicht kein Ruder. Die breiten Wogen speien den Strick aus, und der klaffende Sand schnappt nach den Hufen der Pferde, wenn sie nicht zeitig den Rückweg suchen. Denn der liebe Gott schwebt über den Wassern, und des Menschen Hülfe richtet nichts.“

„Gafft nicht neugierig über Mauer und Brustwehr, und gedenkt lieber bei eurer Arbeit mit stillem Gebet des Unglücklichen, den das Meer holte. Denn es ist nicht alles aus, wenn das Meer seinen Rand hinabschlingt. Ein ernsthafter Engel wacht über den Abgründen.“

„Wann die See über die Grève fährt, so tauchen die Muschelthiere aus der Tiefe des Sandes, öffnen ihre rosigen Schalen, daß sie einem Schiffchen mit ausgespanntem Segel gleichen, trinken begierig das belebende Salzwasser, und sinken dann wieder hinab, vermeinend, kein Mensch wisse von ihnen.“

„Wann Ihr jedoch zur Zeit der Ebbe auf den Sand steigt mit Kord und Hacke, so findet euer Auge leichtlich die Löcher im Grunde, und einer behende Stachelstange bohrt die versteckten Muscheln aus's Tageslicht. — Also bedeckt das Meer nicht Alles mit seinen wühlenden Schaufeln, und öfters kommt wunderbar an die Sonne, was wir auf ewig versunken glauben.“

„Eine solche Geschichte hat sich bei uns zur Kaiserzeit begeben, und wer sich fürchten will, der höre zu.“

Alte Leute erinnern sich noch ziemlich deutlich des ernsten Mathias. Am Ende seines Lebens bewohnte er das rothangestrichene Haus, dessen Dachgiebel sich an den Mauergang zwischen dem Wacht- und dem Spangenthurm lehnt. Mathias war freilich nicht in dem stattlichen Hause geboren, sondern in einer Hütte hinter dem Thurme Marillaud, von blutarmen Fischerleuten. Es hat niemals ärmer gegeben, und die Eltern ließen sich gewiß nicht einfallen, daß noch vornehme Leute aus ihren beiden Söhnen werden sollten. Von zwölf Kindern waren ihnen die letzten Buben geblieben. Den jüngsten derselben nahm der Herr Pfaerer als einen Chorknaben in die Kirche, und ließ ihn etwas Tüchtiges lernen, schickte ihn endlich weit weg in's Land, daß er geistlich studiren sollte.

Der ältere, der Mathias, war ein ungeschliffener Bursche, und prügelte alle seine Kameraden, als wäre er ein Prinz, und war doch der kahlste Bettler vom Berge. Nebenbei lernte er das Handwerk seines Vaters aus dem Grunde, und brachte sein kleines Fischerwesen empor, so daß er bald stehende Netze in den Bachen halten konnte.

Aber größer war der Uebermuth, als die Geschicklichkeit. Wer neben ihm fischte, hatte seine liebe Noth mit Händeln und Rauferei mit dem Mathias. Zudem war vor dem Buben nichts sicher, und wenn die Nachbarn ruhig auf dem Ohre lagen, hatte ihnen Mathias gewiß Fisch und Krebse aus dem Behälter gestohlen. Endlich verlor der Amtmann die Geduld, ließ den Mathias unter die Soldaten stecken, schickte ihn auf die Inseln.

Die Nachbarn dankten es dem Amtmann, die Eltern nicht. Der Vater vergrämte sich, daß er blind wurde, und brachte seinen Lebensrest in der Kirche an der Thüre zu, wo er den Kirchengängern aus dem Weihbrunnkessel das Weihwasser bot, und hie und da ein Almosen dafür erhielt. Er hatte jedoch immerhin Hungers sterben können, wenn nicht sein Weib bei Tag und Nacht auf den Muschelfang gegangen und seine Versorgerin gewesen wäre.

Aber mit dem armen Faag ist's nicht allein gethan, und unsere Landsleute haben nicht umsonst das Sprichwort: „Lieber will ich beim Michaelsberg Muscheln fischen, als das und jenes thun!“ — Des Mathias Eltern gingen allmählig zu Grunde, bis sie endlich im Grunde lagen.

Plötzlich kam der Mathias zurück mit einer schönen Uniform, einen wollenen Wendel auf dem Kragen, auf der Brust eine feine Invalidenmedaille, in der Tasche einen schön geschriebenen Abschied. Er brachte viel Geld von den Inseln mit, ließ den Eltern ein vergoldetes Kreuz setzen, kaufte das rothe Haus, das gerade feil war, und Tisch und Bett und Spiegel. Hatte den Spiegel in Glas und Rahmen hing er seinen Abschied, an sein Bett Säbel und Uniform. Von der Stunde an war er wieder einer von den Unsrigen, und jedermann hatte an ihm Freude, weil er höflich geworden war, und ein bescheidentliches Leben führte.

Zugleich arbeitete er unermüdet, kaufte einen Antheil in den Fischereien der Bucht von Cancale, trat mit den Schiffszimmerleuten von Granville in Compagnie, und machte nebenbei manch gutes Geschäft mit den Schleichhändlern, die zwischen unserer Küste und den englischen Inseln ab- und zugingen. Endlich heirathete er eine vermögliche Metzgerstochter von St. Lô mit ansehnlicher Aussteuer.

Das war jedoch ein Geschäft, das nicht sonderlich gut ausging. Die Frau langweilte sich auf unserm Berge, und machte dem Manne manch liebesmal bitteres Drangsal. Wann er, was oft geschah, die feuchten kalten Nächte auf der Grève bei seinen Fischern zubrachte, um Plattfische und Barben zu fangen, ging's zu Hause hoch und in Freuden her, mit dem Zollbeamten und einigen Nachbarn und Weibern seines Gelichtees. Die beste Salmen und Schollen, wofür viel Geld gelöst worden wäre, sind den ungebetenen Gästen durch die Gurgel geschlüpft; bis einmal Mathias die Geduld verlor, den Zoller zum Hause hinaus warf, und sein Geschmeiß hinterdrein; auch mit der Frau davon war, Niemand wußte alsogleich, wohin.

Man erfuhr es freilich am Ende. Mathias hatte sie als eine Verschwenderin in ein Kloster gesteckt, wo sie es nicht gar lange aushielt, und selig starb. Der Mann begrub sie, und kam wieder mit dem Etue auf dem Hute, und sein einzig Kind im Arme; dazumal noch ein kleines Töchterlein. Das Kind setzte er in's Haus, und damit es eine bessere Aufsicht hätte, und er seinem nächsten Verwandten etwas Gutes thäte, ließ er seinen Bruder aus Irland kommen, wohin sich derselbe vor der Revolution geflüchtet hatte.

Der geistliche Herr hieß bei Jung und Alt der Kanonikus, hatte die Gicht an Händen und Füßen, und kam wenig aus dem Hause; war jedoch die lebendige gute Stunde, ohne

Falsch und Argwoha. Darum hatte die alte Marthe so viel Gewalt über ihn.

Marthe war auf dem Berge geboren, eine Base non den Brüdern Mathias, und die Tochter eines Schließers der Abtei, welche dazumal schon ein Gefängniß gewesen. Der Schließer war ein betrunkener Lümmel, der seine Gefangenen und seine Kinder wie die Hunde behandelte, und immer mit dem Ochsenziemer regierte. Marthe lernte von ihm nicht viel Gutes, und wurde unter seinen Mißhandlungen hart wie ein Felsstein. — Da sie das älteste unter den Geschwistern war, so kam manchmal, wenn der Vater seinen Rausch ausschlief, an Marthe die Reihe, den Hof aufzumachen, das Thor ihrer Abtheilung zu schließen, mit den Gefangenen zu verkehren. Die eingesperrten Verbrecher sahen das Mädchen gern, weil es sie nicht prügelte, und sanft mit ihnen redete. Aber die Sanftmuth war nur erlogen und dahinter steckte eine schmähliche Habsucht, womit sie unbarmherzig die Gefangenen ausbeutelte, und sich jedes gefällige Wort, jeden Trunk Wasser bezahlen ließ. Das trieb sie, bis sie genug beisammen hatte, um dem Vater und dem Berge zu entlaufen.

In der Fremde wurde sie eine Betschwester, ging bei ihrem Vetter als Haushalterin in Dienst, wanderte mit ihm nach Irland aus, kam mit ihm wieder heim. Alle die Ihrigen waren unterdessen gestorben, und sie hat niemals deren Gräber besucht.

Sie ist ein seltsames Weib gewesen, hat mit Niemand Freundschaft gehalten, über Alles gespottet, niemals geweint als im Zorn, niemals gelacht als vor Schadenfreude. Die Leute behaupteten entweder, sie sei eine Närrin, oder sie müsse eine Hexe sein.

Von allen Menschen in der Welt hat Marthe nur Einen gepflegt, — das war der Kanonikus — wegen der Erbschaft; nur Einen gefürchtet, — das war der alte Mathias — wegen seines Geldes und wegen seiner Derbheit; nur Eine geliebt, — das war des Mathias Tochter — wegen ihrer Schönheit. Denn sie war nicht schön wie ein Engel, aber schon wie ihre Mutter gewesen, aber leichtsinnig wie ihre Mutter, aber schwach wie ihre Mutter.

Darum hatte ihrerseits Tiennette Niemand so lieb, als ihre Gesellschafterin Marthe, weil diese das Mädchen unaufhörlich hätschelte, putzte, kämmte und frisirte, beschenkte und fütterte, spazieren führte und mit aller Kurzweil unterhielt, zu allen Zeiten lobte, und gegen alle Welt vertheidigte. Tiennette mochte thun, was sie wollte, es war recht. Mathias erfuhr nicht einen von ihren Jugendstreichen, und wenn der Kanonikus, der stets zu Hause war, über dieß und jenes die Augen aufzumachen drohte, so nahm lieber Marthe alle Schuld auf sich selber, ehe sie zugegeben hätte, daß ihrer Bellotte wehe gethan worden wäre. — Der Beiname blieb Tiennetten, denn sie nahm zu an Reiz und Leibesgestalt, wie ihr Vater an Reichthum.

Ihre Andacht war nicht groß, aber ihre Freude an weltlichen Dingen unersättlich. Bellottens Augen gingen stets hin und her, frisch und hell, wie spielende Fische, und suchten muthwillig ein Netz, sich darinnen zu fangen. Nicht lange, und sie hatten's gefunden: ein Garn von Silberfäden, gesponnen aus den Epauletten eines jungen Offiziers von den Voltigeurs.

Die kleinen niedlichen Goldkragen waren schelmische Soldaten. Wo sie keinen Feind wegzublasen hatten, schossen sie im Spaß nach den Herzen der unvorsichtigen Dienen, und trafen immer. Bellotte konnte davon erzählen, denn bald dachte sie an nichts in der Welt mehr, als an den Lieutenant mit dem kastanienbraunen Backenbarte und dem blassen Gesichte. Er hatte nämlich nicht die stärkste Brust, und die schwere Luft auf dem Berge that ihm nicht wohl. Dennoch, — seit er die Mamsell Mathias kannte — stieg er wohl zwanzigmal des Tags vom Schloß herab in die Stadt, und nan der Stadt hinauf zum Schlosse. Dazumal war die neue Kaserne noch nicht gebaut, und die Soldatrn lagen in der Abtei.

So wie er Geschmack an unsern steilen Gassen, so fand Tiennette mit einemmale Geschmack an der Aussicht von der Plateforme der Klosterkirche, fürchtete sich nicht vor den am Wege lungernden Soldaten, und stieg unverdrossen täglich hinan, und spazierte dort täglich mit dem Lieutenant, der sie behandelte wie eine große Dame, uud ihr das ganze Schloß zeigte, von der breiten Treppe an, die zwischen den Eingangsthürmen hinanführt, bis zu dem geländerlosen Gange um das Kirchendach.

Marthe sah diese Spaziergänge nicht gerne, und sagte mehrmals: „Bellotte, das führt zu bösem Ende!" — Wer nicht glaubte, war Bellotte, und wer immer nachgab, war Marthe, weil sie in das Kind vernarrt war. Zudem hatte sie unaufhörlich im Hause aufzupassen, damit dem Vater und dem Onkel die Schuppen nicht non den Augen fielen. Mit dem Kanonikus hatte es wenig Noth, aber Vatrr Mathias, der so scharf sah! der so verdrießlich war, selt er mehrere tausend Livres durch die Ungeschicklichkeit eines Contrebandiers verlor! — Da galt es Mühe.

Ein Unglück kommt nicht allein. Eines Tags ist das Meer besonders ungeschlissen, und reißt alle Fischereien in der Bucht zusammen, daß mon gar nicht mehr den Platz erkonnte, wo sie gestanden. — Kurz darnach geht die Nachricht em, daß ein Schiffbauer in Granville mit den Zunftgeldern auf und davon ist. Mathias hatte viel Geld in der Lade zu Granville, und obendrein sollte der schlechte Kerl non Ausreißer einmal sein Schwiegersohn werden.

Das schlug den Alten sehr nieder. „Du wirst sehen," sagte er zu dem Kanonikus, „daß ich noch aus den Tümpeln bei Tombelene Muscheln holen muß, um mein Leben zu fristen. Mit dem Glücke ist's aus; ich gehe dem Bettelstab entgegrn." Von dem Tage an wurde ee unruhig und bekam ein Fieber, wobei er hin und her schlich ohne Rast mit unauslöschlichem Durst; denn er schlief nimmer und fürchtete sich vor dem Hungertode. Der arme Kanonikus wartete ihn mit seinen gichtbrüchigen Händen, und Marthe verließ ihn nicht. Bellotte aber spazierte mit ihrem Offizier. „Sie ist wie ihre Mutter;" sagte der Vater gleichgültig, wenn die Rede auf sie kam, und fragte nicht mehr nach ihr.

An einem Samstag war sein Durst ganz unleidlich, und der Cider schmeckte ihm nicht mehr; so daß er nur nach Wassee verlangte. Die Cisternen waren trocken, wegen der dürren Witterung, und der Brunnen non Moidrey nicht bei der Hand. So trank der ungeduldige Mann von unserm salzigen Bergquell, und die Kolik blieb nicht einmal über Nacht aus.

Es soll ein großer Jammer gewesen sein, den Mathias zu sehen, da ihn der Tod bei den Haaren nahm. Er schwatzte in seinem Fieber nur non den weiten Inseln, von unrechtmäßig eerwordenem Gelde, von Seelenmessen und einem Spital, das er errichten wolle. Lauter verwirrtes Zeug; zwischen hinein verwünschte er seine selige Frau, und seine ledeade Tochter, daß dieselbe sich vor Entsetzen nicht mehr an das Krankenlager getraute. — Am Dienstag Abends war Mathias mit dem Leben fertig, und bereits am Donnerstag seine Hülle, wohin sie gehörte.

Nun ergab sich, daß Tiennette kein schlechtes Herz in der Brust trug, denn sie weinte viele Tage und Nächte hindurch, und der Lieutenant hatte gut auf seiner Plateforme warten; sie kam nicht hinauf. — Aber die Unglückliche beweinte nicht allein den Vater, sondern auch ihr eigenes Elend, welches zuerst Marthe erfuhr, und alsdann der Kanonikus. In der Stadt munkelte man nur davon, wußte aber nichts Gewisses.

Der Kanonikus soll den Lieutenant mit seiner Brudertochter heimlich getraut haben; zur Nachtzeit, in der Kapelle des heiligen Aubert; und auf dem Fleck, wo noch des Engels Fußtapfen zu sehen ist, soll der Offizier bei seiner Seligkeit sich vermessen haben, Bellottens Mann auch vor der Welt zu werden, sobald der Kaiser ihm die Erlaubniß, und eine Hauptmannsstelle gabe.

Was an der Sache gewiß ist: der Offizier ging bald nach Mathias Tode in seine Heimath auf Urlaub und soll noch heute wiederkommen. Bellotte ließ sich nicht mehr vor den Leuten sehen, und des Matthias Haus war wie ausgestorben.

Unsere Stadt hatte viel Sorge. Entweder kreuzten die Engländer an der Küste, und bedrohten die Schiffe mit ihren Kugeln, die Ortschaften mit ihren Haubitzen und Bomben, oder sie suchten die hohe See, und dann hatten wir die fürchterlichsten Stürme. Dann zündeten die Gefangenen ein paarmal das Schloß an, und der Brand stiebte herab auf unsere Dächer; dann gab es Händel mit der neuen Garnison, die aus Holland kam, und noch immer in Feindes Land zu sein glaubte. Der Maire, ein schläfriger Mann, mußte ohne Unterlaß aufpassen, die Bürger waren stets besorgt um ihr bischen Gut und Leben; jeder Morgen brachte wieder eine frische Neuigkeit, oder einen neuen Unfall; und so merkten es nicht Maire, nicht Polizei, nicht Nachtbarn, daß in des alten Mathias Hause ein Kind das Licht der Welt erblickte.

„Da haben wir's;" sagte Marthe mit Groll und Vorwurf: „was fangen wir mit dem Buben an!" — „Wir taufen ihn;" sagte der gute Kanonikus, und der Junge wurde in der Stille getauft. — Die junge Mutter sagte nichts, und herzte das schwache Kind, und wollte seine Amme seyn, aber das ging nicht. Zudem schaute Marthe den Säugling finster an, und meinte: „Jetzo ist der Junge noch hinfällig und stille, aber in ein paar Tagen wird's andees seyn, und sein Geschrei wird uns verrathen. Wenn Du Deinen guten Ruf liebst, Bellotte, so teenne Dich von dem Kinde; ich weiß bei Dol eine gute Freundin, die gerne die Last übernehmen, gern ein Stück Geld verdienen wird." —

Tiennette sträubte sich, aber der Augenblick war streng, und der Kanonikus stimmte der Marthe bei. So wurde end-

lich beſchloſſen, wie die Baſe wollte; die Mutter kleidete das Kindlein in friſche Wäſche, Marthe ſteckte es, da es ſchlief, in einen Fiſchkorb, deckte denſelben ſauberlich zu, und ging behenden Schrittes mit der aerbotenen Waare aus dem Thore auf die Greae, gegen Dol.

Der Abſchied aon dem kleinen Auguſtin war dee Anfang von Tiennettens ſchwerer Krankheit, die plötzlich in der Stadt ruchbar wurde, und eines Doktors Hülfe aerlangte. Der hätte freilich aiel ſagen können; aber er war ein Chirurgus von dem Militär, ein genauer Freund des Lieutenants, und verſchwiegen wie ein Beichtvatee. Tiennette aerdankte ihm das Leben. Am zweiten Tage kam ſie zu ſich, und fragte nach der Baſe. Dieſe kehrte erſt am Abend zurück, war aan der Wanderung ſehr angegriffen. „Der Weg iſt weit," ſagte ſie verdroſſen: „auch habe ich mich auf der Grève erkaltet. Das Kind iſt jedoch munter, und die gute Pauline hat es aufgenommen, wie der barmherzige Samaeiter den Verwundeten." — „Gib mir einen Kuß dafür;" ſpeach Tiennette, und erſchrnk gleich darauf aor den kalten Lippen der Marthe. „Pre!" ſagte dieſe und ſchüttelte ſich: „Ich bin wie ein Eißzapfen, muß gleich ins Bett. Morgen, Bellotte, löſe ich dennoch den Doktor bei Dir ab. Wir wollen keine Männee im Hauſe, als den guten ehrwürdigen Herrn Kanonikus." — Sie ſchlief richtig die ganze Nacht, und ſtand wieder kerngeſund auf. Sie war ein Weib, wie von Eiſen.

Tiennette hatte dagegen eine wachsweiche Natur. Die machte, daß ſie nicht geneſen konnte, und viele Wochen hinſiechte. Darüber war viel Geede unter den Leuten, die ſich erinnerten, was aon Bellotten geargwohnt worden.

Morthe wurde ahne Scheu von Allen als die Helferin in der Noth bezeichnet, obgleich ſie mit Zähnen und Klauen ſich wehrte, und Belloteens und ihre rigene Unſchuld betheuerte.

Zu jener Friſt wae eine kleine Schenke ganz unten in der Stadt, dicht am Thore. Man hieß dieſelbe „zu den drei Freunden." Morthe kam öfters dahin als eine Gevatterin der Frau. Eines Nachmittags ſahen dort ein paar Fiſchweiber mitten unter Soldaten und Taglöhnern, und, aom Cider berauſcht, ſtichelten ſie auf Marthe, die am Herde plauderte. Sie erzählten aon Tiennetee, die ihr Kind heimlich weggeſchickt habe, und Marthe ſey des Kindes Trägerin geweſen, nnd zwar zur Zeit, da ſie zwei Toge vom Berge weggeblieben. Die Zeit war gut zu ereathen: Marthe war ſeitdem nicht vom Berge gekommen.

Die Haushälterin war nicht faul, den Schwätzerinnen das Maul zu ſtopfen, aber ihee zehne redeten gleich auf einmal, und die Männer vam Berge nahmen deren Parthei. So kam es, daß Marthens Stimme erſtickt wurde, um ſo mehr, da ſie onfing, var Grimm zu weinen, als immer wieder geſchrieen wurde, ſie hätte das Kind in einem Korbe weggetragen.

Da ſtand ein Douanier auf, der hinter der Thüre geſeſſen, nnd ſagte: „Gebt einmal Ruhe mit eurem dummen Gewäſche, ihr einfaltigen Leute. Die gute alte Mutter iſt nnſchuldig wie die helle Sanne. Ich wae juſt an ſelbigem Tage, der ein nebeliger war, auf dem Poſten, bei den vier Salinen. He, dicke Mama, erkennt Ihr mich nicht mehr? Ihr ſtiegt ſa haſtig aon der Grève auf den Damm, und erſchrakt ſo ſehr, da ich unoerſehens aus meiner Hütte trat, daß ich meinte, Ihr teüget Cortredande. Ja, ſo meinte ich, und viſitirte Euren Korb, nicht wahr? Der Kord wor aber leer, nnd ich konnte, aom Nebel durchnäßt, wieder in meine Hütte ſchlüpfen, ſa ehrlich als vorher."

Die aorlauten Schreier waren jetzo ſprachlos; Marthe blickte ſtolz in dee Stube nmher, zuckte mitleidig die Achſeln, ließ dem wahrheitsliebenden Douanier einen friſchen Trunk auf ihre Koſten reichen, und ging beruhigt nach Hauſe. Von Stunde an hatte das Geſchwätz ein Ende.

Dafür begann die rechte Leidenszeit in der Familie Mathias. Tiennette zerfloß in Thränen, rief ſich auf voe Ungeduld. Ihr Krankenlager wae des Laurentius Roſt. Bald rief ſie den Liebſten, der gar nichts von ſich hören ließ, bald ſeufzte ſie nach ihrem kleinen Auguſtin. Dee Kanonikus hatte vollauf an ihr zu treoſten, Marthe ſtets zu beſchwichtigen. Dee Onkel ſchrieb an den Offizier, an den Miniſter, an alle Generäle, an den Kaiſer ſelbſt; von nirgends eine Antwort. Die Haushälterin bethenerte unaufhörlich, dee Knabe ſey gut verſorgt; Tiennetee beſänftigte ſich kaum. Endlich wurde Morthens Kopf warm und ſie ſagte: „Beinahe wollte ich, der Bube ſey geſtarben, daß einmal die Quälerei ein Ziel hätte!" — Tiennetee ſchrie abee hell auf, fiel ſchiee in Gichter und Krämpfe, und ſchwoe bei allen Engeln, ſie würde elendiglich ſtee-ben, wenn ſie jemals erführe, daß der kleine Auguſtin todt ſey. „Nun, nun," antwortete immer hieranf die Alte: „ich meinte es ja nicht ſo ernſtlich, ich ſagte ja nur ſa." Dann war es wieder eine Weile gut.

Tiennette verließ das Bett, aber ſie konnte nicht weiter gehen, als auf die breite Mauer zwiſchen den beiden Thürmen hinter ihrem Houſe. Dort ſetzte ſie ſich Tage lang hin, und ſchaute teoſtlos über die Greve nach dee Küſte, ab ſie nicht ihr Kind ſahe, oder des Kindes Vater. Wunderbarerweiſe überdauerte ſie dieſen gewaltſamen Zuſtand, und ihr Geſicht wurde roſenroth wie zuvor, oder ihre Füße blieben ſchwach, und ſie hätte nicht eine Viertelſtunde weit gehen können. Eine traurige Geſellſchafterin füe den Kanonikus, der auch nicht mehr aus der Stube konnte, ſo daß Marthe, die Alles ſchlichten und richten mußte, nicht ein einzigmal Abkommens genug fand, um die Freundin Pauline nnd deren Pflegling Auguſtin zu beſuchen.

Inzwiſchen traf es ſich, daß der Chirurgus die Garniſon vertauſchte, und von dem Kananikus Abſchied nahm. Der nahm Anlaß, ihm anfzutragen, daß er nach dem Lieutenant ſich umſchauen, ihn an ſein Verſprechen zu mahnen. Der Doktor ſagte es zu. Tiennette, die kein Geheimniß vor dem Doktor hatte, bat ihn ferner, onſ dem Dorfe bei Dol nach dem Kleinen zn ſehen, und ihr aon ihm zu ſchreiben. Der Doktor ſagte: „Gern; wo finde ich das Kind!" — „Von der Kirche linker Hand, das ſiebente Haus, mit Apfelbäumen vor den Fenſtern;" antwortete Marthe mürriſch, und ſetzte noch giftig hinzu, als der Doktar kaum hinweggegongen: „Das Soldatenvolk lügt wie gedruckt. Wo denkt der daran, ſeinem Kameraden in's Gewiſſen zu reden, und nach dem Buben zu ſchauen? Es hat anch dee Mühe aerlohnt, ihm alles auf die Naſe zu binden. Dee ſchreibt in ſeinem Leben nicht."

Und er ſchrieb dennoch; einen Beief on den Kanonikus, einen zweiten an Tiennette. Marthe nohm die Briefe vom Boten, und gab dem geiſtlichen Herrn den ſeinigen. Tiennettens Brief behielt ſie, weil nichts daeinnen ſtand, was die Kranke gefreut hätte. In dem Schreiben on den Kanonikus ſtand auch nichts Tröſtliches. Der Offizier war nach Spanien marſchirt, und irgendwa var einer Batterie geblieben.

Herr Mathias nnd ſeine Vertraute überlegten kriſlich, ab ſie dee armen Bellotte ihr Mißgeſchick darthun ſollten. Endlich aereinigten ſie ſich in der Art, daß ſie ihr nur den Abmarſch des treuloſen Lieutenants mittheilten. Tiennette hatte wohl etwas Aehnliches erwartet, doch blieb ihr nach die Hoffnung, die Zeit möchte den leichtſinnigen Mann wieder zurecht bringen.

Hatte es der falſche Soldat ſchlecht mit ihr gemeint, ſo meinte es ein anderer Mann um ſo beſſee mit dem armen Mädchen. Der neue Einnehmer zu Pontersan, ein gar weitläufigee Verwandter des Kanonikus, beſuchte denſelben, und machte alſogleich mit ſeiner hübſchen Couſine Bekanntſchaft, geſonnen wie er war, eine Frau zu nehmen, die Schönheit und Vermögen beſäße. Beides hatte Tiennetee; aber es kam darauf on, ob ſie den jungen Liebhaber erhören würde. Der Kanonikus ſagte „Ja," weil er es wünſchte; Marthe ſagte „Nein," weil ſie es nicht wünſchte.

Eine Dirne iſt der lebendige April. Siehe: kaum war der Einnehmer ein Dntzendmal znm Berge geritten, — er kam immer auf einem dicken Schimmel, — ſo waren Tiennettens Angen trocken, ihr Ohr offen, und ſie bemühte ſich, auf ihren Füßen gelenker zu ſcheinen, als ſie es wirklich war. Das bemerkte der Kanonikus, nnd hatte einen langen Zwieſprach mit ihr bei verſchloſſener Thüre. Morthe erfieth, was da aerhandelt worden ſeyn mochte, und nahm auch an einem günſtigen Abend ihre Pflegtochter in's Gebet, redete hin, redete her, kam auf den Einnehmer zu ſprechen, und platzte endlich heraus: „Verzeih mirs der liebe Gote, aber ich meine, Bellatte, der Menſch hat Abſichten auf Dich."

„Das meine ich auch;" verſetzte Tiennette kalt, und Marthe wunderte ſich hoch. — „Und Du?" fragte ſie ausholend. — „Ei, mir wär's nicht ungeſchickt." — Marthe ſtaunte immer mehr. „So? Du Leichtſinn!" fragte ſie wieder: „Das kann Dein Ernſt nicht ſeyn. Wenn das der Lieutenant erführe..." — „Hm! der Lieutenant!" antwortete Tiennette ſchnippiſch, nnd rümpfte die Naſe. — „Ei, nun ja, der Lieutenant!" wiederholte Marthe eifrig; „freilich der Lieutenant! ich war nie des leckere Freundin, oder da er doch einmal mit Dir getrout iſt ...." — „Das iſt Alles vorbei, liebe Marthe;" ſagte Tiennette ganz friedlich: „er iſt todt; der Onkel hat mir's geſagt, nnd am Ende hätte die heimliche Heirath doch nichts gegolten."

Jetzo merkte erſt Marthe aollſtändig, welch ein Uebel die Zeit, der Einnehmer und der Kanonikus angerichtet hatten, nnd ſchwieg lange in tiefen Gedanken. Dann redete ſie vor ſich hin: „Der arme kleine Auguſtin!" — Tiennette wurde aufmerkſam: „Was iſt's mit dem Kleinen?" — „Der kann jetzo ſterben, wann er will; eine Waiſe ſeyn aber einen Stiefvater haben ... ich weiß nicht, was ſchlimmer iſt." — „Wie Du auch redeſt! liebe ich ihn nicht von ganzer Srele? würde ich ihn nicht hundertmal lieber haben, wenn er bei mir ſeyn konnte? Das geht aber nicht, das geht nimmermehr. Erſtens ſchämte ich mich zu ſehr, und zweitens müeden wir ſchwer ge-

straft, weil wir dem Maire alles verheimlicht haben." — „Ganz recht, und da mag nun der arme Wurm alles ausbaden;" spottete Marthe mit giftiger Bosheit: „er lebe, wenn er kann, und werde ein Taugenichts, ein Betteibube, ein Dieb, ein ... was kümmert das die Mutter, wenn sie nur einen Mann und Kinder hat, zu denen sie sich bekennen darf!" —

Tiennette weinte, und Marthe freute sich des Weinens. Darum stichelte sie fort, wie mit spitzigem Messer: „Was gehört einem Sündenkinde als das Elend! Thue nur, wie Dir's gefällt, Bellatte. Hast ja nie auf meinen Rath gehört. Der Lieutenant war Dir zu alles auf der Welt. Deßhalb muß sein Kind zu Grunde gehen. Oder meinst Du, es werde anders kommen! der Einnehmer werde den Großmüthigen spielen? Umgekehrt ganz und gar. Wenn er nun der Historie Wind bekommt, läßt er Dich sitzen, denk' an mich, und Schande und Strafe kommen hintredrein."

Tiennette schluchzte immer heftiger, und warf sich der Marthe um den Hals. Jetzo schlug die Base gelindere Saiten an, indem sie sprach: „Glaub' mir, Bellotte, Du thust am besten, wenn Du für Dich bleibst. Die Männer sind alle schlecht, und Du würdest mit dem Einnehmer noch viel schlimmer fahren, als mit dem leichtfertigen Offizier. Und wer stehl dafür, daß der Lieutenant nicht wieder kommt? Schon mancher ist todt gesagt worden, und wieder zum Vorschein gekommen, da man am wenigsten daran dachte."

„Laß die Todten ruhen!" seufzte Tiennette. Die Alte verneigte sich mit einem zitternden „Amen!" worauf Mamsell Mathias versprach, den Einnehmer nicht zu begünstigen, und ledig zu bleiben, damit sie einstens für den kleinen Auguftin sorgen könne. Aber Marthe müsse es möglich machen, daß die Mutter endlich ihr Kind wiedersähe, und ästers mit demselben sich vereinigen könne. Marthe gelobte, Sorge zu tragen, daß ihre Freundin Pauline einmal mit dem Buben wenigstens bis La Rive käme, wo alsdann Tiennettens Wunsch am besten erfüllt werden dürfte. Zu dem Ende wollte Maethe nächstens selber nach Dol gehen.

Sie zogerte indessen von Tag zu Tag, weil sie des Einnehmers nächsten Besuch abwarten wollte, damit Tiennette nicht sich selber überlassen bleibe, und vielleicht zerstört würde, was Marthe wieder mühsam aufgebaut hatte. Aber der Einnehmer kam nicht; seine Besuche schienen plötzlich und auf immerdar abgeschnitten. Als eines Abends der Kanonikus sagte: „Ich hore von dem Boten von Pontorson, daß der Vetter krank zu Bette liege;" athmete Marthe wieder auf, und meinte bald, es würde morgen wieder hübsch Wetter seyn, und sie wolle nach Dol wandern. Was sie auch mit dem Frühsten that, versehen mit allerlei Geschenken für den kleinen Auguftin, und mit ansehnlichem Kostgelde für die arme Pauline.

Mit dem Wetter hatte es Maethe getroffen, aber keineswegs mit dem Einnehmer, der, gleichsam ihr zum Trotze, in der Mittagsstunde auf seinem dicken Schimmel wieder auf dem Berge eintraf. Der Kanonikus empfing ihn mit tausend Freuden; Tiennette dagegen etwas ängstlich und scheu, machte sich bald in die Küche, weil sie in Abwesenheit der Haushalterin für den Gast Sorge zu tragen hatte. Der Einnehmer, befangen wie er selber war, gewahrte nicht des Mädchens Scheu, und antwortete ziemlich zerstreut auf die Fragen des Kanonikus, der sich nach seinem Wohlbefinden erkundigte.

„Die Sache ist," sprach der Vetter endlich mit einiger Ueberwindung, „daß ich nicht sowohl krank, als im Innersten erschüttert und gleichsam schwer ermüdet gewesen bin. Mir ist nämlich auf meiner neulichen Heimkehr etwas ganz Merkwürdiges begegnet, und noch heute weiß ich nicht, wie ich daran bin. Genug, daß ein Anderer, minder beherzt und weniger verliebt, als ich, wohl noch eine Weile Anstand genammen hätte, über Ihre Grève zu Gaste zu reiten."

Als der Kanonikus neugierig nach der Begebenheit fragte, erwiederte stets der junge Mann, daß er für jetzo nicht davon zu reden begehre, bei gelegener Zeit jedoch würde er das Ding gern auf's Tapet bringen, welches übrigens seine Besuche und das Haus seiner Verwandten nicht im Geringsten angehe. Statt dessen liege ihm etwas anderes auf dem Herzen: die Lust, seine Cousine zu heirathen, und, damit in's Klare zu kommen, halte er um das Mädchen an. — Der Kanonikus hörte in diesen Worten lauter Musik, und obgleich ihm schwer wurde, über gewisse Dinge mit der Speache herauszugehen, so hielt er es doch im Vertrauen auf seines Vetters Braxheit für seine Pflicht, und sie plauderten lange insgeheim; schieden auch zufrieden aus solcher Heimlichkeit, so daß der Kanonikus bei Tisch seiner Nichte sagen konnte: „Dein wackerer Cousin weiß Alles, und es hat sich sein Herz, das Dich liebt, nicht verändert. Dein Söhnlein soll sein erstes liebstes Kind seyn und seinen Namen führen. Zu Pontorson ahnt Niemand eine Spilde von Deinem Mißgeschick und die Anerkennung Auguftins deckt Alles zu. Darum sage ein seöhliches Ja, meine theure Bellotte; einen edlern Mann findest Du nie, und ich fahre ruhig zur Grube, wenn ich Dich so wohl versorgt sehe."

Die hellen Thränen quollen aus den Augen der überraschten Tiennette, und als sie durch diese Zähren auf das ehrwürdige Antlitz ihres Onkels und das grundrechtschaffene des heimlich geliebten Vetters blickte, konnte sie nicht über sich gewinnen, Nein zu sagen, und wäre Marthe mit dem feurigen Schwerte hinter ihr gestanden. So küßten sich also die Verlobten, gaben sich die Hände, schenkten sich goldene Ringe, und setzten den Hochzeittag fest. Der Bräutigam kannte sich nicht mehr vor Vergnügen, und wollte keine Stunde säumen, heimzureiten, seiner Mutter die angenehme Botschaft zu bringen, und Haus und Hof vom Keller zum Speicher umzukehren, daß Alles zur gesetzten Frist bereit sey. Zugleich bedung er sich, daß der Kanonikus ihm schreiben möchte, wann der kleine Auguftin zu La Rive ankame, damit er nicht ermangele, den Sohn zu umarmen.

Nachdem diese Verabredungen getroffen waren, schaute der Einnehmer durch's Fenster, ob der Knecht aus dem Wirthshause bereits das Pferd gesattelt und vor die Thüre gebracht hätte. Das war geschehen; der feiste Schimmel stand zu Befehl. Aber der junge Freier wechselte die Farbe, als wenn ihm jemand das Roty von dem Gesichte wischte. „Sonderbar;" murmelte er zwischen den Zähnen: „Was mich wieder die Angst überlauft! Und dennoch muß ich fort, weil mich die Ungeduld treibt."

Die Braut und der Kanonikus sahen sich bestürzt an, und drangen in den Einnehmer, ihnen die Ursache seiner Beängstigung zu entdecken. Der schüttelte den Kopf, versuchte, sich selber auszulachen, blickte besorgt durch die Scheiben zum Himmel, der sich allmählig trübte, wie so oft in späten Nachmittagstunden geschieht, und stotterte auf einmal: „Es wäre etwa besser, wenn ich hier über Nacht bliebe. Mir ist so wunderlich zu Muthe."

Der Kanonikus wollte so eben dem Knecht befehlen, das Pferd in den Stall zu bringen, und für den Reiter ein Nachtquartier zu bestellen, als der Vetter sich plötzlich besann, daß es einem Bräutigam nicht allzu wohl anstehe, vor der Liebsten Muthlosigkeit zu zeigen. Daher rief er schnell: „Mit dem verdammten Schwindel sollte ich nicht fertig werden? Ich bitte nur um einen Trunk rothen Weins, theure Bellotte, und dann Lebewohl. Mit einem Glase Burgunder im Kopfe fürchte ich weder den Treibsand noch die Untiefen des Couesnon." — Der Kanonikus sagte: „Das glaube ich; Ihr habt den Fluß auf Eurem Wege gar nicht zu passiren." — Tiennette, still erfreut, den Einnehmer wieder in gehöriger Fassung zu sehen, ging nach dem Weine.

Der Verlobte dachte indessen über des Kanonikus Rede nach, und antwortete zögerd darauf: „Dennoch passirte ich neulich das Wasser; es war in der That, als ob der Teufel mich irre geführt hätte; so kam ich von meiner Straße ab." — „Das war das Mondlicht; es täuscht so oft auf der Grève;" bemerkte der Kanonikus. — „Nicht doch, Heer Onkel;" — dieß sprach der Einnehmer mit Seelenangst — „es war ein Ding, ein unbegreifliches Ding ... wenn ich es Ihnen erzählte ... Sie würden mich vielleicht auslachen ..." — „Vielleicht;" versetzte der Onkel: „Verliebte sehen oft seltsame Dinge. Erzählt mir's aber ein andermal, werther Vetter. Bellotte ist schreckhaft, und, wenn Ihr heute durchaus den Berg verlassen wollt, so drängt die Zeit. In einem Stündchen ist die Fluth da." — „Ei, vor dem Meere fürchte ich mich nicht. Mein Pferd hat gute Beine;" antwortete der Einnehmer.

Da bei diesen Worten Tiennette mit dem Weine kam, schwiegen die Männer, tranken auf ein baldig Wiedersehen, schüttelten sich die Hände; Bellotte erlaubte ihrem Freunde noch einen Kuß, und trapp, trapp, stolperte der Schimmel mit seinem Herrn die steile Gasse hinab zum Thore.

Als sie auf die Grève kamen, rieselten feine Tropfen aus den dichter werdenden Wolken, und deßwegen nahm das Pferd einen raschen Schritt, der jedoch nicht anhielte; der Sand war schlüpfrig, die und da klafften die gefährlichen Spalten, worunter die Tümpel und Trichter verborgen liegen. Darinnen lauert der Tod, wie in den Löchern, die trügerisch von lockern Sandballen verstopft sind, welche beben und zittern unter dem schreckhaften Fuße der unerfahrenen Menschen und Thiere, die diese ihr eigenes Grab sich höhlen, und langsam, aber rettungslos, in das Meer sinken.

Des Einnehmers Schimmel ging behutsam. Es war leer auf der Grève. Kein Mensch durchkreuzte sie. Auf entfernten Sandstrichen stand hin und wieder ein Fischreiher, unbeweglich, nach und nach verdammernd hinter dem Regenvorhang, der fein, aber dicht niedersank. Noch ging das Pferd in der guten Richtung nach der Küste.

Plötzlich drehte sich der Reiter im Sattel um, und horchte.

Der Huf des Schimmels hatte auf dem durchweichten Sande durch seinen Druck den Laut hervorgebracht, der einem wehmüthigen Stohnen so ähnlich klingt. Noch einmal seufzt die Grève, dann steht der Gaul mauerfest. „Vorwärts!“ spricht der Bräutigam, und klopft den Hals des Pferdes. „Soll es noch einmal werden, wie neulich? Munter, Papillon, heute ängstigt uns ja nicht das Mondlicht, und in zehn Minuten sind wir bei dem Damme.“

Indessen war der Schimmel bereits bis an die Fessel eingesunken, und nur ein rascher Druck des Reiters brachte das Thier aus diesem gefährlichen Verweilen. Doch zitterte es schon gelinde am ganzen Körper, und hob sträubend die Füße. „Witterst Du das Gespenst, Papillon? Kennst Du nicht mehr den Weg zur Küste? Ist denn hier die Stelle, wo wir damals vom Wege kamen?“ Bei diesen Worten drehte der Einnehmer wieder den Kopf, die Gegend zu erkennen. Aber in seinem Rücken sah er nur einen dichten grauen Schleier, und als er bestürzt vorwärts schaute, war auch da der molkige Nebel, wie eine undurchdringliche Mauer. Der Kopf des Pferdes war dem Reiter nicht mehr sichtbar, und er spürte sich fortgetragen, ohne zu wissen, wohin.

„He, Papillon! alter Dragonergaul! was giebts? warum Halt?“ Das Thier schnaubte schwer. „Ich muß absteigen;“ dachte der Einnehmer; „ich muß horchen, ob wir der Küste oder dem Meere uns nähern.“ Er warf sich zu Boden, drückte das Ohr auf den Sand, und lauschte, die Hand um des Schimmels Huf geklemmt, daß er nicht von demselben käme in der Dunkelheit, die ihm nicht einmal erlaubte, auf der Grève die Strömungsspuren zu unterscheiden, welche den Abhang zum Meere durchfurchen.

Bald vernahm er ein ziemlich nahes Rauschen. „Gott sei mir gnädig;“ seufzte er: „das ist der Couesnon, das ist der Bretagnerfluß. Schon wieder hat mich der Spuck zu weit rechts geführt, und, wenn ich mich genau besinne, so sagte der Kanonikus, daß die Fluth bald in der Bucht sein würde.“ Indem er sich an dem Pferd in die Höhe richtete, fuhr er fort: „O weh, Papillon, was wird aus uns werden in dieser Verlassenheit? Wenn du nicht getreu aushältst in der Strömung des Flusses, so sind wir verloren. Denn nur die Strömung kann uns jetzo der Wegweiser zur Küste werden.“

Er tappte nach dem Steigbügel; Papillon schnaubte ängstlicher. Durch die Nebelmasse, die eben anzuschauen war wie eine weiße Pulverwolke, zitterte eine kleine Gestalt, tief am Boden, dem Reisenden nicht bis zum Knie reichend, und trotz der gewaltigen Blendung, die seine Augen verwirrte, erkannte er die Erscheinung, die ihn schon einmal erschreckte.

Wie dazumal im Mondenglanz, so heute im Nebeldunkel war es ein Kind mit eingefallenem Gesichte und hohlen Augen; mit magern Gliedern, kaum dürftig bedeckt von einem wehenden Hemdchen. Als ob es fröre in bitterer Kälte, als ob es tröffe von schaumiger Fluth, als ob es aus einem nassen Grabe emporgeworfen würde, schwankte es vor dem erschreckten Bräutigam; es schloß die Augen, als wolle es weinen, es öffnete den Mund, als wolle es schreien; dennoch blieb rings die gräßlichste Stille. Dann that es, wie das erstemal, da der Einnehmer es gesehen: es drehte sich um, schwamm durch die Luft, und lag plötzlich steif und unbeweglich vor den Füßen des jungen Mannes, der ihm, das Pferd am Zügel, unwillkührlich hatte folgen müssen.

Unter dem Gespenst schoß der Couesnon eilfertig hindurch: eilfertiger als sonst, wie immer vor der Fluth, sprudelnd gegen die Gewalt des steigenden Meeres. Wie in Verzweiflung, die Nähe der Gefahr ahnend, sprang der Reiter in den Sattel, trieb mit Sporenzwang den Schimmel in die Wellen. Das Kind schwebte wieder dicht vor dem Pferde die Strömung aufwärts. Wo der Fluß einen gefährlichen Winkel macht, schnellte sich das Gespenst um und um, und sauste kopfunter in das Wasser. Papillon machte einen Satz zur Seite, und gewann das flache Ufer, wenn schon mit eindrechenden Füßen.

Der Nebel verzog sich ein wenig. Roß und Mann faßten neuen Muth. Auch war's die höchste Zeit. „Sind wir noch im Flußdette, Papillon? Was patschest und schleuderst Du so? O weh, das ist die Fluth, die uns ereilt. Halt aus, mein Pferd, sonst ist's um uns geschehen!“

Papillon war ein ganz anderer geworden; er trabte eiligst durch die Schwemmung, durch die Rinnsale. Ein blaßgelber Punkt stach durch den Nebel; darauf zu rannte der Gaul. In wenigen Minuten hatte er die Küste erreicht, und hielt ausschnaufend vor der Laterne, welche die Zollwächter auf dem Posten St. Georges angezündet hatten. — Binnen einer Stunde war der Einnehmer daheim, trotz des fürchterlichen Regens, in den sich der Nebel auflöste. — Am andern Tag, wieder um Mittag, kam Marthe von ihrer kleinen Reise zurück

Wohlgemuth sagte sie zu Tiennette: „Rathe, was der launische Zufall wieder ausheckte, um Deine Sehnsucht zu vermehren. Pauline hat den Fuß verrenkt, und wird erst in ein Paar Wochen nach La Rive wandern können. Doch sei getrost, sie läßt mich's vorher wissen, und wir erwarten sie dann in voller Bequemlichkeit, Bellotte.“

„Ach ja;“ erwiederte Tiennette: „in drei Wochen mache ich Hochzeit, und Auguſtin kann alsdann gleich in unserm Hause zu Pontorson bleiben.“ — Marthe wiederholte verdutzt: „Hochzeit! in unserm Hause zu Pontorson?“

„Freilich, liebe Marthe; ich bin Braut, ich heirathe den Einnehmer, er will meines Kindes Vater sein; alles ist schon in bester Ordnung.“ Marthe warf den Kopf in die Höhe, stemmte die Arme in die Seite, wollte reden, wollte schelten, und brach statt dessen in ein gellendes Lachen aus, welches aber keineswegs lustig klang, sondern das innerste Mark in Tiennettens Gebeinen zerschnitt. So lacht der Teufel, wenn ihm ein Bruder Lüderlich in der letzten Stunde desertirt.

Während also Marthe sich absonderlich aufführte und geberdete, während Tiennette sich entsetzte und verstummte, trat der Kanonikus herein, und hielt zwei offene Briefe in den Händen. Sein Gesicht war blicher als das Papier der Briefe. „Was mir heute geschrieben wird!“ sagte er mit stammelnder Zunge: „da ist der Doktor, der zufällig nach Dol kam, und wiederum die Pauline nicht fand, die er einmal schon vergebens gesucht. Deine Angaben seien falsch, liebe Marthe, schreibt er.“ — Die Base wurde blauroth auf der Stirne, und stotterte einige Worte, die Niemand verstand. —

Der Kanonikus hatte jedoch noch eine schwerere Sorge auf dem Herzen; darum achtete er für jetzt nicht auf Marthens Verwirrung, und sprach ferner: „Was der Einnehmer mittheilt, ist noch viel seltsamer. Hört einmal, ihr Weiber.“ Hierauf las er mit vieler Angst herunter, was dem Bräutigam begegnet war, und vornehmlich dessen letzte Worte: „Ich „achte dafür, daß an jener Stelle des Couesnon irgend ein „Mordstück verübt worden ist, und habe deßfalls meine Anzeige bei den Gerichten schon gemacht. Wer weiß, was an „jenem Fleck sich finden dürfte. Mündlich und bald ein Mehr „reees.“

„Süßer Heiland! was soll das bedeuten!“ seufzte Tiennette mit ineinander verschränkten Händen. Marthe sagte: „Es ist so heiß draußen, wie in einer Eisgrube, und das verfluchte Geld wird ein rechtes Donnerwetter machen.“ Tiennette, steif wie ein Mastbaum, horchte nicht auf den Unsinn der Base, und der Kanonikus hinkte gedankenvoll herum. Plötzlich drehte er sich zu der Haushälterin, welche ihre Haube verschoben hatte, daß sie wie die Nachtmütze eines Rekruten saß, und befahl: „Geh zu dem Adjunkten, Marthe; ich lasse ihn bitten, mich so bald als möglich zu besuchen.“ — „Ich will trockene Strümpfe anziehen;“ antwortete Marthe, und schwankte aus der Stube. Dann lief sie nach der Kammer, suchte ihr erspartes Geld zusammen, und wollte es in die Tasche stecken. Aber sie vergaß es, während sie den Mammon einwickelte, steckte an seiner Statt einen Schuh zu sich, und ging auf die Straße. Ehe sie es sich versah, stand sie oben vor dem Schloßthor, und die Schildwache rief: „Wohin? Man passirt nicht ohne Karte.“

Da besann sie sich, daß der Adjunkt nicht auf dem Schlosse wohne, und ging schnell die vielen Staffeln wieder hinab. Weil der steile Weg ganz einsam war, murmelte sie vor sich hin: „Was thue ich aber bei dem Adjunkten? Was thut der Vetter mit ihm? Was geht mich die Polizei an? Es gefällt mir mit einemmale nicht mehr auf dem Berge. Weil schön Wetter ist, will ich fortgehen, und nicht einmal Abschied nehmen.“

Was sie auch that, obschon die Witterung keineswegs so schön war, als sie meinte. Es stürmte heftig, auch waren die Tage der großen Fluthen vor der Thüre.

„Nach Pontorson?“ fragte sie sich auf der Grève: „Nein, ich will nicht dahin; da liefe ich dem Einnehmer und seinen Gensd'armen in die Hände.“ — Sie wendete sich in der Richtung nach Cherrueix. — Bald fragte sie sich auf's Neue: „Verfolgen sie mich nicht!“ und schaute nach dem Berge zurück. Der lag aber ganz ruhig im gelben Sonnenschein, am Fuße von aufsteigenden Duftwolken umgeben, als ob er gen Himmel schweben wolle. Von dem sturmverkündenden Sonnenglas geblendet, drehte sich Marthe nach der Grève. Die Küste, auf Duftwolken schwimmend, wie der Berg, schien vom Meere despült. Ein Reiter auf dem Damme schien auf den Wellen zu traben. „Ein Gensd'arme! seufzte Marthe, und warf sich immer rechts in die Triebsandfelder. „Summen mir die Ohren, oder ist das die Glocke vom Berge?“ sagte sie dann, stutzend. Es war jedoch die Strömung des Couesnon; sie stand an dessen Ufer. „Geschwind hinüber;“ flüsterte sie ängstlich, und deutete schon nach der Seite, wo der Fluß einen Ellbogen macht: „Ist dort nicht der Platz?“ Sie entblößte die Füße, schürzte das Kleid, watete durch das Wasser.

Es geſchah, daß an jenem Tage ein Mann vom Berge von einem Botengange nach Cheerueir heimkehrte. Der Mann war erfahren und bewandert; er wußte, daß die Fluth nicht mehr lange ausbleiben würde, und lief rüſtig dem Berge zu. Im Cuesnon ſah er ein, in einem Sandtümpel verſinkendes Weib, das die Hände rang, und beinahe bis an den Gürtel im Moor ſteckte. Der Mann half mit Geiſtesmuth, Behendigkeit und eigner Gefahr der Verſinkenden aus dem Trichter, und erkannte des Kanonikus Haushälterin. „Was macht Ihr denn zu dieſer Friſt auf der Grève?“ ſagte er verwundert: „kommt, folgt mir geſchwinde, ehe die Fluth ſteigt.“

Worauf ihm Marthe mit ſtierem Auge antwortete: „Seht Ihr nicht, daß mich der Bube nicht fort läßt?“ Wohin ſie deutete, ſchaute der Mann, ſah jedoch Niemand. Marthe fuhr aber fort: „Er will mich nicht laſſen, ich ſoll bei ihm bleiben, dort, wo ich ihn verſenkt habe.“ — „Wen, Jungfer Marthe?“ — „Armer Auguſtin! war Dein Tod ſo ſchwer? Wo ſind Deine Ueberreſte, daß ich ſie wegräumen kann, ehe der Adjunkt ſie findet? ich darf nicht eher nach Hauſe.“ — „Marthe, Ihr ſeid verrückt. Kommt doch; der Wind geht friſch, und der Strom ſchwillt.“ — „Grüßt Tiennette, lieber Mann!“ ſchluchzte Marthe, und ging im Kreiſe auf der wankenden Sandſcholle: „ich muß den Auguſtin verſtecken. Sie ſoll mir verzeihen, dann wird's auch der Bube. Das verfluchte Geld hat's gethan. Ich hätte gern Tiennette beerbt, wie den Kanonikus. Jetzt werden ſie auf meinem Grabe lachen.“ — „Gott ſei mir gnädig!“ ſchrie der Bote, da er ſolch fürchterliche Rede hörte, lief von dannen und überließ die Verbrecherin ihrem Schickſal.

Der Wind ging friſcher, höher ſchwoll der Strom von andrängender Meeresfluth. Auf die Angſt vor dem Geſpenſte folgte die bittere Todesangſt in Marthe's Seele. Jetzo begehrte ſie zu fliehen, zu entrinnen, aber allenthalben ſtand vor ihr das blaſſe Kind in dem flatternden Hemdchen, zitternd vor Froſt, triefend von rieſelnder Welle, öffnend den Mund zum Geſchrei. Doch blieb es ſtumm, während ſein Geſang immer lauter brauſte, und die See als ein graues Leichentuch ſich langſam gegen die Küſte aufrollte. Da war kein Pferd, das die Verzweifelnde hinweggetragen, kein Menſch, der ſie im Rettungsboote aufgenommen hätte. Auf einer weiten Sandzunge hin und her rennend, bald kniend, bald raſend, ſchaute Marthe in den gähnenden Rachen des Todes, in die hohlen Augen des Kindergeſpenſtes, bis endlich die Fluth die Scholle enger und enger umſpülte, höher und höher heraufkam.

Da hockte ſich Marthe auf den Sand, und machte die Augen zu. So nahm die Woge ſie hinweg, und legte ſie entweder zu dem armen Auguſtin auf den Grund des Cuesnon, oder ſpülte ſie mit ſeinen Gebeinen hinaus in die Tiefen der See. — Die Gerichte haben nichts gefunden, und die Tochter des reichen Mathias von dem Morde freigeſprochen. Zwar wurde aus ihrer Heirath mit dem Einnehmer nichts, und ſie iſt mit dem Kanonikus fortgezogen, ohne daß man jemals von ihrem weiteren Schickſal etwas gehört hätte. Der Lieutenant war jedoch nicht todt geſchoſſen, und lebt vielleicht noch auf die heutige Stunde als ein reicher General mit Titel und Orden in Hülle und Fülle. Aber ſein Sterbeſtündlein wollen wir nicht mit ihm theilen. Amen.

4.

Die ſchöne Catherine von St. Malo.

Crick! — Crack! — Der Blitz in Dein Genick! — ein ſchönes Kind in mein Hamat!“*)

Geſchwind eine luſtige Hiſtorie von der ſchönen Catherine von St. Malo. Sie war die Tochter des reichſten Seilermeiſters, der jemals für die königliche Flotte von Frankreich Tane geſponnen hat. Der Seiler war ein guter Freund des berühmten Segelmachers Keebiee und hatte Luſt, ſich mit demſelben zu verſchwägern. So beſchloſſen die alten Geizhälſe bei einer Flaſche Wein, daß ſie ihr Geld auf einen Haufen legen wollten, indem der Segler ſeinen Sohn mit der kleinen Catherine verlobte. Yves war zehn Jahre alt, und Catherine ein halbes, als die Verlobung geſchah, und in derſelben Nacht wurde dem Segelmacher noch ein Bube geboren, welchen der Pfarrer mit dem Namen Jonas taufte.

Die Alten meinten, eine gute Eheſtandsfregatte gebaut zu haben, mit Segel und Tauen aus eigner Fabrik, und befrachtet mit eigenem Golde. Aber der vorwitzige Nachzügler Jonas ſtörte ein wenig die Fahrt in den Hafen.

---

*) Die Erzähler auf franzöſiſchen Schiffen bedienen ſich meiſtens dieſer Eingangsformel, deren Gegenſtrophe von den zuhörenden Matroſen geſprochen wird.

Er war luſtig, und Yves verdroſſen; er war rüſtig, und Yves ſchwerfällig; er war von verliebter Beredſamkeit, und Yves der tragſte Bräutigam, den es je gegeben hat. Catherine, da ſie ſechzehnthalb Jahre hatte, ſah den fünfzehnjährigen Speisingsfeld lieber als den bedächtigen Verlobten, und ſagte es von der Bruſt weg, ohne Scheu.

Da ſtanden aber die Weißköpfe auf, und behaupteten, der Vertrag ſei eiſenfeſt, und Catherine müſſe ihn erfüllen, weil die Väter nicht umſonſt vor fünfzehn Jahren Narren geweſen ſein wollten.

„Was fällt Dir ein?“ ſagte noch zwiſchen vier Wänden der Seiler zu ſeiner Tochter: „Yves iſt ein Mann, Jonas ein Bube. Yves hat Ehrgefühl, denn er iſt ein Kaufmann geworden, und zählt bald unter den Schiffsrhedern; Jonas hingegen ein gemeiner Matroſenjunge. Yves iſt ſparſam; Jonas verſchwenderiſch und ein wüſter Geſelle. Darum bekömmt Yves des Vaters Vermögen und Jonas nur eine dürftige Abfindung; und eben darum wirſt Du Madame Yves und nicht Madame Jonas.“

Hierauf weinte Catherine nur, ohne ein Wort zu ſagen, denn ſie kannte ihren Vater und ſein gutes Tauende.

Jonas weinte freilich nicht, als der Segelmacher, der nicht gern viel redete, ihn ohne Weiteres abpeitſchte, aber er ging auf ſeines Bruders Scheidſtube, und walkte den Yves tüchtig durch. „Das ſind für jetzt nur Schläge;“ ſagte er ihm: „Wenn Du jedoch die Catherine heirathe ſt, Du Dintenkiel, ſo harpunire ich Dich wie einen Wallfiſch.“ Ging ſodann nach St. Servan, und bankettirte in den Kneipen, bis ſein Vater wieder eine lange Rechnung für ihn bezahlen und ihm Alles verzeihen mußte.

Yves, der feige Tropf, athmete ſtets freier, ſo oft Jonas mit ſeinen Seekameraden auf den Kabeljau zog, oder eine Küſtenfahrt machte. Doch war der Matroſe immer wieder zurück, wie das Fieber, ehe man's verhoffte, und allemal grober, ungeſchliffener und verwegener.

Catherine war ſiebenzehn Jahre alt, und der Seiler drang auf die Heirath. Der Segelmacher verſetzte immer lächelnd: „Die Ausſteuer für meinen Yves iſt noch nicht fertig. Wartet noch ein Weilchen zu.“

Catherine war achtzehn Jahre alt, und weil ſie ſich lange wollte, fragte ſie: „Wann heirathe ich denn einmal?“ — „Bald oder gar nicht;“ brummte der Seiler verdrießlich: „Weiß ich, warum der alte Schleicher ſo lange zögert? Schon reut mich mein Wort.“

Das Mädchen hätte Alles darum gegeben, wenn dieſes alſo geweſen wäre, aber ſchon am Abend ſprach der Seiler nicht mehr aus dieſem Tone. Denn der alte Segelmacher hatte ihn unter den Arm genommen, und ihm eine Menge ſchöner Dinge gezeigt, die alle dem vielgeliebten Yves beſtimmt waren.

Da ſtand in der breiteſten Gaſſe ein prächtiges Haus, weiß wie Kreide, die Fenſter grün umeändert, wie die wohlhabendſten Stückpforten; daneben ein Garten mit Blumen und Brunnen; ein Gewölbe voll von Waaren und eine Schreibſtube mit vielen Dienern, die Feder hinter'm Ohr, vor dicken Büchern; eine Geldkiſte, geſtopft mit Silber und Gold; eine Wage, worauf der Kaſſirer das liebe Geld wog, weil er zu faul war, die Menge zu zählen. — Ueber all' dieſe Herrlichkeit befahl Yves ganz und gar.

Von dannen gingen die Alten nach dem Hafen, auf die Werfte. Da lag auf dem Stapel das trefflichſte Schiff, ein nagelneuer Zweimaſter, hell angeſtrichen, wie ein Vogelköpfchen, und getheert, daß es ſtrahlte. „Hier iſt meines braven Yves eigenes Schiff!“ prahlte der Segelmacher: „Das ſoll ihm Geld und Gut in's Haus bugſiren ohne Unterlaß, und Deiner Tochter zu Ehren die „ſchöne Catherine von St. Malo“ heißen, bei meiner Teen!“

Mit dieſer Höflichkeit bohrte der pfiffige Segler des Seilers letzten Groll in den Grund, ſo daß er verſetzte: „Topp, Gevatter Windmacher; und an dem Tage, da beſagtes Schiff vom Stapel gelaſſen wird . . .“

„Heirathet mein Goldſohn Deine Tochter, Gevatter Strick!“ vollendete der Andere. —

Sie gingen hin; der Erſte, um den Blumenſträußer für das Schiff, der Zweite, um den Hochzeitſtrauß zu beſtellen. Während deſſen ſtrich Jonas auf unſichern Wellen, nicht ahnend, welche Havarie ſein Glück bedrohte. Catherine dachte wohl einmal, zweimal und dreimal an ihn, aber die Eitelkeit trug den Sieg davon. Eine reiche Kaufmannsdame und eine arme Mateſonneau! Da war nicht viel zu wählen.

Yves mit den ſchönen Kleidern, den weichen Händen und den vielen Dienern; Jonas im Kamiſol von Segeltuch, Hände und Geſicht voll Pech und Theer, ein Knecht, dem Jedermann befahl! Yves trank nur Zuckerwaſſer und erlaubte ſich kaum dann und wann eine Cigarre; Jonas ſchlucke den Punſch mit vollen Zügen, und rauchte unabläſſig den abſcheu-

lichen Cantinelavaster. Catherine hatte bereits gewählt; und wenn die heimliche Liebe ein oder das anderemal den Kopf in das Haus des Verstands steckte, wie wurde sie gejagt!

Da brach ein Tag an, wie ihn der Heergott nur selten macht: allenthalben Licht und Wärme, und damit die Sonne nicht gar zu warm schien, ein leises frisches Lüftchen über dem Meere, daß die kleinen Wogen sich kräuselten und blau waren, wie der Himmel. — Das Schiff, worauf Jonas diente, näherte sich, vollgepfropft mit Stockfischen, dem Hafen von S. Malo. Jonas und seine Kameraden, nachdem sie die Segel heimwärts gerichtet und ihre Arbeit gethan, lagerten auf dem Verdeck, und berechneten stille für sich, was ihnen der heilige Vater zu Rom dafür schuldig sey, daß sie die Christenheit mit Fastenspeise versorgten.

Plötzlich hörten sie Glocken, plötzlich drummten ihnen Kanonen in die Ohren, Musik ertönte mit Trompeten und Pauken, und wie sie in den Hafen steuerten, flaggten alle Fahrzeuge, alle Raaen saßen voll Menschen, und mitten unter ihnen wackelte, taumelnd von dem Ruck, der es in die Fluthen stürzte, bewimpelt von oben bis unten, ein nageinenes Schiff. Noch dampften die Rinnen der Stapelbahn, noch purzelten auf dem mastlosen Verdeck die neugierigen Landrotten durcheinander.

„Ohe! ohe! wie heißt die Brick?" — „Die schöne Catherine von St. Malo!"

Indessen klang das Geläut wieder vom Kirchthurme. „Jetzt werden sie getraut!" rief das Volk, dahin rennend.

„Ohe! ohe! wer macht Hochzeit!" — „Die schöne Catherine von St. Malo!" — „O weh, o weh, wessen ist das Schiff?" — „Dem reichen Yves Kerdier!" — „O weh; o weh, wem ist die Braut?" — „Dem reichen Yves Kerdier!" — „So führe ihn der Satan über Teufels Bord, sammt Braut und Brick!"

Das war der zornige Jonas, welcher dergestalt fluchte, und mit einem Plumps im Wasser lag. Er wollte sich selber ersäufen, weil er just den Bruder und die Schwägerin nicht bei der Hand hatte. Sein Matrose jedoch, — das heißt: sein Schlafkamerad, — holte ihn wieder an's Tageslicht, und redete ihm so lange zu, bis Jonas Vernunft annahm, und wieder zu St. Servan einkehrte, und schlemmte, als hätte er nie eine Geliebte gekannt.

So waren seit der Hochzeit vierzehn Tage vergangen, als Jonas in seinem schönsten Schifferstaate zu Herrn Yves auf die Schreibstube kam. Sein Gesicht war ernsthaft, aber ruhig, und er sagte alsogleich: „Fürchte nichts, lieber Bruder; ich will Dich nicht schlagen. Der liebe Gott hat zugegeben, daß Du Catherinens Mann wurdest, und so mag es denn in's Himmels Namen sein. Für meinen Schmerz und Verdruß reiche mir aber eine Entschädigung. Dein Schiff, die schöne Catherine von St. Malo" — bei diesen Worten standen dem armen Jungen die klaren Tropfen im Auge, — wird nächstens die Anker lichten, und bei den Mohren Goldstaub oder Ebenholz einladen; mache mich zum Capitän des Schiffs. Ich verstehe mein Handwerk besser, als man glaubt, und werde gewiß nimmer zugeben, daß der schönen Catherine ein Unglück zustoße."

„Ich habe schon meinen Capitän;" antwortete Yves kalt. — „So mache mich zu seinem Lieutenant." — „Ich habe auch diesen." — „Aber der Oberbootsmann!" — „Schon ernannt." — „Und der Stevermann?" — „Bereits gedungen." — „Und wenn ich auf der „schönen Catherine" als letzter Matrose dienen müßte . . ." — „So würdest Du auch alsdann zu spät kommen;" versetzte Yves mit Spott und Hohn: „mein Schiff entbehrt nicht des geringsten Küchenjungen. Gott befohlen, suche einen andern Dienst und bessere Dich."

Jonas maß mit zornigen Augen den Herrn Bruder von der höchsten Spitze seiner Nachtmütze bis zum untersten Rande seines großblumigen Schlafrocks, schnitt ihm ein bitterböses Gesicht, und ging trotzig davon. „Und wenn eine Legion von Teufeln an Steuer- und Backbord säße," brummte er in sich hinein: „ich segle doch mit der schönen Catherine nach Afrika."

Damit sein Gehirn geschmeidiger würde, trank er Grog; das Herz aufzurichten, ließ er brennenden Punsch folgen, und die Flammen desselben machten ihn federleicht wie einen Luftballon, daß er in die finstere Nacht hinaustanzte, als wäre sie von tausend Kronleuchtern erhellt. Er war außer sich vor Wohlbehagen, er hätte sich auf einer Bombe in die Wolken schleudern lassen, er hätte sich in eine Nußschale gezwängt, auf der Spitze des großen Mastes seine Toilette gemacht.

Sein Weg führte ihn zum Hafen. Da wandelten Laternen, da schlugen Ruder im Wasser, da tönten Pfeifen, da kreischten Räder und Winden. Die „schöne Catherine" nahm die letzte Fracht an Bord, sollte beim ersten Morgenlicht Hafen und Rhede verlassen.

Ein Canot wollte vom Ufer stoßen. Der Bootsmann schrie den Jonas an: „Ohe, schläfriger Matrose! bist Du's? kommst Du endlich? bist der letzte, lockerer Gesell. Spring herein, und eilends, oder . . . . ." Er schwang das bestherte Tau, aber Jonas ließ sich's nicht zweimal sagen, hüpfte in den Kahn, packte nervig in die Ryder ein, und legte bald unter der Brick an. — Ja wahrhaftig; sie war's, die schöne Catherine, mit wallenden Wimpeln, schneeweißen Segeln und Masten, die Stengen mit goldenen Knöpfen geziert, das knarrende Takelwerk neu und vornehm aufgerichtet. Und Jonas am Bord, der seligste Matrose von Frankreich, während der Trunkenbold, für den man ihn angesehen, in irgend einer Kneipe Rausch und Dienst und Glück verschlief. Denn Jonas achtete es für ein großes Glück, auf der Brick zu fahren, die seiner Geliebten Namen trug. Ihm war, als ginge er mit der schönen Catherine auf einer grünen Wiese spazieren, und als hüpften Lämmer um sie her, statt der schäumenden Wellen.

Der Capitän wunderte sich wohl, da er am hellen Tage den wildfremden Matrosen zu Gesicht bekam, aber schon war's zu spät, und er begnügte sich, ihm mit Seemannskälte zu sagen: „Du sollst ein böser Bube sein, Jonas, obschon ein guter Matrose. Aber auch ich bin dose wie ein Wolf, und bin mit schlimmeren fertig geworden. Achtung also! und mit Gott fahrt aus!"

Die Brick war nur noch wie ein kleiner Punkt am Meeresrande sichtbar, als Madame Yves aus dem Schlummer erwachte, und bitterlich zu weinen anhob, daß die Kissen von ihren Thränen feucht wurden. Der Kaufmann fragte ruhig: „Was habt Ihr, Catherine?" — „Ich denke an Euren Bruder;" antwortete die Frau. Das ärgerte den Zuckerhut, und er sagte: „Laßt die Narrheiten sein; ich rathe es Euch." — Worauf sie: „Freilich war es meine größte Thorheit, daß ich Euch geheirathet habe. Ich hätte doch Euren Bruder lieber gehabt, und gewiß hat er sich vor Herzeleid in's Wasser gestürzt, und ein Haifisch frißt ihn wie seinen Aeltervater, den Propheten."

Dazumal gaben noch die Männer ihren Weibern Schläge, und daher wartete der Kaufmann seiner Ehehälfte mit einer Ohrfeige auf. Sie weinte desto mehr, und liebte ihn um desto weniger. Also brachte jeder Tag der Thränen und Ohrfeigen mehr, und immer weniger der Liebe; bis an einem schönen Morgen Catherine ihr Herz leer und hart wie einen Kieselstein fand, und in ihrem Sinne dachte: „Warum soll mich der Yves beständig ärgern? Ich will ihm auch einmal die Hölle heiß machen."

Frisch! der Wind setzt um; die Segel los! Es knackt der Mast mit seinen Wänden; laßt Euch treiben unbekümmert vor dem Winde. Der Kiel schneidet die Fluth; legte sich auch der Bord zur Seite, die Richtung ist gerade, und das Log haspelt gut. — Die schöne Catherine zu Hause, die schöne Catherine auf dem Meere, beide steuern trefflich; weil diese dem flinken Jonas gehorcht, und jene den plumpen Yves trillt.

Jonas war zum Steuermann der feinen Brick befördert worden, weil der bisherige für gut gefunden hatte, zu erkranken; Jonas behielt seinen Posten, indem der Kranke in den afrikanischen Gewässern starb, und mit einer Kanonenkugel an den Beinen zur Tiefe geschickt wurde, die Korallenbänke zu hüten.

Die Geschäfte gingen herrlich, aber die Fieber auch. Es schneite nur so das Elfenbein in das Schiff, es staubte das Gold hinein, Baumwolle und Ebenholz lapzirten es von oben bis unten. Aber täglich folgte ein Anderer von der Equipage dem alten Steuermann in das Meer, bis dem Capitän für die eigene Haut bange wurde, und er befahl, die Brick heimwärts zu wenden.

Jonas für sein Theil wäre lieber im Sande der Wüste verscharrt gewesen. Heimwärts steuern mit so viel Geld und Gut für den geizigen Bruder? heimwärts, um auf ewig die „schöne Catherine" zu verlassen? das liebe Schiff, seine einzige wahre Heimath? — Das war schier zu hart, selbst für eine harte Matrosenbrust.

Er hegte seine ganz besonderen Wünsche. Er betete zu Zeiten um einen tüchtigen Sturm, worinnen die Brick mit Mann und Maus zu Grunde ginge; dann um einen Corsaren, der die „schöne Catherine" finge, und als gute Prise mit sich nähme; dann meinte er, es wäre hübsch, wenn er unversehens das Schiff an irgend eine Heideninsel führen, und daselbst Seiner wilden Majestät Großadmiral werden könnte. — Wie lieblich sollte dann seine Flagge der seinen Brick anstehen!

Aber nicht Sturm, nicht Corsar erschienen am Himmel und Horizont, und mit jedem Morgenlicht, wann der Capitän des Steuermanns Journal nachsah, punktirte er auf seiner Karte näher und näher zur vaterländischen Küste. — Die Equipage jubelte, aufgezehrt von Fieber und Scharbock, wie sie war, und lechzend nach französischem Brod und Gemüse. — Da kam es anders in einer pechfinstern Nacht.

Die ermüdete Mannschaft schlief großentheils; der Capitän,

wie sich von selbst versteht. Jonas hatte ein paar Züge Grog genommen, und manövrirte mit schläfrigen Augen und Händen. Mit einemmale blies der Wind ein großes Ding heran, welches schwärzer war, als Nacht und Meer: ein holländisches Kriegsschiff von hundert und zwanzig Kanonen, und es hielt so scharf auf die arme Brick zu, daß der Zweimaster einen fürchterlichen Stoß erlitt, um und um purzelnd, als ginge er auf den Grund.

„Die Schaluppe aus! die Barcasse aus! das Schiff sinkt!“ schrie die verzweifelnde Mannschaft, und wie durch ein Wunder gelang es ihr auf der Stelle, die Boote in die Fluth zu lassen, und Offiziere und Matrosen sprangen hinein, und das holländische Linienschiff, das wie eine Blindekuh das Unheil angerichtet hatte, nahm alle christlich an Bord, vermeinend, die Brick sei im Schooße Abrahams aufgehoben. Hierauf fuhr der Holländer nach dem Cap, fiel den Engländern in die Hände, die ihn zerschossen wie ein Sieb; deßhalb zündete der Monheer seine Pulverkammer an, und flog mit den Feinden gen Himmel. Freilich flogen auch die guten Franzosen von St. Malo mit ihm, und die Geschichte des armen Jonas hätte ein Ende, wenn er nicht zum Glück auf der „schönen Catherine“ geblieben wäre, die nicht scheiterte, sondern nur ein bischen näßer als gewöhnlich aus dem Bade stieg.

An das Steuerrad geklammert, schlug Jonas die Augen auf, und wunderte sich, daß er nicht den Kopf unten und die Füße oben hatte. Noch schüttelte sich das Fahrzeug heftig, als erholte es sich von seinem Schrecken; dann gewann es das Gleichgewicht, dann gehorchte es dem Steuer, welches Jonas mit zaghafter Hand probirte. — Jetzo rief er seinen Wachtkameraden; keine Antwort. Hierauf stieß er in seine Pfeife; Niemand regte sich. Keine Lampe brannte mehr. Die Finsterniß war erschrecklich, die See ging hohl. Ein Schauer überflog den armen Jonas; denn, so oft eine breite Welle die Flanken des Schiffs schlug, dachte er sich: „Gewiß treibe ich auf einem lecken Kasten, und wenn die Sonne aufgeht, muß ich untergehen.“ Doch tröstete ihn, daß er mit der „schönen Catherine“ sterben würde.

Die Sonne ging auf, und beschien freundlich das wunderbar erhaltene Fahrzeug, welches nun Jonas vom Deck zum Raum durchsuchte. Nirgends ein Leck, aber auch nirgends ein Mensch. Das zudringliche Salzwasser hatte alle Waaren verschont, nur ein paar Fässer Biscuit verdorben. — Jonas merkte nach und nach, daß er jetzo ganz allein der schönen Catherine Herr sei. Ein Anderer hätte sich gefürchtet; er war lustig und wohlgemuth.

Vorerst ging er in des Capitäns Kajüte, und putzte sich mit des Capitäns Staatskleide: dann frühstückte er eine gute Flasche Madera; sofort untersuchte er den Compaß, stopfte sich eine Pfeife, und überlegte, ernsthaft vor der Karte sitzend, was zu thun sei. Der Großadmiral von den wilden Inseln ging ihm wohl dann und wann durch den Kopf, aber leider wußte er nicht, wo die Inseln zu suchen seyen, und überhaupt wußte er nicht recht, wo er hinfuhr. Da merkte er, daß ein Capitän nicht just so vom Himmel falle, und Alles in der Welt gelernt seyn müsse.

Er schlug sich einige Monate auf der See herum, stellte die Segel, richtete und putzte das Schiff, und hielt sich fern von unbekannten Ufern. Sah er durch des Capitäns Fernrohr ein großes Fahrzeug, husch! zog er die englische Flagge auf, und passirte ungehindert. Spürte er in der Nähe einen Hund von Seeräuber, puff! gab er heftig Feuer aus seinen Caronaden, und kein Flibustier trante ihm sehr. — Eines Tags sah er die französische Flagge über's Meer streichen, und da er den Lougre herzhaft antrieb, klangs zu ihm herüber: „Von St. Maurice; nach St. Malo!“

Jetzt packte ihn plötzlich das Heimweh, als wie mit glühenden Zangen, und er konnte nicht genug Segel aufziehen, um dem geschwinden Lougre zu folgen. Doch hielt er die Richtung ein, und ehe ein paar Tage vergangen waren, erkannte er sich nachgerade in den Gewässern. Da kamen die sieben Inseln herangeschwommen, dahinter das Gestade Frankreichs, die Insel Brehat, der Meerbusen von St. Brieuc, das Vargebirg Frehel . . . . endlich, endlich St. Malo!

Jonas donnerte Schuß auf Schuß aus seinem Geschütz, und kletterte wie eine Katze Stenge auf, Stenge nieder, verrichtete alle Dienste, vom Marskümmer bis zum Kielsjungen, vom Capitän bis zum Kananier. Die Lootsen kamen auf stiller See, die Zöllner am geräuschvollen Hafen, und ringsum war Staunen, Freude und Bewunderung, da man vernahm, wie ein Einziger durch Gefahren und Strome mit sichrer Hand die „schöne Catherine“ geleitet.

Nun wirbelte das Volk ohne Zahl zum Ufer, und die Commissäre der Marine schrieben schwarz auf weiß nieder, was Jonas gethan, und der Seepräfect versprach ihm das allerneueste Ehrenkreuz, und der König that mehr, denn er gab es ihm wirklich. Alle aber meinten — vom König bis zum Lootsen, daß nach allen Schiffsgesetzen die Hälfte der reichen Schiffsfracht demjenigen gehöre, der das Ganze den Eigenthümer gerettet.

Der geizige Yves meinte jedoch nicht so, wie alle, und wo alle sich freuten, stieß ihm der Neid das Herz ab. Erst zankte er sich mit dem Bruder, dann mit seiner Frau, die des Bruders Parthei nahm, dann kam es zu einem großen Proceß. — Jonas trumpfte den Yves tüchtig ab, und sagte: „Eine von den beiden Catherinen muß ich haben: entweder das Schiff mit einer halben Million, oder . . . .“ Da schrie Yves vor Gericht: „Nimm die andere, Du Thranfisch! ich gebe Dir sie herzlich gerne, denn sie keift und plagt mich zu Tode.“ — „Dann wartete ich lieber noch ein Weilchen;“ antwortete der boshafte Matrose. Und der Bischof sprach, „so sei es schicklich.“

Madame Yves hatte indessen eine Wallfahrt nach unserm Berge gelobt, wenn Jonas den Prozeß gewinnen würde. Der heilige Erzengel kannte auch ein Weilchen auf die schöne Pilgerin warten, denn die Perücken rieben sich lange, bis das Urtheil zur Welt kam. Yves verlor seinen Handel ganz und gar, und da er es hörte, traf ihn der Schlag.

So gewann der brave Jonas auf einmal die schöne leibhaftige Catherine von St. Malo; ihre Namensschwester, die Brick; und alle Schätze des Yves, des Seilers und des Segelmachers. Unser Berg hat niemals ein freigebigeres und fröhlicheres Pilgerpaar gesehen, als Herrn und Madame Jonas. Er ist zum Wallfahrtskönig gewählt worden, und sie hat eine prächtige Reihe von Medaillen und Muscheln am rothen Bande um ihren Hals getragen. Verliebt, wie beide waren, sind sie geblieben, bis an ihr Ende, und Herr Yves mit seinem Geize und seinen Ohrfeigen lag so gut vergessen im Grabe, wie der alte Steuermann der „schönen Catherine“ auf den afrikanischen Korallenbänken. — Die Geschichte ist alle; die Lichter sind aus. Gute Nacht!“

Spiritus Asper, s. Hempel.

Ludwig Timotheus Freiherr von Spittler

wurde am 10. November 1752 zu Stuttgart geboren, studirte zu Tübingen und trat daselbst 1777 als Doctor der Philosophie und Repetent an der theologischen Facultät auf. Im Jahre 1779 erhielt er einen Ruf als ordentlicher Professor der Philosophie nach Göttingen, wo sein Landsmann, der ehrwürdige Plank, schon lange wirkte, und 1788 wurde er Hofrath. 1797 rief indeß sein Vaterland den ausgezeichneten Geschichtsforscher und freisinnigen Politiker als wirklichen Geheimrath zurück; 1806 wurde er in den Freiherrnstand erhoben und zum Staatsminister, Präsidenten der Oberstudienkommission, Curator der Universität Tübingen und Großkreuz des Civilverdienstordens ernannt. Aber so wie sein historischer Blick in einer so hohen Stellung gewinnen mußte, so drohten die allzudrückenden Geschäfte oft ihn zu überwältigen; er starb endlich hochgeehrt und wegen seiner geraden, treuherzigen Sinns beliebt, am 14. März 1810.

Von ihm erschien:

Sämmtliche Werke, herausgegeben von R. Wächter. Stuttgart, 1827.

Wir zeichnen aus:

Geschichte des kanonischen Rechts. Halle, 1778.

Geschichte des Kelchs im Abendmahle. Lemgo, 1780.

Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche. Göttingen, 1782; 5. Ausg. von Plank, 1812.

Geschichte Würtembergs unter der Regierung der Grafen und Herzöge. Göttingen, 1783.

Geschichte des Fürstenthums Hannover. Göttingen, 1786; neu 1796. 2 Thle.

Sammlung einiger Urkunden und Aktenstücke zur würtembergischen Geschichte. Göttingen, 1792—96. 2 Thle.

Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten. Berlin, 1793—94. 2 Thle; 3. Ausg. fortgesetzt von Sartorius. Berlin, 1823.

Geschichte der dänischen Revolution im Jahre 1660. Berlin, 1790.

Von der ehemaligen Zinsbarkeit der nordischen Reiche an den papstlichen Stuht. Hannover, 1797.

Ueber die Geschichte der Jesuiten, herausgegeben von L. Leipzig, 1817.

Vorlesungen über die Geschichte des Papstthums, herausgegeben von J. Gurlitt. Hamburg, 1828.

Geschichte der Hierarchie, herausgegeben von C. Müller. Hamburg, 1828.

Geschichte der Kreuzzüge, herausgegeben von C. Müller. Hamburg, 1828.

Ueber S. urtheilt Bouterwek in seiner Geschichte der schönen Wissenschaften, Bd. XI. S. 515, eben so treffend als gerecht, indem er von ihm sagt: S. legte wenig Werth auf Reize des Styls, bei denen der Verstand nichts gewinnt; aber sein politischer Scharfblick unterschied nicht nur sehr fein zwischen dem Wichtigen und dem Unwichtigen, er verstand auch die seltene Kunst, den grammatischen Zusammenhang der Begebenheiten und das Eigenthümliche der Umstände und der Charactere mit wenigen Worten so hervorzuheben, daß die Einbildungskraft nicht der Hülfe malerischer Beschreibungen bedarf, um sich ein Bild der Vergangenheit zu schaffen, als ob man sahe was man lernt. Dieses Talent zeigt sich besonders in den beiden historischen Werken, durch die sein Name zuerst ein Ansehen erhielt, dem Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche und der Geschichte Würtembergs unter den Grafen und Herzögen. In seinen spätern Werken, der Geschichte des Fürstenthums Hannover und der Geschichte der dänischen Revolution, beschränkt sich seine historische Kunst großentheils auf eine trocknere Entwickelung der politischen Rechtsverhältnisse zwischen Fürsten und Landständen. Aber auch sein Entwurf der Geschichte der europäischen Staaten, obgleich nur ein Lehrbuch, verdient in der Geschichte der schönen Prosa erwähnt zu werden, weil es in kurzen Sätzen, die man historische Aphorismen nennen möchte, die Zeitalter, die politischen Verhältnisse und die Charactere so treffend und so scharf bezeichnet, daß der Verstand immer beschäftigt wird und zugleich fast aus jedem Satze ein kleines Gemälde hervorspringt. S's Sprache ist nicht immer correct. Auch hat sein Styl in einigen Zügen etwas Erkünsteltes, dem man ein Bestreben, zu interessiren, zu sehr anmerkt.

Fünfte Periode;*)

von den Zeiten der Reformation bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts.

Erster Abschnitt,

bis auf die Zeiten der Concordienformel.

Nothwendige Aenderung des bisherigen Plans. Das Ganze zerfällt nun in so viele Haupttheile, als von einander verschiedene große Partien in der Christlichen Kirche sind. Die Geschichte der Griechischen und anderer Morgenländischen Partien läßt man ohne Schaden hinweg; das Leben eines Menschen, der nur vegetirt, wird kein Geschichtschreiber erzählen. Es bleiben also übrig: Alte Kirche. Lutheraner. Reformirte. Die Geschichte der auf beiden Seiten abschweifenden Haufen, Schwärmer und Gegner der positiven Religion. Geschichte der Atheisten kann ein kleiner Anhang bei den letztern werden. Bei allen diesen Partien ihre Ausbreitung, ihre kirchliche Verfassung, ihre Dogmatik in besondern Capiteln erzählen, würde öfters nicht möglich sein und immer eine unnütze Menge von Abtheilungen erzeugen.

Quellen dieser Geschichte.

Der Strohm von Nachrichten fließt hier so voll, daß man dem, der nur kurzen allgemeinen Unterricht verlange, kaum zu rathen weis. Seckendorf (historia Lutheran.) hat reche polemisch genau viel gesammelt und ist bei allem Reichthum des zweiten Sammlers, Salig, doch immer noch unentbehrlich. (Planks) Geschichte der Entstehung des protestantischen Lehrbegriffs (Leipz. 1781.) verbunden mit Robertsons Geschichte von Schottland und eben desselben Geschichte Carls V., wird die meiste Aufklärung verschaffen, und jeden gefühlvollen Leser auf die Briefe der Reformatoren aufmerksam machen. Burnets Reformationsgeschichte von England ist nach diesen das interessanteste Werk über diese Periode. Ohnedieß ist eine allgemeine Reformationsgeschichte immer ein minder nützliches und nur halb wahres Werk. Man muß alle in einander laufende Fugen der vorhergehenden politischen und kirchlichen Verfassung eines jeden einzelnen Landes wissen, wenn man ganz wahre Reform. Gesch. haben will.

Weismanns Kirchengeschichte wird eigentlich erst von diesem Zeitpunct an recht schätzbar. Bossuet (histoire des variations) hat in böhmischer Absicht viel gutes und wahres gesagt; unter seinen Widerlegern zeichnet sich Basnage vortheilhaft aus.

§. 1.

Luther eifert gegen den Ablaß. Kommt in Bann und Acht.

Auf der neuen Universität Wittenberg befand sich ein frommer Augustinermonch, Professor der Theologie, D. Martin Luther, welchen, gleich wie er hier auftrat, sein antiphilosophischer Eifer für Exegese und allgemeineres Bibelstudium zum Schöpfer einer neuen Denkungsart seines Zeitalters zu machen schien. Wenn der eifrigfromme Mann Beicht saß, so brachten ihm oft seine Beichtkinder Indulgenzzettel von einem in der Nähe brandschatzenden Ablaßkrämer Tetzel, und glaubten damit ihrer Sündenschuld los zu sein. Wie gewaltig das den Mann gekränkt haben muß, der aus Schrift und Erfahrung ganz andere Begriffe von Vergebung der Sünden hatte, als solche Fuggerischen Factors, die nur ihrem Herrn sein Pränumerationsgeld wieder zu verschaffen suchten.

Er schrieb theses gegen diesen Unfug (1517) und predigte gegen diesen Unfug; was sollt' er schweigen? Kein vernünftiger Katholik billigte die Meinungen dieser Mäkler, längst war auf Reichstagen über diese Plagen geklagt worden, und fromme Leute hatten immer das Zutrauen, selbst der Pabst würde diesen ihm sonst so nützlichen Menschen steuren, wenn er alles recht genau wüßte. Die Ordensbrüder Tetzels, die Dominicaner, fielen über den Wittenbergischen Augustinermönch, wir über eine längst erwartete Beute her, daß es alle aufgeklärte Männer des damaligen Zeitalters erbarmte, selbst nach Reuchlins und Huttens Sirgen diese Schutzpatronen der Dummheit noch so mächtig zu sehen. Luther hätte nicht schneller nach Rom zur Verantwortung gefordert werden können (1518), wenn er gegen den Pabst selbst geschrieben haben würde: aber gleich die erste Hoffnung, den Prozeß in Rom schnell geendigt zu sehen, mißlang seinen Gegnern. Doch selbst auch der päbstliche Legat, welcher Luthern zu Augsburg verhören mußte, war ein Dominicaner; und Luthers eben so demüthige als entschlossene Widersetzlichkeit gegen alle Schmeicheleien des Card. Thomas Vio von Gaeta machte schon ganz den Mann kenntlich, der es innigst fühlte, daß es keine höhere Pflicht gebe, als Gehorsam gegen Gott und seine Wahrheit.

Ein glücklicher Zeitpunkt für den bedrängten Mann, daß gerade sein Churfürst Reichsvicarius wurde, und selbst auch der neugewählte Kaiser Carl V. schien für ihn der erwünschteste Kaiser zu sein: durch wie viel Ränke hatte nicht Leo gesucht, Carln um diese Krone zu täuschen, welche ihm die uneigennützige Großmuth des Churfürsten von Sachsen überließ? In wie viele Streitigkeiten war nicht immer ein König von Neapel mit seinem Lehnsherrn verwickelt?

Bis der neue Kaiser aus Spanien ankam, hatte sich durch eine öffentliche Disputation mit dem Hauptvertheidiger der

*) Aus Spittlers Grundriß der Kirchengeschichte. Göttingen, 1783.

Gegenpartie, mit Joh. Ecken, die Sache Luthers schon so verschlimmert, daß bereits von Rom die Banndulle da war, und doch wollte Carl den excommunicirten Mönch auf seinem ersten Reichstag zu Worms (1521) noch einmal hören. Aber daß doch Könige so selten sind, die nicht mit der Wahrheit spielen! Immer hat Luthers Sache auf Carln Eindruck gemacht, und immer hat er sich bloß nach Convenienz seiner gerad vorhabenden Projecte entschieden. Dem Pabst zu Ehren, kommt Luther in die Acht, und Friedrichen zur Dankbarkeit wird gestattet, daß der von Staat und Kirche verworfene Mensch auf einem kleinen Schloß verborgen werden darf.

§. 2.

Zwingli wird durch gleiche Veranlassung Reformator. Carlstadts Unruhen.

Was nützte es aber, den freimüthigen Augustinermönch so einzusperren? der einmal lautgewordene Ton des Zeitalters ließ sich nicht dämpfen, überall traten schon Männer mit ähnlichen Meinungen auf, besonders zu Zürich sprach Ulrich Zwingli noch bestimmter und aufgeklärter als Luther; schade für den edlen Mann, daß er nur so kurze Zeit auf der Scene blieb.

Selbst in Wittenberg war deswegen doch nicht Ruhe; Philipp Melanchthon reformirte zwar nicht, aber er schwang die Fackel der aufklärenden Wahrheit so mächtig, daß sich andere des reformirens nicht enthalten konnten, und wäre doch nur Luther in Wittenberg geblieben — ein älterer College in der theologischen Facultät Andreas (Bodenstein von) Carlstadt warf sich unterdeß zum stürmenden Reformator auf, der Mann hatte viel Eifer, aber wenig Weisheit. Den Erasmussen war schon Luther zu viel Elias, der Churfürst selbst wollte geschont wissen, und die neuen Propheten hätten wahrhaftig keinen Anführer gebraucht. Unerwartet stund Luther wieder in Wittenberg da, nahm dankbar manches an, was sein College gethan, aber er sah sehr richtig, daß durch die Publication des N. T., das er auf der Wartburg übersetzt hatte *), unendlich mehr ausgerichtet werden würde, als durch Bilderstürmen; und wir viel gewann man nicht, wenn man langsam zu Werk gieng.

Ein großer Theil der Fürsten stund noch auf dem Scheidwege; die auf dem Reichstag zu Nürnberg (1522) übergebenen Beschwerden bewiesen genugsam, wie wenig sie Sklaven des Pabst sein wollten, aber allzurascher Fortgang der Reformation mußte sie alle zurückschrecken; kein weiser Augenarzt führt den Menschen ins helle Sonnenlicht, dem so eben der Staar gestochen wurde. Immer zeigt sich anfangs ohnedieß bei solchen Totalrevolutionen des menschlichen Geistes als die Reformation war, wie manche Bahnen der erste Eifer sich zu brechen sucht, welche nur auf der entgegengesetzten Seite von der Wahrheit abführen, und wie die richtigste der neugefundenen Ideen mißbraucht werden, weil die Köpfe nicht gereinigt genug sind, und die neue Wahrheit zum Werkzeug ihrer Lüste verdrehen.

So hat es wohl Luthern manche Bekümmerniß erweckt, daß die Bauern, seufzend unter dem Drucke ihrer besonders damals sich häufenden Steuern, aus seiner trefflichen Lehre von Christlicher Freiheit (1524) ein Rebellenprivilegium gegen die Obrigkeit machten, und Zwinglis neue Meinungen vom Abendmahl mußten ihm ein Pradestück des menschlichen Geistes scheinen, der, weil ihm bisher so manches erlogene Geheimniß aufgeheftet wurde, nun alles allein nach seiner vernünftigen Einsicht richten, und nicht mehr blindlings dem Worte des Allwissenden glauben wolle.

§. 3.

Glücklicher Fortgang der Ref. unter Johann dem Beständigen.

So lang Churfürst Friedrich der Weise lebte, so hielt sich Luther selbst in manchem zurück, und er konnte seinen unentdeckten Wahrheiten so lang keine allgemeine Fortdauer und vollkommene Sicherheit versprechen, bis durch dieselbe recht sichtbare Veränderungen im politischen System würden hervorgebracht worden seyn und die Deutschen Regenten auch aus persönlichem Interesse dieselbe begünstigten. Dem weisen Friedrich folgte in der Regierung (1525) sein Bruder Johann der Beständige, und nntee dem Schutze dieses entschlossenen Fürsten fand Luther sich und seine Sache so vollkommen gesichert, daß er nun sogar zu heirathen sich unterstund, nachdem er schon das Jahr vorher die Kutte mit dem Weltpriesterock vertauscht hatte. Politischklug schien es wohl damals nicht zu sein, den bittern Hohn seiner Feinde und die sorgvollen Vorstellungen seiner Freunde gerade zu einer solchen Zeit zu verachten, da die Schlacht bei Pavia den Kaiser zum Herrn seines einzigen furchtbaren Nebenbuhlers machte, und über die Veränderung in Preussen auf Reichstagen sehr viel geklagt wurde.

Albert ein Brandenburgischer Prinz, bisher Hochmeister des Teutschen Ordens in Preussen, machte das Teutschordensland zum erblichen Herzogthum, wurde Polnische Vasall, heirathete bald hernach und führte evangelische Religion ein. Wie verführerisch mußte sein Beispiel für die Bischöfe sein, wie allgemein der Beifall der neuen Lehre, wenn ihre Annahme das Wahlfürstenthum zum Familiengut des Regenten machen konnte, wie geschärft mußte aber eben daher auch die Aufmerksamkeit der Altkatholiken werden, diesem drohenden gänzlichen Ruin zuvorzukommen.

Nichts war ihnen ohnedieß damals übee die Freude, den großen Erasmus zu einer Schrift gegen Luthern gebracht zu haben, und selbst der heftige Tan, in welchem sich der Wittendergische Reformator zur härtesten Antwort anließ, schien dießmal nicht die Wirkung haben zu können, welche fast niemals bei den deutschen Schriften desselben fehlte.

Der Reichstag zu Speier (1526) verschaffte endlich doch seiner Partei wenigstens so viele Religionsfreiheit, daß dem Gewissen eines jeden überlassen wurde, wie er es bis zur Entscheidung einee allgemeinen Synode in seinem Land halten wollte. Kaiser Carl bekam an dem losgelassenen König Franz einen heftigern Gegner, als er vorher gehabt hatte, und sein Bruder Ferdinand konnte bei dem besorglichen Verlust des ihm zugefallenen Königreichs Ungarn an eifrige Unterdrückung der neuen Partei gar nicht denken. Nie schien sich demnach alles glücklicher zu entwickeln als gerade in diesem und dem folgenden Jahr. Pabst Clemens VII. wurde von Caels General (1527) so gezüchtigt, als kaum seit Nogarets Zeiten ein Pabst bedrängt worden sein mag. Wittenberg war nun nicht mehr einziger Mittelpunkt der Reformation, wo alle Theologen für dieselbe gebildet werden mußten; durch die unermüdete Sorgfalt des heroischen Landgrof Philipps von Hessen hub sich auch die neugestiftete Universitat Marburg, und überhaupt war durch den Beitritt dieses Fürsten, der damals ganz Hessen ungetheilt besaß, fast eben so viel gewonnen als durch den Beitritt eines Churfürsten, wenn schon oft seine aufbrausende Hitze, wie damals bei den halbwahren Packischen Nachrichten sich zeigte, der neuen Partie manchen Verdruß erweckt hat.

Luthers allgemeiner Beifall schränkte sich auch schon lang nicht mehe auf Teutschland ein; nicht nur daß einzelne große Männer und ganze Volkshaufen in andern Ländern seinen Meinungen folgten, sondeen selbst die beiden Könige in Norden, Friederich in Dänemark und Gustav Wasa in Schweden erklärten sich feierlich auf Reichstagen für seine Partie. Ach! wie hat der uneigennützig redliche Luther so oft bedauert, daß sich in diesen beiden Reichen der ganze Gang der Reformation so fast einzig nach politischen Absichten hat müssen lenken lassen, und wie viel froher war er darüber, daß nun endlich sein Churfürst sich entschloß, die alte Hierarchie (1526) in seinem Lande zu zerstören, eine eigene Kirchenvisitation anordnete, und als Landesherr die von den Bischöfen mißbrauchte und versäumte Rechte zu ihrem gehörigen Zweck benutzte. Luther lernte bei dieser Visitation (1527) durch die traurigsten Erfahrungen, wie nothwendig die Abfassung eines populären Religionsentwurfs sei, eines etwas größeren für die unwissende Leiter des Volks und eines kleineren für den eigenen Gebrauch der Laien. Diesen zwei Katechismen hat die evangelische Lehre in der Sphäer, für welche sie bestimmt waren, eben so viele herrliche Wirkungen zu danken, als dem theologischen Grundeiß Melonchthons unter den Gelehrten.

Zehen Jahre waren es nun, seitdem Luther seine theses angeschlagen, und schon hatten seine Meinungen in allen Theilen des cultivirten Europa den ausgebreitetsten Beifall; schon hatten sich die Bekenner der neuen Lehre in eine eigene äussere Gesellschaft vereinigt, schon existirte eine Kirche, die seinen Namen mit eben so vielem Ruhme tragen konnte, als die katholische mit gerechter Schmach den Namen des Pabsts tragen mußte. Daß das Feuer, das er angezündet hatte, nun so hell brannte, und daß selbst sein gekrönter Antagonist in England aus Ueberdruß an seiner Gemahlin auch vom Ueberdruß an der Römischpäbstlichen Oberherrschaft befallen zu werden anfing, dieß mußte den nur für Gottes Sache empfindenden Luther trösten, wenn er in seiner Nachbarschaft im herzoglichen Sachsen und in Brandenburg die Bekenner seiner Lehre verfolgt sah, und den noch kränkenderen Verdruß erfuhr, die Schweizerischen Reformatoren Zwingel und Oekolampadius von ihrer ihm so ganz widrigen Vorstellungsart der Lehre vom Abendmahl nicht abbringen zu können.

§. 4.

Luther und Zwingli uneinig. Augsb. Conf.

Der bisherige Genuß eines glücklichen Fortgangs schien durch einen Reichstagsschluß zu Speier (1529) unterbrochen zu werden. Ferdinond, der damals noch nicht fürchtete, daß

*) Diese Uebersetzung sollte dem Volk die Augen öffnen, wie Melanchthons loci theologici das Handbuch der Gelehrten wurden.

Sulejmanns ganze Macht innerhalb fünf Monathen Wien belagern werde, brachte die nochmalige Erneurung des Wormſer Decrets zu ſtande, und die Lage der neuen Kirche ſchien ungeachtet der damals eingelegten Proteſtation der proteſtantiſchen Fürſten doppelt gefährlich zu werden, da Carl mit dem Pabſt ſich ausſöhnte, und wahrſcheinlich ſchon damals die muthigen Teutſchen Fürſten zum Opfer der Verſöhnung beſtimmte. Von König in Frankreich war keine Hülfe zu erwarten, denn ſo eben hatte auch er, durch lange Kriege erſchöpft, Friede mit dem Kaiſer geſchloſſen. Ferdinand ſiegte mit Oeſterreichiſchem Glück übre die Türken, and was am gefährlichſten ſchien, mit jedem Jahe wuede die Trennung dre Schweizeriſchen und Sächſiſchen Reformatoren größer.

Schon lang wae es auch nicht mehe blos Trennung einzelner Theologen, ſondern dee größte Theil der Reichsſtädte in Schwaben und am Rhein hatte mehr Zwingels als Luthers Meinung angenommen, und wenigſtens doch dieſen innern Zwiſt zu heben, veranſtaltete Landgraf Philipp zu Heſſen ein Geſpeäch zu Maeburg zwiſchen den Häuptern beider Partien, nder ſein Ausgang war bloßee Scheinfriede. Mit Schrecken ſah man der verſprochenen perſönlichen Ankunft des Kaiſers entgegen, and ſo ſcheinbae gnädig auch das kaiſerliche Ausſchreiben zu einem Reichstag nach Augsbueg (1530) war, ſo kannte man doch Carls argliſtige Schweicheleien, und der einzige ſeiner Räthe, auf deſſen milde Geſinnungen man noch zählen konnte, Kanzler Gattinaea ſtarb unterwegs.

Dee Kaiſer hatte verſprochen, die Sache der proteſtantiſchen Fürſten ſelbſt zu hören, ſie ließen alſo durch den ſanftern Melanchthon einen kleinen Aufſatz entwerfen, welchee apologetiſch und polemiſch die Hauptſtücke ihree Lehre enthalten ſollte. Dee 25. Junius wae der Tag der öffentlichen feierlichen Verleſung dieſes Aufſatzes vor Kaiſer und Reich; man glaubte bei Carln den vortheilhafteſten Eindruck zu bewerken, aber in einer ſo projectvollen Seele, als die ſeinige wae, konnten keine Wohrheitseindrücke bis zue Thätigkeit werden, ee haßte die Fürſten, die im Stande waren ſo unerſchrocken ſich zu widerſetzea, und der Reichstagsſchluß fiel ſo hart aus, daß die proteſtantiſchen Fürſten gleich darauf ein Vertheidigungsbündniß unter einandee zu Schwalkalden ſchloſſen, and ſo gae manche der kotholiſchen Partie wurdea durch das deſpotiſche Verfahren aufmerkſam gemacht, wodurch Carl die Römiſche Königswahl (1531) ſeines Bruders zu ſtand gebeacht hatte.

Einen ſymboliſch verpflichtenden Aufſatz für alle Lutheriſche Nachwelt hat Melanchthon bei Entwerfung ſeines Augsburger Aufſatzes (1530) gewiß nicht machen wollen, und ſelbſt nach der Abſicht der Fürſten nicht machen ſollen, ſie wollten ohnedieß nur die voezüglichſte Artikel beſtimmen laſſen: abre durch das Auflauren unſerer Gegner und durch unſere eigene oft eiferſüchtige Wachſamkeit gegen die Zwingliſche Partie iſt dieſe vortreffliche Lokalſchrift zu einem Anſehen gediehen, das ihr ſelbſt der Gegner aller ſymboliſchen Verpflichtung unter allen Vorſchriften dieſer Art am willigſtea gönnen wird.

§. 5.

Erſter Rel. Friede. Verein der Schweizer und Sachſen. Heinrichs VIII. Ehedoreformation.

Hätte nicht Carl Ungarn das Königreich ſeines Bruders gegen den ſiegreichen Sulejmann retten müſſen, ſo würde Luther den Jammee eines Religionskriegs aoch erlebt haben, welchen er ſo innig verabſcheute, und Zwingels traueiges Schickſal (1531) dee auf der Wahlſtatt bei Cappel ſtarb, mußte bei ihm einen Eindruck machen, gegen deſſen Folgen nue der unüberwindlichſte Glaube ſchützen konnte. Wie ſehr auch Kleinmuth beſchämt worden wäre! Gleich auf dem Nürndergiſchen Reichstag (1532) des folgenden Jahres geſtund man den Proteſtanten eine Religionsfreiheit zu, welche beſtimmtre and weniger karg war als die bisherigen Vergünſtigungen, nur immer noch den fatalen Synodaltermin hatte, and gegen die Schweizeriſche Partie eine Geänzlinie zog. Das wae die letzte Freude, die Churfürſt Johann der Beſtändige erlebte. Möchte er doch mehrere ſeiner Eigenſchaften ſeinem Sohn, Johann Friedrich, hinterlaſſen haben, als die einzige Treue gegen erkannte Wahrheit!

Alles entwickelte ſich übrigens im Ganzen immer noch beſſer. Die nothwendige Abweſenheit Carls in Spanien, das unwiederbringliche Zerfallen des Schwäbiſchen Bundes, der bisher dem vertriebenen Herzog Ulrich von Würtemberg an ſeiner Wiederherſtellung hinderlich war, die glückliche Erſtickung der Münſteriſchen Raſerei, der Tod des Churfürſten Joachim I. von Beandenburg, ein neuer franzöſiſcher Krieg wegen Mailand — alles traf wie beſtellt zuſammen, ſelbſt auch zwiſchen der Schweizeriſchen and Sächſiſchen Partie wurde zu Wittenberg (1536) Friede geſchloſſen, urd man merkt ſchon an dem Tone des Aufſatzes, welchen Luthee zu Schmalkalden machen mußte, wie viel ſeit ſechs Jahren gewonnen worden ſein müſſe. Wenn aus der von P. Paul III. ſo ganz nahe gezeigten Synode etwas werden ſollte, ſo wollten die Proteſtanten freimüthig ſprechen!

Dank füe den Segen Gottes, der ſie ſo allmälig ins freiere emporkommen ließ. Uneadlich wüaſchensweeth waren ſotche läuternde Gefaheen, die immer den Ausgang der Sache verherrlichten, — verglichen mit der Reformationsentwicklung, welche durch die Launen eines Königs beſtimmt wurde. König Heinrich VIII. von England wollte von ſeiner Gemahlin einer Tante Kaiſee Gaels V. geſchieden ſein, weil ſeine Gewiſſenszweifel über die Rechtmäßigkeit einer Ehe mit des Bruders Wittwe durch Bekanntſchaft mit der ſchönen Anna von Boleyn bis zue Ungeduld verſtärkt worden waren. Vergebens brauchte der Pabſt gegen den haſtigverliebten alle politiſchen Kunſtgriffe ſeines ermüdenden Canzleiceremoniels (1531); Thomas Cranmer gab Vorſchläge zu einer auch ohne den Pabſt gültigen Eheſcheidung und der König, der nun größtentheils unter dem Einfluß dieſes vortrefflichſten Mannes ſtund, machte dem Pabſte zum troß (1534) ſich ſelbſt zum Pabſt ſeines Reichs. Aber keine Partie wußte, ob ſie unter ihm weinen oder lachen ſollte. Die Katholiken ließ Heinrich verbrennen, weil ſie ihn nicht als Pabſt, nicht als eechtmäßig geſchiedenen erkennen wollten, und die Proteſtanten mußten ſterben, weil ſie an Tranſubſtontiation und ſieben Sacramenten zweifelten. Die Hierarchie hat Heineich zwae zerſtört, aber die alten dogmatiſchen Irrthümee hat er ſteben laſſen, die Klöſtee hat er geplündert, aber der Mönchswahn iſt geblieben. Siebzehn Jahre lang hat dieſer König mit dem Gewiſſen ſeinee Unterthanen geſpielt, wiemit den Köpfen ſeiner Gemahlinnen, and die Vorſehung ſchien Cranmern erebt wundervoll untee ihm eehalten za haben, weil ſie ihn auch noch unter dem Nachfolgre, Eduard, zue beſſern Vollendung des unvollkowmen angefangenen Werks beauchen wollte.

§. 6.

Fortgang der Ref. in Teutſchland. Luthers Tod.

In Teutſchland erfuhr man mit jedem Jahe immer mehr, wie glücklich die Zeit alleé zur Reife bringt. Der Beifall der neuen Lehre wurde bei Fürſten und Unterthanen, bei Adel und Städten immer allgemeinee, die alte dem Pabſt ergebene ſtarben nach und nach hinweg, nnd die, welche in jüngeren Jahren Luthern mit weniger Vorurtheil höeten, kamen empoe, ſchon mehrere Biſchöfe waren der neuen Leher beigetreten, und faſt wäre ſogar ein geiſtliches Churfürſtenthum (1543) gewonnen worden. Die Theologen ſchienen eubig fortzupredigen, fortzuſchreiben und fortzubiſputiren, weil ſie es doch einmal auf dieſem Wege ſo weit gebroeht hatten, nder in Landgraf Philipp von Heſſen brauſte es beſtändig, und ſein unruhige Nachbae Herzog Heinrich von Braunſchweig hielt ihn unaufhörlich im Athem. Bündniſſe und Ligen wueden gegen einander geſchloſſen; Luthee, eezüent durch die ireniſchen Kunſtgriffe der Schweizee, (1544) um allen Schein des Melanchthoniſirens von ſich zu entfernen, fing den Abendmahlſtreit aufs neue an. Der Kaiſer waetete nae auf den Frieden mit Frankreich and auf die wirkliche Eröffnung der ſchon lang vom Pabſt verſprochenen Synode, er wollte die unruhigen Fürſten ſeine Siegershand fühlen laſſen. Auf denen immer vergeblich verſuchten Religionsgeſprächen wurde ſtets das Ganze ſo eingerichtet, daß die Proteſtanten als eigenſinnige erſcheinen mußten, und die öftere Abweſenheit ihrer Fürſten von Reichstagen, auf welchen doch ſelbſt der Kaiſer zugegen wae, ſchien dieſen Vorwurf zu bekräftigen. Luther ſtaed (28. Febr. 1546) vier Monate vor dem Ausbeuche, als ob iha Gott flüchten wollte.

§. 7.

Religionskrieg. Interim. Innere Streitigkeiten der Lutheraner.

Der ganze lang gefürchtete Krieg dauerte nicht ein Jahr. Bei Landgraf Philipps brauſender Hitze and Churfürſt Johann Friedrichs phlegmatiſcher Unentſchloſſenheit konnte keine Eintracht ſein, jeder dee proteſtantiſchen Fürſten ſah immer mehr auf das ſeine als auf die gemeine Sache, und beſonders der Churfürſt von Sachſen war ein Opfer treuloſer und unverſtändiger Freunde. Die Schlacht bei Mühlberg (1547) entſchied.

Moritz erhielt, was ſeine argliſtige Politik geſucht hatte, aber den eifrigen Lutheraneen war es ein Gräuel, daß er ſeinem guten redlichen Vetter den Churhut geraubt; and man ſah alle diejenige als Theilnehmer dieſes Verbrechens an, welche aus Johann Friedrichs Dienſten in Moritzens Dienſte übeeetaten. Dem alten Melanchthon hätten ſie es nicht ſo ganz übel nehmen ſollen, er wae einmal an Wittenberg gewöhnt; wenn auch die projectiete Univerſität Jena zu Stande kommen ſollte, ſo wae eine ſolche Verſetzung immer unangenehm, und es forderte immer den Enthuſiasmus junger Lehrer, um die Sache in Gang zu bringen. Moritz erfuhr bald, was für

ein beschwerlicher Wohlthäter sein allergnädigster Kaiser sei. Trotz aller seiner Vorstellungen wurde sein Schwiegervater der arglistig gefangen genommene Philipp von Hessen nicht losgelassen, und da Carl, um sowohl die Protestanten als den Pabst zu demüthigen, auf dem Reichstag zu Augsburg (1548) einen dogmatischen Aufsatz publiciren ließ, wie es bis zur Entscheidung einer allgemeinen Synode, in Glaubenssachen und Kirchengebräuchen gehalten werden sollte, so sah man vorzüglich auf Moritzen und versprach sich Gehorsam von dem neuen Churfürsten. Nichts traurigeres ist, als eine solche Convenienzreligion, wie wie durch dieses Augsbuerger Interim bekommen sollten. Als ob man sich über die Wahrheit vergleichen könnte, wie man sich über einem streitigen Stück Landes vergleicht, als ob wir uns fast zu allen dogmatischen Irrthümern der Altkatholiken hätten bequemen können, weil der Kaiser, der damals des Pabstes Freund nicht war, den Glauben an einen römischen Papst uns erlassen wollte.

Man kann nicht ohne innigstes Mitleiden sehen, daß sich der gute Magister Philipp verleiten ließ, den Halbtheologen zu machen, das Augsburger Interim in Leipzig in ein anderes Interim umzugießen, und seinem neuen Herrn zu lieb so viel nachzugeben, daß er uns dem Abgrund der alten Irrthümer aufs neue nahe geführt hätte. Carl ließ die Protestanten empfinden, wie man an der Spitze eines siegenden Heeres von der Wahrheit überzeugen könne, aber deswegen fiel nur desto heftigerer Haß der Patrioten auf Melanchthon, daß er nicht mit den übrigen für einen Mann stand, und die übrige dem Vorwurf des Eigensinns auf eine so ungerechte Art aussetzte. Seinen strengen Präceptor Luther mochte damals Melanchthon manchmal ins Leben zurückgewünscht haben, daß er doch den unbändigen Eifer dieser sectirischen Schüler zurückhalten und gegen die Angriffe von Flacius, Osinnder, Westphal ihn schützen möchte.

Schon zu Luthers Lebzeiten hatte Melanchthon in manchen Lehren besonders im Artikel von den moralischen Kräften des Menschen nicht wenig verschieden von Luthern gedacht, aber große Männer wissen einander zu ertragen, und fürchten auch keine Verdunklung ihres Ruhms; den Schülern erscheint der todte Lehrer gewöhnlich noch größer als ehedem der lebende, und wenn dabei die Gefahr noch so nahe ist, in alte längst verwünschte Irrthümer zurückgestürzt zu werden, so vergißt oft auch der theologische Eifer alle Schranken der Mäßigung. Vergebens suchte Melanchthons Partie den gemachten Fehler zu übertünchen, indem sie behauptete, die aus dem Interim angenommenen Dinge seien ganz gleichgültig (adiaphora) und Luthers eifrige Anhänger, ohne bei dem Interimsstreit stehen zu bleiben, ergriffen jede Gelegenheit, um sich von den verdächtigen Melanchthonianern sichtbarer zu scheiden.

Weil Ge. Major abschon unter vielen richtig bestimmenden Einschränkungen den Satz äusserte, daß gute Werke nothwendig zur Seligkeit seyen, so behauptete Nic. Amsdorf, sie seyen schädlich zur Seligkeit. Weil die Schüler Melanchthons und besonders der gelehrte Pietarin Strigelius zu Jena das Verderben der Erbsünde und seinen Einfluß auf die moralische Kräfte des Menschen glimpflich beschrieben, so behauptete Flacius, die Erbsünde sei die Substanz des Menschen. In der Lehre von der Art der Gegenwart des Leibes und Bluts Christi im Abendmahl näherten sich Melanchthons Schüler den calvinschen Redarten, die Schüler Luthers schrieben deswegen nicht mehr nur von der Allgegenwart sondern von der Allenthaldenheit (ubiquitate) der menschlichen Natur Christi, und diese Vorstellungsart erhielt besonders in Schwaben unter dem Ansehen des berühmten Jo. Brenz in kurzem einen symbolischen Beifall.

Noch früher war zu Königsberg durch Andr. Osiandern eine Streitigkeit veranlaßt worden, deren Quelle zwar nicht in der verschiedenen Denkungsart der Schüler Luthers und Melanchthons lag, die doch aber beweist, wie alles zum unvernünftigsten Widerspruch reizbar war. Osiander behauptete, daß wir durch die wesentliche Gerechtigkeit Gottes gerecht würden. Der dunkle Kopf wollte wahrscheinlich nur die nothwendige Verbindung der Heiligung mit der Rechtfertigung ausdrücken, vermischte in seinen unbestimmten Ausdrücken die mystische Union mit der Rechtfertigung, und weil er nur alles auf göttliche Natur Christi bei der Rechtfertigung bezog, so bezog ein anderer, Stancarius, alles auf die menschliche Natur Christi.

Noch kein volles Vierteljahrhundert, daß es Luther gewagt hatte die Theologie vom Stande der tödtendsten polemischen Scholastik zu befreien, so fingen seine unmittelbare Schüler schon an, die wiederhergestellte Religion von ihrer vortrefflichen praktischen Abzweckung hinwegzudrehen, wieder Streitfrage auf Streitfrage zu häufen, und das schon zu der Zeit, wie noch gar nicht entschieden war, ob sich das Ungewitter aufklären werde, dessen Ausbruch nicht mehr zu sehen Luther so sehnlich wünschte.

§. 8.

Religionsfriede in Teutschland und Mariens kathol. Eifer in England.

Moritz, erst das Werkzeug der Unterdrückung der protestantischen Freiheit, wurde ihr ruhmvollester Retter. Er überfiel den padagrischen Carl mit einer Schnelligkeit, die alles Besinnen nahm, drang ihm und seinem Bruder Ferdinand (1552) den Passauer Vertrag ab, und bahnte den Weg zum Augsburger Religionsfrieden (1555), der ersten feierlichen Garantie der protestantischen Religionsfreiheit, die sich nicht auf den fatalen Synodaltermin gründete. Leider sieht man es aber wohl in manchen Punkten dieses Religionsfriedens, daß Moritzens Ansehen nicht mehr dabei wirken konnte, daß er nicht mit den Waffen in der Hand geschlassen worden war. Für die Sicherheit der Schweizerisch gesinnten war es gar nicht bestimmt genug: den Besitz der bisher noch geretteten Kirchengüter hatte man der altkatholischen Kirche durch eine Clausel versichert, welche den Fortgang der evangelischen Religion besonders unter den Geaßen nothwendig hindern mußte.

Wie freut man sich aber nicht, erst nur zu einigem Genusse zu kommen, und mit welchen Empfindungen des innigsten Danks gegen den reteenden Gott mußten leicht damals Protestanten tägliche Nachrichten aus England hören, wie Maria, Carls Verwandtin und Schwiegertochter, gegen ihn Brüder daselbst wüthe; fünfthalb Monate nach dem geschlossenen Augsburger Religionsfrieden starb Thamas Cranmer den edelsten Märtyrertod, und Verfolgungen, wie sie gewiß in Neronischen Zeiten nicht waren, dauerten bis zu dem Tode der unaufgeklärtfrommen Königin (1558).

§. 9.

Bemerkungen über die Hierarchie der Lutherischen Kirche.

Die Bildung und Entwicklung der Hierarchie der neuen Kirche weicht so verschiedentlich in den verschiedenen Provinzen von einander ab, daß sich fast gar nichts compendiarisch allgemein davon sagen läßt. Bischöfliches Regiment ist bei Einrichtung der neuen Kirche mehr vermieden als gesucht worden. Eine völlige Gleichheit aller Geistlichen unter einander aufzustellen und das Ganze durch eine Synode regieren zu lassen, daran haben wenigstens die Sächsische Reformatoren nicht gedacht. Wo die Landstände bei der Reformation mitwirkten, da haben sich meistens auch die Kirchengüter erhalten, die sonst fast in allen den Ländern, wo die Reformation vorzüglich ein Werk des Regenten war, gewöhnlich eine Beute der weltlichen Großen wurden.

Fast alle Reformation in Teutschland war nur — vom Regenten erhärte allgemeine Bitte des Volks; der Regent hat also nicht dem Volk die Religion gegeben, sondern er hat sie ihm nur nicht genommen, und freilich hat die unvorsichtige Freude über den gnädigen Schutz des Regenten manchen solche Ausdrücke abgelockt, die sich mit den Grundsätzen eines aufgeklärtern Kirchenrechts nicht vereinigen lassen.

Nicht alle evangelische Kirchenanordnungen stammen von der Obersächsischen ab, auch hier gab es einen Unterschied zwischen Melanchthonismus und Lutherthum, und das Interim, das in manchen Ländern nicht eingeführt wurde, in manchen Ländern vieles Ansehen behielt, vermehrte den Unterschied, der aber wie die Geschichte von Brandenburg am deutlichsten beweist, nach mannichfaltige Abwechslungen gelitten hat.

§. 10.

Ausartung der Schüler Melanchthons in sogenannte Krypto-Calvinisten. Schwäb. Theol.

Fünf Jahre nach dem Religionsfrieden (1560) erhielt endlich Melanchthon die längst gewünschte Ruhe im Tode, aber sein Tod war nur das Zeichen zum Ausbruche größerer Unruhen. Auch seine Schüler schritten nun über die Gränzen hinaus, innerhalb welcher der Lehrer noch schüchteen geblieben war, die Wirkungen von Calvins Thätigkeit wurden nun erst recht empfunden, und unter den mehrern Städten oder kleinen Provinzen, in welchen die Meinungen der Schweizer endlich über die der strengern Lutheraner siegten, war kein Verlust für die letztere empfindlicher, als der Verlust der Churpfalz. Die Lutheraner schienen auf Reichstagen (1560) und den andern öffentlichen Verhandlungen immer den Katholiken gleich bleiben zu können, so lange die drei weltliche Stimmen im Churcollegium protestantisch waren, und gegen die drei geistlichen Churfürsten bei seltener Theilnehmung von Böhmen Gleichheit der Stimmen behaupten konnten; aber nun war die Einigkeit getrennt und oft schienen Protestanten und Katholiken einander weniger tödtlich zu hassen, als Lutheraner und Reformirte.

Die Uneinigkeit, welche unter den letztern selbst in Ansehung einiger der wichtigsten Lehren war, gab den erstern manche gerechte Gelegenheit zu Vorwürfen, und da es schon zweideutig war, ob der Religionsfriede auch auf die sogenannte

Zwinglianer sich erstrecke, wie viel weniger konnte er den eigentlichen Calvinisten gelten. Jo. Calvin hatte nehmlich schon lang in der Dogmatik der sogenannten Reform. Kirche die wichtigste Veränderungen gemacht, und ausser einer kleinen Umbildung der Zwinglischen Abendmahlslehre auch einen zweiten großen Streit über Prädestination und Gnadenwahl erregt, also auf Calvinisten schien der Religionsfriede gar nicht gehen zu können. Die Schüler Melanchthons näherten sich zwar hierin noch nicht den Genfischen Meinungen, aber die eifrigen Anhänger Luthers wollten nicht auf diese letzte Erklärung ihrer ganzen Gesinnungen warten, und von beiden Seiten mischten sich politische Absichten ein, welche besonders aus dem individuellen Verhältnisse des Albertinischen und Ernestinischen Sächsischen Hauses entsprangen. Die seit Moritz fortdaurende geheime Abneigung des herzoglich-sächsischen Hauses gegen die Churlinie wurde unter Churf. August durch die Grumbachische Exekutionsgeschichte nicht wenig vermehrt, und wenn es der Melanchthonischen Partie gelungen wäre, die Churfürstin Anna auf ihrer Seite zu behalten, so würde August von seinem Leibarzt Peucer und andern ihn umgebenden politischen Theologen oder theologischen Politikern endlich unvermerkt auf die Seite der Reformirten herübergeführt worden seyn.

Während daß die Meißnischen und Thüringischen Theologen durch Colloquien sich mit einander zu vergleichen suchten, durch Colloquien und Unterhandlungen erbitterter gegen einander wurden, so trat zwischen dieselbe mit der Geschäftigkeit eines Unterhändlers der Tübingische Canzler Jakob Andreä, ein Mann von unermüdetem Eifer, der durch alle seine Privatverhältnisse zu einer strengen Behauptung der so genannten Schwäbischen Orthodoxie so gezwungen wurde, daß er zum grossen Schaden seines Ruhms bey der Nachwelt weniger gelinde seyn konnte, als ihn vielleicht manchmal eigene Neigung bestimmt hätte.

Unter wiederholten Bedrohungen des heftigsten Schisma hielt endlich doch noch einiger Friede bis eilf Jahre nach Melanchthons Tode.

§. 11.

Letzte Veranlassungen zur Entstehung der Bergischen Concordienformel.

Ein Katechismus, den D. Pezel zu Wittenberg herausgab (1571), beschleunigte den Ausbruch des lang gesammelten Hasses. Die Theologen zu Jena und fast noch mehr die in den Niedersächsischen Reichsstädten hätten wohl kaum die Kühnheit ihrer bisherigen Gegner befürchtet, daß Luthers Katechismus selbst von Wittenberg aus durch einen neuen verdrängt werden sollte, und sacramentirische Gesinnungen so gar in öffentlichen Lehrbüchern erscheinen dürften.

Mit Wehmuth sieht man auch Chemnitzen an der Spitze einer angreifenden Partie; ein solcher Mann hätte nie sollen mit Selnecker und Tilemann Heshusius zusammentreten, und die Wittebergische Theologen würden sich die Achtung der Nachwelt erworben haben, wenn sie nicht in ihrer Grundfeste aus Philippistischem Eifer den aufgeklärten Schüler Melanchthons gleich den übrigen gemeinen Streitern mißhandelt hätten.

Churf. August von Sachsen, von dessen Entscheidung alles abhieng, fand sich in einem Gedränge, aus welchem sich selten ein frommer Fürst, bey genommener Theilnehmung an theologischen Streitigkeiten, glücklich herauszufinden weiß. Seine Theologen klagten über neue Marcioniten, Samosatener, Arianer, und von andern protestantischen Höfen liefen gehäufte Klagschreiben ein, daß er doch Luthers Stuhl durch Calvinistische Lehrer nicht entweihen lassen solle. Umsonst hielt man Convente, umsonst versuchte man Vereinigungsschriften, die Wachsamkeit der Niedersächsischen Theologen ließ sich nicht durch Zweydeutigkeiten täuschen, und die Cursächsische Hofpartie hielt sich vielleicht ihrer Uebermacht gar zu versichert, daß sie auch die auf dem Landtag zu Torgau (1574) abgefaßte Artikel nicht unterscheiden wollte.

Hier war aber die Epoche ihres Falls, welchen der Gegentheil ohne alles Erbarmen benutzte. Nun kamen die Aufsätze des Tübingischen Canzlers, Jakob Andreä, willkommen, welche er als Entwürfe einer neuen symbolischen Schrift nach Sachsen schickte, nur konnte man es unmöglich einem Manne überlassen, bey einer so großen Menge verschiedener Meynungen unter den Protestanten die feinste Bestimmungen der Lehre von der Person Christi nach seinem Gutdünken auszudrücken.

Bey wenigen Friedensschlüssen mag die Negociation so weitläuftig, die Aufmerksamkeit der Partien so eifersüchtig, die Kunst für alle alles zu werden, so mannigfaltig gewesen seyn, als bei Verfertigung dieser symbolischen Schrift, wodurch die Partien unter den Lutheranern vereinigt, und manche bisher ungewisse Gränzen gegen die Reformirte festgesetzt werden sollten.

Als sich endlich sechs der angesehensten Lutherischen Theologen im Kloster Bergen bei Magdeburg versammelten (1577), um einen das Jahr vorher zu Torgau gemachten Aufsatz, der unterdeß, Erinnerungen darüber zu hören, an den Höfen herumgeschickt worden war, vollends ins Reine zu bringen, so siegte doch fast gewöhnlich der betriebsame Andreä, und von den übrigen machte sich nur Chemnitz so wichtig, daß seine Meynung in einigen Artikeln beybehalten wurde. Wie nun zuletzt die Scheift bis zum Einsammlen der Unterschriften fertig war, ach so war es leider gar nicht Vereinigungsformel.

§. 12.

Würkungen der Bergischen Concordienformel.

Die Reformirte, welche sich bisher von vielen Lutheranern als Halbbrüder betrachtet sahen, konnten bei Aufstellung eines solchen Symbols nicht gleichgültig bleiben, durch welches sie von allem, was ächtlutherisch sein sollte, so merklich ausgeschieden wurden. Melanchthons war offenbar in der neuen symbolischen Schrift zu wenig gedacht, sollten seine Schüler über den Undank nicht trauren, den dieser große Mann, noch eh er zwanzig Jahre lang todt war, von eifersüchtigen Schülern Luthers erfahren mußte? Wie manche Gemeine würde wohl nie ganz zur reformirten Partie übergetreten seyn, wenn man nicht alle Melanchthonische Neuerallität zum Verbrechen gemacht hätte. Politische Eifersucht der protestantischen Höfe unter einander gab vielleicht den Theologen in andern Ländern die nächste Veranlassung, sich dafür zu rächen, daß bey der letzten Revision ihre Erinnerungen nicht befolgt, zu der Ausfertigung selbst ihre Gegenwart nicht erbeten wurde. Und immer gieng es doch noch in Teutschland am besten. In Dänemark wurde dieses neue symbolische Buch als verdorbnes Buch behandelt, und noch weniger wollte die kluge Königin Elisabeth in England davon wissen, so wenig sie auch sonst die Genfische Partie liebte.

Der Historiker bekümmert sich nicht um die Richtigkeit der in diesem Buch feinbestimmten Sätze, aber dir Bemerkung kann ihm nicht entgehen, daß nach der Entstehung allzugenaubestimmender Symbole der Zustand einer jeden Kirche immer höchsttraurig ist. Die Geschichte der Lutherischen Kirche von den Zeiten der Concordienformel bis auf die Erscheinung des freymüthigern Kalixtus — welche düere unfruchtbare Wüste ist sie nicht? und wie viel hat es nicht der so genannten reformirten Kirche genützt, daß sie erst ungefähr vierzig Jahre später zu einer gleich gesetzmäßigen Bestimmung gewisser dogmatischer Hauptpunete kam. Die nachfolgende Geschichte derselben kann in der Parallele mit der bisher erzählten Geschichte der lutherischen Kirche zu manchen ähnlichen Bemerkungen Veranlassung geben.

Johann Baptist von Spix,

am 9. Febeuar 1781 zu Höchstädt an der Aisch geboren, studirte zu Bambeeg und Würzburg erst Theologie, dann Medicin, und machte im Auftrage der Regieeung eine wissenschaftliche Reise nach Frankeeich, Italien und die Schweiz. Nach seinee Rückkehr ward ee Adjunct an der Akademie, 1811 Conservator des zoologischen Museums und 1813 wiekliches Mitglied der Akademie. Vom Jahre 1817—20 bereiste er mit dem Doctor von Martius Brasilien; ee hat die Titel eines Doctors der Philosophie und Ritters des königlich baierschen Civilverdienstordens.

Ee gab heeaus:

Geschichte und Beurtheilung allee Systeme in der Zaotogie. Rürnberg, 1811.

Brasilien in seiner Entwicklung seit dee Entstehung bis auf unsere Zeit. München, 1822.

Mit R. P. F. von Maetius: Reise in Brasilien. München, 1823—1828. 2 Thle.

S. erhöht seine Verdienste um Länder- und Naturkunde noch ganz besonders dabuech, daß er alle vorzuteagenden Gegenstände mit großee Eleganz und An-

muth zu behandeln versteht, und so seinen sämmtlichen Leistungen nicht blos einen wissenschaftlichen, sondern auch ausgezeichnet künstlerischen Reiz zu verleihen weiß.

Johann Spreng,

1525 zu Augsburg geboren, lebte als Magister der Philosophie und kaiserlicher geschworner Notarius zu Augsburg, woselbst er im Jahre 1601 starb.

Seine Schriften sind:

Homer's Ilias, in Reimen übersetzt. Augsburg, 1610 und 1630.

Virgils Aeneis. Augsburg, 1610.

Ovids Verwandlungen. Augsburg, 1571.

S. war einer der ersten deutschen Uebersetzer, und beshalb nicht unverdienstlich, doch behandelte er die Originale mit nicht geringerer Freiheit als die Form, die ihnen im Deutschen gab, und welche nur aus gereimten Knittelversen besteht, wie sie von den Meistersingern bei epischen Darstellungen überhaupt gebraucht wurden.

Johann Jakob Spreng,

am 31. December 1699 zu Basel geboren, lebte zuerst als Prediger zu Ludweiler im Nassauischen, dann seit 1743 als Magister der Philosophie und Professor der griechischen Sprache, der deutschen Poesie und Beredsamkeit zu Basel, wo er am 24. Mai 1768 starb. Von ihm erschien:

Geistliche und weltliche Gedichte. Zürich, 1749.

Uebersetzung der Psalmen Davids auf die gewöhnlichen Melodien. Bernburg, 1766.

Ein fleißiger aber nicht eben talentvoller Mann, der sich der Bodmer'schen Partei anschloß, und am glücklichsten in religiösen Liedern war.

Kurt Sprengel,

ward am 31. August 1766 zu Boldekow in Pommern geboren, von seinem Vater, einem Prediger, erzogen, wirkte, ohne alle eigentliche Schulbildung, in mehrern Häusern als Hofmeister, und ging 1785 nach Halle, um Theologie zu studiren. Doch vertauschte er dies Studium bald mit dem der Medizin und wurde Doctor erst der Philosophie, dann in seiner Facultät. 1789 erhielt er eine außerordentliche, 1795 eine ordentliche Professur und 1797 eine ordentliche Professur der Botanik mit dem Titel eines preußischen Medicinalraths. Er starb im Jahre 1833. Der preußische Adlerorden und der schwedische Nordsternorden waren die Zeichen fürstlicher Gunst, die ihm zu Theil geworden.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde. Halle, 1792—99. 4 Thle.; 3. Ausg. Halle, 1821—28. 5 Thle.

Anleitung zur Kenntniß der Gewächse in Beisen. Halle, 1802—4. 3 Sammlungen.

Geschichte der Chirurgie. Halle, 1805; 1. Theil. Zweiter, von Wilhelm S., dem Sohn. Halle, 1819.

Geschichte der Botanik. Altenburg und Leipzig, 1817—18. 2 Thle.

Eine überaus sorgsame und edle Behandlung des Stoffes in der Darstellung verlieh seinen Leistungen neben ihrem hohen wissenschaftlichen auch noch einen wahrhaft ästhetischen Werth und erhob namentlich seine treffliche Geschichte der Heilkunde zu einem klassischen Werke, welches fast in alle europäischen Sprachen übertragen wurde.

Matthias Christian Sprengel,

am 24. August 1746 zu Rostock geboren, studirte zu Göttingen, wo er sich unter Schlözers Einfluß zum Historiker bildete und 1778 außerordentlicher Professor ward. 1779 folgte er dem Rufe nach Halle, wo er als Doctor der Philosophie, ordentlicher Professor der Geschichte und Bibliothekar wirkte und am 7. Januar 1803 starb.

Er veröffentlichte:

Geschichte der Europäer in Nordamerika. Halle, 1782. 1. Thl.

Geschichte der wichtigsten geographischen Entdeckungen. Halle, 1783; 2. Aufl. 1792.

Geschichte von Großbritannien und Irland. Halle, 1783.

Geschichte der Maratten. Halle, 1785.

Geschichte der indischen Staatsveränderungen von 1756—83. Leipzig, 1788. 2 Thle.

Mit J. R. Forster:

Beiträge zur Länder- und Völkerkunde. Leipzig, 1781—90. 14 Thle.

Mit G. Forster:

Neue Beiträge. Leipzig, 1790—93. 13 Thle.

Auswahl der besten ausländischen statistischen und geographischen Nachrichten. Halle, 1794 bis 1800. 14 Thle.

Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen. Weimar, 1800—2. 7 Thle.

Einer der besten Schüler Schlözers, suchte S. in Allem seinem großen Lehrer nachzuahmen und zeichnete sich durch gründlichen Fleiß, Scharfsinn und reiche Kenntnisse sehr vortheilhaft aus; leider blieben seine gediegensten Leistungen unvollendet.

Paul von Spretten (Speratus),

am 13. December 1484 in Schwaben geboren, suchte in Paris und Italien seine Ausbildung, gesellte sich aber nach seiner Heimkehr zu Luthers treuesten Freunden und Vertheidigern der Reformation, deren eifriger Apostel er für Preußen wurde, nachdem er aus der Gefangenschaft des Bischofs von Ollmütz war entlassen worden. Er lebte als Doctor der Theologie, herzoglich preußischer Hofpredigr und Bischof zu Liebenhof im pomesanischen Kreise, und starb am 17. September 1554.

Fünf geistliche Lieder werden auf ihn zurückgeführt,

(S. die dritte Ausgabe von Luthers geistlichen Liedern, Wittenberg, 1525, in der sie enthalten sind),

die sich durch echte Frömmigkeit und Kraft auszeichnen.

Anton Matthias Sprickmann

ward am 1. September 1749 zu Münster geboren, lebte zuerst seit 1774 als kurcölnischer Regierungsrath, seit 1779 auch als Professor der Rechte zu Münster. 1791 ward er daselbst zum Hofrath und Lehnscommissär ernannt, und trat 1803 als Regierungsrath in den Oberappellationssenat, 1811 ins Tribunal. 1814 wurde er als ordentlicher Professor nach Breslau berufen, und lebte endlich seit 1817 als Doctor und ordentlicher Professor der Rechte, wie auch Ritter des rothen Adlerordens dritter Classe zu Berlin, woselbst er 1827 starb.

Von ihm erschien im Druck:

Die natürliche Tochter, Lustspiel. Münster, 1774.

Der Tempel der Dankbarkeit. Leipzig, 1775. (Vorspiel.)

Eulalia, Trauerspiel. Leipzig, 1777.

Der Schmuck, Lustspiel. Münster, 1780.

Der Dialog zur Operette: Die Wilddiebe (von W. Rühle). Münster, 1774.

Manierische Reden. Lingen, 5791.

Gedichte in Almanachen, Zeitschriften u. s. w.

S. schloß sich in seiner Jugend dem Göttinger Dichterbunde an und zeichnete sich in höherem Alter als einer der vorzüglichsten Lehrer des deutschen Staatsrechtes aus. Als Dichter suchte er vorzüglich im bürgerlichen Drama Lessing nachzuahmen, und es gelang ihm besonders in seinem Trauerspiele Eulalia, das früher gern und oft auf der Bühne gesehen wurde, seinem Vorbilde sehr nahe zu kommen. Den Beweis möge folgendes Bruchstück liefern.

Aus Sprickmann's Eulalia.

Vierter Aufzug.

Scene: Ein Saal im Schlosse in der Stadt.

Erster Auftritt.

Herzog, Marquis (ankommend.)

Marquis. Willkommen hier, gnädiger Herr, auf der Wahlstätte, wo Sie siegen sollen!

Herzog. Das Siegslied singen Sie mir nun schon so lange; aber —

Marquis. Haben Sie mir nicht den ganzen Angriff überlassen; und wenn ich Ihnen denn nun mit meinem Kopfe dafür stehe?

Herzog. Nein, auch das nicht; wenn man ein bischen Prahlens gewohnt ist, und dann selbst doch nicht einsieht, wie das kommen müßte, so beruhigt mich das nicht.

Marquis. Aber warum sollten Sie's selbst nicht einsehen? Hab' ich Ihnen nicht meinen Plan vorgelegt, und meine Waffen? die nun schnell wie der Blitz alle nach einander, sie muß, sie soll nicht zu Athem kommen! (sieht nach der Uhr) — 8 Uhr! wie gesagt, mit meinem Kopfe, wenn Sie nicht um Mitternacht da stehen, berauscht in aller Wonne der Liebe, und im schwindelnden Mistrauen auf Ihr eigenes Gefühl, und doch in der innigsten trunkensten Gewißheit; aber nun, denk' ich, ziehen Sie sich zurück; man weiß unsre Ankunft, und man wird Sie bestürmen.

Herzog. Gerne, gerne, es ist mir ohnehin, als ob alle Welt auf mir läge! mein Herz pocht, pocht —

Marquis. O der kleine ungestüme Jager pocht gleich ängstlich beim Uebermaße des Glücks, wie des Unglücks! — Aber noch eins! So platonisch, wie Sie der Gräfin begegnet sind, könnte sie leicht d'rauf fallen, ein ausdrückliches Zeugniß von Ihnen hören zu wollen, wenn ich ihr nun sagen werde, daß es doch so gar geistig nicht gemeint war; und doch — sich sehen zu lassen — Sie sagten ja selbst, daß Sie das nicht dürfen. Ein Brief, denk' ich, geben Sie, gnädiger Herr! schaffen Sie sich die Bilder all des Glücks in ihren Armen zur Anschauung, und dann das warme entgegenglühende Herz aufs Papier hin!

Herzog. Auch das!

Marquis. Und noch das wichtigste! wenn der erste Angriff fehlschlägt — der zweite heiße Wahl zwischen Ergebung oder Tod! und daß sie auch da Ernst sehe, ein Todesurtheil wider den Grafen!

Herzog. Was?

Marquis. Nur zum Schein, versteht sich!

Herzog. Ha, spielen mit Todesurtheilen?

Marquis. Spielen? ja, das eigentliche Wort, gespielt ist gespielt, und wenn kein ander Mittel ist —

Herzog. Und wenn denn auch dieses fehlschlägt?

Marquis. Gewiß nicht.

Herzog. Aber wenn nun? so werd' ich auch wohl — nur zum Schein — vollziehen sollen? Denn nicht wahr, auch das wäre gespielt? ob mit Würfeln oder Schwerdtern — Kleinigkeit!

Marquis. Gnädiger Herr! Sie versprachen mir so unumschränkt —

Herzog. Bei Gott! wenn ich Ihnen das versprach, Blut — Blut des Unschuldigen —

Marquis. Will ich denn Blut? Setzen Sie den Fall möglich, den ich unmöglich glaube, nicht glaube, weiß, weiß wie das Wissen meines Daseins — daß das fehlschlagen könnte, ist nicht Gnade und Vollziehung, beides in ihren eignen Händen? Noch mehr, wenn ich mit einem Wörtchen Sie dann reize, so steh' mein Leben für das Leben des Grafen!

Herzog. Ich will's überdenken! ach Marquis, wenn Sie auch Wort hatten mit all dem Prahlen von Siege, wie's dem guten menschenfreundlichen Feldherrn sein muß, wenn er durch Blut watet zum theuer erkauften Lorbeer, das fühl ich alles, alles zum Voraus! (ab.)

Zweiter Auftritt.

Marquis (allein.)

Und wie's ihm sein muß, wenn er den Feind, den Gefürchteten, den Stolzen, da entwaffnet in der Mitte hat, sein spotten kann, und dann in die Trompete stoßen zur Vertilgung, ha, da fühl' ich so sanft, so selig! Aber zur That! Ueberdenken muß ich doch noch ein Mal den schönen herrlichen Plan! o ich weide mich daran so sinn', und doch nie gesättiget! Da steht meine erste Schanze, so eine große, drohende! — Eifersucht! ob das liebe kleine Herzchen auch für dich wohl Raum hat! Schwerlich; ist's doch so voll, so voll Liebe! — Nun aber dann die zweite: Wahl zwischen Ergebung oder Tod; das muß wirken und durchsetzen, gewiß, gewiß! — Doch wenn auch die schon erstiegen; sieh guter Herzog, das weißt du selbst noch nicht: gespielt ist gespielt; aber das Spiel kann Ernst werden; und bring' ich es nicht dahin, daß du es selbst so umkehrst, — ha ich müßte dich nicht kennen!

Dritter Auftritt.

Gräfin, Marquis.

Gräfin (äußerst niedergeschlagen.) Der Herzog ist zurück, lieber Marquis?

Marquis. Ja, liebe Gräfin! will und kann aber niemand sprechen.

Gräfin. So Marquis! Lassen Sie uns Freunde sein! u ich hab' Ihnen vieles abzubitten, wenn Sie ein rechtschaffener Mann sind!

Marquis. Das dacht' ich immer, daß die Zeit kommen müßte, wo Sie einsehen würden, mich verkannt zu haben. Aber, Gräfin, das ist meine Art so, ich überlasse das der Zeit, was andre so lange von sich selbst auspofaunen, bis man anfängt ihnen zu glauben. Doch das läßt sich ja alles noch einbringen, liebe Gräfin, wenn Sie mich würdigen wollten, Ihr Freund, Ihr Rathgeber zu sein! Ihre Lage ist kritisch, und Sie brauchen beides. Der Herzog muß durch alles, was seinem Herzen werth ist, zugleich bestürmt werden, oder sein Zorn, fürcht' ich —

Gräfin. Ich höre immer von seinem Zorne, und die Beweise davon sind so schrecklich; aber warum? was hat der Graf verschuldet?

Marquis. Verschuldet? Hochverrath!

Gräfin. Gott, und all' Heiligen!

Marquis. Und das wäre Ihnen noch ein Geheimniß?

Gräfin. Wie sollt' es nicht?

Marquis. Die Geschäfte bei dem Vater der Herzogin waren abgemacht, und der Herzog schickte dem Grafen geheime Ordre, unverzüglich in Angelegenheiten von der äußersten Wichtigkeit nach Wien zu reisen —

Gräfin. Geheime Ordre?

Marquis. Um die nur ich wußte.

Gräfin. Nach Wien? unverzüglich?

Marquis. Und er verachtet sie, und kommt zurück.

Gräfin. Unverzüglich? geheim? und mir, auch mir kein Wort davon? Ha, ich sehe, ich sehe! Schrecklich! schreckliches Licht, wie das bischen vom Blitz in der Sturmnacht! — Ha, wenn das wäre, was ich ihm nicht glauben wollte? Das doch — doch so wäre! Unverzüglich, Marquis? daß schon der Umweg nun den Paar Meilen hieher, der kleine Flug der Liebe zu seinem armen Weibe, die kleine Stunde eines so langen, langen Abschiedes Hochverrath wäre?

Marquis. Wenn sie diese Angelegenheiten kennten —

Gräfin. O bewahre mich Gott, und alle Engel des Himmels davor! ich möchte schon — möchte schon jetzt, da ich sie nur zu errathen fürchte —

Marquis. Aber freilich, wenn's dies das wäre; aber das entsetzlichste —

Gräfin. Nein, nein, das entsetzlichste wäre das?

Marquis. Urtheilen Sie selbst; die Abreise, die Trennung der Herzogin —

Gräfin. Trennung?

Marquis. Was Sie bald hören werden, förmliche völlige Trennung!

Gräfin. Immer entsetzlicher!

Marquis. — ist sein Werk!

Gräfin. Lüge, Lüge! Gut, Marquis, daß ich Sie da ertappe, so kann doch auch das andere noch erlogen sein! Sein Werk? — Ha schändlich! Sagten Sie das meinige, so hätt' es Schein; Unbesonnenheit, unvorsichtige Theilnehmung, verführerische Schwärmerei, als wenn der Herzog zu bessern wäre, und durch mich — so was könnt' ich mir vorwerfen, wie ich das nun auch schon fast wie meiner Sünden sündlichste bereue, und doch war's, hoff' ich, von ihrer Seite undankbarer als von der meinigen unbesonnen. Aber Er!

Marquis. Und wenn ich nun hinzufüge, als den Grund von alle dem ein langes geheimes Verständniß des Grafen —

Gräfin. Des Grafen?

Marquis. Mit der Herzogin.

Gräfin. Teufel du!

Marquis. Ich verzeih' Ihnen das; mit dem Bewußtsein all Ihrer Liebe für den Unwürdigen, und all seiner Verstellung, können Sie sich das nicht denken; es sollte sich auch nicht denken lassen: so über alles, was das Glück einem Sterblichen geben kann, in Ihren Armen glücklich, und dann doch —

Gräfin. Ha, mir graut hier! — so allein — allein hier mit — mit — ja der bist du, den ich dich nannte, aller verworfenen Geister nerworfenster! Von mir — von mir!

Marquis. Aber doch immer, dächt' ich, der Mühe werth, mich auszuhören; ich verspreche Beweise.

Gräfin. Beweise?

Marquis. Unwidersprechliche! — Sehen Sie hier! Eigenhändige!

Gräfin. Von Brünov? her! (Sie liest.)

Marquis. An die Herzogin: sie war aber schon abgereist.

Gräfin. Gott!

Marquis. Nun? kein Verständniß? keine Vorbereitung dieser Trennung? kein Trotz?

Gräfin. — aber nein, nein: oder man muß es mit euren Augen lesen.

Marquis. Es wird sich zeigen. Die Räthe sind beim Herzog versammelt.. ich fürchte zum Urtheil über ihn.. — ich fürchte!

Gräfin. Ha, ihr Sklaven! ja wenn er dem Herzog im Wege ist, wer von Euch, wer von Euch allen läßt sich nicht den Spiegel schieben, wie der Herzog will, zusehen, was Er will, und beträf's sein eigenes Weib und Kind? Aber wo sind sie? wo sind sie? Ich will hineintreten zu ihnen, will — will's ihnen sagen, daß sie's tief in der Seele fühlen sollen, noch im öffentlichen Gerichte Gottes, wo's auch über sie gehen wird, daß sie seile Augen und Hände haben, zu verdammen, und zu tödten! Der Graf — und mir das! das sagen Sie mir? Geh'n Sie, peinigen Sie ihm, wenn Sie können, Geständniß und Schwur darüber ab, Schwur in meinem Angesicht, und ich will eher glaubrn, daß er Gott —

Marquis. Mäßigen Sie sich, fassen Sie sich, Liebe!

Gräfin. Ha, wer sagt das?

Marquis. Sie haben all Ihre Standhaftigkeit nöthig.

Gräfin. Nicht so, nicht die! aber Wuth, und ich danke dir, Gott im Himmel, du hast mir erschich gegeben!

Marquis. Wenn Sie nur nicht so bald hätten vergessen wollen, daß wir Freunde sein wollten!

Gräfin. So recht! zur Sünde verführt, und dann vorgeworfen, du bist der! du bist der!

Marquis. Und doch soll mich auch das nicht abhalten. Sehen Sie, so ganz leise ins Ohr will ich Ihnen gestehen, ich glaube von dem allen auch nichts: seh' es auch im Brief nicht; aber jene — nun Herren seines Lebens, werden es finden, wie Sie sagen, wenn der Herzog will, und er wird, er wird wollen!

Gräfin. Marquis!

Marquis. Bin ich nicht der Vertraute seines Herzens?

Gräfin. Abscheulicher!

Marquis. Und so wissen Sie es denn! ja so — Sie nannten es bei'm rechten Worte: im Wege, im Wege, ist er ihm; der Herzog —

Gräfin. Schweigen Sie! schweigen Sie!

Marquis. Er liebet Sie, betet sie an, will, will Sie besitzen!

Gräfin. Will? Will? Ha, er komme! er komme mit seinem Wollen! aber Kerl! du lügst! du lügst!

Marquis. Auch davon Beweise! (ab.)

Vierter Auftritt.

Gräfin (allein.)

Beweise? ach! und braucht's noch bewiesen zu werden? alle Welt sieht es, sah es! die Herzogin, mein Vater, der Graf, alle, nur ich nicht! tanmelte blind daher, als wollt' ich nicht! — als wollt' ich nicht! und sie sahen auch das, glaubten, mußten glauben! — o der Trinmphirenden, die der Warnenden nicht hörte, nicht aufgeben wollte, was Menschenkenner unmöglich nannten! Aber auch was aufgeben? Hab' ich mich neriret, welcher Engel würde sich schämen, sich so verirrt zu haben? und noch jetzt zweifle ich! Er war so gerührt! Dies Aufleben all seiner Tugend! Dies volle überströmende Gefühl der Schaam, der Reue! ach! wenn ich dürfte hoffen, das hoffen! — Ha er kommt! Gott über Himmel und Erde! — (in ängstlicher Erwartung.)

Fünfter Auftritt.

Marquis, Gräfin.

Marquis. Gräfin! (giebt ihr einen Brief vom Herzog.)

Gräfin (liest, zittert, verstummt, in Betäubung: faßt sich, wirft ihm den Brief zu den Füßen: wild umher: — in Verzweiflung in den Lehnstuhl.)

Marquis. Armes Weib! Und ich muß Ihnen noch mehr sagen; das Todesurtheil ist unterzeichnet. Sehen Sie — (überreicht's ihr.)

Gräfin (keine Antwort .. wehrt ihn mit der Hand von sich, fällt zurück in den Lehnsnht, läßt die Hände von beiden Seiten wie bei kommender Ohnmacht sinken: eine kleine Pause: dann schlägt sie beide Hände über dem Kopfe zusammen mit innigster Kraft:) Gott! Gott! (springt auf) Todt?

Marquis. Gräfin, Eine Stunde Bedenkzeit! ich werde sie hier im Vorzimmer abwarten. (ab.)

Sechster Auftritt.

Gräfin (allein.)

Todt, todt, todt? — sollst bluten, schöner Lieblicher! verspritzen all das warme liebekochende Blut! sollst da liegen, dich krümmen um's Schwerdt, und röcheln des letzten Röchelns, daß ich zur Frau dir ward! Ha nun! Ha nun! Du armer Glücklicher in deinem Weibe! mußt — mußt! sie spricht's aus,

ohne Gnade! — ohne Gnade! — Ha! wie sie da zu ihm hereindringen, die Frohlockenden im Hohn der Hölle! — hast ein schönes Weib, ein gar schönes, wie Lilien und Rosen! Hast dir's wohl recht wohl sein lassen, zu saugen ihr an Blick und Lippe! aber sieh! das Ding gefällt andern auch! mußt daran! bete für deine Sünden! — (sie kniet.) Ach Gott! — hier! hier! (reißt den Busenschleier weg, liegt da, und rutscht auf den Knieen, als wenn sie jemanden beschützen wollte) hier! Erst hier, Mörder, wenn ihr Menschen seid, aus Barmherzigkeit, und wenn ihr Teufel seid, ihr tödtet ihn so zwiefach! Ha! — Ha! ohne Gnade! Die Schwerdter all! — Jesus Christus! — durchs Herz! — (fällt zurück an den Lehnstuhl.)

Siebenter Auftritt.

Morquis, Gräfin.

Morquis. Gräfin, Gräfin! was machen Sie?

Gräfin. Fort? schon fort? (Morquis dringt sie in den Lehnstuhl.) Ha Sie, d'Anvriers! wo ist Er, wo ließen sie ihn? ich muß nach! ich muß! ich muß! das wißt ihr nicht, wie das so ist, das Sterben ohn' einander, und sterben soll er doch?

Morquis. Er kann ja leben, Gräfin, wenn Sie wollen!

Gräfin. Lügner! sie haben ihn ja ermordet!

Morquis. Fassen Sie sich doch! Sie können ja entscheiden! Denken Sie das! Sie, Sie sprechen es aus über Tod und Leben!

Gräfin. Wo ist er, wo ist er?

Morquis. Im Gefängniß!

Gräfin. Gewiß? Gewiß?

Morquis. Sie haben noch eine Stunde zu entscheiden!

Gräfin. So war's wohl nicht so, ich glaubte — eine Stunde,? recht, so sagten Sie, so stand's ja auch auf dem Papiere, also ich entscheid' es!

Morquis. Ein Wort, und Sie retten ihn!

Gräfin. Retten? ja ja! wie Rynsolt und Lucia! Franzose! höre, hast du wohl deutsche Bücher gelesen? — Doch das gewiß nicht! wärst gewiß so ein Satan nicht, wenn du gelesen hättest, wo das steht mit Rynsolt und Lucia! thut aber nichts: ich kann's dir mit zwei Worten sagen: Rynsolt war der Herzog, Lucia ich, und Danvelt Brünov, und das arme Weib that's, wollt' ihn retten, und als es vorüber war, war's doch zu spät! man hatte den Armen ihr das Liedlein röcheln lassen zum Feste, daß sein Geist hinschweben konnte, und zusehn dem lieben Spektakel. So werdet ihr's auch wohl im Sinne haben?

Morquis. Gräfin!

Gräfin. Daß ich auch so albern fragte! geh' nur, geh' nur! — geh'! (Morquis eilt zurück.) Rynsolt und Lucia! — o du Allgütiger, ein Wink deiner Gnade, daß dein schwaches Geschöpf nicht falle! ich fühl' es, ich fühl' es! fühle Kraft und Muth, das zu denken, zu wählen! Dank dir, ewiger flammender Dank! es hat seine Schrecknisse verloren, das Bild des Sterbenden! Dort oben bei dir ist Versammlung aller liebenden Gerechten in deinem Schooße, von Ewigkeit zu Ewigkeit! und was ist da Tod? Der Schritt in's bessere Brautbett! und er gehe voran! ich will ihm nachblicken, nachschmachten, und harren dem kommenden Brautengel. Gott! diese himmlische süße Ruh! diese Stärke — ! — Morquis! (er kommt näher.) Sehen Sie, ich brauche der hohen Gnade einer ganzen Stunde nicht! Gehen Sie, sagen Sie dem Herzog, der Entschluß ist gefaßt!

Morquis. Und heißt? —

Gräfin. Sterben!

Morquis. Gräfin!

Gräfin. Ja, Sie mögen wohl erstannen: das wissen Sie nicht, mögen es wohl nie gefühlt haben, oder erinnern sich's doch nicht mehr aus den frühen Tagen Ihrer Unschuld, wie's Gott einem giebt, wenn er Stärkung vom Himmel schickt im Entschluß zur Pflicht! — er sterbe!

Morquis. Aber bedenken Sie auch, bedenken Sie —

Gräfin. Verführer!

Morquis. Nicht das blos, daß Er fällt! aber Sie, Gräfin, Sie selbst —

Gräfin. Allein!

Morquis. In der Gewalt —

Gräfin. Ha schrecklich!

Morquis. Werden Sie am Ende doch nicht müssen?

Gräfin. Müssen? Du Undankbarer gegen Gott! Ein Mensch müssen, weil ein Mensch will? Und Gott gab dir — doch es ist wahr, nicht dir, nicht Seelen wie du bist! Zurück, zurück! ich muß das überdenken! (Morquis tritt zurück) Gott gab — (feierlich langsam, nachsinnend) dem leidenden Edlen — darf ich's nennen? Freiheit! Freiheit! eine Hand wider sich selbst, zu können, und Muth zu wollen, warum denn nicht auch Recht zu dürfen? zu dürfen, gegen Gewalt, die ihn zwingen will zu dem, was er nicht darf? und das werden sie? — sie werden machen wollen aus mir, was nicht sein darf! — also! — ich kann, ich will, ich darf! O immer süßer von oben! immer heller, wo alles Finsterniß war! Sterben zu dürfen, auch sterben! Bluten für ihn, wie er für mich (wieder nachsinnend) Und wenn für ihn, warum — warum nicht mit ihm? — mit dir, mit die! So Arm im Arm! Herz an Herz, Lippe an Lippe, und so hinauf in's bessere Brautbett! — (setzt sich.) Ich weiß nicht: ich möchte weinen: ist's nicht Traum, oder wieder Gesichte? Mit dir, für dich! Einziger! und — und — nein: nun darf ich mir vollends nicht mehr trauen! Ist's eine Möglichkeit! Heller, glänzender Gedanke! a wenn du werden könntest! Für ihn! — und ohne ihn! Tod zur Rettung seiner! — —Und doch warum nicht? was soll den Harten der Tod des Grafen, wenn ich nicht bin? Herrlich, heerlich! o ich muß in's Einsame, beten da im Angesicht deiner Sterne, für all den Trost, Unendlicher! — Morquis! alles ist nun gut! gut, wie ich's wollte! wie Ihr's wolltet! Nur noch eine Weile, so mag der Herzog kommen.

Morquis. Gräfin!

Gräfin. Nicht wahr? das ist herrlich? pfui, daß ich das denken könnt, ihn sterben zu lassen, den Besten, Einzigen!

Morquis. Das konnten Sie nicht: ich wußte das zum Voraus.

Gräfin. Gehen Sie, sagen Sie's dem Herzog, daß ich will!

Morquis. Und wann?

Gräfin. Wenn's nun einmal so ist, die erste Stunde die beste! Nur ein Paar Augenblicke! denn sehen Sie! fertig bin ich zwar mit mir, aber da ist denn doch noch so allerhand! ich muß mich noch erst recht fassen.

Morquis. Er wird vor Freude außer sich sein!

Gräfin. Gewiß! aber, Morquis! noch eins: sprechen muß ich doch den Grafen erst noch.

Morquis. Den Grafen?

Gräfin. Nur einen kleinen Augenblick im Gefängniß!

Morquis. Ich weiß nicht —

Gräfin. Er könnte mich nmholen, meinen Sie? nein, nein: hab' ich je falsch geschworen, nur gelogen? Und sehen Sie, die Hand auf die Brust, ich schwör's bei Gott! nue eine Stunde, so soll der Herzog mit mie schalten und walten, wie er will oder kann!

Morquis. Wenn's möglich ist, was dürfen sie jetzt nicht fodern? Er wird's kaum glauben; — und wollten Sie nicht, Gräfin — sehen Sie, — hier nur eine kleine Zeile unter den Brief.

Gräfin. O ja, o jo! kaum kann ich: (sie schreibt etwas unter den Brief des Herzogs.) Nun: ich erwarte Sie bald, recht bald. (ab.)

Achter Auftritt.

Marquis (allein.)

Ha ha ha! was das für ein Gesperre war! (liest, was sie geschrieben.) „Nur eine Stunde mich völlig zu fassen, nur die Erlaubniß, den Grafen noch einmal zu sehen, und es werde mit mir, was Sie wollen oder können. Enlalia.“ — Das soll nicht umsonst geschrieben sein. An's Leben kann ich dir also nicht, Verhaftter! aber ich will dir's vergiften! Ihre eigene Hand! das muß wirken, denk' ich!

Neunter Auftritt.

Marquisin, Marquis.

Marquis. Wie? Sie hier, Madam?

Morquisin. Ja!

Marquis. Und wie? Sie dürfen —

Marquisin. Alles.

Marquis. Und der Offizier, dem Sie übergeben sind? —

Marquisin. Närrchen, sind die nicht alle meine Kreaturen?

Marquis. In der That, Madam, Sie thäten besser —

Morquisin. In dem Kämmerchen zu bleiben, wo Ihr mich einsperren möchtet? Ja, sehen Sie, das thät' ich nun recht gerne; aber — aber im Vertrauen, Morquis! ich habe so große, große Projekte im Kopf, und da ist mir das Kämmerchen so klein. Mit dem inneren Auge auf Pläne, Pläne von Ausdehnung von der Erde bis zu den Sternen, vom Himmel bis zur Hölle, und wenn denn das äußere Auge auch ein Mal wieder sehen will, dann so auf die engen vier Mauern eingeschränkt zu sein, das läßt sich nicht aushalten; frei, frei um sich blicken zu können, ist für die Seele halbe Arbeit.

Marquis (für sich.) Wenn ich sie dazu gebrauchte, den

Brief in die Hände des Grafen zu bringen? Aus ihrer Hand kann er ihm nicht verdächtig sein!

Marquisin. Und dann laßt Ihr einen da so ganz allein: man sieht und hört nichts; und ich liebe das Neue so, besonders wenn's so meine Freunde betrifft.

Marquis. Ihre Freunde?

Marquisin. Kein Mißverständniß! das geht nicht auf Sie, auch auf den Herzog nicht; aber ich habe noch einen Freund, den ihr in euren Hurenkommerz verwickelt habt! wißt's, wißt's, Graf Brünov ist mein Freund, und da sollt Ihr noch erst Wunder sehen!

Marquis. Nun: von dem Freunde konn ich Ihnen tröstliche Nachrichten sagen; er nahet sich seiner Befreiung!

Marquisin. Das hrißt?

Marquis. In einer halben Stunde ist die Gräfin in den Armen des Herzogs.

Marquisin. Nimmermehr!

Marquis. Da sehen Sie's! Lesen Sie! (giebt ihr den Brief.)

Marquisin. Ha braoa! (tritt damit ab.)

Marquis. Madam, was wollen Sie? — Hören Sie, hören Sie! (ihr nach.)

Fünfter Aufzug.

Scenee das Vorzimmer des Gefängnisses: im Hintergrund das Gefängniß selbst, mit Gegitter! Die ganze Bühne ist dunkel, nur ein düsterbrennendes Licht im Gefängniß auf dem Tische: der Graf in Ketten, stumm, in Betäubung; nach einer kleinen Weile hört man ein starkes Gerassel mit großen Kerkerschlüsseln; dann tritt die Marquisin herein.

Erstee Auftritt.

Graf, Marquisin.

Marquisin. Hier? hier? entsetzlich; (sie reißt das Gegitter auf, sieht den Seufzen eine Weile un) — Graf!

Graf. Ha Sie? — Sie hätten mich nicht stören sollen!

Marquisin. Es mögen reizende Bilder sein, die ich verjagte! — Hier, hier! ja hier muß es sich herrlich phantasiren lassen! so ein wahrer Todtenkeller, und dann das hohe feierliche Kettengerassel!

Graf. Herrlich, herrlich!

Morquisin. Aber ich sollte ja doch Ihre Freundin sein?

Graf. Recht; aber, gutes Weib! das muß weit, weit von hier sein!

Marquisin. Nun, und wenn ich Ihnen das nun anzukündigen hätte, daß das sein kann, bald, bald!

Graf. Was?

Marquisin. Noch vor Mitternacht!

Graf. Was?

Marquisin. Ja, ferne dich, freue dich! Gleich zum Lohn des ersten Genusses! sobald deine Frau eingeweiht ist in meinem Bette, zur Favoritin im Serail!

Graf. (springt in Wuth auf, faßt sie heftig an der Schatter.) Weib!

Marquisin. Aber laß das sein: Laß sie das Weib behalten, wir wollen zusammen davon gehen, in der Einöden ödeste! Zwar deine Frau kann ich dir nicht sein, aber doch deine treue theilende Gefährtin: sollst sitzen in meinem Schooß und essen aus meiner Hand, und ausruhen an meiner Brust, aber wenn du weinen willst, was dir im Herzen brennt, will ich's einathmen, und kühlende Thränen drauf zurück gießen, die dir's lindern sollen; und wieder, wenn du klagen willst, und auffordern alles Gefühl, ob es gelitten habe, wie du, dann will ich dir erzählen, für jedes gräßliche deiner Leiden, noch gräßlicheres von mir selbst, und so soll dir's wohler werden!

Graf. Wahnwitzige, dein Glück, daß du mir das zeigst!

Marquisin. Wahnwitzig! das wolle der Himmel nicht, auch bin ichs nicht; noch nicht. Sieh, ich habe noch allerhand gute Einfälle! diesen Dolch zum Exempel! sieh, hab' ich ihn nicht recht spitz gemacht? Ich spießte meinen Schooßhund damit, und schwang ihn in die Höh, daß er zappelte, daß es eine Herzenslust war! Es ist so ein Dolch für Schooßhündchen, wenn sie aller Welt Freund werden, und nicht mehr hübsch an einem halten wollen!

Graf. Wie, wenn ich das recht verstehe —

Marquisin. Das müßten Sie ja wohl, denk' ich! Wir wollen unsern Bund beschwören, so recht feierlich, mit Einweihung und Blutopfer! und das soll der! er soll! er soll — — Aber a des Kalten, der so leben kann, beleidigt vor Gott und der Welt! und dann so ohne Rache! läßt sich sein Weib aus den Armen reißen, und steht denn da, und steht denn da, und meditirt über aller Welt Eitelkeit! ha, du hast deine Frau nie geliebt!

Graf. Wahnwitzige!

Marquisin. Nein, nein! das Herz müßte dir hoch aufpochen! Alles Blut kochen im Feuer, und zerreißen alle Pulsadern, alle Kräfte sich emporarbeiten, und dann in den Arm sich drängen zur Rache!

Graf. Ha, wenn ich Rache brauche —

Marquisin. Das ist's, was ich meine, daß dir das Herz das nicht sagt, nicht ungestüm zudonnert: jetzt, jetzt, jetzt wird dein Weib Hure!

Graf. Du rasest!

Marquisin. Und fühle mich deswegen besser, als du bist. Sieh, als der Herzog den ersten geilen Blick auf sie warf, der zerpreßte mir das Herz gleich, daß ich's wußte; denn ich liebte ihn wahrhaftig, und wenn er vollends so was geschrieben hätte: „Nur eine Stunde, so werde aus mir, was Sie wollen.“

Graf. Ha, wer schrieb das?

Marquisin. Da! du Vernünftiger, Gelassener! (giebt ihm den Brief des Herzogs, mit den untergeschriebenen Zeilen der Gräfin.)

Graf. Eulalia! Eulalia! — Weib, deinen Dolch!

Marquisin. Recht so, recht so! Sieh ich habe auch noch einen für dich! Sieh! den!

Graf. (nimmt den Dolch, schwingt ihn.) Bist ein herrliches Weib!

Marquisin. Und du so ein Mann. Hast eine so schöne männliche, deutsche Faust! aber sieh her! die soll's auch schon mit ausmachen helfen! aber gieb, gieb! sie will noch erst herkommen.

Graf. Gut, gut!

Marquisin. und da würdest du sie hier tödten.

Graf. Spießen, emporschwingen! Weib, das gefiel mir!

Marquisin. So spiel' ich nur mit Schooßhündchen! aber mit Menschen, mit Boshaften aus freier Wahl, was ist das dieschen tödten? Da muß es besser kommen; und ich hab's gefunden das bessere. Gieb her! Sollst sie in seinen Armen sehen, und dann, dann —

Graf. Ja, das wäre, aber wie könnte das —

Marquisin. In seinen Armen, und dann so beide auf beide hinein!

Graf. Hui! das sollte!

Marquisin. Sollte nicht, soll! Sieh ich habe mich arm darum gemacht, habe nichts mehr, als wie du mich hier siehst, habe alles den Feilen hingegeben, die uns bewachen sollten, und sie haben mir beide den Herzog verkauft.

Graf. Du bist klug, wie ich mir's kaum träumen ließ.

Marquisin. Nicht wahr? o sollst schon noch sehen! ich bin dir ein recht herrliches Weib! — aber mich dünkt ich höre kommen! — her, her! mich muß sie hier nicht finden! so bald es Zeit ist, hol' ich dich ab! Ha! zur Rache! zur Rache! (ab.)

Zweiter Auftritt.

Graf (allein.)

Das soll! das soll! (er schwingt die Hand, als ob er noch einen Dolch hätte.)

Dritter Auftritt.

Gräfin, Graf.

Gräfin. Brünov!

Graf. Sie ist's! (läuft in's Gefängniß zurück, und schließt die Thür hinter sich zu.)

Gräfin (will ihm folgen.) Brünou!

Graf. Fort! fort!

Gräfin. Brünou! Wie? Deine Eulalia!

Graf. Mensch! fort!

Gräfin. Ach Gott! was ist das? Laß mich Brünov! nur ein einziger, einziger Blick! es soll der letzte sein! ich will sterben!

Graf. Ja, ja!

Gräfin. Mann, meiner Seele! was ist das?

Graf. Bestie!

Gräfin (kniet vor dem Gitter hin.) Ach, Brünou! sieh, hier lieg' ich und flehe! verstoße mich nicht! Nimm mich auf! nur noch einmal an deine Brust, daß dieses Herz an dem deinigen schlage! Meine Seele glüht auf meinen Lippen zur letzten, letzten Vereinigung! zum letzten Abschied, bis zum Wiederfinden im Schooße des Ewigen!

Graf. Entsetzlich!

Gräfin. Brünov! Um Gottes Barmherzigkeit willen! um der Tage unsrer Liebe, komm, komm!

Graf. Fort!

Gräfin. Du wirſt es bereuen, du wirſt es bereuen! ich will ſterben; kannſt du ſo mich hinſcheiden laſſen, deine Eulalia! dein liebendes, keuſches Weib?

Graf. Ha, du! (ſpringt wüthend heraus.) Kreatur!

Gräfin (fällt ihm zu Füßen, faßt ſeine Kniee.) Nein, nein: nicht fort! ich kann, ich darf dich nicht laſſen! du würdeſt dir's ſelbſt nicht verzeihen! Brünoy, Brünoy! ich will ſterben! nur den letzten, letzten Kuß der Liebe! du über alles — über — über meine Seele Geliebter!

Graf. Hure, Hure! (ſtößt ſie mit dem Fuße, ſie fällt zurück in Ohnmacht) (wüthend) Du, du, du! — (betrachtet ſie eine Weile; in ſanfterem Tone:) Du! — (nach einer kleinen Pauſe; mit Wehmuth) Du! Du! — den letzten Kuß! ach Gott! wenn du ſie jetzt nehmen wollteſt, jetzt, jetzt, da es noch Zeit iſt! Noch liegſt du da, rein, und unbefleckt, ſchönes, ſüßes Meiſterſtück des Schaffenden! noch nicht verunſtaltet zum Teufel! Nun, darf ich, darf ich dich noch küſſen? (kniet neben ihr hin.) Noch ſind dieſe Lippen unentweiht! Aber du darfſt es nicht wiſſen; deine Seele iſt es nicht mehr! (küßt ſie.) den letzten — den letzten! — Und darin alles, was du mir warſt, all den Himmel deiner Liebe! den letzten? nein, nicht den letzten! wenn du nun abgebüßet haſt die Flecken deiner Seele: wenn ſie dann emporſteigt, rein in Blut und Reue, wie dieſer Engelkörper! — dann laß ſie verweilen auf dieſen Lippen, (küßt ſie) dieſen — dieſen Lippen! und das ſei der letzte! — Holla! Wache! (Wache kommt) Schleppt ſie fort! (Man ſetzt ſie auf einen Seſſel und trägt ſie fort.) Ach Eulalia, Eulalia! (küßt ſie noch ein Mal.) (Eulalia ab.)

Graf (allein.) Wohin? wohin? Weib! daß du mir den Dolch nicht ließeſt! es wäre hier beſſer geweſen. — Gott! daß das das Ende ſein ſollte, all, all der Liebe! Eulalia! Eulalia! was that ich dir, Unmenſchliche! was that ich dir, daß du mich zwingen mußteſt, zu treten mit dir ins Gericht, dein Herz zu durchbohren, und dieſes zehnfach, tauſendfach in dem Deinigen!

Vierter Auftritt.

Marquiſin, Graf.

Marquiſin. Da geweſen?

Graf. Ja!

Marquiſin. Und nun?

Graf. Entſchloſſen! (ſinnt nach) entſchloſſen!

Marquiſin. Do! (giebt ihm den Dolch) Deine Hand! und nun fühle, fühle, was wir wollen! Morden? wer kann das nicht? aber ich! morden in der Stunde. — Ha, mir ſchwindelt! — Morden in der Stunde der Sünde! Morden Leib und Seele! — Leib und Seele!

Graf. Weib!

Marquiſin. Fort! fort!

Fünfter Auftritt.

Scene: Das Schlafgemach der Gräfin, ſie ſitzt auf dem Bette. Der Raum, wo das Vorzimmer des Kerkers und der Kerker ſelbſt waren, wird das Vorzimmer der Gräfin.

Gräfin, Marquis; einige Weiber um ſie beſchäftiget.

Gräfin. Laßt mich, laßt mich, Lieben! es iſt alles wieder gut. Geht, geht. (Sie gehen ab. Die Gräfin kommt mit dem Marquis heraus.)

Marquis. Dacht ich's nicht zum Voraus?

Gräfin. Eine kleine Ohnmacht, was will das ſagen?

Marquis. Und nun?

Gräfin. Ja nun, der Herzog komme!

Marquis. O Gräfin! (küßt ihr die Hand.) (Ab.)

Sechster Auftritt.

Gräfin (allein.)

Gräfin. Das war bitter, bitter! aber auch billig. Hienieden ſoll nichts ſohne Bitterkeit ſein, auch die ſüße, ſüße Schale des Todes nicht! Ich murre nicht, Allgütiger, der du mich ſo unſanft rufſt! Aber doch dieſen Abſchied, dieſes letzte Ausweinen all meines Gefühls in ſeinem Schooße, hätteſt du es mir geben wollen — doch, was wäre auch dann dieſes Opfer geweſen? Schmerzlich, ſchmerzlich ſollt' es ſein, und ich nehm' es an, wie du es mir darreichſt! (ſie zieht eine Flaſche mit Gift hervor.) Du, du! (gießt das Gift in ein Glas Waſſer.) Brünoy! Brünoy! — noch wär' es Zeit! aber ſie eilt dahin! Ach, ſo lebe wohl! Lebe wohl! — Und daß du das nicht höreſt! in ſtummer Verzweiflung, Verzweiflung über mich, mich, da ſitzeſt! mich liebſt, und kämpfeſt mit dir ſelbſt, mich nicht zu lieben! — Doch, auch das wird ja aufhören! zum letzten Male dann (ſieht die Kammerthüre auf); o du ſtilles, ſchönes Gemach der Liebe, ſo oft den trunknen Liebenden ein Himmel! hier hier! — Heiliges Bett der Ehe, hier hier, (ſetzt ſich auf's Bett) wenn er nun kommt, hier mich wiederfindet, und ſteht die Eingeweihte dem Tode der Liebe! wie er daſtehn wird in ſchrecklicher Betäubung! Gott, Gott, Allmächtiger, dem ich komme! — Doch nein, das will ich erflehen an der Stufe deines Thrones dort oben! Hier nur das: Laß den Uebergang der Sterbenden ſanft ſein! und nun! — (will trinken, kann nicht) nun! — Gott! als wenn Himmel und Erde um mich her ſchrien: noch iſt's Zeit! (ſie kommt heraus) ich kann nicht! entſetzlich! ich kann nicht!

Siebenter Auftritt.

Herzog, Gräfin.

Gräfin. Da iſt er! (ſetzt das Gift hin.)

Herzog. Ach Eulalia! ſo iſt es denn wahr?

Gräfin (beſchämt, fällt ihm zu Füßen.) Ach, noch iſt's, noch iſt's Zeit!

Herzog. Wie? meine Liebe?

Gräfin. Sehen Sie all die Heiligthümer der Liebe! ſehen Sie! ſehen Sie!

Herzog. Noch Thränen? noch Sperrung? und Sie ließen mich glauben —

Gräfin. O das Weib! geängſtigt in allem Gefühle für den Liebling ihrer Seele!

Herzog. Das heißt Spotten!

Gräfin. Hier mitten unter all den tauſend und tauſend Schwüren, das alles entweihen, entheiligen? — Laſſen Sie, laſſen Sie mein Winſeln und Jammern an Ihr Herz bringen, um Ihrer eignen Seele willen!

Herzog. Ich höre das nicht! Sehe nur die Reize alle, in jeder Thräne neue Schönheit, in jeder neuen Schönheit neue Liebe, mein ganzes Sein nur Sinn zur Liebe!

Gräfin. Grauſamer Mann! wer hätte das gedacht, als ich oft einſam um Sie weinte zu Gott!

Herzog. Nicht dieſe Bilder, Eulalia! Denken Sie meine Liebe, meine unnachfühlbare Liebe! kommen Sie, kommen Sie in dieſe Arme!

Gräfin. Und ich höre das? Noch ein Mal, noch ein Mal! O Sie glauben doch, daß ein Gott iſt, der auf uns herab ſieht! Gott, hier und in ſeinem Angeſichte —

Herzog. Nein, Gräfin, Sie ſollen mich nicht weich machen, Sie wiſſen die Bedingung und ich fordre —

Gräfin (zu ſeinen Füßen.) Herzog! Erbarmung! Erbarmung!

Herzog. Kommen Sie, kommen Sie!

Gräfin. Bei dem Schöpfer Himmels und der Erde! bei dem Erlöſer und Richter an jenem Tage! Erbarmung! Erbarmung! Erbarmung!

Herzog. Ich laſſe vollſtrecken —

Gräfin. Entſetzlich! entſetzlich! nein, nein! ſo komm!

Herzog. Ach Eulalia!

Gräfin. Nur dieſes Glas Waſſer zur Faſſung! (trinkt) Brünoy! Gott! du ſahſt es! keine Rettung! Brünoy! (eine kleine Pauſe) — (mit Ruhe und Kälte.) Nun, Herzog! das war Gift!

Herzog. Was?

Gräfin. Nun komm! Grauſamer, Unerbittlicher! — ſchon wüthet es! nun? reizt dich's nicht mehr? — wie er nun daſteht!

Herzog. Gütiger Himmel! nein, nein: Eulalia! — ein Vorwand! —

Gräfin. Wirſt es ſehen! o, ſchon fühl ich's! (ihre Kräfte ſind erſchöpft, ſie ſetzt ſich in den Lehnſtuhl.) Gott, wie mir wird!

Herzog. O laß es ſein! laß es ein täuſchender Vorwand ſein! ich will aufgeben! Engel — ich will —

Gräfin. Zu ſpät!

Herzog. Barmherziger Gott — — läuft wie raſend herum, ringt die Hände — eine kleine Stille, die plötzlich durch ein Lärmen im Nebenzimmer unterbrochen wird.)

Achter Auftritt.

Marquis, Marquiſin, Graf, Wache, die Vorigen.

Marquis (noch inwendig.) Faßt ſie an! faßt ſie!

Marquiſin (bricht herein, der Graf ihr nach.)

Gräfin. Brünoy!

Marquiſin. (die Wache hat den Grafen gefaßt; hält ihn mit Gewalt zurück.) Ha, Feiger! läßt dich halten, und haſt Waffen, den ſchönen ſpitzigen Dolch? — her! (ſie reißt ihm den Dolch aus der Hand, und ſo die Hände in die Höh', in jeder einen Dolch, Haar und Kleider in Unordnung, in äußerſter Wuth herein:) Leib und Seele! Leib und Seele! (die Wache ſchleppt den Grafen mit Gewalt ab.)

Marquis (faßt ſie von hinten beim Haar.) Weib!

Marquiſin. Ha! wer faßt mich? voran! (will ihn durch-

Digitized by Google

stoßen, er faßt sie bei den Schultern; die Wache hält sie mit Gewalt fest, entwaffnet sie.)

Gräfin. Gott im Himmel!

Marquisin. Meinen Dolch! meinen Dolch! Hu — Hu! (heult vor Wuth.) Teufel! Teufel! das sollt' euch ein Fest!

Herzog. Furie!

Marquisin. Hu! — (windet sich, will los.)

Marquis. Sehen Sie, gnädiger Herr!

Herzog. Ha, du! (faßt einen Dolch, zuckt ihn auf den Marquis — — wirft ihn hin.) Ha, es giebt noch Henker im Lande! faßt ihn! ins Gefängniß! ins schrecklichste, das ist! täglich ein kleines Glied von seinem Körper herunter, das neben ihm verfaule, bis seiner kein Gedanke mehr ist, als in der Hölle!

Marquis. Gnädiger Herr!

Marquisin. Ha! bravo! bravo! das ist schon etwas!

Herzog (zum Marquis.) Fort! fort! Sieh her, was du gemacht hast! Sie stirbt! Sieh her! und in jedem welkenden Reize deine Verdammung! Sie liebte mich, Abscheulicher! der Teufel hatte dir das Gift in der Hölle gekocht! Verläumder! da liegt sie nun, die mich liebte, und stirbt den heiligen Selbstmord zur Rettung! — Gott! Gott!

Marquisin (fährt mit äußerstem Schrecken zusammen; sieht die Gräfin mit starrem Auge an. Nach und nach läßt die Arbeit in Seel' und Körper bei ihr nach; die Wuth geht in Verwunderung, dieß nach einem Blick auf sich selbst, in Reue über.)

Marquis (auf den Knien.) Denken Sie, gnädiger Herr! —

Herzog. Daß du mich rettetest! eine Sünde mehr! fort, fort! (Marquis ab.) Ach, Eulalia! Eulalia! — (zur Wache.) Der Graf soll kommen, und der Kanzler!

Gräfin. Also in seinen Armen! Ach Gott! wenn's noch in seinen Armen sein sollte!

Marquisin (mit wehmüthiger Stimme.) Laßt, laßt! (Die Wache läßt sie los, sie wirft sich laut weinend vor einen Lehnstuhl auf die Knie, den Kopf in den Lehnstuhl.)

Herzog. Entsetzlich! entsetzlich! — (die Hände ringend) entsetzlich! wie konntest du, grausames Weib? wie konntest du?

Marquisin (springt wieder auf; schlägt die Hände über'm Kopf zusammen, — sieht wild umher, will abgehen.)

Gräfin. Marquisin! (sie bleibt stehn, sieht fuchtlam hin.) Kommen Sie! kommen Sie! (die Marquisin nähert sich langsam dem Lehnstuhl der Sterbenden.)

Gräfin (reicht ihr die Hand.) Freundin! (feierlich, nach einer kleinen Pause:) Gott weiß auch einen Weg für die Verirrten! (die Marquisin reißt ihre Hand los, und eilt laut weinend ab.)

Gräfin. Herzog! Sie sollen ihr gut begegnen! Eine Verirrte Ihrer Verführung! Lassen Sie der Sterbenden den Gedanken, daß sie alle ihre Sünden abbüßte!

Herzog. Grausame! Grausame! Marternder Engel! o hat denn dein Herz keinen Fluch, keinen einzigen anklagenden Seufzer mehr? Sieh in die Jahre, die du hättest leben können, in all die Liebe deines Brünov! in all den Himmel, den ich zerstöre! Und dann fluche dem Zerstörer und den Mitschuldigen allen; aus Barmherzigkeit! Fluche!

Neunter Auftritt.

Der Kanzler, die Vorigen.

Kanzler. Euer Durchlaucht!

Herzog. Herein! herein! Alter! doch daß Sie zuerst kommen, armer furchtsamer Mann! Sie werden, können ja nicht fluchen, und ich muß, muß fluchen hören!

Kanzler. Gott! meine Tochter!

Gräfin. O mein Vater!

Herzog. Sie stirbt! Gift, Gift!

Kanzler. Eulalia! gerechter Gott!

Herzog. Ha! und nichts als das, Alter? So höre doch, sie stirbt, sie stirbt! laß es doch aufbrausen! hier steht der Mörder! Laß es doch! Sei Vater und fluche! der Mörder deiner Tochter kann ja doch dein Herr nicht sein? Fluche! fluche! fluche!

Gräfin. Nein, mein Vater, Verzeihung! wie ich ihm verzeihe! Auch mir, Vater! auch mir, Ihrer Armen, die Sie nicht hören wollte.

Kanzler. O meine Tochter, meine Tochter!

Zehnter Auftritt.

Graf, Vorige, Wache.

Graf (hereingestürzt.) Ha, Wütherich! (fällt auf ihn, man hält ihn mit Gewalt zurück.)

Herzog. Laßt ihn, laßt ihn!

Gräfin. Da ist er! ach, Brünov! Brünov!

Graf. Ist's wahr? Gift?

Gräfin. Sagt' ich die's nicht, daß ich sterben wollte! und daß es nur um den Abschiedskuß war?

Graf. Engel! Engel! und ich hörte nicht, und hatte dir's geschworen, nicht zu glauben? — Aber wo ist er, wo ist er! Hund, wo bist du; spießen, emporschwingen!

Herzog. Recht so!

Graf. Laßt mich! Laßt mich! Ho des Wilden! hast du nun — hast du nun —?

Herzog. Graf! Armer! Unglücklicher! und ich habe das alles angerichtet! — ich will deiner Rache nicht entrinnen! Sie soll über dich kommen, in all deinem Durste. Nur so lange sie noch ist, — sie ist dein! und diese Augenblicke, die letzten, darf sie, darfst du nicht verlieren. Aber sie wird sterben, fühle das in allen seinen Schrecknissen! Sie wird sterben! und wenn sie todt ist, durch mich, durch mich todt, so sei der nächste Augenblick mein; ich will deiner harren in der ganzen Wuth deines Elends! — Und du, Theure, Arme, wie soll ich dich nennen, Märtyrerin!

Gräfin. Hören Sie mich, und du Brünov, wenn euch die Wünsche der Sterbenden werth sind, — seid Freunde.

Graf. Nie!

Gräfin. Brünov! — Doch ich will's hier nicht fodern! — Aber wenn du ausgeweint hast — Gott wird mir das gönnen, daß ich um dich sein kann, und wenn dann der Gedanke in dir aufsteigt, dann denke, daß deine Eulalia dir zulispelt, was ihr Wunsch im Sterben war. (Der Graf fällt auf die Knie neben ihr und verbirgt sich das Gesicht.) Und Sie, Herzog, lassen Sie es den Preis meines Todes sein, was mich hieher geführt hat! aber ich dacht' es nicht, daß es dahin kommen sollte! Ihre Rettung, Ihre Rückkehr zur Tugend, Liebe der armen Vernachlässigten, und Rechtfertigung meiner Unschuld! Lassen Sie's den Preis meines Todes sein!

Herzog. Theure! — Heilige! (ab. Wache mit ihm.)

Eilfter Auftritt.

Gräfin, Graf, Kanzler.

Gräfin. Und Sie, mein Vater! Es sei an Ihnen, das Vermächtniß Ihrer Tochter auszuführen, was sie nicht vermochte, zwar nicht vermochte, aber doch, dünkt mich, vorbereitet hat, daß es leicht sein muß!

Kanzler. Ach meine Tochter! meine Tochter!

Gräfin. Und nun — Brünov! Du — du — du! Theurester! Einziger! (Sie nimmt seine beiden Hände, und drückt sie mit Inbrunst an ihre Brust.) Noch immer in der stummen Betäubung? Auf, deine Blicke! (Der Graf sieht sie an, wirft den Arm um ihren Hals und läßt den Kopf an ihren Busen sinken.) Sagtest du nicht selbst, dort oben! daß da uns ein zweiter Brauttag werden sollte in reiner unbefangener Keuschheit, wie der erste klägliche deine Eulalia dir in die Arme gab. Sieh Brünov, oft wenn ich den Mond so ansah, und die Sterne all am Himmel, dachte, daß ich die nun schon in meiner Kindheit so sah, und in allen Abwechslungen meines Lebens, mit Augen voll Thränen, und wieder voll Freude! wenn ich dachte, daß die ersten Menschen ihn schon so sahen, und alles was hienieden gelebt hat, ihn so sah, o dann hab' ich's gefühlt, wie die innigste Tröstung vom Himmel, daß es mit uns nicht blos für dieses Sterbeleben sein kann. Auch wir werden so fortdauern, so ganz uns selbst gleich, wie dieser Mond dem Monde von Jahrtausenden her! und was ist da sterben? was sind zwanzig, dreißig klägliche Jahre? und werd' ich dich dann dort oben weniger lieben! Geh' ich aus der Schöpfung, in der du stehst? ich werde da sein, in der Ferne den Ball hier, auf dem wir uns fanden, und wo du noch wandeln sollst, nach mir, schimmern sehn, wie der Sterne geliebtesten! werde an ihm hangen in frommer wehmüthiger Liebe! und wer weiß, was ich mir verdient habe? ob ich nicht inniger bei dir sein darf, dich umschweben mit dem Engel deiner Leitung, dich in den Mühen deines Lebens, auf dem einsamen Pfade zu mir, mit Trost umsäuseln und mit Stärkung? — Brünov! das konnte kein Traum schwärmender Liebe sein, wenn wir in den trunkensten Augenblicken zum Himmel hinaufsah'n, und dann die Hand uns drückten, wer wollte lieben, wenn das Traum wäre — (leise Zuckung) Ach Gott! — wer wollte lieben! Brünov! komm, komm! mache mir das Ende meiner Kämpfe nicht schwer! es naht heran! (eine noch heftigere) Vater des Lebens und des Todes! (heftig) Brünov! Brünov! den letzten! (sie faßt seine Hand, bringt sie mit Mund zu ihren Lippen, küßt sie.)

Graf (springt auf, küßt ihren Mund) Eulalia! Eulalia! — nein, nein! (fällt wieder auf die Knie.)

Gräfin. Bester! bester! bester! (eine heftige Zuckung; sie hebt sich auf, wie in Angst, fällt zurück) Gott! mein Erlöser! Brünov! Brünov! (drückt den Kopf fest auf die Brust und die Hände zusammen) Brü — nov! — (stirbt.)

Kanzler. Meine Tochter! meine Tochter! weh! weh, weh!

Graf (springt auf, sieht sie an mit äußerstem Schrecken, fällt über sie her, küßt sie, bleibt so liegen, sinkt langsam herunter, fällt in Ohnmacht.)

Dietrich von Stade,

ward am 13. October 1637 zu Stade geboren, studirte zu Helmstädt und Upsala, trat 1662 als Secretär bei dem Baron von Banner in Dienst; 1668 aber ward er Consistorialsecretär, und 1711 Archivar der Fürstenthümer Bremen und Verden. Er starb am 19. Mai 1718.

Von ihm erschien:

Erläuterung und Erläuterungen der unternehmsten deutschen Wörter, deren sich Luther in der Bibelübersetzung bedient. Bremen, 1711; neu 1724; so wie ferner:

Mehrere Schriften zu Gunsten der deutschen Sprache — in lateinischer.

St. erwarb sich durch seine Leistungen zu jener Zeit große Verdienste um die Erforschung der älteren deutschen Sprachdenkmäler.

---

von Stadeke, s. Minnesinger.

Stadweg, s. Meistersänger.

Friedrich August von Stägemann

ward am 7. September 1763 zu Vierraden in Uckermark gebaren, studirte zu Halle die Rechte und erhielt dann eine Anstellung zu Königberg. 1808 ward er, zuerst beim Minister von Stein und 1810 bei dem Staatskanzler Hardenberg beschäftigt, Staatsrath, 1816 geadelt und 1819 zum ersten Redacteur der preußischen Staatszeitung ernannt. Zuletzt wirkte er als königlich preußischer wirklicher geheimer Staatsrath bei dem Ministerium. Er starb 1841.

Er gab heraus:

Historische Erinnerungen in lyrischen Gedichten. Berlin, 1828.

Erinnerungen an Elisabeth. Berlin, 1835.

Kriegsgesänge aus den Jahren 1806—1815. Halle, 1815. 2 Thle.

Nachtrag. Halle, 1818.

Erinnerungen an die preußischen Kriegsthaten von 1813—1815.

Sehr treffend sagt Menzel von ihm in seinem Werke über die deutsche Literatur, Thl. V. S. 191: Unter den patriotischen Dichtern glänzt auch Friedrich August von Stägemann, dessen antike Versmaße jedoch weniger geeignet waren, große Popularität zu erringen. Ueberdies verstand dieser Dichter den Freiheitskampf der Deutschen gegen Napolean durchaus nur als Preuße und Aristokrat, und richtete deshalb die Kanonen seiner flammensprühenden Begeisterung augenblicklich gegen jede Völkerzuckung, die etwa ein Mißbehagen an dem Gewordenen ausdrückte. Zuletzt hat er denn auch gegen die armen Polen gesungen, was sich freilich den stolzen Erhebungen im Unglück gegenüber nur wie ein grausamer Uebermuth im Glück ausnimmt und nicht schön ist.

Der Rheinübergang des ersten Heerzuges.

Am 1. Januar 1814.

Was gleitet durch der Wogen Schooß
In dunkelstiller Nacht?
So feierernst, als würd' ein groß,
Ein Heldenwerk vollbracht.

Fragt Weser, Elb' und Partha! fragt:
Wer hat in ihre Flut
Das Erymanthenwild gejagt,
Bedeckt mit schwarzem Blut?

Es ist der Greis, der unverwandt
Nach Frankreichs Strömen wies.
Er trägt der Preußen Fackelbrand,
Die Landwehr, nach Paris.

Und hoch in hellen Wolken kreis't
Ein königlicher Aar,
Als zög' ein alter Heldengeist
Voran der tapfern Schaar.

Und in den Blitzen, die er wirft,
Berauscht sich Blücher's Stahl,
Und Gneisenau, erleuchtet, schlürft
Den wunderbaren Strahl:

Und senkt hinaus in ernste Nacht
Den sternenhellen Blick,
Und wägt die zweifelhafte Schlacht
Und wägt des Cäsars Glück.

Ihm Heil, dem echten Sohn des Teut!
Der diesen grimmen Kampf
Auf Tod und Leben nicht gescheut,
Und nur des Frohnes Krampf:

Der nicht, ein schwankes Schilf, geweht,
D'rin Wind und Wetter spielt;
Der nach dem Herzen früh und spät
Der Schreckgestalt gezielt;

Die in der Geister grausem Streit
Bei Donners ehrnem Klang
Dem wahnzerriss'nen Haupt der Zeit
In Stahlgeschmeid entsprang.

Heil ihm, der uns gen Frankreich führt,
Der Landwehr treu gesellt!
Dort wird der Tiger aufgespürt,
Nur dort von uns gefällt.

Wir ziehn gen dort, wie Wetter ziehn,
Denn düster wetzt ein Flor
Noch um dein Waffenhaus, Berlin!
Um dein verwittwet Thor.

Dich, Friedrichs Degen! dich besitzt
Kein Wälscher, edle Zier!
Zu Tausenden gestaltet blitzt
Dein Feuer hier, nur hier!

Doch Brandenburger Fahnen wehn
An Feindes dreister Wand.
Sie wehten dort. Wie gehn, wir sehn;
Sie wehn in unsrer Hand.

Der Siegesgöttin zu Paris
Erfüllen wir den Schwur,
Der zu vertilgen ihr verhieß
Des Schimpfes letzte Spur.

Digitized by Google

Wir ziehen heim, und Palmen blühn
Aus unserm Schwert hervor,
Und siegestrunken grüßt Berlin
Sein frischbekränztes Thor.

Unsre Zeit.

1830.

Siegeslied ist oft erklungen
Aus der gottgelobten Brust,
In den Gauen teutscher Zungen,
Unserm Volk zu Lieb' und Lust.
Denn wo Gottes Geist gewaltet,
Hat sich Licht und Lieb entfaltet,
Gottes innen sich bewußt.

Siegeslied wird noch erklingen,
Denn die Zeit ist nicht vollbracht.
Uns zu Füßen legt ihr Schlingen,
Um die Häupter webt ihr Nacht,
Und der Höllen alt Gepolter,
Sporn und Rittee, Pfaff und Folter,
Zieht herauf zu neuer Schlacht.

Ewig Recht zwar hat gesprochen,
Und die Babel, ihren Hort,
Hat der Arm des Herrn zerbrochen,
Und der Zeit gewaltig Wort.
Längst verhallt an frommer Stäte
Sind des Liederbuchs Gebete
Wider Papst und Türkenmord.

Dennoch haltet Wacht, ihr Hüter!
Denn des Drachen junge Brut
Schleicht umher, bespritzt Gemüther,
Und vergiftet edles Blut.
Aber von der Nacht geboren
Naht sie nicht der Sonne Thoren,
Nicht der Geister Glanz und Glut.

Haltet Wacht! denn Priesterfrevel
Ist unsterblichen Geschlechts,
Und noch heute glimmt der Schwefel
Für die Hasse links und rechts.
Aus versunk'nen Marterkammern
Warnt uns noch der Unschuld Jammern
Und der Märtyrer Gächz.

Land der Eichen, Land der Treue,
Männerstammes reiser Kern,
Heil dir, teutsches Land, gedeihe
Freudig unter gold'nem Steen!
Geist und Arm erlöst vom Frohne,
Tapfre Lanzen um die Throne;
Fürstin in der Furcht des Herrn.

Heil dir, Königsburg der Preußen!
Die den Söhnen Teuts erglänzt,
Wenn in Kämpfen, in den heißen,
Palmenlaub die Schläfe kränzt.
Nicht um deine Marmorsäulen
Schwebt die Nacht mit ihren Eulen,
Schwankt ihr schattengrau Gespenst.

Ueber hohen Brennusthürmen
Schwebt ein Aar mit Blitz beschwingt,
Dessen Strahl den Schlangenwürmen
Brennend durch die Adern dringt.
Und den Götteraar begleiten
Siegesklänge aus Memnonssaiten,
Wenn sein Sonnenflug erklingt.

Heil den Völkern, Heil den Thronen!
Allen leuchtet Lieb' und Licht,
Wo der Tag die Rosenkronen
Um der Erde Scheitel flicht.
Betet, ihr in Mamre's Hainen,
Zu den Vielen, zu dem Einen!
Lenz und Liebe fehlt euch nicht.

Uns verkünde du, o Wahrheit!
Was der Herr und Meister spricht.
Du entzünd', o Geisteshlarheit!
Uns dein evangelisch Licht.
Helden, deren Sporn nur klinget,
Weisheit, die nur Messen singet,
Herr und Meister, gieb uns nicht.

Gieb uns, daß wir froh vollbringen,
Was wir ernst durch dich gedacht,
Wenn wir um den Morgen ringen
Mit dem Geist der alten Nacht.
Was wir glauben, lieben, hoffen,
Jeden Himmel gieb uns offen,
Heiter, hell in Tages Pracht!

Caroline Stahl, geborne Pumpf,

ward am 4. November 1782 zu Ohlenhof in Liefland geboren, wohnte früher in Nürnberg, dann in Wien, und hält sich jetzt als Wittwe in Dorpat auf.

Sie schrieb:

Erzählungen, Fabeln und Mährchen für Kinder. Nürnberg, 1816. 1821.
Kleine Romane. Leipzig, 1819. 2 Thle.
Erzählungen. Wien, 1820.
Die Familie Müller. Nürnberg, 1821.
Scherz und Ernst. Riga, 1823.
Moralische Erzählungen. Riga, 1823.
Allwinens Abendstunden. Riga, 1823.
Mährchen. Riga, 1824.

Feine Beobachtung, Scharfsinn, gute Charakterzeichnung und anmuthige Darstellung zeichnen die Leistungen dieser geistreichen Frau aus und geben ihnen, da zugleich eine sehr gesunde Moral in denselben herrscht, einen bleibenden Werth; namentlich ist „die Familie Müller" um jener guten Eigenschaften willen, ein empfehlenswerther Roman.

Heinrich Wilhelm von Stamford,

1742 zu Bouages in Frankreich geboren, kam, ein Findling, jung nach Deutschland, und wurde im siebenjährigen Kriege Lieutenant in braunschweigischen Diensten. 1769 ging er als Lehrer nach Ilfeld und hielt bald darauf den Officieren zu Halberstadt Vorlesungen, bis ihn der König von Preußen zum Major à la suite ernannte. Im Jahre 1782 begleitete er den jungen Prinzen von Oranien nach dem Haag, wurde, nachdem er nach und nach die übrigen Grade durchlaufen hatte, Generallieutenant, und trat als solcher mit den holländischen Truppen in englische Dienste. Endlich zog er sich in den Ruhestand zurück und wohnte abwechselnd in Braunschweig und Hamburg, wo er am 16. Mai 1807 starb.

Von ihm erschien:

Nachgelassene Gedichte, mit Vorrede von H. M. Marcard. Hannover, 1808.

Seine poetischen Leistungen beurkunden mehr den durch die Wissenschaft und das Leben fein durchgebildeten Geist, als den eigentlichen Dichter, doch sind einige treffliche elegische Gedichte darunter.

Digitized by Google

von Stamheim, ſ. Minneſinger.

Nicolaus Peter Stampeel,

1764 zu Hambueg gebneen, lebte als Privatgelehrter zu Leipzig, wo ee am 5. Ottnber 1810 ſtaeb.

Ee hinterließ:

Ueberſetzungen nus dem Engliſchen nnd Franzöſiſchen, z. B. Lobnieku, Malwina, 3 Thle. Mathilde, 4 Thle.

Gab hernus: Aglaja. Frankfurt, 1801—3.

Ein fleißigee aber mittelmäßiger Ueberſetzee.

Gotthelf Wilhelm Chriſtoph Starke,

am 9. December 1762 zu Bernbueg gebneen, ſtudiete in Halle, und kehete in ſeine Vaterſtadt zueück, wo er 1783 Collnboratnr, 1792 Rectoe dee Stadtſchuie warb. 1793 eehielt ee die Oberpredigerſtelle nn der Altſtädtee Kirche, und ging endlich 1799 als Obeehofpredigee nnch Ballenſtädt, wo er ſeit 1830 in eheenvollem Ruheſtande lebt.

Von ihm erſchien:

Gedichte. Bamberg, 1788.

Einige Gedanken über die Uebeeſetzung der griechiſchen und römiſchen Dichter. Halle, 1790.

Hornzens Beief über die Dichtkunſt. Halle, 1791.

Gemälde aus dem häuslichen Leben. Berlin, 1793—98. 5 Thle.; 3. Ausg. 1817.

Beemiſchte Schriften. Halle, 1796.

Predigten. 1797.

Kleine Romnnenbibliothek mit B. Lafontnine, Leveſque, S. Mernnu und R. Reinhard. Göttingen, 1799—1801.

Kirchenlieder. Halle, 1804.

Liedee für unſere Zeit. Berlin, 1813.

Viee Peedigten übee die Vereinigung der evangeliſchen Chriſten. Quedlinburg, 1820.

Predigten nnd Reden. Stuttgart, 1828.

St. erfreute ſich ſeinee Zeit großen Beifalls durch ſeine Darſtellungen aus dem bügeeelichen Leben, die ſich duech glückliche, wenn nuch auf einen engen Kreis beſchränkte Erfindung, freundliche und gemüthliche Schilderung, gute Chaeacterzeichnung, geſunde Moeal und zarte Innigkeit auszeichnen, jedoch mitunter zu leicht in ſentimentale Weichlichkeit ausarten.

Das Feſt der Hausgötter.

Röthlich erhelltes Gewölk goß ſeiner Gebilde ſich freund
Der geſegnete Mai hold über die Bläue des Himmels,
Wie verloren in Träumen der Lieb' ein blühender Jüngling
Ueber dem ſpiegelnden Quelle der Heimath Roſen zerpflücket.
Blumen gewährte der Mai den beteppichten Wieſen nnd Gärten,
Aehren der ſteigenden Saat, kühl athmende Schatten den Wäldern,
Freudengeſang dem Gevögel und üppige Sprünge den Heerden.
Aber dem frohen Bebauee dee milden itnlieniſchen Fluren
Gab ee im Wonnegefühl beim Feſte der häuslichen Götter
Mehr als Lenzgenuß. Ach groß iſt der Häuslichkeit Segen!
Siehe non ihren Geſchenken gedeihet hienieden die Menſchheit,
Wie das Getreide der Flue nom erfriſchenden Regen des Frühlings,
Süßer begeiſtert ihe Hnuch, als die ſtärkenden Düfte der Blumen,
Sanfter umhüllet ihe Dunkel als trauliche Schatten der Wälder,
Liedlichee wärmet ihr Feuer, als ſonnige Tage des Maimonds.

Dieſer Gewährungen froh trat ſchimmernd vom eöthenden Morgen
Tullins neben der jungen geliebten Gefährtin zum Heerde,
Dankte den Göttern und rief: „Willkommen beglückender Feſttag!
Heute beſtäube der Rechen und Spaten, der Rocken nnb Webſtuhl.
Frſtlich und rein glänzt' Alles, die Bilder der häuslichen Götter
Standen in Dunkel gehüllt vom ſchwebenden Dampfe des Weihrauchs.
Und ſich enthülſendes Korn ſpeang knutternd in glühenden Kohlen,
Friedliche Still' umwallte ſo lauſchend die ländliche Hütte,
Daß von dem nahen Gefilde das Wirbeln der ſteigenden Lerchen,
Und oom Gebälke des Dachs nus irdnem Gebäude dee Schwalde
Zwitſcherndes Liedergeſchwirr hellkönend die Gattin erfreute.
Neben dem Heerde nergnügte das Aug' ein Körbchen, nus welchem
Blumen mit mancheelei Krnut friſch duftend nnd prangend ſich blähten,
Krokus und Ritterſporn und Violen, Naeriſſen, Akanthus,
Iris nnd Lilienſchnee, bei Roſen von Päſtum und Myrthen.

Aemſig verknüpfte die Gattin die Blumen und Zweige zum Schmucke,
Füe die Götter des Heerd's. Wie ſchimmert das Kränzchen ſo lieblich!
Rief mit Entzücken der Mann. Ach! Brſte, ſo windeſt du freundlich
Mie zum Kranze die Blumen der irdiſchen Freuden zuſammen,
Schaue die Thränen des Danks, und laß uns die Götter nerehren!
Ihnen zerfloſſen vordem die geſegneten Bäree in Andacht,
Ihnen entdicten dereinſt die Kinder Verehrung und Feſte.
Weihe den Göttern den Krnnz, ſie beſchirmen die eilende Menſchheit,
Schirmen die Tugenden, welche zum Frieden die Sterblichen leiten.
Oftmal wird das Geleit im Gewimmel der Menſchheit gedränget,
Sieh! dann flieht's zum Heerde der häuslichen Göttee, und findet,
Schuz nnd erhaltende Lieb' — o laß uns die Hüter verehren!
Laß uns bewahren die Schäze des Schönen und Guten dee Vorwelt,
Laß uns mit Schäzen des Guten und Schönen verſorgen die Nachwelt.
Gütige Götter, und dann gewährt nns Gedeihen und Segen,
Gebt im genügſamen Sinne den Znuber des goldenen Alters,
Gebet in Wenigem Viel. Laßt immer in eutee Beſchirmung
Kräfte zum Wirken am Moegen und Ruhe des Abends uns ſchöpfen,
Spendet erqnickende Kühlung in beückender Hitze des Mittags,
Schuz, wenn's ſtürmet, und Wärm' im Wintee am glühenden Heerde,
Freundſchaft, Frieden und Lieb' — ach! bis zu dem Kuſſe dre Abſchieds!
Redliche Gattin, du weinſt? Laß Küſſe die Thränen dir trocknen!
Schreckt dich der Abſchied? — Fürchte dich nicht nor Elyſiums Auen!

Als er mit Wärme ſo ſprach, vernahmen ſie beide den Fußtritt
Eines Mannes; ihm eilte der Gatt' entgegen, und kehrte
Bald mit Entzücken zurück. O ſieh nur, rief er non weitem,
Unſer Verehrter und Freund, der Sänaee des Wahren und Guten,
Sendet nns einen Geſang zur Feier des häuslichen Feſtes.
Gütige Göttee des Hauſes, ihr ſeid auch Götter der Freundſchaft!
Schüzet uns unſre Geliebten, erhaltet uns würdig der Freundſchaft!

Inniglich laſen die Gattin das Lied, und freuten ſich herzlich,
Drücktin ſich küſſend die Händ' und laſen es oft noch non neuem.

Aber, ſeufzte das Weib, wie danken wir unſerm Geliebten
Für ſein freundliches Lied? Laß uns ein Sträußchen ihm binden,
Hier ſind Blumen genug, und wünſch' ihm, was wir uns wünſchten.
Fröhlich erkieſten und banden ſie nun die Blumen zum Strauße,
Küßten und ſandten den Strauß mit den Worten der Liebe dem Freunde:
Heil und Gedeihen und Dank dir, Sänger des Wahren und Guten,
Für dein freundliches Lied! nimm Edler ein Sträußchen von Blumen,
Welche wir freudig zum Schmucke der häuslichen Götter erlaſen.
Wandle noch lange mit Kraft, den Genoſſen des Tages die Schätze
Lebender Alten zu ſpenden, o wandle hienieden noch lange,
Schätze des Wahren und Guten und Schönen zu ſammlen der Nachwelt.
Und die geſegneten Götter des Hauſes gewähren die Freude,
Liebes und Gutes die Fülle! Genuß in ihrer Beſchirmung
Schöne begeiſternde Morgen, und Ruhe des Abends, Erquickung,
Schutz, wenn's ſtürmet, und Wärm' im Winter am glühenden Heerde,
Freundſchaft, Frieden und Lieb' — ach! bis zu dem Kuſſe des Abſchieds,
Wandle ruhig, — und fürchte dich nicht vor Elyſiums Auen.

Der Dichter.

Ruhig verlebte Philetes in Joniens Auen die Tage,
Vielen geborgen und arm, doch beglückt durch die Gaben der Muſen,
Welche der Göttergenuß nicht ſelten verleihen der Armuth.
Liebend erfreut' ihn ſein Weib, ihn erfreuten die blühenden Kinder:
Für ſie beſchnitt' er den Baum, zog Früchte, und vermählte den Weinſtock,
Ihnen gehörte ſein Lied und der dürftige Lohn des Geſanges;
Und ſie genoſſen mit ihm den ärmlichen Segen genügſam
Und in zufriedenem Haeren auf nahe beglücktere Zeiten.
Denn ein bithyniſcher Fürſt vom Ruhme des Sängers getrieben
Hatt' in das Land ihn berufen, damit er in fröhlicher Muſe
Thaten und Feſte der Götter und Helden, die Tugend der Bürger,
Und zur Veredlung des Mahles die Freuden des Lebens ihm ſänge.
Wenige Monde nur noch, dann begrüßt er Bithyniens Auen.
Deren geahnete Reize die Seele des Sängers erfüllten.
Alſo ſich wiegend in Träumen verließ er ſein Hüttchen und wallte
Einſam und Lieder erſinnend am Ufer des kleinen Lethäos,
Wo begeiſternd ein Thal in umblühetes Dunkel ihn lockte.
Ueppiges Myrthengeſträuch verbarg die beſonnete Landſchaft
Lieblich dem Auge zu Theil, und Roſen umwanden die Zweige,
Daß ſie den Myrthen entknoſpet erſchienen, und Vögelein girrten,
Liſpelnd verlor ſich der Weſt in leiſe gebogenen Halmen,
Und das bedlümete Moos ſchwoll weicher als ſeidene Polſter;
Aber vor allem entzückt' ihn der Zauber der göttlichen Muſen
Welche den Dichter verſtrickten in Banden des ſüßen Geſanges.
Wonniglich ging er einher verſunken in ſchönen Gedanken
Hörte der Himmliſchen Gruß, die des Sterblichen Hütte beſuchten,
Schwebte mit ihnen empor zum Olympos, und koſtete Nektar,
Folgte dann ſchauernd hinab zu den Schatten dem ſchwebenden Hermes,
Freundlich umſtrahlt ihn der Glanz von Elyſiums goldenen Blumen.
Süß war ſeine Begeiſtrung, und ſüß ſein liebendes Streben,
Ihre Gebild' in den Schmuck harmoniſcher Rede zu kleiden.
Alſo verfloß ihm die Zeit, er beachtete nicht ihr Verfließen,
Denn des Geſanges Gewalt entnimmt uns den Feſſeln der Stunden.

Käm' er doch wieder, ſo wünſcht' indeß mit den Kindern die Gattin,
Denn ſie hatte ſchon lange die Speiſe beſchicket, und hielt ſie
Sorgſam und hütend auf Kohlen und ſtillte die fragenden Kleinen.
Sicherlich haben ein Mahl ihm die göttlichen Muſen bereitet,
Welches ihn ſchöner vergnügt, ſo redte ſie, harret ein wenig,
Sehet, er mag nicht allein, er mag mit dem liebenden Weibe
Mag mit euch nur genießen, und mehr als der eignen Erquickung
Freut er ſich eures Genuſſes; nicht lang, ſo bringt er euch Blumen.
Willig harrten ſie nun, mit ihm nur glücklich ſich fühlend.
Aber ihm war es gelungen im liebenden Streben, des Geiſtes
Holde Gebild' in den Schmuck harmoniſcher Rede zu kleiden,
Und er begab ſich zurück, den Verzug nicht ahnend, zur Hütte.
Als er nun näher ihr kam, da gewahrt' er von Ferne ſein Hündchen;
Aber es hüpfete nicht wie ſonſt viel ſchmeichelnd und wedelnd,
Läſſig und angſtvoll ſchlich's ihm entgegen. Ihn rührte der Anblick,
Denn er liebte das Thier, ſchon lang' es ernährend mit Sorgfalt.
Treues Geſchöpf, was quält dich? ſo ſprach er bedauernd und ſtrich ihm
Sanft und ſanfter das Haar, da wollt' es ſich dankbar erheben,
Krümmte ſich, ſank vor ihm nieder, und winſelt' und zuckt' und erſtarrte.
Inniger hatte der Hauch der erweichenden Muſen des Herzens
Zarte Gefühle gemacht, und werther ihm alles, was athmet.
Mitleid netzte ſein Aug', er bedachte das Eilen des Lebens,
Und die beſeelende Kraft, wie ſchnell und wohin ſie verfliege.
Manches verſucht' er darauf, dem Thiere zu helfen, es regte
Nimmer ſich wieder, und ernſt betrat er die Schwelle des Hauſes,
Fragt' und erzählte mit Haſt, was draußen das Herz ihm bewegte.
Aber erſchrocken entriß die liebende Gattin dem Heerde,
Sahe den Unfall erſtaunt mit den klagenden Kindern ihn klagend.
Wahrlich, uns hat ein Gift das Hündlein getödtet, begann ſie,
Eben umſprang es mich noch, von dem Duftr der Speiſen gereizet,
Lüſtern und raſch, und ſchien bald ſo, bald anders zu bitten,
Bis ich ihm gab; fürwahr durch grauſes Verſehn des Verkäufers
Ward mit erkauftem Gewürz' ein Gift mir heute gegeben,
Möge der Arzt uns belehren, uns drohte das bitterſte Wehe!

Eilig berief nun Philetes den Freund, den Arzt, in das Hüttchen,
Dieſer erforſchte das Mahl, und findend die Spuren des Giftes
Pries er das rettende Glück, es jauchzte das Weib mit den Kindern.
Dank euch, ihr Himmliſchen, Dank! uns werden noch fröhliche Tage
Von dem Olympos beſchieden, ſo ſprachen ſie ſelig, Philetes
Trocknete, brünſtig umarmt, ſich die Thränen, und rief im Entzücken:
Dank, o Muſen, auch euch! ihr gewähret elyſiſche Wonne,
Lehret und ſtärkt, euch preiſt mein Lied; mich gütig zu ſchützen,
Heitet ihr zaubernd mich feſt in den Banden des ſüßen Geſanges,
Bis die Gefahr uns verſchwand, o Dank euch, göttliche Muſen!

Mitfreude und Mitleiden.

Agathon ſtand tiefſeufzend an ſeinem verhagelten Morgen,
Weiter ach! hatt' er kein Feld, Thränen entrannen ihm viel.
Nahe dabei beſaß ein Reicher die herrlichſte Breite,
Welche das Wetter nicht traf, golden von Weizen umwallt:
Siehe, wie voll, wie ſchön! gieb Wonne dem guten Beſitzer!
Dachte der Arme, und ging heiterer hinweg als er kam.
Drauf beſuchte der Reiche das Weizengefild', und bekümmert
Schaut' er die Felder umher mit dem zerſchmetterten Korn:
Agathon haetes Geſchick traf dich, nun klaget die Gattin,
Weinen die Kinder mit dir; tröſte dich dürftiger Mann!
Wächſt mir doch Viel, du ſollſt von der Fülle des Nachbars genießen!
Alſo dacht' er, und ging reicher hinweg als er kam.

Der Beſuch.

Zwei häusliche Gemälde.

Erſtes Gemälde.

Schon ſeit mehr als ſechzig Jahren ſind Halme und Blumen auf dem Grabe des Pfarrers Buchbaum gewachſen; aber noch pflegt ſein gegenwärtiger Nachfolger im Amte, wenn er ſeinen Gäſten den Kirchhof und auf demſelben die Ruheſtätte des Redlichen zeigt, von einem Beſuche zu erzählen, welchen Buchbaum einſt einem trauten Freunde, dem Prediger Haiden, gab.

Dieſer Beſuch war einige Jahre beſchloſſen geweſen, und immer durch mannichfaltige, ach! zuletzt durch ſehr traurige Vorfälle zu Buchbaums Schmerze verhindert worden. Denn er liebte den guten Haiden von ganzer Seele. Haiden war mit ihm aufgewachſen, hatte in der Schule immer neben ihm

geſeſſen, mit ihm gelernt und geſpielt, mit ihm zugleich die Schule verlaſſen, auf der Univerſität drei Jahre lang mit ihm auf einer Stube gewohnt, und als ſie ſich nun trennen mußten, mit ihm den freundſchaftlichen Vertrag gemacht, daß ſie nicht bloß einen Briefwechſel über ihre wichtigern Angelegenheiten und Schickſale unterhalten, ſondern ſich, wenn es nicht durch eine zu weite Entfernung unmöglich gemacht würde, recht oft beſuchen wollten. Beide wurden Prediger in Dörfern, die eine Tagereiſe aus einander lagen. Bis ſie über die Funfzig hinaus waren, hatten ſie jährlich einmal eine volle Woche vergnügt mit einander zugebracht. Als höheres Alter ihnen das Reiſen etwas erſchwerte, nach die beſtimmte Ordnung nicht mehr ſo genau beobachtet, und nun waren ſchon drei Jahre ſeit Haidens letzten Beſuche bei ſeinem Freunde vergangen.

Wahrlich, wir müſſen den rechtſchaffnen Jugendgenoſſen und ſein ehrliches Weib einmal ſehen, ſagte Buchbaum zu ſeiner Gattin, die Pferde ſtehen müßig im Stalle, das Wetter ſcheint beſtändig zu ſein, ich bin jetzt geſunder und getroſter, als die Zeit her, wir müſſen noch dieſen Winter hin. Wer ſteht uns dafür, daß wir es ſonſt wieder können? In das alte, liebe Haus, in welchem wir ſo manche ſchöne Stunde feierten, kommen wir nun ſo nicht mehr. Je nun, da Haidens neue Stelle an Ertrag die vorige übertrifft, ſo iſt es um ſo beſſer, und das Dorf, wo er jetzt wohnt, liegt uns beinahe eine Stunde näher. Seit einem Vierteljahre ſind die Guten bereits da und völlig eingerichtet, wir werden alſo deſto willkommner ſein. Wir müſſen hin. Wer weiß, wie es bald mit einem von uns kommt. Haiden wird mich ſo kaum noch kennen, ich bin in den Paar Jahren ſehr alt geworden.

Der biedre Mann, der bei dieſen Worten mit einem Seufzer und mit Thränen im Auge ſchwieg, hatte Recht. Er war nicht tief in den Sechzigen, aber der größte Kummer, den es giebt, Kummer um ein Kind, hatte ſeinen Rücken gekrümmt und ſein Haar grau gemacht.

Der Beſuch wurde beſchloſſen, und den Freunden in einem Briefe angekündigt, welcher mit der herzlichſten Liebe und Freude beantwortet ward. Ein junger Mann aus der benachbarten Stadt übernahm eine Predigt und die übrigen Amtsgeſchäfte des Pfarrers, der Winter war gelind und angenehm, alles war weithin nur mit dünnem Schnee überdeckt und die Bahn vortrefflich. Ein Paar Stunden vor Tage ſetzten ſich die beiden Alten in ihren wohlverwahrten Wagen, die ſechs Meilen wurden über ihre Erwartung ſchnell zurückgelegt, und es ſchlug erſt drei Uhr in Haidens Dorfe, als ſie vor demſelben waren. Hier ſank ihnen Haiden, der den Wagen aus ſeinen obern Fenſtern von fern bemerkt hatte, mit ſeinem Weibe in die Arme.

Ein Willkommen drängte das andre, eine Begrüßung und Umarmung, eine Frage, eine Erinnerung und eine Thräne jagte die andre, Wehmuth mit der ganzen Fülle von Gefühlen, die ſie einſchließt, herrſchte bei Allen, darum waren ihre Reden anfangs nur kurz, von einem Gegenſtande zum andern überſpringend und abgebrochen. Liebe und Sorge der treuherzigen Wirthe für die Bequemlichkeit und Erquickung ihrer Gäſte, Liebe und Dank der Gäſte füllten die ſtummen Augenblicke aus. Aber jedes Wort und jede Aeußerung, jeder Händedruck und jede Nöthigung zum Genuſſe des dampfenden Trankes in der mild geheizten Stube, jede Frage und jede Bemerkung bei dem nachherigen Durchwandern der beiden Gäſten noch unbekannten Wohnung, bei der Beſichtigung ihrer Lage, und bei der Beſchreibung aller ihrer Vortheile, war ein neues Band, welches die vier guten Menſchen zu den vertraulichſten Ergießungen an einander ſchlaß.

Dieſe waren längſt im vollſten Strome, und ſchon mehrmals von der bei dieſem Beſuche unvermeidlichen Erwähnung großer Leiden abſichtlich zurückgelenkt, als die Wirthin freundlich fragte, ob ſie ihren Lieben, die ſich heute zur Erholung vermuthlich etwas zeitig zur Ruhe legen würden, das Abendeſſen auftragen ſolle? Es iſt ſpäter, ſetzte ſie hinzu, als wir bei unſerm traulichen Geſchwätze dachten, ſechs Uhr iſt vorbei, und vielleicht hat ſich der Hunger, der ſich vorhin nicht melden wollte, bei unſern Reiſenden eingeſtellt.

Ja, ja, ſagte Haiden nach einem Blicke auf Buchdanms billigende Geberde, bringe, was du haſt, und nun ſetzt euch Lieben, und laßt uns fröhlich genießen.

Fröhlich! erwiederte Buchbaum, ja fröhlich! und noch ein Wörtchen: Du weißt, Haiden, daß wir dießmal nicht ohne manche ernſte Reden von einander ſcheiden werden. Es kann nicht anders ſein, wir haben Vielerlei zuſammen erfahren, wir haben uns zuſammen gefreuet, und haben Herz genug, auch mit einander zu weinen. Aber laß uns im Voraus die Hand darauf geben, daß wir dem, ſo ſchnell es ſein kann, ein Ende machen, daß wir uns nicht kümmern und erſchüttern, ſondern tröſten und ermuntern wollen, zu dulden als ſolche, welche die Hoffnung haben, daß ſie nicht immer hier bleiben, daß es für ſie anderswo Aufſchluß und völlige Befriedigung giebt.

Alle trockneten aber verborgen Thränen. Weißt du wohl, Haiden, fuhr Buchbaum aufheiternd fort, wie wir uns in Jena ſo zuſammen an den Tiſch ſetzten? Freilich dampfte uns da keine ſo gewürzte Suppe entgegen, auch blinkte für uns kein Wein, wie hier; aber es waren doch gute, gute Zeiten!

Haidens Antwort, die das Erwähnte weiter ausmalte, und die Folge von lachenden Bildern, die ſich leicht daran anreihte, ſo wie manches Wörtchen von öffentlichen Begebenheiten, worüber Haiden von jeher gern plauderte, würzte das Mahl, und das Mahl labte und ſtärkte. Die Wirthin hatte es ſorgſam zugerichtet, wie die Liebe zuzurichten pflegt, und bloß für den alten Jugendfreund war ein köſtlicherer Wein angeſchafft worden, als Haiden gewöhnlich trank. Gutmüthigkeit gab und empfing, Gutmüthigkeit ſprach und hörte bei und nach dem Mahle.

War es ihr leiſer Zug, der Alle mahnte, gegen die, mit welchen ſie ſich ſo innig eins fühlten, auch gar nichts im Herzen zurückzubehalten, aber war es bei allen ein dunkler Gedanke, daß ſie ſich in der gegenwärtigen Stimmung über erlittene Leiden am gefaßteſten ſprechen laſſen werde, aber war es beides, was der Unterhaltung bald nach Tiſche Feierlichkeit und Klagen, Seufzer und Thränen gab? Wie unwillkührlich waren ſie plötzlich in einem Geſpräche aertieft, an welchem ſie oft ſchon geſtreift, und das ſie doch immer vermieden hatten. Sie rückten ihre Stühle näher zuſammen, die Reden wurden ſchneller von den lauſchenden Ohren empfangen, oft faßte eine Hand die andre, und oft drückte ſich eine Bruſt an die andre, da Alles, was die Freunde aus traurigen Briefen wußten, wiederholt, erläutert und gegenwärtiger gemacht ward.

Buchbaum erzählte, wie ſein Sohn, von welchem Haiden immer behauptet hatte, daß er ein außerordentlicher Mann werden müſſe, zwei Jahre lang auf der Univerſität die größeſten Erwartungen zu übertreffen verſprochen, welche Fortſchritte er in der Rechtswiſſenſchaft, die er erlernte, und in der Meßkunſt, die er vorzüglich liebte, gemacht habe, wie er dann durch eine verzeihliche Unbeſonnenheit in eine Schlägerei, und durch dieſe in einen mehr öffentlichen Auftritt verwickelt, wie er, der nicht leicht unter den Letzten war, als einer von den Anführern entdeckt, und ſchimpflich von der Univerſität verwieſen ſei. Er hat es nicht gewagt, ſetzte der Vater ſchluchzend und oft ſtockend hinzu, indeß die Mutter in Thränen ſchwamm, mir wieder unter die Augen zu treten, da er meine Hoffnungen ſo ſchrecklich getäuſcht hatte. Und Gott weiß es, ich hätte ihm gern vergeben. Daß doch Kinder Zutrauen zu dem Vaterherzen hätten! Ach, worum hat Furcht und Stolz über die Liebe geſiegt? Gott iſt mein Zeuge, ich hätte ihm vergeben. Denke Haiden, bald nach ſeiner, damals noch nicht allgemein bekannten Entweichung, hat ihn ein Bauer auf dem Hügel hinter unſerm Dorfe ernſt und ſinnig nach der Pfarrwohnung hinab blicken ſehn. Der Mann denkt, Fritze iſt zum Beſuche zu Hauſe, und hat nichts Arges daraus. Nach acht Tagen erfuhr ich es gelegentlich. Wie habe ich geforſcht! aber alles Forſchen iſt vergebens geweſen. Wenn uns eine Spur nicht irre geleitet hat, ſo iſt er zu Schiffe gegangen. Gott, in welchem Meere mag er ſchwimmen oder verweſen. Wie beugſt du mein graues Haupt, mein Fritze, mein einziger Sohn!

Getroſt Freund, fiel ihm Haiden ein, getroſt! es iſt noch nicht Alles verloren; ſeit einem Jahre iſt er verſchwunden, vielleicht ſiehſt du ihn wieder, vielleicht ſiehſt du ihn bald wieder. Dir iſt doch noch die Hoffnung übrig. So iſt es mit uns nicht. Unſre Lotte kommt nimmer zurück von dem Todtenacker.

O, rief Buchbaum, wie gern tauſchte ich mit dir! Deine Tochter ſtarb als eine fromme, tugendhafte Jungfrau, du weißt, wo ſie iſt, du hätteſt ſie nicht ſo verſorgen können. In ihrer reinen Blüthe ward ſie hingegeben in die Arme des Vaters, der ſie nun weiter erziehen wird. O! daß ich ſo wüßte, wie du, wo mein Sohn iſt! Siehe, wenn er auf unſerm Kirchhofe eingeſenkt wäre, als ein früh vollendeter ſchuldloſer Jüngling, hinkniete wallte ich auf ſeinem Grabe, und die Hände falten und mit Entzücken rufen: du Herr haſt ihn mir gegeben, du haſt ihn mir genommen, dein Name ſei gelobt! —

Haiden und ſeine Gattin thaten, was ſie konnten, den Kummer der Freunde durch Anſprüche auf Mitempfindung zu zerſtreuen und zu mildern. Sie erwähnten daher aller ihrer Kinder, die in den Jahren der früheſten Jugend ſtarben, und dann weitläufiger ihrer Lotte, die ihnen als erwachſene Jungfrau vor einem Jahre entriſſen ward. Umſtändlich beſchrieben ſie das Entſtehen, den Fortgang und das Ende der Krankheit, wiederholten die letzten Reden der guten Tochter, und ergaſſen ſich dann, als wollten ſie ihre Zuhörer nicht wieder zur Beachtung des eignen Wehes kommen laſſen, in Aeuße-

rungen über die mannichfaltigen Beschwerden, über die Mühe und Angst des irdischen Lebens, wobei sie besonders auch die Furcht vor räuberischem Ueberfall in Anschlag brachten, die sie in der Nähe eines großen, damals noch sehr unsicheren Waldes fast unablässig gefühlt hätten. Wir können uns glücklich schätzen, fügte Haiden hinzu, daß wir so durchgekommen sind. Mein Vorgänger in meiner vorigen Stelle ward doch, wie ich euch mehrmals erzählt habe, in zwanzig Jahren dreimal bestohlen. Auch ist seit zwei Jahren wieder mehr als vorher von Einbrüchen gehört worden. Und eben das hat mich stärker als die übrigen Vortheile zur Annahme meines jetzigen Amtes bewogen. Hier sind wir doch ein Stündchen weiter von dem fürchterlichen Walde entfernt, in dessen Nähe wir sonst wohnten. Ohne Sorgen leben wir indeß auch hier nicht, und unsre Nächte sind unruhig. Wie wohl ist, sprechen wir manchmal, denen in den Gräbern, die keine bösen Menschen mehr fürchten. Oft schlafen wir erst, wenn wir des Morgens um vier Uhr die Stimmglocke tönen hören, noch auf ein Paar Stunden unbekümmert ein.

Diese Worte führten mancherlei Beschreibungen von Diebstählen und von dabei verübter List und Gewalt herbei. Man weiß, wie in unsern Zeiten bei größerer Sicherheit dergleichen Gespräche die Aufmerksamkeit spannen und die Theilnehmung anziehn, indeß sie das Haar sträuben; mit welcher Innigkeit mußten sie also von denen geführt werden, die vor beinahe hundert Jahren in einer sehr waldigen Gegend das in der Wirklichkeit scheueten, was uns fast nur wie eine grause Dichtung schreckt. Enger drängten sich die trauten Leute zusammen, und erzählten mit leiser Stimme eine furchtbare Geschichte nach der andern, bis die Erwähnung, wie spät es sei, gleichgültigere und auf einen erwünschten Schlaf besser vorbereitende Reden in den Gang brachte.

Zehn Uhr war vorüber, als die Gäste in ihr Schlafzimmer hinauf begleitet wurden, und die Wirthe sich heiter und furchtloser als gewöhnlich zur Ruhe legten und entschliefen. Wenn man willkommne Freunde unter seinem Dache hat, ist man ja immer vor Dieben und Feuer minder bange, gleichsam als wären mit den Geliebten mächtige Schutzgeister in das Haus eingezogen. Auch Buchbaum lag mit seiner Gattin bald auf dem von sorgsamer Pflege erwärmten Lager. Der Alte hatte ein Tischchen vor das Bett gestellt, und seiner Gewohnheit nach vor dem Entschlummern ein wenig gelesen. Diesmal hatten ihn einige fromme Gesänge aus einem damals geschätzten Liederbuche beschäftigt. Ach dies Liederbuch war ihm vorzüglich theuer als das letzte Weihnachtsgeschenk, das seinem verlornen Sohne bescheert ward. Zierlich war es in rothes Pergament gebunden, und auf der Decke stand in Silber abgedruckt der Name des damals glücklichen Kindes, von Blumenranken und einer Krone eingeschlossen. Buchbaum schöpfte am Abende, wenn er nicht in der Bibel las, oft aus diesem Buche Erbauung, und dazu hatte er es auch beim Abreisen beigesteckt. Mit Gedanken, wie sie dies Büchlein erwecken mußte, war er, indeß sein Weib schon in festerm Schlafe lag, in leisen Schlummer gesunken.

Plötzlich schreckte ihn ein erschütterndes Krachen, wie wenn Alles umher zerschmettert würde, wieder auf, und über seiner schnellen Bewegung ermunterte sich seine Gattin. Er glaubte, einen Donnerschlag gehört zu haben, und faltete die Hände zum Gebete, als in der Kammer neben der Stube ein vielfaches Geräusch und Flüstern merklich ward. Räuber hatten den Fensterladen von außen aufgesprengt, und besprachen sich nun in der Kammer. Herr Gott! Diebe, Diebe! seufzten die Gatten einander zu, als schon mit einer Blendlaterne ein langer, furchtbarer Mann in die Stube trat, dessen Antlitz ein tief herabgedrückter Hut oben eben so verhaeg, als den untern Theil des Gesichts ein schwarzer Bart verhüllte. Er schaute umher, betroffen darüber, daß er Menschen in der Stube bemerkte, und winkte seinen Gefährten zurück zu bleiben. Dann nahte er sich mit festem, bedachtsamen Schritte und beugte sich über das Bett her, in welchem die Alten mit über einander gerungenen Händen, an allen Gliedern sichtbar zitternd wie vom Fieberfroste geschüttelt, sich abwärts nach der Wand hin gerichtet hatten, so daß die Silberlocken des Greises dem Räuber zuerst in die Augen fallen mußten. Dieser Anblick schien ihn mächtig zu rühren; wie von übermannender Ehrfurcht ergriffen, starrte er so bestürzt weg, daß sein zurückfahrender Arm das Liederbuch vom Tische riß und dieses vor seinen Füßen niederfiel.

Er hob es auf, taumelte in die Mitte der Stube, richtete den Blick so schmerzlich aufwärts, als solle er vergehn, dann warf er ihn wieder auf das Buch, dann ballte er die Hand gegen die Brust, zitterte wieder nach dem Lager, hing eine Welle über demselben, wie ein Mensch, dem Vernichtung angekündigt ist, bebte dann wie von einer schrecklichen Gewalt gezwungen gleichsam sich sträubend zurück mit einem langen entsetzlichen Ach! schob das Buch hastig in den Busen, und ein Krampf schien seinen schlaffen Gliedern neue Festigkeit zu geben, als er hinweg stürmte und in der Kammer leise aber schnell gebot: Fort, im Augenblicke fort! oder ihr seid verloren, wir sind verloren, weg, weg! Ohne Verzug entfernten sich alle und zuletzt der Anführer, der noch einmal aus der Mitte der Kammer mit einem langen entsetzlichen Ach! wie vorhin, nach dem Lager herüber stöhnte und dann den übrigen folgte.

Es ward wieder still, die Gatten richteten sich auf, matt und mühsam wie Menschen, die ein Mörder erschlagen zurück zu lassen glaubte. Herr Jesus, Vater, seufzte die Mutter, das war Fritze. Sein Ach! — seine Stimme in der Kammer! — Gott! seufzte der Vater entgegen, es war Fritze. An der Stimme in der Kammer erkannte auch ich ihn, und sein Ach, sein Blick auf das Buch, — siehe, es ist nicht mehr da, — macht es mir gewiß; aber schweig, auch gegen unsre Freunde schweig, es war unser Sohn, wehe! —

Beide waren wie zermalmt. In einem Zustande dumpfer Betäubung wurden sie hernach von den wach gewordenen Wirthen getroffen, in einer Art von Betäubung, die Haiden und seine Frau als eine Wirkung des Schreckens nicht auffallend fand, blieben sie ferner, sie sprachen wenig, äußerten Liebe und Herzlichkeit mehr durch Geberden und schmerzliches Lächeln, als durch Worte und reisten, so bald es möglich war, in ihre Heimath zurück.

Der Besuch.

Zweites Gemälde.

Der Mensch vermag bisweilen etwas zu dulden, was er vorher für unüberstehlich, und Lasten zu tragen, die er, als möglich gedacht, für drückend gehalten haben würde. Die beiden Gatten sammelten sich allmählig aus der ersten wohlthätigen Dumpfheit ohne merkliche Erschöpfung ihrer Kräfte, und erstaunten oft selbst darüber, daß sie so gefaßt waren. Wir haben, sagten sie wohl, das Unsrige an ihm gethan, wir haben uns nichts vorzuwerfen: Gott, der du uns Kraft giebst, laß ihn auf gute Wege zurück kommen. Zur Linderung ihres Schmerzes wirkten zum Theil auch die Schlüsse, die sie aus seinem ganzen Benehmen bei dem Ueberfalle und aus der Verbergung des Liederbuches auf seine Gesinnungen machten. Und diese Gesinnungen bestätigte ihnen bald nachher ein mit dem Erguße der quälendsten Reue und mit den flehendlichsten Bitten um Vergebung erfüllter Brief, welcher über alles folgenden Aufschluß gab:

Nach mehren fruchtlosen Versuchen, ein anständiges Unterkommen zu finden, hatte er bei seinen Streifereien einen mit ihm verjagten Jüngling getroffen und nebst demselben den Entschluß gefaßt, Soldat zu werden. Von allem entblößt und der Verzweiflung nahe, fanden beide in dem Gasthofe eines von der Landstraße entlegenen Dorfes einen Menschen, den sie nach seiner Tracht und nach seinem Vorgeben für einen Werber hielten. Dieser zog sie einige Tage mit sich herum, verpflegte sie beide während einer Krankheit sorgsam, schlug sich dann mit ihnen in waldige Gegenden und führte sie nach mancherlei Vorbereitungen bei der noch nicht sehr zahlreichen Rotte ein, deren Anführer er war. Von ihrer schrecklichen Lage, von Drohungen und Ueberredungen bestürmt, entschlossen sie sich zu dem Gewerbe der Menschen, welchen sie schon verpflichtet waren. Die rasende Kühnheit, womit sie bei der ersten Unternehmung den Tod suchten und nicht fanden, gab ihnen bei der Bande ein Gewicht, welches der Jüngling mehrmals zur Verhütung eines Mordes und anderer Schandthaten gebraucht zu haben versicherte.

„Der Einbruch bei dem redlichen Haiden, so hieß es dann wörtlich, welchen ich noch in dem Dorfe wähnte, wo ich als Knabe so manchmal die größten Seligkeiten genoß, war der zehnte und letzte Ueberfall, worau ich Antheil nahm. Tief erschütterte mich die Aehnlichkeit mit meinen Eltern, die ich an den weggewandten Gesichtern zu bemerken glaubte, und bei dem Anblicke des Buches, welches mir den gräßlichen Aufschluß gab, war mir, als würden meine umnebelten Augen aufgethan, in den Himmel, den ich verloren, und in die Hölle, in welche ich mich gestürzt hatte, zu schauen. Dies Buch ist nun mein köstlichster Schatz, immer trage ich es bei mir. Die Bilder von dem Segen der Unschuld, von häuslichem Frieden und Fleiße, von häuslicher Redlichkeit, Schuldlosigkeit und Freude, die es täglich in meine Seele ruft, werden mich meinen gegenwärtigen Vorsätzen treu erhalten. Oft war mir, wenn meine Hand es berührte, als tönten mir noch einmal die Abschiedsworte der Mutter: Vergiß deine Eltern und ihre Hoffnungen nicht! als hörte ich noch einmal den Vater sagen: Wandle vor Gott und sei fromm! — Ueber die Vereitlung des Raubes wußte ich die Rotte zu besänftigen,

und nach zwei Tagen gelang es mir und meinem Freunde, ihr zu entrinnen.“ —

Der Schluß des Briefes enthielt dann noch die Nachricht, daß er jetzt mit Aussichten auf Glück eine anständige Beschäftigung treibe und keiner Unterstützung bedürfe; eine Auseinandersetzung der Gründe, aus welchen er seinen Aufenthalt nicht angebe, die Bezeichnung eines mit seinem Gefährten nahe verwandten Mannes, der zwar nicht seine Schicksale, aber seinen Wohnort wisse und ihm Briefe seiner Eltern zukommen lassen werde, und zuletzt Aeußerungen der innigsten Wünsche, daß er einst im Stande sei, den Bestohlenen, die ihm beständig vor Augen stünden, den Ersatz zu leisten, zu welchem er sich verpflichtet hatte.

Aehnliche Briefe kamen in den folgenden Jahren zwar selten und mit vorsätzlich unbestimmt abgefaßtem Inhalte; aber die Gefühle und Grundsätze, die aus ihnen sprachen, richteten die Eltern eben so auf, als ein paarmal die Nachrichten von weiterer Entfernung sie bekümmerten. Buchbaum und seine Gattin gewannen das Leben wieder lieb, das ihnen in der Erwartung der wichtigsten Auflösung eine immerwährende Spannung gab, und in welchem sie noch einen unermeßlichen Schatz von Freuden zu heben hofften. Sie wurden wieder so gesund, als sie vor dem Verluste des Sohnes gewesen waren, nahmen wieder wie vorher an der Welt und ihren Ereignissen Theil, und der Briefwechsel mit Haiden ward von neuem so lebhafe als sonst geführt. Die lieben Freunde erfuhren von Fritzen, was sich mittheilen ließ, erklärten sich das Mangelhafte in den Nachrichten aus seinem Stolze, der noch immer eine öffentliche Beschimpfung nicht verschmerzen könne; und erhielten vielmals die dringendsten Einladungen. Ueber dem allen waren indeß beinahe vier Jahre seit Buchbaums merkwürdigem Besuche vergangen, als endlich an einem Abende im Anfange des heitern Herbstes der ersehnte Haiden mit seinem Weibe, wie es seit Monaten zugesagt war, zur Zeit des Abendessens, das schon auf Kohlen ihrer harrte, eintraf.

Freundschaftliche Wärme, Erinnerung, Mittheilung und Freude waltete bei demselben, wie in vorigen Zeiten, nur kummerfreier, als beim letzten Besuche. Buchbaum erzählte seinen Lieben, wie er die vollen acht Tage, die sie bei ihm zubringen wollten, vorläufig zu ihrem Vergnügen eingetheilt habe. In den letzten Tagen, sagte er, leben wir ganz uns selbst, die vorletzten bringen wir bei einigen braven Nachbarn zu, auf übermorgen ist alles von guten Menschen, was du in unserer Gegend kennst, besonders auch der ehrliche Pfarrer Müller, eingeladen, und morgen fahren wir mit dem Frühesten in die Stadt, um den Obersten Roulon zu sehen, der gegen Mittag mit seiner Schaar wieder ausrückt.

Den Obersten Roulon zu sehen? rief Haiden, der längst gern auf seinen Lieblingsstoff, auf Staatssachen und Kriegsbegebenheiten gekommen wäre, — ha! das ist schön. Roulon ist in diesem Kriege seit einem Jahre mein Held. Da siehst du Frau, daß ich Recht hatte. Sagte ich nicht, Roulon ist dort in der Nähe, wer weiß, ob er uns nicht zu Gesichte kommt? — Unterwegs habe ich gehört, daß er in der Stadt erwartet würde.

Buchbaum. Und er ist heute Mittags wirklich eingetroffen.

Haiden. Ja der ist rasch, wo man kaum an ihn denkt, da ist er schon. Er sei ein wunderschöner Mann von einer wahren Heldengestalt, sagte mir heute ein Gastwirth, der ihn gesehen hatte. Weißt du wohl, wie er sich vor einem halben Jahre, als man ihn bereits verloren gab, mit seinen paar hundert Leuten durchschlug? das war ein erstaunlicher Streich! Wir können froh sein, daß uns hier der Krieg nicht näher angeht.

Buchbaum. Je nun, gegen den wehrlosen Bürger und Landmann war er doch immer edel und gütig.

Haiden. Freilich wohl, freilich. Bewaffneten Kriegern gegenüber wie ein Löwe, ist er doch selbst in Feindes Lande schonend und billig, und gegen alle andern friedlich wie ein Lamm. Roulon ist mein Held! — Auch gelehrt soll er sein.

Buchbaum. Wenigstens nach seinen Briefen und Reden zu urtheilen, die wir gelesen haben. —

Buchbaum stand hier auf und holte Zeitungen herbei. Ich habe, fuhr er fort, diese Blätter, die heute Nachmittags kamen, und die du noch nicht gesehen haben kannst, absichtlich für dich aufgehoben. Höre nur, hier ist eine Rede, die er vor dem letzten Durchzuge durch feindliches Gebiet, ehe er in unsre Lande kam, an seine Soldaten gehalten hat: „Muthig, meine kühnen Mitstreiter, meine braven Waffenbrüder, muthig! Nur noch eine kurze Zeit Schweiß und Mühe, sie folgt Ruhe, nur noch eine Zeitlang Gefahren und Wunden, so seht ihr eure Eltern und Weiber und Kinder und Bräute wieder. Denkt an die Eurigen, und fragt euch, wie ihr wünschtet, daß sie behandelt würden, wenn unsre Gegner siegreich wären, wie wir sind. So handelt denn in des Gegners Lande. Seid muthig bis in den Tod gegen die gerüsteten Feinde, und schonet der unbewaffneten Handwerker und Bauern und Weiber und Kinder, mit welchen wir nicht fechten, und welche zu plagen den Krieger schändet. Geht, wenn wir weiter in die Länder kommen, deren Bewohner nichts mit uns zu zu schaffen haben, mit diesen wie mit Freunden um, erleichtert ihnen die Lasten der Kosten, welche die Nähe von Kriegsheeren ihnen unvermeidlich auflegt, erpreßt nichts, bezahlt redlich, was ihr empfangt; nehmt, was die Reichern euch so geben, als Geschenke dankbar an, und erwartet nichts von den Aermern. Seid meine kühnen Waffenbrüder, seid immer, was ihr waret, ehe ihr Soldaten wurdet, seid und bleibet Menschen!“ —

Herrlich, herrlich! Roulon ist mein Held. Laß uns anklingen: Er mag jetzt einen vergnügten Abend haben! rief Haiden, griff dann begierig nach den Zeitungsblättern, und vertiefte sich mit seinem Freunde so im Lesen, Beurtheilen und Erzählen, daß der Abend allen, sie wußten nicht wie, verschwand.

Bald ruhten die lieben Gäste in den Armen des Schlafes, auch Buchbaum wollte sich niederlegen, und erneuerte nur noch mit Innigkeit und Wehmuth das Andenken an den ernsten Auftritt, den er bei seinem Freunde erlebte, als hastig an die Thür geklopft ward. Buchbaum scheak zusammen, öffnete vorsichtig einen Fensterladen, und sahe im hellen Mondenscheine einen Mann, den ein langer Mantel verhüllte, und hinter ihm einen Diener zu Pferde.

Wer ist da? fragte der Greis.

Der Oberst Roulon, war die Antwort.

Ach Fritze! Fritze! Gott im Himmel! Mutter! Fritze ist da. Dieses Rufen, und mit der Mutter hinaus taumeln, mit den Worten: Mein Sohn, mein Sohn! in des Mannes Arme sinken und an seinem Busen hängen, war so eins, daß die Erzählung es nicht scheiden kann. Grüße, Umarmungen, Liebkosungen, einzelne Fragen, Bitten um Verzeihung und Ausbrüche ihrer vollsten Gewährung wechselten lange, ehe der Sohn nur dies Wenige im Zusammenhange sprechen konnte: Welcher Macht — und ich denke auch welchem Rechte — ich diene, wißt ihr nun. Der vor vier Jahren ausgebrochene Krieg kam mir und meinem Gefährten, dem kühnen Major, der jetzt so oft genannt wird, zu Statten. Wir traten mit veränderten Namen in Kriegsdienste. Bei der Erstürmung einer Batterie kämpften wir beide mit der Wuth von Verzweifelnden, Unzählige sanken neben uns, wir kamen durch; ich trug nur diese beiden Hiebe auf der Stirn, einen Streifschuß im linken und eine unbedeutende Wunde im rechten Arm davon. Wir wurden ausgezeichnet und waren bald Offiziere. Meine Kenntnisse, vorzüglich meine Bekanntschaft mit der Meßkunst, fernerer Muth bei verschiedenen bald auf einander folgenden Unternehmungen, ungewöhnliches Glück bei einigen sehr gewagten, und der Tod so vieler braven Männer haben mich und beinahe eben so meinen Freund mit seltner Schnelligkeit emporgehoben. Große Schätze sind seit mehr als einem Jahre auf die rechtmäßigste Art in meine Hände gekommen, aber reich bin ich nicht. Es gab überall so viele Elende, denen geholfen werden mußte, und — o Gott, ihr wißt es — ich hatte zu erstatten. Erst vor einem Monate habe ich mich des letzten Ersatzes entledigt. Kennt ihr dieses Liederbuch noch? Gott, welche Erinnerungen hängen an ihm, daß ich sie ein Paar Tage hindurch in diesem Hause auffrischen und feiern könnte! Ach es ist noch alles in der lieben Stube, wie ehemals, auch ein Canarienvogel, vielleicht derselbe, den ich zuletzt mit von der Schule brachte, hängt an der alten Stelle. O daß ich eine Zeitlang hier hausen dürfte! Sehen mußte ich euch; aber meine Zeit ist kurz. Morgen Mittags gehe ich weiter, die Mitternacht ist vorbei, und um zwei Uhr ist meine Gegenware in der Stadt nothig. Morgen früh nach sieben habe ich noch ein Stündchen Muse, konntet ihr dann in der Stadt sein, da ließe sich noch manches sprechen und erzählen.

Wir kommen, wir kommen, mein Sohn, erwiederten die Alten, aber der redliche Haiden ist hier, diesen wir ihn mitbringen?

Haiden, ach Haiden! rief der Held, o wie vieles Entzücken soll sich mir in wenige Stunden zusammen drängen! ja er muß mitkommen. Er höret ja so gern erzählen.

Nur einige flüchtige Verabredungen und ein Paar lange Umarmungen waren noch möglich, denn die Studenuhr schlug eins. Wie oft hast du mich schon, sprach der Krieger, an den gern verschobenen Abschied gemahnt! Auf Wiedersehn in wenigen Stunden, lebt wohl, lebt wohl!

Mittagsbetrachtungen eines alten Dorfschulmeisters.

Wahrhaftig, das heißt im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen! Ich bin so heiß, als ob ich einen schwülen Tag hindurch in der Aernte gearbeitet hätte. Die Schule ist freilich jetzt voll Kinder; ist's nicht so warm davon in der Stube, als ob eingeheizt wäre? Je nun, so unbequem es sonst ist, in der Wohnstube unterrichten zu müssen, im späten Herbste hat es doch seinen Vortheil, wenn man so wenig Holz zum Heizen bekommt, als ich. Die Wärme von meinen Schülern habe ich bei meinem Amte obenein, und sie ist mir nicht einmal unter meinen Einkünften mit angerechnet. Aber die Arbeit hat mir doch die Wärme noch vermehrt, und vielleicht findet's meine Frau, wenn sie herein kommt, nicht so schwül als ich. Ach! das war ein mühevoller Vormittag, wie es ihrer für mein Alter schon so viele gab, seitdem der neue Kirchenrath die Landschulen in Ordnung bringen will und auch mich besucht hat. Was kann man dazu sagen? Der Mann hat gute Absichten, und gute Absichten soll man haben. Auch ist er freundlich und nicht stolz, und er hat mich gelobt, daß ich ein alter fleißiger, rechtschaffener Schuldiener wäre und mich aufgemuntert. Ich würde, meinte er, auch in Zukunft das Meinige thun, damit die Kinder verständiger würden, als die Vorfahren, — und als ich selbst bin, hätte ich bald hinzugesetzt. Die Kinder, sagte er, müssen in der Naturlehre und Naturgeschichte nicht fremd bleiben, und wissen, was heutiges Tages gesund ist, und etwas von den Planeten, und noch manches andere. Nun ich will das Meinige thun, und, um lehren zu können, lernen, wie bisher, wie schwer es sich auch lernt, wenn man sechs und siebenzig Jahr alt ist.

Die lieben vornehmen Herren, die uns immer ihre Befehle zukommen lassen, ohne es je selbst mit der muthwilligen Schuljugend versucht zu haben, sollten nur bedenken, wie selten für die neuen Sachen, die sie vermuthlich alle wissen, ein alter Kopf taugt, und daß es einige Schwierigkeiten hat, etwas zu lehren, was man selbst nicht weiß. Da ward doch meinen Vorfahren weniger Sorge und Last zu Theil. Die hatten doch nur ihre Noth mit den leichtsinnigen Knaben, und mit dem Lesen, Schreiben und Rechnen, und mit ihrem kümmerlichen Auskommen. Ich aber muß mich noch dazu mit allem Ungeziefer der Naturgeschichte, und mit Löwen und Tigern und Elephanten, und mit so vielen Pflanzen, und mit dem ganzen Steinreiche, das ich den Jungen in den Kopf bringen soll, und mit den Planeten plagen.

Es wird mir dinnsauer; habe ich nicht gestern den Abend hindurch über den Planeten gebrütet, um heute davon sprechen zu können! Die Kinder staunen, wenn ich jetzt jeden Morgen etwas Neues zum Vorschein bringe, und ich sehe es ihnen an, daß sie denken, wer hätte geglaubt, daß unser Schulmeister so gelehrt ist! Guten Kinder, wenn ihr nur wüßtet, wie ich es selbst erst im Schweiße meines Angesichts gelernt habe! Daß läßt man denn freilich nicht merken, wie mir auch der Herr Kirchenrath gerathen hat. Das sei unter den Lehrern nicht Sitte, sagte er, und vermindre nur ihr Ansehen. Er muß es ja verstehen. Nur schlimm, daß ich nicht alles recht behalte, daß ich manchmal am andern Tage wieder vergessen habe, was ich mir am vorigen einpreßte, und daß, seitdem das Buch geschrieben ward, woraus ich lerne, schon Manches wieder anders geworden ist. Hat mir nicht der Herr Pfarrer gesagt, daß hinter dem Saturn noch ein Planet entdeckt wäre? Was kann nun das helfen? Es waren ja Planeten genug, zumal für ein altes Gedächtniß.

Ich habe, wie meine Frau erzählte, in der Nacht im Schlafe vom Jupiter und Saturnus gesprochen, — und heute früh habe ich mich doch in der Ordnung der Weltkörper geirrt, und fälschlich, wie ich nun aus meinem Buche sehe, den Mars vor den Merkurius gesetzt. Das haben sich die Jungen denn so fälschlich eingeprägt; wenn es ihnen nur nicht schadet! wie denke ich dem nun vor? Ich könnte freilich morgen früh sagen, die Gelehrten wären darüber verschiedener Meinung; oder — man hätte bisher gewähnt, daß der Merkurius nach dem Mars käme, ich hätte es aber heute entdeckt, und für gewiß erfahren, daß der Mars erst nach der Erde folge. Aber nein, das wäre Unwahrheit, und Unwahrheiten mag ich, um in meinen alten Tagen mehr zu scheinen, als ich bin, nicht reden. Also kurz und gut, ich erkläre, daß ich mich versprochen, daß ich geirrt habe, und so mag mir meine neue Weisheit, und der neue Ruhm, den ich dadurch erwerbe, zu einer Uebung in der Demuth dienen. Nein, ich will nicht mehr scheinen, als ich bin, thue ich doch, was ich kann. Ich lehre lesen, und meine Kinder lesen fertig, und ein wenig schreiben und rechnen, und stelle die Planeten, so gut es geht. Und fruchtet nicht meine Arbeit, kann ich nicht fröhlich darauf zurück schauen? Bin ich nicht von jeher mit den Knaben hingekommen, ohne Ungestüm und Gewalt, indeß manche Schulmeister alles durch Schläge zwingen wollen, als ob die Köpfe der Kinder Steinnüsse wären, die man aufklopfen muß? Hat nicht Wilmsens Fritze heute Vormittags auf einmal acht Buchstaben kennen gelernt? Beim ersten Schulbesuche acht Buchstaben!

In derselben Zeit hat wohl mancher andere acht größere Thaten gethan, aber er macht vielleicht auch größeres Wesen davon, und läßt sich reichlicher dafür bezahlen. Ich will bescheiden meine kleine Thaten thun, und still meinen Weg gehen, und nicht viel Geschrei davon machen; ich will mich herzlich freuen, wenn mir's immer so gelingt, und genügsam leben, und weil ich keine Heldenthaten thue, keinen Heldenlohn verlangen. Ein wenig mehr könnte es freilich wohl für mein Reden und Schreiben, für mein Beten und Singen und Läuten sein, denn die liebe Armuth blickt kecklich aus meinem Hause, und aus allem, was ich um mich und an mir habe. Siehe, wie meine schwarze Weste so röthlich wird und hie und da zerreißt, daß ich sie züchtiglich unter meinem linnenen Oberröckchen verberge; aber es nimmt doch niemand Anstoß daran, und die Wahrheit zu sagen, es giebt auf unserm Planeten Westen, die in noch schlechtern Umständen sind. Also getrost! ich will ferner fleißig arbeiten und ärmlich wohnen und essen, ich will in meinen müden Kopf drängen, was hinein kann, und wenn es nicht nach Wunsche glückt, dem Herrn Kirchenrathe sagen: Haben Sie Nachsicht mit meinem Kopfe, und sehen Sie auf mein Herz. Mein Herz liebt das Gute, und darum habe ich Ruhe im Innern und bin zufrieden mit dem Aeußern. Und im Aeußern giebts doch auch manche Erquickung und Labung. Siehe, da kommt ja meine Christine mit der Wasserfuppe und den ranchenden Kartoffeln!

---

von Starkenberg, s. Minnesinger.

Gotthold Friedrich Stäudlin,

am 15. October 1758 zu Stuttgart geboren, ein Bruder des bekannten Theologen K. F. Stäudlin, lebte als Doctor der Rechte und Kanzleiadvocat in seiner Vaterstadt, bis er am 17. September 1796 auf einer Reise zu Straßburg im Rhein seinen Leben ein Ende machte.

Albrecht von Haller, Gedicht in drei Gesängen. Tübingen, 1780.

Proben einer deutschen Aeneis nebst lyrischen Gedichten. Stuttgart, 1781.

Vermischte poetische Stücke. Stuttgart, 1782.

Gedichte. Stuttgart, 1788. 91. 2 Thle.

Gab heraus:

Schwäbischer Musenalmanach. Stuttgart, von 1782—87, und die

Poetische Blumenlese. Stuttg., 1792. 93. 2 Thle.

Gedichte der Geschwister Stäudlin. Stuttgart, 1827. 2 Thle.

St. suchte vorzüglich Haller nachzuahmen und war nicht ohne Talent für die didactische und descriptive Poesie.

Karl Friedrich Stäudlin

am 25. Juli 1761 zu Stuttgart geboren, studirte zu Tübingen und durchreiste nach vollendetem Studium, seit 1786 als Erzieher, später allein bis 1790 Deutschland, die Schweiz, Frankreich und England. Sogleich nach seiner Rückkehr von London wurde er zum ordentlichen Professor der Theologie zu Göttingen ernannt, wo er von nun an, ununterbrochen thätig, — als Doctor der Philosophie und Theologie, auch Consistorialrath wirkte und am 5. Juli 1826 starb.

Von ihm erschien:

Geschichte und Geist des Scepticismus. Leipzig, 1794. 2 Thle.

Geschichte der Sittenlehre Jesu. Göttingen, 1799—1823. 4 Thle.

Geschichte der philosophischen, hebräischen und christlichen Moral. Hannover, 1805.

Geschichte der christlichen Moral seit dem Wiederaufleben der Wissenschaft. Gött., 1808.

Geschichte der theologischen Wissenschaften. Göttingen, 1810—12. 2 Thle.

Geschichte der Moralphilosophie. Hannov., 1822.

Universalgeschichte der christlichen Kirche. Hannover, 1823. 3. Ausg.

Kirchengeschichte von Großbritannien. Göttingen, 1819. 2 Thle.

Monographien, Lehrbücher u. s. w.

St. suchte als Theolog, vorzüglich auf historischem Wege, die ruhige Mitte zwischen der strengen Orthodoxie und der Neuerungssucht zu halten, und zeichnete sich durch Fleiß, Scharfsinn und Gründlichkeit (seine letzten Schriften ausgenommen, die hin und wieder den Stempel der Flüchtigkeit tragen) sehr vortheilhaft aus.

Heinrich Steffens

wurde am 2. Mai 1773 zu Stavanger in Norwegen geboren. 1779 kam er mit seinem Vater nach Helsingör, wo er die gelehrte Schule besuchte, 1785 nach Röskilde, und 1787 nach Copenhagen. Die Natur schien den tiefsinnigen und wohldenkenden Jüngling zum Geistlichen berufen zu haben, aber er bestimmte sich frühe einen andern Weg. Büffons Werke versetzten ihn in solche Begeisterung, daß er beschloß, dies Studium zum Ziel und Preis seines Lebens zu machen. 1790 begann er seine akademische Laufbahn, die er so ehrenvoll beendigte, daß die Prüfungscommission der Naturforscher ihm 1794 eine Summe von 150 Thlrn. zu einer Reise in sein Vaterland bewilligte. Den Sommer dieses Jahres verlebte er in Bergen, und wurde im Herbst, nachdem ein Schiffbruch an der Elbmündung ihm seine ganze Habe geraubt hatte, nach Hamburg verschlagen, wo er den Winter über blieb. 1796 trat er, unter der liebevollen Fürsorge von Hensken und Fabricius, zu Kiel als Docent seiner Wissenschaft auf und seine äußere Lage würde sich bald genug freundlich gestaltet haben, hätte ihn nicht der Zwiespalt seines durch Spinoza zerrissenen Inneren aus dieser Ruhe aufgescheucht. Sein guter Geist führte ihn nach Jena, wo Schelling eben begonnen hatte, die Blüthe seines Systems zu entfalten, die, wie Platen ihm zusingt, Dichter begeistern konnte. St. ward bald in die neuen Mysterien so tief eingeweiht, daß Schelling ihn 1800 zum Recensenten seiner naturphilosophischen Schriften erkohr. In Jena Doctor und Adjunct der philosophischen Facultät geworden, ging er über Berlin nach Freiberg, wo er des großen Werner Achtung und Freundschaft erhielt und seine ersten Werke zu schreiben anfing. 1802 kehrte er in sein Vaterland zurück und las in Copenhagen mit hinreißendem Beifall, aber mancherlei Anfeindungen bewogen ihn, 1804 dem Rufe zu einer Professur in Halle zu folgen. Durch die Schlacht bei Jena von da vertrieben, lebte er bis 1809 in Holstein, Hamburg und Lübeck und kehrte dann in seine Stellung zurück. Die heimlichen Bündnisse der Patrioten von Preußen fanden in Steffens den feurigsten, unerschrockensten Genossen. Lautes durfte freilich sein Donnerwort sich erheben, als er 1811 nach Breslau kam, wo das begeisterte Volk nur des Führers bedurfte. Er schrieb und sprach Befreiungsreden, trat endlich selbst in die Reihen der Freiwilligen, die er, nicht vor dem Fall von Paris, und mit dem eisernen Kreuze geschmückt verließ. Darauf lehrte er wieder als ordentlicher Professor der Physik und der philosophischen Naturgeschichte zu Breslau, bis er 1831 an die Berliner Universität berufen wurde, zu deren glänzendsten Zierden er gehört.

Das Verzeichniß seiner Werke beurkundet die Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit seines Geistes:

Beiträge zur inneren Naturgeschichte der Erde. 1801.

Handbuch der Oryktognosie. Halle, 1811—24. 4 Bde.

Grundzüge der philosophischen Naturwissenschaft. Berlin, 1806.

Anthropologie. Berlin, 1822. 2 Bde.

Polemische Blätter zur Beförderung der spekulativen Physik. Breslau, 1829 und 1835.

Ueber die Idee der Universitäten. 1809.

Die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden. Berlin, 1817. 2 Bde.

Caricaturen des Heiligsten. Leipzig, 1819—21. 2 Bde.

Von der falschen Theologie und dem wahren Glauben. Breslau, 1824; neu 1831.

Wie ich wieder Lutheraner wurde und was mir Lutherthum ist. Breslau, 1831.

Die Familien Walseth und Leith. Breslau, 1827; neu, 1830. 3 Bde.

Die vier Norweger. Breslau, 1828. 6 Bde.

Mateotm. Berlin, 1831. 2 Bde.

Ueber geheime Verbindungen auf Universitäten. Berlin, 1835.

Religionsphilosophie. Berlin, 1841.

Was ich erlebte. Berlin, 1841.

St. ist einer der genialsten Schüler Schellings und unter den Naturphilosophen nächst Oken unbedingt derjenige, welcher die Wissenschaft und das Leben am Glänzendsten seinem Systeme zu vermitteln wußte. Man hat ihm vorgeworfen, daß er als Philosoph zu poetisch, als Dichter zu philosophisch sei, und dieser Vorwurf läßt sich allerdings nicht von ihm ablehnen, aber St. wäre ohne diesen Fehler nicht, was er ist, nicht der begeisterte, beredsame Dichter und Denker, nicht so eigenthümlich und reich, wie er sich auf allen Gebieten des Geistes, auf denen er sich bewegt, uns zeigt. Er ist ganz der Sohn seiner Ueberzeugung, Alles kommt bei ihm aus einem warmen, wahren Herzen voll tiefer Frömmigkeit und lebendiger Begeisterung, selbst seine Wissenschaft ruht stets auf seinem Gemüth und das eben ist es, was ihn selbst da, wo er sich zu Extremen hinreißen läßt, so originell und doch so wahrhaft und

Digitized by Google

innig liebenswürdig macht. Voll Gluth der Empfindung, voll reicher Phantasie, mit seltener Herrschaft über die Sprache, obwohl er nie den Ausländer ganz von sich abzustreifen vermag, ausgerüstet, legt er selbst in seinen Romanen stets nur die Ergebnisse seines Strebens, seiner Anschauung, seiner Erfahrung nieder, und seine Persönlichkeit ist es, die uns immer in derselben auf das Wohlthuendste, selbst unter der farbenreichsten Verhüllung entgegentritt. Man möge ein noch so entschiedener Gegner seiner, namentlich politischen und religiösen Ansichten sein, dieselben noch so heftig bekämpfen, vor ihm selbst wird man stets die größte Hochachtung hegen, denn überall offenbarte sich auch bei dem, was uns vielleicht als Irrthum erscheint, stets die großartige und edle Natur, der es entsprungen ist. Von diesem Standpuncte aus betrachtet erscheinen uns seine Romane besonders, wie Manches auch gegen Plan, Oeconomie und Durchführung derselben einzuwenden sein möge, als die reichsten und breitesten Zeugnisse einer erhabenen Seele, welche unablässig für das Große und Schöne wirkt, und die Mißverhältnisse des Lebens mit dem Höheren zu vermitteln und zu versöhnen sucht, indem sie sich deren Ausgleichung oder Beseitigung auf die redlichste Weise und mit würdigstem Ernste angelegen sein läßt. Wen der Verstand nicht einseitig gefangen hält, der wird nie ein Buch von St. ohne die innigste und wärmste Anerkennung und Verehrung seiner Persönlichkeit aus der Hand legen.

Aus Walseth und Leith.

Es war zwei Stunden nach Mitternacht im Juni-Monat 1742. Ein Boot mit drei kleinen Masten, von denen jeder mit einem mächtigen Segel versehen (ein Ottring), war mit acht Mann besetzt. Diese waren in kurze, meist wie Hemden verfertigte Jacken von grober Wolle gekleidet, die Beinkleider von Segeltuch, steif, und glänzend geschwärzt durch Thran, die Hüte, den Kopf eng umschließend, mit breiten Rändern, aus grober zusammengekneteter Wolle, mit Häuten überzogen, glänzend und schwarz, wie jene. Die meisten waren junge rüstige Burschen, zwei ältere, mit langem, struppigem, röthlichem Barte geziert. Zwar trug ihr Aussehen das Gepräge der Rohheit ihrer Lebensweise, aber eine gewisse herbe Gutmüthigkeit war dennoch ein unverkennbar herrschender Zug.

Das unabsehbare Meer umgab das Boot, die Meeresfläche schien spiegelglatt, und die kleinen Wellen in der Nähe schaukelten es. Hier wechselte, wie die Farbe, so das Ansehen der See. Strömungen kräuselten das Wasser, unterbrachen die ruhige Fläche, und bildeten breite, dunklere Straßen, die sich in grader Richtung, meist von Norden nach Süden, erstreckten, und in derselben Richtung sich in sich bewegten. In fernem Westen erkannte man, tief in das Meer getaucht, das Abendroth, weit in Osten zuckten einzelne Strahlen herauf, und deuteten auf die kaum unter dem Horizonte verborgene Sonne. Ein Nebelstreifen, gleich einem dunklen Balken, der das feurige Roth quer durchschnitt, bezeichnete die fernen felsigen Ufer der Heimat. Rings umher herrschte eine feierliche Stille, selten flog eilig ein Vogel durch die Luft, nur schwarze Delphine in Menge wälzten sich, und das Plätschern ertönte in die Meeresstille hinein. Ein unermeßliches Heer durchsichtiger, gallertartiger Medusen, größere und kleinere, sah man den runden, scheibenförmigen Leib wechselnd ausdehnen und zusammenziehen; — man glaubte schwimmende Schwämme zu erblicken.

Ruhig saßen die Männer auf der Mitte des Königsrandes (Kongsegagn), einer großen Tiefe in der Nordsee, zwölf Meilen von Haram in Soendmoer, und blickten gespannt in den Abgrund hinein. Nur durch einzelne Töne und kurze Befehle der ältern wurde das Stillschweigen unterbrochen, wenn sie mit den mächtigen Fischschnuren, die über hundert Faden in die Tiefe reichen (Dindsaagn), einen Kabeljau aazogen, und mühsam in das Boot warfen; oder wenn es ihnen gelang, eine mächtige Scholle (Qveite) zu fangen, deren fetter Rücken getrocknet einen seltenen Leckerbissen der Einwohner abgiebt; oder wenn sie jubelnd einen Haifisch fingen, dem sie die Leber ausschnitten, und dann das getödtete Thier dem Meere überließen. Bei solchen Gelegenheiten entstand eine augenblickliche allgemeine Bewegung, die einige Zeit fortdauerte. Darauf aber kehrte jeder zu seiner früheren Beschäftigung zurück, und blickte stillschweigend und aufmerksam in die Tiefe. Es wird als ein besonderes Glück betrachtet, wenn das Meer über dieser Untiefe völlig ruhig ist. Dann hangen die starken Fischschnüre senkrecht herunter, und der Fang gelingt vorzüglich. Es war jetzt der Fall, und eben deswegen war jeder aufmerksam, emsig bemüht, den Augenblick zu benutzen, dessen Vortheile sie bald zu verlieren befürchten mußten. Gewöhnlich herrscht über der Untiefe ein starker Strom, der besonders in der Mitte selten nachläßt, so, daß er eben das Zeichen ist, daß man die rechte Stelle gefunden hat. Dieser zeigte sich jetzt, und trieb die Schnur mit sich, daß diese den Grund nicht finden konnte, und die Fischer ließen nun auch das Boot in der Richtung des Stromes nach Norden treiben. Noch gelang es ihnen, einige Fische zu fangen, aber der Strom nahm so stark zu, daß sie in kurzer Zeit einige Meilen nach Norden trieben. In dieser Richtung entfernten sie sich immer mehr vom Lande, welches hier gegen Osten umbiegt.

Wir müssen aus dem Strom heraus, sagte Ola.

Ei freilich, antwortete Thorwald, und dann ausruhen.

Mit Anstrengung gelang es. Der Morgenwind war vorüber, das ganze Meer, auf dessen unermeßlicher Fläche das Boot schwamm, noch immer ruhig, die Segel zusammengerollt, die Ruder lagen unberührt in dem Boote, und die Fischer verzehrten als Frühstück getrocknete Fische, etwas alten Käse und flaches trocknes Gerstenbrot. Ihr Trank war eine Mischung von Wasser und saurer Milch.

Als wir gestern früh ausfuhren, fing Thorwald an, sah ich in dem dicken Nebel den Seebrou leibhaftig am Seehause stehen. Wir hatten eben das Boot aus der Scheune gezogen, ich ging zurück, die Ruder zu holen; da stand er als Seemann gekleidet, in der Thüer, und war verschwunden, als ich hinkam.

Da du das erzählst, unterbrach ihn Ola, so will ich dir auch sagen, daß ich den Drousspeichel als einen Schaum in dem Boote fand, nachdem wir einige Meilen gesegelt waren. Svend sah es auch, wir wollten aber nicht, daß ihr es wissen solltet.

Gott stehe uns bei! das ist ein schlimmes Zeichen, antwortete Thorwald.

Ei nun — sagte jetzt Svend, ein schöner junger Fischer, der Drou bedeutet zwar Unglück; aber ob es uns gilt, können wir nicht wissen. Wir werden bald etwas anders zu thun haben, als unglücklichen Vorbedeutungen nachzugrübeln. Ich sage euch, in einer Stunde haben wir Südenwind, jetzt können wir die Segel nicht brauchen, der Strom treibt uns mit Gewalt gegen Norden, und das Rudern wird wenig helfen.

Die Fischer blickten ängstlich nach Süden, und mußten Svend Recht geben.

Wir werden sobald nicht nach Hause kommen, fuhr Svend fort.

Wenn wir überhaupt Soendmoer je wiedersehen, sagte Ola trübe.

Warum nicht? erwiederte Svend, verdrießlich, wie es schien, über den Kleinmuth des Alten; noch geht ja Alles wohl, das Boot ist tüchtig, es fehlt uns nicht an Speise und Trank, — wer möchte gleich die Hoffnung aufgeben!

Sie ergriffen die Ruder, und suchten vollig aus dem Strome heraus, und, so viel möglich, gegen Süden zu kommen. Während sie alle mit großer Anstrengung ruderten, die Richtung des Boot's durch den Compaß bestimmend, bewölkte sich der Himmel, die Sonne trat unter dicke Wolken, die schwarze Meeresfläche kräuselte sich immer mehr, und ein Wind blies aus Südosten. Eilig wurden die Ruder eingezogen, alle Segel aufgespannt, und sie suchten, den Wind bis auf wenige Grade durchschneidet, und so hin und her trenzend, die Höhe, die sie erreicht hatten, zu behaupten, und zu verhindern, daß sie nicht immer weiter gegen Norden trieben. Indessen erhob sich der Wind immer stärker, die Wellen wurden mächtiger, das Meer immer unruhiger, und fortdauernd strebten die kühnen Fischer dem Winde zum Trotz ihre Richtung zu behaupten. Die Wellen spielten an dem Rande des schlirfsegelnden Boots, überströmten es oft, und als der Wind sich bis zum Sturme steigerte, spritzte der wilde Schaum vorn und an dem bis auf die Wasserfläche geneigten Rande hoch empor. Das Boot war in der Mitte des tobenden Elements schwer zu erkennen. Nur die Worte — schöpft das Wasser aus — ref die Segel ein — das Ruder nach der Leeseite, (Roer i Læ) tönten zuweilen aus den Wellen hervor, und würden einem nahen Schiffe verrathen haben, daß hier ein offnes Boot in dem wüsten Oceane mit den empörten Wellen kämpfte. Gegen Mittag brach ein wüthender Sturm los. Die Wellen tobten immer furchtbarer, es bildeten sich unermeßlicher, nach unten grünrdte Gewölbe, deren Seitenwände in großer Höhe sich verengten. Auf dieser Schärfe brachen sich die Wellen, sich zersplitternd in schneeweißen Schaum, der hoch in die Luft spritzte, während ein Theil des Wassers von

dieſer Höhe, auf die geneigte Fläche, wie auf eine feſte abſchüſſige Wand herablief. Aber die große rieſenhafte Waſſermaſſe hob ſich, indem ſie ſank, ſank, während ſie ſich hob, und ſo ſchien ſie, betrachtete man die einzelnen Wellen, immer die nämliche Geſtalt zu behalten, während der innere Grund, in furchtbarer Haſt von dem Oceane gepeiſcht, nach Norden gejagt wurde. Die Fiſcher eilten, als der Sturm ſich ſo gewaltig erhob, die Segel, die Maſten herunterzuziehen, ſchnell griff jeder nach ſeinem Ruder, nur bemüht, dem Boote eine ſolche Richtung zu geben, daß es die immer wachſenden Wellen durchſchneiden mußte. Während von der Oberfläche der aufwärtsſteigenden Wellen das Waſſer neben dem Boote abwärts lief, wurde dieſes ſelbſt, von der mächtigen Woge, an welcher es ſchwebte, wie an einen ſchroffen Hügel hinauf nach der ſchäumenden Spitze getragen, um wieder mit Blitzesſchnelle herunterzuſtürzen. Die Hälfte der Mannſchaft ruderte ohne Unterlaß, während einer ſteuerte, und die Uebrigen, die Ruder in Bereitſchaft, aufmerkſam da ſaßen, um die Rudernden, wenn ſie ermüdeten, abzulöſen. So geſpannt waren ſie auf das Nächſte, auf das Nothwendigſte, daß die Furcht keine Gewalt über ſie erhielt. Der Himmel ward immer finſterer, das Meer, die brauſenden Wellen immer ſchwärzer, der Sturm heulte, der Regen goß in Strömen herunter, und füllte das Boot, zwei Männer mußten unaufhörlich das Waſſer ausſchöpfen.

Sie entdeckten einen Nordlandsfahrer, ſchwebend auf dem hohen Schaumgipfel einer fernen Welle, kaum erkennbar. Der große Maſt trug das einzige mächtige Segel aufgerichtet. Aber nur einen Augenblick erblickten ſie das Schiff; der nächſte tauchte es zwiſchen die Wellen hinein, als wäre es von ihnen verſchlungen. Plötzlich erſchien es wieder, und jetzt ſah man es von der Höhe der Welle in die gewölbte Vertiefung ſchwebend. Jetzt war es ihnen nah. Es flog dem Boote pfeilſchnell vorüber, und ſie ſahen, wie das Schiffervolk das Entſetzen auf mannichfaltige Weiſe äußerte, als ſie Fiſcher in einer ſo gefährlichen Lage, mitten im Meere, den tobenden Wellen preisgegeben erblickten. Aber wie eine augenblickliche Erſcheinung eilte ihnen das Schiff mit der Mannſchaft vorüber, bald ſahen ſie es in der düſteren Ferne wie einen dunklen Punkt auf der Schaumſpitze tanzend verſchwinden, und fühlten ſich doppelt verlaſſen.

Mehre Stunden waren ſchon verfloſſen, die Mannſchaft erſchöpft, als gegen Abend der Sturm nachließ. Die Wellen brachen ſich, einzelne Waſſermaſſen erhoben ſich kugelförmig mit ſchäumendem Gipfel, und von der regelloſen Bewegung der Wogen ergriffen, ſchwankte das Boot unbeſtimmt in allen Richtungen. Schon war es ſpät geworden, noch immer mußte ſie mit Anſtrengung rudern, als Svend jauchzend bemerkte, daß der Wind ſich in Nordweſt erhob. Dieſer nahm fortdauernd zu, die Wellen fingen allmälig an, eine regelmäßige Bewegung zu erhalten. Die Maſten wurden aufgerichtet, die Segel ausgeſpannt, und das Boot flog mit dem Winde der Heimat entgegen, während die Fiſcher, die ſich jetzt völlig ausruhen konnten, die Gefahr, der ſie entgangen waren, kaum erwähnend, theils Hunger und Durſt ſtillten, theils einſchliefen.

Der Wind iſt zwar gut, ſagte Ola, aber wir ſind noch weit vom Lande; und da der Südſturm ſich gegen Abend legte, ſo können wir ihn gegen Mittag wieder erwarten, und ſo Alles verlieren, was wir gewonnen haben. Der Drou iſt nicht umſonſt erſchienen. Ich ſehe ihn noch, wie er drohend vor mir ſtand, und darauf verſchwand.

Ich erblicke jetzt etwas Beſſeres, Ola, erwiederte Svend, erkennſt du dort nicht die drei Schweſtern? Wir haben den richtigen Cours gehalten, und gehen grade auf das Land zu.

Ola ſtrengte ſich an. Nur das geübte Auge der Fiſcher konnte in der großen Ferne in dem bewölkten Morgenrothe drei ſchwarze Punkte wahrnehmen.

Indeſſen dauerte der Nachwind fort, das Boot flog durch die Wellen, und die Sonne erhob ſich allmälig am fernen Horizont. Die Schlafenden wurden aufgeweckt. Ruhig ſetzten die Fiſcher ſich hin, entblößten die Häupter, und ſtimmten mit rauhen Kehlen einen geiſtlichen Geſang an, deſſen harte Töne ſich mit dem Brauſen des Meeres verbanden, und in das weite Meer hinein ſchallten. Ola ſprach darauf ein einfältiges Morgengebet, in weichen in ſchlichten Worten Gott für die Rettung aus drohender Gefahr gedankt und er um fernere gnädige Hilfe angefleht wurde. Die Fiſcher murmelten das allen wohlbekannte Gebet leiſe nach, und die zwar ſtumme, aber doch tiefe Freude über die Rettung bewegte, eben weil ſie keine eignen Worte finden konnte, die rauhen Gemüther in hingebender Andacht. Der Cours ging nun immer mehr gegen Süden, der Mittag war vorüber, das Land lag mit den rauhen Felſenſpitzen und Inſeln, die wie chaotiſch unter einander geworfene, mannigfaltig zerriſſene Rieſenmaſſen ſich darſtellten, wenn auch fern, doch erkennbar vor ihnen.

Erkennſt du, Gode ſiehſt du, Ola, wie der Nebel ſich an den nördlichen Abhang gelagert hat? wir werden guten Wind behalten, und dießmal, mit Gottes Hilfe, nach einem guten Fange glücklich zurückkommen.

Sprich nicht ſo, erwiederte aerdrießlich Ola, du kannſt den Wind beſprechen, daß er umſchlägt. Bis der Fiſcher in dem Hafen iſt, muß er fürchten, ohne furchtſam zu ſein. Die Jugend wird immer tollkühner, ſie will nicht mehr erkennen, wie wir ganz in der geheimen Gewalt des wüſten Meeres ſind, wenn wir uns ſeinen Wellen mit ſo zerbrechlichen Fahrzeugen preisgeben. Vorzeiten ſah dieß jeder ein, und nahm's zu Herzen. Wenn unſere Väter, von ſolcher Gefahr bedroht, dem Leben nur noch halb zugehörten, ſcheuten ſie ſich, auch die gemeinſten Dinge mit den gewöhnlichen Worten zu bezeichnen, in ſo ungewohnter, unſicherer Lage. Das war der alte ſtille Ernſt; doch jetzt ſieht jeder leicht darüber hinweg.

Du haſt wohl nicht Unrecht, erwiederte Svend, wenn nicht oft auch eine recht trübſelige Angſt daraus entſtünde, daß der Seemann ängſtlich zittert, wenn ein zufälliges Wort die abergläubige Regel verletzt. Aber wo ſtarrſt du ſo hin, Thorwald?

Ich habe lange in Süden etwas Schwarzes entdeckt, mitten auf dem Meere, erwiederte dieſer. Erſt erſchien es als ein kleiner ſchwarzer Punkt, der immer wieder verſchwand, daß ich mich zu täuſchen glaubte; aber nun bleibt es. Seht ihr es nicht?

Lange ſuchten ſie mit den Augen nach der bezeichneten Gegend vergebens, endlich entdeckten ſie es nach und nach Alle, und in der That trat es immer deutlicher hervor.

Es iſt ein Wrack, rief plötzlich Svend, nachdem er aufmerkſam hingeſehen hatte. — Wir müſſen darauf zu, vielleicht iſt dort noch etwas zu retten —

Und zu verdienen, riefen Andere, Svend beiſtimmend.

Sie ſteuerten grade auf den Punkt zu. Da glaubten ſie auf einmal in weiter Ferne einen Blitz von dieſem Punkte ausfahren zu ſehen, der Rauch wirbelte, kaum wahrnehmbar, über das Waſſer empor, und bald darauf glaubten ſie nun auch einen kaum hörbaren Schuß zu vernehmen.

Ein Nothſchuß, ſagte Ola, und mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit verfolgten ſie den ihnen jetzt ſo wichtigen Gegenſtand. Immer entſchiedener wurde Svends Vermuthung beſtätigt. Man war ſchon einig, daß es eine Brigg ſein müßte, man erkannte den abgebrochenen Fockmaſt, den faſt verſchwundenen Vorderſpriet, und ſah, wie die zerriſſenen Taue um den einen kahlen Maſt herumflatterten. Jetzt kam man immer näher, die Mannſchaft des Schiffs hatte das Boot erkannt, alle bewegten ſich lebhaft, ſtreckten die Arme, wie um Hilfe flehend, heraus, während das Schiff den Wellen preisgegeben, unſicher hin- und herſchwankte. Früher hätten ſie es ſchon erreicht, wenn es ſich nicht mit dem Winde fortbewegt hätte. Als ſie näher kamen, ſahen ſie das Ruder zerbrochen, das Hinterkaſtell zerſtört, und hörten das Jammergeſchrei der Männer. Endlich legten ſie an das Schiff an. Es war ſchwer, weil die unſtäte Bewegung deſſelben ein ruhiges Anlegen nicht erlaubte. Stricke wurden von dem Schiffe in das Boot geworfen, wie es ſchien, von äußerſt kraftloſen Armen. Svend war der Erſte, der ſich durch den Strick auf das Schiff hinaufſchwang. Andere folgten, und Alle erſchraken, als ſie den Jammer erblickten, der auf dieſem halbzertrümmerten Fahrzeuge herrſchte. Zehn bis zwölf Menſchen ſchwankten, Leichen ähnlich, auf dem Schiffe herum, die Augen ſtarr und tief in den blaſſen, abgemagerten Geſichtern liegend. Kaum vermochten ſie zu reden. Ein einziger junger Menſch ſchien mehr Kräfte, als die Uebrigen, behalten zu haben. Er ſprach däniſch. Man erfuhr durch ihn, daß ſie Grönlandfahrer, und daß ihre jetzige dringendſte Noth der furchtbarſte Hunger wäre. Kaum hatte Svend dieſes gehört, als er eilig ſich in das Boot ſchwang. Alles, was dort an Lebensmitteln übrig war, und eine beträchtliche Menge der gefangenen und zubereiteten Fiſche, wurden auf das Schiff gebracht, dann eine kleine Tonne friſches Waſſer. Wie grimmige Thiere ſtürzten die Matroſen über die rohen Fiſche her. Vergebens beſchwor man ſie, zu warten, bis ſie gekocht wären.

Da entdeckte Svend vorn im Schiffe eine hochſchwangere Frau, die wie in Ohnmacht lag. Eine Todtenblaſſe hatte ſich über das hagere Antlitz verbreitet; aber die zarte Haut, die feinen Züge bewieſen, daß ſie beſſere Tage erlebt hatte. Sie lag mit gefalteten Händen, die Augen geſchloſſen, da. Eine einfache, weiße Mütze ſchloß ſich dicht an den Kopf an, ein weißes, breites, leinenes Band ging quer über die Stirn, und ähnliche Bänder waren unter dem Kinn zu einer großen Schleife vereinigt. Sie trug eine Jacke und einen Rock von grauem Tuch, ein weißes leinenes Tuch, war über Hals und Schultern geworfen, und verhüllte dicht und züchtig die Bruſt. Neben ihr lag ein ältlicher Mann, mit ſtarken Geſichtszügen, wie es ſchien, dem Tode nah. Er trug eine runde, ungepuderte Perücke, und der braune Rock mit breiten

Schößen, die Aermel mit herunterhängenden Klappen, war durch eine Reihe großer Knöpfe bis dicht unter den Hals zugeknöpft. Um dieses war ein schwarzseidenes Tuch eng geschlungen, so daß die Enden weit über den Rock herunterhingen. Svend eilte zuerst auf die Frau zu. Noch war der Branntwein im hohen Norden selten. Man führete ihn nur als Stärkungsmittel gegen die völlige Erschöpfung mit sich, und die rüstigen Fischer hatten es noch nicht nöthig gefunden, zu diesem kostbaren und seltenen Mittel zu greifen, obgleich ein Jeder ein kleines Fläschchen bei sich trug. Mit Wasser verdünnt flößte Svend der ohnmächtigen Frau einige Tropfen ein. Sie erholte sich etwas, und ihr erster Blick war nach dem Manne gewandt, der neben ihr lag. Beide ruhten auf einem Lager von Segeltuch. Auch den Mann aersuchte Svend durch dieses Mittel zu stärken.

Während er hier beschäftigt war, hatten einige Fischer die Fische gekocht, diese und Gerstenbrod ward den Hinfälligen geboten. Sie genossen gierig, und schauderhafte erschien es dem guten jungen Manne, als er diese feine, edle Gestalt von einem fast thierischen Hrißhunger ergriffen sah. Die Frau richtete sich auf, und fühlte sich sichtbar gestärkt. Sie schien weniger, als die Uebrigen, gelitten zu haben, und bald erfuhr man, daß der Mann, der neben ihr lag, als noch einige Lebensmittel im Schiffe waren, auf jede Weise die Frau getäuscht hätte, um von den seinigen ihr einen bedeutenden Theil zu geben. Sie hatte es nur zu spät gemerkt, und daher war der Mann früher schon, als die meisten Uebrigen, von dem Hunger ergriffen worden. Es schien ihnen ein Räthsel, daß er noch lebte. So elend indeß die Mannschaft auch war, so wurden sie doch durch die frohe, unerwartete Hoffnung aufgerichtet.

Schnell hinunter in das Boot, rief Ola, und Svend setzte schon zwei Ruder in Bewegung. Das Boot zog nun das Schiff nach dem Lande zu, indem man sowohl Segel als Ruder brauchte. Svend war durch den Jammer auf dem Schiffe sichtbar erschüttert.

Mein Gott, rief er ungeduldig, wie langsam geht es!

In der That ging das Schiff sehr langsam nach der, noch neun bis zehn Meilen entfernten, Küste zu. Während die Fischer mit großer Anstrengung ruderten, und schon zweifelten, daß sie Kräfte genug haben würden, um das Schiff so weit zu schleppen, entdeckten sie in der Ferne zwei Boote. Man rief der Mannschaft zu, daß sie eine Kanone lösen sollte. Aber das Schiffstau war lang, der Wind noch immer stark, sie schienen den Ruf nicht zu verstehen. Man war genöthigt, wieder auf das Schiff zuzurudern. Svend bestieg es, er sah nun flüchtig die Frau, die erschöpft da lag, den Mann, der mit dem Tode zu ringen schien, und eilte, die drei Kanonen, die hinten standen, zu laden, und alle drei abzufeuern. Mit Vergnügen merkte er, daß die fernen Boote ihren Lauf änderten. Er eilte nun in das Boot, die beiden übrigen kamen bald heran. Einige brachten Lebensmittel, die nun für die kurze Zeit in hinreichender Menge da waren. Die Boote verbanden sich mit dem ersten, und das Schiff ging jetzt schon schneller nach dem Lande zu.

Indessen neigte sich der Tag, der Wind hörte auf, in der stillen Nacht tönten die vereinigten Ruderschläge, die Wellen brachen sich an den Seiten des Wracks, und immer eiliger suchte man das Land zu erreichen. Man glaubte auf dem Schiffe zuweilen ein Wimmern zu hören.

Auf Gadde erhob sich der hohe Berg gegen Norden. Sie näherten sich dem Ufer immer mehr, und als sie gegen Morgen in Beersund hineinruderten, erblickten sie eine große Menge Boote. Schon in der Nacht entdeckten rudernde Schiffer ein Wrack, welches am Schlepptau dem Lande zugeführt wurde. Das Gerücht verbreitete sich schnell, Boote strömten von allen Seiten zu, die Anzahl derer, die das Schiff hineinschleppten, konnte vermehrt werden, die erschöpften Fischer wechselten mit andern ab; und nach wenigen Stunden lag das Schiff bei Kalvestad, dicht unter einer steilen, drohend herunterhängenden Felsenwand fest angebunden.

Am Ufer war eine große Menge Menschen versammelt, Mehrere von der Mannschaft des Schiffes hatten sich so weit erholt, daß sie ohne Hilfe das Schiff verlassen konnten. Sie lachten, weinten, umarmten sich wechselseitig, stürzten auf die Knie, und die gewaltsamen Aeußerungen der Freude ergriffen die Zuschauer, die sie neugierig umgaben.

Unser Schiffer verließ, gefährlich krank, Grönland, erzählte einer an die sich zudrängenden Zuschauer, die sie mit Fragen bestürmten, und war schon gestorben, ehe der wüthende Sturm losbrach, der unseren großen Mast zersplitterte, auch unser Steuermann, jetzt todt, lag krank in seiner Koye, und wir Anderen wußten uns kaum zu helfen. Das Schiff trieb hin und her, das Steuerruder war, ehe wir es uns versahen, zerschmettert, und seit zehn Wochen trieben wir in dem wilden Meere herum. Einmal war ein Schiff uns nahe, wir erwarteten sicher Hilfe; aber es eilte uns, mit gutem Winde, pfeilschnell vorüber. Seit acht Tagen nahmen die Lebensmittel so ab, daß wir den Hungertod vor Augen sahen, in den drei letzten kaueten wir das Leder, und schon fingen einige an, das Schauderhafteste vorzuschlagen, als wir durch euch gerettet wurden.

Man umringte nun die Frau, Svend näherte sich, und sie erkannte den jungen Mann, der sie so freundlich unterstützt hatte. Aber sie sprach deutsch, und keiner verstand sie. Sie pflegte mit angstvoller Sorge ihren Mann, kniete neben seinem Lager hin, und betete. Jede Hilfe wurde versucht; allein sie kam zu spät. Mit einem matten Blicke nach seiner Frau, dann nach oben gewandt, mit gefalteten Händen, wie in stilles Gebet versunken, athmete er zum letztenmale. Die Frau war ohnmächtig auf das harte Lager hingestürzt. Nach einiger Zeit schlug sie die großen Augen auf, sie schien ganz in innerr Betrachtung vertieft, sie blickte ruhig nach oben, und die von Schmerzen krampfhaft bewegten Züge beruhigten sich, ein klares Licht schien die hellen Augen zu erleuchten, eine wehmüthige Ferude spielte um die blassen Lippen, und mit einer innerlich zitternden, bewegten, aber unendlich rührenden Stimme sang sie:

Er wird es thun, der gute, fromme Gott;
Er läßt nicht ohne Maß verfluchet werden.
Er bleibet noch ein Vater in der Noth.
Sein Trost erleichtert seines Kind's Beschwerden.
Ei, höre nur, wie er so freundlich spricht:
Verzage nicht.

Und also bricht das Herz ihm gegen dich.
Er spricht: ich muß mich über dich erbarmen.
Du armes Kind hast niemand, außer mich.
Drum halt' ich dich in meinen treuen Armen:
Sei guten Muths, dir Hilf' ist dir schon nah.
Der Trost ist da.

Die Fischee hatten sich mit ihren Frauen, Söhnen, Töchtern und Mägden um die Leiche und um die trauernde Frau gestellt, und als sie zu singen anfing, waren ihnen freilich die Töne der fremden Sprache unverständlich; aber die rührende Andacht, die sich durch die Stimme und mehr noch durch die verklärten Züge aussprach, erregte eine andächtige Stille. Die Männer entblößten die Häupter, die Frauen falteten die Hände, und während des Gesanges hörte man nichts, als ein tiefes Schluchzen in der Versammlung.

Lange dauerte die feierliche Stille. Die fremde Frau hatte sich gefaßt aufgerichtet, die rührende Andacht, die alle Zuschauer zeigten, schien das Vertrauen gestärkt zu haben, sie blickte mild um sich her, reichte, mit Thränen in den Augen, den Nächststehenden die Hände, und es war ihr, als fühlte sie sich heimatlich unter diesen wohlwollenden Menschen, die ihren Kummer theilten, obgleich sie nicht vermochte, sich ihnen verständlich zu machen. Noch einmal kniete sie, betete über der Leiche des Mannes, und sprach: Du hast dich für mich und für dein Kind geopfert, treu bis in den Tod.

Alle Frauen drängten sich um sie herum, jede bot ihr Hilfe, Pflege, Herberge an, und die Schiffsleute erhoben die Theilnahme durch ihre Erzählung.

Sie ist die Frau des deutschen frommen Predigers, dessen Tod sie beweint. Sie waren nach Grönland gegangen, um die Heiden zu bekehren. Die Wilden haben sie wie eine Heilige angebetet; denn allen erschien sie hilfreich, und verschmähte es nicht, lehrend und helfend in ihre niedrigen, schmutzigen Hütten einzukehren. Auf dem Schiffe war sie ein tröstender Engel, wenige Männer so muthig, wie sie, und wenn die Noth wilde Leidenschaften unter uns erregte: so war ein Wort, ein Blick von ihr hinreichend, um die Wildesten zum Stillschweigen zu bringen.

Während die Fremde so alle Theilnahme der Umstehenden beschäftigte, während die kundigen Frauen unter sich murmelten, daß ihr Zustand baldige Ruhe und Pflege foderte, sah man von Norden her ein stattliches Boot sich nähern. Im Hintergrunde stand ein ansehnlicher Herr, der das Ruder führte, und ein Knabe an seiner Seite.

Da kömmt der Herr von Gidskö, rief das Volk, er wird schon für die Frau Sorge tragen.

Er näherte sich dem Schiffe, bestieg es, und ging auf die Fremde, die, wie er sah, der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit war, mit einem vornehmen Anstande zu.

Es war ein kleiner, dreischultriger Mann, der einen dunkeln Ueberrock trug, sich aber besonders durch eine wohlfrisirte, gepuderte Perücke auszeichnete; diese war mit einem Haardeutel beschwert, von welchem breite schwarzseidne, an den Rändern gezähnte, Bänder um den Hals lose und zierlich nach vorn liefen, wo sie sich über der feinen Hemdkrause vereinigten. Die Perücke bedeckte ein dreieckiger, wie die Weste, mit goldenen Tressen gezierter, Hut.

Der höchst einfache Anzug der fremden Frau ließ ihn vermuthen, daß sie von geringem Stande sei, und er redete sie in dieser Voraussetzung etwas heerisch und dänisch an, sie auffodernd, ihm über ihre Lage Bericht abzustatten.

Ich bin, antwortete sie, im ersten Französisch, nicht so glücklich, mein Herr, Ihre Sprache zu verstehen; — und als sie merkte, daß er aufhorchte, und sie zu verstehen schien, sprach sie weiter.

Ich komme von Grönland, wir trieben zehn Wochen, als unser Schiff zertrümmert wurde, unstät auf dem Meere herum, der Hungertod drohte uns, und leider, mein Mann, ein Missionar aus der Brüdergemeinde, der im Begriffe war, nach Deutschland zurückzukehren, ist eben ein Opfer der Noth geworden. Die braven Einwohner haben uns gerettet, haben uns unterstützt, und so weit ich sie verstehe, will ein Jeder mir Hilfe und Herberge anbieten. Ich danke Gott, der mich in einer so hilflosen, verlassenen Lage zu einem wohlwollenden, christlichen Volke führte, und Sie, mein Herr! werden mir Hilfe, Rath nicht versagen, wo ich dessen so dringend bedarf. Ohne irgend eine freundliche Stütze, — die letzte, theuerste, habe ich auf immer verloren, sagte sie, indem sie die Thränen zu verbergen suchte, — nähere ich mich Ihnen, mein Herr, mit vollem Vertrauen.

Während sie sprach, hatte das ganze Benehmen des Herrn sich auffallend verändert, er entblößte den Kopf, nahm die Stellung eines gebildeten Mannes an, welcher die Bitte einer Dame mit verbindlicher Aufmerksamkeit anhört. Er hatte ihre anmuthigen, zu auf einen höhern Stand deutenden Züge betrachtet, bewunderte die Feinheit ihrer Rede, die Zierlichkeit und Reinheit ihrer Sprache, und wollte seinen Ohren nicht trauen, da sie sich selbst als die Wittwe des eben verstorbenen Missionars angab.

Wahrlich, Sie können unbedingt über mich befehlen, antwortete er; sie bedürfen weibliche Hilfe, und meine Frau und Schwester werden sich glücklich schätzen, Ihnen diese leisten zu können. Ich ersuche Sie, mich nach meiner Wohnung zu begleiten, die freilich einige Meilen entfernt ist; und es sollte mir lieb sein, wenn Sie sich stark genug fühlten, mein Boot zu besteigen, und diese kleine Reise zurückzulegen.

Der Mann zeigte so viel wohlwollende Theilnahme, er hatte so viel Vertrauen Erweckendes, und die Hoffnung, in ihrer Lage in einer wohlgeordneten Wohnung die Hilfe von Frauen zu genießen, denen sie sich verständlich machen könnte, wirkte so mächtig, daß sie sich stark genug fühlte, das Anerbieten anzunehmen. Der goldlockige Knabe hatte sich indessen von den Umstehenden, die ihn zu kennen und zu lieben schienen, Alles erzählen lassen, trat auf die Frau zu, und redete sie freundlich und ermunternd ebenfalls auf Französisch an.

August Friedrich Freiherr von Steigentesch

ward um 12. Januar 1774 zu Hildesheim geboren; der Enkel eines berühmten Komikers zu Wien, trat er mit dem funfzehnten Jahre in österreichische Kriegsdienste und zeichnete sich schnell aus. Er machte die Feldzüge von 1805 und 1809 mit, nahm darauf seinen Abschied und ward in dem letztgenannten Jahre nach Königsberg gesandt. Im Jahre 1813 stand er dem Feldmarschall Fürst Schwarzenberg als Generaladjutant zur Seite, 1814 ward ihm die zweite diplomatische Mission, nämlich in Vereinigung mit den Gesandten der vier großen Mächte Norwegen dem Könige von Schweden zu übergeben. 1815 erhielt er den Gesandtschaftsposten in Copenhagen; die Rückkehr Napoleons von Elba machte jedoch seine Anwesenheit in der Schweiz nothwendig, um deren Regierungen zum neuen Kampfe aufzufordern. Später folgte er dem Kaiser Alexander nach Petersburg, kehrte jedoch nach Wien zurück und erhielt nun den Titel eines wirklichen Geheimraths. Sein letzter Gesandtschaftsposten war in Turin; er bekleidete ihn aber nur kurze Zeit, da er schon am 30. December 1826 daselbst starb. Er war Großkreuz des St. Annen-, Wladimir-, Danebrog-, und des Ordens der eisernen Krone, Commandeur des Leopolds-, Ritter des Militär-Max-Josephsordens und mehrerer anderen Decorationen.

Von ihm erschien:

Gesammelte Schriften, Ausgabe letzter Hand. Darmstadt, 1819. 5 Thle.
Convenienz und Liebe, Lustspiel. Osnabrück, 1798.
Erzählungen. Osnabrück, 1802.
Erzählungen. Wien, 1818. 2 Thle.
Erzählungen und vermischte Aufsätze. Darmstadt, 1819 und 1823. 3. Aufl.
Die Freier, Lustspiel. Osnabrück, 1798.
Gedichte. Osnabrück, 1799.
Gedichte. Frankfurt, 1805 und 1808. 2. Aufl.
Gedichte. Darmstadt, 1823. 4. Aufl.
Die Gelehrsamkeit und Liebe. München, 1809.
Kecotophoros, Mährchen. München, 1806. 1809.
Die Kunst, sein Glück zu machen. Osnabr., 1802.
Das Landleben. Leipzig, 1803—1810.
Loth, Erzählung. Osnabrück, 1802.
Lustspiele. Leipzig, 1823. 3 Thle.
Marie, Roman. Darmstadt, 1812. 1823. 2 Thle.
Mährchen. Leipzig, 1813.

Seine Charakterzeichnung, glückliche Erfindung, Anmuth und Wahrheit der Darstellung, Correctheit und große Gewandtheit in Behandlung der Form und Sprache sind sämmtlichen poetischen Leistungen dieses talentvollen Mannes, vorzüglich aber seinen Lustspielen eigen, deren Werth noch durch einen witzigen und feinen Dialog sehr erhöht wird. Sein Roman: Marie, ist eine freie Bearbeitung der berüchtigten liaisons dangereuses und wie dieser in Briefen geschrieben, die sich ebenfalls durch einen trefflichen Styl auszeichnen aber vor dem französischen Original noch den großen Vorzug hoher moralischer Tendenz, und einer, trotz der Verderbniß der Sitten, welche hier gleicher Weise, obwohl unter andern Verhältnissen, geschildert wird, keuschen und reinen Darstellung voraus haben.

Der arme Thoms.

Des Haines Sänger schliefen und verstummten,
Da wallte Thoms, den oft sein Herz betrog,
Zum Kirchhof, wo die Abendkäfer summten,
Und über ihm die schnelle Schwalbe flog.

Am Grabe seines Vaters sank er nieder:
Der Mangel stieß ihn in die Welt hinaus,
Dort waren alle Menschen seine Brüder,
Die große weite Erde war sein Haus.

Er trug das wunde Herz, vom Gram zerrissen,
Zu seines Vaters kaltem Grab zurück.
Der Hügel seines Vaters war sein Kissen,
Und eine Thräne sein errungnes Glück.

Es ward ihm hier so heimlich und so bange,
Dem Staube nah', von dem er Trost empfing;
Er drückte seine bleich gehärmte Wange
Ins falbe Gras, das um den Hügel hing.

„Ein Bettler, Vater! arm an Kraft und Freude,"
So sprach er zu dem Todten: „bin ich hier.
Du findest Menschen, wenn ich von dir scheide;
So sprachst du, als dein Auge brach, zu mir.

„Und weinend wandt' ich mich mit deinem Segen
Zu Menschen, denen er mich übergab,
Das wunde Herz an ihre Brust zu legen,
Und jeder wies den Bettler trotzig ab.

„Doch Agnes hörte noch den Bettler weinen,
Der Mangel hatte meine Kraft verzehrt;

„„Geh',““ ſprach ſie, „„ſuche Brot, du bleibſt den Deinen,
Kommſt du zurück, wie meinem Herzen werth.““

„Ich ging, ich konnte kaum den Pflug umfaſſen,
Ich griff zum Schwert, da war mein Arm zu ſchwach,
Da weint' ich laut, vergeſſen und verlaſſen,
Kein Auge ſah, der Felſen ſprach mir nach.

„Am Thor der Heimath ſetzt' ich krank mich nieder,
Und Agnes kam zum Birkenwalde her,
Ich ſprang empor und rief: „Du haſt mich wieder!“
Sie lachte laut, and kannte mich nicht mehr.

„Da brach mein Herz, da wankten meine Kniee,
Da fühlt' ich, daß ich hülflos elend bin;
Den Tod im Herzen, wankt' ich noch mit Mühe
Bis an dein Grab, du guter Vater! hin.

„Bald, Vater! wird auch mich die Erde decken,
Die Sonne grüßt die Gräber um mich her,
Die kalten Schläfer freundlich aufzuwecken,
Und weckt, wie ſie, den armen Thoms nicht mehr.“

Jetzt ſah er, wie im Weſten freundlich ſchwebend
Der Abend ſich in Thetis Arm verlor,
Da hob er ſeine Hände, kalt und bebend,
Und ſeinen Blick zum Geiſt der Nacht empor.

Und kalte feuchte Morgennebel floſſen
Weiß, wie ein Leichentuch, am Grabe her.
Da war ſein Blick für dieſe Welt geſchloſſen,
Die Sonne weckt den armen Thoms nicht mehr.

Der Troubadour.

Am Quell, vom Tage matt beſchienen,
Saß Ritter Raimund, kalt und wild;
Blaß, wie der Burggeiſt in Ruinen,
Schwamm auf dem Felſenquell ſein Bild.
Da lispeln ſanft der Harfe Saiten;
Im Liede weht ein leichter Sinn,
Und des Geſanges Töne gleiten
Wie Wellen über Blumen hin:

Erinnrung rauſchet durch die Lieder
Mit ſchwarzen Flügeln um ſein Ohr,
Das Schrecken ſträubt ſein Haar empor
Und drückt den Blick zur Erde nieder.

Die ſanfte Sprache der Gefühle
Wird jetzt in jeder Saite wach;
Des Morgens Traum, der Kindheit Spiele
Ahmt ſchwach und ſtark die Harfe nach.
Die halbgedämpften Töne beben,
Wie durch das Laub der Weſt im Mai;
Der Kindheit goldne Träume ſchweben
Im Spiegel des Geſangs vorbei.

Der ſchöne Traum, zu früh vergangen,
Hat ſanft des Ritters Herz erweicht;
Ein mattes kaltes Lächeln ſchleicht
Sich ſchüchtern auf die blaſſen Wangen.

Jetzt klagt hier, wie der Welle Toſen,
Bald ſchwach, bald ſtark, mit leiſem Schwung,
Die Sehnſucht um verblühte Roſen
Im Echo der Erinnerung.
Der Ton, gleich ſcheidenden Gewittern,
Verhallt, nun ſtrebend, dumpf und ſchwach;
Die Saite ahmt mit leiſem Zittern
Den ſüßen Tod der Freude nach.

Der Vorzeit blaſſe Nebel fallen,
Der Freude heitres Bild erwacht,
Die Liebe winkt, das Leben lacht
Ihm aus der Zukunft finſtern Hallen.

Dem Arm der Freude ſchnell entriſſen,
Erhebt ſich dumpf das Lied der Schlacht;
Die Erde wird des Todes Kiſſen,
Das Blut und Wunde ſchrecklich macht.
Die Harfe ſchweigt; in ihren Pauſen
Verblutet röchelnd ſich der Held,
Und, wie des Meeres Wogen, brauſen
Die Töne durch das Leichenfeld.

Des Ritters blaſſe Wangen färben
Sich brennend, wie das Abendroth;
Er ſehnt ſich, den erhabnen Tod
Im wilden Schlachtgewühl zu ſterben.

Der Harfe Stürme rauſchen wilder;
Das Siegel ſpringt am Grab der Zeit;
Der Sturm des Sängers weckt die Bilder
Im Nebel der Vergangenheit.
Dumpf rauſcht in jedem Grabe Leben,
Wie in der Felſenkluft der Nord.
Des Sängers blaſſe Lippen beben;
Sein Stammeln malt den Brudermord.

Die Wangen, wildentbrannt, verglühen;
Im Auge rollen Schuld und Haß,
„Laß,“ ruft der Ritter leichenblaß,
„O laß das Bild vorüberfliehen!“

Da flüſtern leiſe durch die Saiten
Der Hoffnung ſüße Melodien.
Sanft, wie des Schickſals Faden, leiten
Sie in den Arm der Tröſterin.
Kühn trotzt der Mörder den Geſetzen,
Ihn lenkt das ewige Geſchick;
Auf ſeinen Wink hält das Entſetzen
Des Frevels Dolch und Arm zurück.

Der Ritter ſchlingt um die Geſtalten
Der Möglichkeit den Arm voll Kraft,
An ſeiner Bruſt voll Leidenſchaft
Das ſüße Traumbild feſtzuhalten.

Der Sänger ſchweigt. Des Ritters Miene
Wird wieder kalt und wolkenſchwer;
Da flüſterts leiſe durch das Grüne:
„„Erkennſt du Erichs Ton nicht mehr?““
Er blickt empor, die Augen wenden
Sich ab, von Scham und Schuld gepreßt;
Er klammert ſich mit kalten Händen
An ſeines Bruders Knieen feſt.

Das Band des Schreckens löſt ſich wieder,
Das ſeine Kraft gefeſſelt hält;
Und auf die blaſſen Lippen fällt
Die Thräne der Verzeihung nieder.

Chriſtian Gottfried Daniel Stein

ward am 14. October 1771 zu Leipzig geboren, beſuchte die Thomasſchule und von 1788—90 die Univerſität ſeiner Vaterſtadt. Theologiſche Zweifel unterdrückten in ihm die früher gehegte Neigung zum Predigerſtande, immer lebhafter trat dagegen ſein Intereſſe an Erdkunde hervor, das er in allen Ferien auf kleinen Reiſen zu befriedigen ſuchte. Nachdem er Doctor der Philoſophie geworden, ward er durch Gedicke's Fürſprache 1794 Collaborator und ſeit 1802 Profeſſor am grauen Kloſter zu Berlin. 1830 ernannte ihn der König zum Ritter des rothen Adlerordens dritter Claſſe. Er ſtarb am 14. Juni deſſelben Jahres, nachdem er ſein ganzes Leben dem Studium ſeiner Jugend, und zwar immer an derſelben Stelle gewidmet, und ſich um die Wiſſenſchaft höchſt verdient gemacht hatte.

Er veröffentlichte:

Handbuch der Geſchichte und Erdbeſchreibung des preußiſchen Staats. Berlin, 1798.

Charakteriſtik Friedrichs des Zweiten. Berlin, 1798. 3 Thle.

Kleine Geographie. Leipzig, 1808.
Handbuch der Geographie. Leipzig, 1808; 4. Aufl. 1819—20. 3 Thle.
Geographisch-statistisches Post-, Zeitungs- und Comptoirlexikon. Leipzig, 1811. 2 Thle.
Neues geographisch-statistisches Post-, Zeitungs- und Comptoirlexikon. Leipzig, 1818 bis 21. 4 Thle.
Handbuch der Naturgeschichte. Leipz., 1812. 2 Thle.
Europäische Geographie nach natürlichen Grenzen. Berlin, 1817.
Handbuch der Geographie und Statistik des preußischen Staats. Berlin, 1819.
Reise-Taschenlexikon für Europa. Leipz., 1827.
Reisen nach den vorzüglichsten Hauptstädten von Mitteleuropa. Leipzig, 1826—29. 7 Thle.
Statistisch-geographische Beschreibung des Königreichs Sachsen. Dresden, 1828.

St's Schriften zeichnen sich durch Gründlichkeit, Genauigkeit, Faßlichkeit und eine sorgfältige technische, dem Inhalt vollkommen angemessene Darstellung aus und haben sich von jeher mit Recht eines großen Kreises von Lesern aus allen Ständen zu erfreuen gehabt.

Karl Stein,

1773 im Mecklenburgischen geboren — als Schriftsteller Gustav Linden, Kael Irnts, auch Georg Schilles genannt — lebt als königlich preußischer Hofrath, großherzoglich sachsen-weimarischer Rath und Professor zu Berlin.

Romane:
Amöne. Posen, 1804. 2 Thle.
Ludmilla. Posen, 1809. 2 Thle.
Herr von Schutterbein. Berlin, 1807.
Abenteuer des Herrn von Wackelbart.
Albertine von Wackerbarth. Hamburg, 1806.
Die Unergründlichen. Berlin.
Der Sohn des Krieges. Berlin, 1808.
Der Herr Nachbar. Berlin, 1810. 2 Thle.
Scherz und Ernst. Berlin, 1808.
Die Wachsfigur. Berlin, 1808.
Der Hausnarr. Berlin, 1814. 2 Thle.
Der Gasthof zur silbernen Laute. Berl., 1812.
Buch für Winterabende. Berlin, 1812—19. 3 Thle.
Gleich und Gleich. Berlin, 1824.
Das Blumenkörbchen. Coblenz, 1828.
Und viele andere.

Lustspiele:
Die Schädellehre. Berlin, 1805.
Die Nymphe der Spree. Berlin, 1808.
Die zweite Heirath.
Die Wahl.
Die Probe.
Der rechte Mann. Berlin, 1812.
Deutsches Theater. Berlin, 1820.

Aeußerst glückliche Characterzeichnung, geschickte Erfindung der Situationen, Witz und eine unversiegbar heitere Laune haben St's Erzählungen und Romanen viele Freunde erworben; mehrere seiner Lustspiele erfreuten sich nicht geringeren Beifall auf der Bühne.

von Steinach, s. Minnesinger.

Steinau, s. C. Hübner.

Gotthelf Samuel Steinbart

ward am 21. September 1738 zu Züllichau geboren, und höchst pietistisch erzogen, doch schon auf der Schule zu Kloster Bergen unter der Leitung des Abtes Steinmetz besonders durch die Bekanntschaft mit Voltaires Schriften zum Nachdenken angeregt, und später durch das Studium von Locke und Wolff im Umgange mit Teller und Töllner zum Rationalisten ausgebildet. Von Halle, wo er studirte, durch den siebenjährigen Krieg vertrieben, ging er nach Frankfurt an der Oder und nach Berlin; endlich kehrte er, als Director der Schule daselbst, in seine Vaterstadt zurück. 1774 wurde er, durch seine Schriften empfohlen, als ordentlicher Professor der Philosophie und außerordentlicher der Theologie nach Frankfurt an der Oder berufen; 1786 zum Doctor der Theologie, 1787 zum Oberschulrath, später zum preußischen Consistorialrath ernannt. 1789 legte er seine Stelle als Oberschulrath nieder. Den Ruhm, den er in seiner Zeit genoß und Doctor Bahrdts Lobrede konnte seinen Eudämonismus doch nicht gegen die Macht der Kantischen Philosophie schützen; er hatte seinen Ruf längst überlebt, als er am 3. Februar 1809 starb.

Er gab heraus:
Philosophische Unterhaltungen. Jena, 1782—86. 3 Hefte.
Grundbegriffe zur Philosophie über den Geschmack. Züllichau, 1785. Thl. 1.
Anweisung zur Amtsberedsamkeit. Züllichau, 1784. 2. Ausg.
Gemeinnützige Anweisung zum regelmäßigen Selbstdenken. Jena, 1793. 3. Ausg.
System der reinen Philosophie des Christenthums. Züllichau, 1794. 4. Ausg.

St. wirkte zu seiner Zeit äußerst günstig als aufgeklärter Theolog, wie er sich gleichfalls auch als trefflicher Schulmann einen wohlverdienten Ruhm erwarb.

Heinrich Christoph Steinhart,

geboren 1763 zu Bierau in der Altmark, unter dem Namen Ludwig von Saldiger als Schriftsteller bekannt, lebte als Prediger zu Dobbrun in der Altmark, wo er am 20. September 1810 starb.

Von ihm erschien:

Ueber die Altmark. Stendal, 1800—1801. 2 Thle.
Meine Reise nach Frankreich. Berlin, 1801—1803. 3 Thle.
Meine Reise ins Bad. Berlin, 1803.
Meine Reise nach Italien. Berlin, 1804—1806. 2 Thle.
Die Revue. Berlin, 1804.
Drei Monate aus dem Leben des Canonicus v. S. Berlin, 1806.
Der goldene Stier. Berlin, 1805—20. 2 Thle.
Die Drillinge. Berlin, 1811. 3 Thle.

St. suchte als Humoristiker vorzüglich Jean Paul und Benzel-Sternau nachzustreben, doch blieb er, obwohl keineswegs ohne Talent für diese Gattung, weit hinter Beiden zurück, da es ihm an geistiger Tiefe und poetischer Productivität fehlte.

Steinhäuser, s. Meistersänger.

Friedrich Christian Philipp von Steinheil,

am 16. November 1760 zu Baireuth geboren, war zuerst als Aufseher und Lehrer der englischen Sprache an der Carls-Akademie zu Stuttgart angestellt, hierauf Regimentsquartiermeister und Hauptmann, zuletzt wirkte er als außerordentlicher Professor am Gymnasium zu Stuttgart, woselbst er am 10. Januar 1814 gestorben ist.

Seine Schriften sind:

Lehrgebäude der deutschen Sprache, mit einer Geschichte dieser Sprache überhaupt und jedes Redetheils insbesondere. Stuttg., 1812.
Deutsche Sprachlehre für höhere Schulen. Stuttgart, 1815.

St. zeichnete sich zu seiner Zeit höchst vortheilhaft durch scharfsinnige Forschung auf dem Gebiete der deutschen Sprache aus.

Steinhövel, s. Meistersänger.

Steinmar, s. Minnesinger.

Heinrich Stephani

ward am 1. April 1761 zu Gmünd an der Greck geboren, studirte zu Erlangen und begleitete darauf einen jungen Grafen von Castell nach Kloster Bergen und Jena, in dessen Folge er den Titel eines Consistorialraths erhielt. Nach einer Reise in die Schweiz ging er 1808 als bairischer Kreis-, Kirchen- und Schulrath nach Augsburg, wurde 1811 als Kreis- und Schulrath nach Ansbach, 1818 als Decan und Stadtpfarrer nach Gunzenhausen im Rezatkreise versetzt. Nach vieljährigem ausgezeichneten Wirken wurde der ausgezeichnete und aufklärende Mann, im Jahre 1834, auf eine Anzeige des Consistoriums von der bairischen Regierung aus seinen Aemtern entlassen. Er ist Doctor der Philosophie und Theologie, königlich bairischer Kirchen- und Schulrath, und Ritter des Hausordens vom heiligen Michael.

Von ihm erschien:

Lehrbuch der Religion. Nürnberg, 1787.
Menschenhaß und kindliche Reue, Schauspiel für die Jugend. Magdeburg, 1792.
System der öffentlichen Erziehung. Berlin, 1805; neu 1813.
Der bairische Schulfreund, Zeitschrift. Erlangen, seit 1811.
Das heilige Abendmahl. Landshut, 1811.
Beiträge zur gründlichen Kenntniß der deutschen Sprache. Landshut, 1823—27. 2 Thle.
Predigten, Fibeln und andere Lehrbücher.
Archiv für Erziehungskunde. Leipzig, 1791—94. 4 Theile.
Selbstbiographie. Aachen, 1829.
Ueber die Quelle, die Schande unseres Zeitalters. Leipzig, 1828 u. s. w.

St. machte sich als Pädagog vorzüglich verdient durch die von ihm erfundene neue Methode das Lesen zu lehren, welche in sehr vielen Volksschulen mit großem Erfolg eingeführt wurde. Als ascetischer und pädagogischer Schriftsteller zeichnete er sich ferner durch Innigkeit, Wärme, Klarheit und Gründlichkeit höchst vortheilhaft aus.

Christian Gottlob Stephanie,

(eigentlich Stephan,) 1733 zu Breslau geboren, entsagte früh dem Kaufmannsstande, zu dem sein Vater ihn bestimmt hatte, und trat bei der Schuch'schen Schauspielergesellschaft zuerst 1756 in seiner Vaterstadt mit Beifall auf. Mit derselben bereiste er ganz Deutschland, verließ sie jedoch, als sein Streben durch Eckhofs und

Kirchhofs Freundschaft einen höheren Flug nahm. Er spielte darauf in Altona und in Mitau, bis er 1750 als Hofschauspieler nach Wien berufen wurde. Hier mußte er sich dem Geschmack des Zeitalters und der Sitte extemporirte Komödien, der er einst entweichen wollte, als er Schuch verließ, eine Zeit lang fügen, aber schon 1762 wurde durch seine Wirksamkeit allwöchentlich Ein regelmäßiges Stück gestattet, und seit 1768 die Posse auf zwei Abende beschränkt. Natürlicherweise setzte er sich durch solches Streben den bittersten Anfeindungen aus, gegen welche nur Maria Theresia selbst den Achtungswerthen schützen konnte. Er wirkte bis an seinen Tod, der 1798 am 10. April erfolgte, unermüdet fort, ohne Josephs II. Anerbieten des ehrenvollsten Ruhestandes anzunehmen.

Von ihm erschien:

Gesammelte Schriften zum Vergnügen und Unterricht. Wien, 1766—68. 3 Jahrgänge.

Schauspiele:

Die Liebe in Corsica. Wien, 1770.

Die neue Frauenschule. Wien, 1770.

Die Wahl. 1771.

Der neue Weiberfeind. Wien, 1773.

Seine Schauspiele erfreuten sich zur Zeit ihres Erscheinens freundlichen Beifalles, erhielten sich aber nicht lange auf der Bühne, da sie bald von besseren Leistungen Anderer überflügelt wurden, und es ihnen an Tiefe und Originalität fehlte.

Gottlieb Stephanie, der Jüngere,

am 19. Februar 1741 zu Breslau geboren, Bruder des Vorigen, ward in seinen zu Jena begonnenen Studien durch den Krieg unterbrochen. 1757 wurde er preußischer Husar, gerieth 1760 in österreichische Gefangenschaft, nahm darauf noch einmal Dienste und stieg zum Oberlieutenant hinan. 1769 folgte er seinem Bruder als Schauspieler auf das Burgtheater zu Wien. Er starb am 23. Januar 1800.

Von ihm erschien:

Lustspiele:

Die abgedankten Officiere.
Die Wohlgeborene.
Gräfin Freienhoff.
Die Kriegsgefangenen.
Der Bräutigam.
Die Wildschützen u. a. m.

Schauspiele:

Der Deserteur aus Kindesliebe.
Gerader Sinn und Hinterlist u. a. m.
Sämmtliche Schauspiele. Wien, 1771—86. 6 Thle.
" " Singspiele. Liegnitz, 1792.
" " dramatische Werke. Wien, 1789. 6 Thle.

Sein dramatische Leistungen sind noch unbedeutender als die seines Bruders.

Sternau, s. von Benzel Sternau.

Sternau, s. Meynier.

Sternberg, s. Meynier.

Alexander Freiherr von Sternberg

ward am 22. April 1806 auf dem Gute Noitküs bei Reval geboren, erhielt seine erste Bildung im väterlichen Hause, besuchte darauf das Gymnasium in Dorpat, studirte dann auf der dortigen Universität und ging 1829 nach Petersburg. Die Cholera vertrieb ihn 1830 von dort; er ging nach Dresden, machte dann eine Reise nach Süddeutschland, lebte drei Jahre in Mannheim, besuchte darauf die Schweiz, Oberitalien und Oesterreich, und schlug später seinen Wohnsitz in Weimar auf, wo er sich gegenwärtig noch befindet.

Er gab heraus:

Die Zerrissenen. Stuttgart, 1832.
Eduard. (Fortsetzung des Vorigen.) Stuttgart, 1833.
Lessing. Stuttgart, 1834.
Novellen (mit Einschluß der ebengenannten). Stuttgart, 1832—34. 4 Bde. in 5 Abtheilungen.
Molière. Stuttgart, 1834.
Galathee. Stuttgart, 1836.
Fortunat. Leipzig, 1838. 2 Bde.
Palmyra. Stuttgart, 1838. 2 Bde.
Psyche. Frankfurt, 1838. 2 Bde.
Kallenfels. Berlin, 1829. 2 Bde.
Saint-Sylvan. Frankfurt, 1839. 2 Bde.
Schiffersagen. Stuttgart, 1848. 2 Bde.
Georgette. Frankfurt, 1850.
Alfred. Dessau, 1841.
Novellen, Erzählungen, Aufsätze u. s. w. in Zeitschriften und Almanachen.

Es sei dem Herausgeber gestattet, hier ein Urtheil zu wiederholen, das er erst vor Kurzem in seiner „Allgemeinen Geschichte des Romans" über diesen ausgezeichneten Schriftsteller mit folgenden Worten niederlegte. St. behandelte zuerst eine Manifestation unserer Zeit, auf welche spätere Tage gewiß höchst verächtlich blicken werden, die Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, welche sich gegen sich selbst wendet, weil sie in sich keinen Halt findet und ihr der heilige Ernst der Gesinnung fehlt, und schilderte dieselbe, jedoch nicht erschöpfend, was er

übrhaupt nicht thut, in seinen beiden Erzählungen, Eduard und die Zerrissenen. Die fein sinnliche Behaglichkeit, welche die höheren Stände um sich zu verbreiten wissen, und durch welche die Blasirtheit nur noch mehr gesteigert wird, stellte er vortrefflich dar, wie sich überhaupt seine Romane dadurch sehr vortheilhaft auszeichnen, daß der Gentleman überall durchblickt, während gerade die meisten Romanschriftsteller der neuesten Zeit so großen Mangel an wirklicher Kenntniß des Wesens der höhern Stände, die sie vorzugsweise gern schildern, wie an Tact für das Schickliche, besonders bei der Zeichnung vornehmer Frauen, verrathen. In seinen übrigen Erzählungen beschäftigte er sich ebenfalls vorzüglich mit Interessen der Gegenwart oder der nächsten Vergangenheit, jedoch mit eben derselben Auffassung. — Seine Situationen sind immer geistreich erfunden und trefflich angeordnet, seine Charactere indessen häufig schwankend und unsicher. Wie anmuthig spielend und zugleich künstlerisch gestaltend seine Phantasie sei, das hat er vorzüglich in einigen Märchenromanen und Novellen bewiesen.

Die Alchymisten.

Novelle von A. von Sternberg.

In einer jener langen finstern Gassen des alten Dresdens, die so eng sind, daß fast eine Schwalbe beim Durchflug mit der Spitze ihrer Flügel die gegenüberstehenden schwarzen Steinwände zugleich berühren muß, lebte zur Zeit des Churfürsten Christian II. zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts ein armer Goldschmiedmeister mit Namen Tobias Rosen. Er hatte frühzeitig geheirathet und sein junges hübsches Weib aus einer wohlhabigen Lage in das Elend und Mißgeschick hineingerissen, das ihn verfolgte, so weit er zurückdenken konnte. Jung, arbeitsam und auf seine Weise thätig in die Zukunft denkend, war seine Armuth keine selbstverschuldete; nur insofern war sie ihm zuzuschreiben, indem sich sein Sinn zu heftig von jedem Schlage des Unglücks lähmen ließ. Tobias Rosen litt an Schwermuth, und eine so erkrankte Seele ist schon ohne äußeres Mißgeschick elend; jenes Leiden war ein Erbtheil seiner Familie, es hatte seinem Vater das Leben geraubt und drohte dem Sohn mit einem ähnlichen Schicksal. Die finstersten Anfälle zeigten sich jetzt, da er, äußerlich mit Nahrungssorgen geplagt, innerlich von seinem Dämon gequält, in dem dunkeln Stübchen des Erdgeschosses saß, das bleiche Haupt in die Hand gestützt, den Blick auf die gegenüberstehende unermeßlich hohe schwarze Mauer richtend, die erst in der späten Abendstunde einen spärlichen Lichtschimmer empfing. Im Hause gegenüber zeigten sich nur ein paar Fensteröffnungen, doch zum Zeichen, daß Niemand, auch der Geringste und Niedrigste der Hausgenossenschaft nicht, dort wohnen mochte, waren die Läden halb geschlossen, und der kalte Luftzug, der in der engen Gasse herrschte, fuhr durch die Gitterstäbe und halb zerbrochenen kleinen Fensterscheiben. Von Ferne tönte das Geräusch der lebhaften sonnenbeschienenen Gassen und Plätze herüber, Spaziergänge und Besuchende verließen um diese Zeit ihre Häuser, doch Keiner, führte ihn auch sein Weg durch die dunkle Gasse, mochte aus dem fröhlichen Sonnenschein hinaus in die kalte feuchte Schlucht treten, lieber nahm er den längsten Umweg. Und so störte denn auch Niemand die finstern Gedanken des armen Goldschmiedemeisters: er mußte endlich, da sie ihn zu erdrücken drohten, sich selber kräftig aufraffen; er that es und stand auf, um in die Kammer seines Weibes zu gehen, das, wie er wußte, eben beschäftigt war, den Sonntagsputz anzulegen, um eine Gevatterin zu besuchen, die vor dem Thor wohnte und heute ein kleines Fest in ihrem Garten feierte.

Als Tobias ins Zimmer eintrat, fand er Marien, wie sie bei trübem Lampenschimmer in Ermangelung des Sonnenlichts ihren Anzug eben zu vollenden im Begriff stand. Sie kam ihm freundlich entgegen, doch der mißmuthige tiefverwundete Mann hätte bei ihrem Anblick in Thranen ausbrechen mögen. Er setzte sich hin, und indem er sie auf seine Knie zog, half er ihr einige Bander befestigen, die sie nicht selbst zu knüpfen vermochte; seine Hand umspannte ihren Leib, ein schmerzliches Lächeln zuckte um seinen Mund, indem er sie lange aufmerksam und forschend betrachtete. Armes Kind, rief er endlich, wozu Dich putzen? Meinst Du wirklich, Du seiest noch schön? glaubst Du, die Leute werden stehen bleiben, Dir nachzusehen wie vor drei Jahren, als ich Dich aus Deines Bruders Haus führte? Kind, Du bist die Marie nicht mehr! Jene Marie war traubenschwellend, pfirsichfrisch, eine holde Kleine, jedes Männerauges süßeste Rast. Dein leichter Schritt, die Schwelle Deines Vaterhauses wie im Triumph überschreitend, Dein Lachen, beides wußte nichts von Sorgen; jetzt aber hast Du sie kennen gelernt. Ich habe Dir, Du leichtes schönes Kind, den alten Fluch des Weibes aufgebürdet, Deinem Nacken, früher nur das Gewicht des leichten Strohhuts kennend, die drückende Last der Sorge aufgeladen. Ich, Marie, ich bin der Henker Deiner Schonheit geworden, Deine Reize habe ich langsam gemordet. O, fort mit diesem Kleide! es war Dein Brautkleid; siehst Du nicht, wie es überall nicht mehr passen will? wo sind die süßen Reize geblieben, die hier die ängstlich klaffenden Falten ausfüllten! Das Häubchen sucht vergebens die weiche Linie der vollen Wange, um sich daran zu schmiegen, die Wange ist eingesunken und erdreicht; die Fülle des schwarzen Haars, sonst so übermüthig und widerstrebend, wo ist sie hin? Ach, Marie, sieh mich nicht so bittend und zärtlich an; ich bin der Räuber Deines Glückes, Deiner Schonheit!

Das treue Weib tröstete durch Kuß und Rede ihren Geliebten, doch er schob die ihm liebkosende Hand zurück und sprach finster: Hier in diese Stadt, wo der Neid der Zünftler mich so bitter peinigt, hier in dieser finstern Grube, gegen die der Missethäter im ekelhaftesten Gefängniß wie in einem Palaste wahnt, hier fühle ich erst recht, wie sehr ich von allem Glücke verlassen bin. Marie, ich merke, daß der Fluch, der meinen Vater drückte, auch mich verfolgt; es geht nicht mehr, nein, bei Gott, es ist Alles aus.

Er schwieg, und Marie, die ihm nicht mehr zu widersprechen wagte, legte das letzte noch fehlende Kleidungsstück an; er sah es, sprang auf, riß es ihr wieder ab und warf es auf den Boden. Geduldig und freundlich setzte sie sich jetzt neben ihn, und beide saßen eine Weile so stillschweigend da. Ich wüßte nur ein Mittel, hub Tobias wieder an, ohne sein Weib dabei anzusehen; es kame nur darauf an, daß Du in meinen Plan williast und nicht durch eine unpassende falsche Zartlichkeit das Gelingen verhinderst. Es ist dieses: auf unsrer Ehe, Marie, liegt das Mißgeschick, wie auf Allem, was ich bis jetzt unternommen; erschreck nicht darüber, was ich Dir jetzt sage: laß uns wieder auseinandergehen — Du, zu Deinem Bruder, dem ich Dich wider seinen Willen entriß; ich — in die weite Welt. Bei Deinem Bruder hast Du Reichthum und lebst ohne Sorgen, Du kannst auch wohl wieder heirathen, denn einen Pfaffen, der uns scheidet, will ich schon auftreiben.

Er hatte bei dieser Rede nicht den Muth aufzusehen, und hätte er aufgeblickt, so wäre er durch Mariens Antlitz und Mienen auf das heftigste gerührt worden. Sie, die ihn so innig liebte, war jetzt von Entsetzen und Schmerz zugleich ergriffen; nach einer Weile drückte sie ihr Antlitz in die Schürze und ihre Thränen flossen. Es ist genug, rief Tobias, denke diesen Worten nach, in den ersten Augenblicken der Aufregung ist Niemand geneigt der Vernunft Gehör zu geben, wir sprechen wohl wieder davon.

Nein! rief Marie außer sich und kettete sich an den Unglücklichen; wir sprechen nie wieder hiervon. Willst Du mich denn in der That unglücklich machen? Habe ich denn während unsrer Ehe über irgend ein Leiden mich beklagt? — Sie weinte ihr Antlitz von Neuem und weinte heftig. Ihr Schmerz rührte ihn. Wenn Du nicht geklagt hast, sagte er nach einer Pause, so hattest Du doch Ursache zu klagen. Selbst das Muttergluck, Du Arme, ist Dir nicht zu Theil geworden; hättest Du eine Tochter, sie brächte Jugend und Freude in diese finstern Mauern, ihretwillen könntest Du dann wohl den Vater lieben.

Marie hing sich mit der heißesten Zärtlichkeit an seinen Hals. Sie war wieder ganz jenes geliebte schöne Mädchen, das zuerst Neigung ihm bewiesen. Den armen Tobias überwand so viel Liebe, er blickte getrösteter auf, und nach wenigem Hin- und Herreden wurde dieses Gespräch abgebrochen. Allmählig trat wieder eine heitere Stimmung heraor, Marie trieb zum Fortgehen, und bald wanderte nun das Pärchen, nachdem die verlassene Werkstatt sorgfältig abgeschlossen worden, aus der finstern Gasse heraor dem Thore zu, wo der Strom fröhlicher geputzter Wandrer sie in ihre Mitte nahm.

Die Wittwe, die das kleine Fest gab, hatte mit Empfang ihrer Gäste so viel zu schaffen, daß der Meister mit seinem Weibe unbeachtet im Garten eine Weile herumwandeln konnte. Er setzte sich in eine entfernte Laube nieder, und sein schönes dunkles Auge weilte mit dem Ausdrucke dankbarer Zärtlichkeit, wie sie ihm die vorhergehende bauliche Scene eingeflößt, auf dem Weibe seiner Liebe, er drückte ihr stumm die Hand. Während dessen trat ein freundlicher noch junger Mann in die Laube und grüßte die beiden Leute, die er kannte und liebte.

Er machte merken, daß das Ehepaar nicht ganz fröhlich gestimmt war, und sagte darum nach einigen gleichgültigen Worten: Ich muß Euch doch, Kinder, eine lustige Geschichte erzählen, die sich jetzt kürzlich, und zwar recht als wenn sie unserem Fürsten zum Spott ausersonnen wäre, zugetragen hat. Stadt und Land spricht von nichts Anderm. Ihr wißt, Freunde, daß es zu allen Zeiten Leute gegeben hat, die sich mühten das Geheimniß, wie man Geld hervorbringen könne, auszuforschen. Der Nutzen, den die Welt von der Entdeckung, wenn sie vollkommen gelänge, haben würde, und jene Entdecker natürlich zuerst, liegt am Tage; doch es ist mit diesen Forschungen, so eifrig und vielseitig sie betrieben werden, doch zu keinem rechten Erfolg gekommen; statt dessen haben sich die Thorheit, der Unverstand, der lächerliche Dünkel und der Aberglaube, die in der menschlichen Natur liegen, bei der Gelegenheit recht glänzend ans Licht gestellt. Viele weise Männer sind zu Narren geworden, wenn nicht gar zu Spitzbuben, was freilich um vieles schlimmer ist: unsrer Zeit jedoch, scheint es, ist's aufbehalten, an Unsinn und Verkehrtheit die ergötzlichsten Beispiele aufzustellen. So hat sich nun kürzlich am Rhein eine Gesellschaft gebildet, die, wie ich mir habe erzählen lassen, die ganze Angelegenheit im spaßhaftesten Ernste nimmt. Es nennen sich diese Leute nicht geringer als Bethencsche der Welt, und im Grunde haben sie auch nicht ganz Unrecht; sie behaupten, das Geheimniß, Gold zu machen, entdeckt zu haben, und wer der wunderbaren Kunst theilhaftig werden will, muß sich gefallen lassen, unter seltsamen Ceremonien in die Gesellschaft aufgenommen zu werden. Sie haben nur einen Kaiser, dazu sieben Kurfürsten, außerdem Landgrafen, Barone und einfache Edelleute; der Gebräuche sind mannigfaltige, die Hauptceremonie jedoch, und die seltsamste, bei welcher der allerwunderlichste phantastische Spaß vorfallen soll, ist die sogenannte chemische Hochzeit, die jeder Neuaufzunehmende bestehen muß. Ihr könnt denken, daß die geladenen Herren Alchymisten, wie man sie nennt, die die Sache ernsthaft behandeln, nicht wenig über diese Scherze eifern; allein das ist, meiner Meinung nach, eben das Köstliche in der Menschennatur, daß sie im Stande ist, durch muthwilligen und kindlichen Scherz der dunkeln tiefsinnigen Beschauung, die den Menschen, der sich ihr ungetheilt überläßt, innerlich ausgräbt und ertödtet, eine kräftige Waffe entgegenzusetzen. Wem wären Geldgier, Habsucht, schnöder Geiz nicht widerwärtig, und wer fühlte nicht, daß ein Mittel, jene gehässigen Leidenschaften mit Leichtigkeit zu befriedigen, von der Zahl der Menschen mit Heißhunger gesucht wurde? Tausende würden sich in diesem Hange nach dem Verborgenen jede Lebensfreude grausam zerstören, alle finstern Kammern des Elends, des Selbstbetrugs und der Verzweiflung wären aufgethan. Nun treten heilend und besänftigend der Scherz und der Muthwille auf, sie stellen die Thorheit ans Licht, so daß man über sie lacht, und siehe da, die große Menge ist geheilt, Niemand will mehr Gesundheit, Glücksgüter und heitre Laune an ein unerreichbares Wagestück setzen.

Wer sind denn diese Menschen, fragte Marie, welche sich diese Scherze erlauben?

Ich kenne sie nicht, entgegnete Leonhard, doch stelle ich mir vor, daß sie jung und sorgenlos sind; denn unsern gesetzten, bekümmerten Bürgersleuten, wie wir sie hier wandeln sehen, kann dergleichen wohl nie in den Sinn.

Ihr solltet Euch in ihre Gesellschaft aufnehmen lassen, Herr Sänger, nahm Tobias das Wort, Ihr gehörtet nun ganz in ihre Mitte.

Vielleicht geschieht's auch. Es scheint ja doch, daß es mit der Anstellung hier am Hofe nichts wird, und so könnte mir leicht wieder die ganze Welt offen stehn.

Ihr seid glücklich! seufzte Tobias, indem er sein Haupt in die Hand stützte.

Auf diese Weise, fuhr der freundliche Sprecher fort, feierte ich in der That noch meine Hochzeit, wenngleich ziemlich spät; aber dafür ist es auch eine chemische Hochzeit, etwas viel Höheres und Wunderlicheres, als was so gewöhnlich geschieht.

Ein großer, ernst aussehender Mann hatte sich jetzt der Laube genähert; man grüßte, und er nahm mit Dank das Plätzchen ein, welches Marie ihm neben sich auf der Bank anbot. Er hatte einen Theil des Gesprächs schon vernommen, und fragte jetzt: Weiß man nichts Umständlicheres von den Einrichtungen und den Arbeiten der Gesellschaft!

Wie gesagt, rief Leonhard, sie lehren Gold machen. Da sie aber dabei das lustigste Leben von der Welt führen, immerdar auf der Wanderschaft sind, so mag es wohl mit dem Laboriren eben nicht sehr strenge genommen werden. Gewiß ist es, daß ein lustiger Student, ein reiches Muttersöhnchen, an ihrer Spitze steht, der das Ganze lenkt und ordnet. Zum Verwundern ist das Aufsehen, das sie erregen, am Rhein, in Schwaben, Frankin, zum Theil auch schon bei uns hört man von ihnen sprechen, und sogar ist mir ein leidlicher Bettrr genannt woeden, der sich erst küezlich mit allen Formen in die Gesellschaft hat aufnehmen lassen.

Hieeber, bemeckte der Arzt Hubert, weeden sie schwerlich kommen dürfen; denn wie Jedermann weiß, ist unser Kurfürst auf das ernstlichste mit den geheimen Wissenschaften beschäftigt und wird einen Scherz hierüber gewiß nicht gnädig aufnehmen.

Wer kann ihnen etwas anhaben, rief Leonhard, wenn Kaiser und Reich sie duldet, wenn sie das Volk weder gegen die Regenten noch gegen die Priester aufwiegeln? Freie Naereinnungen hat es überall gegeben. Ja, ich versichere Euch, meine Freunde, ich denke schon recht mit Lust daran, mich ihnen dahinzugeben und den Rest meiner Tage in überschwenglicher Thorheit zuzudeingen. Lerne ich auch nicht die Kunst, Gold zu machen, so wird mir doch gewiß das Talent zu eigen, es auf die allererquicklichste Weise verschwinden zu machen.

Und weiß man nicht, nahm Tobias das Wort, was der gelehrte Alchymist treibt, der nun schon vier Jahre bei unserm Herrn im verschlossenen tiefsten Gewölbe des Schlosses laborirt? Der arme Mann sieht Monate lang wedee Weib noch Kind, weder Sonnenlicht noch Mondenschein; doch es giebt Leute, die nicht viel besser wohnen. Er sah bei diesen Worten Marien an, und sie blickte ihm verstohlen, aber sanft und begütigend ins Auge.

Der Aeme, entgegnete Leonhard, ist nun eben recht ein Beweis von Dem, was ich früher sagte. Ihn haben nun die Damonen. Ee hat die feindliche schwarze Seite, die nächtliche Tiefe der Begier erfaßt. Gefesselt sind seine Glieder Tag und Nacht an den unglückseligen Höllenherd, an dem er düsend mit hervortretenden, glühenden Augen jede Stunde steht und doch nicht die goldne Blüthe aus dem staubigen Erdenkranze der Metalle hervorzublasen vermag. Muthwillig schadenfroh verwandelt sich der Erdgeist immer neu vor ihm, streift immer glanzendere Kleider ab, schlüpft in immer wunderlichere Kittel; vergebens harrt der Elende auf den Moment, wo er endlich das goldne Kleidchen anlegen wird. So steht und bläst er jahrelang, das ekelhafte Gequike der schmelzenden Metalle, das Stöhnen der Retorten und Kessel tönt in seine Ohren, und wie eine alte verklungene Sage erscheint ihm das Gespräch mit Menschen, das Lacheln eines schönen Weibes oder der Gesang des Priesters am Altare. Verwandelt ist er durch und durch und gleichsam metallen geworden, eine graufige Bildsäule der Begire, durch deren kalte Glieder doch noch ein dünner Lebensfaden sich zieht, der sich krampfhaft zuckt und regt. Selbst sein Schlaf ist fürchterlich verwandelt. Haben wie Träume, in denen wir mit Blumen, mit bunten Vogeln spielen, so hat der Arme schwere metallene Träume, die geenichtend auf ihn fallen. Ich will nicht von seiner unsterblichen Seele reden; kann sie wohl jemals fromme und gottselige Gedanken hegen? Genug, meine Freunde, ihr seht selbst, wie sich jedes Geheimniß der forschenden Kraft im Menschengeiste entweder zum Fluch oder zum heitern Gedeihen öffnet. Mancherlei Dinge sollen jedoch, wie es scheint, immerdar für uns verschlossen bleiben, und wo wir auf ein solches Gesetz des Verbots stoßen, sollte es uns durchaus heilig sein. Vielem selbsterschaffenen Elend wäre dann abgeholfen.

Ich begreife dergleichen nicht, rief Tobias, mich hat meine Kunst viel mit den Metallen zusammengeführt, doch so gefahrlicher Gedanken sind mir noch nie in den Sinn gekommen. Ich habe an ihnen wie an Blumen eine unschuldige Freude gehabt, wie sind dir edlen unter ihnen lieb, weil ich sie für die reinsten Erzeugnisse der innern schaffenden Erdkraft halte, sowie die Blumen mir wunderbares in neue Form gebrachtes Wasser und Luft scheinen.

Es giebt Menschen, nahm der Arzt das Wort, die auch wirklich eine so unschuldige Liebe zu besondern Metallen fühlen, die durchaus nichts mit Geiz oder Habgier gemein hat, und die, sollte man glauben, eine gewisse Verwandtschaft zu jenen Metallen haben.

Eine Verwandtschaft zu einem Metall! rief der Meister Leonhard mit Lachen; ja, ja eine solche Verwandtschaft würde ich mir ganz gut gefallen lassen.

Ich kannte, setzte der Arzt seine Rede fort, eine feomme engeleeine Frau, die Aebtissin des Klarenklosters war, welches jetzt aufgehoben worden. Diese edle Dame liebte nichts so sehr als den Anblick schönen, glattgearbeiteten, hellglänzenden Silbers. Allezeit hatte sie auf ihrem Tischchen vor sich eine Scheibe von diesem Metalle, dazu ein Glöckchen; sie blickte wohl minutenlang die erste an und ließ dann das zweite mit anfangs leisen, immer lauter werdenden Klängen ertönen. Oft gestand sie mir, wenn ich sie an ihrem Krankenlager besuchte, daß jene Töne eine wundebare Sprache für sie wären, die sie vollkommen verstande, sewie die silderne Scheibe ihrem Auge erquickender sei als die schönste Blume. Nie habe ich von dieser Frau vernommen, daß sie habsüchtig oder geizig gewesen, daß sie überteiebenrn weltlichen Putz geliebt, was

ſchon der fromme Stand ihr unterſagte; doch mußte Alles, was ſie umgab, zierlich und glänzend ſein; trübe oder dunkle Schimmer beleidigten ſie. Wo ſie es haben konnte, an Kleidung, Wohnung oder Geräthe brachte ſie Silber an, und da ließ ſie auf das anmuthigſte das matte Silber mit dem glänzenden, hellanſpiegelnden abwechſeln; zuweilen zog ſie Farben mit hinzu und ergötzte ſich an dem Widerſpruch, den dieſe bildeten und der doch endlich in Harmonie zerfloß. Die edle Dame war in der That recht merkwürdig, und ich habe bei ihrem Weſen manchen Blick in die Natur geheimnißvoller Einwirkungen und Kräfte gethan.

Vielleicht, bemerkte Marie, ließe ſich aus dieſen Erſcheinungen der Geiz erklären, die Habſucht —

Sie könnten, entgegnete Hubert, allerdings die finſtern Verierungen eines an ſich unſchuldigen geheimnißvollen Triebes ſein.

Was mich betrifft, nahm Leonhard das Wort, ſo kennr ich dieſe zarte Verwandtſchaft ganz wohl; doch hab' ich's ſtets nicht ganz chriſtlich mit dieſen lieben Verwandten gehalten. Hatte ich eine Anzahl Muhmen und Oheime in der Taſche, ſo drängte es mich, ſie wieder zu verſtoßen und neue jüngere Mühmchen wieder einzunehmen, die dann aber wohl ebenſo ſchnell wieder abſegeln mußten. Und in der That, ich habe eine große Sippſchaft auf dieſe Weiſe zur Thür hinausgejagt. Doch, lieben Freunde, laßt uns jetzt auf meine chemiſche Hochzeit anſtoßrn.

Ein Diener hatte Wein gebracht und die Beiſammenſitzenden mit vollen Gläſern verſehen. Als man eben anſtieß und ein heiteres Gelächter ertönte, zeigte ſich die freundliche Wirthin des Feſtes, die mit mehren Freunden auf die Laube zukam. Marie ging ihr entgegen, und die Männer begrüßten ſich unter einander. Das Geſpräch über die Goldmacherkunſt war jetzt abgebrochen, die Geſellſchaft, meiſtens Bürger mit ihren Familien, nertheilte ſich, um das Bretſpiel, die Schaukel und Rennbahn ſowie den Tanz bei dem noch hellen Abendlichte zu genießen. Muſik wurde in den Garten gelaſſen; bei den erſten Klängen gerieth der Meiſter Leonhard ſogleich außer ſich: der Anblick der hübſchen Mädchen, das warme Frühlingswetter und der Klang der Pfeifen bemächtigten ſich zugleich ſeines feurigen Sinnes; er drängte ſich an die erſte feiſche Tänzerin, und man ſah ihn bald in immer ſchnellern Kreiſen mit ſeiner Beute herumfliegen, ſo daß die Muſikanten ſelbſt, auf einen Mament ihre Inſtrumente abſetzend, über den ausgelaſſenen Springer lachen mußten. Mehre Paare folgten ihm in Sturm, und jetzt ertönte der ganze Garten von Scherz und Gelächter.

Mit Tobias war es anders, ihn verteid der Lärm, er ſtahl ſich fort, indem er den Entſchluß faßte, ein Geſchäft noch zu beſargen, das ihn ziemlich weit hinaus var's Thar rief. Es wohnte daſelbſt auf einem Landgute ein wohlhabender Mann, welcher ſich nicht abgeneigt gezeigt hatte, eine anſehnliche Arbeit dem jungen Meiſter anzuvertrauen. Als er den halben Weg ſchon zurückgelegt, trat völlige Dunkelheit ein, ſchwarzes Gewölk bedeckte den Himmel, und ein ſchnell emporſteigendes Wetter trieb den Wanderer zu verdoppelter Eile. Endlich das Landhaus erreichend, fand er es verſchloſſen; der Beſitzer hatte plötzlich verreiſen müſſen, und die zurückgebliebene Dienerſchaft berichtete, daß er erſt nach Verlauf einiger Tage wieder heimkehren werde. Tobias' Laune wurde durch dieſen verfehlten Gang noch trüber geſtimmt, als ſie ohnedies war, er ſah ein, daß er in der Nacht und bei dem ſchlimmſten Wetter den Rückweg antreten müſſe, und verwünſchte ſeinen Entſchluß, ſo ſpät und bei ſo ungewiſſen Nachrichten ſich aus der Stadt entfernt zu haben. Wie er ſo daſtand, rauſchte der Regen in Strömen nieder, dichte Finſterniß hüllte Weg und Gegend ein, kaum daß man in der Entfernung die einzelnen Wachtfeuer bemerken konnte, welche die ſpärlich vertheilten Poſten am Wege bezeichneten. Nach einer Weile legte ſich das erſte Ungeſtüm, und er betrat die Steaße; kaum war er wenige Schritte gegangen, als er ein Fuhrwerk auf ſich zukommen hörte; es hielt in ſeiner Nähe; zwei ſtreitende Stimmen ließen ſich hören, endlich ein lautes Stöhnen und banges Hülferufen. Tobias entſchloß ſich, nicht um jene ſich zu kümmern, da er doch nicht im Stande war ihnen zu helfen; allein ſein Mitgefühl erwachte lebhaft, als der Angſtruf von dorther immer lauter ertönte. Der Schein der Blitze, die faſt ununterbrochen leuchteten, ließen den Herantretenden ein unſcheinbares Fuhrwerk bemerken, deſſen Führer eben, wie es ſchien, es verlaſſen hatte; der einzelne magre Gaul, ſeinem Willen überlaſſen, ſcheutt und drohte den Wagen, in dem, ſo viel Tobias ſehen konnte, eine dunkle, in Tücher gehüllte Geſtalt und ein Knabe Platz genommen hatten, in eine nahe Vertiefung hinabzureißen; der Knabe erhob ſeine Stimme, und als er glauben mochte, ſeine Warte ſeien ohne Wirkung geblieben, verließ er den Wagen und klammerte ſich an Tobias' Knie, der beſchäftigt war, das wildgewordene Pferd am Zügel zu halten.

Edler Herr, tönte die Stimme des Bittenden, wer Ihr auch ſein mogt, erbarmt Euch eines alten Mannes, der im Sterben liegt! Gewiß, Ihr könnt nicht ſo grauſam ſein, ihn hier vor Eueen Augen elend umkommen zu ſehen, da es nur an Euch liegt, ihn zu retten.

Der Regen, die Stoße des Windes, und die brüllenden Donnerſchläge ließen dieſe Worte nur theilweiſe an's Ohr des jungen Goldſchmiedmeiſters gelangen, gleichwohl war der Gedanke, einen Sterbenden vor ſich zu ſehen, dem aller Beiſtand fehle, ſo erſchutternd für ihn, daß er ſich entſchloß, ſelber in dieſem Unwetter der Hilfe bedürftig, ſie den Bedrängten angedeihen zu laſſen. Auf ſeine Frage berichtete der Knabe, daß ſein im Wagen ohnmächtig liegender Vater ein reicher Kaufmann ſei, der gezwungen worden, wegen Verfolgung tückiſcher Feinde die Flucht zu ergreifen. Dieſen Bericht brachte der Knabe nur ſtockend hervor, in Tobias' Herzen regten ſich Argwohn und Zweifel. Warum hat Euch denn Euer Diener verlaſſen! fragte er.

Der Elende, er fürchtete, von unſern Verfolgern mit uns eingefangen zu werden!

Und ſoll ich nicht daſſelbe fürchten, wenn ich mich Eurer annehme!

Himmel! ſchrie der Knabe mit dem ergreifendſten Wehelaut, ſo giebt's denn kein menſchliches Erbarmen mehr! Ihr ſeht hier einen Sterbenden vor Euch; noch wenige Minuten in dieſem fürchterlichen Wetter, und er athmet nicht mehr. O Gott, ſterben ſoll er, ohne Gnadenmittel und Troſtung! ſeine Seele iſt auf ewig verloren!

Tobias wankte nicht länger, das Sterbegewimmer des Unglücklichen drang in ſein Inneres. Was ſoll ich für Euch thun! rief er dem Knaben zu, indem er deſſen umſtrickende Arme von ſeinen Knien löſte, ich will Euch zurück in die Stadt geleiten.

In die Stadt? um Gotteswillen nicht. Wißt Ihr nicht einen ſichern Zufluchtsort in der Nähe?

Der ſicherſte iſt in der Stadt und zwar in meiner Wohnung, entgegnete Tobias raſch; ſeid Ihr einmal mein Gaſt, ſo birgt Euch die Sicherheit des Grabes. Kommt, helft mir, ſo viel Ihr es vermögt, den Kranken auf meine Schultrr laden; Ihr mögt die wenigen Habſeligkeiten im Wagen mir nachtragen, und ſo will ich Euch, will's Gott, ſicher in meine einſamen Mauern bringen.

Der Knabe zitterte. Bedenkt, edler Heer, rief er, daß die Thore ſchon geſchloſſen ſind; wir wolle Ihr den Fragen der Wächter entgehen?

Laßt das meine Sorge ſein; nur nicht gezögert, das Wetter tobt gewaltig. Den leeren Wagen laßt immerhin ſtehen. Der Knabe näherte ſich jetzt dem Kranken, leiſe und behutſam hob er zuerſt das Haupt, und Tobias ſah beim Leuchten der Blitze in ein bleiches, verzerrtes Antlitz mit geſchloſſenrn Augen. Ein Schauder ergriff ihn; dennoch bezwang er ſich und half mitleidig dem Knaben, indem er nach und nach erſt die Arme und dann den ganzen Leib mit Vorſicht ſich auf den Rücken lud. O, ich bitte Euch, rief der kleine Begleiter, nur recht leiſe und ſanft angefaßt; ach, thut ihm kein Leides, Ihr ſeht, ihm iſt ſchon grauſam mitgeſpielt worden; ein unnorſichtiger Druck Eurer Hand, und die zarte ſchwankende Lebensflamme liſcht unter Euern Händen aus. Tobias erkannte durch das Gefühl den ganzen bedaurungswürdigen Zuſtand des Kranken; mit Entſetzen wurde er inne, daß die Glieder gebrochen und aus ihrem Gelenk geriſſen niederhingen, kraft- und willenlos ſchwankte die ganze Geſtalt bei jedem Schritt, und es überlief den rüſtigen Träger eiskalter Schauder, wenn er bedachte, daß er einen vom Rade abgeleſten Verbrecher auf ſeinem Rücken durch die Schrecken einer ſo wilden Nacht nach Hauſe trüge. Der Knabe ſchien dieſe Gedanken zu ereathen, denn er benutzte jeden paſſenden Zeitpunkt, um ſich mit zärtlichen Bitten und Liebkoſungen an Tobias anzuſchmiegen; er verdoppelte ſogar dieſes ängſtliche demuthige Benehmen, je näher man jetzt der Stadt und den Wachen kam. Unvermerkt hatte er in die Taſche des Meiſters einen vollen Beutel mit Geld geſchoben. Nehmt es, edler Herr, rief er, ſucht damit die Wache zu beſtechen — ach, vielleicht haben die Heiligen in ſo rauher Nacht die Wachſamkeit der Söldner eingeſchläfert. Gott laſſ' uns nur an der Flamme des äußeen Wachtfeuers ungeſehen neoüberkommen! Tobias war zu ſehr mit ſich und ſeinem Unternehmen beſchäftigt, um den Jammernden zu tröſten; er mußte ſeine ganze Klugheit und Geſchicklichkeit aufbirten, um nicht ſo nahe dem Rettungshafen noch zu ſcheitern. Endlich war das äußere Pförtchen des Thorweges erreicht; der Pförtner, zum Glück ein Bekannter des Goldſchmieds, öffnete, und ſo zogen die einſamen Wanderer mit ihrer ſchauerlichen Beute leichtern Muthes in die dunkeln

Gassen der alten Stadt ein; nach wenige Schritte noch, und sie befanden sich vor dem bestimmten Zufluchtsort.

Im obern Stübchen saß Marie und harrte der Rückkunft ihres Gatten, sie öffnete das Fenster und herableuchtend entsetzte sie sich vor der Gruppe, die sich unten an der Hausthür zeigte. Tobias mußte sie beruhigen; er erklärte ihr in wenig Worten, was sich zwischen ihm und dem Fremden ereignet, und bat sie, unverzüglich Anstalten zu treffen, ein gutes Lager im untern Stockwerke, nahe der Werkstatt zu bereiten. Es geschah so leise und schnell wie möglich. Der Kranke, sowie sein verwüsteter Körper die bequeme Lage der Polster fühlend, zeigte zum ersten Mal wieder deutliche Spuren von Leben, Tobias und Marie wichen nicht früher von seinem Bette, als bis sie ihn in einen ruhigen Schlaf versenkt sahen, der Knabe jedoch ließ sich's nicht nehmen, die ganze Nacht zu Füßen des Lagers zuzubringen.

Den Morgen darauf ging der Meister zum Arzte Hubert. Der Knabe, der sich an die Thüre des Krankenzimmers gestellt hatte, wollte den fremden Mann, als er erfuhr, daß es ein Arzt sei, durchaus nicht einlassen; erst als man ihn versicherte, es gelte das Leben seines Vaters, gab er nach. Hubert untersuchte die Wunden des Mannes und wandte sich dann kopfschüttelnd zu Tobias. Nehmt Euch in Acht, rief er leise; wenn nicht alle Merkmale trügen, so hat der Mann schon auf der Folter gelegen; wie es scheint, habt Ihr einem schweren Verbrecher Eure Hilfe zugesagt. — Als Tobias bei diesen Worten heftig erschrak, setzte Jener mit milder Stimme hinzu: Doch, Freund, laßt Euch nichts gesagt sein; die Zeichen können auch täuschen, und wäre er auch verdammt — wer denkt, hat unsre Herr und Meister nicht selbst dem Sünder am Kreuz seine göttliche Hilfe zugesagt?

Ich mußte es wohl, rief Tobias, dumpf in sich hinein; Unschuld, Freude und Glück begegnen mir nicht — so soll mir denn auch jede That zur Verdammniß werden. Weh mir, ein todeswürdiger Verbrecher in meinem Hause!

Wer sagt Euch, daß er das ist? rief Hubert leise; kann er nicht unschuldig angeklagt und gerichtet worden sein, hört man in diesen verwirrten stürmischen Zeiten nicht von Grausamkeiten aller Art? Doch, Freund, Vorsicht muß ich Euch selbst anrathen, auf meinen Beistand könne Ihr zählen, lange wird es der Arme doch nicht mehr machen, die mörderischen Eisen haben fürchterlich in seinem Fleische gewüthet.

Aber wenn er nun in unserm Hause stirbt? rief Marie.

So sorgen wir, entgegnete Hubert, für ein stilles Grab, in dem seine zerschlagenen Glieder weich liegen mögen. Fürchtet nicht das schlimmste, liebe Frau.

Tobias, Marie und Hubert theilten sich jetzt in die Pflege des Alten; ermüdete ihre Wachsamkeit, so war der Knabe Bertram da, dessen Kräfte unerschöpflich schienen. Auf diese Weise hatte der Kranke wohl zwei Wochen in Tobias' Hause; Hubert's stärkende Mittel wirkten, das volle Bewußtsein kehrte den Armen wieder, und er hatte nun öfters heimliche Unterredungen mit seinem jungen Begleiter. Wenn Tobias und Marie an seinem Bette erschienen, dankte er ihnen auf das rührendste; der Knabe bat sich von Marien Frauenkleider aus, und so ging er in die Stadt. Eines Tages kehrte er frühzeitig zurück und fragte um die Erlaubniß an, ob seine Stiefmutter eintreten dürfe, sie wüßte von dem elenden Zustande ihres Mannes und ließe sich nicht länger abhalten ihn zu sehen, seine Pflege zu übernehmen. Tobias besprach sich mit seinem Weibe und beide ertheilten, obgleich ungern, die Erlaubniß, die fremde Dame kommen zu lassen. In dunkler Abendstunde erschien jetzt eine in schwarze Schleier gehüllte hohe Gestalt, die ins Gemach eintretend mit einem dumpfen Wehelaut am Lager niedersank. Es erfolgte eine lange Unterredung der Drei untereinander, die das Ehepaar aus Zartgefühl nicht stören mochte, obgleich Hubert gegen jedes längere anstrengende Gespräch gewarnt hatte. Als die Dame wieder heraustrat, suchte sie den jungen Goldschmiedmeister auf, um ihm in den rührendsten Ausdrücken die Gefühle ihres Dankes auszusprechen. Tobias blickte in ein Antlitz, das obwohl blaß, doch von großer Schönheit war; die wenigen rührenden Worte, die sie ihm sagte, die Innigkeit, die in Stimme und Geberde lag, goß zum ersten Mal wieder nach langer Zeit eine süße Befriedigung in die Seele des jungen Mannes, seine That gereuete ihm jetzt nicht, und wäre auch ein doppelt großes Wagniß mit ihr verbunden gewesen.

Das Geheimniß vom Aufenthalte des Verfolgten verrieth keine von den Personen, die im Hause des Meisters davon wußten; Tobias schätzte sich jetzt glücklich, in einer Gasse zu wohnen, die zu betreten der Fuß jedes müssigen Spaziergängers scheute. In einsamen Stunden plagte ihn jedoch selbst die Begierde, zu wissen, wer sein Schützling sei; in welchem Verhältniß Arabella, so hieß die schöne Dame, zu ihm stande; ob sie, die liebliche reizende Erscheinung, wirklich jenem verlöschenden, verwüsteten Leben angekettet sei; in wie weit Bertram, der schöne Knabe, zu dem seltsamen Paare gehöre. Zufällig wurde ihm über diese Zweifel und Vermuthungen ein dunkler Aufschluß ertheilt. Beim Beginn der dritten Woche erschien der lustige Sangmeister Leonhard in der Werkstatt, wo er den Freund allein fand, und nachdem er auf seine Weise mancherlei Lustiges berichtet hatte, zog er mit einem Mal eine ernsthafte Miene und sagte: Habt Ihr nicht vernommen, daß man auf das angelegentlichste dem großen Zauberer und Alchymisten nachforscht, der aus der Haft unseres Herrn entsprungen ist?

Tobias horchte hoch auf, und jener fuhr unbekümmert fort: Wie sprachen vor Kurzem im Garten der reichen Wittwe von diesen Zauberkünstlern und Allerweltsleuten; es wurde bei der Gelegenheit noch gefragt, was denn doch aus dem gelehrten Alchymisten, den der Kurfürst eigends für sich im Schloßgewölbe arbeiten lasse, geworden sei; Niemand wußte hierüber Auskunft zu ertheilen; jetzt aber thut sich's kund: entsprungen ist der Unglückliche, und was das Schlimmste ist, die Frucht der jahrelangen Studien hat er mit sich genommen.

Ei, rief Rosen, und worin hat denn diese Frucht bestanden?

Es ist ihm endlich gelungen, Gold zu machen, entgegnete Leonhard wichtig. Unserm gnädigen Herrn aber, der ihm für die Entdeckung wohl zu wenig geboten hat, ist er sammt dem Geheimniß entschlüpft. Doch so geht es, wenn man sich mit dem Leidhaftigen einläßt. Die Menge behauptet, in jener Nacht, wo wir das erste starke Gewitter hatten, sei der Goldmacher vom Teufel geholt worden, ja einige Schloßwächter haben ihn ganz deutlich aus dem großen Rauchfange der unterirdischen Esse mit Qualm, Feuer und Geräusch in die Höhe fahren sehen: Andere behaupten seinen Wagen unweit der Stadt gefunden zu haben, doch leer, wo er denn wahrscheinlich, da das irdische Fuhrwerk ihm zu langsam ging, zum höllischen seine Zuflucht genommen, und querfeldein oder vielmehr querluftaufwärts vor dannen gefahren sein mag. Kurz, verschwunden ist und bleibt er, unser allergnädigster Herr sitzt jetzt mit langer Nase da. Die goldnen Füchse, die schon so tiedlich im Tiegel blinkten, und zu denen, wie der närrische Doctor kürzlich behauptete, so viele ehrliche Leute eine wahre Verwandtschaftsliebe fühlten, sind nun auch auf und davon.

Rosen verbarg den Antheil, den er an dieser Rede nahm, so gut es ihm die schreckenvolle Ueberzeugung, den so allgemein gefürchteten und verachteten Alchymisten in seiner Wohnung zu haben, gestattete. Sein Gesellschafter, der zu sehr mit seiner Neuigkeit beschäftigt war, achtete nur wenig auf Den, welchem er sie mittheilte. Ich möchte nur wissen, sprach er weiter, wie viel denn nun eigentlich Wahrheit an dem ganzen wunderlichen Treiben ist. Man hört jetzt so viel und mancherlei, daß Einem ordentlich der Kopf zu summen anfangt. Ihr, zum Beispiel, Herr Geoatter, seid nun so gefühllos; bedenkt doch nur, wenn an der Sache etwas Wahres ist, werdet Ihr nicht mit beiden Fäusten zugreifen? Ernsthafte und gestrenge Herren wie der Kurfürst Christian lassen sich doch auch nicht von Jedermann den Bart scheren. Ich versichere Euch, fiele mir der Teufelsbanner in die Klauen, er sollte nicht fort, ohne Federn zu lassen.

Treibt keinen Scherz, Freund, mit derlei Dingen; bedenkt, daß es fluchenswerthes Wissen ist.

Possen! rief Leonhard. Ihr nehmt Alles ernst und gewissenhaft auf. Kann es nicht ein ganz einfaches Naturgeheimniß sein? Als man zum ersten Mal davon sprach, daß ein Buch, statt von den Mönchen langsam abgeschrieben zu werden, mit feststehenden, kleinen Zeichen könnte gedruckt, und um so viel Tausende vervielfältigt werden, schrie da nicht Alles auch über Teufelskünste, und am Lichte besehen löste sich die ganze Verdammniß in eine unschuldige nützliche Erfindung auf. So geht es auch hier. Ich habe, da man so viel über jene Kunst spricht, ernstlich nachgedacht, und will auf meine Weise die Erfindung heiter und gefällig ans Licht stellen. Wenn Ihr Zeit habt, mir zuzuhören, so will ich Euch sogleich einiges von meinem Plan mittheilen. Erstlich müßt Ihr Euch vorstellen, daß der große Erdkorper gleich nach der Schöpfung in die größte Verwirrniß gerathen, daß alle Dinge drunter und drüber geworfen worden, Gehässiges mit dem Freundlichen sich verketten mußte, Freunde getrennt, Feinde aneinandergeschlossen wurden. Dieses ist nun gewissermaßen der Sündenfall der tauben, fühllosen Creatur; da kamen die vier Elemente als eben so viele Erlöser, um überall, wohin ihr lebendiges Wort dringt, die Bewußtlosen zum Bewußtsein, die sich Suchenden und Getrennten zum süßen Vereine zu bringen. Unaufhörlich geht, während wie Menschenkinder auf der Erde stehen und wandeln, unser bürgerliches Geschäft wohl oder übel treiben, dieses Werk der stillen Erlösung vor sich; unter unsern Füßen, unsern täppischen Händen, oft nor unserer Nase fliegen sich die getrennten Naturtheile in die

Arme, begrüßen sich die süßen Liebschaften aus Ost und West, und mit Gebraus und Gezank, das wir jedoch nicht verstehen, werden unzufriedene Ehen getrennt, glücklich geschlossen. Und dieses ist stets das Werk der vier thätigen Erlöser, die nicht ermüden, überall, auch in den verwirrtesten Händeln ihre Hände im Spiel zu haben. Der Mensch ist eigentlich dabei nur ganz nebenher nöthig, obgleich er sich einbildet, wie überall, so auch hier die Hauptperson zu sein; dann will er wohl auf seine Weise, was die vier geschäftigen Erlöser leisten, selbst verrichtet haben und baut ihnen Herd und Esse, schiebt ihnen die verwickeltsten Processe unter und schaut müssig zu, wie die wunderlichen unsichtbaren Sachwalter die schwierige Aufgabe lösen werden. Dann braust es und zischt vor seiner Nase, und hundert Zungen reden geschwätzig durcheinander, Funken speühen, wie von zornigen Augen geschleudert, bis endlich der Friede eintritt und das schöne leuchtende Kind lieblich aus dem Streit hervorgeht. Dann freuen sich wohl die Dummen, daß sie den Proceß gewonnen haben, schieben dieses ihrer Geschicklichkeit zu, und vergessen die vier Erlöser, die ohne aller Beihülfe früh oder spät dasselbe ausgewirkt hätten. Seht, so würde ich das Ganze in artige Reime zu bringen suchen.

Ihr habt einen spaßhaften Sinn, Gevatter, rief Tobias. Euch erscheint, was tausend Andre in Sorgen und Bedenklichkeit stürzen würde, als willkommene Aufgabe, Euern heitern Scharfsinn daran zu prüfen. Doch overzeiht, daß ich diesmal nicht recht auf diese Scherze hören kann: ich habe einen schweren Kranken im Hause, der mir viel Bekümmerniß verursacht. Eben jetzt höre ich den Armen in Nebenzimmer stöhnen, und so muß ich wohl hingehen zu sehen, wie es ihm geht.

Laßt Euch nicht stören, entgegnete der Sänger; wenn es nicht anders sein kann, so bin ich auch der Mann, der sich mit selber leidlich unterhalten kann, zudem kommt ja da unser Freund Hubert, dem will ich doch sogleich einige Neuigkeiten aufbinden. Der Arzt trat ins Zimmer, und Tobias fand Zeit, sich ans Bette seines Kranken zu verfügen. Schon während den Reden Leonhard's hatte er bemerkt, wie Bertram, von Zeit zu Zeit in die Stube blickend, ihm heimlich mit besorgter Miene Zeichen gegeben. Jetzt fand er den Alten leblos auf dem Lager ausgestreckt, der Knabe ihm zur Seite kniend. O heiliger Johann! rief er, als Tobias näher trat, und die Zwischenthür der Gemächer verschlossen hatte, der Vater hat Euer Gespräch, Meister, mit dem fremden Herrn mit angehört; ach, jedes Wort schien ihm die fürchterlichsten Schmerzen zu machen, zuletzt sank er mit einem dumpfen Schrei zurück und liegt nun so erstarrt, wie Ihr ihn hier seht. Ja, edler Meister, Ihr habt die Wahrheit vernommen, Ihr wißt nun Alles! Bei der Jungfrau und ihrem ewigen Sohne, handelt christlich an uns!

Tobias beruhigte den zitternden Knaben, selber jedoch fühlte er sich auf das heftigste erschüttert. Er vermochte nicht in dem Gemache auszuhalten, indem jetzt der geringste Gegenstand, vor Allem aber der Anblick des fürchterlichen Mannes ihm Entsetzen einflößte. Beruhigend war es ihm, Hubert noch in der Werkstatt zu finden, der dort allein und unruhig auf- und niederging, nachdem er von Leonhard verlassen worden war. Als er den bekümmerten Meister eintreten sah, schloß er ihn zärtlich und mit Heftigkeit an seine Brust. Armer Freund, rief er, Ihr seid in der That unglücklich! das Mißgeschick verfolgt Euch; ich habe Alles erfahren und frage Euch nun, was Ihr zu thun gedenkt.

Tobias schaute finster vor sich hin. Er muß fort! rief er endlich in wildem Zorne aufbrausend, er muß mein Haus verlassen; nicht länger darf ich mit dem Ungeheuer unter einem Dache leben, das ganz Sachsen verflucht, das allein Schuld an dem Elend unsers Landes ist, das unsern menschlichen, friedlichen, gütigen Fürsten zu einen hämischen, tückischen Tyrannen umgeschaffen hat. Jeder Hauch seines Mundes ist ein Fluch mehr über mein Haupt.

Still, sagte Hubert, indem er den Zürnenden auf die Seite zog; schont seiner, bedenkt, daß er uns gar wohl hören kann. Wie muß ihm, der vielleicht bald abscheiden will, der jetzt mit seinem verrathenen Gott peinvolle Rücksprache nimmt, Euere Verdammnißrede ins Ohr fallen. Schont seiner.

Keine Schonung, rief Tobias; ihm, dem Landverderber keine Schonung!

Aber dem Sterbenden Schonung, entgegnete Hubert, denkt an Euere eigne Sterbestunde dereinst, und wenn Ihr auch wolltet, so ließe ich, der Arzt, den Armen nicht aus dem Hause schleppen. Er packte mit diesen Worten die Salben und Kräuter, die er mitgebracht, zusammen und entfernte sich ins Krankenzimmer, gleichsam um auf jede frische Wunde, die die heftigen Worte seines Freundes geschlagen, einen Tropfen heilenden Balsams zu sprnden. Der Kranke, als er aus dem bewußtlosen Zustande erwachte, küßte die Hände seines Pflegers, drückte den Knaben mit heißen Thränen an sich und verlangte dann zum ersten Mal eine geheime Unterredung mit Tobias.

Gegen die späte Abendstunde schlossen sich beide Männer in dem einsamen Gemach ein, und der Kranke nahm das Wort:

Es ist geschehen, was geschehen mußte, mein Geheimniß ist verrathen; Ihr wißt jetzt, redlicher, trefflicher Meister, an wem Ihr das Werk der Barmherzigkeit geübt habt in jener fürchterlichen Nacht. Ja, ich bin der Schotte Setonius, der von dem Herrn dieses Landes auf das schändlichste verrathen worden; bin es, der den dunklen Fluch hat auf sich nehmen müssen, den er allein tragen muß. Ich verwünsche die Stunde meiner Geburt; allein auch die seinige sei verwünscht um des beispiellosen Elends willen, das er auf mein Haupt gehäuft.

Weikt mich nicht zwecklos in Euere Geheimnisse ein, bemerkte der Goldschmiedmeister ernst; theilt mir nur mit, was ich wissen muß, um Euch zu retten.

Retten? wiederholte der Kranke, und ein hohles fürchterliches Lachen schlug an die Wände des engen Gemachs; mich wollt Ihr retten! Unglücklicher, Ihr habt mich auf Euern Rücken getragen und wißt noch nicht, wie es mit mir steht. Bei diesen Worten warf er die Decken ab, und Tobias' Blicke fielen auf einen Körper, der halb schon eine Beute der Verwesung, den gräßlichsten Anblick darbot, den man sehen konnte. Schaut her, sprte der Alchymist seine Rede fort, so lohnen Fürsten! Das ist der Preis für sieben schaudervolle Jahre, in denen ich unablässig für ihn gearbeitet; dieses der Preis für meine schlaflosen Nächte, dieses der Lohn, daß ich das Antlitz meines Weibes, meines Kindes entbehrt. Ja, Freund, mit solchen Gliedern wandelt man nicht mehr unter den Lebendigen; ich weiß, wo ich hingehöre, und wo ich vielleicht nach Verlauf weniger Stunden sein werde. Doch ehe ich scheide, will ich den Schatz, der dem frischen Leben gehört, in Euere Hände niederlegen; Ihr, Tobias, sollt unter den Hunderttausenden, die unter Qualen nach dem Preise gerungen, Derjenige sein, dem er spielend in den Schoos fällt.

Von welchem Schatze sprecht Ihr?

Hört meine Geschichte, rief Seton aus.

Kennt Ihr das Hochland, Freund, es ist mein Vaterland; laßt mich zuerst bei seinem Bilde verweilen. Mit seinen kühnen Felsenmassen, mit seinen Nebelgebilden und dunkeln schweigenden Gewässern, mit seinem ewig brausenden Meeresstrande und seinen unwirthbaren Küsten ist es das Land der Dämonen. Man sollte meinen, der wilde Trotz, die unersättliche Begier, der lauernde Hohn, sie hätten gleich am Anfang, wie die sanftern Geister Herrschafe über die Erde gewannen, sich dorthin zurückgezogen, um ihre rauhen Athemzüge mit dem Hauch unwirthbarer Wüsten zu mischen. Der Mensch, geboren auf jenen Bergen, lernt frühe seinen unsichtbaren Erziehern gehorchen: seine niedere Hütte ist umgeben vom luftigen und tückischen Volke der Elfen, der Gnom pocht an dem Gestein seines Herdes und Kobolde rücken an dem Dache; schwankt des Fischers unsicheres Boot auf den schwarzblauen Wellen, so zieht der ärmlichen schaukelnden Wiege ein boshafter Nix nach, sie in gefährliche Buchten lockend; dem Jäger, der sich für sein darbendes Weib daheim und die hungernden Kinder den Gefahren der Jagd hingibt, verfolgt ein Schwarm wilder Luftgeister, die ihn von Felsen zu Felsen hetzen, bis sie den Elenden mit zerschmetterten Gliedern im Abgrunde liegen sehen. Noch schlimmer aber sind die Geister des Hochmuths, des Trotzes, die sich unsichtbar in das Herz des Hochländers nisten und mit jedem Pulsschlage wachsen. Auch meiner Seele bemächtigten sich die Unholde, in ihre rohe Hände fiel der Inhalt meines Lebens, und er war rettungslos verloren. Mein Vater besaß Reichthümer, er opferte einen Theil derselben großmüthig meiner Erziehung, doch er riß mich leider zu spät aus der Wildheit meiner Umgebung heraus. Mit den Dämonen, die an meine Fersen sich hefteten, trat ich jetzt in das zahme Triebwerk des auf Verdienst gebauten thätigen Lebens; wie mochte ich's lange in diesen Fesseln aushalten? Eine Stelle unter den Landtruppen wurde mir gegeben; ich verließ sie widergesetzlich und flüchtete mich, verfolgt, in das mir verwandte stürmische Element; ich wurde Matrose. Hier lächelte mir das Glück; mein Muth gewann mir Freunde. Schon einmal waren die Schranken bürgerlicher Gesetze übersprungen, es kostete mich nur wenig Bedenken, es zum zweiten Male zu thun. Ein gehässiger Hauptmann stand uns Allen im Wege, mein Messer befreite uns, es nahm das Meer den Leichnam auf, und frei, der kleinen, von dürftigen Geistern ersonnenen Gesetze der Gesellschaft spottend, zogen wir in das grenzenlose Gebiet der Willkür, des Muths und des Glückes ein. Gleich Triumphbogen sprißte der Schaum um unser Kaperschiff, es tanzten und jubelten die Wellen, als hätten in der Tiefe die unruhigen Meergeister unsern Treubruch erfahren. Ich war nun wieder ganz in der Gewalt

meiner alten Dämonen; sie hatten mich, sie hielten meine Locken, sie badeten mein Herz in wilden Wünschen und stachelten meine Seiten, daß ich gleich einem wilden Rosse dahinbrauste, ihnen nur folgend. Indessen büßte ich auch diese Lust bald. Mein Auge ward in der Stille einer Nacht wunderbar geöffnet; ich that finstere Blicke in das Innere des Menschengeistes, und siehe da, die ewig schwankende Wage von Wunsch und Hoffnung stand gezähmt in meiner Hand. Bis jetzt hatte ich Ehrgeiz, Thatenlust, Freiheit für das Höchste gehalten; jetzt sah ich, daß diese wilden Leidenschaften nicht selbst herrschend waren, auch sie beugten sich einer geheimen magischen Kraft, die verhülle, doch allmächtig hinter jeder Erscheinung des Lebens lauschte. Es war des Goldes Macht! Kaum hatte ich den stärkern Dämon erkannt, als ich auch sogleich ihm Treue schwur; vergessen, gleich einem verstäubten Gewande sank das kühne Gemälde meines Korsarenlebens hinter mir hinab; das Auge erhielt jenen lauernden Blick, die Hände jene stille Geschäftigkeit, die der Verkehr mit meinem neuen Dämon erforderte. Auf heißen Marktplätzen saß ich jetzt, im Gewühl der Straße, unter den Wechselbänken der Börse, und in mein Ohr, gewöhnt an das Brausen der Aequinoctialstürme, tönte jetzt das alte Lied der Klage, das zahme Gewinsel des Elends, die Lockpfeife des Betrugs. Hier erkannte ich nun die ganze Größe meines Dämons: ich sah den Leib der Unschuld hingemordet, die greise Locke des Verdienstes geschändet, das verwandte Blut verspritzt; Alles im Dienste meines Dämons: und in seinem Umgange geeinigt, kam mir der Gedanke, mich in Besitz großer Schätze, sei es, auf welche Weise es walle, zu setzen. Schändlichen Wucher hatte ich schon lange getrieben, jetzt trat ich von Neuem aus den Schranken des Gesetzes und schloß mich einer Bande von Falschmünzern an, die in den Klüften eines einsamen Gebirges ihr Wesen trieben. Hier hatte mich die Hölle schon näher an ihrem Herde. Lange Nächte hindurch saß ich mit fast erblindetem Auge, die hellen Metallscheiben brünstig betrachtend, die aus unserer Werkstatt hervorgingen, um ihre betrügerische Laufbahn durch die Welt zu machen. Ich haßte die Menschen und freute mich, sie betrügen zu können. Doch bald ekelte mich auch diese Wirksamkeit an; so nahe der geheimnißvollen Quelle, wollte ich ihren Gehalt bis auf den tiefsten Grund erforschen. In Rücksicht auf Sonderung und Bereitung der Metalle, hatte ich schon manche kostbare Erfahrung mir zu eigen gemacht, es trieb mich zu immer neuen Versuchen, unermüdlich strebte ich weiter — doch vergebens! Damals gerade erscholl das Gerücht von einem Manne, den die Inquisition verfolgte, der nach England hinüber sich rettete und endlich in unsern schottischen Gebirgen eine Zuflucht fand. Man erzählte von ihm wunderbare Dinge, er sollte das Geheimniß entdeckt haben, nach dem schon Tausende vergeblich forschten, das Geheimniß, das edelste Metall schöpferisch hervorzurufen. Mein Geist flammte auf, ich floh aus unsern Höhlen und fand mich bald in der Nähe jenes Meisters.

Der Sprechende hielt hier inne. Vergebt, edler Meister, fuhr er mit erschöpfter Stimme fort, wenn die Macht dieser Erinnerungen mich niederbeugt, laßt mich eine Pause machen, in der ich mich sammeln kann, um Euch die bittersten Erfahrungen meines unruhvollen Lebens mitzutheilen. Tobias winkte ihm Gewährung zu; er selbst vermochte nicht zu sprechen, schweigend trat er an das Fenster und richtete sein Auge auf die wankenden Schatten, die das Licht im Gemach auf die gegenüberstehende Wand des Nachbarhauses warf. Tiefe Stille herrschte, dann bat Seton, seine Erzählung fortsetzen zu dürfen.

Jener Mann, hub er an, war ein Italiener von Geburt, verschwiegen und tückisch; es kostete Mühe, mich ihm nahe zu bringen, und gewiß wäre es mir nie gelungen, sein Schüler, sein Vertrauter zu werden, wenn nicht sein junges Weib, das ihm gefolgt war, eine geheime Leidenschaft zu mir gefaßt hatte; ich begünstigte diese; es war mir völlig gleich, auf welchem Wege ich zu meinem Zwecke kam. O, junger Freund und Retter, wie soll ich Euch mein Entzücken beschreiben, als ich nun erfuhr, daß es in der That ein Mittel gebe, jenes herrliche Metall schöpferisch hervorzurufen. Dieses Mittel hatte mein Meister in Händen; aber Haß gegen die Menschen, Verachtung der Welt brachten ihn jetzt dahin, daß er schwur, die geheimnißvolle Tinktur mit sich ins Grab nehmen. Denkt Euch, Freund, die goldne Frucht des Lebens versenkt ins Grab! Konnte ich dieses leiden, konnte das Weib, das mächtige Erdenwünsche stachelten, dieses leiden! Ich schweige von der peinvollen Zeit, in der ich mit dem finstern Bernardo zusammen lebte und arbeitete. Tückisch, wie er war, machte es ihm Freude, auch mich immer und immer in die Irre zu führen, mich tausend vergebliche Versuche machen zu lassen; jetzt das Geheimniß dicht vor mich hinzulegen und dann, wenn meine Hand schon darnach griff, es hohnlachend in die weiteste Ferne zu schieben. Doch wehe dem Elenden; er meinte mit mir zu spielen, und er selbst war ein Spiel in unsern Händen. Die geheimnißvolle Tinktur, für mich des Lebens Erstes und Letztes, verschloß er jedoch auf das sicherste; vergeblich war ein Versuch sich der Flasche zu bemächtigen, alle unsere Anschläge, sie durch Güte in unsere Gewalt zu bekommen, mißglückten; fürchten mußten wir, daß der finsterer Lebensüberdruß des Meisters, der von Stunde zu Stunde sich steigerte, ihn zum Selbstmord treiben werde; er könnte dann wol von einem Felsen sich ins Meer hinabstürzen, die kostbare Flasche in seinen Händen — für uns, für die Welt auf ewig verloren! Diese Gedanken brachten mich dem Wahnsinn nahe. Weshalb, sagte in einer geheimen buhlerischen Stunde meine Geliebte zu mir, weshalb ein Fahrzeug retten wollen, da es doch bestimmt ist, an der nächsten Klippe zu zerschellen! Ich verstand diese Worte, die Lippe des Weibes sprach nur aus, was in meinem Busen längst sich emporgedrängt; unsere Augen leuchteten und brannten zusammen, die wilde Lohe eines Menschenmordes schoß verzehrend zugleich über die ausgedörrte Steppe unsrer Herzen; ihre Rechte faßte krampfhaft nach dem Messer, indeß die meinige den Dolch im Gürtel packte. Indem hörten wir Bernardo das Haus verlassen und in die stürmische Nacht sich hinausschleichen. Es ist Zeit! stöhnte sie, und ich sprang auf; die Hand vor die flackernde Flamme des Lichts haltend, blickte sie mir nach, wie ich leise hinauswankte. So irrten zwei Schatten, einer den andern verfolgend, durch die Nebel einer trüben Mondnacht; lauernd gleich einer Katze duckte ich mich um jedes Gesträuch, jetzt auf dem Leibe fortkriechend, jetzt um eine vorspringende Felsenkante mich windend; immer noch schwebte die schwarze Gestalt vor mir, zehn Schritte nur entfernt — jetzt bleibt er stehen — ich, meinend, er wolle sich noch mir umschauen, weiche zurück, indem höre ich einen schwachen Laut, und o Himmel! aus meinem Versteck auftauchend, finde ich die Stelle, wo er stand, leer — dumpf braust das Meer unten an seinem Gestade. Wie vom Tode gedrängt speing' ich hervor, suche, rufe durchfliege den ganzen Raum am Abhange — umsonst! meine Beute ist mir entgangen, zerschmettert mit meinem Schatze liegt er in der Tiefe! Die Welt ging unter vor meinen Blicken, der Wahnsinn faßte mich, ohnmächtig stürzte ich auf die Platte des Felsen nieder.

Als ich wieder die Besinnung fand, schlug kalter Regen an meine Wangen, betäubt und blutend erhob ich mich, um in die verlassene Hütte zurückzuschleichen. Auf dem Wege dahin fiel das ganze Bewußtsein des Verlorenen auf meine Brust und lähmte meine Schritte. Wozu zurückkehren! rief ich bei mir, fort in die Welt, es ist ja doch Alles verloren! Ich weiß nicht, welch ein ahnendes Gefühl mir trotz jener Ueberzeugung zuflüsterte: kehre heim, noch ist nichts verloren! So trat ich denn in das Gemach, wo ich Beatricen, so hieß die Witwe Bernardo's, auf mich harrend fand. Als sie Blut an meinen Kleidern sieht, triumphirt sie; doch indem meine Worte sie belehren, daß es mein eignes sei, daß die Beute uns entgangen, stößt sie ein fürchterliches Jammergeschrei aus. Jetzt wird das ganze Haus durchsucht, die Gewölbe erbrochen, jeder Behälter geöffnet, die Mauer selbst umgerissen — umsonst, der Schatz bleibt verloren; sagar die Leiche des Meisters, die uns einige Tage darauf gebracht wurde, entweiht vergebens die räuberische Hand der Habsucht. Was jetzt beginnen! Beatricens Schätze, wenn sie ihren Besitz mit mir theilte, versprachen noch auf lange Zeit ein wildes, ausschweifendes Leben; dennoch hätte ich sie nicht zu meinem Weibe gemacht, wenn mir nicht anfangs eine dunkle Ahnung, dann ein deutlicher Verdacht, zuletzt fast Gewißheit von Beatricens verstellter Tücke Kenntniß gegeben. Die Reichthümer, die in meine Hände fielen, schwanden bald, dennoch fanden sich immer neue, es wurde mir deutlich, daß das in alle Künste der Heuchelei eingeweihte Weib mich in jener Nacht betrogen, und daß es ihr gelungen, die Wundertinktur von dem Untergange zu retten. Meine Bitten, meine Vorstellungen blieben fruchtlos, da ersann ich ein wahrhaft teuflisches Mittel, um das Geheimniß zu enthüllen. Als sie sich Mutter fühlte, und ihre Zeit herannahte, trat ich an ihr Lager, jede Hülfe entfernend, wiederholte ich noch einmal meine Bitten; als sie auch jetzt taub blieb, wandte ich grausame Mittel an, die die Geburt verhinderten. Unter Qualen der Hölle ward sich die Arme auf ihrem Lager, sie zitterte für das kaum erwachende, sie zitterte für ihr eigenes Leben; fast schon bewußtlos, in blutigen Thränen gebadet, bekannte sie endlich, da die Marter aufs Höchste stieg, daß sie schuldig sei, daß sie die Tinktur vom Untergange gerettet und bis jetzt verborgen habe. Die Flasche ward ausgeliefert, und jetzt endlich hatte ich meinen Gott in Händen; allein um welchen Preis war er erkauft!

Entsetzlich! eilf Tobias und verhüllte sein Antlitz.

Ich komme jetzt an die letzte Epoche meines Lebens. Wir verließen Schottland; der Ruf meiner geheimen Wissenschaft ging mir voran, und ich sah auf Reisen vieler Herren Länder

Glaubt nicht, daß die Ehre, die Auszeichnung, die man mir erwies, mich die Menschen lieben lehrte, nein, ich lernte sie nur um desto grimmiger hassen, je deutlicher ich das Band fühlte, daß sie an mich kettete. So kam ich denn auch hierher, und hier sollte das Maß meines Mißgeschickes erfüllt werden. Ihr sowol, Tobias, als das ganze Land kennt die Geschichte meines Lebens an diesem Hofe; doch Euch wie den Uebrigen ist mein eigentliches Verhältniß zu diesem Fürsten wol nie klar geworden, und nach Dem, was Ihr jetzt aus meinem Munde erfahren, möchte es Euch noch weniger begreiflich erscheinen; doch höret weiter. Von den sieben Jahren, die ich hier zugebracht, sind mir fünfe mit dem äußersten Glanze, durch alle Bequemlichkeiten eines üppigen Lebens geschmückt, dahingeflossen; ich war es, dem die Schätze dieses Reiches zu Füßen lagen, den man auf Gold und Purpur bettete; der Fürst wollte mich kieren, doch ich blickte in sein finsteres, enges Herz, und jetzt kam mir die Lust an, die ich zu ast meinen Meister an mir hatte büßen sehen, mit meinem Opfer zu spielen. Ich peinigte seine Ungeduld, stachelte seine Begier, malte ihm die Reiche der Welt zu seinen Füßen; und wenn er dann anbetend vor mir niedersank, versteckte ich mich arglistig hinter ein blindes Ungefähr, schob ihm ein Märchen unter und verlor mich in die geheimnißvolle Wolke, in die er mir nicht nachdringen konnte. O, Freund, Ihr seid arglos, selbst ungekränkt, habt Ihr wol nie Kränkungen empfinden lassen, Ihr kennt nicht die Lust, die darin liegt, mit den Gewaltigen dieser Erde zu spielen, sie ihre Ohnmacht empfinden zu lassen, und hunderttausend Beleidigungen, die sie gewohnt sind ungestraft auszutheilen, langsam und unter dem Schein von Schmeicheleien auf ihr eignes Haupt zu häufen. Ueberdrüssig des Lebens, bekannt mit jeder seiner Gefahren wie seiner Liebkosungen, selbst Herr unermeßlicher Schätze, lag mir an der Gunst des Fürsten wenig, ich verscherzte sie, und dieser, des Spiels überdrüssig, kehrte auch jetzt die Kralle hervor und er, der sonst an meinem Busen gelegen, der mir das heiligste Bündniß zuschwor, das jemals Menschenworte besiegelte, er ließ mich jetzt in den Kerker werfen, wo mich kein Strahl des Lichtes begrüßte, wohin der Blick meines Weibes, meines Kindes nicht drang. Hier that ich nun den Schwur bei der finstern Nacht meines Dämons, als Sieger aus diesem Kampfe herauszugehn; der Fürst sollte sich den Fluch seines Volkes vergeblich aufgeladen haben, meine Rache an der ganzen Menschheit ließ ich lastend auf dieses eine Haupt fallen, und Dank der höhern Mächten, es ist mir gelungen! Zerschmettert liege ich, doch nicht überwunden; mein ist der Preis, indessen er in ohnmächtiger Wuth die goldnen Säle seines Palastes durchtobt, auf ewig sich betrogen fühlend.

Bis so weit war Seton in seiner Erzählung gelangt, jetzt fesselte gänzliche Erschöpfung seine Zunge, dennoch faßte er nach einer kurzen Pause seine ganze Kraft noch einmal zusammen, um seiner Rede noch diesen Schluß beizufügen: Ich habe gesiegt, doch ferne sei es von mir, wie jener Verdammte, meinen Schatz mit in die Gruft nehmen zu wollen; er sei dem Leben geschenkt, mit einem Worte, Meister Tobias, er sei Euch geschenkt.

Seine Augen funkelten in wildem Feuer und er rief mit noch lauterer Stimme: Ja, Dir sei er gegeben, Freund, der Gott dieser Welt! Das Scepter aller Reiche lege ich zu Deinen Füßen! Dieses sei Dein Lohn dafür, daß Du auf Deinen Schultern während jener fürchterlichen Nacht, wo ich schon mit meinen Dämonen Abrechnung hielt, mich zurück ins Leben, ins Reich des Lichtes schlepptest. Freund, nicht wahr, ich lohne königlich? Doch was königlich, göttlich lohne ich — ich bin Dein Gott! sinke nieder vor mir im Staube! —

Er fiel röchelnd zurück und lag, eine Leiche, auf dem Polster. Tobias saß erschüttert da, den Blick auf die Gestalt vor sich richtend, und als jetzt die bleichen Lippen zuckten, als sich der zerbrochene Leib, gleichsam den Tod von sich stoßend, noch einmal aufrichtete, um die letzten entscheidenden Worte zu sagen, stürzte der junge Mann, wie von höheren Mächten gezwungen, auf die Knie vor das Lager und bot sein Ohr dem lispelnden Munde des Sterbenden: Höre, mein Sohn, die Bedingung, unter welcher der Schatz der deine ist: jene Beatrice, von der ich gesprochen, lebt, sie ist eine und dieselbe Person mit Arabellen, die Du an meinem Lager gesehen. Sie liebt Dich, sie will die Deine werden, und nur wenn Du meine Wittwe heirathest, erhältst Du meine Reichthümer.

Haltet ein! rief Tobias, ich habe ein Weib! —

Verstoße sie! Ist da noch eine Wahl, Bettler oder König zu sein! Unglücklicher, sollte ich mich in Dir getäuscht haben, und ich müßte mich nach einem Andern umsehn, der nicht so elender Feigheit Gehör gibt, um sein Glück mit Füßen zu treten?

Versucher! rief Tobias mit gepreßter Stimme, fort, entfliehe, ich habe nichts mit Dir zu schaffen. Er sprang auf und stürzte aus dem Gemach.

Hubert kam ihm an der Thür entgegen und schien entsetzt über sein Wesen, doch trat er ohne zu fragen ins Krankenzimmer, und ließ dem Goldschmied Zeit, in der einsamen Werkstatt über das eben Gehörte und Gesehene nachzudenken. Sein erster Entschluß war, sogleich zu seinem Beichtiger zu gehen, ihm jenes aufgedrungene Geheimniß zu übergeben und so den Verbrecher vor seinem Tode in die Arme der strafenden Kirche zu überliefern. Doch schon im nächsten Moment fühlte er sich von Mitleid bewegt. Wie, rief er bei sich, er will Dich reich, will Dich glücklich machen, und Du willst ihn verrathen? Der Arme, seinen bösen Geistern dahingegeben, erleidet er nicht schon Strafe genug? — Hubert trat jetzt wieder zu ihm, das Antlitz dieses sanften Menschenfreundes leuchtete in Heiterkeit. Wieder zwei Stunden Schlaf ihm geschenkt, rief er, ein köstliches Geschenk; er, der die Reichthümer der Welt zu besitzen meint, er bittet um nichts, als eine Stunde ruhigen Schlafes; ich fürchte, daß nun bald der ewige darauf folgen wird. Ihr werdet, Tobias, in wenigen Tagen eine Leiche aus Euerm Hause tragen lassen, macht es nur still und klug, damit das arme bübsche Weib und der holde Knabe, die er nachläßt, nicht den Fluch tragen müssen, der an diesem zerbrochenen Körper hängt.

Kann ich's wehren? entgegnete Tobias, wenn sein Aufenthalt in meinem Hause ruchbar wird, wenn man ihn zu suchen kommt? —

Wer soll es erfahren? sagte Hubert sanft; wir Beide sagen es gewiß Niemanden.

Ihr wißt nicht, was er mir vertraut hat, ich fühle mich bald und bald gedrungen, es meinem Beichtiger zu berichten. Hubert sah den Goldschmied mit seinen klaren offenen Augen an: Das solltet Ihr nicht, wenn er Euch vertraut hat; fühlt der Arme Bedürfniß nach Beichte und Erbauung, so will ich den Pater Augustin herbringen, da mögen sie es unter einander abmachen; warum wollt Ihr den Zwischenträger spielen?

Tobias neigte zu diesen Worten zerstreut und fast willenlos das Haupt, der Arzt verließ das Zimmer. Die Thüre zum Krankenzimmer stand offen, leise näherte sich ihr der Meister, um einen flüchtigen Blick hineinzuwerfen, doch er blieb gefesselt stehen auf der Schwelle. Arabella lag zu den Füßen des Lagers, sie schien, von Anstrengung und Nachtwachen ermüdet, in Ohnmacht gesunken, sie hörte nicht das Geräusch des Nahenden, und diesem blieb Zeit, sich an dem Anblick ihrer verführerischen Schönheit zu weiden. Aufgelöst hingen die dunkeln Locken um den blendenden Nacken und die gewölbte Schulter; das schwarze Gewand, das die schöne Gestalt verhüllte, verbarg nicht die edeln Formen, ebenso wenig wie der dunkle Schleier vermögend war, die süßen Regungen eines Busens zu verbergen, der vielleicht jetzt mit den Bildern einer reizenden Zukunft sich füllte, mit einem Glücke sich beschäftigte, dessen Hauptgegenstand, ihr unbewußt, sich gegenwärtig befand. Der arme Goldschmiedmeister fühlte sich aufs heftigste ergriffen; alle glühenden Träume seiner Jugend, die blendenden Aussichten von Glück, Reichthum und Liebe bemächtigten sich jetzt seines berauschten Herzens, erweiterten es zu neuer Seligkeit; Elend und Erniedrigung, sein ganzes früheres Leben, sanken hinter ihm zurück; er fühlte Muth und Jugendkraft, die neue glänzende Laufbahn anzutreten, die ihm unerwartet das Glück anbot. Wie hatte eine einzige Stunde so ganz sein Leben umgeändert! Doch in diesen Träumen störte ihn jetzt Mariens Bild. „Unglücklicher, rief er zu sich selbst, so nahe also wohnen Treue und schändlicher Verrath in deinem Busen beisammen? Das liebende Weib, das dir in Armuth und Elend gefolgt, das bereit ist, bis ans Grab mit dir auszuharren, ihr willst du entsagen? und einem Weibe willst du sie opfern, das sich durch Verbrechen befleckt hat, das nichts besitzt, als ihre buhlerische Schönheit und Gold, um damit ihre Schande zuzudecken? — Wankelmüthiger! rief die geheime Stimme im Herzen, willst du wieder jenen niedrigen Bedenklichkeiten Raum geben, die dich bis jetzt in ein enges, dürftiges Dasein gebannt? Zerreiße endlich die Bande deines düstern Charakters! Wie? buhlerisch nennst du das holde Weib? du irrst, dir wird sie treu sein, an dich kettet sie die Liebe; deinem Arme ist es aufbehalten, sie aus unwürdiger Umgebung hinauszuziehen; konnte sie bei den Ungeheuern, denen sie bis jetzt angehörte, wol anders handeln? Und Marie? wird sie ernstlich deinem Glück, das zugleich das ihrige ist, entgegensein? Noch seid ihr jung, noch ist ein neues Leben für Beide möglich; oder willst du im Elend ausharren, bis es euch Beiden das Herz abdrückt? — Ein schneller Schritt, und es ist geschehen! —

Es klopfte an die Thüre, und heftig erschreckend fuhr Tobias aus seinen Träumen auf; er glaubte Marien eintreten zu sehn, doch es war Hubert, dem der Benedictiner folgte. Ich bringe da meinen Collegen, den himmlischen Arzt, rief

der Erstere, laßt uns nur gleich zu Werke schreiten. Sie näherten sich der Thür des Krankengemachs, die Tobias geschlossen hatte; er sah dem Mönche erstaunt und verwirrt ins Antlitz. Weshalb so eilig? rief er zu Hubert; es hat Zeit. Nein, Freund, entgegnete jener, ich habe es Euch so deutlich vorhin nicht sagen wollen, doch vernehmt jetzt, daß der Arme die Nacht nicht mehr erleben wird. — Tobias zitterte heftig, es fielen ihm Seton's Worte ein: so muß ich mich denn wol mit meinem Schatze an einen Andern wenden! Jetzt entscheide dich! rief die innere Stimme drohend; sowie der Fuß des Mönchs diese Schwelle überschritten hat, so ist Alles verloren. — Kalte Schauer bedeckten die Stirn des Unglücklichen; er hörte Mariens Stimme ihn beim Namen rufen, zugleich tönte das Rocheln des Sterbenden aus dem Krankenzimmer. Laßt uns, rief Hubert; wie seid Ihr doch so thöricht und grausam, uns länger aufzuhalten. Noch nicht, entgegnete Tobias mit fast tonloser Stimme; ich habe mit ihm zu sprechen; bleibt hier vor der Thüre, bald komme ich wieder. Er trat ins Gemach, Arabella kam auf ihn zu, sorgfältig verschloß sie die Thür. Seton hatte sich aufgerichtet und seine dunklen Augen leuchteten dem Eintretenden entgegen. Nun, hast Du gewählt, mein Sohn? fragte er dumpf.

Ich bin der Euere, rief Tobias und sank am Lager nieder; in dem Moment fühlte er sich von Arabellens Armen umschlossen. Hab ich's doch gewußt! triumphirte Seton, allein jetzt ist keine Zeit zu verlieren. In die Hände Deines Weibes lege ich den Schatz nieder, entschlüpfet Euch Beide zur eiligsten Flucht, ist mein Leib erstarrt, so müßt Ihr schon weit über das Weichbild dieser Stadt entfernt sein. Unter meiner Lagerstätte liegt in Gold eine ansehnliche Summe, sie bringt Euch fürs Erste über die Grenze dieses Landes, nehmt den Knaben mit und wahrt seiner. Jetzt lebt wohl! Noch einmal, Tobias, bleibe treu Deinem Weibe, denn wisse, daß sie jeden Treubruch bestrafen kann, nur sie weiß um die Art, wie die geheimnißvolle Tinktur angewendet werden muß.

Das Auge der schönen Arabella senkte sich bei diesen Worten, ein Zug von Schmerz wurde auf ihrer hohen Stirne bemerkbar. Warum diese Zweifel! sagte sie leise, von denen mein Herz nichts weiß. Ich bin ganz die Euere, Tobias.

Der junge Mann, seiner Sinne nicht mehr mächtig, umschloß die Braut, und der Kuß der Verlobung brannte auf ihren Lippen. Eine Pause verging.

Seton richtete sich auf, seine Blicke glänzten in wildem Feuer, indem er sie auf die Gruppe vor sich richtete. Betrogen! Grausamer, betrogen! rief er mit schneidender Stimme; lebe jetzt durch die leeren Raume Deines goldenen Kerkers! ich bin Dein Gott, ich habe Dich elend gemacht, um diese zu beglücken! Im Bewußtsein dieses Sieges fahre hin, erbärmliche Welt!

Er sank zusammen und war verschieden, ehe ihm der Priester die Gnadenmittel reichen konnte. In derselben Nacht verließ Tobias mit Arabellen und Bertram in heimlicher Flucht die Stadt. Er machte sein Weib nicht wiedersehen. Arabellens Arm hielt ihn umschlungen, hinter ihm schloß sich das dunkle Gemälde seines Elends, die Pforten einer glänzenden Welt äffneten sich prangend.

In einer der herrlichsten Gegenden am Rhein, nicht weit von der alten Stadt Mainz, befanden sich eine Menge fröhlicher und geputzter Leute auf einer anschnlichen Wiese beisammen. Ein zierliches, von frischen Baumgruppen umgebenes Haus erhob sein freundliches Obdach auf einer kleinen Anhöhe; es war ganz der festlichen Freude gewidmet, unaufhörlich zogen lustige Schwärme hinaus und hinein; oben über der Hausthüre auf einer großen vergoldeten Tafel standen die Worte: Die lustige Gesellschaft der Goldmacher hat hier ihre Herberge aufgeschlagen.

Indeß die jungen Leute, Mädchen und Bursche sich auf der Wiese mit Fangball, Scheibenschießen und Tanz belustigten, saß der Wirth der Herberge mit einigen seiner Freunde auf dem grünen Vorplatze des Hauses bei einem Becher kühlen Weines. Das Gespräch bewegte sich um die heutigen Festlichkeiten, die schon dagewesenen und die noch zu erwartenden. Ein Paar Bürger, die eben hinzutraten, erkundigten sich, ob die Schiffe noch nicht zu sehen seien.

Nein, entgegnete der Wirth; erwartet sie auch nicht so schnell wiederkehren zu sehen, sie sind den Fluß weit hinaufgezogen, auch wollen sie hie und da am Ufer landen, wo man ihnen freundliche Grüße und Ehrenbezeigungen aller Art schon vorbereitet hält. Setzt Euch hin, Freunde, und laßt sie uns erwarten. Die Beiden nahmen Platz, und der Eine sagte: Mich ergötzt in der That diese lustige Brüderschaft. Mag, wie so Viele behaupten, ihr Beginnen thöricht sein, dennoch beingen sie in die finstre Zeit Leben und Fröhlichkeit; ihre Schwänke und Possen lassen uns den Zank der Fürsten vergessen, sowie die kleinen dashaften Zwistigkeiten der Städte, welche so gern alle Welt von sich sprechen machen mochten.

Ihr habt Recht, entgegnete der Wirth; als vor zehn Jahren das Wesen seinen Anfang nahm, hätte ich ihm diesen lustigen Fortgang nicht prophezeit. Die ersten Begründer mischten offenbar noch zu viel Ernst ins Spiel, sie gingen wirklich darauf aus, irgend ein Geheimniß zu entdecken; jetzt aber weiß Jedermann, daß selbst der tiefsinnigste Ernst hier nichts als gutgemeinten Scherz bedeutet.

Wie, nahm einer der Gäste das Wort, Ihr meint also wirklich, daß Alles nur auf Possen und Spaß hinausläuft, daß hinter allen ihren Feierlichkeiten sich durchaus kein Geheimniß verbirgt?

Sicherlich nicht! rief der Wirth. Ein finsterschauender langer Mann am Ende des Tisches erhob sich jetzt und rief: Wie konnt Ihr doch noch zweifeln, Gevatter, daß Alles Dummheit, Narrheit ist! Schande und Spott für unser liebes Deutschland ist es, daß dieses und vieles andere Gesindel so frei und schamlos auf Straße und Markt sein Wesen treiben, Kirche und Staat wol gar nebenbei beschimpfen darf. —

Ihr irrt Euch, Herr Archivarius, entgegnete eine Stimme, Staat und Kirche bleiben unangetastet.

Unangetastet! wiederholte der Erzuente. So ist es wol zu dulden, daß die Narren dort die sieben Kurfürsten des heiligen römischen Reiches mit sich führen! daß selbst des Kaisers Majestät von ihnen lächerlich gemacht wird? Nicht allein, daß sich das Gesindel über die Gesetze des bürgerlichen Lebens hinwegsetzt, an den Hoflagern des Fürsten sich einnistet, sie untergraben auch Friede und Ordnung im Lande. Jeder mißrathene Bursche, dem die Arbeit nicht mehr schmeckt, läuft zu solchen Narreninnungen über, und ist immerdar hochst willkommen.

Sie fallen Niemanden zur Last, bemerkte der Wirth, sie bezahlen ordentlich, wo sie hinkommen.

Aber von welchem Gelde! erwiderte der Eiferer. Reiche Thoren, die sie anstreen, müssen's hergeben. Freilich ist diese Art, Gold zu machen, kein Geheimniß. Mich wundert nur, daß unser Herr, der Erzbischof, die Wirthschaft so mit ansehen kann, daß er keinen Machtspruch thut. Seht zum Beispiel heute, meint Ihr, daß irgend ein Schreibee es in der Aetenstube aushält? Hinaus will Alles. So werden die kostbarsten Processe, die weitläuftigsten Untersuchungen, Meisterstücke der Federe bei Seite geworfen, um in blinder Wuth hinauszutoben. Zuschauen wollen die Narren, Einer lacht über den Andern, am Ende sind sie Alle blind, toll. Die Welt ist alt und kindisch geworden.

Macht nur nicht, rief der Wirth, daß sie Euch für Enere Strafpredigten mit in den Narrenoeden schließen; sie verstehen sich auf's Hänseln trefflich. Viele lachten, der Archiaarius wollte eben antworten, als mehee Stimmen laut riefen: Da kammen sie, da kommen sie! Alles drängte sich von der Wiese hinan auf den erhöhten Platz des Hauses, von wo man den heerlichen Fluß übersehen und zugleich den Blick auf die nachbarlichen, im Abendschimmer lieblich glänzenden Auen richten konnte. Mehrere buntbewimpelte Schiffe kamen jetzt majestätisch den Fluß herab; ein fernes frohes Geräusch von Blasinstrumenten und singenden Stimmen ließ sich vernehmen; Waldhorn und Flöte klangen wie rufende Kinderstimmen in das Abendeoth hinein, das Echo wiederhotte die zauberischen Klänge, am Ufer tönte Freudengeschrei und Beifallrufen. So schwammen die geschmückten Fahrzeuge nahe an die Wiese heran, wo schon eine Gesandtschaft bereit stand, sie in Empfang zu nehmen. Die Bürger am Tisch hatten sich alle auf die Bänke gestellt, der Wirth behauptete den Platz auf dem Tische, und indem er sein ungeheueres Kelchglas schwenkte, gab er der Dienerschaft das Zeichen, mit einem allgemeinen Jubelruf einzustimmen. Indeß der Zug sich aus den Schiffen hinaus langsam die Wiese hinaufbewegte, fanden einige Freunde des Wirths Gelegenheit, sich nach den aorzüglichern Mitgliedern desselben zu erkundigen. Wee ist nun der dicke freundliche Herr, fragte der Eine, den sie dort mit Blumen geschmückt, gleichsam im Triumph daherbringen? Die untergehende Sonne spiegelt sich auf seinem frischen eothen Antlitz, und wohlgefällig im lauen Abendwinde nicken die prächtigen weißen Federn auf seinem Hute.

Dieser ist der eigentliche Freudenspender, entgegnete der Wirth, dee das ganze heutige Fest veranstaltet hat und es aus seiner Tasche meistens bezahlt, der alte reiche Ritter Blending aus der Nachbarschaft.

Der ältliche Herr alsa, der die schönen Bestgungen am Flusse hat? fragte eine andere Stimme. Ei seht doch! freilich er ist ein Hagestolz, hat nicht nötdig, das kostbare Gut so streng beisammenzuhalten, um es lachenden Erben später hinzuwerfen. Wer aber ist der besonders lustige zierliche Herr,

der jenem zur Seite geht, fast wie ein fahrender Schüler gekleidet, mit der Laute im Arm?

Der Sänger Leonhard, entgegnete der Wirth mit wichtiger Miene; Ihr seht an der großen goldnen Kugel, die er am feuerrothen Bande um die Schulter trägt, daß er zu den Eingeweihten gehört. — Freude über Freude! riefen mehre Stimmen; seht ihn dort unsern gnädigsten Kurfürsten? auch er ist im Zuge, auch er verschmäht es nicht, einen guten Spaß mitzumachen. Still doch! tönten andere Stimmen; überschreit doch nicht die Musik! Hört ihr die Pfeifen und Trompeten? Jetzt kommen sie den Hügel hinan! ein stattlicher Zug! Wer ist doch der große, reichgekleidete Herr, auf dem stolzen Rosse dort? fragte der Wirth seinen nächststehenden Freund; er sieht finster aus und scheint ein Fremder zu sein. Gewiß, war die Antwort, hat auch ihn das große Fest herbeigelockt; doch verschont mich jetzt mit Fragen, Gevatter, ich muß nach Weib und Kind sehen, daß sie noch auf dem Gerüste Platz finden; das schwärmt im Gedränge herum und geht wol gar am Ende spurlos verloren.

Man hörte jetzt von allen Seiten her Musik, Geschrei und Beifallrufen. Eine Menge junger Mädchen, mit Blumen geschmückt, zeigte sich auf der Höhe; die unten stehende Sonne übergoß ihre leichten Gestalten mit flüchtigem Purpur, und es schien, als schwebten die leichten Gestalten tändelnd in der Luft. Goldne Mützen, weiße Federn, bunte Gewänder schimmerten jetzt durcheinander im gedrängten Zuge, der sich zum Gasthof hinaufbewegte; Rosse wieherten, die Träger der Frauensänften scheien sich einander zu, zwischendurch tönte Gelächter, Pagen und Diener liefen hin und her, am Gerüste wurde gehämmert, eine Menge Kinder wandten sich durch die Gruppen der Erwachsenen, indem sie sich mit großen Blumenkränzen und Gewinden schleppten, sie den Arbeitern hinreichend, welche sie an den Pfeilern des kurfürstlichen Zeltes befestigten. Hinter diesem belebten Gemälde sah man den majestätischen Rheinstrom dahinfluten, seitwärts die Thürme der Stadt Mainz, gegenüber die herrlichen, mit Reben bepflanzten Uferhügel, bis weithin im schwimmenden Glanz der Abendrothe daliegend.

Während sich die Menge auf der Wiese belustigte, die Vertrauten und Bekannten im Gespräch zusammentraten, viele Eilige und Besorgte sich um Plätze auf den Gerüsten stritten, wurde es nach und nach dunkel, und ein prächtiger Zug von Fackeln kündigte den Beginn des Schauspiels an. Der Wirth des Gasthofs hatte es nicht unterlassen können, seiner Neugier folgend, sich dem geheimnißvollen Fremden, der so mächtig seine Aufmerksamkeit an sich gezogen, näher anzuschließen. Beide betraten jetzt einen geräumigen Brettergang, an dessen Ende sie einen Platz einnahmen, von dem sie die Aussicht sowol auf die große Menge der Zuschauer, als auch in sichern Anblick Dessen hatten, was sich auf der Bühne ereignete. Man vernahm hier auch die Stimme der Sprechenden deutlich; die entfernter Sitzenden ließen sich von ihren Nachbarn den ungefähren Sinn der Worte, insofern sie Bezug auf den Vorgang hatten, erklären; den Meisten war nur an dem reichen und blendenden Schauspiel gelegen.

Die Fackeln waren überall hin vertheilt, und vor dem fürstlichen Zelte erschien jetzt in bunter Tracht ein sogenannter Schalksnarr, der hier den ernsthaften Posten eines Pralagus auszufüllen hatte. Er machte kund, daß er von den Göttern abgesendet sei, um folgendes traurige Ereigniß anzuzeigen. Der mächtige König der Erde, nämlich der Erdgeist, habe seine liebste Tochter, die Prinzessin Gold, verloren, durch feindliche Zauberer sei sie ihm geraubt und in einen Thurm eingeschlossen worden, den eine dreifache unüberwindliche Mauer umgebe. Viel tausend Jahre habe die Arme darin geschmachtet; endlich sei ein edler mannhafter Ritter erschienen, der sie befreien wolle. Allein mit gewöhnlichen Waffen war ein so schwieriges Unternehmen durchaus unausführbar; die Tücke der Magier hatte ihr Opfer zu sicher verwahrt, Talismane von der stärksten Macht waren an die Pforten geheftet, alle Schlösser an den Eingängen gefeit. Was sollte nun geschehen? Zum Glücke gelingt es dem weisen und tapfern Ritter, sich vier kühne Helden zu Freunden zu machen, und zwar dadurch, daß er ihnen den Aufenthaltsort ihrer entführten Schönen entdeckt. Mit der Macht dieser Schönen, die vier unüberwindliche Feen sind, wird eine Lanze geschmiedet, die alle Hindernisse überwindet, durch deren Hülfe der reiche und tapfere Ritter zum Besitz der Prinzessin gelangt. Er führt die Holde ihrem Vater zurück und erhält sie von diesem zur Gemahlin zum Dank für seine kühne Ritterthat.

Diese Worte, in zierliche Verse gebracht, waren verklungen, vom Beifall der schaulustigen Menge begleitet; es begann jetzt die eigentliche tragische Verhandlung. Alle Blicke hefteten sich auf die Bühne. Man sah einen wunderbaren Garten, aus dessen Boden helle bunte Flammen emporloderten; doch was Flammen schienen, waren prachtige Blumenkelche, kolossale Tulpen, purpurroth, smaragdgrün, goldgelb durcheinanderfunkelnd; über ihnen wiegten sich Schmetterlinge, die gleichfalls in durchsichtigen Farben brannten und gleich schimmernden Sternen in dunkeln Lüften hingen; aus den Gebüschen drangen liebliche Töne, bald schmachtend, bald klagend in den Nachthimmel hinauf. Doch das Köstlichste zeigte sich den erstaunten Blicken in der Mitte des wundebaren Gartens. Hier warf ein Springbrunnen Strahlen goldgelben Weines in ein Becken von Gold, nebenbei auf reichen Teppichen und Polstern saß die Prinzessin Gold, von ihren Frauen umgeben. In der That konnte man nichts Lieblicheres und Entzückenderes sehen, die Gestalt und die herrlichen Formen des schönen achtzehnjährigen Mädchens waren in ein prangendes Gewand von Goldstoff gehüllt, das seine schweren Falten weithin auf den dunkeln Teppich hindreitete, goldne Ketten zierten Arme und Busen, selbst das hellgelbe Haar war mit ihnen durchflochten, und über Alles legte sich in klaren Wellen, gleich einem goldnen Duft, ein leichtgewebter Goldschleier. Sie saß sinnend da, mit dem einen schönen Arm das Haupt stützend, mit dem andern einen herrlichen Papagei empfangend, der, wie ein großer funkelnder Strauß von Edelsteinen sich schimmernd bewegte. Die Menge auf den Gerüsten ließ sich bei diesem Anblick nicht zähmen, alle Stimmen brachen in laute Bewunderung aus, als sich die schöne Prinzessin jetzt erhob und langsamen Schrittes durch den Zaubergarten dahinwandelte, gleichsam auf den Wellen der Musik schwimmend; die Spur ihres Ganges bezeichnete eine Menge Goldfunken und Gluthwürmer, die im Grase funkelten. Doch wehe dem schönen Bilde! es soll nicht lange in so süßer Einfamkeit schwärmen dürfen! Plötzlich, welch ein Anblick, fangen die mächtigen Tulpenhäupter sich zu regen an, hinter jeder lauscht eine finstere verzerrte Larve hervor. Bald erheben sie sich lang und länger, in jeder Minute wächst ihre fürchterliche Zahl; aus der Erde, aus den Gebüschen, selbst aus dem Springbrunnen steigen sie empor, und endlich stürzen die Ungeheuer mit vereinter Gewalt auf die Prinzessin los, die mit ihrem flatternden Goldschleier wie eine wahnsinnige Blume ihnen voranfliegt. Vergebens, der Schwarm der dunkeln riesigen Gestalten ist dicht hinter ihr her, es kreisen im Sturmwind ihre schwarzen Gewander hoch in die Lüfte, die Ketten rasseln und schlagen an die erhitzten Leiber, und endlich, als sie die Arme gefangen haben, erheben sie einen dämonischen Freudentanz auf der Wiese, bei dem sie die köstlichen Blumen des Gartens mit wilden Füßen zerstampfen. Nach diesen bewegten Erscheinungen tritt Ruhe ein; jene Unholde verschwinden mit ihrer Beute, und nach einer Pause zeigt sich ein neuer Anblick. Seitwärts öffnet sich ein Felsenthor, und alle Blicke wenden sich dorthin, um den Erdkönig zu begrüßen, der langsam aus der Tiefe emporsteigt und durch sein gefurchtes Antlitz, mehr noch durch einen langen ehrwürdigen Bart, der bis an die Erde reicht, nicht wenig Ehrerbietung und Staunen einflößt. Der alte treffliche Herrscher, so lange Jahrhunderte in Frieden regierend, beklagt sich jetzt bitter über den Raub seines Lieblingskindes. Dunkle Gerüchte haben ihm erzählt, daß der Frevel von den Magiern verübt worden, und wenn dem in der That so ist, hat jede Hoffnung zur Befreiung der Unglücklichen nur schwachen Grund. Der trostlose Vater muß fast verzweifeln, denn er kennt jene betrügerischen Weisen, die die Nase in jedem Geheimniß stecken haben, die so gerne Alles wissen möchten und dabei zudringliche, unbequeme Leute sind. In diese Sorgen vertieft steht er noch da, als man im Hintergrunde auf seinem guten Gaul den Ritter Blending nach Abenteuern ausreiten sieht. Der König winkt ihn heran, und der Ritter, das Schicksal der unglücklichen Prinzessin erfahrend, zeigt sich sogleich voll Edelmuth und Thatkraft, er bietet seinen tapfern unüberwindlichen Arm an, vorher aber, und dieses ist ihm nicht zu verdenken, möchte er gern das Bild der Schönen sehen, zu deren Frommen er sich jetzt in ein Gefahrniß begibt. Warte, mein Sohn, ruft der Alte und greift in die Tasche, dieses Vergnügen sollst Du haben; ich pflege stets eine Anzahl von ihren Portraits bei mir zu führen — siehe, da ist eines! Er zeigt dem Ritter ein Goldstück, und dieser ist so entzückt über das Portrait, über dessen Glanz und Lieblichkeit, daß er sogleich dem edeln König den glücklichen Ausgang des Unternehmens zuschwört. Ich dachte es wol, bemerkte dieser; wer nur dieses Portrait zu Gesichte bekam, hat sogleich den brennenden Wunsch bezeigt, sie zu besitzen. Allein mein Sohn, die Verborgene aufzufinden ist nicht so leicht; ich rathe Dir, Dich nach Beistand umzusehen, vor allen Dingen mußt Du die Metalle zu Rathe ziehen.

Wer sind diese?

In Wahrheit, entgegnete der Alte, ich weiß nicht, wa sie herumschwaermen; es sind die Brüder jenes holden Kindes. Doch ich muß Die gestehen, setzte er mit einem kleinen leichtfertigen Lacheln hinzu, sie sind nicht meine ächten Sohne. Die einzige Frucht meiner Ehe ist die wunderschöne Tochter, jene sind mir nebenbei durch allerlei Liebschaften meiner etwas

wilden Jugend zugefallen; sie sind jedoch, wie ich höre, brave, rechtliche Bursche, wenngleich manche ein wenig plump und gemein sind, allein man kann nicht an allen seinen Kindern gleiche Freude erleben.

Der Ritter entschließt sich nun die Metalle aufzusuchen. In der That sind einige aerarmt: das Eisen dient in einer Schmiede, das Kupfer geht gleichfalls auf Erwerb aus, das Blei ist so dick urd schwerfällig geworden, daß es kaum mehr auf den Beinen sich erhalten kann; nur das Silber hat den schönsten Platz, es ist am Busen eines jungen Mädchens. Als diese aier tapfern Helden das Unglück ihrer Schwester nernehmen, entschließen sie sich rasch, dem Ritter ihre Hülfe zu gewähren. Sie machen sich zu diesem Zwecke alle waffenfähig, und jeder schmiedet sich einen Panzer von dem ihm zukommenden Metalle, und so eeiten sie aus, nm aon ihren Geliebten Abschieb zu nehmen. Dach auf dem Schloß der Damen angelangt, erfahren sie zu ihrem Schreck, daß Raubritter sie entführer haben. Neues Ungemach! Der Rittee verspricht die verlornen Schönen aufzusuchen, und es gelingt ihm, sie zu finden. Diese vier Fräulein sind die Elemente. Das Feuer, eine hohe stolze Jungfrau im rothen Gewande, erwählt zu ihrem Paladin das Kupfer; es ist ein derber, gesund aussehender Bursche, der nnr vom vielen Trinken eine etwas roth angelaufene Nase hat, doch grade deshalb ein um so feurigeres Ansehn zeigt. Die Erde, ein braunes, schau etwas ältliches Fräulein, ergibt sich dem Ritter Eisen, weil er ihr der ehrlichste nnd derbste scheint. Wasser, die holde zarte Jungfrau im silbernen Schleier, mit den klaren Augen und dem süßen Wellenschlage des schönen Busens, ist schon durch die zartesten Bande mit dem Jüngling Silber verbnnden, und in der That kann man nicht leicht ein schöneres Paar sehen. Das jüngste Fräuleiu, ein verzogenes Mutterkind, grillenhaft, voll Launen, dabei aber die süßeste Kleine, die je das Auge geschaut; ihe Sylphenkörperchen tanzt auf jedem schwankenden Grashalm, ihr Gesichtchen spiegelt wie ein klarer röthlicher Mondglanz; diese vermählt sich aus lauter Caprice dem plumpen Ritter Blei; die wunderlichste Ehe, die man sich denken kaun. Der arme Mann kann von seinem Weibchen nicht die geringste Gunst erlangen; denn ehe er vor ihr auf ein Knie niedersinkt, ist sie schon hunderttausend Meilen weit fortgeeilt, nnd während er die Worte: ich liebe Dich, ausspricht, hat sie schon drei Mal die Runde um den Erdkreis gemacht. Dennoch sind alle vier Damen füe das Glück ihrer süßen Vereinigungen so erkenntlich, daß sie nun dem irrenden Ritter ebenfalls iher Hülfe zusichern. Da sie mächtige Feien sind, so ist auf ihre Veesprechungen schon zu bauen; wirklich verfertigen sie alsbald durch gemeinschaftliche Kunst eine krystallene Lanze, die sie dem Ritter in die Hand geben. Dieser eilt jetzt auf den Schauplatz der ihm bestimmten Thätigkeit, gefolgt von den vier Helden. Man sieht ihn aar dem Thurm, in dem die Prinzessin schmachtet, erscheinen. Die erste Pforte, vertheidigt durch einen wilden Riesen, den Aberglauben, wird gesprengt; die zweite schützt ein träges Ungeheuer, die Faulheit, doch auch sie muß weichen; die dritte endlich, geschlossen durch einen kräftigen Talisman, das Geheimniß, fodert die meiste Anstrengung, doch auch sie öffnet sich endlich und im Glanze zahllaser Lichter tritt die Prinzessin Gold hervor. Ein allgemeines Beifallsgeschrei begrüßt ihr Erscheinen; die aier Helden senken ehrerbietig die Speere beim Anblick ihrer halbstligen Schwester. Indem lassen Pauken und Cimbeln sich hören, auf einem goldnen Wagen, gezogen non vier prachtvollen Löwen, erscheint die Göttin Foetuna; sie nimmt die Befreite und ihren Retter in den Wagen auf, die Metalle und Elemente schließen, auf ihern stolzen Rossen thronend, dem Zuge sich an, und dieser bewegt sich nun in heiteer Pracht beim Jubel der Menge langsam über die Bühne. Zum Schluß erscheint nun auch der alte Erdkönig; ee zeigt sich durchaus als ein Mann aon Ehre, der seine Zusage auch zu halten willens ist; die Metalle, Elemente, niedere und höhere Naturgeister aller Art sind gegenwärtig, wie er die Hand der Prinzessin in die des glücklichen Ritters legt. Chöre der Geister singen Brauthymnen, und indeß sich die Vermählten auf einem goldnen Thron niederlassen, kommen nun alle Volker der Erde in ihren aerschiedenen Trachten, um ihnen zu huldigen. Tanz und Gesang beschließen das Ganze.

Die Festlichkeit war beendet; viele Gäste eilten nun nach Hause, andere suchten sich für die Nacht ein Plätzchen im Fremdenhofe aber in den benachbarten ärmlichen Hütten. Das große Wirthszimmer hatte der Ritter Blinding in Anspruch genommen; es wurden hier Anstalten zu einem köstlichen Mahl getroffen, welches die Eingeweihten unter sich, ohne Zuziehung anderer Gaste, einnehmen sollten. Der Wirth jedoch wußte es so einzurichten, daß der Fremde unbemerkt ein Plätzchen an der Wand erhielt. Die gute Laune der Goldmacher war so lebhaft erregt und ging durch die herrlichen Weine, die der reiche Gastgeber spendete und die ahne Aufhören um die Tafel kreisten, bald in eine so wilde Ausgelassenheit über, daß auch ohne jene Vorsicht Niemand sich um den einzelnen fremden Mann bekümmert hätte. Der Ritter Blinding saß obenan, sein Antlitz glänzte, als schiene wiederum die Abendsonne darauf, das runde Bäuchelchen und die vollen Wangen schüttelten sich bei dem kräftigen Gelächter, das Meister Leonhard's Schwänke zu erregen wußten. Die vier Metalle waren in ihrer Maskenkleidung geblieben, nur hatten sie die Larven abgelegt, und es zeigte sich jetzt, daß es aier ehrenfeste Ritter aus der Nachbarschaft waren; anch der Erdkönig trat jetzt als ein junger lustigee Bursche ohne Bart hervor. Die Frauen und Jungfrauen, die das Spiel hatten verherrlichen helfen, blieben van dem Getage fort.

Als die gesellige Freude ihre höchste Spitze erreicht hatte, bemerkten mie Unwillen die Zunächstsitzenden an dem Sänger Leonhard eine traurige nnd nachdenkliche Miene. Ach, meine Freunde, entgegnete der Meister auf iher Fragen, wie Ihr mich jetzt fröhlich in Euerer Mitte sitzen seht, so will es mich gemahnen einer Zeit, die jetzt längst dahin ist. Eine geheime Schuld drückt mein Herz; ich meine, daß ich an dem Unglück eines lieben Genossen und theuern Freundes Schuld bin. Viele wurden bei diesen Worten ernsthaft, Andere erkundigten sich neugierig, von wem die Rede sei, und der Ritter Blinding rief: Ich, Euer König, befehle Euch, und zwar im Namen meiner halbseligen Gemahlin, die leider gleich nach unserer heiligen Teanung mich wiederum verlassen hat, die Ursache Euerer Bekümmerniß, Meister Leonhard, sowie die Geschichte jenes Freundes, den Ihr unglücklich nennt, uns zu erzählen. Alle Gäste stimmten dieser Anffoderung bei, nnd der Sänger nahm das Wort: Leider, meine hochgeehrten Freunde und Genossen des Geheimnisses, kenne ich das Schicksal jenes Freundes selbst nicht genau; der Theil aon Schuld, den ich mie aber bei seinem Mißgeschick zumesse, ist dieser. Zehn Jahre sind es jetzt ungefähr, da ich, damals in der Residenzstadt Dresden lebend, in einem Kreise fröhlicher Leute van jenen ehrwürdigen Geheimnissen sprach, in die ich jetzt durch besondere Gnade des Himmels eingeweiht bin. Wer hätte glauben sollen, daß das Bäumchen scherzhafter Unterhaltung, entsprossen dem Boden angenblicklicher ausgelassener Laune, so bittere Früchte des Ernstes ansetzen würde. Mein Freund, der auch gegenwärtig war, nahm sich meine Worte zu Herzen, böse Gesellen mögen wal nachgeholfen haben; kurz, der redliche stille Maun ging plötzlich in schädliche Verwirrung über, verließ Frau und Werkstatt und ist in die weite Welt gezogen. Ich höre, daß er sich für einen gelehrten Alchymisten ausgegeben hat, sein näheres Schicksal habe ich aber nicht erfahren können; es ist nur zu gewiß, daß auch er das elende Ende aller jener Leute gefunden hat, welche sich im Ernste mit der finstern Kunst beschäftigeu. Wenn dieses ist, ach, Freunde, so drückt mich die alte Schuld; denn ich war es, der ihm leichtfertig zusprach, als er eines Tages von der Goldmacherkunst mit mir redete.

Wie nannte sich euer Freund? fragte ein Ritter.

Leonhard erwiederte: Laßt mich seinen Namen verschweigen, ich will Niemandes Ankläger werden.

Ich frage auch nur, entgegnete jener, weil ich var einigen Jahren am Hofe König Sigismund's von Polen einen fremden Grafen kennen lernte, den die Menge einen Alchymisten nannte, und über dessen Herkunft nur dunkle Gerüchte gingen. Es könnte ja wohl dieser Euer vermißter Freund sein.

Leonhard schüttelte das Haupt. Wie käme der Arme zu Ansehen, Glück und Reichthum? Ach, wenn der Himmel mie nur das Glück schenkte, ihn noch einmal zu sehen, oder wenigstens von seinen Erlebnissen genaue Kunde einzuziehn!

Wäre er nur in unserer Mitte, rief der Ritter Blinding; hier an unserer wohlbesetzten Tafel könnte er lernen, wie man in Wahrheit Gold machen könne. Nicht in finstern Gewölben, am dunkeln Heerde bei Rauch und Qualm, nein, untee heitern Gesellen, bei Gesang und Wein und kräftiger liebevoller Freundschaftsrede, da wird im Herzen das echte Gold geboren, da blinkt es in tanzenden Funken auf der beweglichen Weinfläche im Becher, gierig saugt die begehrliche Lippe den flüssigen Goldschaum, nnd aufsteigend erglühen im Gehirn die goldenen Träume, die trunkenen Bildee. Alles dieses, meine Freunde, ist wirkliches echtes Gold, und die Art, wie wir es hervorbringen, ist die einzig wahre und echte; wer mir aon einee andern redet, will mich betrügen und täuschen.

So sitzen wir denn, rief Meister Leonhard, in das heitere Bild unwillkührlich einstimmend, in unserer geheimnißvollen Werkstatt beisammen, Jeder an seinem Platze am Heerd beschäftigt; mein Auge erblickt nichts als Retorten, Destillirkolben und Zaubergefäße von allen Formen. Noch schwebt über uns im goldenen Dufte das Geheimniß! Wer wird zuerst mit aufwärts schauendem, begeistertem Auge einen der schlanken zierlichen Geister eefassen, die in dee schimmernden Atmosphäre oben tanzen und jubiliren? Seht, wie sie neckisch

nuſs und abfuhren, ſtets flüchtig entteilend, wenn der Gedanke ſie eben zu faſſen meinte. Das ſind die Geiſter des Scherzes, der glücklichen Einfälle, die über jeder gutbeſetzten Tafel ihr tändelndes Spiel treiben. Auf, Ihr Goldmacher! wer zwingt zuerſt die ſüßen kleinen Gottheiten in die Retorte hinab; doch nein, nicht gezwungen wollen ſie ſein, freiwillig kommen ſie und ſenken die zierlichen kryſtallenen Glieder in die ſchäumende Weinflut, fingend auf- und niederfahrend im goldenen Element. Laſt ſie wieder entflattern, wenn ſie wollen; haltet ſie nicht, ſeid zufrieden, daß der Trank, der alltägliche Trunk in Euerm Becher, durch ihre Berührung jetzt in Gold verwandelt iſt; ſchlürft ihn herab und gebt uns dann gleich die neugeprägten Gedanken, die echten herrlichen Witze friſch aus der Werkſtatt. Ihr Andern, die noch nicht das Geheimniß fanden, macht das Wechslergeſchäft, bringt das neue Gold in Umlauf, tauſcht die großen Münzen in kleine um und verſorgt die äußerſten Enden der Tafel geſchickt mit Erwerb und Wohlſtand. Seht, ſeht, wie jetzt bald das ganze Land in Wohlthätigkeit blüht; gleichwie jeder Bauer ſein Huhn im Topfe hat, ſo hat jetzt jeder Gaſt, auch der ärmſte und ſtillſte, auf ſeinem Teller einen guten Einfall. Immer häufiger ſenken ſich die zarten neckiſchen Geiſter von oben herab, immer zärtlicher ſchauen ſie in die begehrlichen weinglänzenden Augen der fröhlichen Trinker, zu ganzen Schaaren ſtürzen ſie in die kühlen goldenen Badewannen, und bald iſt Keiner mehr im Kreiſe, dem nicht in innerſter gedrungener Lebensfülle, in überſchwenglicher Luſt das Geheimniß aufgegangen iſt, der nicht das ſtille Feſt der Vermählung mit der erwählten ſüßen Braut begangen hat. Ja, Freunde, wir ſind alle Goldmacher, erkennt unſern großen Beruf, doch laſt uns zugleich ſtreng das Geheimniß bewahren; der geiſtreiche freie Lebensgenuß, das echte lautre Gold der Freude iſt nur für die Auserwählten geſchaffen, die taube, dumpfe Menge muß ewig im Finſtern tappen.

Nein, rief der Ritter Blinding, wir in unſern königlichen Gnaden ſind nicht ganz Eurer Meinung, verehrlicher Goldmachermeiſter. Unſere holdſelige Vermählung mit der Prinzeſſin Gold iſt mit Recht eine denkwürdige Angelegenheit des ganzen Landes zu nennen. Ich ſtelle mir vor, wie viele meiner geliebten Unterthanen, die in ihren entfernten Wohnplätzen von dem großen Ereigniß haben ſprechen hören, nicht wenig Begierde zeigen werden, ihre neue Herrſcherin kennen zu lernen. Da dieſes von Angeſicht zu Angeſicht nicht leicht möglich iſt, ſo beſchließen wir huldvoll, genannten Unterthanen eine genügende Anzahl Portraits zu überſchicken. Auf dieſe Weiſe, meine Freunde, laſt uns denn nun auch die Nichtwiſſenden in unſer Geheimniß einweihen.

Er nahm bei dieſen Worten ſein graues Hütlein vom Haupte, warf eine Haabvoll Goldſtücke hinein, unter Scherz und Gelächter ging das Hütlein weiter im Kreiſe, und als es nun zum Sänger Leonhard gelangte, rief er: So will ich denn dieſe koſtbare Portraitſammlung mit einigen ſeltnen Cabinetsſtücken aus alter Schule vermehren. Ja, Glück und Freude den Armen und Unglücklichen! Er löſte von ſeiner goldenen Kette ein paar große, gewichtige Münzen ab und warf ſie klingend in den Hut.

Recht ſo, rief der Ritter, Ihr zeigt Euch als tüchtigen Goldmacher, dem es auf ein paar Loth mehr oder weniger im Gewichte nicht ankommt. Habt meinen Dank, lieber Meiſter!

Scherz und Freude erreichten die höchſte Spitze. Nun ſingt das Lied der Goldmachre! riefen mehrere Stimmen, und Meiſter Leonhard ergriff die Zither, die an ſeinem Stuhl lehnte, und ſang mit wohllautender Stimme folgende Strophen:

Tief in der Nacht geheimnißvoll
In dunkler Höhlen Raum
Wächſt durch geſpaltet Steingeklüft
Ein lebenvoller Baum.

Wo iſt des Baumes Wurzelſchaft,
Dem blühend er entſteigt?
Wer nennt mir die geheime Kraft,
Die tauſendfach ſich zweigt?

Iſt, wie in des Gehirnes Raum,
Ein goldner Traum entblüht,
So dies der alten Erde Traum,
Drin früh Jugend ſprüht?

Iſt's der Titanen wildes Blut
Vergoſſen einſt im Streit?
Die Spur von Götterübermuth
Vernichtet keine Zeit.

Wie, oder treibt des Frühlings Gruß,
Der Blumen bringt dem Thal,
Dort in der Felſenkammer Schluß
Den hellen Goldesſtrahl?

Vergebens forſcht der Seherblick,
Die dunkle Tiefe ſchweigt,
Des Baumes räthſelhaft Geſchick
Iſt Dir im Bild gezeigt.

So wuchern unter Steingeklüft
Die Adern goldner Luft;
Vergebens daß Du um Dich greifſt,
Greif' in die eigne Bruſt.

Ja, ja, rief der Ritter Blinding, ein Thor iſt, wer das Köſtliche und Süße in der Ferne ſucht, es liegt uns Allen nahe. Gebt dem Sänger dieſen Becher unſeres ſchönſten Metalles, ihm ſei es zuerſt geweiht! Gott ſegne des trefflichen Mannes Eintritt in unſere Gemeinſchaft, es wäre ewig Schade geweſen, wenn ſo koſtbare Talente ſich im Alltagsdienſte des ſtaubigen Lebens abgenützt hätten. Es lebe der Meiſter Leonhard, der Sänger!

Alle ſtimmten fröhlich in dieſen Trinkſpruch ein, zugleich ertönten liebliche Flötentöne unter den Fenſtern dem Genannten zu Ehren.

Der Fremde, der aus ſeiner Ecke heraus ein aufmerkſamer Zeuge der Tafelfreuden und Geſpräche geweſen war, benutzte jetzt den Augenblick, in dem mehrere Gäſte ſich erhoben, um in der Stille das Zimmer und das Haus zu verlaſſen. Draußen lag die Nacht über die Gegend gebreitet, mild leuchtete der Halbmond herab, ſich in den Wellen des Fluſſes ſpiegelnd. Die Ufer unten und noch ein Theil der Wieſe war mit unruhigen Gruppen gefüllt, die ſich zur Abfahrt anſchickten. Eine ſchöne Gondel, höher als die andern Fahrzeuge im Preiſe, lag noch wartend da; der Fremde miethete ſie für ſich, um noch vor Mitternacht die Stadt Mainz zu erreichen. Wie die Ruderer eben abſtoßen wollten, zeigten ſich am Geſtade zwei ängſtlich ſuchende Frauen, von einer Dienerin begleitet; ſie wünſchten einen Platz zu erlangen, doch die überfüllten Böte wieſen ſie überall zurück; der Fremde wurde ihrer nicht ſobald gewahr, als er ihnen die Gondel nubot. Das Anerbieten wurde nach kurzem Zögern angenommen, und es traten, von den Ruderknechten geleitet, eine ältliche Frau und ein blühendes junges Mädchen in den innern, von dunklen Lumpen erhellten Raum. Wie angenehm überraſcht war der Fremde, als er in dem jungen Fräulein die Prinzeſſin Gold erblickte. Sie ſchien ihm hier in ihrer einfachen Tracht faſt noch blühender und ſchöner; das goldene Haar, deſſen köſtliche Fülle erſt jetzt recht ſichtbar war, umſchloß in vollen Flechten das zarte jungfräuliche Antlitz, dieſes hob ſich auf das ſchönſte von dem dunkeln Hintergrunde der bewegten Wellen ab. Schwankend, wie die Bewegung des Bootes es mit ſich brachte, wiegte ſich die holde Erſcheinung; es war dem fremden Manne, als ſei nicht der dicke Ritter Blinding, ſondern er der Glückliche, der die wunderbare Prinzeſſin Gold, des Erdkönigs Lieblingstöchterlein, in geheimer dunkler Kammer bei ſich verſchloſſen hatte als ſeine ſüße Braut. Er theilte der Matrone ſeine Entdeckung in Betreff des Schauſpiels mit und erfuhr von dieſer, daß er ſich nicht getäuſcht habe; im Geſpräch, das jetzt angeknüpft war, zeigte es ſich, daß die ſchöne Lisbertha die Tochter eines Goldſchmieds war; der Vater, ſchon ſeit Jahren todt, hatte nur ein geringes Erbtheil ſeiner Wittwe hinterlaſſen, von dem ſie in beſchränkter Lage dennoch zufrieden und glücklich lebte. Der Ruf der Schönheit, in dem die ſchöne Goldſchmiedstochter ſtand, hatte ihr die heftige Ehre zugezogen, die anderen Frauen beim Feſte waren ihre Geſpielinnen. Zu ſchnell für die ſchon beginnende vertraulichere Mittheilung war die Stadt und das Haus der Wittwe erreicht. Der Fremde, nachdem er die Frauen bis an ihre Thür geleitet, nahm Abſchied und erhielt die Erlaubniß, ſie noch einmal nne ſeiner Abreiſe beſuchen zu dürfen.

Auf einem abgelegenen Platze im Garten vor der Stadt fanden ſich zwei Männer zuſammen, die ſich gegenſeitig Vieles zu berichten hatten. Es war der Meiſter Leonhard und jener Fremde, in dem wir den Goldſchmiedmeiſter Tobias Roſen aus Dresden wiederfinden. Nicht aufhören konnte der Sänger ſich über das Ausſehen ſeines Freundes zu verwundern. Wie, rief er, indem er jetzt vor ihm ſtehend ſeine Hand ergriff, wie iſt's nur möglich, liebſter Meiſter, daß ich Euch überhaupt nur erkannt habe? Als ich Euch verließ, ſtandet Ihr im vollen Reichthum Euerer jugendlichen Kraft, und jetzt, in der That ich täuſche mich nicht, färben graue Haare Euern Scheitel; ſind denn wirklich nur zehn Jahre über unſern Häuptern dahingegangen?

Zehn Jahre, erwiederte Tobias mit bitterm Lächeln, ſind Zeit genug, um den Giftbecher des Lebens zu leeren. Freund, haſt Du nie gehört, daß eine einzige Stunde hinreicht, um einen braunen Scheitel in einen grauen zu verwandeln? Nur zu ſehr haſt Du die Wahrheit ausgeſprochen an jenem Abende; ich bin der Elende, den Du bezeichneteſt, der, auf Haufen

Goldes ruhend, nahe daran ist zu verschmachten, der, im Besitz alles Dessen, was das Leben köstlich macht, den ärmsten Bettler beneidet. Doch höre jetzt meine Geschichte.

Meine Flucht aus Dresden mit jener Arabella hast Du schon vom Arzte Hubert, unserm beiderseitigen liebevollen Freunde umständlich erfahren; begleite mich jetzt auf dem kecken Ausfluge, den ich im Besitz von Seton's Schätzen in die weite Welt unternahm. Unser Weg führte uns zuerst weit weg von dem Lande, aus dem ich selbst durch Verbrechen mich auf immer gebannt hatte; in Rom, wo Arabella, mit ihrem wahren Namen Beatrice, Verwandte fand, blieben wir einige Zeit. Hier verband uns das heilige Sacrament der Ehe, und am Abend jenes Tages reichte sie mir die Flasche mit der geheimnißvollen Tinctur. Meine Begier, die ersten Versuche zu machen, war so groß, daß ich die Nacht trotz Arabellens liebkosenden Bitten mich in das schon bereit gehaltene Gewölbe einschloß und bis na den frühen Morgen die Zeit mit Experimenten zubrachte. O Freund, welche ale geahnte Seligkeit durchdrang jeden meiner Pulsschläge, als nun zum ersten Mal unter meinen Händen aus der Umhüllung von tauben Schlacken, in seltsam treibender brausender Kraft sich öffnend, das blinkende goldene Auge mich anlächelte! Noch immer zögernd und fürchtend, die himmlische Erscheinung möchte wieder in Nacht verschwinden, wagt ich es kaum, das neugeborene Metall der scharfen prüfenden Feile anzuvertrauen, es auf die Scheibe des Steines zu drängen; jetzt, da es geschieht und es sich als echt bewährt, bringe ich es an meine Lippen und erwärme das starre Kind mit den heißesten Küssen. Ich hatte mir selber einen heiligen Eid gethan, das erste Gebild, welches ich aus dem selbstgewonnenen Metalle wollte formen lassen, sollte das der gebenedeiten Mutter Gottes mit dem Kinde sein, hierdurch glaubte ich nerdienbter Thor meine Schuld zu sühnen. Das Bild wurde in Arbeit genommen; doch, nennt es Zufall, nenat es Strafe des Himmels, vergeblich mühte sich einer der geschicktesten Meister Roms, es trefflich auszuführen, immer wieder mißlang der Guß, und das Werk, welches ee endlich vollendete, erfüllte weder meine noch seine eigenen Wünsche und Erwartungen. Das Gold der Hölle sollte zu keinem heiligen Zwecke dienen! Ein prächtiger Halsschmuck, den ich der schönen Lucretia, der Tochter eines meiaer römischen Freunde, schenkte, gelang besser; doch hier zeigten sich auch zum ersten Mal die dämonischen Kräfte wirksam. Arabellens Eifersucht, schon lange heimlich rege, brach in vollen Flammeu aus, sie warf mir Undank vor, und ich erkannte jetzt, in welche Fesseln schmachvoller Abhängigkeit ich mich begeben; das Band der Sinnenglut, das mich bis jetzt au die Seite des schönea Weibes festgehalten, zerriß; nur die Treue, die sie mir bewahrt, die Anhänglichkeit, die sie mir bewiesen, gebot mir Achtung; doch auch diese Stütze meines Glückes sollte zusammenbrechen. Ich vergaß Euch zu erzählen, Freund, daß jener Bertram, den wir aus Dresden mitnahmen, Seton's Sohn, Arabellens Stiefsohn, jetzt von einem schwächlichen Knabea zu einem schönen Jüngling herangereift war. Ich nenne ihn schöa; doch es war jene unheimliche düstere Schönheit, die, indem sie einerseits unser Interesse mächtig an sich zieht, andreeseits jede auch nur leise Annäherung des Vertrauens und der Liebe kalt von sich stößt. In rinem bleichen, regelmäßig geformten Gesichte brannten zwei dunkelleuchtende Sterne, der Stempel finstrer Verschlossenheit war der hohen Stien aufgedrückt, und um den schöngeformten Mund zuckte die kalte Miene des Stolzes. Er hatte mir immer die Ergebenheit gezeigt, die er dem Retter seines Vaters schuldig zu sein glaubte, in Stunden des innigern Gespräches nannte er mich seinen Freund, seinen Retter, und soll ich's gestehen, trotz jener abschreckenden Anzeichen seines Gesichtes hing ich mit vollem Vertrauen an seinen Worten. Ach, ich war ja noch nicht getäuscht worden, noch hatte ich keinen Zug aus dem bittern Kelch gethaa, den ich später bis auf die Neige ausleeren mußte. Es war mie ein Bedürfniß, zu lieben, und ich liebte den schöaen Jüngling, den ich aa meinee Seite hatte aufwachsen sehen. Zugleich beschwichtigte ich mit dieser Neigung mein mahnendes Gewissen: Du willst für ihn Schätze sammeln, rief ich bei mir; ihn, an dessen Ferse sich noch kein Fluch geheftet hat, dessen Locken die üppige Fülle der Jugend schmückt, ihn willst du reich und glücklich machen. Diese Gedanken begleiteten mich, wenn ich in meine stille Gruft hinabstieg zur nächtlichen Aebeit, sie hielten mich anfrecht, wenn in fürchterlichen einsamen Stunden mir der Gott, dem ich jetzt dicate, sein eigentliches Antlitz zeigte. Wie oft kamen mir jetzt jene Worte in den Sinn, die Ihr, Meister Leonhard, einst spracht von der nächtlichen Tiefe dir Begier, die in der Menschendrust schlummeet, und die Niemand ungestraft weckt; jetzt sah ich mich selbst in dem Bilde, vor dem ich damals schaudernd zurückbebte, und dennoch war meine Kraft zu schwach, um mich loszureißen. Wem der gütige Himmel das Geschenk der Liebe rein im Busen bewahren will, den stellt er nicht hoch, eine süße Abhängigkeit schlägt iher Bande um seiu Herz, und das Bedürfniß schließt ihn fest an die Menschen; anders ist es mit den Gewaltigen dieser Erde, sie lernen frühe die Sklaven ihrer Laune hassen, rin käuflich Geschrcht sehen sie zu ihren Füßen, das sich willig jeder Schandthat bequemt, sowie es nhne Willen der Tugend dient. Auch mir wurdin diese bitteren Betrachtungen, früher mir so fremd, jetzt einheimisch in der Seele. Aeugstlich prüfte ich eia Herz, das sich mir näherte, ich fürchtete es als unechtes Gold zu erkennen, uad wie oft fand ich meine Furcht gegründet. Nur Bertram's Treue hielt ich mir zugesichert, doch ich sollte vou dieser Seite her auf das empfindlichstr gezüchtigt werden.

Der Sprechende hielt inne, das ganze Gewicht seines Elends schien ihn zu übermannen, er senkte sein Haupt und verdrng es in der Hand. Die Tröstungen seiaes Freundes vermochten ihn in seiner Erzählung weiter fortzufahren.

Ein mir treuergebner alter Diener hatte mir schon lange vnn geheimeu Zusammeakünften Nachricht gegeben, die Arabella, wenn sie mich in der Werkstatt arbeitend glaubte, veranstaltete; ich gab seinen Zuflüsterungen kein Gehör. Endlich zündete auch hier der Funke des Argwohns, und iu einer finstern Nacht schlich ich verknppt durch die Gänge meines rignen Palastes dem Schlafgemach meines Weibes zu. Man erwaetete mich sicherlich nicht: ich fand die nöthigsten Vorsichtsmaßregeln versäumt, eine schlafende Zofe war die einzige Wachr, die die Teculosen dem Verräther entgegensetzten. Mit klopfendem Herzen öffnete ich die Thüren und stand endlich mitten in der dämmernden Nacht des Schlafgemachs. O Freund, was mußte mein Auge erblicken: ein köstliches Mahl staud bereitet, Arabella und Bertram hattru sich daran gelagert, die Ehrvergessenen fnhern entsetzt von den schweigerischen Polsteen auf, als sie meine drohende Gestalt hiater den hohen silbernen Credenzgefäßen des Tisches erblickten. Ich glaubte sie reuig zu meinen Füßen finkeu zu sehen; doch dieser Moment war dazu geschaffen, mir die ganze fluchwürdige Tücke Derer zu enthüllen, die ich bis jetzt mit Liebe nnd Vertrauen umschlossen. Auf meinen Blick des zornigen Vorwurfs erhob sich Arabella zuerst. Treuloser, rief sie, Du wagst es mich anzuklagen? Du, den ich aus der Niedrigkeit emporhob, und der mir, die geschwoene Trene schändlich brechend, mich jedem augenblicklichen Gelüste aufopferte. Dein unnatürlicher Durst nach Gold, Ungeheuer, entfernt Dich schon auf ewig aus meiaen Armen! Hinab wieder in Deine kalte Gruft! Was willst Du unter Menschen, fort aus dem Gebiete des Lebens, dem Du nicht mehr angehörst! Diesee Vorwurf traf mein Innerstes, er erschütterte mich tief. Arabella, rief ich mit gebrochnem Herzen, und Du, Bertram, hört mich ihr Treulosen! wenn ich den finstern Mächten anheimgefallen, wenn mein Auge von dem goldnen Lichte des Tages Abschied genommen, für wen geschah dieses? für wen aebeite ich dort in der Tiefe and sammle Schätze? Schütte ich sie nicht freigebig in Euern Schoos? verzehrt mich nicht die Mühe, um daß Euch die goldne Frucht erquicke? Ha, Ihr Undankbaren, und das ist mein Lohn!

Ich hielt mich schwankend an die Stützen des Tisches, fast drohte ich meinem Schmerze zu erliegen; da trat jener freche Bube auf mich zu, seine schönen Züge waren verzeert, sein Antlitz das eines Mörders, der auf Raub ausgehe, er faßte mich krampfhaft, und seine dunkeln Augeu blitzten mich an. Wo ist mein Erbe? rief er mit entsetzlicher Stimme, gib es heraus, Elender! Die Stunde ist gekommen, wo wir fürchterliche Abrechnung mit einander schließen müssen. Ich sah ihn starr und gelassen an. Mein Erbe! rief er drohender; jene Tinctur, die Du durch Henchlerkünste dem sterbenden Vater abzulocken gewußt, und die mir, mir allein gehört. Liefre sie ans in unsre Hände, und dann ziehe frei Deines Weges! Diese Worte waren knum gesprochen, als ich meine volle Kraft wiederkehern fühlte; die Füllr des Zorns übergoß mein Antlitz und ich wae nnhr daran augenblickliche blutige Rache zu nehmen. Die Elenden waern darauf gefaßt, der Ruf Bertram's brachte mehre Diener herbei, sie ergriffen mich, vergeblich war mein Widerstand, in meinem eignen Hause, von meinen eignen Knechten gefesselt nnd auf Befehl Dessen, den ich als Freund geliebt, wurde ich fortgeführt. O entsetzliche Nacht!

Ihr habt Bitteris erduldet, rief Leonhard, indem er die Hand des Leidenden faßte. Wie kann doch so viel Verrath und Schändlichkeit in dem Busen des Menschen beisammea wohnen! Sagt, was geschah nun jenen Elenden?

Laßt mich von den fürchterlichen Tagen schweigen, setzte Tobias seine Rede fort, wo ich in meinem eignen Hause als Gefangener tebte. Zum Glück hatte jener alte treue Diener, oen meinem Schicksal die Vorahnung hegend, Mittel gefunden, den Schatz in Sicherheit zu beingin; ee ruhete nicht

eher, als bis es ihm gelungen, auch mir die Freiheit zu verschaffen, gerade in einem Zeitpunct, wo ich den Gerichten auf Anklage jener Schändlichen ausgeliefert werden sollte. So entfloh ich denn in einer Nacht einsam und hülflos; doch ich hatte in den Händen, was mich wieder reich und angesehen bei dem treulosen Geschlechte der Menschen machen konnte. Doch, Freund, konnte ich mich des geretteten Schatzes freuen? war er es nicht, der mir jene bittern Erfahrungen zugezogen? Ich war nur zufrieden, daß er keine Beute meiner Verderber geworden. Ich durchzog jetzt wieder frei die Welt. Europa war mir zuwider geworden; mich trieb es, fremde Welttheile zu sehen, ich wollte die glücklichen Gegenden besuchen, in denen der Mensch, ein freier Sohn der Natur, in völliger Abgeschiedenheit und Einfachheit paradiesische Tage verlebt. So wanderte ich zu der Wiege der Menschheit, nach Asien, hinüber, und auf den merkwürdigen weltkundigen Gebirgen, von deren Scheiteln der Strom der Weltgeschichte sich vor sechstausend Jahren brausend ergoß, wanderte jetzt mein einsamer Fuß. Glücklich war ich in den Wüsten; doch wo ich menschliche Wohnsitze betrat, da erwachten auch wieder die alten Geister der Verachtung, des wilden Uebermuths in mir. Ueberall schlossen sich unter der lockenden Larve von Liebe und Freundschaft Habgier, Heuchelei und Verrath mir an. Wozu, Freund Leonhard, das ganze trübe Gemälde vor Deinen Augen entrollen? Du siehst, das mich das Heimweh doch wieder nach Europa gebracht; ich habe jetzt die Welt kennen gelernt, nach deren Anblick mich dürstete. Ach, Frieden und Ruhe findet ich nur bei ihr, an dem Busen meiner Marie; zu ihren Füßen will ich wallfahrern, durch blutige Thränen meine Schuld abbüßen, und nimmt sie den Reuigen auf, dann lächelt mir auch wol wieder der Himmel. Vorher jedoch will ich den Schatz der Dämonen von mir thun. Mir, dem Schuldigen, hat er Fluch gebracht, doch in den Händen der Unschuld und Jungfräulichkeit muß er auch wider Willen Segen schaffen. Gestern, mein geliebter Freund, hab' ich ein Mädchen kennen gelernt, ein süßes Kind voll Schönheit und Anmuth, einen Engel der Ehe, wie er nie reiner aus den Händen des Schöpfers hervorging, ihm will ich mein Gut dahingeben und dann an der Seite Mariens den Unterhalt meines Lebens wie früher kümmerlich gewinnen, doch mit dem wieder gewonnenen Glück und dem Frieden im Herzen.

Uebereilt Euch nicht, Meister Tobias, rief Leonhard, als jener seine Erzählung beschlossen hatte; werft nicht muthwillig von Euch, was Ihr so sauer erkämpft. Hab ich Euch jemals als ein wahrer Freund gegolten, so hört auf meinen Rath.

Tobias schüttelte das Haupt, Thränen befeuchteten sein Auge. Ich habe genug gelebt, rief er; ich bin müde, das Tageslicht zu schauen. Was sollen mir Reichthum und Glanz? Soll ich Euch gestehen, jene Stunden, in denen ich Euch fröhlich beim Festtisch erblickte, haben mir den Dolch vollends ins Herz gestoßen. Diese Herrlichkeit ist für mich auf immer dahin! So laßt mich denn nun auch aus der Gemeinschaft der Lebenden hinaustreten.

Ihr erschreckt mich, Meister, rief Leonhard, und schlaß den Freund in die Arme; bedenkt, daß Ihr noch ein schönes Lebensziel vor Euch seht.

Den Tod sehe ich vor mir, entgegnete Tobias mit dumpfer Stimme, und will mich der Himmel beglücken, so schenkt er mir den Tod in den Armen meiner Marie.

Er erhob sich und trat in den Schatten der dunkeln Lindenbäume, Leonhard folgte ihm. Die offene Thür des Gartens ließ die Gruppe fröhlicher Spaziergänger sehen, die, aus der Kirche kommend, in Gespräch und Scherz den frühlingshellen Weg hinabwandelten. Noch tönte die ernste Glocke der Cathedrale ihre feierlichen Klänge durch die klaren Lüfte. Die hinschauenden Männer erblickten Lisbertha's holde Gestalt, wie sie neben ihrer Mutter am Gartenthor vorbeiging. Dieses süße Bild vermochte den Trübsinn beider Freunde zu zerstreuen; Meister Leonhard's Augen glänzten, und Tobias, indem er auf die Enteilende hinwies, rief leise: Dieses ist der Engel, den ich auserwählt; sie lebt mit ihrer Mutter in Armuth, auch der Geliebte, dem sie schon versprochen, ist nicht reich, so hat sie im vertraulichen Gespräch es mir gestern selbst gestanden. Wohlan, sie soll über ihr Geschick einen goldnen Morgen anbrechen sehen. Das verführerische Metall, das sie im Bilde dargestellt, es fehnt sich, als gehorsamer Sclave, zu ihren Füßen seine Dienste anzubieten. Kennst Du sie diese Prinzessin Gold, Freund Leonhard?

Ob ich sie kenne, rief der Sänger fast unwillig; hab' ich doch für sie, zu ihrer Verherrlichung das ganze wunderliche Spiel gestern gedichtet.

So nenne mir auch den Glücklichen; rief Tobias rasch, der diese Perle, dieses Kleinod heimführen soll.

Schaut mir in die Augen, entgegnete der Sänger, und Ihr werdet keine Frage weiter nöthig finden. Wie, Ihr selbst? rief der Freund und schloß den Glücklichen in seine Arme. O, so ist auch mir geholfen, ich darf dann meinen Schatz in Eure Hände niederlegen. Ihr nehmt ihn, nicht wahr, als Vermächtniß eines Unglücklichen, der Euch einst theuer war?

Der Sänger zeigte sich auf das innigste gerührt. Tobias, rief er, Euer Herz ist rein und gesund geblieben, es fühlt lebendig und warm wie früher. Ja, Ihr seid der Alte; doch weil die Dämonen an Euch keine Macht haben, so behaltet jetzt selbst Euern Schatz. Fangt ein neues freudiges Leben an, noch ist der Entschluß in Eure Gewalt gegeben! — Kommt, laßt uns zusammen Marien aufsuchen; ich lasse Euch nicht, bis ich Euch wieder froh und glücklich sehe.

Ihr lehnt meine Gabe ab, nahm nach einer Pause Tobias das Wort; Ihr wollt Euch frei und ohne Schuld erhalten: nur mich, nur mich soll das volle Gewicht des Elends zu Boden drücken! Er sank auf die Ruhebank nieder, seine Thränen flossen, und in dem bleichen Antlitz kämpften Schmerz und Verzweiflung. Vergebens tröstete der Sänger mit den zartlichsten Worten, er mußte den Freund seinem Trübsinn überlassen. Den andern Morgen hatte er die Stadt verlassen, Leonhard und Lisbertha erfuhren nicht, wohin er sich gewendet.

In dem Garten der reichen Wittwe zu Dresden saß der Arzt Hubert allein in der Laube, die, ihres Schmuckes durch die letzten rauhen Tage des Herbstes beraubt, ein passendes Bild darbot zu dem Gemüthszustand Dessen, der in ihr Platz genommen. Die sonst aufgerichtete Gestalt des Mannes hatten Jahre und Sorgen gebeugt, die Züge seines wohlwollenden Antlitzes, noch immer sanft und freundlich, trugen doch Spuren tiefen Kummers. Aus den Gedanken und Bildern, in die er versunken, schreckte ihn jetzt das Geläute der Sterbeglocke aus der nachbarlichen Kirche. Langsam erhob er sich, und dem Eingang des Gartens zuschreitend, empfingen ihn schwarzgekleidete Männer in ihre Mitte, und auf die Gasse hinaustretend, sah man sie sich dem Zuge anschließen, der eben mit Gesang und geweihten Kerzen einen Todten zur Ruhestätte brachte.

Vor dem Thore angelangt, zeigte sich ein Wanderer, der des Weges kam und der beim Anblick des Zuges stehen blieb; er trat auf Hubert zu, indem er fragte, wen man hinaustrüge. Der Arzt erwiederte: Die Wittwe eines Goldschmiedmeisters aus dieser Stadt, Maria Rosen mit Namen. Der Wanderer wich still zur Seite, und der Zug ging seine Straße weiter.

Der Mond leuchtete durch zerrissene Wolken, die Bäume des Kirchhofs warfen ihre wankenden Schatten über die zahllosen Leichensteine und Gebilde; da schlich sich noch spät ein einsamer Waller die Furchen zwischen den kühlen Ruhebetten entlang, bis er ein frisch aufgeworfenes Grab fand, auf dem er niedersank. Der Mond beleuchtete sein bis zum Tode entstelltes Antlitz; noch einmal richtete sich der Unglückliche auf, der dunkle Mantel hob sich im Winde, raschelnd wand sich das dürre Laub unter seinen Füßen, und in den Busen greifend, rief er mit hohler Stimme: Nimm Dein Geschenk zurück, Seton! Fluch über Deine Asche! — In dem Moment blitzte im Strahl des Mondes eine Krystallphiole und zerbrach klirrend auf der hellen Fläche des nächsten Steines; gleich dunklem Heerdblutr floß die purpurne Spue und verlor sich untee den Marmor. Heftiger rauschten die Gipfel zusammen, es war, als könte eine menschliche Stimme klagend über die Gräber dahin.

Als der Arzt Hubert das Grab am frühen Morgen desuchte, fand er die Leiche des Wanbrers auf dem Rasen desselben. Wie ward ihm, als er, nähee hinschauend, seinen unglücklichen Freund erkannte. Er bewahrte sein Geheimniß, nur sorgte er, daß der Arme seinen Platz neben seinem Weibe erhielt.

Stettler, s. Meistersänger.

von Steyn, s. Meistersänger.

Christian Ludwig Stieglitz,

am 12. December 1756 zu Leipzig geboren, stammt aus einer alten hochansehnlichen und wegen teuer Anhänglichkeit an den Protestantismus aus Böhmen nach Sachsen eingewanderten Familie. Sein trefflicher Sinn wurde unter Johann August Ernesti's Vormundschaft ausgebildet, der schon seinen Vater unterrichtet und seinem Großvater den Cicero gewidmet hatte. Er besuchte die Thomasschule und studirte die Rechte auf der Akademie seiner Vaterstadt, aber Baukunst blieb seine Lieblingsneigung. 1784 wurde er Doctor der Rechte, 1792 Mitglied des Raths, 1801 Stadtrichter, 1804 Baumeister, endlich 1823 Proconsul. Schon früh hatte er eine Stelle im Collegiatstifte zu Wurzen erhalten, und 1810 ward er mit der Würde eines Probstes bekleidet. Nachdem er 1834 sein 50jähriges Doctorjubiläum gefeiert hatte, starb er am 17. Juli 1836.

Er gab heraus:

Erzählungen aus den Ritterzeiten. Weißenfels, 1787.

Taschenbuch für 1802.

Wartburg, Gedicht in acht Gesängen. Leipzig, 1801.

Ueber den Geschmack in der Baukunst. Lpz., 1788.

Ueber den Gebrauch der Grotesken und Arabesken. Leipzig, 1790.

Geschichte der Baukunst der Alten. Leipz., 1792.

Encyclopädie der bürgerlichen Baukunst. Leipzig, 1792—98. 5 Thle.

Die Baukunst der Alten. Leipzig, 1796.

Gemälde von Gärten. Leipzig, 1804; neue Ausg.

Archäologie der Baukunst der Griechen und Römer. Weimar, 1801. 2 Thle.

Archäologische Abhandlungen. Leipzig, 1817—20. 2 Thle.

Von altdeutscher Baukunst. Leipzig, 1820.

Ueber die Kirche der heiligen Kunigunde zu Rochlitz. Leipzig, 1829.

St. hat sich vorzüglich durch seine Forschungen im Gebiete der Archäologie, und besonders der Geschichte der Baukunst, einen sehr rühmlichen Namen erworben, seine dichterischen Leistungen sind dagegen von geringerer Bedeutung.

Heinrich Stieglitz

ward im Jahre 1803 zu Arolsen geboren, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf dem Gymnasium zu Gotha, studirte seit 1820 Philosophie und Philologie in Göttingen, Leipzig und Berlin, promovirte in der letztgenannten Stadt als Doctor der Philosophie, und ward 1828 hier als Custos an der Bibliothek und Lehrer an einem Gymnasium angestellt. Seine wankende Gesundheit veranlaßte ihn später beide Aemter wieder aufzugeben; eine Reise nach Rußland und in dem darauf folgenden Jahre der Besuch des Bades Kissingen stellten ihn jedoch nicht ganz wieder her. Da faßte seine Gattin Charlotte, geborne Willhöft 1834 den furchtbaren Entschluß, ihrem Leben durch einen Dolchstoß ein Ende zu machen, in dem irrigen Wahne, ihm durch diese gewaltige Erschütterung Leben und geistige Freiheit wieder zu erringen. Er verließ nun Berlin, lebte eine Zeit lang in München und den baierischen Hochlanden und befindet sich gegenwärtig in Italien.

Seine Schriften sind:

Gedichte zum Besten der Griechen. (Mit Ernst Grosse.) Leipzig, 1823. 2 Thle.

Bilder des Orients. Leipzig, 1831—33. 4 Bde.

Stimmen der Zeit. Leipzig, 1833; neue Ausg. 1834.

Dionysosfest. Leipzig, 1836.

Graf au Berlin, ein Zukunftstraum. Lpz., 1838.

Bergesgrüße. München, 1839.

Einzelne Gedichte und profaische Aufsätze in Zeitschriften u. s. w.

Phantasie, Lebendigkeit, Gedankenreichthum, seltene und glänzende Herrschaft über Sprache und Rhim und poetischer Aufschwung sind St. in hohem Grade eigen, aber es fehlt ihm an Ruhe und an jenem tieferen geistigen Durchdringen des Stoffes, wodurch derselbe poetisch eigentlich erst geschaffen wird, und welches den ursprünglichen Dichter beurkundet. Durch das schwere Schicksal, das ihn traf, scheint ihm bis jetzt Beides noch nicht geworden zu sein; er ist für einen Dichter immer noch zu sehr ein Kind der Gegenwart.

Kaspar von Stieler

ward am 1. März 1632 zu Erfurt geboren, studirte zu Erfurt, Leipzig, Gießen und Königsberg Theologie und Medicin, trat 1654 in Kriegsdienste und verwaltete mehrere Officierstellen. Nachdem er gräflich dohna'scher Hofmeister und auf Reisen gewesen war, begann er 1662 in Jena das Studium der Rechte. 1663 ward er vom Grafen von Schwarzburg zum Kammersecretär, 1666 von den Herzogen von Sachsen zu ihrem Kammer-, Lehn- und Gerichtssecretär zu Eisenach ernannt. Diese Stelle legte er aus Liebe zur Schriftstellerei nieder und lebte, nachdem er vom Herzoge zu Holstein den Hofrathstitel erhalten, in Jena, Weimar und zuletzt in Erfurt. Als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft hieß er der Spaten. Er starb am 24. Juni 1707.

Seine Schriften sind:

Der teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs oder teutscher Sprachschatz. Nürnberg, 1691. 4.

(Umgearbeitet von Christoph Ernst Steinbach, med. dr. „vollständiges deutsches Wörterbuch". Breslau, 1734. 2 Thle.)

Das Trauerspiel Battemgerin. Jena, 1680. 12.

St. erwarb sich große und mannigfache Verdienste durch sein deutsches Wörterbuch, in welchem er neben großem Fleiß seltenen Scharfsinn beurkundete, von dem er jedoch häufig zu sehr gewagten und kecken Conjecturen verleitet wurde.

Jakob Stille, ſ. Glatz.

Karl Stille, ſ. Pemme.

Karoline Stille, ſ. Thieſen.

Stilling, ſ. Jung.

Ehrenfried Stöber,

am 9. März 1779 zu Straßburg geboren, lebt als Licentiat der Rechte und Advocat zu Straßburg.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

Die Tempelritter, nach Raynouard. Straßburg, 1805.
Atlatiſches Taſchenbuch für 1807. Straßb., 1806.
Biographiſche Notiz über Oberlin. Straßburg, 1807.
Blätter dem Andenken Pfeffel's. Straßb., 1810.
Lyriſche Gedichte. Straßb., 1811; neu 3. Ausg. 1821.
Straßburg's Jubelfeier der Reformation. Straßburg, 1817.
Neujahrsbüchlein vom Vetter Daniel. Straßburg, 1818.
Geſchichte und Characteriſtik der ſchönen Literatur der Deutſchen. 1826.
Sammlung auserleſener Stücke der ſchönen Literatur von Roël und Stöber. 1827. 2 Thle.

Innigkeit und Wärme des Gefühls, eine lebendig ſchaffende Phantaſie, Anmuth und Wohllaut ſind St's Gedichten eigen, nur findet ſich ein eigenthümlicher Gegenſatz bei ihm darin, daß er in deutſchen Weiſen das Franzoſenthum preiſt und verherrlicht.

Chriſtian Gottlob Stöckel

ward am 23. Mai 1722 zu Neobſchütz geboren, ſtudirte zu Breslau und Frankfurt an der Oder, wurde 1744 Hofmeiſter beim General von Derſchau in Breslau. 1746 als Stadtſecretär zu Brieg angeſtellt, wurde er 1752 Syndicus daſelbſt; ſeit 1764 wirkte er auch als Waiſenamtspräſes und des königl. Handelsgerichts erſter Beiſitzer. Er ſtarb 1774 im September.

Er gab heraus:

Das befreite Schleſien. Breslau, 1745. 46. 4.
Gedichte. Breslau, 1748.
Vier Oden über den ſiebenjährigen Krieg. Breslau, 1761.

Ein Gottſchedianer ohne alles wirkliche Talent.

Leonhard Stöckel,

um die Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts geboren, lebte als Schulmeiſter zu Bartfeld in Ungarn.

Er ſchrieb:

Hiſtoria von Suſanna, in Tragödienweiſe geſtellt. Wittenberg, 1559.

Ein unbedeutendes Machwerk im Geſchmack jener Zeit.

Heinrich Arnold Stockfleth,

am 17. April 1643 zu Alfeld geboren, wirkte zuerſt als Superintendent zu Neuſtadt an der Aiſch und darauf als Oberhofprediger, zugleich auch General- und Specialſuperintendent zu Mönchberg und Director des Gymnaſiums zu Baireuth, in welcher Stellung er am 8. Auguſt 1708 verſchied. Er führte die Titel eines Licentiaten der Theologie und markgräflich brandenburg-baireuthiſchen Kirchenraths; als Pegnitzſchäfer war er Dorus und ſeine Gattin (Maria Katharina, geb. Friſch) wegen ihrer Theilnahme an ſeiner Makarie in der Orden aufgenommen, Docilis benannt. Er gab heraus:

Reiſegeſchenk. Mönchberg, 1668. 12.
Die kunſt- und tugendgezierte Makarie. Nürnberg, 1669. 12.

St. war am glücklichſten als Lyriker und hat namentlich in ſeiner Makarie mehrere ſehr gelungene Proben ſeines Talentes für dieſe Gattung der Poeſie niedergelegt.

Ernſt Stockmann,

am 18. April 1634 zu Lützen geboren, war zuerſt Prediger zu Beyer-Naumdueg im Mansfeldiſchen, und darauf bis an ſein Ende Superintendent zu Allſtädt in Sachſen-Weimar. Auch hatte er den Titel eines Magiſters der Philoſophie. Er ſtarb am 28. April 1712.

Von ihm erſchien:

Poetiſche Schriftkunſt, oder 100 geiſtliche Madrigalien. Leipzig, 1668.
Lob des Landlebens. Jena, 1681.
Lob des Stadtlebens. Jena, 1683.

St. war nicht ohne Talent für die deſcriptive Poeſie und hat manche für jene Zeit recht gelungene maleriſche Schilderung hinterlaſſen.

Chriſtian Graf zu Stolberg,

von der Linie Stolberg-Stolberg, am 15. October 1748 zu Hamburg geboren, war der Sohn Chriſtian Günthers, G. v. St., däniſchen Kammerherrn, Geheimraths und Oberhofmeiſters der Königin Sophia Magdalena von Dänemark. Er ſtudirte von 1769—1774 in Göttingen, wo er Mitglied jenes berühmten Dichterbundes ward, der unter Klopſtock's Schirm Bürger, Boje, Leiſewitz, Voß, Miller, Hölty und mehrere andere glückliche Talente vereinigte. Im Jahre 1777 wurde er Amtmann zu Tremsbüttel in der holſteiniſchen Landſchaft Stormarn, legte dieſe Stelle 1800 freiwillig nieder und lebte als königlich däniſcher Kammerherr auf ſeinem Gute Wiedebye bei Eckernförde im Holſteiniſchen, woſelbſt er am 18. Januar 1821 geſtorben iſt.

Seine Schriften ſind:

Gedichte der Brüder Stolberg. Leipzig, 1779 (neue Ausg. Wien, 1822). 2 Thle.
Gedichte aus dem Griechiſchen. Hamburg, 1782.
Schauſpiele der Brüder Stolberg. Hamburg, 1781. 1. Thl.
Sophoeles, überſetzt. Hamburg, 1787. 2 Thle.
Die weiße Frau, ſieben Balladen. Berlin, 1814. 12.
Vaterländiſche Gedichte von den Brüdern Stolberg. Hamburg, 1815.
Geſammelte Werke der Brüder Stolberg. Hamburg, 1821—26. 22 Thle.

Ueber Graf Chriſtian Stolbergs dichteriſche Leiſtungen ſ. den Schluß des folgenden Artikels.

Aus Chriſtian, Grafen Stolberg's Gedichten.

Blücher.

Den 16ten Juli 1814.

Ihr Töchter Deutſchlands, wallet mit Hochgeſang
Entgegen, wallt in freudigem Reigen! eilt
Entgegen unſern Helden! traget
Fülle der Blumen in leichten Körben!

Sie kommen, eilt, ich höre drommeten! Du
O Blonde! ringl' im Wallen dein Haar, und du
Mit blauem Blick aus ſchwarzen Wimpern,
Winde dich aus der Matrone Händen,

Die ſorgſam dir die Falte des Kleides wie
Die Locke ſchlichtet; Flügel der Eile ziemt
Den freien Töchtern Deutſchlands, Eile
Gab uns den Sieg, und der Sieg die Freiheit!

So, endlich! Nun auch ordnet den Reigen! Seht
Ihr ſchon es ſtäuben hinter dem Hügel dort?
Sie nahen! Vor den Fahnen brauſet,
Wo ich nicht irre, der Schimmel Blüchers!

Er iſt's! Er iſt's! Athmet die Seelen ihm,
Wie Nachtigallen hold, und wie Lerchen froh,
Entgegen in Geſang' dem Helden!
Spendet den Sommer aus euren Körben,

Vor ſeinem Roſſe! Du, die ich meine, nah'
Mit freier Ehrfurcht, nahe dem Helden, ſteigt
Er von dem Roß — er wird es — winde
Dann ihm in's ſilberne Haar die Blumen!

Denn gut und freundlich iſt er, wie Sonnenſchein
Im Lenze, wenn auf glühenden Abendroth
Des Rheines ſich die Sieben Berge
Senken und heben in reger Wallung.

Und ſag ihm: Vater Blücher, es danket dir,
Vom Bernſteinufer bis zu den Alpen, von
Dem Strom der Oder bis zur Moſel,
Danket dir Deutſchland durch ſeine Töchter!

Denn Blitze Gottes ſprühte dein Blick! Dein Ruf
War Donner! Siegeszeichen dein Federbuſch!
Dein Arm war Sturm! Dein Schwerdt, den Deutſchen
Leitender, eilender Strahl dem Feinde!

Dem ſchnöden Feinde! Ha! Du zerſtiebteſt ihn
Wie oft! Er wandte fluchend ſich oft, und floh
Geſchreckter, bis vor ſeiner Babel
Thoren ſein Trotz in den Staub dahin ſank!

Dein Name, Blücher, tönet im Hochgeſang,
So lang der Rhein die kreiſenden Strudel wälzt;
Dann knirſcht das Volk, deß Name nimmer
Scholl in dem reinen Geſang der Deutſchen*).

An meine ſterbende Schweſter Sophie Magdalene.

Roſenknospe! So ſchön blühete keine noch
Von den Töchtern des Mai's, welchen der Morgenthau
In den duftenden Buſen
Schimmer träufelt und Lenzgeruch.

Und nun neigſt du herab, Roſe, dein lechzendes,
Ach, dein welkendes Haupt! — Wenige Sonnen nur
Und du blüheſt, o Schönſte,
Schöner wieder in Eden auf!

Labung thauen auf dich, kühlende Labung dann
Lebensbäume hinab; Lüfte der Sommernacht
Weht die Palme des Sieges
Dann entgegen der Dulderin!

Deiner Leiden entkeimt jedem ein blühender
Zweig zum Kranze des Lohns, der dich umflechten ſoll!
Wie ſo heiter, o Beſte?
Zeigt dein Engel den Kranz dir ſchon?

Weinend naht' ich, und ſank ſprachlos an deine Bruſt,
Lächelnd küßteſt du mich, aber nur bitterer
Floß die Wehmuth, und netzte
Deine Wange, Geliebteſte!

Die Blicke.

An Dora.

Röthliche, goldbeſäumte Wolken hüllen
Ihre Strahlen nicht mehr! Sie kommt, die Sonne!
Blickt allgütig lächelnde Freud' und junges
Leben heraieder!

*) Es iſt merkwürdig, daß unter allen Namen der Völker der Name Franzoſen der einzige iſt, den der Gebrauch der edleren Sprache bei uns nie zuließ.

Schimmernder blüh'n die thaubenetzten Fluren;
Jedes zitternde Blümchen athmet Freude,
Strahlt in Regenbogen die Sonnenblicke
Lieblicher um ſich.

Himmliſcher aber lächelt mir das Auge,
Ach! das Grazienauge meines Mädchens!
Blicket mild in's Herz mir noch ungefühlte,
Selige Freuden!

Wallendes Leben bebt durch jede Nerve,
Klopft in jeglichem Pulſe; frohe Schauer
Strömen in die trunkene Seele namenloſes Entzücken!

Aber ach! Wehmuth blickt mir oft ihr blaues
Auge! Wehmuth und Trübſinn! Dann entquellen
Sehnſuchtsſeufzer, thaut mir der Liebe Zähre
Ueber die Wange!

Duftige Nebel lockt ſo die Sonne
Aus dem Blumengefild' am Sommerabend;
Trübe ſteigt der wolkige Schleier, träufelt
Labende Kühlung. —

Blicke mir, meine Dora, blicke Wehmuth
Mir in's liebende Herz! Auch ſie gewähret
Süßes namenloſes Gefühl, der Liebe
Traute Geſellin!

Bis du mir einſtens (Ahndung liſpelt's leiſe —
Ahndung, ach! die zur Hoffnung noch nicht reifte!)
Bis du Lieb' im ſchmachtenden Auge, Liebe,
Liebe mir lächelſt!

Eliſe von Mannsfeld.

Eine Ballade aus dem zehnten Jahrhundert.

„Wie viele ſehnten ſich nach dir,
Du kühle, ſtille Nacht!
Nun haſt du ihnen Labung, Ruh
Und ſanften Schlaf gebracht.

Auch mir kommſt du erwünſcht; jetzt kann
Ich fern und einſam ſein;
Durch manchen tiefen Seufzer nun
Mir lindern meine Pein.

Ach Gott! was hab ich denn gethan,
Daß ſie ſo grauſam ſind?
Mein Vatrr nannte mich ja ſtets
Sein liebes, gutes Kind;

Und ihren beſten Segen gab
Die Muttre ſterbend mir,
Der wird im Himmel einſt erfüllt;
Doch wahrlich! nicht auch hier.

Daß dieſer Segen ſich nur nicht
In Fluch verkehr' für die,
Die ſo mich kränken! Gott verzeih
Es ihnen! beſſ're ſie!

Ach, alles trüg' ich mit Geduld,
Wenn, Liebe, du nicht wärſt,
Die du durch hoffnungsloſe Qual
Mein krankes Herz verzehrſt!

Kann ich's nicht dulden, nun wohlan
So hab' ich Einen Troſt:
Dann brichſt du, armes Herz! Drum ſei
Bis daß du brichſt, getroſt!" —

So eben kehrt ein Rittersmann
Von ſeinem Ritt zurück,
Und kommt, geführt von ſeinem Pfad,
Hart an des Schloſſes Beück'.

Da dringt des Fräuleins Klageton
Ihm tief in's Herz hinein;
Er wähnt', um Hülfe fleh' ſie ihn,
Und will ihr Retter ſein.

Voll Ungeduld und voll Begier
Umher ſein Auge glüht,
Bis endlich hoch am Fenſter er
Das Fräulein ſtehen ſieht.

„Ach Fräulein! ſprich, was jammerſt du?
Vertraue mir dein Leid.
Dies Schwerdt, der Arm, dies Leben ſei
Zu deinem Dienſt geweiht." —

„Ach, edler Ritter, Schwerdt und Arm
Iſt nicht, was mir gebricht!
Nur Troſt für mein beklomm'nes Herz:
Und ach, den haſt du nicht." —

„Entdecke mir dein kränkend Weh,
Das wird dir Lind'rung ſein,
Und meine Mitleidsthräne wird
Dir einen Troſt verleihn." —

„Du guter Jüngling! höre denn,
Ich eine Waiſe bin,
Und mit den lieben Eltern ſtarb
Mir Ruh' und Freude hin;

Ein Ohm und eine Muhme jetzt
An Eltern Statt mir ſind,
Die quälen mich, daß Gott erbarm'!
Und tödten ſchier ihr Kind.

Mein Vater war ein reicher Graf,
Nun iſt das Erbe mein.
O, wär' ich arm! dies ſchnöde Gut
Iſt Urſach meiner Pein.

Mein Oheim dürſtet Tag und Nacht
Nach meinem Hab' und Gut,
Drum ſperrt in dieſen Thurm mich ein
Des harten Mannes Wuth.

Hier bleib' ich, droht er, wo ich nicht
Erwähl' am dritten Tag,
Ob ich den Sohn zum Ehemann,
Ob ich in's Kloſter mag.

Wie eilig wär' die Wahl geſcheh'n,
Ich thät den Schleier an,
Ach, liebte nicht mein junges Herz
Den beſten, ſchönſten Mann.

Jüngſt beim Turniere ſah ich ihn,
Ich ſah und liebt' ihn gleich,
Wie frei, wie edel und wie kühn!
Nicht einer war ihm gleich." —

„Sei, edles Fräulein! gutes Muth's,
In's Kloſter ſollſt du nicht,
Noch minder ſollſt du ſein die Schnur
Vom alten Böſewicht.

Ich kann's, ich will's, ich rette dich,
Das iſt mein feſter Sinn,
Bring' dich in deines Jünglings Arm,
So wahr ich Stolberg bin." —

„Du? Stolberg? a mein Leid iſt hin!
Mein Engel führte dich;
Du biſt mein trauter Jüngling, du!
Nach dem ich ſehnte mich.

Jetzt ſag' ich frei und offen dir,
Was ſchon mein Blick geſtand,
Als ich um deine Lanze jüngſt
Den Eichenkranz die wand." —

„O Gott! du mein geliebtes Kind,
Eliſe Mannsfeld? O!
Dich liebt' auch ich bei'm erſten Blick;
Noch keiner liebte ſo!

An meiner Lanze ſieh den Kranz,
Den ſie nun ewig trägt,
Ach könnteſt du mein Bild auch ſehn,
So tief hier eingeprägt!

Jedoch was ſäumen wir? ich bring
Dich heim vor Sonnenſchein,
Und unſrer kenſchen Liebe ſtill
Nichts mehr im Wege ſein.“

„Von ganzer Seele lieb' ich dich
O Jüngling! aber doch
Streibt ſich mein jungfräulich Gefühl
Bei'm raſchen Vorſatz noch.

Du kennſt die arge Welt; du weißt,
Wie im Triumphe ſie
Mir Stand und Ehr' und Tugend nimmt,
Wenn ich mit dir entflieh.“ —

„O Mädchen, was iſt uns die Welt?
Laß immerhin ſie ſchrei'n;
Dein Beifall nur, mein Beifall nur
Soll unſer Richter ſein.

Und keiner deines Stammes ſoll
Vernehmen deine That,
Bis uns des Prieſters Segenshand
Zur Eh' geweihet hat.

Auch führ' als Gattin ich dich erſt
In meine Burg hinein.
Nun geht's zu meiner Schweſter hin;
Da ſoll die Trauung ſein.

Wie wird mein liebes Guſtchen ſich
Der lieben Schweſter freu'n,
Wie wird des lieben Bruders Glück
Ihr' eig'ne Wonne ſein!

Eliſe laß uns eilen! komm,
Gleich iſt es Mitternacht!
Der Mond, der jetzt ſo hell uns ſcheint,
Hat bald den Lauf vollbracht.“ —

Nun ſchlich das Fräulein leiſen Tritts
Hinab den Windelſteig,
Bis unten ſie zum Fenſter kam,
Da ward ſie todtenbleich;

Doch ſchnell ergreift ſie wieder Herz,
Und öffnet es behend,
Und wagt's und ſpringt dem Ritter zu,
Der ihr entgegen rennt.

Sein Mädchen drückt' er ſprachlos jetzt
Feſt an ſein klopfend Herz,
Vor ungefühlter reiner Luſt
Vergaß ſie allen Schmerz.

Dann hob er freudig ſie auf's Roß,
Und vor ihr ſetzt er ſich,
Sie ſchlang die weißen Arm' um ihn;
Fort ging's nun ritterlich.

Vom Roß und freudigen Gebell
Des treuen Geiſts erweckt,
Lief ſchnell die Zof' an's Fenſter hin,
Ihr Fräulein ſie erblickt.

Sie todt mit wildem Angſtgeſchrei,
Klagt allen ihre Noth;
Der Alte ſchäumt und flucht und ſchwört
Der Nichte Schmach und Tod.

Er fordert ſeine Waffen auf,
Und eh' der Tag begann,
Verließen rüſtig ſie das Schloß,
Er führte ſelbſt ſie an.

Indeſſen war das Ritterpaar
Durch Anger, Wieſe, Feld
Weit über Berg und Thal und Forſt;
Vom günſt'gen Mond erhellt.

Wie lautem Schaumgetöſe ſtürzt
Die Bude vor ſie hin:
„Es geht, mein Kind, erzittre nicht!
Des Stroms ich kundig bin.“ —

Der Rappe ſtutzt und hebt den Fuß
Und prüft den Fluß gemach,
Drauf ſtrebt' er wiehernd durch, als wär's
Nur ein Forellenbach.

Nun kommen ſie zum Schloß geſprengt,
In Himmelswonn' entzückt;
Beſchreib's, wer eine Freude je,
Wie dieſe war, erblickt'.

Nun ſaßen ſie bei'm frohen Mahl,
Der Becher ging umher;
Ein Knappe kam: „Auf, edler Graf!
Der Mannsfeld rücket her!“

Und Braut und Schweſter jammerten,
Zerrauften ſich das Haar;
Indeß der Graf zu Pferde ſchon
Im vollen Harniſch war.

Dem Zug' er ſchnell entgegen kam,
Und rief dem Mannsfeld laut:
„Umſonſt iſt deine Müh'; ſie iſt
Als Weib mir angetraut!

Und bin ich nicht aus edlem Stamm,
Deß Ruhm erſchallet weit,
Der Fürſten unſerm Volke gab
Schon zu der Heiden Zeit?“ *)

Mit eingelegter Lanze ſprengt
Der Alte gegen ihn;
Sein Hauſe folgt; erwartend bleibt
Der Ritter kalt und kühn,

Und zieht ſein Schwerdt. Als Mannsfeld naht,
Beehaut er ihm den Stoß,
Und haut, und haut den Schädel durch,
Daß er zur Erden ſchoß.

Die Reiſigen zerſtreuen ſich,
Und Stolberg eilt nach Haus,
Und ruht die lange, ſüße Nacht
In Liebchens Armen aus.

Hymnus an die Göttin der Geneſung.

Im Januar 1780.

Hygea, Göttin, es ſtrömt
Von dir aus Heilung und Kraft,
Und Leben haucht
In die Adern der Natur,
Daß ihre pochenden Pulſe ſchlagen,
Daß ſchwillt ihr aufſangender Buſen,
Dein Odem, Beſeelende!

Schaue, Göttin, herab, es knieen
Der Flehenden tauſendmal tauſend an deinem Altar,
Bebende Händ' erheben ſie dir,
Und es ſteigt empor in der Weihrauchwolk' ihr Gebet.

Aus den Tauſenden der Gelübden ſondre du,
Himmelstochter, mein Flehen, das nicht
Eigener Schmerz entpreßt ſterbenden Lippen.

Keine Geneſungsmale von mir
Harren dein an deines Tempels Wand;
Statt der Gaben nimm von mir, o Retterin,
Die bangen Thränen, die mein Aug' und mein blutend Herz
Weinen auf Emilia's bleiche Hand!

Ach, Emilia, ſieh', Emilia liegt
Kraftlos und leidend! Es beugt ſich welk
Herab die Roſe der Wang', es umwölkt ſich, ach!
In Emilia's Auge die Heitre der Himmelsbläue.

*) Das Geſchlecht der Stolberge gehörte unter die zwölf Edlen Häuſer der Vierfürſten des ſächſiſchen Reichs, aus welchen zu Kriegszeiten Herzöge und Könige erwählt wurden, ehe Karl der Große Sachſen eroberte.

Hygea, Göttin, es keimt
Da, wo du wallſt über der Gebiege Scheitel
Und durch den Schooß des grünenden Thals,
Labſal unter deinem Fuß empor und Heil!
Deine Locken athmen, wenn du verüberſchwebſt,
Lebenshauche mit der Barde Duft
Und da, wo die Lüfte theilt dein Saffranmantel,
Gaukeln heilende Würzgerüche dir nach!

Helferin, du biſt reich
An Rettung! Aber dein Balſamkelch, iſt er
Ach, ausgegoſſen! — ſo komm, ich beſchwöre dich, komm,
Raube von mir der Stärke Fülle,
Die aus der Geſundheit überſchäumendem Becher
Todend mir in den Adern fleußt,
Und in dem Nervenarm ſchäumend mir zuckt!
Nimm was dein iſt von mir und träufle Geneſung
In die lechzenden Lippen Emilia's, daß ſie wieder
Glüh'n, und daß wieder, wie vom Morgenthau erquickt,
Blühe die Roſe der Wang', und Emilia's Auge
Glänze wieder im Schmuck des Sonnenhimmels.

Höre, Göttin, ach! mein Flehn und das Flehen Aller,
Aller Guten, die All' Emilia lieben!
Gieb mir, o Tochter Gottes, mit der Geneſung
Meiner Leidenden, wieder Troſt und Ruhe!
Ach, ſie flohen von mir, und es ſchleicht indeſſen
Wie der verſiegende Bach in des Mohrenlands Wüſte,
Traurig und öde dahin mein Leben.

Der wahre Traum.

Eine Ballade.

Wunderſam, durch Dunkelheiten
Geht, allheilige Natur,
Deines Zaubertrittes Spur;
Ahnend folgen die Geweihten;
Aber ſieh, es irren, gleiten
Klüglinge, die ſelbſt ſich leiten,
Die des Dünkels Irrwiſchſchein
Zieht in Sumpf und Pfuhl hinein.

Wahl mir, Göttin, daß zu deiner
Hochbeglückten Jünger Schaar,
Als die Mutter mich gebar,
Du mich taſeſt von gemeiner
Bahn mich führteſt, zu geheimer
Weisheit Pfad, wo heller, reiner
Jeder Wahrheit Urboen quillt,
Und des Forſchers Schmachten ſtillt.

Bald, als Feuerſäul', erhebet
Sich dein Haupt gen Himmel; wir,
Voll Begeiſtrung, folgen dir
In die Himmel, neu belebet;
Bald, als Wolkenſäul', umſchwebet
Heilig Dunkel uns; dann bebet
Ahnungsſchauer, der uns mild
Lockt in Edens Duftgefild.

Oft, um mütterlich zu walten,
Lehr' und Warnung zu verleihn,
Wenn Gefährlichkeiten dräun,
Muth und Glaub' in uns erkalten,
Bei der Rechten uns zu halten,
Hüllſt du dich in Traumgeſtalten,
Liſpelſt, in des Schlummers Ruh',
Offenbarungen uns zu.

So noch geſtern. — Freunde, hören
Sollt ihr ſtaunend, was geſchah,
Welches Traumgeſicht ich ſah;
Eu'r Vertrauen zu vermehren,
Soll euch dieſer Handſchlag ſchwören,
Daß ich euch nicht will bethören,
Wahrlich dieſer Traum nicht ſei
Ein Geſpinnſt der Phantaſei.

Als ich ſanft und ſchlummernd ruhte,
Alles Kummers unbewußt,
Wohl auf meines Weibes Bruſt,
Horcht, da kam mit hohem Muthe,
Wie entſproßt aus edlem Blute,
Zu der Eich', an der ich ruhte,
Schön gewappnet, angethan
Nach der Ritter Brauch, ein Mann;

Reichte traulich mir die Rechte,
Traulich ſchlug ich drein, alsdann
Seine Red' er ſo begann:
„Müßig ruhſt du hier? Ich dächte,
Lieber, kämſt mit mir; ich möchte
Wetten ſchier, wohin ich brächte
Dich, da ſollteſt du geſtehn,
Daß du nie ſo was geſehn."

Sonder Säumen thät ich wallen,
Mit dem Ritter, der mich bald,
Wo am dunkelſten der Wald,
Schattete, bald nach Gefallen,
Leitete durch Felſenhallen,
Bald durch Trümmer wild verfallen,
Dann der ſchroffen Kluft entlang,
Dann bedroht vom Klippenhang.

Endlich langten wir zur Stelle,
Zu des Ritters Fehdeſchloß,
Das ein Zwinger rund umſchloß,
Brücken, Warten, Zinnen, Wälle,
Pforten, Stein ſo Pfoſt' als Schwelle,
Sicherten für Ueberfälle
Dieſe Burg; als wir davor,
Schloß von ſelbſt ſich auf das Thor.

Aus dem Thore ſchlich zur Linken
Unterirdiſch, wüſt' und bang,
Ein gewölbter Niedergang;
Unter'm Fuß, ſo thät mir's dünken,
Sah ich Leichenſteine blinken;
Aengſtlich folgt' ich, ſahe ſinken
Eine Fallthür; Leichenduft
Athmete die grauſe Gruft.

Särge ſtanden hier die Fülle.
Einer, ſchön von Marmelſtein,
Hatt' ein eigen Kämmerlein.
„Hier in dieſes Grabes Stille,"
Sprach der Ritter, „iſt mein Wille,
Daß du ſeheſt, Freund, die Hülle
Des Gebeins, einſt weich und warm,
Ach, des Weib's in meinem Arm!"

Auf des Todtenmales Mitte
War, von Silber, glatt und ſchön,
Ein gediegner Kelch zu ſehn.
„Sage, Ritter, ſag', ich bitte" — —
Zürnend blickt' er, winkt' und litte
Nicht zu enden, ſtieg drei Tritte,
Gab den Kelch mir, ſah mich an:
„Zittre nicht! Du biſt ein Mann!"

Kaum hatt' er den Kelch gegeben,
Als es in dem Wunderding
Brauſend an zu gähren fing,
Und mit Macht herauszuſtreben,
Gleich als ob der Traube Leben
Perlte drinnen; ſich erhebend
Thät alsbald der weiße Schaum
Höher denn des Kelches Saum.

Aus dem Schaumgeſprudel ſtiegen
Holder Blümlein drei heraus,
Wanden ſich in einen Strauß;
Schaum und Gährung ſanken, ſchwiegen.
Schwebend ſich im Kelche wiegen
Sah ich Roſ' und Veilchen, ſchmiegen
Sich um beide, unſchuldweiß,
Das geliebte Kind des Mai's.

Hold und lieblich duftend, blühten
Meine Blümlein; plötzlich gohr
Schaumgeziſch im Kelch empor;
Sauſend ſtieg's, verſchlang mit Wüthen
Meine Blümlein; drauf verſprühten
Giſcht und Blaſen, ängſtlich mühten,
Ach! nicht lieblich, wie zuvor,
Meine Blümlein ſich hervor.

Aschenfarb und gelb, verblichen
Jede Schöne, süßer Duft
Nun verkehrt in Grabesluft!
Todesschweiß und Schauer schlichen,
Ob dem hagen, fürchterlichen
Anblick, über mich; entwichen
War ich schier. Der Ritersmann
Sah's und hub zu reden an:

„Einst hatt' ich ein Weib! Besingen
Thät kein Dichter je ein Weib,
Schön, wie sie, an Seel' und Leib;
Keinem Maler (hundert gingen
Stolz zum Werke!) that's gelingen,
Sie auf Leinewand zu bringen;
Sie nur malte fein und glatt
Einst sich auf ein Rosenblatt.

„Einst hatt' ich ein Weib!" (Es bebten,
Als er's seufzte, perlenklar,
Thränen an der Wimper Haar.)
„Lieb' und Gegenliebe lebten
In uns, Ruh' und Wonn' umschwebten
Uns, und Heiterkeit: die webten
In des Lebens Ungemach
Süße Freuden, Nacht und Tag.

Dennoch — Ach! der Weiber Herzen
Sind ein Räthsel allzumal! —
Fand sie Kurzweil manches Mal,
Mir zu brüten Sorg' und Schmerzen,
Kalt zu küssen, kalt zu herzen,
Leicht mit meiner Ruh' zu scherzen,
Meiner Liebe! warm und treu,
Immer alt und immer neu!

Immer thät das Wunder währen
In dem Kelch; es sauste, stieg,
Blühte, welkte, brauste, schwirg.
„Was dies Sträuslein sei, dies Gähren
Sollst du," sprach ee, „staunend hören.
Dieser Kelch faßt meine Zähren,
Die der Liebe Freudendrang,
Und auch Gram, vom Auge zwang!" —

Da erwacht' ich bebend. Sehen
Thät ich, statt des Traumes Bild,
Nur mein Weiblein süß und mild.
Ihres Odems leises Wehen,
Ihres Busens sanftes Blähen
Hieß mein Beben schnell vergehen.
Deine Warnung, Nachtgesicht,
Dank der Liebe, schreckt mich nicht!

Die weiße Frau.

Im Auszuge.

Erste Ballade.

Ein alter, weiser Spruch uns lehrt
Der erste Schritt nur koste;
Von leisem Odem angezehrt,
Des Stahles Spiegel roste;
Wohl Tibur's Leiersänger spricht:
Des Färbers Schmink erstatte nicht
Verblich'ner Wollenflocke
Den Schnee der Lämmchenlocke.

Ihr Herr'n und Fraun'n mit warmem Blut
Und leichtem Sinn, auf eurer Hut!

Einst stand an Vesta's Opferheerd
Im Jungfraunkranz ihr Blümchen,
Die Priesterin, die unversehrt
Bewachte Flamm' und Blümchen,
Wohl jenes Flämmchens Bild, das zart
Ein heil'ger Wächter dem bewahrt,
Dem noch im Heiligthume
Nicht welkte Edens Blume.

Das Flämmchen, trifft's ein rauher Hauch,
Erlischt und wandelt sich in Rauch.

Wohlan denn, schließt den Ring und hört,
Doch zürnt nicht, Herr'n und Frauen,
Wenn, was mich Clio's Täflein lehrt,
Erfüllt eu'r Herz mit Grauen.
Die Sonn' auf ihrem Flammenpfad,
Alltäglich sieht die Gräuelthat,
Verübt durch Menschenhände,
Wie Dichtung nicht erfande.

Ein Phöbos-Roß erschöll' sein Mund,
Erschaudernd, ach, was thät's uns kund

Graf Otto schwang sich auf sein Thier
Und sprach zu seinen Rittern:
„Wir ziehn umher, ich trachte mir
Ein Weibchen zu erwittern;
Es hab' in Stadt, Gebirg' und Thal
Das Forscherauge freie Wahl,
Nicht eh' bis ich sie finde
Geht's heim nach Oelamünde.

Halsbrechend ist, o Graf, dein Ritt,
Nimm weislich Freundes Warnung mit!

Vom Elbstrom bis zum schwarzen Wald,
Vom Bodensee zum Brocken,
Blieb stets sein Puls, sein Herz ihm kalt
Für Busen, Aug' und Locken;
Das anmuthsvollste Fräuleinchor
War ihm ein bunter Tulpenflor,
Kein Wuchs gab ihm Genüge,
Kein Köpfchen mied die Rüge.

Des Sängers Finger: Warne! winkt,
Die Strafe folgt, so schwer sie hinkt.

Mit Mißmuthsfurchen sich bezog,
Des ekten Wählers Stirne,
Die Hoffnung, sie zu sehn, entflog,
Sie seines Traumbilds Dirne.
Frisch auf! zu meiner Sippschaft hin
Ziehn wir, dort zwischen Etsch und Inn,
Wo meiner Laune Grillen
Mir Ohm und Muhmen stillen.

Du arme Stirne, die sich furch't,
Doch Aerg'res drant dir unsre Furcht!

Willkommen! drängt sich's um sein Roß,
Herr Vetter, Neffe, Pathe!
Und aller Jubel grüßt im Schloß
Den Sohn der Frau Beate.
Die schöne Tochter an der Hand,
Macht Fürst Meran ihm sie bekannt.
Schnell kam von Amors Bogen
Ein Pfeil ihm angeflogen.

Ach, was dich stach, wenn's nur nicht war
Ein Würmchen aus Aleeta's Haar!

Hoch feir't der Feste Prunk nach Brauch
Die Ankunft unsers Grafen;
Schon weht der Wechselliebe Hauch
Sein Schifflein in den Hafen,
Und Freuden, wie an Perlenschnur
Gereiht, entsprießen Weiber Spur,
Bis sie des Ehstands Kette
Umschlingt im Hochzeitbette.

Ein Hafen, dem's an Klippen nicht
Und Strudeln, wie bekannt, gebricht!

Durch Priesterspruch und Gattenkuß
Gestempelt zur Vermählten,
Zog, über Berg und Feld und Fluß,
Sie mit dem Auserwählten,
Zur Heimath, die aus Sala's Thal
Schon ragt empor im Abendstrahl,
Land, Stadt und Schloßgesinde
Jauchzt laut in Oelamünde.

Wohl herrlich ist das Einzugsfest,
Glück ist ein Vogel, halt ihn fest!

Gesponnen von der Freude Daum,
Glitt, wie im Zaubermährchen,
Ihr Tag, und auf der Liebe Flaum
Ruht Nachts das Turtelpärchen;
Vom Schäferspiel zur Schau und Pracht,
Vom Grottenbad' zur Falkenjagd

Ging's nnd vom Leckermahle
Zum Faſchingstanz im Saale.

Des Lebens Roſe blüht, doch, o,
Auf Erden ohne Stachel, wo?

Schaut! eng nnd enger ſtets nmſchlingt
Der Gürtel ſchon ihr Mieder,
Der zehnte Mond erſcheint, da ſingt
Die Amme Wiegenlieder;
Ein Zwillingspaar auf Mutterſchooß
Erhöht der Eltern Wonneloos,
Mit großem Aug' das Bübchen
Und ſie mit Wangengrübchen.

Haldſelig Pärchen! Ach, euch ſingt
Kein Vöglein, was euch Znknnft bringt!

Bald lnd nach Nürnberg zum Tnrnier
Sie Bnrggraf Albrecht beide — —
„Behagt's dir Liebchen? — Schatz, mit dir
Zög' ich zum Styr mit Freude."
Geſattelt und gezäumt zum Ritt!
Flugs unter ihm ſein Renner ſchritt,
Ihr Zelter ſpielt znr Seite,
Von fern folgt ihr Geleite.

Znm Styr? Dein Tanz anf Blüthenbahn
Gleicht nicht dem Schritt in Charon's Kahn!

Graf Albrecht Zollern trng die Bnrg
Des Kaiſers dort znr Lehne,
Er, Deutſchland und Burgund hindnrch
Mit Fug benannt der Schöne.
Für Phidias und für Apell'
Der Männerſchönheit Kunſtmodell,
Von Sohle bis zn Scheitel
War Rüg' nnd Tadel eitel.

Die ſchöne Tyndoride ſah
Den ſchönen Paris. Was geſchah?

Zweite Ballade.

Ein Margenlands-Eroberungsherr
Einſt prangt' im Wagenſeſſel,
Ihn zogen kaiſerlich einher
Vier Kdnig' in der Feſſel.
Der Ein' in Purpur angeſchirrt,
Von Gold und Kettenſchmnck umklirrt,
Blickt, unter Schweiß nnd Keichen,
Stets rücklings nach den Speichen.

Was treibſt dn? frägt Seſoſtris ihn,
Erwiedernd ſagt er kalt nnd kühn:

Schan, Herrſcher, wie des Rades Rand
In Wirbelkreiſen ſchwebet,
Wie, was jetzt birgt des Gleiſes Sand
Empor ſich wieder hebet,
So ſchwingt ſich anch des Glückes Boll,
Erhebung ſinkt, es ſteiget Fall,
Wohl dieſe Erdſtung ſchenkten
Die Götter dem Gekränkten.

Seſoſtris ſpannt betroffen ans,
Vier Gäſten öffnet er ſein Hans.

Verſchmäht die Warnnng beide nicht,
Mann mit dem ſchönen Weibe!
Noch ſtrahlt anf euch ihr Zanberlicht
Fortuna's helle Scheibe.
Sie wendet ſich! — Mit feſtem Sinn
Springt auf vom Schooß der Bnhlerin,
Eh' was jetzt glänzend funkelt,
In Nacht ſie euch verdunkelt! —

Der Herold enft nns zum Tnrnier,
Schon harrt die Menge, folget mir!

Anf Söllern nnd anf Bühnen prangt
Die Blüthe edler Franen,
Schon ſehnend Jeder Herz verlangt
Ihn, dem es klopft, zn ſchauen.
Es öffnet ſich der Schranken Thor,
Die Kämpfer paarweis ziehn hervor!
Die ſtolzen Lanzen neigen
Sich vor der Schönen Reigen.

Wohl manche ſitzt ſo ſpröd' und kalt,
Der's unter'm Buſenkoller wallt.

Der Thaten herrlichſte vollbringt
Das Häuflein Ritterhelden,
Doch vorwärts mein Geſang ſich ſchwingt,
Die Chronik mag ſie melden.
Auf jenen Purpnrerker hin
Geheftet, ſpäht mein Ang' nnd Sinn,
Ob, was das Herzchen lüft're,
Ein Feuerblick mir flüſt're.

Färbt ſich die Wange? Roſenſchein
Des Vorhangs mag der Büßer ſein.

In Feierprunk, auf Barbenhengſt,
Graf Zollern ſtrahlt vor Allen,
Ach, guter Orlamünde, längſt
Iſt dir dein Loos gefallen!
Entgegen ſprengen Beid' in Haſt,
Doch Albrecht, ehrend ſeinen Gaſt,
Beugt ans, ſenkt ihm die Spitze,
Schaut auf nach ihrem Sitze.

Als Beider Speer gefällt, erſah
Sein Ziel, wie war dir, Gräfin, da?

Sie, nach Gebühr, erwählet, kränzt
Den Sieg im Ritterkreiſe,
Sie tritt vor Albrecht, o wie glänzt
Ihr Blick bei'm erſten Preiſe,
Als ihr gelöſ'tes Buſenband
Znr Schleif' um ſeinen Arm ſie wand,
Er dankend ſich ihr bückte,
Die Hand ihr küſſend drückte!

Schwebt ſchon dir, wie mir Argwohn ſingt,
Ein Schleiflein vor, das Liebe ſchlingt?

Bei Fackelglnth nnd Kerzenglanz,
In hochgewölbter Halle,
Fei'rt Frend' ihr Feſt im Walzertanz
Bei Geig' nnd Hörnerſchalle;
In Sphärenſchwung kreiſ't her nnd hin
Der Sieger mit der Siegerin — — —
Ihr ſtreift an Scheitelklippe!
Ach, nnr nicht Lipp' an Lippe!

Dort, wo euch darg der Säule Fnß,
Was ſah, was hört' ich? war's ein Kuß?

Ein Banm, uralt, entwnchs dem Kern,
Verboten Frncht und Blüthen,
Wohl ſproßt er nah, wohl ſproßt er fern,
Schwer iſt's, die Luft zu hüten;
Die Dryas, vor der Stirn gelockt,
Im Nacken kahl, umſchwebend lockt,
Und wer im Flug ſie haſchet,
Die Honigäpfel naſchet.

Dem Baume fern blüht, zart nnd hold,
Das Unſchnldspflänzchen Minneſold!

Er nns in inn'rer Bruſt geſpannt,
Ein Prüfer, Warner, Richter,
Der Aderpnls, ihr ſtarrend ſtand,
Umwachſen dicht nnd dichter.
Sie ſchüchtern erſt die Blüthen haſcht,
Dann mählig anch ein Früchtchen naſcht,
Bis ſie die Zweige ſchüttelt
Und voll ihr Körbchen rüttelt.

Gleich ihm, jung, chlos, Sieger, o,
Dn Schöner, warſt kein Scipio!

Schon längſt auf Aller Angeſicht,
Ihr Herren nnd ihr Domen,
Leſ' ich die Frage: Nennſt du nicht
Des ſchönen Weibes Namen? —
Ach, nicht vermag ich zu entweihn
Den Namen, der ſo engelrein,
In Lieb' und Sehnſuchtsſchmerzen,
Lebt heilig mir im Herzen!

Dein Name ſoll entweiht nicht ſein,
O Schweſter, Pſyche-Agnes, nein!

Dritte Ballade.

Wie ſingt mein alter Freund? — Natur
Giebt Jedem was ihm diene,
Dem Roß den Huf, Gehörn dem Ur,
Und ihrem Dolch der Biene,
Dem Manne giebt ſie klugen Sinn,
Und was des Mann's Gebieterin?
Die Schönheit, der, beſieget,
Der Weiſ' und Held erlieget.

Verſchwieg der Greis, daß Weiberliſt
Des Venusgürtels Brämung iſt?

Sie reichlich ausgeſtattet war
Mit ſolchem Angebinde,
Lockt wo ein Ziel, ſie wußt' auf's Haar,
Wie krumm ihr Pfad ſich winde.
Ihr Otto, erſt wohl barſch und wild,
Wird bald durch Koſen ſanft und mild;
Was Herzchen nur erſinnet,
Die Liſt ihr ſchlau erſpinnet.

Ihr, die des Zaubers Gurt umſchmiegt,
Ihr Schönen! ſchönen Sieg nur ſiegt!

„Ach, Orlamünde liegt ſo fern,
Ziehn dort wir hin, ich ſterbe!
Und huldigt meinem Eheherrn,
Als mütterliches Erbe,
Nicht Culmbach, das vom Main umkränzt,
An Albrecht's Rebenhügel gränzt?
Dort ſoll ein herrlich Leben
Mir Lieb' und Freude weben!"

In nächſter Nacht bei Kuß und Spiel
Erreichte ſchon ihr Wunſch ſein Ziel.

Die Horen flogen, ſchon erſcholl
Des Abſchieds dumpfe Stunde,
Ach ihr, den Pfeil im Buſen, quoll
Die bitterſüße Wunde!
Ihm von des Eifers Gluth verzehrt,
Das Blut in allen Adern gährt,
So ziehn zum neuen Neſte
Sie hin nach Culmbach's Veſte.

Wohl mir, daß nicht als Dritter ich,
Unſeelig Paar, geleite dich!

Wie Sumpfes Qualm und Roſenduft,
Wie Strahl entfernt von Schatten,
So zwiſchen Jetzt und Einſt die Kluft
Klafft gähnend unſern Gatten.
Der Greis, gelähmt an Sinn und Arm,
Schwand mählig hin durch ſtummen Harm,
Staer', wie des Grames Bildniß,
Saß er in öder Wildniß.

Ein Tröpfchen Gift, wär' ich Gemahl,
Wie dankt' ich dir die kürz'er Qual!

Ihm brach das Herz! — Im Wittwenflor
Forſcht ſie des Spiegels Launen
Und künſtelnd leihet ſie das Ohr
Dem Rath, den Zofen raunen.
Graf Otto, mit Gepräng' und Pracht,
In's Grabgewölbe wird gebracht,
Im weißen Nonnenſchleier
Schaut ſie die Leichenfeier.

Das Zwillingspärchen, ſchwarz geſchmückt,
So hold ans Himmelsaugen blickt!

Die Jo's Bremſ' einſt ſummt' und ſchwirrt'
Und ſtach und ſtach und ſummte,
Daß raſtlos Berg und Thal durchirrt'
Entflammt, die Schlaubermummte.
Ihr Stachel iſt noch heut geweht,
Sie ſchwirrt und ſticht und ſummt und hetzt,
Und weißt du, wo ſie brüte?
Im lüſternen Gemüthe.

Doch giebt's, die Circe's Stab nicht ſchreckt,
Und die nicht Jo's Bremſe neckt!

Umſummt, umſchwirrt lag Morgens ſie,
Da ſeufzt' die Lieblingszofe:

„Geſtrenge Frau, bei'm Burggraf, wie
War's herrlich dort bei Hofe!
Soll ich, ihr ſeid ſo jung, ſo ſchön,
Im Wittwenbett verblühn euch ſehn!
Was meint ihr, wenn er käme,
Platz hier zur Seit' euch nähme?"

Du Natter! in des Sprichworts Sinn,
Trägſt du zum Quell das Waſſer hin!

„Hör', Trutchen, ſchleiche du dich fort,
Sei dienſtbar mir im Stillen,
Laß fallen manches kluge Wort,
Schlau fördernd meinen Willen!"
Sie flink bei'm Frühmett-Glockenſchall,
Zieht Burſch' und Klepper aus dem Stall,
Strebt raſch mit feinen Ränken
Ihr Werk zum Ziel zu lenken.

Wirf nur den Angelhaken aus,
Doch wird der Fiſch dir auch zum Schmaus?

Den Burggraf wurmt nun manche Jagd
In fremdem Luſtgehege,
Vergeltend, dräuend, ſein Verdacht
Weckt Ahnungsſarg' ihm rege.
Er ſpricht: „Der Gräfin Orlamünd'
Iſt Hinderniß ihr Zwillingskind,
Von ihrem Traualtare
Ziehn mich zwei Augenpaare."

Dich leitet Klugheit, doch mich ſchreckt
Der Vorwandsſchleier, der ſie deckt.

Ein Blitz bei Gertrud's Botſchaft ſchlägt
Der Wittwe durch die Glieder,
Errothend und erbleichend frägt
Sie ſtotternd, frägt, und wieder. —
Ihr guter Geiſt, der längſt ſchon ſtrebt
Umſonſt, nun weggewandt, erbebt,
Vermags nicht länger, hebet
Den Fittig und entſchwebet.

Kennt ihr ein Wetterglas, hervor
Tritt, wenn die Jungfrau weicht, der Mohr?

Das Zwillingspaar auf jungem Klee
Im Schatten lächelnd ſpielet,
Und ſanft beſtreut im Blüthenſchnee
Mit Händchen, Füßchen wühlet;
Schon keimt's in ihrem Sinn empor,
Und Herzensblümchen ſprießen vor,
O ſeht, wie's Schmeichelndchen
Umhalſ't ſein Schweſterliebchen!

Das Vög'lein ſingt im Morgenthau
Und Abends würgt's des Sperbers Klau'!

Sie geht voebri mit raſchem Fuß,
Den Lieblichen, die Mutter,
Sie lall'n und werfen Kuß auf Kuß
Holdſelig hin der Mutter,
Doch, was giebt ihnen ſie zurück?
O, fragt nicht, ihr Medea-Blick
Zeigt ſattſam, was ſie brüte
Im mörd'riſchen Gemüthe.

Es haſpelt ſchaudervoll dein Knäul
Sich ab, in Gräul verwebt ſich Gräul!

Schon iſt durch Mutterhand vollbracht
Der Frevelthaten Fülle!
Den Jammeranblick, Mitternacht,
Deck' ihn mit ſchwarzer Hülle!
Und du? — Umſonſt die Linke eribt
Die Rechte, unvertilgbar bleibt
Geſprenkelt rothes Leben
An deinen Fingern kleben!

Das Weltmeer, könnt' es Bad dir ſein,
Es wüſche nicht die Flecken rein!

O ſeht, wie hold das Engelpaar —
Zum Sarge ward die Wiege,
Zum Siegsgewand der Gradtalar —
In Himmelsthränen liege!
Die Todeswund' iſt wohl verſteckt,
Ein unſchuldsvolles Häubchen deckt

Dem Knäblein und dem Mädel
Ach den durchſtochnen Schädel!

Geprägt in Todeszügen ſteht,
Ach, für die Mutter ein Gebet!

Auf volkbeſä'ter Straße zieht
Der Leichenzug der Kleinen,
Wehklage jammert, Andacht glüht,
Und aller Augen weinen.
Willſt du in tiefer Kloſtergruft,
Beſchirmet treu vor Zeit und Luft,
Die Zwillingsſärge ſehen!
In Himmelskron ſie ſtehen.

Da flammten, wohl manch' hundert Jahr,
Zwei Lämpchen ihnen am Altar.

Unſichtbar ſchwebt und ſinkt und ſteigt
Die ernſte Rächerwage,
Umher von Mund zu Ohr ſchon ſchleicht
Die ſchandervolle Sage.
Die edlen Häupter des Geſchlechts
Berathen ſich, ihr Spruch des Rechts
Schließt in des Kerkers Enge
Sie ein auf Lebens Länge.

Im Wonnebett der Liebesranſch
Und Züchtlingsſchragen, welch ein Tauſch!

Hof heißt die Stadt im Frankenland
Da ſtaer'n des Zwingers Zinnen,
Die enggewölbte Felſenwand
Umſchließt das Räumchen drinnen.
Durch's Gitter dringt des Tages Spur,
Es pflaſtern Kieſelchen die Flur,
Nur Bank und Tiſch und Schragen
Sind Hörer ihrer Klagen.

Die hohlgetret'ne Kieſelflur
Trägt ſtürmender Verzweiflung Spur.

Bei'm Mittagsglöckchen ſchiebt ſich ein
Mit Faſtenſpeiſ' ein Teller,
Durch ſchmalen Spalt, es perlt ihr Wein
Im Quell und nicht im Keller.
Ach, und der Troſt, den uns gewährt
Des Menſchen Aug', iſt ihr verwehrt,
Kein Laut aus Menſchenkehle
Naht ihrer Jammerhöhle.

Sie muß den Todtenkopf auf zween
Gekreuzten Knochen vor ſich ſehn!

Es ſteigen raſtlos Sonnen auf,
Es ſinken Sonnen nieder,
Und wechſelnd kehrt der Stundenlauf
In Lenz und Winter wieder.
Unſeelig Weib! Es rächt Natur
An dir ſich, Nacht und Winter nur
Umgiebt dich, keine Schonung
Blickt mild in deine Wohnung.

Dem Jammerflehn der Richter Ohr
Bleibt eiſern wie dein Kerkerthor.

Doch mählig, mählig wirkt der Zeit
Geheimer Zauber, ſchleichend
Wirkt Kerkerqual und Einſamkeit,
Das Felſenherz erweichend;
In einen Abgrund dringt ihr Blick,
Erbebend ſchaudert ſie zurück,
Stets gräßlicher entfalten
Sich ihr die Gräulgeſtalten.

Des Steines Kieſelſchooß, berührt
Vom Stahl, den Funken ſo gebiert.

Jedoch ihr lodert nicht in Gluth,
In laut'rer Flamm' ihr Funken,
Sie zagt und in Verzweiflungswuth
Liegt troſtlos ſie verſunken;
In ihrer Bruſt gewidmet war
Euch nimmer noch ein Weihaltar,
Euch beiden Himmelstöchtern
Des reinen Flämmchens Wächtern.

Ach, Glaub' und Lieb', aus eurer Hand
Ward ihr noch nie ein Himmelspfand.

O, hätteſt du als Sünderin,
In Staub und Aſche büßend,
Zermalmt das Herz, zerknirſcht den Sinn,
Gefleht, in Zähren fließend.
Dann hätten Glaub' und Lieb', erweicht,
Den Tröſtungsbecher dir gereicht,
Dann hätt' ein Blick von Oben
Das welke Herz gehoben.

Das Segenspflänzchen, perlenfeucht,
Von Früchten ſchwer die Sproſſen beugt.

Es ſteigen raſtlos Sonnen auf,
Es ſinken Sonnen nieder,
Und wechſelnd lehret der Stunden Lauf
In Lenz und Winter wieder.
Kein Schimmer tagt, ſie troſtlos liegt,
Des Jammerlebens Quell verſiegt,
Der ſchwache Puls nur ſchläget
Von Todesgraun erreget.

Kein Labetröpfchen lindernd kühlt
Die Gluth, die ihr im Buſen wühlt.

Dem Ruhegeber, der befreit
Vom Joch den Lebensmatten,
Ihn bettet nach des Frohnens Zeit
In kühlen Gradesſchatten,
Dem Leidenlöſer, der nur reicht
Die Freundeshand, der ſelbſt ſchon leicht
Geſchurzt ſich fühlt zu dringen
Empor auf freien Schwingen.

So wie er ſproßt, im Neſte ſchon,
Den Fittig prüft des Adlers Sohn.

Gebrochnen Auges, wild ſie ſtarrt,
Die letzten Kräfte ſinken,
Sie röchelnd, zuckend, angſtvoll harrt — — —
Er naht, ſie ſchaut ſein Winken.
Der Knochenmann, der ſchreckt ſie nicht,
Sie ſchreckt das ernſte Strafgericht,
Der Richterwage Neigen,
Ach, ihrer Schaale Steigen!

Wär' unſer Auge ſchuppenlos
Wir ſchauten unſrer Schaale Loos.

Ihr Stündlein ſchlug! — Verdammt ihr Geiſt,
Gebannt in enge Sphäre,
Irrt unſtät, ruhelos, verwaiſ't
Umher in öder Leere.
Der alte Sehnſuchtstrieb nicht ruht,
An Aldrecht's Stamm, an Zollern's Blut —
So Drang und Zwang ſich gatten —
Geheftet bleibt ihr Schatten.

Wohin des Burggrafs Sippſchaft reicht,
Des Weibes Schemen dort ſich zeigt.

Gehüllt in weiße Wittwentracht,
Im weißen Nonnenſchleier,
So ſchleicht ſie nun um Mitternacht
Durch Burg- und Schloß-Gemauer,
Die bleichen Händ' in's Kreuz gelegt
Auf flachem Buſen, unbewegt
Den Blick geſenkt zur Erde,
Mit ſtaerer Leichgeberde.

Die weiße Frau! Sie, allbekannt,
Zuerſt geſehn in Frankenland.

Wechſelgeſang Iſraels bei ſeiner Erlöſung aus der Babyloniſchen Knechtſchaft.

(Fragment aus dem Drama: Belſazer.)

Chor der Greiſe.

Du hatteſt, Adler, dem von dem Aufgang her
Der Retter winkte, hatteſt vom Erdenſamm,
O Mann, die Bahn, vollbracht, und nahe
Säuſelt' es unter dem Fuß' und Fittig.

Wir zagten noch! O zürne, du Retter, nicht
Uns Erdenſöhnen, denen zum Erbe ward

Die Kleinmuth; die nach ihres Herzens
Spanne dich meſſen und dein Erbarmen!

Chor der Männer.

Hüter; freudig erſchallt nun von der Warte dein
Jubel! Hüter, die Nacht hat ſich in Sonnenſtrahl
Nun verwandelt, die Klage
Nun verwandelt in Harfenklang!

Feſſel, du biſt gelöſ't! Kerker, geöffnet ſind
Deine Thore! Du liegſt, blutige Drängerin,
Liegſt im Staub', und im Staube
Liegſt du, Wüthrich, o Belſazer!

Chor der Greiſe.

Hinab, o Babel! Sehe, Geſchändete,
In Aſch' und Staub dich! Stolze Chaldäerin,
Entflechte deine Locken, ſchürze
Dich, und ermatt' an der Magde Mühle!

Du zarte Lüſtlin, krümm' in der Feſſel dich!
Wie deine Sklaven unter der Geißel einſt.
Ha, frei ſind ſie! Nun ſtampft auf deinen
Nacken die Ferſe des Ueberwinders!

Chor der Männer.

Erdenkönigin einſt! hüll' in den Schleier dich,
Wittwe! ſcheere dein Haupt; ſchleich' in den Zauberkreis;
Laß die Meiſter des Glücks dir
Rettung leſen im Sternenlauf!

Ach, ſie zagen, wie du, hüllen ihr graues Haupt
In den Mantel! — Wo war eure geprieſene
Kunde? Winkt der Mond euch
Keine Deutung der Flammenſchrift?

Chor der Greiſe.

Der Blitzſtrahl ſchießt! und plötzlich erſchallet laut
Des Donners Stimme! Siehe, ſo folgte ſchnell
Der Flammenſchrift das Angſtgewinſel,
Schallte das Echo der Siegsdrommete!

Chor der Männer.

Unſre Danke mit ihr! Sonne der Hoffnung, du
Mond des Troſtes und du, untergegangen war't
Ihr, und Dunkel umhüllte
Unſern Kerker der Dienſtbarkeit!

Zweiter Wechſelgeſang

(anderer Greiſe und anderer Männer).

Chor der Männer.

Aus iſt's, Treiber, mit dir! Siehe zerbrochen iſt
Deine Geißel des Frohns, und in dem Staube liegt
Deiner wüthenden Herrſchaft
Völkerteilender Königsſtab!

Chor der Greiſe.

Nun feiert die Erde! Libanon's Jubel tönt,
Die Ceder rufet rauſchend der Tanne zu:
Der ſtolze Dränger liegt! Nun dröhnet
Uns an der Wurzel nicht Axt und Hammer.

Die Hölle jauchzte, da du hinunter ſankſt,
Vom Seſſel hoben ihre Tyrannen ſich,
Und rufen höhnend: Ha! wie uns, ſind
Dir nun gefallen die Qualenloose!

Chor der Männer.

Deine Pracht iſt dahin! König, es ſchwindet dir
Tanz und Feiergeſang. Schwelger der Frevelluſt,
Nun ſind Motten dein Bette,
Deine Decke die Würmerbrut!

Endlich ſankſt du hinab, flammender Unglücksſtern!
Ha! du ſtrebteſt den Stuhl über die Sterne des
Lichts zu heben, zu fahren
Hoch auf Wolken, ein Gott, einher!

Chor der Greiſe.

Zur Hölle fährſt du, Wüthrich! Es ziſchet dir
Der Schatten Lache! Dir, o du Dürſtender
Nach Blut der Völker, der zur Wüſten
Machte das Land, und zur Trift die Städte.

Zwar viele Fürſten, Dränger des Landes, ruhn
Im Marmorgrabe! So nicht, o Belſazer,
Dein Leib! Er wird auf Scheidewege
Wie ein veraltet Gewand, geworfen.

Chor der Männer.

Da vermodre, Tyrann, deine zertretene
Leiche! Würger des Volks, der du in's eiſerne
Joch der Knechtſchafe die Deinen
Zwangſt, und Freie des Nachbarlands!

Die vier Chöre der beiden Wechſelgeſänge.

Der du den Dränger ſchlugſt und die Drängerin,
Der du den Deinen löſeſt der Knechtſchaft Joch,
O ſtürze jeden Dränger, löſe
Jedem Gefeſſelten ſeine Bande!

Chor der Jünglinge.

Säume nicht, Morgen! brich du hervor; ſchon dämmerſt du Freiheits-
Morgen! Es duftet der Thau ſchon und die Pappel des Thales.
Brüder, wendet euch weg von des Aufgangs purpurnem Fittig!
Wendet nach Salem euch hin! Heftet auf Salem den Blick;

Chor der Jungfrauen.

Schweſtern, wendet euch weg von der Morgenröthe nach Salem:
Wendet das Aug', und in ihm feuchte die Sehnſucht den Blick!
Du auch blickſt nach Salem, o ſchöner Morgen der Freiheit!
Lieblich duftet dein Thau, labet die Roſe des Thals!

Hananja, Miſael und Aſarja.

Erhebt die Häupter! Schaut der Berge Höh'
In goldnem Strahle! Dämmerung nebelt noch
Auf Erden; doch vom Himmel ſchwebet
Schön, wie ein Engel, der Morgen nieder!

Ein ſchöner Morgen! ſchöner als Lenze ſind
Im Glanz der Frühe! — Der dich errettet hat,
Läßt ſeines Auges Sonne leuchten,
Iſrael, tränkt dir der Gnaden Fülle!

Chor der Aelteſten.

Träuft, ihr Himmel, o träuft Segen auf uns herab!
Purpurwolken, o thaut Heil in der Erde Schooß,
Daß die Schwangre gebähre
Fried', und Ruh', und Gerechtigkeit!

O, dann grünſt du empor, Juda, ein trieſender
Oelbaum, rankeſt empor, Iſrael, glänzend in
Traubenblut, wie an Eskol's
Bach die Rede des Wunderſtamms.

Chor der Männer und der Jünglinge.

Dann entgürten die Krieger das Schwerdt, und geſchmiedet zur Sichel,
Mäht es die Saat, und der Spieß blühet, ein Sprößling, empor.
Unſer Retter im Himmel iſt unſer Schild, und es flammet
Seines Engels Schwerdt auf die Tyrannen hinab!

Chor der Jungfrauen.

O, dann blüht, wie die Roſ' im Thale, die Jungfrau von Zion.
Ihrer Unſchuld Gewand blendet im Lilienglanz;
Myrtenkränze ſchmücken ihr Haar, und ein heiliger Gürtel,
Rein von Golde gewebt, faltet ihr ſittſam den Schooß.

Chor der Weiber.

Dann, o Weiber, reifet mit Früchten das Bette der Keuſchheit;
Heil dir, die du gebierſt! Heil dir, o ſäugendes Weib!
Wir gebahren und ſäugten mit Jammer! — mit Wonne gebierſt du
Kinder des Segens, und ſäugſt Kinder des Segens, o Weib!

Chor der Greiſe.

Kindlein, euch ergreifet die Hand, die das Auge nicht ſiehet,
Leitet auf ebener Bahn euch in ein helliges Land.
Auch wir ſtrauchelten ohne ſie! und ohne des Führers
Leuchte verlöre den Pfad unſer verlöſchender Blick!

Hananja, Miſael, Aſarja.

Der du, ſchaun wir empor, uns auf der Berge Höh'
Zeigſt den ſegnenden Strahl, faſſe der Wallenden
Rechte, leucht' uns, und führ' uns
In ein heiliger Vaterland!

Alle Chöre.

Greis, und Jüngling, und Mann, ſiehe, wir ſchaun empor!
Weib, und Jungfrau, und Kind! Faſſe der Wallenden
Rechte, leucht' uns, und führ' uns
In ein heiliger Vaterland!

Fragment aus dem Trauerſpiel Otanes.

Chor.

Im Purpurzelte ſaß, im entfernteſten
Der Winkel, tief zur Erde das Haupt gebeuge
Die Fürſtin Suſias, entflochten
Sank das Gewebe der braunen Locken.

Umringt von Mägden, hüllten die Traurende
Der Magd Gewande; aber es täuſchte nicht
Der Tugend Würde, nicht der Schönheit
Liebliche Blume den Blick der Sieger.

Da floß die Thräne, rann auf den Schleier, rann
Auf ihre Füße; jammernd zerriß ſie das
Gewand, und ſchlug den Schwanenbuſen!
Banges Gewinſel der Jungfraun folgte.

Sie kannte nicht den Sieger, den edelſten
Der Götterſöhne, der von dem Weibe weg
Sein Auge wandte, heilig, wie die
Schweſter ſie ehrte, dem Gatten rufte.

Die Schlacht begann, der Donner des Wogenheers
Erſcholl, da kam ſie, hielt in der rechten Hand,
Umweht vom Fittig, einen goldnen
Helm in der linken ein Halsgeſchmeide.

Des Panzers Purpur wallt ihr vom Arm hinab;
So ſtand ſie vor ihm — „Weib, du entzeuchſt den Schmuck
Dir ſelbſt!" — Ach, Abradates, du nur
Biſt mir mein Ruhm, mein Stolz, mein Kleinod!

Sie ſelber ſchmückt' ihn, doch ihr entträufelten
Des Kummers Zähren, die ſie umſonſt verbarg;
Da ruft ihm die Drommete — leiſe
Flüſterte ſie mit der Liebe Worten:

„War je ein Weib, das mehr wie die Seele den
Geliebten liebte, bin ich das Eine Weib!
O, ſtreite deiner werth, ich ſcheu ein
Leben der Schmach, doch mit dir den Tod nicht!"

Ernſt und wehmuthsvoll hob er das Auge gen Himmel:
Beſter, größter Gott, mache des Weibes mich werth!
Flieht' er, und ſprang in den Wagen, und faßte die Zügel indeſſen
Küßte das liebende Weib, bis es entrollte, das Rad.

Ach, noch röthete nicht Pontola's Welle der Abend,
Als des Leichnams Haupt ihr in dem Schooße ſchon lag;
Ruhig blickte die Weinende bald gen Himmel und ruhig
Bald auf den blutenden Leib ihres Geliebten hinab.

Denn ſie war entſchloſſen; ſie hatte den Tod und das Leben
Ernſt gewogen: den Tod hatte die Treue gewählt;
Sterbend ſank der Liebenden Haupt auf die Bruſt des Geliebten;
Beide ſchwebten zugleich in die Gefilde des Lichts.

Friedrich Leopold Graf zu Stolberg,

Bruder des Vorigen, wurde am 7. November 1750 in dem holſteiniſchen Flecken Bramſtedt geboren, er ſtudirte in Göttingen, wo er ebenfalls zu dem Dichterbunde gehörte und machte dann eine größere Reiſe mit ſeinem Bruder. Nach ſeiner Rückkehr anfangs däniſcher Kammerjunker in Kopenhagen, erhielt er im Jahre 1777 die Stellung eines fürſtbiſchöflich lübeckiſchen bevollmächtigten Miniſters daſelbſt. 1789 ging er als däniſcher Geſandter nach Berlin, wurde 1791 Präſident der fürſtbiſchöflichen Regierung zu Eutin und bereiſte in demſelben Jahre mit ſeiner zweiten Gemahlin Italien. Gewiß war dieſe Reiſe nicht ohne Einfluß auf Stolberg's ganze Gemüthsſtimmung und das Ereigniß, das mit dem Anfang des 19ten Jahrhunderts ſo großes Aufſehen erregte. Er war ein vieljähriger Freund von Johann Heinrich Voß, aber ſchon erregte ſein „Sendſchreiben an einen holſteiniſchen Kirchſpielvogt in Schweden," in welchem er ſich der Einführung der neuen von Adler verfaßten ſchleswig-holſteiniſchen Kirchenagende widerſetzte, bei den Liberalgeſinnten Befremden und Verdacht. Hatte er ſich in derſelben aber, wenn auch pietiſtiſch, doch als einen ſtreng lutheriſchen Orthodoxen gezeigt, ſo mußte ein Zeitalter, das die geheimen Uebergänge von dieſem Standpunct zum katholiſchen noch nicht kannte, auf das Aeußerſte erſtaunen, als Stolberg im Jahre 1800 alle ſeine Aemter niederlegte, nach Münſter ging, und, mit den größten Opfern, nebſt ſeiner ganzen Familie, von der nur Agnes, die älteſte Tochter ſich ausſchloß, zu der römiſchen Kirche überlief. Das Erſtaunen ſprach ſich in zahlreichen Schriften, oft mit großer Erbitterung gepaart, aus; am tiefſten mußten Stolberg die heftigen Vorwürfe ſeines früheren Freundes, des alten Voß, der noch 1819 ihn angriff, verwunden. Er lebte längere Zeit zu Münſter und ſeit 1812 zu Tatenfeld bei Bielefeld. Endlich zog er ſich auf ſein Gut Sondermühlen im Osnabrückiſchen zurück, woſelbſt er am 6. December 1819 geſtorben iſt; noch ſeine letzten Tage waren durch Voß' Schrift getrübt. Er war auch Ritter des ruſſiſchen Alexander-Newsky- und St. Andreas-Ordens und ſeit 1815 Doctor der Philoſophie.

Von ihm erſchien:

Homers Ilias. 2 Thle. Flensburg und Leipzig, 1778. 1793. 2 Bde.
Jamben. Leipzig, 1784.
Die Inſel. Leipzig, 1788.
Reiſe nach Italien. Königsberg, 1794. 4 Thle.
Die Weſtgothen. Eutin, 1794.
Platons auserleſene Geſpräche. Königsberg, 1796—97. 3 Thle.
Vier Tragödien des Aeſchylos. Hamburg, 1802.
Oſſian's Gedichte. Hamburg, 1806. 3 Thle.
Geſchichte der Religion Jeſu Chriſti. Hamburg, 1806—1818. 15 Thle.
Büchlein von der Liebe. Hamburg, 1821. 3. Ausg.
Leben Alfred's des Großen. Münſter, 1816.
Drei kleine Schriften. Münſter, 1818.
Betrachtungen und Beherzigungen der heiligen Schrift. Hamburg, 1819—21. 2 Thle.
Kurze Abfertigung der langen Schmähſchrift des Hofrath Voß. Hamburg, 1820.
(Ueber die mit denen ſeines Bruders zugleich erſchienenen Werke, vergl. den vor. Artikel.)

Ueber die poetiſchen Arbeiten der beiden Brüder (ſ. den vorigen Artikel) ertheilt Bouterweck in ſeiner

Geſchichte der ſchönen Wiſſenſchaften Bd. XI. S. 403 ſehr treffend mit folgenden Worten: Die Brüder Chriſtian Graf zu Stolberg, geboren im Jahre 1748, und Friedrich Leopold Graf zu Stolberg, geboren im Jahre 1750, theilten mit ihren Freunden Voß und Bürger ſchon zu Göttingen das Intereſſe für deutſche und griechiſche Poeſie. Ihre Gedichte, die zuerſt durch die Muſenalmanache und das deutſche Muſeum bekannt wurden, gaben ihrem Namen bald ein Gewicht, das noch vermehrt wurde, als im Jahre 1778 die homeriſche Ilias in Hexametern überſetzt von dem Grafen Friedrich Leopold zu gleicher Zeit mit Bodmer's Ueberſetzung deſſelben Gedichts herauskam. In dem folgenden Jahre beſorgte Boie eine Ausgabe der erſten Sammlung eigner Gedichte der beiden Brüder. Seit dieſer Zeit ſind zu denen vom Grafen Chriſtian nur wenige hinzugekommen, unter andern im Jahre 1787 zwei Schauſpiele mit Chören zugleich mit ähnlichen vom Grafen Friedrich Leopold, der nicht lange vorher, im Jahre 1784, in ernſten Satyren unter dem Titel Jamben ſich von einer neuen Seite gezeigt hatte. Der hohe Adel des Gefühls, durch den ſich faſt alle dieſe Gedichte, ſelbſt die volksmäßigen und kindlichen, auszeichnen, hätte ihnen unter Gleichgeſinnten Freunde erwerben müſſen, wenn auch ihr eigentlich poetiſcher Werth geringer wäre. Aber ſie gehören auch als Gedichte zu den vorzüglicheren aus dieſer Periode der deutſchen Literatur. Die Phantaſie ſchwingt ſich in ihnen nicht immer ſo hoch, wie das Gefühl; aber ſie erhebt ſich kraftvoll über das Gemeine, und verarbeitet den anziehenden Stoff in glücklichen Gedanken und Bildern mit männlicher Leichtigkeit zu einem ſchönen Ganzen. In der gewählten und doch ungezwungenen Sprache erkennt man die Zöglinge der alten Claſſiker. Im lyriſchen Rhythmus wird der Graf Friedrich Leopold von keinem deutſchen Dichter übertroffen. Er iſt auch der Einzige, deſſen Balladen in der Nähe derer von Bürger einen ehrenvollen Platz behaupten. In den Schauſpielen mit Chören, in gleichem Geiſt und Style von beiden Brüdern, wird das dramatiſche Intereſſe, das man vermiße, durch das lyriſche wenigſtens ſo weit erſetzt, daß Gefühl und Phantaſie immer hinlänglich beſchäftigt bleiben. Die Ueberſetzung der Ilias vom Grafen Friedrich Leopold mußte der von Voß den Platz räumen; aber ſie verdient im Andenken zu bleiben als ein Verſuch, den griechiſchen Dichter mit einer prunkloſen Feierlichkeit reden zu laſſen, die freilich verſchieden von ſeiner patriarchaliſchen Naivetät iſt.

Aus F. L. Grafen Stolberg's Gedichten und Jamben.

Ode.

An den Mai.

Eile nicht, ſchönſter Sohn des bunten Jahres!
Schüttl', o glänzender Mai, die Naſenflügel
Ueber dieſer Wölbung der Eiche, dieſer
Wäldung der Buche,

Deren verſchlungne Wurzeln Sitz mir bieten,
Deren Wipfel umſchlungen kühle Schatten
Senken, und mit wehendem Laftgeſäuſel
Sprachlos mir ſchmeicheln;

Hier, wo die Biene mich umſummet, vor mir
Sich an ſchwebendem Faden wiegt die Raupe,
Wo mir einſam Horchenden, einſam tönend
Wehmuth und Wonne.

Sehnſucht und leiſe Hoffnung Philomele
Singt in's ahnende Herz, bis laute Chöre
Rund umher wetteifernder Nachtigallen
Wecken den Träumer.

Bindet den holden Mai mit Geisblatt, Kinder,
Ihr mit Ranken des Weines, daß ſein Fittig
Weile; lulle, freundliche Philomele,
Lull' ihn in Schlummer!

Der Harz.

Herzlich ſei mir gegrüßt, werthes Cheruskaland!
Land des nervigen Arms und der gefürchteten
Kühnheit, freieres Geiſtes,
Denn das dichte Gefild umher!

Dir gab Mutter Natur aus der vergeudenden
Urne männlichen Schmuck, Einfalt und Würde dir!
Walkenthöhnende Gipfel,
Donnerhallende Ströme dir!

Im antwortenden Thal wallet die goldene
Fluth des Segens, und ſtrömt in den genügſamen
Schooß des lächelnden Fleißes,
Der nicht kärglich die Garben zählt.

Schafe weiden die Trift; auf der gewäſſerten
Aue brüllet der Stier, ſtampft das geſättigte
Roß; die bärtige Ziege
Klimmt den zackigen Fels hinan.

Wie der ſchirmende Forſt deinem erhabenen
Nacken ſchattet! er nährt ſtolzes Geweihe dir!
Dir den ſchnaubenden Keuler,
Der entgegen der Wunde rennt!

Dein wahlthätiger Schooß, ſelten mit goldenem
Fluche ſchwanger, verleiht nützendes Eiſen uns
Das den Acker durchſchneidet
Und das Erbe der Väter ſchützt.

Dir giebt reinere Luft und die teutaniſche
Keuſchheit Jugend von Stahl; mannigen Eichen gleich,
Achten ſildeene Greiſe
Nicht der eilenden Jahre Flug.

Dort im wehenden Hain wahnt die Begeiſterung;
Felſen jauchzten zurück, wenn ſich der Barden Sang
Unter bebenden Wipfeln
Durch das hallende Thal ergoß.

Und dein Herrmann vernahm's! Sturm war ſein Arm! ſein Schwerdt
Wetterflamme! betäubt ſtürzten die trotzigen
Römeradler, und Freiheit
Strahlte wieder im Lande Teuts!

Dach des Heldengeſchlechts Enkel verhüllteten
Herrmanns Namen in Nacht, bis ihn (auch er dein Sohn!)
Klopſtock's mächtige Harfe
Sang der harchenden Ewigkeit.

Hell, Cheruskia dir! Furchtbar und ewig ſteht,
Gleich dem Brocken, dein Ruhm! donnernd verkünden dich
Freiheitsſchlachten! und donnernd
Dich unſterblicher Lieder Klang!

Die Natur.

Er ſei mein Freund nicht, welcher die göttliche
Natur nicht liebet! Engelgefühle ſind
Ihm nicht bekannt! Er kann mit Inbrunſt
Freunde nicht, Kinder nicht, Weib nicht lieben!

Ihm bebte nie von trunk'ner Begeiſterung
Die ſtumme Lippe! Schauer begegneten,
In hoher Wallung ſeiner Seele
Nie mit der ſteigenden Morgenſonne!

In deinen Wannebecher, Allgütiger,
Entfielen niemals Thränen des Dankes ihm!
Sein Erd' iſt Taumel, aber Schlafſucht!
Wehmuth und Wonne des Weiſen Erbe!

Er iſt kein Sohn der Freiheit! Das Vaterland
Iſt Spreu dem Feigen! Sclave! dich freute nicht
Die Römerſchlacht! Zu meinen Füßen
Krümme dich, Raupe, daß dein ich ſpotte! —

Ich ſeiner ſpotten? — Weh mir! O zürne nicht,
Du Vater Aller! Wirbel und Sturm ergriff
Den Mann von Staub, daß er des Staubes
Spottete, den er beweinen ſollte!

O ſei geſegnet, Thräne der Reue, mir!
Des Mitleids Thräne, mehr noch geſegnet, du!
Nun werden, wie nach Frühlingsregen,
Traulich die Blumen der Au mir lächeln!

Nur reinen Herzens duftet der Abendthau
Der bunten Lenzflur! Heilig nur ihnen ſind
Der Eiche Schotten! Deine Segen,
Einſamkeit, können nur ſie ertragen!

Wollſt oft, o ſanfte Mutter der Weisheit, mich
Auf ernſte Pfade leiten, im Mondenſchein,
Wo nur der Denker tiefe Wahrheit
Schöpfet, und glühender Stirne wallet!

Dann werden oft ſich ernſte Betrachtungen
In Harmonieen wandeln, Begeiſterung
Wird mich erfüllen, daß die Thale
Hallen mein Lied und die Felſengänge!

Wenn du mich förder leiteſt, Natur, ſo ſoll
Mein Lied dir jauchzen, weil ich ein Jüngling bin!
Es ſoll dich feiern, wenn mit Silber
Kürzere Locke die Scheitel ſchmücket!

Frauenlob.

Traun, der Mann iſt Neides werth,
Dem ſein Gott ein Weib beſcheert,
Schön und klug und tugendreich,
Sonder Falſch, den Täublein gleich!

Seiner Wonne Maaß iſt groß!
Seine Ruhe wechſellos!
Denn kein Kummer nagt den Mann,
Den ſolch' Weiblein tröſten kann!

Gleich des Mondes Silberblick
Löchelt ſie den Gram zurück;
Küßt des Mannes Thränen auf,
Streut mit Blumen ſeinen Lauf.

Wenn ihn jäher Muth empört,
Er nicht mehr des Freundes hört,
Wenn von Zorn die Bruſt ihm glüht
Und ſein Auge Feuer ſprüht;

O! dann ſchleicht ſie weinend nach,
Sänftigt ihn mit einem Ach!
Alſo kühlt der Abendthau
Die verſengte Blumenau!

Keine Mühe wird ihm ſchwer!
Keine Stunde freudenleer!
Denn nach jeder Arbeit Luſt
Haret ſein die ſüße Raſt!

Engel fördern ihre Ruh,
Drücken Beider Augen zu!
Ihrer keuſchen Ehe Band
Knüpfte Gottes Vaterhand!

Gott ſchenkt ihren Söhnen Muth,
Für die Tugend reges Blut!
Stärket ihren jungen Arm,
Macht ihr Herz für Freiheit warm!

Mit verſchämten Reizen blühn
Ihres Bettes Töchter! glühn
Mit der Mutter Unſchuld, rein
Wie ein Quell im Sonnenſchein!

Drob erfreut der Vater ſich,
Drob die Mutter inniglich;
Ihr vereintes Dankgebet
Preiſt den Geber früh und ſpät!

Gold hat keinen noch beglückt;
Falſcher Ehre Lorbeer drückt;
Wer nach Würden haſcht, greift Sand!
Wiſſenſchaft iſt oft ein Tand.

Aber Weiber giebt uns Gott!
Ohne ſie iſt Leben Tod!
Weiber leichtern jedes Joch!
Lieben uns im Himmel noch!

Das eine Größte.

Ländliche Ruhe, Freundſchaft, Liebe kränzen
Uns mit Blumen der Freude! Freiheit giebt uns
Mannſinn! oder göttlich zu leben iſt das
Einige Größte!

Lied eines alten ſchwäbiſchen Ritters an ſeinen Sohn.

Aus dem zwölften Jahrhundert.

Sohn, do haſt du meinen Speer;
Meinem Arm wird er zu ſchwer!
Nimm den Schild nnd dies Geſchoß
Tummle du forthin mein Roß!

Siehe, dies nun weiße Haar
Deckt der Helm ſchon funfzig Jahr;
Jedes Jahr hat eine Schlacht
Schwerdt und Streitart ſtumpf gemacht!

Herzog Rudolf hat dirs Schwerdt,
Art und Kolbe mir verehrt,
Denn ich blieb dem Herzog hold
Und verſchmähte Heinrich's Sold!

Für die Freiheit floß das Blut
Seiner Rechten! Rudolf's Muth
That mit ſeiner linken Hand
Noch dem Franken Widerſtand!

Nimm die Wehr und wappne dich!
Kaiſer Conrad rüſtet ſich!
Sohn, entlaſte mich des Harms
Ob der Schwäche meines Arms!

Zücke nie umſonſt dies Schwerdt
Für der Väter freien Heerd!
Sei behutſam auf der Wachr!
Sei ein Wetter in der Schlacht!

Immer ſei zum Kampf bereit!
Suche ſtets den wärmſten Streit!
Schone deß, der wehrlos ſteht!
Haue den, der widerſteht!

Wenn dein Hauſe wankend ſteht,
Ihm umſonſt das Fähnlein weht,
Trotze dann, ein feſter Thurm,
Der vereinten Feinde Sturm!

Deine Brüder fraß das Schwerdt,
Sieben Knaben, Deutſchlands werth!
Deine Mutter härmte ſich
Stumm und ſtarrend, und verblich.

Einſam bin ich nun nnd ſchwach;
Aber, Knabe, deine Schmach
Wär' mir herber ſiebenmal,
Denn der ſieben andern Fall.

Drum ſo ſcheue nicht den Tod,
Und vertraue deinem Gott!
So du kämpfeſt ritterlich,
Freut dein alter Vater ſich!

Romanze.

In der Väter Hallen ruhte
Ritter Rudolf's Heldenarm,
Rudolf's, den die Schlacht erfreute,
Rudolf's, welchen Frankreich ſcheute
Und der Sarazenen Schwarm.

Er der letzte ſeines Stammes,
Weinte ſeiner Söhne Fall;
Zwiſchen moosbewachs'nen Mauern
Tönte ſeiner Klage Trauern
In der Zellen Wiederhall.

Agnes mit den goldnen Locken
War des Greiſes Troſt und Stab;
Sanft wie Tauben, weiß wie Schwäne,
Küßte ſie des Vaters Thräne
Von den grauen Wimpern ab.

Ach! ſie weinte ſelbſt im Stillen,
Wenn der Mond in's Fenſter ſchien.
Albrecht mit der offnen Stirne
Brannte für die edle Dirne,
Und die Dirne liebte ihn!

Aber Horſt, der hundert Krieger
Unterhielt in eignem Sold,
Rühmte ſeines Stammes Ahnen,
Prangte mit erfocht'nen Fahnen,
Und der Vater war ihm hold.

Einſt bei'm freien Mahle küßte
Albrecht ihre weiche Hand,
Ihre ſanften Augen ſtrebten
Ihn zu ſtrafen, ach! da bebten
Thränen auf das Buſenband.

Horſt entbrannte, blickte ſeitwärts
Auf ſein ſchweres Mordgewehr;
Auf des Ritters Wange glühte
Zorn und Liebe; Feuer ſprühte
Aus den Augen wild umher.

Drohend warf er ſeinen Handſchuh
In der Agnes keuſchen Schooß:
„Albrecht nimm! Zu dieſer Stunde
Harr' ich dein im Mühlengrunde!"
Kaum geſagt, ſchon flog ſein Roß.

Albrecht nahm das Fehdezeichen
Ruhig, und beſtieg ſein Roß;
Freute ſich des Mädchens Zähre,
Die, der Lieb' und ihm zur Ehre,
Aus dem blauen Auge floß.

Röthlich ſchimmerte die Rüſtung
In der Abendſonne Strahl;
Von den Hufen ihrer Pferde
Tönte weit umher die Erde
Und die Hirſche floh'n in's Thal.

Auf des Söllers Gitter lehnte
Die betäubte Agnes ſich,
Sah die blanken Speere blinken,
Sah — den edlen Albrecht ſinken,
Sank, wie Albrecht, und erblich.

Bang' von leiſer Ahndung ſpornet
Horſt ſein ſchaumbedecktes Pferd;
Höret nun des Hauſes Jammer,
Eilet in des Fräuleins Kammer,
Starret und ſtürzt ſich in ſein Schwerdt.

Rudolf nahm die kalte Tochter
In den väterlichen Arm,
Hielt ſie ſo zwei lange Tage,
Thränenlos und ohne Klage,
Und verſchied im ſtummen Harm.

Stimme der Liebe.

Meine Selinde! denn mit Engelſtimme
Singt die Liebe mir zu, ſie wird die Deine!
Wird die Meine! Himmel und Erde ſchwinden!
Meine Selinde!

Thränen der Sehnſucht, die auf blaſſen Wangen
Bebten, fallen herab als Freudenthränen!
Denn mir tönt die himmliſche Stimme: Deine
Wird ſie! die Deine!

An Jünglinge.

Ihr fröhlichen Jünglinge, höret
Den fröhlichen Jüngling! Er lehret
Euch glücklich und weiſe zu ſein.
Heut iſt mir's im Herzen ſo helle!
Ich ſchöpfe die Freud' aus der Quelle
Im alten Hungariſchen Wein!

Auf, wackre Geſellen, und tränket
Mit Freude die Seelen! Es kränket
Den holliſchen Drachen das Glück.
Doch hütet euch, Brüder! Er lauſchet,
Und wo ſich ein Jüngling berauſchet,
Da grinzt er mit ſchielendem Blick!

Oft führt er bei nächtlichen Fackeln
Die Reigen der Thoren; ſie wackeln
Frohlockend, und träumen nicht Harm.
Er führt ſie im Taumel des Tanzes;
Noch duften die Blumen des Kranzes,
Schon hält ſie die Lais im Arm.

Ich warne dich, flatternde Jugend:
Oft grenzet die Freude der Tugend
An giftiger Laſter Genuß.
So ſchleichet, im freundlichen Schatten
Der Pappel, auf blühenden Matten,
Die Natter, und ſticht dich im Fuß.

Drum merke dir, was ich dich lehre:
Auf daß dich der Feind nicht bethöre,
So ſuche dir heut' noch ein Weib!
Statt länger zu flattern, erwähle
Ein Mädchen mit lieblicher Seele,
Und eben ſo lieblichem Leib!

Es balle ſich jeder zur Schande,
Zu fliehn die holdſeligen Bande,
Womit uns ein Weibchen umſchlingt!
Sie führt uns am roſigen Bändchen,
Mit ſammtnen, liebkoſenden Händchen,
Bis ſie in den Himmel uns bringt!

O Wonne, ſein Weibchen zu wiegen
In Armen der Liebe, zu liegen
Bei'm Weibchen in ſüßem Genuß!
Ich achte, mit neidenden Blicken
Und ſchmachtendem Geiſterentzücken,
Umſchweben die Engel den Kuß.

Ich hätt' euch noch vieles gelehret;
Das Mädchen hier hat mich geſtöret;
Sie weckte den Trunknen dort auf.
Wart, Braune! Gleich wirſt du ihm büßen!
Er ſtraft dich mit duftenden Küſſen,
Und haſcht dich im wankenden Lauf!

Die Büßende.

Ballade.

Hört, ihr lieben deutſchen Frauen,
Die ihr in der Blüthe ſeid,
Eine Mähr' aus alter Zeit,
Die ich ſelbſt nicht ohne Grauen
Euren Ohren kann vertrauen;
Denn mit Schrecken ſollt ihr ſchauen,
Wie ein Ritter, ſonder Glimpf
Rächte ſeines Bettes Schimpf.

In den alten Biedrezeiten,
Da noch Keuſchheit Sitte war,
Und ein Weib nicht um ein Haar
Durft' aus ihrem Wege gleiten,
Kam ein Rittermann von weiten,
Der zum Kaiſer ſollte reiten,
Von Navarra's Fürſt geſandt
In das heil'ge deutſche Land.

Einſt da Strom und Nachtwind brauſ'te,
Und ſein Roß ermüdet war,
Ward er eine Burg gewahr,
Wo ein deutſcher Ritter hauſ'te,

Deſſen Hof der Sturm durchſauſ'te,
Und der Ulmen Haupt zerſauſ'te;
Freudig leitet' er ſein Roß
An das hochgethürmte Schloß.

Laut klopft er an's Thor; es klappen
Ihm die Zähn', er war erſtaert;
Denn des Winteres Froſt war hart.
Bald erſchienen edle Knappen,
Forſchten nach des Fremdlings Wappen,
Hielten ſeinen treuen Rappen,
Führten dann bei Fackelſchein
Ihn in den Palaſt hinein.

Herzlich, nach der Deutſchen Weiſe,
Ging auf ihn der Deutſche zu:
„Komm, geneuß bei mir der Ruh'
Nach der ſchweera Winterreiſe,
Und erquicke dich mit Speiſe!
Sieh', es glänzt von Reif und Eiſe
Dir das Haupthaar und der Bart;
Auch iſt deine Hand erſtarrt." —

Bei der krummen Hörner Schalle
Führt er den erfrornen Mann,
Einen Windelſteig hinan,
In die kerzenvolle Halle.
Seine Väter ſtanden alle,
Aus gegoſſenem Metalle,
Schön gewappnet, ohne Zahl
In dem ungeheuern Saal.

Hier heißt er das Mahl bereiten,
Und ſchon ſitzen ſie am Tiſch,
Unſre Helden trinken friſch
Aus Pokalen und aus breiten
Tummlern, nach dem Brauch der Zeiten;
Rheinwein und Tokayer gleiten
In die Kehlen glatt hinein,
Welſcher und Burgunder Wein.

Aber mitten in der Freude
Oeffnet eine Thüer ſich;
Stumm und langſam feierlich,
Kommt ein Weib in ſchwarzem Kleide,
Ohne Gold, Geſchmuck und Seide,
Abgehärmt von bitterm Leide,
Mit geſchornem Haupte, ſchön
Wie der blaſſe Mond zu ſehn.

Grauen überfiel und Beben
Den Ranarer; er ward blaß;
Ihm entſank ein Doppelglas.
Und er zweifelte ob Leben
Wär' im Weibe, ob ſie ſchweben,
Senken, oder ſich erheben
Würde, ein Geſpenſt der Nacht,
Das in grauſen Stunden wacht.

Aber näher kam ſie ihnen,
Setzte nun ſich an den Tiſch,
Aß zween Biſſen Brod und Fiſch,
Und ſie ſchellte; da erſchienen,
Mit des Mitleids trüben Mienen,
Knappen, ihrer Frau zu dienen;
Einem winkt ſie! er verſteht
Ihren Jammerblick, und geht.

Und ſchon hält er in der Linken
Einen Schädel, ſpült ihn rein,
Gießet Waſſer dann hinein,
Hälts ihr ſchweigend dar zu trinken;
Ach! ſie läßt die Augen ſinken,
Sieht den naſſen Schädel blinken,
Starret vor ſich, trinkt ihn aus,
Setzt ihn hin, und wankt hinaus.

„Ich beſchwöre dich, zu ſagen,"
Hub der fremde Ritter an:
„Was hat dir dies Weib gethan?
Wie kannſt du mit dieſen Plagen
So ſie martern? wie ertragen
Ihrer Thränen ſtumme Klagen?
Sie iſt ſchön, wie Engel ſind,
Und geduldig wie ein Kind."

„Fremdling, ſie iſt ſchön! Ich baute
Auf die Schönheit all' mein Glück;
Labte mich an ihrem Blick,
Wann ſie bei der ſanften Laute,
Fromm und liebend auf mich ſchaute!
Ach! mein ganzes Herz vertraute
Sonder Zweifel ich ihr an,
War ein hochbeglückter Mann!

Ihre ſchönen Augen logen!
Wer ergründet Weibesſinn?
Ihre Liebe war dahin,
Einem Buben zugeflogen,
Den ich in der Burg erzogen!
Lange hat ſie mich betrogen;
Meines Herzens Lieb' und Treu'
Blieb ſich immer gleich und neu!

Als ich einſt von frohen Siegen
Unvermuthet kam zurück,
Ach! da ſah mein erſter Blick,
Der ſie fand nach langen Kriegen,
Sie in meinem Bette liegen
Mit dem Ehebrecher! Schmiegten
Thät er wie ein Lindwurm ſich,
Doch ihn traf der Todesſtich!

Aber ſie fiel mir zu Füßen,
Flehend: „Herr erbarme dich
Meiner, und erwürge mich!
Laß mich mein Verbrechen büßen!
Sieh, das Eiſen möcht ich küſſen,
Das da ſoll mein Blut vergießen,
Und mich bald in jener Welt
Meinem Trauten zugeſellt!" —

In dem Augenblick gedachte
Ich in meinem Zorne doch
Ihrer armen Seelen noch,
Und das Bild der Hölle brachte
Schrecken in mein Herz; doch wachte
Meine Rache noch, und ſachte
Meines Zornes Gluth; ich ſprach;
„Büßen ſonſt du meine Schmach!

Aber nicht mit deinem Leben! —
Denn was hätt' ich deß Gewinn,
So du führſt zum Teufel hin?
Nein, mit Thränen, Flehn und Beben,
Magſt du nach dem Helle ſtreben,
Ob dir wolle Gott vergeben;
Aber Jammer, Angſt und Noth
Geb' ich dir bis an den Tod!"

Da thät ich ihr Haupt beſcheren,
Nahm ihr Gold und Edelſtein,
Hüllte ſie in Trauer ein,
Ungeruhet von ihren Zähern.
Welche Schmerzen ſie verzehren,
Magſt du von ihr ſelber hören.
Faſſe dich, und folge mir
Hier durch dieſe Seitenthür!" —

Und er führt' ihn eine lange,
Steile, dunkle Trepp' hinab.
„Ach! du führſt mich in ein Grab!" —
Rief der Ritter, und war bange.
„Graut dir ſchon vor dieſem Gange?
Aber horch dem leiſen Klange
Einer Laute! Bei dem Klang
Singt ſie ihren Bußgeſang." —

„Halt! nun ſind wir an der Schwelle!" —
Rief der Deutſche, ſtieß an's Schloß;
Raſſelnd ſprang die Feder los,
Und ſie ſah'n ſie in der Zelle.
Von den Augen ſtürzt die helle,
Gottgeweih'te Thränenquelle,
Fließet aus zerknirſchtem Sinn,
Auf das off'ne Pſalmbuch hin.

„Ach! wie iſt ihr Schickſal bitter!"
Ruft der Gaſt, und geht hinein.
Stracks führt ihn an einen Schrein
Der geſtrenge deutſche Ritter.

Wir getroffen vom Gewitter
Sieht er hinter einem Gitter,
O, wer hätte das geglaubt?
Ein Gerippe sonder Haupt.

Als der Fremdling sich ermannte,
Sprach der Deutsche: „Sieh' den Mann,
Der dies Weib hier liebgewann,
Erst für sie im Stillen brannte,
Dann sein Feuer ihr bekannte;
Den sie ihren Trauten nannte,
Der mit seiner Freveltat
Mir mein Bett beschimpfet hat!

Das ist nun ihr größtes Leiden,
Daß sie ihren Ehemann,
Der solch' Leid ihr angethan,
Muß beständig um sich leiden!
Jenes Anblick gab ihr Freuden
Sonst, nun möcht' sie gern ihn meiden,
Doch sie sieht ihn, und beim Mahl
Ist sein Schädel ihr Pokal." —

Ehe sie das Weib verlassen,
Wünscht der Fremdling ihr Geduld,
Und Erlassung ihrer Schuld.
Sie antwortete gelassen
Mit gesenktem Blick und blassen
Lippen: „Ritter, nicht zu fassen
Ist mit Worten mein Vergehn!
Deiner Magd ist recht geschehn!" —

Freundlich wünschte sie den Rittern
Gute Nacht! Sie gehen fort
Aus dem jammervollen Ort.
Bilder ihrer Angst erschüttern
Den Navarrer; sie verbittern
Ihm den dunkeln Weg; es zittern
Seine Kniee; banger Schweiß
Ueberläuft ihn, kalt wie Eis.

Endlich kömmt er in sein Zimmer,
Bang' und kummervoll durchwacht
Er die lange Wintrenacht.
Ach! er sah ihr Bildniß immer,
Wie sie bei der Lampe Schimmer
Spielte, sang und weinte. Nimmer
Ward wohl je ein Weib gesehn,
Das so elend war und schön.

Bei der goldnen Morgenröthe
Thät er seine Rüstung an,
Ging hinein zum deutschen Mann,
Nahm ihn bei der Hand und flehte,
Daß er, eh' der Gram sie tödte,
Aus dem Jammer sie errette;
Sprach es, schwang sich auf sein Roß,
Und verließ das alte Schloß.

Jahre währten ihre Leiden;
Ihre helle Thräne sank
Täglich in den bittern Trank.
Abgestorben allen Freuden,
Thät sie jedes Labsal meiden,
Thät an ihrem Gram sich weiden,
Sang den frommen Bußgesang
Täglich bei der Laute Klang.

Endlich rührt' ihr leises Stöhnen,
Und ihr demuthvoller Schmerz
Des gestrengen Mannes Herz.
Wer vermag sich zu den Tönen
Leiser Klage zu gewöhnen?
Rührender bewegen Thränen
Einer stummen Dulderin
Jeden felsenharten Sinn.

Sieh, er ließ sein rasches Dräuen,
Ihr die ganze Lebenszeit
Anzufügen solches Leid,
Sich aus Herzensgrunde reuen;
Nahm sie in sein Bett von neuem,
Thät sich weidlich mit ihr freuen;
Zeugte Söhne, stark von Art,
Töchter, wie die Mutter zart.

Unsre Frauen zu bekehren
Hab' ich solches kund gemacht,
Und in sand'rer Reimlein bracht;
Auch die Herrchen zu bekehren,
Die der Weiblein Herz bethören,
Und sich täglich bei uns mehren.
Tausend Schädel, die wir sehn,
Sollten auf dem Schenktisch stehn.

Hymne an die Sonne.

Sonne, dir jauchzet bei deinem Erwachen, der Erdkreis entgegen,
Dir das Wogengeräusch des erdumgürteten Meeres!
Fliehend rollet der Wagen der Nacht in nichtige Wolken
Eingehüllt, und schwindet hinab in die schauernde Tiefe.
Segnend strahlst du herauf, und dräutlich kränzet die Erde
Dir die flammenden Schläfe mit thauendem Purpurgewölke.
Alles freuet sich dein! in schimmernde Feiergewande
Kleidest du den Himmel, die Erd' und die Fluthen des Meeres

Siehe, du leitest am rosigen Gängelbande den jungen
Freundlichen Tag; er hüllt sich in deine Safrangewande,
Aber, wie wachsen so schnell die Kräfte des himmlischen Jüngtlings!
Feuriger blickt er, er greift nach deinem strahlenden Köcher,
Und schon schnellt er vom goldenen Bogen flammende Pfeile!
Zürne, Himmlischer, nicht! und fall dein Bogen ertönen,
O, so richte dein furchtbar Geschoß auf des Oceans Fluthen,
Auf der schneeigten Alpen herunter schmelzende Gipfel.
Und auf sandige Wüsten, die Löwen und Tieger durchieren!
Zürne, Himmlischer, nicht! Dir flehen der Vögel Gesänge;
Die der säuselnde Wald; und dir die duftende Blume
Wolleſt nicht des wehenden Zephyrs Flügel versengen!
Wolleſt nicht austrinken das Labsal kühlender Quellen!
Wolleſt vom zarten Gräschen den krümmenden Tropfen nicht nehmen!

Sonne, lächle der Erd', und geuß aus strahlender Urne
Leben auf die Natur! Du hast die Fülle des Lebens!
Schöpfest, näher dem Himmel, aus himmlischen Quellen, und dürfest
Selber nimmer! Als Gott, mit seiner Allmacht umgürtet,
Wie mit güetendem Schlauch ein Sämann, Sonnen dahinwarf.
Millionen auf einmal, jede mit Erden umkränzet,
Rief er, Sonnen, euch zu: verbreitet Leben und Wärme
Auf die dürftigen Erden! Erbarmt euch der Dürstenden, daß ich
Mich am großen Abend des Himmels euer erbarme!
Also rief er. Gedenke deß, o Strahlende! Früher,
Oder später kommt der große Abend des Himmels,
Da ihr all', zahlloses Heer von mächtigen Sonnen,
Werdet, wie Mücken am Sommerabend in Teiche sich stürzen,
Mit erdleichenden Strahlen herunterfallen vom Himmel!
Euer harrern Gottes Gerichte! Gottes Erbarmung
Wähnt nicht zu nergehen! Der große Geber des Lebens
Wird gefall'ne Mücken, gefallne Sonnen, in neues
Leben rufen! Wie du auf schwärmende Mücken hradschoust,
Schaut er ewig herab auf alle kreisende Himmel!

Der Rheinstrom.

(Fragment aus der Hymne an die Erde.)

Dir gebührt ein eigner Gesang, o Rheinstrom! vor allen
Flüssen Deutschlands bist du mir werth! Dich sah ich als Knabe,
Wo, mit umwölkter Hand, die Natur am gängelnden Bande,
Ueber Nebel und stürmenden Winden und zuckenden Blitzen,
Deinen wankenden Tritt auf zackiger Felsenbahn leitet!
Muthiger rauschet der Jüngling einher, und seiner Umarmung
Stürzet die beünstige Reuß mit schäumenden Wogen entgegen;
Züchtig folgt ihm die Aar in langsam schlängelnder Krümmung.
O wie stürzt er donnernd herab bei'm hallenden Laufen!
Unter dir beben die Felsen; die grünlichen Wogen verhüllen
Sich in glänzenden Schaum; der staunende Waller vernimmt nicht
Seiner eignen Bewund'rung Geschrei, und heilige Schauer
Fassen ihn, wie sie dir Felsen und zitternden Eichen ergriffen.
Ernst mit männlicher Kraft, theilst du die Kostnitzer Fluthen
Eilest Städten vorbei, und trägst auf mächtigem Rücken
Schwimmenden Reichthum, schützest die Grenzen des heiligen Reiches,

Und beſchenkſt die Ufer mit hangenden, goldnen Trauben!
O, wie glänzet die Freud' in Hochheims Bechern! ſie wandelt
Sich zum Lieb' im Munde des Dichters! bringet mir, Freunde,
Schnell des goldenen Weins, auf daß ich würdig euch ſinge,
Wie die Nymphe des Mains den göttlichen Buhlen umarmet!

Siehe, ſie fleußt ihm entgegen in ſanfter Wallung, und bringt ihm
Edle Geſchenke, den Reichthum der fruchtbaren Fränkiſchen Finern;
Bringt ihm ſilberne Tropfen des alldezähmenden Steinweins,
Den an Würzburgs Felſen die heißere Sonne gereift hat.
Solche Gaben bringt ihm die Nymphe mit bebender Liebe;
Aber er faßt ſie mit mächtigem Arm, und führt ſie hinunter,
Durch kryſtallne Hallen, in ſeine ſtille Behauſung;
Glänzender rollen die feiernden Wogen; die ſchönen Geſtade
Hallen weit umher vom Brautgeſange der Finthen!

Lied.

Ich ging im Mondenſchimmer
Mit Lyda Hand in Hand,
Ach, ich vergeſſe nimmer,
Was da mein Herz empfand!

Bald ſchien die Nacht mir lauer,
Als ich vorher ſie fand,
Bald eilten kalte Schauer
Aus mir in ihre Hand.

Auf ihren Augen ſchwebte
Des Mondes Silberſchein,
Auf ihren Lippen bebte
Sein ſanfter Strahl ſo rein.

Der Liebe Thränen bebten
Aus meinem Aug' hervor,
Und leiſe Seufzer ſchwebten
Hinauf zu Lyda's Ohr.

Sie ſchwieg — doch eine Thräne
Bebt ihr im Auge hell,
Der Mond ſchwamm auf der Thräne
Wie auf dem Wieſenquell.

Ich ſchwieg — und ſah die Thräne,
Sie meint ich ſäh' ſie nicht!
Der Mond ſchwamm mit der Theäne
Hinab in ihr Geſicht.

Nun ſchwunden Mond und Erde
Vor meinem Angeſicht!
Nur Lyda blieb — ich werde
So ſelig wieder nicht!

Abendlied eines Mädchens.

Wann des Abends Roſenflügel
Kühlend, über Thal und Hügel,
Ueber Wald und Wieſe, ſchwebt;
Wann der Thau die Bäume tränket,
Sich in bunte Blumen ſenket,
Und an jungen Aehren bebt;

Wann im Schalle heller Glocken
Heimwärts ſich die Schaafe locken,
Und im Gehn das Lämmchen ſaugt;
Wann das Geißblatt ſüße Düfte
In dem Wehen leiſer Lüfte
Labend mir entgegen haucht;

Wann die ſchweren Kühe brüllen,
Gern die blanken Eimer füllen,
Und die Dirne melkend ſingt,
Dann, auf ihrem bunten Kranze,
Leicht, als ſchwebte ſie im Tanze,
Süße Milch nach Hauſe bringt;

Wann die Erlen duftend ſäuſeln;
Wann die Mücken Teiche kräuſeln;
Wann der Froſch ſich, quakend, blähet;
Wann der Fiſch im Waſſer hüpfet,
Aus der kalten Tiefe ſchlüpfet,
Und der Schwan zum Neſte geht;

Wann, im Nachtigallenthale,
Heſper mit verliebtem Strahle
Heimlich meine Quelle küßt;
Wann, wie eine Braut erröthend,
Luna freundlich kommt, und flötend
Philomele ſie begrüßt:

Dann umſchweben ſüße Freuden,
Hand in Hand mit ſtillen Leiden,
Meinen Geiſt; mein Auge weint.
Wann die Theän' in Luna's Schimmer
Bebet, weiß ich ſelbſt nicht immer,
Was die ſtille Thräne meint.

Manche nannt' ich Freudenthränen,
Die vielleicht geheimes Sehnen
Dem getäuſchten Auge ſtahl;
Mancher leiſe Wunſch entbebte
Seufzend meiner Bruſt, und ſchwebte
Ungeſehn im Mondeaſtrahl.

Ich beſchwör' euch, Abendlüfte!
Ich beſchwöre' euch, kühle Düfte!
Heſper! Luna! Nachtigall!
Sagt, beſchleichet dieſes Sehnen
Mich allein mit ſolchen Thränen
Im geheimen Mondenſtrahl?

Die Erſcheinung.

Hingeſunken am See, über den Düften des
Lenzes, dacht' ich nur Sie, fühlte nur Sie allein,
Die des Tags mir die Seele,
Die des Nachts mir die Seele füllt.

Blüthen fielen, und Thau fiel auf die Wimper mir,
Weſte wiegten mich ein; eh' ich die Augen ſchloß,
Sah' ich funkeln den Abend,
Hört' einſchlafend die Nachtigall.

Du erſchien mir im Traum Eine der Himmliſchen,
Gleich dem Abendgeſtirn flammten die Augen der
Göttin, Seligkeit ſchwebte
Auf den Lippen der Lächelnden.

Wie der Abend des Bachs Wellen mit Gold bedeckt,
Floß ihr Roſengewand über die göttlichen,
Leicht hinſchwebenden Glieder,
In Geduft von Ambroſia.

Ehmals kannteſt du mich, ſprach ſie, und fächelte;
Ehmals kannteſt du mich, ſprach ſie, und träufelte
Ihres himmliſchen Nektars
In die bebenden Lippen mir.

Freude heiß ich! es blüht bei den Unſterblichen
Meine Laube, doch ſenkt auch zu den Sterblichen
Sich mein Fittig herunter,
Und ich tränke mit Nektar ſie.

Komm, ich liebe dich, komm! Weihe die Leyer mir,
Mir dies klopfende Herz, komm und entſinge der,
Die des Tags dir die Seele,
Die des Nachts dir die Seele füllt.

Göttin, ſprach ich, für dich ſeufzen die Sterblichen,
Selig preiſen durch dich ſich die Unſterblichen!
Ach, ich liebe dich, Göttin,
Aber, Himmliſche, zürne nicht!

Sieh' ich folge dir nicht! Zürne der Sterblichen,
Zürne Lyda nur nicht! Kann ich entſagen der,
Die des Tags mir die Seele,
Die des Nachts mir die Seele füllt?

Sie entſchwand wie ein Blitz; und ich erwachte ſchnell;
Hochauf klopfte mein Herz, aber es klopfte der,
Die des Tags mir die Seele,
Die des Nachts mir die Seele füllt.

Ode.

An Agnes.

Warum an meinem Auge dein Auge hängt,
Wie auf dem Quell im Thale der Vollmond schwimmt,
Das weiß ich, Freundin; deiner Blicke
Forschen versteh' ich, auch wenn du schweigest.

Warum ich schweigend lange dem Wellenspiel
Mit Wehmuth nachsah? fraget dein Auge mich;
Ob mir Erinnerung, ob mir Zukunft
Ueber den Wellen die Seele wiege?

Ach beides, Freundin! War es nicht hier, daß uns
Den Brautgesang die Nachtigall flötete,
Du mir Vergißmeinnichtchen wandest,
Träufelnd von Thau und der Liebe Thränen?

In diesen Buchen säuselte sanft der West,
Ihr zartes Laub hing über den Häuptern uns:
In jener Krümmung tanzten Fische
Zwischen den Schemen der wilden Rosen.

Die wilden Rosen welkten, des Sommers Gluth
Gab dunkleres Laub dem Haine; den falben Herbst
Vertrieb der Winter eilend, stand dann
Still auf dem See mit erstarrtem Fuße.

Die Knospen schwellen wieder, der Buchfink singt,
Das Veilchen blüht, das Lämmchen umhüpfet schon
Die Mutter, und das Reh verschmähet
Lange das Moos an dem alten Stamme.

So fliehn die Jahre, Weib, und es trennet uns
Ein Jahr dereinst, es lächelt im Lenzgewand
Vielleicht uns beiden, und der eine
Weinet im Sommer am Grab des andern.

Ich müsse weinen, Agnes, bei deinem Grab'!
Es wird mir Trost sein, daß du um mich nicht weinst,
Das mein der Jammer ward, und daß du
Weinen mich siehst aus des Himmels Lauben;

Und daß von vielen Kindern die jüngste dir
Sei gleich geworden, liebend wie du, wie du
Voll reiner Unschuld, um die Mutter
Weinend, wie du um die Mutter weintest.

Du weinest? Sieh, ich küsse die Thräne dir
Vom schönen Auge, weine, Geliebte, nicht!
Wie klopft dein Herz! Ach, unsers Erstlings
Schone, der unter dem Herzen schlummert!

Das befreite Deutschland.

November 1814.

Wenn der junge Tag, in der wallenden Locken Gold
Erröthend aus der Wiege des Meers, zu dem Himmel schaut,
So erwachen mit ihm die Sänger des Hains:
Sie begrüßen der Erd' und des Himmels Kind mit Wonnegesang.

Nur der Höhle Sohn, der die Hürde bei Nacht belaurt,
Entfernt sich mit schleichendem Tritt, und es fleugt der Kauz
Zu verdorrtem Gräst. Die Strahlen des Tags
Sind verhaßt dem Gezücht, das im finstern Graun sich Wohlsein erspäht.

Es erschalle laut, o ihr Sänger des Vaterlands,
Der glühende deutsche Gesang aus der vollen Brust,
Wir sind frei! wir sind frei! — O Freiheit erkämpft
Mit dem Schwerdte des Ruhms, wer sich dein nicht freut, von hinnen mit dem!

Wir sind frei durch's Schwerdt! Und durch uns ist Europa frei!
Es rühmte des schnellen Erfolgs sich der eitle Feind;
Was im Krieg er in zwanzig Sonnen errang
Und erschlich, er verlor's nach erneutem Kampf im achtzehnten Mond!

Was in zwanzig Sonnen errang nad erschlich der Feind?
O nein! er beschlich uns vorlängst in der Sitten Gift,
In der gleißenden Sprache Schaum; in dem Tand,
Der für Wesen ihm gilt, und auch uns galt, im schnödesten Wahn.

Wir verließen Gott, da verbarg er sich uns; doch blieb
Sein Zeuge, das Leiden, bei uns, und er weckte uns
Aus dem Schlafe der Schmach, aus dem Todesschlaf!
Und es kehrte zurück die verschämte Demuth, Glaube mit ihr;

Und die holde Hoffnung, geführt an der Liebe Hand,
Und Muth, wie nur Gott ihn verleiht, durch Vertraun in Ihn.
Da erhuben sich schnell sa Fürsten als Volk
In der Stärke des Herrn, es ergriffen den Feind die Schrecken des Herrn!

Du bist frei, o Land der bewährten und festen Treu!
Verdien' es zu sein, von Europa das Herz!
In vereintem Gemüth zu hegen die Gluth,
Die, an himmlischem Strahl sich entzündend, leuchtet, wärmt und belebt.

Die Gränze.

Den 29. Januar 1814.

Du Gränze? Nein nicht Gränze, du alter Rhein!
Du Lebensband, dem Herzen Teutoniens
Entströmend, beiden Ufern Segen
Spendend, und hohes Gefühl und Freude!

Du deutscher Urart, mächtiger Rhein! Dein Stram
Ist groß und hehr, nicht rauschend dem Ohre, schnell;
In stiller Eile, deine Wirbel
Sprudeln nicht auf, und sind unaufhaltsam;

Sind tief wie Meer, wie Gottes Geschaffe schnell
Und kraftvoll, doch befreundet dem flachen Floß,
Das deinen Wogen sich vertrauend,
Fülle des Landes den Städten zuführt.

Als Gott der Herr die Veste von Fluthen schied,
Und Inseln aus der Tiefe sich heben hieß,
Und Quellen aus dem Schooß der Berge
Rief, und dem Ocean Gränze stellte;

Gesetz dem Sturme sprach; als das junge Licht
Die neue Schöpfung, welcher es Schöne gab,
Anstaunte; da verweilte freundlich
Ueber dem Rhein, und des Rheines Ufern

Sein Wonnestrahl; durchdrang mit des Urlichts Kraft
Der rheinischen Berge Schooß. Er empfing und barg
Die Gabe, bis aus Gold und Purpur
Tränselte Labsal von deutschen Reben,

Des Rheines werth, des Deutschen auch werth! voll Kraft,
Zu That entflammend und zu Gesang, nicht Schaum
Aufsprudelnd, lebenduftend, Helle
Strahlend dem Geist, und das Herz durchglühend.

An beiden Ufern ranket die Freude! glüht
Auf hohen Felsen, spielet im Blumenthal,
Hier Kühlung aus des Alten Wogen
Sangend, sich kräftiger dort entflammend!

An beiden Ufern tönet des Deutschen Sinn
Ans deutschem Wort; dem edelsten Weine gleich,
Und dir, o Rhein, ist unsre Sprache,
Reich wie dein Strom, mit geheimen Tiefen;

Vom eitlen Nachbar, der sich in Schaum berauscht,
Verstanden nimmer, nimmer empfunden! Laßt
Ihm seinen Schaum im Becher! ihm die
Sprache, die an der Empfindung hinstreift.

Ihn haben Schrecken Gottes, und deutsches Herz —
Heuschrecken gleich, die oft, mit der Fackel Gluth,
Der Landmann vor sich scheuchet, bis ihr
Schwirrender Schwarm in den Rhein sich stürzet —

So haben Schrecken Gottes, und deutsches Herz
Des Drängers Horden, welcher der Herrschaft sich
Bei uns vermaß, ihn selbst, den Dränger,
Herr von der Oder bis hin zum Rhodan

Geschreckt, verfolgt, zerstiebet! Er windet sich,
Und fleht um Frieden! Frieden, ja Frieden sei
Dem eitlen Volk, in alter Gränze;
Aber dem Deutschen sei deutsche Freiheit,

So weit die Sprache tönet, die traulichе,
Die fromme hehre; sie, der Empfindung, sie,
Gespielin des Gesangs, der frei im
Tanze wie Sphärengesang einherschwebt!

Ode.

Deutschlands Beruf.

Ja, Herz Europens sollst du, o Deutschland, sein!
So dein Beruf! Es strömt die Empfindung dir
Aus vollen Adern, kehret strömend
Wieder zu dir in den vollen Adern!

Gerecht in Spendung, gönnest du jedem Glied,
Was ihm gegeben, eigenest, neredelnd, dir
Das Gute zu von Allen, giebst es
Allen neredelt zurück, unkundig

Des eitlen Neides, weil du, so gut als reich,
In eigner Fülle schaltend, des Heimischen
Mit Liebe pflegst, doch auch des Fremden
Pflegest mit Liebe des weiten Herzens.

Nicht würdig dein, o Mutter Teutonia,
Verkennen deiner Söhne nicht wenige
Das Eigne; auch unwürdig dein sind
Jene, die fremdes Verdienst nerkennen.

Denn Herz Europens sollst du, o Deutschland sein,
Gerecht und wahrhaft, sollst in der Rechten hoch
Die Fackel heben, die der Wahrheit
Strahl und die Gluth des Gefühls verbreitet!

Undeutscher ist der blinde Bewunderer nicht
Des Fremden, als des Fremden Verächter; lasst
Dem Arm die Ehre, lost dem Fuß sie,
Denn sie erwarmen an Gluth des Herzens.

Dem Knaben durch's Leben.

Sei deinen Freunden immer treu,
Und weich bei fremdem Schmerz,
Den Großen dieser Erde sei
Dein Nacken starr wie Erz!
Die Wahrheit sei dir nie ein Scherz!
Rein sei dein Herz,
Und schaue glaubend himmelwärts!

Elegie.

An die Lieben in der Heimath.

Seid mir von ferne gegrüßt, im heiligen Lande der Freiheit
Und der Einfalt! Von fern seid mir mit Thränen gegrüßt!
Thränen stürzen herab auf die glühende Wange des Mannes,
Der als Jungling sich heiß fühlte, noch heißer als Mann,
Heißer als Mann für Freiheit und Recht! Die rollenden Jahre
Loschen der flatternden Gluth Funken, und schüren die Gluth.
Also löschet der Quell die steigende Flamme der Stoppel,
Aber härtet das Erz, welches vom Feuer noch glüht.
Heißer wird mir jährlich das Herz, und starrer der Nacken
Gegen jegliches Joch, schärfer die Schneide des Sinns,
Welche vom Vorurtheile die Wahrheit trennt, und die Lüge
Aelterndes Wahnes entblößt, und die entblößte zur Schau
Hoch aufstellt, des zischenden Spottes des Höflings nicht achtend,
Noch des Weisen der Zeit, welcher sich teugelnder schmiegt.
Wohl euch, meine Geliebten! im heiligen Lande der Freiheit
Und der großen Natur, seid mir von ferne gegrüßt!
Meine Seele schwebet mit euch im Wehen des Rheinfalls,
Staunt und schwindelt mit euch neben dem Donner des Stroms,
Wo die grünliche Woge sich birgt in Wolken des Schaumes,
Und mit ewigem Thau weit die Gefilde besteahlt.
Wo der Engel der Schweiz den siebenfarbigen Bogen
Täglich spannt, des Bunds strahlenden Zeugen, des Bunds,
Welcher dauernde Freiheit verheißt dem Enkel des Enkels,
Bis dein Donner, o Rhein, zwischen den Felsen verstummt!
Meine Seele schwebet mit euch im gleitenden Nachen
Ueber der ruhigen Zürch rebenumhangenen See;
Irrt an den Ufern der Siel mit Lavater, irrt an der Limmat
Ufern mit ihm und euch, und mit dem redlichen Heß.
O, wie wieget sich mein Geist in wehenden Lüften der Freundschaft!
O, wie schwingt sich mit euch über den Sternen mein Geist!
Lavater, reiße mich nicht auf deinen Flügeln zum Himmel;
Auch von dem Nordmeer schwebt über den Sternen mein Geist.
Laß mich weilen mit dir die Augenblicke der Täuschung,
Ach, in der Freiheit Schooß, in den Gefilden der Ruh'!
Lebe wohl, und lebet ihr wohl! Nun reißt mich der Gotthard
Wolkenon! wie tobt hoch von den Felsen die Reuß!
Hundert Ströme stürzen von übehangenden Klippen,
Felsen wälzend und Schaum, laut in die donnernde Reuß.
Du dort, schäumender Strom, du Felsenbohrer mich gängelt
Trunk'ne Begeist'rung hinauf, bis in dein wankendes Bett,
Welches die klimmende Gemse nicht sah; der steigende Adler
Nistet darunter, und schaut kühn auf die Blitze herab,
Wenn die schwaeze Wolke dich, Gotthard, gürtet, indessen
Deine Scheitel sich sonnt, Sonne den Fuß dir bestrahlt!
Stiller schwebt mein Geist auf dem See, den Thaten der Vorzeit
Kränzen, auf deinem See, Rächer der Thränen, o Tell!
Hier entsprangst du dem Nachen; nun steht die geweihte Kapelle
Hier, wo jährlicher Dank Gott, dem befreienden, tönt,
Dessen unwölkter Roth Jahrhunderte duldet, daß Fervler
Völker drängen, der Staud über den Staud sich erhöht;
Aber hinter der nächtlichen Wolke harret der Rache
Wagen, stampfen beschäumte Rosse mit Flammen im Blick.
Tell, dort klang dein Geschoß: so klang dir's nicht an der Linde,
Wo den Apfel der Pfeil pflückte nom Scheitel des Sohns
Dort erklong dein Geschoos, und knirschend stürzte der Zwingherr
Dort, wo jährlicher Dank Gott, dem gerrchten, ertönt,
Der in unwölkter Hand die schicksalwagende Wagschal'
Hält; die Schale des Heils sank auf die Alpen herab.
Heilig ist jene Höhe vor allen Höhen, es schwuren
Arnold, Staufach und Fürst hier den erhabenen Eid.
Gott in Himmel es sind ja auch der Höhen in Deutschland,
Und der Zwingherrn viel; sind der Geweihten nicht drei? — — —
Wieder bin ich, ihr Lieben, bei euch, am Fuße des Jura!
Reden neigen sich hier über mein Haupt in den See.
O, wie der thauende Abend Sanoyens Felsen mit dunklem
Purpue röthet, ihr Bild wieget sich sanft auf dem See!
Dunkelnder schwindet das Thal, indeß mit leuchtendem Kranze
Noch die Sonne das Haupt schneeiger Berge bekönt.
Das sind deine Kronen, o Schweiz! ein rosiger Schleier
Deckt sie allmählich, es sinkt schweigende Ruhe herab!

Lied.

Ich bin! des freuet sich mein Herz!
Ich bin, und werde sein!
Ein Stäubchen ist des Lebens Schmerz,
Gesehn im Sonnenschein.

Gesehn in jener Sonne Schein,
Die nimmer untergeht,
Durch die, was war, was ist, wird sein,
Empor ging und besteht.

Froh wandl' ich auf des Lebens Bahn
Entgegen ihrem Licht,
Das manchen Nebel, manchen Wahn
Mit goldnem Strahl durchbricht.

Es führe mich des Glaubens Hand,
Mir schwebe Hoffnung vor,
Und Liebe heb' an sanftem Band
Mich aus dem Staub empor.

Ihr Odem haucht auf Land und Meer,
Sie steur't des Mondes Kahn,
Sie leitet der Gestirne Heer,
Sie facht die Sonnen an.

Doch wärmer haucht und heller facht
Ihr Odem Geister an,
Und führt durch kurze Erdennacht
Sie auf den Oreau.

Wo laute Fluth des Jubels hallt,
Wo Licht dem Licht entsprüht,
Wo Wonn' an Wonne wogt und wallt,
Und Lied' an Lied erglüht!

Der Rath.

An Tobias Mumſen.

Ξέρξης ὀργισθεὶς Βαβυλωνίοις ἀπόστασιν, καὶ χρεσπώλας, προσέταξεν ὅπλα μὴ φορεῖν, ἀλλὰ ψάλλειν, καὶ αὐλεῖν, καὶ πορφυροῦν, καὶ καπηλεύειν, καὶ φορεῖν κολπώτους χιτῶνας.

Zürnend auf die Babylonier, welche von ihm abgefallen waren, bezwang Xerres ſie, verbot ihnen Waffen zu tragen, befahl ihnen aber auf Geigen und Flöten zu ſpielen, Hurenhäuſer und Schenken zu beſuchen, und Gewande mit weiten Falten zu tragen.

Plutarch in den Sprüchen der Könige und Feldherrn.

Dank ſei's den Weiſen unſrer Zeit, wie ſind
So weit gekommen, das bewieſen ward
Die Freiheit ſei ein Traum, ihr Nam' ein Schall,
Des Narren Loſung, und des Klugen Spott.
Die Nacht, in welcher Rom und Griechenland
Dem Irrwiſch tappend folgten, iſt dahin,
Wofern ſie jemals wae, dem Weiſen iſt
Es zweifelhaft, denn alle Thaten Roms
Und Griechenlands ſind vielleicht auch nur
Ein Mährchen; kann man wohl mit Nüchternheit
Des Geiſtes glauben, daß dreihundert Mann
Den Teufel ſo im Leibe haben, ſich
Gewiſſem Tode kalt zu widmen, nur
Damit der kleinen Sparta cauhes Volk
Bei ſchwarzer Brüh' im irdnen Napfe frei
Sich träume? Welche Naſe wittert hier
Nicht Lügen? Oder wenn von Marathon
Ein Grieche fabelt, daß Miltiades
Mit einer Hand voll freier, alſo ſchlecht
Geordneter, denn Ordnung giebt der Zwang,
Des großen Königs ungeheures Volk
Zerrümmert habe, wie ein Fels im Meer
Den Nachen, der auf Wagen hüpft, zerſchellt.
Wer wollte bei der Amme Mährchen ſich
Zum Zweitenmal begeiſern wie ein Kind,
Zu hören was das trunkne Alterthum
Von Brutus und Timoleon erzählt,
Von Cato, der wie Werther ſich entleibt,
Ein Werthee ohne Lotte wollte denn
Ihm Cäſar nicht vergeben? konnt' er nicht
Der Erſten einer an dem Hofe ſein?

O Fürſten, Väter Eures Vaterlands!
Gelang' es euch das alderne Gewäſch
Der Griechen und der Römer allzumal
Durch Hand des Büttels zu verbrennen, und
Auch ſelbſt die Kinder neuer Zeit ſo
Zu ſäubern, daß nicht ohne Glimpf und Scheu
Die Wahrheit, wenn ſie zu gefährlich iſt,
Erſchiene, Väter eures Vaterlands,
Ihr ſäßet ruhiger auf eurem Thron.

Ich härme manchen Tag und manche Nacht
Mich ſchlaflos um das Wohl der Könige,
Des Segens Fülle ſchütten ſie auf's Volk,
Verſäumen eigne Ruh' und eignes Wohl.
O dürft' ich rathen! zwar ihr hört mich nicht,
Doch überlaßt mich meinem ſüßen Wahn,
Daß von den Weiſen, die um euren Thron,
Wie Waſſerblaſen um die Klippen ſind,
Mich einer hört, und, zu gelegner Zeit,
Euch ehrerbietig das Gehörte ſagt.

Ein jedes Reich hat zween Dämonen, die
Wie Nacht und Tag im ew'gen Kampfe ſind.
Der eine iſt euch dienſtbar, und ſein Hauch
Bläſt auf die Völker, die ſeit grauer Zeit,
Beglückt durch euch, dem Throne dienſtbar ſind.
Ich nenne ihn den nächtlichen, denn Ruh',
Des Schlummers Ruhe geußt er auf das Volk,
Es fühlt den heißen Strahl des Mittags nicht,
Der ſein Gehirn ihm in dem Schädel dörrt,
Es fühlet nicht den Sturm der Mitternacht,
Wenn ſein erſtarrtes Arm im Froſte zuckt.

O ſelig iſt der König, der vom Thron
Das Schnarchen des geſtreckten Volkes hört!
Neptunus ähnlich, wenn der Wogen Schall
Die Stufen des Corallenthrons ſo laut
Umrauſchee, daß des Schiffbruchs Krachen fern
Von ihm verhallet, und das Angſtgeſchrei
Der Scheiternden des Götterohres ſchont!

Der andre Dämon iſt ein Feind der Ruh',
Ein Morgenſtern, ein argee Lucifer!
Mit ſeinee Fackel wallet er umher,
Ee ſtört die Völker aus dem ſüßen Schlaf,
Und weckt er auch nicht gleich ihr ſchweres Haupt,
So wirkt ſein Einfluß doch auf ihren Traum.
Auch Träume ſind gefährlich tiefer Schlaf,
Ja tiefer, ſchweree, ſtarrer Schlaf allein,
In ſchwarze Finſterniß, giebt wahre Ruh!
Und dennoch iſt gewiſſe Sicherheit
Niemals des Menſchen Loos! Es ſchliefen auch
Die Schweizer tiefen, ſchweren, ſtarren Schlaf,
Nun wachen ſie bei'm hellen Licht des Tags!
Ja, was beweinenswerth, und ſeltſam iſt,
Ich hab' es ſelbſt geſehn, ſonſt ſagt' ich's nicht,
Ich rann' es ungern euch und leiſ' in's Ohr:
Die Frevler unterſteh'n ſich froh zu ſein,
Und ſind die Glücklichſten der Sterblichen!

Auch über Britten waltet Lucifer,
Zwar ſtreut des Thrones Dämon Mohn und Gald,
(Denn Gold iſt kräftiger als Laudanum)
Aus vollen Händen, dennoch wacht das Volk;
Sein Beiſpiel ſchrecke wie die Schweizee euch.

Bewahrt' vor allem väterlich das Volk
Was Nerven ſtählt und Schwung dem Geiſte giebt;
Was frommet ihm des Armes Kraft, ſeitdem
Der Krieg ein Spiel der Kunſt geworden iſt?
Und Geiſt iſt ihm gefährlich! Brecht ihm früh
Den Fittig, weil ee noch am Sumpfe klebt,
Dem Jäger gleich, der früh die Schwanen lähmt,
Daß nicht, wenn er gewaffnet wiederkehet,
Der ſchöne Vogel ſich im Silberklang
Der Lüfte hebe, ihm zum bittern Hohn.
Verſammelt, was die Sinne reizen kann,
Um euren Thron, o ſpart zur Unzeit nicht!
Ihr ſpart? für wen? für euer Volk doch nicht?
Erweicht durch Ueppigkeit und bunten Tand
Den Unterthan, denn wer den Sinnen fröhnt,
Iſt kalt für Freiheit und dem Fürſten feil!
Ruft den Kaſtraten von der Tiber her,
Er iſt der beſte Bürger eures Reichs,
Er ſinget euren Hof in weiche Ruh',
Iſt leer an Kraft, von Leidenſchaften frei,
Ein ſolches Volk wär' ganz Europa werth
Für einen König, ſtürb' es nue nicht aus!

Das Schauſpiel kann gefährlich werden! fern
Von eurer Bühne ſchreite Hamlets Geiſt,
Kein Odoardo zucke ſeinen Dolch,
Es ruhe Götz mit ſeiner Eiſenhand,
Das weiche Singſpiel wieg' euch täglich ein,
Mit Frankreichs Tonen und mit Frankreichs Witz.
Die welſche Melodie erregt das Herz,
Weckt die Empfindung, giebt die Ebb' und Fluth,
Und eures Volks Empfindung müſſe ſtill,
Nicht tief, von euch durchſchaut, und eingeſchränkt
Wie ein Kanal in eneen Gärten ſein.

Taucht eures Reiches edle Jugend früh
In's laue Bad franzöſcher Sitten ein.
Seid ja den bunten Kaeten immer hold,
Ein Volk, das täglich ſpielt, gehoechet gern.

Ihr ſelber ſpottet der Religion,
Ihr Geiſt iſt Geiſt der Wahrheit und der Kraft,
Doch ehrt die Pfaffen, denn ſie ehren euch,
Ihr Geiſt iſt Geiſt der Schwachheit und des Wahns!
Von euch gemäſtet räuchern ſie euch gern,
Und leiten eure Macht vom Himmel her.
Den wahren Prieſter haltet von euch ab,
Kein Erdenglanz verblendet ſeinen Blick,
Und bittre Wahrheit tönt aus ſeinem Mund.
Das Füllhorn eurer Gnade ſchütte Band
Und Stern und Schlüſſel um den Thron umher,
Kein Zauber wirkt auf kleine Seelen ſo!
Er lehrt, was klein iſt, achten, und verſchmähn,
Was edel iſt, gewöhnt auf eure Hand
Hinauf zu ſchaun, wie buntes Federvieh
Sich alle Morgen um die goldne Saat
Der Hand verſammelt, die es ſchlachten wird.

Der Rechtsgelehrte ſonne ſich im Glanz
Der Gunſt, und knete das Geſetz wie Wachs.

Sein Kiel behaupte eures Schwerdtes Recht,
Eh' ihr im Trüben bei dem Nachbar fischt.

Es fröhne kriechend euch der Philosoph,
Wenn ihm der Jüngling in dem Hörsaal lauscht;
Er wäge Recht der Menschheit und des Throns
In Schaalen, denen ihr den Stempel gabt,
Nach eures Heilgthumes Seckeln ab.

Vor allem steh' ein ungeheures Heer
Bereit auf euren Wink — wenn auch kein Wolf
Der Heerde bräut; denn unter uns gesagt,
Die Hunde beißen nicht den Wolf allein.

Das ist die wahre Weisheit, dieses ist
Der Kern der Politik! ein süßer Kern!
Euch aufbewahrt! indessen nagt das Volk
Die Zähne sich an harten Schaalen stumpf!

Die Weigerung.

An Zimmermann.

Nunc ego mutibus
Mutare quaero tristia — —
Horat.

Ich kann, ich darf, ich muß, ich will, o Freund,
Die Weiblein nicht erzürnen! reize mich
Nicht gegen sie! Dem Pontifex allein
Vergönnte Roms Gesetz mit strenger Hand
Bestalen zu bestrafen, dennoch durft'
Er nicht den Schleier heben, und sein Blick
Blieb ehrfurchtsvoll, wie streng die Hand auch war.
Ich höre deines Lächelns Frage schon:
Sind unsre Weiber den Bestalen? Nein,
So wenig als ich Pontifex, und als
Wir Römer sind. Die Weiber waren stets,
Wenn Männer Männer waren, ihrer werth,
Nur weiblicher, sonst ihnen gleich. Als Rom
Die Feldherrn von der Furche holen ließ,
Als weder Pyrrhus Gold noch Elephant
Den Helden rührte, hätte nicht sein Gold,
Noch Pyrrhus selbst, der Löw', ein Weib gerührt,
Die, stolz auf welsches Blut und keusche Zucht,
Der Väter Thaten ihrem kleinen Sohn,
Indeß bei früher Lampe schon ihr Arm
Den zarten Faden von der Spindel wand
Erzählte, oder zu der Wiege Schwung
Dem kleinen Markus früh ein heißes Lied
Von Vaterland und Sieg und Freiheit sang.
Die Kinderstube bildete schon früh
Des Knaben Herz, eh' noch in Mavor's Feld
Der nackte Jüngling rang, und schweißbedeckt
Hinab sprang in der Tiber kalten Strom.

Des Cato Kind, die schöne Porcia,
War ihres Vaters, ihres Mannes werth.
Der war der letzte Römer, sie war nicht
Die letzte Römerin, denn selbst zur Zeit
Des Sclavenjochs blieb Arria noch frei,
Gab lächelnd ihrem Mann den blut'gen Dolch,
Den Schlüssel einer freien Welt, und sprach
„Pätus, es schmerzet nicht!" was ist der Tod
Der Schlacht wohl gegen diesen Tod? und doch
Nur jene stärker noch als Aeria,
Die, noch bespritzt von ihrer Söhne Blut,
Von ihrer langen Marter nicht geschreckt,
Dem siebenten, dem Jüngling, weinend rief:
„Mein liebes Kind, neun Monden trug ich dich
Hier unter diesem Herzen, säugte fast
Drei Jahre und erzog mit Mühe dich.
Gedenk' an deinen Schöpfer, deinen Gott!
Erbarme deiner Mutter dich und stirb!
Nichts größers that ein Mann; was Männer thun,
Posaunt der Ruhm in späte Zeiten aus,
Indeß am stillen Heerde, nicht bemerkt,
Im dunkeln Schatten der Bescheidenheit,
Die Weibertugend tiefe Wurzel schlägt,
Und in dem Säuseln ungestörter Ruh',
Mit sanftem Wehen unsre Hütten kühlt.

O Freunde, laßt uns Männer Männer sein,
So werden unsre Weiber Weiber sein!
Von Wachs sind ihre Herzen, bildet sie
Mit leiser, aber warmer Hand, wir sind's,
Die sie mißbilden, unsre Thorheit genße
In unbefangne Seelen fremdes Gift;
Wir reißen uns des Hauses Schatten sie,
Und stellen sie auf luft'ge Höhen hin,
Wo Frankreichs lauer West Verderben haucht.
Wir tödten das Gefühl der reinen Brust,
Wenn Leichtsinn oder Spott des Heiligen
Von unsrer Lippe trieft, wenn unser Blick
Des schlauen Doppelsinnes Sinn bestimmt.
Uns war der Väter Sprache schon zu keusch,
Die stark und rein und reich und edel ist;
Wir wählten klüglich unsers Feindes Sprache,
Die schwach und arm mit falschem Sinne buhlt.
Der Schöpfung letztes Werk verderben wir,
Und spotten unsers Mißgeschöpfes dann.
Sind wir vielleicht besorgt, sie würden uns
Verschmäh'n, wenn sie nur edel blieben? uns
Für Sclaven ansehn, weil wir Sclaven sind?
Die Schmach zum wenigsten trifft uns allein!

Ich habe keinen Cato noch gesehn,
Noch keinen Brutus, aber Weiber, dir
O Porcin, an Seelenschöne gleich,
Voll Lieb' und hohen Sinns wie Arrin,
Und Mütter, die gesiehet hätten: Kind,
Erbarme deiner Mutter dich und stirb!

Die Götzen.

Chiuma vi il cielo, e intorno vi si gira
Mostrandovi le sue bellezze eterne,
E l'occhio vostro pur a terra mira.
Dante.

Der ungerechte Richter fragte: Was
Ist Wahrheit? Hätt' er ernsthaft das gefragt,
In welcher Quelle stand er! Silberrein,
Den Himmel spiegelnd, wäre sie geströmt,
Und hätt' auf ewig seinen Durst gelöscht.
Er trug den Schalk im Herzen, darum ward
Ihm keine Antwort, niedre Menschenfurcht
Und Vorurtheil trieb ihn zum Frevel an.
Sie trieben Tausende zum Frevel an.
Der leeren bunten Theidinge sind mehr
Als Wasserblasen auf des Meeres Strand,
Und jeder wird begierig nachgehascht.
Die Thorheit läutet stets zur Kirchmeß ein;
Gleich fetten Metzen winkt der Küste Schwarm;
Der Lordrer lockt den Jüngling in das Feld,
Der nicht für Vaterland und Freiheit kämpft;
Des Thrones Sclaven lockt ein Ordensband;
Auf schwarzgeschwollnen Wogen schwebt der Geist,
Befrachtet mit dem Tand der Ueppigkeit.
Der bleiche Bergmann forscht in tiefer Kluft,
Und schnappend, wie die Muschel, die er fing,
Zieht dort ein Seil den Trucher in das Schiff;
Hätt' ich des Priesters Lungen, unter dem
Die Kanzel mit geschnitzten Engeln bebt,
Wenn er, indem sein Mund die Wahrheit preist,
Mit runden Worten seinen Zehnten häuft
Ich nennte doch der bunten Götzen nicht
Den tausendsten, dem sich Europa beugt;
Und minder noch den kleinen Hausgott, den
Auf eignem Heerde jeder Mensch verehrt,
Der immer ändernd, ein Chamäleon,
Die Farbe zeigt, in welcher jedes Jahr
Der Mann erscheinet, der ihm Weihrauch streut.
Denn jedes Alter, Jüngling, Mann und Greis,
Verändert seinen Abgott, bis der Tod
Den letzten stürzt. Bethörter Erdensohn,
Der hülflos, weinend, nackt, das Licht erblickt,
Wenn er, nach langem Irren, nicht nur arm,
Nein, tiefverschuldet in die Grube fährt;
Beklag' ihn, aber weil du lebst nicht dich.
Der Sclave fröhnte nur dem eitlen Wahn,
Sein Lohn ist nichtig, wie sein Opfereauch.
Geh, stürze deinen kleinen Hausgott erst,
Und knie vor des Volkes Götzen nicht,
Verlaß die vielbetretnen Pfad' und suche
Die stille Weisheit, die sich finden läßt,
Die nicht im Sonnenglanz auf Erden strahlt,
Doch sichern Mondenschein dem, der sie sucht,

(Und Mondenſchein iſt auch der Sonne Licht)
Herunter ſchimmert, durch die Luft ihn führt,
Wo Thoren fallen von dem Dunſt getäuſcht,
Der flammend an den Rand des Pfuhles tanzt.
Ein ſchöner Vollmond ſcheint in unſrer Nacht,
Den guten Alten ſchien ſein Antlitz nicht,
Sie ſuchten Pfad bei ſchwachem Sternenſchimmer,
Und, o wie ſuchten ſie! wie riefen ſie
Sich warnend zu! Wie mancher Weiſe ging
Der Tugend ſtillen Dornenpfad, und bot
Entflammten Jünglingen die ſtarke Hand!
Wie lehrten ſie Verachtung jedes Tands!
Wie ſie der Selbſtverläugnung eignen Lohn!
Wie männlich trotzten ſie der falſchen Schaam
Der Unverſchämtheit Zwillingsſchweſter, die
Selbander nun beherrſchen unſre Zeit.
Denn wer erhebt die Stimme männlich nun
Im frechen Kreiſe, wenn der Wahrheit laut
Gehöhnet wird? Erbarmt des Knaben ſich
Wohl einer, einer ſich der Jungfrau, wenn
Des unbefangnen Ohres keiner ſchont?
O Vater, iſt es dir genug nicht ſelbſt
Dein Kind zu morden? Biſt kein Ungeheuer,
Wenn du die gift'gen Pfeile ziſchen hörſt,
Und nicht den Schild vor ſeinen Buſen hältſt?

An Vorurtheilen krankte jede Zeit,
Nur unſre lehret, unſre weihet ſie!
Sie ſcheinen heilig ihr, was heilig iſt
Erreget Spott, wie ein veraltet Kleid.
Und doch veraltet jeder Wahn derweilt,
Nur nicht das Heilige, die Wahrheit nicht!
Die Wahrheit iſt des Geiſtes Leben, er
Erkrankt vom Wahn, und Lügen ſind ihm Peſt,
Die Wahrheit iſt des Himmels erſtes Kind,
Nur ſie iſt ſchön, in nackten Reizen ſchön,
Wie Eva, eh' die Schlange ſie belog.
Wer ſie mit Einfalt ſucht, mit Inbrunſt liebt,
Den tränket ſie, dem öffnet ſie den Blick,
Den hebt ſie über jedes Leiden, ſchenkt
Geduld im Leben, und im Tode Ruh',
Der Dämm'rung Ruhe vor dem Morgenrath,
Nur Einfalt, keuſche Einfalt findet ſie,
Einfalt, die in dem reinen Herzen nur
Mit laut'rem Oel der Inbrunſt Flamme nährt.
Der Schule eitler Lehrer ſieht ſie nicht,
Dem faul Geſchwätz von kalten Lippen trieft,
Er ſucht ſie nicht, bat ſeinen Lohn dahin,
Wenn ihn des Miethlings feiles Blatt erhebt,
Und ſein Jahrzehend ihn zum Pinto weiht.

Der Unterſchied.

Oh villain, villain, ſmiling damned villain!
My tables, — meet it is, I ſet it down,
That one may ſmile, and ſmile, and be a villain!
Shakeſpeare.

Die Erde öffnet ihren Mund, und ſchlingt
In einem Biſſen Völkerſchaften ein;
Die hochgethürmten Städte, und das Dorf
Mit ſeinen Linden, unter deren Schutz
Nur eben eine frohe Knabenſchaar
Mit glatten Kieſeln aus dem nahen Bach
In junger Freude nach dem Ziele warf.
Des harten Schwelgers vollbeſetzter Tiſch
Stürzt mir des armen Landmanns Moosdach ein,
Der jenes Weinberg dieſen Augenblick
Mit ſeinem Schweiß begoß, und ſtill zu Gott
Emporſah, welcher ſein geängſtet Flehn
Zugleich mit ſeines Drängers Trotz vernahm,
Und beide vor den Richterſtuhl berief.
Wie viele Freuden ſchlang die Erd' hinab,
Doch auch wie viele Noth! Manch frommes Weib
Weint um den Gatten, den ſein Feld begrub;
Doch manches gute Mädchen konnte nur
Durch ſchnellen Tod dem vorgezählten Glück
Der reichen Heirath, dem verhaßten Bett
Des Freiers, den ans toller Zärtlichkeit
Bethörte Eltern wählten, ſo entgehn.
Ja, ſie entrann auf ewig ihm, indeß
Das fromme Weib den Mann einſt finden wird
Bei'm armen Winzer, der dem harten Vogt
Nicht mehr das thränenvolle Kerbholz zeigt.

Wer wahre Gluth im treuen Herzen hegt,
Wer oft ergrimmte, wenn ſein Flammenblick
Das Netz der Liſt, die Keule der Gewalt,
Und beide durch den Wahn geweihet ſah,
Der jammert nicht gedankenlos und feig
Mit ſeidnen Püppchen in dem Bargemach,
Wenn auch die Zeitung, ſelbſt das wilde Meer
Beſchämend, ganz Formoſa auf einmal
Mit Millionen Menſchen in ſich ſchlürft.
Nur ſäh' er lieber dort des Oceans
Geſperrten Rachen, wo der Schwarzen Volk
In ſchattenloſen Inſeln, unter'm Strahl
Der heißen Sonne, von der Sonne fern,
Mit Blut des weißen Treibers Geißel färbt,
Und ſeiner Doggen Maul, wenn einer floh,
Und bellend ihn die laute Jagd verfolgt,
Dem mattgejagten Hirſche gleich — Mir fiel
Die Feder aus der Hand — Gerechter Gott!
Es martern Chriſten ein geſtohlnes Volk! —
Weg mit dem Schurken, welcher Menſchenkauf
Nicht Diebſtahl nennt! — Die Käufer ſchützt der Staat!
Der Staat, das blutbefleckte Ungeheuer,
Das wie Saturnus ſeine Kinder frißt,
Und dennoch wie ein Gott verehrt wird.
Hier weine, wem vom Froſt der kalten Welt
Die Thräne nicht erſtarrt! Und ſieht ſein Blick
Nicht über's Weltmeer, o ſo ſchau er hin,
Wo der Leibeigne unter ſchwerem Joch
Sich krümmt, und höre, wenn der freche Stolz
Behauptet, angeboren ſei das Joch
Dem Menſchen, gleich als ob's im Mutterleib
Ihm angewachſen wäre! — aber kalt
Bleibt hier der Weltling, den das Zeitungsblatt
Zu Thränen zwang, denn Recht und Unrecht ſind
Ihm leere Namen, nur des Todes Bild
Erſchüttert ſein Gebein, des Todes Bild,
Das ihm der Zeitungsſchreiber ſonder Glimpf
Und millionenfältig zeigt — indeß
Wie bald verſchwindet es! Die Oper tilgt
Die letzten Spuren ſeiner Angſt, und löſ't
Mit feinen Thränen einer Buhlerin
In Dido's Rolle ſeine Schauer auf.
Auch ich bedurfte der Erholung hier,
Und folgte gern dem ſeidnen Männchen nach,
Denn wenn die Galle ausgeraſet hat,
So bleibt mir noch das Zwerchfell und die Milz.
Da ſitzen ſie, die kalten Herrchen, nun,
Und kalte Weibchen ſonder Hirn und Herz!
Wie glücklich an franzöſiſchem Gefühl
Sich zu erwärmen! ſitzen Affen gleich,
Die ſich im Winter ſammeln um das Feu'r
Im Walde; ſchlau genug ſich an der Gluth
Zu wärmen, doch zu thieriſch, eine Gluth
Zu nähren, ſpringen, wenn die Lohe ſinkt,
Sie neuen Affenſtreichen wieder zu.
Zu ſchwach, auf blut'gen Rand zu gehn, nicht nütz'
Den Pflug zu ziehn, nicht an der Kette wach,
Leicht wie der Schaum der Wogen und ſo falſch
Verbuhlt und beißig, naſchend, ſchmeichelnd, feig
Und froſtig beide, trennt ein Unterſchied
Den Affen von den Schranzen; jener beißt
In ſeine Kette, dieſer küſſet ſie.
Den Affen reizt der rothen Farbe Glanz
Zum Zorn, Empfindung reizt des Höflings Spott!
Sein Lächeln täuſcht! Wer immer lächeln kann,
Der iſt ein Schalk! Sein glattes Antlitz gleicht
Dem falſchen Grund, den helles hohes Gras
Bedeckt, in ihm verſinken Mann und Roß.
Der wahre Menſchenfreund — kein Weichling kann
Und kein gedankenloſer Wicht es ſein! —
Wird ſelten lacheln, ſcheint vielleicht ſogar
Dem Seelenpöbel oft ein Menſchenfeind.
Der große Coto, welchen die Natur
Zur Probe zeigte, was ein Menſch zu ſein
Vermag, erſchreckte blendend ſeine Zeit
Mit heißem Strahl, doch fühlte ſeine Zeit
Er ſei der liebevollſte Menſchenfreund.
Nur unſre feidne Brut verkennet ihn,
Halbfeidne Söhne der erſchlafften Zeit,
Denn ungemiſchte Seid' iſt rein und ſtark.
Der Menſchenfeind wird nie gleichgültig ſein;
Doch ich geſteh' es gern, er läuft Gefahr,
Daß überall verſtoßen und verkannt,
Die Menſchenliebe ſich in Menſchenhaß
Verwandle! Heraklit erfuhr es, und
Jean Jacques, der Heraklit von unſrer Zeit.

Die heiße Liebe ward zu größerm Haß
Wie Waſſer, das bei Tag geſiedet hat,
In kalten Winternächten ausgeſetzt,
Vom glatten Spiegel bis zum Grund erſtarrt.
Wohl dem, der warmes Herzens noch der Stadt
Entrinnt, eh' dieſer Froſt im Buſen ſtarrt!
Wohl ihm, wenn die Natur ſein volles Herz
Zum Einklang ihrer Liebestöne ſtimmt!
Des Waldes Lüftchen und der helle Bach,
Weh'n Melodieen in die Seele ein,
Und löſen jedes ſtickende Gefühl.
Wenn große Seelen, welche hie und da,
Wie ſeltne Rieſen doch noch übrig ſind,
Ihn lieben, ſinket ſeine Seele nicht
In Menſchenhaß, der Uebel ärgſtes ein.
Ich danke Gott für mein Geſchick! ihr wißt's
O Freunde, daß die helle Thräne oft
Auf's Blatt mir ſtürzte, Menſchenliebe mir
Die ſchwanke Geißel und den Bogen gab,
Sie gegen Narren, gegen Schalkheit den!
Und traf ich manchmal über's Ziel, verzeiht!
Ich traute dieſer Zeiten Nebel nicht,
Dem Schützen ähnlich, der in feuchter Luft
Die Saite ſchärfer ſpannt, und höher zielt.

Gott.

Wechſelgeſang.

Einer.

Wer ſpannet den Bogen
Im dunkeln Gezelt?
Wer ſchwärzet die Wogen?
Wer ſchrecket mit Blitzen die zagende Welt?

Alle.

Er ſpannet den Bogen
Im friedlichen Zelt,
Er ſtillet die Wogen,
Er tränket mit Labſal die lechzende Welt.

Einer.

Wer fähret auf Wettern
Im Wagen der Nacht?
Wer dräut zu zerſchmettern
Den Fels und die Ceder, die wankend erkracht?

Alle.

Es trägt Ihn im Sturme
Der Wagen der Rache!
Dem Menſchen, dem Wurme,
Verkündet ſich ſegnend des Herrlichen Macht!

Einer.

Wer ſchaute die Roſſe
Von Seinem Geſpann?
Mit welchem Geſchoſſe
Durcheilt Er, mit Wettern umgürtet, die Bahn?

Alle.

Die Kraft und die Eile,
So heißt Sein Geſpann!
Des Mächtigen Pfeile
Sind Flammen; Unendlichkeit heißet die Bahn!

Einer.

Ach höret ihr rollen
Den Wagen daher?
Er nahet! Ach, ſollen
Die Berge zerſchmelzen? verſiegen das Meer?

Alle.

Des Mächtigen Nähe
Beſeelet die Welt!
Hier iſt Er! O, ſpähe
Nach ihm nicht von ferne durch's Wolkengezelt!

Einer.

Wie ſoll ich Ihn kennen?
Wer zeiget mir Ihn?
O dürft' ich Ihn nennen,
Und zitternd vor Ihm in den Staub hinknieen!

Alle.

Sein Nam' iſt Erbarmen,
Und Liebe Sein Thun!
Wir ſollen erwarmen
Von Lieb', und im Schooße, wie Kinder, Ihm ruhn.

Die Leiter.

Auf der Erde ſtehet die Leiter der Weisheit, und reichet
An den Himmel; wir ſehn wenige Sproſſen von ihr.
Mühſam klimmt der Gelehete hinan, und purzelt und klimmet
Wieder hinan; und was hat der Gelehrte geſehn?
Unten ſchlummert der Dichter auf Mooß, wie der Hirte von Kanan,
Und es ſteigen zu ihm Söhne des Himmels herab.

Ständchen.

Trallara dideldumia trallara tralla!
Auf, Mädchen, erſcheine; dein Liebſter iſt da!
Ach, keine Geſpenſter!
Komm, öffne das Fenſter!
Laß rauſchen den Vorhang; dein Liebſter iſt da!
Trallara dideldumia trallara tralla!

Es laden aus der Linde Gerüche dich ein,
Es leuchtet das Würmchen mit grünlichem Schein,
Es glänzen die Erlen
Von thauigen Perlen.
Es beben die Sternlein im wallenden See,
Es duftet aus den Auen von ferne der Klee.

Es ſteiget aus Gewölken dort Luna empor
Im ſtrahlenden Schleier von ſilbernen Flor.
O Mädchen erſcheine
Im mondlichen Scheine!
Mir lächelt die Göttin mit freundlichem Schein,
Sie lächelt mir vergebens, ich harre ja dein.

Es hält dich, o Geliebte, mit ſchüchternem Blick
Und roſigen Wangen die Scham nur zurück;
Mit purpurnen Fädchen
Umſpinnt ſie mein Mädchen;
Sie raubet mir Freuden, und ſpinnet mein Glück;
Ich walle, du Geliebte, getröſtet zurück.

Es müſſe, wenn du ſchlummerſt auf ſinkendem Flaum,
Wie Hauche des Abends die flüſtern im Traum
Ein himmliſches Bildchen,
Gelagert im Grübchen
Der roſigen Wang', und dir zeigen das Bild
Von dem, der, o mein Mädchen, die Seele dir füllt!

Ode.

Die Töchter des Himmels.

Wiewohl die ſchnellen Stunden im Fluge bald
Auf unſre Scheitel Blüthen des Lenzes ſtreun,
Bald Freude bringen, welche ältre
Schweſtern in ſchwellenden Trauben reiften,

So hätt' ich doch ſchon lange mich hingelegt
Zu meinen Vätern, und der entwölkte Mond,
Der mir im vollen Glaſe ſchimmert,
Wüed' auf die einſame Maye ſcheinen,

Die dicht am tiefen Bette mein Bruder mir
Gepflanzet, welche weinend die Schweſtern mir,
(Auch die, um welche nun ich weine!)
Hätten umſtreut mit des Lenzes Blumen:

Wenn nicht des Himmels Töchter von Kindheit an
Mich oft beſuchten, freundlich wie Abendroth,
Die eine, die Erinnrung heißet,
Herrlich die andre, wie Morgenſonnen.

Digitized by Google

O Hoffnung, wie die Sonne dem Morgenthau
Beſcheinet, welcher duftend am Gräschen wankt,
So ſchienſt du oft auf meine Thräne,
Eh' ſie von zitternder Wimper ſtürzte!

Wie mir die Morgenſonne das Weltmeer oft
In ungemeſſ'ner Ferne verherrlichte,
So zeigſt du mir, o Kind des Himmels,
Hoffnung, unendliche Wonnemeere.

Oft geht die Hoffnung dicht der Erinnrung nach;
Wenn dieſe weinend mir von den Todten ſpricht,
Schwebt jene ſchnell hervor, und lachelt,
Wie nun die Töchter des Himmels lächeln.

„Wer lächelt ſo, mein Trauter?" Du ſtörteſt mich,
O Agnes! eifre nicht mit den Himmliſchen,
Sie lieben beide dich, und reden
Oft mit von dir, und mit Flammenworten!

Wiegenlied,

zu ſingen für meine Agnes.

Liebſicher Knab', ich wiege
Singend dich ein in Schlummer,
Knabe, lächle noch einmal!

Eh' du die Aeuglein ſchließeſt,
Eh' du die Händchen ſtreckeſt,
Knabe, lächle noch einmal!

Trug ich dich nicht neun Monde
Unter gedrücktem Herzen?
Knabe, lächle noch einmal!

Und da der Storch dich brachte,
Biß er nicht deine Mutter?
Knabe, lächle noch einmal!

Säug' ich dich nicht an meinem
Klopfenden Mutterherzen?
Knabe, lächle noch einmal!

Wenn du der Mutter lächelſt,
Wird dich der Vater lieben.
Knabe, lächle noch einmal!

Joſeph Ludwig Stoll,

1778 zu Wien geboren, wo ſein Vater als Arzt in großem Anſehen ſtand, ſtudirte Medicin und bereiſte England und Frankreich, um ſich auch der Arzneiwiſſenſchaft zu widmen. Doch konnte er ſich nicht entſchließen, ſeine Freiheit den Schranken eines Berufs zu opfern. Er ſtarb daher, nachdem er ſein Vermögen verzehrt hatte, in Armuth und Elend am 22. Januar 1815 in ſeiner Vaterſtadt.

Von ihm erſchien:

Amors Bildſäule, dramatiſches Gedicht. Wien, 1803.
Ernſt und Scherz, Luſtſpiel. Berlin, 1804.
Briefe des Eigenbauers. Berlin, 1805.
Prometheus. Berlin, 1808 (mit L. von Seckendorf).
Die Schneckenkomödie, dramatiſches Taſchenbuch. Leipzig, 1810.
Poetiſche Schriften. Carlsruhe, 1811.

Ein gewandtes, vielſeitiges Talent voll Zartheit, Laune und Witz, das bei größerer Feſtigkeit des Charakters und unter günſtigen Verhältniſſen, ſich gewiß höchſt glücklich ausgebildet haben würde.

Ferdinand Stolle,

eigentlich Ludwig Ferdinand Anders (den Namen Stolle nahm er aus Dankbarkeit gegen ſeinen Oheim C. S. Stolle, der den früh verwaiſten Knaben adoptirte, an), ward 1806 in Dresden geboren, erhielt dort ſeine Schulbildung und bezog dann 1827 die Univerſität Leipzig, wo er die Rechte ſtudirte. Später gab er aber die juriſtiſche Laufbahn auf, und widmete ſich ganz den ſchönen Wiſſenſchaften. Er lebt gegenwärtig als Privatgelehrter und Doctor der Philoſophie in Grimma.

Von ihm erſchien:

Blüthen und Perlen. Leipzig, 1831.
Stella. Leipzig, 1832.
Sachſens Hauptſtädte. Leipzig, 1834. 35. 2 Bde.
Nacht und Morgen. Novellen u. ſ. w. Leipzig, 1836.
Commeragen. Grimma, 1835.
Sachſens goldenes Büchlein. Meißen, 1836.
Camellen. Novellen u. ſ. w. Leipzig, 1838. 2 Bde.
Nationalnerſammlung der deutſchen Lyriker. Grimma, 1838. 39. 1—3. Bd.
1813. Ein hiſtoriſch-romantiſches Gemälde. Leipzig, 1837. 3 Bde.
Elba und Waterloo. Fortſetzung von 1813. Leipzig, 1838. 3 Bde.
Der Weltbürger. Hiſtoriſcher Roman. Leipzig, 1839. 3 Bde.
Der neue Cäſar. Seitenſtück zu 1813. Leipzig, 1840. 3 Bde.
Deutſche Pickwickier. Komiſcher Roman. Leipzig, 1841. 3 Bde.
Einzelne Gedichte, Erzählungen u. ſ. w. in Journalen.

Reiche Phantaſie, ſcharfe und lebendige Charakterzeichnung, treffliche Darſtellung und würdige Behandlung des Lebens und ſeiner Erſcheinungen gehören zu den vorherrſchenden Eigenſchaften dieſes eben ſo talentvollen als beſcheidenen Schriftſtellers. Viele geben ſeinen kleineren Arbeiten den Vorzug vor den größeren, da jene ſorgfältiger ausgeführt ſcheinen. Ueber ſeine wohlthuende Gemüthlichkeit und die frohe, harmloſe Laune in vielen ſeiner Mittheilungen herrſcht nur eine Stimme der Anerkennung, mehr noch aber hat ihm ſein hoher ſittlicher Ernſt, namentlich unter den Frauen, einen großen Kreis von Leſern erworben.

Genrebilder*).

Die deutſchen Oſtern.

Es gibt im deutſchen Jahre zwei Zeiten, die in ihrem myſtiſchen Nebelgrau jener hochſchottiſchen, Oſſian-beſungenen Bergatmoſphäre nicht nachſtehen. Mit naſſen dunkeln Vorhängen iſt der Novemberhimmel umhangen. Geſpenſtiſch werden von den losgelaſſenen Stürmen die feuchten Morgen- und Abendnebel wie ein Heer ungeſchlachtre Rieſen über todtſtille Fluren und Berge gejagt. Das feuchte Laub, die geſtorbenen Locken des letzten Frühlings, rauſchen von Zeit zu Zeit empor; ein einſamer Rabe durchkrächzt den grauen eintönigen Himmel — es ſind die Sterbeſeufzer des verſcheidenden Jahres.

Die andere geheimnißvolle Nebelzeit iſt die der Frühlings Tag- und Nachtgleiche. Die Natur liebt ihr Erwachen, wie ihren Tod in ahnungreiches Dunkel zu kleiden. Aber ein ganz

*) Aus „Camellen ꝛc. Leipzig 1838. 2 Bde."

anderer Ton als aus dem grauen Spätherbste spricht aus diesem Frühlingsdämmereiche. Verrauschen die Novembernebel, so bescheint der klare kalte Dezemberhimmel eine große, weiße Leiche; aus dem Märzgrau dagegen bricht der Frühling reizend und soaengelockt hervor.

Wie der Himmel, so das Volk, das darunter wohnt. Ich mußte daher obige Worte vorausschicken, bevor ich erwähne, daß das deutsche Ostern in jenes ahnungsreiche Frühlingsgrau fällt.

Ja, auch wir Deutschen glauben an eine Auferstehung, an einen Gott der Liebe und Gerechtigkeit; darum feiern wir unser Ostern, und die Natur feiert sie mit uns. Gleichzeitig flamme es auf unseren Altären und Bergen. Dir dunkeln Wintersträume dort oben zerrinnen und siegend tritt die Frühlingssonne in die schöne Welt.

Es gibt kein zweites Fest im Jahr, das so symbolisch zu uns spräche, so einfach, so tiefsinnig, und nur ein deutsches Gemüth vermag Ostern in seiner ahnungsvollen, heiligen Deutung zu verstehen.

Bedeutsam klingt die deutsche Osterglocke in dem Gemüthe des Knaben wieder, und wächst er zum Jüngling heran, wird die Ahnung zur Gewißheit. Auferstehn, Auferstehen, hier und jenseits, ist das hohe Lied der deutschen Ostern.

Wie eine vom Himmel geküßte Blume wandelt die Jungfrau zur Kirche, himmelsträulich, madonnenhaft.

Ich kenne Euch, ihr Madonnenaugen des Ostermorgens. Wie oft leuchtetet ihr mir in den dunkeln Hallen der Frühkirche. Gläubig hab' ich Jahre lang zu euch aufgeschaut, und mein Glaube hat mich nie betrogen.

Wie oft stand ich am Pfeiler rechter Hand, wenn Du süßes Heiligenbild, im alterthümlichen, seltsam geschnitzten Kirchenstuhle saßest und mit Gott sprachst und seinen Engeln. Hoch über uns klangen die Frühglocken in die dämmernde Welt. Wo nahmst Du nur die schönen rothen Mandelblüthen her, die stets neben dem Büchlein mit goldenem Schnitte lagen?

Zerfallen mit Kopf und Herz, voll sophistischer Spitzfindigkeiten, theologischer Skrupel und Zweifel war ich lange Zeit die Kirche geflohen wie ein Krankenhaus. Da rief mich einmal mit wunderbarem Klange die Osterglocke in die stillen Hallen. Ich schaute Dich und glaubte wieder an Engel, an einen Himmel, an Gott und Unsterblichkeit. Du warst mein Evangelium. In ihren Locken blühten für unsern nordischen Himmel seltsam rothe Blumen; als ich sie näher betrachtete, waren es rothe Mandelblüthen.

Der Patron der Kirche hatte der Gemeinde ein treffliches Altarbild zum Geschenk gemacht. Es war ein Christuskopf. Von den Altarkerzen mild erleuchtet, blickte er zu der Gemeinde hernieder wie die versöhnende Liebe. Auch sie blickte zu dem Bilde auf mit Gott vertrauendem, hingebendem Auge. Ach, die schöne Sage von Pygmalion ist auch nur eine schöne Fabel gewesen, sonst würde das Altarbild durch die Himmelsblicke der Beterin Leben bekommen und sie davon geführt haben nach seiner Heimath.

Ich glaube, es ist auch geschehen. Als ich nach Jahr und Tag wieder am Pfeiler lehnte, saß auf ihrem Platze eine schwarzverschleierte Dame. Auch das Christusbild war mit Flor umhangen. Eine erbebende Ahnung durchzuckte mein Innerstes. Prophetisch klangen die Osterglocken in der Höhe. Ich folgte der Verschleierten auf dem Heimwege. Sie wandelte nach dem Kirchhofe und kniete an einem Grabe nieder. Auf dem Grabe aber blühten — schöne rothe Mandeln.

Die Nacht im Forsthause.

Rauschend schlugen die finstern Fichtenhäupter, vom Sturme gepeitscht, aneinander. Es war eine Nacht zum Tollwerden; aber in Deutschland wird man nicht so leicht toll. Unsere treffliche Philosophie, und jeder Deutsche ist geborener Philosoph, läßt es nicht zum Aeußersten kommen. Wir haben da ein reichhaltiges Lager von Seufzern und Sprichwörtern für die Stunden der Trübsal.

Ich stärkte mein durchnäßtes und verzagtes Gemüth mit solchen Bonmots, und erreichte auch glücklich eine Försterwohnung, die mitten im Walde lag. Die Hunde erhoben ein solch entsetzliches Gebeul, als habe man sie vier Wochen lang auf mein theures Fleisch und Bein fasten lassen. Ich lebte damals wirklich der moralischen Ueberzeugung, daß ich die Sonne des nächsten Tages nicht erleben würde.

Das Forsthaus, soviel ich in der Finsterniß gewahren konnte, war so altervthümlich-romantisch, daß es jeder umsichtigen Theaterdirection als Muster zu empfehlen wäre, und die Leute, die mir entgegentraten, konnten sich getrost in die Brockhausische Urania binden lassen, als abgeschlossene und abgerundete Charaktere des Walddruders Ludwig Tieck.

Eine tiefe Baßstimme richtete folgende Apostrophe an mich: „Plagt Sie der Satan, Herr Urian, in dem Teufelswetter! Ein Glück für Ihre Lenden, daß Sultan gekuppelt. Nun, sein Sie schönstens willkommen."

Der Nimrod, der diese trostreichen Worte sprach, war Niemand anders, als der Beherrscher des Waldes, der alte Oberförster Z..., ein stattlicher Greis, wie ihn Ifflant nicht gediegener hervorbringen konnte.

Sowie ich nur einigermaßen im Trockenen saß, brach die Poesie aus allen Winkeln hervor. Der Vater des Försters hatte den siebenjährigen Krieg mitgemacht, der Urahne, den dreißigjährigen. Ich kannte diesen Ahnd mehr deutsche Geschichte, als ein deutscher Professor im längsten Semester vorbringt. Wallenstein und Friedrich der Große wandelten in der kleinen Försterwohnung leibhaftig auf und ab.

Dabei saß die schöne Spinnerin, wie ein lebendiges Mährchen mir gegenüber. Sie gehörte zu jenen liebenswürdigen Gazellen, die von Kopf bis zu Fuß rosenlaunig und übermuthfröhlich; sobald aber ein Fremdling naht, wie erschrockene Rosen sich zurückziehen und die langen seidenen Wimpern tief und sittig über die blühenden Augen herabfallen lassen. Meine herzlichen Fragen wurden schüchtern, fast einsilbig beantwortet, und nur selten erhob sich der zarte Flor, und ich schaute in das reizende Reich der Unendlichkeit.

Zur irdischen Glückseligkeit gehört im Grunde sehr wenig. Ein gemüthlicher Sessel und vor uns eine siebenzehnjährige Göttin. Ich überlegte eben, wie dem Jüngling zu Muthe sein müsse, wenn jene süßen frommen Lippen zu ihm das bekannte Wort „Liebe" sprächen, und jene Wundersterne dazu bekenntnißinnig leuchteten, als mich der alte Förster mit der Frage unterbrach: „Ob ich den alten Pascha von Janina nicht für einen Höllenhund erkenne?"

Ich erkannte sofort den Ali Pascha für einen Höllenhund und erstattete Bericht über den Zustand der Griechen nach dem neuesten Hamburger Correspondenten. Mein Eifer für die heilige Sache machte mich warm, so daß ich mich plötzlich vom Arme des Försters mit Heftigkeit gepackt fühlte: „Mir aus der Seele gesprochen, Doktor, aber werden sie's aushalten? Der Kapudan ist unterwegs, der facket nicht, der Himmelsakermenter."

Ich gerieth immer mehr in's Feuer; der Alte war ganz Ohr — das Spinnrad schwieg und ein Paar Sonnen blickten zu mir auf himmelgroß, ein Paar verkündende Welten, daß ich die Wahrheit gesprochen, wie sie geschrieben stand in meinem Herzen.

Ja, ich hatte wahr gesprochen, Hellas ward frei; ich aber war gefangen und bin es heute noch, gedenke ich eurer, ihr Sonnen im alten Försterhause.

Die Locken Germaniens.

Die deutsche Geschichte ist ein so verzweifelter Punkt für den gewissenhaften deutschen Historiker, daß sich einer der letztern vor nicht gar langer Zeit zu einem aparten Ausfahr zu der Anfrage getrieben fand: Gibt es eine deutsche Geschichte? Wenn wir diese seltsame Sache mit historischem Blute überdenken, und von den heutigen toupieten und düpirten Köpfen aufwärts steigen, durch die Säcula der Perrücken und Panzer, bis zu den goldhaarigen Ahnen, so stellt sich alleedings das bedenkliche Resultat, daß es wohl allerlei deutsche Geschichten gibt, aber keine deutsche Geschichte. Nur zweimal findet eine Ausnahme statt, in zwei ziemlich nah einander liegenden Zeiträumen. Diese beiden Ausnahmen ereigneten sich, als das deutsche Volk die Adler und Legionen der beiden Cäsaren Augustus und Napoleon theils erschlugen, theils aus dem Lande jagten.

Dem Ersten dieser deutsch geschichtlichen Momente, denn solche waren es, nur Zornausbrüche, ging ein seltsamer Akt zuvor, der für das ganze deutsche Volk bis auf den heutigen Tag von einer beklagenswerthen symbolischen Vorbedeutung war. Die Römer nämlich, klassischen Andenkens, schnitten zwar den unterjochten Deutschen alle ungehorsamen Köpfe ab; das hätte sein mögen; wir wissen aus der Weltgeschichte, daß aus bloßer Kopfabhackerei selten Großes herauskommt; aber jene toilettenkundigen Quiriten gingen speculativer zu Werke, sie bewirthschafteten die stehen gebliebenen Köpfe als Wollhändler, schnitten, ich weiß nicht, ob die Schur, wie heutzutage, auf einen besonderen Monat beschränkt war, die goldgelben Flechten ab, und schickten sie Kistenweise als gesuchter Artikel an die römischen Friseure. So wurden die Deutschen gleich beim Beginn ihrer Geschichte, im vollsten Sinn des Wortes, geschoren.

Nun muß man zugeben, und alle deutschen Geschichten belegen es, daß der Deutsche einen Spaß versteht, sei er subtil oder grob, und nicht gleich wegen jeder Bagatelle zu den

Waffen greift, aber dieſe ſymboliſche Entmannung durch die römiſche Scheere war ihm außer Spaß und ſtieg in die gelüfteten Köpfe. Jeder, dem nur goldgelbes Haar auf dem Scheitel ſproßte, und das war bei jedem ächten Germanen der Fall, ergrimmte und griff zu den Waffen. So ward die Sache Nationalangelegenheit und darum gelang der Schlag im Teutoburger Walde, worüber wir heutzutage uns nicht genug verwundern können.

Jenes induſtriöſe Haarverſchneiden haben aber die Deutſchen Rom nie vergeſſen; und ſo oft in der Folge ein Kaiſer nach Italien zog, waren ſie bei der Hand und rächten den Lockenraub mit vandaliſchem Grimme. Sie mußten bei dieſen höchſt unerſprießlichen Expeditionen zwar oft außer den Haaren auch den Kopf laſſen; heldenhaft kämpfte das Kaiſerhaus der Hohenſtaufen faſt ſeine Lebzeit über im heilloſen Welſchland, bis es ſeinen letzten Kopf auf einem Schaffote zu Neapel einbüßte. Ziehen die Oeſtreicher nicht ſtets mit Cheruskermuthe über den Po, wann in Italien die Revolutionsglocke läutet und blaſen Feierabend? und wer wollte endlich jenen zweitauſendjährigen Patriotismus verkennen in dem Buche des wackern Guſtav Nikolai? Bella Italia! Du haſt die goldenen Locken Italiens theuer bezahlt.

Rom, trotz der Niederlage im Teutoburger Walde, konnte von ſeinem Syſtem, den Deutſchen mit der Scheere in die Haare zu fahren, nicht laſſen. Als ſeine Präfecte und Lictoren Nichts mehr zu ſchaffen hatten im deutſchen Lande, erfand es die Tonſur und ſchor abermals mit großer Ruhe einen Theil der deutſchen Köpfe bis auf die Kopfhaut. Nun hatten die Deutſchen wieder zirka Jahrhunderte an den Glatzen zu laboriren, bis Martinus Luther zu Wittenberg auftrat und als Bratfiſch des ſechszehnten Jahrhunderts den Haarwuchs beförderte.

In Folge dieſer Haarwuchs befördernden Lehre Luthers fuhren ſich die Deutſchen wiederum dreißig Jahre einander ſelbſt in die Haare, worauf unmittelbar das Zeitalter der Perrücken begann, unter welchen man die zerzauſten und zerſchlagenen Häupter verbarg. Es war eine dürre, unerquickliche Zeit, voller Bücher- und Puderſtaub, bis Napoleon gegen die deutſchen Perrücken zu Felde zog mit Kanonen und Dekreten. Da wuchſen den Deutſchen die Haare wieder, ſie erhielten Einheit und Mannskraft und jagten den neuen Auguſtus aus dem Lande.

Die deutſchen Turner, welche hierbei rüſtig geholfen hatten, ſahen jetzt wohl ein, daß die Kraft des deutſchen Volkes, wie beim ſeligen Simſon eigentlich in den Haaren ruhe, und darum ließen ſie ſich dieſelben ſo lang, wie immer möglich wachſen, bis ſich das neue Inſtitut des deutſchen Bundes dieſer altvaterländiſchen Sitte widerſetzte.

Es ſind an die zweitauſend Jahre, ſeit uns Rom die Haare verſchnitt; die nächtig ſchattenden Wälder von Altgermanien ſind gelichtet, und klar und nebelrein ſcheint die Sonne über die deutſchen Lande. Es hat ſich darum unſer Haar ſichtbar gedräunt, und die goldgelben Locken, jene einſtige nationale Kopfbedeckung, werden immer ſeltener. Ueberdieß haben die zahlreichen Beſuche aus allen Heeren Ländern einer jeder wiſſenſchaftlichen Unterſuchung hohnſprechende Haarverwirrung zurückgelaſſen, ſo daß ich bezweifle, ob die heutigen Römerinnen noch Verlangen nach unſeren Locken trogen. Wien hat auch in dieſer Hinſicht die Fürſorge übernommen und liefert die ſchönſten Locken in allen Couleuren für Italien und Deutſchland.

Dieß iſt die Geſchichte der goldgelben Locken Germaniens.

Soll ich auch euer gedenken, ſeidene, zauberhafte Fäden, die ihr euch weich und zart um die Schläfe der Töchter Germaniens legt; oder tändelnd heradringelt in ceizendem Muthwillen, oder traumhaft umſchattet blumenhafte Sonnen?

Was ſiehſt Du wie aus einem goldenen Traume zu mir auf, ſüßes, blondes Vermächtniß im einfachen Medaillon, ſeliges Pfand geſtorbener Seligkeiten! Fern in einem ſchönen Thale von Deutſchland, wo die Linden duften, und die Nachtigallen ſchlagen, küßteſt Du jahrelang ein Frühlingsſchönes Antlitz, bis die eigene zarte Hand ſelbſtmörderiſch Dich loſte aus dem goldenen Reiche der Schweſteen.

Schönſter Juniabend meines Lebens, heilige Vorfeier jenes großen Frühlingsfeſtes, deſſen Kerzen in einer anderen Welt flammen, deſſen Glocken in einer anderen Welt läuten, aber in geweihten Augenblicken herüberklingen durch unſere Nebeldecken und fruchten Wolkenſchichten.

Das Abendroth war einſam verblüht, hinter Gärten und Rebenhügeln; immer tiefer ſank die Weit in das große ahnungsreiche Grab der Dämmerung. Der bunte Schmelz der Blumenbeete zerfloß in duftendes Grau; nur die weißen Lilien leuchteten geiſterhaft in dunklen Räumen. Aber je tiefer der blühende Erdenſarg hinabſank in das ernſte Reich der Schatten, um ſo flammender und überzeugender entzündete ſich dort eben der ſonnengeſtickte Namenszug Gottes in unſterblicher Schöne.

Mitten im goldduftenden Dunkel, zwiſchen Blumen und Sternen, faß ich an der Seite Seraphinens, jenes poeſiereichen Kindes mit blondſeidenem Haar und frommen, wunderſchönen Augen. Eine tiefe Sabbathſtille ruhte heilig über der nachtlichen Schöpfung. Das Reich der Träume wob ſinnend ſeine goldenen Floren über Glocken und Kelche. — Da wanden ſich leiſe und lind die Töne einer fernen Abendglocke durch Blätter und Stauden und legten ſich wie Himmelsgrüße einer ſchönen Welt an unſre Herz. Sie neigte wunderbar bewegt ihr ſüßes Haupt gegen meine Bruſt und ich hauchte einen leiſen Kuß auf die ſchöne Stirne.

O Seraphine, flüſterte ich, ſeligſter Traum meines Lebens, reizender Gedanke einer ſchönen Welt — und ich bat die Holdſelige, worum ich ſchon ſo oft vergebens gebeten, um eine Locke ihres ſchönen Haars. Sie antwortete nicht und blickte wie eine träumende Blume nach dem immer tiefer ſinkenden Abendſtern.

Er ſinkt gen Frankreich, ſprach ich leiſe, bald folg' ich ihm, und wiederholte meine Bitte in weichem flehenden Tone. — Da tönte eine bekannte Hofthürſchelle.

Die Aeltern ſind zurück, ſprach Seraphine, ſtand ſchnell auf und eilte den Gartengang entlang. Ich folgte. Im Wohnhaus am Eingang des Gartens war es lichthell geworden. Ich trat in den Salon, wo ich die heimgekehrten Aeltern begrüßte, und wo das Abendeſſen ſchon bereit ſtand.

Letztes heiliges Abendmahl in jenem ſchönen deutſchen Frühlinge voller Blumen und Liebe. Zum letzten Male ſaß ich gegenüber der reizenden Verkünderin einer Unſterblichkeit. Die Romer klangen an einander auf meine dereinſtige Wiederkehe aus dem ſchönen Frankreich. Und als ich mit ihr anklang und der Ton ſo rein und golden die Luft durchzog wie ſterbendes Abendroth, verſank ich zum letzten Male in jene ſeligen Himmel ihrer blauen Augen; und unwillkührlich durchklang mich das reizende Lied des heerlichen Hoffmann von Fallersleben, das er einſt in heiligee Stunde gewiß auf eben ſo ſchöne Augen gedichtet hat:

Ich ſchaute die blaue unendliche See,
Da ward mir im Herzen ſo wohl und ſo weh.
Doch a's ich Dein blaues Auge geſehen —
Da, weiß ich ſelbſt nicht, wie mir geſchehen.
Und ob ich die blaue unendliche See
Auch immer und immer wiederſeh';
Das Waſſer immer nur Waſſer bliebe —
Dein Aug' iſt ewig unendliche Liebe.

Zur Erinnerung an jenen Abend aber bewahr' ich eine der ſchönſten Locken Seemanins, welche mir Seraphine in ein goldgerändertes Stammbuchblatt gewickelt, plötzlich in die Hand drückte, als ich ſchwermuthvoll ob des bevorſtehenden Abſchieds durch das geöffnete Fenſter nach den nachtlichen, duftenden Garten hinabſchaute. O ſeliger Augenblick! — Ich wollte ihr nacheilen, ihr dankend zu Füßen ſinken; aber ſie war bereits durch die Glosthür entſchlüpft. Ich klingte. Die Thüre war verſchloſſen und meine Blicke trafen nur noch die Himmelsgeſtalt im himmelblauen Kleide, als ſie durch die zweite Thür entſchwebte.

Es war das letzte Mal. Ich habe ſie nie wieder geſehen; denn bereits am anderen Tage rief ſie ein Brief an das Sterbebette ihrer weiten entfernten Tante, welche ſich die letzten Augenblicke durch das Anſchauen eines Engels verſüßen wollte. Von Tag zu Tag verſchob ſich meine Abreiſe; Seraphine kehrte nicht zurück. So mußte ich fort; ohne Gruß und Kuß von ihr das Vaterland verlaſſen.

Das Poſthorn klang. Fort brauſte der Wagen auf der Straße nach Frankreich. Auf meiner Bruſt aber ruhte wie ein ſtiller Segen das letzte heiligſte Geſchenk, das ich im Vaterland erhalten — eine Locke Germaniens.

Die Schwalbenneſter-Revolution.

In einem deutſchen Fürſtenthume ereignete ſich der tragiſche Fall, daß mehre Schwalben, die in einem Gränzdorfe ihre Neſter bauten, die Baumaterialien aus dem ausländiſchen Gebiete herüber trugen. Der Gutsherr, ein Patriot, ſo wie er von der Paſcherei erfuhr, gab den Befehl die unverſteuerten Neſter zu zerſtören. Ein doſes Beiſpiel verderbe gute Sitten, hatte er geſagt, denn er wußte für die verwickelſten Lagen im Leben Sprichwörter.

Die gutsherrliche Executions-Armee ſetzte ſich ſofort gegen die Schwaldenneſter in Bewegung; die Bauern aber, die wie ihre ſämmtlichen Collegen im deutſchen Lande, die Schwalbenneſter an den Häuſern für glückliche Omina erkennen, wollten die Zerſtörung nicht zugeben und ſetzten ſich zur Wehre.

Der Gutsherr, weil er für solch' außerordentlichen Fall kein Speichwort wußte, ließ anspannen, fuhr nach der Residenz und schlug Lärm. Sogleich behandelte die deutsche Presse die kleine Revolution mit der ihr eigenthümlichen Delikatesse; nur im Pariser Temps las ich bereits mit Kanonen. In das rebellische Dorf rückten Dragoner und verblieben daselbst, bis die Schwalben in die Winterquartiere zogen.

An solchen Miniatur-Revolutionen ist die deutsche Geschichte neuere Zeit nicht arm. Oft waren die Ursachen noch unbedeutender als Schwalbennester. Der Gutsherr, welcher der Schwalbennester-Revolution so determinirt auf den Kopf trat, war Niemand als Herr von X...., der als späterer Landstand die Kammeropposition vernichtete. Seine Sprichwörter und Bonmots waren gefürchtet. Mit einem Speichworte schlug er einmal die ganze Debatte darnieder, die für das Ministerium schon eine sehr bedenkliche Wendung nahm. Die Opposition beschwerte sich nämlich über die vielen Censurlücken in der inländischen periodischen Presse. Man brachte die gravirendsten Beweise vor. Die Ministerbank gerieth in die Enge. Da erhob sich Herr von X....:

„Meine Herren", rief er, „ich versichere auf Ehre, daß mich die Censurlücken nie incommodirt haben. Ich habe da meine Philosophie und denke: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß."

Die rechte Seite fand diese Ansicht eben so weise als beruhigend; das Ministerium schöpfte frischen Athem, und die Opposition blieb in der Minorität.

Ich lernte Herrn von X.... einmal in Baden-Baden persönlich kennen. Er war der leibhafte Repräsentant des Conservativ-Systems und hatte sich selbst vortrefflich conservirt. Die Stürme der Revolution waren spurlos über diesen deutschen Schädel dahin gegangen. Seine einzige Sorge bestand darin, noch so lange zu leben, bis den Franzosen noch etwas Tüchtiges am Zeuge geflickt wäre. Herr von X.... hatte nämlich alle Ursache, mit Frankreich unzufrieden zu sein. Die Franzosen hatten nach und nach fast seine sämmtliche Vettern schuhe todtgeschossen, von den Revolutionskriegen an bis Anno 1815. Er selbst zählte mir eine Menge verklärter Cousins auf.

Aber Papa, rief die zehnjährige Anna, die ausgegangene Pfeife des Vaters mit einem Fidibus anzündend, wie viel Cousins hast Du nur gehabt? Da ist der Bobo, der Albrecht, der Hans, der Kaspar, die ich alle nicht leiden kann, wegen der abscheulichen Schnaerbärte.

Einfältig Kind, brummte der Alte, danke Gott, daß dem Vaterlande noch einige Stützen erhalten sind. Wärest jene Helden, fügte er zu mir gewendet mit leisem Seufzer hinzu, nicht so frühzeitig gefallen, wer weiß, wie es jetzt stünde.

Es wäre Manches anders geworden, gegenredete ich.

Der Jüngste steht noch vor mir, sprach der deutsche Nestor mit stiller Begeisterung, ein Prachtjunge. Die Geschichte hätte einen Blücher mehr. Gott hab' ihn selig, er hieß eigentlich Moritz; aber die Familie nannte ihn Jüngste.

Der mag erst einen Schnurrbart gehabt haben, rief Anna mit komischem Entsetzen.

Lothringen und Elsaß mit samt dem Münster entgingen uns nicht, behauptete der Alte, den schmachvollen Pariser Frieden hätte Jüngste nimmer zugegeben.

Ich betrauerte von Herzen den edeln Ritter.

Ein Flug durch's Gebirge.

Wenn man an einem heitern Sommertage eine der vielen anmuthigen Anhöhen der Dresdner Umgegend erstiegt und die Blicke über das weite schöne Elbthal dahinstreifen, sieht man den südlichen Horizont auf ferne nebelhafte Berge herabsinken. Das sind die blaugrauen Wolken des Erzgebirgs. Mährchenhaft weht es aus jener Gebirgsgegend in das lachende Thal herüber, und das Erzgebirge allein genießt in der Phantasie der Dresdner mehr Kredit, als der blühendste Mährchenalmanach. Denn in jenen Gebirgen rauschen geheimnißvoll die dunkeln Bergwasser in unergründlichen, waldumnachteten Tiefen; da steigen in nächtlicher Stille die Silbereimer in die schwarzen Eingeweide der Erde; dann die Bergknappenlichter in zweideutigem Nebel und einsam nur klingt das Glöcklein der Hüttenwerke durch die todtstille Gegend. Da blüht kein Frühling, lacht keine Rose, da ist der Gnomen und Erdgeister mährchenhaftes Reich und die Armuth wohnt zwischen Silberhaufen. Die einzigen Silberblicke, die der Himmel den armen Gebirgsbewohnern verlieh, heißen Gottvertrauen und Zufriedenheit.

Der Gedanke an das kalte Erzgebirge an einem heißen Sommertage in Dresden, wirkt so erquickend, wie das erfrischendste Glas Erdbeereis bei Baldini auf der Brühl'schen Terrasse.

Ich saß an einem schönen Sommerabende auf genanntem Vergnügungsorte; die untergehende Sonne, welche kaum eine Hand breit über den Rebenbergen der Lößnitz stand, warf ihren Rosaschimmer verklärend über das reizende Abendbild. Die Fenster der Loschwitzer Weinberghäuser strahlten in prachtvollem Erleuchtung, über mir dufteten die Lindenblüthen, das Musikkorps spielte das süße Duett aus Jessonda: Laßt uns dorthin, dorthin ziehen ꝛc., als plötzlich ein poetischer Freund zu mir trat und mit demosthenischer Beredtsamkeit mir die Reize eines Flug's durch's hohe Erzgebirge in den jetzigen warmen Sommertagen anseinander setzte.

Bedenke nur, rief er begeistert, heute noch sitzen wir hier im erizenden, sonnigen Elbthale, inmitten der glockenreichen Königstadt, inmitten von süßen Melodien, leuchtenden Rosen, und morgen schon hören wir die Urquellen rauschen im hohen Gebirg, sehen den einsamen Raubvogel über starren Felsen kreisen; Alles ist todt und erstorben —

„Das Glöcklein klingt, der Morgen graut,
Es wird im Bergmannshüttchen laut."

Ich lasse nie gern eine Gelegenheit vorüber, wo es gilt, eine poetische Idee zu realisiren. Es sind solche Zeiten Silberblicke, und je reicher das Leben an ihnen, desto reicher ist das Leben selbst zu nennen. Meine Scrupel und Zweifel waren daher bald niedergeschlagen und bereits am andern Morgen wanderten wir frei und glücklich auf der Straße gen Freiberg dahin.

Das erizende Tharand ist der letzte südliche Stern der schönen Dresdner Umgegend. Darüber hinaus wird die Gegend waldstiller, ernster und höher. Je weiter wir vorwärts schreiten, desto mehr Berge wälzen sich zwischen uns und das zurückgebliebene Elbthal. Selbst der Himmel verliert bald sein erquickendes Blau, dann noch einige Stunden Wegs, und hie und da steigt die einförmige Rauchsäule der Hüttenwerke zu den Wolken. Wir sind in das Reich des Plutus getreten. Das ist aber ein eben so unliebenswürdiger Gott, wie sein Herr Vetter Vulkan. Aschgrau und Schwefelgelb brütet er wie der leidhaftige Geiz über Silberhaufen.

Die Bergstadt Freiberg, acht Stunden von Dresden, ist so alt wie die ältesten sächsischen Saezies. Hier wird jene Kunst, die Erde auszubeuten, methodisch gelehrt; denn hier befindet sich die berühmte Bergakademie, welche von Scholaren aus aller Herren Ländern besucht wird. Selbst Spanier studirten noch vor nicht langer Zeit hier. Nachdem für Spanien die Silberblicke Amerikas erloschen waren, kein Herz und keine Silberader der neuen Welt mehr für die kastilischen Könige schlug und keine Silberflotte mehr einlief unter dem Donner der Karthanonen und dem Hurrah der Equipage in den Hafen von Kadix, sah man eines Tags fremde südliche Gestalten mit stolzen Schritten und tiefkatholischen Gesichtern einherwandeln in den Straßen eines nasecindaren sächsischen Bergstadtchens. Spanien wollte nämlich nach dem Verluste beider Indien in den eigenen Busen greifen und aus den Tiefen seiner Sierras die Gold- und Silberquellen sprudeln lassen ja nie gesehener Schätze. Ich weiß nun nicht, wie weit die Sache gediehen ist; doch scheint mir, daß Freund Mendizabal bei den kastilischen Händeln die Freiberger Studien aus der Hand habe dahin gestellt sein lassen, indem er es für geratener fand, zuvor den schönen Hamsterbau der spanischen Kloster bergmännisch zu bearbeiten.

An der Freiberger Bergakademie lehrte noch vor wenig Decennien der große Bergmann Abraham Werner, der Linné der Unterwelt, und noch heute lebt und wirkt ein gefeierter deutscher Name in der kleinen Bergstadt — der Oberberghauptmann Freiherr v. Herder, Sohn des Verfassers der Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.

Bevor ich die Bergstadt, die nächst ihrer Alterthümlichkeit wenig Bemerkenswerthes vorzeigt, verlasse, muß ich noch eines kleinen musikalischen Meisterwerks gedenken, das innerhalb Freibergs düstern Mauern gedichtet und in Musik gesetzt ward. Ich weiß nicht, ob das liebe Musikstück: „der Bergmannsgruß," Text von Döring, componirt von Anacker, außerhalb Sachsen so beliebt und bekannt ist, wie innerhalb unserer bescheiden gezogenen Grenzen. Es erhält dieses Tonwerk hauptsächlich dadurch einen eigenthümlichen Reiz, daß Dichtung und Töne inmitten des Bergwerkslebens entstanden, den Zauber und den Duft der Berge gleichsam in sich gesogen und treu bewahrt haben.

Wenn man von Dresden nach Freiberg heraufgewandert ist, denkt man wunder wie hoch man sich befindet, während sich im Süden neue, höhere Bergmassen gen Himmel wälzen. Immer öder und trauriger wird die Gegend, die Vegetation sparsamer, bald bleibt Flora's und Pomona's Reich ganz zurück, und man vernimmt nur das einsame Rauschen finsterer Tannenwälder.

Wir beschlossen, das gewerbreiche Chemnitz, die Lebensquelle des Gebirgs, rechter Hand liegen zu lassen, und wanderten über das freundliche Bergstädtchen Annaberg schnurstracks auf jene vom Himmel verlassene Gegend zu, die man unter dem Namen des sächsischen Siberien begreift.

Man kann das sächsische Erzgebirge füglich in drei Gürtel theilen. Aehrengolden wogt es auf den südlichen Abhängen, der üppige Saum ist mit Blumen durchwirkt, fruchtbelastete Aeste bengen sich im Herbste zur Erde, und der dankbare Boden nährt den fleißigen Bebauer. Noch baut sich der Lundmann sein solides räumliches Wohnhaus, und die innere Einrichtung zeigt von dem behaglichen Anstommen des Eigenthümers. Aber ein schneidender Luftzug durchweht bereits die mittlere Region, und verbietet manchem reizende Kinde Florens, die goldenen Augen aufzuschlagen. Der Fleiß der Menschenhand muß hier nachholen, was der Erdboden versagt. Unermüdlich schwirrt das Weberschiffchen in den zahlreichen, großentheils ärmlichen Wohnungen. Tausend und abertausend Hände regen sich in geschäftiger Eile wie ein Ameisenhaufe, vom armen Löffelschmidt und Korbflechter bis zur blassen Spitzenklöpplerin, die bei dürftigem Lumpenlicht von früh bis zum späten Abend an ihrem kunstreichen Gewebe sitzt.

Steigen wir aber beherzt noch höher in die Berge hinein, in den dritten Gürtel, du schweigt alsbald die Gewerbsthätigkeit, das Fabrikleben; Alles wird stiller, rauher; auf der Erde ist für die Menschen nichts mehr zu holen, und er steigt wieder in die Erde hinab, in das Reich der Gnomen und Metalle. Die Hütten werden ärmlicher, die Gesichter blässer; die kräftigen Fichten, die muntern Tannen, die wenig Stunden tiefer im Lande noch stolz und majestätisch zum Himmel streben, verlieren allen Muth und werden zwergartig. Dürftig nur noch gedeiht der einsame Eibischbaum mit seinen blutrothen Beeren am Wege, endlich erlischt auch dieser, und so weit der Blick trostlos die tubtkultr Gegend durchstreift, trifft er auf Nichts, als auf einen theilnahmlosen Himmel und graues Elend.

Fast wie Irunie sieht es aus, wenn die armen Bewohner hier und da auf einem sonnig gelegenen Plätzchen die unfruchtbare Erde umgewühlt und ein goldenes Saatkorn darin verborgen haben. Ich durchwanderte vor einigen Jahren im Anfang Oktober diese Gegend, da stand das armselige Korn mit seinen federleichten Aehren noch auf dem Felde und der Haser war noch ganz grün.

Die Armuth in dieser, von allen Göttern verlassenen Region nimmt von Jahr zu. Beim angestrengtesten Fleiße verdient jetzt — im vollsten Sinne des Wurts — eine Spitzenklöpplerin nicht das trockene Brod, denn sie muß ihren Hunger großentheils mit Kartoffeln stillen. Dazu kommt noch, daß der Bergbau immer mehr in Verfall geräth. Auf der Erde Nichts, unter der Erde Nichts, sind die Armen auf den Himmel angewiesen, wovon sie leider nicht satt werden. Es ist ein Jammer, wenn man in den Gegenden des höchsten Gebirgs, in Johann Georgenstadt, Eibenstock, Schönhaide, den blassen Leidensgestalten begegnet, die mit seltsamer Trauer zu dem durchwandernden Fremdling aufschauen, der von glücklicheren Himmeln zu erzählen weiß.

Was helfen hier uben in dieser Stiefmutter von Gegend alle Deklamationen von Heimath, Patriotismus und Vaterlandsliebe. Der Boden, der seine Kinder beim angestrengtesten Fleiße verhungern läßt, hat auch keinen Anspruch auf die Liebe derselben, und ist irgend deutschen Landsleuten eine glückliche Ueberfahrt nach Ameriks zu wünschen, so sind es diese armen Bewohner des sächsischen Siberien.

Auf der Grenze zwischen Sachsen und Böhmen beim Dorfe Wildenthal steigt ein gingantischer Berg zu den Wolken; es ist dieß der Auersberg, und wer ihn erstiegen, kann von Aussicht erzählen. Man muß uber einen heitern Nachmittag wählen, denn die Vormittage sind selten von Nebeln frei. Da liegt ein mächtiges Stück von Böhmen, wie eine frisch colorirte Landkarte, zu unsern Füßen. Ein gut bewaffnetes Auge soll die Zinnen von Prag erkennen. Wenden wir uns, so überschweift unser Blick die beiden kalten Güetel des Erzgebirgs und ganz um Horizonte dämmert in lieber bläulicher Ferne das Reich der Blumen und seidenen Lüfte. Zur Linken breitet das Vogtland seine reichen Getreidefluren in endlosen Flächen aus bis zur baorischen Grenze; rechts aber verbauen die himmelhohen böhmischen Grenzgebirge fast jede Aussicht.

Auf diesem höchsten Gebirge standen wir und schauten wie Könige auf die große Welt zu unsern Füßen. Dort in weitester Ferne, hinter jenem blassen Nebelstreif, lag das Elbthal, Dresden, die lindenumblühte Brühl'schen Terrasse, wo wir noch ehegestern saßen, von lieblichen Melodien umwogt. Hier in der erhabenen Einsamkeit tönte ein anderer Choral in den Kronen der dürftigen Tannen. Da unten lag Schönhaide, eine der traurigsten jener sächsisch-sibreischen Kulonien mit seinen ärmlichen Hütten uull Hunger und Elend.

Kalt strich der Wind aus Böhmen herüber. Mein Freund hatte eine Flusche guten Medoc mit heraufgeschleppt. Wir tranken auf das Wohl der armen Hüteenbewohner nnd auf das schöne Mitleid, daß es einkehre in die Paläste und die Herzen der Reichen.

Klirrend flog die geleerte Flasche in den Abgrund. Eine Schaar schworzes Geflügel stieg erschreckt hervor und umkreiste mit heiserm Geschrei unsere Huupter; der Wind aus Böhmen pfiff schneidender; immer unheimlicher ward es auf der kalten Bergeshöh'. Da faßte mich der Freund am Arme.

„Laß uns dorthin, dorthin ziehn,
Wo die Blumen schöner blüh'n"

sang er, nnd unter der Spohr'schen Melodie eilten wir den Berg herab.

Am andern Tage ging die Reise zur Post von Schneeberg aus, über Stollberg, Chemnitz, nach dem lachenden Elbflorenz, aus drm Winter in den Frühling zurück. —

Die sächsischen Mädchen.

Um über den fraglichen Gegenstand ein unbefangenes, philosophisches Urtheil abzugeben, ist ein Haupterforderniß, daß man nicht selbst verliebt ist. Da ich mich, Gote sei Dank, dermalen in diesem glücklichen, emancipirten Zustanoe befinde, su ergreife ich die schöne Gelegenheit, und berichte, wie folgt:

Die sächsischen Mädchen sind ein herrliches Geschlecht, das der liebe Gott zum Nutzen und Frammen seiner guten und getreuen Bewohner des konstitutionellen Königreichs Sachsen besunders erschuffen hat, odschon die königlich sächsischen Mädchen nichts weniger als konstitutionell gesinnt zu nennen, da der sächsische Landtag gleich beim Beginn seiner Sitzungen die unpulitische Ungalanterie beging, das reizende Geschlechl non seinen Sitzungen uuszuschließen nnd sich seine Gallerie muthwilligerweise zu desloriren.

Es ist ein uralt Bonmot, daß

„in Sachsen die schönen Mädchen wachsen."

Ging ich nun nicht so unparteisch zu Werke, ließ ich das Bonmot auf sich beruhen, und die Welt käme hinsichtlich der sächsischen Mädchen nie auf's Reine, aber su streiche ich das schön und setze dafür hübsch. Nach dieser Variation will ich das Sprichwort beschwören, falls die Sache zum Prozesse kommt. Hiemit sull nun nicht gesagt sein, als ob in Suchsen nicht auch sehr schöne Mädchen wüchsen, bewahre der Himmel! Auch leb' ich der moralischen Ueberzeugung, daß sich $^{9}/_{10}$ Theile meiner Landsmänninnen für sehr schöne Mädchen halten.

Hält' ich völlig freie Hand, würd' ich obiges Bonmot noch auf eine zweite Art variiren nnd schreiben:

„In Sachsen, wa die herzigen Mädchen wachsen."

Dieß kann ich sogur auf geographischem Wege beweisen. Deutschland oder, wie die Turner wollen, Teutschland, uder demagogisch das deutsche Vaterland, oder laut der Wiener Congreßakte die deutschen Bundesstaaten sind bekanntlich das Herz non Europa; Sachsen wiederum ist das Herz von Deutschland; kann es aber nach deutscher Logik und Fundamental-Philosuphie anders kommen, als daß auf solch herzigem Terrain die meisten herzigen Mädchen wachsen? Ein sächsisches Mädchen weiß mit ihrem kleinen Herzen in der Welt Gottes Nichts anzufangen, als sich damit zu verlieben, und das macht das süße Kind eben su herzig und liebenswürdig.

Indem ich den letzten kühnen Satz niederschreibe, fallen mir die Leipzigerinnen ein, und ich komme in nicht geringe Verlegenheit. Daß die Leipzigerinnen auch sächsische Mädchen, kann ich nicht läugnen und gleichwohl paßt da mein Satz nicht, daß sie mit ihren diversen Herzen Nichts anzufangen wüßten, als sich zu verlieben. Ich wil mich auf gut constitutionellem Wege uus der Schlinge ziehen und so klar als möglich fassen.

Jeder Medieiner, wenn er auch noch nicht promovirt hat, wird mir zugestehen, daß jedes irdische Mädchen, von andern ist die Rede nicht, mit zwei Herzkammern geboren wird. Nun gut, ich mache jetzt die Nutzanwendung anf die sächsischen Mädchen. Wenn ich vun ihnen im Allgemeinen behaapte, daß sie mit ihren Herzen Nichts anzufangen wüßten, als sich damit zu verlieben, so soll das so viel heißen, daß sie sich mit beiden Herzkammern verlieben; die Leipzigerinnen machen aber eine Ausnahme und verlieben sich blos mit Einer, während die Andere mit allerhand Contrebande, als da sind Feronieren, Spitzen, Marabouts, Ballengagements und mit noch schlimmeren Dingen vollgepfropft ist.

Die Leipziger Mädchen sind wie ihre vaterländischen Collegiumen zwar constitutionelle Staatsbürgerinnen, aber liberaler gesinnt. Sie geben dem Zweikammersystem den Vorzug. Es ist da ein ewiger Streit der Interessen zwischen Liebe, Eitelkeit und Gefallsucht, während die Mädchen in der Provinz gar nicht wissen, daß sie zwei Kammern haben, da in beiden nur die Liebe wohnt.

Die Mädchen in der Provinz, was soll das bedeuten? Es ist gut, daß mir diese Redensart in den Weg kam, ich habe mich lange genug darüber geärgert, und erhalte nun Gelegenheit, einmal dem Leipziger Uebermuthe beizukommen.

Die Leipziger, doch damit ich nicht ungerecht werde, fast nur das junge Leipzig, la jeune Leipsic, wenn es auch nicht ganz der Ueberzeugung lebt, daß Leipzig der Mittelpunkt der Erde und der Civilisation, und daß der liebe Gott den 5400 Meilen langen Aequator blos erschaffen hat, damit er sich um Leipzig drehe, hat sich seine eigene Geogeaphie geschaffen. Nach diesem Leipziger geographischen Katechismus wird das Königreich Sachsen eingetheilt:

a) in die Stadt Leipzig, inclusive der Kohlgärten und Straßenhäuser, und

b) in die Provinz.

Alles, was nicht Snhne statt Rahm sagt, was nicht zittert und bebeet, sondern nur zittert und bebt, gehört zur Provinz; das herrliche Dresden im blühenden Elbthale mit seinen Kunstschätzen, Dresden, die Haupt- und Residenzstadt, das gewerbereiche Chemnitz mit seinen Fabriken — Alles ist Provinz, hat neun Zehntheile weniger Anspruch auf die ewige Glückseligkeit, und Leipzig mit seinen fetten Lerchen und mageren Professuren ist die allmächtig gebietende Urbs.

Doch ich kehre zu meinem Hauptthemn den sächsischen Mädchen, zurück.

Wie ward Gelegenheit, die sächsische Flora in den verschiedenartigsten Jahreszeiten zu beobachten. Wie manche selige Winternacht lehnte ich an einem Pfeilee der kreuzflammenden Ballsäle des Hotel de Pologne in Leipzig, und sah die eilenden Guirlanden des Cotillon an mir vorüberschweben. Ich habe sie geschaut die liebliche Flora der Leipziger Gewandhausconcerte, so wie die freundlichen Blumen der Residenz, in reizender Verklärung der hundertfach flammenden Kerzen, umwogt von den süßesten Melodien Bellini's. Man befand sich in einem Zauberpaeke von Tausend und Einer Nacht; man war berauscht, entzückt, aber nicht — ernüchtert. Die lieblichen Blumen waren eben nichts als Balldamen, und wenn man am Tage nach dem Ball den blassen kränklichen Gestalten auf der Promenade begegnete, schwand vollends alle Poesie.

Aber es gibt außer Leipzig und Dresden noch eine andere sächsische Flora, die wie ein duftendes Veilchengefild in der Stille ihrer Berge und Thäler einsam blüht, des eigenen Werthes unbewußt, und sie ist die Nationalzierde der sächsischen Mädchen.

O durchwandere nur, geneigtee Leser, an schönen Sommerabenden die freundlichen sächsischen Landstädte, blicke auf nach den Fenstern, wo Blumen herabnicken, und Du wirst hinter den Blumen noch schönere Blumen versteckt finden; wandle nur vorüber an den Steinbänken vor den Häusern, wo sie gern vereint sitzt die holde nachbarliche Flora, plaudernd und Märchen erzählend, und Du wirst sie oft der glänzendsten Damengallerie des Ballsaals vorziehen. Kehre nur ein in den einsam gelegenen Maiereien, den im Waldesgrün vergrabenen Försterwohnungen und den hinter blühenden Linden versteckten Pfarrhäusern, und Du wirst erkennen, daß in Sachsen auch Engel blühen, von denen kein Geograph und selbst der königlich sächsische statistische Verein Nichts weiß.

Indem ich dieß schreibe, überkommt mich tiefe Wehmuth, denn ich muß ja Deiner gedenken, unnennbar süße Blume, die Du einsam und vergessen blühst in Sachsens höchstem Gebirg, wo man keinen Frühling kennt, träg der schwarze Hüttendampf zum verödeten Himmel steigt, wo eintönig das Glöckchen des Bergwerks tönt, und am Wege der Eisdistelbaum mit seinen rothen Beeren kümmerlich nur gedeiht. Stiegst Du herab von Deinem Wolkensitze zu den Fluren des Frühlings, welch' ein Blumenregen von Huldigungen würde Dich begrüßen. So wirst Du einsam blühen, einsam sterben, und im Eise des Erzgebirgs wird Dein einsames Grab sein. Denn Du bist arm und ein Engel, zwei Eigenschaften, die vollkommen geeignet sind, hienieden recht bald vergessen zu machen. Vielleicht, daß, wenn Du von hinnen gegangen, die Volkssinge ihren Regenbogenschimmer um Dich breitet, und Du den wenigen armen Leuten, die Dich kannten und als kleine Heilige verehrten, auch künftig als Heilige erscheinst und sie stärkst im frommen Wandel. Wie ist Nichts von Dir geblieben, als ein einfach Lied, das ich später einer jungen Dame schenkte, der ich oft von Dir erzählte und die Dich innig liebte, weil sie Dir ähnlich war. Obschon sich die Paar Verse gedruckt vorfinden, sei ihnen doch, da sie ein sächsisches Mädchen charakterisiren, ein Plätzchen gegönnt:

Hoch oben auf dem Felsen,
Wohin kein Auge sieht,
In Frühlingsnacht eine schöne
Vergessne Blume blüht

Tief unten tacht der Frühling,
Leben der Schwestern viel:
Es treiben in muntern Zweigen
Die Vögel ihr lustiges Spiel.

Die Wolken und die Geier
Achten der Blume nicht.
Es schaut kein freundlich Auge
In das so liebe Gesicht.

Kein Schmetterling umgaukelt
Das blühend schöne Kleid —
Die ganze Welt da unten
Kennt nicht der Blume Leid.

Das Abendroth ist verklungen,
Die Sterne blicken hervor —
Die Blume ist gestorben —
Es weiß kein Mensch von ihr.

Der Leser wird mir übrigens für dergleichen poetische Excurse wenig Dank wissen. Ich gehe aber in mich, werde wieder statistisch und berichte wie folgt:

Unter zehn sächsischen Mädchen ist eins sehr hübsch, eins recht hübsch, drei sind hübsch, drei wenigee hübsch, zwei gar nicht hübsch. Schön ist ungefähr das Fünfzigste und häßlich das Dreißigste.

Unter zehn sächsischen Mädchen sind seener drei bis vier liebenswürdig, ein Paar sind ungenehm, die übrigen lassen gleichgültig.

Geistreich sind von Zehn eins oder zwei, gemüthlich aber acht.

Naivetät ist ihre Cardinaltugend und Nationaltypus. Unter zehn befinden sich wenigstens sechs oder sieben Naive.

Sich geschmackvoll zu kleiden verstehen unter Zehn nur drei oder vier. In Leipzig ändert sich dies Verhältniß, da verstehen es acht.

Von zehn Mädchen bekommen drei den Mann ihrer Wahl; sechs heirathen, um unter die Haube zu kommen und eine bekommt gar keinen Mann.

Nichtsdestoweniger sind von zehn Ehen zwei glücklich, fünf unfrieden, zwei unzufrieden und nur eine unglücklich zu nennen.

Nach dieser Wahrscheinlichkeitsrechnung, von der sich jeder Leser, so er nach Sachsen kommt, wird überzeugen können, sei mir noch zu erwähnen erlaubt, wie man die hübschen Sachsinnen in der Regel benamt.

Da stehen nun gleich im ersten Gliede die Marien. Sind zehn Mädchen beisammen, stecken gewiß ein oder zwei Marien darunter; und sonderbar, ein eigner Segen ruht auf den sächsischen Marien, es sind fast sämmtlich süße und holde Kindee. Daher das liebe Lied von Wilhelm Müller von den Lippen manches begeisterten Marienliebhabers ertönt:

Maria möcht' ich Dich begrüßen!
Mein Herz hat stets Dich so genannt.
Send' ich ein klares Bächlein fließen,
Setz' ich mich still an seinen Strand;
Maria riefen seine Wogen,
Maria soll Dein Name sein. u. s. w.

Nach den Marien kommen die Pauluen. Auch diese sind in der Regel recht hübsch; und ich würde überhaupt bei jedee königlich sächsischen Gevatterschaft den guten Rath geben, das respective Töchterlein Marie oder Pauline zu taufen; es würde da gewiß einmal recht hübsch.

Auf die Paulinen folgen die Thereſen, diesen die Sophien, die Luiſen, Henriettten, Amalien, die Julien und Emilien, diesen die Charlotten und Karolinen, die Augusten, Wilhelminen und Mathilden. Auch Clärchen gibt's die Menge, und in Dresden heißt alle Welt Ida.

Bescheidenheit ist eine der hervorragendsten Tugenden meiner schönen Landsmännninnen. Sie würden es daher nur ungern sehen, wollte ich dieses Kapitel, welches allein über sie handelt, noch weiter fortspinnen; obschon mir der interessanteste Stoff zu Gebote stunde, wo ich meine über allen Tadel erhabene Beobachtungsgabe im glänzendsten Lichte zeigen könnte. Indeß meine Galanterie ist doch noch größer als meine Autoreitelkeit, was gewiß viel sagen will, und indem ich dem Wunsche der bescheidenen Schönen zuvorzukommen suche, schließe ich diesen Aufsatz mit der Bitte an alle nicht sächsischen Leser, recht bald selbst in mein freundliches Heimathland zu kommen und sich von der Wahrhaftigkeit meiner Aussagen über die sächsischen Mädchen zu überzeugen.

Ich lebe und empfehle mich in der frohen Hoffnung, daß sie die Reise nicht gereuen wird.

Ein theologisches Fragment.

Es war ein klarer, frösteinder Spätherbstmorgen, als Martinus Luther, gefeierten Andenkens, seine berühmten Conteoversen an die Schloßkirche zu Witteuberg nagelte. Die Morgensonnr schien so nüchtern über die Dächer der churfächsischen Uniuersitätsstadt, daß der Reformator für seinen hochheiligen Zweck gar keine geeignetere Zeit wählen konnte. Der Frühling mit den blühenden Altären und sternegestickten Nachtigallnächten war nicht passend für die nüchternen Vernunftsätze Meister Martins; auch der norddeutsche gluth- und schweißreiche Sommer nicht; wohl uber jene klare, leidenschaftslose Herbstsonne, wo die Natur das blühendr Gewand abgestreift hat, die Sinne undehelligt läßt, und die Contemplatioe erleichtert. Als nach einigen Wochen die Novembernebel heradsanken, war die Saat bereits gestreut und in den langen, ofenerwärmten Winteenächten fand Bürger- und Ritterémann hinlängliche Muse, uber die fünf und neunzig Sage nachzudenken. Die Schneebecke des Winters 1517 bis 1518 schmolz, donnernd trieben die Eisschollen der Elde gen Norden — da brach die Saat der Reformation wohl erhalten und stark heroor.

Ich weiß nicht, wie lange jenes welterschütternde Plaeat an der Schloßkirche zu Wittenberg angeheftet hing; aber heutr noch, nach länger denn dreihundert Jahren, muß ich mich wundeen, wie die damalige Sicherheits- und Wohlfahrts-Polizei der guten Uniuersitätsstadt ein solches polizeiwidriges Unternehmen so gelassen mit ansehen konnte. Ich kann mir die Sache nur daraus erklären, daß die damaligen weltlichen Behörden, die Fürsten, Grafen und Herren gegen den für ihre höchst eigenen Gefälle so nerderblichen Ablaßkram nach weit aufgebrachter waren uls Luther seldst; die heller Denkenden der Unioersität waren über die Abnormitäten dee damaligen katholischen Kirche längst im Klaren und der hausbackene, phantasielose Sinn des Bürgers zu Wittenderg, einer Stadt an der prosaischen Elde, ließ sich durch die Deelamatoeien Tetels kein X. für ein U. machen. So war Luther nur das Organ der damaligen öffentlichen Meinung. Er hatte den Muth sie auszusprechen und anzuschlagen an der Schloßkirche zu Wittenberg am 31. Oetober 1517, und zu vertheidigen nor Kaiser und Reich in der freien Reichsstadt Woems. —

Frühlinge kamen und gingen. Da oerstummten allmählig in Folge jenes herrlichen Octobertages die katholischen Glocken in den Domen und Hallen, die ewigen Lampen erloschen, die Heiligendilder erbleichten und weinend floh Madonna gen Süden. Aber nuch dort, in den Gebieten der weithin rauschenden Donau, in den fröhlichen Thälern von Ober- und Nieder-Oesterreich, in der eisenhaltigen Steier, wo Italien herüberrankt mit seinen blühenden Armen, und das kernvolle deutsche Wort in melodischem Wohllaut zerfließt, warb es Lutherlaut nnd Tageshelle. Lange Zeit schleuderte der Vatican seine Blitze gegen den heraufbrechenden Morgen; sein Reich schien zu Ende im deutschen Lande. Da schlug einee ber römischen Blitze in die Hofburg zu Wien. Das junge deutsche Glaubenslicht ward jetzt zur Feuersdrunst. In dreißig blut- und zornvollen Jahren legte das Haus Habsburg sein religiöses und politisches Glaubendbekenntniß nieder. Mancher katholische Dom stürzte zusammen, manches evangelische Bethhaus ward geschleift, und als man kampf- und blutmüde Frieden schloß, theilte sich Luthee und Papst in das deutsche Reich. Jener behielt den Norden, bieser den Süden. So ist es geblieben bis auf den heutigen Tag.

Finster und waldumnachtet erhebt sich auf Böhmens und Sachsens Grenze ein hoher Berg mit basaltner Kuppe nnd einer Eichenkrone. Man nennt ihn den großen Winterberg und er ist einer der Marktscheiden zwischen dem protestuntischen nnd katholischen Dentschlund. Weithin streift von hier der Blick in das walddunkle, tiefkatholische Böhmen, wo sie nor Jahrhunderten freudig kämpften und bluteten für Huß und Luthee und jetzt gläubig knien nor dem heiligen Nepomuck. Weithin schweift der Blick auf der andeeen Seite in das lachende protestantische Sachsen. Der Gipfel seldst des Berges ist lutherisch, vom nahen sächsischen Gränzdorfe tönt einfach und still die Glocke des reinen Enangeliums. Auf der entgegengesetzten Seite des Berges beginnt Sanet Peters Macht. Tief unten im Thale tritt die Etbe nus Böhmen herüber und fließt nun ruhig fort durch lauter protestantische Länder bis zu iheer Mündung im Meere.

Dort oben auf dee unwirthbaren Höhe, wo das kleine Winterhaus erbaut steht auf kaltem Basale, und umrauscht wird von der einsamen Eichengruppe, in welcher wunderbare Lieder tönen, kehren in den Sommermonaten oft Harfenspieler ein, welche aus Böhmen herüber kommen und die Besucher des Winterbergs durch ihr Spiel und ihre Melodien erfreuen.

Einst hatte mich der Abend übereilt und ich war genöthigt, im Winterhause zu übernachten. Schon non fern wehte mir durch die Stille des Abends Harfenlaut entgegen. Die Sonne war hinter einer dunklen Wolkenwand untergegangen, und wie in einem grauen Mantel oersanken allmählig Städte und Dörfer, Berge und Walder. In den Kronen der Winterberg-Eichen rauschte es mährchenhaft. Der Abendhimmel umzog sich immee dunkler und in den kleinen Fenstern des Winterhauses ward es lichthell.

Der Wirth kam mir entgegen, blickte nach Abend, verkündete heut noch rin kleines Unwetter und wünschte mir Glück, noch trocken das Wintrehaus ereicht zu haben. Ich war heute der einzige Gast und trut in die kleine aber gemüthliche Fremdenstube. Zu meiner Bewillkommnung ertönte eine jener böhmischen Nationalmelodien, in welcher, wie in allen slavischen Liedeen, ein so unendlicher Zauder liegt. Es war ein Allegro, abee ein Allegro, das durch Thränen lächelt.

Wer ermißt den abgrundtiefen Schmerz, der in den Mollaccorden jener weithinwohnenden Völkerschaften spricht, die wir Slaven nennen. Sie klagen seit Jahrhunderten um einen unersetzbaren Verlust, dee so groß ist, daß sie ihn nicht auszusprechen wagen in Worten; aber wenn wir ihre Lieder hören, oerstehen wir ihn. Weich und thranenvoll legen sich diese Klänge an des Deutschen Beust, die so gern theilnehmend mitschlägt bei fremden Leiden.

Noch oftmals werden sich die Berge und Thäler Slaooniens grün kleiden im Schmucke des Frühlings, und noch mancher Ring wird den Kern der drutschen Eichen umgürten; nber einst — dafür dürgt der Geist der Geschichte, die große sittliche Weltordnung — werden jene Molltonr wiedee in Dur übergehen, und der Himmel wird sich röthen — ich weiß nicht, ob vor Freude oder von Blut- und Rachestammen.

Das Musikcorps auf dem Winterberge bestand aus einem ziemlich bejahrten Böhmen und seiner Tochter, einer reizenden Blume aus dem Reiche der Madonnen. Unter den langen dunkeln Wimpern glühte es tiefkatholisch. Das dunkelseidene Haar scheitelte sich rein und ertzend um das non Wunderhand gezeichnete Oval. Die kleine Goldhand flüsterte teis und spielend in den Saiten der Haefe. So saß sie da, wie ein schönes frommes Legendendild der Vorzeit.

O ihr schönen frommen Legendenbilder der alleinseligmachenden Kirche, ich din Protestant, nber gegen euch hab' ich nie protestirt. Ich glaube, daß ihr selig sprechen könnt mit dem süßen Munde, und Unsterblichkeit oerleihen mit den Gewißheit oerkündenden Augen.

Der Wirth auf dem Winterderge hatte wirklich nicht unrichtig prophezeit. Es war ein Heidenwettee im Anzuge. Schon grollte und pfiff es ganz unheimlich in der rings aufgethüemten Felseneinode. Ein fernes Wetterleuchten fegte die Gegend in momentane Beleuchtung.

Der Harfner war mit seiner Tochter nor das Winterhaus getreten. Das Madchen hielt ängstlich seinen linken Arm umschlungen und blickte scheu nach dem heraufziehenden Gewitter, bei jedem Blitz ihr Gesicht an der Brust des Vaters vergergend.

Ein langsamer Donner rollte jetzt durch's Elbthal, halb Sachsen und Böhmen den Beginn des Nachtgewitters nerkündend. Der plotzlich heradfallende Platzregen trieb uns zurück in's Winterhaus. Der alte Böhme stellte sich sogleich an's Fenster und schaute keck hinaus in das großartige Nachtstück, wahrend das Mädchen zitternd die Perten des Rosenkranzes duech die Finger gleiten ließ. Immee wilder tobte das Unwetter. Von Zeit zu Zeit stürzte ein losgerissenes Felsstück unter donnerähnlichem Grkrach in den Abgrund. Seufzend schlugen die Eichen auf ihrem basaltenen Postament bie nassen Kronen gegen einnnber. Rings umher ewige Nacht, fortwährend oon den goldenen Bandern der Blitze durchschnitten. Der Donner rollte ununterbrochen.

Als aber das Toben der Natur seinen hochsten Grad erreicht hatte, das schöne Mädchen todtenähnlich zusammengesunken war, die Wirthsleute, die Bibel in der Hand mit bebenden Lippen dastanben, und mir selbst ganz und gar nicht wohl zu Mnthe war, da die Blitze wie Raketen aus allen Weltgegenden gegen das Winterhaus daherfahren — da griff ber alte Bohme mit Einemmale nach seiner Harfe. Seine Blicke leuchteten, die Töne rauschten und er stimmte an ein uraltes böhmisches Volkslied. Es war ein wilder, todesmuthiger, siegsfreudiger Schlachtgesang aus dem Kriege der Hussiten. Der ging aber nicht aus Moll, sondern aus dem kraftigsten, freudigsten Dur. Ich hörte deutlich die Trommel Ziska's wirbeln, ich sah die Peroepe hoch zu Roß, die Eisenkeule in der Faust, noran ben schwarzen ecche- und freiheits-

schnaubenden Schaaren. Es war ein heißer und blutiger Drang und Kampf für Glauben und Vaterland, und je lauter der Donner niederschlug in die Felsen und dröhnend wiederhallte, um so lauter klang die Harfe. Ich hätte nie geglaubt, daß aus diesem saften Instrumente solche Töne zu schlagen wären.

Aber der Sturm legte sich, das Gewitter zog vorüber, nur noch aus der Ferne grollend und leuchtend, und leiser klangen die Saiten. Da brach aus zerrissenen Wolkendecken der Nachthimmel in seiner stillen Schöne, und nun perlten die Töne glaubensfreudig und siegesicher und gingen über in den ewigen Choral des Lutherliedes: „Ein' feste Burg ist unser Gott!"

Erschrocken sprang bei diesen Klängen das frommbesorgte Mädchen auf den Vater zu, und suchte ihn mit gefalteten Händen zu beschwören. Zugleich blickte sie scheu nach mir, den Wirthsleuten und dem in immer weiterer Ferne sich zurückziehenden Gewitter, gleichsam als fürchte sie, es werde zurückkehren ob dieses ketzerischen Liedes.

Der Alte ließ sich aber nicht stören und sang laut und begeistert alle vier Verse des großen Liedes. Es ist kein Verräther unter uns, mein Kind, sprach er, als er geendet, und würde es auch verrathen, ich kann mir nicht helfen; schau' ich Gottes Pracht und Herrlichkeit, da muß ich sie singen, die alten herzerquickenden Lieder, und hätte sie auch der fromme Pater Clemens noch so streng verboten.

Das Mädchen schüttelte aber ungläubig und traurig das Madonnengesicht, und küßte um so inniger das kleine Marienbild, das sie in der Hand hielt. Sie wußte er ja wohl, die Himmelskönigin war es gewesen, die das Winterhäuschen vor dem Blitz geschirmt und das Gewitter gnädig hatte vorübergehen lassen. Der Wirth klappte sorgfältig die alte Haasbibel zu, in welcher er sich während des Unwetters Trost erholt, und stellte sie ehrfurchtsvoll an den gewohnten Ehrenplatz. Er war überzeugt, die Bibel, dieses heilige Buch, war es gewesen, der man die Rettung aus sichtbarer Todesgefahr verdankte. Der Harfner setzte sein Instrument ruhig in den Winkel; es war ihm ziemlich ausgemacht, hätt' es nicht das uralte Freiheitslied des Vaterlandes angestimmt, die Sache konnte schlimm werden.

Ich aber trat hinaus in die Sternennacht, wo in goldner Schrift des Vaters Name in unverlöschlichen Zügen brannte. Da unten wohnten die Sachsen und Böhmen. Oft bekämpften sie sich in dunklen Schlachten über den wahren Gott, und es war doch derselbe Himmel, der über beide Länder mit gleicher Liebe herabsank! Waren es nicht dieselben Sterne, welche über beide Länder mit gleicher Klarheit und gleicher Liebe leuchteten? Wie aber das Gewitter vorüberzog, ohne daß seine Blitze ein einziges Komma in jener Wahrheitsschrift dort oben verrücken konnten, so wird die Wahrheit selbst siegen über die Wolken und Stürme der Erde, und dereinst nur Ein Gott, Ein Glauben, Ein Vaterland und Ein Himmel sein auf Erden.

Gottlieb Stolle,

am 3. Februar 1673 zu Liegnitz geboren, studirte zu Leipzig und Halle, wurde Magister der Philosophie und Hofmeister, 1713 Adjunct der philosophischen Facultät zu Jena und 1717 Professor der Politik und Präsident der deutschen Gesellschaft daselbst, nachdem er 1714 als Director des Gymnasiums zu Hildburghausen angestellt gewesen war. Er nannte sich Leander aus Schlesien und starb am 4. März 1744. Er schrieb:

Deutsche Gedichte. Jena. 8.

Auswahl im Almanach Lana von Franz Horn, für 1805. S. 262.

Unter den Schülern der sogenannten Hoffmanns-Waldauschen (zweiten schlesischen) Dichterschule ist St. unbedingt einer der talentvollsten, da er Leichtigkeit, Anmuth und Wohllaut mit Geist verbindet, und einen feineren Geschmack hat als die Meisten unter seinen Vorgängern und Zeitgenossen.

Meister Stolle, s. Minnesinger.

Adelheid von Stolterfoth,

am 11. September 1800 zu Eisenach geboren, verlebte ihre Jugend mit ihrem Vater, einem preußischen Offizier, zu Erlangen, später zu Bingen und seit 1819 hält sie sich zu Langenwinkel im Rheingau auf. Sie ist königlich bairische Stiftsdame zu Birken.

Sie gab heraus:

Zoroide, romantisches Gedicht in drei Gesängen. 1825. (Gedichte in mehreren Zeitschriften und Almanachen.)

Rheinischer Sagenkreis. Frankfurt, 1835.

Alfred, romantisches Gedicht. Wiesbaden, 1834.

Ein schönes lyrisches Talent voll Wärme der Empfindung, Gluth der Phantasie und Anmuth in der Darstellung; besonders glücklich in der Behandlung rheinischer Sagen.

Johann Jakob Stolz

ward am 31. December 1753 zu Zürich geboren, bekleidete zuerst seit 1781 ein geistliches Amt in der reformirten Kirche zu Offenbach. Nachdem er aber 1784 nach Bremen berufen war, erhielt er als Prediger an der Martinskirche daselbst den Titel eines Doctors der Theologie und 1802 zugleich eine Professur am Gymnasium. 1810 wurde er Pastor Primarius an derselben Kirche, legte jedoch schon im folgenden Jahre seine Aemter nieder, um in der Vaterstadt sein Leben zu beschließen. Er starb zu Zürich am 12. März 1821.

Von ihm erschien:

Sämmtliche Schriften des neuen Testaments, übersetzt, 1781—82. Zürich, 2 Thle.; neue Ausg. Hannover 1820.

Erläuterungen dazu. Hannover, 1809.

Predigten über die Geschichte unsers Herrn. Frankfurt, 1782—86.

Christliche Vorträge. Frankfurt, 1783.

Fest- und Communionpredigten. Winterthur, 1788.

Briefe. Winterthur, 1789—90. 2 Thle.

Geist der Sittenlehre Jesu. Lemgo, 1792—93. 3 Thle.

Die Liebe nach Paulus. Hannover, 1798.

Predigten über Merkwürdigkeiten des 18ten Jahrhunderts. Bremen, 1800—1802. 4 Thle.

Historische Predigten. Jena, 1805—1807. 2 Thle.

Predigten zur Beförderung der Humanität. Hannover, 1810. 2 Thle.

Die Psalmen. Zürich, 1814.
Vier Predigten. Bern, 1814.
Vermischte Schriften. Winterthur, 1816—17. 2 Thle.

Ein freisinniger, geistreicher Theolog, der sich besonders als Kanzelredner auszeichnete und namentlich durch seine gediegenen Predigten über historische Stoffe großes Aufsehen machte.

David, Achimelech, Achis*).

1. B. Sam. XXI. 1. 2. 3. 8 — 13.

David kam nach Nobe zu Achimelech, dem Priester. Achimelech erschrak, als er David entgegen ging, und sagte zu ihm: Warum kömmst du allein, und ist niemand bei dir? David sprach zu Achimelech dem Priester: Der König hat mir ein Geschäft aufgetragen, und zu mir gesagt: Niemand soll wissen warum ich dich gesandt, und was ich dir aufgetragen habe, auch habe ich die Bedienten an einen gewissen Ort beschieden. Hast du nun etwas, so gieb es mir, etwa fünf Brode, oder was sich findet..... Und David sprach zu Achimelech: Hast du nicht hier einen Spieß oder ein Schwerdt? Ich habe mein Schwerdt und meine Waffen nicht mitgenommen; denn die Sache des Königs war eilig. Der Priester sprach: Das Schwerdt Goliaths, des Philisters, den du im Terebinthenthale erschlagen hast, ist hier in einem Tuche eingewickelt hinter dem Leibrocken. Willst du dies nehmen, so nimm es; ein anderes als dies ist nicht hier. David sprach: Keins ist wie dieses, gieb es mir! Jetzt machte David sich auf, und floh vor Saul, und kam zu Achis, dem Könige zu Gath. Die Diener Achis's sagten zu ihm: Ist dies nicht David, der König des Landes? Sangen sie nicht spielend gegen einander neu ihm: Geschlagen hat Saul seine tausend, und David seine zehntausend? Ueber diese Reden ward David betroffen, und fürchtete sich sehr vor Achis, dem Könige zu Gath. Da verläugnete er seinen Verstand vor ihnen.

Leicht werden gewisse Handlungen entweder zu strenge oder zu gelinde beurtheilt. Diejenigen, welche sich nicht anders als hart und schneidend darüber zu äußern wissen, setzen sich nicht in die Lage des Nächsten, der sich so betrug, und nehmen auf manches, was bei gerechter und billiger Beurtheilung dieser Handlungen in Anschlag gebracht werden muß, keine Rücksicht. Da ihre Denkart, selbst ihr Temperament und Naturell von dem ihres Nächsten sehr verschieden ist, und sie also freilich nie in Versuchung kommen, gerade so zu handeln, so können sie den, der so handelte, nicht begreifen, und ihr Unwille über sein Verhalten wird ohne Maaß ausgedrückt. Diejenigen hingegen, welche diese Handlungen in Schutz nehmen, sind in anderer Hinsicht zu tadeln; sie rechtfertigen; was höchstens entschuldigt werden kann und darf; sie erklären für allgemein erlaubt, was sehr bedenklich wäre, ohne genaue Bestimmung aller Umstände jedem Einzelnen zu erlauben. Es versteht sich, daß hier nicht von Handlungen die Rede ist, welche gegen den ausdrücklichen Buchstaben der zehn Gebote anstoßen; denn über diese urtheilt jedermann gleich, und es wird zum Beispiele allgemein für unerlaubt gehalten, sich an des Nächsten Leben, Ehegenossen, Vermögen, gutem Namen geradezu oder auf eine hinterlistige Weise zu vergreifen. Allein es giebt andre Handlungen, welche ungleich beurtheilt werden. Dahin gehört, was in diesem Abschnitte der Geschichte, auch in dem unmittelbar Vorhergehenden und Nachfolgenden von David erzählt wird. Wir haben bereits gehört, daß David kein Bedenken trug, seinem Freunde Jonathan den Vorschlag zu thun, daß er seinem Vater sagen sollte, David sei nach Bethlehem gegangen, um an einer jährlichen Familien-Opfermahlzeit Theil zu nehmen; dies geschah oder keineswegs, sondern er hielt sich in der Nähe des königlichen Hoflagers verborgen. Jonathan sollte also eine wissentliche Unwahrheit sagen. Heute hören wir abermal, daß David sich gegen den Oberpriester Achimelech eine wissentliche Unwahrheit erlaubte; er versicherte nämlich, er reise in Geschäften des Königs; dies war ganz falsch; denn er war auf der Flucht. Weiter unten lesen wir, daß er sich auch das in dem Heiligthume aufbewahrte Schwerdt Goliaths zu verschaffen gewußt habe, weil er, ganz der Wahrheit zuwider, versicherte, das ihm von dem Könige aufgetragene Geschäft sei so eilig, daß er sich nicht einmal mit den nöthigen Waffen für seine Reise habe versehen können. Was ist hiernon zu halten? Die Urtheile hierüber sind ungleich. Eben so verhält es sich mit demjenigen, was am Ende des Capitels erzählt wird. David begab sich nämlich, diesen Nachrichten zufolge, auf seiner Flucht vor Saul in das Gebiet der Philister, an den Geburtsort Goliaths, zu dem dortigen Könige, ward aber bald erkannt, und mußte befürchten, an Saul ausgeliefert zu werden; um sich nun zu retten, stellte er sich unklug, nahm, um dafür gehalten zu werden, ungereimte und überwitzige Handlungen vor, und erreichte seinen Zweck; man ward seiner überdrüssig, er wich allen Erklärungen über seine Person aus, und konnte sich durch die Flucht den befürchteten Gefahren entziehen. Auch hier kann man fragen: „Was ist davon zu halten? Ist ein solches Betragen Davids würdig, ist es anständig, ist „es musterhaft und kann es Regel unsers Betragens „sein?“ Davon werde also jetzt geredet.

Es darf niemanden befremden, daß wir Davids Verhalten einer freien Beurtheilung unterwerfen. Die Geschichte erzählt nur, was geschehen ist, und überläßt das Urtheil über das Geschehene dem Leser. Mag immerhin David ein Mann nach Jehovens Herzen genannt werden, darum sind seine Handlungen dem Urtheile eines jeden, der zu urtheilen kann, nicht weniger unterworfen; ohnehin sagt jener Ausdruck nicht, daß sein ganzer Lebenswandel das Wohlgefallen eines heiligen und gerechten Gottes gehabt habe, sondern er soll sagen, daß David als Regent die auf die Verehrung Jehovens, als Nationalkönigs gegründete Staatsverfassung auftrecht erhalten habe, und es wird ihm dadurch ein Vorzug vor Saul, seinem Vorgänger, zugeschrieben, dessen Verhalten auch darum getadelt wird, weil er sich in die Formen dieser Staatsverfassung (Theokratie) nicht fügen wollte. Dadurch sind wir also in der freien Beurtheilung seines sittlichen Verhaltens nicht eingeschränkt; aber gerecht und billig sollen wir ihn beurtheilen; dies ist das Gebot unsers Herrn; wir sollen ihn nicht nach Grundsätzen richten, die er noch nicht kannte, jedoch eben so wenig für unsre Personen dessen Grundsätzen untreu werden, die wir als Christen kennen, und deren hohern Werth wir anerkennen müssen.

Wenden wir dies auf die vorliegende Geschichte an, so müssen wir zwar gestehen, daß David sich wissentlicher Unwahrheiten erlaubte; allein um ihm nicht Unrecht zu thun, müssen wir zugleich bemerken, daß er dies, nach den Einsichten seines Zeitalters, nicht für unerlaubt hielt. Die noch rohern sittlichen Grundsätze jener Zeit erlaubten manches, was nach christlichen Grundsätzen nicht gebilligt werden kann; an Feinden Rache zu nehmen, galt für Tugend; sich nicht zu rächen, galt für Feigheit; einem Widersacher eine Unwahrheit zu sagen, auf der Flucht vor Feinden durch Unwahrheiten sich Rettung und Erleichterung seiner Lage zu verschaffen, ward nicht für tadelhaft gehalten; was in solchen Fällen zum Zweck führte, ward gebilligt, und wenn es klug ausgedacht war, gepriesen. Wenn also David durch Jonathan dem Könige eine Unwahrheit sagen ließ, wenn er auf seiner Flucht vor Saul dem Priester eine Unwahrheit sagte, so machte er sich keine Bedenklichkeit daraus; er hielt es, unter den obwaltenden Umständen, für erlaubt, alles zu thun, wodurch er sein Leben sicher stellen konnte. Eben so verhält es sich mit seinem Betragen an dem Hofe des Königs zu Gath; wenn er sich unklug stellte, wenn er sich wie ein Wahnsinniger geberdete, um sich die Flucht zu erleichtern, so schadete dies seinem Rufe im geringsten nicht, wenn er nur seinen Zweck erreichte; er ward nichtmehr als ein kluger Mann gelobt, wenn er diejenigen, die ihm schaden konnten, zu täuschen wußte. Die alten Geschichten erzählen ähnliche Dinge von Ulysses, von Salan, von Junius Brutus, der sich an dem Hofe des römischen Königs, Tarquinius, aufhielt, ehe er diesen Fürsten vom Throne stürzte; und indem sie solche Dinge von diesen Männern erzählen, wollen sie dieselben keineswegs herabsetzen, sondern sie halten vielmehr ihrer Klugheit eine Lobrede. Es würde demnach unbillig sein, wenn wir David nicht nach der herrschenden Denkart seines Zeitalters beurtheilten, und eine höhere Tugend von ihm forderten, als nach seiner Einsicht von ihm zu erwarten war.

Allein mehr können wir doch als Christen zu Davids Gunsten nicht sagen; wir können sein Betragen nicht als Regel unsers Verhaltens gelten lassen; wir können nicht zugeben, daß es dem Christen unter ähnlichen Umständen gezieme, sich wissentliche Unwahrheiten zu erlauben, oder die Würde eines vernünftigen Menschen zu verläugnen, um sich nur aus einer Verlegenheit zu ziehen. Die christliche Lehre macht uns mit einer edlern Denkart bekannt; ihren Grundsätzen zufolge, müssen wir das Nützliche und das Rechte sorgfältig unterscheiden; das Nützliche darf, wenn

*) Aus Stolz historischen Predigten.

das Rechte darunter litte, nie in Betrachtung bei uns kommen, sie erlaubt uns also auch keine Nothlüge; auch mit unserm Schaden sollen wir der Wahrheit gegen jedermann getreu bleiben. Klugheitsmaaßregeln erlaubt sie uns zu unserer Sicherheit zu ergreifen; allein nie darf dabei die Wahrheit verletzt, und die Aufrichtigkeit eines treulosen Charakters dabei verläugnet werden. Nach christlichen Grundsätzen konnte es demnach nicht gebilligt werden, wenn David dem Jonathan auftrug, seinem Vater zu sagen, er sei nach Bethlehem gegangen, um an einer Opfermahlzeit Theil zu nehmen, und er doch gar nicht gesonnen war, nach Bethlehem zu gehen, aber wenn er dem Oberpriester sagte, er reise in Geschäften des Königs, vor welchem er doch die Flucht ergriff. Die Wahrheit soll dem Gheisten in jedem Falle heilig sein; ob er gleich nicht verpflichtet aber auch nur berechtigt ist, jedem alles zu sagen, was ihm als wahr bekannt ist, so muß es sich doch mit dem, was er sagt, wirklich so verhalten; er darf sich nicht nach Willkühr Abweichungen davon erlauben; denn dadurch würde er die Zuverlässigkeit eines redlichen Charakters verletzen; man könnte sich in keinem einzelnen Falle darauf verlassen, ob er wirklich die Wahrheit sagte; immer müßte man befürchten, daß vielleicht irgend ein unbekannter Grund ihn bewöge, sich mehr oder weniger von der Wahrheit zu entfernen; und er selbst würde sich immer mehr an Unwahrheiten gewöhnen, wenn er einmal sich berechtigt glaubte, von der Regel der Wahrhaftigkeit, so oft es ihm nützlich schiene, eine Ausnahme zu machen; er würde allmählig eine immer größere Fertigkeit erlangen, andre durch Unwahrheiten irre zu führen; mithin würde die edle Einfalt eines Menschen ohne Falsch von Tage zu Tage mehr darunter leiden. Auch David scheint, zum Schaden seines Charakters, es schon zu einer gewissen Fertigkeit, Unwahrheiten zu sagen, gebracht zu haben; immer stand ihm eine Unwahrheit zu Gebote, die er mit großer Unbefangenheit vorzutragen wußte, so daß andre leicht dadurch getäuscht wurden. Läßt es sich wohl denken, daß er bei dieser Denkart nichts von der Aufrichtigkeit eines treulosen Menschen eingebüßt habe?

Vielleicht wird man aber denken, daß es unschädliche Unwahrheiten gebe, die man sich wohl erlauben dürfe, und man wird vielleicht gerade David als Beispiel anführen, daß man ganz unschädliche Unwahrheiten sagen könne, weil es niemanden geschadet habe, wenn er den König glauben machte, er sei nach Bethlehem gegangen, wohin er doch zu gehen nicht gedachte. „Sollte, wird man sagen, eine Un„wahrheit unerlaubt sein, die niemanden in der Welt schadet, „hingegen dem, der sie sagt, einen wichtigen Dienst leistet?“ Allein wir haben schon bemerkt: Nach christlichen Grundsätzen darf das Rechte dem Nützlichen nicht untergeordnet werden; wir dürfen also auch nicht darum von der Wahrheit abweichen, weil wir einen Vortheil davon zu ziehen glauben. Auch läßt es sich nie mit Sicherheit behaupten, daß eine Unwahrheit, die wir uns erlauben, ganz unschädlich sei. David hielt zum Beispiele die Unwahrheit, die er dem Oberpriester sagte, gewiß für ganz unschädlich; ja er konnte sich sogar bereden, daß sie dem Oberpriester selbst sehr nützlich sei, denn er konnte denken: „In seiner „eignen Sicherheit sage ich ihm das Ding, das „nicht ist, denn nun kann er einen Eid darauf schwö„ren, er habe nichts um Davids Flucht gewußt; er kann „mit Wahrheit sagen, er habe es für seine Pflicht gehalten, „den in Geschäften der Regierung reisenden Abgeordneten des „Königs zu unterstützen; mithin wird meine Unwahr„heit zu seiner eignen Rechtfertigung dienen, „wenn er wegen seines Verhaltens gegen mich zur Verant„wortung gezogen wird, und seine Sicherheit wird „durch meine Unwahrheit befördert werden.“ Allein wie sehr täuscht sich der Mensch, wenn er die Folgen seiner Handlungen in seiner Macht zu haben glaubt! Gerade die Unwahrheit, womit David den Oberpriester täuschte, war dem Oberpriester und noch fünf und achtzig andern Priestern und deren Familien verderblich; denn diese Unwahrheit verleitete den Oberpriester, mehr für David zu thun, als er sonst vielleicht für ihn gethan haben würde; und diese Unterstützung des Flüchtlings ward von dem Könige als Hochverrath angesehen, und Achimelech und seine Familie mußten nebst noch fünf und achtzig andern Priesterfamilien unschuldiger Weise mit ihrem Leben dafür büßen. Er also mußte sich das schreckliche Unglück so vieler schuldlosen Menschen vorwerfen; auch gestand er selbst, daß er die Schuld an ihrem Tode hätte. So sehr kann der Mensch sich betrügen, wenn er unschädliche Unwahrheiten zu sagen glaubt. Hätte David die Wahrheit gesagt, so würde es von dem Oberpriester abgehangen haben, was und wie viel er für David thun wollte, und es wäre sein eigner Wille gewesen, wenn er die Gefahr mit David getheilt hätte; er hätte sich alsdann nicht sicher geglaubt, und würde, so wie David, die Flucht haben ergreifen können; nun glaubte er aber, durch Davids Unwahrheit irre geführt, nur seine Pflicht gegen den König zu erfüllen, glaubte sich mithin in Sicherheit, und verlor darüber mit so vielen Menschen das Leben. Welche Warnung vor Unwahrheiten, auch vor solchen, die ganz unschuldig scheinen! Alle unglücklichen Folgen, die daraus entstehen, muß der sich vorwerfen, der sie sich erlaubt. Wenn wir der Wahrheit, so gut wie sie wissen, gemäß reden, wenn wir ehrlich und redlich handeln, auch da, wo es vortheilhaft zu sein scheint, anders zu handeln, so mag daraus entstehen, was da will, wir haben uns nichts vorzuwerfen; wir haben es zwar zu bedauern, wenn Unglück daraus entsteht; aber zum Vorwurfe kann es uns nicht gereichen. So bald wir uns aber eigenmächtig Abweichungen von der Wahrheit erlauben, so sind wir für alles Unglück verantwortlich, das daraus entstehen mag. Ferne also von uns, in irgend einem Falle, wie David, Unwahrheiten zu sagen. Ferne von uns, Davids Betragen in dieser Hinsicht zur allgemeinen Regel für unser eignes Verhalten zu erheben! Was ihm, weil er noch keine bessere Einsicht hatte, zu gut gehalten werden kann, das müßte an uns schon strenger beurtheilt werden, weil wir hierüber zu einem richtigern Erkenntnisse gelangt sind.

Eben so verhält es sich mit Davids Betragen in der Philister-Stadt Gath. Nachsichtig wollen wir es gerne beurtheilen, daß er sich daselbst wie ein Unkluger geberdete, daß er aberwitzige Handlungen vornahm, um für einen Menschen zu gelten, der seinen Verstand verloren hätte, und seine Rettung sich dadurch zu erleichtern. Allein wenn auch alle Weisen Griechenlands und alle Helden Roms dasselbe gethan hätten, so würde es doch unter der Würde des Christen sein, sich wahnwitzig und albern zu stellen, um dadurch einen Vortheil zu erhalten. Möge die alte Welt immerhin die Klugheit derjenigen gepriesen haben, die sich in Gefahren auf solche und ähnliche Weise durch ihre Schlauheit gerettet haben, unter Christen gilt Klugheit bei weitem nicht so viel als Weisheit und sittliche Würde. Wir dürfen, um die innere Unanständigkeit eines solchen Betragens zu fühlen, uns nur die Frage vorlegen: „Würde wohl Jesus jemals sich unklug und „wahnsinnig gestellt haben, um einer Gefahr „dadurch zu entgehen?“ Unser aller Empfindung wird sein: „Dies läßt sich nicht denken; die sittliche Würde Jesu „würde es nie erlaubt haben, daß er sich etwas der Art er„laubte.“ Er hatte andre, eines Weisen würdige, Mittel in seiner Gewalt, wenn seine Widersacher ihn greifen wollten, sich aus ihrem Kreise zu begeben; durch Blicke voll Geist und Kraft, durch mächtig beredte Worte wußte er manche Gefahr von sich abzuwenden; aber nie würde er sich unklug gestellt haben, um sein Leben zu retten. Es giebt Hülfsmittel, deren ein Weiser sich nie bedient, gesetzt auch, daß er durch den Gebrauch derselben die größten Gefahren von sich abwenden und die glänzendsten äußern Vortheile sich zueignen könnte. Und wenn es nun nach aller Christen Empfindung undenkbar ist, daß Jesus sich jemals eines solchen Rettungsmittels bedient hätte, so würde es auch eines Verehrers Jesu unwürdig sein, sich so zu betragen. Nicht also nach David, sondern nach Jesus wollen wir uns bilden; nach edlern Grundsätzen lehrt er uns handeln; er verfeinert unser sittliches Gefühl, so daß uns manches an David mißfällt, was er sich vielleicht noch zum Verdienste und zur Tugend angerechnet hat; er weckt in uns einen Sinn für größere sittliche Vortrefflichkeit, als wir von keinem andern Menschen lernen könnten: Er also sei und bleibe unser Vorbild; von ihm lernen wir nur Anständiges, Würdiges, Edles und Gutes. Die Nachahmung seiner wird uns in keiner Rücksicht nachtheilig sein, sondern unsre Vervollkommnung wird in jeder Rücksicht gewinnen, und wir werden dem Urbilde aller sittlichen Güte immer ähnlichere werden.

Daniel Stoppe,

gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts zu Hirschberg geboren, wirkte als Mitglied der deutschen Gesellschaft zu Leipzig und starb 1741. Er hinterließ:

Feste und zweite Sammlung deutscher Gedichte. Frankfurt, 1728—42.

Der Paenaß im Sattler. Frankfurt, 1735.

Neue Fabeln und moralische Gedichte. Breslau, 1745. 2 Thle.

Ein gewöhnlicher mittelmäßiger Reimer, jedoch nicht ganz ohne Talent für das Komische, was er besonders in Fabeln und noch mehr in einigen von ihm im schlesischen Dialect geschriebenen Versuchen bewies.

Heinrich Storch,

zu Petersburg, wahrscheinlich 1759 geboren, lehrte eine Zeit lang am Landcadettencorps seiner Vaterstadt und wurde im Jahr 1789 als Collegienassessor im Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt. 1797 erhielt er den Titel eines Hofraths, 1801 ward er Collegienrath, bald Etatsrath und Ritter des St. Annenordens zweiter Classe daselbst. Seit 1816 trägt er auch den preußischen Adlerorden dritter Classe.

Er gab heraus:

Skizzen, Scenen und Bemerkungen aus einer Reise durch Frankreich. Heidelberg, 1787; neu 1790.

Gemälde von St. Petersburg. Riga, 1794. 2 Thle.

Materialien zur Kenntniß des russischen Reichs. Riga, 1796—98. 2 Thle.

Historisch-statistisches Gemälde des russischen Reichs am Ende des 18ten Jahrhunderts. Riga, 1797—1803. 8 Thle.

Briefe über den Garten zu Pawlowsk. Petersburg, 1804.

Rußland unter Alexander dem Ersten. Leipzig und Petersburg, 1803—11.

St's Werke über Rußland sind vortreffliche, mit großem Fleiß und sorgsamer Darstellung geschriebene Hülfsmittel zur näheren Kenntniß dieses Reichs.

Ludwig Storch

ward 1802 zu Ruhla geboren, lebt, nachdem er sich früher in Leipzig und Stuttgart aufgehalten, jetzt als Doctor der Philosophie und Privatgelehrter zu Gotha.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Die Begnine. Frankfurt, 1833. 3 Thle.

Beegmüllers Röschen. Die bestrafte Untreue. Gotha, 1836.

Der Diplomat. Frankfurt, 1834.

Dur- und Molltöne. Leipzig, 1827 und 1832.

Erzählungen. Gotha, 1832.

Die Fanatiker. Leipzig, 1831.

Die drei Flämmchen. Gotha, 1824.

Der Fluch des Urahn. Gotha, 1835.

Förderts-Henns. Leipzig, 1830.

Der Freibeuter. Leipzig, 1834.

Der Freiknecht. Leipzig, 1830—33.

Das Fürstenhaus von Gotha. Erfurt, 1826.

Der Glockengießer. Leipzig, 1830.

Heimgebrachtes. Stuttgart, 1829.

Die Intrigue. Frankfurt, 1828 und 1833.

Der Carikaturist. Frankfurt, 1835.

Knospen. Göttingen, 1824.

Die Königsbraut. Mainz, 1832.

Kunz von Kauffungen. Leipzig, 1828 und 1831.

Der Jacobsstern. Frankfurt, 1836.

Thüringische Chronik. Gotha, 1841.

Erzählungen und Gedichte in Almanachen und Zeitschriften u. s. w.

Ein reiches Talent, voll Gluth der Phantasie, poetischer Schöpfungskraft und lebendiger Darstellungsgabe, aber nicht ruhig genug, um bei so bedeutenden Fähigkeiten ein vollendetes Kunstwerk zu schaffen, was freilich auch wohl die Schuld des Druckes der Verhältnisse sein mag, die mitunter schwer auf ihm lasteten, und bei denen man dabei die Biegsamkeit und Fruchtbarkeit seines Geistes um so mehr bewundern muß. In allen seinen Leistungen finden sich ohne Ausnahme sehr glückliche Momente, aber nicht selten auch üppige Auswüchse. Sein gelungenstes Werk bleibt sein Kunz von Kauffungen; sein gediegenstes möchte dagegen wohl der Jacobsstern sein. Wäre es St. vergönnt gewesen, seinen Anlagen eine ungestörtere Entwickelung und größere Reife zu bereiten, so würde er gewiß einen sehr hohen Rang unter unseren Romandichtern einnehmen, da er jetzt schon zu den beliebtesten Erzählern gerechnet wird, und sich eines sehr großen Kreises von Lesern erfreut. Wie Treffliches er bei größerer Muße zu leisten vermöge, beweise nachfolgendes Buch seiner lange und sorgfältig vorbereiteten Chronik von Thüringen.

Aus Storch's Thüringischer Chronik.

Erstes Buch.

Vorhalle der Geschichte und das Königreich Thüringen.

Vom ersten Auftreten der Thüringer in der Geschichte bis zum Untergange ihres Königsreichs 404 bis 531 n. Ch.

Erstes Kapitel.

Vorhalle der Geschichte.

1.

Abstammung und Name der Thüringer.

Zu Anfang des fünften Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung tritt plötzlich ein deutscher Volksstamm in der Geschichte auf, dessen sie früher nicht erwähnte, und den sie mit dem Namen der „Thüringer," Toringee oder Doringee bezeichnet. Die Geschichtschreiber, die sie zuerst nennen, [1] sprechen von ihnen, nicht als von einem erst werdenden, sich bildenden, sondern als von einem fertigen, allgemein bekannten großen Volke. Es wäre demnach überflüssig gewesen, die Zeitgenossen über dasselbe belehren zu wollen. Und deshalb lassen die Chronisten uns, die späten Nachkommen, auf die jene allgemeine, vorausgesetzte Kenntniß der Verhältnisse des thüringischen Volks durch mündliche Fortpflanzung nicht übergegangen ist und der Natur der Sache nach nicht übergehen konnte, völlig im Dunkeln über die Abstammung und das Entstehen, über das Wachsthum und die Ausbildung dieser Völkerschaft zu einer solchen, und eben so wenig geben sie einen Fingerzeig über die Entstehung des Namens derselben und dessen Ableitung. Da nun nicht zu hoffen steht, daß noch alte und ausführlichere Geschichtsquellen aus jenen nebelhaften Jahrhunderten werden aufgefunden werden, so ist anzunehmen, daß über die geschichtlichen Anfänge des thüringischen Volks und über die richtige Deutung seines Namens niemals eine genügende Helle verbreitet werden wird. Seine Wiege ist, wie die meisten Völker, mit dichten Schleiern verhangen, die kein menschliches Auge, rückwärts schauend, je zu

durchdringen vermag. Eine unfruchtbare und thörichte Mühe aber ist es, sich in gehaltlosen Vermuthungen zu ergehen, und, von Wortähnlichkeiten verleitet, wunderliche Schlüsse zu machen. Selbst die wahrscheinlichste Vermuthung, die nicht auf historischen Quellen fußt, schwebt in der Luft und kann keinen Platz in der Geschichte finden. Die Bearbeiter der thüringischen Geschichte haben sich vordem in dieser Beziehung viele Lächerlichkeiten zu Schulden kommen lassen. [2] Wir sind nicht mehr so kühn, in einer dichten Nacht, die anderthalb tausend Jahre hinter uns liegt, Gegenstände entdecken und unterscheiden zu wollen; uns genügt, die ersten Strahlen der Geschichtssonne, welche die über das junge Thüringervolk gelagerten Nebelhüllen zerreißt und uns einige hervorragende Punkte des neuen Landes zeigt, sorgsam zu sammeln, und mit menschlich schwachem Auge, das in jener Frühe die Enge nicht immer von der Geschichte zu sondern vermag, den allmäligen Sieg des Lichtes Schritt für Schritt zu verfolgen, bis endlich die ganze Landschaft hell und frei vor unsern Blicken liegt.

Die Länderstriche, in welchen wir die Thüringer bei ihrem Eintritt in die Geschichte seßhaft finden, hatten viele Jahrhunderte früher, römischen Schriftstellern zu Folge, die sich mit den Zuständen deutscher, mit den Römern in feindliche und freundliche Berührung gekommener Völkerschaften beschäftigten, die Stämme der Chatten, Cherusker und Hermunder [3] inne, die einer jener Autoren mit den Sueven zum großen Hauptstamme der Hermionen oder besser Herminen zählt. Der Name der Cherusker und Hermunder ist im Laufe jener vier Jahrhunderte verschwunden, dagegen der der Thüringer aufgekommen. Der der Chatten und Sueven hat sich in „Hessen" und „Schwaben" bis auf den heutigen Tag erhalten. Ob nun Cherusker und Hermunder, oder die Hermunder allein im Laufe jener nachtumhüllten Zeit einen neuen Völkerbund bildeten, der sich, vielleicht von einem mächtigen Anführer, dessen Andenken in der Geschichte verloren gegangen, Thüringer nannte, oder ob die Thüringer ein eignes deutscher Volksstamm war, der jene von ihren Sitzen verdrängte und sie selbst einnahm: wer darf das Eine oder Andere behaupten? [4] Jedenfalls gehört die Geschichte der Cherusker und Hermunder, wie sie uns die römischen Schriftsteller bruchstückweise überliefert haben, nicht in eine thüringische Chronik, die es nur mit den Thüringern als solchen zu thun hat, sondern in eine Geschichte des deutschen Volks überhaupt.

2.

Die Grenzen der Thüringer.

Die Grenzen der Wohnsitze der ältesten Thüringer anzugeben, ist nicht minder eine Sache der Unmöglichkeit; denn die gleichzeitigen Geschichtschreiber reden davon nur in den unbestimmtesten Ausdrücken. Der Geschichtsforschung ist daher nirgend ein sichrer Anhaltepunkt gegeben, von wo aus sie sich weiter verbreiten könnte. So viel scheint nicht dezweifelt werden zu dürfen, daß die ältesten Thüringer südlicher wohnten, als das Land gelegen ist, dem sie später ihren Namen gegeben, und wahrscheinlich von den Quellen des Mains bis zur Donau hinab. Durch ihr Land gingen mehre Flüsse, von denen zwei genannt werden „Bat," vermuthlich die Rabe, und „Reganum" die Regen, die beide in die Donau fielen.

Im sechsten Jahrhundert, bevor sie dem mächtigen Frankenbunde einverleibt wurden, besaßen sie einen großen Länderstrich, aber man kann vom Umfange des Königreichs Thüringen nur in allgemeinen Angaben sprechen. Im Norden berührte es das Gebiet der Sachsen, aber diese waren damals noch nicht so weit nach Thüringen vorgedrungen, als in der nächstfolgenden Zeit, und Nordthüringen reichte über den Harz hinaus, bis an die Elbe; im Westen dehnte sich das Thüringerreich bis in die Gegend des Rheins und die Uferfranken waren hier die Nachbarn der Thüringer, wie die Alemannen im Süden jenseits der Donau. Ob sie im Osten schon damals mit slavischen Wenden zusammenstießen, ist ungewiß und zweifelhaft; hundert Jahre später war es der Fall.

3.

Die politische Verfassung der Thüringer.

Auch über die bürgerliche Verfassung der Thüringer in diesen frühen Zeiten lassen sich keine bestimmten Angaben machen. In das schon bezeichnete Dunkel ist der Zeitpunkt gehüllt, wann ihre Regierungsform aus der patriarchalischen in die königliche überging. Nur der sinkende Stern dieses Königthums tritt blutroth flammend aus der geschichtlichen Nacht hervor. Alles, was als früher geschehen, von Späteren erzählt wird, sind Sagen, womit hellere Jahrhunderte stets geneigt sind, die dunkeln Partien der Jugend eines Volks auszuschmücken und zu übermalen, wie das Brockengespenst sich abenteuerlich auf den Nebelschichten gestaltet, die die niedern, den höchsten Harzberg umgebenden Berge einhüllen.

Wie groß der Umfang der königlichen Gewalt war und ob nicht im Kriege größer als im Frieden, wie ihr Verhältniß zu den drei Volksklassen, den Adligen („Adelingen"), den freien Männern („Frilingen"), und den Leibeignen, und dieser untereinander, läßt sich, da Gleichzeitige nichts darüber niedergeschrieben haben, nicht angeben. [5] Das thüringische Volk verlor viel zu früh seine Selbstständigkeit, als daß ein Geschichtschreiber aus ihm hätte erblühen können. Unsere Quellen sind meist fränkische und später sächsische Chronisten, die für die thüringischen Zustände und Verhältnisse keine patriotischen Sympathien hatten und ihrer nur gelegentlich gedenken.

Zwar treten bei Tacitus auch schon Könige auf, aber man weiß nicht recht, was man aus ihnen machen soll, und zur Erklärung der spätern königlichen Würde bei den Franken und Thüringern können sie nicht dienen. Die Adelinge waren jedenfalls nur ursprünglich reiche Grundbesitzer, die ihren Knechten gegen bestimmte Abgaben Theile ihrer Ländereien einräumten; diese Hintersassen werden unter den Namen „Lazzen" und „Liten" aufgeführt. Sie sind zu unterscheiden von den Leuten, welche gekauft und verkauft wurden, also Leibeigene waren. Wer sein kleines Gut selbst bewirthschaftete und keinen Zins einzunehmen hatte von Lazzen und Liten, scheint ein „Friling" gewesen zu sein, ein freier Mann, der, auf seinem Erbe sitzend, von Niemand abhängig war.

Aus dem Verhältniß der Adelinge zu ihren Knechten mochten sich die Gemeinden gebildet haben, und aus der Vereinigung derselben zu Treu und Schutz und zur gemeinsamen Berathung gemeinsamer Angelegenheiten, die Gaue, deren in Thüringen unter der fränkischen Oberherrschaft mehre genannt werden. Der Adel kam durch Reichthum, Ansehn und Kriegsthaten natürlich an die Spitze dieser Verbindungen und übte Einfluß auf das übrige Volk aus. Die ältesten des Adels führten also auch den Vorsitz in den Volksversammlungen der Gauen, und erhielten den Namen der „Grauen" (Graven). Später wurde der Weiseste oder Angesehenste mit dieser Würde beehrt, der Name aber blieb, er war der Gau-Graf. Zur Schlichtung der Rechtshändel waren aber die Männer des Volks in Abtheilungen von je hundert gebracht, denen jedesmal ein besonderer Graf vorstand, der erst gewiß der Hundert-Graf, und nur später, als die latinische Sprache mehr aufkam, der Centgraf hieß. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die hundert Männer wiederum in zehn Abtheilungen zerfielen, und zehn Männer wiederum einen Vorsteher hatten, der ihre Rechtsangelegenheiten schlichtete. [6]

Zu bestimmten Zeiten versammelte sich der ganze verwandte Volksstamm zu Berathungen, die mehre Tage dauerten. Dies waren zugleich Festtage für das Volk.

Das Bedürfniß gegenseitigen Schutzes führte die einzelnen Gauen wieder zu größeren Bündnissen zusammen, und bei diesen großen Veränderungen gingen wahrscheinlich die Namen der Volksstämme, die zu ihnen traten, allmälig unter im gemeinsamen Namen des Bundes. Ein solcher Bund war jedenfalls der der Thüringer, ein solcher der der Franken u. A.

Wie nun dem einzelnen Gau ein Graf vorstand, so mußte der Vereinigung vieler Gaue und Stämme ein vortragendes Haupt vorstehen, und so entstand aus der Natur der Sache die königliche Würde, die im Anfange gewiß nichts weiter war, als die Würde eines Vorsitzenden in der Volksversammlung, der die Berathung leitete, dann aber als oberster Richter zu größerer Macht gelangte.

4.

Kultur, Sitten und häusliches Leben der Thüringer.

Es läßt sich fast mit Bestimmtheit annehmen, daß der Kulturzustand der ältesten Thüringer dem der übrigen deutschen Völkerstämme gleich war; wenigstens ist keine Nachricht vorhanden, die das Gegentheil für sie in Anspruch nähme. Sie waren einfache Kinder der Natur.

Als ein junges kriegerisches Volk konnten die Thüringer nicht im Besitz einer Geisteskultur sein, die der Jugend eines Volks niemals eigenthümlich ist. Aber gewiß erfreuten sie sich der an allen deutschen Stämmen gerühmten Tugenden der Treue, der Keuschheit, der Gastlichkeit, der Herzenseinfalt, des Muthes und der Todesverachtung, und die bei den Römern allgemein verbreiteten Laster waren der großen Menge unbekannt und wurden mit einer furchtbaren Strenge bestraft. Wenn nun auch die Schilderungen der römischen Schriftsteller sich auf Zeiten bezogen, welche über hundert Jahre vor das Auftreten der Thüringer fallen, so wechselte das Eigenthümliche und Charakteristische im einfachen Volksleben der Deutschen in jenen frühen Tagen zu wenig, und es wird zu oft ausdrücklich erwähnt, daß sie an der Sitte der Väter festgehalten, als daß man nicht anzunehmen berechtigt wäre, was zur Zeit des großen römischen Schriftstellers Tacitus von

den Deutſchen überhaupt gegolten habe, dürfte eben ſo gut auch von den Thüringern ins Beſondere gelten; ja wie ſind anzunehmen berechtigt, daß die Sitten der Thüringer, die in der Mitte Deutſchlands wohnend, mit den ſpätern kraftloſen Römern in keine Berührung gekommen waren (ſonſt würden wir wahrſcheinlich durch römiſche Schriftſteller ihre erſte Geſchichte kennen), ein reineres Gepräge trugen, als die früheren deutſchen Völkerſtämme, welche in vielfachem Verkehr mit den Römern geſtanden und viele Laſter derſelben überkommen hatten.

Zuerſt werden die Thüringer wegen ihrer ſchönen Pferde erwähnt (um 404); ſpäter findet man ſie unter den deutſchen Völkerſchaften genannt, welche wahrſcheinlich durch Bündniſſe von dem gewaltigen Hunnenkönige Attila gewonnen, in ſeinem Heere fochten und nach deſſen Tode (453) die Römer an der obern Donau auf eigne Hand feindlich anfielen. Sie waren alſo ein wohlbewaffnetes, kampfgeübtes Volk. Ihre ungeheuren Wälder machten ſie dabei zu Jägern, ihre Flüſſe und Seen zu Fiſchern, ihre Thäler und Matten zu Hirten, ihre Ebenen zu Ackerbauern. Wenn ſchon zu Tacitus Zeiten der Ackerbau der Deutſchen auf keiner niedern Stufe ſtand, ſo darf man von den Thüringern erwarten, daß ſie nerſtändige Landwirthe waren. Krieg und Ackerbau, vorzüglich wenn letzterer ſchon Jahrhunderte betrieben worden iſt und das Volk an den heimiſchen Boden gefeſſelt hat, bedingen Gewerbe, ja der Glanz des Königthums, ſei er in Vergleich mit ſpätern Zeiten auch noch unbedeutend, ſteigert das Bedürfniß und ruft ſeine Befriedigung hervor. Die an Pracht und Luxus gewöhnte Nichte Theoderichs des Großen, Königs der Oſtgothen, des Pflegers der Künſte und Wiſſenſchaften in Italien, deren gelehrte Bildung und feine Sitten von ihrem Oheim gerühmt werden, brachte gewiß Anſprüche aus Italien mit nach Thüringen, denen man zu genügen ſich beſtreben mußte, und ſo waren Künſte und Wiſſenſchaften in Thüringen höchſt wahrſcheinlich im Keimen begriffen, als ein grauſames Schickſal ihre Entwickelung hemmte.

Der adlige und freie Mann verachtete die Beſchäftigung des Ackerbaus und der Gewerbe, er lag den Waffenübungen und der Jagd ob. Die Knechte und Leibeigenen arbeiteten. Die Frauen ſpannen, webten und verfertigten die Kleider. Die Wolle des Schafs und die Häute der Thiere wurden zur Bekleidung verarbeitet.

Auch das Wanweſen mußten die Thüringer ſchon in einer gewiſſen Vollkommenheit verſtehen, da in der Geſchichte ihrer Beſiegung durch die Franken eine befeſtigte Stadt genannt wird, wenn dieſe Angabe nicht auf einem Irrthum eines weit ſpätern ſächſiſchen Chroniſten beruht. Doch fällt die Erbauung der erſten Städte in dieſe Zeiten. Das Zuſammenleben in Städten ſetzt aber ſchon einen erhöhten Kulturzuſtand voraus.

Das häusliche Leben der Thüringer war, den erhaltenen Andeutungen nach, einfach und ehrenwerth. Der Mann hatte nur ein Weib und dadurch wurde der hohe moraliſche Werth der Ehe bedingt. Der Ehebruch wurde mit ſchmachvollem Tode beſtraft. Das ganze Volk der Thüringer ſcheint wuthentflammt über den Ehebruch ſeiner Königin Baſina geweſen zu ſein, und ſie durch einen verheerenden Einfall in das Landergebiet ihres Verführers, des Frankenkönigs Childerich gerächt zu haben. Das konnte nur ein Volk, dem die Reinheit der Ehe als heilig galt. Die Frau war die Genoſſin, nicht die Sklavin des Mannes. Der Jüngling wuchs in Waffenübungen auf und weidete die väterlichen Heerden; die Jungfrau wurde von der Mutter im Spinnen und Weben unterrichtet. Die Geſchlechter lebten zuſammen, doch war Keuſchheit ihre höchſte Zierde. Erſt wenn der Jüngling reif war zum Manne und ſich durch Geſinnung und That als würdig bewährt hatte, vermählte er ſich nach dem Rath ſeiner Verwandten mit der gleichfalls reifen Jungfrau. Die Ausſtattung oder das Brautgeſchenk gab der Jüngling der Braut. Es beſtand in den frühern Zeiten, nach Tacitus, in einem Geſpann Rinder, einem Schlachtroß, einem Schilde, Spieß und Schwert. Auch der thüringiſche König Herminfrid ſandte die Brautgabe nach Italien, ausgezeichnet ſchöne ſilberfarbne Roſſe, als er um Amalberg, Theoderichs Nichte, freite.

Die Bande der Liebe und Tugend hielten das Haus zuſammen und gaben ihm eine hohe moraliſche Kraft. Dieſe äußerte ſich auch in körperlicher Blüthe, ein kraftiges Geſchlecht nach dem andern erſtand aus dieſen Hauſern; die Körperſtärke, oft von den entſittlichten und geſchwächten Römern bewundert, öfter noch gefürchtet, war ein Reſultat der Reinheit und Tüchtigkeit der Geſinnung und Geſittung. Dieſe zeigte ſich unter andern auch in der Tugend der Gaſtlichkeit. Der Fremdling war in jedem Hauſe willkommen; er wurde als Freund betrachtet, ſein Haupt ſtand unter dem Schutze des Familienvaters, man pflegte ſein mit liebender Sorgfalt, und zwiſchen ihm und der gaſtlichen Familie wob ſich ein feſtes Freundſchaftsband.

Die Lebensmittel waren einfach und beſtanden meiſt nur aus Brod, Milch und Fleiſch. Butter ſcheint man ſchon bereitet zu haben. [7] Die feinen Erzeugniſſe der römiſchen Küche kannten gewiß nur wenige, die in Italien gelebt hatten. Eins war tadelnswerth, die Liebe zum Trunk. Schon Tacitus giebt an, daß die Deutſchen Bier gebraut haben. Wein erhielten ſie durch Handel von den Galliern, ſpäter von den Franken. Bei den Volksverſammlungen liebten ſie, ſich zu bezechen. Es galt für einen Ehrenpunkt, ja für eine Tugend (wie die Tapferkeit) viel zu trinken, und gerade dieſe zweideutige Tugend hat ſich ſchier am längſten erhalten.

5.

Die Religion der Thüringer.

Am meiſten iſt der Mangel beſtimmter Nachrichten über das innerſte Weſen, die Gefühlswelt unſrer nachchriſtlichen Vorfahren zu beklagen. Aber hier gerade fehlt uns jegliche Anſchauung. Wenn auch die Ueberlieferungen hinſichtlich der äußern Lebensverhältniſſe dürftig ſind, ſo läßt ſich aus ihnen doch wenigſtens ein Bild ſkizziren; was uns die Schriftſteller über das Verhältniß ſagen, in welches ſich die menſchliche Schwäche und Abhängigkeit jener edlen, reinen Menſchen zu einem höhern Walten ſtellte, läßt nicht einmal eine Vermuthung zu. Von dem eigenſten geiſtigen Lebensborn dieſes Volkes, wonach wir es allein richtig zu beurtheilen vermöchten, kennen wir nur einige Aeußerlichkeiten, aus denen man nur allgemeine Schlüſſe zu ziehen wagen darf. Aber auch dieſe dürfen nicht an das geiſtige Band dieſer äußern Erſcheinungen rühren, dieſen die Seele nicht erfaſſen wollen: dieſe iſt für ewig entflohen.

Man kann mit Gewißheit annehmen, daß das innere und äußere Religionsweſen der Thüringer d. h. ihre ſeeliſche Anſchauung des höchſten Weſens und der Kultus, ihre Götter- und Heldenſagen, im Allgemeinen nicht ſehr verſchieden war von dem der übrigen deutſchen Völkerſtämme. Die religiöſe Gefühlsweiſe aller Völkerſchaften, die durch Sprache, Sitte und mündliche Ueberlieferungen ſich als ſtammverwandt erwieſen, mochte in ihren Grundzügen wohl mit der der Bewohner des hohen Nordens, die ja auch deutſchen Urſprungs waren, zuſammenfallen; und die Götter- und Heldenſage der ſüdlichern deutſchen Volksſtämme war ihren Hauptmomenten nach wahrſcheinlich dieſelbe wie die ſkandinaniſche, die, in einer weit ſpätern Zeit zuſammengeſtellt, uns erhalten worden iſt. Aber wenn wir auf der einen Seite nicht wiſſen können, wie groß oder klein die Aehnlichkeit beider war, ſo auf der andern eben ſo wenig, wie weit die uns von ſo ſpäten Dichtern des Nordens aus alten Liedern und Sagen zuſammengeſtellte Religionslehre der frühern Wirklichkeit entſpriche, wie viel die Jahrhunderte, wie viel die chriſtlichen Dichter hinzugethan, weggelaſſen, verändert und verfälſcht haben [8].

Es iſt ſehr voreilig, als ausgemacht anzunehmen und hinzuſtellen, die Thüringer hätten die Gottheit der Skandinavier verehrt, ja wohl gar den Namen Thüringer vom Gotte Thor ableiten zu wollen. Alles was man zugeben kann, iſt, daß der Gott der Schlachten und Siege, Wodan, bei den Skandinaviern Odin, der bei den Sachſen, Longobarden, Alemannen verehrt wurde, auch die höchſte Gottheit der Thüringer geweſen ſein dürfte.

Tacitus nennt eine Gottheit der Deutſchen Mercur, eine andere Mars, d. h. er ſuchte dem deutſchen Kultus einen irgend ähnlichen römiſchen Begriff anzupaſſen, ſo gut es ging (denn er konnte ja den damit verbundenen Begriff der Deutſchen nicht kennen), und nannte nun den deutſchen Gott, deſſen eigentlicher Name ihm vielleicht nie genannt worden war, mit dem römiſchen. Ob nun Mercur oder Mars den Wodan bedeute, ob der andere vielleicht Thor war, das ſind Fragen, die niemals beantwortet werden können. Und wenn man nun auch nach Tacitus Worten „die Germanen verehren am meiſten den Mercur, dem ſie auch an gewiſſen Tagen Menſchenopfer darzubringen für Pflicht halten," behaupten könnte, dieſer Mercur ſei Wodan geweſen; was wäre dadurch gewonnen!

Caſar ſagt ganz kurz, die Deutſchen hätten keine Prieſter, brächten keine Opfer und hielten die Sonne, den Mond und den Vulkan für Götter. Dies ſcheint auf Sonnen- und Feuerdienſt zu deuten, aber von einer Verehrung dieſer Götter ſagt er nichts. Hinſichtlich der Opfer ſind Tacitus und Caſar in Widerſpruch. Tacitus nennt noch den erdgeborenen Gott Tuisco und deſſen Sohn Man als die Stammväter der deutſchen Heldengeſchlechter, und fügt hinzu, daß dieſe beiden in alten Liedern gefeiert würden. Schwerlich bezeichneten dieſe Namen Götter, denen ein beſonderer Kult geweiht war; ſie waren nichts als die mythiſche Wurzel des ganzen Volksſtam-

mes, der Tuisco, Düsko, Dütske, der Deutsche, und der Mau der Repräsentant des Volks überhaupt. Mit dem Religionswesen selbst hat diese an und für sich wichtige Angabe nichts zu thun. Was Tacitus von jenem beibringt, ist geeignet, uns einen würdigen Begriff von der geläuterten und erhabenen religiösen Gefühlsweise unserer Vorfahren zu geben. Er sagt nämlich: die Himmlischen wären ihnen eitel zu groß, als daß sie dieselben in Wände einzuschließen, oder ihnen irgend eine Aehnlichkeit des menschlichen Antlitzes verleihen zu dürfen glaubten. Sie bezeichneten mit der Götter Namen das Geheime, das sie nur mit Ehrfurcht schauetes, und weiheten Haine und Wälder zu Plätzen ihrer Verehrung jenes Geheimen. Zwischen den Nachbarstämmen der Chatten und Hermunder entstand, ebenfalls nach Tacitus Erzählung, ein blutiger Kampf um die Salzquellen an einem Grenzflusse, den Spätere für die fränkische Saale halten, aus dem Grunde, weil der Glaube unter diesen Völkerschaften herrschte, daß solche Orte dem Himmel am nächsten seien, und die Gebete von den Göttern nirgends besser gehört würden; daher komme durch die Gnade der Götter an jenem Flusse und in jenen Wäldern das Salz hervor, nicht wie bei andern Völkern durch Austretung des Meers, wobei das Wasser vertrocknete, sondern über einen Haufen brennendes Holz gegossen, wobei das Salz aus zwei sich widerstrebenden Urstoffen gerinne, dem Feuer und Wasser. Aus der Geschichte des heiligen Bonifacius, des Apostels der Thüringer, erfahren wir, daß er eine uralte, mächtige Eiche bei Geismar in Hessen niederhauen ließ, unter welcher das Volk den Donnerer anbetete, welchem sie vielleicht geweiht war. Ein Volk aber, das im Schattendüster heiliger Haine, im Rauschen eines alten ehrwürdigen Eichbaums, im geheimnißvollen Geflüster der Quellen zum höchsten unsichtbaren Wesen betete, konnte in seinen Gefühlsbeziehungen unmöglich auf einer so niedrigen Stufe religiöser Bildung stehen, wie man wohl glaubhaft zu machen gesucht hat. Man begreift nicht, wie man einem Volke hat Götzenbilder aufbürden können, das so hohe und reine Begriffe von der Gottheit hatte. Und von Tacitus bis zu den Thüringern ist doch nicht so weit, es sind keine so wichtige Begebenheiten vorgefallen, daß die Völker aus einer edlen Religion in rohen Götzendienst hätten verfallen können. Deshalb sind alle die Götzenbilder, welche in Thüringen an verschiedenen Plätzen gestanden und zum Theil von Bonifacius zerstört worden sein sollen, nur der Einbildungskraft christlicher Schriftsteller entsprungen, denen die Anschauung des Gottesdienstes ihrer Altvordern verloren gegangen war. Solcher Götzen werden viele genannt, als der Krado, der Biel, der Hostard, der om Harze verehrt worden sein sollen, der Stuffo, der bei Eschwege auf einem Berge gestanden haben soll, die Laco und die Jecha, denen man den Sitz in der Gegend von Sondershausen anwies, der Püstrich, der noch vorhanden und auf dem Rothenberge in der Goldenen-Aue gefunden wurde, der Fortan, der Lall bei Mainz, die Halle oder Holde im Thüringerwalde. Die jetzige Geschichtschreibung ist von diesen Irrthümern zurückgekommen, zu welchen wahrscheinlich die Nachbarschaft der slovischen Völker Veranlassung gab, welche in jeder Hinsicht tief unter den Deutschen stehend, viele Götzenbilder hatten und anbeteten. Deutsche, die über Slaven Siege erfochten, mochten wohl solche Götzenbilder als Beute mit in ihre Heimath nehmen, die dann später zu so falschen Deutungen Veranlassung gaben. Auch beging Karl der Große die Sünde an den Deutschen, Slaven unter sie zu versetzen. Und wenn diese auch mit Gewalt getauft worden waren, so hingen sie doch altnhartnäckig an ihrem Aberglauben; und so war eine Verwechselung Späterer, die dieses Verhältniß nicht kannten, leicht möglich.

Es soll inzwischen keineswegs behauptet werden, daß die alten Thüringer gewisse Ideen oder Naturkräfte sich nicht in bestimmten, ihrer Kindlichkeit angemessenen Anschauungen versinnlicht hätten. Aber wer will jetzt noch feststellen, was davon in das Gebiet der Religion, in das des Aberglaubens gehört, da wir von beiden kaum die äußern Grenzlinien kennen? Alle Völker sind in ihrer Jugend denselben Weg gewandelt; denn die Jugend eines Volkes hat, wie die des einzelnen Menschen eine glühendere Phantasie und einen unreifern Verstand, als das späte Alter; und einzelne dunkle Sagen, Gebräuche, die in aberchristlicher Zeit wurzeln, alte Namen, die an Localitäten haften geblieben sind, deuten genugsam darauf hin. So ist die der Sagenwelt angehörige, im Hörselberge hausende Frau Holle oder Hulde, welche sicherlich nur christliche Mönche, in dem ihnen bekannten römischen Heidenthume einen analogen Begriff suchend, zur Frau Venus stempelten, eine solche versinnlichte Idee. Sie fährt in den zwölf Nächten mit dem wüthenden Heere aus dem Berge heraus und umkreist in der Mitternacht das Thüringerwaldgebirge. In den am Aberglauben gewebten Hüllen dieser merkwürdigen Sage scheint ein Religionskult unsrer heidnischen Vorfahren verborgen zu liegen. Aber wer reiche uns den Schlüssel zu dem Geheimniß? Dieser ist für ewig verloren gegangen.

So waren die Weihnachts-, Oster-, Johannis- und Ernte-feuer, die im Mittelalter Nachts auf den Bergen flammten, unbestreitbar heidnischen Ursprungs, und deuten auf eine heilige Feier des Sonnenlaufes hin, jedesmal die Punkte bezeichnend, wann die Sonne der Erde am nächsten und am entferntesten stand. Die heimlichen Zusammenkünfte auf dem Brocken in der Walpurgisnacht, und die heiligen Feuer, die dort mit seltsamen Gebräuchen von den Thüringern und Sachsen, trotz des Verbots der herrschenden Franken, abgebrannt wurden, scheinen ebenfalls ihren Ursprung in den Sonnen- und Feuerkult zu haben, auf welchen Cäsar bereits hindeutet. Doch von der Feier der durch die größten Gestirne bestimmten Zeit-Abschnitte im Jahreslauf mit dem der Sonne verwandten irdischen Feuer bis zum Anbeten der Sonne, des Mondes und des Feuers ist noch ein ungeheurer Weg.

Zum Kultus gehörten ohnstreitig die Gebräuche, wodurch die alten Deutschen die Zukunft erforschen zu können glaubten. Tacitus berichtet darüber Merkwürdiges. Sie schnitten einen Zweig von einem Fruchtbaum, vielleicht von der bedeutungsvollen Mistel, theilten ihn in Stäbchen und warfen diese, durch gewisse Zeichen unterschieden, blindlings und nach Zufall über ein weißes Gewand hin. In öffentlichen Angelegenheiten that dies der Priester des Gaus, in häuslichen der Hausvater selbst. Mit Gebet und zum Himmel gerichteten Blick hoben sie die Stäbchen dreimal auf und deuteten sie nach den vorher eingedrückten Zeichen. War die Deutung ungünstig, so fand über den in Frage stehenden Gegenstand an demselben Tage keine Berathung statt; war sie günstig, so suchte man durch Vordedeutungen Gewißheit darüber zu erlangen. Wie bei anderen Völkern befragte man die Stimmen und den Flug der Vögel, aber den Deutschen eigenthümlich war das Befragen der Pferde. In den heiligen Hainen und Wäldern wurden auf öffentliche Kosten weiße Pferde unterhalten, die niemals eine Arbeit verrichteten. Diese wurden an den heiligen Wagen gespannt, der Priester und der König oder Fürst des Volks begleiteten sie, und beobachteten und deuteten ihr Wiehern und Schnaubern. Dieses Befragen der Pferde fand bei der Menge wie bei den Vornehmen das größte Vertrauen. Wir wissen, daß Thüringen das Vaterland der herrlichsten silberfarbenen Pferde war, und so läßt sich annehmen, daß dieser religiöse Gebrauch in diesem Lande vorzüglich blühte.

Doch aus allen diesen einzelnen Aeußerlichkeiten läßt sich niemals ein Ganzes zusammenstellen, weil der innere geistige Zusammenhang fehlt, die Gemüthsanschauung, der eigentliche geistige Kern der Religion, und nur so viel kann man mit Gewißheit schließen, daß die religiösen Begriffe unsrer heidnischen Vorfahren, wenn auch den christlichen gänzlich fremd und entgegengesetzt, keineswegs so roh und ungeläutert waren, wie spätere christliche Schriftsteller sie darzustellen bemüht gewesen sind, und daß die Form ihrer Gottesverehrung eine des höchsten Wesens keineswegs unwürdige war.

Mit bestimmten Behauptungen in dieser Beziehung kann man nicht vorsichtig genug sein, und es ist weit vernünftiger zu gestehen, daß wir vom Religionswesen der alten Thüringer so viel wie nichts wissen und niemals etwas wissen können, als in dem breiten und ausgefahrenen Geleis der früheren Chronisten und Geschichtschreiber sich bequem fort zu bewegen und mit anstößiger Gewißheit zu erzählen, welche Götter die Thüringer verehrt, welche Gebräuche dabei obgewaltet, wo die Bilder derselben gestanden u. s. w.; lautre aus der Luft gegriffene Behauptungen, oder Schlüsse aus dunkeln kurzen Angaben und Ortsnamen, aus denen man nichts schließen kann. Das lächerlichste aber ist, die poetischen Sagen der Edda abzuschreiben und sie für die Religion der Thüringer auszugeben.

Zweites Kapitel.

Das Königreich Thüringen.

I.

Sagen aus der frühesten Zeit der Thüringer. Sagenhafte Könige. Attila's Hochzeitfeier und großer Landtag in Eisenach. Dietrichsage.

Die Sage ist die Amme der Völker, die Geschichte deren Erzieherin. Auch die Kindheit des thüringischen Volks hat die Sage genährt und mannichfach umschmückt. Der Chronist, der in unsere Zeit die alten Begebenheiten wiedererzählt, berichtet zwar ihre Gedichte, aber er scheidet sie so viel als möglich von den auf geschichteten Quellen begründeten Aussprüchen der Geschichte; die Chronisten der frühern Zeiten gaben dagegen die Plaudereien der Sage für Geschichte und brachten dadurch große Verwirrung in dieselbe.

Digitized by Google

In das Gebiet der Sage sind eine Reihe von Königen, die über die Thüringer geherrscht haben sollen, nebst ihren Thaten und Erlebnissen zu verweisen. Ihre mythischen Namen tauchen aus dem Nebel der Geschichte Thüringens, selbst noch Nebelgebilde, hervor, dunkle Bilder einer Spiegelung, die jeder Wirklichkeit entbehrt. Sie gleichen auch verwitterten Steinbildern, deren Züge und Schmuck durchaus nicht mehr zu erkennen sind, und die die Sage für etwas ganz anders ausgiebt, als sie zweifelsohne ihrer ursprünglichen Bedeutung nach waren. Da hören wir von einem Könige Erpes oder Erpo, der Erfurt (Erpesford) erbaut haben soll; von einem Könige Honer oder Hogrlia, der sich mit den Franken gegen die vordringenden Alemannen verbündet haben soll; von einem Könige Otterich oder Athanar, der den Römern unter Valentinian I. beigestanden und Cöln erobern helfen. Es werden ferner als Könige der Thüringer genannt Walderich oder Balderich, Withulf oder Bitholf, Namen, an welche die Sage nicht einmal ein fabelhaftes Ereigniß knüpft. Freigebig dagegen hat sie den König Gunther oder Gundar bedacht, dem sie die uralte Stadt Eisenach — östlicher als die jetzige Stadt gelegen — zum Königssitz anweist, und eine wunderschöne Tochter Kriemhilde zuertheilt. Dorthin, so erzählt sie, kam der Hunnenkönig Attila, die Gottesgeißel der Völker, mit seinem Heer und gewann Kriemhilden zum Weibe. Zum Beilager schrieb Attila einen großen Landtag gen Eisenach aus und lud alle deutschen Fürsten ein. Es kamen ihrer auch Viele, die sich um die Gunst des gewaltigen Ehel [9] bewarben, oder schickten ihre Gesandten; glänzende Feste wurden gefeiert, und das Rennen, Turnierstechen und anderes Ritterspiel dauerte viele Tage. Drauf wurden die Gaste vom Hunnenkönige reich beschenkt und gnadig entlassen. Er selbst aber verweilte noch eine Zeit lang in Thüringen und soll sogar dessen König geworden sein, war mild und kostfrei, münzte die alten Decemspfennige, die man zuweilen noch ausackert, und hielt glänzenden Hof. Auch lagerte er mit seinem Heer bei Tonndorf hart am See, waidwerkte und fischte allda, wo man den Ort jetzt noch den Königsstuhl heißt, und brach dann auf, das römische Kaiserthum zu überziehen. — Diese Sage spielt offenbar in den Sagenkreis des Niedelangenliedes, des mitteldeutschen Nationalgedichtes hinüber, wo König Ehel Kriemhilden, die Schwester des Königs Gunther von Burgunden, freit. Schwerlich kam Attila auf seinem Zuge gegen die Franken und Römer nach Thüringen, sonst wäre dies von gleichzeitigen Schriftstellern gewiß nicht unerwähnt geblieben.

Eben so sagenhaft und geschichtlich ungegründet ist die Erzählung, welche die fränkischen Könige Chlodio oder Chlogio und Merwig oder Merovaus zu thüringischen Königen macht. Ein fränkischer Geschichtschreiber des sechsten Jahrhunderts [10] sagt, die Franken hätten zuerst am Rhein gewohnt, waren dann über den Fluß gesetzt nach Thoriagen, und hatten sich Könige mit langen Haupthaaren gewählt. Der Frankenkönig Chlodio, welcher in dem festen Schlosse Dispargum gewohnt, das sich im Landesgebiet der Thoringer befinde, habe von Dispargum aus erst Kundschafter nach der Stadt Camerich (Cambrai) geschickt, und sei dann, als alles wohl durchspaht gewesen, selbst dorthin aufgebrochen, und habe die Römer geschlagen und die Stadt erobert. — Aus dieser Stelle geht zu Genüge hervor, daß das Schloß Dispargum, die Residenz Chlodio's, am rechten Rheinufer und nicht in Thüringen zu suchen sei, und daß Gregor von Tours, jener Geschichtschreiber, oder die Abschreiber seiner Geschichte der Franken Thoringen statt Thongrien setzten, und daß also der Volksstamm, von welchem hier die Rede ist, nicht hier in der Mitte Deutschlands wohnenden Thüringer, sondern die am Unterrhein wohnenden Tungern, und Dispargum eine tungrische Burg war. Dieses Dispargum hat den thüringischen Geschichtschreibern sehr viel Kopfzerbrechen gekostet und ihre Federn in große Bewegung gesetzt; es gab fast eben so viele Dispargum, als Geschichtschreiber. Zuletzt nahm man als gewiß an, Dispargum habe bei Helmershausen ohnweit Meiningen im Hennebergischen auf einem hohen Berge gelegen, der die Diesburg heißt. Man bedachte aber dabei nicht, daß die Residenz des Königs der Franken, die bereits über den Rhein gesetzt und in Gallien vorgedrungen waren, des Königs, der von Dispargum aus Vorkehrungen zur weiteren Eroberung Galliens traf, unmöglich in der Nähe des Thüringerwaldes liegen konnte. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Dispargum das alte Duysburg zwischen Cöln und Wesel im Lande der Tungern war.

So wenig nun Dispargum zu Thüringen gehörte, eben so wenig war Chlodio ein König der Thüringer, und sein siegreicher Kampf gegen die Romer in Gallien geht die Geschichte Thüringens nichts an. Aber nicht allein Chlodio, der erste siegreiche Frankenkonig und Held, auch sein Nachfolger in der Herrschaft über die Franken, jener Merovaus, welcher der ersten fränkischen Königsdynastie den Namen der Merovinger gegeben hat, wird von der Sage ohne allen geschichtlichen Grund zum thüringischen Könige erhoben. Merwig oder Merovaus, so erzählt sie, war kein Sohn Chlodio's, wohl aber der Gemahlin desselben. Diese badete einst im Meere, da raubte ein Meerwunder aus der Tiefe empor und zwang die reizende Königin zur Umarmung, deren Frucht Merwig war. — Die Zeit seiner Herrschaft über die Franken fällt in die Jahre 447—456. Als thüringischer König ist er eine rein mythische Person, und was von ihm gemeldet wird, gehört nur der Sage an. Er soll auf dem nachherigen Petersberge bei Erfurt ein Schloß, ebenso in der Nähe Erfurts an der Gera einen Burgsitz, die Merwisburg, aus welcher beinah das jetzige Dörfchen Möbisburg entstanden sei, erbaut, ja Erfurt selbst gegründet oder erweitert und verschönert haben. Auch sollen ihm die Städte Nordhausen und Merseburg ihren Ursprung verdanken. Die Thüringer, vom Joch der Hunnen schwer belastet, soll er dadurch befreit haben, daß er den als unsiegbar geltenden Attila aufs Haupt geschlagen. Hier allein kettet sich die Sage an ein geschichtliches Faktum; denn Attila wurde auf seinem Eroberungszuge durch Gallien von den vereinigten Römern, Westgothen und Franken unter dem Könige der letztern, Merovaus, bei Chalon sur Marne 451 gänzlich geschlagen, und mußte sich mit schwerem Verluste zurückziehen. Nach dieser Schlacht ließen sonst die Geschichtschreiber den wilden Hunnenkönig nach Thüringen ziehen und das bereits erwähnte fabelhafte Beilager mit Kriemhild nebst dem großen Landtage halten. Die Sage bindet sich an keine Zeitrechnung. Was nicht geschehen, sondern nur erdichtet ist, kann unter kein Datum gebracht werden.

2.

Das Haus des Basinus.

Aus dem Wolkengebiet der Sage treten wir nun auf festen geschichtlichen Boden heraus. Aber noch ist nicht alles wirkliches Land umher, die Bilder der Sage gaukeln immer noch herein, und es wird uns schwer, ja unmöglich, die Wirklichkeit von der Dichtung zu unterscheiden. Der erste geschichtliche thüringische König ist Basinus oder Bisin. Schwerlich war er überhaupt der erste König der Thüringer; wie viele aber vor ihm regiert und wer, darüber schweigt die Geschichte. Basians ist allein merkwürdig durch die tragischen Ereignisse in seinem Hause, die den Untergang des Königreichs und die Unterjochung der Thüringer durch die Franken herbei führen.

Dem Könige Merovaus folgte in der Regierung über die salischen Franken sein Sohn Childerich I. 457. Als ein Lüstling verführte er die Töchter und Frauen seines Volks, erregte dadurch den gerechten Zorn desselben und wurde gewaltsam vertrieben, an seiner Statt aber der Romer Aegidius zum Könige erwählt, der nach dem Untergange des römischen Reichs in Italien ein Ländergebiet in Gallien als unabhangiger Fürst beherrschte. Childerich floh zu seinem Gastfreunde, dem Könige Basinus von Thüringen, an dessen Hofe er gastlich aufgenommen und acht Jahre wohl gehalten wurde. Zum schnöden Dank für solche Freundschaft verleitete der wollüstige Franke des Königs Basians Gemahlin, Basina, zum Treubruch und gewann sie zur Buhlin. Unterdessen hatte der Romer Aegidius, von Childerichs geheimen Freunde und Anhänger Wiomad dazu beredet, die Franken arg bedrückt, die nun hinwiederum Wiomods Aufstiftungen Gehor gebend, sich nach Childerichs milderer Herrschaft zurück sehnten, endlich auch den Aegidius vertrieben und den Childerich auf den Thron seiner Väter zurück riefen (465). Basina, an den Umgang ihres Buhlen gewöhnt, verließ bald darauf heimlich ihren Gatten und folgte Childerich noch, der sie auch zu seiner Gemahlin erhob. Sie wurde (466) von ihm Mutter des nachherigen Frankenkönigs Chlodowig des Großen, der die Frankenherrschaft in Gallien fest begründete, fast das ganze Land eroberte, und alle Stämme der Fronken unter seiner Herrschaft vereinigte.

Es ist geschichtlich wahrscheinlich, daß die Thüringer, von Rachedurst über die erlittene Schmach ihres Königshauses entbrannt, und von dem betrogenen Basinus angeführt, einen verheerenden Einfall in das Frankenreich thaten. [11] Hier überließen sie sich, um Basinus verletzte Ehre zu ahnden, einer zügellosen, unmenschlichen Grausamkeit. Erst erschlugen sie die ihnen von den Franken des Friedens wegen gesendten Geiseln, stürzten sich dann wie wüthende Thiere über das wehrlose Volk her, und raubten und mordeten, was ihnen vorkam. Die Knaben hingen sie mit der Fußsehne an Bäume auf, und mehr als zweihundert Jungfrauen zerrissen sie theils mit Pferden, pfahlten sie theils und ließen sie von Lastwagen zermalmen, ihre blutigen Leichname aber zur Atzung der Raubvögel und Hunde liegen. Diese Angaben kommen freilich aus

dem Munde eines spätern Frankenkönigs, der sein Volk zur Wuth gegen die Thüringer aufreizen will, und machen mißtrauisch. Inzwischen muß doch ein Ueberfall statt gefunden haben, und wenn die Thüringer wirklich so viel Weiber mordeten, so ließ sich diese Gräßlichkeit aus dem Umstande erklären, daß ein Weib ihr Königshaus und sie selbst mit Schande befleckt hatte.

Diesen Ausbruch eines rohen Hasses vergalt hernach der Frankenkönig Chlodowig der Große (491) den Thüringern reichlich. Er überzog sie mit einem großen Heere, erschlug ihrer Viele und zwang die Uebrigen, den Franken einen Zins zu zahlen.

3.

Herminfrid der Brudermörder.

König Bastuns hinterließ drei Söhne, Baderich, Herminfrid und Berthar, wahrscheinlich mit einer spätern Gattin als der Bastun gezeugt, die das thüringische Reich unter sich theilten. Um sich der zinsbaren Abhängigkeit von den Franken und deren wachsenden Uebermacht zu entziehen, suchten die thüringischen Könige mit großem Eifer die Bundesgenossenschaft des in Italien zu gewaltiger Macht und Herrschaft gelangten Ostgothenkönigs Theodorich des Großen, in den altdeutschen Heldenliedern, in denen er hochgefeiert wird, Dietrich von Bern genannt, weil er seine Residenz zuweilen in Verona (Bern) hatte. Die Ostgothen waren früher wahrscheinlich die Grenznachbarn der Thüringer an der Donau gewesen, als aber der Anführer der Heruler, Odoacer, 474 dem abendländischen römischen Kaiserreich ein Ende und sich zum Könige von Italien gemacht hatte, war Theodorich, von Thatenlust, Ruhmgierde und Eroberungssucht getrieben, 489 mit seinen Ostgothen nach Italien gezogen, hatte den Odoacer besiegt, und, nach kurzem Bündniß zu gemeinschaftlicher Regierung mit ihm, erschlagen, worauf er sich zum Könige von ganz Italien erhoben hatte. Um dieses mächtigen und weisen deutschen Fürsten Freundschaft bewarb sich vorzüglich Herminfrid, vielleicht der mächtigste und kriegerischste unter seinen Brüdern, und Theodorich sagte ihm Amalberg, die Tochter seiner Schwester, zur Gemahlin zu. Herminfrid schickte nach der alten Sitte die Brautgabe nach Italien, eine Anzahl silberfarbiger Rosse, das Beste, was Thüringen erzeugte. Hierauf langte die Braut selbst in Thüringen an, und beachtete ihrem Verlobten ein Schreiben ihres Oheim, von dessen berühmten Kanzler Cassiodor [12] verfaßt, mit, das in vielfacher Beziehung sehr merkwürdig ist. Theodorich schrieb an Herminfrid:

„Da wir Euch unter unser Verwandten aufzunehmen wünschen, so verbinden wir Euch unsre Nichte als ein theures Pfand mit göttlichem Segen, damit Ihr, selbst von königlichem Blute entsprossen, nun auch durch den Glanz des kaiserlichen Blutes weithin strahlen möget. Wir senden Euch die Zierde Eures Hofes, die Vermehrerin Eures Geschlechts, die treue Genossin Eures Rathes, die süßeste Wonne Eures Ehebettes, die nicht nur mit Recht die Herrschaft mit Euch theilen, sondern auch Euer Volk durch bessere Einrichtungen bilden möge. Das glückliche Thüringen wird nun besitzen, was Italien erzogen hat, die, in den Wissenschaften bewandert, in den Sitten erfahren, nicht nur eine Zierde durch die Abstammung, sondern auch durch ihre weibliche Würde ist: so daß Euer Vaterland nicht weniger durch ihre Sitten, als durch seine Triumphe hervorleuchten wird. — Wie grüßen Euch deßhalb mit geziemender Ehrerbietung, und thun Euch kund, daß wir nun Euern angelangten Gesandten, die uns nach der Völkersitte bestimmten Geschenke, ein allerdings unschätzbares Gut, die mit Silberfarbe geschmückten Rosse, die sich gar wohl zur Brautgabe eignen, empfangen haben. Brust und Schenkel derselben sind von sanftes Fleischesfülle lieblich geschwellt, ihre Seiten etwas in die Länge gestreckt, dagegen der Bauch von straffer Kürze; der Kopf giebt das Bild eines Hirsches, dem sie es auch an Schnelligkeit gleich thun, und mit welchem sie überhaupt Aehnlichkeit haben. Bei ihrer bedeutenden Fettigkeit sind sie doch zahm, bei ihrer großen Körperlast sehr schnell, angenehm für das Auge, lieblicher noch für den Gebrauch; denn sie schreiten sanft einher und ermüden ihren Reiter nicht durch tolle Eile. Man ruhe mehr auf ihnen, als daß man angestrengt wird, und mit weiser Mäßigung gelenkt, können sie in steter Bewegung lange ausdauern. Aber diese wenn auch noch so edle Heerde, diese wohlgezogenen Thiere, und alles andere Ausgezeichnete, was Ihr uns übersandt habt, werdet Ihr durch die übertreffen finden, welche alles mit Recht überragt und selbst dem Kleinod der königlichen Würde noch höheren Glanz verleiht. Zwar hatten auch wir Euch zugedacht, was der fürstliche Rang erheischt, aber nichts Größeres können wir Euch schenken, als wenn wir Euch mit der Zierde einer solchen Frau vermählen. Die Himmlischen mögen mit Eurer Verbindung sein, und wie uns ein Band der Liebe vereinigt hat, so möge die elterliche Freundschaft auch unsere Nachkommen verbinden."

Obgleich Amalberg Christin war [13] und das Christenthum zuerst nach Thüringen verpflanzte, so entsprach doch ihr inneres Wesen dem in diesem Briefe entworfenen Bilde keineswegs, wohl aber dem Stolze, der sich darin ausspricht. Mit aller Anmaßung der Rechte des großen Theodorich, des Eroberers und Beherrschers von Italien, der sich in seinem Schreiben an Herminfrid sogar die kaiserliche Würde beilegt, trat sie in Thüringen auf. Zwar wurden durch diese Verbindung die Thüringer wieder unabhängig von den Franken, und diese aus Furcht vor dem mächtigen Ostgothenkönige von fernern Gewaltthätigkeiten gegen jene zurückgehalten, aber in das königliche Haus der Thüringer war mit Amalberg der böse Geist des Verderbens getreten. Voll unbändigen Stolzes, voll ungezügelter Herrschsucht, voll Neid und Mißgunst und voll tückischer Grausamkeit, gebrauchte sie ihre Schönheit nur um den schwachen Gemahl zu verlocken und zu bethören. Ihrem hochfahrenden Sinne war es unerträglich, daß ihr Gemahl nur einen Theil des Thüringerreichs besaß und sie flüsterte ihm zu, sich zum Alleinherrscher des ganzen Landes zu machen. Als er ihren bösen Rathschlägen widerstand, fand er einst, zum Mahle gerufen, den Tisch nur halb gedeckt. Dem darob Verwunderten rief ihr Hohn verächtlich zu: Dem halben König nur der halbe Tisch! und stachelte ihn mit diesen Worten zum entsetzlichen Entschlusse des Brudermordes. Zuerst fiel Berthar vom Mordstahle, und sein Länderantheil ward Herminfrids Eigenthum. Baderich dagegen, noch bei Zeiten gewarnt, erwartete den treulosen Bruder gerüstet, und da dieser sah, daß er allein nichts gegen jenen werde ausrichten können, so sandte er Boten an den König der Ostfranken (Austrasier) Theodarich oder Dietrich I., den Sohn Chlodowigs I., und lud denselben ein, ihm gegen Baderich beizustehen, den er des nun ihm selbst verübten Brudermordes beschuldigte.

Nach Chlodowig des Großen Tode (511) hatten dessen vier Söhne das Frankenreich unter sich getheilt. Dietrich I. hatte Austrasien (Ostfrankreich), das Land der Uferfranken von Cölu bis an die Grenzen der Thüringer und der Alemannen auf beiden Seiten des Rheins, und noch einen Theil von Aquitanien; Chlothar das Reich Soisson, das sich von Soisson und Amiens bis zum Rhein und die friesische Grenze erstreckte; Chlodomir das Reich Orleans, das südlich an das Königreich Burgund grenzte, und Childebert I. das Reich Paris, das die westlichen Provinzen bis zu den Pyrenäen begriff, erhalten.

Herminfrid versprach Dietrich I. im Falle des Siegs die Hälfte von Baderichs Länderbesitz, und der Ostfrankenkönig, froh einer Gelegenheit, um die in Thüringen durch den Einfluß des Ostgothenkönigs verlorne Uebermacht der Franken wieder, wenn auch nur theilweise herzustellen, willfahrtete Herminfrids Verlangen, und führte ihm ein Heer zu, um Baderich zu bekämpfen. Dieser erlag denn auch der Gewalt der vereinigten Heere der Thüringer und Franken, und verlor zugleich Reich und Leben. Wie aber Herminfrid treulos gegen seine Brüder gewesen war, so nun gegen den Frankenkönig, dem er das für den Beistand gelobte Versprechen nicht hielt, vertrauend auf die mächtige Stütze des gewaltigen Ostgothenkönigs. Und so hatte denn Amalberg ihr stolzes Ziel erreicht: sie war die Gemahlin des Alleinherrschers der Thüringer.

4.

Beginn der Vergeltung.

So lange der Ostgothenkönig Dietrich lebte, schwieg der Ostfrankenkönig Dietrich und hielt die Rache gegen Herminfrid wegen des Wortbruchs zurück, als aber der gefürchtete Gothenheld 526 im höchsten Glanze seines Glücks gestorben war, und die Herrschaft einem Kinde, seinem elfjährigen Enkel Athalarich, und einem Weibe, der Mutter desselben, Amalaswinth (Dietrichs Tochter), die die Vormundschaft führte, hinterlassen hatte, hielt es der Ostfrankenkönig an der Zeit, Herminfrids treulosen Wortbruch zu rächen. Dietrich I. verband sich also (530) mit seinem Bruder Clothar I. dem Könige von Soissons, und beide brachten ein großes Heer zusammen, um es gegen die Thüringer zu führen. Dietrich erinnerte dieses Heer, um es zur Wuth aufzustacheln, an die gräßlichen Grausamkeiten, welche die Thüringer sechzig Jahre zuvor bei ihrem Racheinfall in das Frankenreich an ihren Vätern und Verwandten verübt hätten, und brachte damit die Schmach in Verbindung, die er selbst von dem Brudermörder Herminfrid erfahren hatte. Seine Absicht gelang. Voll Grimm brach das Frankenheer gegen Thüringen auf, geführt von Dietrich und Clothar und von Theudebert, Dietrichs Sohn. Aber die Thüringer hatten Nachricht von dem feindlichen Zuge ihrer Nachbaren erhalten, und auf dem Felde, wo sie zu streiten gedachten, tiefe Gruben mit Rasen sorgfältig überdeckt,

in welche viele der fränkiſchen Reiter beim beginnenden Kampfe ſtürzten und umkamen, bis die Uebrigen den Betrug merkten und ihm aus dem Wege gingen. Dieſe Hinterliſt half den Thüringern zu nichts. Sie wurden von den dadurch nur noch erbitterten Franken in dieſem erſten Treffen geſchlagen, und mußten, ihrem fliehenden Könige folgend, bis an die Unſtrut zurückweichen. Die Franken ſetzten ihnen nach und bei Runisberg [14] kam es zu einer dreitägigen furchtbaren Schlacht, in welcher endlich die Thüringer nach der verzweifeltſten Gegenwehr gänzlich beſiegt wurden. Das Bett der Unſtrut war ſo mit Leichen angefüllt, daß die Franken, wie auf einer feſten Brücke, darüber aus jenſeitige Ufer gingen. Herminfrid floh nach zog ſich mit ſeinen noch übrigen Leuten in eine Veſte zurück, die aus einem viel ſpätern Chroniſten [15] Schidingi (Scheidingen) genannt wird, ein Name, den ſie höchſt wahrſcheinlich einem ſpätern Ereigniß verdankt und der ſich wohl in dem jetzigen Burg-Scheidungen erhalten hat.

Die Franken hatten aber auch Tauſende von ihren Streitern verloren, und König Dietrich hielt einen Kriegsrath, in welchem die Frage verhandelt wurde, ob man mit dem ſo ſehr geſchwächten Heere heim ziehen, ſich heilen, neue Kräfte ſammeln und ſpäter in verſtärkter Anzahl zurückkehren, oder den geſchlagenen Feind ſogleich weiter verfolgen ſolle. Einer der Fürſten, Namens Wattherich, rieth zum Erſtern. Aber ein Vertrauter des Königs, ein Leibeigener, der nicht mit Namen angeführt wird, entwickelte in ſeinem Vortrage die zweite Anſicht mit ſolchem Nachdruck, daß die Könige ihr beiſtimmten, und beſchloſſen wurde, die Thüringer noch ferner in ihrem Lande zu bekriegen. Doch mit der Einſicht, daß ſie allein nicht viel mehr ausrichten würden, kam ihnen der Entſchluß, die Sachſen, die alten erbitterten Feinde der Thüringer, [16] die jenſeits des Harzes nach dem Meere zu wohnten, zu Hilfe zu rufen. Es wurden Boten an dieſelben geſandt mit dem Verſprechen, ihnen, wenn die Thüringer von den verbündeten Franken und Sachſen gänzlich überwunden würden, einen Theil des eroberten Landes zum Lohne ihres Beiſtandes abzutreten. Den kampf- und eroberungsſüchtigen Sachſen kam dieſer Vorſchlag ſehr gelegen, und es ſtellte ſich ſogleich ein Heer von neuntauſend Mann unter neun Anführern bei den Franken in Thüringen ein.

5.

Scheidungens Fall. Der Thüringer Niederlage.

Die rieſigen Geſtalten der Sachſen riefen in den Franken ein Staunen hervor, das an Schrecken grenzte. Es ſchien ihnen, dieſe treuen Bundesgenoſſen dürften, wenn ſie erſt Herren des thüringiſchen Landes wären, leicht den Franken ſelbſt gefährlich werden. Und in Wahrheit war das Aeußere der Sachſen Ehrfurcht gebietend, Furcht erweckend. Lange Haare wallten ihnen über die breiten Schultern hinab, ein Kriegsmantel war ihre Bekleidung. Ihre Waffen beſtanden in langen Speeren, kleinen Schilden, auf die ſie ſich ſtützten, und großen Meſſern, die ſtatt der Schwerter an ihren Hüften hingen. Dieſes Meſſer hieß Sax, und von dieſer ihnen eigenthümlichen Waffe erhielten ſie, der an der Weſer und Niederelbe wohnende Völkerſtamm, höchſt wahrſcheinlich den Namen. Auf ihrer Fahne, die ihnen als ein Heiligthum galt, waren die Bilder eines Löwen, eines Drachen und darüber eines fliegenden Adlers zu ſehen. Als ſie angelangt waren, traten die neun durchs Loos gewählten Anführer, jeder mit hundert Mann Geleite vor Dietrich und erklärten ihm: die Sachſen hätten nur einen Willen, zu ſiegen oder zu ſterben. König Dietrich, nun die gegenwärtige Lage der Dinge erwägend, des ſchwächtigte die Beſorgniſſe ſeiner Fürſten in Bezug auf die Sachſen, und ſchloß mit dieſen ein Bündniß, in Folge deſſen er ihnen befahl, die Stadt anzugreifen. Und ſchon am andern Tage ſtürmten ſie dieſelbe mit Feuer an. Die belagerten Thüringer, dadurch auf das Aeußerſte gebracht, thaten einen verzweifelten Ausfall auf die neuen Feinde, und nur die Nacht machte dem wüthenden Gemetzel ein Ende, das auf beiden Seiten Vielen den Tod brachte, ohne den Sieg zu entſcheiden. Die Thüringer zogen nach ſo fruchtloſem Kampfe in die Veſte zurück, und Herminfrid, wohl einſehend, daß er keinen zweiten nun werde beſtehen können, ſann darauf, durch Unterhandlungen und Geſchenke vom Frankenkönig den Frieden zu gewinnen. Er ſandte deshalb einen ſeiner Getreueſten, Namens Hiring, mit all' ſeinen Schätzen in der Nacht heimlich in das Lager der Franken. Dieſer Hiring hatte ſich durch Scharfſinn, Entſchloſſenheit, Ueberredungsgabe und Muth erſt in die Gunſt der Königin Amalberg und dann des Königs Herminfrid zu ſetzen gewußt. Daß er ſchlau und geſchickt zu dem ſchwierigen Auftrage war, bewies der glückliche Erfolg, mit welchem er denſelben ausführte. Denn nicht nur, daß er mehre der fränkiſchen Großen durch Beſtechung gewann, es gelang ihm auch durch dieſe, dem Könige Dietrich die Ueberzeugung beizubringen, daß die Franken von der gänzlich gebrochenen Macht der Thüringer nicht das Mindeſte mehr, von den unbändigen Sachſen aber Alles zu fürchten hätten, und es daher gerathener ſei, die Thüringer zu ſchonen, und mit ihnen gemeinſchaftlich die gefährlichen Sachſen zu vertreiben. Dieſe Anſicht ſtimmte zu ſehr mit der Meinung der meiſten fränkiſchen Fürſten überein, als daß ſie nicht Alles hätten aufbieten ſollen, ihren König dafür zu gewinnen. Zwar hielt es ſchwer, doch ließ ſich Dietrich endlich zur Gnade gegen Herminfrid und die Seinigen beſtimmen. Es ward ſofort verabredet, daß am folgenden Tage ein Freundſchaftsbündniß zwiſchen dem fränkiſchen und dem thüringiſchen Könige aufgerichtet, und die durch das Treffen ohnedies geſchwächten Sachſen überfallen und vertrieben werden ſollten. Der ſchlaue Hiring that dieſe Freudenbotſchaft noch in der Nacht ſeinem ſchwer bedrängten Herrn zu wiſſen; er ſelbſt blieb in dem fränkiſchen Lager zurück, um jeder Willensänderung Dietrichs durch ſeine perſönliche Gegenwart vorzubeugen. Aber das mühſame Gebäude ſeiner Schlauheit zerſtörte der unglückliche Flug eines Vogels, der den Thüringern das Verderben nicht ſowohl weiſſagte, als vielmehr wirklich bereitete. Hirings Friedenskunde hatte ſich in der Stadt verbreitet und die angſterfüllten Gemüther beruhigt. Da ging einer der thüringiſchen Krieger aus der Veſte an das Ufer der Unſtrut hinaus, um mit ſeinem Falken auf dem Fluſſe Enten zu beizen für ſeinen Tiſch. Der Vogel aber flog einem am jenſeitigen Ufer wandelnden Sachſen zu. Lange bat der Thüringer vergebens um Zurückgabe des Falken, und nur erſt, als er dem Sachſen ein wichtiges Geheimniß zu entdecken verſprach, willigte dieſer in den Austauſch. Hierauf verrieth der Thüringer den bereits verabredeten Bund ſeines Königs mit den Franken gegen die Sachſen, und rieth dieſen, dem Verderben durch ſchleunige Flucht zu entrinnen. Der Sachſe gab den Vogel zurück, eilte in das Lager der Seinigen und verkündete die drohende Gefahr. Die Beſtürzung machte die Krieger rathlos; ſie erachteten, daß ſie den vereinten Franken und Thüringern nicht würden widerſtehen können, und gedachten deshalb in der Nacht die Flucht zu ergreifen. Da erhob Hathagaſt, einer ihrer Anführer, ein Greis mit jugendlichem Muthe, wegen ſeines Anſehens der „Vater der Väter" genannt, die heilige Fahne, und redete zu ſeinen Landsleuten: „Ich habe im Dienſte der Waffen ein hohes Alter erreicht und niemals einen Sachſen auf der Flucht geſehen. Soll ich nun in meinen Jahren thun, was ich nie gelernt? Zu kämpfen weiß ich und zu fallen, aber nicht zu fliehen. Seht auf unſre todten Brüder! Nicht geflohen ſind ſie, ſondern kämpfend gefallen. So laßt uns ein Gleiches thun! Aber ich ſetze mein graues Haupt zum Pfande, wir werden ſiegen, wenn ihr meinem Rathe folgt. Die vom Kampfe ermatteten Thüringer ſind durch das neue Bündniß mit den Franken in die Ruhe der Sicherheit gewiegt. Laßt uns die Veſte erſteigen, wenn ſie im erſten ſorgloſen Schlafe liegen, und alles niedermachen, was uns vor das Meſſer kommt. Auf und folgt mir zum Sieg und zur Rache!" Durch dieſe Worte von Muth und Kampfesluſt neu beſeelt, jauchzten ihm die Sachſen zu, und thaten, wie er gerathen hatte. Kurz vor Mitternacht überſtiegen ſie in aller Stille und ohne auf ein Hinderniß zu ſtoßen, die Mauern und mordeten die beſtürzt aus dem Schlafe emporfahrenden und wie Betrunkene in den Straßen umhertaumelnden Thüringer faſt ohne Widerſtand dahin. Der Sieg war leicht; denn der mit den Franken geſchloſſene Waffenſtillſtand hatte die Belagerten ſicher gemacht. Nur wenige der Unglücklichen retteten ſich durch die Flucht, bei weitem die meiſten geriethen in die Gefangenſchaft der Sachſen, und alle Erwachſenen wurden dem Tode geweiht, nur die Kinder verſchont. Als der aufgehende Morgen die blutigen Gräuel beleuchtete, pflanzten die Sieger ihren Adler vor dem öſtlichen Thore auf und errichteten einen Siegesaltar, an welchem ſie eine religiöſe Feier begingen. Das Siegesfeſt dauerte drei Tage, dann wurde die Beute getheilt und die Gefallenen beerdigt. Das Lob der Helden und vorzüglich Hathagaſts, des weiſen Rathgebers und greiſen Anführers, wurde wie das eines Gottes geſungen. Dieſer Tag ſoll der gemeinen Sage unter den Sachſen nach der erſte Oktober geweſen ſein, der von ihnen lange Jahre hernach noch feſtlich gefeiert wurde. Das Jahr aber war höchſt wahrſcheinlich das 531ſte.

6.

Herminfrids Ende. Amalberg und ihre Kinder. Die heilige Regenbogenſchüſſel.

König Herminfrid war mit Weib und Kindern dem Gemetzel der ſächſiſchen Meſſer glücklich entkommen, und hatte ſich, vom Dunkel der Nacht begünſtigt, durch die Flucht gerettet. König Dietrich belobte die Sachſen wegen ihrer Heldenthat und kehrte dann mit den Franken in ſein

Land zurück. Das südliche Thüringen war sein Eigenthum. Die Sachsen blieben im Besitz des nördlichen bis an die Unstrut reichenden Thüringens und der eroberten Königsburg, die wahrscheinlich jetzt erst den Namen Scheidingen erhielt, weil sie die Scheide war der beiden Theile des eroberten Landes. Andere Namen, die an jene Theilung erinnern, sind Sachsenburg, Frankenhausen, Sondershausen, d. i. die Gemarkung, wo sich die beiden siegreichen Völker von einander absonderten. Das gewonnene Land theilten Franken und Sachsen als Freunde und Freigelassene aus. Den Ueberrest des besiegten Volks machten sie zinsbar.

Im folgenden Jahre ließ König Dietrich von Austrasien den unglücklichen Herminfrid freundlich zu sich nach Zülpich entbieten, versprach ihm Sicherheit und beehrte ihn, als er ankam, mit kostbaren Geschenken. Als sie nun einstmals feldander auf der Stadtmauer lustwandelten, wurde Herminfrid unversehens von einem Dritten, den ein Chronist als Theudebert, Dietrichs Sohn, bezeichnet, in die Tiefe hinabgestoßen und kam elendiglich ums Leben. Der mit Verrath, Treulosigkeit und Brudermord sich befleckt, erhielt den Tod durch den treulosen Gastfreund, so daß sich die strafende Gerechtigkeit des Himmels hier klar herausstellt. Denn es leidet wohl keinen Zweifel, daß Herminfrid auf Veranstaltung seines Wirthes ermordet wurde. Eben so wurden mehre Söhne Herminfrids auf Dietrichs Befehl umgebracht. Die Verursacherin all' dieses Unheils, die übermüthige Amalberg, entfloh mit ihren noch übrigen Kindern nach Italien, wo ihr Bruder Theodat bei der Amalaswinth, der Tochter Theoderichs des Großen und Beherrscherin der Ostgothen, in hoher Gunst stand, so daß sie ihn 534, nach dem Tode ihres unmündigen Sohnes Athalarich, zum Gemahl und Beherrscher ihres Volks erhob, wofür es sie noch in demselben Jahre umbringen ließ. Am Hofe des ostgothischen Königs wurden Herminfrids Kinder erzogen, von welchen ein Sohn, Namens Amalafrid, durch seine Schicksale merkwürdig geworden ist. Ueber die fernern Erlebnisse und das Ende der Amalberg haben die Geschichtschreiber jener Zeit nichts aufgezeichnet. Es war eine furchtbare Strafe für sie, daß sie erst das mächtige thüringische, und dann das noch weit mächtigere Ostgothenreich mit eignen Augen mußte zusammenstürzen sehen.

Um den Mord der Amalaswinth zu rächen, überzog der oströmische Kaiser Justinian I. den Ostgothenkönig Theodat mit Krieg. Dieser verlor 536 das Leben, und sein Nachfolger im Königreich Vitiges (Wittig), wurde nebst Amalfrid und dessen Schwester von Justinians siegreichem Feldherrn Belisar, der Rom eingenommen und fast ganz Italien erobert hatte, 538 gefangen nach Constantinopel geführt. Amalfrids Schwester erhielt der Longobardenkönig Audoin vom Kaiser Justinian zur Gemahlin; Amalfrid selbst wurde von demselben als Heerführer angestellt, und in einem großen Heere den Longobarden gegen die Gepiden zu Hilfe gesandt; denn Justinian I. begünstigte die Longobarden sehr, räumte ihnen Noricum und einen Theil Pannoniens ein, und hatte Bundesgenossenschaft mit ihnen. Auf diesem Heereszuge focht Amalfrid in der furchtbaren Schlacht, in welcher die Gepiden fast gänzlich von den Longobarden aufgerieben wurden, 551. Einer nicht streng historischen Angabe zu Folge, die aber gleichzeitig ist [11], kam Amalfrid, der sich als Feldherr berühmt gemacht hatte, auf einem Kriegszuge im fernen Morgenlande bald darauf ums Leben.

Unter den weiblichen Nachkommen des thüringischen Königshauses, die den Untergang desselben, den Zusammensturz des Königreichs und die Unterjochung des thüringischen Volkes überlebten, ragt die edle Gestalt einer frommen Dulderin besonders hervor, und auf ihre schmerzlichen Züge fällt der düstere Schein des letzten verglimmenden Abendroths der thüringischen Königsgeschichte, die kaum ein Paar Stunden im hellen Sonnenglanze gestanden hatte, und wirft ihr den Purpur eines hochtragischen Geschicks um. Es ist die heilige Radegundis, gewissermaßen der versöhnende Gegensatz der unheilbringenden Amalberg. Diese Radegund war eine Tochter des Königs Berthar, der zuerst durch Herminfrids brudermörderische Hand fiel. Im Gefühle seiner Schuld ließ Herminfrid die Kinder des erschlagenen Bruders an seinem Hofe mit seinen eigenen erziehen und schenkte vorzüglich der kleinen Radegund seine Liebe. Sie faßte eine große Neigung zu ihrem Vetter Amalfrid. Nach der Besiegung der Thüringer wurde sie die Gefangene der Franken. Zwischen den beiden Königen derselben, Dietrich und Chlothar, beide von ihrer hohen Schönheit entflammt, kam es ihretwegen fast zum blutigen Streit; jeder wollte sie besitzen. Durch die Entscheidung des Looses fiel sie Chlothar zu, der sie auf einem seiner Meierhöfe zu Ateja im Viromandesischen vollends erziehen ließ. Dann vermählte er sich mit ihr im Jahre 544. Es ist bezeichnend für die Falschheit und Grausamkeit seines Charakters, daß er bald darauf ihren Bruder, dessen Name nicht genannt wird, durch verworfene Menschen umbringen ließ. Unmöglich konnte Radegunde einen solchen Gatten lieben. Der tiefe Seelenschmerz über das furchtbare Geschick ihres Hauses lenkte ihren reinen kindlichen Sinn vom Irdischen ab und dem Göttlichen zu. Sie, die ein Königsgeschlecht, das ihr blutsverwandt war, hinmorden, die ein mächtiges Reich, dessen Fürstin sie war, zusammenstürzen, ein edles großes Volk, dem sie angehörte, unterjochen gesehen hatte, konnte den Freuden der Erde keinen Geschmack mehr abgewinnen. Wie die spätere heilige Elisabeth, die Landgrafin Thüringens, mit der die heilige Radegund viel Aehnlichkeit hat, und deren Vorläuferin sie gewissermaßen ist, legte die thüringische Königstochter allen Schmuck ab und wandelte in Demuth vor dem Herrn; zur Nachtzeit verließ sie das Lager ihres Gemahls und brachte in der Kirche im Gebet zu. Ihr weltlich gesinnter Gatte hatte deshalb nichts dagegen, als sie sich von ihm trennte, und in ein von ihr erbautes Kloster zu Poitiers als Nonne trat, wo sie durch frommen Wandel bald in den Geruch der Heiligkeit kam, in Folge dessen sie nach ihrem Tode auch unter die Zahl der Heiligen aufgenommen wurde. Mit ihrem Vetter Amalfrid scheint sie bis zu dessen Tode in einer sehr freundschaftlichen Verbindung gestanden zu haben. Eben so mit einem andern Verwandten, Namens Artachis, der allerdings ein Schwestersohn Radegunds oder ein Nachkomme des thüringischen Königsgeschlechts war, von welchem wir keine weitern Nachrichten überkommen haben [10]. Die stille Größe ihres Charakters gewann ihr die hochachtungsvolle Freundschaft eines Dichters, des Venantius Fortunatus, Bischofs von Poitiers, der mit ihr in stiller Abgezogenheit von der Welt lebte, und in ihrem Namen mehre uns erhaltene Elegien gesungen hat, rührende Klagelieder über den Fall des thüringischen Reichs und den Untergang des königlichen Hauses. Dieser einsame Jammerschrei, der aus dem geschichtlichen Dunkel jener Zeit zu uns hinüberdringt, ausgehend vom Grabhügel eines Königreichs, herzzerreißend und von hochpoetischer Natur, wenn auch nicht Ausführung, erinnert an die Gesänge Ossians am Grabe Fingals. Aber Radegunds trauernde Unschuld, wie sie in jenen Liedern dargestellt ist, weiß nichts von einer Blutschuld in ihrem Hause; sie bezeichnet den Fall desselben, wie ein Unglück, das mit geheimnißvoller Macht vernichtend über Völker wie über Einzelne hereindricht. Die Herzen ihrer nächsten Verwandten sind nicht mit Neid, Haß und Tücke erfüllt, Herminfrids Hände nicht mit Brudermord befleckt, und so scheinen diese Gedichte mit den Geschichtschreibern in Widerspruch zu stehen [10].

Durch Entsagung alles weltlichen Glanzes und durch strenge Erfüllung der klösterlichen Pflichten sühnte die fromme Frau Amalbergs und Herminfrids Schuld, wissend oder nicht, ja im letzten Falle noch höher stehend. So ist sie die letzte versöhnende Gestalt, die schmerzzuckend aus dem Gewühle der Blutschuld und des Verraths auftaucht, einsam in der Nacht über die Leichen der erschlagenen Ihrigen wandelt, und, die Thüre des öden Königshauses schließend, verschwindet, wie ein Stern aus der Nacht wirrer düsterer Wolken, die ihre verderblichen Blitze eben entsendet hatten, aufleuchtet, dann noch eine Zeit lang friedlich sehnsüchtig schimmert und endlich verlöscht, wie die Blitze verlöscht waren; und dann hüllt Nacht, tiefe Nacht den ganzen Himmel ein.

7.

Letzter Blick auf das gefallene Königreich.

Das Aergste war geschehen. Ein großes Königreich, das wahrscheinlich das ganze mittlere Deutschland in sich begriff, war seinen treulosen, übermüthigen Feinden erlegen [20]. Das thüringische Volk mußte mit dem Verluste seiner Selbstständigkeit büßen für die schwere Schuld zweier Königinnen seines Herrscherhauses und für die Schwäche und den Verrath seines letzten Königs. Denn was Basina begonnen, hatte Amalberg vollendet; Herminfrid war nur das Werkzeug in der letztern Hand. Das herliche Land, zwischen Franken und Sachsen getheilt, ist später nie wieder vereinigt worden, und da die Macht des thüringischen Volkes gebrochen, ihr Königreich, die Schutzmauer gegen die von Osten kommenden wilden slavischen Volkerschaften, umgeworfen war, so standen diesen nun die östlichen Landesgrenzen offen; sie drängten von dort her immer drohender heran, und ihre verheerenden Einfälle blieben nicht aus, wodurch die Entwickelung des deutschen Lebens in seinen zartesten Keimen gehemmt wurde. Der fränkische Königsstamm hatte sich schwer versündigt an den Thüringern; dafür starb er langsam ab, wie ein entkräfteter verdorrender Baum, und zwei Jahrhunderte später schob das Haus der Diener das in Schuld und Sünde entartete Königsgeschlecht bei Seite und stieg selbst auf den geraubten Thron. Das sind die Werke der ewigen Vergeltung in der Weltgeschichte.

Digitized by Google

Anmerkungen.

1) Der erste Schriftsteller, welcher die Thüringer nennt, ist Flavius Vegetius Renatus, der zu Anfang des 5. Jahrhunderts ein kleines Buch über das römische Kriegswesen schrieb. Andere gleichzeitige Schriftsteller, die bald vorher die Thüringer nennen, sind: Prosconius, der Begleiter und Secretär des Kaiser auf dessen Kriegszügen. Er schrieb eine Geschichte der Kriege des Kaiser Justinian mit den Persern, Gothen, Vandalen und Mauren, und starb gegen 560. Aimoin, Benedictiner-Mönch der Abtei Fleury an der Loire, wo er 970 aufgenommen wurde. Er schrieb unter Anderm fünf Bücher von den Thaten der Franken, die uns erhalten sind. Sidonius Apollinaris, Dichter und Krieger, zu Lyon in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts geboren, kämpfte gegen die Gothen und starb als Bischof zu Clermont in Auvergne 482. Er gedenkt der Thüringer in einem panegyrischen Gedichte auf den römischen Kaiser Avitus. Joannodeo, ein Alane, der ebenfalls unter Kaiser Justinian lebte und eine Geschichte der Gothen schrieb, die als historische Quelle von großer Wichtigkeit, sonst aber in sehr schlechtem Latein abgefaßt ist. Andre werden weiterhin besprochen werden. Bei diesen Schriftstellern sind die Thüringer ein Volk, das nicht mehr jung ist. Dies führt zu der Annahme, daß sie eben so alt sind, wie die Sachsen, die Alemannen, Franken und Gothen. Auch diese Namen kannte man zur Zeit des Tacitus in Deutschland noch nicht. Aber die großen Völkervereine, die sie führten und in denen die Namen der früher genannten einzelnen Völker untergingen, entstanden bald darauf, und wurden den Römern bekannt, weil sie mit ihnen in Berührung kamen. Mit den in der Mitte Deutschlands liegenden Thüringern konnten sie es nicht; denn die Siegzüge der in sich selbst schauflich zerfallenden Römer hatten längst aufgehört. Darum erfährt man den Namen der Thüringer erst so spät, aber dann auch als den eines längst bestandenen Volks. Das Zusammentreten der einzelnen Volksstämme zu großen Völkerbündnissen an den Grenzen Deutschlands, wodurch allmälig die Alemannen, die Franken, die Gothen und die Sachsen entstanden, mußten ja auch einen gleichen Bund im Herzen Deutschlands hervorrufen. Und so waren die Thüringer der fünfte Verein, aus Cheruskern, Hermunduren und einem Theil Chatten gebildet. (Linden Geschichte des deutschen Volkes 6. Bd.) Wenn man nun Thüringer von „Thor, der Berg" herleitet und mit „Bergvölker" übersetzt, so ist man, mein' ich, der Wahrheit am nächsten gekommen.

2) Von den vielen Albernheiten, die in dieser Beziehung zu Tage gefördert worden sind, mögen der Curiosität wegen, nur einige hier Platz finden. Ein Chronist giebt an: Thüringer hätte es viel als duri homines, harte Menschen, als ob sie lateinisch gesprochen hätten; Andere: so viel als Thörlinge, d. i. thörichte Menschen, weil sie, nach einer beim sächsischen Chronisten Witechind, dessen nachher ausführlicher gedacht werden wird, erhaltenen Sage (die ebenfalls nachher erzählt wird), von den Sachsen bei deren Ankunft zu Schiffe im Hateler-Lande bethört worden wären. Wieder andere leiten sie von den alten Tyrigeten am Schwarzen Meere ab, deren Plinius, Strabo und Ptolemäus gedenken. Diese sollten plötzlich mitten in das Herz Deutschlands eingewandert sein. Eben so geriethe man das Wort in Thüringen Ringer und bewies daraus, daß sie vortreffliche Ringer und Kämpfer gewesen seien. Andere: Leute, die in „Dürren Ringen" d. i. in unfruchtbaren Kreisen wohnen. Und Thüringen war stets ein so gesegnetes Land! — Man leitete sie auch in gerader Linie von Japhets Sohn Thyras ab, und brachte sie auf diese Weise unmittelbar mit dem Kasten Noah in Verbindung. Gelehrte Leute thaten sich etwas darauf zu gut, aus den Rendingern (Reudingi) des Tacitus, die er ein kleines deutsches Volk nennt und dessen Wohnsitz er nicht angiebt, die Thüringer zu machen, und behaupteten, Tacitus habe sich verhört oder verschrieben.

Nicht so abgeschmackt ist wenigstens die Ableitung von Thor, dem Sohne Wodans oder Odins, oder eben auch unhaltbar. Lächerlich dagegen ist die Angabe, die Hermunder, die die Römer Hermunduri schrieben, hätten im Laufe der Jahrhunderte die zwei ersten Silben ihres Namens verloren und aus Duri wäre Thuringi entstanden. Davon gleich nachher. Es giebt deren Ableitungen noch mehr, eine immer unsinniger als die andre: aber wozu das Papier damit füllen, das zu bessern Dingen da ist?

3) Ich schreibe Hermunder (wie Jord. Wachter, der gelehrte selbstforschende Verfasser der Geschichte Sachsens) und nicht Hermunduren, wie die meisten Geschichtschreiber, den Römern nach: Hermunduri. Her die erste Silbe hat sich noch in unserm „Herr" erhalten und ist mit „Wehr" verwandt. Die Römer sprachen es verdorben „Ger" aus. „Mund" d. i. Mann, hat sich auch in unserm „Vormund" erhalten. Die Anhängesilbe ur ist die altdeutsche Mehrzahl und unser angehängtes „er." Hermundur heißt also Hermunder. Die Römer verstanden oder das Deutsche nicht hinlänglich und dingen ihre Endungen der einfachen und der Mehrzahl noch an das Wort und so entstanden Hermunduruus und Hermunduri, woraus die Deutschen auf Treu und Glauben „Hermunduurer" machten, dem Genius der deutschen Sprache zuwider. Tacitus und Plinius nennen einen der deutschen Hauptstämme Hermionen, und der Letztere rechnet unter den Chatten und Cheruskern die Hermunder zu denselben. Das Wort Hermionen mag Einer von dem Andern abgeschrieben haben. Es soll wohl Hermionen, Herminonen heißen. Min ist nur ein Umlaut von Mann, wie man in Herminfrid sieht, der aus Herman (Arsacin) und frid zusammengesetzt ist. Die Endung on ist wiederum altdeutsch und drückt die Mehrzahl aus, unser jetzigen angehängtes „en." Herminen heißt also Hermanen (nach verdorbener römischer Aussprache: Germanen), eben so viel und ganz dasselbe was Hermunder. An das Herminon hingen die Römer wieder ihre Endungen und so entstanden Herminones oder Irminones. Ganz dasselbe Verhältniß findet mit den Teutonen statt. Teut ist die einfache Zahl, ein Deute die Römer sprachen es nur so dort und schrieben es dann auch Teut, niemals die Deutschen selbst). Teuton ist die mehrfache Zahl, Deuten, die Deuten, das Volk der Deuten. Die Römer hängen ihre Endung noch daran, weil sie die deutsche Endung nicht verstehen, so kommen Teutonen heraus. Aber wie Deutschen sollten ihnen nicht ewig nachbeten und von Hermionen, Teutonen, Ingävonen, Istävonen, Eburonen, Guttonen ꝛc. reden, sondern von Herungen oder Hermanen, Teuten, Ingäwen, Istäwen, Eturen oder Ekuren, Guttra. — Wie unsre nächsten Nachbarn die deutschen Namen entstellen, davon liefern die Franzosen täglich die lächerlichsten und ärgerlichsten Beweise. Und sie kennen Deutschland und die Deutschen doch wahrlich besser (wenigstens sollten sie, da sie viel mehr Gelegenheit dazu haben), als die Römer unsre heimischen Vorfahren. Wenn nun einst Deutsche deutsche Zustände und Namen unsrer Zeit nach den französischen Quellen beschreiben und die Namen niedergeben wollten, wie die Franzosen dieselben beschrieben, welche Ungeheuer kämen da zum Vorschein! Den Römern der alten Zeit ist es aber in Bezug auf Deutschland nicht viel besser gegangen, als den Franzosen der Jetztzeit, ein Fingerzeig, daß man überhaupt auf die römischen Quellen nicht schwören soll.

4) Doch ist das Erste weit wahrscheinlicher als das Andere, wie in der ersten Note dargethan ist. Wären die Thüringer ein eingewandertes Volk und nicht ein Völkerbund von Volksstämmen, die seit Urzeiten diese Stätte inne gehabt, so hätte sich gewiß irgend eine und wenn auch nur dunkle Spur eines solchen gewaltsamen Eindringens in das Herz Deutschlands w der Geschichte erhalten; denn ein solches Ereigniß wäre ja etwas ganz Außerordentliches gewesen. Man muß stets festhalten, daß die Thüringer in der Mitte Deutschlands wohnten, und ein fremdes Volk nicht wie eine Heerde Stärche durch die Lüfte kommen und sich hier herabsenken konnte. Es leidet fast keinen Zweifel, die Thüringer waren Einheerne, ein Völkerbund aus den schon genannten, früher bekannten Stämmen zusammengesetzt. Die Deutschen lieben ihre Stammsitze, wie alle Ackerbau treibenden Völker. Die sogenannte große Völkerwanderung kann keinen Gegenbeweis abgeben.

5) Tacitus giebt schon mehre Klassen unter den Deutschen an, oder die lateinischen Worte, die er für die beiden ersten Klassen gebraucht (nobiles und ingenui), geben und durchaus keinen Begriff vom Verhältnisse dieser Volksklassen unter sich und zu den andern. Das erstere heißt freigeboren also Gegensatz von freigelassen, was aber ein nobilis ein Edler bei den Deutschen war, darüber läßt sich nichts bestimmtes und nichts bestreiten. Das römische Wort mit dem römischen Begriff paßte jedenfalls nicht zu dem deutschen Begriff, und das deutsche Wort Adaling ist viel jünger. Den im spätern Mittelalter entstandenen Adel in jene frühern Zeiten hinaufführen wollen, ist eine Thorheit, die nur dem Hochmuthe und der Schmeichelei ihr Dasein verdankt.

Das kleine Buch des Tacitus, so unhaltbar es auf der einen Seite ist, weil er für ewige Zeiten ein großes reines Bild von den Deutschen zur Zeit der größten römischen Verderbniß aufgestellt und uns eine unerschütterliche Grundlage edlen Nationalgefühls gegeben hat, ist doch auf der andern, so bald man auf Einzelheiten eingeht, nur mit großer Vorsicht und Prüfung zu gebrauchen. Manches muß man geradezu dahin gestellt sein lassen. Man darf es weder annehmen noch verwerfen. Tacitus kam nie nach Deutschland, er konnte selbst nicht Deutsch; er mußte also seine Angaben von Deutschen entlehnen, die nach Rom kamen und Römisch sprachen. Volkseigenthümlichkeiten in einer fremden Sprache genau bezeichnen, ist aber sehr schwer, wenn nicht ganz unmöglich. Davon habe ich mich selbst überzeugt. Ein Engländer, der nicht Deutsch oder vollkommen Französisch verstand und sprach, kam nach Gotha, um über thüringische Volkseigenthümlichkeiten (Idiom, Volksfeste, Trachten, Sitten und Gebräuche) ein englisches Buch zu schreiben. Ich sollte ihm alles angeben. Ich suchte mich ihm französisch so klar als möglich zu machen, da ich es englisch nicht so vermochte, wenn ich aber nachher sein Manuscript las, fand ich die lächerlichsten Irrthümer, und konnte ihm über manches trotz aller Mühe nicht den rechten Begriff beibringen. Der entsprechende Begriff fehlte ihm in der Seele. Wie oft mag es Tacitus eben so ergangen sein; der edle, hochherzige Römer brachte durchaus keinen Begriff mit zu den ihm geschilderten Volkseigenthümlichkeiten. Dann scheint auch das ganze Buch mehr eine Notizensammlung, als eine vollendete Schrift zu sein. Er wollte diese Sammlung wahrscheinlich später zu einem größern Werke verarbeiten. Daher Alles so aphoristisch und unzusammenhängend. — Lazzen und Lite. Das erstere Wort kommt von lozzen, lassen s. v. a.: entlassen her, also ein Entlassener, Freigelassener; das zweite läßt sich schwer erklären, scheint aber ganz dieselbe Bedeutung gehabt zu haben.

6) Grone — Grave — Grafen. Derselbe Begriff, daß das Alter und die demselben anhaftende Erfahrung die Grundlage des eigentlichen Adelsinstituts bildet, findet sich bei den Griechen, Römern, Franzosen; immer ist das Wort, welches die Würde des Standes bezeichnet, von der Würde des Alters entlehnt. Aus den Zehen-Grafen gingen die Hundertgrafen, aus diesen die Gaugrafen, aus diesen die Grafen der Völkervereine hervor, und diese endlich waren die Könige. Ebenso war bei den ältesten Römern der oberste Senator der König.

7) Diese Angaben sind alle nach Tacitus gemacht: die Butter erwähnt Plinius, nennt zwar die Deutschen nicht als Verfertiger, scheint aber unter dem Worte „Barbaren" auf sie hinzudeuten.

8) Die Hauptquellen unsrer Kenntniß von der nordischen Götterlehre und Heldensage sind die beiden berühmten Bücher, die ältere und die jüngere Edda. Das Wort Edda heißt Stammmutter der Poesie. Die ältere Edda enthält eine Sammlung alter Lieder und Gesänge, die sich im Munde des Volks erhalten hatten. Sie wurde zu Anfang des 13ten Jahrhunderts niedergeschrieben. Die jüngere Edda ist über 150 Jahre später entstanden und nach der ältern bearbeitet, ein System der nordischen Religionslehre. Wenn man bedenkt, daß im Laufe so vieler Jahrhunderte diese Lieder im Munde von Leuten, die Theilen waren, die mannichfachsten Veränderungen erleiden, so durchaus eine christliche Färbung annehmen mußten, wenn man ferner nicht weiß, was die Sammler hinzugethan und davon gelassen, was also ächt ist, so wird man nicht unbedingt alle Angaben der Edda für Glaubensartikel der nordisch-deutschen Volksstämme halten. Die poetische Abrundung des Ganzen und der einzelnen Theile erregt schon Zweifel. Wenn man nun nicht Alles, was in der Edda steht, als unbezweifelten Ausdruck der Religion der nordischen Völker hinnehmen kann, wie viel weniger der südlich gelegenen, die mit jenen gewiß nur in seltene Berührung kamen. Wie wären die Thüringer zu den Zöllnadren gekommen? Wie

Digitized by Google

kann man uns diese Gedichte nun als die Religion der Thüringer aufdringen wollen? Es gehört viel Unverschämtheit dazu.

9) Wie in den mitteldeutschen Heldenliedern der Ostgothenkönig Theodorich der Große stets „Dietrich von Bern" (Verona) heißt, so der Hunnenkönig Attila stets „Etzel."

10) Dies ist Gregor von Tours (Georgius Florentinus Gregorius), ein Hauptquellenschriftsteller für die fränkische und nebenbei auch für die erste thüringische Geschichte. Er war Bischof von Tours, schrieb eine Geschichte, oder vielmehr Kirchengeschichte der Franken und starb 595, 50 Jahre alt. Er wurde also 14 Jahre nach dem Untergange des thüringischen Reichs, wo alle Thatsachen noch im frischen Andenken waren, geboren. Dies giebt seiner Geschichte, die bis zu seinem Tode reicht, hohen Werth, obgleich sie voller Mängel und Lächerlichkeiten ist.

11) Nämlich was der Rede, welche der Ostfrankenkönig Theodorich an seine Franken hält (bei Gregor von Tours), als er über Hermanfried herfallen will, um sie zur Wuth gegen die Thüringer zu entflammen.

12) Magnus Aurelius Cassiodorus, einer der gelehrtesten Römer seiner Zeit, bekleidete unter Odoaker mehre Staatsämter in Rom und war dann Theodorichs des Großen Kanzler oder Geheimschreiber. Nach des Königs Tode zog er sich in ein nun ihm erwantes Kloster in Calabrien zurück, wo er mit seinen Mönchen ganz den Wissenschaften lebte. Er ließ die alten Handschriften abschreiben und arbeit sie dadurch, schrieb eine Geschichte der Gothen, aus welcher Jornandes einen Auszug lieferte, sammelte Theodorichs Ausschreiben und Verordnungen, wobei sich auch jener Brief findet, und verfaßte noch mehre auf uns gekommene Schriften.

13) Amalberg war zwar Christin, gehörte aber, wie alle Gothen, der Arianischen Partei an, die damals schon im Untergehen begriffen war. Wenn nun auch das Arianische Christenthum durch Amalberg in Thüringen Wurzel schlug, worüber kaum zu zweifeln ist, so wurde es doch durch die siegreichen Franken, welche strenge Orthodoxen oder ächt katholische Christen waren, gewiß wieder ausgerottet und neuer Samen gestreut. Aber wie lange das Bonifacius war in Thüringen das Christenthum bekannt, wohl gar verbreitet!

14) Ueber dies Runiberg war unter den Geschichtschreibern fast die größte Meinungsverschiedenheit. Es wäre zu weitläufig, anzuführen, wohin jeder einzelne diese Schlacht verlegt hat. Bei Weißensee heißt ein Gebirgszug nach Nauenburg und bei Nebra liegt ein Berg, der Nonneberg heißt. Der sächsische Mönch Witichind, der den Ort nennt, spricht aber nicht einmal von einem Berge, sondern sagt: Die Schlacht war an einem Orte, der Runtbergum heißt. Witichind verwechselt in dieser Erzählung Personen und Begebenheiten, er stellt fast Alles falsch dar, warum denn nicht auch einen Ort? und es ist also lächerlich, auf das „Runiberg" so große Wichtigkeit zu legen.

15) Witichind, der Mönch des Klosters Corvei, von welchem später ausführlicher gesprochen wird.

16) Diese Worte Witichinds beziehen sich auf folgende Sage, mit der er die Sachsen in die Geschichte einführt: Die Sachsen kamen zu Schiffe im Hadeler Lande an der Eidmündung an, welches damals den Thüringern gehörte. Diese wehrten die Landung mit bewaffneter Hand ab, konnten aber doch nicht hindern, daß die Sachsen Besitzer des Hafens blieben. Nach langem blutigen Streit, der Vielen von beiden Völkern den Tod brachte, schlossen sie einen Friedensvertrag des Inhalts, daß die Sachsen Handel treiben, aber kein Land erwerben, auch Niemandem mit Rauben und Morden schädigen sollten. Den Sachsen wurde dieser Friede auf die Dauer beschwerlich. Da ging eines Tages ein sächsischer Jüngling von den Schiffen aus in das Gebiet der Thüringer, der was geschmückt mit einer goldenen Halskette und mit goldenen Armbändern. Ihm begegnete ein Thüringer und fragte ihn spöttisch: warum er so viel Gold an seinem hungrigen Leibe trage? Ich suche einen Käufer dazu, versetzte der Sachse, da ich doch meinen Hunger damit nicht stillen kann. Was willst du dafür haben? fragte der Thüringer. Gieb mir, was du willst, es ist mir jedes recht. — Wie? wenn ich dir nun dafür den Schooß voll Erde schüttete? rief der Thüringer lachend. — Gieb sie! — Der Thüringer raffte Erde von einem nahen Haufen und warf des Sachsen Schooß voll, der ihm dafür den goldnen Zierath eindändigte und freudig zu den Seinen zurückkehrte. Diese verlachten und schalten ihn als einen Thoren. Die Thüringer dagegen priesen ihren Landsmann ob seiner Klugheit, die für ein Paar Hände voll Erde so viel Gold eingetauscht. Der Sachse führte seine ihn so hart tadelnden Freunde auf das Feld hinaus und bestreute daselbst mit der erkauften Erde so weit sie reichte. Dort schlugen sie ihr Lager auf. Die Thüringer schickten sogleich an die Sachsen, nannten sie Bundbrüchig und begehrten sofort die Entfernung des Lagers. Die Sachsen versetzten, sie hätten den Bund gehalten und wollten nur die mit ihrem Golde erkaufte Erde ruhig besitzen, aber, wenn man sie daran zu hindern versuche, mit den Waffen vertheidigen. Die Thüringer verfluchten nun das sächsische Gold und ihren Landsmann, der es gebracht und den sie erst so hoch gepriesen, und fielen das Lager der Sachsen mit blinder Wuth an. Von den Sachsen wohl empfangen und gänzlich geschlagen, suchten sie ins Land zurück und mußten nach jedem neuen Treffen, das sie versuchten und verloren, weiter weichen. Da begehrten sie Frieden zu schließen und mit den Sachsen unbewaffnet zur Berathung zusammen zu kommen. Diese aber hatten ihre Messer (Saxe) unter den Kleidern verborgen, fielen in der Versammlung über die unbewaffneten Thüringer her, ermordeten sie alle und nahmen ihr Land in Besitz. — Diese Sage beweist wenigstens, daß die Sachsen die Thüringer für ein eben so altes Volk hielten, wie sich selbst.

17) Dies sind die rührenden Klagegedichte, welche der Bischof von Poitiers, Venantius Fortunatus, im Namen der heiligen Radegundis schrieb, und die uns erhalten worden sind. Eins derselben behandelt den Untergang des thüringischen Reichs.

18) Nur die Gedichte des Venantius Fortunatus erwähnen desselben. Der fromme Bischof von Poitiers schrieb auch ein Leben der heiligen Radegund, aus welchem die Nachrichten über sie geschöpft sind.

19) Man muß aber bedenken, daß Radegund ein Kind war, als die Gräuel vorfielen; daß sie am Hofe Herminfrieds mit Liebe und Sorgfalt erzogen wurde, wo man den wahren Zusammenhang gewiß gehemmt vor ihr hielt, daß sie dann im fernen Frankreich unter Fremden nallmählig aufwuchs, und zuletzt ihr Herz ganz dem Himmel zukehrte. Ein solch kindlich-reines, stammes Frauengemüth konnte ja nicht an die schwarzen Thaten glauben, die in ihrem Hause geschehen waren; sie mußte die Rache des Himmels als ein Unglück ansehen, das wie ein vernichtender Gewitterstrum über den Königsstamm, in ihren Augen schuldlos wie sie selbst, hereingebrochen war. Und endlich hat sie ja diese Gedichte nicht selbst geschrieben. Venantius Fortunatus aber war ein stiller frommer Dichter, eine jener rein gemüthlichen Naturen, die in bescheidener, wehmüthiger Glückseligkeit von der Bosheit der Welt niemals einen Begriff lassen können. Sie wandeln wie Engel durch die Erdennacht, und ihr Gewand wird nie von Blut befleckt, das die tobende Wuth, die List, die Habgier, die Grausamkeit neben ihnen vergießt. Darum müssen jene Elegien nichts von dem Gräuel im Königshause der Thüringer. — So und nicht anders muß man sie beurtheilen. Wenn irgend ein Gegenstand in der ältern thüringischen Geschichte, so ist das Leben der heiligen Radegund von hoher poetischer Schönheit und einer dichterischen Bearbeitung werth. Alle hochtragischen Elemente sind hier vereinigt, die der Schuld und die der Versöhnung. Aber einen Meister verlangt dieser ausgezeichnete Stoff, nicht einen Versechmied, wie sie Thüringen jetzt leider dutzendweise hervorbringt, die da meinen durch dürftige, in Klingklang gebrachte Geschichten sich unsterbliche Namen zu erschreiben.

20) Die nähern Umstände des Untergangs des thüringischen Königsreichs werden stets verborgen bleiben. Geschichte und Sage schweigen sich in einander, daß sie nicht zu scheiden sind. Wie sie sie erzählt habe, lassen sie sich nicht verbürgen. Gregor von Tours, der eigentliche Geschichtsmann, erzählt die Begebenheiten schlicht und einfach bis zur Schlacht an der Unstrut. Er berichtet: „Das Heer war dergestalt mit Leichen angefüllt, daß die Franken, über sie hinweg wie über eine Brücke an das andre Ufer gingen. Nach diesem Siege nahmen sie das Land ein und brachten es unter ihre Herrschaft." Hiermit bricht die Erzählung ab. Dann erzählt er kurz darauf den Tod Herminfrieds auf die von mir angegebene Weise. Von der hätte der Sachsen, von der Weise Seelbegen und all den Begebenheiten, die mit dem beiden gerufenen Sachsen zusammenhängen, weiß er kein Wort, er, der schon 30 Jahre später sein Buch schrieb! Hätte er so wichtige Dinge nicht wissen sollen? Und absichtlich verschweigen konnte er sie doch, seinem Helde gegenüber, daß eben so genau damit vertraut sein mußte, unmöglich. — Alle Begebenheiten, die das Erscheinen der Sachsen vor Schweingen in Folge hat, erzählt Witichind. Mönch zu Corvei, der in der zweiten Hälfte des 10ten Jahrhunderts lebte und eine Geschichte der Sachsen schrieb. Also volle 400 Jahre nach jenen Ereignissen. Wie viel hatte die Sage, die unermüdliche Fälscherin der Geschichte, in dieser Zeit hinzugethan und ausgeschmückt! Dies beweisen diejenigen Facta, die er mit Gregor von Tours zusammen erzählt. Da ist Alles entstellt, verwebt und lügenhaft. Er macht die Amalberg zur einzigen Tochter des großen Frankenkönigs Chlodowig, die deshalb die Erbin seines Reichs gewesen. Die Franken aber hätten aus Dankbarkeit den Dietrich, den er Thiaderich nennt, einen natürlichen Sohn Chlodowigs, zum König erhoben, und derselbe eine Gesandtschaft an Herminfrid geschickt und um Friede und Freundschaft gebeten. Der thüringische König sei dazu geneigt gewesen und habe seine Fürsten und Räthe zusammenberufen, und Alle, Einer ausgenommen, hätten für Friede und Eintracht gestimmt. Dieser Eine sei Hiring, der Vertraute der Königin Amalberg, ein kühner Mann, von scharfem Geist, klugem Rath und großer Beredsamkeit, gewesen. Diesen hätte die Königin für ihre Ansicht gewonnen gehabt. Sie hätte nämlich keine Gemeinschaft mit ihrem Knechte haben wollen, wie sie den Thiaderich genannt, weil er der Sohn einer Magd gewesen. Hiring nun habe sich der Meinung aller übrigen Fürsten widersetzt und Herminfrid beredet, Thiaderichs Antrag abzulehnen und dem Gesandten die Erklärung zu geben: Er wundere sich, wie Thiaderich sich des Reiches der Franken habe anmaßen können, da er nicht einmal ein freier Mann sei. Mit seinem eigenen Knechte könne er, Herminfrid, keine Gemeinschaft haben. Auf diese Botschaft habe Thiaderich versetzt: So muß ich wohl zu Herminfrids Dienst eilen. Und so sei es mit einem großen Heere nach Thüringen gezogen, und Herminfrid habe ihn an einem Orte erwartet, der Runiberg heiße. Dort sei es zur Schlacht gekommen. Zwei Tage habe der Sieg geschwankt, am dritten Tage haben sich die Thüringer zur Flucht gewendet und sich in eine Veste, Nemeno „Schidingi" an dem Flusse „Unstrode" geworfen. —

Soweit erzählen Gregor und Witichind fast daselbe. (Man der Veste weiß Gregor nichts, doch scheint er sich darauf zu deuten.) Darf man nun mit Recht von Witichinds erwiesenen Fabeln in dieser Erzählung auf das Folgende schließen, was Beiden weiter erzählt als er, so wird das ganze Auftreten der Sachsen in diesem Kriege der Franken und Thüringer höchst zweifelhaft. Später treffen Witichind und Gregor wieder zusammen in der Erzählung von Herminfrids Tode. Gregors glaubwürdigen Bericht kennen wir. Witichind giebt abermals nichts als Sage, ja er selbst giebt die Erzählung für nichts weiter aus. „Als Herminfrid des Reiches beraubt war, sandte er den Hiring, den Mann der Klugheit und Beredsamkeit, an Thiaderich. Hiring jedoch vertrieb des Mannes höchste Ehre, die Treue. Für Geld und Ehrenstellen übernahm er es, Herminfrieden zu ermorden, und in die Dienste des glücklichen Siegers zu treten. Herminfrid wurde zu Thiaderich eingeladen. Als er kam, warf er sich dem Sieger, in dessen Händen sein Schicksal lag, zu Füßen. Hiring stand neben dem Könige, wie sein Waffenträger, mit entblößtem Schwerte. Und als nun Herminfrid zu Thiaderichs Füßen lag, stieß der betrogene Verräther ihm das Schwert durch den Rücken. Sogleich rief Thiaderich, der Urheber solcher Schandthat, aus: Nichtswürdiger, fort aus meinen Augen! Ich will nicht Theilnehmer eines solchen Verbrechens sein. — Hiring antwortete: Wohl bin ich ein Nichtswürdiger. Ehe ich aber gehe,

Digitized by Google

will ich mein Verbrechen sühnen. — Mit diesen Worten stieß er dasselbe Schwert dem Könige Thiodorich durch die Brust, und warf Hrye mimfridi Leichnam auf Thiaderichs Leichnam, damit derjenige im Tode als Sieger erscheinen sollte, dem das Schicksal im Leben den Sieg versagt hatte. Hierauf machte er sich Bahn mit seinem Schwerte und verschwand aus den Augen der Menschen.“ Dies ist Wittichinds Sage. Ist nun der Anfang seiner Erzählung, sowie das Ende derselben rein sagenhaft und historisch unwahr, wie wir ihm aus dem gleichzeitigen Frankenschriftsteller Gregor beweisen können, so haben wir ein Recht anzunehmen, daß auch die Mitte der Erzählung nur Sage sei, und das gänzliche Schweigen des Gregor vom Auftreten der Sachsen gibt ebenfalls als Beweis dafür. Und somit wird denn das zu Hülfe rufen der Sachsen durch die Franken, das Erstürmen Scheidingens ꝛc. zur bloßen Sage. Der Namen Scheidingen erregt schon von vorn herein Verdacht. — Freilich ist, von der andern Seite betrachtet, der Untergang des mächtigen thüringischen Königreichs von zu großer Wichtigkeit, als daß wir es in der Erzählung Wittichinds mit einer bloßen Fabel, ohne allen historischen Grund, zu thun hätten. Die Sage hatte sich doch bei den Sachsen auf die erzählte Weise fortgepflanzt, sonst hätte sie Wittichind seinen Landsleuten nicht so bieten können. Ein historisches Factum mußte zu Grunde liegen, wie bei allen Sagen, die sich um große weltgeschichtliche Begebenheiten spinnen. Die Sachsen mußten irgend beim Falle des thüringischen Reichs feindlich thätig gewesen sein. Aus Nichts konnte eine solche Sage nicht entstehen, dies läuft gegen ihr eigentliches Wesen. Auch erzählt der Mönch Ermoin, daß die Thüringer sich in eine Veste an der Unstrut geworfen, und stimmt also mit Wittichind darin überein. Hier nun liegt die große Schwierigkeit, welche niemals befriedigend gelöst werden wird. Ich stelle mir die Sache so vor, daß sich nach Besiegung der Thüringer durch die Franken das Königthum doch noch eine geraume Zeit erhielt und endlich von den Sachsen gestürzt wurde, daß alle Wittichind zwei Begebenheiten, die in der Zeit weit von einander liegen, zusammenzieht, oder vielmehr nur der Sage folgt, die sie zusammen gezogen hatte. (Doch bleibt Gregors gänzliches Schweigen immer noch ein unaufklebares Räthsel.) Denn das ist auch eine der Eigenthümlichkeiten der Sage, daß sie zwei verschiedene Begebenheiten, zwischen denen ein großer Zeitraum liegt, leicht und naiv zusammenbindet, mit einander vermengt und zu einer Begebenheit zusammen schmelzt. Geschieden kann hier nichts mehr werden. Kalk und Eisen sind im langen Laufe der Zeit eins geworden. Wer das Eine lösen will, zerstört das Andre. Die historische Kritik senkt ihre Waffe und läßt das Ganze unangetastet stehen, wie ein verwittertes Heiligenbild. Man sucht Gregors und Wittichinds Erzählungen zu verbinden, so gut es geht, und giebt das Ganze nicht für verbürgte historische Wahrheit aus. Damit hat man verthan.

Philipp Adam Storck,

1780 zu Treben an der Mosel geboren, war zuerst als Lehrer an der Handelsschule zu Hagen in der Grafschaft Mark angestellt und übernahm 1810 die oberste Leitung derselben. 1817 ging er nach Bremen, wo er als Doctor der Philosophie und Professor an der Handelsschule wirkte und am 19. April 1822 starb.

Er gab heraus:

Episoden aus einer Reise nach Paris im Sommer 1809. Essen, 1810.

Darstellungen aus dem preußischen Rhein- und Maselande. Essen, 1818. 2 Thle.

Gedanken über den deutschen Handelsverein. Bremen, 1819.

Walters Scott's Fräulein vom See, übersetzt. Essen, 1819; neu 1823.

Scott's letzter Minstrel. Bremen, 1820.

Burg Stokedy, übersetzt. Bremen, 1822.

Ansichten der freien Hansestadt Bremen und ihrer Umgebungen. Frankfurt, 1823.

St. hat sich besonders als sehr gewandter und geschmackvoller Uebersetzer ausländischer Poesien große und wohlverdiente Anerkennung erworben.

Gottlob Christian Storr,

am 10. September 1746 zu Stuttgart geboren, wo sein Vater in hohen geistlichen Würden stand, entwickelte früh die fromme Geistesrichtung, die ihn später zu einem der Begründer der alten Tübinger Schule machte. Durch langwierige Augenleiden bisher fast gänzlich vom öffentlichen Unterricht fern gehalten, doch von gewissenhaften Lehrern gründlichst vorgebildet, bezog er in seinem 17ten Jahre die Universität Tübingen, beendigte 1768 seinen theologischen Cursus und bereiste mit seinem Bruder, der Arzt war, die Niederlande, England, Frankreich und Deutschland. In Leyden hörte er zwei berühmte Männer, durch deren Lehre er seine Ansichten philosophisch zu begründen suchte, Valckenaer und J. J. Schultens. In Paris traf er, mit ähnlichen Zwecken beschäftigt, den großen Griesbach und den um die orientalischen Sprachen hochverdienten Kanzler Schnurrer, mit denen er ein inniges Freundschaftsbündniß schloß. 1772 kehrte er in sein Vaterland zurück, wurde sogleich Repetent im Tübinger theologischen Seminar und 1775 als Vicarius nach Stuttgart berufen. Doch noch im nämlichen Jahre trat er, inzwischen durch gelehrte Abhandlungen bekannt geworden, als außerordentlicher Professor der Philosophie zum zweiten Male in Tübingen auf, und auch nicht viel später erkannte die theologische Facultät, welche Stütze ihrer Rechtgläubigkeit durch Storr zu Theil werden würde. Im Jahre 1777 wurde er außerordentlicher Professor und Doctor der Theologie, Superintendent, Stadtpfarrer und vierter Frühprediger, 1786 dritter Professor der Theologie, Superintendent des theologischen Seminars und dritter Frühprediger. Endlich wurde er 1797 als Oberhofprediger und Consistorialrath nach Stuttgart berufen, wo er am 17. Januar 1805 starb.

Von ihm erschien:

Rede vom Einfluß der Offenbarung in die Philosophie. Tübingen, 1767.

Predigt von der Dreieinigkeit. Tübingen, 1776; neu 1800.

Predigt über die Unentschuldbarkeit der Christen, wenn sie nicht selig werden. Tübingen, 1779; neu 1800.

Predigt von der Anhänglichkeit an das Irdische. Tübingen, 1780.

Zwei Predigten am 17ten Sonntage nach Trinitatis. Tübingen, 1789.

Predigt bei der Niederlegung seines Amtes zu Tübingen. Tübingen, 1797.

Predigten, herausgegeben von Süßkind und Flatt. Tübingen, 1806—1808. 2 Thle.

Predigten über die Leidensgeschichte, herausgegeben von Flatt. Tübingen, 1810.

Betrachtungen über den Brief Pauli an die Römer, in Wochenpredigten, herausgegeben von Klaiber. Tübingen, 1823.

Betrachtungen über verschiedene Briefe des neuen Testaments, in Wochenpredigten, herausgegeben von Klaiber. Tübingen, 1824.

St. war zu seiner Zeit einer der gelehrtesten Theologen Würtembergs und einer der eifrigsten und gründlichsten Verfechter der Orthodoxie gegen die Neuerer. Als Kanzelredner erscheint er indessen weniger bedeutend, da es ihm an Kraft und Aufschwung, dagegen aber nicht an Innigkeit fehlte.

Samuel Johann Ernſt Stoſch

ward am 18. September 1714 zu Liebenberg bei Zehdenick geboren, ſtudirte zu Frankfurt an der Oder und ging 1735 als Prediger auf das Dorf Lino bei Rheinsberg, eine Schweizercolonie, 1769 auf das mit jenen verbundene Dorf, Lüdersdorf. Im Jahre 1782 wurde er königlicher Hofprediger an der Schloßkirche zu Küſtrin, Conſiſtorialrath und Inſpector einiger reformirten Gemeinden in der Neumark. Er lebte zuletzt im Ruheſtand zu Berlin, wo er am 27. Juni 1796 ſtarb. Er veröffentlichte:

Verſuch der richtigen Beſtimmung einiger gleichbedeutenden Wörter. Frankfurt an der Oder, 1777. 2. Ausg. 3 Thle.

Kritiſche Anmerkungen über Baza. Frankf. a. d. O., 1775.

Kleine Beiträge zur Kenntniß der deutſchen Sprache, herausgegeben von Conrad. Frankfurt an der Oder, 1798.

Scharfſinn, Gründlichkeit und reiches Wiſſen verleihen ſeinen ſprachwiſſenſchaftlichen Arbeiten, namentlich ſeinen Unterſuchungen auf dem Gebiete deutſcher Synonymik bleibenden Werth.

Dietrich Heinrich Stöver

ward am 15. Juli 1769 zu Verden im Hannöverſchen geboren, ſtudirte zu Helmſtädt und privatiſirte zuerſt zu Altona, darauf ſeit 1793 zu Hamburg als Doctor der Philoſophie. 1810 erhielt er den Titel eines herzoglich-mecklenburg-ſchwerinſchen Legationsraths; 1811 ward er Ritter des franzöſiſchen Lilien-, 1815 des ſchwediſchen Waſaordens zu Hamburg, wo er zurückgezogen den Wiſſenſchaften lebte, beſonders mit der Redaction des Hamburger Correſpondenten beſchäftigt, und am 13. April 1822 ſtarb. Er ſchrieb:

Hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Beiträge zur näheren Kenntniß der Staaten und der neueren Weltbegebenheiten. Hamburg, 1789.

Archiv zur Länder- und Geſchichtskunde. Schwerin, 1790.

Leben Voltaire's von dem Marquis von Condorcet. Berlin, 1791.

Leben des Ritters Carl von Linné. Hamburg, 1792. 2 Thle.

Er redigirte das:

Politiſche Journal von 1786—1793 und den Hamburger Correſpondent von 1793—1822.

Ein ruhiger und beſonnener, mit reichem Wiſſen ausgerüſteter politiſcher Schriftſteller, der unter den ſchwierigſten Zeitverhältniſſen ſeine Anſicht zu behaupten und durchzuführen verſtand und mit jenen Eigenſchaften die Gabe vortrefflicher Darſtellung zu verbinden wußte.

Chriſtian Friedrich Lebrecht Strack,

am 24. Januar 1781 zu Kloſter Roßleben geboren, wurde zuerſt als Veſperprediger zu Leipzig angeſtellt. Nach zwei Jahren, 1806, ging er nach Halle als Lehrer am Pädagogium, 1810 nach Werthheim am Main als Profeſſor am dortigen Gymnaſium und 1814 in derſelben Eigenſchaft nach Düſſeldorf. Seit 1817 lebt er als Doctor der Philoſophie, Director und Profeſſor der Vorſchule zu Bremen, ſegensreich wirkend.

Von ihm erſchien:

Eloah, Erhebungen des Herzens zu Gott. Frankfurt, 1814; 4. Ausg. 1826.

Eins der beſten neueren Erbauungsbücher, voll echter, klarer Frömmigkeit, Innigkeit und Wärme in ſehr gelungener Form und trefflicher Diction.

Joſeph Anton Stranizky,

nach der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts zu Schweidnitz geboren, ſtudirte zu Breslau und Leipzig, betrat aber bald, ſeinem innern Berufe folgend, als Mitglied der Velheimſchen Geſellſchaft als Komiker die Bretter. Beſonders als Hanswurſt errang er durch ſeine kecke Laune ſolchen Beifall, daß er, 1708, in Wien Schauſpieldirector wurde.

Von ihm erſchien:

Olla potrida des durchgeriebenen Fuchsmundi. 1722; neu 1728.

Hanß Wurſt. Gedruckt in dieſem Jahre. Pinzerthal, 1787. 4. Ausg.

Ueber Stranizky bemerkt Menzel in ſeiner deutſchen Literatur Thl. III. S. 247 ſehr richtig: Er war der berühmteſte Schauſpieler ſeiner Zeit, ein Schleſier von Geburt, durch die Italiener gebildet, und führte 1708 das erſte deutſche Theater in Wien ein, deſſen Geiſt und Ton ſich im Leopoldſtädter bis auf unſere Zeit erhalten hat. Seine glückliche Miſchung des altdeutſchen mährchenhaften Faſtnachtſpieles mit der italieniſchen durch Gozzi veredelten Poeſie ſagte und ſagt dem heiteren Charakter der Oeſtreicher beſonders zu und war bei Weitem den kläglichen franzöſirten Antiken Lohenſtein's vorzuziehen, obgleich ſich Stranizky keineswegs zur Höhe des Andreas Gryphius erhob.

Gottfried von Straßburg, ſ. Minneſinger.

Friedrich Straß

ward am 10. März 1766 zu Grünberg in der Neumark geboren, war zuerst am königlichen Cadettencorps zu Berlin angestellt. 1802 wurde er Director zu Kloster Bergen, 1812 zu Nordhausen und 1820 zu Erfurt. Er ist außerdem Doctor der Philosophie und Ritter des rothen Adlerordens dritter Classe.

Er gab heraus:

Bruino's Geschichte Piemonts und der übrigen Staaten des Königs von Sardinien. Berlin, 1800—1804. 3 Thle.
Geschichte der Deutschen, tabellarisch. Berlin, 1802.
Der Strom der Zeiten, oder bildliche Darstellung der Weltgeschichte. Berlin, 1803.
Uebersicht der Weltgeschichte. Berlin, 1803.
Ueber die Pflicht des Erziehers, auf den Geist des Zeitalters Rücksicht zu nehmen. Magdeburg, 1804.
Beiträge zur Geschichte der technischen Cultur. Nordhausen, 1813.
Ueber das Turnwesen. Halle, 1819.
Handbuch der alten Geschichte. Jena, 1830. 2 Thle.
Einzelne Programme u. s. w.

Ein ausgezeichneter Schulmann, dessen segensreiches Wirken sich nicht blos auf die Anstalt, welcher er vorsteht, erstreckte. Selbst ein tüchtiger Historiker hat er besonders durch seine trefflichen Lehrbücher sich um die bessere Behandlung der Geschichte, namentlich auf Gymnasien, große und bleibende Verdienste erworben.

David Friedrich Strauß

ward am 27. Januar 1808 zu Ludwigsburg geboren, besuchte die hohe Schule seiner Vaterstadt und trat 1821 in das theologische Stift zu Blaubeuren, das er 1825 mit dem theologischen Seminarium zu Tübingen vertauschte. Nach zurückgelegten Studien wurde er 1830 Pfarrvicar und 1831 Lehrer am Seminar zu Maulbronn. Während des Winters 1831 hielt er sich zu Berlin auf, und kehrte dann als Repetent nach Tübingen zurück. Die Herausgabe seines Werkes über das Leben Jesu hatte seine Entlassung zur Folge. Eine Lehrerstelle am Lyceum zu Ludwigsburg, welche ihm dafür ertheilt worden war, gab er 1836 wieder auf. Seit dieser Zeit privatisirt er in Stuttgart, da die Verhältnisse ihm nicht gestatteten, eine Professur der Theologie in Zürich, zu der er 1839 war berufen worden, wirklich anzutreten.

Von ihm erschien:

Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet. Tübingen, 1835. 2 Bde. 3. Ausg. 1839.
Streitschriften. Tübingen, 1837. 3 Hefte.
Zwei kirchliche Blätter. Altona, 1838.
Charakteristiken und Kritiken. Leipzig, 1839.
Hengstenberg's Untersuchung über den Ursprung des Christenthums. Stuttgart, 1840.
Dogmatik. Tübingen, 1840. 1. Bd.

Ueber St. dogmatische Ansichten zu urtheilen ist hier nicht der Ort. Als Schriftsteller im Allgemeinen nimmt er durch sein reiches Wissen, seinen Scharfsinn und seine treffliche, klare und elegante Darstellungsweise einen sehr hohen Rang ein.

Gerhard Friedrich Albrecht Strauß

ward am 24. September 1786 zu Iserlohn in der Grafschaft Mark, wo sein Vater Prediger war, geboren, und studirte zu Halle und Heidelberg Theologie. Schon im Jahre 1809 wählte ihn die Gemeinde Stonsdorf im Herzogthume Berg zu ihrem Pfarrer; — hier war es, wo der erste Band seiner Glockentöne, die in mehr als einer Sprache verbreitet sind, entstand. 1814 ward er nach Elberfeld berufen, wo er mitten in den Schrecken des Krieges unverzagt an der Wiedergeburt des religiösen Lebens arbeitete. Im Jahre 1822 wurde er als Hofprediger und ordentlicher Professor der Theologie nach Berlin versetzt, wo er noch gegenwärtig in diesen Aemtern, auch als Director des homiletischen Seminars auf ausgezeichnete Weise wirkt. Er ist Doctor der Theologie und Ritter des rothen Adlerordens dritter Classe.

Von ihm erschien:

Glockentöne. Elberfeld, 1815—19. 7. Aufl. 1833.
Peter's Wallfahrt nach Jerusalem. Elberfeld, 1820—21. 4 Thle.
Die Taufe im Jordan. Elberfeld, 1822.
Predigten. Berlin, 1826.

Tiefe echte Frömmigkeit, Zartheit der Empfindung, Wärme des Herzens, ächt poetische Auffassung und Behandlung der höchsten Interessen der Menschheit, treffliche Darstellung und eine edle Sprache haben seine Schriften einen höchst bedeutenden Ruf erworben, den selbst der Vorwurf seiner Gegner, daß er mitunter zu gesucht und süßlich sei, nicht verringern konnte.

Adolf Friedrich Carl Streckfuß

ward am 20. September 1779 zu Gera geboren und studirte, in Zeitz vorgebildet, seit 1797 in Leipzig die Rechte. Zu Dresden begann er im Justizamt seine öffentliche Laufbahn, ging indessen 1801 als Hofmeister nach Triest und 1803 in gleicher Eigenschaft nach Wien, wo ihm von Collin und Caroline Pichler sehr gewogen waren. 1806 kehrte er nach Sachsen zurück und lebte Anfangs als Advocat, dann als Gerichtsactuar und seit 1807 als Secretär bei der Stiftsregierung zu Zeitz. Im Jahre 1812 ward er geheimer Secretair in Dresden, 1813 geheimer Referendar und erhielt bald nachher vom russischen Gouvernement eine Einladung zur Hülfsleistung bei der Finanzabtheilung. Die Beförderung zum geheimen Finanzrath bei demselben Gouvernement ableh-

nend, zog er vor, in seiner frühern Stellung bei dem nachmals preußischen Gouvernement zu bleiben. Nach 1815 arbeitete er erst im Gouvernement zu Merseburg, wurde hierauf als erster Rath bei der damaligen Regierung angestellt und 1819 nach Berlin berufen, wo er den Titel eines geheimen Oberregierungsraths im Ministerium des Innern und den rothen Adlerorden dritter Classe erhielt.

Er schrieb:

Altimon und Zomira, in sechs Gesängen. Lpz., 1808.
Marie Belmonte, Tragödie. Zeitz, 1807.
Neuere Dichtungen. Halle, 1834.
Erzählungen. Dresden, 1813.
Erzählungen. Berlin, 1830.
Gedichte. Wien, 1804.
Gedichte. Leipzig, 1823. 2. Aufl.
Zwei Mädchen nach Gazzi. Berlin, 1805.
Julie von Lindau. Leipzig, 1815. 2 Thlr. 2. Aufl.
Ruth, in vier Gesängen. Wien, 1805.
Clementine Wallner. Leipzig, 1811.
Arioft's rasender Roland. Halle, 1818—23. 6 Thle.
Tasso's befreites Jerusalem. Leipzig, 1822 u. ö. 2 Thle.
Dante's göttliche Komödie. Halle, 1824—26 u. ö. 3 Thle.
Manzoni's Adalgis. Berlin, 1827.

Seine eigenen poetischen Leistungen zeichnen sich durch glückliche Erfindung, anmuthige Phantasie, warmes Gefühl, gute Charakterzeichnung und gelungene Darstellung rühmlich aus; noch bedeutender steht er aber als Uebersetzer der großen italienischen Dichter da, indem er mit tiefer, gründlicher Sachkenntniß seltene Herrschaft über Sprache und Form, Wohllaut, Kraft und Reichthum verbindet.

Der heilige Dominik.

Im rauhen, härenen Gewande,
Ein Jüngling herrlich, hoch und schön,
Wallt einsam Dominik am Strande,
Ins weite Meer hinaus zu sehn.
Da liegt es vor ihm ohne Gränzen,
Bestrahlet von des Abends Gluth,
Und goldne Wolkenschaaren glänzen
Hell aus der weiten Purpurfluth.

Und so ergreift ein heißes Sehnen,
Unendlich wie des Meeres Raum;
In seinem Auge zittern Thränen,
Der volle Busen athmet kaum.
Ein süßes, himmlisches Verlangen
Hat seine reiche Brust erfüllt,
Mit Liebe mächtig zu umfangen,
Was gränzenlos sich ihm enthüllt.

Er wirft sich hin im brünst'gen Flehen,
Zum Himmel Blick und Hand gekehrt:
„Laß, Herr, mein Gott, o laß geschehen,
Daß leidend sich mein Herz bewahret!
In deiner Knecht, für meine Brüder
Ertrag' ich Alles mit Geduld.
O sende mir Gewährung nieder
Zum Zeichen deiner Vaterhuld!"

So betet er, und plötzlich schallet
Ein Klageton zu seinem Ohr —
Von tausend Ahnungen durchwallet,
Rafft sich der Jüngling schnell empor,
Und sieht ein Weib in herben Thränen,
Die Hand auf ihre Brust gedrückt,
Die starr, mit wehmuthsvollem Sehnen
Hinaus in weite Fernen blickt.

Da naht er ihr mit sanfter Frage:
„Verkünde, Dulderin, dein Leid,
Und' hemme nun den Strom der Klage,
Denn Hülf' und Rettung ist nicht weit.
Was dich beschwert, ich will es theilen,
Will die mit treuer Freundeshand
Des Herzens tiefste Wunde heilen,
Denn Gott der Herr hat mich gesandt."

Er sprichts mit Kraft und mit Vertrauen,
Sein Auge glänzet göttlich mild,
Und herrlich ist er anzuschauen,
Als wie ein überirdisch Bild.
Auch senkt ein wunderbares Hoffen
Sich heilend in der Armen Herz,
Ihr liegt ein neues Leben offen,
Und ihr im Busen schweigt der Schmerz.

„„Mein Gatte,"" spricht sie, „„zog von hinnen
Von Weib und Kind und Vaterland,
Um Glück und Reichthum zu gewinnen,
Nach der Levantr fernem Strand.
Was acht' ich, sprach er, die Gefahren!
Für die Geliebten zieh' ich aus,
Drum wird mich Gottes Hand bewahren,
Sie führt mich froh zurück ins Haus.

„„Er zog. Auf allen seinen Wegen
Begleitet treulich ihn das Glück,
Auch schifft er bald mit reichem Segen
Zum theuren Vaterland zurück.
Schon dämmern die bekannten Hügel
Der Heimath an des Himmels Saum,
Der Wind ist günstig, glatt wie Spiegel
Ist rings umher des Meeres Raum.

„„Da segelt der Korsaren Horde
Herbei, ihr scharfes Säbel blinkt,
Beim Widerstand gezuckt zum Morde,
Und keine, keine Hoffnung winkt.
Nichts kann die Waffenlosen retten,
Sie fallen in der Räuber Hand
Beschwert mit harten Sklavenketten
Gelangen sie zu Tunis Strand.

„„Dort schmachtet er; mit Quai und Harme
Schmacht' ich im traurig öden Haus,
Und beritt bang die leeren Arme
Nach seinem fernen Kerker aus.
Nichts hab' ich, ach! ihn zu befreien,
Mich fesselt hier der Mutter Pflicht —
Ich kann nur mein Gebet ihm weihen,
Und Gott im Himmel hört es nicht.""

„Er hört es!" ruft mit heil'gem Beben
Der Jüngling aus, „er ist dir bold!
Zwar, dir den Gatten neu zu geben,
Besitz' ich weder Gut noch Gold,
Doch brech' ich sicher seine Ketten,
Nicht Leiden schreckt mich, noch Gefahr,
Und den Gefangenen zu retten,
Biet' ich mich selber dem Korsar."

Er sprichts, und eilt von Hast ergriffen
Zum Hafen in der Schiffer Kreis.
„Wer will mich hin nach Tunis schiffen?
Mein letztes Gut, es sei der Preis!"
Er rufts, und aus der Schiffer Kreise
Tritt einer vor, und spricht dies Wort:
„„Bereitet, Herr, euch zu der Reise,
Denn morgen zeitig schiff' ich fort!"" —

Und sieh', da kommt aus fernen Weiten
Ein Schiff im stillen Hafen an,
Und aus dem schwanken Kerker gleiten
Die Schiffer in den irdnen Kahn,
Und rudern ämsig hin zum Strande
Und fühlen nun auf festem Grund
Im heiß ersehnten Vaterlande
Sich froh und glücklich und gesund.

Doch als das Weib sie kaum erblicket,
Schreit sie empor mit Jubellaut,
Ein Blitz der Wonne sie durchzücket —
Es ist ihr Gatte, den sie schaut.
Sie fliegt ihm in die off'nen Arme,
Sie drückt ihn an die heiße Brust,
Sie ist entrückt dem langen Harme
Und lacht und weint im Rausch der Lust.

Doch Dominik erſieht's, und hebet
Zum Himmel auf den frommen Blick,
„O Herr, was ſehnend ich erſtrebet,
Zu dulden für der Brüder Glück,
Es ward mir nicht von dir erfüllet,
Doch ihr Gebet haſt du gehört.
Haſt ihres Herzens Angſt geſtillet,
Drum ſei dein Name hochgeehrt."

So betet er, und blickt mit Zähren
Der Luſt auf das beglückte Paar,
Das in des Himmels lichte Sphären
Entrückt durch ſüße Liebe war.
Und als ſie ſich dem Rauſch entwunden,
Als ihre Blicke nach ihm ſpähn,
War in der Dämmrung er verſchwunden
Und ward am Strand nicht mehr geſehn.

Pipin der Kurze.

„Der Stärkſte ſoll König der Starken ſein,
Der Größte Herrſcher der Großen!
Nicht ziemt's, daß Jenem, ſo ſchwach und klein,
Die mächtigen Recken Gehorſam weihn,
Zu Childerich ſei er verſtoßen!"

So murmelt's frecher und frecher im Heer,
So höhnen die kecken Vaſallen.
„O ſeht auf die Franken, ihr Völker, her,
Der Kleine, der Kurze, ihr Fürſt iſt Er,
Wohl wird's euch herrlich gefallen!

„Seht, wenn er reitet auf mächtigem Gaul,
Ein Aefflein auf hohem Kamerle,
Reicht juſt ſein Helmbuſch dem Marſchall ans Maul;
Doch iſt er auch klein, ſo iſt er nicht faul
Zu trotzigem, ſtolzem Befehle."

Und wohl vernimmt's der wackre Pipin,
Bemerkt, wie die Grollenden flüſtern,
Mit Murren folgend gen Welſchland ziehn,
Ihm ſäumig gehorchen und frevelhaft kühn
Sich müeriſcher täglich verbrüſtern.

Und ſtark im Geiſte, gewaltig und klug,
Erwägt er's mit weiſen Gedanken.
„„Sei heut des Weges, der Müden genug,
Gehemmt der Schaaren gewaltiger Zug!
Errichtet zum Fechtſpiel die Schranken.

„„Herbei gebracht der gewaltige Leu!
Den Kämpfer will ich ihm ſtellen!""
Wohl ſeltſam ſcheint die Beſtellung nnd neu,
Und mit Neugier murmeln, es murmeln mit Scheu
Die trotzigen ſtolzen Geſellen.

Rings wird der Platz mit Gittern umhegt,
Dahinter die Sitze der Ritter,
Erhaben des Königs Balcon — da frägt
Wohl Jeder, zu Unmuth und Sorgen erregt:
Wie ſchwach doch, wie ſchwankend das Gitter!

Ein Ruck mit der mächtigen Tatz' und es fällt,
Und das Ungethüm ſitzt uns im Nacken.
Doch der dort oben, der winzige Held,
Wohl hat er ſich trefflich ſicher geſtellt,
Zu ſchaun, wie die Krallen uns packen!

Und der Leu wird gebracht im vergitterten Haus,
An der Schranke geöffnet das Pförtchen,
Und der Thiere König, er ſchreitet heraus,
Und die Ritter erfaßt nun Schrecken und Graus,
Und keiner redet ein Wörtchen.

Doch zweifelnd ſieht ſich der Löwe befrein,
Und reckt in der Freiheit die Glieder,
Und ſchreitet getroſt in die Schranken herein,
Und zeigt der Zähne gewaltige Reihn,
Laut gähnend, und ſtrecket ſich nieder.

Vom Balcon ruft Pipin mit donnerndem Laut:
„„Ihr mannlichen, trotzigen Krieger,
Da ſchaut ein Kampfſpiel, ein würdiges, ſchaut!
Wer ſich zu meſſen mit dieſem getraut,
Den nenn' ich den erſten der Sieger.""

Und ein Ziſcheln, ein Murmeln, ein Mueren erklingt,
Dumpf nur im Beginnen und leiſe.
Bald, wie wenn, ſtärker und ſtärker beſchwingt,
Mit wogenden Fluthen die Windsbraut eingt,
So ſauſet's und brauſet's im Kreiſe.

Und kecklich empor tritt Gerhardt vom Stern,
Der frechſte der frechen Kumpane;
„Der Vortanz verbleibe dem König und Herrn!
Auf, tanze denn, Hoheit, wir laſſen dir's gern,
Herab von dem ſichern Altane!"

„„So ſei's!"" ſpricht Pipin, und ſich ſchwingend im Satz
Springt der Kurze, doch markig und ſehnig,
Vom Balcon herab auf den ſandigen Platz.
„„Auf, Bruder Leu, auf, wetze die Tatz'!
Auf, König, dich fordert ein König!""

Und ſchlägt ihn mit flacher Kling' auf den Bug,
Und erregt ihm den Grimm in der Seele.
Auf ſchnellt der Leu, wuthſchauernd im Flug,
Doch bezingt, eh' die Tatze, die zuckende, ſchlug,
Das Schwert durch den Rachen zur Kehle.

Und das Blut entſprudelt dem grauſigen Schlund,
Und über ſich ſtürzt er, und wendet
Drei, vier Mal die Augen, rollend im Rund,
Drei, vier Mal geißelt der Schweif den Grund,
Und er ſtreckt ſich, und zuckt und verendet.

Stolz ſchaut der König im Kreiſe herum,
Und die Ritter athmen beklommen,
Und blicken zu Boden erſtaunt und ſtumm,
Und der Hohe dreht ſtill verachtend ſich um —
Kein Mueren ward weiter vernommen.

Des Narciſſus Verwandlung.

Narciß, der ſchönſte Hirt der Flur,
Von ericher Anmuth Glanz umſtrahlet,
Sucht überall der Schönheit Spur,
Die ſich in ſeinem Innern malet.

Was formlos ihm im Herzen wallt,
Will zum Gedanken er erwecken,
Beſtrebt, im Spiegel der Geſtalt
Das Namenloſe zu entdecken.

So irrt er über Berg und Thal,
Geäfft von irrer Hoffnung Schimmer,
Ermattet von der Sehnſucht Qual,
Und findet das Geſuchte nimmer.

Einſt ſieht er unter jungen Mai'n
Im Raſen eine Quelle ſpielen,
Sanft liſpelnd ladet ſie ihn ein,
Sein glühend Herz an ihr zu kühlen.

Narciſſus folgt dem Ruf, und giebt
Dem Blumenbord die holden Glieder;
Da ſtrahlet hell und ungetrübt
Ihm ſeiner Formen Zauber wieder.

Er ſieht's und ſtaunt, die Schönheit lacht
Aus ſtillen Wellen ihm entgegen,
Er fühlet ihre Göttermacht
Sein wonnetrunknes Herz bewegen.

Und er vergißt ſich ſelbſt, er ſieht
Nur ſie, die der Olymp gebaren,
Der wild von Ahnungen entglüht
Er ew'ge Huldigung geſchworen.

An ſeine Bruſt voll Liebesgluth
Will er das Heißerſehnte reißen,
Doch wie er noht der ſtillen Fluth,
Zerrinnt es ſchnell in ihrn Kreiſen.

„O weile, weile, ſüßes Bild,
Nur ein Mal ruh' an meinem Herzen,
Das du von Ewigkeit erfüllt,
Von Ewigkeit mit Luſt und Schmerzen."

Er cuſt's, und aus dem Quell hervor
Scheint neu das Bild — und, o Entzücken'
Es ſtreckt zu ihm die Arm' empor,
Und ſchaut ihn an mit Liebesblicken.

Und wie er lächelt, lächelt's ihm,
Und wie er weint, vergießt es Thränen,
Und wie er nahet, naht es ihm,
Und ſcheint entglüht von ſeinem Sehnen.

Da ſtürzt er mit der Liebe Wuth
Noch ein Mal zu der Quelle nieder,
Und ſchnell von der getrübten Fluth
Entweicht das holde Bildniß wieder. —

Narciſſus ſinkt ans Ufer hin,
Und fleht zum Zeus: „Laß mich vergehen,
Soll nicht mein Geiſt und jeder Sinn
Beſitzen, was ich hier geſehen."

Und Zeus erblickt von ſeinem Thron
Des reinen Jünglings heilig Beben,
Ihm will er Troſt und ſchönen Lohn
Für die geweihten Flammen geben.

Denn wer ſein Herz dem Schönen weiht,
Der weiht es ewig auch dem Guten,
Und läutert ſich zur Göttlichkeit
Durch beider nie getrennte Gluthen.

Und Zeus gebeut: „„Was dich durchwallt,
Kann nicht die Erde dir gewähren —
Und langſam würde die Gewalt
Der wilden Sehnſucht dich verzehren.

„„Das Schöne ſtürbe beim Beſitz,
Wollt' ich es deinen Wünſchen geben,
Drum, hoher Jüngling, ſoll mein Blitz
Dich über Wunſch und Trieb erheben.

„„Doch eine Blume blühe da,
Wo einſt, zur Quelle hingeſunken,
Dein Blick das Tiefempfundne ſah,
In wunderbarem Schauen trunken.

„„In voller Blüthe ſoll die Macht
Des Sturmes ihren Stengel knicken;
Sie ſoll, wenn neu der Lenz erwacht,
Auch neu erblüht der Quelle nicken.""

Nicolaus Niembſch, Edler von Strehlenau,

als Dichter Nicolaus Lenau genannt, ward zu Chatad in Ungarn am 13. Auguſt 1802 geboren, ſtudirte zu Wien Philoſophie, Jurisprudenz und Medicin, und machte dann im Jahre 1832 eine Reiſe nach Nordamerika, von der er jedoch bald wieder nach Deutſchland zurückkehrte. Er hat ſich ſeitdem abwechſelnd in Stuttgart, Wien und Iſchl aufgehalten.

Von ihm erſchien:

Gedichte. Stuttgart, 1832; 3. Ausg. 1838.
Neuere Gedichte. Stuttgart, 1838.
Fauſt. Stuttgart, 1835.
Savonarola. Stuttgart, 1837.
Frühlingsalmanach. Stuttgart, 1835.
Einzelne Gedichte in Zeitſchriften u. ſ. w.

Ueber die poetiſchen Leiſtungen dieſes ausgezeichneten Geiſtes im Allgemeinen äußert ſich der Verfaſſer des ihn betreffenden biographiſchen Artikel in dem Converſationslexikon der Gegenwart Band III. S. 917 ſehr treffend mit folgenden Worten: „Es iſt darin (in Lenau's erſter Gedichtſammlung) eine herrliche Naturmalerei, die ſich im Zarten wie im Großartigen und Schauerlichen gleich glücklich bethätigt, zuweilen jedoch ſich zu weit in Detailſchilderungen verliert; aber Alles iſt friſch, kühl und duftig, ein geſundes Leben naiver und unſchuldiger Urvegetation der Empfindung bekundend. Dies Feſtgeſtelltſein in der Unmittelbarkeit des Naturlebens iſt für St. durchaus bezeichnend; ſelbſt in ſeinen Reflexionen und Gleichnißreden kommt er ſtets auf eine gewiſſe Naturſymbolik zurück, nur daß wir hier einen Mangel wahrnehmen, welche den neuen Lyrikern überhaupt vorzuwerfen iſt; es bleibt nämlich der Gedanke häufig hinter ſeinem Bilde oder Gleichniß zurück, oft auch dieſe hinter jenem. Etwas ermüdend dürfte bei St. auch eine zu weichlich düſtere Ausſpinnung der Reflexionen, Empfindungen und Naturmalereien ſein, obgleich es ihm an andern Orten keineswegs an Präciſion, Heiterkeit und männlicher Kraft fehlt. Die ſprachliche Einkleidung, wenn ſchon ſie zuweilen das grammatikaliſche Geſetz verletzt, iſt oft überraſchend neu, der Rhythmus von hohem Wohllaut, Bild und Gedanke ſind meiſt originell, zuweilen jedoch geſucht und ſpielend; vortrefflich iſt St. da, wo er ſich der einfachen Weiſe des Volksliedes anſchließt." Dieſe Characteriſtik dürfte auch im Allgemeinen auf eine zweite Sammlung ſeiner Gedichte paſſen, welche unter dem Titel: „Neuere Gedichte" erſchienen iſt. Sie enthält des Vortrefflichen ebenfalls viel, wenn auch weniger als die erſte, wird aber durch eine Reihe poleſmiſcher Gedichte verunſtaltet, welche gegen St's frühere Tadler und Kritiker gerichtet ſind. Die politiſch freiſinnige Richtung des Dichters, welche ſich vorzüglich in ſeinen zum Theil außerordentlich ſchönen Polenliedern, die aber mehr elegiſche Nachklänge als zu Heldenthaten auffordernde Oden ſind, bekundet, trug dazu bei, dem Dichter ein ausgedehnteres Publicum zu verſchaffen, als die Repräſentanten deutſcher Lyrik, mit wenigen Ausnahmen, ſonſt um ſich zu verſammeln pflegen. Die lyriſche Seite iſt überhaupt die glänzendſte und hervorſtechendſte in St's. Talent. Auf die erſte Sammlung ſeiner Gedichte folgte das epiſch dramatiſche Gedicht „Fauſt", welches vorher als Fragment in dem von St. herausgegebenen „Frühlingsalmanach" erſchienen war. Das eigenthümlich grübelnde, ſelbſt finſter brütende Element in St. macht ſich auch in dieſem Gedichte geltend, und nach dieſer Seite hin, inſofern ſie ſich mit lyriſchen Elementen verſchwiſtert, liegen ſogar die köſtlichſten Partien des Dichterwerks; Vieles iſt hochpoetiſch und großartig aufgefaßt, Anderes mit üppiger, ſogar ſinnlicher Farbenglut dargeſtellt, und wieder Anderes überraſcht durch Originalität des Ausdrucks. Auch fehlt es dieſem Dichtwerke nicht an ſelbſtſtändigen Gedanken, aber wohl an innerer geiſtiger Einheit, an eigentlicher Ineinsbildung des Inhalts mit der Form und an humoriſtiſcher Lebensanſchauung. Eigentliches dramatiſches Intereſſe erwecken die Perſonen und die Handlung des Gedichts nicht, und Lyriſches, Dramatiſches und Epiſches drängt ſich, oft ohne Nothwendigkeit des Beieinanderſeins, auf- und ineinander; dazu iſt der Character der Volksſage bei St. faſt gänzlich verwiſcht. Aber das uralte Thema iſt ſo geiſtreich und in oft ſo überraſchender Weiſe variirt, daß man darüber die Mängel der Ausführung vergeſſen könnte. — — Einheitlicher, als der Fauſt, beſonders der Form nach, iſt ſein Savonarola; aber dies Gedicht iſt zu epiſch, um ein ſpeculatives, und zu ſpeculativ, um ein epiſches zu ſein, überhaupt zu reflectirend und oratoriſch, um ein reines Gedicht zu ſein.

Warnung und Wunſch.

Lebe nicht ſo ſchnell und ſtürmiſch.
Sieh' den holden Frühling prangen,

Höre ſeine Wonnelieder.
Ach, wie bleich ſind deine Wangen!

Welkt die Roſe, kehrt ſie wieder,
Mit den linden Frühlingswinden,
Kehren auch die Nachtigallen;
Werden ſie dich wiederfinden?

„Könnt' ich leben alſo innig,
Feurig, raſch und ungebunden,
Wie das Leben jenes Blitzes,
Der dort im Gebirg verſchwunden!"

Abſol.

Hohe Klippen, rings geſchloſſen,
Wenig kümmerliche Föhren,
Trübe flüſternde Genoſſen,
Die hier keinen Vogel hören;

Nichts vom lieblichen Geſange
In den ſchönen Frühlingszeiten;
Geiern wird es hier zu bange,
In ſo dunkeln Einſamkeiten.

Weiches Moos am Felsgeſteine,
Schwellend ſcheint es zu begehren:
Komm, o Wolke, weine, weine
Mir zu die geheimen Zähren!

Winde hauchen hier ſo leiſe,
Rathſelſtimmen tiefer Trauer,
Hier und dort die Blumenwaiſe
Zittert ſtill im Abendſchauer.

Und kein Bach nach dieſen Gründen
Darf mit ſeinem Rauſchen kommen,
Daß der Welt verrathend künden,
Was er Stilles hier vernommen;

'Denn die rauhen Felſen ſorgen,
Daß noch eine Stätte bliebe,
Wo ausweinen kann verborgen
Eine unglückliche Liebe.

Seemorgen.

(Auf dem Atlantiſchen Meere.)

Der Morgen friſch, die Winde gut,
Die Sonne glüht ſo helle,
Und brauſend geht es durch die Fluth.
Wie wandern wir ſo ſchnelle!

Die Wogen ſtürzen ſich heran;
Doch wie ſie ſich auch bäumen,
Dem Schiff ſich werfen in die Bahn,
In toller Mühe ſchäumen:

Das Schiff voll froher Wanderluſt
Zieht fort, unaufzuhalten,
Und mächtig wird von ſeiner Bruſt
Der Wogendrang geſpalten.

Gewirkt von gold'ner Strahlenhand
Aus dem Geſprüh' der Wogen,
Kommt ihr zur Seit' ein Irisband
Hellflatternd nachgeflogen.

So weit nach Land mein Auge ſchweift,
Seh' ich die Fluth ſich dehnen,
Die uferloſe; mich ergreift
Ein ungeduldig Sehnen,

Daß ich ſo lang' euch meiden muß,
Berg, Wieſe, Lund und Bäche!
Du lächelt ſeinen Morgengruß
Ein Kind aus der Kajüte.

Wo fremd die Luft, das Himmelslicht,
Im kalten Wogenlärme,
Wie wohl thut Menſchenangeſicht
Mit ſeiner ſtillen Wärme!

Aus Fauſt.

Der Traum.

Matroſen ſingen hell ihr Abendlied,
Das kaum noch von der Sängerlippe ſchied,
Schon ohne Widerhall im Meere ſchwindet,
Wo Menſchenſtimme keinen Anklang findet,
Im Meer, das fremd und ſtolz, in kalter Größe,
Nicht rückhallt ſelbſt des Himmels Donnerſtöße.
Sanft krauſelnd regt die milde Luft das Meer,
Und drängt den Segler ſachte vor ſich her,
Wie ihren Liebling die verſchämte Maid,
Der kühn um einen Kuß der Liebe freit,
Mit weicher Hand von ihrem Buſen drängt,
Und doch in ſeinen Armen ſich verfängt.
Die Sonne neigt hinunter ſich im Weſten,
Noch zittert auf der Fluth ihr Schimmerpfad;
Ein Veilchen haert, gleich dieſen Strahlenreſten,
Die lichte Spur von einer edlen That.
Auf weitem Meer iſt es ein freudig Grauen,
Den Untergang der Sonne anzuſchauen;
Im Augenblicke wo die fremde See
Die Lebensfreundin Sonne ihm verſchlang,
Durchzuckt des Wandrers Herz ein dunkles Weh',
Er ſieht die Fluthen dammern heimlich bang,
Beſchleichen mag auf irren Meeresſtraßen
Den Wandrer ein Gefühl, daß er verlaſſen;
Zum Himmel hebt er dann die Blicke gerne
Und ſucht den Gruß der heimathlichen Sterne,
Die nie dem Menſchenherzen näher kommen,
Als wo der Gruß der Erde ihm genommen,
Die nie die Seele himmliſcher beflügeln,
Als auf des Meers bewegten Grabeshügeln.
Wird ſolch Gefühl, o Fauſt, dein Herz beſchleichen?
Erinnerung die Seele dir erweichen! —
Ihm naht des Schiffes Capitän und ſpricht,
Hindeutend auf der Sonne letztes Licht:
Der Sonnenuntergang ergt mich zu denken
Wohl jedesmal an eine bittre Stund',
Als ich die todte Mutter mußte ſenken
Vom Bord hinunter in den Meeresgrund.
Es war ein Augenblick trüb, kummervoll,
Wie wenige ſo ſchmerzlich ihn erfahren,
So lang' ich noch hienieden lebe, ſoll
Das Herz mir ſeinen Kummer treu bewahren.
Da lag ſie auf dem Brette ausgeſtreckt,
Zu Füßen ihr gefügt ein Sack mit Sand,
Und harrend lehnt das Brett an Schiffesrand,
Ein kurz Gebetlein — der Matroſe ſchnellt
Vom Brett die Todte lächelnd ab — ſie fällt,
Uno lange, lange ſah ich ſie noch ſinken
Und mir mit ihrem weißen Tuche winken.
Von dannen zog das Schiff, mir war ſo ſchwer,
Daß ich allein die Mutter mußte laſſen,
Wenn auch ſchon todt, im weiten, fremden Meer
Wo ſie die kalten Ungeheuer faſſen.
Und wenn ins Meer verſinkt der Sonne Schein,
So fällt mir immer meine Mutter ein. —
Fauſt aber ſpricht: „Ihr ſeid mir wunderlich;
Wie kanntt ihr auf rauhem Meere fahren,
Und doch ſo weiche Sitten euch bewahren?
Ganz anders ſtimmte dieſe Reiſe mich.
Was einſt mich freute von den Erdengaben,
Was mich, weil ich's verloren, einſt gekränkt,
Der Erde ganze Luſt hab' ich verſenkt
Ins tiefe Meer, und ihren Schmerz begraben.
Mir war das Meer des Schmerzes hohe Schule
Hier mag er würdig aufzuſummen lernen
Nur nach dem Ew'gen, leider ewig ſternen,
Und daß er nicht nach dem Erſchaffnen buhle.
Ein mächtig Wort: „Verachtung des Erſchaffnen!"
Ich hab's erfaßt, daß es von Schuld mich heile,
Denn fernher ſchnellt Erinnrung ihre Pfeile,
Und nur der Stolz kann gegen Reue waffnen." —
Indeſſen ſchwand der Sonne letzter Schimmer,
Und leer und ſchlaff die Segel niederhangen,
Der Wind iſt mit der Sonne ſchlafen gangen,
Die Wellen werden leiſer, dunkler immer. —
Auf ſeinem Lager, ſchlummerharrend, liegt
Der Wanderer Fauſt, das Auge zu, das Ohr
Dicht an des Schiffes Bretterwand geſchmiegt,
Schlaflieder murmelt ihm der Wellenchor.
Fauſt hört vergnügt im ſanften Meeresloſen
So nah den Tod an ſeinem Haupte koſen.
Bald iſt's ein Rieſeln, ein Geflüſter bald,

Dann wieder ein geheimnißvolles Klingen,
Als wenn die Winde über Wieſ' und Wald
Den Reſt verſtreuter Glockentöne bringen;
Nun drauſt es dumpf, wie Waſſerfälle rauſchen,
Wie vom Gebirge herrlicht Schalmeien,
Nun wieder hört ein träumeriſches Lauſchen,
Von fernem Spielplatz luſt'ge Kinder ſchreien.
Fauſt höret wirrer ſtets des Meeres Wallen,
Der Uebermacht des Schlafes heimgefallen. —
Je trotziger ein Mann, auf ſich geſtellt,
In ſtolzer Einſamkeit ſich ſeine Welt,
Je tiefer muß er fühlen in der Nacht,
Wenn allgemach die Sinne ihm verſiegen
Wie ſüß es iſt, des Schlafes weicher Macht,
Dem Mutterkuſſe der Natur erliegen.
Bald hat die Seele Fauſt's ein Traum berühret,
Der ſie an leichter Schöpferhand entführt.
Der Träume ſteht auf einem Inſelſtrand,
Von Meer umfluthet rings, das nirgends endet,
Ein Blüthenwald vom unbewohnten Land
Die Frühlingsdüfte in die See verſchwendet.
Bezaubernd klingt die tiefe Einſamkeit
Im Vogelſang, von Strömung nie bedroht,
Der Liebe Luſt, der Sehnſucht ſüßes Leid,
Im Oſten ſtrahlet ein helles Morgenroth.
Die Wellen glühn und ſingen Wonnelieder,
Melodiſch lockt zu ſich die Tiefe nieder.
Der Träumer lauſcht und meint ſie zu verſtehen,
Und jeden Gruß, den Frühlingslüfte wehen;
Und lange lauſcht er, wunderbar beklommen,
Der Luft des Meers ſo heimatdlichen Sprachen:
Nun ſieht er plötzlich, oſtender geſchwommen,
Dem Untergang zugleiten einen Nachen;
Vorüber treibt am Eiland ihn der Wind,
Da wandert eine Frau mit ihrem Kind.
Ein ſchönes Kind, mit goldnem Lockenhaar,
Die Augen wie der Morgenhimmel klar,
Des Mundes Lächeln ſeliges Genügen,
Die Ruh' der Unſchuld in den holden Zügen.
Wie ſie an Fauſt vorüberfahren dicht,
Blickt ihm die Frau gar traurig ins Geſicht.
„O Mutter!“ ruft er aus, — mit ſtillem Weinen
Legt ſie die Hand hindeutend auf den Kleinen:
„Es warſt du einſt!“ Das war ihr ſtummes Klagen,
Und ſchon hat ſie die Fluth dahingetragen.
Fauſt ſtarrt ihr nach und ſeinem Kindesbild,
Und wie ſie fort und immer ferner ſchwimmen,
Verſtummen in dem Wald die Frühlingsſtimmen,
Der Wind, die Waſſer rauſchen fremd und wild.
Und Abends iſt's, mit wildem Satze ſprang
Die Sonne plötzlich in den Untergang,
Am Himmel rollt einher ein ſchwarz Gewitter,
Der Sturm zerreißt den Blüthenwald in Splitter,
Und Blitze fahren, laute Donner krachen,
Und auf den Wogen kommt ein andrer Nachen.
Da wandert eine ſtarre, ſchreckensbleiche
Jungfrau, mit einer ſtarren, todtenſ Leiche.
Wie ſie an Fauſt vorüberfahren dicht,
Da blickt ſie ihm gar traurig ins Geſicht:
„Den ſchlugſt du todt!“ Das war ihr ſtummes Klagen
Und ſchon hat ſie der Sturm dahingetragen.
„Maria!“ ruft er aus — und iſt erwacht,
Und eilt aufs Deck, und jagend irrt umher
Sein Blick, noch trunken von des Traumes Macht,
Und ſucht das Boot im ſturmbewegten Meer.
Hier aber iſt kein Sturm, hier iſt kein Nachen,
Das Meer iſt ſtill, nur Mond und Sterne wachen.
Als die Geſtirne ihm ins Antlitz leuchten,
Erwacht er ganz, es ſtirbt des Traumes Dämchten.
Das Meer iſt ſtill, nicht eine Welle ruft,
Und lauſchend ſtehn gedrieben iſt die Luft:
So ſtill die Nacht, man hört des Herzens Klopfen,
Und ſchier den Thau vom Himmel niedertropfen,
Und ſchier den Mondſtrahl auf das Waſſer fallen;
Wie Fauſt hineinſinnt in das tiefe Schweigen,
Da kommt Mephiſto, ſpricht: „Es iſt doch eigen,
Darein kann mein Geſchmack ſich gar nicht ſchicken,
Abſcheulich iſt die Stille, zum Erſticken.
Ich will vom Schlafe die Matroſen holen,
Daß ſie noch einmal ihre Lieder johlen.
Nach deinem Traum biſt du viel ernſter, blaſſer;
Ich höre lieber die Matroſen ſingen
Ihr gellend Lied, als auf das ſtille Waſſer
Die Thränen deiner Rührung niederklingen!“
„„Still, ſtöre nicht mit deinem ſcharfen Schrei
Die Nacht; die Zeit der Thränen iſt vorbei.

In Wolken ſind die Sterne nun verkrochen,
Wie Kinder ſich verkriechen in die Decken,
Wenn ſie an ihrem eignen Traum erſchrecken.
Der iſt ein Kind, den Träume unterjochen.
Mein traumgehetztes Blut mag ſchneller jagen,
Mein Herz erſchrecken, trauern und verzagen;
Doch wenn auch bei phantaſtiſchen Gewittern
Mir Nerv und Ader, Gedenkinder, zittern,
Erwach' ich, bin ich Herr in meinem Haus,
Und werfe den Geiſterſpuk hinaus.
Doch iſt's ein Uebel, daß ich Traume habe,
Wann Schlaf gefeſſelt meine Willensmacht,
Die grauſam, wie Hyänen, in der Nacht
Die Todten mir aufwühlen aus dem Grabe,
Dann hilft es nichts, daß ich den Wahn vernichtet,
Und doch den Thurm Verachtung aufgerichtet,
Von dem ich wachend auf das Mährchengaukeln
Von Schuld und Reu' mag feſt herunter ſchauen,
Die Träume, ungelehr'ge Beſtien, ſchleichen
Noch immer nach des Wahns verſcharrten Leichen!“ “
So bebert Fauſt zur Flucht ein weich Gefühl,
Den Reſt des Traumes, während feucht und kühl
Nachtnebel übers dunkle Meer hinſchweifen
Und ſeine trotzgeheiße Stirne ſtreifen.

Der Sturm.

Fauſt und Mephiſtopheles fragieren auf dem Verdeck.)

Fauſt.

Wir wandeln auf dem Schifflein hin und her,
Das Schifflein jagt dahin im weiten Meer,
Das Meer iſt mit den Winden auf der Flucht,
Die Erde ſammt dem Schifflein, Meer und Winden,
Schießt durch den weiten Himmelsraum und ſucht
In ew'ger Leidenſchaft, und kann's nicht finden.
Wie iſt das Meer vertrauter, als das Land;
Hier rauſcht es unbeſtreitbar in die Seele,
Was dort ich teiſe, dunkel nur empfand,
Daß die Natur auch ew'ge Sehnſucht quäle;
Nach einem Glücke, das ſie nie gewinnt;
Und was da lebt im regen Labyrinth,
Kann ſich in Ruhe nirgendwo verſchanzen,
Stets in den Sturm der Sehnſucht fortgeriſſen;
Und flücht' ich nach den Grabesfinſterniſſen,
Muß meine Aſche um die Sonne tanzen.

Mephiſtopheles.

Nur ſcheinbar iſt die Ruhe ſelbſt der Rinder,
Die auf der Weide gehn in Maientagen,
Und Blumen morden, freſſen mit Behagen,
Herodes jeder Ochs der Frühlingskinder;
Indeſſen kocht in ſeiner kleinſten Ader
Das Leben mit dem Tod den heißen Hader.
Die Weide mahnt mich an den Roſſehirten;
Wir trafen ihn', als wir auf Abenteuer
Zu Pferd das Magyarenland durchirrten,
Im Wald, bei Nacht, an ſeinem Wachefeuer.
Die ſchwarzen Hengſte graſ'ten in der Runde,
Seltſam beſtrahlt, der wilde Mähnenbang
Im Nachtwind flog, und deinem Lauſchen ſang
Der Hirt ein traurig Lied aus fremdem Munde;
Dann ſchwieg er ſtill und ſtarrte in die Gluth,
Und thürmte drüber manche Blatterſäule,
Und ſtarrte wieder mit verſchloſſnem Muth;
Da kam aus Schattendickicht eine Eule,
Und ſchwirrt' unheimlich krächzend um ſein Ohr,
Und der geneckte Hirte ſprang empor,
Griff in die Flamme mit gewalt'ger Hand
Und raffte einen ungeheuren Brand
Und ſchwang ihn um ſein Haupt in wilder Haſt,
Die Eule ſcheuchend fort, den ſchlimmen Gaſt.
Wie jener Hier in Waldeseinſamkeit
Ums Haupt im Kreiſe ſchwang das Flammenſcheit,
So ſchwingt der ew'ge Hirt mit ſtarker Hand
Im Kreis ums feſte Haupt den Weltenbrand,
Zu ſcheuchen fort aus ſeiner Nacht die Eule,
Die ſonſt ihm krächzend naht: die Langeweile.

Fauſt.

Und wenn der Sterne große Wanderſchaaren
Nur Funken waren, jenem Brand entfahren,
Den um ſein Haupt der ſtarke Hirte ſchlägt,
Wo ſind die Roſſe, die der Hirte hegt!

Mephistopheles.

Die werden auch noch wo zu finden sein.
Du treibst mir die Metapher in die Enge,
Sie aber wäre nicht mein Töchterlein,
Wenn sie sich nicht aus deiner Frage schlänge.
Die Rosse, die dem Hirten weiden gehen,
Und die u l l e i n dem alten Hirten theuer,
Um derentwillen brennt das Weltenfeuer,
Die Rosse nennt der Philosoph Ideen;
Wie aber ist's ein lustiges Ergötzen,
Heranzuschleichen mich mit seinem Tritt,
Und plötzlich mich auf so ein Roß zu setzen
Und durch die Welt zu machen einen Ritt,
Bis mich das Roß abwirft, und schen zurück
Zu seinem Hirten flieht und Weideglück;
Denn was Natur gebiert, die reiche Mutter,
Verzehrt die Heerd' als frisches Weidefutter.
Du, Röslein, bist für dieses Loos zu gut,
Drum steck' ich lieber dich an meinen Hut.
Sieh dort am Himmel kommen andre Rosse,
Dort kommt die schwarze Donnerwolkenheerde;
Kennst du den Fing, die wilde Kraftgeberde?
Halloh! schon kracht das Schiff vom ernsten Stoße!

Faust.

Wie wenn die Rosse durch die Haide fliegen,
Hinsausend um den schlanken Ernteshalmen
Und sie mit ihrem Sturmgeschnaube biegen,
Und sie mit ihrem starken Huf zermalmen:
Durchfliegen diese Himmelsrosse rasend
Die grüne Meereshaide als Verwüster,
Und wiehern Sturm aus aufgerissner Nüster,
Der Masten schlanke Halme niederdreschend.

Mephistopheles.

Halloh! es krachen, brechen unsre Masten:
Siehst du den Capitän, den schreckerblaßten?
Das ist der Käfer, der um Halm gebaumelt,
Und mit dem abgeknickten nieder kamelt.

Faust.

Hört, bleicher Capitän! erhebt euch doch!
Das ist kein Mann, weß Blut im Sturmgebudel
Geduckt zurückschleicht, ein gepeitschter Pudel,
Zur Herzenskammer, seinem Hundeloch.
Zeigst du nicht augenblicklich Mannesmuth,
So werf' ich dich, beim Teufel! in die Fluth!
Schämst du dich, Memme! vor dem Sturme nicht?
Ich dulde nicht die Schmach im Angesicht,
Den Menschen da in seiner Bettelblöße
Genüber der Natur in ihrer Größe.

Capitän.

Seit zwanzig Jahren fahr' ich dieses Meer,
So schrecklich denk' ich keinen Sturm, wie der.
Wie jeder Nagel, jede Fuge kracht!
Weh' uns! wie Alles wankt und beicht und reißt!
Der nächste Augenblick ein Ende mache!
Ich zittere nicht für mich, und ich erblasse
Nur, weil ich Weib und Kind nicht gern verlasse;
Sie sollen beten einst an meinem Grab.

Faust.

Verfluchter Mahner! feiger Wicht! hinab!
(wirft ihn ins Meer.)

Ein Priester
(auf den Knieen.)

Erbarme dich, du großer Gott!
Barmherz'ger, hilf in unsrer Noth!
Herr! deines Sohnes Christi Blut
Helf' in der Noth uns Armen,
Besänft'ge mit Erbarmen,
Ein heilig Oel, die Sturmesfluth!

Matrosen.
(auf den Knieen.)

Erbarme dich, du großer Gott!
Barmherz'ger, hilf in unsrer Noth!

Faust
(ruft in die Wolken.)

Mach', was du willst mit deiner Sturmesnacht!
Du Weltenherr, ich trotze deiner Macht!
Hier klebt mein Leib am Rand des Unterganges,
Doch weckt der Sturm in meinem Geist die Urkraft,
Die ewig ist, wie du, und gleichen Ranges,
Und ich verfluche meine Creaturschaft!

Mephistopheles.

Bravissimo! zu Schanden geht der Rachen;
Den kleinen Bissen hat der Ocean
Lang hin- und hergespielt in seinem Rachen,
Nun beißt er drein mit seinem Klippenzahn.
(Wehgeschrei der Mannschaft.)
Nun schluckt er ihn! Faust! speing' auf diese Jacken,
Hier kann die tolle Fluth dich nimmer packen.

Faust.

Schon steh ich fest; doch sterben die Matrosen,
Wohl gerne tödten noch die Rettungslosen.

Mephistopheles.

Sie haben meist das Eiland schon betreten,
Die Kerle schwimmen kräft'ger, als sie beten!
Doch ist der bleiche Capitän ersoffen,
Vergebens war auf trocknes Grab sein Hoffen.
Auch dort der Pfaff ein nasses Ende nimmt,
Der mag doch kräft'ger beten, als er schwimmt.

---

von Strettlingen, s. Minnesinger.

Johann Stricer,

um die Mitte des 16ten Jahrhunderts zu Lübeck geboren, lebte daselbst seit 1584 als Burgprediger und starb am 23. Januar 1598. Er schrieb:

Der deutsche Schlemmer, ein geistlich Spiel. Magdeburg, 1588.

Dasselbe niedersächsisch. Frankfurt u. d. O., 1593.

Vom erbärmlichen Fall Adams und Evnn, geistlich Spiel. 1590.

St. war nicht ohne dramatisches Talent, was sich besonders in seinem raschen lebendigen Dialog zeigt. Der schlechte Geschmack seiner Zeit hielt jedoch auch ihn gefesselt.

Friedrich Karl von Strombeck

ward am 16. September 1771 zu Braunschweig geboren, erhielt seine Vorbildung auf dem dortigen Carolinum und studirte dann in Helmstädt und Göttingen die Rechte. Nach vollendeter akademischer Laufbahn ward er Hofgerichts-Assessor zu Wolfenbüttel, 1799 Hof- und Abteirath von Gandersheim und Geschäftsführer der Aebtissin, dann Hofgerichts-Assessor zu Braunschweig. Bei Errichtung des Königreichs Westphalen wurde er

Präſident des Diſtrict-Civil-Tribunals zu Einbeck, dann Präſident der Geſetzgebungs-Commiſſion in Caſſel und darauf Ritter des Ordens der weſtphäliſchen Krone und Präſident des Appellationshofes in Celle. Dieſe wichtigen Functionen unterbrachen nur kurze Erholungsreiſen. Er war zum Reichsbaron und Staatsrath in Caſſel ernannt worden, als das Königreich Weſtphalen ein Ende nahm. Nun kehrte er nach Wolfenbüttel in den Privatſtand zurück und beſchäftigte ſich mit wiſſenſchaftlichen Arbeiten. Bei dem braunſchweigiſchen Landtage von 1819 führte er das Protocoll und wirkte ſeitdem als lippiſcher Geheime und Oberappellationsrath und braunſchweigiſcher Steuerdirector in vielſeitiger Thätigkeit zu Wolfenbüttel fort.

Die nicht jueriſtiſchen und ſtaatswiſſenſchaftlichen Schriften dieſes ſo vielfach ausgezeichneten Mannes ſind:

Ueberſetzungen:
Ovid's Kunſt zu lieben. Göttingen, 1795.
Ovid's Heilmittel der Liebe. Göttingen, 1796.
Tibull. Göttingen, 1799.
Propertius. Braunſchweig, 1803.
Taeitus Werke. Braunſchweig, 1815—16. 3 Bde.
Salluſt. Göttingen, 1817.

Darſtellungen aus meinem Leben und meiner Zeit. Braunſchweig, 1832. 2 Bde.
Darſtellungen aus einer Reiſe durch Deutſchland und Italien. Braunſchweig, 1836. 3 Bde.
Darſtellungen aus einer Reiſe durch Deutſchland und Holland. Braunſchweig, 1838.
Darſtellungen aus einer Reiſe von Niederſachſen nach Wien. Braunſchweig, 1839.
Darſtellungen aus einer Reiſe durch Schweden und Dänemark. Braunſchweig, 1840.
Deutſcher Fürſtenſpiegel aus dem 16ten Jahrhundert. Braunſchweig, 1829.
Henning Brabant und ſeine Zeitgenoſſen. Braunſchweig, 1829.
Einzelne Aufſätze, Abhandlungen, Recenſionen u. ſ. w. in Zeitſchriften.

Tiefes Eindringen in den Geiſt des Originals, reiches Wiſſen und große Gewandtheit in Behandlung der Sprache und Form verleihen ſeinen Ueberſetzungen einen bleibenden Werth. Seine Darſtellungen zeichnen ſich dagegen durch treffliche Auffaſſung, klare Lebensanſchauung, Gemüthlichkeit und treffliche Schilderung aus, nur iſt nicht zu leugnen, daß dieſer geiſtreiche aber durch ſeine günſtigen Verhältniſſe etwas verwöhnte Mann, mitunter dieſen oder jenen Gegenſtand nicht erſchöpfend und daher einſeitig beurtheilt und behandelt, trotz dem, daß echte Humanität immer die Baſis aller ſeiner Leiſtungen bleibt.

Stricker, ſ. Minneſinger.

Stromer, ſ. Meiſterſänger.

Andreas Sebaſtian von Stumpf

ward 1772 zu Seßlach bei Würzburg geboren, ſtudirte zu Würzburg, woſelbſt er 1795 Bibliotheksſecretär, 1800 Archivar und fürſtlicher Hof- und Regierungsrath und 1804 Profeſſor der Diplomatik wurde. 1806 folgte er einem Rufe als Landesdirectionsrath nach Bamberg, 1809 dem noch ruhmvolleren als Legationsrath und Reichsarchivar nach München. Auch wurde er als ordentliches Mitglied in die Academie der Wiſſenſchaften aufgenommen. 1814 kehrte er als geheimer Legationsrath und Director der Reichsarchiv-Commiſſion nach Würzburg zurück, wo er ſeit 1817 als Doctor der Philoſophie, Regierungsdirector des Untermainkreiſes und Ritter des Civilverdienſtordens lebte und am 16. April 1820 ſtarb.

Von ihm erſchien:
Eulogius Schneiders Leben und Schickſale. Frankfurt, 1792.
Diplomatiſche Geſchichte der deutſchen Lige im 17ten Jahrhundert. Erfurt, 1800.
Denkwürdigkeiten der deutſchen Geſchichte. Erfurt, 1802—1807.
Hiſtoriſches Archiv für Franken. Bamberg, 1804.
Diplomatiſcher Beitrag zur Geſchichte des Landsberger Bundes. Bamberg, 1804.
Geſchichte des Kurhauſes Pfalzbaiern. Bamberg, 1804.
Kurze Geſchichte der Landſtände des jetzigen Großherzogthums Würzburg. Bamb., 1808.
Ueber Deutſchlands Wiedergeburt. Leipz., 1814.
Noch einige Worte über Deutſchlands gegenwärtig höchſtes Intereſſe. Leipzig, 1814.
Baierns politiſche Geſchichte. München, 1817. Bd. 1. Abth. 1. und 2.
Diplomatiſcher Beitrag zur europäiſchen Staatengeſchichte. Nürnberg, 1818.

Gründlichkeit, Scharfſinn und genaue Kritik, verbunden mit guter Darſtellung geben ſeinen hiſtoriſchen Leiſtungen bleibenden Werth; leider hinderte ihn ſein frühzeitiger Tod an der Vollendung ſeines bedeutendſten Werkes, der Geſchichte Baierns.

Chriſtoph Chriſtian Sturm

ward am 25. Januar 1740 zu Augsburg geboren, ſtudirte zu Jena und Halle und wurde Magiſter der Philoſophie. Bis 1765 wirkte er am halleſchen Pädagogium; dann ging er als Conrector nach Sorau. 1767 kehrte er als Paſtor an der Marktkirche nach Halle zurück, wurde 1769 zweiter Prediger an der heiligen Geiſtkirche zu Magdeburg und endlich 1778 zum Hauptpaſtor an der Peterskirche und Schulaehen in Hamburg ernannt. Nach einem höchſt verdienſtvollen Wirken verſchied er daſelbſt am 26. Auguſt 1786.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:
Lieder für das Herz. Frankfurt, 1767.
Sammlung geiſtlicher Geſänge. Halle, 1774.
Lieder und Kirchengeſänge. Hamburg, 1780.
Geſangbuch für Gartenfreunde. Hamburg, 1781.
Der Chriſt in der Einſamkeit. Halle, 1763.
Der Chriſt am Sonntage. Halle, 1764—66.

Digitized by Google

Betrachtungen über die Werke Gottes in der Natur und der Vorsehung. Halle, neu 1797. 2 Thlr.
Unterhaltungen mit Gott in den Morgenstunden, neu herausgegeben von Wilmsen. Hannover, 1811. 2 Thle.
Predigten über die Episteln. Halle, 1774—76. 4 Thle.
Predigten über die Evangelien, herausgegeben von Wolfrath. Hamburg, 1792—96. 5 Thle.

Einer der belebtesten und talentvollsten ascetischen Schriftsteller, Kanzelredner und geistlichen Liederdichter seiner Zeit. Milde Frömmigkeit, Klarheit der Gedanken, Innigkeit und Wärme sind ihm eigen und erwarben seinen Schriften zu ihrer Zeit einen großen Kreis von frommen und dankbaren Lesern.

Der Tag des Weltgerichts

Wenn der Erde Gründe beben,
Und in Todtengrüften Lebrn
Und im Staube Jugendstärke wallt;
Wenn des Auferweckers Stimme schallt:
Gott! erbarm dich unser!

Wenn mit donnerndem Getümmel,
O Allmächt'ger, deine Himmel
Und des Erdballs Reiche schnell vergehn,
Und wir wankend auf den Trümmern stehn:
Gott! erbarm dich unser!

Wenn auf deinem Wolkenwagen,
Von Zehntausenden getragen,
Weltenrichter, du herniederfährst,
Und den Uebelthätern Rache schwörst:
Gott! erbarm dich unser!

Wenn mit Zittern und Entzücken
Alle Völker nach dir blicken,
Und dein flammend Richterangesicht
Fluch und Lohn in ihre Seele spricht.
Gott! erbarm dich unser!

Wenn auch ich dann vor dir stehe
Und mein Aug' zu deiner Höhe
Bebend nur empor zu schauen wagt,
Wenn in mir die ganze Menschheit zagt:
Gott! erbarm dich meiner!

Ottokar Sturm, s. F. C. Rambach.

Helfrich Peter Sturz

wurde am 16. Februar 1736 zu Darmstadt geboren. Er studirte von 1754—57 zu Göttingen, Jena und Gießen die Rechte und wurde nach zwei Jahren zu München Secretär bei dem Baron von Widmann, der damals kaiserlicher Gesandter am dortigen Hofe war. Doch als Protestant in Baiern fast ohne Aussicht auf Beförderung, ging er nach einem Jahre nach Glückstadt, wo er des Kanzlers von Eyben Privatsecretär wurde, für welchen er zwei Mal nach Wien, später nach Wetzlar reisen mußte; zu Wien erhielt er den Titel eines dernburgischen Rathes. Der Kanzler erkannte die ganze Bedeutung seines Secretärs und war großmüthig genug, ihn freiwillig 1762 einem glänzendern Wirkungskreise in Copenhagen entgegenzuführen. St. lernte schnell die dänische Sprache. Der große Bernstorf nahm ihn in sein Haus auf, wo er die Stelle seines Privatsecretärs verwaltete, mit welcher er seit 1763 einen Posten im Departement der auswärtigen Angelegenheiten verband. Hier verlebte er an der Seite des edlen und geistreichen Bernstorf und im engen Bunde mit Klopstock die schönsten Tage seines Lebens und entwickelte sich unter dem Einfluß dieses Umgangs und der hohen Sphäre der Gesellschaft, welcher er angehörte, sehr schnell zum Kenner der Welt und des Staatswesens, zum Künstler, Dichter und Schriftsteller. Im Jahre 1768 wurde er dänischer Legationsrath und folgte dem Könige, Christian dem Siebenten, auf dessen Reise nach England und Frankreich. 1770 wurde ihm sein Wirkungskreis im Generalpostdirectorium angewiesen und nichts schien seine glänzenden Aussichten stören zu können, als die Katastrophe vom 17. Januar 1772 auch ihn, wenngleich unschuldig, in Struensee's Unglück verwickelte. Er ward verhaftet und erst nach vier Monaten wieder auf freien Fuß gesetzt. Nun lebte er eine Zeit lang mit einer dänischen Pension in Glückstadt und Altona. 1772 ward er dänischer Seits als Regierungsrath in die oldenburgische Regierung gesetzt; 1775 zum oldenburgischen Etatsrath ernannt. So war seine äußere Lage gesichert und zahlreiche treue Freunde verbanden sich mit seiner Gattin, ihm seine früheren Schicksale vergessen zu machen. Aber sein inneres Leben war gebrochen und er zehrte sich in Siechthum und Unmuth allmählig auf. Auf einer Reise nach Bremen im Jahre 1779 erhielt er Briefe aus Dänemark so überraschend freudigen Inhalts, daß sein ganzes Wesen dadurch in Erschütterung gerieth; aber sie wirkte zum Uebel. Nach zwei Tagen starb er an einem hitzigen Fieber am 12. November 1779.

Von ihm erschien.

Briefe eines Reisenden. Schleswig, 1766—70.
Erinnerungen aus Bernstorf's Leben. Schleswig, 1777.
Schriften. Leipz., 1779—82. 2 Thle.; neu 1786. 2 Thle.
Julie, ein Trauerspiel. Frankfurt und Leipzig, 1782.

Einer der elegantesten Prosaisten seiner Zeit, welcher Scharfsinn, Adel der Gesinnung und feinen Witz mit einem überaus fließenden Styl verband, aber im fortwährenden Streben nach Eleganz und Glanz der Diction doch mitunter künstlich und manierirt wurde

Aus Sturz's Schriften

Pitt.

Pitt stand allein auf seiner hohen Stelle; die Fluth der neuen Sittenverderbniß strömte tief unter ihm hin. Er hatte sich selbst gebildet, und sank nie zur Nachahmung, auch der größten Männer herab. In seiner Gestalt ist strenger Ernst, wie in den Formen der ältesten Kunst, und auch die Härte derselben. Ihm ist kein Staatsmann aus der Geschichte zu vergleichen. Er verachtete die Politik; ihre Ränke waren ihm entbehrlich. Nie hat er gestrebe Recht zu behalten; nie hat man ihn überredet oder bewogen. Er riß ein und baute, herrschte, überwältigte; Englands Größe war sein Ziel, und sein Ehrgeiz Unsterblichkeit. Nie erhob sich in seinem Lande ein großer Mann ohne Parthei; er allein vernichtete alle Partheien. Alle Britten waren mit ihm einig. Unter einem verkäuflichen Volk hat er nie eine Stimme gekauft. Frankreich sank unter der Kraft seines Arms, der die Bourbonische Ligue zertrümmerte, und Englands wogenthürmende Demokratie nach allen Richtungen seines Willens trieb. Er sah in's Gränzenlose, und maß das Schicksal von Jahrhunderten mit Einem Blick. Seine Anschläge wurden immer durch unter-

wartete Mittel ausgeführt, die ſich den Umſtänden anſchmiegten, immer in die eigene Minute trafen, wu ſie gelingen mußten. Hinderniſſe und Kräfte waren ſeinem Geiſte auf einmal gegenwärtig, den gleichſam eine Gabe der Weiſſagung ſtärkte.

Dieſer Mann paßte nicht in ſeine Zeit, nicht unter die Pygmäen ſeines Jahrhunderts. Furchtſam blickten ſie un ihm hinauf; alle Cluſſen der feilen Rotte zitterten bei dem bloßen Namen Pitt. Freilich beſitzt er die Verdienſte eines guten freundlichen Mannes nicht; dieſe ſind nur für Menſchen von minderer Größe. Unempfindlich gegen die ſanfteren Fernden des häuslichen Glücks, ſah er unverwandt auf Beittaniens Schickſal, trat unter ſeine Helden und Geſetzgeber hin, und entſchied's.

Seine Beredtſamkeit wae leicht und helle, drückte die erhabenſten Empfindungen durch gemeine Redensarten uns. Sie wae weder dem reißenden Strom des Demoſthenes, noch der verzehrenden Flamme des Tullius ähnlich, ſondern ſie glich zuweilen dem Donner, zuweilen der Muſik der Sphären. Er verleitete, feſſelte den Verſtand nicht durch mühſam verkettete Schlüſſe, wie Mansfield; er war nie, wie Townsheud, auf der Folter, um Witz und Talente zu zeigen: ſondern er umſtrahlte den Gegenſtand, und traf ſicher den Punkt, durch den Blitz ſeines Geiſtes, den man, wie den Blitz ſeiner Augen, nur empfindet, nicht beſchreibt. Er konnte nach Willkühr umbilden, erſchaffen, zerſtören. Ee hätte ein wildes Volk unter Ordnung und Geſetze vereinigt. Er verſtaud's, ein freies Volk wie Sklaven zu beherrſchen, ein Reich zu gründen, oder zu vernichten, und einen Streich zu ſchlagen, der durch die Welt wiederhallte *).

So war Pitt im letzten Krieg. Und wer konnte widerſtehn, als er in der Toga ſtand, und für die Colonien gegen die Stempelakte ſprach: Eure Herrſchaft über Amerika iſt unumſchränkt, wenn es auf Regierung, auf Geſetzgebung ankömmt, aber ihr ſeid nicht befugt, Steuern von den Coloniſten zu fordern. Sie haben mit uns gleichen Anſpruch auf die Rechte der Menſchheit, auf die Rechte von England; ſie ſind keine Huernkinder, ſondern eure Söhne. In unſerm Vaterland iſt das Recht, Steuern aufzulegen, weder ein Theil der ergierenden, noch der geſetzgebenden Macht; Steuern ſind ein freies Geſchenk der Gemeinen. Dieſes Haus ſtellt die Gemeinen vor; darum grben und bewilligen wir, was wie geben können, unſer Eigenthum. Aber wenn wir dem König Steuern von Amerika bewilligen, ſo bewilligen Se. Majeſtät Gemeinen von Großbritannien — unſer Eigenthum? nein, das Eigenthum Se. Majeſtät Gemeinen in Amerika. Einige ſagen, die Coloniſten werden virtualiter durch dieſes Haus repräſentirt. Ich frage durch wen? durch Abgeordnete irgend eines Diſtrikts, irgend einer Stadt — wo ſind ſie? ein verächtlicher Einfall, der keine Widerlegung verdient. Warum wollt ihe unmittelbar in der Taſche eurer Brüder plündern? Steuern ſie nicht mittelbae beſchwerlicher als wir, durch euer Monopolien! Müſſen ſie nicht alles von euch, ſo theuer als ihr wünſchet, kaufen? Alles an euch, ſo wohlfeil, uls ihr's wollt, verkaufen? Dürfen ſie den Segen ihres Landes uud die Früchte idres Fleißes irgend Jemand anbieten? Ihr erlaubt keinem Volke der Erde auf dieſem Murkt neben euch zu ſtehn. Man erzählt uns, daß Amerika hartnäckig iſt, daß es einen öffentlichen Aufruhr gewagt hat. Ich, meine Landsleute — ich freue mich, daß es widerſteht. Drei Millionen Menſchen, die ſich freiwillig unter die Knechtſchaft beugten, würden künftig taugliche Werkzeuge ſein, auch uns das Joch auf den Nacken zu heften. Seit König William hat kein Miniſter den fürchterlichen Plan gewagt; er war unſern Zeiten vorbehalten."

Wenn Amerika fällt, ſo wird es die Pfeiler des Staats ergreifen, und hinſtürzen auf die Trümmer unſerer Verfaſſung. — Iſt dieß euer gerühmter Friede? ihr wollt das Schwerdt nicht in die Scheide, ſondern in die Eingeweide eurer Brüder ſtecken."

Die Beerbrer Pitt's wünſchen einen Tag aus ſeinem Leben zu vertilgen, deſſen Geſchichte Lord Cheſterfield in folgenden Worten erzählt: „Pitt hatte freie Hand ulle Miniſter zu nennen; und errathen Sie, wozu er ſich gemucht hat? zum geheimen Siegelbewahrer uud — werden Sie's glauben? zum Lord Chatham. Hier iſt der allgemeine Scherz, daß er die Treppe hinauf gefallen iſt, und zwar ſo unglücklich, daß er in ſeinem Leben nicht wieder auf die Beine kommen wird. Nun iſt er nichts mehr, als Lord Chatham, und in keiner Bedeutung mehr Pitt. Ich kenne in der Geſchichte kein ähnliches Beiſpiel. So in der Fülle ſeiner Macht wegzuſinken, im Genuß des befriedigten Ehrgeizes, das Volk, das Haus der Gemeinen zu verlaſſen, das ihm allein Macht gab, ihm allein Macht verſichern konnte, in's Hoſpital der Unheilbaren, in's Haus der Lords zu flüchten — es iſt ein unglaublicher Schritt *)."

Dennoch haben Andere den großen Mann nicht ohne Nachdruck vertheidigt, der entkräftet in Schatten zurücktrat, als England durch ihn triumphirte. Weder Würden noch Titel kununten Pitt erhöhen, ſondern er entwich ullein dadurch dem Geräuſch und den Stürmen der Regierung, weil er Ruhe wünſchte nach unſterblichen Thaten; und verdient ſie vielleicht der Retter ſeines Volks nicht?

Aber als er neulich ſich wieder auf ſeinen Krücken empor hob, und im Parlament mit ſterbender Stimme rief: „Beiten, ihr wollt Frieden kunfen? anſopfern Ruhm und Herrſchaft, nicht züchtigen Frankreich, das vor euch bebte, euch nun Hohn ſpricht? — Ich — zeuge wider euch bei der Nachwelt. Auf, luſt nns kampfen, fallen, wenn es ſein muß, unter den Trümmern des Vaterlundes!" War das nicht wieder die große Seele Pitt's, die neuverklärt über ihrem Leichnam ſchwedte?

Die gegenwärtige Epoche von England erinnert an Rom's gefahrvollen Krieg mit Tarent und dem Chatham jener Zeit. Pyerhus, uls Bundsgenoß der Tarentiner, hatte den Conſul Levinus überwunden, und ſtaud mit ſeinem Heer nur achtzehn Stunden non Rom; aber weil er Römermuth zu würdigen verſtand, ſo trug er dem Senat gleich nach erfochtenem Sieg freiwillig einen Vertrag durch den Philoſophen Cineas an, der, durch Geſchenke und Gründe und durch ulleu Schmuck der Redekunſt, das Erdietrn zu empfehlen wußte. Schon wankte der Rath, und Einige ſtellten voe, daß eine große Schlacht nerloren ſei, daß eine zweite gefährlicher, entſcheidender werden könnte, weil manche Völker Italiens ſich mit Pyrrhus vereinigen wollten. Rom war im Begeiff, einen ſchimpflichen Frieden, als eine Wohlthat, anzunehmen. Aber Appius Claudius lebte noch, der, im hohen Alter und des Geſichtes beraubt, fern von Geſchäften unter ſeinen Lorbeern ruhte **). Ee hörte nicht ſobald die friedliche Neigung des Senats, als er ſich in einer offnen Sänfte über den großen Platz von Rom nach dem Capitol beingen ließ. An der Thüre erwarteten ihn ſeine Schwiegerſöhne und Kinder, auf deren Arme geſtützt er in die Verſammlung trat, die bei dem Anblick des großen Mannes in ſtiller Ehrfurcht ſchwieg.

„Römee," ſprach er, mit zitternder Stimme, „ich bin ſchon lunge blind, und ertrage mein Schickſal ungeduldig; aber heut wünſchte ich unch taub zu werden, um eure Schlüſſe nicht zu hören. Wo iſt euer Trotz, wo ſind die hohen Reden, die durch die Welt erſchallten? Eure Väter, rühmtet ihr, hätten den Alexander verachtet: habt ihr nicht oft wiederholt, das Rom nue der Triumph noch fehlte, mit ihm gekriegt zu haben, daß er durch ſeine Flucht, oder durch ſeinen Tod euch verherrlicht haben würde? Das wae alſo eitle Prahlerei? — Die Macedonier fürchtet ihr nicht; aber die Moloſſer uud die Chaonier? Den Alexander fürchtet ihr nicht; uber wohl den Pyrrhus, der als Knecht bei ſeinen Knechten diente? — Ihr träumt Frieden zu kaufen; Krieg und Untergang werdet ihr für Schande kaufen! Wenn euch Pyrrhus gedemüthigt hat, wenn man euch erſt verachtet, ſo werden andere Feinde ſich waffnen, und über das erniedrigte, muthloſe Volk herfallen. — Ha, ihr Schutzgötter meines Vaterlandes! welcher Tag! — Pyrrhus ſiegt, und giebt Rom dem Spott aller Barbaren Preis ***)!"

Rom verwarf den Frieden und ſiegte.

Fragment aus den Papieren eines verſtorbenen Hypochondriſten.

Hypochondrie, polypenartiges Ungeheuer! hier lieg' ich ohne Rettung, und winſ'le, von deinen tauſend Armen umſtrickt.

Freilich wae es meine Schuld (uud dieß nermehrt meine Qual), daß ich mich im Genuß des Lebens übereilte, und

*) Bis hieher gehören einige Züge einem engliſchen Schriftſteller

*) Lettres to Mr Stanhope.

**) Es verlohnt ſich der Mühe aufzuführen, was Cicero von dieſem Manne ſagt. „Appius Claudius war nicht allein alt, ſondern auch blind: dennoch, als der Senat zum Frieden mit Pyrrhus geneigt war, ſprach er dawider, wie Ennius ſolches in folgenden Verſen ausdrückt.

„Wie iſt euer ſtandhafter Muth oof einmal ſo thöricht und tief herabgeſunken, ihr Römer!" Und an einer andern Stelle: „Appius ſtand ſeiner Familie vor, und war alt und blind; ſein Geiſt war geſpannt wie ein Bogen; er unterlag der Schwachheit des Alters nicht, und erhielt nicht allein Anſehn unter den Seinigen, ſondern er beherrſchte ſie auch. Er war gefürchtet von ſeinen Knechten, von ſeinen Kindern geehrt, und geliebt von Allen. In ſeinem Hauſe hüchten alte väterliche Sitten und Zucht. Cato major, vel de Senect. Cap. V et XI.

***) Plotarch im Pyrrhus.

seine Freuden und mich, in einer gedankenlosen Jugend, erschöpfte. Ich war noch nicht dreißig Jahr alt, als ich schon zu leiden anfing. Immer schlug mir, wie ein Uebelthäter, das Herz; ich holte mühsam, wie Sisyphus unter seinen Felsen, Athem; auf traurige Tage folgten jammervolle Nächte; die Welt ekelte mir; ich seufzte nach Einsamkeit, und konnte mir selbst nicht entfliehen. Ein französischer Arzt versicherte mich, daß ich nichts bedürfe, als viermal im Jahr einen Coup de lancette. Ihre Humeurs, sprach er, kochen und streben; Ihre Gefäße sind überfüllt; Ihre Nerven überspannt, und das freie Spiel Ihrer Lunge ist gefesselt. Ich folgte viele Jahre seinem Rathe, und meine Beschwerden nahmen fürchterlich zu.

Danken Sie Gott, daß Sie noch leben, schrieb mir ein Practicus; denn Aderlassen ist ein langsamer Mord. Die Natur, die sonst allen Ueberfluß wegräumt, hat, wie Sie wissen, dem Blut keinen ordentlichen Ausgang geöffnet. Nun arbeitet Ihr ganzes Räderwerk träge, indem es an Säften, an Blut, an Oel zum Reibezeug mangelt. Ihr Magen hat seine Reizbarkeit verlaern, und bereitet stote Nahrung ein schleichendes Gift. Nehmen Sie von meinen Tropfen, die, ohne Ruhm zu melden, Wunder thun, und trinken Sie alten, wohlthätigen Wein. Anfangs fruchtete diese Curaet; aber es waren nur Freuden eines Rausches, nur Opiumträume. Denn Morgens, eh' ich meine Tropfrn verschluckte, befand ich mich bald elender als jemals, und Nachmittags entflah das Gefühl der Gesundheit mit den Düften des Weins.

Wohl! — declamirte mein gelehrter Professoe, ein Anderer hätte das ohne Tiefsinn vermuthet. Denn eine gewaltsame Anstrengung entkräftet immer in dem nämlichen Verhältniß; man hat Ihre Nerven nue angespornt, nicht gestärkt. Ihre Trapfen sind nichts als eine Art Aquavit, und der Wein ist nicht mehr der gesunde Soft der Traube, sondern eine halb verdorbene, fermentirte, oft duech Arsenik und Bleizucker *) vergiftete Infusiou, ein Getränk, das Krankheiten zeugt, entwickelt und nährt, und dessen sich die Vorsicht eben so zweckmäßig, wie der Pest und Bajauetten, bedient, um Raum für künftige Geschlechter zu mochen. Wasser, und nichts anders, müssen Sie teinken, und Sie können des Guten nicht zu viel thun. Ich füllte, wie die Danaiden, ganze Ladungen Wasser in meine Gefäße, dehnte meine Gedärme wie Spritzenschläuche aus, ohne daß darum meine Kräfte sich mehrten; ich wandelte immer kränker und schwächer, und endlich wie ein Schatten, umher.

Eine meiner Muhmen, eine sittsame Witwe, schickte mir ihren jungen Hausmedicus zu, und dieser teug eine ganz neue Lebensordnung vor. Man hat, lispelte er, Ihre Constitution zu ungestüm behandelt. Wir müssen leisere Schritte thun, und den Launen Ihres Magens mit mehr Behutsamkeit schmeicheln. Trinken Sie Milch, die schon ein halbes Blut ist, und der Natur die Arbeit der Chilification erspart. Meiden Sie das Fleisch; denn nur eine verdorbene Ueppigkeit hat diesen blutgierigen Geschmack eingeführt. Wir sind nicht zu Tiegern im Walde erschaffen. Das Pflanzenreich bietet uns eine gesundere Nahrung dae, und ganze Volker befinden sich vortrefflich dabei. — Unter allen Diäten ist mir keine übler bekommen. Um diese Zeit fiel mir ein Buch von einem Edinburger Arzt in die Hände, der Alles, was die Natur Genießbares auftischt, für eine gesunde Nahrung der Menschen hält. Wir können, lehrt er, ohne Gefahr, bei dem Kurüken und den Hottentotten schmarotzen. Nur die Menge, nicht die Mannigfaltigkeit schadet. Diese nützt vielmehr oft, indem eine Speise die schädliche Wirkung der andern aufhebt, wie z. B. das Alkali des Fleisches die sauren Pflanzensäfte mildert. Es ist wahrer Unsinn, das Fleisch zu verbieten, das sich am leichtesten mit unsrer Sudstanz assimilirt, das unser Magen begehrt, für welches unsre Zähne gebildet sind. Wir Britten leben vam Fleisch, und sind nervig und blutreich, und werden unter jedem Himmelsstrich alt; auch hat die Erfahrung im letzten Krieg in Indien gelehre, daß ein Heer Banianen nae einem kleinen Haufen Fleischfresser flieht.

Mir gefiel die Toleranz dieses Mannes! aber ich versuchte sie zu meinem Unglück, vermuthlich weil meine Natur schan lange nicht mehr die angeborne, sondern eine uerkünstelte, verdorbene Natur war.

Nebenher wechselte ich eben so oft mit Arzneimitteln ab. Ich gebrauchte Stahl, China, Kräutersäfte, Assa fötida, Seifenpillen u. s. w. je nachdem ich die Schwindsucht, die Wassersucht, die Geldsucht oder irgend eine von den hundert Suchten befüchtete *). Da ich auch meinen Zustand in jedem Brunnenbuch, und zahlreiche Beispiele descheinigter Curen anteuf, so teinke ich schon seit zehn Jahren die mineralischen Wasser, wie sie auf der Landkarte folgen.

Im verwichenen Sommer trat in Pyrmont eine hagre, hahläugige Gestalt zu mir. Haben Sie, fragte das Gespenst mit bebender Stimme, auch das kalte Bad schon gebrauucht? Es stärkt gewaltig. — Hiee fiel es in Ohnmacht. Ich läugnr die Kräfte des kalten Wassers nicht. Im Wasser zu leben, nennt Maillet **) respirer l'air natal, nnd es kann sein, daß es zuweilen das ekelhafte Dosein manches Invaliden verlängert. Mir aber gerieth die Cur nicht, ich gebe vielmehr der Erkältung dabei meine Gliederschmerzen Schuld, welche weder die Dausche noch das Senfbad, noch das Dampfbad, nach irgend ein warmes Bad, lindern will.

O Aeskulape! züruet nicht, wenn mein Glaube an eure Kunst zu wanken beginnt, wenn ein unglücklicher Actienspieler über die Mäkler in Change-Alley schmält! Oft helft ihr unstreitig, wenn uns ein wüthendes Fieber ergreift, wenn die Natur nur bestürmt, nicht zerrüttet ist; ihr dämpft den Aufruhr; ja ihr rettet zuweilen, wenn die Flamme durch alle Stockwerke lodert — wenn das Gebäude nur noch fest ist. Aber wenn der Grund wegsinkt, wenn die Fäulniß tief in den Hauptständern sitzt, wenn ein chronisches Uebel an unsrer Lebenskraft nugt, hilft alsdann Hygiea dem Elenden noch? Giebt es eine Wissenschaft, die unterliegende Natur aufzureichten? oder, wenn ihr Funken nach glimmt, wenn sie nach strebt, ist es weise, sie durch Arzneien zu ermüden! in ihrem Gange zu uerwirren? Und wer wählt unter der zahllosen Menge vau Mitteln, die ost nur die Mode des Tags in Schutz nimmt? Von der Transfusion an bis zu Pomme's ***) Brühen, welche Reihe von Pflanzen, Salzen, Gummi, Metallen und Giften? Theerwasser, Schierling, Harzranch nnd Eichelu, Guajak, Pomeranzenblätter, Käfer, Würmer und Bella Donna, Bipernsuppen uud Eselsmilch, alle haben ihren Ruf überlebt; die Quassia ringt mit der China, und man fängt an vom Queckfilber übel zu sprechen; Dominicetti fumigirt alle Zufälle weg; jener lackt funkenweise Krankheiten ab, aber zieht sie durch Magnete wie Eisenstaud an; K. hilft durch die vim centrifugam, und P. heilt durch den Beischlaf das Podagra. Wehe dir Kranken, wenn du in die Hände eines Amateurs fällst, der dich wie einen Apparatus betrachtet, um an der Veränderung deiner Farbe, deinem Puls, deinem Schweiß, deinen Zuckungen, die unterhaltende †) Wirkung seiner Versuche zu beobachten! Wenn in einem deinem Haarröhrchen eine Stockung entsteht, so verordnet man dir auflösende Mittel. Diese sollen, im Magen mit fremden Säften vermischt, hundertfältig verändert, in tausend Canäle vertheilt, mit einem Tausendtheilchen an dem kranken Ort noch mächtig genug sein, um die Verstopfung aufzulösen? Und wer ist dir Bürge, daß ein allzu starkes Resolaens auf dem Wege zum Uebel nicht ein größeres Unheil anrichtet? Könnt ihr irgend einen wirkenden Balsam zu einer innern Wunde beingen? Nerven beruhigen, die lang zum Krompf gewöhnt sind? ihre Federkraft herstellen? oder muß sich der Elende mit dem Araber trösten, der, in seinem Harem isolirt, umsonst von Niebuhr's Reisegefährten nur noch einmal die Freuden einer Nacht kaufen wollte!

---

*) Ein Beispiel einer solcher Vergiftung, dessen ein neues englisches Werk erwähnt, interessirt die Menschheit. Drei junge Leute von guter Familie hatten ziemlich viel junges Frauenzimmer getrunken, der mit Arsenik abgeläutert war. Zwei starben wenige Tage darauf. Der Dritte, vielleicht weil er stärker war, oder weniger trank, entging zwar dem schleunigen Tode, aber sein Körper wurde mit Blutflecken bedeckt: alle seine Ausleerungen, sein Speichel, sein Harn, waren mit Blut gefärbt; er wurde übematäs, erhielt sich schwindsuchtig, führte einige Jahre ein sieches Leben, und starb an der Wassersucht. S. Observations critical and historical on the Wines of the Ancients — by Sir Edward Barry Bt. 1776. Manche Patrioten haben diese tödtlichen Mißbräuche gerügt. Unser in seinem Arzt entdeckt eine Menge schädlicher Weinverfälschungen. Nur unsere Polizei ist noch träge, diesem Menschenmord zu steuern, und die Verbrecher zu strafen.

*) Ein neurer Genius hat den Einfall, für jede Sucht einen Arzt zu bestellen, um jene gründlich zu erforschen. Nach einer flüchtigen Berechnung der namhaften Seuchen, die ein Ingredienz dieser besten, seemdigen Welt sind, besoldete der Regent alsdann ungefähr anderthalbhundert Leibärzte: erst wurde der Schnupfenarzt, dann der Fieberarzt, zuletzt der Schwindsuchtarzt gehalt. Man denke sich den Competenstreit, die praeventiones sori; der hat sicher im Kartätschenfeuer gewandelt, der damit seinem Leben entwischt.

**) Unter dem Namen Telliamed lebendiget er mit vielem Witze, daß wir ursprünglich im Wasser lebten. Nichts ist so abgeschmackt, was nicht irgend ein Philosoph behauptet hatte, sagt Cicero.

***) Pomme, ein Arzt in Paris, der vor acht Jahren alle Krankheiten mit Hühnerbrühen heilte.

†) Unterhaltend heißt, nach der Sprache eines neuern Arztes, eine Complication unerwünschter Martern. Wenn ein Elender, mit aufgetriebenem Bauch, verdrehten Augen und hängender Zunge, in schrecklichen Zuckungen heult, das ist ein unterhaltender, interessanter Casus. Als D'Amiens zerfleischt war, drängte sich ein wohlgekleideter Herr mit einem Fernglas an's Gerüste, um die Operation näher zu betrachten. Der Henker bat ihn ehrerbietig mit den Worten durch's Gedränge: prince, prince, Monsieur est un amateur.

Van Berger und Zimmermann, Wohlthäter der Menſchen, wenn euch einſt Muße am Abend eurer Tage erwaetet, ſo ſchreibt ein Buch, das noch nicht geſchrieben iſt, von gewiſſer Erfahrung. Ihr beobachtet mit Hippokratiſchem Geiſt, ihr denkt großmüthig und edel, ihr verachtet die Syſtemſucht, und forſchet nach Wahrheit, denn euer Herz iſt empfindlich; — geſteht der Welt die Lücken eurer Wiſſenſchaft, und krönt dadurch euer ſegenreiches Leben; beſchreibt heilbare Krankheiten durch untrügliche Zeichen; nennt zuverläſſige Mittel, und in zweifelhaften Fällen ruft den Troſtbegierigen zu, ſich in die Arme der liebenden Natur zu werfen, die öfter hilft als die Kunſt und gewiß ſeltener verdirbt! Euer Buch wird nicht groß ſein — ein berühmter engliſcher Arzt verſprach die ganze gegründete Arzneikunſt auf Einem Bogen zu hinterlaſſen. — Es ſei euer Codex, künftige Aerzte; und wenn es nicht geſchrieben wird, ſo rath' ich euch, was Sydenham Blackmoren rieth: leſ't nie ein ander Buch als den Don Quixote.

Etwas von Regenſchirmen.

Ich fürchte den Regen nicht, ſagte Joſeph auf der Parade zu Metz, als ein freundlicher Offizier ihm ſeinen Regenſchirm anbot, mit gaſtfreier Aufopferung ſeiner Friſur.

Der Mann dort, im ſeidenen Wagen, der ſich wollüſtig auf Stahlfedern wiegt, iſt Führer eines furchtbaren Volks, das auf ſeinen Wink Tod und Verwüſtung verbreitet.

Cäſar ging zu Fuße an der Spitze ſeines Heeres; ſein kahles Haupt war nur mit einem Lorbeerkranze *) bedeckt. Wann der kühne Imperator, mit der Flamme im Blick, einem fliehenden Signifer den Adler wegriß, und dann rief: Gefährten wer den Tod verachtet, folge mir nach! theile Tod aus, eh' er ihn empfängt! das mußte Römerſeelen erſchüttern.

Denkt euch nur manchen neuern Feldherrn, halb zur Mumie gedeizt und gewickelt in Bigognewolle, wann er mit einer ſublimirten Stimme zwitſchert:

France! Français! mes enfans, la journée est à nous!

muß das nicht die Helden à quatre sols par joue zu gewaltigen Empfindungen ſtimmen?

Die Franzoſen haben's oft mit einer ihnen eigenen Rauheit wiederholt, daß wir Neuern, oder ſie wenigſtens, tapferer ſind, als die Alten, weil wir uns ohne Helm und Schild herumſchlagen, und mit einer Sommerweſte ins Kanonenfeuer gehen. Aber die Krankenwärter zur Peſtzeit, welche, des Brods wegen, tauſendfachen Tod wagen, ſind darum dem Primipilen der Römer nicht ähnlich. Wenn ihr eure Armeen durch Ridenſtöße in lange dünne Reihen geordnet habt, ſind das Heere, wie Oſſian ſie ſchildert? as roll a thousand waves to the rocks, so Swaran's host came on; as meets a rock a thousand waves, so innisfail met Swaran **).

Lechzt jeder Krieger mit düerer Zunge nach Rache? lodt in jeder Bruſt lodernde Ungeduld, den Feind zu faſſen und ſeine Seele zu ſchleudern auf eine vom Blitze des Himmels geröthete Wolke?

Oder iſt es eine aufgetriebene Heerde, zum Dezimiren verurtheilt, die fühllos, und oft zitternd, erwartet, wer der zehnte, der zwanzigſte ſein wird, den das blindgeworfene Todesloos trifft?

Euer Choos — wenn die im Rauche ſchwankenden Maſſen, durch die Geſetze ihrer Oeganiſation, unwillkührlich auf einander treiben, gleichen ſie den Handgemengen im Homer?

Unter dem Streich der ſtarken Hände kauſchten die Rücken,
und der naſſe Schweiß lief von den Gliedern herunter:
viele Stirnen mit ſtockendem Blut entſchwollen den Seiten
und den Schultern.
Ilias XXIII. Geſ. Stolbergs Ueberſ.

Oder noch beſſer im Oſſian: Each rushes to the grasp of his foe; their sinewy arms bend round each other; they turn from side to side, and strain and stretch their large sprawling limbs below ***). Und wie klingt ein Kommandowort gegen den Zuruf des Vultejus: Comites, decernite letum.

Unſre Verfeinerung, Polizirung, Filigranirung, das ganze künſtliche Syſtem unſerer Knechtſchaft, hat freilich einige Arten des Uebels ausgerottet, und manchen würdigen Mann, auch manchen Schurken, der Erde länger erhalten. Wir leben ſicherer, und ſchlafen unſere ſieben Stunden ruhiger; aber die Sehne des Geiſtes iſt erſchlafft und klingt nicht mehr auf unſerm Bogen von Korkholz.

Wer forſcht nach Hochgefühl der Menſchheit, Vaterlandsleidenſchaft, Opferluſt für Freiheit und Geſetze, der ſehe ſich um in den Tales of former times.

Ein nordiſcher König, erzählen die Sagen, rüſtete ein Schiff aus, und wollte nur tapfere Gefährten. In ſeiner Halle lag ein Stein; wer den nicht aufhebeo konnte, wer ein furchtſames Wort ausſprach, wer das Geſicht verzog, wenn man mit einer Lanze, die nicht ſelten traf, darnach warf, der blieb zurück; man verglich ſich über Geſetze: der Degen mußte kurz ſein; jeder mußte ſeinen Feind gefaßt haben; Wunden wurden nne den folgenden Tag verbunden; im Sturm durfte nie das Segel unter die Hälfte des Maſtes herabgelaſſen werden. Nach vollendeten großen Thaten kamen ſie zurück. Ein ſchreckliches Ungewitter ſtürmte. Die einzige Rettung war, das Schiff zu erleichtern, oder das Segel ganz herunter laſſen. Alle drängten ſich, und die erſten am Rande ſprangen ins Meer. Das Schiff wurde leichter, und das Segel blieb. Es bedurfte des Looſes nicht. Jeder eiferte für die Geſetze zu ſterben.

Dieſe Erzählung ſchildert den Geiſt eines Volks, das in kleinen Haufen Thronen erſchüttert, das man ausrotten, aber nicht unterjochen kann.

Freilich ſind Sie uns, Monsieur le Marquis, mit ihren Kaloſchen, auf unſerm Parquet, mehr als dieſe Seerungeheuer willkommen, und wir wünſchen auch die Zeit der Regner Lodbrode und der Innisfaile nicht wieder zurück, weil wir den Stein in der Halle doch liegen laſſen müſſen. Aber, als Soldaten betrachtet, war das ſchmutzige Häufchen wohl ſo brauchbar, als ihre Legion portant des casques dorés, ombragés d'une touffe de crins blancs en forme d'éventail; und wenn Voltaire noller Verwunderung ſpricht:

Comment ces courtisans dorés, enjoués, aimables,
Sont-ils donc les combats des lions indomptables?
Poëme de l'Ignorance.

ſo ließe ſich das Räthſel wohl noch erklären — weil es eigentlich auf das Comment ankommt.

Ueber die Verbeſſerung der Landſchulen.

Unſre Philantropen ſind nicht damit zufrieden, Menſchen für ihren Wirkungskreis zu bilden; ſie wollen, wie es ſcheint, die Gattung veredeln. Die Pflanze ſoll nallkommner in ihern Töpfen gedeihen, und in die alte Erde verſetzt, künftig allen Witterungen trotzen. Was will man nicht alles aus Bauernjungen erziehen? Aufgeklärte, polemiſche Chriſten, Patrioten, Weiſe, die, mit ihrem Zuſtand zufrieden, gegen alles Leiden gewappnet ſind, Philoſophen, welche Urſache und Wirkung, Grund und Verhältniß, Wahrheit und Irrthum erklären. Der Knabe ſoll'a begreifen, das Gehorſam, Zwang und Druck Befeſtigung ſeiner Wohlfahrt ſind, ein Satz, der dem Greiſe nicht anſchaulich einleuchtet, wann man ihm ſeinen Sohn exportirt, oder wann er ſeinen Acker verlaſſen und das Land ſeinen Heern pflügen muß. Und was fordert man, um alle dieſe Wunder zu wirken? Nur die Kleinigkeit, eine Heerde achter Menſchenkenner, die, wie Sokrates, ſpielend Weisheit einflößen, und jedem Alter, jedem Geiſte verſtändlich ſind, die jeder eigenen Empfänglichkeit tiefſinnig nachſpüren, in alle vielartige Triebfedern des Willens eingreifen, und jedem Kinde ſein verdauliches Theil Unterricht mit der Wage des Sanktorius zuwägen. Ich wünſche unſern Zeiten Glück, wenn die Neſtenige, die Baſedowe, die Salis, die Rouſſeaus, die Condillacs ſo zahlreich ſind, und wenn man ſie für hundert Thaler zu jeder Dorfſchule miethen kann.

Und doch iſt die Frage, was ſich von der überfeinerten Erziehung erhält, wann der abgerichtete Zögling, in die verwilderte Welt geſchleudert, unter allen Leidenſchaften ſeines Alters herumtreibt. Wird gegen mächtiges Gefühl etwas übeiggedlebener Wortkram verſchlagen? Und die Ahndung entfernter Folgen den Reiz des Genuſſes überwinden? Auf dem Lande, wo Sklavenarbeit auch wieder Sklavenfreude fordert, wie des Hundes, der ſeiner Kette entrinnt? Wie dezhauptet ſich Lehre gegen das Beiſpiel der Alten, das wenig Tugenden predigt? Wie ein Sittenſpruch gegen manche Erfahrung, daß eine Lüge fruchtet, eine Wahrheit ſchadet, und der Betrug oft beſſer gelingt als die Redlichkeit? Feene ſei's, daß ich Arbeit und Wünſche würdiger Menſchenfreunde tadeln ſollte. Ich bin von dem elenden Zuſtand unſrer Schulen überzeugt; und warum ſollten ſie nicht verbeſſert werden können? Aber erwartet keine Sprünge, keine ungeheure Revolutionen, weder im Reiche der Natur, noch der Vernunft.

Bildung der Seele bis ins vierzehnte Jahr iſt nichts mehr, als was in dieſem Alter Ringen und Laufen, Heben und Tragen

---

*) Den er, nach einem Dekret des Senats, beſtändig tragen durfte.

**) Wie tauſend Wellen gegen die Felſen rollen, ſo kam Swaran's Heer heran. wie ein Fels tauſend Wellen empfängt, ſo empfing Innisfall Swaran.

***) Jeder ſucht ſeinen Feind zu umfaſſen. Ihre vorgeſtreckte Arme ſchlingen ſich um einander. ſie drehen ſich von Seite zu Seite, und ſtrecken und dehnen um Boden ihre großen mächtigen Glieder.

für den Körper iſt, noch nicht beſtimmte Anwendung, ſondern Uebung, Prüfung, Entwickelung der Kräfte. Im jungen Geiſt iſt nichts geſchäftig, als Gedächtniß und Einbildungskraft; jenes ſoll genährt, nicht überladen, dieſe erwärmt und nicht entzündet werden. Alle Erziehungsarbeit ſchränkt ſich darauf ein, das Vermögen junger Köpfe durch beſtändige Ermunterung zu der beſten Richtung ſanft zu lenken, und an ihrer Sinnlichkeit vorſichtig zu bauen.

Predigt darum weniger Religion und Tugend, ſondern, wie ein großer Schriftſteller ſagt, umringt die Seelen der Jugend damit. Laſſe alles, was heilige Ehrfurcht verdient, immer in feierlichem Ernſt und Würde erſcheinen. Tief haftet ſinnlicher Schauer, und ſtimmt auf immer Begriffe von Gott und Erwartung eines künftigen Lebens. Auch uns Klügere befriedigt über das Unſichtbare Empfindung mehr als Erklärung, und Wortkram und Beweiſe verwehn bei dem Knaben, wie Schall in der Luft. Lehret Kinder Wohlthun durch Wohlthaten lieben, ehrt jede kindliche Tugend, Mitleiden, Güte, Dankbarkeit, pflegt jede junge Freundſchaft, die alle Freuden des Lebens verherrlichet, und erſtickt in keinem Herzen die Blume Edens, Fröhlichkeit, die freiwillig keimt, aber in ihrer zarten Blute oft durch einen Hauch getödtet wird. Ein froher Knabe wird ohne Kunſt ein zufriedener und ein glücklicher Mann.

Wo finden wir Lehrer? Darauf kommt freilich alles an. Schulgeſetze, vorgeſchriebene Methoden haben noch niemand erleuchtet, und es läßt ſich keine Klugheit verordnen. Seminarien ſind nur in großen Ländern möglich, und ich verlange keine Kandidaten des Predigtamts, wenn die Schule das Fegfeuer und die Kanzel der Himmel ſein ſoll. Meine Lehrer müſſen ihren Beruf als eine gewählte Beſtimmung ihres Lebens innig lieben, und fern bleibe von meinem Knaben die Blendlaterne, Kompendienweisheit. Aeltere Schüler aus den Gymnaſien ſind ſelbſt nur ältere Knaben, ganz ohne Menſchenkenntniß, und ohne Sanftmuth und Geduld. Nur die Klaſſe bleibt übrig, aus welcher man unſere Dorfſchulen gewöhnlich beſetzt, Schulmeiſterſöhne, Söhne armer Prieſter und kleiner Beamten, die, fertig im Leſen, Schreiben und Rechnen, einen Schuldienſt als das Ziel ihrer Wünſche betrachten, und ſich bis dahin mit Dienen ernähren. Knechte für den erhabenſten Beruf der Menſchheit? — Wer hat die Söhne der edelſten Römer erzogen? Ich verlange für meine Bauernjungen keine Lehrer aus einer höheren Kaſte.

Meine Bedingungen ſind erfüllt, wenn ihr Charakter ſanft, folgſam, ihr Verſtand offen, unverderbt, ihr Wandel ſittlich iſt. Ihre Vorbereitung wird in einer Normalſchule vollendet, deren Einrichtung Muſter und Geſetze für alle Schulen des Landes ſein wird. Jeder künftige Schulmeiſter muß darin ein ganzes Jahr gearbeitet haben.

Zu Lehrern dieſer Normalſchule ſind ein Paar aufgeklärte Männer nöthig, die reichlich bezahlt werden müſſen. Warum ſollten ſie nicht eben ſo gut als ein wohlverſorgter Prieſter bedacht ſein, der der Blüthe wartet, da jene den Baum an der Wurzel pflegen? Warum hat man immer den Erinnerer ſo ſehr über den Lehrer erhoht?

Ich fordere wenig Wiſſenſchaft, nur Eine Gnde Baſedows, ohne welche keine Erziehung gelingt, — das Talent, die Freundſchaft der Jugend zu gewinnen. Alles iſt verloren, wenn der Knabe Unterweiſung als eine Plage flieht, und ſich irgendwo glücklicher als in der Geſellſchaft ſeines Lehrers fühlt.

Religion iſt der ehrwürdigſte Theil des Unterrichts. Ich rede nur furchtſam davon. Das Chriſtenthum iſt leider! eine Wiſſenſchaft geworden, und wer begehrt den Rath eines Laien? Allgemein giebt man zu, daß eine brauchbare Anweiſung, welche die Glaubenslehren bringend und deutlich und für die Kinder begreiflich enthält, noch unter die frommen Wünſche gehört. Ein ſolches Lehrbuch iſt allerdings ſchwer. Nicht, weil es nicht angeht, die Wahrheiten unſers Glaubens in einen verſtändlichen Vortrag zu kleiden, ſondern weil man dazu eine Sprache wählen müßte, die den Wächtern in Zion zu unſymbolisch und darum zu gefährlich klingt. Wanne dem wohlthätigen Mann, der ſich an die bedenkliche Arbeit wagt! Ihn müßte Chriſtus Lehrart erleuchten, der wenig Geheimniſſe predigte, aber innig Liebe empfahl, der gern tröſtete, ſelten drängte, und ſich immer zum Begriffe ſeiner Zuhörer herabließ, der nichts tiefſinnig erklärte, ſondern durch Beiſpiele und Gleichniſſe ſprach, und der ſeine himmliſche Weisheit nie durch ſchulgerechte Schlüſſe bewies.

Ins Lehebuch der Religion gehört zugleich die Moral, eine Frucht des nämlichen Baums. Beide ſind Geſetze der Liebe. Alles Glück der Menſchen ruht auf dem Rath: Begegne deinem Nächſten, wie du wünſcheſt, daß er dir begegne. Wenn dieſe Liebe mehr im Herzen, als im Verſtande, durch Beiſpiele mehr als durch Worte in der Jugend erweckt wird, ſo gedeiht ſie gern in jedem Buſen. Hiemit ſollte man, nach dem Rath der wohlthätigen Kaiſerin*), einen faßlichen Auszug der Landesgeſetze verbinden; denn der Bauer ſollte wiſſen, was das Geſetz von ihm fordert, damit er es nicht durch unverſchuldete Strafen, oder mit ſeinem Untergang durch Rabuliſten erfahre.

Ein Satz würde nach dem andern vorgenommen nicht durch peinliche Verhöre, nicht durch Auswendiglernen ohne Verſtand, ſondern der Lehrer muß ſich, nach Schloſſers und Rochows Rath, im Tone des Geſprächs mit ſeinen Schülern unterhalten, und jede Wahrheit ſo lange durch Fragen und Exempel erläutern, bis der Schüler, ohne die Worte des Lehrers zu wiederholen, den Sinn begreiflich machen kann. Eher haftet nichts, und dieſer Verſuch iſt Probe des Eindrucks. Aeltere Schüler ſchreiben ihren Begriff nach Vollendung des Unterrichtes nieder. Nichts bereichert die Erkenntniß mehr, als wenn man zu dem Gedanken den ſchriftlichen Ausdruck finden muß.

Fertiges Rechnen und Schreiben iſt dem Landmann unentbehrlich. Letzteres würde nach geſtochenen Vorſchriften geübt; es iſt eben ſo leicht eine gute Hand, als eine ſchlechte zu lernen. Zur Erholung würde zuweilen aus Gellerts faßlichſten Schriften etwas laut vorgeleſen. Strafen beſtünden im Herunterſetzen und im Ausſchließen von Ergötzlichkeiten; Belohnung, außer dem Heranrücken, wäre eine Bank im Chor der Kirche, die Bank der guten Schüler genannt. Der Abt von Sagan ſchlage die Kondukteliſten vor, ein Einfall, der mit den Regimentsliſten verwandt iſt. Man muß durch die Form die Sache nicht erſchweren. Dafür iſt's genug, wenn auf jeder Kirchenviſitation jeder Lehrer einige der beſten Schüler nennt, und dieſe werden mit kleinen Geſchenken an Büchern und Kleidungsſtücken erfreut.

Aufſicht über die Schulen bleiben bei dem Konſiſtorium; aber ein Mitglied deſſelben wird zum Schulinſpektor ernannt, der den Superintendenten auf die Viſitationen begleitet, und die Geſchäfte der Schulen in der Verſammlung vorträgt. Auf ſeinen Vorſchlag würden auch die fleißigſten Lehrer durch außerordentliche Geſchenke ermuntert.

Aber, ruft mir ein wärmerer Jugendfreund zu, die Seele der Bauern iſt höherer Aufklärung fähig. Man muß mit einer verſtändlichen Logik anfangen, als Wiſſenſchaft die Vernunft zu gebrauchen. — Vermuthlich, weil die Profeſſoren der Logik die allervernünftigſten Menſchen ſind? — Und ſoll, frägt man ferner, der Bauer in ſeinem Beruf unwiſſend bleiben? Nicht den Ackerbau nach richtigen Vorſchriften lernen, damit endlich die ſchädlichen Vorurtheile ſchwinden? — Freilich iſt nichts herrlicher als Theorie, und wir würden alle beſſer chauſſirt ſein, wenn der künftige Schuſter ſein Handwerk nach Grundſätzen lernte.

Wird der Knabe ſeinen Vater bekehren? Oder glaubt ihr, wenn er heranwächſt, wenn er endlich ſelbſt ein Eigenthümer wird, daß er nun ſeinen geübten Landesgebrauch auf das Anſehen ſeines Schulmeiſters ändert? Lehrt durch Beiſpiele, ihr klügeren Wirthe! Wenn eure Künſte Vortheil bringen, ſo wird der Bauer ſinnlich zur Nachfolge gereizt. Dennoch fährt mein wohlgeſinnter Erziehungslehrer fort, kommt und ſeht, was in einer höheren Sphäre die Salis, die Baſedowe mit ihrer Jugend ausrichten, wie die Rochowe ihre Bauernjungen erziehen! Auf dem Sandfelde hinter meinem Hofe gelang es mir durch Dünger, Koſten und Arbeit eine grastreiche, blühende Wieſe zu erſchaffen; aber die Kunſt, die Lüneburger Haide urbar zu machen, iſt darum noch nicht erfunden. Wer in unſerer Welt allein nach hoher Vollkommenheit ringt, wird viel Vortreffliches ſagen, und wenig Gutes thun.

*) Instruction pour la Commission des loix.

Ein Zweikampf, wie es wenige giebt.

In einer franzöſiſchen Garniſon ward ein junger Offizier eines Verſehens wegen auf die Wache geſetzt. Als er nach überſtandner Strafe ſich bei des Königs Lieutenant meldete, und dieſer ihn mit einem derben Verweis und einer väterlichen Vermahnung empfing, verlor der junge Ritter ſo ſehr alle Gelaſſenheit, daß er gegen den alten Mann die gröbſten Schimpfwörter ausſtieß. Der würdige Greis, durch Wunden und Jahre entkräftet, erwiederte mit bebender Stimme: Ich zittre, wie du ſiehſt. Ich habe nicht immer gezittert, und mein Sohn zittert nicht.

Der Sohn kam auf erhaltenen Brief von der fernſten Grenze des Reichs. Sie ſchlugen ſich heftig. Der Beleidiger trug eine Wunde davon, die nur in einem Jahre geheilt werden konnte.

Kaum erſchien er wieder, ſo war auch der Sohn wieder da: Sie haben meinen Vater beleidigt. — Wohl! Alſo hat

Digitized by Google

der Stoß durch die Ribben meine Uebereilung noch nicht gebüßt? Sie bestehen darauf — aber auf Kugeln.

Das Glück war dem Ritter wieder entgegen, und er lag an einer neuen Wunde viele Monate heftig danieder.

Der Sohn erschien zum drittenmale: Beleidiger meines Vaters, ich fordre Genugthuung. — Sie sind, wie ich sehe, schwer zu befriedigen; geben Sie mir bis Morgen zu meiner Erklärung Zeit.

Der Ritter versammelte die Kapitäne des Regiments, und trug ihnen die Sache, als kompetenten Richtern der Ehre, vor. Bin ich schuldig, fragte er, mich so lang herum zu schlagen, bis einer des andern Mörder wird?

Der Grenadierhauptmann nahm das Wort: Haben Sie denn den Alten schon um Verzeihung gebeten? — Nein. — Gleich auf der Stelle! damit hätten Sie den Anfang machen sollen. — Der Ritter folgte. Als er aus der Thür des Alten trat, kam ihm der Sohn mit offnen Armen entgegen: Ich bitte um Ihre Freundschaft, edler Mann. — Gut. Aber, zum Henker, warum sagten Sie mir nicht eher, was Sie begehrten? — Das war meine Rolle nicht. Mein Vater konnte vergeben. So lang er nicht vergab, war es meine Pflicht ihn zu rächen.

Ihr Gesetzgeber, Satirenschreiber, Philosophen, wollt ihr diesen Herausforderer für infam erklären?

Eine Wundergeschichte.

Um jede Dame an ihrem Nachttisch schwebt, wie Pope lehrt, ein Heer unsichtbarer Sylphen, um die neue Schöpfung zu vollziehen. Einer bläst auf der bleichen Wange die Stäubchen des Karmins zurecht, andre wiegen sich auf der spielenden Locke, andre zerren am treulosen Busenschleier, und einer muß sich oft in der hohlen Schnürbrust, wie ein kleiner Sisyphus, martern. Viele sind über das mannigfaltige Werkgeräthe der Schönheit gesetzt. Aus dieser Mythologie läßt sich ein seltner Vorfall erklären, der sich in meiner Gegenwart neulich bei Themiern zutrug. Ihr Spiegel fing an reden; hört, was der Unbescheidene sprach:

„Ich habe Ihnen gnädige Frau, viele Jahre redlich gedient, und sie beehren mich dafür mit einem Vertrauen, dessen sich kein anderes Stück Ihres Nachttisches rühmen kann. Sie schienen mit mir zufrieden zu sein, wenn ich anders Ihr holdes, gefälliges Lächeln recht erkläre. Diese lange Bekanntschaft giebt mir ein Recht zur Aufrichtigkeit. Von nun an darf ich Ihnen einige Fehler nicht verbergen, und vielleicht ist dann Ihre Gnade vorbei."

„Täglich sagt' ich Ihnen, daß Sie schön und reizend sind; wenn ich nun mein Wort zurücknehme? Thrmire, die Welt ist in ihrem Urtheil mit mir einig; hören Sie von Ihrem alten Freunde in Ihrem Zimmer geduldig eine Wahrheit, die man ungern in den Blicken einer großen Versammlung liest. Ich bin ein gefährlicher Liebling; zu lang darf man mit mir nicht umgehn. Fragen Sie mich seltner um Rath. Es giebt Verdienste, die meines Beifalls nicht bedürfen. Sie können sehr angenehm sein, wenn ich auch noch so übel von Ihnen rede."

Themire ward rings um Ihre Schminke bleich; eine Thräne stieg ins zornige Auge; sie stieß verächtlich den geschwätzigen Spiegel vom Tisch, daß er in kleine Stücke zerbrach. Ich hörte ein leises Lachen des befreiten Sylfen, der durch das offne Fenster — seinen Abschied nahm.

Ueber Klopstock

(Fragment.)

Ich habe Tellows Briefe an Elisa mit innigem Vergnügen gelesen. Mögen sie doch für den größten Haufen manch unwichtiges enthalten; mich interessirt jede Miene des Mannes, den ich mit warmer Zärtlichkeit liebe; alles erneuert mir den Genuß besserer, vergangener Zeiten.

Als ich im Hause des unsterblichen Bernstorfs mit ihm lebte, mein Herz mit ihm theilte, über alle Wünsche glücklich war unter den besten, edelsten Menschen — heiterer Morgen einer trüberen Zukunft! — Meine Bekanntschaft mit Klopstock bildete sich schnell, und in sieben unvergeßlichen Jahren sind, außer einer achtmonatlichen Reise, wenige Tage verflossen, worin wir uns nicht sahen. Nie hat in dieser Zeit ein Wölkchen Laune unsre Freundschaft umdämmert; denn auch als Freund ist Klopstock

Eiche, die dem Oskane steht.

Gegenwärtig, ferne von ihnen, oder im täuschenden Schatten, er verkennt seine Freunde nie. Hat er einmal geprüft und geliebt, so währt's ewig, laß auf sein Urtheil Wahrscheinlichkeiten und künstlich erlogene Thatsachen stürmen.

Ich will, lieber Boie, nach aus meinem Gedächtniß einzelne Züge für die wenigen sammeln, denen das Bild eines würdigen Mannes Geisteswollust gewährt. Alles ist mir ganz gegenwärtig; denn ich empfinde, liebe, genieße immer noch in der vergangenen Zeit.

Klopstock ist heiter in jeder Gesellschaft, fließet über von treffendem Scherz, bildet oft einen kleinen Gedanken mit allem Reichthum seiner Dichtergaben aus, spottet nie bitter, streitet bescheiden, und verträgt auch Widerspruch gern; aber ein Hofmann ist er darum nicht, wenn ich auch nur einen Gefälligen unter dem Worte verstehe, der sich geschwind bei Höhern einschmeichelt. Seine Geradheit däle ihn vielmehr von der Bekanntschaft mit Vornehmen zurück, nicht daß er Geburt und Würde nicht schätzte, aber er schätzt den Menschen noch mehr. Er forscht tiefer nach innerem Gehalt, sobald ihn Erziehung und Glanz blenden können, und er fürchtet, als eine Beschimpfung, die kalte, beschützende Herablassung der Großen. Darum muß nach dem Verhältnisse des Rangs immer ein Vornehmer einige Schritte mehr thun, wenn ihm um Klopstocks Achtung zu thun ist. Selten findet ihr ihn in der sogenannten guten Gesellschaft, im Zirkel abgeschliffener Leute, bei welchen, wie auf König Williams Schillingen, kaum ein Gepräg mehr kenntlich ist, die sich täglich ohne Liebe suchen, ohne Kummer verlassen, über alles gleiten, und an nichts Theil nehmen, ihre Zeit unter Spielen und Schmausen, wie eine Bürde, fortschleppen — sie sind auf der Leiter der Wesen nur einen Sproß höher als Puppen im Uhrwerk, die, auf ihrer Walze befestigt, sich ewig in der nehmlichen Schwunglinie drehen. Dafür zog Klopstock lieber mit ganzen Familien seiner Freunde aufs Land; Weiber und Männer, Kinder und Diener, alle folgten und freuten sich mit. Wir suchten dann unwegsame Oerter, finstre, schauervolle Gebüsche, einsame, unbewanderte Pfade, kletterten jeden Hügel hinauf, spähten jedes Naturgesicht aus, lagerten uns endlich unter einer schattigen Eiche, und ergötzten nun an den Spielen der Jugend, ja nicht selten mischten wir uns drein. Oft zeigte Klopstock einen fernen Baum. „Dorthin!" rief er, „aber geradezu — wir werden auf Morast und Gräben treffen — ei Bedächtlicher! so bauen wir Brücken;" — und so wurden Aeste gehauen; wir rückten, mit Faschinen beladen, als Belagerer fort, sicherten den Weg, und erreichten das Ziel. Klopstock ist immer mit Jugend umringt. Wann er so mit einer Reihe Knaben daher zog, hab' ich ihn oft den Mann von Hameln genannt. Aber auch dies ist Gefallen an der unverdorbenen Natur. Deutschland verdankt seiner Jugendliebe einige seiner bessern Menschen; unser Stolberge und Karl Cramern hat seine Zärtlichkeit früh gebildet.

Klopstocks Leben ist ein beständiger Genuß. Er überläßt sich allen Gefühlen, und schwelgt bei dem Mahle der Natur. Nur wenn sie aus dem Kunstwerk athmet, ist die Kunst seiner Huldigung werth; aber sie muß wählen, was Herzen erschüttert, oder Herzen sanft bewegt. Gemälde ohne Leben und Weben, ohne tiefen Sinn und sprechenden Ausdruck, eure Miecis, Retscher und Slingelande fesseln seine Beobachtung nicht; aber zeigt ihm Bouchardons Tiresias, wie er die Schatten beschwört, Rembrandts Lazarus, wie er zum Leben erwacht, Rubens sterbenden Christus: dann hängt er trunken am Bilde. So auch Musik. Sie durchströmt ihn, wann sie klagt wie die leidende Liebe, Wonne seufzet wie ihre Hoffnung, stolz daher tönt wie das Jauchzen der Freiheit feierlich durch die Siegespalmen hallt. Immer muß sie der Dichtkunst nur dienen, des Sängers Stimme folgsam begleiten, nie das Lied verhüllen, sondern leicht umschweben wie der Schleier eine griechische Tänzerin. O, wie oft lauschten wir an unsers Gerstenbergs Klavier, wann er den holden Wechselgesang mit seiner zärtlichen Gattin anstimmte!

Gerstenberg lebte damals in Lynadoe, nahe bei Bernstorf, und hatte durch eine Reduktion den größten Theil seiner Einkünfte verloren, aber in seiner Hütte wohnten heitre Ruhe der Tugend und alle Freuden der Liebe.

— Licet sub paupere tecto
Reges et regum vita praecurrere amicos.

Hier sang er seinen unsterblichen Skalden, manches holde katullische Lied, und erfand die goldenen Thränne des guten leidenden Gaddo. Von ihm konnten die Hippiasse lernen, daß die Blume der Freude nicht auf ihren Parterren allein blüht, daß sie auch für die Sterne und die Gerstenberge auf einer Sandwüste keimt. Wir eilten zum einsamen Haus, und verließen Paläste, wie man, durch le Notres Gärten, nach dem kunstlosen Hain eilt.

Die freudigste Zeit des Jahrs für Klopstock war,
Wann der Nachthauch glänzt auf dem bebenden Strom.

Gleich nach der Erfindung der Schifffahrt verdient ihm die Kunst Tialfs ihre Stelle.

Wer nannte die den kühneren Mann,
Der zuerst am Maste Segel erhob?
Ach! verging selber der Ruhm dessen nicht,
Welcher dem Fuß Flügel erfand?

Eislauf predigt er mit der Salbung eines Heidenbekehrers, und nicht ohne Wunder zu wirken; denn auch mich, lieber Boie, der ich nicht zum Schweden gebaut bin, hat er auf's Eis argumentirt. Kaum daß der Reif sichtbar wird, so ist es Pflicht, der Zeit zu genießen, und eine Bahn oder ein Bähnlein aufzuspüren. Ihm waren um Kopenhagen alle kleine Wasserzusammlungen bekannt, und er liebte sie nach der Ordnung, wie sie später aber früher zufroren. Auf die Verächter der Eisbahn sieht er mit hohem Stolze herab:

Säumst du noch immer an der Wallung auf dem Heerd', und schläfst
Scheinbar denkend ein? Weckel dich der silberne Reif
Des Decembers, o du Zärtling! nicht auf?

Eine Mondnacht auf dem Eise ist ihm eine Festnacht der Götter:

Nur wir verlassen nicht eh den Strom,
Bis der Mond am Himmel sinkt!

Wenn ich das Gesetz durch Glossen verdrehte, oder es brach, so ward meine Stunde durch ein Hohngelächter gerügt. In dem Eislauf entdeckte sein Scharfsinn alle Geheimnisse der Schönheit, Schlangenlinien, gefälliger als Hogarth's Schwebungen, wie des pythischen Apolls; schöner als der Liebesgöttin Locken wehet ihm Bragas goldenes Haar. Die Holländer schätzt er gleich nach den Deutschen, weil sie ihre Tyrannen verjagten, und die besten Eisläufer sind. Einst traf ich ihn bei einer Karte in tiefem Nachsinnen an; er zog Linien, maß und theilte. — Wird es wohl gar ein Partagetraktat? oder ein System eines bessern Staatsgleichgewichts? — Sehen Sie, rief er, man vereinigt Meere; wenn man diese Flüsse verbände, hier einen Kanal zöge, dort noch einen, das wäre doch unsrer Fürsten noch würdig, denn so hätte man Deutschland durch eine herrliche Eisbahn vereinigt. Er hat Gesetze für den Eislauf gegeben, mit einem Solonischen Ernst. Ueber alles, auch über seinen Scherz, weiß er Würde zu verbreiten. Ich verwahre zwei Briefe von ihm für eine Dame geschrieben, die mich zum Kampf herausforderte — auf ein Paar hölzerne Degen, hochtrabend — wie Longin für die Zenobia schrieb. Andere Briefe besitze ich wenig von diesem lieben sophistischen Richtschreiber. Ich ließe gern seine Scheingründe gelten, wäre nur ein andres Mittel bekannt, seiner abwesenden Freunde zu genießen. Aber die Noth ist erfinderisch. Viele seiner Freunde werden ihm nun vierteljährig ihre Briefe durch einen Notar einhändigen lassen, der dann jedes Wort von ihm auffängt, und ein Instrument drüber verfertigt. Wollen Sie mir auch Ihre Vollmacht einschicken?

In seiner schweren Geistesarbeit wird Klopstock durch keinen Eindruck, keine Ueberraschung gestört. Ich bab' ihn, als er Hermanns Schlacht und manche seiner Oden dichtete, zu allen Stunden des Tags und der Nacht überfallen. Nie ward er mürrisch; ja es schien, als wenn er sich gern durch eine leichtere Unterhaltung erholte.

Klopstock ist dunkel. Tellow hat ihn gründlich vertheidigt. Gradt in der Mine, so findet ihr Gold, oder wann euch das zu mühsam wird, so lest Uebersetzungen von Junker, oder Collier's Kubachiade. Freilich feilt er so emsig die Sprache, schneidet so streng den Ueberfluß weg, wägt so empfindlich dem Vers und dem Inhalt Tonlant, Zeitmaaß und Worttaut zu, schöpft so andächtig aus der Gegenwart Eindruck, daß es so gemächlich nicht angeht, alle Nüancen seiner Darstellung zu haschen. Oft schreibt er nur das letzte Glied einer langen Gedankenkette hin, und man muß mit seines Geistes Sitte vertraut sein, wenn man ihm sicher zurückfolgen will. Wer mit ihm gelebt hat, versteht ihn leichter, weil er mehr als einen Faden hält, der ihn durch seine Schöpfungen führt; und darum ist es nützlich und gut, daß jetzt schon Tellow seine Oden kommentirt.

Von Klopstocks poetischer Ordnung, von seinem Gonfre, der Schriften verschlingt und wieder auswirft — disjecta membra poetae — ließe sich noch manches erzählen; aber Ehre, dem Ehre gebührt: ich habe Klopstocks Papiere einst in lauter gothenen Umschlägen gekannt, zierlich auf seinem Schreibtisch geordnet, wie die Briefe eines Stutzers; und das nenne ich die goldene Zeit seines Archias. Sie währte ganzer acht Tage lang; und wer die Epoche zu erneuern Lust hat, darf ihm nur seine Gedichte in Goldpapier zuschicken.

Ein Brief, im Jahre 1768 auf einer Reise im Gefolge des Königs von Dänemark geschrieben.

Paris den 20. Nov. 1768

Wer Lust hat einen Weisen zu sehen, unter diesem sibaritischen Volk, der nahe sich ehrerbietig, wie man sich den Gängen der Akademie zu Platons Zeiten nahte, um fünf Uhr Nachmittags den Zimmern der Mademoiselle de l'Espinasse, wo, ja einem auserlesenen Zirkel, Alembert erscheint. Dies ist der Mann, der aus sich selber Fülle der Zufriedenheit schöpft, der, wie Cicero sagt, omnia sua in se posita esse, humanosque casus virtute inferiores putat.

Er hat über den Werth der menschlichen Dinge seine Prüfung vollendet, die Grenzen unserer Erkenntniß umwandelt, und bestimmt, mit mathematischem Scharfsinn, wo Wahrheit und Träume sich scheiden. Wenn er, mit Bacons hellem Blick, alle Wissenschaften durchschaut, überall entdeckt, berichtigt, aufklärt, so übertrifft er den Britten durch seinen Geschmack, durch sein feines Gefühl des Schönen, und durch die Unschuld seines Lebens. Er ist eher kalt, als einladend; aber darum ist Gefühl eigener Würde nicht Stolz bei dem Mann, der sich auf der einmal erstiegenen Höhe fest hält. Strenge Wahl der Gesellschaft ist kein Eigensinn, wenn man das kurze Leben nicht verkandeln will, unter teeren Köpfen, die ein Kompliment, wie ein Sonnenstrahl Mücken, herbeizieht. In dem Kreise seiner Freunde, unter Menschen, die er schätzt, ist er gütig, sanft, bescheiden; dann theilt er sich mit, hört sittsam zu, ergießt sich vertraulich, und nimmt alle Herzen ein. Um die Gunst der Mächtigen buhlt er nicht, ob er sie gleich nicht cinisch verachtet; aber er glaubt, daß ein wahrer Gelehrter klüger ihren Umgang meidet, weil sich Freiheit nicht mit der nothwendigen Ehrfurcht für ihre Launen vereinigen läßt. Einer lebt indeß, der in allen Kampfspielen der Tugend pulverem collegit olympicum, und Helden-, Bürger-, Dichter- und Weisheitskronen ersiegt hat. Friedrich schätzt ihn, und schreibt ihm schönere Briefe, als Trajan dem Plinius schrieb, ohne dafür zu verlangen, daß er ihm eine Lobrede vorlese. Wenn Alembert von ihm, von seinem Aufenthalt in Sans-Souci redet, so glänzt sein Auge, und sein Ausdruck erwärmt sich. „Man kennt," sagt er, „diesen König allein durch seine Thaten; die Geschichte wird sie nicht verschweigen; aber was er für die wenigen ist, die mit ihm leben, verkündigt sie nicht, wie er dann durch treffenden Witz entzückt, durch reine Vernunft unterrichtet, allen Gram und alle Wenne der Freundschaft theilt, zärtlich liebt und wieder geliebt wird. So ein König," spricht er, „steht für die Menschen, und für die Menschenherrscher, wie die Regel des Polyklets für alle Künstler da."

Katharinens Ruf und sein Entschluß, ihn abzulehnen, verherrlicht sie beide. Es war ihrer Tugend gemäß, für ihren Sohn einen Erzieher zu wunschen, den das Urtheil von Europa, wie einst das Orakel den Sokrates für den Weisesten erklärte; er aber überzeugt bescheiden, daß er nicht darein willigen durfte: „Warum sollt' ich," fragte er freundlich, „die Vertrauten meines Herzens, den Himmel meiner Jugend verlassen, um mich in ein entferntes Land zu verpflanzen, das mir ewig fremd bleiben müßte? In meinem Alter hat der Geist schon unvergängliche Falten, der Geschmack wird unbiegsam. Ich würde nicht in Rußland gefallen; mir würde dort alles zuwider sein. Jetzt bin ich glücklich; soll ichs dran wagen, ob ichs auch im Zwange der Höfe, unter tausend Gefahren, sein kann? Ueberfluß ist äußerst beschwerlich, wenn man nur gebrauchen, und nicht verwalten mag. Pracht und Titel reizen mich nicht, oder ich hätte das Vertrauen der Kaiserin weniger verdient. Es ist wahr, die Philosophie ist alsdann nur schätzbar, wenn sie thätig wird; eigener Vortheil darf hier nichts entscheiden, und man sollte keine Neigungen hören, wenns darauf ankommt, ausgebreitet nützlich zu sein; aber ich habe meine Kräfte geprüft: alles, was ich in meinen Büchern lernte, ist ein wenig Wissenschaft und Genügsamkeit, nicht die schwere Kunst Monarchen zu bilden."

Unter den Neuern erinnert mich Niemand so lebhaft, als er, an die Weisesten unter den Römern. So stelle ich mir des Cicero Freund, den L. Lucilius Balbus vor *). Er mag reden oder schreiben, immer ist es feste strenge Vernunft, Schlußfolge tiefer Untersuchung; nie wird man gewahr, daß er einkleiden will, er fällt nicht in den lehrenden Ton; er schimmert nicht, aber er leuchtet hell; sein Ausdruck ist männlich und stark; es ist immer der Styl, der sich genau zum Gegenstande schickt; er greift nicht nach den bunten Blumen, die man heutiges Tages über Gemeinsätze streut. Lesen Sie

*) Qui tantos progressus habebat in Stoicis, ut cum excellentibus in eo genere Graecis compararetur. Cic. de Nat. Deor. L. I

nur ſeine Vorrede zur Encyklopädie, wie er da mit Adlerflug alles Wiſſen überſchwebt und vereinigt, zu der edlen Abſicht, das Glück des Menſchen zu erhöhn. Als unſer Königs die Akademie beſuchte, las Alembert, wie es die Gewohnheit fodert, einen an ihn gerichteten Aufſatz vor, nicht im froſtigen Lobrednerſtyl, ſondern unter der Wendung, ſeine Wißbegierde zu preiſen, was es Xenophan, der die Regenten unterrichtet.

„Wahrheit," ſagt er, „iſt allein unſers Fleißes, unſerer Anſtrengung werth; wann ich eine neue Wahrheit in der Meßkunſt finde, ſo vertauſche ich ſie mit keiner Freude, nicht mit dem reinern Vergnügen, das ein Gedicht, oder ein vollkommenes Schauſpiel gewährt; denn meine Luſt iſt keine Täuſchung; die Seele legt zu der Summe ihres Reichthums etwas wirkliches hinzu. Wer mir," fuhr er fort, „eine neue Pflanze zeigt, iſt mir lieber als alle Dialektiker, die über Wahrſcheinlichkeiten vernünfteln; denn was iſt ihre Philoſophie? eine Meinung über Meinungen."

Unter Männern dieſer Gottung, und ihre Anzahl iſt nicht klein, lernt man die Franzoſen anders ſchildern, als es unſere ſchreibluſtige Jugend gewohnt iſt. Geſunde, nervige Philoſophie, aufgeklärte Menſchenliebe erheben jetzo dreiſt ihre Stimmen. Die Nation thut Rieſenſchritte, und bebt, im Patrioteneifer, nicht vor der Geiſſel des Deſpotismus zurück. Freilich fällt es auf, daß die Regierung Wahrheit verträgt, und ihr nicht folgt, daß ſie noch immer kleine Vorurtheile heiligt, und erkannte Rechte der Menſchheit verletzt. Nach Voltaires, Alemberts, Diderots und Helvetius Schriften, iſt es ſonderbar, daß man in dieſem Lande die Calas rädert, die Chalotais peinigt, jedem Verbrecher vor ſeinem Tode noch die Folter als eine Zeremonie beibringt. Man begreift nicht, wie man nützliche Bürger zwar ſtaatsklug duldet, aber ihre Nachkommen geſetzlich für Hurenkinder erklärt, daß man immer noch Lettres de Cachet ohne Namen, Billette für die Baſtille, wie Theaterbillette, an die Miniſter austheilt, und das Volk der Raubſucht der Finanzhermandad ohne Schutz überliefert. Aber die Aufklärung ſteigt nur allmählig empor; lange harrt ſie in der niedern Gegend. Manche Staaten gleichen den Alpengebirgen; wohlthätige Fruchtbarkeit weilt in der Mitte, und die Gipfel bleiben kahl.

Die Mode.

Freund, kein Erdenbürger handelt frei!
Alle feſſelt Modetirannei;
Sie, die Damen, ſüßen Herren, Zofen
Durch Jahrtauſende Geſetze gab,
Schwingt auch über ſteife Philoſophen
Eigenſinnig ihren Zauberſtab.

Sie verordnet Anſtand, Sprache, Ton,
Lehrmethoden, Deklamation,
Eigne Schönheitslinien für den Rücken,
Wann er ſich vor Hochgeboren beugt;
Sie gebeut Mißfallen und Entzücken:
Wir gehorchen; die Empfindung ſchweigt!

Aus dem Füllhorn, das ſie lächelnd hält,
Sieh, was alles auf uns niederfällt:
Prieſterkragen, Poſchen, Locken, Zöpfe,
Federbüſche, tiefer Ehrfurcht werth,
Für Dragoner und für Mädchenköpfe,
Oder für ein ſtolzes Schlittenpferd!

War einſt Bayard wohl nicht kühn genug,
Weil ſein tapfres Herz im Küraß ſchlug?
Sind es Helden, die in Tuch und Seide
Bedenk jauchzen, wann die Kugel fehlt?
Oder hat die Mode blos zum Kleide
Geſtern Eiſen, heute Stoff gewählt?

Auf der Kanzel lehrte ſie vorhin
Hohle Seufzer aus der Bruſt zu ziehn,
Und nun rührt ſie durch ein ſchmachtend Lächeln,
Durch ein frei hinwallendes Gewand,
Durch Begeiſtrungsblicke, durch das Fächeln
Mit der ſanft erhobnen weißen Hand.

Sonſt war Ordnung Stolz der Wiſſenſchaft;
Auch der Kunſt verlieh ſie Nervenkraft:
Nun verhöhnen wir das Schulgeſchwätze,
Folgen ſchöpferiſchen Launen nur.
Sklaven ſeufzen unter dem Geſetze,
Freie herrſchen über die Natur!

Und ſo ſchwingt ſich, zum Genie erklärt,
Stesphon kühn auf Pegaſ's Steckenpferd,
Trabt mäandriſch über Berg und Auen,
Reißt empfindſam durch ſein Dorfgebiet,
Oder ſingt, die Jugend zu erbauen,
Ganz Gefühl, dem Gartengott ein Lied.

Gott der Gärten, ſtöhnt die Bürgerin,
Lächle gütig! Roſen und Chasmin,
Haucht Gerüche! Fliehet, Handlungsſorgen,
Daß mein Liebſter heute noch in Ruh
Sein Mark-Einſaz-Thomdre ſpiele — Morgen
Schließen wir die Unglücksbude zu!

Elend — ruft die Dame beſſrer Art,
Ball iſt Mode, Schauſpiel, Schlittenfahrt;
Von dem Pöbel angeſtaunt, beneidet
Freiheit athmen; Mann und Wirthſchaft fliehn;
In ein halbes Rittergut gekleidet,
Kinder für das Hoſpital erziehn!

Großen ſchmeicheln, ſich vor Niedern blähn;
Heiß umarmen, die wir heimlich ſchmähn;
Um kein Epigramm zu unterdrücken,
Keinen Fehler, kein Verdienſt verzeihn;
Silberlocken frühlingsähnlich ſchmücken;
In der Schule klug wie Wittwen ſein.

Ja des Lebens kurzem Poſſenſpiel
Iſt nur Freude, nur Genuß das Ziel,
Jauchzt der Muſenſohn, von Woune trunken,
Er, der kühn auf Adlerſchwingen fliegt,
Bis er, zur Verachtet herabgeſunken,
In dem Vorſaal ſeiner Götter kriecht.

Meine Mode, ſpricht ein weiſer Mann,
Iſt, dem Staat zu dienen, wenn ich kann,
Nachbarn gleich im Rathe zu notiren,
Feiner Ketzer Argliſt durchzuſehn,
Hunderte gelaſſen zu verlieren,
Und das Wechſeltreiben zu verſtehn.

Du, mein Erbe! ruft ein Reichsbaron, *)
Deine Wiſſenſchaft ſei guter Ton!
Handle dreiſt, gebärde dich beſcheiden,
Lerne leiden, werde kein Pedant,
Tanze zierlich, wiſſe dich zu kleiden,
Und vergeſſe niemals deinen Stand!

Grazie mocht an Verdienſten reich;
Werde keinem plumpen Deutſchen gleich!
Deutſch beleidigt unſrer Fürſten Ohren;
Nur Paris kann große Männer ziehn;
Freiherrn ſind zum Glänzen nur geboren;
Laß um Jugend ſich das Volk bemühn!

Ob du junger Unſchuld Kränze raubſt,
Dir Betrug um Ehebruch erlaubſt,
Ob dich heimlich Neid um Hochmuth quälen,
Das entehrt dich Erſtgeborenen nicht;
Denn die Mode duldet ſchwarze Seelen,
Aber keine Flecken im Geſicht.

Und ſo gaukeln wir im Gängelband
Durch das Leben, an der Mode Hand,
Ohne daß ſie je zurückekehrten,
Die verträumten Stunden unſrer Zeit.
Wann wirſt du einſt wieder Mode werden,
Vätertugend, deutſche Redlichkeit?

Empfindungen.

Glücklich iſt nicht, wer im goldnen Zauber
Seiner Schlöſſer ſchmachtet nach Genuß,
Wer bei Harmonieen wie ein Tauber
Gähnt, und ſeiner Herrſchaft Ueberdruß
Auf ſich ſchwer, wie Felſentrümmer, fühlet,
Gern dem Marterdiadem entſagt,
Das ihm nicht die heiße Stirne kühlet,
Wann ihn ſchwarze Königsſorge plagt.

*) Chesterfield's Letters.

Laß ihn Schöpfer einer neuen Erde,
Felsen ebnen und Gebirg' erziehn,
Flüsse lenken, laß auf sein: es werde!
Freudenlose Wüsten um ihn blühn;
Laß ihn schweben auf der Purpurwolke,
Näher dem Olymp, verehrt im Hain,
Bang umzittert von dem blinden Volke,
Und der Gott der Odendichter sein;

In dem kalten, wonneleeren Herzen
Ragt der Ekel seiner Göttlichkeit,
Und er dränge sich durch geweihte Kerzen,
Durch den Opferdampf, im Strahlenkleid,
Ach! umsonst nach Freuden armer Hütten,
Seufzt nach Freunden, findet Knechte nur;
Blumen welken unter seinen Tritten,
Und wo ihm entfärbt sich die Natur.

Wer umlocket seine bleichen Wangen
Freundlich mit dem frühbereiften Haar?
Und wer hängt mit innigem Verlangen
Aus der feilen Odaliken Schaar
An dem hohen Blick der Göttersöhne,
Unter'm Weihrauch, den ein Sklave streut?
Ach! wer trocknet ihre stille Thräne
Durch den warmen Kuß der Zärtlichkeit?

Heil mir an der kühlen Felsenquelle,
Die zu Liedern reizet, und versteckt
Unter Blumen rieselt, endlich helle
Silberarme durch die Finten streckt,
Wann ich ast, des Tages Arbeit müde,
Einsam hier durch Eichengänge schlich!
Ach! dann fühlt' ich's, innrer Seelenfriede
Und des Herzens Unschuld lohnten mich.

Ist sie's, die in jenen Büschen lauschet,
Und die Lilienstiene schüchtern hebt,
Und nun leiser durch die Blüten rauschet,
Und jetzt kühner durch die Zweige strebt?
Auch ich höre: Vater! rufen, lallen —
An der Tochter Hand erscheint sie mir.
Und sie lächelt die Natur Gefallen,
Und der Weste Schweigen huldigt ihr!

Ha! an ihren Busen hingerissen
Junge Freudenthränen auszuspähn,
Und den Thon der Wollust wegzuküssen,
Weil der Liebe warme Seufzer wehn,
Und die Seele, aufgelöst, schon freier,
Höher schwebt, die Erde schon verläßt,
Ist zu viel — O Nacht, in deinen Schleier
Hülle unsrer Liebe Siegesfest!

David Theodor August Suabedissen,

im Jahre 1773 geboren zu Melsungen, wo sein Vater Justizamtmann war, erhielt wegen der Armuth seiner Eltern eine sehr dürftige Vorbildung für die Academie, die er 1789 durch eine Freistelle an dem Stipendium zu Marburg besuchen konnte. Bis 1793 war er durch eisernen Fleiß so weit gekommen, daß er unter die Candidaten aufgenommen werden konnte. Nachdem er kurze Zeit als Hauslehrer gewirkt hatte, erhielt er 1795 eine Stelle an dem Stipendium zu Marburg, dem er selbst seine Bildung verdankte. Er wurde 1800 Professor der Philosophie an der hohen Landesschule zu Hanau, legte diese Stelle aber 1803 nieder, um eine Erziehungsanstalt in Homburg vor der Höhe zu begründen, die er bald nach Hanau verpflanzte. Seit 1805 bekleidete er mehrere Stellen an Schulen in Lübeck, seit 1812 desgleichen in Cassel, woselbst er auch Instructor des Prinzen Friedrich Wilhelm von Hessen, jetzigen Kurprinzen und Regenten war. Endlich wurde er 1822 als ordentlicher Professor der Philosophie in Marburg angestellt; er hatte die Titel eines Doctors der Philosophie und den eines kurhessischen Hofraths. Jetzt wandte sich sein bisher besonders auf Pädagogik gerichtetes Sinn ausschließlich der Philosophie zu, die ihn schon als Jüngling unwiderstehlich angezogen hatte. Erhard Schmid's, Reinhard's und endlich Kant's Schriften ergriffen ihn mit unwiderstehlicher Gewalt. Doch strebte er schon damals die starre Form des Lehrgebäudes zu durchbrechen und so suchte er nun bei Spinoza, Fichte, Schelling und Jacobi eine freiere philosophische Ueberzeugung. Ueber die Bearbeitung einer von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Copenhagen gestellten Preisaufgabe, die er glänzend löste, befestigte sich seine eigene Ansicht, von Kant losgerissen, jedoch ohne wissenschaftliche Ausbildung. Auch seine zweite Preisschrift, über die innere Wahrnehmung, wurde 1808 in Copenhagen gekrönt. So entwickelte er auch in Marburg eine ausgezeichnete Wirksamkeit, welcher am 14. Mai 1835 durch den Tod ein Ziel gesetzt ward.

Er gab heraus:

Aufsätze, pädagogischen Inhalts. Leipzig, 1804.
Resultat der philosophischen Forschungen der menschlichen Erkenntniß von Plato bis Kant. (Preisschrift.) Marburg, 1805.
Briefe über den Unterschied in der Erziehung von Knaben und Mädchen. Lübeck, 1806.
Ueber die innere Wahrnehmung. Berlin, 1808.
Die Betrachtung des Menschen. Cassel und Leipzig, 1814—18. 3 Thle.
Wiederherstellung des Christenthums durch Luther. Berlin, 1818.
Philosophie und Geschichte. Leipzig, 1821.
Zur Einleitung in die Philosophie. Marburg, 1827.
Die Grundzüge der Lehre von dem Menschen. Marburg, 1829.
Von dem Begriffe der Psychologie. Marb., 1830.

S. ist nur als Eklektiker zu betrachten, denn zu einem eigenen durchgebildeten Systeme gelangte er nicht; demungeachtet aber hat er als philosophischer Denker, wie als Pädagog die Wissenschaft zu seiner Zeit durch seine Bestrebungen und Leistungen wesentlich gefördert.

Suchenwirth, s. Meistersänger.

Christoph Joseph Sucro,

am 14. December 1718 zu Königsberg geboren, bezog 1738 die Universität Halle, um Theologie zu studiren und wurde Magister der Philosophie. 1743 erhielt er die Professur der Philosophie und der griechischen Sprache, später die der Beredsamkeit am academischen Gymnasium zu Coburg. Er starb daselbst am 8. Juni 1756.

Seine Schriften sind:

Lehrgedichte und Fabeln. Halle, 1747.
Kleine deutsche Schriften, herausgegeben von G. C. Haeleß. Coburg, 1769.

S. war eigentlich durchaus kein Dichter, wußte aber zu damaliger Zeit nicht ohne Geschick die Form zu behandeln und gute und gesunde Gedanken und Lehren in ein leibliches poetisches Gewand zu kleiden.

Johann Josias Sucro,

der jüngere Bruder des Vorigen, war wie Jener in Königsberg geboren und lebte als Cadetten-Prediger zu Berlin, woselbst er 1750 starb.

Von ihm erschien:

Die beste Welt, Lehrgedicht. Halle, 1747.
Sammlung auserlesener Gedichte. Halle, 1747.
Erfahrungen. Brandenburg, 1758—66. 4 Thle.
Paratheten. Brandenburg, 1760.

Der jüngere S. besaß nach etwas mehr Talent als sein Bruder, doch beschränkte er sich auch nur auf didaktische Stoffe, die er nicht ohne Geschick behandelte.

Daniel Sudermann,

1550 zu Lüttich geboren, brachte seine Jugend — nach seinen eigenen Aeußerungen — an Höfen zu und lehrte später im Geist Schwendfeld's zu Straßburg, wo er im ersten Jahrzehend des 17ten Jahrhunderts gestorben sein muß.

Gleichnisse, in welchen durch Vorstellung teuflischer Figuren garischöne geistreiche Lehren fürgebildet werden. Straßburg, 1624—26. 2 Thle.

Ein eifriger Schwärmer, der jedoch nicht ohne Talent für das religiöse Lied war.

Johann Georg Sulzer,

am 16. October 1720 zu Winterthur im Canton Zürich geboren, das jüngste von 25 Kindern, die seinem Vater; Rathmann und Seckelmeister, geboren wurden, verlor an demselben Tage seine beiden Eltern und konnte von dem kleinen Erbtheil kaum zu studiren hoffen. Der republikanische Sinn seiner Landsleute hauchte ihm früh unbegränzte Freiheitsliebe und der Abscheu, den seinem Vater die Verfolgung der französischen Reformirten einst gegen allen Parteihaß eingeflößt hatte, dieselbe Toleranz in Glaubenssachen ein. Ohne große Neigung kam er, um Theologie zu studiren, 1736 mit schwachen Vorkenntnissen auf das akademische Gymnasium nach Zürich. Wolfs Metaphysik regte ihn zuerst zum Denken an. Große Männer wirkten von nun an auf seinen schwer zu erweckenden Geist, unter denen der Theolog Zimmermann, der Naturforscher Johann Geßner, endlich Bodmer und Breitinger die bedeutendsten waren. Doch blieb seine Neigung zur Mathematik vorherrschend, ja aus Freude an mechanischer Arbeit erlernte er die Buchbinderei auf das Gründlichste. 1739, nachdem er ohne eine eigentliche Universität besucht zu haben, seinen theologischen Cursus vollendet hatte, wurde er ordinirt und als Vikar dem Pfarrer zu Maschwanden beigegeben. Kränklichkeit nöthigte ihn, diese Stelle gegen die eines Hofmeisters im Schlosse Wyden an der Yhne zu vertauschen: auch hatte sich schon sein Geist immer mehr von der Theologie der Naturwissenschaft zugewandt. Eine ähnliche Stelle bekleidete er seit 1743 in Magdeburg. Hier war es, wo ihm durch Bekanntschaft mit mehreren Dichtern, namentlich Gleim, die frühere nicht geahnte hohe Bedeutung der schönen Wissenschaften aufging. 1747 nahm er einen Ruf als Professor der Mathematik am Joachimsthaler Gymnasium in Berlin an, 1750 ward er in die königliche Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Der Tod seiner geliebten Gattin nöthigte den Tiefgebeugten, eine Reise in sein Vaterland zu machen; von 1762 bis 1763 blieb er dort und fühlte sich so von ihm gefesselt, daß er 1763 um Entlassung von seiner Stelle anhielt, um sein Leben in der Schweiz zu beschließen. Aber der König erhielt ihn Berlin durch eine ehrenvolle Anstellung an seiner neugegründeten Ritterakademie, auch schenkte er ihm ein Gütchen in Moabit. Jetzt lag ihm vor Allem die Regulirung der sehr in Unordnung gerathenen Verhältnisse der Oeconomie und eine Reform des Joachimsthaler Gymnasiums ob; 1770 mußte er mit Sack und Spalding die Schulen von Kloster Bergen, Stargard und Stettin untersuchen. Aber seine Gesundheit begann mehr und mehr zu wanken; auf Haller's Rath bereiste er 1775 die Schweiz, Südfrankreich und die Lombardei. Auf dieser Reise erfreute ihn des Königs Gnade durch Uebersendung des Titels eines Directors von der philosophischen Facultät seiner Ritterakademie. Er kehrte nach Berlin zurück, aber seine Kräfte schwanden sichtbar, und am 25. Februar 1779 machte der Tod seinem ehrlichen Leben ein Ende.

Seine Schriften sind:

Lobrede auf den König. Berlin, 1758.
Moralische Betrachtungen über die Werke der Natur, herausgegeben von Sack. Berlin, 1741.
Allgemeine Theorie der schönen Künste. Leipzig, 1772—74; neu 1792—94. 4 Thle.
(Litterarische Zusätze von Blankenburg. Leipzig, 1796—98. 3 Bde.)
(Nachträge von Schatz und Dyck. Leipzig, 1792—1808. 8 Bde. 8.)
Philosophische Schriften. Leipzig, 1773—85. 3 Thle; neu 1800.

Ueber S. urtheilte am Treffendsten der große Heerder im Octoberhefte des deutschen Merkurs vom Jahre 1781 S. 30—35, wo er von ihm sagt: „S's Verdienste sind die eines Pädagogen und Philosophen, beide Worte im edelsten Verstande genommen. Der Klang, der er als Naturkundiger und Mathematiker haben möchte, ist außer meinem Urtheil. Als praktischen Philosophen über die Erziehung und Unterweisung der Kinder kündigte ihn früh ein kleiner Versuch (über Auferziehung und Unterweisung der Kinder) an; sein kurzer Inbegriff der Wissenschaften, seine Vorübungen, die Einrichtung des Mitauischen Gymnasiums, und viele Verdienste, die er sich um das Schulwesen in Berlin und andern preußischen Städten erworben, haben durch Rath und That diesen kleinen Versuch erhöhet. Wenn es nun wirklich keine nützlichere Philosophie giebt, als die den Menschen, das Kind, den Jüngling bildet, so hat S. einen Rang über manchen scharfsinnigen und nutzlosen Erfinder. Ich setze in dieses Fach auch einige seiner Schriftchen, die er über die Werke und Schönheit der Natur, über den Werth der Poesie, über die dessere Anwendung der Künste und sonst geschrieben. Sie lehren keine neue Wahrheiten, aber sie wenden alte gute Wahrheiten angenehm, faßlich, nützlich an. Ueber die Poesie ist S. eigentlich kein strenger Kunstrichter,

ſondern ein Freund des Dichters, der die moraliſchen Schönheiten ſeines Gedichts entwickelt und der Jugend anprieſet, wie er es auch im großen Wörterbuche der Künſte oft gethan hat. Der moraliſche Nutzen, auf den er überall die Künſte und jede ſchöne Wiſſenſchaft angewendet wiſſen will, iſt edel und wünſchenswerth, vielleicht aber nicht immer, inſonderheit auf den Wegen, die er vorſchlägt, erreichbar; nicht etwa nur äußerer Hinderniſſe, ſondern hie und da vielleicht des Begriffs der Kunſt ſelbſt wegen. Indeſſen ſind bei der großen Zweckloſigkeit und dem zum Theil ſchändlichen Mißbrauchen, in die die beſten derſelben gerathen ſind, zu unſrer Zeit auch platoniſche Gedanken und Wünſche hierüber ſchätzbar. Als Philoſoph war S. ein Philoſoph des geſunden Verſtandes, der planen, nicht ſpitzfündigen Vernunft. Pſychologie war das Feld, wo ihm die Zergliederung der Begriffe am meiſten glückte. Und giebt es in der ganzen Philoſophie ein angenehmeres, nützlicheres Feld, als dieſes? Seine Theorie der angenehmen Empfindungen, ſeine Abhandlungen über Sprache und Vernunft, über dunkle Begriffe und Taiebe, zuletzt über das Weſen und die Unſterblichkeit der Seele ſind voll ſchöner Wahrnehmungen. Wenn ſie die Begriffe nicht allemal zur vollſtändigſten Deutlichkeit heben, ſo ziehen ſie ſie doch aus der Tiefe ans helle, klare Sonnenlicht hervor, und ſind dem Leſer, inſonderheit dem ſich bildenden Jünglinge ſo unterhaltend als aufmunternd. Die Leiter, auf der der Philoſoph emporſteigt, läßt er ſtehen, und zieht ſie nicht ſtracks nach ſich; ein anderer kann und mag weiter ſteigen. Das geößeſte Gebäude endlich, das S. errichtete, iſt ſein Wörterbuch der ſchönen Wiſſenſchaften und Künſte; ein däbaliſches, vielleicht unvoiendetes und ein zu vollendendes Gebäude, das ſeinen Erbauer aber, wenn es auch nur der erſte Erbauer wäre, gewiß nicht ohne Kranz ließ. An der Peterskirche in Rom haben viele gebauet, weil das Werk über Eines Menſchen Leben hinausreichte; ſeibſt der Plan derſelben ward einigemal geändert; das Gebäude kam indeſſen doch einmal zu Stande, und auch denen, die die Vollendung nicht erlebten, bleibt ihr Ruhm. Es iſt wohi unleugbar, daß S. den Plan, den er in den Literaturbriefen bekannt machte, nicht ganz erreicht hat. Er war nicht der einzige Arbeiter; ein Mann konnte bei ſo verſchiedenen Künſten nicht jedem Begriffe, jedem Hauptworte auf den Grund kommen; noch weniger in der, für jede zuſammenhängende Philoſophie fataien Form eines zertrennenden Wörterbuchs, jeden Begriff, dem rechten Verhältniſſe nach, an Ort und Stelle führen; noch weniger, da bei verſchiedenen Künſten verſchiedene Mitarbeiter waren, die gemeinſchaftlichen Ideen verſchiedener Künſte auf dem kürzeſten Wege zu ihrer klaren Quelle leiten u. ſ. f. Aber wee wird Unmöglichkeiten faedern und wer einem, und zwar dem erſten Verſuche, das Geſchäft vieler Männer, vielleicht ganzer Jahrhunderte zumuthen? S. hat angefangen; wer baut weiter? Man binde, leite, ſimplificire die Begriffe, wo ſie noch nicht recht gebunden und ſimplificirt ſind; man ſtelle die Künſte und ihre Theile mit mehreren Verhältniß gegen einander, als ſich bei dem erſten Ueberblick eines Labyrinths von Gedanken und Worten thun ließ; inſonderheit führe man auch die Begriffe der Kunſt genetiſcher in ihre Geſchichte, und ſchaefe hie und da, was bei S. zu rund, zu allgemein geſagt ſein möchte. Das Werk, wie es iſt, iſt ein Denkmal des philoſophiſchen Sinnes der Deuſchen, mit La Combe und ähnlichen Büchern ſa wenig zu vergiichen, als der Palaſt mit einer Marktbude. Wenn man S. zum Theil ſtrenge beurtheilt hat, ſo kam es davon her, daß man ihn nach ſeinem eigenen Plane beurtheilte, und in dieſen hohen Ideen lange auf das Werk gewartet hatte; kurz, weil man ihn als Sulzer beurtheilte. Jetzt iſt wohl Niemand in Deutſchland, der den Werth ſeines Buchs verkennt; und auch ſelbſt die Mängei deſſelben; daß S. ſich mehr auf dem Wege des ſchlichten, geſunden Verſtandes hielt, als nach Höhen und Abgründen der Speculation einzeiner ſeiner Begriffe umherkletterte, ſind zum allgemeinen Gebrauch des Buchs Empfehlung. Die ſchönſten Artikei in ihm ſind auch pſychologiſch und pädagagiſch; hierunter ſind manche, die für ganze Abhandlungen der Academie gelten möchten. In dieſem Werk iſt S. eine ganze Academie ſeibſt. In den letzten Jahren ſeines Lebens that der kranke Weltweiſe eine Reiſe durch die ſchönſten Gegenden Europens, um noch mit den letzten Blicken der Dankbarkeit die Schönheit einer Natur zu genießen, die er in ſeinen früheern Jahren ſo wahr, ſo fromm und edel geprieſen hatte. Er hoffte aus ihr noch Athem der Geſundheit zu holen; ſie konnte ihm aber denſelben für dieſe Welt nicht mehr geben. Er ging mit Geſinnungen, die ein Brief von Spalding in ſeinen letzten Tagen beſchreibt, in eine ſchönere Natur Gottes über."

Ode*).

(Dichtkunſt.)

Das kleine lyriſche Gedicht, dem die Alten dieſen Namen gegeben, erſcheinet in ſo mancherlei Geſtalt, und nimmt ſo vielerlei Charaktere und Formen an, daß es unmöglich ſcheinet, einen Begriff feſtzuſetzen, der jeder Ode zukomme, und ſie zugleich von jeder andern Gattung abzeichne. Von der Eiche bis zum Roſenſtrauch ſind kaum ſo viel Gattungen von Bäumen, als Arten dieſes Gedichtes von der hohen pindariſchen Ode bis auf die ſcherzhafte, niedliche Ode des Anakreons. Es ſcheinet, daß die Griechen den Charakter dieſer Dichtungsart mehr durch die äußerliche Form und Versart, als durch innerliche Kennzeichen beſtimmt haben. Die neuern Kunſtrichter geben Erklärungen davon, und beſtimmen ihren innern Charakter; aber wenn man ſich genau daran halten wollte, ſo müßte man manche pindariſche und horaziſche Ode von dieſer Gattung ausſchließen.

Nur darin kommen alle Kunſtrichter mit einander überein, daß die Oden die höchſte Dichtungsart ausmachen, daß ſie das Eigenthümliche des Gedichts in einem höhern Grad zeigen, und mehr Gedicht ſind, als irgend eine andere Gattung. Was den Dichter von andern Menſchen unterſcheidet, und ihn eigentlich zum Dichter macht, findet ſich bei dem Odendichter in einem höhern Grad, als bei irgend einem andern. Dieſes iſt nicht ſo zu verſtehen, als ob zu jeder Ode mehr poetiſches Genie erfordert werde, als zu jedem andern Gedicht; daß Anakreon ein größerer Dichter ſei, als Homer: ſondern ſo, daß die Art, wie der Odendichter in jedem beſondern Falle ſeine Gedanken und ſeine Empfindung äußert, mehr Poetiſches an ſich habe, als wenn derſelbe Gedanken, dieſelbe Empfindung in dem Ton und in der Art des epiſchen, oder eines andern Dichters, wäre an den Tag gelegt worden. Was er ſagt, das ſagt er in einem poetiſchen Ton, in lebhaftern Bildern, in ungewöhnlicherer Wendung, mit lebhafterer Empfindung, als ein andrer Dichter. Mit einem Wort, er entfernet ſich in allen Stücken weiter von der gemeinen Art zu ſprechen, als jeder andere Dichter. Dieſes iſt ſein wahrer Charakter.

Deswegen aber iſt nicht jede Ode erhaben, oder hinreißend; aber jede iſt in ihrer Art, nach Maaßgebung deſſen, was ſie ausdrückt, höchſt poetiſch; ihr Ausdruck, oder ihre Wendung hat allemal, wenn auch der Inhalt noch ſa klein, noch ſa gering iſt, etwas Außerordentliches, das den Zuhörer überraſcht, mehr oder weniger in Verwunderung ſetzet, oder doch ſehr einnimmt. Um dieſes zu fühlen, leſe man die zwanzigſte Ode des erſten Buchs vom Horaz. Mäcenas hat ſich ſelbſt bei dem Dichter zu Gaſte; in der gemeinen Sprache würde dieſer ihm geantwortet haben: **Du kannſt kammen, wenn du mit ſchlechterm Wein, als deſſen du gewohnt biſt, vorlieb nehmen willſt.** Ein Dichter, der ſich nicht bis zum Ton der Ode heben kann, würde dieſes etwas feiner

*) Aus Sulzer's Theorie der ſchönen Künſte.

und witziger sagen: Horaz aber giebt dem Gedanken eine Wendung, wodurch er den empfindungsvollen sapphischen Ton vorträgt; und indem er ihn in einer hohen poetischen Laune vorträgt, wird er zur Ode.

Es ist also nicht die Größe des Gegenstandes, der besungen wird, nicht die Wichtigkeit des Stoffs, darin man den Charakter dieses Gedichts zu suchen hat; es erhält ihn allein von dem besondern und höchstlebhaften Genie des Dichters, der auch eine gemeine Sache in einem Lichte sieht, darin sie die Phantasie und die Empfindung reizet. So leicht es ist, das Charakteristische dieser Dichtungsart bei jeder guten Ode zu empfinden, so schwer ist es, dasselbe durch umständliche Beschreibung zu entwickeln.

Da sie die Frucht des höchsten Feuers der Begeisterung, oder wenigstens des lebhaftesten Anfalls der poetischen Laune ist: so kann sie keine beträchtliche Länge haben. Denn dieser Gemüthszustand kann seiner Natur nach nicht lange dauern. Und da man in einem solchen Zustande alles übersieht, was nicht sehr lebhaft rühret, so sind in der Ode Gedanken, Empfindungen, Bilder, jeder Ausdruck entweder erhaben, hyperbolisch, stark und von lebhaftem Schwung, oder von besonderer Annehmlichkeit; alles Bedachtliche und Gesuchte fällt da nothwendig weg. Darum ist auch die Ordnung der Gedanken darin zwar höchst natürlich für diesen außerordentlichen Zustand des Gemüthes, darin man nichts sucht, aber einen Reichthum lebhafter Vorstellungen von selbst, von der Natur angeboten, findet; man empfindet, wie ein Gedanken aus dem andern entstanden ist, nicht durch methodisches Nachdenken, sondern der Lebhaftigkeit der Phantasie und des Witzes gemäß. Es ist darin nicht die nothwendige Ordnung, wie in den Gedanken, der ein zergliedernder, oder zusammensetzender Verstand entwickelt, aber eine den Gesetzen der Einbildungskraft und der Empfindung gemäße, nach welcher der poetische Taumel des Dichters insgemein sich auf eine unerwartete Weise endiget, und in dem Zuhörer Ueberraschung oder sanftes Vergnügen zurückläßt. Dadurch wird jede Ode eine wahrhafte und sehr merkwürdige Schilderung des innern Zustandes, worin ein Dichter von vorzüglichem Genie, durch eine besondere Veranlassung auf eine kurze Zeit ist gesetzt worden. Man wird von diesem sonderbaren Gedicht einen ziemlich bestimmten Begriff haben, wenn man sich dasselbe als eine erweiterte, und nach Maaßgebung der Materie mit den kräftigsten, schönsten, oder lieblichsten Farben der Dichtkunst ausgeschmückte Ausrufung vorstellt.

Wir müssen aber nicht vergessen, auch eine ganz eigene Versart mit zu dem Charakter der Ode zu rechnen. Man kann leicht erachten, daß ein so außerordentlicher Zustand, wie der ist, da man vor Fülle der Empfindung singt und springt, (dies ist wirklich der natürliche Zustand, der die Ode hervorgebracht hat), auch einen außerordentlichen Ton und Klang verursachen werde. Der Dichter nimmt da Bewegung, Wohlklang und Rhythmus, als bewährte Mittel, die Empfindung zu unterhalten und zu stärken zu Hülfe*). Ich habe anderswo eine Beobachtung angeführt, welche beweiset, wie viel Kraft das Melodische des Sylbenmaaßes habe, um den Dichter in seiner Laune zu unterhalten**). In der Gemüthslage, worin der Odendichter sich befindet, spricht man gerne in kurzen, sehr klangreichen Sätzen, die bald länger, bald kürzer sind, nach Maaßgebung der Empfindung, die man äußert.

Daher ist zu vermuthen, daß jede wirkende Ode, sie sei hebräischen, griechischen oder celtischen Ursprunges, in dem Klange mehr Musik verrathen wird, als jede andere Dichtungsart. Dieses liegt in der Natur. Als man nachher die von der Natur erzeugten Oden zum Werk der Kunst machte, dachte man vielfältig über das Sylbenmaaß nach, und das feine Ohr der griechischen Dichter fand mancherlei Gattungen desselben***). Die Anordnung der Verse in Strophen, die nach einem Muster wiederholt werden, scheinet blos zufällig zu sein, ob sie gleich jetzt beinahe zum Gesetz geworden.

Dieses scheinet also der allgemeine Charakter aller Oden zu sein.

In besondern Zügen aber herrscht eine unendliche Mannichfaltigkeit. In dem Ton ist sie entweder hoch, auch wohl durchaus erhaben, oder sie ist blos ernsthaft und pathetisch, oder gar wohl nur klein, launisch, oder lieblich. So viel Schattirungen des Tones von der durchdringenden Trompete und stürmenden Pauke, bis auf den sanften Ton der Flöte sind, so vielfältig kann der Ton sein, in welchem der Odendichter singt: und in dem Ton ist die Ode bald durchaus gleich, bald steigend, bald fallend. Eben so mannichfaltig ist sie in dem Plan, oder der Ordnung der Gedanken. Bisweilen läßt sie uns den Dichter in lebhafter Empfindung sehen, deren Veranlassung wir nicht wissen, bis er ganz zuletzt den Gegenstand kurz anzeiget, der ihn in diesen außerordentlichen Zustand gesetzt hat. So ist Klopstocks Ode an Bodmer. Der Dichter singt ungemein feierlich und pathetisch an:

Der du die Schicksungen lenkt, dessen den frömmsten Wunsch
Mancher Seligkeit goldenes Bild
Oft verwebest, und ruft da Labyrinth hervor,
Wo ein Sterblicher gehen will.

In diesem Ton und in dieser Materie über die verborgenen Wege der Vorsicht fährt der Dichter bis gegen das Ende fort, ohne uns merken zu lassen, wodurch diese feierlich ernsthafte Betrachtung veranlasset worden. Ganz am Ende entdecken wir sie, da der Dichter sie kurz anzeiget, und nun schweiget. Er kommt zuletzt auf diese Betrachtung:

Oft erfüllet er (Gott, der das Schicksal geordnet) auch, was das erzitternde
Volle Herz kaum zu wünschen wagt.
Wie von Träumen erwacht, sehen wir denn unser Glück,
Sehens mit Augen und glaubens kaum.

Und nun zeiget er uns erst die Veranlassung aller dieser Betrachtungen, indem er schließt:

Dieses Glücke ward mir, als ich zum erstenmal
Bodmers Armen entgegen kam.

Andersmal läßt der Dichter gleich anfangs den Gegenstand, der ihn belebt, sehen, verweilet sich kurz dabei, verliert ihn denn aus dem Gesicht, und hält sich bis ans Ende mit Aeußerung der Empfindungen auf, die er in ihm veranlasset hat. Ein Beispiel hievon giebt uns Horazens Ode auf den über die See fahrenden Virgil. Der Dichter zeiget uns gleich seinen Gegenstand, indem er mit dem Wunsch anfängt, daß das Schiff, dem die Hälfte seiner Seele anvertraut ist, glücklich fahren möge. Denn verläßt er diesen Gegenstand; die Sorge für seinen Freund führet auf verdrießliche Betrachtungen über die Kühnheit der Menschen, die es zuerst gewagt haben, die See zu befahren; denn kommt er in dieser Laune auf noch allgemeinere Betrachtungen über die Verwegenheit der Menschen, die alles wagt, was sie nicht wagen sollte, bis er mit dem übertriebenen Gedanken schließt:

Coelum ipsum petimus stultitia neque
Per nostrum patimur scelus
Iracunda Jovem ponere fulmina.

Hier ist also der Plan der angeführten Klopstockischen Ode gerade umgekehrt. Beide zeigen uns den Gegenstand, der den Dichter ins Feuer gesetzt, nur einen Augenblick, und halten sich durch die ganze Ode bei der Wirkung desselben auf ihr Gemüthe auf.

Andermale füllt der Gegenstand allein den ganzen Gesang aus. So ist die zehnte Ode des Horaz im ersten Buche ein Lobgesang auf den Mercurius, ohne die geringste Ausschweifung auf Nebensachen; der Dichter wendet sein Auge mit keinem einzigen Blick von seinem Gegenstand ab. Klopstocks Ode, die beiden Musen, ist eine hochst poetische Beschreibung des Gegenstandes, ohne die geringste Ausschweifung auf Nebensachen; und die meisten Oden des Anakreons sind liebliche Schilderungen eines Gegenstandes, den der Dichter nicht einen Augenblick verläßt.

In andern Oden wechseln Ursach und Wirkungen wechselsweis ab. Der Dichter mocht zwar öfters, aber kurze Ausschweifungen von seinem Gegenstand, kommt aber bald wieder auf ihn zurück. Oft aber sehen wir ihn in einem hohen poetischen Taumel, dessen Veranlassung wir kaum errathen, und unter dessen mannichfaltigen Wendungen wir kaum einen Zusammenhang erblicken. Ein Beispiel hievon giebt uns Horazens vierte Ode im dritten Buch. Der Dichter fängt an die Calliope, die vornehmste der Musen, vom Himmel herunter zu rufen, und bittet sie irgend ein langes Lied, in welchem Ton es ihr gefallen möchte, zu singen: er läßt uns nicht merken, warum er diesen Wunsch äußert. Gleich dünkt ihn, er höre den Gesang der Muse, die gekommen sei und nun im heiligen Haine herumirre. Aber jetzt erzählt er uns, wie er in seiner Kindheit, als er in einer Wildniß herumschweifend eingeschlafen, von wilden Tauben mit Laub bedeckt worden, um vor Schlangen und wilden Thieren sicher zu liegen. Doch scheinet es uns merken zu lassen, daß er diese Wohlthat den Musen, seinen Schutzgottinnen, zu danken habe. Denn fährt er voll Empfindung fort, die Musen für seine Beschützerinnen zu erkennen, mit denen er bald auf einem, bald auf einem andern seiner Landgüter sicher herumirret. Ihnen verdankt ers, daß er weder in der Niederlage bei Philippi umgekommen, noch von dem umgestürzten Baum erschlagen worden. Darum will er, von ihnen begleitet, in die entferntesten fruchtbarsten Länder reisen, und sich unter die wildesten Völker wagen. Nun kommt er plötzlich auf den Cäsar und sagt,

*) S. Melodie; Takt; Rhythmus.
**) S. die Vorrede zu der ersten Sammlung der Gedichte der Frau Karschin.
***) S. Sylbenmaaß; Versart.

daß er nach anzähligen vollbrachten Arbeiten des Krieges, da er jetzt die Ruhe sucht, sie im geheimen Umgange mit den Musen finde, rähmet sie, daß sie Lust daran haben, ihm gelinde Rathschläge einzuflößen. Denn kommt er auf den Krieg der Titanen, bei dem er sich lang aufhält, und scheint uns lehren zu wollen, daß Jupiter von der Pallas unterstützt, einen leichten Sieg über sie erhalten, obgleich eine fürchterliche Macht gegen ihn gestanden. Dieses leitet ihn auf die wichtige Bemerkung, daß Macht ohne Ueberlegung unmächtig, hingegen mittelmäßige Stärke durch kluges Ueberlegen den Segen der Götter gewinne, und von großer Wirkung sei. Denn lobt er auch von den Göttern, daß sie alle Macht, die auf Unrecht abzielt, verabscheuen, und erwahnet zur Bestätigung dieser Anmerkung die Strafen, die den hundertarmigen Gyges, oder Briareus, den verwegenen Orion, den Typhous, den Tytius und den Pirithous betroffen. — Und damit ist die Ode zu Ende.

Hier kann man kaum errathen, was für ein Gegenstand, oder was für ein Gedanken den Dichter so lebhaft gerührt hat, daß er in einem so feurigen Ton erst die Calliope vom Himmel ruft, denn so sehr gegen einander abstechende Vorstellungen in diesem Gesang vereiniget. Von den Laalegern des Horaz sagt einer dieses, ein andrer etwas anderes, und einige getrauen sich gar nicht das Rathsel so aufzulösen; so sehr versteckt ist oft der Plan des Odendichters.

Weil es doch überhaupt einiges Licht über die Theorie der im Plan sehr versteckten Ode verbreiten kann, so will ich meine Gedanken über die Veranlassung und den Plan dieser Ode hieher zu setzen wagen, den Barter, wie höhnisch auch unser sonst fürtreffliche Geßner dabei lächelt, wie mich dünkt, wenigstens zur Hälfte errathen hat.

Cäsar hatte nun alle Vertheidiger der Freiheit, und zuletzt auch seine Mittyrannen überwunden, und war allein Herr über alles. Horaz mochte in einer vertraulichen Stunde mit einem Freund, vielleicht dem Maecenas, über die Lage der Sachen sich unterredet haben: dabei kann einem von ihnen den Gedanken aufgestoßen sein, daß diese, auf so große Macht gegründete Herrschaft, vielleicht doch nicht sicher genug sei. Diese Vorstellung rührte den Dichter auf das lebhafteste, und dazu war freilich die Sache wichtig genug. Man fällt ihm ein, wie dieser Herrschaft eine sollige Sicherheit zu verschaffen ware. Cäsar müßte die Künste der Musen in Flor bringen, dabei sich durchaus einer gelinden Regierung befleißen, und alles mit großer, aber wahrhaftig weiser Ueberlegung veranstalten. Es sei nun, daß der Dichter seine Gedanken hierüber blos seinem Freund zu eröffnen, oder gar den Cäsar selbst errathen zu lassen, sich vorgesetzt habe, so war allemal die Sache höchst bedenklich, und konnte weder allzudeutlich, noch geradezu gesagt werden. Darum nimmt der Dichter einen großen Umweg, und überläßt dem, für welchen die Ode geschrieben worden, zu errathen, was er damit habe sagen wollen.

Die feierliche Anrufung der Calliope ist schon zweideutig: man konnte sie auslegen, daß der Dichter die Göttin um ihren Beistand für diesen Gesang anrufte; aber er meinte es so, sie soll kommen, um mit allen Reizungen ihrer Gesänge dem Cäsar beizustehen, und durch Ermunterung vieler Dichter seinen Zeiten Glanz und mannichfaltige Annehmlichkeit zu geben. Er sieht auch den Anfang dieser guten Zeit: aber er will nicht zu offenbar sprechen; er kommt plötzlich auf sich selbst zurück, ohne den Hauptgedanken fahren zu lassen, und erzählt, oder erdichtet, wie die Musen ihn, weil ein Dichter aus ihm werden sollte, beschützt haben, und noch beschützen. Dieses ist eine Art Allegorie, wodurch er zu verstehen giebt, daß der, der nichts gefährliches, nichts gewaltthatiges gegen andre im Sinne hat, sondern, wie ein unschuldiger Dichter, blos sich zu ergötzen sucht, sonst keine Ansprüche macht, und jedem seine Art läßt, auch nie etwas zu befürchten habe. Dieses drückt er sehr poetisch aus, daß die Musen ihm sichern Schutz angedeihen lassen. Damit bestätiget er zwei Sätze auf einmal; den, daß eine angenehme Regierung sicher sei, und den, daß der Regent wenigstens den Schein annehmen soll, als wenn er gegen Niemand etwas Gewaltthätiges im Sinn habe. Nun kommt er wieder ganz natürlich und ohne Sprung, ob es gleich so scheinet, auf den Cäsar, der auch in diesem Fall sei, weil er sich auch mit den Musen beschäftiget, die ihm deswegen Mäßigung und Gelindigkeit einflößen. Nun giebt er einen noch offenbaren Wink, um durch eine neue Allegorie zu zeigen, wie es wirklich leicht sei, mit Ueberlegung und Weisheit selbst gegen die Auflehnung einer noch größern Macht sich in Sicherheit zu setzen, und allenfalls die Aufrührer, die insgemein sich ihrer Macht auf eine unbesonnene Weise bedienen, zu zähmen. Endlich giebt er noch eben so verdeckt und allegorisch den Rath, durch eine gerechte und billige Staatsverwaltung die Götter für die neue Regierung zu interessiren, die alle auf Unrecht gehende Gewalt verabscheuen und bestrafen.

Dieses ist überhaupt der Weg, den der Dichter gerne nimmt, wo von sehr bedenklichen und gefährlichen Dingen mit Behutsamkeit zu sprechen, und darin gleichet er dem Solon, der sich närrisch anstellte, wo dem atheniensischen Volk einen dem Staate nützlichen Rath zu geben, den er ohne Lebensgefahr geradezu nicht geben durfte.

Wir haben die verschiedenen Arten der Ode in Absicht auf den Ton und den Plan oder Schwung derselben betrachtet. Eben so ungleich ist sie sich selbst auch in Ansehung des Inhalts, oder der Materie, die sie bearbeitet. Sie hat überhaupt keinen ihr eigenen Stoff. Jeder gemeine oder erhabene Gedanken, jeder Gegenstand, von welcher Art er sei, kann Stoff zur Ode geben; es kommt dabei blos darauf an, mit welcher Lebhaftigkeit, in welcher wichtigen Wendung, und in welchem hellen Lichte der Dichter ihn gefaßt habe. Wer, wie Klopstock so feierlich denkt, von Empfindung so ganz durchdrungen wird, oder eine so hoch fliegende Phantasie hat, findet Stoff zur Ode, da, wo ein andrer kaum zu einiger Aufmerksamkeit gereizt wird. Wer, als ein Mann von so einzigem Genie, würde einen Stoff, wie in der Ode Spenda, ich will nicht sagen in so hohem feierlichen, sondern nur in irgend einem der Leier, oder der Flöte anständigen Tone haben besingen können? Der wahre Odendichter sieht einen Gegenstand, der mancherlei liebliche Phantasien, oder auch wichtige Vorstellungen, oder starke Empfindungen in ihm erweckt: tausend andre Menschen sehen denselben Gegenstand mit eben der Klarheit, und denken nichts dabei. Des Dichters Kopf ist mit einer Menge merkwürdiger Vorstellungen angefüllt, die wie das Pulver sehr leicht Feuer fangen, und auch andere daneben liegende schnell entzünden.

Der gewöhnlichste Stoff der Ode, der auch Dichter von eben nicht außerordentlichem Genie zum Singen erweckt, ist von leidenschaftlicher Art; und unter diesen sind die Freude, die Bewunderung, und die Liebe die gemeinsten. Die beiden erstern sind allem Ansehen nach die ältesten Veranlassungen der Ode, so wie sie es vermuthlich auch von Gesang und Tanz sind, die allem Ansehen nach ursprünglich mit der Ode verbunden gewesen. Der noch halb wilde, so wie der unmündige Mensch äußert diese Leidenschaften durch Hüpfen, Frohlocken und Jauchzen. Ein feierliches Trauren, das bei dem noch ganz natürlichen Menschen in Heulen und Wehklagen ausbricht, scheinet hienächst auch Oden veranlasset zu haben; durch Nachahmung solcher von der Natur selbst eingegebenen Oden, ist der Stoff derselben mannichfaltiger worden.

Man kann überhaupt die Ode in Absicht auf ihre Materie in dreierlei Arten eintheilen. Einige sind betrachtend, und enthalten eine affektvolle Beschreibung oder Erzählung der Eigenschaften des Gegenstandes der Ode; andere sind phantasiereich, und legen uns lebhafte Schilderungen, von einer feurigen Phantasie entworfen, vor Augen; endlich ist eine dritte Art empfindungsvoll. Am öftersten aber ist dieser dreifache Stoff in der Ode durchaus vermischt. Zu der ersten Art rechnen wir die Hymnen und Lobgesänge, wovon wir die ältesten Muster in den Büchern des Moses und in den hebräischen Psalmen antreffen. Auch Pindars Oden gehören zu dieser Art, wiewohl sie in einem ganz andern Geist gedichtet sind: insgemein aber sind sie nichts anders, als höchst poetische Betrachtungen zum Lobe gewisser Personen, oder gewisser Sachen. In diesen Oden zeigen die Dichter sich als Männer, die urtheilen, die ihre Beobachtungen und Meinungen über wichtige Gegenstände empfindungsvoll vortragen. Der darin herrschende Affekt ist Bewunderung, und oft sind sie vorzüglich lehrreich.

Zu der zweiten Art rechnen wir die Oden, welche phantasiereiche Beschreibungen, oder Schilderungen gewisser Gegenstände aus der sichtbaren Welt enthalten, wie Horazens Ode an die blandusische Quelle, Anakreons Ode auf die Cicade und viele andere dieses Dichters. Man sieht, wie dergleichen Gesänge entstehen. Der Poet wird von der Schönheit eines sichtbaren Gegenstandes mächtig gerühret, seine Phantasie geräth in Feuer, und er bestrebt sich, das, was dieser ihm vormalt, durch seinen Gesang zu schildern. Bisweilen ist es ihm dabei blos um diese Schilderung zu thun, wodurch er sich in der angenehmen Empfindung, die der Gegenstand in ihm verursacht hat, nähret: andremal aber veranlasset das Gemälde bei ihm einen Wunsch, oder führet ihn auf eine Lehre, und diese setzet er, als die Moral seines Gemäldes hinzu*). Von dieser Art ist die Ode des Horaz an den Sextius**), und viele andre dieses Dichters. Sie scheinet überhaupt die größte Mannichfaltigkeit des Inhaltes für sich zu haben. Denn die natürlichen Gegenstände, wodurch die Sinne sehr lebhaft ge-

*) S. Moral.
**) Lib. I. Od. 4.

reizt werden, sind unerschöpflich, und jede kann auf mancherlei Art ein Bild einer sittlichen Wahrheit werden. Diese Oden sind auch vorzüglich eines überraschenden Schwunges fähig, durch den der Dichter seine Schilderung auf eine sehr angenehme, meist unerwartete Weise auf einen sittlichen Gegenstand anwendet, wovon wir Gleims Ode auf den Schmerlenbach zum Beispiel anführen können. Man denkt dabei, der Dichter habe nichts anders vor, als uns den angenehmen Eindruck mitzutheilen, den dieser Bach auf ihn gemacht hat; zuletzt aber werden wir sehr angenehm überrascht, wenn wir sehen, daß alles dieses blos auf das Lob seines Weines abzielt; denn der Dichter setzet am Ende seiner Schilderung hinzu:

Jedoch mein lieber Bach,
Mit meinem Wein sollst du dich nicht vermischen.

Die dritte Art des Stoffs ist der empfindungsvolle. Der Odendichter kann von jeder Leidenschaft bis zu dem Grad der Empfindung gerührt werden, der die Ode hervorbringt. Alsdenn besinget er entweder den Gegenstand der Empfindung und zeiget uns an ihm das, was seine Liebe, sein Verlangen, seine Freude oder Traurigkeit, oder auf der andern Seite seinen Unwillen, Haß, Zorn und seine Verabscheuung verursachet; die Farben zu seinen Schilderungen giebt ihm die Empfindung an die Hand, sie sind sanft und lieblich, oder feurig, finster und fürchterlich, nachdem die Leidenschaft selbst das Gepräg eines dieser Charaktere trägt; oder er schildert den Zustand seines Herzens, äußert Freude, Verlangen, Zärtlichkeit, kurz, die Leidenschaft, die ihn beherrscht, wobei er sich begnüget den Gegenstand derselben blos anzuzeigen, oder auch nur errathen zu lassen. Gar oft mischet er beiläufig Lehren, Anmerkungen, Vermahnung, aber Bestrafung, zärtliche, fröhliche oder auch verdrießliche Apostrophen, in sein Lied. Seine Lehren und Sprüche sind allemal von der Leidenschaft eingegeben, und tragen ihr Gepräg. Darum sind sie zwar allemal nachdrücklich, dem in Affekt gesetzten Gemüthe sehr einleuchtend, bisweilen ausnehmend stark und wahr, andremal aber hyperbolisch, wie denn die Leidenschaft insgemein alles vergrößert oder verkleinert, auch oft nur halb oder einseitig wahr. Denn insgemein denkt das in Empfindung gesetzte Gemüth ganz anders von den Sachen, als die kaltblütige Vernunft. Aber wo auch bei der Leidenschaft der Dichter die Sachen von der wahren Seite sieht, wenn er ein Mann ist, der tief und gründlich zu denken gewohnt ist: da giebt die Empfindung seinen Lehren und Sprüchen auch eine durchdringende Kraft, und erhebt sie zu wahren Machtsprüchen, gegen die Niemand sich aufzulehnen getraue.

Am gewöhnlichsten sind die Oden, darin dieser dreifache Stoff abwechselt; da der Dichter von einem Gegenstand lebhaft gerühret, jede der verschiedenen Seelenkräfte an demselben übet; da Verstand, Phantasie und Empfindung bald abwechseln, bald in einander fließen. In diesen herrscht eine höchst angenehme Mannichfaltigkeit von Gedanken, Bildern und Empfindungen, aber alle von einem einzigen Gegenstand erweckt, der uns da in einem mannichfaltigen Licht auf eine höchst interessante Weise vorgestellt wird.

Es wird etwas zu endlicher Aufklärung der Natur und des Charakters der Ode dienen, wenn wir durch einige Beispiele zeigen, wie ein Gedanken, eine Vorstellung, die Aeußerung einer Empfindung zur Ode wird. Wir wollen diese Beispiele aus dem Horaz, als den bekanntesten Odendichter, wählen.

Die fünfte Ode des ersten Buches ist nichts anders, als dieser Satz: es ist klüger das Gegenwärtige zu genießen, als sich ängstlich um das Künftige zu bekümmern. Er ist auf die kürzeste und einfachste Weise in eine Ode verwandelt. Diese Verwandlung wird dadurch bewirkt, daß der Dichter mit Affekt die Leukonoe anredet, und den allgemeinen Gedanken auf den besondern Fall dieser Person mit Wärme und lebhaftem Interesse anwendet, daneben alles mit starken poetischen Farben malet. Die zehnte Ode des zweiten Buchs ist die ganz gemeine Lehre, „daß ein weiser Mann sich weder durch das anscheinende Glück zu großen und gefährlichen Unternehmungen verleiten, noch durch jeden kleinen Anfall des widrigen Glücks kleinmüthig machen läßt," höchst poetisch vorgetragen und ausgebildet. Der Dichter redet einen Freund an, dem er diese Lehre in einem warmen dringenden Ton einschärft. Erst wird sie in einer kurzen sehr malerischen Allegorie vorgetragen.

Rectius vives, Licini, neque altum
Semper urgueudo, neque dum procellas
Cautus horrescis, nimium premento
Littus iniquum

Denn folget eine affektvolle Anpreisung eines durch Mäßigung glücklichen Lebens, sehr kurz und lebhaft durch ein paar malerische Meisterzüge ausgedrückt.

Aurcam quicquis mediocritatem
Diligit, tutus caret obsoleti
Sordibus tecti, caret invidenda
Sobrius aula.

Schon diese beiden Strophen stellen uns eine Ode dar. Aber es liegt dem Dichter sehr am Herzen, seinen Freund gänzlich von jener Lehre zu überzeugen. Darum fähret er in dem affektreichen Ton fort zuerst die heftige Unruhe, die die Hoheit begleitet, und die große Gefahr, die ihr drohet, durch zwei höchst treffende allegorische Bilder zu schildern:

Saepius ventis agitatur ingens
Pinus; et celsae graviore casu
Decidunt turres; feriuntque summos
Fulgura montes.

hernach seinen Freund zu erinnern, wie ein wahrhaftig weiser Mann bei widrigem und günstigem Glücke dessen Veränderlichkeit bedenkt, deren ihn auch der Lauf der Natur erinnert. Daraus ziehet er den Schluß, daß ein gegenwärtiges widriges Glück eine bessere Zukunft schaffen lasse.

— Non si male nunc et olim
Sic erit.

Zuletzt stellt er durch ein angenehmes Bild vom Apollo, der nicht immer in ernsthaften Geschäften den Bogen spannt, sondern auch bisweilen durch den Klang der Cither, sich zu angenehmen Zeitvertreib ermuntert, nur, daß ein weiser Mann sich nicht ohne Unterlaß mit schweren Geschäften abgiebt; und schließt endlich mit der Vermahnung, im widrigen Glücke sich herzhaft, und im günstigen vorsichtig zu zeigen, welches ebenfalls in einer sehr kurzen und vortrefflichen Allegorie geschieht.

Rebus angustis animosus atque
Fortis appare; sapienter idem
Contrahes vento nimium secundo
Turgida vela.

Hier sieht man sehr deutlich, wie eine gemeine Vorstellung durch das Genie des Dichtres zur Ode geworden.

Aus der fünften Ode des ersten Buches sehen wir, wie ein bloßer Verweis, den der Dichter einem Frauenzimmer wegen ihrer Unbeständigkeit in der Liebe giebt, zu einer sehr schönen Ode wird. Der Dichter wollte im Grunde nichts sagen, als dieses einzige; du bist eine Unbeständige, die mich nicht mehr anlacken wird. Die Wendung, die er diesem Gedanken giebt, und der höchst lebhafte Ausdruck, macht ihn zur Ode. „Wen magst du nun gefesselt halten, a! Pyrrha? — Ach der Unglückliche weiß nicht, wie bald du ihm untreu werden wirst! Ich bin aus deinen Fesseln, wie aus einem Schiffbruch gerettet, und habe meine nassen Kleider aus Dankbarkeit dem Neptunus geweiht!"

Man siehet aus diesen Beispielen, wie ganz gemeine Gedanken durch den starken Affekt, in dem sie vorgetragen werden, und durch Einkleidung in lebhafte Bilder zur Ode werden. Würde Jemand sagen: seitdem Sybaris die Lydia liebt, hasset er die freie Luft und die Leibesübungen ꝛc. so lag ehedem der Sohn der Thetis versteckt: so weiß man nicht, ob er ein satyrisches Epigramma machen, oder blos die seltsame Wirkung der Liebe an diesem Beispiel in philosophischem Ernste zeigen will. Wenn aber diesen Zustand des Verliebten einen Dichter von lebhaftem Genie in leidenschaftliche Empfindungen setzet; wenn er ausruft: „Um aller Götter willen, a! Lydia, warum stürzest du durch deine Liebe den Sybaris in's Elend? Warum haßt er die freie Luft! u. s. w." so fühlt jeder sogleich den Ton der Ode.

So kann auch eine bloße Schilderung eines Gegenstandes, wenn sich wahre Leidenschaft und starke dichterische Laune darin mischt, zur Ode werden. Nichts anders ist die Ode an die Tyndaris, als eine bloße mit viel Affekt gezeichnete Schilderung der Annehmlichkeit eines der Horazischen Landsitze, die er mit der Geliebten zu theilen wünschet. So entstehen auch aus poetischen und bilderreichen Schilderungen des innern Zustandes, darin ein Mensch durch irgend eine Leidenschaft gesetzt worden, die angenehmsten, die feurigsten, die zärtlichsten, die erhabensten Oden.

Dieses kann hinlänglich sein, um von der Natur und den verschiedenen Charakteren der Ode, sich wahre Begriffe zu machen. Nur muß man dabei nicht vergessen, daß es Dichter giebt, die bisweilen durch Kunst, Zwang, aber aus bloßer Lust nachzuahmen, ihr Genie in dem Ton der Ode stimmen, und das, was sie mit so viel Affekt oder Laune ausdrücken, nicht wirklich fühlen. Aber der Dichter muß sehr schlau sein, und seine Ode mit erstaunlichem Fleiß ausarbeiten, wo wir den Betrug nicht merken, und wo wir seine verstellte Empfindung für wahr halten sollen. Es begegnet ihm sehr leicht, daß das, was er sagt, mit dem Ton, darin es gesagt wird,

nicht so vollkommen übereinstimmt, als es in der wirklichen Empfindung geschieht. Selbst Horaz konnte sich nicht allemal so verstellen, daß man den Zwang nicht merkte: seine Ode an den Agrippa*) ist gewiß nur eine Ausrede, wo der Dichter das was er von seinem Unvermögen sagt, nicht im Ernst meinet. Von solchen Oden kann man nicht erwarten, daß sie das Leben, oder die Wärme der Einbildungskraft und Empfindung haben, als die, welche in der wirklichen Begeisterung geschrieben werden. Da es eine der Eigenschaften der dichterischen Genies ist, sich leicht zu entzünden: so kann auch die durch Kunst, oder Nachahmung entstandene Ode, der wahren, von der Natur eingegebenen, sehr nahe kommen.

Von der Kraft und Wirkung der Ode kann man aus dem urtheilen, was wir in den Artikeln Lied, Lyrisch, hierüber bereits angemerkt haben. Empfindung und Laune haben etwas ausstreckendes; in der Ode zeigen sie sich aber auf die lebhafteste Weise: darum ist diese Dichtart vorzüglich eindringend, auch wohl hinreißend. Es waren lyrische Dichter, von denen man sagt, daß sie die noch halb wilden Menschen gezähmet, und unwiderstehlich, obgleich mit sanftem Zwange dahin gerissen haben, wohin sie durch keine Gewalt hätten gebracht werden können. Die Ode hat mit dem Lied, das eine besondere Art derselben ist, dieses vor viel andern Werken der schönen Künste voraus, daß sie ihre Kraft auch bei noch rohen Menschen zeiget, da die Beredsamkeit, die Malerei, und überhaupt die aus verfeinertem Geschmack entstandene Kunst viel weniger populär ist.

Zwar scheinet es, daß die hohe Ode sich sehr von dem Charakter, wodurch sie auf den großen Haufen wirket, entferne, da viel Psalmen, pindarische und horazische Oden oft den feinsten Kennern nicht verständlich genug sind. Man muß aber bedenken, daß uns in dieser Entfernung der Zeit, in der so unvollkommenen Kenntniß der alten Sprachen und sehr vieler Dinge, die zu jener Dichter Zeiten jedermann bekannt waren, manches sehr schwer scheinet, was denen, für welche die Oden der Alten gedichtet warden, ganz geläufig gewesen. Denn ist auch ein Unterschied zu machen zwischen den Oden, die für öffentliche Gelegenheiten und für ein ganzes Volk, und denen, die nur bei besondern, einen Theil der Nation, oder gar nur wenig einzelne Menschen interessirenden Veranlassungen gedichtet worden. Jenen ist das Populäre, Verständliche, wesentlich nothwendig; bei diesen wird der Zweck erreicht, wenn sie nur denen, für deren Ohr sie gemacht sind, verständlich sind.

Von welcher Art aber die Ode sei, wenn sie einen von der Natur berufnen Dichter zum Urheber hat, und von ihm wirklich in der Fülle der Empfindung, oder des Feuers der Phantasie gedichtet worden, so ist sie allemal wichtig. Sie ist alsdenn gewiß eine wahrhafte Schilderung des Gemüthszustandes, in dem sich der Dichter bei einer wichtigen Gelegenheit befunden hat. Daeum können wir daraus mit Gewißheit erkennen, was für Wirkung gewisse merkwürdige Gegenstände auf Männer von vorzüglichem Genie gehabt haben. Wir können den wunderbaren Gang, und jede seltsame Wendung der Leidenschaften und anderer Regungen des menschlichen Gemüthes, die mannichfaltigen, zum Theil sehr außerordentlichen Wirkungen der Phantasie, daraus kennen lernen. Wir werden dadurch von der uns gewöhnlichen Art, sittliche und leidenschaftliche Gegenstände zu beurtheilen und zu empfinden, abgeführt, und lernen die Sachen von andern weniger gewöhnlichen Seiten ansehen. Manche Wahrheit, die uns sonst weniger gerührt hat, dringet durch die Ode, wo sie in außerordentlichem Licht, und durch Empfindung verstärkt, erscheint, mit vorzüglicher Kraft bis auf den innersten Grund der Seele; mancher Gegenstand, der uns sonst wenig gereizt hat, wird uns durch die höchst lebhafte Schilderung des lyrischen Dichters merkwürdig und unvergeßlich: manche Empfindung, die wir sonst nur durch ein schwaches Gefühl gekannt haben, wird durch die Ode sehr lebhaft und wirksam in uns. Also dienet überhaupt die lyrische Poesie dazu, daß jedes Vermögen der Seele dadnech auf mannichfaltige Weise einen neuen Schwung und neue Kräfte bekommt, wodurch Urtheilskraft und Empfindung allmählig erweitert und gestärkt werden. Darum kann die Ode mit Recht auf den ersten Rang unter den verschiedenen Werken der Dichtkunst Anspruch machen, und der Reichthum an guten Oden gehöret unter die schätzbaren Nationalvorzüge.

Die ältesten und zugleich vortrefflichsten Oden der alten Völker sind ohne Zweifel die hebräischen, deren wir aber hier blos erwähnen, um den Leser auf die höchst schätzbaren Abhandlungen darüber zu verweisen, die wir dem berühmten Lowth, einem Mann von tiefer Einsicht und von großem Geschmack, zu danken haben**). Die Griechen besaßen einen großen Reichthum, wie in allen andern Gattungen der Werke des Geschmacks, also auch in dieser; aber der größte Theil davon ist verloren gegangen. Die Alten rühmen vorzüglich neun griechische Odendichter; diese sind: Alcäus, Sappho, Stesichorus, Ibicus, Bacchylides, Simonides, Aleman, Anakreon und Pindar. Die Oden der sieben ersten sind bis auf wenig einzelne Stellen verloren gegangen. Von Anakreon haben wir noch eine nicht unbeträchtliche Anzahl, und von Pindar eine starke Sammlung, obgleich eine noch größere Menge ein Raub der Zeit geworden sind. Aber der Stoff der übrig gebliebenen pindarischen Oden ist für uns weniger interessant, weil darin blos die Männer besungen werden, die in den verschiedenen öffentlichen Kampfspielen der Griechen den Preis erhalten haben. Wir haben diesem großen Dichter einen besondern Artikel gewidmet*). Man muß auch die tragischen Dichter der Griechen hieher rechnen; denn in jedem Trauerspiel kommen Gesänge der Chöre vor, die wahre Oden von hohem feierlichen Ton sind. Sie haben vor allen andern Oden diesen voraus, daß die Gemüther durch das, was auf der Bühne vorgegangen, auf das Beste vorbereitet sind, den Eindruck mit voller Kraft zu empfinden. Die genaueste Ueberlegung hätte kein schicklicheres Mittel ausgedacht, den vollkommensten Gebrauch von der Ode zu machen, als das, was die Gelegenheit hier von selbst anbot. Wir haben anderswo gesagt, wie die Chöre in alten Trauerspielen gelegentlich beibehalten worden. Wenn wir von diesem Ursprung derselben nicht unterrichtet wären, so würden wir denken, sie seien mit guter Ueberlegung in das Trauerspiel eingeführt worden, um der Ode Gelegenheit zu verschaffen, in ihrer vollen Wirkung zu erscheinen. Die Gemüther sind durch die tragische Handlung zum Eindruck der Ode vorbereitet, und er wird durch den feierlichen Vortrag und die Unterstützung der Musik noch um ein merkliches verstärkt. Diese Betrachtung allein solle hinreichend sein, die Chore wieder in die Tragödie aufzunehmen.

Es wäre sehr zu wünschen, daß ein in der griechischen Litteratur wol erfahrner Mann, von so reifem Urtheil und so feinem Geschmack als Lowth, über die verschiedenen Gattungen der griechischen Ode so gründlich und ausführlich schriebe, als dieser vortreffliche Mann über die hebräische Ode geschrieben hat. Dieses würde ein Werk von ausnehmender Annehmlichkeit und für die Odendichter von außerordentlichem Nutzen sein. Es ist kaum eine Gemüthslage, in der ein Dichter sich zur Ode gestimmt fühlte, möglich, die dabei nicht vorkäme; von den kleinen lirblichen Gegenständen, wodurch die Seele in süße Schwärmerei gesetzt wird, bis auf die größten, die sie mit Ehrfucht, Schrecken und andern überwältigenden Leidenschaften erfüllen, ist kein Odenstoff, den nicht irgend einer der griechischen Dichter behandelt hätte, wenn wir vom Anakreon bis auf die erhabenen Chöre des Aeschylus hernufsteigen. Hier wäre also vortreffliche Gelegenheit für einen wahren Kunstrichter, Ruhm zu erwerben.

Die Römer sind, wie in allen Zweigen der Künste, so auch hierin, weit hinter den Griechen zurück geblieben. Horaz war ihr einziger Odendichter, der den Griechen zur Seite stehen konnte; dieses haben sie selbst eingestanden**). Aber dieser allein konnte statt vieler dienen. Er wußte seine Leier in jedem Ton zu stimmen, und hat alle Gattungen der Ode von der hohen Pindarischen, bis auf das liebliche Anakreontische, und das schmelzende Sapphische Lied, glücklich bearbeitet.

Wir dürfen in diesem Zweig der Dichtkunst keine der heutigen Nationen beneiden. Klopstock kann ohne übertriebenen Stolz dem Deutschen zurufen:

> Schrecket noch anderer Gesang dich, o Sohn Teutons,
> Als Griechengesang: —
> — So bist du kein Deutscher! ein Nachahmer
> Belastet vom Joche, verkennst du dich selber!

Diesen Vorzug haben wie vornehmlich dem Mann von außerordentlichem Genie zu danken, der mit gleichem Recht sich dem Homer und dem Pindar zur Seite stellen kann. Nichts ist erhabener, feierlicher, im Flug kühner, als seine Ode von höherem Stoff; nichts jubelreicher, als die von freudigem; nichts rührender, schmelzender, als die von zärtlichem Inhalt. Nur Schade, daß dieser wirklich unvergleichliche Dichter in seinen Oden von geistlichem Inhalt, bisweilen auch bei weniger erhabenem Stoff seinen Flug so hoch nimmt, daß nur wenige ihm darin folgen können.

Nächst diesem verdienet Ramler eine ansehnliche Stelle unter unsern einheimischen Odendichtern. Er hat das deutsche Ohr mit dem Wohlklang der griechischen Ode bekannt gemacht,

*) Lib. I. Od. 6.

*) Rob. Lowth de sacra poesi Hebraeorum praelectiones Academicae. Prael. XXV—XXVIII.

*) P. Pindar.

**) Lyricorum Horatius fere solus legi dignus. Quintil. Instit. Lib. X. Cap. 1. 69.

auch den wahren Schwung und Ton der horaziſchen Ode in der deutſchen vollkommen getroffen. Hierin ſcheinet er ſeinen Ruhm geſucht zu haben; denn man entdeckt leicht bei ihm den Vorſatz, ein genauer Nachahmer des Horaz zu ſein. Selbſt in der Wahl des Stoffs ſcheinet er des Römers Geſchmack zum Muſter genommen zu haben. Für die höhere Ode iſt Friedrich ſein Auguſt; zu der gemäßigten von ſanft empfindſamem, oder blos phantaſiereichem Inhalt, giebt ihm ein Mädchen, oder ein Freund, oder die Annehmlichkeit einer Jahreszeit den Stoff, den er allemal in einer höchſt angenehmen Wendung behandelt, und mit überaus feinen Blumen beſtreut. Was kann anmuthiger und lieblicher ſein, als ſein Amyne und Chloe? Höchſt maleriſch und phantaſiereich iſt die Sehnſucht nach dem Winter, und mit einem höchſt glücklichen und angenehmen Schwung hat der Dichter dieſe ſchöne Ode geendigt. Nichts iſt zärtlicher und von ſanfterem Ausdruck, als das wechſelſeitige Lied Peolemäus und Berenice.

Auch Lange und Pora, die es zuerſt gewage haben, der deutſchen Ode ein griechiſches Sylbenmaaß zu geben, und Uz ſtehen mit Ehren in der Claſſe der guten Odendichter. Dieſer letztere hat oft, ohne den Horaz nachzuahmen, von wirklicher nicht nachgeahmter Empfindung angeflammt, in Schwung, Gedanken und Bildern, bald den hohen Ernſt, bald die Annehmlichkeit des Horaz erreicht. Cramer hat vorzüglich den Pſalm für ſeine Leier gewählt; ſein Vers ſtrömt aus voller Quelle. Wenn er weder die Hoheit noch die Lieblichkeit, noch die nachdrückliche Kürze des hebräiſchen Ausdrucks erreicht, ſo übertrifft er doch darin meiſtentheils ſeine deutſchen Vorgänger.

Ueberhaupt ſcheinet es, daß die Ode das Fach iſt, darin die deutſche Dichtkunſt ſich vorzüglich zeigen könnte: hätten nur unſre Dichter einen bequemern und höhern Standort, aus dem ſie zur beſten Anwendung ihrer Talente, die Menſchen und ihre Geſchäfte beſſer überſehen könnten!

von Sumauwe, ſ. Meiſterſänger.

Suonegge, ſ. Minneſinger.

Friedrich Gottlieb von Süßkind,

am 17. Februar 1767 zu Neuſtadt an der Linde geboren, wurde zu Stuttgart erzogen und 1783 in das theologiſche Stift zu Tübingen aufgenommen. Nachdem er am Ende ſeiner Studienzeit Pfarrgehilfe geworden war, machte er 1790 eine Reiſe durch Deutſchland. Im Jahre 1791 wurde er Repetent am Stift zu Tübingen und Doctor der Philoſophie, 1795 Diaconus zu Urach und 1798 ordentlicher Profeſſor der Theologie zu Tübingen. Hier entwickelte ſich und enbigte auch ſeine ſchriftſtelleriſche Thätigkeit. 1805 ging er als Oberhofprediger und Conſiſtorialrath nach Stuttgart. Bald wurde er Oberſtudienrath, Feldpropſt und Ordensprälat, einige Jahre ſpäter Mitglied des Obercenſurcollegiums und 1814 Director des Oberſtudienrathes. Er ſtarb am 12. November 1829.

Von ihm erſchien:

Antrittspredigt. Tübingen, 1798.
Abſchiedspredigt. Tübingen, 1805.
Ueber die peſtalozziſche Methode. Stuttg., 1809.
Lieturgie für das Königreich Würtemberg. Stuttgart, 1809.
Prüfung der ſchelling'ſchen Lehre von Gott, Vorſehung, Weltſchöpfung, Freiheit, moraliſchem Guten und Böſen. Stuttgart, 1812.
Predigten, herausgegeben vom Magiſter L. F. Süßkind. Stuttgart, 1831.
Vermiſchte Aufſätze, herausgegeben von L. F. Süßkind. Stuttgart, 1831.

Einer der gelehrteſten und ſcharfſinnigſten Theologen ſeines Vaterlandes, machte ſich v. S. um daſſelbe ſowohl als practiſcher Geiſtlicher, wie durch treffliche Schriften vielfach verdient.

Süßkind, ſ. Minneſinger.

Johann Wilhelm Süvern,

am 3. Januar 1775 zu Lemgo geboren, wo ſein Vater Prediger war, ſtudirte zu Berlin Theologie und Philologie und nahm 1796 eine Lehrſtelle am grauen Kloſter daſelbſt an. 1800 übernahm er mit einer Profeſſur das Directorium der Schule zu Thorn und 1803 daſſelbe zu Elbingen. 1809 wurde er endlich als Staatsrath und 1818 als geheimer Ober-Regierungsrath zu Berlin angeſtellt und mit dem rothen Adlerorden dritter Claſſe geſchmückt. Er ſtarb daſelbſt am 2. October 1829.

Er gab heraus:

Aeſchylus Sieben gegen Theben, überſetzt, nebſt ſechs Abhandlungen. Halle, 1797.
Ueber Schillers Wallenſtein. Berlin, 1800.
Sophocles Trachinierinnen, überſetzt. Berlin, 1802.
Erinnerungen an merkwürdige Aeußerungen Friedrichs des Großen. Berlin, 1814.
Ueber Ariſtophanes Drama: Das Alter. Berlin, 1827.

Ein überaus feiner Kunſtkritiker bewährte S. namentlich ſeine tiefe claſſiſche Kunſtbildung durch ſeine meiſterhafte Ueberſetzung antiker Dramen.

Sylveſter, ſ. G. A. von Hardenberg.

Syntax (Peregrinus), ſ. Hempel.

T.

Talander, s. Bohse.

Tannhäuser, s. Minnesinger.

Fanny Tarnow

ward am 17. December 1783 zu Güstrow geboren, verlor ihre Eltern früh, und lebte nach einander in Petersburg, Berlin, Lübeck und Hamburg. 1820 ließ sie sich in Dresden nieder, später in Weißenfels.

Ihre bedeutendsten Schriften sind:

Auswahl aus ihren Schriften. Leipzig, 1830. 15 Bde. 12.
Novellen. Leipzig, 1830. 3 Bde.
Auguste. Leipzig, 1828. 2 Thle.
Briefe. Berlin, 1819.
Celeste. Leipzig, 1834. 2 Thle.
Erzählungen. Leipzig, 1820.
Erzählungen. Leipzig, 1833—35.
Sir Richard Falkonet. Leipzig, 1825.
Lebensbilder. Leipzig, 1824.
Thocilde von Adlerstein. Leipzig, 1816.
Viele andere theils originale, theils dem Englischen und Französischen nachgebildete oder aus diesen Sprachen übertragene Schriften.

Feine Charakterzeichnung, glückliche Erfindung der Situationen, lebendige Phantasie, tiefes Gefühl, Klarheit und Kraft der Darstellung, und ein ausgezeichneter Styl geben allen ihren Leistungen einen bleibenden hohen Werth. Sie zeichnet sich vorzüglich dadurch von den anderen deutschen Schriftstellerinnen aus, daß sie mit zarter Weiblichkeit den Adel der Seele zu schildern versteht, und auf ihn nächst dem Glauben, als das Wahre und Einzige hinweist, welches über alle Kämpfe des Lebens siegreich emporhebt.

Täschler, s. Minnesinger.

Johann Tauler (Thauler)

ward im Jahre 1294 zu Straßburg, nach Andern zu Cöln geboren, trat sehr jung in den Dominikanerorden ein, in welchem er sich bald durch scholastische Gelehrsamkeit und Beredsamkeit hervorthat. Als der Ausgezeichnetste der deutschen Mystiker, in denen im vierzehnten Jahrhundert die Gefühlstheologie gegen die Philosophie ihre Rechte vertreten sah, an der Spitze der Brüderschaft der ewigen Weisheit, genoß er, auch im Lebenswandel höchst erbaulich, die größte Theilnahme seiner Zeitgenossen und selbst Luther bekannte große Sympathie für seine Predigten. Mitten in seiner glänzenden Laufbahn ward einst der berühmte Doctor der Theologie von einem Laien überführt, daß er noch nicht ganz zur Gnade in der Selbstverleugnung durchgedrungen sei. Eines Sonntags verstummte er plötzlich auf der Kanzel unter vielen Thränen und erst nach zwei Jahren still beschaulichen Lebens wagte er wieder sie zu betreten und redete mit neuen Zungen von der Lust des Liebestodes in Gott. Er starb im Dominikanerkloster zu Straßburg am 16. Juni 1361.

Seine Werke erschienen als:

Sermones des hochgeleerten in Gnaden erleuchten Dr. Johann Tauler, von latein in teutsch gewendt. Augsburg, 1498. 1508. Basel, 1531. (Neu bearbeitet: Predigten. Frankfurt am Main 1826. 3 Thle.)
Seine Opera, zu Cölln, 1548. (Uebersetzt, mit Speners Vorrede. Nürnberg, 1688.).

T's Predigten entsprangen aus der Tiefe innigster gläubiger Begeisterung und verbanden mit reichster Wärme des Herzens große Einfachheit und Verständlichkeit, besonders seitdem er sich von der metaphysischen Behandlung seiner Stoffe ab und der reinen geistigen Auffassung und Behandlung zuwandte. Für die Ausbildung deutscher oratorischer und didactischer Prosa waren seine Kanzelvorträge von hoher Wichtigkeit, denn, wenn er sie gleich deutsch hielt, während er sie lateinisch niederschrieb, so daß sie erst wieder zurück in das Deutsche übersetzt werden mußten, so ward doch die Sprache außerordentlich durch neue Wortbildungen und Wendungen, welche er ursprünglich eingeführt und die sein Uebersetzer wieder anwandte, bereichert, um so mehr, als sich viele hochbegabte Männer um ihn sammelten, die seine Weise nachzuahmen und zu erreichen strebten.

Zwei Predigten von Johann Tauler *).

1. Ueber Paul. II. ad Corinth. III. v. 6. Littera occidit, spiritus autem vivificat.

Item die bredir usser sanctr pauweis rpistete des zwölften sunnendages teret wie wir got liden söllent in allen sinen goden, in allen sinen bürden mit rehter langbeitikeit.

„Die geschrift die toetet, und der geist machet lebende." Es sint zwo wisen **) des volkes ond der friunde gottes. Dir eine das was die alte e, das alte gesetzede. Die

*) Nach W. Wackernagel's Recension.
**) Die Straßb. HSS. Es sint zwei wesen zwo wisen.

ander die niuwe e, das niuwe gesetzede. Die alte gesetzde die muosten alle menschen halten die behalten solten werden, biz das christus geboren wart, vn mit allen ieen ampten, biz die niuwe e kam mit iren gesetzeden ond iren ampten. Vnd ist dise alte gesetzede gewesen ein weg, ein gantze figure der niuwen gesetzede. Vnd siht ein ieklich disem niuwen rechte vnder die ougen. Vnd würt mit dem alten bereit zuo dem niuwen. Wan ein ieglich ding das enphohen sol, das muos zuo dem ersten enpfenglich werden. Die alte gesetzede die hatte vil ontregenliche dürden, vnd hatte griuweliche urteile vnd strenge dewegunge der gerechtikrit gottes vnd ein vinstere verre hoffenunge einre erloesunge: wanne die pforten warent in gar vad zuo mole beslossen, das siu mit alme irme lidende vnd iren werken niut hin en mohten. Aber siu begerten sere, vnd muostent lange vnd swerliche beiten e danne die niuwe e keme: Das ist fride ond fröide in dem heiligen geiste. Wee nu zuo dem niuwen wil kummen, an allen zwisel, er muos mit dem alten vereinet werden. Er muos liden vnd tragen die burden vnd böigen sich vnder die gewallige hont gottes, daz siu lident jndewendig ond vsswendig, wanne es her kummet. Kinder, sehent für iuch: dem binge muos vil anders siu banne ir wenent; und haltent die lere gottes vaste, vnd wer enpfangen hat, der halte vil wislich, wie lange ir siu habent, Vnd vnderbliegent iuch, vnd tragent got in allen den wisen und durch wen er kummet. Wellent ir iemer zuo dem niuwen kummen, so muessent ir das alte vor liden, ond forhtent iuch in demuetikeit iuwers hertzen, So wo iuch iemer trost geschit von innen vnd von vssen. wan es en mag den weg niut durch: es muos disen weg vnd keinen andern. Kerent es ir wie ie wellent, es muos sin. dae vmb getrostent uch der saeramente geistlicher erliuchtunge, göttelich gefuelen vnd alle menschliche helfe. Je lieben, böigent den alten menschen vnder die amdahl der alten e mit aller demuetikeit vnd gelassenheit, vnd lident got in allen sinen goben mit allen sinen bürden: in der worheit, sin bürden sint lihte vnd sin ioch das ist senfte. Lieben kinder, ich beuilhe iuch von grunde mins hertzen vndee daz geuengniſſe des eriutzes vnsers heeren iheſu christi, Das das ſie in iuch ond usser iuch, hinder inch vnd für iuch, vnd mit starker truckunge, mit grundeloſer geloſſenheit, wie got wil vnd eweelliche gewellet hat: dan für iuch mit verwegenheit aller zukünfteiger libunge; Noch iuch mit vernichtunge aller menſchen vnde ſmacheit vnd hinder reden. Alſus vnderteugt den alten menſchen vnder die alte e, biz das cheiſtus in der woeheit gedorn wurt in iuch in der niuwen e, Do wor fride vnd fröide vf ſtet in der worheit. Die heiligen vetteee, wie ſeee ſiu degertent, do muoſtent ſiu bennoch beiten fünf tuſent ior: Aber in der woeheit, woltent ir iuch alſus loſſen, Ir endürſtent niemer ein ior gebeiten. gedenkent, obe ir ein virtegigen ritten hettent ein ior oder zwei, ir mueſtent in liden. Die ander libunge der alten e das worent griuweliche ürteil vnd ſwere dewiſunge der gerechtikeil gottes. Das bewiſet ſich mit maniger wis, mit libunge, mit biſſender conecieneicn. Das wollent ſoliche vs würken mit bichtende. dos du tuſent werde bichteſt, es en hilfet dich niut. So wanne totſünde veerichtet ſint mit genuog tuonde, ſo ſoi man das ander got loſſen vnd liden, biz das es aot quot machet. bichte ime die ondern mit verbünſterunge jndewendig. das wellent ſiu abe iegen mit fragende vnd mit horrende, vnd hoffent ie ſiu füllent do iut niuwez hoeren, vnd ſenent ſich bar nach. Nu louf alle dine ior: es enhülfet dich niut. Du muoſt es von jnnen warten Vnd do nemen, oder do würt niut vs. Ich han ouch geſehen den heiligſten menſchen den ich ie geſach jndewendig vnd vſſewendig, der nie denne fünf bredigen allen ſinen leben *) gehort hette. Do ee wuſte vnd ſach was der mere was. Do gedachte er es were genuog, vnd ſtarp dem er ſterben ſolte vnd ledete dem er leben ſolte. Las das gemeine volk loſſen vnd hoeren, das ſiu niut verzwifelnt noch in vnglouben en uallent: Aber alle die gottes jndewendig vnd oſſewendig wellent ſin, die keernt ſich zuo in ſelder vnd in ſich ſelder. Vnd wellent ie iemer tiuere werden, ſo mueſſent er iuwer vs ſuochen begeben vnd iuch in kerea. Vnd mit worten gewinnet ir es niemer: Horent wie vil ir wellent; danne alleine minnent ond meinent got von grunde iuwers hertzen vnd iuwern nehſten alſo iuch ſelbee, Vnd loſſent alle ding vſ in ſelder ſton, Vnd tuont iuwer hertze mit den heiligen vettern gottes zuo begerende, vnd degerent das ir begerent, vnd loſſent alle ding Das dritte das die alle e hatte, das was ein vinſter hoffenunge vnd veere einer erloeſunge: Wanne die pforten worent beſloſſen, Vnd en was enkein prophete der ſprechen mohte wenne die loſunge beſchehen ſolte. Alſo muos der menſche ſich gotte loſſen einualteclichen in ganzer getruwunge vnd**) ſinen ewigen willen. Wanne er wil das es geſchehe in gebeitſamer geloſſenheit: Sicher ſo kummel er. Er würt geborn: aber wanne, das los ime. ettelichen in irme altere, ettelichen an irme ende. dis deuilhe als ime.*) Vnd du endarft dich enkeinre ſunderlichen uebunge an nemmen: dan halt die gebot vnd den heiligen glouden. Die artikele des gelouben die lerent vnd die heiligen gebot. Vnd lident iuch vnd loſſent iuch in allen dingen: Sicher ſo würt in iuch gedorn chriſtus die niuwe e, fride in der worheit vnd fröide in dem heiligen geiſte. Würt in iuch gedorn ein engelſch leben in ſudtikeit, in vernunſt, das dunket inch ein groz ding. Nein, des iſt vil me: der geiſt machet lebende Ein wor gottelich leben ſin ſelbes übee alle engelſch leben oder menſchen verſtentniſſe, über alle ſinne vnd vernunſt. Aber durch diſen weg ond niut anders wolkummet der menſche dar zuo, das er dis ebel weſen verſtet, vnd floreret mit den ſonnen hie inne vnd in der vernunft. Aber das man es ſie vnd das man es gewerde, do en mag man niut zuo kummen dan diſen weg wore geloſſenheit: dan vindet man es ſicherlichen. Die leuten truogent die arken: me hie tragent vns die arken. So wer got nu nuit wil liden in ſinre gerechtikeit vnd in ſinen urteilen, on allen zwiſel, er vellet ewiklichen vnder ſine gerechtikeit vnd in ſin ewig ürteil. Des en mag niut anders ſin. Kere es wie du wilt: du muoſt dich loſſen vad liden in der worheit. So treit vns got in allen dingen: in allem lidende, in allen durden ſo biutet got ſin achſele vnder vnſer burden Vnd hilſet vns liden vnd trogen. durch got libent: Wan litten wir vns werlichen vnder got, ſo en würde vns kein liden noch niut vnlidelich. wan wir nu ſint one got vnd ſtent in unſerere eigenre krangheit, Dar vmb en mugen wir**) niut geliden noch gewürken. Das wir dis ioch gottes alle tragen würdeelichen, Des helfe vns got. Amen.

*) leben] die Papierhandſchrift lebetagen.
**) vnd] in

II. Ueber Luc. X. v 23: Beati oculi qui vident quae vos videtis.

Item die dredie uſſer ſaneta lucas ewangelio des dritzehenden ſunnentages leret vns noch dem einen werden das got ſelder iſt, Vnd bekennen vnſer ſelbes dlintheit vnd ſnoebikeit, do durch wie gezogen werdent zuo rechter demuetikeit geiſtes vnd naturen.

Man liſel das ſich vnſer herre zu einem male frömete, do er jndewendig an ſach die oon ſinem vatter fürſehen worent, Vnd ſprach „Ich danken dir, himmeliſcher vatter, das du diſe ding heſt verborgen vor den groſſen ond den wiſen dirre welte, Und haſt ſiu groſſendaret den kleinen.“ Do kerte er ſich zuo ſinen geminneten jungern Vnd ſach ſiu an, vnd er hud an das ewangelium das man nu liſet von dee wochen von der zjit: „Beati oculi qui vident que uos videtis, Selig ſint die ougen die do ſehent das ir do ſehent. Wanne vil künige vnd propheten degerten zuo ſchende das ir do ſehent, ond enſehent es niut; Vnd zuo hoerende das ir hoerent, vnd en hortent es niut.“ Do kam ein meiſter von der e Vnd wolte unſern herren verſuochen onb in do mitte verwerfſen, Vnd ſcoget in ond ſprach „meiſter, was ſol ich tuen, das ich das ewige leben beſitze?“ Vnd vnſee heere entwürte ime guetlich, vnd wuſte doch wol das ſin meinunge valſch waz, ond ſprach „Wie liſeſtu in der e?“ Do ſprach er „das man got minnen ſol von allem hertzen und ſelen vnd von allem gemuete, vnd den nehſten alſo ſich ſelder.“ Do ſprach vnſre herre „das tuo, vnd du ſolt leben.““ Nu nemea wir das erſte wort „Selig ſint die ougen die do ſehent das ir do ſehent.“ Der menſche hat zweierleige ougen, vſſewendige ougen vnb jndewendige ougen; Vnd were das jnnerliche ouge niut, So wee es herte ſnoede krang ding mit dem vſſewendigen ougen vmb den menſchen, Vnd ſo wer der menſche alſo ein vihe oder tier. Lieben kinder, wie mag nu dos ſin, das die edeie vernunft, das jndewendige ouge, alſus erbermetlich erblendet iſt, das es dis woren liechtes niut en ſiht? der mordige ſchade iſt dannan von kummen: Do iſt ein dicke grop hat vnd ein dickes vel über gezogen: Daz iſt minne vnd meinunge der creaturen, oder es ſi bee menſche ſelber oder ettewas des ſinen; Vnd don dem iſt der menſche blint vnd toup worden, ſiu ſint in welicher ſtat ſiu ſint, weltlich oder geiſtlich. Vnd hie mit gont ſiu zuo dem heiligen lichom unſers herren, Vnd ie me ſiu bar gont, ie touber ſiu ſint vnd ie blinder ſiu werdent vnd die hut ie licter würt. Kinder, wannen von wenent ir das das kumme, das der menſche in ſinen grunt in kciae wis mit niut kummen mag? Das iſt des ſchult: do iſt alſo manige bicke hut über gezogen, dicke alſo ohſen ſtienen, Vnd die hant im ſin innerkeit alſo verdecket, das got noch er ſelber niut drin en mag: es iſt verwahſſen. Wiſſent, ettliche menſchen mugent driſſig oder vierzig hinte haben, dicker groder ſwarzer hiatt alſo beren hiute. Wele

*) ſich fehlt. **) wir vns.

ſint diſe hiute? das iſt ein ieglich ding de du dich mit willen zuo kereſt, Es iſt gemuetwilligkeit an worten vnd an werken, vn gunſt vn angunſt, Hochmuetikeit, eigenwilligkeit, behegentlicheit deheines dinges ane got, hertmuetikeit, lihtvertikeit, vndehuorſamekeit der wandelungen. Diſer geliche machent alle dicke hinte Vnd gras mittel die den menſchen die ougen verblendent. Vnd alſa balde alſo der menſche dis mit lideu an ſiht vnd ſich gotte dis demvetiklichen ſchuldig git vnd ſich willen hat zuo beſſernde noch ſiner maht, Zuo hant ſo wirt es alles gnot; ſa ehte ſich der menſche demuetiklichen bekennet, So wirt es alles gnot rot. Aber etteliche liuten den iſt rehte, was man in ſeit, das got in zuo hertzen nivt; Rechte alſa ode ſin ſint entſloſſen, Alſo ſint in die vel gewahſſen vor den ougen vnd den oren. Die abgotte wellent ſin niut loſſen, woler künne ſiu ſint. Siu knout alſa fronwe ſara tet die af die abgötte ging ſitzen. Die dilde die man von den hat die mochent hinderniſſe, Vnd die vel avllent ime für die inren ougen in die oren, das die ougen der vernunſt niut mugent geſehen danvn von ſiu ſelig werven. Selig ſint die ougen denne die de ſehent dvs ir do ſehent. Ein menſche der do ſinne hette, der möhte an im ſelber pruefen: itali *) weltlichen hertzen den vlſa wol iſt mit den creatiuren die zuo mole niut ſint; So mueſt es ein wunder ſin mit dem dis wunder alles as geſloſſen iſt. Vnſer herre der ſprach das ſine jungern ſelig weren mit iemr geſihte. Wellen wir nu erchte pruefen, ſo ſüllent wir wol ſelig ſin: Wanne wir ſehent verre me aon vnſern herren ihesu chriſto Wanne die jungeen totru. Wanne S. Peter oder ſunt Johannes, ſin ſohent einen armen kranken lidelichen menſchen nor u gon, vnd wir bekennent in dem heiligen wirdigen glouben Einen groſſen würdigen gewaltigen got and herren, der himmel and erden and alle creatiuce aon niht gemachet hat. Sehent wir dis recht vn, ſo ſint anſer ougen ſelig ewecliehen. Lieben kint, die groſſen pfaffen and die leſemeiſter diſputierent weder bekenntniſſe merer ande edeler ſi oder minne. Aber wir wellent nu alhie ſogen aon den ledmeiſtern. Alſo wir dar kummen, denne füllen wir aller dinge worheit wol ſehen. Vnſer herre ſpvoch „eins iſt not.“ weles iſt nu die **) eine daz alz not iſt! Das eine das iſt das du bekenneſt din niht das din eigen iſt, was du biſt and wee du biſt mit dir ſelber. Vmb dis ein haſtu anſerm herren vlſo angeſt gemachet, das er blnot ſwitzete. Vmb das dn dis eine niut wolteſt bekennen, ſo ruoſt er an dem erluhe „got, min got, wie haſt dn mich geloſſen!“ wanne das eine bes nat iſt alſo gar von allen menſchen ſolte verloſſen ſin. Liebes kint, lo vven alles dva ich and vlle lerrer ir gelerrent vnd alle würkliheit vnd ſchouwelicheit Vnd hoch contemplieiern, and lerent alleine dis ein, das ivch dvs werde: So hant ir wole gearbeitet. Dar amb ſprach anſer herre „maria het den beſten teil aſſerwelt.“ In der worheit, kundeſtu dis alleine erlangen, ſo beiteſtu wol erlangee niut ein teil, ſunder alles. Dis eine iſt niut das etteliche liute kunnent alſo vernunſtielichen ſagen Von irme nihte und alſo demveticlichen, Recht alſo ode ſiu die edel tugent weſenlichen beſeſſen habent; Vnd die ſelben ſint in irme grunde noch groſſer wanne der tuom ſy. Diſe wellent gros ſin vnd ſchinen; ſiu triegent die liute vnd allet meiſt ſich ſelber: wanne ſiu ſint die, die in dem truge in der worheit blident. Kinder, diſer gruot der iſt wenig liutes bekant: Zelent das drin menſchen die ſint die dis an gange. Dis iſt niut in dem gedanke noch in der vernunſt: Aber entriuwen, es hilfel gar wol dar zuo, das man es ſteticlichen für ſich neme Vnd von flifſe kumme zuo weſende: Wan flifſige uebunge die machet zuo leſt ſoemelich and weſenlich. Alſo balde alſo man eins af ſehendes gewar werde jndewendig oder aſſewendig, Denne zuo hant ſol man nider ſinken in den aller tiefſeſten grunt ſnelleclich ſunder beiten: In dem grunde entſinke in din niht. So kumment etteliche vnd ſpeechent „ich tuon alle tage dis oder das: iſt das das leben vnſers herren?“ and alſus vnd alſo. Liebes kint, halteſt du aon keime tuonde oder wiſe die du getuon maht, das das iut ſülle ſin, So wer dir vil weger das du niut enteteſt and kerteſt in das iuter niht, niht tugen, niht vermugen, danne du in alſo groſſee würglicheit ſtuendeſt jndewendig vnd vſſewendig Vnd du dines nihtes vergiſſeſt. Nu reden wir aon dem aſſeen menſchen. Sich an, was biſtv? wonnen aon diſtu kummen? von einer vnſletiger vnreiner ſaler boeſer materien, die angeſtig iſt an ir ſelber vnd allen menſchen. Vnd nu, was diſtu worden! ein anreiner ſtinkender ſag vol dahtes, vnd keia ſo edel, ſo reine ſpiſe noch trang in dich kummt noch ſo ſchorne noch ſo reine, es werde in dir ſtinkende vnde vnlidelich vnd ſmachende. Vnd es en hat nieman den anbern ſa liep, and die dar vmb ſich dicke ſins ewigen lebendes hant vertroſt Vnd ewig hellebrant hant geworet zuo ſinde, ſtirbet er, das er in müge dv ſich non ***) geliben, Er ſliehe in me wanne einen totru hunt. Nu hat got alle creaturen wider die natuer gefaſt, den himmel, die ſunne vnd die ſternen. Nu friuert dich; nu zno heis, nv zno kalt; Nu riſſen, nu ſne; nu iſt dir wol, nu iſt dir we; Nu hunger, nu turſt; nu die wolfe, Nu die ſpinnen; nu bie fliegen, nu die froehe: Vnd der enkanſtu dich dicke niut erwern. Nu ſich wie die tumben vihe herlicher ſint in ir naturen: in wahſſent ir kleider, do mitte ſin benuerget, iſt es worm, iſt es kolt. Vnd dn muoſt aon ime iehenen din kleit, and an dem ſelben armnote minneſt du luſt and gennegebe vnd hochuart. Iſt das niut ein anſprechenliche blintheit? Die tier, das vihe gennegede an ſpiſe, nn tranke, an kleider, an betten, als es got gemachet het. Nu ſich, was gehoert wunders der zus, das dine vrme nature enthalten werde; Vnd do von nimmet mvn dar zus groſſen luſt, vnd uebet groſſe gebreſten an der nutzunge der toten vihe. Hie vor alſo die heiligen ſoltent eſſen, ſo weindent ſiu; vnd ſa ſiu ſterben ſoltent, ſo lachetent ſiu. Nu ſich vor an din niht. Was haſtu jomers in diner nature! Betteſtu gerne, aaſteſtu gerne, weineſtu gerne, was würt hie vs! das dn wilt, das tuoſt dn °). was wunders ſtot dicke in dir vf aon maniger wunderlicher bekorunge, and wie manigen gebreſten aerhenget got über dich Jndewendig and vſſewendig! Achte das du dis gelereſt: dvs iſt not. Gehab dich wol: got aerhenget es alles amb din guot, Das du mit allem diſem in din niht geroteſt; Vnd iſt dir dis lihte vil beſſer danne das du in groſſen dingen ſtuendeſt. So kumment die liute über dich mit griuwelichen geberden vnd ſweren worten, Vnd denne diſe groſſen aernunftigen mit den geſwindeſten groeſten hoehſten worten, rechte alſo ſiu die apoſteln ſin. Liebes kint, ſinke in den grunt in din niht, and ſo den ruen mit allen ſinen glocken vf dich vallen; Lo alle die tiuſele die in der helle ſint über dich kommen, Himel vnd erde mit allen creaturen: Es ſol dir vlles wunderlichen dienen. Sinke echte dn: dir würt das vller beſte teil. Nu ſprechent ſiu „herre, ich gedenke vlle tage dvs liden anſers heeren, wie er ſtuont vor pilato and vor herode and vn der ſtulle, Vnd do vnd do.“ Liebes kint, ich wil dich leren. du ſolt vlſus dinen got an ſehen: niut alſo einen lutren menſchen; Sunder ſich an den aller groeſten gewaltigeſten ewigen got, der himmelrich vnd ertrich mit einem worte gemachet hat and zua nihte machen mag, vnd der über weſentlich vnd über bekentlich iſt, Das der wolte alſo zuo niute weeden für ſin arme creatur; and ſchame dich, dn toetliche hünden menſche, das du ie ere and vorteil vnd hochuart gedahteſt, vnd vnderträcke dich vnder das erinee, wa es her kummet, jndewendig and aſſwendig; Biuge din hochuertig gemuete ander ſin dürnin krone, vnd volge dinem geeiuhigeten got mit vnderworfenem gemuete in wore verkleinunge din ſelbes in allen wiſen, jndewendig vnd vſſewendig. Sit din groſſer got alſo gar zno niute iſt worden vnd verurteilt iſt oon ſinen creaturen and geerniniget iſt and erſtorben, Alſus ſoltu mit getultigeme lidende vnd mit aller lidender demuetikeit dich in ſin liden erbilden and dich darin truckten. Dis tuent die liute niut: Aber ein iegeliches gedenket wol an dvs heilige liden vnſers herren In einer verloſchener blinder rower minne, Alſa das der gebong in der uebunge niut en würket Das er ſins gemaches oder hochuart oder eren oder liplicher genuegede ir ſinne dar vmb enderen welle: Dvnne ſiu verblident als alſo ſiu ſint. Ouch wie wenig früht bringet das minneclihe liden vnſers herren an den liuten. Die frubt ſchinet an dem erbilden vnd an dim leden vnd an den ſieten vnd an den werken. Liebes kint, alſus ſoltu dis heilige liden vnſers herren ueben vnd überdenken, das es ledende frücht an dir beinge, Vnd ſolt dich ſelber verniuten, Vnd ſolt loſſen dich dunken das dich die erbe vndillichen af irme rücken tragen ſol Vnd daa ſiu dich niut verſtindet in ſich; and gedenke das monig tuſenf menſchen in der helle ſint die lihte nie alſo vil vnertikeit gewunnent; Vnd het in got alſo vil liehtes gegeben Vnd alſo manig gros guot geton vlſo er die het geten, Siu werent dir vngeliche worden: Vnd er het din geſchonet vnd gebeitet, Vnd er hat ſiu eweclihe verdompnet. Dis ſolt du dicke an ſehen and ſolt ein trahen waſſers niut mit frihelt and aermeſſener getöreſtekeit getueren nemmen denne mit temuetiger aechte. Rüze alle ding noch notdurft diner krangheit and niut noch genuegede. So kumment etteliche vnd ſagent aon alſo groſſen vernunſtigen and über weſenlichen, über formlichen dingen, Rechte alſo ſiu über die himele geflogen ſint; Vnd ſiu bekantent noch nie einen trit aſſer in ſelber noch bekentniſſe irs eigenen nihtes. Siu mugent wol ſin kummen zuo uernunftiger worheit: Sunder zuo der ledenden worheit, do die worheit worheit iſt; Dar zuo kummet nieman danne durch diſen weg ſins nihtes. Vnd wer diſen weg niut gangen iſt, der ſol mit groſſeme ſchaden do ſton, do alle ding endecket werdent. O kinder, denne möhtent ſoliche wellen das ſiu nie

*) ſteht ***) diſ dis ***) by ſich von, di ime

*) das (uoſt du) das tuoſt du niut und das du niut enwilt, das tuoſt du.

geistlichen schin hettent gewunnen, Vnd das siu nie von hohen vernunftigen dingen hettent gehoeret sagen noch do mitte omde gegangen hettent noch also grossen nammen nie gewunnen en hettent, Vnd sullent denne wunschen das siu alle ir tage mit dem vihe vf dem velde werent gangen ond ir droctelin mit irme sweisse gewunnen hettent. Kinder, es kummet der tag das got wil vorderunge tuon von den minneclichen goden die er ime *) so mitteclichen omd strówet Vnd der man so krenglichen nn gebruchet sunder alle früht. Disc verkleinunge sol niht bringen ein zwifeliche vorhte, also die zwifeler: Sunder siu füllen würken einen demuetigen onderval onder got ond onder alle ereatiuren in rechter gelossenheit. Hel ouch der mensche nu in ime lut für demuetikeit, so wer es valsch. Dar vmb sprach unser heere „Ir werdent also dis kint. niergent ade sol man haltent **). Lossent die kleinen zuo mir kummen." dag ertrich ist das aller niderste von allen elementen Vnd hat den himmel von siner nidertheit aller meist geflohen, Vnd dannen von so iaget im der grosse himmel mit aller siner kraft aller meist noch, Vnd sunne ond mone ,ond alle die sternen, Vnd würkent die aller groeste früht in der erden oor allen den hohen obersten elementen. Wo ouch das tal aller tiefest ist, do fliusset das wasser aller meist: Die telre sint vil früchtberer gemeinlichen wan die berge. Disc wort verkleinunge die versinket in das gottelich innerlich abgründe. Kinder, do lont siu sich zuo mole in rechter worer verlornheit ie selbes. Das obgründe das inleitet das abgründe: Das geschaffene abgründe das inleitet oon siner tiefte wegen; Sin tiefte vnd sin bekant niht das ziuhet das ongeschaffen offen abgründe in das ander abgründe, vnd würt da ein einig ein; Ein nidt in das ander niht, Das niht do S. Dyonisius ade sprach das got niht en si alles das man genemmen oder verston oder begriffen mag. Do würt der geist gelossen in dem, das in got wolte alzun mole niht machen, Vnd möhte er in dem zuo mole zuo nihte werden, er würde es oon des nihter minnen ond*) das er versunken ist: wanne er en weis niht, er mint niht, er en smacket niht wan das ein. Kinder, disc ougen die alsus sint sehende worden, die sint wol selig, Vnd von dem möhte onser herre wol sprechen „Selig sint die ougen die do sehent das ir sehent." Das wir alle denne selig werden mit einer worer gesiht onsers eigen nihtes, Des helfe ons got. Amen.

*) ime] nu ** halten. *) und] in

Heinrich der Teichner, s. Meistersänger.

Wilhelm Abraham Teller

ward am 9. Januar 1734 zu Leipzig geboren, erhielt unter der Leitung seines Vaters, Romanus Teller, eines zu seiner Zeit angesehenen Theologen, eine vortreffliche Erziehung, die ihn befähigte, schon 1749 seine Studien in derselben Wissenschaft zu beginnen. 1753 wurde er Magister der Philosophie, 1755 Katechet an der Peterskirche und bald darauf Baccalaureus der Theologie. In diesem Grade durfte er docliren und in der Universitätskirche predigen. Schon 1756 legte er in einer Druckschrift über den hebräischen Bibeltext ruhmvolles Zeugniß von seinen Studien ab. 1758 wurde er Sonnabendsprediger an der Nicolaikirche, nachdem er einen ähnlichen Ruf nach Göttingen abgelehnt hatte. Ganz unerwartet erhielt er im Jahre 1761 einen Ruf als Generalsuperintendent und ordentlicher Professor in Heimstädt und, nachdem er zu Leipzig vorher in einer höchst merkwürdigen Disputation den Doctortitel seinen orthodoxen Gegnern abgezwungen hatte, trat er den neuen Wirkungskreis an. Hier bildete er sein theologisches System zum Aergerniß Vieler, aber unter dem Beifall der Stimmführer jener aufklärungsstolzen Zeit vollkommen aus. Einen Ruf nach Halle an die Stelle des seligen Baumgarten schlug er aus Dankbarkeit gegen Braunschweig aus; aber als im Jahre 1767 ein zweiter Ruf nach Berlin als Oberconsistorialrath und Probst zu Kölln erfolgte, waren die Anfeindungen, die ihn wegen seiner jüngsten Schriften immer bitterer trafen, auf einen Grad gestiegen, der ihm die Entfernung von Braunschweig zur Pflicht machte. Jetzt begann die glänzendste Periode seiner Wirksamkeit, die sich unter einem Fürsten wie Friedrich, unter Ministern, wie Münchhausen und Zedlitz, in der innigen Verbindung mit Sack, Spalding und vielen anderen Mitstrebenden nach vielen Seiten hin auf das Glücklichste entfaltete. 1786 wurde er zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften ernannt. Auch an ihm gingen die der Aufklärung so verderblichen Folgen des Thronwechsels nicht spurlos vorüber; er erlitt die größten Kränkungen, blieb aber in seinem Glauben unerschüttert, den er in den freimüthigsten Schriften bekannte; schlug eine ehrenvolle Rückberufung nach Helmstädt aus und erwartete, überzeugt, auch duech dies Dulden seiner Sache zu helfen, — was er erwarten mußte, die Absetzung selbst: doch so viel wagten die hohen Gegner des Lichtes nicht. Er erlebte noch den Anbruch einer neuen Zeit mit des jungen Königs Thronbesteigung und starb, nur körperlich entkräftet, am 8. Decbr. 1804. —

Seine Schriften sind:

Predigten. Braunschweig, 1769.

Predigten von der häuslichen Frömmigkeit. Berlin, 1772.

Predigten an den Sonn- und Festtagen des ganzen Jahres. Berlin, 1785—1794.

Predigten über die Evangelien in Verbindung mit anderen Schriftstellern. Neu, 1787—1790. 4 Thle.

Freisinnigkeit, lichtvolle Behandlung des Stoffes, wahre Aufklärung verbunden mit Religiosität und trefflicher Darstellung verliehen seinen Kanzelreden zu jener Zeit einen um so höheren Werth, als er einer der Ersten war, welche sich von der herrschenden steifen Orthodoxie abwandten und diese Bahn einschlugen.

Tenelli, s. Millenet.

Wilhelm Gottlieb Tennemann

ward am 7. December 1761 zu Klein-Brembach bei Erfurt geboren, studirte Philosophie und wurde 1798 als außerordentlicher Professor der Philosophie, deren Doctortitel er schon längst erworben hatte, in Jena angestellt. Seit 1804 wirkte er als Professor der Philosophie zu Marburg und ward 1816 daselbst auch als zweiter Universitätsbibliothekar verwandt. Er starb am 1. October 1819.

Von ihm erſchien:

Lehren und Meinungen der Socratiker über die Unſterblichkeit der Seele. Jena, 1791.
Syſtem der platoniſchen Philoſophie. Leipzig, 1792—1795. 4 Thle.
Geſchichte der Philoſophie. Leipzig, 1798—1820. 11 Thle.; 2. Ausg. von A. Wendt, 1829.
Grundriß der Geſchichte der Philoſophie. Leipzig, 1812; 3. Aufl. 1830.

T's vorzüglichſtes Werk, die Geſchichte der Philoſophie, zeichnet ſich durch Fleiß und reiches Wiſſen ſehr vortheilhaft aus, iſt dagegen aber nicht frei von Einſeitigkeit, da er dem Kantiſchen Syſteme ſich anſchloß und von dieſem Standpunkte aus Alles auffaßte und beurtheilte.

Wilhelm Ernſt Tenzel

ward am 11. Juli 1659 zu Greußen geboren, ſtudirte zu Wittenberg und wurde 1685 Lehrer am Gymnaſium zu Gotha und Aufſeher der Kunſtkammer und des Münzcabinets. 1702 ging er als Rath und Hiſtoriograph nach Dresden, legte dies Amt jedoch bald nieder und lebte als königl. polniſchee und kurfürſtlich ſächſiſcher Rath ſeinen gelehrten Beſchäftigungen. Er ſtarb am 24. November 1707. Er gab heraus:

Monatliche Unterredungen von allerhand Schriften. Leipzig, 1689 ff. 17 Bde.
Curieuſe Bibliothek. Leipzig, 1704—1706. 3 Thle.

T. iſt in der Geſchichte der deutſchen Literatur von Intereſſe, da er zuerſt das Journalweſen in dieſelbe einführte. Wiſſenſchaftliche Streitigkeiten verſchiedener Art erwarben ihm damals einigen Ruf, der ihn jedoch, da er eigentlich nichts Bedeutendes leiſtete, nur ſehr kurze Zeit überlebte.

Johann Nicolaus Tetens

ward am 16. September 1737 zu Tetensbüll in der Landſchaft Eiderſtädt im Herzogthum Schleswig geboren, ſtudirte von 1755—1758 zu Roſtock und Copenhagen, promovirte zu Roſtock als Magiſter und trat 1759 als Privatdocent zu Bützow auf. 1763 erhielt er daſelbſt die ordentliche Profeſſur der Phyſik und bekleidete von 1765—1770 die Directorſtelle am dortigen, durch ihn neu organiſirten Pädagogium. Im Jahre 1776 folgte er einem Rufe nach Kiel, wo er die Profeſſur der Philoſophie und Mathematik erhielt; 1789 wurde er zum Aſſeſſor im Finanzcollegium und Caſſendirector in Copenhagen, darauf 1791 zum königlich däniſchen Etatsrath und Deputirten im Finanzcollegium, 1803 endlich zum Conferenzrath daſelbſt ernannt. Auch war er ſeit 1787 ordentliches Mitglied der königl. däniſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Copenhagen. Er ſtarb am 19. Auguſt 1807.

Seine Schriften ſind:

Gedanken über einige Urſachen, warum in der Metaphyſik nur wenige ausgemachte Wahrheiten ſind. Bützow, 1760.
Von den vorzüglichſten Beweiſen für das Daſein Gottes. Bützow und Wismar, 1761.
Ueber den Urſprung der Sprache und Schrift. Bützow und Wismar, 1772.
Ueber die allgemeine ſpeculative Philoſophie. Bützow, 1775.
Philoſophiſche Verſuche über die menſchliche Natur und ihre Entwickelung. Leipzig, 1777. 2 Bde.

T. erwarb ſich vorzüglich dadurch Ruf, daß er zu ſeiner Zeit Gegenſtande der practiſchen Philoſophie allgemein verſtändlich behandelte und auf eine klare und lichtvolle Weiſe darzuſtellen wußte.

von Tettingen, ſ. Minneſinger.

Theodor Chriſtian Tetzner

ward am 15. November 1792 zu Frankenhauſen geboren, ſtudirte zu Halle und Jena Theologie und wurde 1816 an der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal angeſtellt. 1817 ging er als Lehrer an das Halle'ſche Waiſenhaus und Pädagogium, 1819 nach Magdeburg als Director der Handlungs- und Gewerbeſchule. Seit 1824 lebt er als Director der Bürgerſchule und Doctor der Philoſophie zu Langenſalza.

Er veröffentlichte:

Die Abende auf dem Herrmannſtein, Sagen für die reifere Jugend. Magdeburg, 1821.
Kurzer Leitfaden zum Unterricht in der deutſchen Sprache. Hannover, 1821.
Die Schule der ſieben Weiſen. Nordhauſen, 1822.
Leſebuch für Bürgerſchulen. Magdeburg, 1822.
Der Weg zum Leben. Nordhauſen, 1822.
Lehrreiche und unterhaltende Erzählungen für Knaben und Mädchen. Magdeburg, 1823.
Geſchichte der Römer. Brandenburg, 1824.
Geſchichte der Hellenen. Brandenburg, 1824.
Ausgewählte proſaiſche und poetiſche Lehrſtücke. Langenſalza, 1827.
Zeitgeiſt und Stock, zwei Schulreden. Langenſalza, 1827.

Ein wackerer Schulmann, der ſich namentlich durch treffliche Lehrbücher und ausgezeichnete Gelegenheitsreden einen ſehr geachteten Ruf erwarb.

Digitized by Google

Georg Teubner,

um das Jahr 1777 zu Schlid geboren, lebte als Doctor der Philosophie in seiner Vaterstadt.

Er gab heraus:

Das silberne Kalb. Erfurt, 1803.
Gott Wetzels Zuchtruthe des Menschengeschlechts. Erfurt, 1804.
Die Leiden des jungen Moz. Erfurt, 1804.
Die silberne Kuh. Erfurt, 1805.

T. suchte in seinen humoristischen Schriften Jean Paul und Benzel Sternau nachzueifern, blieb aber weit hinter seinen Vorbildern zurück, da es ihm an Originalität und Tiefe fehlte.

Christian Friedrich Gottfried Teuscher

ward im Jahre 1791 zu Delitzsch geboren, studirte Theologie und lebte zuerst als Pfarrer zu Blankenhain im Großherzogthum Weimar, bis er dem Ruf zu der Superintendentur zu Buttstedt folgte. Er erwarb auch die philosophische Doctorwürde.

Von ihm erschien:

Saladdin, romantisches Gedicht in vier Gesängen. Leipzig, 1819.

Glückliche Erfindung und treffliche Behandlung der Form und Sprache erwarben diesem Gedichte den von den Herausgebern des Almanachs Urania für ein romantisches Epos ausgesetzten Preis.

Adalbert von Thale, s. Becker.

Der Thaler, s. Minnesinger.

Franz Ignaz Thanner

ward am 9. Februar 1770 zu Neumarkt in Baiern geboren, wirkte, nachdem er seine Studien vollendet, zuerst als Gehülfspriester in der Damstadtkaplanei, seit 1802 aber als Professor an der Universität zu Salzburg. 1805 ging er als Professor der Philosophie, deren Doctorwürde er schon besaß, nach Landshut, 1808 auf einen ähnlichen Ruf nach Inspruck, wo er blieb, bis er 1810 zum geistlichen Rath und Director des Lyceums zu Salzburg ernannt wurde.

Er gab heraus:

Predigten und Predigtentwürfe. Salzburg, 1801.
Versuch einer faßlichen Darstellung der kantischen Philosophie. München, 1801—1805.
Mutschelle's Moraltheologie, fortgesetzt. München, 1803.
Der Transscendentalidealismus in seiner dreifachen Steigerung. München, 1805.
Idee des Organism, angewandt auf das höhere Lehrgeschäft. München, 1806.
Handbuch der Vorbereitung zum selbstständigen wissenschaftlichen Studium. München, 1807.
Versuch einer möglichst faßlichen Darstellung der absoluten Identitätslehre. München, 1810.
Logische Aphorismen. München, 1811.
Lehr- und Handbuch der theoretischen und praktischen Philosophie. München, 1811 u. 1822.
Wissenschaftliche Aphorismen der katholischen Dogmatik. München, 1816.

Th. schloß sich den Naturphilosophen an und zeichnete sich durch treffliche Entwickelungen und Darstellungen dieses Systems sehr vortheilhaft aus. Als katholischer Kanzelredner erwarb er sich gleichfalls mit Recht einen gefrierten Namen.

Andreas Tharäus,

um 1570 geboren, lebte als Prediger zu Friedensdorf in der Niederlausitz. Sein Todesjahr ist unbekannt.

Er schrieb:

Erbärmliche Klage der lieben Frau Gerste und ihres Bruders Herrn Flachs. (Abgedruckt in Dornavii Amphith. i., S. 222.)

die aber durchaus keinen Werth hat.

Zacharias Theobald,

am 29. März 1584 zu Schlackenwald in Böhmen geboren, war zuerst Feldprediger, später als Pastor im Dorfe Krafftshof angestellt. Er hatte den philosophischen Doctorgrad und schon die Berufung zum Professor der Mathematik in Prag erhalten, als er im Jahre 1627 starb. Von ihm erschien:

Hussitenkrieg: oder Geschichte des Lebens und der Lehre Johann Hussens. Breslau, 1750.

Eine für jene Zeit gut geschriebene und durch die Behandlung des Inhaltes nicht minder werthvolle historische Leistung.

Digitized by Google

Ludwig Friedrich Franz Theremin,

am 19. März 1783 zu Granzow in der Uckermark geboren, erhielt von seinem Vater, der Prediger der französischen Gemeinde war, den ersten Jugendunterricht und besuchte dann das französische Gymnasium zu Berlin und darauf die Universität zu Halle, wo Knapp und F. A. Wolf besonders wohlthätig auf ihn wirkten. Im Jahre 1805 wurde er zu Genf ordinirt: als aber 1810 der nachmalige Staatsminister von Ancillon Erzieher des jetzigen Königs wurde, erhielt der junge Theremin dessen Stelle als französischer Prediger an der Werderschen Kirche. Vollkommen entfaltete sich aber erst sein Geist, als er ihn, seit 1815 als Hof- und Dompredi-ger, auch in deutscher Rede zeigen konnte. 1824 wurde er zum Oberconsistorialrath und vortragendem Rath in der Unterrichtsabtheilung des Ministeriums der geistlichen und Medicinalangelegenheiten, 1840 zum Honorarpro-fessor der Theologie ernannt. Außerdem ist er Doctor der Theologie und Ritter des rothen Adlerordens dritter Klasse. Er gab heraus:

Cervantes Drangsale des Persiles und der Sigismunde. Berlin, 1808. 1r Thl.
Des Preußen und des Franken Tod auf dem Schlachtfelde, Gedicht. Berlin, 1813.
Die Beredsamkeit, eine Tugend. Berlin, 1814.
Predigten. Berlin, 1817. 4 Thle. Neue Ausgabe, 1826.
Hebräische Gesänge von Lord Byron. Berl., 1820.
Die Lehre vom göttlichen Reiche. Berlin, 1823.
Stimmen aus Gräbern. Berlin, 1828.
Adalberts Bekenntnisse. Berlin, 1828. (1835.)
Das Kreuz Christi. Berlin, 1828. 1837.
Ueber die deutschen Universitäten, ein Gespräch. 1836.

Einer der ausgezeichnetsten lebenden Kanzelredner von eben so reicher als vielseitiger Bildung. Wärme, Innigkeit des Gefühls, Tiefe und Lebendigkeit sind seinen religiösen Vorträgen, Klarheit und Gründlichkeit seinen didactischen Schriften, Treue und Eleganz seinen Uebersetzungen, und Ideenreichthum, edel gestaltende Phantasie, Anmuth der Form und Wohllaut der Sprache seinen poetischen Leistungen eigen.

Anton Friedrich Justus Thibaut

ward am 4. Januar 1774 zu Hameln geboren, studirte zu Göttingen, Königsberg und Kiel, und wurde 1796 Doctor der Rechte zu Kiel. 1798 ward er als Adjunct, 1799 als ordentlicher Professor an der Juristenfacultät daselbst angestellt. 1802 ging er nach Jena, drei Jahre darauf nach Heidelberg. In demselben Jahre ernannte ihn die kaiserliche Gesetzcommission zu Petersburg zu ihrem Correspondenten. Nach der Befreiung Deutschlands von der französischen Herrschaft forderte er als eine der Hauptbürgschaften für die Sicherheit des neuen Staatenbundes ein bestimmtes, allgemeines deutsches Recht und rief dadurch Savigny's Gegensatz hervor. Er lehrt seit 1805 ununterbrochen in Heidelberg als Professor und Justizrath; 1818 erhielt er den Character eines geheimen Hofraths und 1830 das Commandeurkreuz des zähringer Löwenordens. Es war in vieler Hinsicht für Heidelberg ein unersetzlicher Verlust, als Thibaut 1839 starb, denn auch sein Haus war ein Schutz edler Sitte und alter Musik, der er, auch im heftigen Kampf gegen die neueren Richtungen, manche Stunden widmete.

Seine Schriften sind:

System des Pandektenrechts. Jena, 1803. 2 Bde.; 8. Aufl. 1834.
Juristische Encyclopädie und Methodologie. Altona, 1797.
Versuche über einzelne Theile der Theorie des Rechts. Jena, 1798; 2. Aufl. 1806.
Theorie der logischen Auslegung des römischen Rechts. Altona, 1799; 2. Aufl. 1806. 2 Bde.
Ueber Besitz und Verjährung. Jena, 1802.
Beiträge zur Kritik der Feuerbachischen Revision der Grundbegriffe des Staatsrechts. Jena, 1802.
Civilistische Abhandlungen. Heidelberg, 1814.
Ueber die Nothwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland. Heidelberg, 1814.
Nachlaß, herausgegeben von C. J. Guyet. Berlin, 1840.
Ueber Reinheit der Tonkunst. Heidelberg, 1826. 2. Aufl.

Was Th. als Lehrer des Rechts leistete, ist hier nicht der Ort zu characterisiren; dagegen aber zu bemerken, daß sein didactischer Styl sich durch Präcision, Klarheit und Deutlichkeit so vortheilhaft auszeichnet, daß seine Schriften auch in dieser Hinsicht als Muster dienen können.

Johann August Thiele von Thielenfeld,

am 24. September 1752 zu Görlitz geboren, war königlich sächsischer Consistorialrath und privatisirte zuletzt zu Döbern bei Spremberg, wo er 1820 gestorben ist.

Er gab heraus:

Ida und Alfred, Briefe über Fortdauer, Wiedersehen und Wiedererkennen. Soran, 1814; Leipzig, 1818.
Ansichten wichtiger Gegenstände des höhern geistigen Lebens. Leipzig, 1818.
Gründe für und wider den Selbstmord. Leipzig, 1817.

Th. zeichnete sich zu seiner Zeit durch geistvolle Erbauungsschriften sehr vortheilhaft aus und wurde viel und gern gelesen.

Carl Traugott Thieme,

am 28. Januar 1745 zu Laniz bei Oschatz geboren, besuchte die Fürstenschule zu Meißen und studirte in Leipzig, wo er 1772 an der Peterskirche Nachmittagsprediger wurde. 1776 erhielt er das Rectorat am Lyceum zu Lübben in der Niederlausitz, 1784 ward er in gleicher Stellung nach Merseburg, 1790 nach Löbau versetzt. Kränklichkeit nöthigte ihn, sich von den Amtsgeschäften zurückzuziehen; so privatisirte er als Magister der Phi-

loſophie zu Görlitz, wo er am 30. Mai 1830 ſtarb. Er veröffentlichte:

Erſte Raheung für den geſunden Menſchenverſtand. Leipzig, 1776; 8. Aufl. (von Dolz) 1817.
Uebee die Hinderniſſe des Geldſtdenkens in Deutſchland. Leipzig, 1796.
Ideal eines Leſebuchs für Bürgee- und Landſchulen. Leipzig, 1793.
Gutmann, oder dee ſächſiſche Kinderfreund. Leipzig, 1794. 2 Bde. 10. Aufl. (von Dolz) 1830.
Die Gutmannſche Schule. 1804.
Erdmann, eine Bildungsgeſchichte. Leipzig, 1801. 3 Thle.
Grundlinien zu einer Geſchichee alter poſitiven Religionen. Leipzig, 1803.

Ein ſehr tüchtiger Jugendſchriftſtellee, der beſonders äußerſt voetheilhoft auf die beſſere Geſtaltung der niederen Schulen wirkte.

Moritz Thieme,

om 8. Mai 1799 zu Löbau geboren, Sohn von Carl Traugott Thieme, ſtudirte ſeit 1818 die Rechte zu Berlin und Leipzig und ließ ſich dann als Peivatgelehrtee, früher zu Wiedeeau und Deſſau, ſpäter zu Ilmenau nieder.

Ee gab herans:

Deomatiſche Spiele für die Jugend. Berlin, 1819. 1822.
Mährchen nnd Sagen für die Jugend. Berl., 1820.
Wanderung deelee Muſenſöhne an den Rhein. Halberſtadt, 1821.
Die Bildeelaube. Leipzig, 1821.
Geiſteegeſchichte odee keine. Leipzig, 1821.
Vorboten des Frühlings. Leipzig, 1822.
Dee kleine Feeiſchütz, Singſpiel. Leipzig, 1823.
Der Kampf des Alten mit dem Neuen. Eiſenberg, 1824.
Mino's Leben. Ilmenau, 1824.
Frauenmuth, Schauſpiel. Ilmenau, 1824.
Dee kleine deutſche Coeuelius Nepos. Ilmenau, 1824.
Kinder des Frühlings. Berlin, 1826.
Kleinee deutſcher Ehrentempel. Heidelberg, 1828.
Hedwig's liebſte Puppe. Berlin, 1829.
Edmund und Tony. Berlin, 1830.

Ein fleißiger Jugendſchriftſteller, der glückliche Erfindung mie Verſtändlichkeit und anmuthiger faßlicher Darſtellung verbindet, und ſich für ſeine Leiſtungen eines großen Kreiſes von Leſern in dee Kinderwelt erfreut.

Friedrich Wilhelm Thierſch,

am 17. Juni 1784 zu Kiechſcheidungen in Thüringen, unweit Freiburg an der Unſtrut gebooen, wirkte ſchon auf den Schulen zu Naumbueg und Pforte durch ſein Beiſpiel auf die Mitſchüler ſehr günſtig; ſeit 1804 ſtudiee er zu Leipzig Theologie. 1807, nachdem ee zu Dresden Candidae gewoeden, begleitete er zwei Liefländer nach Göttingen, wo Heyne ſeinem Intereſſe für Philologie reiche Naheung bot. Ee wurde Hilfslehree am Gymnaſium daſelbſt, habilitiete ſich und trat 1809 als Aſſeſſoe zur Facultät. Doch hielt ihn Göttingen nicht ſehr lange. Jacobs hatte die junge Univerſität zu München verlaſſen und T. wurde von Niethammer zu deſſen Nachfolger beſtimmt. Die Streitigkeiten der Nord- und Süddeutſchen, welche zu dämpfen ihm mißlang, machten ſeine Stellung anfangs ſehr ſchwierig, ſelbſt bedenklich, doch ſtieg er in der allgemeinen Achtung und Theilnahme nur deſto mehe. Als Lehrer an dee Univerſität und am Gymnaſium ſetzte er ſich mie Jacobi und Schelling in nahe Veebindung. Der Auftrag, die königlichen Prinzeſſinnen in der Geſchichte und Literatur zu unterrichten, bezeichneen ihm die Gunſt des Königs. Er gründete das philologiſche Inſtitut, welches 1812 der Academie angeſchloſſen wurde. Wäheend des deutſchen Befreiungskrieges durfte er nne durch perſönliche Mitwirkung bei der kriegeriſchen Ausbildung der Jugend ſeine Theilnahme beweiſen, doch reiſte er 1813 nach Paris. Duech die Kriegesſtürme von dort vertrieben, kehrte er im folgenden Jahre noch einmal zurück, um die aus Baiern entführten Kunſtſchätze heimzufoedern, doch konnte er, durch Napoleon's Flucht von Elbo, erſt bei einem dritten Aufenthalt ſeinen Auftrag vollkommen ins Werk ſetzen. — Auch um Griechenlands Wiederaufblühen erwarb ſich Th. von den Einen zu hoch erhobenes, von den Andern ungerecht geſchmälertes geoßes Verdienſt. Seit 1812 ſuchte er das Land, dos er ouch als ſein geiſtiges Vateeland betrachtete, mit deutſcher Wiſſenſchaft in Verbindung zu ſetzen. Wie ſehr ihm dies gelong, beweiſt die ausgezeichnete Anerkennung, mit der ihn 1814 auf dem Wiener Congreß die bedeutendſten Geiechen ols Philhellenen feieeten. Von 1822 bis 1823 bereiſte er Italien; 1826 waed er Profeſſor an der Münchener Univerſität. 1831 war das politiſch merkwoedigſte Jahr ſeines Lebens, in dem ee Griechenland ſah und ſich ſolchen Einfluß auf die doetigen Angelegenheiten zu verſchaffen wußte, daß er ſich rühmen durfte, zu Otto's Theonbeſteigung nicht wenig mitgewiekt zu haben. 1832 kehrte er nach München zurück; 1836 durchzog er Feankreich und Belgien. Seitdem blieb er in München, woſelbſt ee, als Doctor und Peofeſſor der Philoſophie, Hofeath und Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, als Leheer ſehe gefeiert, bei Hofe hochgeachtet, ein für Kunſt und Wiſſenſchaft, Schule und Stoat uneemüdlich thätiges Leben führt.

Seine Schriften ſind:

Beteachtungen über die ongenommeuen Unteeſchiede zwiſchen Nord- und Süddeutſchland. 1810.
Geiechiſche Geammatik. Leipzig, 1826. 3. Aufl.
Uebeeſetzung Pindar's. München, 1820. 2 Bde.
Ueber die Epochen der bildenden Kunſt unee den Griechen. München, 1829. 2. Aufl.
Reiſe in Italien ſeit 1822. Leipzig, 1826.
Uebee gelehete Schulen, mit beſondeeee Rückſicht auf Baieen. Stuttgart, 1826—1830.
Ueber die neugriechiſche Poeſie. München, 1828.
Einzelne Abhandlungen u. ſ. w.

Die Darſtellung deſſen, was Th. als Philolog und Pädagog in ſtreng wiſſenſchaftlicher Hinſicht leiſtete, liegt außer den Grenzen dieſes Werkes. Geſchmock, Geiſt und tiefes Wiſſen mit einandee verbindend, iſt ee auch durch ſeine treffliche Behandlung der Form und Sprache, abgeſehen von ſeinen übrigen hohen Verdienſten, als ein didoctiſcher Muſterſchriftſteller zu betrochten.

Ueber die Freiheit der Studien und die Selbstständigkeit des Lebens auf deutschen Hochschulen, nach Sinn und Geist unserer Satzungen.

Eine Inauguralrede, gehalten den 26. Nov. 1829.

Meine hochzuverehrenden Herren!

Das Amt, welches ich dieses Jahr an unserer Hochschule bekleide, legt mir die Verpflichtung auf, nach Anordnung unserer akademischen Thätigkeit in Gegenwart Ihrer Lehrer vor Ihnen über die Satzungen zu sprechen, nach denen Ihr Leben und Studium geordnet und geführt wird. [1]) Welchen Tag aber dürften wir zu solcher Feierlichkeit geeigneter achten, als den Jahrestag ihrer Genehmigung durch unsern Monarchen, und was könnt' ich, umgeben von dieser zahlreichen und hoffnungsreichen Jugend deutscher und fremder Lande, die sich um einen schon in fernem Alterthume gegründeten Herd der Bildung versammelt hat, Ihrer Erwägung Würdigeres vorlegen, als die altüberlieferten Grundsätze des akademischen Studiums und Lebens, auf welche die Universitäten von Deutschland vor beinahe vier hundert Jahren gebaut wurden, und von denen allein sie auch jetzo noch Kraft und Dauer empfangen. Oft befehdet und fast aufgegeben in Zeiten geistiger Irrungen, als man gemeint war, die Bewegungen auf dem Gebiete des Denkens durch äußere Gewalt zu hemmen, verkannt in Zeiten, welche des freien Geistes dieser alten ehrwürdigen Stiftungen verlustig gegangen, haben sie nicht aufgehört im Stillen als die verborgene Macht des Guten zu wirken, und sind, nachdem die Ungunst winterlicher Monde vergangen und der Athem des Frühlings wieder weckend über die sonnigen Auen der Wissenschaft ergossen war, in unsern Satzungen mit ursprünglicher Kraft wieder hervorgetreten, noch jetzo, wie vor vier Jahrhunderten, mächtig genug die Geister frei durch wahre Wissenschaft, und stark durch Selbstständigkeit des Bestrebens zu machen, und die Hoffnung des Vaterlandes zu zeitigen, die wir in Ihrer Jugend vor uns erblüht sehen. Ich spreche von der Freiheit der Studien und von der Selbstständigkeit des Lebens auf deutschen Universitäten, nach Geist und Sinn unserer Satzungen.

Frei in seinen Studien ist derjenige, welcher bei Anordnung und Führung derselben nicht äußerem Zwange, sondern der inneren Neigung, nicht dem Gebote der Macht, sondern dem Rathe des Wohlwollens und der Erfahrung folgt, der ungehemmt von Scheuklappen, mit denen Argwohn, Engherzigkeit oder Thorheit so gerne die akademische Laufbahn durchkreuzen, der Richtung folgt, die ihm der eigene Genius oder die Hand bewährter Führer zeigt, und in dem Gebiete menschlichen Forschens und Wissens, dem freiesten, weil es das geistigste wie das unbedingteste ist, „sich keinem Ansehen und keiner Macht anders als durch freie Selbstbestimmung unterwirft.

Wie aber keine Freiheit eine unbedingte, sondern gleich Allem, was da ist, nur durch Begrenzung wirklich und erkennbar wird, so finden wir auch hier feste Schranken angedeutet, in denen jene Freiheit der Studien allein denkbar und haltbar erscheint. Nicht durch zufällige Ansicht oder Vorurtheil, sondern durch die innere Natur der Sache sind sie gezogen, und dienen eben so als Markscheide der geweihten Auen wie als Abwehr gegen Ungeweihte, die in ihr Heiligthum eindringen möchten. Reife der Jahre, vor deren Eintritt die Reife des Geistes nur gegen die Gesetze der Natur erscheinen könnte, und Gründlichkeit der Vorbildung, ohne welche das Studium der Universität selbst in das Gebiet der Schule herabsinken müßte, sind die beiden wesentlichen Bedingungen, die auch unsere Satzungen an den Eingang in das akademische Leben gestellt haben [2]); und, weit entfernt, ihre Schwächung zu begehren, werden wir es vielmehr als ein Heil der Universität betrachten, wenn nach dem Sinne der neuen Schulordnung der Anfang der akademischen Laufbahn in die Jahre männlicher Jugend weiter zurückgestellt [3]) und die Vorbildung, auf ihre alte Grundlage befestigt, an Sicherheit und Stärke gewinnen wird [4]).

Alle Hoffnungen, alle Segnungen der Universität sind an diese Vorbedingungen geknüpft, und ohne sie wird jede Gewähr zum Trug und jede Vorkehrung zur Thorheit werden, sei es, daß man die Rathschläge des Zwangs oder die Lehre der Freiheit dabei zu Hülfe ruft.

Was außerdem sich als eine Schranke der allen deutschen Universitäten eingebornen Freiheit der Studien darstellen könnte, die Obliegenheit, dem Studium eine seiner Ausdehnung gemäße Zahl von Jahren zu widmen [5]), aber was vorgekehrt ist, die Ordnung und Regelmäßigkeit der Vorträge sicher zu stellen [6]), berührt den der Freiheit Würdigen nicht, und ist allein dem Eilfertigen und Lässigen zu heilsamer Hut angeordnet. Selbst die Allgemeinheit der Verpflichtung, Vorlesungen zu hören [7]) und den besondern Wissenschaften das Studium der allgemeinen zu verbinden [8]) trifft nicht den Verständigen, welcher hier nur ausgesprochen findet, was ihm die eigene Einsicht und Neigung gebietet, und ist allein gegen die unfreie Einseitigkeit auf dem Gebiete der Wissenschaften und gegen den Müßiggang gerichtet, der des Zukünftigen unbekümmert durch die Anmuth und Fülle der akademischen Jahre wie in einem Traume hindurch geführt wird.

Ein Eindruck der öffentlichen Macht in die akademische Freiheit der Studien erfolgt aber in dem Augenblicke, wo geboten wird, wozu der Würdige sich nicht ohne Gebot durch inneren Trieb bewogen findet [9]), wo der Zwang, bestimmt den widerstrebenden zu hemmen, zugleich den aufrechten Geist niederbeugt [10]), wo dieser genöthigt wird, dem Führer zu folgen, den er mit innerem Widerstreben zurückstößt [11]), seine Thätigkeit auf Gegenstände zu richten, die ihn zwecklos und verwirrend bedrängen, und in Unmuth, Ueberladung und Zersplitterung die Freudigkeit, den Muth und die Kraft zum Kampfe verliert, der auch hier vor die Auszeichnung gestellt ist. — Weil aber nach dem Ausspruche eines alten Dichters ein ungeziemendes Werk andere zeuget, die seinem Geschlechte gleich sind [*]), so kann eine solche Ordnung nicht bestehen, ohne durch andere von ihr hervorgerufene Vorkehrungen die Natur der Universität vollends umzukehren, und mit ihrer Selbstständigkeit, ihre Kraft und ihre Würde bloszustellen. Darum wird nach Aufhebung der freien Studien eine solche Gesetzgebung zugleich gebieten, was der Natur der Wissenschaften widerstrebt und ihren inneren Zusammenhang auflöset. Sie wird die Universität nöthigen, von der höheren, selbstständigen Forschung und freien Bewegung in die Enge der Schule herabzusteigen [12]) und, nachdem der Aufschwung des Talents gehemmt ist, der Mittelmäßigkeit Freistatt und Pflege bereiten. Durch ihre Gebote hervorgerufen, durch ihre Vorkehrungen unterhalten, wird Trug und Täuschung sich in das heilige Verhältniß zwischen Mann und Jüngling mischen und mit der wissenschaftlichen Bildung des Geistes zugleich die sittliche des Charakters bloßstellen [13]). Was in diesem Sinne etwa Hemmendes und Störendes unter uns gefunden ward, das hat an diesem Tage vor zwei Jahren die gottgesegnete Hand des hochherzigen Monarchen vernichtet [14]), als er die Satzungen, unter welchen wir leben, mit seiner königlichen Genehmigung bekleidete. Darum begrüßen wir die Wiederkehr und die Jahresfeier ihrer Genehmigung mit freudigem Gemüthe und dankbarem Herzen als die Frühlingssonne, welche den erweckenden Strahl über die Reben spessende Flur ausbreitet, und als das Auge Gottes über der Schöpfung lacht, in welcher die Naturen, allein ihrem inneren Triebe folgend, sich in frischer Kraft und Heerlichkeit ungehemmt und unverkümmert dem Licht' entgegendrangen.

Verschwunden ist die Trennung der allgemeinen und besondern Wissenschaften, und die Nöthigung, aus dem, was man für Allgemein erklärt, wie aus einem Niederen und Geringeren zu dem Besonderen hinaufzusteigen: dem Studium der Philosophie, der Natur, der Geschichte, des Alterthums ist nach Zertrümmerung jener Schranken die Bahn geöffnet, sich erweckend, hebend und veredelnd über das ganze Gebiet der akademischen Thätigkeit auszubreiten. Zurückgezogen sind die fast unübersehbaren Phalangen der durch Zwang gebotenen und nur durch Zwang haltbaren Lehrvorträge, und mit ihnen entschwand die Gewahr des Zwanges durch jene Prüfungen, welche bei dem Strome der zu ihnen durch die Nothigung getriebenen Jugend den Lehrer durch ein Uebermaß geisttödtender und seiner unwürdiger Arbeiten beugten, und selbst gegen Willen und sittliches Gefühl der Einzelnen das Urtheil der Universität über Fleiß und Würdigkeit ihrer Bürger zu einer der grausamsten und heillosesten Täuschungen gemacht hatten, um so betrübender, weil es bestimmt war, durch falschen Schein die Leerheit und Erfolglosigkeit zu verhüllen, mit der eine solche Studienordnung nur zu oft geschlagen war. Es ehrt zwar die neue Ordnung, wo durch Stiftungen oder durch die nothwendige Einrichtung in sich abgeschlossener ehrwürdiger Institute geboten wird [15]), und auch von ihr ergeht das Gebot zum ernsthaften und anhaltenden Studium, Vorkehrungen sind auch durch sie getroffen, den Unfleiß zu hemmen, wie den Fleiß zu beleben [16]), aber sie sind zurückgeführt auf den freien Verkehr der Jugend mit ihren Lehrern. Was ehedem als Zwang den Widerstrebenden trieb, tritt jetzo dem Jüngling als Anweisung zum Studium, als väterlicher Rath der Lehrer entgegen [17]), und neben der großen und schönen Gelegenheit, durch das erweckliche Wort des mündlichen Vortrages den Weg zur Bildung und Wissenschaft zu finden, steht ihm nach den Satzun-

[*]) τὸ γὰρ ὑπερφίαλος λόγον
μετὰ μὲν πλείονα τίκτει
σφετέρῳ δ' ἐπίκοτα γένυ. Aeschyl. Agam. V. 758.

gen nichts im Wege, wenn er glaubt, des einzelnen von dem Vortrage weniger abhängigen, aber durch den Vortrag ihm verliehenen Gegenstandes durch eigenes Studium sich schneller aber sicherer bemächtigen zu können. Alle Gewähr seiner Studien ist für ihn in die Fülle und das Einladende der akademischen Mittel, in die Wirkung des Beispiels, in das Ansehen und den Rath der Lehrer, in seinen freien Entschluß, für den Staat aber nach Aufhebung jener hemmenden Vorkehrungen im Innern der Anstalt jenseits der Schranken der Universität in die Prüfung gelegt, welche vor dem Eingange in dem öffentlichen Dienst einen jeden erwartet. Achtend die innere Unabhängigkeit der Hochschule und des wissenschaftlichen Geistes gewärtig, der allein unter ihrem Schirme erstarken und über die Anstalt sich verbreiten kann, begehrt sie von demjenigen, welcher seine durch wissenschaftliches Studium gebildete Kraft dem öffentlichen Bedürfnisse und Wohle bietet, nicht daß er durch die Vorlage von Zeugnissen, in denen die Sprache ihre Bedeutung umgekehrt hatte, beweise, wen und was er gehört, sondern daß er durch sich selbst unchweise, was er ist und vermag.

Gegeben ist sofort einem Jeden die Möglichkeit, sich nach seiner Neigung in den Studien einzurichten und zu bewegen, durch Ausschließung des Widerstrebenden und Zerstreuenden für das Hauptsächliche, das Bildende die Kraft durch Beschränkung zu sammeln und das Studium durch Innigkeit zu verstärken; gereiniget ist sein Verhältniß zu dem Lehrer von jeder unreinen Zuthat; keine niedere Rücksicht drängt sich zwischen ihn und diejenigen Männer, denen er das Höchste und Lauterste seiner Bildung verdanken möchte. Unabhängig von einander und nur durch Achtung und Zuneigung verbunden, welche der Mann so leicht vom Jünglinge empfängt, der von ihm Rath und Belehrung sucht, und so gerne dem erblichen Bestreben erwiedert, wandeln sie, gebend und empfangend, die freie Bahn des Wissens und des Forschens, die allein zu den Höhen der Wissenschaft und Bildung führt, welche zu erklimmen dem Zwange, dem Argwohne und der Beschränktheit von jeher versagt blieb. Zwar sehen wir, da die Uebel langsamer sind, als die Heilmittel, des Ungefügen nicht wenig zurückgeblieben; namentlich sind die Gestalten der Täuschung nicht ganz gewichen. Nach zeigen sie ihr unholdes Antlitz besonders in jenen Papieren, auf denen, weil einmal durch sie das Wort seine Bedeutung verloren hat, auch jetzo noch unbedingte Vortrefflichkeit demjenigen bescheinigt wird, der sich selbst im Stillen eines ganz anderen bewußt ist. Doch von dem Heerde der Wahrhaftigkeit und der Lauterkeit, welchen unsere Satzungen in dem Heiligthume der Bildung errichtet haben, werden durch den uns ihm hervorgehenden heiligen Schauer auch diese Unholde vollends scheu entfliehen, um ihren Zug gen Westen nach dem eines besseren Schicksals zu würdigen, aber nun in nächtliche Trauer versenkten Sitze der Musen hinzulenken, der allen Geistern des Zwanges und des Banns, die aus unsern entsühnten Räumen vertrieben worden, zum Schrecken seiner Bürger Zuflucht eröffnet und Dienst bereitet hat [19]). Auch müssen wir die Hindernisse beklagen, welche gegen Willen und Absicht der über uns waltenden weisen und menschenfreundlichen Ordnung bewirkt haben, daß wie noch heute, am zweiten Jahrestage der königlichen Genehmigung unserer Satzungen, die damals verheißene Einsetzung jener Prüfung vermissen, welche nach ihnen am nun an allein als Gewährleistung eines gedeihlichen Erfolges der Studien vom Staate betrachtet werden; und ist irgend ein Wunsch billig und dringend, so ist es gewiß dieser, den wir mit vollem Vertrauen auf seine Gewährung aussprechen, daß nicht auch im dritten Jahre unsere Hoffnung getäuscht, sondern dem Gebäude der freien Studien, außer welchem in Deutschland der wahren Wissenschaft zu wohnen unmöglich ist, durch Einsetzung jener Gewahr Schluß und Halt auf den Hochschulen von Baiern gesichert werde. Nicht nur demjenigen, welcher dessen bedarf, ist sie eine Mahnung an das, was ihm zu thun obliegt, und wird dadurch heilsam auf Ordnung und Beharrlichkeit des Fleißes zurückwirken, sondern auch jenem, welcher ohne solche Mahnung sich und dem Staate genug thäte, wird sie zur Stärkung und Beruhigung dienen, als eine erwünschte Gelegenheit nach seinem Austritte aus unserem Verbande männiglich zu beweisen, was er geworden und dem Vaterlande zu leisten fähig ist. Daran aber schließen wir mit vollem Vertrauen seiner Erfüllung den zweiten Wunsch, daß jene Gewähr im Geiste der Satzungen sich auf das Wesentliche und Wichtige, was auch das Schwierige und Tiefliegende ist, beschränke, und nicht durch Ausbreitung über die Grenzen eines erreichbaren Maaßes die tiefere Begründung des Wissens in Gefahr stelle. Bald gewährt, weise geordnet und verständig gehandhabt wird sie von den äußeren Gewährleistungen die stärkste, wird sie der von der öffentlichen Macht erhobene Schild sein, gegen Gefahr und Entartung die junge Ordnung zu schirmen, durch die allein unsere Hochschulen zu der Würde und der Selbstständigkeit ihrer deutschen Schwestern erhöht wurden.

An Ihnen aber ist es, theure Jünglinge, die Hoffnungen derjenigen zu erfüllen, welche die einer gebildeten Jugend innewohnende Kraft und Neigung zum Guten für die einzig denkbare innere Gewähr der akademischen Studien hielten, und die Besorgnisse der Aengstlichen niederschlagen, denen vielleicht auch jetzo noch Zwang und der Stab des Treibers nöthig scheint, damit das akademische Feld mit sattsamer Betriebsamkeit geackert und bestellt werde; vor Allem aber gilt es, das königliche Vertrauen zu rechtfertigen, aus welchem allein jene Lösung aller Fesseln hervorging. „Vertrauen andere deutsche Staaten ihrer Jugend, warum soll ich nicht dasselbe thun?“ [19]) Ja Er, dessen königliches Gemüth voll unvergänglicher Frische und eben darum der Jugend zugethan ist, der wohl weiß, wo der Enthusiasmus, die freie Kraft, die Huldigung und die Liebe des Guten am lautersten zu finden ist, er thut dasselbe, er vertraut auch jetzo Ihnen, wo an manchen Orten die Andern, engherzigem Rathe nachgebend, Nutzen und Vortheil von Maßregeln der Beschränkung suchen, die sich uns als unnütz und nachtheilig bewiesen haben: und schon fängt das Vertrauen, bei dem allein die menschlichen Dinge gedeihen, auch unter uns an, seine Frucht zu zeigen. Zwar fehlen auch unter uns nicht jene Beklagenswerthe, die verfaurt und dem niederen Triebe folgend, oder im leichtsinnigen Dienste des Wahnes und Vorurtheils, ihrer Zukunft uneingedenk, in die Irrgänge des akademischen Lebens sich verlieren; indeß sie liegen außer dem Bereiche jeder Satzung der Hochschule, und sind den Maßregeln des Zwanges unerreichbar gewesen, wie sie es dem Rathe der Vernunft sein werden. Aber der stets wachsenden Zahl würdiger Jünglinge unter Ihnen, unserer Jugend im Ganzen sind wir das Zeugniß schuldig, daß unter ihr es mit jedem Halbjahre besser geworden ist, seitdem die Universität durch ihre Satzungen an die wahre Bestimmung deutscher Hochschulen gewiesen ward, eine Pflegerin freier Studien zu sein.

Die Vorlesungen, sowohl die, welche für die besonderen Fächer eingesetzt sind, als die gleich wichtigen, in denen Gegenstände der allgemeinen Bildung, in ihnen aber Grund und Bedingung jeder besonderen enthüllt werden, sind zahlreich und mit andaltender Theilnahme besucht, das Bestreben der Einzelnen außer ihnen nach Rath und Anleitung des Lehrers durch eigenes Studium tiefer einzudringen, ist keine Seltenheit mehr unter Ihnen, die Neigung für die Wissenschaften, das Trachten nach einer vollen und freien Bildung ist verbreiteter als je, und von Ihren Lehrern kann jeder diejenigen schon jetzo bezeichnen, welche einst der Wissenschaft zur Stütze, dem Vaterlande zur Zierde gereichen werden. Wer wollte bei so schönen Anfängen und unter den andauernden Wirkungen desselben wohlthätigen Lichtes nicht zum Vertrauen sich erheben, daß die edlen Neigungen und Kräfte mehr und mehr die Herzen durchdringen und über die Anstalt jenen wissenschaftlichen Geist verbreiten werden, dem im Gebiete des Denkens und Forschens keine Anstrengung zu groß, kein Ziel zu hoch ist, an dessen Walten die Frucht der Bildung, die Ehre der Anstalt, die Hoffnungen des Vaterlandes geknüpft sind.

Doch unfruchtbar wäre die Bildung des Geistes, wenn sie nicht durch eine Gesinnung getragen würde, die alles, was groß, sittlich und heilig ist, warm und innig umfaßt, und in Männlichkeit und Ehrenhaftigkeit des Charakters und Lebens sich offenbart.

Wie aber die Bildung des Geistes, so kann auch die Gesinnung, der Athem und Lebenshauch, von welchem jene umflossen und genährt wird, sobald die Jahre männlicher Jugend eingetreten sind, allein da gedeihen, wo die Bewegung frei ist und auf die sittliche Kraft eben so wie dort auf die geistige vertraut wird. Darum haben schon die ältesten Ordnungen der Universitäten neben der Freiheit der Studien die Selbstständigkeit des akademischen Lebens gestellt, und unsere Satzungen folgen bei Allem was sie hierin Förderliches vorkehren, eben so dem Bedürfnisse wie dem Gebrauche dieser altehrwürdigen Anstalten. Allerdings hat die Umgestaltung der Zeiten und Staaten hier tiefer in die Universitäten eingegriffen und sie eines großen Theiles jener bürgerlichen Berechtigungen entkleidet, mit welchen ausgestattet sie aus den Jahrhunderten große und starker Corporationen in die späteren, dem Geiste derselben abhalden Zeitalter gekommen sind; das Gebäude, seiner alterthümlichen Pracht und Ehrwürdigkeit allmälig entkleidet, ward der übrigen Bauart gemäßer und dem neuen Geschmacke zusagender eingerichtet. Dagegen aber genießt die Universität und die akademische Jugend ungeschmälert den ganzen Umfang jener Berechtigungen, welche die verfassungsmäßige Freiheit des Staates jedem Bürger gewährleistet, nicht ausgenommen die Befugniß, sich zu geselligen Vereinen in jeder Weise zu verbinden, die ihren Neigungen

Digitized by Google

und Bedürfnissen gemäß und den öffentlichen Sitten nicht entgegen ist. Was aber als Schranke sich darstellt, ist auch hier die nothwendige Bedingung freier Bewegung im Leben, ist die Gewähr der Freiheit gegen ihre bittersten Feinde, den Mißbrauch und die Entartung. — Bleibt uns daneben in dem Verhältnisse der Studirenden zur öffentlichen Behörde noch Manches zu wünschen übrig, was durch die besondere Lage der akademischen Jugend geboten, und ohne Störung der Stadtordnung gewährlich ist, so dürfen wir bei dem milden und Ihnen holden Geiste, der über uns waltet, der Gewähreung mit Gewißheit entgegensehen. Am meisten aber werden Sie selbst diese Gewährung herbeiführen und die bessere Gestaltung aller der Verhältnisse befördern, wenn sie entschlossen sind, aus Ihrer Mitte selbst die Hemmungen hinwegzunehmen, welche der Entwickelung eines freien und selbstständigen akademischen Lebens entgegenstehen. Ich meine die *staeren*, dem Ganzen *feindseligen Formen* der Verbindungen, und als ihre Folge die *innere Zwietracht*.

Wenn ich hiermit auf die unter den Studirenden bestehenden Gesellschaften eingehe, so werde ich zwar durch unsere Satzungen dazu aufgefordert, welche ihren Bestand unter bestimmten Gewahrleistungen anerkennen [*]) und deshalb eine offene Behandlung der Sache nöthig machen; doch stoß' ich zugleich auf eine beinahe allgemein verbreitete Meinung derjenigen, welche die Angelegenheiten der Universitäten ordnen und führen, nach welcher besser sei, diesen Gegenstand, da er allen Maßregeln einer Umgestaltung oder Hebung seiner Gebrechen widerstrebe, und nachdem auch der letzte große Versuch einer allgemeinen Umbildung durch die Studirenden selbst wegen Beimischung unlauterer und der Universität fremder Bestrebungen verdächtig geworden und der öffentlichen Macht verfallen war, lieber nicht zu berühren und auf sich beruhen zu lassen. Indeß wissen wir, daß ein erfahrener und muthiger Arzt, welcher einen Zustand mehrfachen Leidens behandelt, sobald er in ihm noch lebensprossende Kräfte genug hervordrängen sieht, denselben nicht für unheilbar erklärt und aufgiebt, und seines Beispiels wollen wir zumal in solcher Sache eingedenk bleiben. Weit entfernt also jene Meinung zu theilen, nach welcher wir uns selbst mit Unvermögen und Rathlosigkeit behaftet erklärten, wo wir doch zu rathen und zu helfen berufen sind, halte ich es für besser, mich über den Gegenstand offen gegenüber einer Jugend zu äußern, welche schon oft die Verkündigungen ihres Unheils erfolglos gemacht, und die ich für fähig halte, das Vertrauen zu erwiedern, aber für unfähig, das Wohlwollen von sich zu stoßen. Ich darf dieses um so mehr, da es mir widerstrebt, mich denjenigen zu gesellen, welche dem engern Anschließen ähnlich gesinnter Jugendgenossen in einer meist fremden, oft unholden und feindlichen Umgebung zur Wahrung ihrer Eigenthümlichkeit und zur Sicherung der ihnen zusagenden Verhältnisse und Freuden auch da, wo durch solche Verbindungen das Heiligthum der Gesetze nicht entweiht wird, mißbilligend entgegentreten. Denn welches auch das Mißfällige und Schadliche sei, was sich im Laufe der Zeiten an jenen Verbindungen hervorgethan hat, so gehört es eben doch hauptsächlich den Verhältnissen und Umständen; sie tragen, wie alles Menschliche, die Farben der Zeit und stehen unter ihren Einflüssen; aber hinter ihm erscheint das *Wesentliche* stark genug, die Ungunst der Verhältnisse zu überwinden und sich wohlthätig zu erweisen. — Entsprungen aus demselben Geiste, der die Universitäten erzeugt und stark gemacht hat, sind jene Verbindungen, mehr die Namen als die Sache wechselnd, oft befehdet, oft entartet gleich ihnen zu uns herabgekommen. Sie hauptsächlich haben dem akademischen Leben einen selbstständigen und ehrenhaften Charakter bewahrt und den Geist der Universitäten gegenüber einer Zeit geschirmt, die allem Verbundenen und Ueberlieferten feind, mit verflachender Hand Staat und Leben aus seinen alten Formen und Gliederungen in Einzelnheiten zu zerstäuben unablässig bemüht war. Was aber ihnen als eine mißfällige Form sich angebildet hat, ihnen selbst feindselig entgegenwirkt und von jedem Unbefangenen unter Ihnen selbst als hart und abstoßend empfunden wird, ist jenes Verfesseltsein auf Formen, die ihren Gehalt, auf Ansprüche, die ihren Grund verloren haben, jene Dienstbarkeit gegen Einzelne, welche die Selbstständigkeit Aller in Gefahr bringt und wieder jenes Ueberheben gegen die draußen Stehenden, wodurch die ganze akademische Genossenschaft in kleinere Massen gesprengt und in Feindseligkeit gegen einander getrieben wurde.

In demselben Maaße aber, in welchem jener große, edle und männliche Sinn ursprünglicher Verbindungen durch starre Formen und zeitraubende Gebräuche verunstaltet wurde, trübte sich auch die Lauterkeit des Urtheils über das, was als Ehre und Ehrenhaft in der altritterlichen Zeit bestanden hat, und der *Zweikampf*, von dem Schirme ritterlicher Tugend zur Verfechtung gleichgültiger Begegnungen und unbegründeter Ansprüche herabgezogen, wurde zur grausamsten Ironie seiner selbst. Möge, wen nicht die Erwägung der Geringfügigkeit seiner meisten Veranlassungen, nicht der Gedanke an die Seinigen und ihn selber, nicht die unerbittliche Strenge des Gesetzes, welches zu handhaben wir berufen sind, nicht die Erinnerung an den Leidenstag, an welchem über dem blutigen Leichnam eines ihrer hoffnungsvollen Söhne das Bild unserer Hochschule sich in Trauer verhüllte, wen nicht Rath noch Warnung zur Besinnung bringt, möge diesen doch der Abscheu seines Monarchen bewegen, in dessen reiner königlichen Brust die Ehre noch ihr Heiligthum fände, wenn sie von der Erde verschwunden wäre, und welcher den Zweikampf als den Fluch unserer Zeit mit tiefem Unwillen von sich stößt. Nicht das Unerhörte, das Ungewöhnliche fordern wir von Ihnen, nicht daß Sie aufgeben die Gefühle der Ehre, der persönlichen Würde, auf welcher alles Ehrenhafte und Selbstständige wie im Staate, so im akademischen Leben beruht, sondern die Mehrung eben jenes männlichen Ernstes im Leben, in welchem die wahre Ehre geborgen liegt, die in Schonung fremder Rechte die Gewähr der eigenen sucht, und eben so bereit ist, zufälliges Unrecht auszusühnen als für das von andern geschehene die Sühne anzunehmen. Wo dieser Ernst waltet, ist er und in ihm die wahre persönliche Würde durch sich selbst geschützt, und jeder, der ihn in sich und andern nährt, erbaut und schmückt den Altar der Eintracht und der Ehre, unter deren Schirm allein die Selbstständigkeit des akademischen Lebens bestehen kann.

Wenn wir dieses nicht nur als Wunsch, sondern als Hoffnung aussprechen, so werden wir durch manche Zeichen dazu bewogen, aus denen ein jeder wahrnehmen kann, daß dasselbe edlere Geist, dessen Flügelschlag wir in den Studien wahrnehmen, auch das akademische Leben zu bewegen anfängt. Denn es ist die Art des Guten wie des Bösen nicht in einer Richtung zu beharren, sondern sich nach allen Seiten hin heilsam und bildend auszubreiten; und wie wäre denkbar, daß ein junges Gemüth, einmal von der Liebe zum Großen und Edlen berührt, nicht auch aus den Verhältnissen des Lebens alles entfernen sollte, was ihm als hemmend und seiner selbst unwürdig entgegentritt? Keinem aufmerksamen Beobachter ist verborgen geblieben, daß bald nach der Verlegung der Universität in die Hauptstadt im Innern jener Vereine, die unsere Satzungen gestatten, das Bedürfniß eines mit den akademischen Zwecken zusammenstimmenden Lebens auf mannigfache Art fühlbar geworden. In Folge davon begann die Spannung zu weichen, welche zuvor den öffentlichen und inneren Frieden unmöglich zu machen schien, und die Verträglichkeit gegen abweichende Ansicht und Neigung im Leben überwog den altrn anschließenden Widerwillen. Auch haben sie in ihrem Innern Frieden gegründet, Armen unter ihren Genossen sich hülfreich erwiesen, Unfleißige zur Ordnung geführt, Unwürdige aus ihrer Mitte entfernt, und es ist gut das anzuerkennen, und auf diese edlen Stoffe zur Bildung des akademischen Lebens hin zu weisen, nachdem ihnen so viel Schlimmes ist nachgesagt worden und auch so Manches zur Last fällt. Noch aber ist Vieles zu thun übrig; und was geschehen muß, kann allein von Innen herausgebildet werden. Jedes Eingreifen von Außen in die Kreise alter und fester Gewohnheiten, wo es übe Rath und Vorstellung, über die Wirkung des persönlichen Vertrauens hinausgeht, ist überall mehr störend als förderlich gewesen. Desto dringender jedoch ist die Mahnung an Jeden, der es ernst mit sich und der Sache meint, ihrer Weiterbildung sich nicht zu entziehen, eingedenk zu sein der Gefahren, von denen das Leben der Universität in allen seinen Eigenthümlichkeiten fortdauernd bedroht ist, und der Unmöglichkeit, daß jetzo noch in ihm Etwas Bestand und Dauer haben könne, was seinen ursprünglichen Zweck und mit ihm seine Achtungswürdigkeit verloren hat. Ein jeglicher, wer in dieser begonnenen Umbildung daran arbeitet, die Verhältnisse und das Leben auf der Universität fortdauernd zu veredeln, und mit dem Geiste der wahren Freiheit, Würde und Selbstständigkeit mehr und mehr in Uebereinstimmung zu bringen, kann einst, wenn diese flüchtigen Jahre ihm schnell vergangen sind, für seine ganze Zukunft das Bewußtsein in sich tragen, daß er in dieser für das Leben der Hochschule entscheidenden Zeit, der Bewahrung seiner Eigenthümlichkeit, der Läuterung seiner Vorzüge, daß er sich der großen und nationalen Sache der Universität förderlich bewiesen habe.

Wenn aber in den einzelnen Vereinen sich dem unbefangenen Beobachter das Dasein eines bessern Geistes allmalig enthüllt, so ist auch außer ihnen und in der Gesammtheit unserer akademischen Jugend das Gefühl, das Bedürfniß nach einer Einigung der getrennten Theile zu einem Alle umfassenden Ganzen erge geworden. Unsere Universität sah, die erste unter ihren Schwestern, von ihrer Jugend den mit überraschendem Erfolge gekrönten Versuch, eine solche Vereinung mitten in das Leben der Hochschule hineinzustellen und auch in ihr das Gesellige mit allem, was ein junges Gemüth erheben,

was Gefühl und Sinn für die wahren Vorzüge, für die Herrlichkeit dieser schönen Jahre und ihrer Bestimmung wecken kann, zu verbinden. Einladend durch den Grundsatz, daß sie sich Keinem versagt, welchen die Universität unter ihre Bürger zählt, versöhnend durch die Ansicht, daß sie keinem der sondern Vereine im akademischen Leben entgegensteht, sondern von ihrer Mitwirkung zu der Vereinbarung, in welcher sich jeder zugleich als Glied eines größeren Ganzen fühlt, Halt und Dauer erwartet, gefahrlos gegen das Ganze wie gegen die Einzelnen dadurch, daß sie keinen mit einer besonderen Verpflichtung belegt, oder einer übernommenen zu entsagen nöthigt, hat sie einen besseren freieren Geist auch unter den noch Zweifelnden oder Abgesonderten dadurch enthüllt, daß diese, getroffen von der Idee dem gemeinsamen Leben ein Asyl der Vereinbarung zu bereiten, jeder feindseligen Begegnung sich enthalten und den Burgfrieden geachtet haben, der an der Schwelle der akademischen Gesellschafts-Aula allen Zwist der Eintretenden niederzulegen und sich in ihren Räumen nur als Glied der freien, allgemeinen Genossenschaft zu fühlen heißt, welche, die akademische Jugend selbst darstellend, ihr Dasein vor keinem Auge zu verbergen, ihr Wirken mit keinem Schleier zu verhüllen braucht, weil es auf das Rechte, das Würdige und Ehrenhafte gerichtet ist.

Fassen wir Alles, was in den Studien und dem Leben der Universität unter dem Schirm der Freiheit und Selbstständigkeit, welche die Satzungen ihnen gewährt und gewährleistet haben, uns als einzelne Erscheinung entgegentritt, in Einem Ueberblick zusammen, so wird auch dem Zweifelnden offenbar, daß in ihnen, wie viel auch noch zu wünschen bleibt, und unter dem Einfluß der Anordnungen, unter denen wir stehen, eine Umgestaltung aller Verhältnisse und Bestrebungen zum Besseren sich offenbart, und es ist für mich ein erhebendes Gefühl, Ihnen, meine jungen Freunde, nach bestem Wissen und Gewissen vor König und Vaterland dieses Zeugniß geben zu können. Aber nicht ermatten darf die Kraft und der Wille, welchen Sie ein jeder in seinem Kreise bewährt, nicht genügend erscheinen, was sie gethan, nicht gesichert, was Sie erworben. Denn der Schwierigkeiten, des Kampfes und der Gefahren sind viele, mit denen Ihr Pfad umlagert ist. Schon ein Alter hat gesagt, die Knechtschaft sei leichter zu ertragen als die Freiheit, und dem Andern dienstbar sein gefahrloser als seinem eigenen Willen folgen. Denn frei ist nur, wer der Freiheit würdig ist, und dieses zu sein, das ist die Arbeit, das der Preis, des Schweißes der Edlen werth. Darum gebührt auch, die ganze Kraft des Gemüthes aufzurichten, um ihn zu gewinnen, und jedweden Kampf zu bestehen, um seine Herrlichkeit zu schirmen. Was in der menschlichen Natur Edles und Großes liegt, was den Jüngling, den Mann über sich erhebt, was Bildung zeitiget und Tugend pflegt, es ist in dem heiligen Kreis der Selbstbestimmung, der offenen Huldigung des Würdigen und jener Thaten begriffen, zu denen der göttliche Trieb freiwaltend und unwiderstehlich hinreißt und erhebt. Darum auf! jugendliche Sprossen edler deutscher Stämme, die der bairische Name vereint, zeiget vor den Genossen, welche das gemeinsame Vaterland aus freigehaltenen Anstalten, welche Helvetien aus den ehrwürdigen Buegen seiner Unabhängigkeit, welche die alte Hellas aus heiliger Flur, welche das fernste Ausland über den Ocean wie über die Steppen des starken Nordens unter Euch sendet, zeiget vor Euch und der Heimath, daß der Ruf eines großsinnigen Monarchen, der das höchste Gut seines Volkes, Eure Bildung Eurem freien Entschlusse anvertraute, nicht umsonst an Eure Herzen schlug, daß sein Hauch in ihnen die Flammen edler Entschließung entzündete, stark und innig genug, Euer ganzes Trachten und Leben zu läutern, und dem Geist auf freier Bahn nach jenen Gütern vorzuleuchten, in denen alle Hoffnung, alle Ehre, alles Glück der Zukunft beschlossen ist.

Anhang.

1) Nach einer k. Verordnung vom 26. Nov. 1827, daß über die Satzungen von dem Rektor bei dem Antritte seines Amtes an die Studirenden eine den Geist und Zweck derselben erläuternde Rede soll gehalten werden.

2) Dadurch, daß §. 6. Immatriculirung der Inländer nur gegen Vorlage ihrer Gymnasialabiturienten oder ihrer Localzeugnisse geschehen darf, und nach §. 7. auch Ausländer gehalten sind, Zeugnisse wie über ihr sittliches Betragen, so über ihre wissenschaftlichen Vorkenntnisse vorzulegen.

3) Der neue Schulplan giebt nach §. 148 den Gymnasien die oberste Klasse zurück, die ihnen früher war entzogen worden, und gestattet §. 109 den Uebergang auf die Universität nur nach vollendetem achtzehnten Jahre.

4) Die Gesammtbildung ist durch jene Schulordnung hauptsächlich dadurch selber begründet worden, daß §. 3 des Schulplans ihr Anfang zwei Jahre zurück in das achte Jahr des Knaben gesetzt und ihr zehn volle Jahre gewidmet, und daß durch Vermehrung der Stunden, für die Hauptfächer der alten Sprachen, der Mathematik und Geschichte festere Begründung und größere Ausbreitung gewonnen, daß der Unterricht folgerecht gestaltet, die Autonomie der Schule und ihrer Zucht gegründet und der Lehrstand durch Vertrauen und Belohnung gehoben wird.

5) „Für das Studium der allgemeinen und besondern Wissenschaften wird vorläufig bis zum Erscheinen eines neuen Studienplans ein Zeitraum von fünf Jahren festgesetzt. Denjenigen, welche einen zweijährigen Lyceumskurs zurückgelegt haben, ist gestattet, ihr akademisches Studium mit drei Jahren zu beschließen" §. 15 der Satzungen. — Die hier angekündigte Bestimmung des Schulplanes ist in §. 148 derselben eingetreten: „Da das Gymnasium in seiner künftigen Gestaltung aus seinen bisher gewesenen drei oberen Klassen und einer höheren bestehen wird, so sollen mit dem Anfange des nächsten Schuljahres 18[illegible] die Schüler der jetzt sogenannten oberen oder ersten Klasse statt auf die Universität aber in das Lyceum übergegeben, in jene höhere Gymnasialklasse einrücken, dagegen aber wird ihnen die Gelegenheit eröffnet, ihr Universitäts-Studium um ein Jahr zu verkürzen, und sich schon nach zurückgelegtem vierten Jahre desselben zu der theoretischen Prüfung für ihr besonderes Fach zu melden."

6) Hierher gehören die Bestimmungen in §. 1. „Inländern, welche nach Verlauf der ersten vier Wochen des Semesters sich zur Immatriculirung noch nicht gemeldet haben, soll dieses Semester in die vorgeschriebene Studienzeit nicht eingerechnet werden" sowie der ganze III. Titel, welcher Bestimmungen über die Dauer der halbjährigen Lehrkurse, über die Inscriptionen für Vorlesungen und Honorarien enthält, besonders §. 21. die Verpflichtung mit dem Anfange des Semesters nämlich am Orte der Universität einzutreffen und daselbst bis zum Schlusse der Vorlesungen zu verharren, und der VII. Titel, ferner er Disciplinarvorschriften über den Fleiß der Studirenden enthält, vorzüglich §. 51. „Die Lehrer werden alle Mittel anwenden, sich des Fleißes und der Fortschritte ihrer Zuhörer zu versichern; sie werden deßhalb theils darauf achten, daß dieselben mit den ihnen angewiesenen Plätzen in der Regel wechseln, theils durch freie Arbeiten, die sie einer genauen Correktur und Beurtheilung unterwerfen, durch Disputatorien und Conservatorien oder durch andere angemessene Mittel den Zuhörern Gelegenheit geben, ihre wissenschaftliche Thätigkeit zu bewähren so wie die Lehrer verpflichtet sind, den Unfleiß ihrer Zuhörer nicht nur zu rügen, sondern auch bei fruchtloser Warnung ihn erst der Fakultäts-, dann dem Universitätssenate anzuzeigen."

7) §. 38: „Wenn ein Studirender seine, oder die von ihm gewählten Collegien nicht fleißig besuche, noch irgend eines der Universitätsinstitute sorgfältig benutzt, soll der Universitäts-Senat auf erhaltene Anzeige ihn anfordern, und wegen Verwendung seiner Zeit zur Rechenschaft ziehen, dem Unfleißigen soll sodann ein Verweis ertheilt und ein Termin gesetzt werden, nach dessen Ablauf er Beweis seiner wissenschaftlichen Thätigkeit während desselben vorzulegen hat. Bessert er dieses nicht, so ist ihm das akademische Bürgerrecht zu entziehen."

8) §. 14. „Jeder Inländer, welcher die Universität in der Absicht besucht, sich auf ein öffentliches Amt vorzubereiten, für welches ein vollständiges Universitätsstudium erfordert wird, ist verpflichtet, während seines Aufenthalts an der Universität sich, im Falle er kein Lyceum besucht und absolvirt hat, eben so dem Studium der allgemeinen Wissenschaften d. h. der Philosophie, der Mathematik, der Philologie, der Geschichte und der Naturwissenschaften, wie dem Studium der besonderen Wissenschaften seines Berufs mit Ernst zu widmen;" und die Bestimmung in §. 16, daß die theoretischen Prüfungen mit besonderer Rücksicht der auch durch allgemeine Studien gewonnenen Bildung vorgenommen sind.

9. In den alten Gesetzen für die Studirenden an der k. b. Ludwig-Maximilians-Universität zu Landshut von 1816 gehört hierher II. Titel §. 1. „Der Inländer, welcher dereinst in den Staatsdienst, für welchen ein vollständiges Universitäts-Studium erfordert wird, eintreten will, muß durch Zeugnisse beweisen, daß er

a) die allgemeinen Wissenschaften vorschriftsmäßig gehört,

b) dem Studium derjenigen speciellen Wissenschaften, welche für den bestimmten Staatsdienst, dem er sich widmen will, vorgeschrieben sind, in der dafür festgesetzten Zeit sich gewidmet (das heißt, wie die Einsetzung der Semestralzeugnisse lehrte, sie ebenfalls gehört) habe" — und §. 8. daß die von Gymnasien Kommenden bei der Universität nur zum Studium der allgemeinen Wissenschaften angenommen werden können. (Sie konnten nach der üblichen Kunstsprache nur Philosophen werden, und nach der Terminologie der Zeugnisse durfte man bestimmt annehmen, daß am Schlusse des Semesters unter 600 solchen jungen Ankömmlingen nur Philosophen von Auszeichnung waren); — dann §. 4. „Zu dem Studium der speciellen Wissenschaften darf keinem Candidaten der Zutritt gestattet werden, der sich nicht ausweisen kann, daß er nach der Vorschrift des §. 2 und 3 dem Studium der allgemeinen Wissenschaften sich gewidmet habe.

10) Es geschah dieses vorzüglich durch die unterdrückte, Allen gleich gebotene Nöthigung alle dem Urheber jener Satzungen für den Einzelnen nöthig scheinenden Lehrgegenstände bis auf den letzten zu hören, aus ihnen die Prüfung zu bestehen und darüber das Zeugniß vorzulegen. Jede Selbstbestimmung war ausgeschlossen, der Student stalt auf sich auf diese Form gewiesen, die durch ihre Natur und Folgen bald eine leere geworden war, und allem Wissenschaftlichen d. i. selbstständigen Geiste so sehr im Wege stand, daß er in keiner Gestalt sich frei entwickeln konnte, und daß hervorragendste Talent in den ausgetretenen und öden Pfad des Herkommens gezogen wurde.

11) Ohne daß ich daran denke, irgend einem der akademischen Lehrer, die waren oder sind, persönlich zu nahe zu treten, will ich nur daran erinnern, was aus solcher Studienordnung, welche durch den Zwang die Hörsäle füllt, und dadurch die Bedingung, unter der Talente für den akademischen Vortrag sich bilden, ihrer Natur nach aufhebt, für Folgen haben, und wie diese eben dann auf die Theilnahme gerade

Digitized by Google

der ausgezeichnetsten und geweckteſten Jünglinge tödtlich zurückwirken muß, es einem jeden überlaſſend, aus ſeiner Erfahrung anzugeben, ob und in wiefern ſie in der That und Wirklichkeit eingetreten ſind.

12) Hauptſächlich durch die Einführung der Semeſtralprüfungen und das ganze Gefolge von Vorkehrungen, mit welchen allein ſie gehandhabt werden konnten.

13) Die ganze Zeugnißordnung war trotz aller Vorkehrungen, wenn auch nicht auf Täuſchung berechnet, doch zur Täuſchung geworden. Die Inſcriptionen ſelber geſchahen, wie der Commiſſär an einer bairiſchen Univerſität durch Vergleichung der Liſten förmlich conſtatirt hat, nicht ſelten auf zwei ja drei Collegien, die zu derſelben Stunde geleſen wurden, die Prüfungen, welche nur flüchtig und dürftig ſein konnten, waren unzureichend, das Urtheil der Lehrer zu beſtimmen, und ſo wird erklärlich, wie im Allgemeinen und auch in dieſem beſondern Falle für die ſämmtlichen Vorleſungen der zwei- und dreifach Inſcribirten unverminderter Fleiß und ausgezeichnetere Fortgang konnte beſcheinigt werden. Alles ging dahin zuſammen, die Richtigkeit und Verderblichkeit dieſer Anordnung mit einem falſchen Scheine zu umgeben, und der Einzelne konnte, ja kann zum Theil faſt jetzt um ſo weniger umhin, dem Zuge zu folgen, da keine königliche Behörde, kein Bureau, keine Magiſtratur, kein Ortsvorſtand ein Zeugniß, wo es noch begehrt wird, berückſichtiget, welches nicht jene Eminenz oder irgend ein anderes ihr nahekommendes Prädikat vorſpiegelt. Neben der Unmöglichkeit, einen wiſſenſchaftlichen Charakter zu entwickeln, trat die gleich harte, ja noch ſchreckbarere Unmöglichkeit, das ſittliche Gefühl der Jugend zu wahren, klar hervor, und die Geſetze waren, ſo wenig es auch ihr Urheber gewähnt hatte, zugleich eine Untergrabung des ſittlichen Charakters und eine der ſchlimmſten Quellen der Immoralität für die ſtudirende Jugend.

14) Dieſe Freiung der Univerſität und mit ihr der Beginn einer neuen Aera derſelben iſt in dem §. 18 enthalten, dem wichtigſten und dem weſentlichſten der Satzungen, neben dem alles Andere nur ordnend und helfend erſcheint: „Es bleibt den Studirenden überlaſſen, in welcher Zeitfolge und Ordnung ſie ſich diejenigen Kenntniſſe, welche ſie in der Prüfung für den Staatsdienſt bewähren müſſen, erwerben wollen. Was bisher zur Controlle und Ermittelung ihres Fleißes und Fortganges in den Studien angeordnet war, Semeſtral- und Abſolutorial-Prüfungen, dann die hierauf gegründeten Zeugniſſe und beſonderen Inſcriptionen bei den Facultäten werden aufgehoben, und als Gewährleiſtung eines gedeihlichen Erfolgs ihrer Studien ſollen von nun an allein die Ergebniſſe der Prüfung für den Staatsdienſt gelten, welche ſofort mit deſto größerer Strenge und mit beſonderer Berückſichtigung der auch durch allgemeine Studien gewonnenen Bildung vorgenommen ſind."

15) Nach §. 18 unterliegen Bewerbungen um Staatsſtipendien der Verordnung, welche nach dem Willen der Stifter ihrem Genuß von Fleiß und Fortgang des Studirenden abhängig macht, und „eben ſo bleibt es in Hinſicht jener beſondern Inſtitute, an welchen jährliche oder halbjährliche Prüfungen vorſchriftmäßig oder herkömmlich ſind, bei den bisherigen Beſtimmungen."

16) Vergl. §. 14, 31, 32.

17) In §. 17 heißt es: „Auch ſoll, damit der Studirende ſogleich bei ſeinem Eintritte in die Univerſität über Umfang, Mittel und Folge der ihm obliegenden Studien ſich belehren kann, jede Facultät eine kurze und deutliche Belehrung über Anzahl, Zuſammenhang und Methode der zu ihr gehörenden Wiſſenſchaften entwerfen, welche zuſammen gedruckt und jedem Studirenden gleichfalls bei ſeiner Immatriculirung zugeſtellt werden ſollen." Dieſer Verordnung iſt im Jahre 1829 genügt worden, und jeder Student empfängt jene Anleitung als ein monitum paternum ſeiner Lehre zugleich mit der Matrikel.

18) Es iſt Tübingen gemeint, welches durch ſeine Organiſation vom 18. Januar 1819 die alte Geſtalt der deutſchen Univerſitäten abgelegt, ſtatt des Rectorats einen beſtändigen Canzler, ſtatt der wechſelnden Decane an der Spitze der Facultät je das älteſte Mitglied, und im Ganzen die Einrichtung jeder andern Landesſtelle von etwa gleichem Range mit wenigen Unterſchiede bekommen, und daneben mit dem Collegienzwang, den Semeſtralprüfungen und dem ganzen Gefolge jener hemmenden, allen wahren Geiſt der Univerſität zerſtörenden und für mit ſchweren Gebrechen behafteten Anſtalten begabt werden, welche unſere Univerſität von Ingolſtadt nach Landshut, von Landshut nach München geſchleppt hatte, wo hier durch die weiſe Anſicht eines hochherzigen Monarchen von ihnen erlöſt und ihrer urſprünglichen Würde zurückgeſtellt zu werden. Es iſt gut, zu bemerken, was jeder in Würtemberg einverſtändig erfahren kann, daß zu ſolchem Urtheil nicht irgend ein Anlaß von dem Monarchen, einem der wohlwollendſten und beſten Fürſten, welche die deutſchen Throne zieren, nicht von dem erfahrnen, in der alten würtembergiſchen Ordnung erzogenen Miniſter des Innern, ſondern von einem gebornen Franzoſen ausgegangen, welcher ſich zur Einführung dieſes wälſchen Erzeugniſſes unbedachter Weiſe mit einem Arzt und Profeſſor verbunden hatte, der dadurch zur Würde des Canzlers der Univerſität erhoben und auf den Trümmern der alten Ordnung in eine Macht eingeſetzt wurde, welche nicht fehlen wird, ihre Natur in den ſchlimmſten und zerſtörendſten Folgen zu offenbaren. Höchſt ungern entſchließ ich mich, ſolche Dinge hier öffentlich zur Sprache zu bringen; aber es gilt eine allgemeine, wichtige, das innere Leben und die innere Kraft von Deutſchland und ſeiner Bildung treffende Angelegenheit, und wehe dem, der, obwohl überzeugt, daß hier nur Uebles geſchah und durch Bezeichnung des Uebels vielleicht der Hülfe Raum gemacht werden könnte, dennoch vor der Rückſicht auf die Sache die Rückſichten der Beſorgniß oder der Perſonen vorwalten läßt.

19) Eigene Worte unſeres Monarchen, würdig der Geſchichte aufbewahrt und den Herzen unſerer Jugend eingegraben zu werden, geſprochen von ihm in dem entſcheidenden Augenblicke der Berathung über die Satzungen, als er ſich entſchloß, die alten Begrenzungen und Controllen aufzuheben, und der Univerſität nach langer Verhängniß ihre urſprüngliche freie Form, mit ihr aber die Möglichkeit zu geben, von vielem und zahlreichen Leiden durch die entbundene innere Kraft zu geneſen.

20) Durch Allerhöchſtes Reſcript vom 31. Juli 1817 die Studentenverbote betreffend, von dem ein Auszug im Anhange der Satzungen mitgetheilt iſt.

Charlotte Thiesen,

als Schriftſtellerin Caroline Stilir genannt, zu Schwartau im Jahre 1782 geboren, lebte bis 1821 mit ihrer Mutter in Celle. Nach dem Tode derſelben zog ſie nach Bremen. Sie ſchrieb:

Kleine Erzählungen, herausgegeben von Thereſe Hubee). Nürnberg, 1822.
Moraliſche Erzählungen für die Jugend. Heidelberg, 1828.
Maria Leſcinska, Gemahlin Ludwig des XV. Hamburg, 1829.
Neue Erzählungen für die weibliche Jugend. Leipzig, 1830.
Abendunterhaltungen. Bremen, 1832.

Gute Charakterzeichnung, Scharfſinn, Lebenskenntniß und eine reine geſunde Moral haben ihren Schriften viele freundliche Leſer erworben.

Johann Otto Thieß,

am 15. Auguſt 1762 zu Hamburg geboren, ſtudirte zu Helmſtädt und ward 1783 als Nachmittagsprediger in der Vorſtadt St. Pauli angeſtellt. Im Jahre 1790 legte er dieſes Amt wegen Streitigkeiten mit der orthodoxen Geiſtlichkeit nieder und trat, von der Univerſität Gießen zum Doctor der Theologie ernannt, in Kiel als Privatdocent auf. 1792 wurde er Adjunct der Facultät und bald außerordentlicher Profeſſor. 1799 trat er, penſionirt, in den Privatſtand zurück, in welchem er zuerſt zu Itzehoe, und ſeit 1803 zu Borderholm bei Kiel lebte, wo er am 7. Januar 1810 ſtarb.

Er veröffentlichte:

Gedichte. Hamburg, 1783.
Chriſtliche Lieder und Geſänge. Hamburg, 1785 und 1794.
Chriſtliche Predigten. Hamburg, 1788. 1790.
Unſer Heer. Andachtsbuch. 1790.
Communionbuch. Leipzig, 1794.
Sonntagsunterhaltungen. Leipzig, 1798.
Ueber den Tod und das Leben. Leipzig, 1799.
Ueber die Liebe und Ehe. Leipzig, 1801.
Geſchichte ſeines Lebens. Hamburg, 1801.
Vorleſungen über die Moral. Leipzig u. Gera, 1801.
Klopſtock. Altona, 1805.
Predigten zur Beförderung einer heiteren Frömmigkeit. Altona, 1803.
Lieder dem Vaterland und der Religion. Kiel, 1807.
Neue Predigten. Glückſtadt, 1808.
Das ſittliche Leben nach der Schrift. Kiel, 1809.

Ein geiſtvoller und kenntnißreicher, aber zu raſch und flüchtig arbeitender Mann, wandte ſich Th. zu ſeiner Zeit den theologiſchen Neuerern zu und erwarb ſich Anſehen und Ruf, gerieth aber nach ſeinem Tode bald in Vergeſſenheit.

Digitized by Google

Friedrich Theophilus Thilo,

am 24. Juli 1749 zu Roda in Sachsen geboren, lebte zuerst als Advokat und Finanzkommissar im Amte Wendelstein in Thüringen; von hier zog er nach Frohndorf, endlich als Accisinspector nach Rochlitz, wo er am 26. März 1825 starb. Er schrieb:

Sämmtliche Schauspiele. Leipzig, 1780.
Emilie Sommer, Geschichte in Briefen. Leipzig, 1780. 1785.
Lorenz Arndt von Blankenburg. Leipzig, 1784—1785.
Lebensskizzen aus der wirklichen Welt. Leipzig, 1784—1790.
Fetix von Freudenfels. Leipzig, 1787—1788.
Menschenschicksale. Leipzig, 1791. 1792 u. v. A. m.

Th's Familiengemälde und Schauspiele fanden zu ihrer Zeit viele Leser um der innigen und warmen Darstellung willen, deren sie sich erfreuten, geriethen dann aber bald in gänzliche Vergessenheit, da sie sich weder durch Originalität noch durch Ideenreichthum auszeichneten.

Friedrich August Drosidus Tholuck

ward am 30. März 1799 zu Breslau geboren, und hatte schon angefangen in der Werkstatt seines Vaters das Goldarbeiterhandwerk zu erlernen, als es ihm gelang, die Gymnasialbildung vollenden und die Universität seiner Vaterstadt beziehen zu dürfen. Rosegarten erweckte in ihm 1816 zuerst die Vorliebe für die orientalische Literatur, die der Prälat von Diez, ehemals Gesandter zu Constantinopel, in Berlin nährte und befestigte. Dieser übergab seinen Pflegesohn bei seinem Tode dem Minister Altenstein, den Th's längeren Aufenthalt in Berlin unter Ideler's und Wilken's größtem Einfluß auf seine Entwickelung möglich machte. Dies ist der Zeitpunkt, in welchem aus dem begeisterten Verehrer aller Weisheit der Welt der gläubige Christ zum Durchbruch gelangte, der seine frühere Lebenszeit als verloren, sich selbst als nunmehr gerettet ansah. Neander war Hauptveranlassung seiner Wiedergeburt. Seine Begeisterung sprach sich in vielen rasch geschaffenen Werken aus. Schon 1821, als der edle de Wette Berlin verlassen mußte, hatte Th. theologische Vorlesungen gehalten; 1824 ward er außerordentlicher Professor dieser Facultät. 1825 unternahm er mit Unterstützung des preußischen Ministeriums eine Missionsreise nach England und Holland, und erregte, in fremden Zungen redend, im Auslande großes Aufsehen, daheim durch unzeitige Klagen, die er dort über deutsche Theologie erhob, sowie bei Vielen gerechtes Aergerniß. Dennoch ward er 1826 an die Stelle von Knapp als ordentlicher Professor der Theologie nach Halle berufen, mußte aber, weil sein körperlicher Zustand sehr angegriffen war, erst eine Reise nach Italien machen und wirkte ein Jahr lang als Prediger der preußischen Gesandtschaft zu Rom. Seitdem hat er Halle nicht mehr verlassen, wo er in unglaublich reger Wirksamkeit als Lehrer von der großen Hälfte der Studirenden gefeiert, als Prediger sehr verehrt wird und als Schriftsteller unermüdlich seinen theologischen Standpunkt mit allen himmlischen und irdischen Waffen zu vertheidigen und geltend zu machen strebt. Er lebt daselbst als königlich preußischer Consistorialrath, erster Universitätsprediger, Professor und Doctor der Theologie und Philosophie.

Seine ascetischen Schriften und Predigten sind:

Die wahre Weihe des Zweiflers. 1836. 5. Aufl.
Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte, für theologische und nichttheologische Leser. Hamburg, 1837; 2. Aufl. 1838.
Predigten, gehalten zu Rom, Berlin, London und Halle. Berlin, 1829.
Sammlungen von Predigten im akademischen Gottesdienst der Universität Halle. Hamburg, 1834—1838. Zweite Folge, 1839—1840.
Stunden der Andacht. Hamburg, 1840. 2 Bde.
Blüthensammlung aus der morgenländischen Mystik. Berlin, 1825.

Ueber diesen merkwürdigen, vielfach angefeindeten, jedenfalls aber höchst eigenthümlichen und bedeutenden Mann, äußert sich der Verfasser des denselben betreffenden biographischen Artikels in dem Conversations-Lexikon der Gegenwart Bd. IV. S. 47 folgendermaßen sehr geistreich und wahr mit folgenden Worten: „Auch Th's heftigste Gegner müssen in ihm vor Allem die außerordentliche Vielseitigkeit anerkennen, welche seine Anlagen, seine Ausbildung und seine Thätigkeit auszeichnet. Zu den ersten gehört eine seltene Beweglichkeit und Rastlosigkeit des Geistes, die lebendigste Reproduction der mannichfaltigsten Gemüthszustände mit einem Wissen um ihre Unterschiede und einer nur dadurch möglichen höhern Gewalt über die Sprache, und vorzüglich ein productives Talent, wonach unter seinen Händen „Alles ein Vehikel", unter seiner allegorisch sinnigen Durchdringung jeder, auch der unscheinbarste Stoff an Ideen ergiebig wird. Dabei ein Heranziehen und Benutzen am liebsten des Entlegenen und Ungewöhnlichen, ein reicher, wenn auch oft verhaltener Witz, ein Bedürfniß nach ästhetischer Aufregung bis zu einer Vorliebe für humoristisch grellen Wechsel entgegengesetzter Stimmungen, überhaupt eine Jean Paul'sche Natur, nur bei ihm, der dieses Talent nicht als Dichter, sondern im Dienste seines Berufs apologetisch gebraucht, mit mehr rhetorischem Streben, wenn auch mit weniger Absichtslosigkeit und Kindlichkeit, als bei Jean Paul. Derselbe Vielseitigkeit, wenn auch zugleich das Unruhige und Desultorische, zeigt sich in seiner gelehrten Ausbildung; er hat eine außerordentlich mannichfaltige Belesenheit, er kennt eine Menge Sprachen, alte, orientalische und neuere, und spricht namentlich mehrere der letztern mit Eleganz. — — — Th's eigentliche dogmatische Richtung hat sich seit 1830 fortwährend am deutlichsten ausgesprochen in seinem „Literarischen Anzeiger für christliche Theologie und Wissenschaft überhaupt", und zwar als eine durch innere Erfahrungen getragene Auffassung des Christenthums, welche das Factum des Sündenbewußtseins zum Mittelpunkte macht, hiernach eine nicht selbst erworbene und erreichbare Erlösung fordert, die im Christenthume gegebene auch wieder als ein gottgegebenes Factum annimmt und an den Früchten erkennen will, und den in Aneignung derselben erfahrenen Segen für eine bessere Begründung hält, als Nachweisungen der Begreiflichkeit und Verständlichkeit, vielmehr dafür eine Anhänglichkeit hat, welche durch unerklärlich Scheinendes nicht abwendig gemacht, sondern nur noch mehr angezogen wird und welche sich gedrungen fühlt, auch für Andere in apologetischen und halieutischen Bestrebungen sich zu äußern. In den letzten Zeiten hat Th. indessen mehr als früher seine christlichen Ueberzeugungen mit der Philosophie auszugleichen gesucht und dabei besonders die Hegel'sche berücksichtigt, wie er es denn „schon mit seiner Stellung als akademischer Theologe unvereinbar finden mußte, nach dem Verständnisse eines so tief in die Zeit eingreifenden

Systems nicht zu zwingen." Wenigstens zeigt sich bei ihm neuerlich eine vermehrte Bekanntschaft mit den Schriften und der Ausdrucksweise dieser Schule und eine zunehmende Anwendung dessen, was ihm davon apologetisch brauchbar scheinen konnte, und so hat er auch kürzlich selbst erklärt, er könne sich zwar nicht zu einer solchen Abtrennung der Theologie und Philosophie entschließen, wie sie von Schleiermacher angestrebt sei, er meine, daß die Dogmatik den Inhalt frommer Erregungen als einen dem denkenden Geiste nothwendigen darstellen solle; er halte der Wissenschaft gegenüber eine freie Stellung und in dogmatischer Hinsicht die Zuversicht fest, daß der Christenglaube sich auch vor der Vernunft oder vielmehr als Vernunft rechtfertigen werde, daher sei ihm auch das Studium der Philosophie, und so auch der Hegel'schen, ein Bedürfniß gewesen und er erkenne in den Denkformen derselben vielfach speculative Wahrheit. Zugleich aber hat er doch auch erklärt, er halte jede Philosophie für Zeitphilosophie und die speculative Dogmatik nur für Stückwerk; niemals könne die christliche Wahrheit von der Wissenschaft dividirt werden, ohne daß ein Bruch übrig bliebe, und immer werde die Geschichte, wenn dies verkannt werde, Gewalt leiden müssen, und so hoffe er auch, daß unter diesen Beschränkungen seine philosophischen Studien nur zum Aufbau des seligmachenden Glaubens dienen würden. Auch ist hier kein Zunehmen, sondern nur ein Abnehmen seiner Anschließung zu erwarten, denn der geist- und phantasiereiche Verehrer von Clandius und Hamann kann nicht lange mit einer im Innersten kalten und glaubensleeren Weltansicht befreundet bleiben, besonders wenn bald auch ihr äußerlich bedingtes „Eingreifen in die Zeit" wieder vermindert sein wird. Aber dieses apologetische Verfahren dehnt Th. auch, wohin es weniger gehört und als wissenschaftliches Vorurtheil nicht dem Glauben, sondern der Forschung schadet, zu unbedingt über historische und kritische Untersuchungen aus, wie unter Anderem seine Schrift gegen Strauß: „Die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte, für theologische und nicht theologische Leser", hier und da zeigt. Am zahlreichsten sind in der letzten Zeit seine Beiträge zur praktischen Theologie gewesen. Außer seinen früher erschienenen „Predigten, gehalten zu Berlin, Rom, London und Halle" und außer einer Menge anderer in Halle oder auf Reisen in Heidelberg, Straßburg, Kissingen und anderwärts gehaltener und einzeln erschienener Predigten hat er die früher herausgegebenen vier „Sammlungen von Predigten im akademischen Gottesdienste der Universität Halle", denen er neuerdings eine „Zweite Folge" beifügte, zusammen unter dem Titel: „Predigten über Hauptstücke des christlichen Glaubens und Lebens", mit einer lehrreichen und anziehenden Abhandlung über neuere Predigtweisen bekannt gemacht, worin er der Predigt mehr Freiheit, Lebendigkeit und Volksmäßigkeit durch größere Annäherung an Sprache, Denkweise und Neigungen des jetzigen Zeitalters, mehr Frische und Eindringlichkeit durch Aufhebung der steifen Form und der zwischen Prediger und Gemeinde befestigten Kluft zu vindiciren sucht und bei seinen begründeten Besserungsvorschlägen vielleicht nur zu wenig beachtet, daß die Gravität selbst zum norddeutschen Nationalcharakter gehört, welcher in ernsten Dingen durch zu viel Leichtigkeit und Formlosigkeit verletzt und gestört wird. Dieser Umstand wird es auch stets Manchen unmöglich machen, sich mit der Art zu befreunden, wie Th. in seinen Predigten und noch mehr in seinen „Stunden der Andacht" nicht nur von der ihm eigenen erschütternden Kraft, Einfachheit und Eindringlichkeit der Rede, sondern noch öfter im schroffsten Wechsel von seinem reichen Witze, seinem Zuströmen interessanter, aber sehr ungleichartiger Reminiscenzen und seiner Gabe, birse allegorisch und humoristisch anzuwenden, Gebrauch gemacht hat. Weniger wird ihm die ganz unbedingte Verwerfung und Verhöhnung schaden, welche auch kürzlich wieder in einer neuen Streitschrift („Wie Hr. Dr. Tholuck die Schrift auslegt, wie er beten lehrt und dichtet") und zwar nach Th's offenen Andeutungen („Zur Charakteristik rationalistischer Polemik, eine Beleuchtung der Schrift: Wie Hr. Dr. Tholuck die Schrift auslegt u. s. w.") durch einen Specialcollegen über ihn ergangen ist; denn allerdings wird schon der Umstand, daß „dergleichen Schmähschriften angestellter Lehrer jedesmal einen nachtheiligen sittlichen Einfluß auf Universitäten ausüben", gegen eine solche auf offensive Polemik verwandte Mühe einnehmen und wieder aufmerksamer machen auf die Lichtseiten einer so begabten und so bedeutenden geistigen Eigenthümlichkeit, wie die hier angegriffene ist."

Thomann, s. Moeller.

Christian Thomasius (Thomas),

der sich selbst in seinen Schriften nur der deutschen Endung seines Namens bediente — wurde am 1. Januar 1655 zu Leipzig geboren, wo sein Vater, Jacob, Professor und Rector an der Thomasschule, ein Lehrer des Leibnitz gewesen war. Im 16. Jahre wurde er Baccalaureus, im 17. Magister der Philosophie. Seine Liebe zum Naturrechte bestimmte ihn zum Juristen: schon 1675 hielt er zu Frankfurt a. d. Oder Vorlesungen in dieser Wissenschaft und wurde 1697 Doctor der Rechte. Nach einem kurzen wissenschaftlichen Ausfluge nach Holland begann er in seiner Vaterstadt besonders Naturrecht zu lehren, welches er, so sehr es bisher vernachlässigt war, für das Fundament der Jurisprudenz erklärte. Die unzähligen Anfeindungen, die der Mann des Fortschrittes zu ertragen hatte, erreichten ihren Gipfel, als mit seinem 1688 erscheinenden deutschen Programm die neue Periode deutscher Universitäten und deutscher Wissenschaften hereinbrach. Zugleich kündigte er, was ehedem unerhört war, deutsche Vorlesungen an und schwang in dem ersten in Deutschland erscheinenden Journal, über seine Gegner die Geißel bitteren Spottes. Aber seine Gesinnung wurde auf harte Proben gestellt. Nicht genug, daß die von ihm angegriffenen Theologen Pfeifer und Carpzow den freien Geist als Atheisten dem Volkshaß Preis gaben; nicht genug, daß ein andrer geistlicher Herr, der dänische Oberhofprediger Masius ihn des Majestätsverbrechens beschuldigte; daß seine warme Fürsprache für den frommen, der rechtgläubigen Kirche verhaßten H. A. Francke ihn in die, ihm sehr fremden, pietistischen Wirren verwickelte; er fühlte sich getrieben, bei der Vermählung des Herzogs Moritz Wilhelm von Sachsen die Ehe zweier fürstlichen Personen verschiedener Confession zu vertheidigen; da entbrannte der Zorn der Wittenberger Theologen gegen ihn, welche vergaßen, daß die Reformatoren

einst Bedenklicheres gestattet, — da kam der Befehl, Th. Katheder und Presse zu verschließen und ihn selbst zu verhaften; ein Befehl, der Deutschlands Schande sein würde, hätte nicht Preußen im freudigen Willkommenheißen des Flüchtigen das erste Vorzeichen seiner künftigen geistigen Bedeutung abgelegt. Friedrich der Dritte erlaubte ihm, an der Halle'schen Ritteracademie Vorlesungen zu halten. Er las seit 1690 mit außerordentlichem Beifall und sein Katheder ward 1694 der Grundstein der Friedrichsuniversität. Er wurde hier als churfürstlicher Rath und Lehrer der Rechte angestellt. Auch in Halle blieb er nicht ohne Feinde, doch konnte er sich leicht gegen ihre Angriffe behaupten; ja Leipzig, das ihn einst verdammt, rief ihn 1709 als Ordinarius der Juristenfacultät zurück. Natürlich blieb er seinem neuen Vaterlande getreu und erhielt den Titel eines Geheimeraths; 1710 wurde er zum Director der Friedrichsuniversität und Decan der Juristenfacultät ernannt. Hier erreichte er im Bewußtsein, seinem Volk genützt zu haben, das er von Folter und Gespensterglauben befreite und seine Sprache ehren lehrte, ein hohes ruhmvolles Alter. Er starb am 23. September 1728.

Seine deutschen Schriften sind:

Monatsgespräche, oder, freimüthige Gedanken. Halle, 1683. 3 Thle.
Einleitung zur Vernunftlehre. Halle, 1691.
Einleitung zur Sittenlehre. Halle, 1692.
Ausübung der Sittenlehre. Halle, 1696.
Vom Wesen des Geistes. Halle, 1699.
Ausübung der Vernunftlehre. Halle, 1710.

Vgl.: Sein Leben, von Heinrich Luden. Berlin, 1803.

Ueber Th. haben bisher die verschiedensten Urtheile geherrscht. Während Einige wie z. B. Schröckh ihn auf das Entschiedenste loben, sprechen Andere wie z. B. F. Horn ihm alles tiefere Eindringen und alle Gründlichkeit ab, und werfen ihm Oberflächlichkeit und Wankelmuth vor. Die Wahrheit liegt wie immer in der Mitte. Am unpartheiischesten scheint uns Buhle in seinem Lehrbuche der Geschichte der Philosophie Th. 6. Abthl. 2. S. 1024 fgde. über ihn zu sprechen, weshalb wir seinem Urtheile hier vorzugsweise eine Stelle einräumen. Es lautet: „Das vornehmste Ziel, nach dem Th. mit unermüdetem Eifer strebte, war, eine richtigere Beurtheilung der Gelehrsamkeit überhaupt bei dem Publikum zu veranlassen und mittelst dieser eine bessere und in Beziehung auf das gemeine Leben und die wahre Bestimmung des Menschen zweckmäßigere Methode der Studien einzuführen. Die Gelehrsamkeit hat nach seiner Meinung gar keinen Werth, als sofern sie gemeinnützig ist, und ihre Brauchbarkeit für die menschliche Gesellschaft unmittelbar bewähren kann. Nur derjenige ist ihm ein Gelehrter, der einige Wahrheiten, wenn es auch nur wenige sein sollten, gewiß weiß, und von diesen für die wirkliche Welt Nutzen zu ziehen versteht; der dabei den Wahn seiner Mitmenschen einsieht, und das Talent und die erforderliche Einsicht hat, um diesen aufzudecken, und dadurch das Gedeihen der Wahrheit zu befördern. Die Gelehrsamkeit soll den Menschen geschickt machen, Wahres vom Falschen, Gutes vom Bösen zu unterscheiden, die wahrscheinlichen Ursachen des einen und des andern anzugeben, und auf diese Art sowohl seine eigene, als die Glückseligkeit anderer Menschen zu befördern. Sie besteht aus zwei Haupttheilen: Gottesgelahrtheit und Weltweisheit, wovon jene in der Offenbarung, diese im menschlichen Verstande ihre Quelle hat, jene auf die Beförderung des ewigen, diese auf das zeitliche Wohl gerichtet ist. Aus dieser seiner Ansicht des Zwecks aller Wissenschaften ist der Eifer leicht zu erklären, womit er auf die damals gangbare aristotelisch-scholastische Philosophie losstürmte. Er tadelte mit Recht an dieser die Menge spitzfindiger, trockener, schwer verständlicher und im gemeinen Leben großen Theils unanwendbarer und entbehrlicher Speculationen, so wie an ihren Anhängern den sclavischen Systemgeist. Aber wegen des Schlechten übersah und verwarf er öfters das Gute, was selbst mit der wissenschaftlichen Philosophie in ihrem damaligen Zustande, wenigstens mit der wissenschaftlichen Philosophie überhaupt genommen, verbunden ist. Es ging ihm hier, wie allen Reformatoren, die sich gewöhnlich in ihrem raschen Ungestüme zu weit treiben lassen. Dazu kamen seine natürliche Heftigkeit, sein Hang zur Spötterei und Anmaßung, und das außerordentliche Glück, daß er mit seiner populären Manier, die Wissenschaften und besonders die Philosophie zu behandeln, machte, wodurch er zuletzt für billige und minder einseitige Urtheile ganz unfähig und auch ganz unempfänglich wurde. Eben weil er alle Subtilität in der Untersuchung der philosophischen Principien nicht bloß umging und vermied, sondern sogar verhöhnte und verlachte, so läuft auch Vieles, was in seinen Schriften über speculative Philosophie vorkommt, auf ein sehr oberflächliches, seichtes Geschwätz hinaus. Die Gründe selbst, aus denen Th. alle höhere und subtilere Forschung, sowohl in der Philosophie, als in allen anderen Disciplinen verwarf, sind lauter solche, die auch ein ungebildeter Handwerksmann oder Bauer vorbringen würde. Mit seiner Verachtung aller subtilern Speculation und dem Streben nach Popularität verband Th. die entschiedenste Gleichgültigkeit gegen eine genaue philosophische Sprache. Anstatt die Wortstreitigkeiten durch eine präcise Bestimmung der, den Worten und Ausdrücken zum Grunde liegenden, Begriffe zu verhindern, suchte er ihnen dadurch auszuweichen, oder andern dieselbe zu ersparen, daß er dem gemeinsten Sprachgebrauche folgte, für dieselben Gegenstände und Begriffe bald diese, bald jene Wörter brauchte und ausdrücklich empfahl, es mit den Wörtern nicht so genau zu nehmen, und sich lediglich an die Sachen zu halten. Man übe nur gewisse Tugenden aus und streite nicht über ihre Benennungen; man binde sich in Definitionen nicht an Wörter; wenn die Erklärung die Gegenstände erkennen und unterscheiden lehrt, so ist es hinlänglich. Hier übersah Th. den innigen Zusammenhang zwischen der Sprache und den Begriffen gänzlich und arbeitete aller Gründlichkeit der wissenschaftlichen Erkenntniß, und aller bestimmten Darstellung derselben schlechthin entgegen. Auf eine Schwierigkeit inzwischen, mit welcher Th. gar sehr zu kämpfen hatte, muß man billig Rücksicht nehmen, und diese war die Unvollkommenheit der deutschen Sprache zu seiner Zeit, deren er sich fast zuerst für philosophische Materie bediente, so wenig sie auch noch zu einer angemessenen Bezeichnung derselben geeignet war. Daher ist sein dunkler, mit lateinischen und französischen Wörtern durchwebter Styl zu entschuldigen, wiewohl er als deutscher Schriftsteller fast noch mehr leistete, als man von ihm unter den Umständen hätte erwarten sollen."

Moritz August von Thümmel

waed am 27. Mai 1738 auf Schönfeld, unweit Leipzig geboeen, seit 1754 zu Roßleden voegebildet, und im Jahre 1756 von Gottsched, damaligen Peoeectoe, untee die Studenten von Leipzig aufgenommen. Die Freundlichkeit seines Chaeactees eewaed ihm die Zuneigung Gelleets, Rabenee's, Weiße's und Kleist's; ja ein aitee Jueist, Namens Baiz, machte ihn 1776 zu seinem Univeesaleeben eines Vermögens von 24,000 Thalern. 1761 teat ee als Kammeejunker in die Dienste des nachheeigen Heezogs Eenst Friedeich von Sachsen-Cobueg, weicheh ihn bei deh Huldignng zum Geheimen Hofeath, 1768 zum wieklichen Geheimen Rath und Miniftee eenannte. 1783 zog ee sich aus dem öffentlichen Leben zurück und beschioß seine Tage theils in Gotha, theils auf einem Gute seinee Gemahlin, Sonnedoen. Ee staeb bei einem Besuche zu Cobueg am 26. Octobee 1817.

Von ihm erschien:

Wilhelmine oder der nermählte Pedant, prosaisch-komisches Gedicht. Leipzig, 1764.
Die Inoculation der Liebe. Leipzig, 1771.
Kleine poetische Schriften. 1782.
Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich. Leipzig, 1791—1805. 9 Thle.
Sämmtliche Werke. Leipzig, 1812. 6 Thle.; neue Ausgabe 1820. 7 Thle.

Uebee v. Th. uetheilt Bouteewek in seinee Geschichte dee schönen Wissenschaften Th. XI. S. 447 sehe teeffend mit folgenden Woeten: „Th's natüeicheh Geschmack machte ihn von mehreeen Seiten zu einem Zögünge, aber nicht Nachahmee deh Fianzosen. Wie Wieland veeweilte ee mit dem Wohigefallen des Satyeikees bei den Schwächen des menschlichen Heezens, den Reizen der Sinnlichkeit nnd der Thoeheiten, die von keinem eigentlich böjen Willen ausgehen. Kein steengee, noch weniger finsteeee Zug wae seiner Satyee eigen. Sein Muthwille dand sich aber auch nicht an die Gesetze dee ernsteeen Sittsamkeit, die den üppigen Scheezen keinen Zugang gestattet. Von Wieland, dee mehe Gelehetee war, unteescheidet sich Th. duech den nue ihm unteh allen deutschen Dichteen ganz eigenen Ton der geoßen Welt. Eine Fülle dee Phantasie und des ieonischen Witzes duechsteömt seine komischen Sittengemälde. Speache und Styl umkleiden mit kunstreichee Nachlässigkeit die heitern Gedanken. Das Week in zehn Bänden, das sich eine Reise in das südlichr Feankeeich nennt, darf mit noch mehreeem Rechte als die Wilheimine, die schon im Jahre 1764 heeauskam und als die Inoculation dee Liebe, vom Jahee 1771, zu den eigentlichen Gedichten eben sowohl, ais zu den Romanen gezählt weeden. Untee den metrischen Stellen sind einige auch in einem höheeen Sinne poetisch.

Wilhelmine.

Ein prosaisch-komisches Gedicht.

Erster Gesang.

Nah on der glänzenden Residenz eines glücklichen Fürsten, nicht fern von der schiffbaren Elbe, verbreiteten sich in dem nnmnthigsten Thale zwanzig kleine Wohnungen fröhlicher Landleute. Junge Haselstauden und wohlriechende Birken verbauten dies Landgut in Schatten, nnd versüßten dem fleißigen Bauer die entkräftende Arbeit, wenn der Hundsstern wüthete; und, entblättert vom Boreas, flammte dies nutzbare Gebüsch in wohlthätigen Oefen, wenn der Winter das Thal mit Schnee füllte, und nun ein Nachbar zum andern schlich, um die langen müssigen Stunden durch schlaue Gespräche zu verkürzen, bald auf den Durchmarsch der Preußen zu schmälen, bald die dessern Besuche eines freigebigen Kobolts zu erheben, oder auch über die Polizeibefehle der Regierung zu spotten. So lebten diese Hüttenbewohner ruhig und mit jeder Jahreszeit zufrieden.

Nur der Pastoe des Dorfes nllein, der gelehrte Sebaldus, hatte seit vier unglücklichen Jahren die ländliche Munterkeit verloren, die sonst auch auf seiner offenen Stirne gezeichnet war. Ein geheimer Kummer peinigte sein Herz. Wenn er die ganze Woche hindurch in der Einsamkeit seiner verrußten Klause getrauert hntte, dann winselte er am Sonntage der schlafenden Gemeinde unleidliche Reden vor, und selbst bei dem theuer bezahlten Leichensermon verließ ihn seine sonst männliche Stimme. Die Klügsten der Gemeinde marterten sich umsonst, die Ursache seines Leidens zu entwickeln: Was fehlt unserm Magister? fragte einer den andern: Wie lieben ihn ja, er ist der Vornehmste im Dorfe, und er wird auch nicht etwa, wie dieser oder jener — von einem hochmüthigen Junker geplagt, denn der unsere lebt, Gott sei gedankt, ferne von uns, und verpraßt seine Renten in Frankreich. So klagten die Bauern den Kummer ihres Magisters! Aber umsonst blieb ihr mitleidiges Nachforschen; der tiefsinnige Pastor verbnrg seine Sorgen der Neugier, und außer Sonntags, wo sein Amt ihm gebot, schien seine Sprnche verloren. Vier Jahrgänge finsterer Predigten hatt' er also geendigt; mit zitternden Händen geschrieben und auf einen Haufen gesammelt, lagen sie in einen verriegelten Schranke, oft von andächtigen Würmee besucht, die alle Buchstaden zerfraßen, nnd höflicher für die dankbare Nachwelt soegten, als der betrogene Buchhändler, der so oft mit drolligten Postillen den einfältigen Freigeist beluftigt. Aber die komische Muse hüpfe ängstlich über den heiligen Staud und über die traurigen Schedeln des Pastors; sie beschäftige sich nnr mit seinem Glücke — und erzähle den wunderbaren Traum, der ihm, bewillkommnend an der letzten Stufe des Jahres, mit dem Ende seines schwindsüchtigen Kummers schmeichelte.

In der zwölften Stunde der Nacht, damals, als sich das zwei und sechzigste blatige Jahr des achtzehnten Jahrhunderts, von wenigen Minuten loszuarbeiten suchte, um sich an die Reihe so nieler vergangener Jahrtausende zu hängen; so wie der furchtbare Nachtfalter, auf dessen Rücken die Natur einen Todtenkopf gebildet, sich mühsam aus dem Gefängnisse seiner Puppe herauswindet, seine schweren Flügel versucht, — und verschwinden würde, wenn nicht ein naturforschender Henker sein Leben nerfolgte. — Der pfählt ihn mit einem glühenden Pfriemen gleich nach seiner Gednrt, und setzt diesen geäulichen Vogel in die dunte Gesellschaft der Schmetterlinge, Heuschrecken nnd Käfer. Da erschien Amor dem eingeschlummerten Priester, der über das Zudrängen dieses kleinen Undekannten heftig erschrak, denn disher hatt' er ihn nur aus dem großen Rufe seiner Verwüstungen gekannt — wie etwan den Belzebud oder den General Meyer; doch der freundliche Amor ließ ihn nicht lange in seinem ungewissen Erstaunen, schüttelte seinen Köcher und sprach also zu ihm: Entschuldige den Amor, theurer Sebaldus! wenn er disher wider deinen Willen dein Feind gewesen ist, und erschrick nicht über seine Erscheinnng, die dir ein Glück verkündigt, das dir wenigstens vormals nicht gleichgültig war. Wilhelmine — bei diesem Namen durchströmte ein leuchtendes Roth die verfallenen Wangen des Pastors — und Amor fuhr lächelnd fort; Ich sehe, du erinnerst dich noch dieser lebhaften Schönen, die einst, in diesen Fluren geboren, nur von der unschuldigen Natur erzogen wurd, die dir oft in der feurigen Predigt, durch einen einzigen Blick ihrer hellblauen Augen, ein langes, verhaftes Stottern — und wenn du allein worest, manchen lauten Seufzer erregte, — Ach sie hätte dich gewiß zum Glücklichsten deines Standes erhoben, wenn nicht die Intrigue eines neidischen Hofes sie deinem Kirchspiel entführt, und unter die fürstlichen Zofen versetzt hätte. O wie traurig hast du diese Zeit ihres Hofdienstes hinschleichen lassen! Vergieb es mir, liebster Magister, daß ich hier deiner Unthätigkeit spotte! Hast du denn nie gehört und gelesen, wie oft die entschlossene und geschäftige Liebe Klöster gestürmt, Mauern erstiegen und sich nachgiebige Nonnen unterthan gemacht hat, die zu einem ewigen frommen Müssiggange verdammt waren; und du! du nerzagtest dem Hofe ein Mädchen zu entziehen, das von keiner Aebtissin bewacht, und non dem Klostergelübde weit entfernt ist, eine ewige Jungfer zu bleiben? Doch ich komme nicht her, dich mit Vorwürfen zu kränken — Das Ende deiner Leiden ist da! Wie leicht wird dir es werden in Wilhelminens tröstenden Armen, oder nn ihrem wallenden Busen der vergangenen traurigen Tage zu nergessen; der Aufschub deines Verlangens — ja — er ward dir schwer zu ertragen. Doch jetzt nermehrt er dein Glück! Denn siehe! Mit munterm Gesicht erwartet dich die jüngste, feurigste Liebe! Sie würde kraftlos — schläfrig, in wohl gar erloschen sein, wenn Wilhelminens Besitz dich schon vor vier Jahren beglückt hätte. Ermuntre dich also und höre meinen liebeeichen Rath: mor-

gen wird die reizende Wilhelmine den grandärtigen Verwalter, ihren Vater, besuchen — von keinem Höfling begleitet, wird sie des Mittags zu ihm fahren. Welch ein bedeutender Wink, den das Schicksal dir giebt? Folge ihm — suche Wilhelminens Gesellschaft und eröffne ihr, so rührend als du vermagst, deine brennende Neigung! Sie — die gleich einem leichten Federballe von Hand in Hand geworfen, in der Höhe des Hofes flatterte — oft mit Schwindel herabfiel und wieder in die Höhe gejagt wird — sie, die jetzt mit ernsthaftem Nachdenken der Ruhe entgegen seufzt — sie — ich — schmeichle dir nicht, wird froh sein, an deiner ehrwürdigen Hand den Verläumdungen der großen Welt zu entwischen, und ehe diese Neujahrswoche verläuft, kannst du für deine treue Liebe belohnt sein. So sprach der philosophische Amor, glaubte genug gesagt zu haben, und wollte verschwinden, als ihm noch eine wichtige Erinnerung einfiel. — Mit der lächerlichen Miene eines jungen Offiziers, der zum ersten Mal einen armseligen Posten zu vertheidigen bekommt, und bei aller seiner Geschäftigkeit bald den kleinen Umstand vergessen hätte, die Parole zu geben — rief Amor: Bald hätt' ich nicht an das Wichtigste gedacht. — Wär' es auch ein Wunder? und hab' ich nicht immer meinen Kopf so voll? Merke also noch dieses, lieber Magister! Laß in nicht die unwiederbringliche Zeit vorbeistreichen, damit nicht die Tage heranruhen, wo der galante Hofmarschall seine Prisanenkur schließt und die Schönheiten wieder aufsucht, die jetzt sein durchwässertes Herz medizinisch verachtet — Und morgen sei bedacht, dich reinlich zu waschen! Pudre deine beste Perrücke, dein schwarzer Rock soll dir nicht schaden: nur sei so dreist und munter wie ein Kammerjunker; dieser siegt auch oft in der Trauer des Hofs, nicht immer im fröhlichen Jagdkleide. Und nun verschwand Amor. — Das Rauschen seiner Flügel erweckte auf einige Augenblicke den Pastor; schwerfällig sammelte er seine Gedanken — rieb sich gähnend die Augen, und seine rohe Stimme erklang durch die Stille der Nacht: Welch ein Traum! Sollte es möglich sein, daß er wahr wäre — o so wär kein König glücklicher als der arme Pastor Sebaldus — Doch eitle Hoffnung — die schönsten Träume betrügen! Hab' ich vier Jahr bei den eifrigsten Wünschen hinschwachten müssen — warum sollte denn jetzt die Liebe einen Elenden aufsuchen, der zu abgehärmt ist, ihren Diensten Ehre zu machen — Doch der morgende Tag wird mir dieses Geheimniß erklären — Mit Geduld will ich seiner erwarten — Schon schlägt es zwei — Ach Wilhelmine! Angenehmer Schlaf! so murmelte der Pastor und schnarchte.

Was könnten wir besseres vornehmen, komische Muse, um nicht selber zu schlafen, als wenn wir in die vergangenen Zeiten blicken, Wilhelminen in ländlicher Unschuld betrachten und erforschen, wie des Magisters Liebe und sein Unglück entstand, dessen Ende ihm Amor in dieser merkwürdigen Nacht verkündigt hat.

Schon der sechzehnte Frühling hatte Wilhelminens Wangen mit einer höhern Röthe gemalt, ihre Augen funkelnder gemacht, und ihr Haar schwärzer gefärbt. Ihr nesseltuchenes Halstuch hob und senkte sich schon, aber keiner — ists möglich? — keiner von den hartherzigen Bauern gab Achtung darauf. Sie selbst wußte noch nicht über süße Gedanken der Liebe zu erröthen, ihr Herz klopfte in immer ruhigen Pulsen, wenn sie einsam das verdeckte Veilchen aus dem hohen Riedgrase hervorpflückte, ein wahres Bildniß ihres eigenen jungfräulichen Schicksals, oder wenn sie, an dem Ufer des rieselnden Baches sitzend, die bunte Forelle mit geschwinden Augen verfolgte, und indeß den schönern Gegenstand der Natur — ihr widerscheinendes Gesicht aus der Acht ließ. Spottet nicht ihrer Unschuld, ihr freundlichen Nymphen, die ihr so oft das mächtige Vergnügen eures eigenen Anschauens genossen habt. Denn niemand hatte noch bisher Wilhelminen gelehrt, wie reizend sie sei, und niemand, ich sag' es mit Jammer, niemand als ein frommer schüchterner Mann, der Magister, hatte selbst bis hieher den feinen Verstand gehabt, ihre Vorzüge zu bemerken und nur von ihm allein ward sie heimlich geliebet. Mit welchem zitternden Vergnügen schlich er ihr nicht auf jedem kleinen Spaziergange nach, und hielt sich doch immer in einer ehrerbietigen Entfernung, und mit welcher süßen Betäubung unterschied er nicht ihre liebliche Stimme, wenn das andächtige Geschrei der Gemeinde durch die Sakristei in sein inwendiges Ohr drang! Schon sann die Liebe ernsthaft darauf, ihn glücklich zu machen. Aber zwei andere Leidenschaften, fast eben so mächtig als jene, stritten heftig in seiner theologischen Seele, jagten die Liebe heraus und legten den Grund zu dem grausamen Schicksale des Pastors. Der Stolz war es und die Begierde nach einem bequemlichen Leben! Denn wenn ihn auf der einen Seite seines hinfälligen Herzens, die Tochter des vornehmen Kirchenraths mit ihrer Neigung verfolgte, so bestritt es auf der andern die Ansgeberin des Präsidenten. Ihre Wahl war der gewisse Beruf zum Vorsteher der Küche. Als Superintendent konnt' er alsdann eines langen, ruhigen Lebens genießen, von den Truthähnen seiner freigebigen Diöces und den Komplimenten gemeiner Pfarrherren gemästet. So wird oft ein Knabe geängstet, wenn ihm sein lachender Vater ein Stück kräftiges Brot und eine einzelne wohlriechende Erdbeere vorlegt. Was soll er wählen? Sein Gaum verwirft, was sein hungriger Magen verlangt, doch seine minutenlange Näscherei verachtet das Elend des ganzen Tages — Kurz entschlossen verschluckt er die Erdbeere und übertäubt das Murren seines Magens durch erzwungene Gesänge. Eben so gewiß würde auch endlich der verliebte Magister seine kleine Wilhelmine gewählt haben, wenn nicht das feindliche Ungefähr und der hämische Neid den Unentschlossenen überrascht und viee lange Jahre seine Liebe getäuscht hätten.

Ein Spürhund der Liebe, ein leichtfertiger Page, der einst in seinem Müßiggange diese ländliche Venus erblickte, prahlte mit seiner Entdeckung, daß sein verliebtes Geschwätz durch funfzig Thüren in die Ohren des unmerksamen Hofmarschalls erklang, der sogleich den sultanischen Entschluß faßte, mit den Reizen der holden Wilhelmine den Hofstaat zu verschönern und sie dem unsaubern Dorfe und der List eines Pagen zu entziehen. Wenn die weibliche Elster in der Mitte des Weinbergs eine volle Traube entdeckt, die von den hundert Blättern beschützt die letzte Zeit ihrer Reife erlangt hat: so erweckt oft dies prophetische Geschrei bei dem reifenden Handwerksmann ein durstiges Nachdenken — Er erstrigt den Weinberg und entzieht dem Stocke und der verjagten Schwätzerin die vortrefflichsten Beeren.

Der entschlossene Hofmarschall fuhr, von der Kabale, seiner bestäubigen Schutzgöttin, begleitet, in hoher Person zu Niklas, dem Verwalter, übersah mit geschwind forschenden Blicken die Schönheit des verschämten Landmädchens, und es währte nicht lange, so hatte er seine großmüthige Absicht eröffnet. „Ich will," sagte er freundlich zu dem Alten, „eure schöne Tochter in den glänzenden Posten einer fürstlichen Kammerjungfer erheben: dies ist die Ursache meines Besuchs."

Betäubt von den höflichen Reden des vornehmen Herrn stand der alte Verwalter vor ihm, strich ungeschickt mit dem Fuß aus und fühlte ängstlich seine Verwirrung. Der feine Hofmarschall ließ ihm Zeit, Athem zu holen und versuchte indeß mit Wilhelminen zu sprechen: aber die Schöne verstummte, blinzte mit den Augen, und ihr Blödsinn zeigte ihm eine so weiße Reihe von Zähnen, wie sie ihm noch nie die vornehme Sucht zu gefallen, in dem langen Lauft seines Lebens verrieth. Die Verlegenheit der Tochter weckte zuletzt den Alten aus seiner Betäubung. Er nahm stotternd das Wort und als Vater gebot er der Schönen, sie sollte, weil einmal ihr gutes Glück es verlangte, zur Reise nach Hofe sich geschickt machen; und über den gütigen Herrn schüttelte seine schwere Zunge tausend unvollendete Wünsche und abgebrochene Danksagungen aus, und beerbtere Thränen strömten von seinen bleichen Wangen herunter. Damals waren noch zwanzig Minuten genug, die Schöne in ihrem besten Putze zu kleiden; alsdann hob sie der vergoldete Heer in seinen glänzenden Wagen, setzte sich neben ihr und ließ die seidenen Vorhänge herunter. Darauf jagten sechs wiehernde Hengste durch die Reihen unzähliger Bauern, denen das starre Erstaunen die weiten Mäuler geöffnet. Und seit dieser trüben Stunde ward das welkende Herz des Pastors von keinem Strahle der Freude erwärmt, und nur in der letzten Nacht des kritischen Jahres erblickt er zum ersten Mal wieder die tröstende Hoffnung.

Zweites Gesang.

Die neue Sonne rollte den jungen Tag des Jahrs herauf. Ihr ungewohnter Blick übersah schüchtern die Planeten, die sie beschrinen sollte, und nun wandte sie auch ihr unschuldiges Gesicht zu unserer Erdkugel. Ein Heer vorausbezahlter Gratulanten jauchzt ihr entgegen, ander — unglücklicher, zerrissen das Neujahrsgedicht, seit dem frostigen September geschmiedet; denn ihr nitter Mäcen ist den heiligen Abend vorher gestorben, und hinterläßt geizige Erben, die den Apoll sammt den Musen verachten und ungeheißne Arbeiten niemals großmüthig belohnen. Verjährte Rechte, drohende Wechselbriefe, erfüllte Hoffnungen und erseufzte Majorennitäten drängten sich auf den Strahlen des neuen Lichts in das beunruhigte Herz des erwachten Sterblichen. Aber friedliebend und sanft wirkt sie, die mächtige Sonne, auf die Felsenherzen der Großen und in die morschen Gebeine der Helden, die jetzt, voller Neigung zur Ruhe, sich beschwerlich von ihrem Lagern erheben, um ihre Wunden verbinden und die Merkmale ihrer Tapferkeit vernähen zu lassen. Stolz auf ihr Elend behängen sie den krüpplichen Körper mit den bunten Zeichen des gnädigen Spottes der Fürsten, mit dem theuern Spielwerke

von Kreuzen und Bändern; und die Empfindung ihres Heldenlebens wüthet in jeglicher Nerve. Betäubt von den murrenden Wünschen der Thorheit und von den lauten Seufzern des Unglücks, stand die Sonne in wehmüthiger Schönheit am Himmel, fürchtete sich, länger herabzuschauen, und versteckte sich oft hinter ein trübes Gewölk. So steht ein blühendes, unschuldiges Mädchen, zu arm ihr junges Leben zu erhalten, vor der versammelten Schule der Maler, und verräth die geheimsten Schönheiten der Natur, für einen geringen unbilligen Preis, der Betrachtung der Kunst. In schamhafter Einfalt versteckt sie ihre mächtigen Augen hinter eine ihrer jungfräulichen Hände, indem sie mit der andern das letzte neidische Gewand von sich legt, das ihre Reize verbarg, und nun — ängstlich erwartet sie nun den Verlauf der verkauften Stunde. Die geschicktesten Jünglinge zittern bei dem Anblick der unverhüllten schönen Natur, und ihre sonst gewisse Hand zeichnet Fehler auf das gespannte Papier. Der minderjährige Knabe allein übertrifft hier seinen Meister; denn in seinem kleinen, noch fühllosen Herzen liegen jene sympathetischen Triebe unentwickelt, und seine Hand lernt eher der Kunst, als jenes der Liebe gehorchen. Und der voll Hoffnung erwachte Pfarrherr ging in der Frühe zu Niklas, dem Verwalter, wünschte ihm ein fröhliches neues Jahr und ließ sich wieder eins wünschen; dann erzählte er ihm seinen nächtlichen Traum bündig und kurz — denn die gebietenden Glocken hatten schon zum dritten Male geläutet, und die geputzte Gemeinde sah sehnlich ihrem Herrn Pastor mit seinem Neujahrswunsche entgegen. Ach wie fröhlich klopfte nicht Niklas dem Herrn Magister die Achsel, und zweifelte gar nicht an der Erfüllung des Traums. Hurtig bestellt' er die Küche, damit sie, zur Ehre eines so lieben Besuchs, viele schmackhafte Gerichte den Mittag zu liefern vermöchte. Er bat auch den werthesten Träumer zur Tafel und ging an seiner ehrlichen Seite mit ihm vertraulich zur Kirche. Der künftige Herr Schwiegersohn hielt eine erbauliche Predigt, die unter Singen und Beten die Mittagssonne hervortrat. Schon eilte die buntschäckige Gemeinde mit gesättigter Seele und hungrigem Magen nach Hause, als der erwartete Wagen zur Höhe des Dorfes hereinschimmerte. Mit weiten Schritten und fliegendem Mantel eilte der hagere Magister den sechs Schimmeln vorzukommen, um seine Schöne aus dem Wagen zu heben. Keuchend schmält er auf sich, daß er so lange gepredigt, nhre dennoch überholt er die eilende Kutsche, und empfing die holde Wilhelmine an der Thüre ihrer vormaligen Wohnung. Von dem Zuruf ihrer herzugelaufenen Bekannten begrüßt, reichte sie, nicht mehr eine Nymphe des Dorfs, ihrem unerkannten Liebhaber die Hand mit kostbaren Ringen geziert, und sagte höflich zu ihm: Wie geht es werther Herr Pastor? Darauf umarmte sie ihren alten weinenden Vater, der vor der Hofstimme der Tochter erschrak und nicht wußte, ob er mit seiner bäurischen Sprache ihre Ohren beleidigen dürfte. Noch scheuer und in einem unaufhörlichen Bücklinge stand ihr Liebhaber vor ihr, und hustete immer und sprach — nichts. Lange getraute er sich auch nicht, sie anzublicken; denn ihr hüpfender Busen, von keinem ländlichen Halstuche bedeckt, war ein zu ungewöhnlicher Anblick für ihn, und setzte seine Nerven in ein fieberhaftes Erzittern. Mit zufriedenem Mitleiden beobachtete Wilhelmine den Einfluß ihrer Person, und riß endlich Vater und Liebhaber aus ihrer Betäubung. Ihre harmonische Stimme bildete manche vertraute Erzählung, bald von den Freuden des Hofs, von englischen Tänzen und überirdischen Opern und von den unnützen Verfolgungen ihrer lächerlichen Amanten; bald aber auch bejammerte sie mit nachdenkender Stimme den steten Wechsel des Hofs und den Ekel, der, ein unermüdeter Verfolger aller rauschenden Ergötzungen, hinterlistig dem taumelnden Höflinge nachschleicht — und da wünschte sie sich — welch ein Vergnügen für den horchenden Priester — einst wieder mit Ehren zur glücklichen Stille des Landes zurück. Unter diesen anmuthigen Gesprächen, wovon meine Muse nicht die Hälfte verräth, setzte sich diese liebe Gesellschaft vertraulich und ohne Gebet zu Tische. Erschrocken dachte zwar der Magister daran, doch durft' er es jetzo nicht wagen, sich wider die Gewohnheiten des Hofes zu empören. Um das Mittagsmahl zu verherrlichen, hatte die schöne Tochter des Hauses vier Flaschen des köstlichsten Weines mitgebracht — Sie öffnete eine davon, und schenkte mit wohlthätigen Händen ihrem Liebhaber und Vater schäumende Gläser ein. Lange besah der Magister das unbekannte Getränke, kostete es mit der Miene des Kenners und ließ doch sein Feuer verrauchen! Endlich fragte er pedantisch — Liebe Mamsell, für was kann ich das eigentlich trinken? Lächelnd antwortete sie: es ist von unserm Burgunder. Nach ihm setzte man auch eine langhälsige Flasche des still scheinenden bleichen Champagners auf die Tafel. Schon ganz freundlich durch den Burgunder, erichte sie der Magister den befehlenden Händen der Schönen: aber er wäre bald vor Schrecken versunken, als der betrügerische Wein den Stöpsel an die Wand schmiß, und wie der vogelfreie Spion, der sich einsam und sicher in dem Walde geglaubt hat, durch den Mörser eines feindlichen Hinterhalt aus seiner Ruhe geschreckt wird — so betäubte der schreckliche Knall die Ohren des zitternden Pastors. Erst auf langes Zureden und hundert Betheurungen der Schönen, trank er den tückischen Wein und empfand bald dessen feurige Wirkung; denn nun öffnete der laute Scherz und der wiederkehrende Witz seine geistigen Lippen — Antithesen und Wortspiele jagten einander, und da gewann er auf einmal den ganzen Beifall der artigen Wilhelmine, wie ihm sein wahrhafter Traum vorher verkündigt hatte. Jetzt erschrok er nicht mehr vor dem erhabenen Busen, den er selbst belebender fand, als den dranfenden Champagner — Dreimal hatt' er mit lüsternen Augen hingeschielt, da wurd er so dreist und wagte es, von dem alten Verwalter unterstützt, das Herz der englischen Kammerjungfer zu bestürmen. So viel Waffen der Liebe als nur seine unerfahrne Hand regieren konnte; so viel zärtliche Blicke, so ein gefälliges Lachen, als ihm nur zu Gebote stehen wollte, verwendete er auf die Hoffnung einer geschwinden Eroberung. Welch eine Verschwendung von süßen rührenden Worten! Erstaunt sah Wilhelmine ihren dringenden Feind an, und dreimal wankte sie — aber ein geheimer Stolz und die Rücksicht auf den Hof erhielt sie noch, bis ihr endlich Vater und Liebhaber, immer einander unterbrechend, das Wunder des Traumes entdeckten — und da erkannte sie selbst in allem die sichtbaern Wege des Himmels und ihren Beruf, und durch die Beredsamkeit des Pastors bekehrt, entfernte sie allen Zwang des Hofs von ihren offenherzigen Lippen: „Wohlan!" sagte sie, nachdem sie in einer kleinen freundlichen Pause die Beschwerden und die Vortheile des Hymen gegen einander gehalten, und noch die erste Ueberlegung auf ihrer hohen Stirne saß — „Wohlan! ich unterwerfe mich den Befehlen meines Schicksals; ja, ich will selbst mit Vergnügen das unruhige Leben des Hofes mit den stillen Freuden meines Geburtsorts vertauschen, und da sie mich einmal lieben, Herr Pastor, so wird es unzeitig sein, spröde zu thun — ich sehe die Ungeduld Ihrer Neigung auf Ihrem Gesichte! Kommen Sie her, mein Geliebter, und" — welch ein Triumph für einen Unerfahrnen, der nie den Ovid und das System einer versuchten, klugen Lenklos gelesen — „küssen Sie mich, und nehmen Sie zum Zeichen unserer Versprechung diesen Ring an!" Und mit unaussprechlichem Vergnügen kam der schwerfällige Liebhaber gestolpert — küßte sie dreimal und machte es zur Probe recht artig. Sie steckt' ihm einen Demant, in Form eines stammenden Herzens, an das kleinste Glied seines Fingers, und er — welcher Tausch! hätt' ihn nicht die duldende Liebe gerechtfertiget, überreiche ihr einen ziegelfarbenen Carniol, worin ein Anker gegraben war. Nun brachte jede Minute neuen Zuwachs von Liebe und Vertrauen in ihre verbundene Gesellschaft, und frohe Gespräche von ihrer baldigen Hochzeit beschäftigten ihre unermüdeten Lippen. — Da sagte Wilhelmine die merkwürdigen Worte: „Morgen, wenn die Göttin der Kabale auf den feuchten balsamischen Wolken des dampfenden Thees, nachdenkend, an den kostbaren Plafonds herumzieht und ihre Anbeter ermuntert, und wenn die eigensinnige Göttin der Mode ihren Liebling den Schneider zu wichtigen Konferenzen der Staatsräthe geleitet, oder damit Sie mich deutlich verstehen: Morgen, wenn es früh Zehne geschlagen, da rüsten Sie Sich, mein Geliebter, und machen Sie Ihre schuldige Aufwartung bei unserm Hofmarschall; bitten Sie ihn in demüthiger Stellung um die Erlaubniß zu meiner baldigen Heirath! Ich selbst will ihn noch heute zu diesem Ihren Besuche vorbereiten, und so werden Sie dann Morgen gar keine Schwierigkeit finden. Er ist der beste Herr von der Welt; und wenn meine Bitten, wie ich aus guten Gründen mir schmeichle, etwas bei ihm vermögen, so geben Sie Acht! — so soll er selbst bei unserer Hochzeit erscheinen, und durch seine ehrende Gegenwart unser Fest glänzender machen. Jetzt aber theilen Sie, ohne Komplimente, den Platz in meinem zweisitzigen Wagen, damit Ihnen der Weg nach einem fürstlichen Hause nicht eben so sauer ankommen möge, als der benedeite Steinweg zu Ihrem Filiale!" Zärtlich und süß versprach der gehorsame Liebhaber ihr in allem zu folgen, und an der Hand seiner Geliebten verließ er jetzt sein trauriges Kirchspiel.

Noch bald berauscht von dem Besuche seiner Tochter und dem seltenen Weine, den er bei vollen Gläsern getrunken, ging nun der alte Verwalter aus, sein häusliches Glück den Gevattern und der Versammlung der Schenke zu verkündigen. Wie schien sich doch alles zur Feier dieses seines glücklichen Anges zu verbinden! Er hörte schon von weitem den Schall einer muthigen Fiedel. In der Fernde seines Herzens vergaß er sein Alter und tanzte mit Jauchzen der harmonischen Schenke entgegen. Ein ungewöhnlicher Schimmer umleuchtete heute ihre rußigen Wände, — denn das Schicksal veegönnte

diesen Abend den fröhlichen Bauren ein seltenes Vergnügen. Die Schauspielkunst war vor kurzem mit allem dem Pomp ihrer ersten Erfindung eingezogen. Welch ein frohes Getümmel! Welch eine Lust! Ein vielstimmiger Mann schwebte wie Jupiter unsichtbar über einer lärmenden, thörichten Welt, lenkte mit seiner Rechten ganze tragische Jahrhunderte, und ergierte mit gegenwärtigem Geiste die schrecklichsten Begebenheiten und Veränderungen der Dinge, über welche die weisesten Menschen erstaunen. Jetzt sah man hochmüthige Städte, wie sie sich über Dörfer erheben, — und augenblicklich darauf eingeäschert oder in einem Erdbeben versunken; Rom und Carthago, Troja und Lissabon wurden zerstört, und der Hellespont schlug über ihre stolzen Thürme seine Wellen zusammen. Was hilft es euch, ihr Tyrannen, daß ihr über Länder geherrscht, arme Bauern gedrückt, und Nationen elend gemacht habt! denkt ihr wohl der Strafe des Zeus zu entfliehen? Ja, da sieht man's. — Hier liegt nun der grausame Nero in seinem Blute, und wird von seinen eigenen Grenadieren zertreten! Bald wird es auch an dich kommen, du übermüthiger Mann; Heliogabulus! Pompejus! oder wie du sonst heißen magst. Seht nur, wie stolz er einhergeht und alle Leute verachtet, aber Jupiter winkt — und nun wird er unter Donner und Blitzen von den Saracenen ermordet. Doch wer kann sie alle zählen — die Wüthriche, die hier fallen; und wo wollt' ich Worte hernehmen, die blutigen Scenen zu beschreiben, die die gerührten Zuschauer mit lautem Lachen bezhren? Jetzt sah man auch das bedrängte Friedeichshall von Carl dem Zwölften belagert! Schon war die Pistole gespannt, die diesem schrecklichen Helden das Leben endigen sollte — und schon wurden die Laufgeäden geöffnet, und alles war voller Erwartung, als — der alte Verwalter herrintrat. Bei seiner längst gewünschten Ankunft verstummte die Fiedel. Die große Versammlung der Zuschauer hob sich von ihrem Sitze, schmiß eine allgemeine Bank um, und grüßte freundlich den Alten — eine Ehre, die vor ihm noch kein Sterblicher genoß — als nur der ehrwürdige Kato — und die vielleicht nach ihm keiner wieder genießen wird! Dieser Zufall schob die Belagerung auf — eine glückliche Pause für Karln! und selbst der Regierer der Welt stieg itzt in seinen Cothurnen von dem hohen Sitze des Olymps herunter, und ein ernsthaftes Stillschweigen der ganzen Natur forderte den Alten auf, seine glückliche Geschichte zu erzählen. Er that es mit verttaulicher Beredsamkeit, und man hörte ihm zu mit sichtbaerm Erstaunen, und stemmte die Hände in die Seiten und schüttelte mit bedenklichen Mienen die Köpfe.

Indessen waren die beiden Verliebten nach drei kurzen hinweg geplauderten Stunden in den Mauern der Residenz. Der ehrwürdige Fremde begab sich unter den Schutz des wirthbaren Hirsches, und Braut und Bräutigam trennten sich hier bis auf ein glückliches Wiedersehn, mit höchst zärtlichen Küssen. Welche triumphirende Freude durchströmte nicht jetzt das Herz des verliebtea Magisters, als er sich, seinen Betrachtungen überlassen, in dem weiten Zimmer des Gasthofs allein sah! — Eine ganz ander Empfindung seines Glücks, als er selbst an dem vergnügten Tage seines überstandenen Examens nicht gefühlt hatte! Denn damals machte der Präsident seinem stotternden Geschwätze, durch ein ungehofftes Bene, ein freudiges Ende, und die gelehrten Herren Beisitzer widersprachen ihm nicht. Sollten sie etwan durch lange Untersuchungen sich um die kurzen Lustbarkeiten der Messe und den schwitzenden Candidaten ums Amt bringen? O nein! Aus Menschenliebe hofften sie, er würde es schon löblich verwalten, und sie überließen die Seelen der Bauern seiner Treue und Gottes Barmherzigkeit. Mit mehrerem Recht freute er sich jetzt, und schmeichelhaft fragt' er sich: Ist es nicht dein eignes Verdienst, das sprödeste Mädchen in einem Nachmittage besiegt zu haben? Wie wohl that ich, daß ich meinem prophetischen Traume folgte, mich so dreist und munter bezeigte, wie die vornehme Welt es verlangt. Ach welch' eine Liebe für mich muß nicht in der Brust meiner Wilhelmine erwacht sein, da sie sich so eilig entschließt, den prächtigen Hof zu verlassen, um einem armen Dorfprediger zu folgen, dessen altfränkische Wohnung — wer weiß wie manche Reformation überlebt hat.

Schon tönte der Wächter seinen letzten Nachtgesang in einem tiefen verunglückten Baß — hüllte sich in seinen Schafspelz und beurlaubte sich von der Stadt. In gehöriger Entfernung schlichen die Spötter seiner Aufsicht, die glücklichen Diebe, ihm nach, weckten den Thorschreiber auf, und erreichten bald das sichere Gehölze: und am Horizont fing schon der Tag an zu grauen, eh' unser Verliebter einschlafen konntr. Wie war es auch möglich? Auf allen Seiten verfolgten ihn Unruh und Schrecken. Gleich hollischen Gespenstern rasselt' unter ihm mit Ketten der böhmische Fuhrmann: doch Gedanken der Liebe machten noch einen größern Tumult in seinem zerrütteten Herzen. Aus Mattigkeit fiel er endlich in die Arme des Schlafs — Doch auch der Schlaf eines Verliebten ist Unruh — Denn sobald er das Bellen der Hunde und das Rasen des Windes nicht mehr so deutlich vernahm, so bemächtigten ängstliche Ahndungen sich seines Gefühls. Bald träumt' er — seine berauschte Seele erhöbe sich über die Sonne und begrüße undekannte Gefilde — Dann glaubte er wieder in einen bodenlosen Abgrund zu stürzen, schrie — sträubte sich — stieß sich an den unruhigen Kopf, und erwachte in einem plötzlichen Schrecken. So steigt ein lustiger Schwärmer durch die dunkle Nacht in einem Wirbel empor — wirft freundliche Sternchen von sich, und drauset unter Wolken; — bald darauf sinkt er — nun sinkt er — endet sein kurzes Geräusch, und zerplatzt mit einem lachertichen Knall.

Dritter Gesang.

In einer prächtigen Wintertracht war heute die Sonne dem Erdball erschienen; ihr Einfluß hatte die lebenden Geschöpfe der Welt schon alle aus dem Schlafe geweckt, wenn ich in Savoyen die Muemelthiere, und in Deutschland die Mädchen ausnehme, welche die Mode erzieht; sogar die berühmten Schläfer der Residenz, alle Hofjunker und Staatsräthe waren erwacht, hatten nun ausgegähnt und fingen an ihren erhobenen Trieb nach Geschäften zu fühlen; dean einige verschluckten schon levantischen Kaffee und blatterten im Herrn und Diener*), oder bezeichneten, um nach vollbrachtem Tage wiedee zu lesen, dankbar die rührende Stelle, bei der ihnen den Abend vorher — die Gedanken in Schlaf übergingen. Mit edlem Eifer übten sich andere im Stillen die Zahlen der Würfel zu lenken, oder durch mächtige Volten (ein mystisches Wort) sich über allen Wechsel des Glücks zu erheben. Die non flüchtigerm Gedlüte flatterten schon über das Pflaster, um die blassea Fräulein an der Toilette zu drsnchen, und ihnen durch mächtige Scherze rothe Wangen zu schaffen. Aber noch immer schnarchte der müde Magister; ja! er würbt gewiß den Endzweck seiner Reise, den so wichtigen Besuch bei dem Hofmarschall, verschlafen haben, hätte ihn nicht die läufische Stimme eines dürtigen Juden erschreckt, der dreimal schon vergedens an die Stubenthüre klopfte.

Haben Sie etwas zu schachern? schrie der Hebräer gewaltig hinein, daß die Fenster erklangen, und der betäubte Magister in die Höhe fuhr. Der Ungläubige entfloh — erschrokken sah der schläfrige Theist nach seiner tombacknen Uhr, erstaunte, doß es so spät war, und warf sich schleunig in seinen depudertin Schwarzrock. Halb traumend lief er über die Gassen, und ohne Vorbereituag den Komplimenten des Hofmarschalls entgegen. Aber welche Muse beschreibt mir den Eingug des frommen Pedanten in das vergoldete Zimmer des glänzenden Weltmanns? In einem Schlafrock von schwerem Stoffe empfing er den Pastor mit offenee Stirne und satyrischer Miene, die sein schlauer Diener verstand, der hinter dem Rücken des armen Magisters die galante Falschheit wiederlächelnd bewunderte. Mit Husten und Scharrfüßen suchte der Supplikant den Eingang zur Rede; aber als Ceremonienmeister trat der bellende Melompus ihm entgegen — nöthigte ihn stille zu stehen, und zerstreute die hervorquellenden Worte, daß sie ungehört vom Hofmarschall sich an den Spiegeln zerstießen, und ihr Wiederhall den bedenden Pfaerherrn in Angst und Schrecken versetzte. Endlich legte des Hofmanns mächtige Stimme dem ergeimmten Cerberus Stillschweigen auf. — Gehorsam kroch er zu den Füßen seines Heern, und lechte schmeichelnd den saffianen Pantoffel. Darauf wandte sich die Rede zu dem immer sich bückenden Verliebten: „Ich weiß schon Ihr Anbeingen, lieber Herr Pastor, ist es nicht wahr? Sie wollen uns unsere Wilhelmine entziehen? das schönste und ehrlichste Mädchen in diesem ganzen Gebiete! Habe ich es nicht errathen, Herr Pastor? Schon gestern hat sie mir selbst Ihre Lieb' eröffnet, und mit nerschämtem Gesichte um den glücklichen Abschied gebeten. — Wohlan! Ich werde kein Hinderniß ihrer Neigung und bescheidenen Bitte in den Weg legen, wenn Sie mir anders eine kleine Bedingung versprechen — werden sie nicht unruhig, Herr Pastor! Es hat mich unsre Wilhelmine gebeten, morgen selbst bei Ihrer Hochzeit zu erscheinen. — Mit Vergnügen will ich auch kommen, und will selbst eine Gesellschaft versammeln, die Ihren Ehrntag glänzender machen wird, als eine Kirchmeß — eine Gesellschaft, die meinem Stande gemäß ist — wenn Sie — denn dieß sei die Bedingung — wenn Sie die Tochter des alten Grafen von Rimmer vermögen, dieses Fest zu beleben. Er — der Ihr Nachbar ist, und oft vor Ihrer Kanzel erscheint, wird sich nicht weigern, seine holde Klaciße auf die Hochzeit eines erbaulichen Predigers fahren zu lassen — Der Comtesse

*) Eine Schrift Mosers.

aber sagen Sie heimlich: Ich würde dabei sein. Auf meinen Befehl, der über die fürstliche Küche gebietet, sollen alsdann hundert fette Gerichte Ihre hochzeitliche Tafel schmücken, und Madera — Rheinwein — Champagner und ächter Eremitage sollen in solchem Ueberfluß fließen, wie an dem Hofe eines geistlichen Fürsten."

Wie vergnügt hörte nicht der Verliebte diese freundlichen Reden. — Gern und ohne Anstand versprach er, diesen strengen Befehlen zu folgen, um sich der hohen Ehre und Gnade würdig zu machen. Darauf nahm er Abschied und schnappte nach dem Zipfel des Schlafrocks: aber mit höflichen, geübten Händen schlug der Hofmarschall beide Theile zurück, strich mit dem Fuße aus und empfahl sich dem Pastor Sebaldus. Bald nach ihm trat Wilhelmine herein, und brachte ihrem gnädigen Gönner Chokolade mit perlendem Schaume; da gab ihr der Marschall das Dokument ihrer Tugend, den ehrlichsten Abschied, sauber auf Pergament geschrieben, und siehe da! welche großmüthige Gnade! Er umarmte sie mit gefälligen Händen, und küßte sie zärtlich. Eine ganz sappdische Empfindung strömte durch ihr dankbares Herz, und trieb ihren wallenden Busen empor, daß der diaprothe Atlas zu knistern anfing, der ihn weit unter der Hälfte umspannte. Ach welch ein reizender Busen! e scherzhafte Muse beschreib ihn! Auf seiner linken Erhöhung lag ein mondförmiges Schönfleckchen angeheftet vnech Gummi, von dem ein kleiner Liebesgott immer mit drallichten Reverenzen die Blicke der Grafen und Läufer — Laqueien und Freiherrn auf sich zog. Aber jetzt erhob sich berimal die warme bebende Brust, und trennte die gedörrte Musche von Gummi. Der kleine Liebesgott — mit sammt seinem Gerüste, fiel — zwischen der Schnürbrust — unaufhaltsam hinunter, daß die Schöne schrie, und der ernsthafte Hofmarschall wirklich zu lachen anfing. So fällt ein prahlender Zahnarzt unter die morschen Trümmer seines Theaters, indem er mit stampfender Beredsamkeit dem Pöbel winkt, sein Rattenpulver zu kaufen. Sein erbärmlich Geschrei, und das laute Lachen des Volks betäuben den Jahrmarkt, wenn ihn nun aus dem theuern Schatze sein buntschäckiger Diener hervorzieht.

Mit einer bedeutenden Röthe rauschte bald die schöne Verlobte in die Versammlung der übrigen Zofen des Hofs, die schon iher glühenden Wangen beneiden, aber Wilhelmine vollendet ihrer aller Verzweiflung, als sie ihnen den papiernen Triumph zeigt, den sie jetzt vom Hofmarschall erhalten. Aeußerlich klagen sie zwar ihre verkaufte Gespielin: „Ach du armes, verblendetes Mädchen! So willst du denn fern von deinem verdrämten Amanten, in der Einöde des Landes dein junges Leben verseufzen — und nur von Bauern bewundert, den stolzen Busen erheben? So willst du denn in einer dunkeln geistlichen Hütte als Frau Magisterin wirthschaften? Ach du armes, verblendetes Mädchen!"

So klagten alle die Zofen den Abschied der erweichten Wilhelmine, aber heimlich wünschte sich jede, bald auch so beweint zu werden, und in den sichern Armen des weiblichen Schutzgattes, des Hymen, den Wechsel des falschen Hofes zu verlachen.

Bitter Gesang.

Auf den Uhren war schon der Mittag vorüber, aber in den Häusern der Großen brach er erst mit festlichem Pomp aus der Küche hervor — Hekatomben rauchten ihm — denn die mittägliche Sonne hat noch nicht ihre Andeter verloren. — Mit mehreerm Eifer als wahl jemals ein ägyptischer Priester gehadt, feiern sie täglich ihr Fest, mit sonnenrothen Geschirrn, bis das wohlthätige Licht den Kreis verläßt, und nun die stille Venus vom nächtlichen Himmel herabblinkt. Da erhub der gesättigte Pfarrherr seine gestiefelten Beine, und trat mit zerstreuten Gedanken seinen bestimmten zwei Meilen langen Weg an. Die alles vermögende Liebe hatt' jetzt den Magister zu einem gemeinsamen Botenläufer erniedrigt, und er mußte, welche sonderbare Bedingung — als sein eigener Hochzeitsbitter, noch ein zweites Jawort erbetteln, ehe sie ihn glücklich zu machen versprach. Der hochbeschneite Weg ermüdete seine Knie, und die duftende Kälte kandirte seinen schwarzen Bart, und dracht' ihm Zahnweh. Aber noch ein größeres Uebel, als Zahnweh und Müdigkeit, lauerte in dem nahen Walde auf ihn. Welcher boshafte Genius war es, der in Gestalt eines Holzhackers dem Priester entgegen kam! Ein unschuldiges andekümmertes Gesicht, die Larve der Heuchelei, betrogen den heiligen Wanderer. „Guter Freund," erbete er ihn verteaulich an, „sagt mir doch, ist dieses die rechte Straße nach Rennsdorf, dem Rittersitze des alten Grafen von Rimmer?" Ehrerbietig nahm jetzt der Bosthafte vor dem Pastor den Hut ab und sagte: „Wer Sie auch sind — ehrwürdiger lieber Herr, so beklage ich Sie doch herzlich; denn dieser falsche Holzweg, auf welchem Sie wandeln, wird Sie weit von Rennsdorf ablocken; und wenn endlich sich die Schrecknisse der Nacht über diese Heide verbreiten, so müssen Sie Ihren ermüdeten Körper einer abgelegenen Schenke — einer Spitzbudenherberge vertrauen." Da schlug der erschrockene Magister seine haarichten Fäuste zusammen. Lieber würd' er auf einen Ameisenhaufen geschlafen, oder wie ein Zigeuner den Andeuch seines Hochzeitfestes in einer hohlen Wride erwartet haben, als daß er einer Schenke das Vorrecht gegönnt hätte, seine geweihten Glieder zu bedecken. „O mein Freund," rief er, „den mir noch zu rechter Zeit ein guter Engel entgegen schickt, ach entfernt mich doch eilig von diesem Fußstrige, der meine Gebeine umsonst ermüdet, und zeigt mir den richtigen Weg, und nehmt im voraus für einer Bemühung ein dankbares Trinkgeld an." Hier zog er — gleich einer alchymistischen Phiole, einen langen Beutel heraus, der in der Farbe der Hoffnung künstlich gestrickt war. Ein billiger Zwischenraum scheidete dreißig Ephraimiten von einer güldenen Madonna. Ihres innern Werthes gewiß, erwartete sie ruhig ihr verzögerndes Schicksal, da sich indeß der jüdische Hause mit Geräusch bis an die Mündung des Beutels drängte, um bald erlöset zu werden, und in einem ungewissen Kurse betrügerisch zu wuchern. Doch — indem noch der Pastoe die großmüthige Belohnung und das Verdienst eines Wegweisers berechnet, so verschwindet Baarschaft — Tagelöhner und Beutel, und der Gott der Kaufleute und Diebe verbirgt den Raub und den hartigen Räuber in den Finsternissen des Waldes. Nun erfüllte eine lange unharmonische Klage des armen Magisters die Lüfte: „O du treuloser Verräther, so schrie er, wenn ou auch — der du einen Priester beraubet, den Dreiangel des Galgens, der Kühhaut und den glühenden Zangen entfliehst — so wird dich doch dein böses Gewissen und mein Fluch verfolgen, daß, wenn das eiskalte Fieber deine Glieder zerrüttet, dir keine bittere Essenz und kein Kirchengebet helfen soll, wenn du es auch mit einem Gulden bezahltest. Ohne Ernst und Andacht und in dem gleichgültigen Tone gesprochen, in dem wir oft für den Römischen Kaiser und alle weltliche Obrigkeiten beten, wird es in der Atmosphäre der Kanzel zerflattern." — So scheie er und erhaltr sich langsam unter einer überhangenden Eiche. Ungewiß durch die Lügen des Räubers, ob dies der rechte Weg sei, überließ er sich mit nagender Furcht seinem Verhängniß; doch die tröstende Liebe leitete seine zweifelhaften Füße durch die finstere Nacht glücklich in das labyrinthische Schloß des Grafen. Der zeitige Schlaf, und ein süßer Traum von einem Kapaune mit Austern beherrschte schon den alten Gerichtsherrn, und es schliefen auch schon seine alten Bedienten, ob es gleich erst Neune geschlagen. Des ankommenden Fremdlings ehrwürdige Krause flößte dem Wächtre des Hofes die schuldige Achtung ein, daß er ihn, nachdem er sein Verlangen erforscht, bis an die Stube der jungen Gräfin begleitete. Mit ihrer vertrauten Zofe, Sibylle genannt, saß die muntere Gamtesse, den einen ihrer niedlichen Arme auf ihre verschobene Tailette gelehnt, und hielt in der andern einen vergoldeten zärtlicheu Brief, den sie erst jetzt an den Hofmarschall, ihren Geliebten geschrieben. Sie las ihn mit gedämpfter Stimme ihrer kritischen Freundin vor, die aufmerksam zuzuhören schien, und unmerklich nur gähnte. Aber wer kann das Schrecken beschreiben, das diese zwei weiblichen Seelen ergriff, als der gekrümmte Zeigefinger des verspäteten Pastoes an die Stubenthüer dannerte. Sie glaubten gewiß, ein prophetischer Verdacht habe die zänkische Gouvernantin erweckt, die wie ein Polizeiverwalter alles Unrecht entdeckte, und dem alten Grafen verrieth. Mit angenommener Freimüthigkeit gebot die betroffene Gomtesse ihrer Zofe, die verschlossene Kammerthüre hurtig zu öffnen: doch ihr furchsamer Wink widerspeach ihrem Befehle. — Die kluge Sibylle verstand ihn, ging langsam zu Werke, klapperte scheinbar an der Thüre nnd schmähte entsetzlich auf das strenge verrastete Schloß, da indeß iher Gebieterin die nöthige Zeit gewann, mit Kau de Levnnte ihre Hände zu waschen, die hier und da von der verrätherischen Dinte noch glänzten, und auch den anklagenden Brief aus dem Wege zu schaffen. Mit gegenwärtigem Geiste, o wie liebenswürdig! ergriff sie ihn, zerquetschte seinen durchsichtigen Cavalier und das Posthorn, *) und warf ihn klein gedrückt, hurtig unter das Bette; aber wie dauerte sie nicht der wohlgeschriebene Brief, als nur der nachbarliche Herr Pastar zur Kammerthüre hereintrat. Einen solchen Wechsel von heftigen Schrekken und stiller Betrübniß empfand einst der freigeistische Desbaeraur. als er sich zur Fastenzeit einen Eierkuchen erlandte. Schon hatte sein erzkatholischer Diener, daß wie der Tod, das Gericht auf die einsame Tafel gesetzt, als ein geschwindes

*) Die sonstigen Zeichen des sogenannten Kavalier- oder Postcariers

Gewitter am Himmel heraufzog, ein schrecklicher Schlag die nüchterne Seele betäubte, und ihm den ersten Bissen im Munde zu Galle verwandelte. Was das für ein Lärmen um einen Eierkuchen ist! schrie er halb nawillig, halb furchtsam; ergriff das rauchende Essen, und warf es im Eifer auf die beorgnete Gasse; aber wie dauerte ihm nicht das verlorne gute Gericht, als das Gewitter vorüberging! Beschämt warf er sich seine zaghafte Eilfertigkeit vor, und quälte auf's neue den abergläubischen Koch, ihm ein anderes zu backen.

Kaum hatte der kriechende Pfarrherr seine ermüdeten Füße von dem niedrigen Armstuhle gestreckt, und mit gnädiger Erlaubniß die beklemmende Weste geöffnet, so verrichtete er seinen Antrag mit der unnöthigen Vorsicht eines Pedanten. Er lispelte heimlich der Gräfin und ihrer Vertrauten dies andeutende Geheimniß ins Ohr: der gnädige Herr Hofmarschall werde dabei sein — und keine, nein keine, als die gegenwärtigen Seelen konnten diese mystischen Worte vernehmen.

Welch ein Tiefsinn bedeckte jetzt mit den Fittigen der Mitternacht das Kabinet der schönen Klarisse! Ihre erfindungsreiche Liebe stritt immer mit der schwerfälligen Einsicht des Magisters: doch beide mußten sich der Erfahrung eines grauen Kammermädchens unterwerfen. Anschläge wurden gefaßt, untersucht und durch neue verdrängt! Lange ging das wichtige Projekt wie ein Würfel im Kreislaufe herum, ehe die ältliche Zofe mit der verschmitzten, hohen Miene eines verschanten Ministers, ihre Gedanken in folgenden klugen Worten entdeckte. „Jetzt, ehrwürdiger Herr, da sich Ihre Augen nach Ruhe sehnen, so hören Sie kürzlich meinen unmaßgeblichen Vorschlag: meine willige Stimme soll jetzt dem Wächter des Hofes befehlen, daß sein sicheres Geleite Sie den Windhunden vorbei in die Stube führe, die unser Hanshofmeister bewahret. Dieser wird gerne eine Nacht sein Bette mit Ihnen theilen, und morgen meldet er Sie bei dem gnädigen Grafen. Dann gehen Sie nur unerschrocken zu dem alten Papa; Er wird Ihnen gewiß Ihre Bitte gewähren; denn er liebet Sie von Herzen, und Ihre klagenden Jahrgänge haben seine hypochondrische Brust mit Ehrfurcht für Sie, Herr Pastor, erfüllet. Also schlafen Sie sanft, bis die Morgenröthe Ihre gestärkten Glieder zum fröhlichen Hochzeitfeste erweckt!" Ein gütiger Lobspruch aus dem rosenfarbenen Munde der Gräfin belohnte die Einsicht der Zofe — auch der Magister wollte ihr gern seinen Beifall darüber bezeigen, aber seine Worte verwandelten sich in gähnenden Mißlaut, so daß er zu Hülfe ein beredtes Kopfnicken rief. In wenig Minuten war jedes wichtige Umstand nach Sibyllens Sinne geendet. Der Haushofmeister beherbergte den schnarchenden Magister, und die dunkelbraune Nacht verbarg seine heimliche Ankunft unter ihrem Schleier vor den mißtrauischen Augen der Gouvernante und vor dem murrenden Hofhunde.

Der helle Morgen hatte den hochgebornen Gerichtsherrn erweckt. Jetzt überdenkt er noch im Bette den Zustand seines Magens und fordert mit schwelgerischer Neugier den frühen Küchenzettel. — Da tritt der Haushofmeister herein und meldet ihm die Beherbergung des verspäteten Pfarrherrn, und wie er jetzt, voll Verlangen Ihro Gräfliche Gnaden zu sprechen, vor der Kammerthüre lauschte. „Ir, willkommen, werther Herr Pastor, willkommen!" schrie der Graf dem Vertriebten entgegen. Bückend trat dieser vor das Vorhangbette des Grafen, und sein schwerer Athem blies sogleich die hochzeitliche Bitte hervor, die er mit einer Menge von Wünschen beschloß, wozu ihm der Wechsel der Zeit die beste Gelegenheit darbot. Bei starkem ungeduldigen Herzklopfen wartete er nun, bis der Morgendunsten des stotternden Grafen sich legte — als er auf einmal diese deutliche Antwort vernahm: O sehr gern will ich meiner Tochter das Vergnügen erlauben, an ihrem Ehrentage, lieber Herr Pastor, im schönsten Puße zu glänzen. Der priesterlichen Aufsicht überlassen, ist ihre Tugend sicherer, als unter meinem eigenen Dache. Ja, mein Freund verlassen Sie Sich darauf, sie soll Nachmittags mit sechs rüstigen Pferden vor Ihrer Hausthür erscheinen, und das Hochzeitsgeschenk will ich selber besorgen. Damit aber auch Sie, mein Lieber, Sich nicht vor Ihrer nahen Hochzeit ermüden, aber wieder beraubt werden, und sich im Walde verirren, so soll meine geschwinde Jagdchaise Sie jetzt Ihren erwartenden Geschäften zurück führen, und meine aufrichtigen Wünsche sollen Ihnen folgen." Da ergriff der entzuckte Magister die schwere Hand des Grafen von Nimmer, küßte sie hundert Mal, und benetzte sie mit Thränen der Freude, die die über seinen stachlichten Bart herunter rollten, wie ein plötzlicher Sommerregen über die glänzenden Stoppeln der Felder. Wie rechtmäßig war diese Freude; denn nach diesem Orakelspruche endigten sich alle seine Leiden. Bald war nun schon die Bedingung des Hofmarschalls erfüllt, und für die andere Hälfte wird die schöne Klarisse schon sorgen. Mit einem feinen Komplimente verließ er die Stube des Grafen. An der Treppe lauerte die verschmitzte Sibylle auf ihn, und erforschte den Ausgang der Sache. Mit zwei kurzen Worten entdeckt' er ihr die gnädige Erlaubniß seines Patrons; und indem er sich in die Chaise warf, flog die erfreute Zofe zu ihrer Gebieterin. Nun beschäftigte die Wahl eines reizenden Putzes den ganzen Vormittag beide weibliche Herzen, und alles lag schon in der schönsten Ordnung, ehe der langsame Alte seiner Tochter die Bitte des Bräutigams, und seine eigene väterliche Erlaubniß anzukündigen glaubte. Sie hörte ihn an, als ob sie von nichts wüßte, und bedankte sich gleichgültig für die vergönnte Spazierfahrt — und leichtfertig erkundigte sie sich nach den übrigen Gästen der priesterlichen Hochzeit: doch der gute Alte wußte ihr keine Nachricht zu geben. „Wer wird dabei sein, sprach er, als seine Confratres vom Lande." Indessen klopfte das Herz der jungen Gräfin ungeduldig nach ihrem lieben Hofmarschall, bis der geschäftige Putz die langen Minuten vertrieb, und ein sanfter Wagen die freundliche Göttin, nebst ihrer vielfarbigen Iris aufnahm, und zu dem Hofe des traurigen Schlosses hinausflog.

Fünfter Gesang.

Der glücklich angelangte Magister fand seine verrestete Pfarre zu einem Palaste verwandelt, als er hinein trat. Ein Dutzend Bediente seines gnädigen Gönners hatten in seiner Abwesenheit die herkulische Arbeit unternommen, Stuben und Kammern zu säubern, und in der Küche herrschte ein ansehnlicher Koch, dessen eigensinnige Befehle tausend Geräthe verlangten, deren Namen noch nie in diesem Dorfe waren gehört worden. Seine donnernden Flüche flogen in der Küche herum, daß der erschrockene Pfarrherr mit einem Schauer vorbeiging, sich in sein ruhiges Museum setzte, und das Gesangbuch zur Hand nahm. Als ein Fremdling in seiner eigenen Behausung, getraute er sich nicht, jetzt nach dem vernehmen Koche etwas zu essen zu fordern; lieber versäumte er das Mittagsmahl, und tröstete sich politisch mit dem fröhlichen Souper.

Die dritte kritische Stunde des Nachmittags brach an, und lud durch ihren Glanz den Neid des ungebetenen Superintendenten und aller Amtsbrüder auf den Hals des armen Verladten. Strenge dich an, Muse! und hilf mir das Gewühl der Vornehmen beschreiben, die sich jetzt in das Haus des Pfarrherrn sammelten. Zuerst erschien der lackirte Schlitten des Hofmarschalls an der Spitze vieler andern. Vier deutsche Hengste, chinesisch geschmückt, zogen ihn, und ein vergoldeter Jupiter verzierte den schnurrbärtigen Kutscher. — Ein musikalisches Silbergeläute hüpfte auf dem Rücken der Pferde, indem unter ihren stampfenden Füßen die fröhliche Erde davon flog. Schon von ferne erkannte der zitternde Pfarrherr seinen Gönner und an seiner Rechten die gepuzte Braut. Mit unbedachtsamer Höflichkeit ging er dem fliegenden Schlitten entgegen — aber sein wilder Führer schwang die knallende Peitsche und wendete mit seinen vier Schimmeln in vollem Trabe um, daß der Magister, mit verzerrtem Gesichte, eilig wieder zurück sprang. Mit majestätischem Anstande stieg nun die einnehmende Wilhelmine von dem sammtenen Sitze, und da verrieth sich zugleich, auf einige süße Augenblicke für den entzückten Bräutigam, ihr kleiner vorgestreckter Fuß bis an die Höhe des seidenen Strumpfbands, auf welchem mit Pünktchen von Silber ein zärtlicher Vers des Voltaire gestickt war. Ach wohin weiß doch nicht ein französischer Dichter zu schlüpfen! Gesteht es nur, ihr Deutschen, bis dahin ist noch keiner von Euern großen Geistern gedrungen. So bald sie ausgestiegen war, umrauschte ein buntfarbiger Staff diese verdeckten Schönheiten. Eine schneeweiße türkische Feder blähete sich auf ihrem gekräuselten Haare, und bog sich neugierig über ihren wallenden Busen, der unter den feinen Spitzen aus Brabant hervorblickte, wie der Mond hinter den Sprößlingen eines jungen Orangenwäldchens. Nach ihr sprang der ansehnliche Hofmarschall unter die Menge der erstaunten Bauern, die heute Arbeit und Tagelohn vergaßen, um das Fest ihres Hirten zu begaffen. Ein gewässertes Band hing schief über dem lazurblauen Sammte seines Kleides; und der milde Einfluß seines Gestirns zeigte sich auf allen Gesichtern, und nöthigte dem unhöflichen Dreschen den Hut ab. Alle Blicke wandten sich jetzt einzig auf den gestempelten Herrn — nicht einer fiel mehr auf Wilhelminen. Diese werden wir noch oft, dachten die Bauern, als Frau Magisterin bewundern, aber einen Hofmarschall sieht man nicht alle Tage. So vergißt man das alles bescheinende Licht des Olymps, wenn eine seltene Nebensonne erscheint, die plötzlich entsteht und verschwindet.

Ein anderer Schlitten, unter dem Zeichen des Mars, der — eine seltsame Erfindung des witzigen Bildhauers — auf einem Ladestocke ritt, lieferte zwei aufgedunsene Müßiggänger

am Hofe, Kammerherren genannt. Einst hatten sie in ihrer Jugend als hitzige Krieger einen einzelnen furchtsamen Räuber verjagt, und sich und dem gefangenen Prinzen das Leben gerettet. Zur Belohnung hatten sie sich dieses unthätige Leben erwählt, genossen einer feistmachenden Pension, erzählten immer die große That ihres Soldatenstandes — und gönnten gern ihre lärmende Gegenwart einem jeglichen Schmause. So lebten einst die Erhalter des Kapitols, jene berühmten Gänse, von den Wohlthaten der dankbaren Römer; ohne Furcht, geschlachtet zu werden, fraßen sie den ausgesuchtesten Waizen von Latiums Feldern, für einen wichtigen Dienst, den eine jede andere schnatternde Gans mit eben der Treue verrichtet hätte. Der flüchtige Merkur und vier schnaubende Rappen brachten die pygmäische Figur eines affektirten Kammerjunkers gefahren. Stolz auf einen eingebildeten guten Geschmack, ersetzten seine reichen Kleider den Mangel seines Verstandes. Zuversichtlich besah er heut' eine glänzende Weste, die, wie die weiße Wamme eines drolichten Eichhörnchens, unter seinem rothplüschnen Rocke hervorleuchtete; und fröhlich dacht' er an die Verdienste der weit kostbareren zurück, die sich noch in seiner Garderobe befanden. Ein paar blitzende Steinschnallen, und eine Dose, von Saints-Martin erschaffen, waren ihm das, was einem rechtschaffenen Manne ein gutes Gewissen ist — sie machten ihn zufrieden mit sich selbst und dreist in jeder Gesellschaft. Jetzt lief er gebückt in die Pfarre hinein; gebückt, als ob sein kleiner Körper befürchtete, an die altväterische Hausthüre zu stoßen, die gothisches Schnitzwerk verbramte. Nun aber kam unter der Anführung einer gefälligen Minerva ein einzelner vernünftiger Mann gefahren, der, wenig geachtet von den Weisen des Hofs, den Befehlen seines Herzens mit strengem Eigensinne folgte. Nie erniedrigte er sich zu der Schmeichelei, und nie folgte er der Mode des Hofes, die das Hauptlaster des Fürsten zu einer Tugend erhebt, und durch Nachahmung billigt. Vergebens — (konnt' es wohl anders sein!) hofft' er in diesem Getümmel ein nahes Glück, hier, wo man nur durch seine Ränke gewinnt, und wo die Blicke der Großen mehr gelten, als ein richtiger Verstand und Tugend und Wahrheit. Er war es, der Wilhelminen zuerst mit glimpflichen Worten vor der weiten Gefahr warnte, in die ihr Leichtsinn, und die verjährte List eines wollüstigen Hofs ihrer Jugend verwickelte, der ihr zuerst den Gedanken erträglich und wünschenswerth machte, wiederum die heitere, gesündere Luft ihres Geburtsorts zu athmen. Mit innerer Befriedigung sah er, daß der heutige Tag seine Bemühung krönte, und dieses frohe Gefühl beschäftigte ihn einzig in dem Tumel einer thörichten Gesellschaft. Ungern sah ihn der Hofmarschall in dem Kreise seiner Lust. — Er aber trug ungekränkt diese ehrende Verachtung und gab sich gern einem unruhigen Tage Preis, um ein verirrtes Mädchen in einer glücklich entschlossenen Tugend zu stärken. Zischt ihn aus — ihr Lieblinge und Weisen des Hofs! Was helfen ihm alle seine Verdienste? Daß sie einst vielleicht, in Stein gehauen, auf seinem Grabmale sitzen und weinen? O wie thöricht! den Geboten des Himmels zu gehorchen, wo ein Fürst befiehlt, und auf dem einsamen Wege der Tugend zu wandeln, wo noch kein Hofmann eine fette Pfründe erreicht hat. Wenn eine falsche wankende Uhr des Stadthauses den Vorurtheilen der Bürger gebietet, so betriege uns oft unsere wahre Kenntniß der Zeit um ihren Gebrauch; denn hier, wo ein jedes dem allgemeinen Irrthume folgt, den eine summende Glocke ausbreitet, und die entfernte Sonne für nichts achtet, was hilft es hier dem gewissen Sternseher, daß er sich allein nach ihren Befehlen richtet — und den Wahn der Stadt verlachet — und seine Stunden nach der Natur mißt? Mit allen seinen Kalendern wird er bald sein Mittagsmahl — bald den Besuch bei seiner Geliebten und den Thorschluß versäumen.

Zwei würdige Gesellschafter beschlossen den Einzug in einem alten Schlitten, den ein unscheinbares Bildniß beschwerte. — Ob es einen nervichten Vulkan oder einen aufgedunsten Midas vorstellte, war für die Kunstrichter ein Räthsel. Ein halbgelehrter Patricius, ehemaliger Hofmeister des Marschalls, an Stande, so wie an Wissenschaft, weder Pferd noch Esel — nahm die eine Hälfte des breiten Sitzes ein, und auf der andern saß ein grau gewordener Hofnarr, der mühsam den ganzen Weg hindurch auf Einfälle dachte, in Versen und Prosa die hohe Gesellschaft zu erlustigen: aber sein leerer Kopf blieb ohne Erfindung. Oft weinte der Arme, daß sein Alter ihm das Ruder aus den Händen wand, daß er so lange glücklich regieret, und um welches sich jetzt der fürstliche Läufer, der Oberschenk und eine dicke Tyrolerin rissen.

Niemand ward mehr erwartet, als die junge Komtesse. Der Hofmarschall stand unbeweglich an dem offenen Fenster, und seine feurigen Blicke fuhren, durch ein ungeduldiges Fernglas, auf dem Weg hin, woher die schöne Klarisse kommen sollte. Wimmernd rang der angstvolle Magistrat die Hände, und versicherte ohne Aufhören den argwöhnischen Hofmann: „die junge Dame werde gewiß kommen. Ach! sagte er, sie hat mir ja mit der aufrichtigsten Miene versprochen, meine schwere Verbingung erfüllen zu helfen, und sie wird mich gewiß nicht in meinen Nöthen verlassen.“ Unterdessen war auch schon der theure Mann angelangt, der dies Braupaar fester verbinden sollte. Auf dem benachbarten Dorfe, wo Niemand die Reize einer Wilhelmine kannte, hatt' er von den drei Seiten seiner hölzernen Kanzel trotzig gefragt: ob jemand wider das Aufgebot seines Freundes etwas einzuwenden hätte? Und dreimal hatt' er die Verleumdung mit diesen mächtigen Worten gebannt: der schweige nachmals stille! Sein frommfarbiger Mantel bedeckt' ein wildes Herz; ohne Neigung war er ein Geistlicher, und in diesem gezwungenen Stande ward er selbst in einem Amte mager, das seit dreihundert Jahren die Schwindsüchtigen fett gemacht hat. Mosheim und Cramern kannt' er nicht; er sprach aber gern von dem General Ziethen und dem lustigen Treffen bei Roßbach. Seine Bauern, wild wie er selbst, konnt' er lange nicht durch die Bibel bezähmen — aber es glückte ihm nach einer neuen Methode. Denn eh' er seinen Rednerstuhl bestieg, besah er sein florentinisches Wetterglas, und rief prophetisch alle die Veränderungen von seiner Kanzel, die es ihm ankündigte. Bald wahrsagt' er der ungezogenen Gemeinde Regen und Wind in der Heuernte: bald aber beglückt' er sie, zum Trost, mit einem warmen Sonnenschein in der Weinlese. Die gerührten Bauern bewunderten den neuen Propheten, besserten ihr Leben, und besetzten seitdem alle Stühle der Kirche. Nach einer langen gefeierten Pause — erschien endlich die ersehnte Göttin, köstlich in ihrem Schmucke, und wunderschön von Natur; und welch ein Glück für den Hofmarschall, ohne Gouvernante erschien sie. Die Furcht vor einem Hochzeitgeschenke hatte diese geizige Seele zurückgehalten; und die sonst nie von der Seite ihrer jungen Dame wich, überließ heute zum Erstenmale den langbewahrten Schatz einem tüftigen Geliebten, der die Zeit zu gebrauchen wußte. Mit funkelnden Augen empfing er die Schöne, auf deren Wangen sich eine warme Röthe verbreitete, da sie ihm die glassirte Hand reichte, die auch in dem Augenblicke zärtlich gedrückt ward. Und nun war die ganze Bedingung erfüllt, die das Schicksal des armen Dorfpfarrer bestimmte. Die vornehme Versammlung begleitete ihn zur vollen Kirche, wo er durch ein vieldeutendes Ja! vor der ganzen Gemeinde gesprochen, von seiner reizenden Braut alle die mystischen Rechte der Ehe, und das beschlossene Glück und Unglück seines gefesselten Lebens mit Freuden empfing. Mit einer zurückhaltenden, bescheidenen Miene empfing auch sie von seinen Lippen das Blanket der Liebe, worauf die eigensinnige Zeit ihre Befehle schreiben wird, die kein Thränenguß auslöscht. Ein geheimer Neid saß in den glatten Stirnen und in den Runzeln der weiblichen Gemeinde: aber die Männer blickten ihren beweibten Hirten mit lächelndem Mitleid an; denn die Erinnerung ihres ehemaligen glücklichen Traums, der heut' auch über ihren Pfaerherrn schwebte — und das wache Bewußtsein ihres jetzigen Schicksals brachte ein ernsthaftes Nachdenken in ihre Gemüther. Und nun besaß der Beglückte seine Braut, die ihm kein Sterblicher wieder entreißen konnte. Nun hab' ich sie endlich erhascht, die fröhlichen Minuten, dacht' er, die mir vier Jahre lang entwischt waren; und voll Empfindung seines Glücks drückt er oft seiner angetrauten Wilhelmine die kleine Hand, und führte sie mit triumphirender Nase nach Hause. Aber ein wunderlicher, unversehener Gedanke, der sich wieder alles Vergnügen auflehnte, stieg jetzt aus dem klopfenden Herzen der armen Verlobten empor. — Ist dies nicht, seufzte sie bei sich selbst, das Leichengepränge deiner Schönheit! Klägliches Geschenk der Natur, das keinem weniger hilft, als dem, der es besitzt! Was für unruhige Tage hast du mir nicht verursacht! und jetzt begräbst du mich sogar in eine schmutzige Pfarre! Aber ihr weiser Freund und Rathgeber entdeckte kaum diesen unzufriedenen Gedanken in ihrem bekümmerten Gesicht, als er durch einen ernsthaften Blick, gen Himmel geschlagen, ihr denselben verwieß, sie mit ihrem Schicksale versöhnte, und ihr eine kleine tugendhafte Thräne ablockte.

Ein mathematischer Fourier hatt' indeß die hochzeitliche Tafel geordnet. Ehe man sich setzte, bewunderte man seinen Geschmack in einer minutenlangen Stille, und faltete dabei die Hände. Schimmernder Wein, der, wie die Begeisterung der Liebe, nicht beschrieben, nur empfunden werden muß, blickte durch den geruchvollen Dampf der theuren Gerichte, wie das Abendroth unter dem aufsteigenden Nebel hervor.

Jetzt ergriff der schimmernde Hofmarschall die warme, weiche Hand der blauäugigen Wilhelmine, führte sie an die oberste Stelle der Tafel, und bat den dankbaren Magister, sich neben seine Göttin zu setzen, und nicht durch den Zwang eines Neuvermählten die Freuden der Tafel zu stören. Ach! wie giebt hier die veränderliche Zeit ihr Recht zu erkennen! Er — der ehemals dem weinenden Pfaerherrn seine Geliebte

entzog, giebt sie ihm jetzt bei einem freigebigen Gastmahle geputzt und artig wieder zurück, und macht ihm all sein ausgestandenes Leiden vergessen. So überschickte einst der große Agamemnon seine Briseis dem belorbeerten Priester des Apoll, die der kaltgiche Liebhaber der väterlichen Sehnsucht lange Zeit vorenthielt. Prächtige Geschenke, und eine Hekatombe mußten den Alten trösten, und seinen Gott versöhnen, und in hohen Tönen besang der Dichter der Ilias die Geschichte, wie sich jetzt die Hochzeit eines Magisters besinge.

Der Schmaus ging an! Ein köstliches Gericht verdrängte das andere, und Bacchus und Ceres tanzten um den Tisch her. Der freimüthige Scherz, die feine Spötterei, und das fröhliche Lächeln vertrieben unbemerkt die taumelnden Stunden des Nachmittags, und der Geist der Komtesse und des Champagners durchdrangen die fühlbaren Herzen der Gäste. Alles war munter und fröhlichen Muths. Nur der Magister und der Hofnarr — immer in sich gekehrt, saßen ganz ruhig an der frohen Tafel. Den einen überfiel bald ein theologischer Skrupel, bald ein Gedanke seiner künftigen Liebe; und der andere zagte sich heimlich, daß es in seinem Gehirne so finster, wie eine durchwachte Winternacht aussah. Wie oft buhlt' er vergebens um das belohnende Lächeln des Marschalls, und wie oft verfolgte sein schwerer Witz die flüchtigen Reden des lustigen Kammerjunkers! ehe' er sie erreichte, waren sie von der Gesellschaft und von dem Redner selbst vergessen, und mit Verdrusse nahm er wahr, daß niemand seine Einfälle begriff, und alle seine witzige Mühe verloren ging. Ein alter hungriger Wolf schleicht so dem Fasche nach, der anbekümmert durchs Gras scherzt, den verdrießlichen Räuber bald auch dieser, bald nach jener Seite hinlockt, und endlich doch seiner groben Tatze entwischet. Zur Erholung der gesättigten Gäste, deren immer sich anstrengender Witz manchmal schlaff zu werden begann, rief der kluge Hofmarschall den Verstand des französischen Konditors zu Hülfe, der so oft seine Wirkung zeigt, wenn die langweiligen Reden eines Fürsten seinen Hof einzuwiegen drohen — Und — auf einmal reizt eine überzuckerte Welt die weiten Augen der Gäste. Faunen und Liebesgötter und nackende Mädchen, in einem poetischen Brennofen gebildet, scherzten ohn' Aufhören im funkelnden Gelee. In der Mitten entdeckte sich eine lachende Szene unter einer hohen arkadischen Laube, von ewigem Wintergrün: die porzelanene Zeit war es, die mit einer furchtbaren Hippe den zerbrechlichen Amor in der Laube herumjagte — O wie wird es ihm gehen, wenn er sich einholen läßt! denn der kleine lose Dieb hat ihr Stundenglas listig entwendet, und schüttelt den Sand darinnen unter einander, worüber die hohe Gesellschaft sich innerlich freute. Ein voller Teller lustiger Einfälle, in buntem Kraftmehle gebacken, streute neues Vergnügen über die Tafel. Welche Vermischung von Dingen! Stiefeln und Untertröcke, Ferngläser und Schaudrüste, Küraß' und Palatias, Spiegel und Larven klapperten unter einander. Jedes öffnet' eine Figur, die ihm das Ohngefähr oder seine Neigung in die Hand gab; und die ausgewickelten Orakelsprüche wurden laut gelesen. Ein Putzkopf lieferte dem Hofmarschall eine feurige Liebeserklärung — lächelnd sah er seine gräfliche Nachbarin an, und überreicht' ihr die bunten Lose. Sie ergriff einen Federhut, und las stotternd eine prophetische Beschreibung des verliebten Meineids ab. Furchtsam gab sie den Teller von sich — Ein ungesalznes Epigramm auf den Hymen lag in einem Strohhute gehüllt, und ward von dem Kammerjunker aus seinem Strauße gezogen, und mit lautem Lachen ausposaunt — Die lose Wilhelmine zerrieb eine Knotenperrücke, die in Knittelversen den Kammerjunker würdig widerlegte — Nach ihr ergriff, was verliebter Abndung, der Magister ein schneeweißes Herz, worein eine witzige Z gestzt war. Bedächtlich öffnet er es und fand diese wenigen Worte: ich liebe einen am den andern. — Wer hätt' es diesem falschen Herzen ansehn sollen, rief er voller Verwunderung, und klebte mühsam die beiden Hälften wieder zusammen. Alle noch übrigen Devisen wurden von den beiden Kammerherren und dem Hofnarren zerknickt, die ganz still die noch verborgenen Schätze des Witzes für sich einsammelten, wie der Geizhals das wohlfeile Korn auf die theuern Zeiten der Zukunft.

Die verdrießliche Langeweile fing wieder an, den angenehmen Lärm der Gesellschaft zu unterdrücken, als der schlaue Hofmarschall es zeitig bemerkte, und ein frohmachendes Hochzeitgeschenk aus seiner Tasche hervorzog. Er wickelt' es aus dem umhüllenden Papiere, und ermunterte die übrigen Gäste, seinem Beispiele zu folgen. Ungezwungen stellt er sich hinter den Stuhl der angenehmen Braut, und hing ihr ein demantnes Kreuz um, das an einem schwarz-moornen Bande zwischen dem schönen Busen hinunter rollte. — O was für ein Bewußtsein durchströme jetzt die blutvollen Wangen der Schönen! Mit ungewisser Stimme dankte sie dem galanten Herrn. Lange konnte sie nicht ihre widerstrebenden Augen in die Höhe schlagen, und die unzeitige Scham brachte sie in eine kleine Verwirrung. Ein solches Gefühl durchdringt oft die treulose Brust eines Hofmanns, wenn sie nun zum erstenmale unter dem ertheilten Ordenssterne klopfet. Furchtsam glaubt' er, die Gemahlin des Fürsten möchte das Verdienst errathen, das ihm dieß Ehrenzeichen erwarb. Selbst den ihm unbekannten lakonischen Worten des Sterns traget er nicht, und er wird es nicht eher wagen, sich unter seinen Reidern zu drüsten, bis ihm sein trostreicher Scheeider die goldenen Buchstaben verständlich gemacht hat.

Was für köstliche Geschenke häuften sich nicht in dem Schoße der glücklichen Wilhelmine — Spitzen und Ringe und Dosen und künstliche Blumen — Ach! dachte der Pastor — ach! so viel Reichthum habe ich ja nicht in meinem zehnjährigen beschwerlichen Amte gesammelt — und wie wunderbar; als Herr seines Weibes dankt' Er — auch Er! seinen großmüthigen Gönnern für diese Geschenke. Man sah es an dem satyrischen Lächeln der Gäste, wie gut seine fröhlichen Danksagungen gedacht waren.

Sechster Gesang.

So endigte sich das fröhliche Hochzeitmahl. Die trunkenen Gäste taumelten in dem kleinen Raume des Zimmers immer wider einander. Ein Evan Evoe umschallte die Wände; Leuchter und Stühle drehten sich in einem Kreis herum, und unvollendete Lieder und halbgestohlne Küsse erfüllten die Luft. Die zerstreuten Kammerherren, ohne Gedanken, in welchem frommen Haufe sie lebten, riefen nach einer Karte zum Pharao — die junge Komtesse, ihres jungfräulichen Zwanges, und ihrer Gouvernantin uneingedenk, stellte sich mit dem freundlichen Hofmarschall in den einsamen Bogen des Fensters, und dieser genoß der süßen Betäubung der Schönen, so gut als er vermochte. Der kindische Kammerjunker versachte seinen Witz an dem schläfrigen Hofnarren, und alle Vortheile, die er über ihn erhielt, erzählt' er mit lautem Triumphe der aufmerksamen Gesellschaft. Aber Alle verachteten die harmonische Erinnerung des Nachtwächters, und überfahen das politische Gähnen des Neuvermählten, und lachten alle den Mond an. So taumeln oft die vermummten Geschöpfe einer Maskerade widersinnig unter einander, vergessen ihre Verkleidung, und nach dem Trieb' ihrer Sinne zu handeln — Rabbi Moses zieht die verkappte Roane zum schwäbischen Tanz auf, oder fordert ein Stück schmackhafte Cervelatwurst. Der lange Türke trinkt im falben Bargoader die Gesundheit des allerchristlichen Königs, und die stroherne Pyramide fängt an, Knaster zu rauchen.

Jetzt ging der angeduldige Ehemann in seine einsame Studirstube — verwünschte seine lärmenden Gäste und rief also zum Amor: „O du mächtiger Sohn der Cythere! hast du mir deines Schutz nur darum angeboten, und mich deines Rathes gewürdigt, um mich jetzt desto mehr zu kränken, und mein dankbares Herz wider dich zu empören? Was hilft es, daß du mich nach den Reizen meiner Wilhelmine hast schmachten gelehrt, — daß du mich durch ihr melodisches Jawort beglückt hast. — Was hilft es, daß mir dieser Tag in der schönsten Feier entflohen ist, wenn meine erste Brautnacht langweilig und ungefeiert davon zieht? Die lächelnde Morgenröthe wird mich spottend an die arme Bekanntschaft einer Freund' erinnern, die wider mein Verschulden mir fremd geblieben ist, und Wilhelmine wird mir mit ernsthaftem Lächeln in das Gesicht sehn, wenn sie die glückwünschenden Bauern Frau Magisterin grüßen. Diese Nacht, o Sohn der Venus! nur diese einzige Nacht, beherrschest du noch mit dem Hymen in gemeinschaftlicher Ehre. — So laß mir doch nicht durch das wilde Getöse der gepuderten Höflinge und durch das Wiehern ihrer Pferde, diese glücklichen Stunden entziehen, die keine Macht vermögend ist, mir wieder zurück zu führen, sollten sie einmal davon sein!" Diese Seufzer des unruhigen Magisters beachten den Stolz des kleinen Gottes in Bewegung. Er freute sich, daß der dankbaer Vermählte, nicht trotzig auf die dienstbare Hilfe des Hymen, des Amors Freundschaft auch suchte. Gütig entschloß er sich, dem Verliebten zu helfen, und den Jupiter und des Paatheons neugierte Bewohner und Ritter und Pferde hinaus zum Dorfe zu jagen. Welch' ein heroisch Unternehmen — Welch' eine That!

Recht zu gelegener Zeit fiel dem kleinen Helden der Trojanische Brand ein, der die trotzige Garnison der Griechen nöthigte, den flammenden Platz zu verlassen, und diese so oft besungene schreckliche Geschichte gab ihm eine sinnreiche Kriegslist an die Hand, die er mit Glück und Tapferkeit ausführte. Er drehet aus den Händen des gefesselten Hymen die hochzeitliche Fackel, die lichterloh brannte, und stahl sich unvermerkt in die Küche des Pfarrherrn. Von der edlen Kochkunst verlassen, die nur kaezem zwanzig schöpferische Hände darinnen beschäftigte, ruht jetzt eine finstere Traurigkeit unter

ihren Gewölben. Auf dem warmen Herde lag eine ungebeachtete Speckseite in der aufgehäuften Asche verborgen, woran die ganze große geschwänzte Armee des scherzhaften Mäoniden sich hätte sättigen können. Dieses ungeheure Magazin steckte der freibeutische Amor mit abwärts gesenkter Fackel in Brand. Auf einmal flog es, durch die fettige Flamme belebt, in die schwarze Esse, die sich rauschend entzündete — und ihr blutrothes Feuer dem Firmamente zuwälzte. — Es war geschehen — Amor schüttelte seine Flügel und floh, und stellte sich auf die knarrende Fahne des Kirchthurms. Hier stand er wie Nero, als er mit grausamer Wollust seine Residenz brennen sah, freute sich seines gelungenen Anschlags, und erwartete den erschrecklichen Ausgang — Und nun — o Muse! hilf mir das Getümmel beschreiben, das in dem Hause des Magisters entstand, als die gräßliche feuerschreiende Stimme sich über das aufgeschreckte Dorf ausbreitete. Das hohle furchtbare Getöne der stürmenden Glocken, die ein angstvoller Cantor unermüdet läutete, verkündigte den verzagten Matronen ihren Untergang, und das Geschrei der Kinder, und das Pochen der Nachbarn, und das Bellen der Hunde, machte eine finstere unglückliche Nacht noch schrecklicher. Von dem stummen Entsetzen geführt, kam die verlorene Nüchternheit itzt wieder in die Versammlung der Hochzeitgäste zurück. Doch kaum begriffen sie das drohende Unglück ihres betrübten Wirths, so flohen sie ihn, als wahre Hofleute, mit eilenden Füßen, und nach einem kurzen gleichgültigen Lebewohl! verließen sie alle das neue Ehepaar in Thränen. Aber, wie ehemals der junge Aeneas seinen alten frommen Vater aus dem flammenden Troja trug, so umfaßt' itzt der getreue Hofmarschall seine weinende Klarisse, und durch die Liebe gestärkt, verachtet' er alle Gefahren. Das Feuer prasselt' über sein Haupt, und die Wellen des Fischbeinrocks schlugen über seine zerrissenen Haarlocken zusammen — dennoch bracht' er sie glücklich an ihre sichere Karosse, und übergab sie den Händen ihrer schützenden Zofe. Und wie der unerschrockne Weise, gegenwärtig in den größten Bedrängnissen, sich noch um Kleinigkeiten des Lebens bekümmert, aber so, wie der größte Lips Tullian auf dem Richtplatze, da schon der Stab gebrochen ist, noch für seine Nase besorgt, um eine Prise Rappé bat — noch schnupft' er ihn mit süßer Empfindung, in dieser entscheidenden furchtbaren Minute — reckte darauf mit einem Seufzer den Hals dar, und befand sich in der andern Welt, eh' er — niesen konnte — eben so nahm noch itzt der Hofmarschall drei verliebte Küsse von seiner beängstigten Schönen, und warf sich mit unterdrückter Sehnsucht in seinen fortschallenden Schlitten. Das Zeichen war gegeben, und nun flogen alle die unbändigen Pferde mit ihren Rittern davon, die mit stillem Vergnügen über ihre Sicherheit, oft nach der brennenden Pfarre zurück sahn.

Kaum war die lärmende Versammlung der Götter- und Menschengestalten zum Dorfe hinaus, so gebot Amor: das Feuer sollte verlöschen — und es verlosch. — Zwar verkannte der blinde Pöbel die Hilfe des Amors, und jauchzend dankten die Bauern ihre Rettung einem schwarzen Dämon, der es gewagt hatte, auf's priesterliche Dach zu steigen, wo er, dem Feuer zum Opfer, eine arme geraubte Najade der Elbe in den schwarzen Abgrund hinunter stieß, daß ihre zerschmetterten Glieder in einer schmutzigen Küche ein unbekanntes Grabmal bedeckte.

Nun brachte der Gott der Liebe dem Hymen die hochzeitliche Laute wieder zurück; darauf ging er Hand in Hand mit ihm zu dem getrösteten Verliebten, und sammelte seine entzückten Danksagungen in den leeren Köcher; denn der kleine Held hatte den Tag über alle seine Pfeile verschossen. Die noch übrige Nacht hindurch wacht' er an dem rauschenden Brautbett, und da der Morgen anbrach, erhob er sich fröhlich in den Olymp auf den Strahlen der Sonne, die zuerst dem frohen Magister die Mischung von Schaam und gedemüthigter Sprödigkeit auf den Wangen seiner zufriednen Schönen sichtbar machten, und ihn zu neuen Morgenküssen erweckten. Wie reizend blickte nicht die vollendete Braut ihrem glücklichen Sieger in das männliche Gesicht! Gleich einer jungen Rose, die sich unter dem schwarzen Gefieder einer einzigen balsamischen Nacht entfaltet. Der überhangende Phöbus trifft sie in ihrem vollen Schmucke an, und vergebens bemühen sich seine brennenden Strahlen, sie noch mehr zu entwickeln.

Jetzt stand der kleine Amor vor seiner freundlichen Mutter, und erzählt' ihr in scherzhafter Prahlerei seine Kriegslist und seinen Triumph, daß seine Stimme durch den Olymp schallte, und selbst die bescheidenen Musen ihm Beifall zuwinkten. Ihr Lächeln löste sich in einen sanften geistigen Sonnenschein auf, wovon ein goldener Blick in die Welt drang, und unter so vielen tausend poetischen Seelen die meinige allein begeisterte. Ich hab' Alles gethan, was meine Muse befahl; ich habe das Elend des verliebten Magisters, und seine fröhliche Hochzeit besungen, und hab' ein Werk verrichtet, daß durch eine schöne Druckerpresse vervielfältigt, der Vergänglichkeit trotzen kann.

L. Freiherr von Thumb,

in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geboren, lebt als königlich würtembergischer Kammerherr zu Stuttgart und gab heraus:

Zwei Theaterstücke. Tübingen, 1813.
Viata, oder Liebe um Liebe. Frankfurt, 1813.
Erzählungen und Novellen. Nürnberg, 1814—1815.
Der Redselige, Lustspiel. Stuttgart, 1816.
Beiträge für die deutsche Schaubühne. Frankfurt, 1818.
Zwei Bühnenstücke. Tübingen, 1820.
Die neue Schauspielerschule. Leipzig, 1821.
Neue Bühnenstücke. Augsburg, 1814.
Das Recept für Magen und Herz. Hanau, 1820.

Seine meisten Bühnenstücke sind größtentheils französischen Originalen nachgebildet. Da er die gewählten Stoffe jedoch mit Geist, Eleganz und Lebendigkeit zu behandeln versteht, so zeichnen sie sich unter der großen Menge ähnlicher Leistungen sehr vortheilhaft aus.

Johann Thurmayr, genannt Aventinus,

ward 1477 zu Aremberg geboren, studirte zu Ingolstadt und trat daselbst, nach mehrfachen Reisen, 1509 als Lehrer der Geschichte auf. 1512 wurde er vom Kurfürsten von Baiern zum Erzieher der Prinzen Ludwig und Ernst, 1517 zum Historiographen ernannt. Er lebte zuletzt in Nürnberg unter mancherlei Verfolgungen der Geistlichkeit, die seinen Freimuth fürchteten, bis zu seinem am 9. Januar 1534 erfolgten Tode.

Seine Schriften sind:

Bairische Chronik. Frankfurt am Main, 1566; Basel, 1580.
Dreißig Stammtafeln der bairischen Fürsten. Frankfurt, 1580.
Chronik vom Ursprunge der alten Deutschen. Nürnberg, 1541.

Einer der vorzüglichsten Chronikenschreiber früherer Tage, dessen Styl sich bei guter Darstellung namentlich seltener Kraft erfreut.

---

von Thurne, s. Minnesinger.

Georg Thym oder Kler

ward um das Jahr 1516 in Zwickau geboren, wurde Melanchthon's Schüler und zuerst an der Magdeburger Schule, 1548 als Rector zu Zwickau angestellt. 1550 folgte er einem Rufe nach Goslar, von da ging er nach Wernigerode und starb als Magister der Philosophie zu Wittenberg. Sein Todesjahr ist unbekannt. Er schrieb:

Des Edlen Gestrengen weitberühmten und streitbaren Helden, Thedel Unverferden von Wallmoden tapferer, männtlicher und ritterlicher Thaten als lehrhübsch Geschicht. Magdeburg, 1558.

(S. Ch. R. Reichards Beiträge zur Einsicht ins Geisterreich Th. I. S. 603 fgde.)

Einer der ersten deutschen prosaischen Romane, der nicht ohne Interesse ist.

Ludwig Tieck,

der größte jetzt lebende deutsche Dichter, ward am 31. Mai 1773 zu Berlin geboren, studirte, nachdem er schon auf der Schule zu dichten angefangen, von seinem neunzehnten Jahre an zu Halle, Göttingen und Erlangen besonders Geschichte und die antike sowie die moderne poetische Literatur, durch enge Freundschaft mit Wackenroder vereint. Seine ersten Werke, in welchen eine neue poetische Richtung, deren Hauptbegründer er wurde, bald mit düstern, bald heitern Tönen sich entschieden verrieth, erschienen zu Berlin, wo er, mit dem jüngeren Nicolai befreundet, auch dessen merkwürdigen Vater kennen lernte und von diesem beschäftigt wurde. Bedeutender war für seine Entwickelung der darauf folgende Aufenthalt in Jena, wo Fichte, Novalis und die Schlegel den Gleichgesinnten freundlich aufnahmen; in dessen Nähe geistesverwandt, doch schon beruhigt, Herder wirkte. Darauf ging er nach Hamburg, wo Friedrich Ludwig Schröder, der Romantiker, auf der Bühne ihn entzückte. Nachdem er sich dort vermählt hatte, zog ihn Friedrich Schlegel nach Dresden; hier blieb er während der Jahre 1801 und 1802; darauf lebte er theils zu Berlin, theils zu Ziebingen, in der Nähe von Frankfurt an der Oder. 1805 trat er eine Reise nach Italien an, von der er nach einem Jahre krank heimkehrte; die erste Ruhe suchte er in München, später wandte er sich wieder seinem ländlichen Sitze unweit Frankfurt zu. Seit einer Reise nach England 1818 hat er Deutschland nicht wieder verlassen. 1819 ging er nach Dresden, wo er 1825 den Hofrathtitel und die Intendanz des Theaters erhielt. Hier lebte er bis 1841, der Stolz Dresdens, freundlich dem Fremden zugänglich und heiter trotz großer Gichtleiden; auch schriftstellerisch sehr thätig und — wenngleich von dem jungen Deutschland viel gemißhandelt — einer großen Zahl alter Verehrer immer willkommen: in diesem Jahre folgte er einer ehrenvollen Einladung des Königs von Preußen in seine Vaterstadt, ohne jedoch seine Stellung in Sachsen aufzugeben.

Seine Schriften sind:

Abdallah. Berlin, 1795.
William Lovell. 1796.
Peter Lebrecht. Berlin, 1796.
Peter Lebrechts Volksmärchen. Berlin, 1797. 3 Bde.
Ritter Blaubart. Berlin, 1797.
Der gestiefelte Kater. Berlin, 1797.
Franz Sternbald's Wanderungen. Berlin, 1798. 2 Bde.
Don Quixote, von Cervantes. Berlin, 1799—1801; 3. Aufl. 1831.
Zerbino, die Reise nach dem guten Geschmack, Romantische Dichtungen. Jena, 1799—1800. 2 Bde.
Genovefa. 1800.
Das Ungeheuer und der verzauberte Wald. Bremen, 1800.
Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter. Berlin, 1803.
Kaiser Octavianus. 1804.
Altenglisches Theater. 1814—1816. 2 Bde.
Phantasus. Berlin, 1814.
Ulrich's von Lichtenstein Frauendienste. Tübingen, 1815.
Shakespeare's Vorschule. Leipzig, 1823—1829.
Gedichte. 1821. 3 Bde.

Novellen:

Die Gemälde, Novelle 1822.
Die Reisenden. 1823.
Die Verlobung. 1823.
Märchen und Zaubergeschichten. Breslau, 1829.
Der Aufruhr in den Cevennen. Berlin, 1826.
Novellenkranz. Berlin, 1831.
Der junge Tischlermeister. Berlin, 1836.
Dramaturgische Blätter. Breslau, 1826. 2 Bde.
Vittoria Accorombona. Berlin, 1840. 2 Bde.
Gesammelte Schriften. Berlin, 1828—1829. 15 Bde.
Einzelne Novellen u. s. w. in Almanachen u. s. w.

Es sei dem Herausgeber gestattet, seine Ansicht, die er in einem früheren Werke über diesen großen Dichter aussprach, hier zu wiederholen, da er derselben unverändert treu geblieben ist. „So wie T. hat wohl Keiner den romantischen Charakter des Mittelalters aufzufassen, und im glühendsten und dabei doch zartesten Farbenspiel wieder zu geben verstanden. Es ist, als wenn die alte ächte Frömmigkeit, die tiefe Liebe, die Kraft und Ehrbarkeit jener entlegenen Tage wieder auferstanden wären und unter uns herum wandeln in seinen Werken, um in edler Opposition die Nichtigkeit, Leere und Hohlheit des Alltags zu zeigen, ohne uns dabei allen Trost zu rauben, denn sie erhöhen die Lust und Freude an jenen Herrlichkeiten. Dabei zeigt sich nirgends falscher Prunk, selbst im Spott nicht, denn auch in diesem herrscht die wahre Bonhommie der Gemüthlichkeit vor, mit welcher der Schalk, der das ganze Reich des Witzes, sammt allen seinen Nebenprovinzen zu commandiren versteht, die Gemeinheit der Gesinnungen und des Strebens, die Alltäglichkeit des Haufens verspottet und geißelt. — T. ist deshalb ein so ächter deutscher Dichter, weil er alles Schöne des Auslandes in sich aufgenommen und es so mit seiner innersten Eigenthümlichkeit zu verschmelzen gewußt hat, daß ein drittes originales Ganze daraus entsprang, und sich aus diesem die bestimmteste Selbstständigkeit in seinen Leistungen offenbart. Nachdem T. sich in anderen Fächern der Poesie durchaus als ein Meister bewährt hatte, brach er in seinen späteren Jahren der deutschen Novelle eine eigenthümliche neue Bahn, indem er, mochte er nun einen historischen Stoff behandeln oder die Fabel selbst erschaffen, sich stets einer bestimmten ausgesprochenen Erscheinung des Bestehenden bemächtigt, und diese sowohl erzählend als reflectirend von allen Seiten vorzustellen weiß. — Die große Kunst, welche er hier offenbart, liegt darin, daß er Alles, Charakter und Situationen, so verschieden diese auch in ihren Grundbestandtheilen von einander sind, in das bestimmteste Verhältniß zu jener Hauptidee bringt, so daß Alles, wie die Strahlen in einem Brennspiegel, zuletzt in einem Punkte zusammentrifft und trotz dem, daß der Dichter gelegentlich noch allen Seiten schweift, sich doch wieder genau concentrirt, ohne daß der Leser die Absicht-

Digitized by Google

lichkeit bemerke, oder durch jene Abſchweifungen geſtört werde. — Das Eigenthümlichſte dabei iſt ſeine ironiſche Weltanſicht, welche Alles ſchildert, wie es eben iſt, ſo daß wir leicht glauben, es ſei auch ſo im Gemüthe des Dichters, der ſich nirgends ſubjectiv äußert, ſondern gerade jedes Object in ſeiner ausgebildetſten Subjectivität darführt, und uns eben dadurch die Thorheit, Leere und Nichtigkeit der Erſcheinungen in das helliſte Licht ſtellt. Hier offenbart ſich der feinſte Spott, eben deshalb ſo fein, weil nirgends ſubjective Gereiztheit ſichtbar iſt; der Dichter ſteht über dem Ganzen, weil das Ganze außer ihm liegt, und nur indem wir das ihm Verwandte durch die Geſammtdarſtellung erkennen, ahnen wir ſeine Vortrefflichkeit, die uns immer klarer und deutlicher wird, je mehr wir die geiſtige Kraft haben, ſeinen Standpunkt zu erreichen. Eben durch dieſe Natürlichkeit ſehen T's Novellen ſo leicht aus und fanden ſo viele Nachahmer, die jedoch alle weit hinter ihrem Vorbilde zurückblieben."

Nacht.

Im Windsgeräuſch, in ſtiller Nacht
Geht dort ein Wandersmann,
Er ſeufzt und weint und ſchleicht ſo ſacht
Und ruft die Sterne an.
Mein Buſen pocht, mein Herz iſt ſchwer
In ſtiller Einſamkeit,
Mir unbekannt, wohin, woher,
Durchwandl' ich Freud und Leid.
Ihr kleinen gold'nen Sterne
Ihr bleibt mir ewig ferne,
Ferne, ferne,
Und ach! ich vertraut' euch ſo gerne!

Da klingt es plötzlich um ihn her,
Und heller wird die Nacht,
Schon fühlt er nicht ſein Herz ſo ſchwer,
Er dünkt ſich neu erwacht.
O Menſch, du biſt uns fern und nah,
Doch einſam biſt du nicht;
Vertrau uns nur, dein Auge ſah
Oft unſer ſtilles Licht.
Wir kleinen gold'nen Sterne
Sind dir nicht ewig ferne;
Gerne, gerne
Gedenken ja deiner die Sterne.

Der Troſtloſe.

Dich von Felſen eingeſchloſſen,
Wo die ſtillen Bächlein gehn,
Wo die dunkeln Weiden ſproſſen,
Wünſch' ich bald mein Grab zu ſehn.
Dort im kühlen, abgeleg'nen Thal
Such' ich Ruh' für meines Herzens Qual.

Hat ſie dich ja doch verſtoßen,
Und ſie war ſo ſüß und ſchön!
Tauſend Thränen ſind gefloſſen,
Und ſie durfte dich verſchmäh'n —
Suche Ruh' für deines Herzens Qual,
Hier ein Grab im einſam grünen Thal.

Hoffend, und ich ward verſtoßen,
Bitten zeugten nur Verſchmäh'n —
Dicht von Felſen eingeſchloſſen,
Wo die ſtillen Bächlein gehn,
Hier im ſtillen einſam grünen Thal
Such' zum Troſte dir ein Grab zumal!

Frühe Sorge.

Durch die bunten Roſenhecken
Flattern Schmetterlinge hin,
Munt're Lerchentöne wecken
Schon die Tageskönigin.
Immer wach ſind meine Sorgen,
Nimmer ruht dies treue Herz,
Und ein jeder rothe Morgen
Findet meinen regen Schmerz.

Wollt ihr mich der Qual entbinden?
Hört ihr, Götter, mein Gebet?
Kann ich nie die Ruhe finden,
Die mein Herz von euch erfleht?

Zuverſicht.

Wohlauf! es ruft der Sonnenſchein
Hinaus in Gottes freie Welt!
Geht munter in das Land hinein
Und wandelt über Berg und Feld!

Es bleibt der Strom nicht ruhig ſtehn,
Gar luſtig rauſcht er fort;
Hörſt du des Windes munt'res Weh'n?
Er brauſt von Ort zu Ort.

Es reiſt der Mond wohl hin und her,
Die Sonne ab und auf,
Guckt über'n Berg und geht in's Meer,
Nie matt in ihrem Lauf.

Und, Menſch, du ſitzeſt ſtets daheim,
Und ſehnſt dich nach der Feen':
Sei friſch und wandle durch den Hain,
Und ſieh die Fremde gern.

Wer weiß, wo dir dein Glücke blüht,
So geh' und ſuch' es nur;
Der Abend kommt, der Morgen flieht,
Betrete bald die Spur.

Laß Sorgen ſein und Bangigkeit,
Iſt doch der Himmel blau,
Und wechſelt Freude ſtets mit Leid,
Dem Glücke nur vertrau'.

So weit dich ſchließt der Himmel ein,
Geräth der Liebe Frucht,
Und jedes Herz wird glücklich ſein,
Und finden, was es ſucht.

Schlaflied.

Ruhe, Süßliebchen, im Schatten
Der grünen dämmernden Nacht;
Es ſäuſelt das Gras auf den Matten,
Es fächelt und kühlt dich der Schatten,
Und treue Liebe wacht.
Schlafe, ſchlaf' ein,
Leiſer rauſchet der Hain,
Ewig bin ich dein.

Schweigt, ihr verſteckten Geſänge,
Und ſtört nicht die ſüßeſte Ruh,
Es lauſcht der Vögel Gedränge,
Es ruhen die lauten Geſänge,
Schließ, Liebchen, dein Auge zu.
Schlafe, ſchlaf' ein,
Im dämmernden Schein
Ich will dein Wächter ſein.

Murmelt fort, ihr Melodieen,
Rauſche nur, du ſtiller Bach.
Schöne Liebesphantaſieen
Sprechen in den Melodieen,
Zarte Träume ſchwimmen nach.
Durch den flüſternden Hain
Schwärmen gold'ne Bienelein
Und ſummen zum Schlummer dich ein.

An Novalis.

I.

Wer in den Blumen, Wäldern, Bergesreihen,
Im klaren Fluß, der sich mit Bäumen schmücket,
Nur Endliches, Vergängliches erblicket,
Der trnure tief im hellsten Glanz des Maien.

Nur der kann sich der heil'gen Schöne freuen,
Den Blume, Wald und Strom zur Tief' entrücket,
Wo unvergänglich ihn die Blüth' entzücket,
Dem ew'gen Glanze keine Schatten dräuen.

Noch schöner deutet nach dem hohen Ziele
Des Menschen Blick, erhabene Geberde,
Des Busens Ahnen, Sehnsucht nach dem Frieden.

Seit ich dich sah, vertraut' ich dem Gefühle,
Du mußtest von uns gehn und dieser Erde.
Du gingst: fahr' wohl; wir sind in nicht geschieden.

II.

Wann sich die Pflanz' entfaltet aus dem Keime,
Sind Frühlingslüfte liebliche Genossen,
Kommt goldner Sonnenschein herabgeflossen,
Sie grünt und wächst, empfindet süße Träume.

Bald regt sie sich, in Aengsten, daß sie säume,
Luft, Sonne, Wasser, die sie schön genossen,
Macht quellend Leben und den Kelch erschlossen;
Nun ist es Nacht, sie schaut die Sternenräume.

Da fühlt sie Liebe, und den stillen Lüften
Giebt sie, von tiefer Inbrunst angezogen,
Den Blumenneist und stirbt in süßen Düften.

So wurdest du zum Himmel hingezogen,
Sanft in Musik schiedst du in Freundesarmen,
Der Frühling wich, und Klagen ziemt uns Armen.

Die Rose.

O beglückt, beglückt, du Persien!
Persien, Wunderland des Morgens!
Süße Fluren, heilige Wälder,
O du Glanz des vollen Stromes,
Meer mit deinem weiten Spiegel,
Luft mit deinem lieben Odem,
Quellen, mächtige Gebirge,
Heimath, wo die Lieder wohnen!
Aber ihr vor allen, Gärten!
Seid gegrüßt mir, Lauben, dorten
Möcht' ich auf den Fluren wandeln,
Wenn sie blüden roth von Rosen.
Rose, liebste Mädchenblume!
Rose, die du dort geboren!
Ach! wie ist ein Liebesblut
Das Gefilde, wenn du oben
An Gesträuchen blühend dichte
Wankst und zitterst mit den Knospen,
Und die heißen Sommerwinde,
In der Farbengluth verloren,
Kühlend baden, sich vermischen:
Nein, so schön ist nichts geworden,
Was die Erde liebend treibet,
Was vom Himmel schaut die Sonne,
Als flatternd auf grünem Stengel
Meine liebste rothe Rose;
Rose, liebste Mädchenblume,
Liebesblume, süße Rose!

Wie ich dich in Händen halte,
Die zur Lied' ich mir erkoren,
Und ich schau in deine Blätter,
In das Labyrinth, das rothe,
Und ich frage die Bedeutung
Und wie du zur Welt geboren,
Bin ich trunken und weissagend
Süßen Rausches aufgehoben;
Liebesblume, Mädchenblume,
Rosenblume, süße Rose!

Nicht umsonst bist du erst quillend
Eingehüllt in deiner Knospe;
Also schläft des Mädchens Busen,
Eh' die Liebe ihn erhoben:
Und das Roth, ein heimlich Feuer,
Bricht hervor süß angeschwollen,
Und wie ein verstohlen Küßchen
Hangst du nun dem Zweig gebogen.
Aber inniger entbrennen
Lüfte, die dich aufgesogen,
Immer süßer träumst du Liebe,
Hast die Luft in dich gezogen,
Immer dunklerischer küsset
Dich das Licht, das dir gewogen,
Und du lässest nun die Scham,
Und es dringt zu deinem Schooße
Alle Kraft des heiligen Aethers,
Seine Pfeile, glänzend golden. —
Mußt du welken in der Liebe,
Mädchenblume, süße Rose?

Als die Göttin sonst der Liebe,
Venus, auf der Erden wohnte,
Und zum Erstenmal sie wandelnd
Trat der grünen Wiese Boden,
Jungfrau noch und unvermählet,
Aus dem Meere jüngst entsprossen, —
Aus der Zeugungskraft des Wassers
War das Licht empor geflogen, —
Und sie stand, sich selbst besinnend,
Selber über sich betroffen,
Ihrer Schönheit, ihre Anmuth
Mußte Venus selber loben,
Und der Himmel glänzte heller,
Wie den Blick sie aufgehoben,
Und die Erde grünte grüner
Von dem Fuß getreten, stolzer
Sangen murmelnd blaue Bache
Von dem Wiederschein vergoldet,
Und die Tauben girrten inn'ger
Und die Nachtigall schlug voller,
Hub und breitete ihr Lied aus
Wie ein Kleid von süßem Wohllaut,
Deckte Wald mit und Gefilde,
Daß die Bäume treibend quollen.
Noch nicht war die Liebesblume
Lebend, meine süße Rose.

Aus dem Walde tritt ein Jüngling,
Und wie Flammen angezogen
Fliegen zündend ihre Blicke,
Brennen nicht mehr hier und dorten,
Doch der Jüngling tritt zur Jungfrau;
Und sie hatten sich umschlossen,
Und die Unschuld lehrt sie küssen
Und es treibt zum süßen Zorne,
Wie sie sehnen und ermatten,
Kaum erkannt ein Liebeswollen:
Und im Sträuben und Ergeben
Löset sich der wunderholde
Zauber, Liebe wird zur Liebe,
Und der Flur wird von dem Zorne,
Von den Küssen, von der Milde
Ein Andenken wie zum Zolle
Dargebracht; dem heiligen Blut
Zittert gleich das Feld voll Wollust,
Und es rauschen und es treiben
Quillend ungestüm die rothen
Blumen her, bedecken blutig,
Lächelnd, küssen, voll und voller,
Knospend, blumend, ganz den Anger,
Und die Göttin weiht die Rose
Zu dem Eigenthum der Liebe:
Also wurdest du geboren,
Mädchenblume, Liebesblume,
Rosenblume, süße Rose!

Die Lilie.

Sei du mein Gesinn, o weiße,
Heil'ge, sanfte Liebeslilje;
Wenn ich dich mit Lippen küsse,
Weißt du, wie ich innig liebe.

Keiner ſoll die Roſe ſcheuen,
Deren ſüßes Blut durchdringet
Unſer Blut mit froher Sehnſucht,
Zündet in dem Herzen Schimmer:
Aber wer den blauen Aether
Kannte und das Licht des Himmels,
Und dir ſtille Kraft der Wellen,
Liebt auch dich, holdſel'ge Lilje.

Unter Felſen, unter Waldeen
In dem einſamſten Gefilde
Wo nur heilig Rauchen wohnte,
Geiſter in den Quellen rieſelnd
Mit den Bäumen ſich beſprachen
Und ſich in dem Echo riefen,
Lebten zwei Geliebte glücklich,
Selig ganz in ihrer Liebe,
Aus der wüſten Welt geflohen
Fanden ſie die Ruhe wieder,
Und ihr Herz in Blumen, Bäumen,
Bergen und der heil'gen Stille.
Einſt, als ſie nach langen Küſſen
Sich beglückt in Armen hielten,
Und die Blicke zu einander
Sehnſüchtig, befriedigt ſpielten,
Blickte er in ihre Augen,
Sie in ſeines Herzens Tiefe,
Und, ſo wie uns Geiſterbrunnen,
Stiegen beiden in die lichten
Augen auf zwei große Thränen,
Die ſie feſt in Zittern hielten.
„Was bedeuten," ſprach er ſeufzend,
„Die Gefühle, Liebe, dieſe
Wehmuthsvollen ſüßen Thränen,
Die in Andacht du erwiderſt!
Nein, ich mag ſie nicht verbergen,
Gern hab' ich ſie dir gewieſen,
Und die Thräne ſoll nicht rinnend
Aus dem Blicke niederfließen." —
„„Ein Geheimniß iſt es,"" ſprach ſie,
„„Wonach dieſe Waſſer zielen,
Das ſie gerne mit der Andacht
Wollen aus dem Herzen ziehen,
Aber ſchwach ſind ihre Arme,
Und es fällt ins Dunkle wieder,
Und ermüdet ſinkt die Thräne
Ueber unſre Wange nieder."" —
„Alſo nur iſt Erd und Waſſer,"
Sang er, „Luft, Licht und Geſtirne
Aus der Sehnſucht hergequollen,
Ein Geheimniß aufzufinden,
Klar im Golde funkelt Sehnſucht,
Süß Ermatten glänzt im Silber;
Wollte ſich doch deine Thräne
Auch geſtalten als Erinn'rung!
Ward ja aus der Fluth Geheimniß
Doch der Bau der Welt gebildet,
Süße Geiſter, regt euch alle,
Daß ein Sein der Thrän' entquille,
Und ein neues Gold wird leuchten,
Süßer, ſanfter, glanzen milder." —
Und es waren Geiſter nahe,
Die im Quell mit Blumen ſpielten,
Sie erhörten das Gebet, die
Thränen ſanken, Blumen fielen,
Geiſtin, hielten feſt die Erde,
Und geheimnißvoll zwei Lilien
Sahn hin auf die Entzückten,
Inniger fühlten ſie die Liebe.
Sanfte, goldne, ſilberweiße,
Alſo wardſt du, Liebeslilje.

Die Zeichen im Walde.

„O mein Sohn, wie gräßlich heulend
Klagt herauf vom Meer die Unke!
Hörſt du wohl die Raben krächzen?
Die Geſpenſter in dem Sturme?" —

„„Vater, laßt dir Sorge fahren,
Denn die Wolken ziehn hinunter;
Bald wird ſie der Mond bezwingen,
Der zu ſcheinen ſchon begunte.

„„Durch die Thäler ſtreift der Nebel,
Schon erglänzen fern die Burgen,
Schaut, ſchon leuchtet das Kruzifix,
Das Kapellenbild da drunten."" —

„Ach, du Kruzifixe gütig,
Laß vom Schatten dich verdunkeln!
O Maria-Bild, ſei gnädig,
Bleib in Finſterniß verſchlungen!

„Laßt ihn los, den alten Sünder,
Fuhren laßt den alten Waiſen:
Tod und Sünde, ſeine Freunde,
Und die Hölle ihm verbunden!

„Wie die Nacht bald leuchtet, bald dämmert.
Schauernd in dem Wolkenzuge,
Iſt es wie ein tiefes Auge,
Da der Erbfeind herblickt dunkel.

„Wie die Wälder ſauſen, ſchallen,
Rauſchen ab die Felſenbrunnen,
Hör' ich Wald, Thal, Berg und Klüfte
Summen: Komm zu uns herunter." —

Und es ſpricht ſein Sohn ihm tröſtend,
Der ihn liebt, Sohn Sigismunde:
„„Ach, mein Vater, wär' vorüber
Dieſe ſchreckenvolle Stunde!

„„Soll ich nach dem Beicht'ger laufen?
Nach dem Arzt, daß ihr geſundet?
Soll ich beten! Geht zum Heiland,
Tröſtet euch an ſeinen Wunden.

„„Wollt ihr ſterben, alter Vater,
Von Verzweifeln, Angſt bezwungen:
O wie faſſ' ich doch dir Seele,
Die ſich Gott und Heil entrungen?

„„O beſinnet euch auf die Güte,
Auf die ew'ge, ew'ge Tugend,
Die herab uns ſprang, den Sündern,
Von des Gottesſohnes Blute.

„„Denkt den Vater, denkt Marien,
Unſrer ew'gen Liebe Mutter,
Denkt den Geiſt, das unergründlich
Heilig und dreifaltig Wunder.

„„Daß wir leben, ſind wir Sünder,
In dem Tod die Lilienblume;
Reue kann uns Gott verſöhnen,
Auf mucht er die Heiligthume.

„„Unſre Angſt klopft an die Pforten:
Auf, o lieber Vater, thue!
An dem Schloſſe ſitzt Erbarmen,
Schiebe den Riegel bald zurücke.

„„Ohne Schätzung iſt der Himmel,
Dennoch mag er Kauf erdulden;
Unſre Thränen nimmt Sankt Peter,
Schätzet ſie als Münze gulden.

„„Schnee und Regen gehn hernieder,
Alle Ströme gehn hergunter,
Jeder Stein, hinaufgeſchleudert,
Muß zur Erd' herab zur Stunde;

„„Alſo zieht den Menſchen Sünde,
Niemals kann er ganz geſunden.
Daß er aufrecht ſchaut zum Vater,
Sind die himmliſchen fünf Wunden.

„„Da kam Himmelreich hernieder,
Aus fünf Quellen wonnig blutend,
Da erwuchs das Paradieſe,
Aus fünf Wurzeln göttlich blumend.

„„Du erſchrack die Erde freudig,
Und zerborſt in große Klüften,
Und die Herzen wurden offen,
Gottes Liebe faßte Wurzel.

„„Blüht hinein in seinen Himmel,
Wächst hinauf in seine Ruhe,
Rankt hinan in schön Gebeten;
Große Kraft hat Herz und Zunge.

„„Ihr seid selbst ein Zweig vom Baume
Welcher steht in Gottes Grunde;
Alle Zweig' und Laub sind Engel,
All' formirt zu seinem Ruhme.““ —

Abwärts wandte sich der Alte,
Weil er keine Gnade wußte,
Denn sein Ohr vernahm die Worte,
Doch sein Herz war fern vom Muthe.

„Du mein einzig Kind!“ begann er,
„Niemals ward dir Schwester, Bruder;
Als sie dich gebar, da schied sie,
Deine treue fromme Mutter.

„Nur auf kurze Zeit geliehen
War dem Frevler Kunigunde;
Du warst fromm, mein Sohn, und heilig,
So wie ihre Todesstunde.

„Und so oft dein Blick geleuchtet,
Sah' ich immer diese Stunde;
Und mein Herz zerriß dir Sorge,
Schnürte fester mich im Bunde.

„Darum war ein grimmer Wechsel
Stets von Haß und Lieb' im Busen.
Bei der Wiege stand ich lauernd,
Und mein Arm den Dolch erhnde.

„Aber dann die stillen Augen,
Die sich aus einander schlugen,
Brachten Frucht und Liebe wieder,
Und die Angst ward wieder Ruhe.

„Also bist du mir erwachsen,
Immer war mir fremd dein Thuen;
Liebst du mich mit ganzer Seele,
Kannst mir doch nicht stehn zum Schutze.

„Innerst recht in meiner Seele
Sind die Kräfte, die da unten,
Gottlos abgewandt vom Heile,
In der Frevel Tiefe wuchern.

„Nicht ist mir der Christ gestorben;
Andern Mächten mit dem Blute,
Das ich, trotzend ihm, vergossen,
Bin ich eisenfest verbunden.

„Mir sind andre Paradiese,
In dem Graus sind meine Blumen;
Himmelsmächten widerstrebend,
Folg' ich meinem dunkeln Fluge.“

Weinend nimmt der Sohn die Hände,
Weinend spricht der Sigismunde:
„„Vater, was ihr fehltet, gebt mir,
Gebt mir, ach! die trübe Kunde!

„„Das uns Gott erlösen wollte
Von dem allerschlimmsten Bunde,
Drum gab er den Eingebornen:
Himmel ist uns so gefunden.

„„Jedem Sünder, der ihm traute,
Ist Vergebung noch gelungen.
Der Allmächt'ge kann vergeben,
Und es will auch der Allgute.

„„Nur nicht widerstrebt dem Geiste,
Ohne Sühnung ein Verschulden;
Diese Sünde thut ihr, Vater,
Wenn Verzweiflung obgerungen.

„„Leben, Blut und Herz und Glauben
Will ich auf zum Werke rufen,
Alle Kräfte sollen streiten,
Siegen ob dem schlimmsten Feinde.““ —

Da erwacht der alte Vater
Sehnend, wie aus einem Schlummer,
Und es rinnen große Thränen
Seinem trüben Aug' hinunter.

„Auf!“ so spricht er, „„was der Himmel
Für Gewalt erleid', versuche;
Ob so späte Reu' im Sterben
Wiederbring' verlorne Tugend.

„Geh' hinunter nach dem Walde:
Was die Zeichen dort im Grunde
Aller Welt verdergen, hole;
Betend sind' ich dann wohl Ruhe.“

„„Und was sind denn diese Zeichen?
Deine Reden sind mir dunkel.
Wie soll ich in Nacht sie treffen?
Wo im Walde soll ich suchen!““ —

„Kennst du nicht, fernab im Forste,
Tief ein Thal, von Tannen dunkel,
Wo ein Stein, bekreuzt mit Dolchen
Weiß da steht auf trübem Grunde?

„Oftmals hast du mich gefraget,
Wann wir jagten in der Runde,
Was der Stein bezeichnen solle;
Noch verschwieg ich dir die Kunde.

„Das ist nun das erste Zeichen,
Mir ein Zeichen meines Kummers.
Den erhebe, bringe zu mir,
Was du finden wirst da drunten.

„Und zwei Dolche wirst du finden
In der Erde wenig Schuhr.
Ach, damit hab' ich erstochen
Ihn, den Liebling meiner Jugend!

„An dem Platze war's geschehen,
Und da setzt' ich meiner Jugend
Dieses Zeichen, die gestorben
In des liebsten Freundes Blute.

„Aufgekeimt wie junge Lämmer
Spielten wir in jeder Stunde.
Er bewohnte, die du jenseits
Schimmern siehst, die alten Burgen;

„Mit dem Alter wuchs die Liebe,
Und er hieß mich seinen Bruder,
Und gelobte, wann er stürbe,
Mir zu geben seine Burgen;

„Nahm mich freundlich in die Arme,
Und versprach mit einem Schwure,
Eine Gattin nie zu freien,
Nimmer um ein Weib zu buhlen.

„Also schrieb er selber nieder.
Bald darauf erhielt ich Kunde,
Daß er oft hinüber ritte
Zu der schönen Kunigunde.

„Da erwacht' es wie ein Grausen
Tief in meines Herzens Grunde.
Geister rotten sich zusammen,
Steigen aus dem finstern Schlunde.

„Diese Feste nur die meine,
Sie die ärmste in der Runde,
Und die Fremde, als das schönste
Weib in jedes Mannes Munde:

„Sie besucht' ich, sah sie selber,
Fühlte bald die tiefe Wunde,
Die mir Sinn und Leben raubte;
Dachte sie nur jede Stunde.

„Alle Freundschaft ward vergessen,
Was er that zu meinen Gunsten,
Die Gestalt, sein lieblich Wesen,
Kuß und Handdruck war verschwunden.

„Der Begierde Stachel fühlend,
Der je scharf und schärfer wurde,
Mied ich ihn, wo ich ihn schaute,
Furchte mich vor seinem Gruße.

„Meine Liebe ward ihm fremde.
Ihn gerernte seine Jugend,
Und er freite um die Schöne
Bei den Aeltern Kunigundens.

„Lieber war ich ihr geworden
Sie versprach mit einem Kusse
Mein zu sein, doch war ihr Vater
Jenem hold ob seinem Gute.

„Also traf ich ihn im Holze,
Haß und Brunst in meinem Muthe,
Daß ich schnell ihn ohn' Erbarmen
Mit der Lanze niederschlage.

„Und die Dolche waren plötzlich
In der Hand, ob ich nicht wußte,
Wie, woher; so eilt der Böse,
Daß in uns erstirbt das Gute.

„Seine Augen baten flehend,
Zugeschlossen war mein Busen,
Und das Herz, das mir geschlagen,
Das zerstach ich, der Verfluchte;

„Trennte drauf das Haupt, das liebe,
Mit dem Schwerte von dem Rumpfe,
Und verbarg es in der Erde
Weiter ab im dunkeln Grunde.

„Dieses ist das zweite Zeichen
Gehe hin, den Stein verrücke,
Bringe den geliebten Schädel,
Eh' ich zu die Augen drücke.

„Weiter ab, wo Wald zu Ende,
Steht bei dem Wachholderbusche
Endlich noch das dritte Zeichen.
Ach! wo find' dooe ich Ruhe?

„Also war mein Freund erblichen,
Also starb der edle Kunze.
Bald darauf ward ich vermählet
Mit der schönen Kunigunde.

„Und die Freunde meines Freundes
Forschten nach, wie er verblutet,
Und von mir ward gleich das Schlimmste
Von den Forschenden vermuthet.

„Angeklagt des schnöden Mordes
Ließen mich die Richter rufen;
Und ich fand den strengsten Richter
Schon in meinem eignen Busen.

„Schwer im Wochenbett darnieder
Lag die Gattin Kunigunde,
Und es hatte sich der Kranken,
Wie sie starb, ein Sohn entwunden.

„Alles Glück war abgeschlachtet,
Meine Brust die Mördergrube.
Ehre, Hoffnung, Liebe! Leben
Ausgetilgt und jedem Guten

„War mein Herz nun preisgegeben;
Und mir grinsten Höllenhunde,
Und ich riß mit wüstem Streben
Das, was mich an Gott gebunden.

„Mitternacht lag auf dem Lande,
Da verließ ich dich im Schlummer
Und die Leiche meiner Gattin;
Ging hinab die hohen Stufen.

„Wild zur Wildniß ging ich nieder,
Sternen und dem Himmel fluchend:
Nach der Nacht streckt' ich die Arme,
Und der Mond ging trübe unter.

„Das die Klüfte wiederschallten,
Fing ich an, so laut zu rufen.
Eingeweiht zu tiefrem Grausen
Ward ich bald den finstren Zunften.

„Und der böse Feind erschiene
Flüster meinem bösen Muthe,
Und er nahm ein Schreiben von mir,
Das ich schrieb mit meinem Blute.

„Ihm zu eigen mich zu geben,
Unter seinem grimmen Schutze
Sicher sein mein Leib und Leben,
Nur die Seele war verschuldet.

„Diese Schrift ward eingeschlossen,
Daß ichs sah, in erzner Truhe,
Unterm Steine eingegraben
Dort im dunkelgrünen Grunde.

„Dieses ist das dritte Zeichen
Dorten beim Wachholderbusche.
Welche Macht kann es befreien,
Bringen mir die Eisentruhe?

„Reichthum, Ehre ward verliehen
Dem, der ab sich that dem Guten.
Heute ist der Preis verfallen,
Und ich fühl' der Hölle Ruthen.

„Kannst du mir die Zeichen bringen,
Ist es dir, o Sohn, gelungen,
O so möcht es mir gerathen,
Daß ich mich hinaufgeschwungen.

„Sieh, der Mond scheint hell und heller,
Ach, so liebe Sterne lugen
In den Grund hinab, und sanfte
Herrscht im Thal und Wald die Ruhe.

„In sich klingt der Himmelsbogen,
Regnen nieder Segensfluthen,
Ein Erbarmen winkt von oben:
Eile denn zum Wald hinunter!" —

Wie der Sohn den Vater anschaut,
Will er ihn so fremd bedunken,
Schaudernd wendet er sich von ihm,
Geht hinab die Felsenstufen.

Und er naht dem Kruzifixe,
Der Kapelle dort im Grunde;
Und er wirft sich knieend nieder,
Betet da in tiefen Brunsten.

Erd' und Himmel, Berg und Waldung,
Blum' und alle Kreaturen,
Ee sich selber, sind wie Fremdling,
Findet nicht die vor'gen Fluren,

Taumelnd tritt er in den Wald ein,
Irrend sucht er wohl die Spuren,
Die ihn nach den Zeichen leiten,
Die er sonst im Thal gefunden.

Durch die Blätter geht ein Flüstern,
Lichter gehn ihm vor dem Fuße,
Da erblickt er mit den Dolchen
Weißen Stein auf dunklem Grunde.

Mühsam wälzt er fort den Marmor,
Und er gräbt nur wenig Schuhe,
Sieh, da sind die beiden Dolche
Und er steckt sie in den Busen.

Weiter geht er, bange sinnend,
Jenes zweite Zeichen suchend;
Fern ab jenem lenkt der Stein ihm
Seine Schritte, wohl zweihundert.

Schwerer ist er abzuwälzen,
Nach dem Zeichen wächst sein Hunger,
Sollten ihm die Sehnen reißen,
Achter's nicht; es ist gelungen.

Aus dem Boden steigt ein Schädel,
Und er hört seenah ein dumpfes
Winseln, ob es Geister wären,
Oder ein Geheul der Unken.

Und der Wald ist schon zu Ende;
Nahend dem Wachholderbusche
Sieht er auf dem geöhten Steine
Eine Menschenbildung ruhen.

„„Fort da, Fremdling! du mußt weichen,
Diesen Ort muß ich durchsuchen,
Denn da unten liegt ein Kleinod
Von des Vaters Eigenthume.““ —

„Wie so unhold?“ sagt der Fremde;
„Wohlbekannt ist deine Jugend,
Sonst war mir ein Freund dein Vater,
Denn ich heiß' mit Namen Kunze.“ —

„„Kunze ist dein Name, sprichst du?““
Ruft erschreckend aus der Junge;
„„Der ist todt, so sagt mein Vater,
Und begraben längst, der Gute.““

„Wird noch stets sein Wahnsinn irren?“
Spricht der Mann mit dumpfer Zunge;
„Sollen wir uns nie versöhnen?
Nimmer ist es mir gelungen.

„Zwietracht hielt uns lang' entfremdet,
Und er wähnt, daß er erschlage
Seinen treusten Freund und liebsten,
Seinen besten Waffenbruder.“

Freudenthränen weint der Jüngling,
Da der diese Wort' anhube.
„„O so komm' mit mir! mein Vater
Ist schon nahe seiner Grube.

„„Zeig' ihm jetzt dein Angesichte,
Daß er Wähnen von sich thue,
Daß er fröhlich möge sterben
Und in Gottes Schooß dann ruhe.

„„Ach! wie soll ich dir vergelten,
Was du mir erzeigst so Gutes?
Wiederum darf ich ihn lieben,
Denn er ist ja rein vom Blute.““

Redenhee gehn beide rückwärts,
Große Schatten auf den Fluren.
Und der Fremde dünkt so seltsam,
Wie er schreitet, Sigismunden.

Nachtgevögel schwärmt herüber,
Und Geschrei erfüllt die Klusten.
Sieh'! da stehn sie vor dem Schlosse,
Welches golden liegt im Dufte.

„Laß uns nicht den Umweg nehmen
Vor dem Kruzifix da drunten,“
Sagt der fremde Mann; „hier oben
Geht ein Fußpfad, den ich wußte,

„Als ich sonst mit deinem Vater
Spiele trieb in diesen Schlusten.“
Und der Jüngling folgt ihm gerne,
Doch nimmt dieser Steig ihn Wunder.

Denn so oft er hier gewandelt,
Hat er nie den Weg gefunden.
„„Um so bälder,““ sagt er freundlich,
„„Bringen wir dem Alten Ruhe.““

Und sie gehn hinauf die Stiegen,
Wendeltreppen, welche dunkel.
Schon erglänzt aus dem Gemache
Licht, das bei dem Alten funkelt.

Und es öffnet sich die Thüre,
Und sie treten in die Stube,
Und der Alte fällt zurücke,
Sich entsetzend, aus dem Stuhle.

„O mein Sohn, sind dies die Zeichen,
Dieses die versprochne Truhe?
Du bringst mir an deiner Hand hier
Selbst den Feind von meiner Ruhe?

„Ja, der Menschen Erbfeind ist es.“ —
„„Kennst du mich?““ — so sagt der Dunkle;
„„Nimm hier, was du mir geschrieben,
Deine Seel' nehm' ich hinunter.““

Wieder braust der Sturm und heulet
Rasselnd her vom alten Thurme,
Und die Raben krächzen lauter,
Und es dröhnt der Ton der Unken.

Winselnd windet sich der Alte,
Und der Satan schlägt ihm Wunden,
Todt liegt er in seinem Bette,
Als der Morgen aufgedunkelt.

Aber fremd sind alle Züge,
Keine Miene kennt der Junge.
Nicht mehr weiß, ob's Traum gewesen
Oder Wahrheit, Sigismunde.

Er bestattet ihn zur Erden,
Wo die Zeichen stehn im Grunde,
Macht sich selbst zum Eremiten,
Trauernd von derselben Stunde;

Thut sich ab der Ritterkleider,
Pönitenz und schwere Bußen
Uebt er Tag und Nacht und singet
Requiem dem todten Wulfen,

Nun hört man das Glöcklein schallen
Durch der Nächte stille Ruhe,
Seine Stimme weint dazwischen,
Daß er Gottesdienste thue.

Keinen Menschen sieht er wieder,
Nähret sich von Kraut und Wurzeln,
Gott nur will er gern versühnen;
Bald verfallen seine Burgen.

Durch das Thal sieht man ihn schleichen,
Gram verzehrt die frische Jugend;
Bauern fanden seinen Leichnam,
Legten ihn ins Grab zur Ruhe.

Aus Kaiser Octavianus.

Herold.

(Trompeten. Eine Schaar von Kriegern zieht durch den Wald.)

Chor.

Auf, tapfere Mannen
Und folgt dem Getön!
Es führen uns schon
Trommeten von dannen.
Die Fahnen im Winde
Rothglühend vorauf,
Das Echo im Walde —
Der Frühling gelinde —
Das Herz geht uns auf
Im Walde.

Ein Ritter.

Wie froh der Busen schlägt,
Wie frei das Herz sich regt,
Wenn es den Panzer spürt.
Die goldne Sonne scheint:
Wohlan, wo bist du, Feind?
Hörst du die Jubelklänge?
Siehst du die frohe Menge
Entgegen die geführt,
Die ziehend mit Gepränge
Dich Flücht'gen einholt balde
Im Walde?

(Ziehn vorüber.)

(Ein Zug von Schäfern und Schäferinnen, tanzend und singend, mit Flöten und Schalmeien.)

Schäfer.

Die Mailuft ist begonnen,
Der Baum hat seine Grüne,
Die Blätter schon gewonnen.
Wie seufzten alle Knaben:
O, daß der Mai erschiene,
Daß wir die goldnen Gaben
Bald möchten wieder haben!
Fort mir die, Winter kalte,
Komm wieder Sonnenschein,
Fließt wieder, Bäche, munter
Den grünen Plan hinunter,
Singt wieder Vögelein
Im Walde.

Schäferinnen.

Und seht, er ist gekommen,
Das goldne Kind, der Mai,
Ist allen angeglommen,
Das Eis ist weggenommen,
Die Fluren sind so neu.
Er bringt uns alles wieder,
Schon tönen Frühlingslieder,
Die kühlen Bächlein rauschen
Vom Hügel hergeschwommen,
Die Vöglein alle tauschen
Die tausend Melodien,
Die goldnen Blümlein blühen
Im Walde.

Vereinigtes Chor.

Der Winter floh, ein Schattenv,
Und ließ die Erde los,
Nun blüht der grüne Schooß,
Nun sieht man auf den Matten,
Im kühlen Waldesschatten,
Das Wild, die Vögel fliehen,
Eins nach dem andern ziehen,
Und liebend sich begatten.
Gegrüßt sei, holder Mai!
Die Lieb' ist dein Gespiele,
Wenn ich den Frühling fühle,
Wird auch mein Leben neu,
Der Liebe Tempel sei
Im Walde.

(Ziehn vorüber.)

Der Dichter (tritt auf).

Wie sehnsuchtsvoll fühlt sich mein Herz gezogen,
Dem frischen grünen Walde zugelenket,
Von Bächen wird das neue Gras getränket,
Die Blumen schauen sich in klaren Wogen.
Ein blau Krystall erscheint der Himmelsbogen,
Zur blüh'nden Erde liebend hergesenket,
Die Sonne zeigt, daß sie der Welt gedenket,
Sie hat die Blumen küssend aufgesogen.
Die Pflanzen glänzen, Wasserwogen lachen,
Die muntern Thiere regen sich in Sprüngen,
Der Vogel singt, vom grünen Zweig umrauschet.
Wenn Thiere, Wasser, Blumen, Flur erwachen,
Läßt höher noch der Mensch die Stimm' erklingen,
Der Dichter fühle von Gottheit sich berauschet.

Chor

(von der einen Seite, mit Trompeten, wie in der Ferne).

Das Herz geht uns auf
Im Walde.

Chor

(von der andern Seite mit Flöten in der Ferne.)

Der Liebe Tempel sei
Im Walde.

Der Dichter.

Es lebt der Wald von wunderbaren Zungen,
Die Flöten tönen, der Trommete Klänge
Ermuntern laut der Waldvöglein Gedränge,
Dem Frühling und dem Muth wird Gruß gesungen.
Die Fahnen dort sind kühn empor geschwungen,
Im blanken Erze tummelt sich die Menge,
Dort singt ein Schäferchor Liebesgesänge,
Und Flöten, Horn und Wald in eins erklingen.
Drein zieht sich Duft von Baum- und Blumenblüthe,
Es brennt der Wald im hellen, grünen Feuer,
Und Geister in den Zweigen sich entzünden.
Da regt die Poesie sich im Gemüthe,
Es greift der Dichter nach der goldnen Leyer,
Er will sein volles Herz der Welt verkünden.
Hör', Echo, du im Thale drunten! — unten
Baumzweige über meinem Haupte broben — oben!
Die alte Zeit kömmt nie in meine Sinnen, — innen
Gefühle wundersel'ger Stunden — stunden
Im Herzen auf und mich bezwangen — Wangen
Und süße Lippen, Busen, Locken — locken
Der Sehnsucht reizende Gefühle — fühle!

Ein Liebender (tritt auf).

Hier ist der Bach, das grünende Gebüsche,
Wo einst bei eines schönen Margens Frische,
Ach meiner allzusel'gen Hand
Die reizendste der Hände sich verband,
Mir ihre Gunst die Schäferin gestand.
Alle Wünsche, alle Träume
Waren herrlich nun gestillt,
Das Verlangen wne erfüllt,
Fröhlich rauschten grüne Bäume
Aus geh' ich, die Spur zu finden,
Alles sage mir von dem Glücke,
Jene Zeit kömmt mir zurücke.
Mußte sie so schnell verschwinden?
Ach wie war die Stunde süße,
Als sich unsre Blick' erkannten,
Unsre Herzen schnell entbrannten,
Sich begegneten die Küsse.
Jeder Frühling sagt mir wieder,
Kommt der Herbst, bin ich vermessen,
Kommt der Winter, seh' ich glänzen
Manche Schönheit bei den Tänzen,
Und die Einz'ge wird vergessen.
Aber wenn die Blumen sprießen,
Wenn die Nachtigallen singen,
Muß sie wieder mich bezwingen,
Ich den schnöden Frevel büßen.
Fließet, fließet, treue Thränen,
Herz vergeh im tiefen Schmachten,
Mögt ihr Augen euch umnachten,
Leben, löse dich auf im Sehnen.

Ein Pilgrim (kömmt).

Was heute war, ist morgen schon verschwunden,
Es wechseln ohne Rast des Lebens Stunden,
Fortuna rennt unstätig durch die Welt
Und weiß nicht wo, weiß nicht, wenn einer fällt,
Sie spielt mit Zepter, Herrlichkeit und Kronen,
Blind geht sie hin, wo irgend Menschen wohnen,
Unglück und Leid, und Thränen und das Lachen,
Sind die Begleiter, die den Hofstaat machen,
Sie kümmert's nicht, wer jammert, wer gewinnt,
Sie kömmt und flieht, furtteilend wie der Wind.
Ohne Ruhe ewig wandelnd
Geht sie fort, weiß nicht wohin,
Irr und unstät ist ihr Sinn,
Nur nach blinder Laune handelnd.
In das laute Lachen streut sie
Unvermerkt der Thränen Saat,
Und den Jammer, wenn auch spat,
Durch ein holdes Glück erfreut sie.
Dies sah ich auf allen Wegen,
Und die falsche Welt verlassend,
Und das Weib Fortunam hassend
Wall' ich einer Klaus entgegen.

Der Dichter.

Durch Himmelsplan die rothen Wolken ziehen,
Beglänzet von der Sonne Abendstrahlen,
Jetzt sieht man sie in hellem Feuer glühen,
Und wie sie sich in seltsam Bildniß malen:
So oftmals Helden, große Thaten blühen,
Aufsteigend aus der Zeiten goldnen Schaalen,
Doch wie sie noch die Welt am schönsten schmücken,
Fliehn sie wie Wolken und ein schnell Entzücken
Was dieser fliehnde Schimmer will bedeuten,
Die Bildniss', die sich durch einander jagen,

Die Glanzgeſtalten, die ſo furchtbar ſchreiten,
Kann nur der Dichter offenbarend ſagen;
Es wechſeln die Geſtalten, wie die Zeiten,
Sind ſie euch Räthſel, müßt ihr ihn nur fragen,
Ewig bleibt ſtehn in ſeinem Lied gedichtet,
Was die Natur ſchafft und im Rauſch vernichtet.
Es wohnt in ihr nur dieſer ewige Wille,
Zu wechſeln mit Gebären und Erzeugen,
Vom Chaos zieht ſie ab die dunkle Hülle,
Sie weckt die Töne auf aus ihrem Schweigen,
Ein Lebensquell regt ſich die alte Stille,
In der Gebilde auf und nieder ſteigen,
Nur Phantaſie ſchaut in das ewige Weben,
Wie aus dem Tode keimt ein neues Leben.

Der Ritter (kömmt zurück).

Die Feinde ſind entflohn, die muth'gen Krieger
Gehn ohne Blut, mit unzerſchlagnem Helm
Zurück ins Vaterland. — Schon wird es Abend,
Die laue Luft zieht durch die Blätter labend,
Auf Harniſch und auf Schild erglänzt der Schein,
Der Himmel funkelt wie ein rother Wein,
Der lockend im Pokal vom Golde ſchwimmt,
Und Glanz von ihm in ſeine Röthe nimmt.

Ein Hirtenmädchen (kommt).

Das Feſt iſt vorüber,
Schon winken von ferne
Die lieblichen Sterne
Des Abends herüber.
Nun klinget die Flöte
Noch zärtlicher drein,
Im lieblichen Schein
Der ſinkenden Röthe.
Die andern beginnen
Wohl liebliche Töne,
Will jeder die Schöne
Mit Liedern gewinnen.
Mich laſſen ſie gehen,
Folgt keiner zum Hain,
Ich muß nun allein
Im Walde hier ſtehen.
Ich bin noch ein Kind,
Drum darf ich es wagen
Mein Leiden zu klagen
Dem nächtlichen Wind.
Im künftigen Lenze
Der Schäfer mich ſucht,
Dann nehm' ich die Flucht,
Er windet mir Kränze.
Dann fürcht' ich die Buchen,
Die finſtere Eiche,
Er wird im Geſträuche
Im Dunkeln mich ſuchen.

Ein Reiſender (tritt auf.)

So leg' ich hier den ſchweren Bündel nieder,
Der mir den Weg faſt zu beſchwerlich macht.
Ich habe nun der Länder gnug geſehn
Und will mich im Erinnern ſchon ergötzen.
Nichts geht doch der Bequemlichkeit zuvor.
Wie freu ich mich auf meine alten Freunde,
Auf die Verwandten und auf Frau und Kinder
Und Nachbarn, ihnen alles zu erzählen;
Die größte Luſt kömmt immer hinten nach.

Ein zweiter Reiſender (tritt auf).

Weit hinaus treibt mich das Sehnen,
Wundervolles Land zu ſchauen:
Keiner darf ſich ſelbſt vertrauen,
Oder ſich als weiſe wähnen;
Das erfordert manche Künſte,
Mancherlei muß man erfahren,
Und oft ſieht man erſt nach Jahren:
Alles waren eitle Dünſte.
Darum will ich in die Weite,
Manches Glück wird mir begegnen,
Auch mag's manchmal Schläge regnen,
Meiſt folgt Morgen auf das Heute.
Jeder führt etwas im Schilde,
Und umſonſt iſt nichts auf Erden,
Darum acht' ich nicht Beſchwerden,
Wenn ich mich nur etwas bilde.

Ritter.

Beglückt, wer mit den aufgeſpannten Flügeln
Sein Schiff dahin auf ebnem Meere führt,
Er ſieht um ſich die große Fläche ſpiegeln
Und wird von keiner bleichen Furcht berührt,
Er lenkt den Kiel nach ſeiner Heimath Hügeln,
Den Lauf untrüglich der Magnet regiert,
Die Sterne lenken an dem Himmelsbogen,
Gehorſam dienen Winde, wie die Wogen.

Erſter Reiſender.

Was hab' ich nun von meiner ganzen Reiſe,
Als daß ich nunmehr weiß, was ich nicht wußte,
Wodurch mir jetzt die Zeit noch länger währt?
Als ich den Weg von meinen Füßen hatte,
Dacht' ich, es müſſe was Beſondres werden,
Nun, da ich endlich denn zurückgekehrt,
Dünkt mir das Ganze nicht der Rede werth.

Zweiter Reiſender.

Wundervolle Berge warten
Meiner, und die Waſſerfälle,
Glänzend ſpringt wohl manche Quelle
In dem blumgezierten Garten.
Bäume rauſchen, Gemſen klimmen
Oben ſchwindlicht am Geſteine,
Freundlich ſind im Mondenſcheine
Städte da mit Thürm' und Zinnen.
Manches wird ſich noch begeben,
Mancher Rauſch und manche Schöne,
Mancher Zwiſt, den ich verſöhne,
Fügt ſich luſtig in mein Leben.

Ein Küſter (tritt auf.)

Da hab' ich nun auf weiten Wegen
Hin und zurücke reiſen müſſen,
Das iſt mir herzlich angelegen,
Denn meine Beine müſſen's büßen,
Und alles aus dem dummen Grunde,
Weil unſre Uhr nicht richtig geht,
So daß ſie immer eine Stunde
Nach dreien Stunden ſtille ſteht.
Das Dach iſt nicht ganz regendichte,
Und immer ſcheut das Dorf die Koſten,
Das macht die Uhr nun ganz zunichte,
Denn Werk und alle Räder roſten.
Kommt in Tumult drauf die Gemeine
Und alle machen groß Geſchrei,
Es iſt zwölf Uhr, ſo ruft der Eine,
Der Andre ſchwört, es ſei ſchon drei.
Die Einheit fehlt dem ganzen Werke,
Es läuft nun gegen alle Regel,
Und Keiner iſt's, der ſich nicht merke,
Denn jedes Beichtkind wird zum Flegel.
Man kann nun nicht zu rechten Zeiten
Die liebe Kinderlehre halten,
Mit Sicherheit die Glocken läuten,
Da ſich die Dinge ſo geſtalten.
Die Ordnung iſt nun auch begraben,
Und Alles ſchwimmt in Anarchie,
Und bis auf die Curcende-Knaben,
Lebt Jeder wie das liebe Vieh.
Doch iſt die Uhr nur erſt im Stande,
Und das geſchieht in kurzer Friſt,
So weiß doch jedermann im Lande,
Woran er mit ſich ſelber iſt.

Erſter Reiſender.

Das iſt gewiß, nichts in der ganzen Welt
Geht über eine recht honette Uhr.
Warum? Man weiß dann ſtets in jeder Stunde,
Wie viel die Glocke eigentlich geſchlagen.
Man ißt dann nicht zu ſpät und nicht zu früh,
Man geht zur rechten Zeit zu Bette,
Man treibt's Studiren niemals über Macht,
Und da das Leben aus der Zeit beſteht,
So muß man auch beſtändig darnach ſehn,
Wieviel es an der Zeit iſt in der Welt.

Zweiter Reiſender.

Ach! und dann das dumpfe Läuten,
Das vom Kirchhof ſchön herüber
Einem kann ſo viel bedeuten,

Nichts auf Erden iſt mir lieber,
Und die ernſten Glockenſchläge
In der ſtillen Mitternacht
Machen alles Grauſen rege,
Wenn ich grade noch gewacht.
Nie möcht' ich die Uhren miſſen,
Und auf meinen weiten Gängen
Will ich allenthalben wiſſen,
Wo doch wohl die Glocken hängen.

Der Dichter.

Es klingt ein altes Lied mir in mein Ohr,
Drum zögert, eilt nicht allzuſchnell von hinnen,
Ich fühle ſchon bezaubert meine Sinnen,
Im Wunderglanze ſteigt das Bild empor.
Es thun ſich Thiere, Länder, Meer' hervor,
Da glänzen Burgen, königliche Zinnen,
Ein Knab' will mit dem Rieſen Schlacht beginnen,
Ein Kinderpaar, das ſich im Wald verlor.
Es toben wild der Helden rohe Schaaren,
Die Chriſtenheit zu ſtürzen all' entbrannt,
Doch Liebe hat den Helden angelacht,
Ein ſchönes Frauenbild mit goldnen Haaren,
Dir Augen, wie der reinſte Diamant,
Das kühne Herz dem Glauben dargebracht. —
Doch ſchaut, welch' Bildniß reitet durch den Wald?
Iſt's eine Jägrin, die dem Wild nachrennet?
Die Kriegsgöttin, die im Zorn entbrennet,
Den Feind verfolgt mit ſiegender Gewalt?
Iſt es die Liebe, die den Aufenthalt
Des Himmels läßt, und unſrer Erde gönnet,
Daß man ſich wiederum als Göttin kennet?
Noch nie ſah ich ſo herrliche Geſtalt.
Mein Herz erbebt in fremdigem Entzücken,
Mich zieht an ſich das wunderbare Weſen,
So göttlich groß, ſo lieblich doch und mild.
O nahe dich, du herrlich Frauenbild,
Ich bin von jedem Leiden gleich geneſen,
Wenn du mich würdig hältſt, mich anzublicken.

Erſter Reiſender.

Wir ſtehn, ſo glaub' ich immer, in der Schonung,
Die abgehegt vom andern Walde iſt,
Der Jäger kommt, uns Alle abzuſtrafen:
Ich hab' ſo viel Erfahrung doch gewonnen
Auf meinen Reiſen, daß ich mich mit Klugheit
Vor allem Schaden hüt'. Ich geh nach Hauſe.
(Geht ab.)

Zweiter Reiſender.

Ich verweile mich zu lange,
Wie die Zeit ſo ſchnell vergeht,
Keine Stunde ſtille ſteht,
Die Betrachtung macht mir bange.
Warum ſoll ich hier noch harren?
Die Geſellſchaft macht mir Reue,
Und nun kommen vollends neue,
Endlich wird man gar zum Narren.
(Geht.)

Der Küſter.

Ich frage nur: kann dies die Uhr mir beſſern?
Wenn das nicht iſt, ſo ſuch' ich einen Meiſter,
Der wieder Alles in die Richtung bringt,
Was uns den Kopf nur gar zu ſehr verwirrt.
(Geht ab.)

Der Dichter.

Halt nun, du wunderbares Bild! wer biſt du,
Auf dieſem weißen, königlichen Zelter?
Mit Federbüſchen in dem Winde flatternd,
Die weiße Bruſt mit blauem Schleier ſchmückend,
Im Munde Lächeln, in den Augen Ernſt,
Auf vollen Wangen Throne für die Liebe?
Mir iſt, ich kenne dich, doch biſt du fremd,
Ich habe nie ſo Wunderherrliches,
So Liebliches geſehn, ſo fremde Tracht.

Die Romanze (auf einem Pferde).

Romanze.

Hältſt du mir des Roſſes Zügel
Auf in meinem ſchnellen Jagen?
Wer ich bin, will ich nach Wahrheit
Dir jetzt ohne Säumen ſagen.
Mit dem Namen nennt man mich nur
Wenn man von mir ſpricht, Romanze,
Ich durchzieh die Welt mit Freuden,
Streue Luſt aus, wo ich wandle.
Meine Eltern will ich nennen,
Glaube heißt mein edler Vater,
Und die Mutter iſt die Liebe,
Die den Glauben nahm zum Gatten.
Beide haben mich erzeuget,
Als ſie ſehnſuchtsvoll entbrannten,
Und an meiner Mutter Brüſten
Wuchs ich auf, in ihren Armen.
Als die neue Lehr' erblühte,
Hochroth wehten Chriſtenfahnen,
Kreuze drein die Krieger führten,
Und die Heidengötter ſanken,
Flohe Venus, die betrübte,
Nach dem einſam dunkeln Walde,
Venus, aus dem Meer geboren,
Trauernd, daß kein Tempel ſtande,
Wo man der Verführerin
Opfer noch und Weihrauch brannte;
Und voll Trug hüllt ſie die Glieder
In die düſtenden Gewande.
Wie ein Pilgermädchen heilig
War ſie gänzlich umgeſtaltet,
So fand ſie ein Eremite,
Der mit ihr durch Felſen wallte.
Venus war erfreut des Truges,
Und ihr weiblich Herze lachte
Als der fromme Mann erglühte,
Seine Brunſt geſtand im Wahne.
Drauf gedar ſie nach neun Monden
Liebe mit dem Heil'genglanze,
Aber ſie ward eingeſchloſſen
In der Felſenklüfte Spalten,
Daß ſie keinen Trug erſinne,
Und die Liebe nicht verwandle:
Selbſt erzog, ernährt' ſich dieſe
Von dem ſüßen Himmelsmanne.
Und ſie blühte auf, ein heiliger
Ueberirdiſch ſchöner Garten;
Drauf vermählte ſich der Glaube
Mit der ſüßen, die ſo zarte.
Denn er ſprach: Wen ſoll ich freien?
Alle Mädchen, die ich ſahe,
Alle Frauen, die ich kenne,
Hält die Eitelkeit gefangen.
Von der Welt und von der Sünde
Losgeriſſen, muß mich laben
Streit für Gott und Chriſt und Geiſte,
Hält mein Herz in goldnem Brande;
Wenn ich nun die Gattin wähle,
Die nach Erdenfreuden trachtet,
Wird mein ſtiller Sinn von jener
Wie die Sehnſucht wohl verachtet.
Da erblickte er die Holde,
Meine Mutter, als er ſahe,
Daß ſolch Bild auf Erden wohne,
Wünſchte er ſich ihre Gnade.
Und ſie gingen durch die Welt hin,
Liebe wie die Sonnenſtrahlen,
Wie des Mondes ſanfte Lichter
Schien der Glaube durch die Thale.
Neue Liebe, neues Leben
Schuf den Menſchen neue Sprache,
Liebevoll war Glaubrn immer,
Glauben nur ein Liebsgedanke.
Das bezwang die härtſten Herzen,
Alle zu dem Kreuze kamen:
Ewig, ewig ſei die Liebe!
Rief voll Inbrunſt nun der Vater;
Ewig ſei der Glaubr blühend!
So die hohe Mutter ſange,
Und die frommen Menſchen riefen
Zu den beiden Wünſchen: Amen!

Dichter.

Steig von deinem Roß nisdalde,
Biſt du wohl vom Jagen müde,
O erwünſcht, daß ich dich ſehe,
Das macht meiner Seelen Friede.
Immer war nach die mein Sehnen
Schone Töchter hoher Liebe,
Edles Kind des ſanften Glaubens,
Unvermuthet kommſt du nieder.
Aber ſage mir, du Holde,

Wenn es dir also gefiele,
Blieben denn die Eltern einsam,
Haben sie der Freunde viele!

Romanze.

Von dem Rosse will ich steigen,
Hier im zarten Grase spielen:
Bald erscheinet mein Gefolge,
Tapferkeit, Scherz, Glaub' und Liebe.
Die zwei ersten, die ich nannte,
Sind uns sehr getreue Diener,
Eine werthe Magd dem Vater
Ist die Tapferkeit beschieden.
Er allein mit tiefer Inbrunst
Konnte nicht das Schwert regieren,
Denn es ziemet seiner Rechte
Kreuz und Oelzweig nur zu führen.
Tapferkeit ergab sich ihme.
Zu den allertreusten Diensten,
Hohes Ganges geht das Mägdlein,
Streit für ihn ist ihre Zierde.
Liebe fühlte, wie die Andacht;
Beten, heilige Gefühle,
Sie in Demuth würden wandeln,
Weil ihr Herz zu oft gerühret,
Sprach: wa sind' ich einen treuen
Und mir froh ergebnen Diener?
Daß ich freies, innres Leben
Und verschönt die Erde spüre?
Da kam hüpfend Scherz gelaufen,
Sprach: ich fühl' mein Herz erglühen,
Ueberwunden von der Schönheit,
Will ich ewig nach dir ziehen.
Gibt es Liebe ohne Scherzen,
Kann man scherzen ohne Liebe?
Keines Wasser fließt erzeugend,
Aus dem Wasser Blumen blühen.
So steht Scherz im Lohn der Mutter,
Bei dem Vater dient die Kühne,
Ich das Kind voran, mir folgen
Tapferkeit, Glaub', Scherz und Liebe.

Glauben und Liebe (treten herein).

Glauben.

Ei, du böses, wildes Kindlein,
Sage doch, wo bist du blieben?

Romanze.

Ritt voran durch grüne Waldung,
Durch die sanften Thale hüben.

Liebe.

Fliehst du uns, geliebte Tochter,
Bist du gern von uns geschieden?

Romanze.

Nichts kann mich von dir zertrennen,
Nie bin ich von euch vertrieben,
Meine Liebe ist euch ewig,
Aber geen schein' ich zu fliehen,
Dann vermerk' ich, wie ihr beide
Mir nach durch die Thäler ziehet. —
Jener dort mit süßem Kreuze,
Und dem schönen Christusbilde,
Eine Taube auf dem Herzen,
Ist der Glaube, wie du siehest.
Hat er nicht recht Vaterangen?
Muß man nicht Vertrauen fühlen?
Sieh, in diesem holdrn Lächeln
Kann man recht die Sehnsucht kühlen.
Jene dort, so wie Madonna,
Die zur Erde steigt hernieder,
Alle Herzen an sich lockend,
Ist die Mutter mein, die Liebe.
In der Hand hat sie zwei Blumen,
Eine Rose, eine Lilie,
Die mit inn'ger Liebessehnsucht
Immer zu einander blühen.
Rose lächelt voll Verlangen,
Wird von Freude angetrieben,
Lilie hat den heil'gen Willen,
Reiner Glanz ist ihr beschieden.
Beide Blumen trägt die Mutter,
Beiden ist sie treu geblieben,
Will die Rothe trunken machen,
Schaut sie ihre Schwester drüben.
Will die Bleiche Frommes sprechen,
Sanft erheitern, sanft betrüben,
Schaut sie auf die Rothe sehnlich,
Und ihr Auge lachet wieder.
Recht ein Herz spricht aus den Augen,
Senken sie sich golden nieder,
Wer sie anschaut kann nicht sorgen,
Denn ihr Blick ist allzuliedlich,
Was die Frühlingssonne meinet,
Und nicht Worte kann ersinnen,
Was die zarten Blumen wollen,
Wonach alle Farben zielen,
Das verkünden diese Augen,
Und die goldnen Augenlieder.
Spürst du nicht, sie tragen Worte,
Frühling, Blume, Sonn' im Blicke?
Und so klingt dieselbe Sprache,
In dem Schwung der schönen Glieder,
Jede Falte des Gewandes
Fließt zu Füßen rührend nieder.

Glauben.

Ja ich bin, den du beschrieben,
Kennt ihr, Menschen, wohl den Glauben?
Lange herrscht' ich hier auf Erden;
Habt ihr noch die alten Augen?
Sehnsucht flohe, so wie Pfeile
Fliehn vom Bogen, mich zu schauen,
Damals wollte jedes Herze
Nur durch meine Hülfe bauen.
Nicht auf Erde, nicht auf Zeitlich
Ging ihr innigstes Vertrauen,
Blumen, Gold und Menschen selber
Sind nur Mischung aus dem Staube.
Jenseit allem, was du denkest,
Fühlest, hörest, oder schauest,
Liegen, die du erst verließest,
Deine vaterländ'schen Auen.

Pilgerin.

Ach, wie froh, daß du erschienen,
Ist die seligste der Frauen,
Ich mit meinem Pilgerstabe
Nahe dir mit heilgem Schauer,
Willst mich Arme nicht verwerfen?
Du bist meine feste Mauer,
Lange sucht ich dich vergebens,
Hier beendigt sich die Trauer.

Liebe.

Sind noch welche, die mir trauen,
Die sich meinem Dienst ergeben,
Leben, wie die stillen Priester,
Ewig mir geweihtes Leben?
Vormals waren alle Thaten,
Alles kühne Heldenstreben,
Alle Kämpfe, die geschahen,
Alle Lieder, alle Wesen,
Nur von meinem Hauch ermuntert,
Nur von meinem Geist erreget,
Blühend standen alle Gärten,
Liebe schmückte alle Wege.
Keiner war, der mich nicht kannte,
Hingegeben stillem Sehnen,
Inbrunst glänzte in den Augen,
Herz des Lichtes, Wurzel, Quelle!

Der Liebende.

Wenn die holde Stimme rufet,
Könnte da wer widerstehen?
O wer zöge sich zurücke,
Wenn der Liebe Fahnen wehen?
Wenn du willst mein Hauptmann heißen
Will ich gern im Heere stehen,
Alle Wünsche strebten zu dir,
Niemals will ich von dir gehen.

Glaube.

Wenn du glaubst und niemals zweifelst,
Wirst du jetzt dein Glücke sehen.

Digitized by Google

Liebe.

Die du längſt geſucht, ſie ſteht dort,
Gehe zu ihr, freundlich rede.

Der Liebende.

Himmel! ſie, die Theure, iſt es?
Pilgerin, willſt du mich kennen!

Pilgerin.

O wie könnt' ich dich verläugnen?
Dich nicht meinen Liebſten nennen?

Beide.

Alſo waren wir uns nahe,
Und wir glaubten uns ſo feene,
Und uns trennte keine Weite,
Nur die allernächſte Nähe.
Ja, wir haben uns gefunden,
Und nun mag uns nichts mehr trennen,
Scheiden kann nicht Raum und Zeit, die
Sich in Glaub' und Lieb' erkennen.

Glaube.

Doch wo bleibt das kühne Mädchen?
Tapferkeit, ſo komm von dorten!

Liebe.

Scherz, herbei zu mir behende!
Warum hältſt du dich verborgen?

Tapferkeit und Scherz (treten herein)

Scherz.

Sieh, hier iſt dein treuſter Diener.

Tapferkeit.

Die bin ich berufen worden.

Scherz.

Eilend komm' ich hergelaufen.

Tapferkeit.

Weilten auf dem Hügel droben.

Romanze.

Jenes Mädchen in dem Harniſch,
Blanken Helm auf dunkler Locke,
Löwe ihr zur Seite gehend,
Und die Bruſt ſchön erhoben,
Tapferkeit wird ſie genennet:
Niemals iſt genug zu loben
Ihre Schönheit, die ſo furchtbar
In den kühnen Augen wohnet.
Schild und Panzer, Eichenzweige
Führt ſie, Wehrgehenke golden,
Was der Vater ſagt, das thut ſie,
Angefriſcht von ſeinem Lobe. —
Jener, der ein Knabe ſcheinet,
Iſt vor langer Zeit geboren,
Aber nimmer kann er altern,
Jugend bleibt dem Scherz zum Lohne.
Um die Liebe hüpft der Junge,
Die erfreut ſich an dem Holden,
Alles jauchzt an ihm, vom Haupte
Bis hernieder zu den Sohlen.
Wen er anrührt, muß geſunden,
Fühlt erfriſcht den Todesodem,
Keine Macht kann ihn bezwingen,
Unglück trotzt er und dem Tode.
Wo er weilet, iſt der Frühling,
Lacht er, Blumen aufgebrochen;
Leid und Jammer, Wehklage
Stirbt dem weg, den er erkoren,
Alte Märchen weiß er, ſchöne,
Er iſt ſelber wie gewoben
Aus den reinſten Phantaſieen,
Von dem Lichte ausgeboren.

Liebe.

Warum biſt du mir entwichen,
Diener, der du Treu' gelobet?

Glaube.

Dienerin, du bleibſt an meiner
Seite, geh mir nicht verloren.

Liebe.

Immer muß ſie dich begleiten,
Scheint es faſt, du könnteſt ohne
Gattin leichtre fröhlich leben,
Als ohn' ſie, die herrlich thronen
Muß in deiner Bruſt, ich neide
Ihr die allerſchönſte Krone,
Mehr, als mich, haſt du ſie immer
Zur Vertrauten auserkoren.

Glaube.

Nie kann mich dein Vorwurf treffen,
Aber daß du mit dem Sohne,
Mit dem Knaben ewig tändelſt,
Und wenn nicht von ihm betrogen,
Doch verwildern kannſt am Ende,
Haſt du Thorheit eingeſogen:
Möchteſt einſt vergeſſen leichte,
Daß wir in dem Himmel wohnen.

Romanze.

Wild erſchien' ich, gegen Glauben,
Gegen Liebe, raſch und rohe,
Dennoch bind' ich ſie zuſammen,
Bin die Eintracht dieſer Hohen.
Zürne keiner ob dem andern,
Dn nicht ob dem jungen Sohne,
Multee du nicht ob dee Jungfrau,
Ihr müßt bei einander wohnen.
Niemals kann die Liebe zweifeln,
Glauben traut nicht dem Argwohne,
Ich bin euer Kind, vereine,
Diener, Vater, Magd, die Höhe.

Tapferkeit.

Biſt du dort ein Kriegsmann worden?
Trägſt du Panzer, ſammt dem Helme?

Ritter.

Freudvoll war ich immerdar
Und von Herzen dir ergeben,
Keine höhee Luſt mir wiſſend,
Als den Erzruf der Trommete,
Schilder, in der Sonne ſpiegelnd,
Feinde auf der grünen Ebne.

Tapferkeit.

Immer ward ein Mann erfunden
Und es lohnt die einſt die Ehre.

Ritter.

Alles will ich fahren laſſen,
Will der Ruhm nue mein gedenken.

Scherz.

Du im leichten Hirtenkleide,
Willſt dn mir nicht näher treten?
Komm und ſag' mir, wer du ſieſt,
Daß ich deine Augen ſehe.

Hirtenmädchen.

Immee haſt dn mir gefallen,
Und mir iſt, daß ich dich kenne,
Meine aber, daß wir künftig
Mehr uns werden kennen gerne.
Die Geſpielen ſind gegangen
Nach den grünen Fluren ferne,
Nennen mich die kleine Unſchuld,
Weil ich noch nicht küſſen lerne.
Aber Lieb' und Luſt zum Dinge,
Wie man wohl zu ſagen pfleget,
Macht die Arbeit ſehr geringe,
Und ich will geen Lehre nehmen.

Scherz.

Kleine Unſchuld, du gefällſt mir,
Immee möcht' ich bei dir leben,

Wie du Mädchen, ſo ich Knabe,
Beide gleiche Kinder eben.

Mädchen.

Freundlich wollen wir miteinander
Viele Marchen, Poſſen reden.

Scherz.

Liedlich wollen wir zuſammen
Durch die grünen Felder gehen.

Mädchen.

Und wer Blumen ſieht am Waſſer,
Soll ſie für den andern leſen.

Ritter.

Süßes Mädchen, zartes Kindchen,
Jetzo muß ich zu dir ſprechen:
Willſt du nicht mein Liebchen heißen,
Muß mein Herze innen brechen.

Mädchen.

Du gefällſt mir, muß ich ſagen,
Schild und Harniſch, und der Degen,
Und der Helm mit ſeinem Buſche,
Nicht iſt mir das Gold entgegen:
Willſt du wohl mein Liebſter heißen,
Da ich nur ein kindiſch Mädchen?

Ritter.

Kann was ſchöner ſich verbinden,
Als der Menſch mit Unſchuld, Scherze?

Romanze.

Und du ſtehſt ſo einſam ſinnend,
Gar nichts ſagt zu dir dein Herze?

Dichter.

Wer empfindet, wer entzückt iſt,
Kann er glühend Worte reden?
Wenn dein Blick mein Herze anlacht,
Bin ich nicht mehr auf der Erden.
Was ich wollte, was ich ſuchte,
Was mir keiner konnte geben,
Seh ich ſpielend dich umſchweben.
Wenn du lächelſt, will die Seele
Fort aus dem Gefängniß ſtreben,
Sich in dieſe Lippen fangen,
In die rothen Feſſeln legen:
Mit dem Lächeln auferblühen,
Sich in goldne Freiheit heben,
Mit dem leiſen Seufzer wieder
In dem holden Kerker leben.
Kannſt du mir gewogen ſein?
Möchteſt du mich nicht verſchmähen?
O dann würd' ich in der Freude
Ueberſelig untergehen.
Du biſt Liebe, du biſt Glauben,
Du biſt Tapferkeit und Scherzen,
Wenn ich deinen Blick empfinde,
Kann ich alles leicht verſtehen.
Jeder hat, was er gewünſchet,
Nach dem Herzen ſich erwählet,
Willſt du günſtig mir erſcheinen,
Hab' ich nicht des Glücks verfehlet.

Romanze.

Wenn du dieneſt, wenn du treu bleibſt,
Will ich dich mit Muth beſeelen,
Bleibe meiner eingedenk,
Wenn die andern mich verſchmähen.
Einmal hab ich dich durchleuchtet,
Nun mußt du mir treu beſtehen,
Und dein Herze wird geläutert,
Wie der Blick durch Silber gehet.
Folge denen, die nie dienten,
Liebe ſie mit voller Seele.
Wer da will ein Prieſter heißen
Muß des Tempels nie vergeſſen. —
Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!

Muſik.

Mit Trompeten kommen die Krieger auf der einen, die Schäfer mit Flöten auf der andern Seite zurück. In der Mitte stehen Glauben und Liebe, zur Seite des Glaubens Tapferkeit, zwischen ihnen der Liebende und die Pilgerin, neben der Liebe der Scherz, zwischen diesem der Ritter und das Hirtenmädchen, im Vorgrunde der Dichter und die Romanze.

Chor der Krieger.

Ueber die Berge, über die Bäume,
Schwebt des Mondes goldner Flimmer,
Durch den Wald ſenkt ſich der Schimmer,
Dein erwachen zarte Träume.
Geiſter ſchweifen ſacht
Duech die grüne Nacht
Im Walde.

Chor der Schäfer.

Der Tag verſteckt ſich in den Schatten,
Mondenlicht will uns verkünden,
Daß ſich Traum und Wahrheit gatten,
Sich die Geiſter wieder finden,
Die auf Erden hier geſchieden,
Die das Irdiſche getrennt;
Wenn Mondſchein brennt
Dann wandeln ſie in Frieden
Im Wald.

Liebe.

Liebe läßt ſich ſuchen, finden,
Niemals lernen, oder lehren,
Wer da will die Flamm' entzünden,
Ohne ſelbſt ſich zu verzehren,
Muß ſich reinigen der Sünden.
Alles ſchläft, weil er noch wacht,
Wann der Stern der Liebe lacht,
Goldne Augen auf ihn blicken,
Schaut er trunken von Entzücken
Monddeglänzte Zaubernacht.

Tapferkeit.

Aber nie darf er erſchrecken,
Wenn ſich Wolken dunkel jagen,
Finſterniß die Sterne decken,
Kaum der Mond es noch will wagen,
Einen Schimmer zu erwecken.
Ewig ſteht der Liebe Zelt,
Von dem eignen Licht erhellt;
Aber Muth nur kann zerbrechen,
Was die Furcht will ewig ſchwächen,
Die den Sinn gefangen hält.

Scherz.

Keine Liebe hat gefunden,
Dem ein trüber Ernſt beſchieden,
Flüchtig ſind die goldnen Stunden,
Welche immer den vermieden,
Den die bleiche Sorg' umwunden.
Wer die Schlange an ſich hält,
Dem iſt Schatten vorgeſtellt,
Alles, was die Dichter ſangen,
Nennt der Arme, eingefangen,
Wundervolle Märchenwelt.

Glauben.

Herz im Glauben auferblühend
Fühlt alsbald die goldnen Scheine,
Die es liedlich in ſich ziehend
Macht zu eigen ſich und ſeine,
In der ſchönſten Flamme glühend.
Iſt das Opfer angefacht,
Wird's dem Himmel dargebracht,
Hat dich Liebe angenommen,
Auf dem Altar hell entglommen
Steig' auf in der alten Pracht!

Allgemeines Chor.

Monddeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält,
Wundervolle Märchenwelt,
Steig' auf in der alten Pracht!

Digitized by Google

Aus Prinz Zerbino.

Der Garten.

Reſtor (tritt auf.)

Hab' ich in meinem Leben ſo was geſehen! Was das hier für eine Einrichtung iſt! Kein Garten, ſondern eine Wildniß. Ich glaube, wenn ich mich lange hier aufhielte, könnte ich in der That unſinnig werden. Und warum nicht? Iſt es wohl andern ehrbaren Leuten aus wohlfeilern Urſachen begegnet. — Blumen, ſo hoch wie kleine Bäume, Lilien die höher ſind als ich, mit einem Blumenſtern, den man nicht umſpannen kann, große Roſen an Roſen, zwiſchen himmelhohen Eichen, Baumgänge, die ſo hoch ſind, daß der Blick ſie kaum erreichen kann, — und alles in ſolchem Ueberfluß, alles ſo gedrängt an einander, daß der ganze Garten wie ein einziger dicht geflochtener Blumenkranz ausſieht. Und alles benimmt und ſingt, und hat ordentlich Einfälle! Ich möchte manchmal lachen, wenn ich nicht um meinen Verſtand ſo ſehr beſorgt ſein müßte.

Der Wald. Der friſche Morgenwind
Durch unſere Zweige geht,
Rührt jedes Blatt geſchwind,
Wenn er ſo wohlgemuth durch alle Aeſte weht.
Ruhr' dich, o Menſchenkind,
Was ſoll die Bangigkeit?
Wirf ab dein kleines Leid,
Komm, komm in unſern Schatten grün,
Wirf alle Sorgen hin,
Erſchließ dein Herz der Freudigkeit.

Reſtor. Iſt das nun nicht eine ganz verfluchte Art, zu rauſchen? Ich habe doch nun, ſo lange ich denken kann, ſchon manchen Wald geſehen, aber dergleichen iſt mir noch nicht arrivirt.

Der Wald. Wir rühren mit Zweigen
In den Himmel hinein,
Und ſpüren ſo eigen
Den glänzenden Schein;
Mit Fingern, mit Zweigen, mit Aeſten,
Durchrauſcht von ſpielenden Weſten,
Durchſungen von Vögelein,
Freun wir uns friſch bis in die Wurzeln hinein.
Wir rauſchen, wir flüſtern, wir wogen,
Geſchirmt vom blauen Himmelsbogen,
Von freundlichen Lüften durchzogen.
Frühlingsglanz!
Frühlingsglanz!
Sei gegrüßt, ſei gegrüßt von Abend zu Morgen,
Von Morgen zu Abend,
Komm, Menſch, ſei frei von Sorgen
In unſerm Schatten, der brünſtig labend.

Reſtor. Sei frei von Sorgen! Eben Euer verdammtes Geſchwätz, das drinahe an das Vernünftige gränzt, macht mir die meiſten Sorgen. — Das Tollſte iſt, wenn ſie nun alle zuſammen muſiciren und zwitſchern; wenn es nicht um die Merkwürdigkeit wäre, ſo wär ich ſchon längſt wieder weggelaufen.

Der Wald. Jeder ſein eigen,
Birken, Tannen, Eichen,
Stehn wie durchſammen verwirrt,
Doch keiner den andren irrt,
Der ſtreckt die Zweig' in die Weite,
Rührt ſchirmend das Gras mit der Hand,
Der ſteht zum Himmel gewandt,
Führt jeder ein Rauſchen, ſein eigen,
Und ſchüttelt ſich friſch in den Zweigen,
Doch fließt der mannigfalt'ge Klang
In Einen brünſtigen Chorgeſang.
So auch die Menſchen miteinander
Die verſchieden von Einem nur ſtammen,
Jeder rühret ſich in ſeinen Zweigen,
Doch alle ſtreben zum Lichte zu ſteigen,
Wenn ſich auch viele gegen die Erde neigen,
Sie alle Brüder ſein,
Verſchiedenheit iſt nur Schein,
Sie rauſchen verworren durch einander hinein,
Wird dem Klugen ein einziger Chorgeſang ſein.

Reſtor. Sieh da, ſieh da, predigt meiner Seel die Toleranz trotz dem Beſten unter uns. Nur ein bischen konfuſe, Ideen und Sprache etwas verworren; übrigens aber mochte man doch des Teufels darüber werden.

Roſen. Biſt du kommen, um zu lieben,
So nimm unſre Blüthe wahr,
Wir ſind röthend ſtets geblieben,
Prangen in dem Frühlingsjahr.
Als ein Zeichen ſind die Büſche
Mit den Roſen überſtreut,
Daß die Liebe ſich erfriſche,
Ewig jung ſich ſtets verneut.
Wir ſind Lippen, rothe Küſſe,
Rother Wangen ſanfte Gluth,
Wie bedeuten Liebesmuth,
Wir bezeichnen, wir ſo ſüße
Herz und Herz zuſammenneigt,
Liebesgunſt aus Lippen ſteigt.

Reſtor. Ich wette, daß in dieſer Raſe keine Spur von ächter Moralität zu finden iſt.

Roſen. Küſſe ſind verſchönte Roſen
Der Geliebten Blüthezeit,
Und ihr ſüßes, ſüßes Koſen
Iſt der Wünſche ſchön Geleit,
Wie die Roſe Kuß bedeut't,
So bedeut' der edle Kuß
Selbſt der Liebe herrlichſten Genuß.

Reſtor. Ich hab's gleich gedacht, daß ſo etwas herauskommen würde.

Roſen. Liebe iſt es, die die Röthe
Allerwege angefacht,
Liebend kommt die Morgenröthe
Roth ſteigt nieder jede Nacht:
Roſen ſind verſchämte Röthe,
Sind die Ahndung, ſind der Kuß;
In Granaten ſteigt die Röthe
Zeigt ſich in der höchſten Pracht,
Sind der Liebe vollſter Genuß.

Reſtor. Immer daſſelbe! Immer daſſelbe!

Lilien. Wende dich zu unſern weißen Sternen,
Mondſchein ſind ſie in der Sonne,
Ahndung unbekannter Wonne,
Freud' und Leid, doch in der Ferne,
Nur Erinnerung, man hegt ſie gerne.

Reſtor. Das iſt ſehr unverſtändlich.

Lilien. Unſre Lieben, unſre Dichten,
Liebe, dichte Dämmrung nur,
Ernſt und freundlich zeigen wir die Spur,
Blumenandacht,
Stille Nacht,
Wen'ge Herzen, die ſich zu uns richten.

Reſtor. Das glaub' ich ungeſchworen. Welche ſeltſame Reden! Drum hab ich auch immer nicht gewußt, warum mir die Lilien ſo abſonderlich vorgekommen ſind.

Lilien. Blumenandacht,
Heitre Nacht,
Unſchuld und Pracht;
Wir ſtehn ſo hoch als ſtille Warten,
Auf denen Sinn und Geiſt wohl ruht:
Geht er vorüber Roſengluth,
Iſt ohne Wunſch und Glanz der fromme Muth,
Dann mögen wir wohl gerne auf ihn warten.

Reſtor. Ich bin wohl ein rechter Narr, daß ich mich mit dieſen Creaturen unterhalte.

Die Gebüſche. Komm! komm!
Das Blättergerauſch,
Es lockt dich,
Unſer Glanz,
Unſre friſches Grün;
Wir lieben dich,
Trag' uns dein Herz entgegen,
Was verſchmähſt du uns!
Alles kann nicht Wald ſein,
Alles kann nicht Blume ſein,
Muß auch Kinder geben.

Reſtor. So! Eine ſchöne Entſchuldigung. Und als Wald und Blum' wärt Ihr auch etwas Rechts!

Der Wald. Wandl' im Grünen,
Willſt du die Blumen verſtehn,
Mußt du erſt den Wald durchgehn.
Iſt dir erſchienen
Der Sinn des Grünen
Dann magſt du die Blumen verſtehn.

Nestor. Nun seht nur die Unverschämtheit!

Der Wald. Grün ist das erste Geheimniß
In das die Natur sich weiht,
Die erste Farbe ist grün,
Grün schmuckt sich die ganze Welt,
Ein lebendiger Odem,
Ein lieblich Element,
Womit alles froh umschlossen ist.
Grüne bedeutet Lebensmuth,
Den Muth der frohen Unschuld,
Den Muth zur Poesie.
Grün sind alle Blumenknospen
Und die Blätter um die Blumen,
Dann entspringt der Farbenglanz
Aus dem mütterlichen Grün.

Die Tulipanen. Wer mag von Farben sprechen,
Wenn wir zugegen sind?
Keine andre Blum' gewinnt,
Beginnen wir zu sprechen.
Was soll Blumenandacht,
Was der Kuß bedeuten!
Wir prangen in der kühnsten Pracht,
Kein anderr wag's mit uns zu streiten,
Wir glänzen daher in nallster Macht,
Brauchen nichts anders zu bedeuten
Als daß in uns der Schein von tausend brennenden Farben lacht.
Stehn wir in Beeten zusammen,
Und geht der Wind durch uns Blumen hin,
So wanken und zucken unzählige Flammen
Und blenden, verwirren den fröhlichen Sinn.
Kühn die Blätter sich formiren,
Stellen eine Urne dar,
Gold und Roth und Blau sie zieren,
In uns aller Farben Schaar';
Noch im Verblühen mit Farben wir prangen,
Daß in voller Majestät
Die Tulpe mit ausgespreiteten Flügeln steht:
Wozu die Sehnsucht, wozu Verlangen?

Nestor. Ich merke, die Tulpe spielt den Freigeist unter den Blumen, und macht gewissermaßen Satiren auf die Lilien.

Veilchen. In der Stille
Von Blättern, den grünen,
In ferner Hülle
Wie Blumen dienen.
Wagen's nicht uns aufrecht zu stellen,
Fürchten die Sonnenblicke, die hellen.
Gras unsre Geschwister;
Ueber uns Buschgeflüster;
Im einsamen Thal
Gedeihn wir zumal.

Vergißmeinnicht. Wir Blümlein
Am Bach,
Mit blauem Schein
Müssen gar kleine sein,
Locken die Augen doch nach.
Wir sehen
Uns helle
In der Welle
In Seen.
Unschuldige Kindlein
Mit süßem blauen Schein:
Möchten wir größer sein!

Felddlumen. Du gehst vorüber,
O Lieber!
Und siehst nicht,
Fühlst nicht,
Wie schön das grüne Gras,
Wie erfrischend und kühl und naß,
Und dazwischen die goldenen Sterne:
Mußt du denn stets nach der Ferne?

Vogelgesang. Wir lustigen Bürger in grüner Stadt
Rauschen und schwärmen,
Singen und Lärmen
Vom Morgen zum Abend, und stets sind wir satt.
Die Bäume mit Schatten,
Zur Wohnung bestellt,
Zur Nahrung die Matten,
Die freie, weite Welt, —
Wie uns das gefällt!
Gefällt!
O herrliche Welt!

Das Himmelblau. Sie alle umschließ' ich mit Armen linde,
Sie alle tränk' ich an meinen Brüsten
Mit Lüften,
Ich sende die kühlenden Winde,
Ich schaue tief auf sie hinunter,
Sie alle schauen doch zu mir daher,
Alle macht mein klarer Anblick munter,
Die herrliche Bläue im unergründlichen Meer.
Wolken kommen, Wolken ziehn,
Wolken fliehn,
Treiben in meinem Gebiete hin und her;
Sind dem größeren Blick des Waldes Blätter,
Der Blumen Putz überfliegt der Glanz
Des Abends und des Morgenroth's heraufgezogen,
Der kühn gespannte Regenbogen,
Im goldnen Abendmeer die tausend Flammenwogen,
Im furchtbaren Wetter,
Der Wolken Tanz,
Der Blitze zückender Glanz. —

Nestor. Es geht zu weit, — ich vergesse mich selbst; — immer und ewig allein zu stehen, und doch ein unaufhörliches Geschwätz anhören zu müssen, das ist zu toll. — Wer kömmt denn da? Ein Weib, dem Anscheine nach. Sie ist schön gewachsen, aber doch zu groß, gar zu groß. Das scheint hier der allgemeine Fehler.

Die Göttin (tritt herein).

Göttin. Wer bist Du?

Nestor. Ich? Aufzuwarten, ein Reisender, im gegenwärtigen Augenblick halb unsinnig, weil ich nicht weiß, ob ich errathen oder verkauft bin.

Göttin. Gefällt es Dir so wenig im Garten der Poesie?

Nestor. Mit Eurer Erlaubniß, daß ich ein wenig zweifeln darf. Poesie? Der Garten der Poesie? Hm; Ihr wollt meinen Geschmack und gesunden Menschenverstand wohl nur ein wenig auf die Probe stellen.

Göttin. Wie das?

Nestor. Die Poesie müßte nach meinem Bedünken, nach meinen schwachen Einsichten wohl eine etwas andere Gestalt haben. Das ist ja gleichsam hier wie in einem Narrenhause.

Göttin. Ergötzen Euch denn diese Blumen nicht?

Nestor. Nein wahrhaftig nicht, denn ich sehe zu gut ein, daß es gar keine Blumen sind.

Göttin. Wie könnt Ihr diesen irr'gen Glauben hegen?

Nestor. Weil ich in meinem Leben schon gar zu viele Blumen gesehen habe. Ja wenn ich nicht die erstaunliche Erfahrung hätte, so könnte ich mir vielleicht eher eine Nase drehen lassen. Meine Eltern haben ja selbst einen Garten hinter dem Hause gehabt, und da hab' ich die Blumen selber oft gepflanzt und an die Stöcke gebunden.

Göttin. Wofür erkennt Ihr aber diese Pflanzen?

Nestor. Ich erkenne sie für Narren, denn etwas anders können sie auch wohl schwerlich sein; ehrliche Blumen sind es wenigstens nicht. Seht sie doch nur an, sie scheinen ja wahre Ungeheuer. Nein, ich muß die Ehre haben Euch zu sagen, das Wesentliche an einer Blume ist eine gewisse Kleinheit und Niedlichkeit. Und dann nicht solche übertriebene Menge; ich mag sonst wohl Blumen, und sie geben uns eine gewisse Erquickung und Ergötzlichkeit, aber das muß sich mit diesen Dingen in Schranken halten, und bei Leibe nicht so in's Excentrische gehn.

Göttin. Ihr vergeßt, das dies die wahren Blumen sind,
Die Blüth', die in Blüthe steht; die Erde
Kennt nur den schwachen Schatten dieser Herrlichkeit.

Nestor. Nun ja, das ist die rechte Höhe, so machen es diese Idealisten immer; wenn man an ihre Hirngespinnste nicht glauben will, so wollen sie einem gar weiß machen, daß dies die rechte und wahre Art sei, wie eigentlich alles übrige in der Welt sein müsse. Und wenn ich auch alles übrige vertragen könnte, so ist mir das ewige Singen und Sprechen dieser Dinge äußerst fatal.

Göttin. Haben Euch die Blumen sonst nie angesungen?

Nestor. Ha! ha! für wen seht Ihr mich denn an? Die Blumen sollten gut angekommen sein, die sich dergleichen Ungezogenheiten unterfangen hätten.

Göttin. Was macht Ihr aber eigentlich in der Welt?

Neſtor. Ich ſtelle einen Märtyrer vor, ich gehe für die allgemeine Wohlfahrt zu Grunde. Ich bin auf der Reiſe, und mein Prinz kann nicht eher ſeine vollſtändige Geſundheit erhalten, bis wir den guten Geſchmack angetroffen haben.

Göttin. Was nennt Ihr den guten Geſchmack?

Neſtor. Ich will es Euch ſchon anvertrauen, weil Ihr mir ziemlich lehrbegierig ſcheint. Seht, der Geſchmack, — als wenn ich ſagen wollte, ein Gedicht, — nun müßt Ihr aber recht begreifen, denn ich ſtrenge mich nur ſo an, um Euch die Sache recht klar und deutlich zu machen, — alſo, wenn Ihr Euch ein klaſſiſches vollendetes Gedicht denkt, — klaſſiſch nehmlich, was, — nun, das ergibt ſich von ſelbſt, oder ſo ein Epigramm, ein Heldengedicht, eine Tragödie, worin alle Regeln obſervirt, niemals verwandelt —

Göttin. Ich verſtehe Euch nicht; meint Ihr vielleicht überhaupt die Kunſt!

Neſtor. Nun ja, es wird ohngefähr ſo zutreffen. Wenn ihr die Claſſiker geleſen hättet, da würdet Ihr mich ſchon eher verſtehn. Hört ich' doch nur meine Grundſätze der Kritik bei mir!

Göttin. Laßt ſich den Kranken gleich hierher verfügen,
In dieſem ſel'gen Aufenthalte wird
Er gleich von allen Uebeln ſich erlöſt
Befinden, denn hier wohnt die Poeſie.

Neſtor. Hierher? Wahrhaftig, das fehlte ihm noch, um in die alte Raſerei zurück zu verfallen. Ihr habt große Vorſtellungen von Euch und Euerm Garten, ich ſehe ja auch nicht einmal einen einzigen Dichter.

Göttin. Dort wandeln ſie im dunkeln Gange, jetzt
Seh ich wie ſie die Schritte zu uns lenken.

Die Dichter (treten herein).

Neſtor. Sind das nun wirklich und in der That Dichter?

Göttin. Unnöthig ſcheinſt du zweifelhaft zu ſein.

Neſtor. Man muß ſich ein bischen mit dergleichen Behauptungen in Acht nehmen. Seht nur, wie ſie unhöflich ſind, ſie kümmern ſich gar nicht um mich, und doch bin ich hier fremde.

Göttin. Sie haben Dich noch nicht bemerkt.

Neſtor. Noch eins, ich werde ja in Euerm Garten gar keine Ranken gewahr, und doch iſt es jetzt die Zeit.

Göttin. Kein Ungeziefer naht dem heiligen Wohnſitz.

Neſtor. Nun das iſt noch von allen Dingen das unnatürlichſte und unwahrſcheinlichſte. Nein, das wird Euch nimmermehr ein einziger Menſch glauben, ſeht, meine liebe Frau, ein ſolcher Garten iſt bisher noch gar nicht erhört geweſen. Da kommen die Dichter auf uns zu, nun will ich ihnen doch, mit Eurer Erlaubniß, ein wenig auf den Zahn fühlen.

Göttin. Ihr ſeid von ſeltner Munterkeit des Geiſtes.

Neſtor. Wie heißt denn der finſtre alte Murrkopf hier?

Göttin. Beſcheidner ſprich, es iſt der große Dante.

Neſtor. Dante? Dante? Ach jetzt beſinn' ich mich, er hat ſo eine Comödie, gleichſam ein Gedicht über die Hölle geſchrieben.

Dante. Gleichſam ein Gedicht? Wer biſt du, daß du alſo ſprichſt?

Neſtor. Nu, nur nicht ſo böſe, ich bin ein Freund von Dir und von Euch allen, denn ich liebe die Dichtkunſt und bringe oft meine müßigen Stunden mit Euern Schnurrpfeifereien hin.

Dante. Schnurpfei — wie war das Werk, das Du ſo eben nannteſt?

Neſtor. Ha ha ha! Er kennt die Schnurrpfeifereien nicht und hat ſelbſt welche gemacht. Das bedeutet ſo Euer dummes Zeug, Eure luſtigen Lappalien, was Ihr gemacht habt, und womit man die Zeit ganz artig vertödeln kann.

Dante. Wer biſt du, flache Unbedeutenheit,
Daß du dich dieſer frechen Sprach' erkühnſt?
Hat dich kein Laut aus meinem Werk getroffen?
Biſt du in alter Blindheit ein Bewohner
Von Religion und Poeſie verſtoßen?

Neſtor. Ereifert Euch nicht ſo, alter Mann, denn die Wahrheit zu ſagen, ſo habe ich Euch niemals geleſen.

Dante. Und kommt daher und ſpricht von meinem Werk;
Die göttliche Komödie Schnurpfeiferei!
Ein ſchändliches, barbariſch Wort, und kaum
Der frommen Zunge abzulocken!

Neſtor. Seid ſtille, ſag' ich Euch, und laßt uns einmal ernſthaft ſprechen. Seid ihr denn in der That jemals ein Dichter geweſen!

Dante. Arioſt! Petrarca!

Neſtor. Nun, nun, die Zeiten haben ſich ſeitdem gewaltig geändert, damals, ja damals, — oder jetzt ſeid Ihr zu ſchwer zu leſen, und auch außerdem noch ennuyant.

Dante. Damals! was meinſt du damit, Wurm?

Neſtor. Ein hitziger Kopf! — Nun damals will ich nur ſagen, war es erſtaunlich leicht ein Dichter zu ſein, weil wie ich geleſen habe, vor Euch in neuerer Zeit eben keine Poeten exiſtirt hatten; darum müßt Ihr nur Euer Glück anerkennen, denn im Grunde wäre doch jeder ander damals eben ſo wie Ihr berühmt und bewundert worden.

Dante. Es hätte alſo nur an dir gelegen,
Nur an der Zeit, die dich an's Licht geworfen
In jenem früheren Jahrhundert, und
Du hättſt auch wie ich die Welt erſtaunt?

Neſtor. Natürlich, ja was noch mehr iſt, ich denke es ſogar in unſerm Zeitalter, wo es doch tauſendmal ſchwerer iſt, dahin zu bringen. Erſt fang' ich ſo ſachte, ſachte mit Abhandlungen für Monotsſchriften an, in denen ich meinen aufgeklärten Kopf entdecke und irgend einen Schwärmer oder Pietiſten ganz artig und ſauber in ſeiner Blöße darſtelle, dann ſchreib ich gegen Geſpenſter, dann einen Roman gegen Euch und alles was mir nicht in den Kopf will, dann laſſ' ich mir merken, daß mir im Grunde gar nichts in der Welt recht iſt, bis ich am Ende immer höher, immer höher komme, anfange zu rumoriren und zu ennuyiern, was man nur leiſten kann, bis mich die Leute endlich aus Langeweile für den erſten Menſchen in der Welt halten. — Aber dergleichen Zeug, wie Eure ſogenannte Comödie, hätte ich doch auch meiner Seele nicht in jenem aufgeklärten Zeitalter geſchrieben. Hölle und Paradies! Und alles ſo umſtändlich, wie ich mir habe ſagen laſſen. Fi! ſchämt Euch, ein alter erwachſener Mann, und ſolche Kinderpoſſen in den Tag hineinzudichten.

Dante. Die Gottheit hat es mir alſo verliehn,
Vom milden Himmel wurde mir vergönnt,
Ein kühner Sänger mein prophetiſch Lied
Zur Glorie der katholiſchen Religion
In reineſter Begeiſterung zu ſprechen.

Neſtor. Nu, das iſt es ja eben, wovon wir reden. Die katholiſche Religion, das iſt mir, und uns übrigen vernünftigen Leuten gerade der Stein des Anſtoßes.

Dante. Was denkt's Gewürm bei dieſem Ausdruck denn?

Neſtor. Verflucht hitzig vor der Stirn! — Was man ſich dabei denken ſoll, weiß bei uns jedes Kind, daher es auch ein Sprichwort, ſogar bei den gemeinen Leuten geworden iſt, daß wenn man etwas recht Tolles, Unvernünftiges, oder auch Langweiliges hört, man zu ſagen pflegt: Ei, darüber könnte man katholiſch werden.

(Dante wendet ſich unwillig von ihm, und geht in den Hain zurück.)

Neſtor. Die Dichter ſind ein verfluchtes Volk. Nichts als Undank, wenn man ſich für ihre Werke intereſſirt!

Arioſt. Der Proteſtant proteſtirt ja gegen alles Gute und beſonders gegen die Poeſie.

Neſtor. Alle durch die Bank grob! Wer ſeid Ihr denn?

Arioſt. Ich nenne mich Ludovico Arioſt.

Neſtor. Aha! Mit Euch bin ich ſchon ein wenig mehr bekannt, ſeid auch amüſanter wie jener Brummbär, aber verteufelt unmanierlich. Menſch, Menſch, wie habe Ihr ſo manches beim Durchſeilen können ſtehen laſſen?

Arioſt. Ha ha ha!

Neſtor. Lacht nicht, lacht nicht, um Gotteswillen, wenn ich nicht gänzlich an Eurem Herzen verzweifeln ſoll. Aus Liebe zur Menſchheit, aus Liebe zur Tugend, hättet Ihr manche von den argen Poſſen durchaus nicht niederſchreiben ſollen.

Arioſt. Aus Liebe zu den Menſchen habe ich es gethan, aber was iſt die Menſchheit?

Neſtor. Die Menſchheit, — mich wunderts, daß Ihr davon nichts wißt, — ſeht, das iſt ſo die Welt en gros.

Jetzt steigt übrigens die Menschheit erstauntich, man hat sogar Erwerbschulen angelegt, man prügelt die Soldaten ein bischen weniger, man — nn, seht Ihr, das nennen wir so Menschheit.

Arioſt. Darüber ließe ſich vielleicht ein Luſtſpiel ſchreiben.

Reſtor. Es geſchieht ohne Euch genug, baza kommt Ihr zu ſpät, alles für die Menſchheit.

Arinſt. Und ſind ſie ſehr luſtig, dieſe Luſtſpiele?

Reſtoe. Wo denkt ihr denn hin? Nun ja, da ſieht man Euch das rohe Zeitalter recht an, rührend iſt's, zum Weinen, alles voller Prediger und Prinzen, und Böſewichter, und hoher edler Menſchen.

Guzzi. Dieſer wäre eine ziemlich gute Maske.

Arioſt. Lieſt man denn meine bunten Lieder noch?

Reſtoe. So wie's kömmt, manche halten gar viel von Euch, im Grunde aber hat man jetzt mit ſeiner Veredelung ſo viel zu thun, daß einem zum Spaß nicht viele Zeit übrigbleibt, mich etwa und andere dergleichen Dichterfreunde abgerechnet. Wir haben nun einmal die Schwachheit.

Arioſt. Närriſcher, es muß jetzt eine erbärmliche Zeit auf Erden ſein.

Reſtor. Wie Ihr's verſteht! Nein, mein Beſter, das zu beurtheilen iſt für Euch wohl zu hoch. Dergleichen Noth- und Hülfsbücher, dergleichen zarte vortreffliche Regenten, Taubſtummen-Inſtitute, Cabinetsordern, Leſebibliotheken, wohlthätige Journale, Pockennoth und Akazienbäume habt Ihr in Eurem Leben gewiß nicht vernommen.

Arioſt. Da raſeſt.

Reſtoe. Und ſchöne Weiblichkeit und zuckerſüße Häuslichkeit, und wahre Menſchenempfindung, und Wohlwollen und Mitleiden einer mit dem andern. —

Arioſt. Das ſcheint mir in der That nöthig.

Reſtor. Unentbehrlich! Ja, Ihr ſolltet nur jetzt leben. Man wäre im Stande, und verböte Euch zu exiſtiren, wo Ihr Euch nur blicken ließet.

Arinſt. O Schade, daß ich nicht zur Erde zurückkehren kann.

Reſtor. Uebrigens kann man jetzt Euer Gedicht noch aus andern Rückſichten entbehren, denn der große Deutſche Poet hat ſo ohngefähr das Beſte aus Eurer Manier genommen, und in ſeinem herrlichen Oberon trefflich verſchönert; dabei hat er auch den ſogenannten Stanzen eine ſchöne Originalität beigebracht, indem er ſie freier, unkünſtlicher, liebenswürdiger entſtanzt und umgeſtanzt hat.

Arioſt. So?

Reſtor. Fleißig hat man Euch nachgeahmt und verbeſſert. — Wie iſt denn Euer Name?

Petrarca. Ich heiße Petrarca.

Reſtor. Ich habe alſo die Ehre, ein ſehr verliebtes Gemüth kennen zu lernen. Ihr werdet auch zu Zeiten überſetzt, das heißt, ein oder zwei von Euren Sonetten, denn viel von dem Zeuge iſt über die Gebühr langweilig. Sagt mir nun, wie Ihr der Dinge nicht überdrüßig geworden ſeid?

Petrarca. Du biſt ein wunderlicher Kauz. Haſt du denn meine Sonette verſtanden?

Reſtoe. Ach, lieber Gott, was iſt da ſonderlich zu verſtehen, immer Liebe und immer wieder Liebe, dergleichen iſt für mich nicht. — Ich möchte faſt darauf wetten, daß Ihr der bekannte Taſſo ſeid.

Taſſo. Nicht anders

Reſtor. Ja, Ihr habt's auch gut gemeint, das kann man gar nicht läugnen. — Wer iſt der freundliche Mann dort?

Taſſo. Er iſt der Caſtilianiſche Poet Cervantes.

Reſtor. Je Poſſenreißer, Poſſenreißer, komm doch vor und ſei nicht ſo blöde, dich mag ich erſtaunlich gern leiden, denn du biſt ein luſtiger Geſelle.

Cervantes. Was willſt du von mir?

Reſtoe. Dein Ding, dein Don Quixote iſt zum Todtlachen, aber was ſollen die Ronellen deinn?

Cervantes. Auch Don Quixote hat das gefragt.

Reſtor. Nu, antworte drauf.

Cervantes. Was ſoll das ganze Buch?

Reſtor. Das ſag' Er nicht, mein Beſter, denn erſtens hat das Buch andre viel beſſere veranlaßt, zum Beiſpiel den Don Sylvio von Roſalva, alſo iſt das ſchon ein gewiſſer beträchtlicher Nutzen, und dann iſt es ja zum Todtlachen, es iſt keines antes uns, der das dumme Zeug nicht geleſen hätte, nein, ſei Er nur ruhig. Schade, daß Er nicht jetzt lebt, aus Ihm hätte was werden können.

Cervantes. Bin ich, der ich in meinem Leben ſchon ſo viel Schlimmes erfuhr, nach meinem Tode ſo tief heruntergeſunken, daß der Pöbel mich für ſeinen Geſellen und Bruder erkennt?

Reſtor. Sei Er nicht betrübt, von ganz reputirlichen Leuten wird er geleſen, und in den Ueberſetzungen läßt man ſeine Gedichte und dergleichen, was nicht zur Sache gehört, aus, da hat das Ding denn ein recht feines Anſehn.

Cervantes. Und die zarte Galatea kümmert keinen?

Reſtor. Je das ſind ja Jugendſchwächen, die vergiebt man Ihm, lieber Freund.

Cervantes. Das muß ich doch meinem Freunde Shakſpeare erzählen, wenn er wieder kommt.

Reſtor. Alſo der Teufelskerl iſt auch hier? Eine kurioſe Geſellſchaft! Es giebt doch auch nicht einen einzigen klaſſiſchen und korrekten Menſchen hier, an dem man ſein Gemüth auf eine verſtändige Weiſe erquicken konnte. Und das ſoll der Garten der Poeſie ſein! Der Schwärmerei der Phantaſterei, das will ich eher zugeben.

Göttin. Wen vermiſſeſt du?

Reſtor. Da hat doch nun, nur ein ſchlechtes Beiſpiel zu geben, die deutſche Nation ſchon längſt ihr goldenes Zeitalter der Poeſie gehabt, und ich ſuche unter dieſen Blumen und altfränkiſchen Dichtern vergebens einen Hagedorn, Gellert, Geßner, Kleiſt, Bodmer, — ich ſehe keinen einzigen Deutſchen.

Göttin. Die du nennſt, kennen wir nicht, aber dort ſteht der wackere Hans Sachs.

Hans Sachs. Kennſt du mein Faſtnachtsſpiel vom Doktor mit dem Narrenſchneiden?

Göttin. Ein blumenvoller Hain iſt zubereitet
Für jenen Künſtler, den die Nachwelt ehrt,
Mit deſſen Namen Deutſchlands Kunſt erwacht,
Der Euch noch viele edle Lieder ſingt,
Um Euch in's Herz den Glanz der Poeſie
Zu ſtrahlen, daß Ihr künftig ſie verſteht;
Der große Britte hofft ihn zu umarmen,
Cervantes ſehnt auch ihm ſich Tag wie Nacht
Und Dante dichtet einen kühnen Gruß,
Dann wandeln dieſe heiligen vier, die Meiſter
Der neuen Kunſt, vereint durch dies Gefilde.

Reſtor. Wer in aller Welt könnte denn das ſein?

Bürger (ihm leiſe in's Ohr). Goethe.

Reſtor. O geht mir doch mit dergleichen, ich ſelbſt habe erſt neulich Herrmann und Dorothea, der Genius der Zeit forderte das, ſo rezenſirt, daß man ja blind ſein müßte, wenn man den Verfaſſer noch länger für einen Dichter halten wollte.

Sophokles (tritt herein).

Sophokles. Was muß ich vom Dante hören? Ihr verſchmäht es nicht, dieſen Läſterer hier in dieſem reinen Aufenthalte zu dulden?

Reſtor. Wer iſt der gewaltige Herr?

Cervantes. Es iſt luſtig, Sophokles, ihn ſprechen zu hören.

Reſtor. Ach, iſt das der Grieche Sophokles? — Einen ſchönen guten Morgen, Ihr Gnaden.

Sophokles. Ich mag nichts mit ihm zu thun haben. Laßt einige Genien kommen, ihn fortführen, und ihn dann etwas Speiſe erquicken.

Reſtor (indem er fortgeführt wird). Ihro Gnaden ſind ja ein Grieche, ich habe ja einen großen Reſpekt vor Ihnen, — nur ſind, wie man ſagt, Ihre Ohre etwas ſchwer, — ſo übel wird einem Freunde der Dichtkunſt mitgeſpielt! —

Sophokles. Wie hatte ſich dieſer Barbar hier eingefangen?

Göttin. Er kam von selbst herein, war im höchsten Grade modern und gläubig.

Sophokles. Unrecht thatet Ihr, o weise Dichter, auf seine Reden Acht zu geben, soll ich anders meine Meinung sagen.

Ermanarich. Die Irdischen haben uns niemals begriffen, weshalb verwunderst du dich also? (Sie gehen ab.)

Die Blumen. Der Abend sinkt hernieder,
Die Nachtviolen wachen auf,
Und gießen in die Lüfte
Die süßen Düfte.
Wir singen leise Lieder,
Die Nachtviolen wachen auf,
Und strömen süße Düfte
Durch die Lüfte.

Der Herrn-Sabbath.

Novelle.

In Arras lebte, in den letzten Regierungsjahren Philipp des Guten, eine reiche schöne Witwe, die sich um liebsten, da sie mit ihrem Manne nicht glücklich gewesen war, Frau Catharina nennen hörte. Sie besaß ein großes Haus in der Stadt, in welchem sie viele Gesellschaft sah, so wie vor dem Thore einen anmuthigen Garten, wo in den Sommertagen ihre Freunde oft im kühlen Saale sich um sie versammelten.

Philipp, den seine Zeitgenossen den Guten nannten, war in seinem hohen Alter schwach geworden, und seine Günstlinge benutzten seine Launen und wechselnden Stimmungen, um sich zu bereichern und vieles durchzusetzen, worüber die Unterthanen mit Recht Klage führen konnten. Die Mächtigen, der hohe Adel, die Reichen handelten oft nach Leidenschaft und Willkühr, und jedermann war in dem wohlhabenden blühenden Lande mehr oder minder darauf angewiesen, sich selber Recht zu schaffen, und durch Kraft der Waffen Anhang oder Protectoren sich zu sichern, um nicht dreinträchtigt zu werden.

Der Herzog Philipp war mit seinem Sohne Carl gespannt. Beide hatten Ursache, sich über einander zu beklagen und Günstlinge und Schmeichler wendeten alle Künste an, um diese Verstimmung in Zwietracht und einen öffentlichen Bruch zu verwandeln.

So waren zwei Partheien im Lande, die sich entgegen arbeiteten. Die des Sohnes hatte sich verstärkt, seitdem der Dauphin von Frankreich, Ludwig, seinem alten, argwöhnischen Vater mißtrauend, sich als Flüchtling unter den Schutz des Herzogs Philipp des Guten nach Burgund begeben hatte. Der Sohn, Carl, Graf von Charolais glaubte, und wurde von seiner Umgebung in dieser Meinung bestärkt, daß der Dauphin seinen Einfluß benutze, um ihm seinen Vater Philipp ganz zu entfremden. Entfernen sich die Gemüther, die durch Bande des Bluts, durch Dankbarkeit und Wohlthat verbunden sind, erst von einander, so wird dem Bösgesinnten leicht, gerade diese unversöhnlich und auf immer von einander zu trennen.

Alle Stände litten, indem sich das Mißtrauen immer bestimmter aussprach, und sich die Partheien immer schärfer gegenüber stellten.

In einem so reichen Lande, wie es unter der Regierung Philipp des Guten alle Provinzen von Burgund waren, gab es freilich auch viele Menschen, die sich wenig um die Gefahren des Staates, oder um die zunehmende Macht Frankreichs kümmerten, und nur dafür hauptsächlich sorgten, wohlbehaglich ihr Einkommen zu verzehren, mit Verstand ihr Vermögen zu verwalten, und mit Heiterkeit das ungewisse Leben zu genießen, daß so Viele unter den Anstalten verlieren, indem sie es herausputzen und zu etwas Würdigerem erheben wollen. Der Kreis von Freunden und Bekannten, der sich bei der verständigen Frau Catharina versammelte, war in der Stadt Arras als ein solcher bekannt, in welchem man dem Kummer, der Furcht, den Grübeleien, oder fern und selbst nahe liegender Besorgniß keinen Raum gestattete. So wenig die kluge Frau ihren Umgang beschränkt hatte, so sehr sie gern Menschen um sich von allen Ständen sah, so zogen sich doch die finstern Gemüther, oder diejenigen, die nur dem Gewinne oder ihren Tagesgeschäften lebten, von selbst zurück, weil man wußte, daß nur von Dichtkunst, Malerei, Festen, Putz, oder lustigen Geschichten in diesem Hause die Rede war. Schien es also, daß die weltliche Freude eine zu ausschließende Rolle hier spielen dürfe, so verweigerten dennoch ernste Gemüther, und selbst angesehene Geistliche nicht, Theil an dieser Heiterkeit zu nehmen, denn ein langer Friede, durch die Weisheit des Regenten erzeugt und erhalten, hatte Lust, Ueppigkeit und Pracht befördert und der Herzog und sein Hof gaben das Beispiel und ermunterten zur Nachahmung, das arme Leben mit allem Glanz aufzuschmücken, dessen es fähig ist, obgleich Philipp fromm war und die Kirche und ihre Regenten hochachtete und verehrte.

Im Garten der Frau Catharina Denisel war an einem heitern Sommertage eine Gesellschaft versammelt, die sich an Liedern und Saitenspiel ergötzte. Beaufort, ein alter, angesehener Edelmann und Ritter war heut der vornehmste in der Versammlung, er war in der ganzen Stadt wegen seinen Sitten, seiner Freundlichkeit und Milde, so wie wegen seines großen Reichthumes geschätzt und geliebt. Er war mit seinem Sohne Friedrich zugegen, um von der artigen Frau, die er schon seit langer kannte, Urlaub zu nehmen, weil er sich in Geschäften auf einige Tage nach Gent begeben wollte. Friedrich war schwermüthig, denn er entfernte sich nur ungern, selbst auf kurze Zeit, von Arras, weil er, wenn er seinen Vater nicht gefürchtet, alle Stunden seines Lebens an der Seite der Frau Catharine zugebracht hätte, die ihn gern sah, oft aber verstimmt wurde, wenn er seine Leidenschaft zu deutlich zeigte, oder in die Gesellschaft trat, in welche er nicht geladen war.

Erfrischungen, Wein, Obst und Gewürz in Zucker wurden herum gegeben, als der alte Beaufort das Wort erhob und sagte: meine Freundin, diesen unmuthigen Saal, diese glänzenden, schön gewirkten Tapeten, und Euer liebliches, holdes Antlitz, dessen Lachen alle diese bunten Figuren gleich macht, werde ich nun auf eine oder zwei Wochen nicht sehen, denn ich habe Geschäfte in Gent mit dem großen Grafen von Etampes, dem Vetter unsers gnädigen Herzogs. Diese vornehmen Herren brauchen, eben weil sie zu Zeiten großmüthig und freigebig sind, immerdar Geld; und zuweilen nehmen sie es mit der Art, es zu erringen, nicht so gar genau und christlich. Da sollen wir wieder beisteuern, und der Vorwand dazu ist ziemlich nichtig. Die Stadt, die schon genug gethan hat, wird gedrückt, und so viel auch aufgebracht wird, so zerrinnt es doch unserm Herrn wieder unter den Fingern, weil er zu gütig ist.

Ein geistlicher Herr, der etwa vierzig Jahr alt sein mochte, wendete sein schönes volles Antlitz herum, sah mit klugen Augen den Ritter an, und sagte mit wohlklingender Stimme: Gewiß, Herr Ritter, hat Euer Stand, und der der Bürger, zu klagen Ursach; aber was sollen wir Geistlichen erst aussprechen! Wir, die wir so schwer vor einigen Jahren tartet mußten, als mit so großen Feierlichkeiten der Zug gegen Constantinopel beschlossen wurde, um den Türken wieder nach dort zu vertreiben! Alle die Summen, die wir und das Land hergaben, verschwinden, und es geschieht nichts, und kann und wird niemals etwas geschehen. Und doch wird immerdar wieder Nachschuß begehrt, und immer wieder reicht die Summe nicht aus. Wenn wir aber verarmen, wie soll es der Armuth ergehn, die wir ernähren müssen?

Herr Dechant, verehrter Herr Marck, antwortete der alte Ritter, Ihr findet in der Kirche immer neue Quellen, um den Verlust wieder zu ersetzen; sind aber unsre Güter verpfändet und mit Schulden belastet, dringt der Kaufmann auf plötzliche Rückzahlung, so sind wir ganz und auf immer verloren. Und doch können wir uns nicht so einschränken, wie es dem Geistlichen vergönnt ist, wie es ihm sogar zur edlen und heiligen Pflicht gemacht wird; kommt der Fürst oder dessen Sohn zu uns, gilt es einen Aufzug, ein Bankett, dem Grafen Etampes zu Ehren, oder den großen Herren, die fast allein das Land regieren; kommt gar der Dauphin von Frankreich einmal zu uns herüber, so müssen wir in Kleidern und Livreen glänzen, und dürfen nicht fragen, um wie viel unsre Schulden zunehmen, oder wie sehr dadurch unsre Nachkommen verarmen.

Wachst uns, sagte der Dechant lächelnd, das Getreide unsichtbar auch, wie Ihr behauptet, so wißt Ihr vom Adel dagegen Künste, es auf offner Straße, in der Stadt oder auf dem Felde, am lichten Tage mit scharfer Sichel zu schneiden. Noch vorgestern ist bei Douay, unter dem nichtigsten Vorwand eines alten Zankes, ein reicher Mann aus Seeland eingefangen worden; der übermüthige Ritter hat ihn gefänglich eingestreckt, und so lange gemißhandelt, bis er ihm zweitausend Goldstücke durch einen andern Kaufmann ausgeliefert hat.

Der alte Ritter stand auf und sagte mit zornigem Gesicht: Herr Dechant, Ihr seid ein wackrer Mann, aber mit der Zunge noch etwas zu jung. Ich konnte erwiedern, daß die Kirche, Pabst und Klerisei, mit Ablaß, Jubeljahr, und auf wie ander Weise noch, Gelder zwar nicht gewaltthätig erpressen, aber doch auch, wie manche Freigesinnte sagen, durch Mißbräuche und falsche Deutung an sich bringen. Ich bin keiner dieser Freigesinnten, und will gegen die Kirche, die ich fromm verehre, nichts einwenden und vermuthen, weil es

unerlaubt iſt. Jener gewaltthätige Räuber, von dem Ihr eben ſprachet, iſt mir weitläufig befreundet, aber weder ich noch andre echte und wahre Ritter werden ſein Mißthun billigen oder rechtfertigen. Ich bin jetzt, unter den Augen meiner Mitbürger, ſiebenzig Jahr alt geworden, aber ich fordere Euch, oder wer es ſei, ſelbſt meine bitterſten Feinde, auf, mir das Kleinſte zu beweiſen, worin ich von dem Wege Rechtens abgewichen wäre. Jeder mag ſein Thun verantworten, vom Höchſten bis zum Niedrigſten. Unſer glorreichſter Fürſt, den die Welt bewundert, iſt zu alt und nachgiebig, um allenthalben, wo es nöthig wäre, das Schwert der Gerechtigkeit walten zu laſſen; auch erfährt er nicht alles, und ſo iſt Gewaltthat, Willkühr und Laune des Hochmuthes in unſerm Lande freilich nicht ſo bewacht und beſtraft, wie in Frankreich. Doch ich fühle mich rein, und darf es ausſprechen; und deshalb geſtehe ich Euch, daß mich Euer Wort beleidigt hat.

Der geiſtliche Herr erhob ſich, und reichte dem alten Ritter die Hand, indem er in einem freundlichen, faſt bittenden Tone ſagte: Nicht ſo war es gemeint, mein geehrter, wackerer Freund; ein Wort giebt das andere, bald im Ernſt, bald im Scherz; doch vergebt mir, wenn Ihr aus meiner Rede etwas anderes herausgehört habt, denn wahrlich, es war nicht meine Abſicht, Euch im mindeſten zu verletzen.

Wie kommen wir nur, ſagte die freundliche Frau Catharina, auf ſo ſonderbare, widerborſtige Geſpräche? Laßt die jungen Nichten der Frau Wacker wieder einmal das Lied ſingen, welches neulich unſer Freund Labitte gedichtet hat.

So geſchah es; die jungen Mädchen wurden von ihrer alten Baſe ermuntert, und Friedrich nahm die Laute, um ſie zu ihrem zärtlichen Geſange zu begleiten. Als ſie geendigt hatten, fragte der Dechant, von wem dieſe zärtlichen Verſe gedichtet ſeien, die ſich dem Ohr und Herzen ſo ſchmeichelnd einfügten.

Kennt Ihr das ſchöne Lied nicht? erwiederte Frau Catharina. Es iſt ja von unſerm vielbekannten Labitte, dem beliebten Dichter.

Iſt dieſer jetzt hier? fragte der alte Ritter.

Schon ſeit geraumer Zeit, erwiederte Friedrich; vor Jahren war er auch in unſerm Hauſe.

Ich kenne wohl, ſagte der Ritter, manche ſeiner älteren Gedichte; auch weiß ich, daß er ein guter Maler iſt.

Er iſt eine Zier, fuhr Catharina fort, unſerer Dichtergeſellſchaft; und eine unbegreifliche Munterkeit und Kraft hält ihn aufrecht, ſo alt er nun auch iſt. Wer ihn nicht kennt und ihn zum erſtenmale erblickt, hält ihn für einen einfältigen, faſt blödſinnigen Menſchen; auch hat er Stunden, in welchen er nur wenig Verſtand verräth. Doch plötzlich erfaßt ihn die Laune, oder eine Stimmung zur Poeſie, und er ſpricht und ſingt die wunderbarſten Sachen und Gedichte. Er iſt es manchmal allein, der lange Zeit hindurch unſre Geſellſchaft beluſtigt.

Ganz recht, fügte der Dechant hinzu, es iſt derſelbe alte Thor, den ſie oft den einfaltigen, den blödſinnigen oder dummen Abt nennen, weil man nicht weiß, ob er ſich albern ſtellt, oder es wirklich iſt. Ich habe nie begriffen, wie Menſchen noch als Greiſe den Luſtigmacher ſpielen mögen.

Ihr ſeid viel zu hart, ehrwürdiger Herr, ſagte Catharina ſehr freundlich; ſoll Alles auf eine und dieſelbe Art ſein? Ich verſichere Euch, der gute Alte macht ſich niemals verächtlich, ſo ſeltſam auch manchmal ſeine Reden ausfallen mögen. Sein Sinn iſt ernſt, ich habe ihn ſelbſt ſchwermüthig geſehen, und wenn ein ſolcher, der ohne Weib und Kind, ohne Bruder und Schweſter, nicht im Ueberfluß lebend, ſich über die dunkle Beſtimmung des Daſeins durch Scherz und Laune, Spaß und Witz, die manchmal an die Tollheit gränzen, zu tröſten ſucht, und andere erheitert und ergötzt, indem er ſeine Lebensgeiſter in der Geſellſchaft erhöht, ſo darf man ſolchen nicht mit jenen gemeinen Narren vergleichen, die das Edle verſchmähen und in den Staub treten. Er iſt ein guter, lieber alter Mann, einfältig wie ein Kind, leichtgläubig und harmlos. Deshalb wird ſein beſſerer Sinn auch oft von Liſtigen gemißbraucht, die ihn lächerlich machen. Wenn es geſchieht, und er einſieht, wie boshaft man mit ihm umgegangen iſt, ſo iſt er der Erſte, welcher Alles vergiebt. Iſt dieß nicht die chriſtliche Tugend!

Ohne Zweifel, antwortete der Dechant, doch wäre es noch chriſtlicher, wenn er zu allen dieſen Anſtößen keine Gelegenheit gäbe.

Friedrich nahm das Wort und ſagte: Nicht ſo, ehrwürdiger Herr; ſollen wir dem Scherz und Gelächter gar keine Stelle einräumen, ſo dürften wir jungen Geſellen nur lieber Mauldörde tragen, die die Lippen zu Ernſt und Ehrbarkeit feſt zuſammen ſchnüren. Man muß die Thorheit erleben, um ſpäter Unglück ertragen und Weisheit begreifen zu können. Glaubt Ihr nicht, daß in ſolchen Späßen, die oft zweideutig ausſehn und dem Tadel unterliegen dürfen, ſich nicht auch Liebe, Gefühl und eine Art Frömmigkeit zu Zeiten erziehn laſſen?

Verſchont mich mit dergleichen Fragen, ſagte der Dechant in übler Laune, denn da ich ſie nicht verſtehe, weiß ich keine Antwort darauf zu geben.

Der Vater ſah den Sohn mit einem ſtrengen Blick an, worauf Friedrich mit Laune und Freundlichkeit erwiederte: Ich will Niemand ärgern, ſondern jene Vorrede ſollte nur die Einleitung zu einer kleinen unbedeutenden Geſchichte abgeben. Unſer guter Labitte war ſchon im vorigen Jahre, als er noch draußen in Douay wohnte, eine Zeit lang hier bei uns. Wir ſuchten ihn auf, da wir ſchon längſt ſeine ſchönen Lieder geſungen hatten, und er gab ſich uns ſo freundlich hin, als wenn er der jüngſte und unerfahrenſte von uns Allen wäre. So verlor ſich bald die fromme Scheu vor dem Manne, der auch den Lobgeſang auf die Maria gedichtet hat, der bei uns zur Erbauung dient, wenn feierliche Umgänge gehalten werden, oder wenn man das große Erntefeſt feiert. Er nahm uns in ſeine Wohnung, und ließ uns anzeigen bleiben, wenn er an ſeinem Bilde malte, das, wenn es auch nicht die vorzüglichſten erreicht, doch anmuthig wurde und uns mit ſeinen klaren Farben ergötzte.

Der Mann hat einen weißen Pudel, den er ſchon ſeit manchem Jahre mit der größten Zärtlichkeit liebt. Dieſes Thier mit ſeinen langen Ohren und aufgelocktem Fell iſt zu Hauſe ſein beſtändiger Geſellſchafter. Er ſpielt mit ihm, er ſpricht zu ihm, erzählt ihm, als wenn der Hund ihn verſtehen könnte. Da wir zuweilen den halben Tag bei dem alten Maler zubrachten, ſo wurde der Hund, der ſchon geſellig war, auch bald mit uns allen vertraut und zutraulich. Er machte auch uns ſeine Künſte, die der Maler ihm gelehrt hatte, und freute ſich in Sprüngen, wenn er einem von der jungen Bande auf der Straße begegnete. Wir wunderten uns oft über die Leichtgläubigkeit unſeres Labitte, dem man, weil er ſich um weltliche Händel und Staatsſachen ſo gar nicht kümmerte, alles Mögliche einbilden konnte, wenn auch jedes Kind die Fabel begriffen hätte.

So geſchah es denn, daß wir ihm erzählten, ſein Hund ſei um vieles klüger, als er es ſelber wiſſe. Wir hatten des Pudels Geburtsſtunde von unſerm Freunde erfahren, und ſo hatte uns ein leichtfertiger Aſtrolog das Horoskop des Künſtlers geſtellt, aus welchem hervorging, daß ein Weſen, in dieſer Stunde, unter dieſen Aſpekten geboren, die auffallendſten Geiſtesfähigkeiten in ſich vereinige. Es ſchmeichelte dem Alten, daß das Thier, welches er liebte, außer ſeiner Treue noch ſo viele Vorzüge beſitze. Wir wußten, daß er an einem Morgen ſchnell zum Statthalter gerufen werden würde, um deſſen Bildniß zu malen; er war auf dem Spaziergange, und mußte auf einen Augenblick in ſein Haus gehen, um ſeinen beſſern Mantel umzulegen und ſeine Farben zu holen. Einer der Genoſſen, der in demſelben Hauſe wohnte, hatte auf unſern Wink den gelehrigen, freundlichen Pudel genommen, ihn aufrecht ſitzend in einem Seſſel feſtgebunden, und vor ihm eine Chronik, die auf einem Pulte lehnte, aufgeſchlagen. Wir ſchlichen uns in den Saal, um den Alten, wenn er eintreten würde, zu beobachten. Hinter einem großen Gemälde verſteckt, ſahen wir vor uns die poſſirliche Geſtalt des Hundes, der aufrecht ſitzend, die Pfoten auf den Tiſch geſtützt, in der koſtbaren pergamentnen Handſchrift zu leſen ſchien, indem ihm die lange rothe Zunge aus dem Maule hing, und er, von den Wandern gehemmt, keuchend Athem holte, wie einer, der tief von dem, was er lieſet, ergriffen iſt. Der Maler tritt haſtig ein, fährt zerſtreut und fahrig, nach ſeiner Weiſe, in die Kammer, kommt gleich in ſeinem neuen Mantel zurück, nimmt vom Tiſch die Pinſel, und ſieht plötzlich ſeinen weißen, zottigen Freund im Studium des Froiſſard begriffen. Die Miene des Erſtaunens, der aufgeriſſene Mund, die großen Augen, ſeine Stellung, alles dies iſt nicht zu beſchreiben. Er hört die mahnende Glocke ſchlagen, und ſtürzt in größter Eile wieder aus dem Hauſe. Der Hund wird gleich losgebunden, und wir zerſtreuten uns.

Am andern Tage ſind wir in der Weinſchenke heiter verſammelt, und der Alte kommt auch wohlgemuth zu uns. Man ſah ihm an, daß er ein Geheimniß auf dem Herzen habe, welches ihn drücke, und daß er den Muth und günſtigen Augenblick nicht finden könne, es uns mitzutheilen. Als ihn die Weinlaune mehr beherrſchte, ſagte er endlich: Freunde, junge Menſchen, wenn Ihr nur ein wenig ſolider dächtet, ſo könnte ich Euch wohl etwas erzählen, das ſchon der Beachtung würdig iſt. Aber Ihr ſeid zu leichtſinnig und zu ungläubig, Ihr werdet mir nicht glauben, und in Eurem Spott der Unerfahrenheit das abſtreiten wollen, was ich mit meinen eigenen Augen geſehen habe, und das wird mich dann verdrießen.

Wir ermunterten ihn, ſich uns edel und offen mitzutheilen. Die Rede kam auf den Pudel, und deſſen Lob wurde von neuem geſungen. So eröffnete er uns denn endlich, wie er geſtern unvermuthet die Entdeckung gemacht habe, daß das gute verſtändige Vieh ſeine beſten Eigenſchaften verberge und

verſchweige; er habe dieſen Tyras nehmlich überraſcht, der ſich deſſen nicht verſehen habe, wie er Geſchichte hinter ſeinem Rücken ſtudire und mit großem Eifer leſe, ſo von dem Gegenſtande hingeriſſen, daß er ihn ſelbſt, ſeinen Herrn, nicht einmal bemerkt habe. Wie er nach zwei Stunden zurückgekommen, ſei das Buch wieder an ſeinen Platz geſtellt geweſen, und der beſcheidne Student habe wieder, als ſei nichts vorgefallen, und als könne er kein Waſſer trüben, auf die gewöhnliche Hundeweiſe unter dem Bette gelegen. Mit ernſter Miene hörten wir zu, und erklärten dann, er erzähle uns in dieſer Sache nichts Neues, denn wir hätten dergleichen ſchon längſt gemerkt, wie der Hund ſeine Abweſenheit benutze, um ſich, ohne damit zu prahlen, im Stillen mehr auszubilden. Keiner hätte ihm etwas davon ſagen wollen, weil er ſchon ſo oft klage, daß man ihn necke; man ſei aber überzeugt, der Hund werde ſich auch nächſtens im Schreiben, vielleicht im Malen üben.

Der Alte war entzückt und rief aus: Wenn mein Tyras mich einmal durch ein gelungenes Bild von eigener Erfindung überraſcht, oder durch ein gutes Gedicht, ſo ſoll er bei mir Zeitlebens die beſten Tage haben. Welch ein Hund! Man kann ja von ihm nach das Unwahrſcheinliche, ja das Unmögliche erwarten, da er es ſchon ſo weit gebracht hat. — So ſehr ſich meine Spielgenoſſen über dieſe Albernheit des Alten freuten, ſo war mir dieſe ſeine mehr als kindliche Einfalt eine zu rührende Erſcheinung, als um es dulden zu können, daß er noch länger ein Spielball der übermüthigen Jugend ſein ſollte. Ich ging am folgenden Morgen zu ihm, und eröffnete ihm den ganzen Handel. Er war ſehr beſtürzt und traurig, nicht darüber, daß man ihn ſo arg geneckt hatte, ſondern daß ſeinem Hunde nun jene Fähigkeit abgehe, über welche er ſich ſchon ſo ſehr gefreut habe. Es iſt doch Jammerſchade, ſagte er dann, daß ſo alles Geſchaffene ſich in Schranken bewegen muß. Man findet doch auch ſo gar nichts, bei dem nicht das Hohe und Geiſtige mit dem Nichtigen, dem ganz Armſeligen verbunden iſt, ja in dieſem Dummen, Nichtsnutzigen nur wurzeln und aus ihm erwachſen kann. Unſre ſchönſten Gemälde ſtehn da auf Holz, die Farben ſind Saft aus Pflanzen, Pulver aus Erde und Metall. Staub, Näſſe, Licht, alles arbeitet daran, den Schimmer wieder zu töden. Der Dichter ſingt, und wird heiſer, er vertraut dem Pergament und dem Papier ſeine hellen Gedanken: ſie vergehen und verſchrumpfen, und haben nur für Wenige, in wenigen Augenblicken gelenchtet. Wie man ſich begeiſtert dünken mag, ſo fällt man doch, wie ſich der Zeiger der Uhr nur etwas weiter bewegt, in Müdigkeit, Hunger und Durſt zurück, und was eben noch das Feuer ins Auge trieb, iſt jetzt ein kalter, oder unverſtändlicher, oder ſelbſt widernatürlicher Gedanke. Der Hund verſteht mich nicht, und ich nicht den Hund. Von dem Geheimniß der Welt und der Schöpfung weiß ich nun gar nichts, und Ihr, junges Volk, verſteht nicht einmal, wie man die Farben reiben muß. Warum Roth roth, und Blau blau iſt, weiß kein Menſch; noch weniger, was das Roth iſt. Wir gehen eben ſo gut, wie Tyras, auf vier Beinen; er kann dienen und Schildwacht ſtehen, aber er muß doch wieder in die Quadratur ſeiner Füße und Beſtimmung zurück. Wir richten auch unſern Geiſt nach oben, und ſind beflügelt, ſchauen und glauben, und müſſen platt wieder zur Erde in den Staub niederfallen. — So räſonnirte er viel durch einander, nahm dann mein Taſchentuch und hieß mich gehen. Als ich auf der Straße in einem fernen Theil der Stadt war, rannte mir der weiße Pudel nach, ſprang an mich hinauf, zerrte mich am Kleide, und belferte und kläffte in ſeinen hohen Tönen, mit denen er Freundlichkeit ausdrückte. Ich merkte nun wohl, daß er mich zurück haben wollte, und ging auch mit ihm wieder nach der Wohnung ſeines Herrn. — Da ſeid Ihr wieder, rief mir der Maler lachend entgegen. Seht Ihr nun wohl, daß in ſeinem Fache der Hund mehr iſt als wir Alle? — Ich wies ihm nach einer halben Stunde nur Euer Tuch und winkte damit hinaus, er beſchnupperte es eifrig, ſprang Euch nach und hat Euch durch die Witterung bald aufgefunden. Macht das einmal auch, wenn ich Euch auch deutlich ſage, holt mir den Ferdinand, Poppa, den Melzer, oder wer es nur ſei. Trefft Ihr ſie nicht zu Hauſe, und erfahet dort nicht, wohin ſie gegangen ſind, ſo ſteht Ihr ganz dumm und völlig hülflos da; ja Euern beſten Freund oder Euer Liebchen könnt Ihr nicht aus der dringendſten Lebensgefahr retten, wenn Ihr es nicht mit vieren Worten erfahrt, wo und wie ſie anzutreffen ſind.

Der Dechant nahm nach dieſer Erzählung wieder das Wort und ſagte: Wenn dieſer konfuſe Menſch, wie es ſcheint, einigen Verſtand hat, ſo wäre es wohl ſeine Pflicht, mit dieſem ſeinen ganz augenſcheinlichen Blödſinn auszubeſſern, damit er zum Menſchen würde. Immer habe ich es geglaubt, und dieſe Schilderung beſtärkt mich wieder in meiner Meinung, daß die Dummheit im Menſchen meiſtentheils etwas Freiwilliges ſei, das man aber verwerfen und ſich den Verſtand anzeignen muß. Aber bequem iſt es ſich ſo gehn zu laſſen, allen Launen zu folgen, ihnen Trägheit, Spaß und Laune die Herrſchaft einzuräumen, und das göttliche Ebenbild in uns auszulöſchen.

Seid nicht ſo unbillig, ehrwürdiger Herr, ſagte die freundliche Frau Catharina. Die Gaben ſind verſchieden, die Geiſter mannigfaltig, und das iſt das Erfreulichſte der Schöpfung. Wir können uns nicht alle gleich und ähnlich ſein, ja wir ſollen es auch gewiß nicht. Dieſer faßt in der Schärfe des Geiſtes die Bedeutung der Dinge in ſeinem Verſtande auf, und weiß von allem Rechenſchaft zu geben. Heil ihm, denn er iſt wach im Erkennen, und wird weder vom Aberglauben beherrſcht werden, noch ſich den Täuſchungen der Phantaſie, oder den blinden Leidenſchaften ergeben. Ein ſolcher Prüfender iſt frei und Herrſcher im Gebiet der Sinne und des Denkens. Auch der Dichter, der Künſtler, der Maler muß jenem Schein, dem der Scharfſinnige entfliehen will, mehr Weſen, dem Schatten mehr Körper, und ſeinen Träumen mehr Wirklichkeit zugeſtehen, wenn ihm nicht in ſeinem Handwerk die Arme ermüdet und ungläubig am Leibe niederfallen ſollen. Und unſer alter, lieber Labitte nun gar. Er kommt mir vor, wie ein in Menſchengeſtalt verwirklichter Traum, der unter uns herſchreitet, um von den ſeltſamſten Gegenden, die wir niemals beſuchen, Kunde zu bringen. Der Glaube an Wunder iſt ihm der natürlichſte; ſeine Phantaſie umkleidet ihn wie ein Mantel und es giebt für ihn keine Unmöglichkeit. Kann er durch dieſe Traumfähigkeit etwas auffaſſen, ſo ſieht er weiter wie die meiſten Menſchen, und ſpricht tiefſinnig und prophetiſch; fall er auf dem Wege unſers gewöhnlichen Verſtandes etwas begreifen, ſo erſcheint er ganz unfähig und blöde. Sein Weſen, ſein Umgang, ſeine Laune, iſt deshalb ſo wunderſam, daß jeder, der ihn kennt und verſteht, ihn von Herzen lieb gewinnen muß; daß er aber auch allen, die ihn ſo, wie die übrigen Menſchen, nehmen und auffaſſen wollen, nur als unbehalfener und langweiliger, unwiſſender Geſellſchafter erſcheint. Er iſt wie ein Spielkamerad von Thieren und verklarten Geiſtern; das Irdiſche an ihm iſt wie Verkleidung bei einem Maskenanzug, und dahinter glänzt ein Elfe: Oberon, der König der Feen.

Genug und übergenug! rief der Dechant aus; der alte Thor muß ſich glücklich ſchätzen, daß er von ſo ſchönen Lippen ſo kräftig vertheidigt wird. Er hat Recht, Wunder und das Wunderbare zu glauben, denn dieſe Gunſt, die ihm ſelbſt widerfahrt, iſt ſeltſam und unbegreiflich genug.

Der Zorn des Dechanten ſtieg noch höher, als jetzt ein aufwartender Knabe die Ankunft des alten Mannes meldete. Man ſah dieſen auch alsbald, auf ſeinem Stab gelehnt, durch den Garten ſchreiten. Der Geiſtliche ſtand auf und nahm Abſchied von der Dame und der übrigen Geſellſchaft, und hörte nicht auf Catharinens Bitte, daß er noch verweilen möge. Als er dem Alten entgegging, der ihn freundlich und achtungsvoll begrüßte, dankte er kaum, was der Maler in ſeiner argloſen Weiſe nicht bemerkte.

Der junge Friedrich ging dem Alten entgegen und Catharina begrüßte ihn herzlich. Meine theuren, verehrten Freunde, ſagte der Alte mit erſchöpfter Stimme, erlaubt mir, daß ich mich niederſetze, denn ich bin ſehr ermüdet, und die Sachen, die ich draußen auf dem Markt habe hören müſſen und erläutern ſollen, haben mir alle Kraft geraubt.

Er ließ ſich im Gartenſaale lächelnd nieder, und ſagte nach einiger Zeit, indem ihn Alle neugierig betrachteten: In der Stadt tragen ſie ſich mit der Nachricht, daß nicht weit von Mecheln vor einigen Tagen in der Nacht ein großer Stein vom Himmel gefallen ſei, von einer Materie, die kein Menſch kennt, und jemals geſehen hat. Er hat ein tiefes Loch in den Erdboden, auf dem Acker eines guten Landmannes geſchlagen, und man grübelt, deutelt und prophezeit nun, was dieſer ſonderbare Fall zu bedeuten habe. Einige meinen, es ſage uns den Tod unſers guten alten Herzoges an, manche böſe Menſchen gehen noch weiter, und meinen, unſer Philipp würde ſterben, und unter ſeinem Sohne Karl, dem verwegenen Fürſten, das ganze Land zu Grunde gehen.

Am einfachſten, ſagte der alte Ritter, iſt anzunehmen, daß die ganze Sache erlogen ſei, wie es denn viele dergleichen kindiſche Mährchen giebt, an denen ſich das gemeine Volk ergötzt.

Nein! nein! rief der Maler, der Naturfreund Melchior, der ſa viele Steine ſammelt, hatte ſich gleich ein Stückchen von dieſer Materie ſenden laſſen, und zeigte es den Neugierigen vor.

Und wie ſahe es aus? fragte Beaufort.

Halb wie Glas, antwortete Labitte, wie ſo grobes, grünliches, trübes, dickes Glas in der Maſſe, halb wie Eiſenſchlacke, halb wie ganz unförmlich geſtaltet, halb wie ein Ding, das man ſchon ſonſt geſehen hat, und dann wieder wie

etwas, worauf sich Keiner besinnen kann. Es ist eben ein kurioses Ding, und verdient wohl eine genauere Betrachtung, denn ich dachte gleich darum, daß sich so was nicht malen ließe, und in einem Bilde eine schlechte Figur machen würde.

Der alte Ritter lachte über die Bescheidung und sagte: Sollte es vielleicht nicht wirklich eine Erzschlacke sein, die man aus einem Bergwerke gebracht hat?

Nein, sagte Laditte, denn dergleichen unnützes unterirdisches Ungeziefer hab' ich wohl oft schon auf meinen Reisen sonst gesehn. Der freundliche Denker und Philosoph, der Küster drüben an unsrer Cathedrale, der Dichter Wundrich, sagte: es sei offenbar ein Stück, welches vom Mond herunter gefallen sei. Er glaubte nehmlich, die Gestirne hätten eben so gut Krankheiten zu überstehen, wie die Menschen und Thiere, und unsre Erde sei noch nicht von solchen Fiebern, Entharren, Koliken, Gicht und Schwindsucht frei zu sprechen. Er habe seit langer nasern alten herkömmlichen Mond beobachtet, und nach seinem unparteiischen Urtheil aussagen müssen, daß er schon seit einigen Jahren an einer bedenklichen Blässe leide. Diese zeige sich um so auffallender, wenn er in der Fülle sein rundes Gesicht aufblase, und uns die runden Backen und seine aufgetriebenen Augen so recht vollständig hinhalte. Neulich, sagte Wundrich, als ich in einer Frühlingsnacht den Kunden beobachtete, erschrak ich fast über die Gesichter, die er plötzlich schnitt, denn es war nicht anders, als wollte er nun eben zu sprechen und zu heulen anfangen. Seht, Männer, fuhr der gelehrte Künstler fort, mag es nun sein, was es will, aber er hat sich etwas zu Gemüthe gezogen, er ist nicht mehr der Alte, jener rüstige, frische, unermüdete Nachtwanderer, mit dem kerngesunden, rothen, feurigen Antlitz, das dem dicken Dorfschulzen gleicht, wenn er Abends aus der Schenke kommt, sondern er pimpelt, diäffelt und wimmelt und wabbelt nur so nächtlich dahin, und so ist es natürlich, daß er abdröckelt, in Nerven- oder Altersschwäche hie und dort ein Stück von seinen Gliedern und Bestandtheilen abfallen läßt, die nun aus, seinen nächsten Erben und Nachbarn, zusterben. Drum eben, fuhr der Naturfreund fort, merken wir nichts davon, wenn andre Gestirne, Sirius, Orion, Bär, Löwe oder Morgenstern dergleichen Anwandlungen kriegen, weil sie aus zu entfernt ihr Wesen treiben. Ich selbst aber fürchte fast, wenn unser Küster recht haben sollte, daß es in so kurzem um den ganzen lieben Mond gethan sein möchte, und, wenn Alles so beschaffen ist, wie das, was er uns jetzt gesendet hat, so ist es nicht der Mühe werth, auf seinen Sterbefall und sein Vermächtniß Hoffnungen zu gründen, denn der Bauer meint, zu gar nichts sei der Abfall der Mondweit und diese Probezeichnung des jüngsten Tages zu gebrauchen, sondern es liege nur seinem Acker zur Last und verderbe ihn. Man will also das dumme Ding einer überreifen, ins Holz gewachsenen Schöpfung dort wegnehmen, und zum Angedenken der wunderbaern Begebenheit in der Kirche aufhängen. Frgt sich nur, ob der Mond, wenn die Umstände sich wieder einmal ändern, und er den Rausch ausgeschlafen hat, nicht diesen alten Knopf von seinem Alltags-Wamms, oder was es sein mag, wieder zurückfordert, um ihn sich von der Jungfrau am Himmel wieder an seine Stelle, wo er hingehört, nähen zu lassen.

Die Sache läßt sich bedenken, sagte der Ritter Beaufort: indessen hat das was für sich, was jener Mann von der Krankheit der Planeten vermuthet und fürchtet. Ein Neffe von mir hatte noch vor zwei Jahren zwei schöne und große Landgüter; er zeigte sich darum auch hier und in Brüssel, als ein Client des Grafen Etampes, in großem Glanz; und seht, diese Theile der Erde sind ihm so rein weggeschwunden, daß er jetzt Schulden halber im Gefängniß sitzt.

Seht Ihr wohl? antwortete der Maler; diese Schwindsucht ist also augenscheinlich und wird auch von andern Leuten bemerkt. Auf der andern Seite aber ist es, als wenn oft eine Wassersucht, ein Anschwellen und Aufquellen die arme Erde befällt und ängstigt. Die Familie Croy war immer schon mächtig und groß, aber wie sind ihre Ländereien seit Menschengedenken aufgequollen! Dasselbe kann der Graf Etampes, der nahe Verwandte unsers Herzoges, an seinen Grundstücken beobachten. Aber noch sonderbarer ist es mit dem jungen Köstein, den wir alle als einen Lumpen, Taugenichts und Habenichts gekannt haben; der junge blondlockige Bengel kam in die Dienste unsers Herzogs, erst Aufwärter, dann Page, dann Liebling; und wie er nur erst ein ganz kleines Gärtchen, mit einem bescheidenen Häuschen, von seinem zu gnädigen Herrn erhalten hatte, — o Wunder! — so war dieses Fleckchen unserer Burgundischen Erde gerade ein so fruchtbares, schwangeres, quellendes und treibendes, daß es in wenigen Jahren alle benachbarten Aecker, Gärten, Felder und Wälder ganz mit magnetischer Kraft an sich gezogen hat, so daß es fast lächerlich wird, wenn man die erste Grundlage, die kleine Matter aller dieser großen, ausgereckten Kinder, mit den Riesen-Armen und Beinen, betrachtet. Nun will man, und selbst unser Erbherr, der Carl von Charlerois, dies Wunder auf die Schwäche unsers alten Herzoges schieben, und es ist offenbar eine Schwäche unsers Erdballs, und der gute Philipp muß, selbst gegen seinen Willen, dieser Nachgiebigkeit des Bodens nachgeben, weil er mit aller seiner Macht dies Zusammenschießen der Landgüter doch nicht verhindern könnte.

Alter Freund, warnte der Ritter, sprecht Euch nicht in Euern eignen Schaden hinein; Alle, die Ihr da nennt, sind mächtig, und könnten Euch, wenn sie es vernehmen sollten, verletzen.

Nein, werther Freund, antwortete Katharina, statt des Malers; unser guter Fürst ist zu milde, um Tadel, auch wenn er ernst gemeint ist, so zu ahnden, wie wir es nur in Geschichtchen älterer Zeiten von Tyrannen lesen; nun so weniger zürnt er, der selber gerne scherzt, über Scherz, und seine Günstlinge, und selbst sein Sohn, dürften es nicht wagen, über dergleichen zu klagen, oder es mit Strafen verfolgen zu wollen. Das sind die freundlichen, ruhigen Tage, die wir dem Frieden und der hohen Gesinnung des Fürsten zu danken haben. Ist es nicht eben so mit der Geistlichkeit und ihren frühern Anmaßungen? Sie sind beschränkt, und selbst die Inquisition, die über die Gewissen und die Ketzerei wachen soll, ist kaum zu spüren, und darf nur die gröbsten Vergehen, Abfall von der Kirche, Gotteslegnung und dergleichen vor ihren Gerichtshof ziehen.

Der alte Beaufort warf der Redenden einen ernsten Blick zu, er schwieg eine Weile nachdenkend und sagte dann: Ihr mögt Recht haben, im Wesentlichen, und wir sollen unser Glück mit Dank erkennen. Doch ist mir eigentlich nur wohl, wenn ich mich aller dieser Gedanken entschlage. Vieles vergessen, noch mehr nicht sehen, über das, was man sieht, nicht zu viel denken, unterkriechen, wenn Sturm und Plagegeister kommen, lieber kleines Unrecht dulden, als sich im Bewußtsein der gerechten Sache zu männlich widersetzen — das ist, was ich immer befolgt, und wobei ich und mir ähnliche Männer uns wohl befunden haben. Sprechen wir lieber noch von jenem Mondstein.

Recht! sagte Laditte; die Politik und das Räsonniren über Staat und Fürst ist immer verdrießlich; wir wollen philosophiren. — Und so denke ich denn von jenem Stein eigentlich ganz anders als der gelehrte Küster. Nicht wahr, Ihr alle kennt das Sprichwort, womit alle Menschen so oft die zu weit getriebene Aengstlichkeit abweisen: wenn der Himmel einfälle! — Mancher sagt: dann werden die Lerchen wohlfeil; Andre: dann brauchen wir keine Schlafmützen mehr — und dergleichen unnütze Redensarten: — diese Begebenheit zeigt uns aber, daß wohl einmal unter gewissen Umständen der Himmel einfallen könne, und dieser große, ungerathene und unbrauchbare Stein ist eben ein Stück aus dem Himmel, und ein scharfes Auge würde droben auch wohl das Loch entdecken können, wo er eigentlich hingehört.

Nun, das wäre mehr als ein Wunder! rief Friedrich!

Junger Mensch, sagte der blasse Alte, der Ihr Euch gar zu gern verwundert, — es giebt gar kein Wunder; Alles, was geschieht, geschieht ganz natürlich, einfach, wenn auch nicht alltäglich, nach nothwendigen Gesetzen, wenn auch unsern dummen oder verwöhnten Sinnen nicht immer begreiflich. — Sollte die Luft nicht das älteste Element sein? In der Schrift scheint es wenigstens vor dem Licht das Majorat zu haben. Die Erde war im Anbeginn bloß hart, wüst, unbrauchbar, nichtnutz wie jener Mondstein, nur im Großen; Licht war nicht, die Luft, die zarte, bewegliche, sich dehnende, ziehende, belebende und tiefathmende, hatte wohl auch damals, vor dem Anfange der Zeiten, den starren Klumpen, im Schreck über die werdende Schöpfung ausgestoßen. Die Wasser bewegten sich, die immer eins und dasselbe Gemüth mit der Luft sind, nur im andern Kleide. Mit dem neuen Spielgenossen, Licht, fing nun erst recht das sonderbare Handthieren an. Da wurde dem starren Erdklumpen so zugeredet, geliebkost, er ward gedruckt, gewiegt, geschüttelt, verkehrt und bekehrt, daß er es sich denn gefallen ließ, aus seinem starren Wesen nachgiebig und durch all das wunderliche Wesen gerührt, die Gartenerde in sich zu zerbröckeln, und so den Bäumen, Gräsern, Halmen und Blumen den mütterlichen Boden anzuweisen. Aber die alten Träume und Tücken kamen wieder; aus den Launen brachen von unten aus der Tiefe die Gebirge hervor, und strebten und wuchsen hinauf, um Wald und Wiese zu beschämen und zu verdrängen; aber die Liebe kletterte nach, und hing ihre grünen Kränze fast bis in die gerunzelte, weiße, nordbrießliche Stirn der Alpen hinein; zurückgeschreckt blieb das Grün in scheuer Entfernung, aber die heitere Luft gab den ernsten, blendenden Schnee, und die munteren, kindischen Quellen, die beredsamen Bache, die muthigen Ströme tanzten doch oben um den Alten her, der keinen Spaß verstehen und

von keiner Liebe was hören wollte. Wer steht uns denn dafür, daß nicht damals auch die Luft, in welcher sich alles gebärt, auch Steine, Berge, Gebirge niedergeworfen hat, um jenen haaren Launen und scharfen Einfällen der Erde entgegen zu kommen? Die Luft zieht das Wasser, das als Regen niederfällt; alles Wasser kann Dunst, Wolke, Luft werden; alle Nebel, Wolkenmassen, und auch die klarste, blauste Luft, kann, angesteckt, angerührt, durch die Umstände persuadirt zu Wasser werden. Warum denn nicht zu Stein? Nun, hinauf muß es rieseln, herunter muß es grieseln; fügen muß sich's, und dann ist es wenigstens eben so natürlich und begreiflich, als daß die Pflanze in der Erde aus dem versenkten Keime wächst. Ja, es kann geschehen, wenn sich der Himmel so verhärtet, daß einmal eine thurmhohe Kruste herunterfällt, und Städte, Wälder, ja ganze Länder zudeckt. Weil die uralten Ungezogenheiten und groben Späße der Elemente und ihrer Geister aufgehört haben, weil das Volk wahlerzogen scheint, muß es darum immer so bleiben? Vielleicht schlummern sie, vielleicht sind sie bei der Mama in der Putzstube in seiner, artiger Gesellschaft, und schneuzen höchstens einmal mit einem kleinen Trompetenton die Nase. Aber sie können wohl wieder einmal ins Bengelhafte gerathen, und nicht daraus achten, ob sie die neuen Manchetten und Halskrausen zerreißen. Die uralten Geister, die auf Pension sitzen, fabeln gewiß, unsre sanfte, geeegelte Welt sei der Untergang der Welt, und die Erde nichts besseres als ein Käse, den Millionen Würmer und Maden durchfressen und zermürbt haben. Geht für uns die Welt unter, so munkeln sie wohl, nun finge die wahre Schöpfung erst wieder an, und die alte Ordnung würde wieder hergestellt. Essen wir, trinken wir, so lange etwas da ist und wir noch Zähne haben, von denen mir die meisten fehlen; respektiern wir die Luft, wie ich gesagt habe, und bedenken, daß, wenn es nach meinem Glauben Luftgebirge giebt, die Menschen nicht völlig zu nennchten sind, die auf Luftschlösser rechnen und sie zu bauen suchen. — Alles jedoch sei mit Vergunst meines großen Meisters gesagt und seiner höhern Einsicht unterworfen. —

Friedrich lachte laut; doch dessen Vater blieb ernsthaft und sagte dann: Meister Lubitt, alles, was man von Euch erzählt, so wie das, was ich jetzt von Euch gehört habe, ist höchst sonderbar. Es scheint, daß Ihr das Meiste in der Welt aus einem andern Gesichtspunkt betrachtet, als die übrigen Menschen.

Geehrter Herr, erwiederte Lubitt, indem sich sein bleiches Antlitz zu einem übertriebenen Lächeln verzog, das ist meine Art so; wie ich mich etwas krumm halten muß, von Alter und Schwäche, wie ich übertrieben mager bin, wie mein Bart nur dünn und mein weniges Haupthaar fast ganz ausgefallen ist, wie ich eine beinahe zu lange Nase habe, und meine Lippen beim Sprechen und Schweigen in ihrer Blässe immerdar zittern, so ist es auch mit meinem Geist, meiner Sprache und meiner Art mich auszudrücken, beschaffen. Glaubt mir nur, die menschlichen Gedanken sind wie das Wetter. Oft ist es recht blau und hell in mir, aber wenn ich eben an etwas anderes als an die Gedanken denke, so weiß ich es selber nicht, daß ich nachdenkliche Sachen und weise Sentenzen von mir gebe; erzählen mir nach einigen Tagen meine jungen Freunde davon, so erdaue ich mich selbst an meinen Aussprüchen und lerne viel aus ihnen. Dann kommen dichte Wolken und Hagelschauer und verfinstern meine Seele. Dennen Lachen und gähren dann wieder zukünftige Gedanken, und wenn ich gerade bei Laune bin, sehe ich selber diesem tollen Wesen zu. Ach! Sonnenschein! Freunde! das ist etwas Großes! Wer hat ihn immer? Und könnte ihn immer brauchen, wenn es uns auch vergönnt wäre?

Ja, dann, in diesen herrlichen Momenten, bin ich wirklich sehr gescheidt, und nicht nur klüger wie die andern Menschen, sondern ich übertreffe mich sogar selbst. Ich habe es oft gesagt, ich hätte es zu etwas Außerordentlichem gebracht, auch in meiner Kunst, wenn es nicht Ein Ding mir unmöglich gemacht hätte, und zwar etwas recht Erbärmliches, was die Menschen eine Kleinigkeit nennen, und die es doch wahrlich nicht ist. Aber blind und verworren bleiben sie freilich immer in ihren Bestrebungen.

Und das ist? fragte lächelnd Catharina. Schade ist es doch immer, daß Ihr nicht so vortrefflich geworden seid, wie es Euch, Euren Aussagen gemäß, so nahe lag.

Spottet nur! rief der Alte, Ihr bleibt doch mein Liebchen, und die holdseligste Creatur, die ich jemals gekannt habe. Um Euch aber die Sache deutlich zu machen, muß ich Euch erzählen, daß ich, wenn mich die Thoren auch oft ketzerisch nennen, eine viel zu große Ehrfurcht vor dem Schöpfer, und eine so innige, liebevolle Andetung seiner Herrlichkeit habe, daß ich dem Gesellen, der ihm gegenüber arbeitet, nicht die Macht und ungeheure Wirkung und Furchtbarkeit zutrauen kann, die ihm die unwissende Menge, aus abergläubischer Angst vor ihrer eigenen Thorheit, zuschreiben will. Durch kleine Erbärmlichkeiten macht sich dieser Geist Luft, und hindert freilich auch durch diese das Große und Edle. Wenn ich recht mit meinem Geiste einverstanden bin und ihm zuhöre, in der Sabbathstille meines ausgeklärten Gemüthes immer schönere und feinere Gedanken und Bilder aufsteigen, wenn ich dann mein Sein und Fühlen ausstrecke, weitre, immer weitre, und ich schaue und weiß, jetzt ist das Rechte und Beste unterwegs, und wird gleich in die aufgeräumte Putzstube meiner Seele anlangen — brtsch! ist alles weg, denn ich muß niesen; wenigstens einmal, oft auch in drei Repititionen. Der Moment nimmt mir das Bewußtsein, ich bin auf einen Augenblick nicht mehr als ein Pfahl oder Stock, — und, wie nüchtern, aem, düster, jammervoll ist es nachher in meinem Innern; Alles, was glänzte, liegt wie altes, widerwärtiges Getrödel in einer Polterkammer durcheinander, mit Staub und Spinnenweben überzogen, so daß ich keinen der Fetzen, die eben noch Gedanken und Entzückungen waren, aus dem Gerümpel hervorlangen mag, um mir nicht die Hände meines kümmerlichen Bewußtseins zu beschmutzen. Denn meine Dummheit ist wenigstens noch besser als das Denken und Anschauen, was ich jetzt treiben könnte. So ist es mir auch immer beim Malen ergangen. Ich habe mir mehr wie einmal eingebildet, wenn ich vor meiner Tafel saß, ich könnte die Werke meines Freundes Johann, des von Eyck, erreichen; ich war selig in der Arbeit, die Farben wurden immer glänzender, die Mienen immer heller und menschlicher, — nun kommt mir eins jenes verdammte Niesen, aus ist Alles, todt; wenn ich die Augen wieder brauchen kann, stehn Fratzen und schmierige Oelflecke auf dem Holze, und alle Anmuth ist in dieses hineingeschlagen; ich sehe im Pinsel, den ich noch eben in Freude fliegen ließ, nur einen Theil des unsaubern Schweines, von dem er genommen ist. Das hat immerdar mein Leben verkümmert. So weiß ich nun schon, streckt einmal der Geist sich in mir so aus, daß ich nahe daran bin, die Bande zu zerreißen, so werde ich augenblicklich niesen, — und oft, wenn ich zerstreut bin und an gar nichts denke, so weiß ich am Niesen, wenn es mich befällt, daß so eben in meinem Innern des Festkuchen gebacken wurde, um dem verlornen Sohn in Procession entgegen zu gehen. Nun fällt Kuchen und Kalb, Sohn und Vater, Sünder und Gerechter zugleich in den Brunnen. Man kann wohl auch fragen, ob es nicht selbst so feine, geistige Wahrnehmungen giebt, die ohne weiteres, wie ein zu scharfes Licht, auf die Nase wirken, und sie zum innerlichen Krampfe zwingen. Es kommt aber auf dasselbe hinaus, ob ich es physisch, ob geistig betrachte. Diese Gedanken sind mir einmal nicht gegönnt; statt im Gehirne eine höhere Stelle zu suchen, nennen sie abwärts und erloschen in jenem Kitzel, der in einem Ton ausbricht, welcher aller Musik sich durchaus feindlich entgegen stellt. — Daß der Fliegengott, Beelzebub, dem Denker und Andächtigen oft eine Fliege sendet, um ihn zu stören und zu empören, das haben selbst fromme Theologen eingesehen und ausgesagt.

Gnter, lieber Schwätzer, sagte der alte Ritter, indem er ihm die Hand gab, gehe es Euch recht wohl in den letzten Jahren Eures Lebens, und möge diese krause Laune Euch nie verlassen. Was Euer Junge bei diesen Erzählungen allein verschuldet, wie viel uns Eurem Herzen kommt, das möchte schwer zu unterscheiden sein.

Er beurlaubte sich von der Wirthin und der übrigen Gesellschaft. Er versteht Dich nicht, sagte Friedrich, der gute Vater. Er meint, alles Denken müsse immer gerade aus gehen. Er ist auch kein Freund der Dichtkunst. Deine Gedichte kennt er gar nicht.

Ja, ja, sagte der Maler, die Menschen sind seltsam. Immer nur gerade aus denken! Nicht singen mögen! Meine Gedichte nicht kennen! Wir haben Schlund, Hals, Gaumen, Lippen, Zähne. Es zeigt sich deutlich der Gebrauch von allem, ob der Erste, Notwendigste der Beste, wer kann es sagen? Wir sollen schlingen, kauen, essen, und außerdem vernünftig mit allem diesem Handwerkzeuge sprechen. Gut, wir thun es auch Alle. Aber, wenn nun Gaum und Zunge den liebevoll geistigen Wein auf die feine wundersüchtige Prüfierwage legt! Und züngelt, schleckert, tippelt, und der Schlund auch zur Zunge wird! Wenn das schon mit bei der Schöpfung ausbedungen ist, wie ich doch glaube, worum soll Kauen des Brodtes und Schlucken des Wassers oder Bieres rechtgläubiger sein! Die Lippen schon prüfen den Wein, die Nase riecht seine Geister ahndend, und Gefühl, stummes, ist mehr als Auge und Ohr. Statt zu sprechen, singt man gar das Maul. Es soll nichts Vernünftiges, Nutzbares oder Erdauliches, sondern eben nur Gesang werden, der eben so hoch über das nüchterne Reden steht, wie der heitere Rausch über die Sättigung des Durstes. Und wer unter den Sterblichen hat denn den unnützen, widersinnigen, ganz vernunftwidrigen Kuß erfunden? Da treten die Lippen nun vollends aus Neid und

Glied, und das Auge glänzt vor Freude, daß ein Druck mehr ist als Vernunft, Licht, Gesang, Poesie und Philosophie; daß nur durch das Maul das Maulen auf die süßeste Art in sprachlose Freude übergehen kann. Ja, Menschenkinder, es ist Euch viel vergönnt, daß das Lippenwesen so fein über den Zähnen aufgeliedelt ist. Und dann noch das Lächeln als Zugabe. — Seht! seht nur Frau Catharinen an, und die jungen Mädchenkinder dort! Möchte man nicht die ganze Seele zwischen die Mündchen und die Lippenröthe legen, daß sie dort in Liebe gewiegt würde, und als der holdseligste Gedanke aufblühen könnte?

Er stand auf und küßte nach der Reihe Catharinen, die Mädchen und die alten Frauen. Friedrich sah seinem Beginnen so eifrig zu, als wenn er den Wunsch und die Absicht habe, seine Freiheit nachzuahmen; doch ein strenger Blick Catharinens nahm ihm den Muth.

Die Gesellschaft wendete sich wieder zum Gesange und zur Musik. — Nicht wahr, sagte Laditt nach einiger Zeit; Ihr seht doch auch alle die kleinen Geister von allen Farben, roth, weiß, gelb, blau und scheckig, die in der Luft auf den Tönen, wie auf ausgespannten Seilen, tanzen und springen? Und da oben sitzen andere mit ehrbaren Gesichtern und in weiten Gewändern, und nicken gar ernsthaft und schlagen den Takt, um das tolle Unwesen in Ordnung zu halten. So ist es immer. Der Unsinn hat nichts zu bedeuten, und ist weder toll noch erfreulich, wenn nicht Sinn und Vernunft die Aufsicht über ihn führen, und seine Raserein bedeutsam machen. So herrscht auch in diesem Wirrwarr der Takt, die Töne schwingen in Melodie um: und kein Schmidt, kein Schiffbaumeister kann seine Absicht fördern, wenn nicht eben so Takt und Puls das Werk bewachen. Nur der sogenannte Teufel kennt weder Maaß, Takt, noch Melodie; er hat das Maul blos zum Sprechen, darum ist er so unglücklich, und kann, wie er sich auch anstellt, so wenig ausrichten.

Ihr sprecht so vertraut von ihm, sagte Friedrich, als wenn Ihr ihn persönlich kenntet.

Kenne ich den miserablen Knirps denn nicht etwa persönlich? rief der Alte im halben Rausche; so viel, wie man ein solches klägliches Unwesen, das keine Person hat, kann persönlich kennen lernen. Da draußen im Walde hält der Armselige manchmal seinen Sabbath, und da bin ich neulich hinaus gelaufen, um ihm meine Aufwartung zu machen und ihm meine ganze Verachtung und Geringschätzung zu zeigen. Er saß auf drei alalten Kröten, daß sollte seinen Thron vorstellen, auf dem Kopfe hockte als Krone eine Fledermaus, sein Mantel bestand aus Spinnweben, und eine Scheere eines großen Hummers sollte das Scepter bedeuten. Blähte sich das dumme Vieh nicht, als wenn er Monarch des Erdbodens wäre! Frösche, Unken, Molche, Spinarn, manches Geziefer kniete und kroch vor seinem Throne. Auf Besenstielen, in Backtrögen ritten und fuhren ein Dutzend alte, runzlichte Weiber, um ihn zu verehren, herbei, die Luft verfinsterte sich, indem sie kamen. Die Abgeschmackten konnten die Herrlichkeit der Natur und Schöpfung nicht mehr sehen und fühlen; sie hatten die heilige Anbetung, das süße Grauen vor dem Vater und Schopfer der Welt auf immer verloren, sie empfanden nichts beim Kirchengesang, beim Ton der Nachtigall, bei Gedicht und Musik, und waren nur für das Abgeschmackte, Aberwitzige begeistert, weil der Mensch irgend etwas verehren muß; ihre Tollheit trug sie durch die Lüfte, um hier anzubeten, und dem Kläglichen ein Harem durch ihre Buhlschaft zu bilden. Der Kerl wurde dann auf seinen Kröten auch immer aufgeblasener, und lächelte die Unholdinnen in seiner Manier recht freundlich an. Kleine buckliche Pygmäen von bösen Geistern schwirrten und tanzten in der Luft, ein Igel spielte auf der Trommel, eine Heuschrecke auf dem Hackebret, aber alles ohne Takt. Der Mond sah kläglich und mit schiefem, verhohnendem Gesicht auf das Gesindel, und ich stand in der Ferne unter einem Baum, um die ganze Hofhaltung aufzuzeichnen.

Ganz recht, sagte Friedrich, das ist das berüchtigte Gemälde, welches Ihr schon vor Jahren zu Stande gebracht habt, und das Euch von manchem Kunstfreunde viel bittern Tadel zuzog. Man meinte, der Gegenstand sei häßlich und aberwitzig zugleich, und man begriff nicht, wie derselbe Mann, der die Mutter des Herrn, die gebenedeite Jungfrau in einem Liede so schön besungen hat, diese Widerwärtigkeit mit so vielem Fleiße und dem Aufwande so vieler Zeit hatte ausführen können.

Der Alte lachte selbstgefällig und sagte: Macht man einmal etwas zu seiner eigenen Freude, so will es den Leuten, für die man sich oft geplagt hat, in der Regel nicht gefallen. Ich wollte dem dummen Teufel, oder dem Teufel der Dummheit, der mich oft stört, auch einmal eins versetzen.

Ihr wißt aber, fuhr Feirdrich fort, daß der herrliche Maler, Johannes, selbst Euer Bild sehr scharf damals getadelt hat, und gesagt, so etwas dürfe gar nicht dargestellt werden.

Ich weiß es! rief Laditt aus; ist denn das nun etwas andres, als das ganz einfache Nein? Wahrlich, ich sage Euch, es werden nicht viele Tage in's Land gehen, so werden wir einen Ueberfluß von diesen Bildern, von Hexen, Teufeln, Beschwörung und dergleichen haben, und meine Sache ist nur anstößig gewesen, weil sie die erste dieser Art war. — Jeder Erfinder ist der Märtyrer seiner Originalität. Viel schlechtere Sachen werden nach meinem Tode Aufsehen und Verwunderung erregen, und, wenn es geschieht, so wird kein Mensch dann mehr von dem armen Peter Laditt nur reden.

Es war spät geworden, und die Gesellschaft erhob sich. Ist es Euch nicht bange gewesen, sagte die kleine Sophie, als Ihr, mein theurer Herr Laditt, mit dem Satan so ganz allein im Walde waret?

Nein, sagte der Maler, denn ich muß Euch sagen, wen man recht von Herzen verachtet, den fürchtet man nicht. Und doch thut man vielleicht nicht wohl, denn oft, sehr oft ist das, was uns erbärmlich scheint, nur eine Maske des Fürchterlichen.

Alle begaben sich zur nahen Stadt, und nur Friedrich blieb zurück, obgleich es den Scheidenden auffiel, um mit der Dame Catharina ein sonderbares Gespräch zu führen. Sie sah es ungern, daß der Jüngling verweilte; indessen meinte sie, da er sich nicht rathen ließ, ihm jetzt im Vertrauen alles sagen zu können, was sie für nöthig hielt.

Wie also Friedrich vom Gartenthor wieder umkehrte, war sie fast erzurnt, denn sie sah, daß die Uebrigen dieses Betragen des Jünglings auffallend fanden. Indessen, da es nicht zu ändern war, nahm sie sich vor, ganz aufrichtig mit ihm zu sprechen, denn sie kannte seinen Sinn und auch den Gegenstand des Gespräches, zu welchem er sich wieder wenden würde.

Sie setzten sich im Gartensaal, indem sich der Himmel schon röthete. Alles verkündet die Nähe des Abends, sagte Catharina, und Ihr wollt nicht zu Eurem Vater kehren, der Euch sehnlich erwartet, und der auf mich zürnen wird, weil er meint, ich halte Euch zurück.

O nein! rief Friedrich aus, durch meine Klagen, durch meinen Verdruß ist er genug davon unterrichtet, wie Ihr es nicht seid, die mich aufmuntert, länger zu verweilen.

Aber, mein lieber junger Freund, sagte die verständige Frau mit heiterer, einschmeichelnder Rede, warum strebt Ihr denn nun schon seit Monaten, diese Eure Freundschaft, die ich so hoch achte, die zu meinem Lebensglück gehört, mir zu entreißen? Warum wollt Ihr mich überreden, es könne ein anderes Verhältniß zwischen uns statt finden, welches Ihr ein innigeres nennt?

Ja, rief Friedrich, ich muß noch Einmal Euer Ohr mit allen jenen Wünschen, Forderungen und Fragen bestürmen, die Ihr so weit von Euch werft! Jetzt ist es ein Jahr, schöne Frau, daß ich Euch kenne. Ohne Vorurtheil, ohne Leichtsinn bin ich in Euer Haus getreten; ich hörte nicht auf so manches Geschwatz, was der und jener, armselige Menschen, mir hatten mittheilen wollen. Ihr wißt, mein Sinn ist ernst, so thöricht ich wohl manchmal im Haufen meiner Jugendgefährten erscheinen mag; meine Wünsche sind lauter, mein Leben war einfach und rein, so vielfach Basen und Splitterrichter meine jugendliche Heiterkeit und den erlaubten Leichtsinn haben verlästern wollen. So erwachte mein Herz in Eurer Nähe zum ersten Mal, und was ich mir sagte, wie ich gegen dieses Gefühl kämpfte, das zur brennenden Leidenschaft wurde, so war Alles vergeblich; ja, jeder Einwurf, jedes Hinderniß entzündete und verstrickte mich nur mehr. Es ist keine Täuschung, keine Aufwallung unreifer Jugend, nein feste Ueberzeugung, daß Ihr, nur Ihr das Glück meines Lebens machen konnt. Wenn Ihr, Geliebte, nicht alle Liebe läugnet, so müssen Euch meine Worte, meine Bitten endlich gewinnen.

Catharina betrachtete ihn lange mit den großen braunen Augen, und sagte dann mit dem Ausdruck des Schmerzes: Mein geliebter Freund, es thut mir weh, daß Ihr noch immer beharrt. Glaubt mir, ich kenne Euch besser, als Ihr Euch selbst; die Welt, wie das Leben, sind mir vertrauter, da Ihr noch eben im Frühling des Jahres steht, und ich mich dem Herbst und Winter schon nähere. Ihr wißt es ja, mein Freund, daß ich mehr als zehn Jahre Euch voraus bin, Ihr seid kaum fünf und zwanzig und ich sechs und dreißig. Schon seit zwölf Jahren bin ich Wittwe, nachdem ich in einem bittern Ehestande die schrecklichsten Erfahrungen und Schmerzen gewonnen habe. Jetzt, das weiß ich, dünkt es Euch, als wenn in meinem Besitz Euer Leben erst anheben würde. Diese Täuschung des Gefühls und der Phantasie ist in der Natur so fest begründet, daß Euch Jeder als ein Lästerer erscheint, der Euch das Gegentheil darthun will. Aber mir werdet Ihr das Wort vergönnen, das ich in Eurer und meiner Sache sprechen darf. Durch den Besitz, durch einen kurzen Rausch des Genusses würde Eure Sehnsucht befriedigt, das Unbedingte und Uneingeschränkte Eurer Leidenschaft gemä-

ſigt und beſchloſſen, und das verirrte Gefühl aus der poetiſchen Täuſchung zur Wahrheit und Natur zurückkehren. Nicht daß Eure Neigung erloſche, daß Ihr Euren Entſchluß bereuetet, daß Euer Liebe ſich in Haß und Widerwillen verkehren könnte! Ihr ſeid zu edel, Ihr würdet mir Euer Unglück, Eure Enttäuſchung verſchweigen, durch Zärtlichkeit, Aufopferung und Wohlwollen mich und Euch hintergehen wollen. Aber unglücklich würdet Ihr ſein, und fühlen und ſehen, wie Ihr Eure Jugend an eine Einbildung, einen leidenſchaftlichen Eigenſinn verloren hättet. Die Natur verlangt es, daß in der innigſten Verbindung, auch wenn beide Liebende im Jugendrauſche träumen, jene quälende und beſeligende Unruhe und Sehnſucht erliſcht. Ich aber würde Eurer erwachten Phantaſie ſehr bald als eine ältere Schweſter, vielleicht nach einem Jahre als eine mütterliche Freundin gegenüber ſtehen. Die Reize, die ich noch etwa aus meinem Schickſale und meiner längſt entwichenen Jugend davon getragen habe, müſſen binnen Kurzem ſchwinden; ſoll ich erwarten, daß auch mein Alter reize, Schwäche, Bläſſe, Runzeln? Eine Krankheit kann in wenigen Wochen dieſen Nachſommer der Wangen und Augen zerſtören, — und für dieſen kurzen Beſitz einer Schönheit, die in Eurer Umarmung in Aſche und Staub zerfällt, wollt Ihr den Hohn Eurer Landsleute, den Zorn Eures Vaters, die Verachtung der Jungfrauen auf Euch laden? Wie manches ſchöne Auge zielt nach Euch, wie manches junge Herz wünſcht im Stillen, Euch zu gewinnen. Ernüchtert wäret Ihr nun an mich, vielleicht auf lange gekettet. Nicht loſen läßt ſich das Band, wie es leicht ſich anlegen läßt. hätte ich erſt das höchſte Elend meines kummervollen Lebens gewonnen. Ich müßte Euch im ſtillen Gram, in Reue ſchwinden ſehen; ich müßte mir den bittern Vorwurf machen, daß ich Euch nicht erin, nicht wahrhaft genug geliebt habe, indem ich ſo ſchwach habe ſein können, Eurem Ungeſtüm nachzugeben. Und wenn ich es nun erlebte, wie es doch ohne Zweifel geſchähe, daß Euer Sinn ſich einer edeln Jungfrau näherte, die Euer Gemüth zu würdigen wüßte, ſo ſtände ich als die Furie, als ein Geſpenſt zwiſchen Eurem Glück, und ich müßte mich verachten und meinen Tod ſo ſehnlich herbei wünſchen, daß Nadel, Schere und Meſſer in meinen Händen zu Strafe und Rache gegen mich werden könnten.

Friedrich ſtand auf und ſchritt durch den Saal. Sie ſah es wohl, wie er ihr die Thränen verbergen wollte, die ſich aus ſeinen heißen Augen drängten. Endlich, nachdem er lange, um ſich zu kühlen, in den Garten geblickt hatte, kam er zurück und ſagte: Mögt Ihr Recht haben, mag die Vernunft ſo ſprechen: aber iſt es gut, iſt es, möcht ich ſagen, fromm, ſo verſtändig zu wägen, und Herz und Leben ſo in die Dienſtbarkeit der ausſcheinenden Nothwendigkeit herabzuzwingen? Nicht alles, was unvermeidlich iſt, kann und ſoll darum vermieden werden. Das iſt kein Schickſal, daß wir uns der Natur und ihren Geſetzen fügen; ſondern daß wir unſerer Kraft vertrauend, auch in den Kampf gehn, um ſtärker als die Geſetze zu ſein, uns höher zu ſtellen, als dieſe Natur: nun beginnt das wahre Schickſal im Ringen, und wie wir Stand halten oder erliegen, kann erſt der Inhalt und die Aufgabe unſeres Lebens werden. Und was weiß denn die Liebe von Zeit, Tagen und Jahren? Der Held ſtürzt in den Feind, und der Augenblick des Sieges, indem der Feind mit allen Panieren flieht, genügt ihm übervoll, und er ſieht lächelnd das Blut aus ſeinen Todeswunden ſtrömen. Zu wie manchem Gedicht bewundern und beneiden wir den Liebenden, der endlich den Lohn ſeiner Schmerzen erhält, und beſeligt in der Geliebten Armen ruht; dieſer Moment iſt ſein Leben, ſeine Vergangenheit und Zukunft, wir preiſen ihn, wenn der Tod auch ſchon hinter dem Lager lauert, und beweinen in unſern Thränen nicht ihn, ſondern das Räthſel des Daſeins ſelbſt, das eben das Höchſte, das Einzige, Innigſte, Göttlichſte und Edelſte, das Unnennbare Glück, die Liebe freilich nur in unſerer Einbildung ruht, das alles dies kein Unterpfand in der Wirklichkeit aufzeigen kann, und daß das Unſterbliche nur am Staube gebunden erſcheinen kann. Damit, wenn Ihr dieſen Glauben nicht verleugnen könnt, ſind auch alle Euer Zweifel und Einwendungen abgewieſen.

Für Euch wohl, erwiederte ſie ſchmerzlich lächelnd, aber nicht für mich; immer bleibt die Frage übrig, daß da ſich einer von uns anſopfern ſoll, welcher es von beiden ſei; Ihr leugnet, daß Ihr es ſeid, ſo muß ich alſo die Geopferte ſein, und wie das Eure Liebe verlangen kann, begreife ich nicht.

Nein, rief Friedrich aus, Ihr ſollt eben ſo glücklich ſein, als ich mich fühlen werde! Das könnt Ihr, wie ich aus dieſen Reden ſchließen muß, auf keine Weiſe, und ich bin alſo elend.

Ich bin unglücklich, erwiederte ſie, wenn ich Eure Freundſchaft verliere.

O, Catharina, rief Friedrich jetzt in der höchſten Leidenſchaft: Freundſchaft! Was iſt ſie, was ſoll dies unverſtandne Wort? Wiſſen die Menſchen ſchon nicht, was ſie mit dem Ausdruck „Liebe" meinen, ſo denken ſie bei dem Laute „Freundſchaft" noch weniger. So tief kann ich mein Gefühl für Euch nicht hinunter ſtimmen, ſo kalt, gewogen, gleichgültig kann ich in Eurer Nähe nicht ſein; ich bin es nicht, wenn ich nur an Euch denke, wenn Euer Bild in mir aufſteigt. Iſt das Leben denn einmal wahnſinnig, warum wollen wir uns dem Taumel nicht hingeben? Iſt es der Tod, der in allem Leben wirkt, iſt es die Verzweiflung, die ſchon in der Freude ſchlummert, — fügen wir uns denn und ſein wir Sterbliche, da uns das Ewige, Bleibende nicht gegönnt iſt. Im Moment, im Rauſch, im Wollen erhaſchen wir es, und können dem Vergangenen doch nachrufen: du warſt es! du ſollſt es geweſen ſein!

Laßt uns abbrechen, ſagte Catharina, wohl giebt es Freundſchaft, die auch glücklich macht. Indem ich Euren Geiſt und Werth begreife und Ihr meinen Charakter verſteht, uns Lieder und Geſänge näher treten, die Behaglichkeit des Daſeins, die edle Rührung, und wir uns einer am andern erfreuen, und ſo alle Güter durch unſer Verſtändniß heller glänzen. Verſucht es ja mit mir, und Ihr ſollt zufrieden ſein.

Das iſt es ja, rief der Jüngling, was ich nur halb an Euch verſtehe und die Welt ganz mißdeutet. Ich muß es Euch ſagen, und Ihr wißt es ja wohl zum Theil, wie viel unwürdige Verläumdung man an Euern Namen knüpft, wie man Euch mißverſteht, wie man das Beſte Euch zum Schlimmen ausdeutet, Eure Liebe zur Kunſt Euch zum Verbrechen macht, und ſelbſt Eure Wohlthätigkeit verunglimpft, weil Ihr immer heiter ſcheint, und jeden Prunk der Religioſität, jedes Prahlen mit Frömmigkeit, alles, wodurch ſich die meiſten Menſchen Ehrfurcht verſchaffen, gefliſſentlich vermeidet.

Was ſoll ich thun? rief Catharina, nicht ohne einigen Unwillen aus; mich in ein Kloſter ſperren? Nur die Geſellſchaft langweiliger alter Weiber und mürriſcher Prieſter aufſuchen? Oder mein Leben in Bußübungen, ſogenannten guten Werken, als Mitglied einer frommen Schweſterſchaft zermarteln? Der Muſik, der Heiterkeit, dem Lachen und Scherz ſcheu aus dem Wege treten, als wenn Alles nur Bosheit, Laſter und Erzeugniß der Hölle ſei? Ich kann es nicht, und will es nicht, um das zu werden, was die Knechte tugendhaft nennen. Meine Ehe war Schmerz, das Schickſal erlöſte mich von meinem Tyrannen: ich habe alle Hoffnung meiner Jugend, alle jene goldenen Träume, die den Buſen der Jungfrau umgaukelten, mit eigenen Händen längſt begraben aber ich habe auch Trauer und Wehmuth überſtanden, Schmerz iſt mein Leben, hoffnungslos meine Zukunft und darum kann ich mit der Gegenwart ſcherzen, darum bin ich froh, weil ich mich ſelbſt nicht mehr verlieren kann, darum ſind mir Gedicht und Geſang ſo lieb und befreundet, Geſpräch und Gedanke, edle Menſchen, wie Ihr, und Bücher, weil ich kein Irdiſches, kein Bedürfniß an ſie knüpfe, keine Erwartung einer andern Erfüllung, die noch außerhalb dieſer zarten Freude liegt.

Gut alſo, ſagte Friedrich; iſt es nun nicht beſſer, klüger, edler, durch eine neue, glücklichere Ehe jenen Schwätzern unmittelbar die Zunge zu lähmen, um ſo, auch ohne den mindeſten Vorwurf, ohne den kleinſten Verdacht ſich dieſe Güter alle anzueignen. Und glaubt Ihr wirklich, daß nicht Zeiten kommen dürften, wo ein Beſchützer, ein Ehemann Euch unentbehrlich wäre? Wo es Euch ſpäterhin gereuen möchte, daß Ihr nicht irgend einen Gemahl, ſchon Eurer äußern Lage wegen, gewählt hättet? Beglückt Ihr mich durch Eure Hand, ſo iſt auch dies gewonnen, und mein höchſtes Glück zugleich mir obenein in den Kauf gegeben.

Ich verſtehe Euch nicht, ſagte Catharina; wir genießen eines glücklichen Friedens, unſer Fürſt beſchützt uns, wir Alle erfreuen uns ſeiner; woher ſoll Hader, Zwietracht oder Krieg uns kommen? Und ſelbſt, wenn auch —

Ihr habt wirklich nicht bemerkt, fuhr Friedrich eifernd fort, daß der Dechant, dieſer ehrgeizige, heftige Mann, mehr als Freundſchaft und Wohlwollen für Euch empfindet! Seid Ihr wirklich ſo arglos, und wohnt Euch nicht die Frauenfeinheit bei, dergleichen zu erſpähen und zu verſtehen? So iſt die Liebe, die Eiferſucht denn ſcharfſichtiger. Dieſer Dechant bewacht Eure Blicke, er erröthet, wenn Ihr ihm naht, er erblaßt, wenn Ihr vertraulich Euer Hand in die meinige legt. Iſt er zugegen, ſo könnt Ihr kein Wort ſprechen, keinen Scherz thun, keine Meinung äußern, keine Höflichkeit einem Gaſte erzeigen, die er nicht beobachtet, prüft, und Euch in ſeiner Seele grollt und hadert. Seine ſcharfen Blicke geizen, um die Eueigen aufzufangen; mit jedem Jüngling, der Eure Zimmer verläßt, wird ſein Buſen erleichtert; er ſeufzt, ohne es zu wiſſen, wenn ein Fremder eintritt, der jung und ſchön erſcheint. Wie wollt Ihr dieſer Leidenſchaft ausweichen? Wie viel Unheil kann ſie Euch bringen! — Liebt Ihr mich auch

nicht, ſo wie ich Euch, wollt nicht, könnt es vielleicht nicht, o Theuerſte meiner Seele, ſo nehmt mich doch als Wächter, Schutz; kümmert Euch nicht, wie glücklich ich bin, denn ich bin es gewiß, und kann dann auch die Gefahren abkämpfen, die Euch bedrohen.

Catharina lächelte und ſagte dann: O, Ihr wollt mich durch Schlauheit und Furcht in Euer Netz ziehen, Ihr Argliſtiger! Woher Gefahr? Die Zeit iſt ſo herangewachſen, daß die Geiſtlichkeit und ſelbſt Petri Stuhl, nur noch diejenigen ſchrecken, die ſich wollen ſchrecken laſſen. Unſre Obrigkeiten ſind eiferſüchtig auf ihre Rechte und Gewalt, und laſſen niemals Abt und Kloſter, ſelbſt nicht den Biſchof einſchreiten, wie es wohl ehemals geſchah. Spottet man nicht oft und zu viel über Prieſter, Kirche und Glaubensartikel? Jenen finſtern Zahren ſind wir auf immer entrückt, das dunkle Gewölbe des Aberglaubens und der Schrecken iſt verriegelt und auf ewig verſchloſſen. Die Welt iſt heiter geworden und wird ſich immer mehr enthellen, das wiſſen die Prieſter ſelbſt und verkündigen es.

Man geht oft eben ſo gern zurück, als man vorſchreitet, bemerkte Friedrich.

Das iſt, antwortete ſie, in Sachen des Landes, der Regierung, der Geſchichte unmöglich.

Und dieſer Dechant iſt unerträglich! rief der Jüngling; ſeht Euch nur mit ihm!

Er iſt ein frommer, edler Mann, erwiederte Catharina, der mir wohl will, und ferien, hellen Geiſtes iſt. Er kennt die Welt und Menſchen, aber ſein Gewiſſen und ſein Beruf wird ihm nie erlauben, den Leidenſchaften, die ihm Sünde ſind, Gehör zu geben. — Weil ich Euch ſo bekümmert ſehe, und weil Ihr mein Vertrauen verdient, ſo kommt morgen, zwei Stunden etwa vor Sonnenuntergang, zu mir; ich bin dann einſam, wir werden nicht geſtört, und ich will Euch einen Theil meiner Geſchichte erzählen. Dann, ſo kenne ich Euch, werdet Ihr mit ſelber zureden, meinem Entſchluß getreu zu bleiben.

Gekränkt, betrübt verließ ſie Friedrich, denn ſie hatte ihm ſelbſt, wenn auch freundlich lächelnd, einen Abſchiedskuß verweigert.

Am folgenden Tage, als Frau Catharina in ihrem Garten bei einer Arbeit ſaß, meldete ihr die Dienerin den Beſuch des Dechanten. Sie ging ihm entgegen, etwas verwundert, daß der geiſtliche Herr ſo früh ſchon zu ihr eintrete. Beide gingen in den Saal, der gegen den Garten offen war, und ſetzten ſich, die friſche Kühle des anmuthigen Morgens zu genießen. Einige Dienerinnen gingen ab und zu in Geſchäften des Hauſes, der Gärtner arbeitete in der Nähe, und der Wirthin war offenbar dieſe Störung erwünſcht, um dadurch den Anſchein zu vermeiden, als wolte ein Geheimniß zwiſchen ihr und dem Dechanten ob. Dieſer aber ſchien dieſe Störung des Geſpräches weniger gern zu ſehen, denn er war verlegen, und mehr wie einmal ſtockte die Unterhaltung, indem er Neuigkeiten erzählte, und vom Hofe in Brügge, vom Erben des Reiches, von Rom und manchen andern Gegenſtänden redete.

Am meiſten erging ſich ſein Witz über den Stellvertreter des Biſchofs. Derjenige, der den Stuhl von Arras beſaß, war auf einer Geſandtſchaft in Rom, und ſein Stellvertreter war ein Biſchof in partibus, der von Boruth, der nach den Schilderungen des geiſtreichen Dechanten einer der ſonderbarſten Menſchen war. Dieſer kleine, ſtets verdrießliche Mann ſtand in Arras beim Adel wie beim Bürgerſtande nur in geringer Achtung, weil er ohne Anſtand beim Gottesdienſte war, vernünftigen Rath nur ſelten anhörte, und den Gelehrten durch ſeine Unwiſſenheit manche Blöße gab.

Catharina war verwundert, daß der Dechant von ſeinem zeitigen Vorgeſetzten ſo ohne Rückhalt ſprechen konnte. Dieſer aber, als ſie ihm dies bemerkte, antwortete lachend: Schöne Frau, Euch darf ich es doch wohl nicht erſt ſagen, in welcher merkwürdigen Criſis ſich unſere Zeit befindet. Das alte Regiment der Geiſtlichkeit iſt zu Ende, und wenn ſie ſich nicht der Welt bequemen und nach ganz andern Grundſätzen handelt, ſo muß ihre Macht in allen Ländern zerbrechen. Die Bücher und Erzählungen des Boccaz, ſo wie ſo vieler andrer hellen Köpfe, haben allenthalben Eingang gefunden, ſogar der Bauer lacht über Bleies, vor dem er noch vor dreißig Jahren in ſcheuer Ehrfurcht kniete. Ein großes Elend für die Chriſtenheit mag es ſein, daß der Türke Conſtantinopel, wie wir es erlebt haben, eroberte; aber wie viel die Bücher und Wiſſenſchaften, die dadurch nach dem Abendlande mit flüchtigen Griechen herübergekommen ſind, wirken werden, läßt ſich gar nicht beſtimmen, da ſchon ſeit wenigen Jahren faſt Alles eine andre Geſtalt gewonnen hat. Und vorzüglich in unſern Ländern, die, ohne uns zu täuſchen, durch Friede, Wohlſtand und Handlung, in Kunſt und Wiſſenſchaft jetzt wohl höher, als alle andern, ſtehen. Wie geſagt, dieſe Macht der Clerisei iſt geſchwächt und gebrochen, wenn es gleich verderblich werden könnte, falls die Welt darnach ſtrebte, ſie ganz zu vernichten. Wir alſo ſind ohne Gefahr für die Welt, und derjenige unſeres Standes, der noch die verjährten Rechte gelten machen will, kann nur, wie dieſer klägliche Biſchof, lächerlich werden. Nicht ſo iſt es mit dem Adel. Er mißbraucht ſeine Stellung und Macht. Alle Thaten verderblicher Willkühr, alle Unterdrückung geht von ihm aus, und der Prinz wird genug zu thun finden, um, vielleicht mit Gefahr ſeines Lebens, alles böſe Unkraut auszujäten, welches ſo wild und üppig allenthalben empor geſchoſſen iſt, weil der alte Gärtner viel zu ſchwach wird, den Wuchs dieſes Giftes zu beſchränken. Ein Kampf gegen den Adel wird der Zukunft eben ſo nothwendig ſein, als er es jetzt gegen die Mißbräuche der Kirche war.

Und Ihr meint, ſagte Catharina, jene ſchreckliche Finſterniß, der wilde Aberglaube, die Verfolgung und Martern, wovon wir mit Grauſen leſen, wenn wir die alten Chroniken aufſchlagen, könnten niemals wiederkehren?

Gewiß nicht, ſagte der Dechant; alles, was Irrthum und Wahnſinn der Art hervorbringen konnte, iſt zu Ende, dieſe Krankheit des Gemüthes hat ſich erſchöpft. Der Krieg hat Gräul genug ausgeſäet, dieſe Wuth, die Engländer und Franzoſen damals an einander hetzte, und das letzte traurige Opfer des Aberglaubens und der Verfolgung, die arme Johanne von Arc, von der wir in unſerer frühen Jugend ſo viel haben reden hören, hat die Reihe jener Märtyrer geſchloſſen.

Wenn Ihr Recht habt, gelehrter Herr, antwortete die Frau, ſo haben wir auf jeden Fall viel gewonnen.

Gewiß, erwiederte der frohſinnige Geiſtliche, und darum iſt alles, was dieſer gute, liebe Biſchof, dieſer kümmerliche Athanas, thut und will, nur komiſch. Der lächerlichſte Zug ſeines Charakters iſt der, daß er ſich die feinſte und umgreifendſte Kenntniß der Menſchen zutraut. Er ſieht nur wenige Leute und ſtudiert gar nicht, ſo wenig weltliche wie geiſtliche Schriftſteller, und dennoch hat er eine ſo hohe Meinung von ſich, daß er ſich ſelbſt für gelehrter als alle Gelehrte hält. Das Unglück ſeines Lebens iſt es geweſen, daß er nur faſt zehn Jahren bei dem großen Indelfiſte in Rom zugegen war, und er damals die Stelle eines Pönitentiarius beim Pabſte hatte. Dies iſt dem ſchwächlichen Manne ſo zu Kopfe geſtiegen, daß er ſich ſeit dieſer Zeit wie ein wahrer Apoſtel vorkommt. Wie Ihr wißt, hat ſich damals eine unzählige Menſchenmaſſe aus ganz Europa in Rom zuſammengedrängt. Er fand eine Gelegenheit, die freilich wohl nicht wieder kommt, Spanier, Engländer, Deutſche, Franken, Ungarn, Polen und Nordländer aller Art und von allen Ständen zu ſehen. Sein Beruf machte es ihm zur Pflicht, da dieſer Menge auch die große Anzahl von Prieſtern in Rom nicht genügte, mit Vielen und den Verſchiedenſten in ein vertrautes Verhältniß zu kommen, und dieſe tauſend und tauſend Beichten und Bekanntſchaften und Erzählungen der Pilger haben ihm, wie ich die Sache begreife, ſeinen ſchwachen Geiſt gerabezu geſtört und verdreht, er iſt ein verrücktes Haupt, ein dummer Mann geworden, und da manche vom Pöbel ihn und ſeine Verkehrtheit verehrten, ſo ſpielt er den Begeiſterten und Prophetern.

Seid Ihr nicht vielleicht unbillig gegen den Mann, fragte die Frau mit Beſcheidenheit, der im Ruf der Frömmigkeit ſteht? Man ſagt, Ihr habt oft Streit mit ihm, und, wenn er Euch drückt, ſo iſt es begreiflich und vielleicht verzeihlich, daß Ihr ihn verkennt.

Ihr ſollt ſelbſt urtheilen, ſchöne Freundin, ſagte der Geiſtliche mit lachender Miene. In voriger Nacht ließ er mich eilig zu ſich rufen. Ungern kleidete ich mich an und ging hinüber. Er war in ſeinem Schlafgewande und ganz verſtört. Schreiend kam er mir entgegen und klagte, daß er gar nicht mehr ſchlafen könne, allnächtlich werde er von Geſpenſtern und böſen Geiſtern geſtört und beunruhigt. Er zeigte nach einem dunkeln Winkel der Stube und rief: Seht! Freund! da ſteht immer noch das große Vieh, und glotzt mich mit ſeinen grünen Augen an! Vertreibt ihn, beſchwört ihn, damit ich Ruhe gewinne.

Ich wußte nicht, ob ich lachen ſollte, ich fing aber an, nach ſeinem Wunſche zu beten und zu beſchwören. Eifriger! ſchrie der Wahnſinnige, der Kerl iſt abgehärtet, aus ſo einfachem ruhigem Gebete macht er ſich nichts, der will ſchon ſtärker angegriffen ſein. — Ehrwürdiger Herr, erwiederte ich, nicht ohne Verlegenheit, Ihr ſeid einſichtiger, frommer, älter, als ich, wenn Ihr ihn ſelber bannen wolltet, würde er Eurem ſtärkern Worte gewiß leichter, als dem meinigen ſchwachen, gehorchen. — Nicht unwahr, ſagte der Biſchof; und wenn ich ihn mit meinen Feueraugen ſo recht ſtarr anſchaue, ſeht, ſo zittert die ganze Creatur, wie der Nebel im Morgenwinde. Das Gethier hat aber, wie ich ſchon lange gemerkt, eine ſonderbare Sympathie zu mir, es kommt eben ſo oft

freiwillig, als es wieder ann einem mächtigern Geiste, nm mich zu turdiren und ze entsetzen, abgesendet ist; denn Ihr müßt wissen, daß der verdammten Bestie wohl in meiner Nähe ist, von meinee heiligen Weihe strömt auf ihe etwas über, nnd milbert anf Augendlicke seinen unseligen Zustand. Seht, darum wird er auch schwächee und ohnmachtiger durch Eure Gegenwart, denn er kann Euch and Euer etwas meltliches Wesen nicht ausstehen, weil seine Qual durch Euer Nahesein nerstärkt wird. Der ganze Kerl wird sich, so darbeißig er thut, gleich davon machen müssen, denn Gesellschaft, das sehe ich ihm an, kann er durchans nicht vertragen. — Nach einigen Gebeten wae denn auch wirklich, nach der Anssage des Bischofs, das Ungeheuer verschwnnden. Er dankte mir für meine Bemühung and fügte hiazu, es sei auch eine nicht zu nerachtende Gabe, daß ich sn schnrfe, grimmige und witzige Höllengeister, wie die, die ihn quälten, durch eine gewisse Mittelmäßigkeit meines Geistes, durch das Undedeutende, ja fast Langweilige, was mie annklebe, eerscheuchen könne; der Arbeiter im Weinberge müßten eben manche nnd voa verschiedenen Tugenden nnd Qualitäten sein. Ja, beschloß er, das habe ich schon demerkt, in Eurer Nähe hält kein Geist aus, weil Ihe das seid und vorstellt, was man geistlos nennt. Dankt dem gütigen Himmel füe diese Gabe nnd wuchert mit Eurem Pfunde.

Catharina lachte laut und sagte dann: Dem guten alten Herrn legt Ihr allerliebste Sachen in den Mund; weil Ihr Scherz liebt und versteht, macht Ihr den lächerlich, der nur ernsthaft sein kann und mag.

Nein, eies der Dechant, eben in seinem steinharten Ernste hat er mir buchstäblich so diese Worte gesagt. Glaubt mir, theuer Freundin, man bnucht bei manchen Menschen nichts zu erfinden, wean man non ihnen wieder erzählt, so fern stehn sie mit iheem Wesen der hergebrachten Möglichkeit. Nachhee führte er mich zu einem Sessel, und ich mußte ihm diesen entzaubern helfen. Er erzählte mir, daß, so oft er in diesem Sitze und meditire, steige jedesmal hinter seinem Rücken ein ungeheures, widerliches Fratzengesicht empor, und kucke ihm uber die Schultern in sein Buch; er sei oft erschrocken, und habe darüber den Faden seiner Gedanken verloren; manchmal aber hnde er lachen müssen, was noch schlimmer sei, denn im Gelächter erlösche alle Frömmigkeit, nnd das, was die Menschen Lachen nennten, sei eigentlich der bestimmteste Gotteslengnee. Seht, werthe Frae, so denkt, handelt und träumt dieser sonderbare Mann, den wir wohl zu den wahnsinnigen rechnen müssen. — Doch, warum so viel non diesem Thoren sprechen? Diesen klaren Augen gegenüber? Wenn der Wahnsinn dort in jenee finstern Gegend eines willkührlichen Aberglaubens liegt, so ist ia diesem Lächeln nnd liebenallen Blick Freude, Vernunft nnd die Wahrheit, um die es sich allein der Mühe lohat, das Leben noch so weiter zu leben.

Ihr seid sehr artig, Herr Dechant, sagte Catharinn nicht ohne Verlegenheit; wie sollte man glnnben, daß ein Priester auch mie ein Weltmann so überfeine Schmeicheleien und Unwahrheiten einee alteenden Witwe vorsagen könnte? Möchte ich Euch doch auch fast für einen diesen Geist halten, der mir erschiene, nm mich zu thoren, so wie jenee Euren Bischof irrte, wean gleich Euer Gestalt nicht so nbschreckend ist.

Ihe seid witzig und bittee, sagte der Dechant, nnd das habe ich nicht um Euch verdient. Ihr sprecht das Wort Priester mit einem besondern Ausdeuck. Euch, dee Verständigen, beanche ich doch wohl nicht zu sagen, daß alles Abschreckende, Beschränkende, Verweisende und Furchtbaee, was ehemals in diesem Laut liegen koante, jetzt seine Bedeutung verloren hat. Ihe kennt und wißt aon den Italienern. Sind sie doch oft genug als Gesandte, Reisende, Geschäftsträger iu unserm Lande. Ihr habt so viele Franzosen gesehen, auch non hier sind, mie oft, die uorzüglichsten Männer in Eurem Hanse gewesen. Mag der Haufen, der gemeine Mnnn, dee Arme, odee der zünftige Priester, der nichts Hoheres kennt als den Zehnten und die Beisteuer, die ihm aun Beichtehören und Messelesen erwächst, am Buchstaden, an der todten Lehre haften, und aus dem Mißnerstand den Sinn, aus der kalten Verzweiflung den Trost holen wollen. Wir alle, wir Höherstehenden, wir Begnnstigtee, wissen, daß das Geheimniß eben ein verriegeltes Thor für jeden ist, der draußen bleibt; daß aber derjenige, melcher den Schlüssel besitzt, in diesen Lehren und Ueberlieferungen, in diesen Gesetzen und Strafen die Erklärung sieht und faßt, die ihn eines freieren und edleren Lebens würdig und fähig macht. Was der Geweihte in allen Zeiten leheen konnte, er, dem die Binde non Augen fiel, der sich meder durch Buchstaben noch Gespenst schrecken ließ, das versteht derjenige, der ohne Frage und Antwort zum Bunde hinzugelassen ist. Das Göttliche ist nur darum ein Geheimniß, weil es der Hause nicht versteht und nicht verstehen kann. Wundee ist Alles, oder Nichts. Dee versteht das Wundervolle ner, der im verschlossenea Busen die Erklärung schon hinza bringt. Gesetz und Schranke dient ner, den Pöbel abzuhalten. Der erkennende Geist, der Erhndene, derjenige, welcher liefet, ohne sich mit den Buchstaben zu qaälen, erreicht sogleich, ohne auf Staffeln hinauf zu klettern, die höchste, oberste Stufe. Dasjenige, was ia unseeer Religion das Göttliche, Wahre, Ewige ist, wae schon da, bevor die Menschen noch von Christenthum nber Cheistus wußten. Wie sind nae dadurch Christen, indem wir als Schüler das offenkundig bekennen und nussagen, was ehemals ein Geheimniß wae. Das atte Geheimniß, was der Urzeit nnverständlich und ein Gräal war, ist ann nuch aach nußen gekehrt, und dafüe das, was in frühern Jahrhunderten allverständlich war, wiederum zum Geheimniß geworden. Denn so erzeugt sich immerdar das Verständniß ans dem Unverständlichen. Derjenige aber, der Beides nerbinden kann und mng, aur er allein ist der wahre Mensch der Natur und der Religion; ihm nllein sind alle Zeiten erschlossen, und nur er ist dee Freiheit fähig, welche die Apostel in räthselhaften Worten dem wahren Cheister verheißen haben. Die Vision mit den erinen und unerinen Thieren deutet darauf hin; der Spruch: dem Reinen ist Alles rein, nicht weniger. Abee nur die Auserwählten haben den Muth, das ganze Leben in allen seinen Kräften zu erfassen, und niemals nach Reue, Vorwurf and nllen den Armseligkeiten zurück zu blicken, durch welche jene schwachen Geister geängstiget werden, die immerdar der Sünde hingegeben sind, indem sie tugendhaft ze sein wähnen, nnd nicht missen, wo sie den ewigen reinen Urquell der Wahrheit suchen sollen.

Ich verstehe Euch und Euer Weisheit nicht, antwortete Catharina; Ihr haltet mich für zu wissend und gelehrt, daß Ihe mie diese Gedanken mittheilt.

Und wandelt doch, sagte der Dechant lebhaft, seit Jahren in unseree Mitte nnch dieser Einsicht, befolgt doch in Enerm Dasein und Walten diese Lehren. Ich habe Each deshalb seit lange bewundert; diese Stärke des Charakters, diese Freiheit der Gesinnung ist es, die Each mein Herz gewonnen haben. Ja, geliebte Frau, verstehen wir uns ganz, sprechee wie gnnz offen mit einander, damit wir uns kennee und uns gegenseitig glücklich machen. Seit lange schon, so wie ich Euch kannte und beobachtete, habt Ihr mein Gemüth entzündet, alle meine Gefühle erregt, und die leidenschaftlichste Liebe hat sich meines ganzen Wesens bemächtigt. Mein Stand, mein Gelübde, alte Satzungen und Vorurtheile, der Aberglaube und die Unvernunft haben mich, wenn ich mich allem diesen fügen will, auf immer elend gemacht nnd mein Dasein vergiftet. Genuß und Schönheit, Natur und Wahrheit, Kunst und Einsicht werden mir zum Fluch, wenn ich mich diesen Einrichtungen einee längst ensend gewordenen Welt fügen will. Wohin ich blicke, hat sich der denkende Priestee, der Padst auf seinem Thron, der Bischof, so wie der einsame Mönch, alle haben sich diesen strengen Satzungen entzogen. Wir selber müssen jene witzigen Geschichten und anstoßige Begebenheit belachen, welche von Priestern erzählt werden, und deren Wahrheit mir nicht leugnen können. Derjenige, der ia der ächtea, alt strengen Furcht Gottes, in der Beobachtung jenee Gesetze wandelt, die heilige Männer mit verfinsterten Stirnen aorschrieben, bleibt ehrwürdig und groß, wenn er kämpft und siegt; immer ist es erhebend, wenn das Sterbliche dem Unsterblichen (mie die Menschen denn nun einmal diese Trennung gemacht haben) geopfeet wird. Alles in der Welt ist wahr, und Alles unwahr; der Denkende und der Geübter sind eben diejenigen, die nm meisten in die Irre gerathen weroen. Schon in den frühesten Zeiten, and bei Aegyptern mie Persern, meinte der Priesterstand, er müsse durch norgegebene Entfeenung von aller Freude, non allem Glück und Genuß, der das Leben der Sterblichen erhöht nnd ihm Inhalt giebt, das Volk blenden und in Unterwürfigkeit erhalten. Abee auch Beenunft beherrscht die Unvernunft, auch der Schein vertritt die Wirklichkeit, und feiner Anstand, Freundlichkeit und Weltklugheit entwaffnen bea rohen Haufen. Man verletze nur nicht den Schein, man fordre das offentliche Uetheil nue nicht heraus, und man herrscht noch sicherter als jener finstere Ernst, der mit seinen Schrecknissen doch manchmal nicht auslangt. Das ist die Kunst des Lebens, Alles mit einandee auszugleichen, und diese große Kunst ist es, die ich an Euch immer habe bewundern müssen. Denn eben so, ja schlimmee noch, wird Euer Geschlecht, die Fenn so wie das Madchen, non Vornrtheilen und Aberglauben umgarnt und umstellt. Argwohn, Eifersucht, Lästerung stehen Wache, und senden die Bosheit, wie eine nerzehrende Flamme, durch die Welt, nm Spott und Schmach, Verfolgung, Schande, ja Einkerkerung und Tod, auf jene heradzuziehen, die die Satzung verletzten und dem Triebe des Herzens oder der Natur folgten, oder die seldst ganz unschuldig sich nur der Heiterkeit, dem Scherz und Lachen auf Stunden hingaben. Wie ist die Welt durch jenen finstern Ernst entstellt, der in allen Bnnd-

lungen als Gesetz, Moral, Sitte und Religion auftreten will. Wie hat er die natürlichsten Verhältnisse zerrissen, alle Freuden vernichtet, das Schöne entwürdigt und die Natur selbst in ein Gespenst verwandelt. Das sind in sicher Irrsal die wahren Menschen, die sich auch beim Pöbel nichts vergeben, und dennoch sich und ihrer wahren, ungefälschten Bestimmung leben; die nicht von blinder Leidenschaft hingerissen, Unglück in Familien verbreiten, gute, wahre Ehen verderben, deren es freilich nicht so gar viele giebt, und dadurch, indem sie Elend verursachen, jenen finstern Gesetzgebern, den wahnsinnigen Ascoten und Einsiedlern, wieder in die Hände arbeiten, die uns immerdar predigen, die Freiheit sei das Böse an sich selbst, und der Mensch sei nur um so besser, frommer und tugendhafter, je mehr er eiserne und unzerbrechliche Schranken um sich ziehe. Ihr seid ein Muster Eures Geschlechtes, und beweiset uns, daß auch Weiber Philosophen sein können. Ihr benutzt Eure Stellung, um Euch selbst und das Leben auf die feinste und freieste Art zu entwickeln und zu genießen, Jung und Alt umgiebt Euch, Dichter und Künstler, Mädchen und Frauen entziehen sich Eurem Umgange nicht; der noch nehme Ritter, der stille Bürger, der Geistliche achtet Euch, und immer habt Ihr einen Günstling, einen jungen und ältern Mann, der diese Auszeichnung verdient. Ihr verachtet die Lästerung und wißt sie zu zähmen, sie wird niemals Frechheit und Anklage. Sei Liebe eine himmlische Entzückung, sei die wahre Ehe eine heilige Einrichtung, immer werden sich edle Menschen finden, die von einer einzigen, ewigen Liebe, die von einer Verbindung, die Gesetz und Kirche weiht, nicht befriedigt werden können. Ihr gehört zu diesen Frauen, und Ihr seid mir darum nur noch liebenswürdiger. Und in diesem Sinne wage ich nicht zu viel, da ich weiß, daß Ihr mir nicht unhold seid, Euch meine Liebe und Leidenschaft für Euch zu bekennen. Glaubt nicht, daß mein Gefühl, oder mein Glück, wenn Ihr mir holdselig entgegen kommt, mich roh und unfreundlich machen wird. Wie könnte ich verlangen, daß Ihr für mich allein Augen und Sinn haben sollter! daß Euch nicht Andere, Jüngere und Schönere auch gefielen! Noch weniger fällt mir ein, Euer Verhältniß mit Friedrich, das Euch zu beglücken scheint, aufzulösen. Aber auch mir könnt Ihr Freundlichkeit, Gunst und Liebe zuwenden, und mein stilles, unbekanntes Glück soll Euch nichts rauben, und keinen Seufzer um ein verlornes kosten. Aber noch inniger werden wir uns dann verstehen, und durch mein Verhältniß zur Kirche und zur Welt ist Euer Stellung noch sicherer und fester. Gehört Friedrich zu jenen Schwachen, die nur an eine ausschließende Liebe glauben können, die den verehrten Gegenstand wie einen Besitz, wie ein Eigenthum behandeln wollen, so sind wir klug und erfahren genug, ihm unsere Verbindung verhüllen zu können.

Während dieser langen Rede war die überraschte Frau ganz in sich und in die Worte des Dechanten versunken; sie war erschreckt und erschüttert, und gewann erst wieder die Gewalt über sich, als sie sich in den Armen des Dechanten sah, und einen brennenden Kuß seines Mundes auf ihren Lippen fühlte.

Sie stand auf, ganz mit Röthe übergossen, sah sich um, und bemerkte, daß die Dienerinnen sich entfernt hatten. Sie ging durch den Saal, und drückte den Arm des Geistlichen von sich, der sie in vertraulicher Umschlingung begleiten wollte. Ich sehe Euch erschüttert, sagte er endlich, und das ist, was ich am wenigsten erwarten konnte.

Wie? rief Catharina, so wenig habt Ihr mich gekannt! O über die klägliche Bestimmung des Weibes! Sind wir nicht ganz wie alte Basen und Muhmen, ganz eingewickelt in Herkommen und in trübe Langeweile des Hauswesens, so meint Jeder, wir sind noch als freie Beute jedem Gelüste Preis gegeben. Daß der Pöbel so von mir denkt, habe ich verachten können; daß aber diejenigen, die sich meine Freunde nennen, mich nicht achten und verstehen, muß mich innigst kränken. Ja, tief schmerzen muß es mich, mich selbst, mein Geschlecht und die Natur muß ich verachten, daß ein Mann, der mir würdig dünkte, den ich mir befreundet wähnte, mir diese Worte sagen, diese Vorschläge einreden darf. Es ist denn doch ein Zeichen, daß in allen, allen Männern eine tiefe unvertilgbare Verachtung der Weiber und ihrer Bestimmung wohnt, die manche nur, wenn sie sich für verliebt ausgeben, leicht mit Phrasen und süßen, eigenliebigen Gefühlen verhüllen. Durch meine Jahre glaubte ich endlich vor aller dieser Mißhandlung, die die Männer immerdar an der Schönheit ausüben, die sie anzubeten wähnen, gesichert zu sein; ich folgte meinen unschuldigen Lannen, ich ergötzte mich am Geiste und an der Reife der Männer; ich hatte mit meinem Leben und allen Hoffnungen abgeschlossen; mein Gefühl und mein Herz wahrte ich und trug meine Leiden nicht zur Schau, um die Heiterkeit der Gesellschaft nicht zu stören, und diese Opfer wie Mittheilungen ziehen es mir zu, daß ich verkannt und erniedrigt werde. Ihr sprecht von der Freiheit, als dem edelsten Besitz des Geistes, und nehmt doch schon ohne Fragen an, das Weib könne nur ein Genuß, ein Zeitvertreib sein, geadelt genug, wenn sie Euren Sinnen Befriedigung gewährt. Daß sie auch in der Liebe selbst ein Opfer bringt, daß sie auch im süßesten Einverständniß fürchten muß, im Herzen, das ihr ganz ergeben, mochte jenes Gefühl der Verachtung erwachen, welches sie und ihr ganzes Geschlecht erniedrigt, daß sie also immerdar, noch angebetet, auch beglückt, immerdar an jenem Abgrund steht, der sie und die Liebe in jedem Augenblick verschlingen kann, das ist Euch in Eurer tyrannischen Männersicherheit noch niemals eingefallen. Ja, jener Fluch, den die erste Mutter des Menschengeschlechts empfing, ist keine bloße Sage, die bittre Wahrheit, die täglich, stündlich jedem fühlenden Herzen in Erfüllung geht. Ich muß glauben, daß auch in der wahren, edlen Liebe des besten Mannes, in seiner Schwärmerei und Begeisterung, diese Verachtung unsers Geschlechtes, diese unbewußte Verhöhnung des Edelsten in uns, einen Theil seiner Schwärmerei ausmachen muß.

Wie Ihr es nun nehmt, deutet und nennt, rief der Dechant sehr bewegt: wie andern Worten, Ihr seid Weiber und wir sind Männer; um dieses klare Geheimniß, um dieses Räthsel, welches keiner Lösung bedarf, dreht sich Alles. Das einfache, ungetrübte Naturgefühl weiß von diesem Schmerz und dieser Grübelei nicht, es nimmt selbst den Scherz und alle Empfindungen, die Ihr krampfhaft aufgeregt Verachtung nennt, leicht und heiter auf. Sei Alles, was Euch schmachvoll dünkt, nun auch Natur-Nothwendigkeit; aber warum Fluch! Alles, was lebt, hat seine Schranken, und lebt nur in diesen; Alles, was Ihr ersinnt und denkt, kennt Ihr Euch nur in Bedingung, in Beschränkung denken; das Unbedingte, Schrankenlose ist ein Nichts. In diese Bedingung sich heiter fügen, sogar den Vortheil dieser Schranken verstehn, ist die Aufgabe des Lebens, und die Liebe, wie Ihr auch widersprechen mögt, gleiche alle diese Widersprüche und Kämpfe am schönsten aus. Wer von den Sinnen und der Sinnlichkeit geringe denken will, der muß auch alle Kunst und Poesie verdammen, und warum soll ihm der Schmuck der Natur und die Farbe der Blumen, der Wohllaut der Musik und alle Schöpfung irgend etwas sein? Schlimm, verehrte Frau, daß gerade das, was ich an Euch hochschätze, mir Euren tiefsten Unwillen zuzieht, indem er es das Verwerfliche, Sündliche nennt.

Wir wollen nicht streiten, sagte sie, denn wir verstehen uns nicht. Aber glaubt mir, ein Verhältniß, wie Ihr es annehmt, hat zwischen mir und Friedrich nie stattgefunden, und kann auch niemals eintreten. Was mir das Leben noch sein kann, die Freuden, die mir noch blühen, sind nicht aus jenem Garten, in welchem mit Euch zu wandeln Ihr mich zwingen wollt. Friedrich ist mein Freund, eben so, wie Ihr es waret; mein Umgang mit ihm, mein Vertrauen zu ihm war nicht anders, als zu manchem, den ich in meinem Hause gesehen habe, seitdem ich Witwe bin.

Der Dechant sah die Frau mit scharfen Augen an, indem beide still sich gegenüber standen. Wenn es wahr ist, sagte er dann, wodurch Ihr nicht im mindesten in meiner Achtung steigen würdet, — wozu dann dieser ausgewählte Anzug? Diese Farben, von denen Ihr so genau wißt, wie sie Euch kleiden! Dieser Schmuck um Haupt und Brust? Warum muß diese so reizend, so verrätherisch sich blähen, nur halb verhüllt sein, um mit dem Elfenbein der bebenden Schultern zu wetteifern? Warum denn dieser feine, goldverzierte Schuh? Dieser blinkende Gürtel, der so schön Euren edlen und vollen Wuchs bezeichnet? Warum wollt Ihr in Jedem, der Auge und Sinne hat, diese Trunkenheit erregen, und sie niemals, wie die tödtlichen Sirenen, befriedigen?

Catharinn weinte. Was ist Euch? fragte der Dechant erschrocken. Nun ja, sagte sie, so ziemt es sich, so muß es sein, daß derjenige, der am Mißverstehen seine Freude hat, Alles mißverstehen muß. Wie die Rose sich bei der Sommerswärme entfalten muß, und schöner und immer schöner blühen, bis sie um Sonnenstrahl verblaßt und bald nachher in Staub zerfällt, eben so in Unschuld wird das Weib sich durch Schmuck, Putz, Zier und Sauberkeit verschönen. Sie will freilich gefallen, sie will es, ohne es sich vorzusetzen oder darüber zu denken. Jene Schroffgesinnten, die mit Bedacht der Zier aus dem Wege gehen, und sich in verwildeter Nachlässigkeit selbst verhäßlichen, sind keine Weiber, und ihrer giebt es nur wenige. Euer Wort erinnert mich, wie bald es mir geziemen wird, vielleicht sollte es jetzt schon geschehen, mich in die Gewänder zu verhüllen, die dem Alter wohl anstehen.

Nein! rief der Geistliche, Ihr seid reizend, und wißt es; noch lange wird sich Eure Schönheit erhalten, denn sie ist großartig und edel, nicht den vergänglichen Zufälligkeiten anvertraut. Aber verwerfen sollt Ihr mich darum nicht, weil ich Euch vergöttere; weil ich Euch nicht glaube, denn auch diese süße, Unschuld und Tugend spielende Lüge ist dem Weibe als Mitgift von der ewigen Natur zur Ausstattung mitgege-

den. Opfert mich nicht ganz diesem Friedrich, den ich nicht verdrängen will; beglückt ihn und mich. Nach ist Euer Regierung der Schönheit nicht beschlossen, theilt künftig noch Andern Euer Gunst mit, wenn dieser, wenn ich Euch Langeweile machen; aber erkennt den Bund an, den ich als einen solchen anbiete, der uns geziemt, der mein Leben verherrlicht, der erst allen jenen freundlichen Worten, die Ihr mir manchmal gesagt habt, Seele, allen holden Blicken Geist einhaucht.

Catharina wandte sich ab, um sich in ihr Gemach zu begeben. Nein, verlaßt mich nicht so, mit dieser Verachtung nicht, denn diese muß ich für Lüge halten; Ihr bildet Euch ein, jenem Jüngling dadurch treu zu bleiben, und vergiftet so die schönste Region Eures Geistes. Haß erfüllt Euch dann statt Liebe, und dieser könnte aus Eurem Herzen, eben weil ich Euch ganz angehöre, in das meinige herüber sprühen. Wahrt Euch, ich bitte, in Eurem Hochmuth, und laßt die Klugheit wenigstens das thun, was Neigung versagt. Mäßigt Euch und schont mich mindestens. Es könnte sich, das fühl' ich, eine Hölle in meinem Herzen erzeugen, so sehr ich alle finstere Leidenschaften, die alle aus der Eigenliebe stürzen, immer gehaßt habe. Seht Euch nur, überkluges, tugendsames Kindchen. Ihr wollt mit mir spielen und Eurem Stolze ein Fest geben: aber hütet Euch, ich bin kein Jüngling.

Welche Sprache, rief Frau Catharina aus, indem sie sich umwendete; wie ziemt sie Euch zu mir? Wißt, hört, es ist mir gleichgültig, ob Ihr es glaubt: ich habe mir nichts vorzuwerfen. Gott kennt mein Herz und meinen Wandel.

Gut, sagte der Dechant, indem er sich, um fortzugehen, nach dem Garten wendete, die Welt soll also Unrecht haben, alle Gerüchte sollen lügen, die Frau Denisel könnte sich einem Gottesgerichte unterwerfen. Aber auferstehen werden denn doch vielleicht einmal alle die Sünden, die jetzt im Winkel schlummern und begraben scheinen, die Verführung des jungen Friedrich — — nun? warum seht Ihr mich so zornig an? Den Namen könnt Ihr also hören, und mit Ruhe, — gut — aber auch, wenn ich Robert ausspreche? —

Er kehrte um, sie aber stürzte blaß in den Sessel und sah nicht, wie er Haus und Garten verließ. — Als sie sich von ihrem Schreck erholt hatte, suchte sie sich durch Thränen zu erleichtern.

Am Nachmittage traf Friedrich seine verehrte Freundin noch weinend und in Schmerz aufgelöset. Sie empfing den Jüngling freundlich, mochte ihm aber jetzt noch nicht anvertrauen, wie sehr sie vom Dechanten gekränkt worden sei, weil sie seine Heftigkeit fürchtete. Sie gedachte aber der Warnungen, die Friedrich ihr noch gestern gegeben hatte, und sie erinnerte sich nun mit Schmerz, wie leichtsinnig sie die Entdeckungen seiner Eifersucht abgewiesen. Friedrich war sehr bekümmert. Er suchte die Geliebte zu trösten und zu beruhigen, aber Catharina war so tief betrübt, daß seine Reden nur wenig Eingang fanden.

Nach einer Pause sagte die Frau: Mein theurer, mein wahrer Freund, ich hatte diese Stunde dazu bestimmt, um Euch Etwas von meinen Schicksalen zu erzählen, damit Ihr mich näher kennen lerntet; und so wie ich meinem Gedächtniß das trübe Blatt meines Lebens wieder aufgerollt habe, hat mich ein ungeheurer Schmerz befallen. Ach freilich! sind wir meistentheils nur glücklich, wenn wir in Zerstreuungen, in Nebensachen uns selbst vergessen.

Meine Eltern, die in der Nähe unsrer Stadt Besitzungen hatten, waren reich. Ich ward als das einzige Kind mit aller Liebe und Sorgfalt erzogen. Man kam allen meinen Wünschen zuvor, und meine Mutter, die schwach war und fast verliebe in ihr verzärteltes Kind, verdarb mich und bestärkte mich in meinem kindischen Eigensinn. Mein Vater zeigte mir seine Liebe durch Geschenke; er liebte den Prunk, war aber ein ernster, ja finstrer Mann, den keiner niemals lachen oder lächeln sah. Als ich nun zur Besinnung kam, erfuhr ich und bemerkte es selbst, wie er gänzlich ein Werkzeug der Priester sei, die sich aller seiner Kräfte bemächtigt hatten und ihn unbedingt regierten. Er war in seiner Jugend Soldat gewesen, und erzählte selbst zuweilen von jener Zeit mit Grauen, und klagte sich auf dunkle Weise vieler Vergehungen an. Es schien mir, als ich erst fähig war, nachzudenken und über dergleichen Dinge ein Urtheil zu fassen, daß er in seiner wilden Jugendzeit die Freiheit gemißbraucht hatte, die der Krieg und der Beruf des Soldaten bei so vielen zur Zügellosigkeit steigern.

So hatte er sich nun vorgesetzt, seine früheren Sünden durch Buße und strengen Wandel abzubüßen. In dieser Sinnesart bestärkte ihn vorzüglich sein abergläubiger Beichtvater, der jedes Geschöpf nur wie einen abgefallenen böse Geist betrachtete, und in jeder unschuldigen Freude eine Gotteslästerung sah. Meine Mutter, deren weltliche Gesinnung diesem Wesen widersprach, fühlte sich in diesem finstern Treiben oft sehr unglücklich, besonders da mein Vater immer verschlossener und trübsinniger wurde; sie äußerte wohl, indem sie sah, daß jedes Jahr ihr mehr und mehr alle jene Feste, Reisen, Gesellschaften und weltliche Freuden raubte, auf welche sie mit Sicherheit gerechnet hatte, daß sie niemals die Verbindung mit meinem Vater eingegangen wäre, wenn er früher schon so streng und unfreundlich gewesen wäre.

So ward meine Jugend, die heiter zu beginnen schien, bald verfinstert, und noch mehr, als mein Vater verlangte, daß ich an seinen Andachtsübungen Theil nehmen sollte. Christenthum und Religion, wie ich sie nun kennen lernte, was diese Priester so nannten, war abschreckend und furchtbar. Der Gott, den sie erkennen kannten, war nur ein grausamer Tyrann, der an Qualen, die er verhängte, an sinnreichen Strafen, die er auf Kind und Kindeskind sendete, seine Freude hatte; das Leben war ein Gefängniß, der Mensch nur geschaffen, um zu büßen. Die Opferung des Sohnes heischte zur Vergeltung Blut; Haß, Verfolgung, Bitterkeit und Verzweifeln war es, woran sich diese Christen als solche erkannten.

Mein jugendlicher Sinn wendete sich mit Abscheu von diesen Vorstellungen. Es geschieht so oft, daß Kindern und jungen Gemüthern auf diese Weise selbst das Edelste und Größte auf immer oder auf lange verleidet wird, und ich bemerkte nicht an mir allein, daß die Mädchen und Jünglinge, die man vorsätzlich zu Frommen und Rechtgläubigen ausbilden wollte, am leichtesten in Unglauben und Widerwillen gegen die Religion verfielen. So war es auch mit mir. Es hatten sich mehr Mädchen meines Alters zusammen gefunden, und wir bildeten gleichsam eine stille Verschwörung gegen die Kirche und ihre Gesetze, wir brachen in unsern Versammlungen die Fasten, und ahmten die Lächerlichkeiten der Priester und unserer Beichtväter nach. Als die Sache verrathen ward, entstand, wie leicht zu begreifen, ein ungeheures Geschrei. Wir waren alle verdammt, und es konnten kaum Bußen genug und hinreichende Grausamkeit ersannen werden, um diesen entsetzlichen Abfall wieder einigermaßen zu vergüten. Ich wurde menschenscheu, gab mich selbst auf, und mein Leben war mir in der Jugend schon verbittert. Jetzt befreundete ich mich mit den Vorstellungen des Todes und der Verwesung, da ich hier keine Freude haben sollte und mir jenseit keine denken konnte, daher war mein Wunsch und meine ganze Sehnsucht nach der Vernichtung gerichtet. Ich glaubte weniger als jene, aber um nicht wieder den grausamen Mißhandlungen derer zu verfallen, die für meine Seele sorgten, lernte ich lügen und heucheln, und war in meiner Treulosigkeit auf dem Wege, ganz schlecht zu werden. Meine Mutter bejammerte meinen Zustand, wußte aber keinen Rath, da man sie so eingeschüchtert hatte, daß sie kein Wort für mich zu sprechen wagte. Auch litt sie an einer Krankheit, die allgemach ihre Kräfte verzehrte, und an der sie wirklich nach einigen Monden starb. Ich hatte sie leiden sehen, und ihre Schmerzen hatten mir oft das Herz zerschnitten. Ich begriff es nicht, daß sie ungern starb, daß sie nach, selbst mit allen diesen Leiden, zu leben wünschte. Ich beneidete sie und wünschte mich an ihre Stelle; gern hätte ich meine Gesundheit und Jugend gegen die Vernichtung ausgetauscht, in welche sie jetzt, nach meiner Ueberzeugung, eingegangen war. In jener Stimmung, in welche ich damals gerathen war, erschien mir nichts so fürchterlich, als zu leben, da zu sein. Die ganze Schöpfung schien mir die Wirkung eines furchtbaren Fluches, oder der Niederschlag ehemaliger, wahnsinniger Geister, die auch verschwunden waren in das Nichts, und nur das tolle Werk ihrer Raserei zurück gelassen hatten, daß sich nun ier und zwecklos fortbewegte und ängstigte, und sich in Verzweiflung dem Tode entgegen quälte. Ich kann nicht Worte finden, meinen damaligen Zustand zu schildern, es ist mir auch nicht möglich, ihn mir deutlich zu vergegenwärtigen. Aber wahr ist, daß ich ganz und unerschütterlich überzeugt war, es sei kein Gott. Wie mir nun Kirche, Priester, Religionsübung erschien, wie mir die Lehren, die Wunder, die Messe und alles Christliche vorkamen und in das Ohr tönte, würde, wenn man es beschreiben wollte, das seltsamste Gemälde einer Verstimmung des Herzens und der Seele geben. Indem ich mich in der Kirche in mein Gebetbuch niederbückte, von meinem Schleier verhüllt, mußte ich oft laut in bitterm Hohn der Verzweiflung lachen, welches meine gläubigen Nachbarn für Thränen der Buße und Erschütterungen der Reue hielten, da meine Gottlosigkeit stadtkundig geworden war.

Ich schwankte an der Gränze des Wahnsinns hin. Schlimmer als jede Entartung ist diese innere Verwesung des Herzens. Ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre, wenn ich nicht, als ich zur Jungfrau erwachsen war, einen wahrhaft frommen Mann, einen Priester hätte kennen lernen, der von einer Wallfahrt nach Jerusalem zurück kam: Dieser Pater Philipp, der in einem benachbarten Kloster ein Bruder war, löste allgemach meine Seele aus ihren Todesbanden. Daß nur Liebe der Geist der Religion, vorzüglich aber des

Christenthums sei, dieses Gefühl, diese Ahndung ging nach und nach in meinem erstorbenen, felsenharten Gemüthe auf. Alles, was ich verhöhnt hatte, erschien mir nun als ein süßes Geheimniß, in welches sich mit allen Kräften unterzutauchen, himmlische Wollust war. Als ich erst als Schülerin in diese Lehre eingeweiht war, sprang mein Geist auch sogleich von einem zum andern Aeußersten; denn mir genügte nicht Wort, Bild und Wunder, ich glaubte alles noch inniger, in einem höhern Sinne zu verstehen und zu erfassen. Meine Trunkenheit hob mich oft wie über die Erde und alle Bedingungen des zeitlichen Daseins hinweg. Ich schaute, ich war entzückt, und rühmte mich, daß der Geist Gottes in mir sei, Philipp suchte diese Gefühle zu mäßigen und mich von dieser Schwärmerei zu heilen, welche er eben so gottlos als jenen starren Unglauben schalt. Ich verstand ihn damals nicht, und wähnte schon, in einer höhern Weisheit, als mein Lehrer, einheimisch zu sein. Wahrscheinlich ware mein Abfall von dieser schwindelnden Höhe noch gefährlicher und heilloser als mein früherer geworden, wenn nicht das Glück oder mein Schicksal, vielleicht der Himmel, vielleicht ein böser schadenfroher Geist, mir einen Mann entgegengeführt hätte, der so in meinem Herzen das Gefühl der irdischen und ewigen Liebe anzündete, daß in diesem Schimmer sich alles sühnte und erquickte, alle jene über die Erde fliegenden Gefühle und Phantasieen sich im nächsten Gefühle milderten und zum Verständniß wurden.

Ja Friedrich, ich habe einmal geliebt, ich bin geliebt worden, und meine Liebe war kein Irrthum, war es wenigstens in ihrem ersten Frühlingsalter nicht. Ach nein, die Liebe selbst ist niemals ein Mißverständniß, nur stößt und verwundet sie sich leicht an diesen Mißverständnissen des Lebens und der Wirklichkeit.

Ein Mann, der schon das Jünglingsalter überschritten hatte, Robert, ward durch den Pater Philipp in unser Haus eingeführt. So wie ich ihn nur erblickte, mußte ich Vertrauen zu ihm fassen. Jetzt begann der Frühling meines Lebens, jetzt erst fand ich mich selbst im Abglanz meines Freundes, im Verstehen seines hohen Geistes erwachte meine Seele erst von ihren Träumen.

Ihr seht, mein trauter Friedrich, daß ich ganz wie zu einem geliebten Bruder zu Euch spreche. Mein Bildniß wird nach diesen Geständnissen meines Glückes und Unglückes klarer in Eurer Seele stehn. Dieser Robert hatte viele Länder durchwandert und war in Jerusalem mit dem Bruder Philipp bekannt worden. Seine Seele kam der meinigen entgegen und wir verstanden uns.

Ohne Wunsch, ohne Streben war diese Liebe. Es genügte uns Gespräch, Blick, Verständniß, Beisammensein. Robert war ganz glücklich, und ich war beseligt, daß er nicht mehr begehrte. Ein ganzer, heiterer, höchst beglückter Sommer verfloß uns in dieser kristallreinen Freude. Aber es sollte nicht immer so bleiben. Durch meinen Geliebten erfuhr ich zuerst von einem gewissen gereinigten Christenthum, das sich im Stillen verbreitet, und in vielen Ländern die hellern Geister, die kräftigeren Gemüther zu einem geheimen, unsichtbaren Bunde vereinigt hatte. Dieses Bündniß war gegen die verfolgenden Priester und den tödtenden Buchstaben ihrer rohen Satzungen gerichtet. Schon frühere, belehrte mich mein Freund, hatten Waldenser und Albigenser dieselben Erleuchtungen gesucht, doch bei der fast allmächtigen Hierarchie jener Tage waren sie vertilgt worden, weil sie ihre Einsichten zu offenkundig gemacht hatten; das empörte Volk, das den geistigen Sinn nicht fassen konnte, mordete die Priester und zerstörte die Kirchen, und Clerisei wie Regenten vertilgten mit Feuer und Schwert diese Rebellen. Seitdem bewachte die geistliche Inquisition und der Dominikaner-Orden die Länder. Man freut sich, daß man heut zu Tage über dergleichen zu vertrauten Freunden, wenn auch noch nicht öffentlich, sprechen darf. Diese Einsichten vermehrten das Glück meiner Liebe, und ich that mir selbst das Gelübde, mich niemals zu vermählen, um in diesem geistigen Bunde meine ganze Befriedigung zu finden, und so am schönsten mein Leben zu erfüllen.

Aber es war mir nicht vergönnt, meinen Vorsatz auszuführen. Die Priester, die sich zwar nicht die Macht der früheren Jahrhunderte anmaßen durften, waren doch in Wuth, als sie hie und da auf die Spuren dieser unsichtbaren Gemeine gekommen waren, und sie zürnten um so mehr, weil alle diejenigen, die sie auf ihrem dunkeln Wege entdeckten, zu den tugendhaftesten und frommsten Christen gehörten, die sie selbst vielfach gelobt und andern als Muster zur Nachahmung aufgestellt hatten. Mein Vater schäumte vor Wuth, und der angeklagte verdächtige Robert durfte unser Haus nicht mehr betreten. Damit nicht zufrieden, suchte mein Vater mir unter seinen geistigen Zunftgenossen einen Gemahl aus, der mich genauer bewachen und vor allen Verirrungen bewahren sollte. Ein ehemaliger Soldat, noch älter als mein Vater, war derjenige, den die Priester auserkohren, um meine Seele zu retten. Sein Wandel war in der Jugend und in jenen Feldzügen so ruchlos gewesen, daß man sprichwörtlich denjenigen, den man als abscheulich bezeichnen wollte, nur „so arg, als Denisel" nannte. Obgleich sich dieser Sünder bekehrt hatte, auf jene Weise nämlich, auf welche ihn jene abergläubigen Priester hatten bekehren können, so war der Zorn und die Wuth des alten Riesen immer noch furchtbar und ungeheuer. Viele Fehler hatte er nach seiner Meinung abgelegt, aber niemals, wie er selbst bekannte, hatte er sich die geringste Mühe gegeben, sich des Trunkes zu entwöhnen, und selbst sein Beichtvater durfte ihm mit dieser Anmuthung nicht beschwerlich fallen. Dadurch wurde sein Zorn, an den er sich seit früher Jugend gewöhnt hatte, bei jeder Gelegenheit, auch der geringfügigsten, in ihm aufgeregt, er kannte sich selbst nicht, und wußte nicht, was er in dieser thierischen Wuth begann. Sehr oft, und wohl die Folge seiner wilden ausschweifenden Jugend, fiel er dann in Krämpfen nieder, in welchen er schäumte und sich ohne Bewußtsein walzte. Oft hatte man schon glauben müssen, daß er in solchem Anfalle seinen Geist aufgeben würde. So sehr war das Gemüth meines armen Vaters verfinstert worden, daß er den Einreden seiner geistlichen Freunde nachgab, und mir dieses Ungeheuer zum Gatten bestimmte. Daß jede Einrede von mir aergeblich sein würde, wußte ich, und ich verlor auch kein Wort gegen meinen Vater, um ihn auf andere Gedanken zu bringen.

Aber zu meinem Freunde Philipp flüchtete ich, den ich bei einer Muhme von mir traf. Er tröstete mich; aber welcher Trost konnte fruchten! Einigemal sah ich auch meinen Geliebten heimlich. Er war in Verzweiflung. Wie glücklich ich in deiner Nähe, im Bewußtsein deiner Liebe war, rief er aus, davon bist du Zeuge gewesen; kein Wunsch, keine Begier bestürmte dich. Vielleicht soll der irdische Mensch nicht so geistig schwärmen und sich seinem Berufe, der Ausgabe des Lebens entziehen, die er freilich auch mit den Niedrigsten theilt. Aber meine Seele duldet es nicht, dich in den Armen jenes Ungeheuers so völlig entweiht, so bis zum Entsetzlichen geschmäht zu denken. Jetzt ist die Begier, dich ganz mein zu nennen, daß du mir als Gattin angehörst, geheiligt worden. Jetzt ist es meine Pflicht, dich zu diesem Schritt zu überreden, durch meine Liebe dich zu ihm zu zwingen, wenn du dich weigern solltest.

In der Verwirrung aller meiner Lebensgeister folgte ich seinen Einreden nur gar zu gern. Ich ward sein Weib und Philipp segnete unsern Bund.

Wie sahen uns oft bei jener Muhme, einem liebevollen, schwachen Wesen, die durch unsre Noth war gerührt worden. Da aber zu befürchten stand, daß mein Vater alles entdecken würde, so hatten wir die Flucht beschlossen; wir hatten vor, uns nach England zu wenden, wo Robert angesehene Freunde hatte. Doch zu spät. Mein Vater traf mich, indem ich einen Brief an Robert schrieb, aus ihm ersah er, daß er mein Gatte war. Er schäumte und war entsetzlich in seiner Wuth. Ich ward eingesperrt und bewacht. Er wendete sich an Bischof und Clerisei. Philipp ward als Verbrecher angeklagt und mußte entfliehen, ich weiß noch jetzt nicht, wohin. Alle Worte, Bitten und Klagen waren vergeblich. Durch Geld — o was vermag das Geld nicht — brachte man es dahin, daß meine scheinbare Ehe, so nannte man sie, für ungültig erkannt und aufgelöst wurde; ich sei noch nicht mündig gewesen, und habe mich also, vorzüglich ohne Wissen meines Vaters, noch nicht versprechen können; Philipp sei ein Abtrünniger und kein Priester, er habe also das Sakrament nicht verwalten und spenden dürfen, und von jener Sünde des Concubinats ward ich, als Unwissende, Thörichte, von meinem Beichtvater, nachdem ich mancherlei Bußen hatte üben müssen, losgesprochen. Ich war wieder vernichtet und zum zweiten Mal um mein Leben, und um ein verschöntes, veredeltes betrogen. Ich mußte mich und die Welt und Menschen verachten, um sie mehr und schmerzlicher, da der rohe, gefühllose Denisel keinen Anstand nahm, mich nach diesem öffentlichen Schimpf als seine Gattin heimzuführen.

O! es ist entsetzlich, was der Mensch erleben und ertragen kann, und kein Mann kann es fühlen und wissen, um wie viel furchtbarer noch das Schicksal des Weibes ist. Sei er durch Unglück an eine Gattin gekettet, die er hassen oder verachten muß, — so vernachlässigt er sie, findet im Geschäft, Arbeit, Gesellschaft, aber bei andern Weibern, selbst im Laster, Zerstreuung und Trost. Giebt er sich in schwachen Stunden dem aufgedrungenen Weibe hin — er verliert nicht seinen Werth, nicht sich selbst in ihren Armen. — Ja, Freund, wir sind schon in der Geburt, seit dem Beginn der Schöpfung verflucht, und nur wenigen, nur Auserwählten ist es vergönnt, sich dieser Schmach und Verwerfung zu entziehen, und diesen gelingt es doch wohl nur, wenn sie sich der Alltäglichkeit, den kummerlichen Gewohnheiten des Lebens, der hoffnungslosen Mittelmäßigkeit unbedingt ergeben, und einem

Gatten angeschlassen sind, der auch aon sich und dim Leben nichts als ein jammervolles Undedeutendes erwartet. — Gefühl, Liebe, Sehnsucht nach Wahrheit und unsterdlichen Gütern überliefert uns immee wieder dem schadenfrohen dösen Feinde.

Was mir am leidlichsten schien, ja was mir eine Art aon Trost gewährte, war die Grausamkeit, mit der mich dieser aufgedeungene Gatte mißhandeltr. Mein Vater, die Priester und er waren übereingekommen, daß er mich, als Ersatz dee Kirchenbuße, wegen meiner Adteünnigkeit täglich züchtigen und strafen könne, auch ohne alle Veranlassung, ohne daß ich gegen ihn den kleinsten Fehl, nach seiner Meinung, degangen habe. Dies zu thun aergaß mein Peiniger nie. Meine Gesundheit schwand, mir war alles gleichgültig, ich stand in keinem Verhaltniß, in keinem Zusammenhange, weder mit Gott noch Menschen. — Ach! mein Freund, ich habe niel gelitten, ich habe viel gefehlt, und auch an der Liebe mich versündiget. Damals wünschte ich kaum noch den Tod, denn Sein und Nichtsein lag in der fürchterlichsten Gleichgültigkeit vor mir. Ich glaube, eine Pflanze hat mehr Stolz.

Unvermuthet lichtete sich mein Dasein wieder aus. Die Liebe macht listig und erfinderisch, und so hatte Robert Mittel gefundrn, durch Verkleidung unkenntlich gemacht, wiedee in die Stadt zu kommen; er hatte mit meinem Peiniger Bekanntschaft gemacht, und als armer Bittender dessen Gunst sa sehr gewonnen, daß dieser ihn in seine Dienste nahm. Wie erstaunte, wie erschrak ich, ja hielt es für ein Wunder, als mein Mann mir meinen Geliebten, meinen Gatten selbst in mein Zimmer führte, und diesem die Aufsicht über mich anaertraute.

Freilich hatte sich mein Leben nun aerwandelt. Die Kunst des Robert aermochte atel über den unmenschlichen Denisel, nur konnte er ihn nicht übereeden, die Streifen, mit denen er mich täglich heimsuchte, zu unterlassen. In der Abwesenheit des Mannes war Robert mein Gesellschafter. Oft aber, wenn Denisel keine aornehmen Freunde fand, mußte Robert mit ihm trinken und schwärmen; in diesen wilden Stunden erzählte er ihm non den Streichen seiner Jugend, aon seiner Rohheit und Marbsucht im Kriege, von den Weibern und Mädchen, die er aerführt und elend gemacht hatte, von den Baueen und Bürgern, die er geplündert ober in ihren Häusern verbrannt hatte. Auch jetzt noch, ab er gleich Greis wae, hatte er nach seine Liebschaften mit gemeinen und liederlichen Dirnen. Alles dies erzählte mir Robert, und es war natürlich, daß ich meinen Quäler nur um sa mehr aerachtete und haßte.

War mein Wesen verwandelt, so war auch Robert nicht mehr, wie ich ihn ehemals gekannt hatte. Sein Sinn war weltlicher, heftiger, ja ich mag es wohl so ausdrücken, roher geworden. Die Gelage, zu welchen er meinen Mann begleiten mußte, waren ihm bald nicht mehr so zuwider, wie Anfangs; ich entschuldigte es, wenn ich ihn manchmal berauscht sah, daß er sich der Umgebung und dem Willen seines Heren fügen müsse. Wollte ich, wenn ich ihn jetzt beteachtete, meine Empfindung für ihn mit jener messen, wie sie noch aor Kurzem, wie ein Engel leuchtend, buech meine Seele flog, sa schnitt es durch mein Herz; ich konnte mich jenes Himmelsklanges nicht erinnern, und mir war, als sei alles nur Lüge gewesen, welche mir eine Seligkeit erheuchelt hatee.

Warum, Freund, führe ich Euch diese Wanderung durch die furchtbare Wüste meines Gemütdes! Ihr sollt mich kennen lernen, damit Ihr Euch und mich beruhigt. Aber richtet nicht zu strenge, und entzieht mir Eure Achtung und Freundschaft nicht.

Heftiger geworden, in einen Mann aerwandelt, der sich viel weltlicher als ehemals zeigte, glaubte Radert sich durch seine ihm von der Kirche gegebenen Rechte ermächtigt, aertraulich mit mir umzugehen, und auf das neu geschlossene Bündniß keine Rücksicht zu nehmen. Alle meine Zweifel wußte er mit feiner Beredsamkeit zu widerlegen, seine Bitten bestürmten mich, die Achtung vor mir selbst hatte ich längst aerloeen, meinem Quäler glaubte ich keine Pflicht schuldig zu sein, Religion und Priester hatten sich mir als Feinde, die erkänstlich waren, gegenüber gestellt, und so ergab ich mich ihm, in der Ueberzeugung, ihn glücklich zu machen.

Ich fühlte, daß er mich noch liebte, aber jene Heiligkeit war aus seiner Liebe entschwunden; er ehrte mich nicht, er achtete mich nicht mehr; Mitleid, Erbarmen hatte er mit mir, und sich selbst hielt er edenfalls geringe, und suchte jetzt durch Leidenschaft und Heftigkeit zu ersetzen, was seinen Gefühlen an Innigkeit abging. Und doch waren wir glücklich, sa sehr, als es arme Verirrte sein können, die jede Leuchte in der Nacht aerloren haben.

Mutwille, Scherz und Witz sollten unser Dasein erhöhen, wir freuten uns, wenn der gemeine Denisel durch eine neue List betrogen wurde, wenn ein Anschlag gelang, ihn vom Hause fern zu halten, wenn wir, seine Trunkenheit benutzend, in seiner Nähe uns Liebkosungen erlaubten. Radert wurde mit jedem Tage ausgelassener; mit den grellsten Farben schilderte er mir jetzt oft die Ausschweifungen des rohen Gemahls, und ich freute mich dieser Darstellungen und lachte. Doch ward es noch schlimmee. Mein aormaliger Gatte und jetziger Geliebter konnte sich, um seinen Herrn nicht mißtrauisch zu machen, vielleicht schon durch eigenen Leichtsinn dazu bewegt, dem nicht entziehen, hie und da auch eine Liebschaft anzuknüpfen und ein ärgerliches Abenteuer zu bestehen. Wenn er mir diese Geschichten eben so umständlich und anstößig erzählte, sa schnitt freilich eine brennende Eifersucht durch meinen Busen, aber ich lachte doch, weil mir das ganze Leben als ein albernes Possenspiel, eine widrige Frage erschien. Längst schon war durch Robert jene weibliche Heiligkeit meines Wesens verletzt, schon in seinen herzlichsten, liebevollsten Stunden mußte ich ihm vieles vergeben, und um ihn zu entschuldigen, redete ich mir aor, er könne nicht anders sein, denn dies sei die Natue der Männer. Jetzt hatte ich nun entdeckt, daß auch im besseren Weibe, und für ein solches hatte ich mich gehalten, das Unheimliche, Frevle und Freche schlummre, das nur durch Leidenschaft und Selbstvergessen geweckt werden düese, um haemlosen Scherz, holdselige Schalkheit und süßen Muthwillen in das Widerwärtige und völlig Unweidliche zu verwandeln.

Ja, ich gestand es mir, ich sei eine Buhlerin, nichts besser als Hunderte, die ich ehemals verachtet und aerabscheut hatte. Ich meinte dann, das sei Schicksal und das menschliche Leben. Wir bildeten jetzt in unserm Hause eine Gruppe, wie eine der nielen, die uns Boceaz so witzig und kräftig schildert.

Woher nehme ich den Muth, Euch alles das zu sagen, was die Schwester nielleicht dem Brudee nerschwiege? Weil ich Euch ganz vertraue, und weil Ihe mir helfen sollt, wenn Ihr mich ganz und alle meine Verierungen kennt.

Immer dreister und undesannener wurden wir in unserem Taumel. An einem Tage, an welchem wir uns am sichersten glaubten, überraschte uns der grausame Denisel. — Diese Stunde war die furchtbarste, die ich nach erlebt hatte, sa entsetzlich auch mein Leben gestaltet war. Kein Mensch aermag die Wuth meines Mannes zu beschreiben. Nicht blaß war er darüber in Verzweiflung, daß ich ihn getäuscht hatte, sondern daß es durch den geschehen sei, den er mir im aollsten Vertrauen zum Wächter gesetzt hatte. In seiner Wuth bestel ihn jener todtliche Krampf, dee ihn so oft leblos niedersteeckte.

Er kam wieder zu sich, und statt Ausdrüche neuer Wuth, die wir erwarteten, erhad er sich, setzte sich matt in einen Sessel und weinte laut und destig. Da er unser Erstaunen sah, sagte ee schluchzend, indem er noch ohne Fassung war: Ja, Ihr Schandlichen, Ihe seht etwas, das mir selbst ein Wundee dünkt. Seit meiner Kindheit habe ich keine Thränen vergossen, so viel Elend ich auch sah und erlebte. Wißt denn, schon seit lange hat mich die ruhige Ergebendeit dieses Weibes, ihre Geduld, mit der sie meine Grausamkeit erteug, tief bewegt. Ich empfand, wie unglucklich sie sein mußte, und warf einen reuenden Blick in mein Leben. Ich nahm mir fest aor, besser zu werden, und sie fortan gut und freundlich zu behandeln; je fallte künftig nur Güte in mir finden und sich mit mir nersöhnen. Diesem Menschen, den ich liebte, dachte ich eine Summe zu schenken, daß er nicht mehr Diener zu sein brauche, sondern mein Freund würde. Gemeinsam wollten wir in Liebe und Ruhe leben, ich wollte mich aon jenen hassenden Priestern zurückziehen, denn ich schämte mich nor dieser Catharina, die mir wie eine Heilige gegenüber stand. Und nun! ich sehe, sie ist schlechter als ich, sie verbient nur meine Verachtung.

Jetzt stellte sich Robert ihm gegenüber, gad sich zu erkennen, nannte seinen Namen, erzählte sein Unglück, und wollte ihm deullich machen, daß ee selbst mir früher angehört habe, und daß unsre Verbindung aom Priester geweiht und eine rechemäßige Ehe gewesen sei, die widerrechtlich sei aufgehoben worden. Als Denisel erfuhr, seit wie lange er schon sei getäuscht worden, und mit welchen Künsten sein größter Feind sich ihm genähert und seine Freundschaft erworben habe, gerieth er aon neuem in Wuth und Raserei. Er stürzte, indem er einen Dolch faßte, auf Robert, um ihn zu ermorden; dieser aber stieß ihn mit solcher Gewalt zurück, daß der Alte rücklings über stürzte, wiederum in seine Krämpfe fiel und sich nicht erhob. Er war gestorben.

Robert fand zuerst Speache und Besinnung wieder. Was wir in diesen Augenblicken erlebt hateen, war so erschütternd, so allgewaltig in unser Leben gedrungen, daß wir fühlten, eine neue Bahn liege aor uns, wenn wir uns nicht zu Grunde richten sollten. Robert war in Reue und Trostlosigkeit zerflossen. Die herzzerreißendste Anklage seiner selbst floß von seinen Lippen, wie er mich, die er zu lieben und zu verehren gemeint, in den Abgrund gezogen habe, und wie er jetzt jede

und innigst fühle, daß die Liebe selbst das Böse sei; wie er jetzt verstehe, daß im ersten Keime derselben, in der frühesten und unschuldigsten Regung, die ihn wie mit himmlischer Heiligkeit überschüttet habe, schon das Laster geschlummert. Das Leben selbst, so fuhr er fort, sei Sünde, und das Gift in diesem regiere. Er bereue auch jetzt alle seine Irrthümer gegen die Kirche, er widerrufe jene Lehren, die er und Philipp ihren Vertrauten gepredigt hätten, und einzelne schlechte Priester könnten niemals die hohe Würde des Standes erniedrigen.

Er war ganz vernichtet, erflehte in Thränenergüssen meine Verzeihung, daß er mich zur Sünde verleitet habe, und ging, sich mit der Kirche zu versöhnen. Seit dem, so hat man mir erzählt, lebt er unter strengen Büßungen in einem Walde als Einsiedler.

Es machte kein Aufsehen, daß Denisel gestorben war; er war Greis, es war bekannt, daß die fallende Sucht ihn schon oft dem Tode nahe gebracht hatte. Auch mein Vater verließ bald die Zeitlichkeit, und ich war mir nun, im Besitz eines mäßigen Vermögens, selber überlassen; denn Vieles, das wir früher besessen hatten, war durch Denisel und meinen Vater an Klöster und Kirchen vergabt worden. —

Nun wißt Ihr Alles, mein vertrauter Freund, und ich hoffe, Ihr helft mir dieses Leben erheitern, welches ich mir erwählt habe, nachdem so viele Stürme mein Gemüth erschütterten.

Liebe Catharina, sagte der junge Mann, Euer Bekenntniß hat Euer ganzes Wesen mir näher gebracht, und doch wieder seid Ihr mir fremder und entfernter als gestern. Ich meine nur, da Ihr schon früher nachgabt, um einen andern zu beglücken, solltet Ihr um so leichter meinen Bitten nachgeben.

Lieber Friedrich, antwortete sie, ich habe in allen diesen Jahren nicht aufgehört, mich als Roberts wahre, vom Priester angetrauter Gattin anzusehen. Ich wäre, wenn es seine Reue und Zerknirschung zugelassen hätte, wohl mit ihm, da ich nun frei war, nach England gereiset. Ich liebe ihn noch, sein Bild wohnt in meinem Herzen, ich darf ihm die Treue nicht brechen. Ihr verwundert Euch vielleicht, wenn ich Euch sage, daß ich selbst jene Umwandlung seines Wesens so wenig verstand, wie billigte. Gewiß hatten wir uns schwer versündigt, und viele Augenblicke der Schaam und Reue hatten mich zu dem Vorsatz geführt, besser zu werden. Meine unsterbliche Seele bedurfte es, aus dem Zustande der Erniedrigung wieder erhoben zu werden. Aber nicht durch Untreue gegen mich und das Edelste, was ich geschaut und erlebt hatte, durfte die Besserung anheben. Sein Bild, jenes Frühlingsgefühl, welches den Winter meines Herzens damals durch Duft, Glanz und Blüthe vertrieben hatte, war mir noch heilig, muß es mir in Ewigkeit bleiben. Ich kann nicht jenen Glauben aufgeben, alle jene Ansichten, die ich damals durch Robert und Philipp gewann; denn sie läuterten und erhoben alle meine Seelenkräfte. Und so bin ich seitdem allgemach und sicher zu meiner frühern Lebensweise zurück gekehrt, in Schaam und Vergessenheit sind jene unseligen Verirrungen begraben, mit jedem Tage ward ich sicherer, fester und im Herzen glückseliger. Werdet Ihr mich verstehen, wenn ich Euch sage, daß ich es nicht fasse, wie jene wilde, verzweifelnde Reue, Buße und Trostlosigkeit, Selbstqual und Selbstverachtung uns dem Ewigen näher bringen soll? Im Anschauen des Schönen und Edlen, im Glauben an meine Liebe, im Genuß von Kunst und Poesie, im Umgang mit Freunden und edlen Menschen habe ich die Verklärung meiner Seele gesucht und gefunden. Die Süßigkeiten des Glaubens und der Religion sind mir näher gekommen und eindringlicher geworden, und alles Unedle ist mir fremd, nicht unverständlich, da ich es erlebte, aber weit entrückt. So bleibt Ihr nun auch ferner mein Freund, Theuerster, und mißversteht mich niemals.

Friedrich war in tiefes Nachsinnen verloren, er fuhr aus diesem auf, als wenn er seine Gedanken wie mit Gewalt von sich verscheuchen wollte, betrachtete seine Freundin dann, und eine Thräne der Rührung floß aus seinem Auge. In dieser Stunde, sagte sie, da Ihr so bewegt seid, hört noch einige Worte von mir geduldig an, geduldig und ohne Zorn.

Friedrich setzte sich wieder, Catharina nahm seine Hand und sagte mit den lieblichsten Tönen: Euer Vater war bei mir, er ist ein guter, lieber Mann, der zärtlich um Euer Wohl besorgt ist. Die Hoffnung Eurer Familie beruht auf Euch. Sammelt Euer Gemüth, edler Freund, faßt den Entschluß, der Euch, von so wackern Eltern stammend, geziemt. Jetzt müßt Ihr unbezweifelt einsehn, daß keine Verbindung unter uns möglich ist, da selbst die Gesetze der Kirche wie des Staates, wenn auch sonst keine Hindernisse wären, sie unmöglich machen. Das liebliche Mädchen, Sophie, welches Ihr neulich hier saht, die, von edlen Eltern stammend, Euch Reichthum, Schönheit und alles Wünschenswerthe bringt, — macht diese glücklich; denn man sieht, daß sie Euch verehrt. Je früher Ihr diesen Entschluß fassen könnt, um so früher erfreut Ihr Euren Vater, dessen Alter schon so aargerückt ist, daß er Euch vielleicht bald kann entrissen werden. Dann sind wir Alle froh und zufrieden, und jenes Glück, das wir uns wünschen, ist uns freundlich gesichert.

Friedrich sprang auf, faßte Catharinens Hand, sah ihr scharf in's Auge, und sagte dann: Also daher Eure Weisheit? Ihr verschmäht es nicht, Euch zur Unterhändlerin mißbrauchen zu lassen, um die Absichten eines alten Mannes durchzusetzen, der nur auf Geld und Besitz sieht, und diesen eigensinnigen Wünschen das Wohl seines einzigen Sohnes opfern will? Und doch wollt Ihr meine Freundin sein? Nein, elend, verachtet, verstoßen lieber als eine solche Verbindung! Muß ich denn gerade in eine Ehe treten, wenn Ihr meinen Wunsch so bestimmt und mit aller Kälte zurück weiset? Und Ihr fühlt nicht, daß nur die Einsamkeit noch mein Glück sein kann, die Flucht vor solcher vernünftig berechneten Ehe? Ihr habt ja den Fluch dieser tyrannischen Verkupplung an Euch selbst erfahren, und solltet mindestens diejenigen nicht in das Joch zwingen wollen, die Ihr Eure Freunde nennt.

So ist dies denn, sagte Catharina trauernd, die Frucht meines Vertrauens? Ihr wollt mich lieben, und könnt mich so ganz mißverstehen? Ihr sagt, daß Ihr mich achtet, und traut mir doch eine geringe Gesinnung zu?

Ich weiß nicht mehr, was ich bin, was ich denke! rief der heftige Jüngling; Ihr seid es selbst, die mich irre macht in allen meinen Erkenntnissen; kann ich denn noch sagen, was ich wünsche? Ob ich liebe? In wie fern ich Euch verstehe? Ihr wollt es ja selbst, daß eine unermeßliche Kluft zwischen unsern Herzen sein soll. Warum zürnt Ihr mir nun, wenn ich den Riß noch größer mache? Eure Erzählung, Euer Gefühl kann es mir nicht deutlich machen, wie ich Euch entsagen müsse; ist denn nun nicht besser, wir nehmen an, dies unerquickliche Mißverstehen drohe schon auf innerm Hader, auf einer unsichtbaren Feindschaft, die ausbrechen muß? Ja, könnte man die Liebe auflösen, sei es auch durch lange Geduld, wie einen künstlich verschlungenen Knoten; der aber liebt nicht, der sagen kann: Ich will von der Zeit und Zukunft meine Gesinnung erwarten, denn im gegenwärtigen Augenblick ist und strebe die ganze Kraft der Liebe und weiß von keinen Morgen und Uebermorgen! Gut denn; wir gehen nun auf verschiedenen Bahnen, und ich weiß in Zukunft, daß, wenn Ihr mich freundlich anblickt, Ihr nur darauf sinnt, mir wider eine andre Ehehälfte annehmlich zu machen. Das sagt wenigstens meinem Vater, daß Ihr redlich seinen Auftrag ausgerichtet, aber keinen Dank dafür geerntet habt.

Er stand auf und ging, ohne der Trauernden noch einen Blick zu gönnen. In der Gartenthür stand er still, schaute um, und sah das sehnsüchtige Auge der Gekränkten. Vergebt mir, rief er, indem er zurückkehrte: der tiefe Schmerz hat auch sein Recht, und ich fühle wohl, aus räthselhaftem Grund kränke man nur den recht schmerzlich und vorsätzlich, den man auf das innigste liebt. Diese Schmerzen, die ich so roh und wild Euch gebe, sind ja nur eine andre Art von Liebeserklärung, und ich muß mich bewachen und mir in die Zügel fallen, um mich nicht nach mehr zu erniedrigen. Schändlich könnte ich in diesen Augenblicken werden, und innerlich bin ich es schon, aber ich will Euch den Anblick ersparen. Vergebt mir denn, wie Ihr könnt. Aber Ihr könnt nicht, da das Wort einmal gesprochen ist. Wenn ich mich bis daher für gut hielt, so bin ich jetzt zu der Ueberzeugung gekommen, daß ich ganz schlecht bin und werden kann.

Er entfernte sich, und Catharina blieb in tiefer Trauer zurück. So müssen sich also, klagte sie, die Menschen, die sich verstehn und lieben, am schlimmsten verletzen? So führt gerade die Einigung der Seelen zur feindlichsten Entfernung? Ja, wenn sich nicht Leidenschaft in Freundschaft und Liebe mischte, so wären sie himmlische Güter. — Und was wäre Freundschaft und Liebe ohne Leidenschaft? Würde ich gekränkt sein, wenn nicht diese süße Leidenschaft, dies selige Einssein und innere Näherverwachsen der Empfindung und des Verständnisses mich an ihn mit ewigen Banden gekettet hätte? Und liebe ich ihn denn vielleicht? — Ja und Nein. — Nicht wie Robert, nicht als Gatten, — und doch kann ich ihn nicht entbehren, und doch hat er mein Herz zerrissen. — Ja wohl besteht unser Leben nur darin, daß wir immer und immer wieder alle Güter, allen Besitz aufopfern müssen. — Unser Dasein ist wie der Seesturm auf der See; mehr und mehr werfen wir über Bord, um uns selbst nur zu retten, und gehn doch wohl auch unter; aber, wenn wir endlich landen und uns geborgen nennen, so sind wir Bettler, und es verlohnt sich nicht, das nackte Leben fortzuleben.

Nacht und Schlaf unterbrachen endlich diese Klagen.

In einem Winkel der Vorstadt lebte in einer unbemerkten Hütte eine alte, sonderbare Frau, ganz von der Welt zurückgezogen, die bei den Nachbarn, vielen Priestern und denen, die nicht blos weltlich gesinnt, und sich um die Einsamen bekümmerten, in dem Ruf der Heiligkeit stand. Sie war so arm, daß sie bettelte und nur von Almosen und Wohlthaten lebte. Für sich selbst bedurfte sie fast nichts, sie lebte von Brot und Wasser, und versagte sich jede Erquickung, denn das Gebet und der fleißige Besuch der Kirche war ihre höchste Labsal. Aber verarmte, elternlose Kinder unterstützte sie, brachte sie in den Häusern armer, gutwilliger Handwerker unter, und sprach darum die Wohlthätigkeit Gutgesinnter an, um die Pflegeeltern der Waisen zu unterstützen. Für diejenigen, die schwer krank lagen, die keine Hülfe hatten, bettelte sie unermüdet bei den Vornehmen, und zürnte nie, oder klagte, wenn sie auch wieder und immer wieder, oft mit harten Worten, abgewiesen wurde, nicht selten von den übermüthigen Dienstboten oder von solchen Reichen, die noch niemals von ihr vernommen hatten, gemißhandelt wurde.

So wie sie aus ihrer finstern Hütte auf die Straße trat, fiel sie Allen am Licht des Tages als ein sonderbares Schauspiel auf. Sie war mit Lumpen bedeckt, in Holzschuhen ging ihr nackter Fuß, die greisen Haare strebten weich und lang aus einer schwarzen, kleinen Zuchmütze hervor, die sich eng dem Kopfe anschloß. Ihre weißen, struppigen und langen Augenbrauen verschatteten die dunkeln großen Augen. Ihr Antlitz war kreideweiß, am meisten die lange aorstehende Nase. So erschien sie Allen, vorzüglich der Jugend, wie ein Leichnam, oder wie ein Gespenst. Die Buben auf den Straßen nannten sie nur die alte verrückte Gertrude, und liefen ihr schreiend und sie verhöhnend nach; die schlimmsten warfen sie dann mit Steinen, und würden sie verwundet, wohl gar getödtet haben, wenn die ältern Leute die Frechen nicht gehemmt und bestraft hätten. Sie selbst aber blieb immer ruhig und freundlich, erwiederte niemals ein böses Wort, beklagte sich auch nicht, sondern wandelte fort, ohne sich nur nach den Scheltenden und Höhnenden umzusehen.

Der Küster Wunderich, ein kleines, stets heiteres Männchen, wandelte jetzt nach der stillen, einsamen Gasse, in welcher die Hütte der Alten lag. Er kannte sie und beachte ihr das, was ihm von weichherzigen Menschen war mitgetheilt worden, damit sie es an die verarmten Kinder und nothleidenden Kranken vertheilen könnt.

Indem Wunderich sich der Hütte näherte, überlegte er noch einmal, wie er am besten seinen Auftrag ausrichten könne; denn so freundlich, ruhig und demüthig die Alte war, so hatte er doch schon die Erfahrung gemacht, daß es nicht immer leicht sei, sie zu einer Sache zu bereden, die ihrer Gemüthsweise entgegen war.

Leise öffnete er die kleine Thür und indem er die innere öffnen wollte, sprang ihm eine Ziege so heftig entgegen, daß sie ihn bald umgerannt hätte. Sieh da! sieh da! rief der kleine Mann aus, was schafft sich denn unsre alte Wahrsagerin für gehörnte Freunde an, die den Fremden so ungestüm begrüßen? Stille, stille Kind! Du mußt bei unserer seinsprechenden Gertrud um eine bessere Erziehung bitten.

Er machte die Thüre auf, und vor ihm drängte sich die Ziege in die kleine, finstre Stube. Nur wenig Licht fiel durch die engen, verfinsterten Scheiben, am grellsten hob sich ein hölzerner Christus am Kreuz hervor, der lebensgroß die eine ganze Wand bedeckte, mit Farben bemahlt. Der mermagerte Leichnam, mit den stark hervorgetriebenen Rippen in der hochgewölbten Brust, dünnen Beinen und Armen war einer jener widerwärtigen, mit denen viele Kirchen und Kapellen verunziert waren.

Die Alte kauerte im Winkel, so klein zusammengezogen, daß sie fast unsichtbar war. Wunderich entdeckte sie an der Ziege, die sich vor sie stellte, um von der Alten gemerkt zu werden. Bei diesem Geschäft kehrte das Thier sein kluges Gesicht mit den starren großen und gespaltnen Augen zu dem Küster wie höhnisch herum, als wenn es ihm deutlich machen wolle, wie viel Recht es habe, in der Kammer zu sein.

Die Alte begrüßte ihren Bekannten mit einer kleinen Bewegung des Hauptes, indem sie ungestört, und ohne ein Wort zu sagen, ihr Geschäft verrichtete. So habt Ihr Euch ja eine Gesellschafterin zugelegt, sagte Wunderich; die Einsamkeit ist Euch doch wohl zu lastig geworden. Der Springinsfeld ist aber für Eure Haushaltung etwas zu muntre, wenn Ihr ihn nicht als Thürhüter anstellen wollt, der mit Hörnerstoßen die Fremdlinge von Eurem Palaste abweist.

Die Alte ging jetzt, ohne nur aufzusehen, mit der Schale, in welcher sie die Milch gefaßt hatte, stillschweigend in eine finstre Kammer. Nach einiger Zeit kam sie zurück, öffnete stumm die große Thur und ließ die Ziege heraus, die nach dem Hofe sprang, auf welchem sich ein schmales Grasplatz befand.

So, sagte Wunderich, nun sind wir allein und kein Mensch kann unser geheimes Gespräch behorchen und verrathen. Nicht wahr? Nun, so redet doch, alte gute Meisterin, die Ihr hier abseits wie eine Hexe oder Zauberin wohnt. Kocht Ihr brav Liebestränke? Beschwört Ihr Euch wohl selbst ein Liebchen daher? Kommen viele Kunden zu Euren Sprüchen? Warum redet Ihr denn heute so gar nichts?

Wenn Ihr vernünftig anfangt, sagte die Alte, so giebt es vielleicht etwas zu antworten.

Hier, sagte der Küster, nehmt, was mir eingekommen.

Ohne das Paket anzusehen, legte es die Alte in einen Kasten.

Es ist Geld dabei, sagte Wunderich, verzettelt es nicht; ich bringe Euch diesmal viel.

Viel oder wenig, sagte Frau Gertrud; es ist da und wird morgen nicht mehr da sein; die Noth wächst immer, wie die Saat auf dem Felde, und das Almosen will immer nicht zur Sichel werden, es zu schneiden. — Setzt Euch.

Wohin? sagte Wunderich: altes Kind, ich werde mich, wie die Ziege vorhee, da auf aler Beine hinstellen, und Euch so in das dinne Angesicht schauen.

Da, antwortete sie, ist der kleine Schemel unter dem Kreuz; lehnt Euch an das.

Und so dem Heiland den Rücken kehren! fragte der Geistliche.

Das thut ihr ja doch immer, erwiederte sie; wenn er Euch einmal anblickte, würdet Ihr Euch die unnützen Reden abgewöhnen. Ihr seid gut, aber Ihr könntet noch viel besser werden.

Der Küster setzte sich auf den niedern Schemel und lehnte sich an das Bild; die Alte aber kauerte wieder in ihren Winkel und nahm einen Rosenkranz in die dürren Hände.

Wie geht's Euch sonst? fragte Wunderich.

Wie immer, antwortete sie, gut; ich kann meinem Schöpfer und Heiland nicht dankbar genug sein, wie ich hier schon im irdischen Leben so überschwenglich glücklich bin.

Es ist erbaulich, sagte er, daß Ihr Euch so begnügt. Aber neulich, als Euch die Buben ein Loch in den Kopf geworfen hatten, das Euch viele Schmerzen machte; wie war es da?

Ach! erwiederte sie fast lachend, ich habe durch meine Sünden viel Schlimmeres verdient.

Ihr sündigt nicht, Alte! rief Wunderich gerührt, schweigt still, Sybille, und lästert Euch nicht selber, gutes, liebes Weib.

Ihr kennt mich nicht, sagte sie gelassen, ich bin so sündig, wie irgend ein Mensch, und der Herr ist so gütig und freundlich gegen mich, daß er nicht mit mir in's Gericht hat gehen wollen. Die Wunde ist ganz geheilt, und ich kann den Kopf besser brauchen als jemals. O die Gnade, die mir der Herr erwiesen hat! Ich könnte krank sein, und bin gesund; ich könnte weit weg im Heidenlande leben, und bin hier als Christin geboren, von frommen Eltern, in der Nähe schöner Kirchen und ehrwürdiger Priester, ich könnte gottlos und verstockt sein, und der Herr hat durch seine Gnade mein Herz schon vor vielen Jahren angerührt; ich könnte blind und taub sein, oder ich vernehme die heiligen Glocken, ich höre den Gesang der Kirche, sein Wort dringt durch mein Ohr in meine Seele; ich sehe seine Sonne und seine Gestirne, in schon früh fällt und schleicht ein Strahl durch die matten Scheiben und vergoldet das todte Antlitz meines Heilandes dort, der dann wie mit Stimmen zu mir spricht, und wie mit Liebesblicken in mein Herz hinein leuchtet.

Liebe alte Segenssprecherin, fing Wunderich wieder an, der Dechant Dubois ist ein verständiger Mann und meint es gut mit Euch. Ihr sollt Euch im Spital selbst eine Zelle aussuchen, da wird man Euch verpflegen; Ihr seid der Kirche näher, Ihr braucht nicht mehr Almosen zu heischen, und Euer hülfloses Alter ist ganz ruhig und ohne Sorgen. Der Herr schätzt Euch hoch, er hat von Eurem Wandel gehört; er wünscht, daß Euer Tugend belohnt werde, und daß Ihr doch endlich die guten Tage kennen lernt.

Küster, sagte Gertrud verdrießlich, schwatzt nicht so albern, wo wäre Tugend an mir zu finden? Wenn ich für meine Kinderchen bettle, so gehe ich nur meinem Vergnügen nach, und kein Mensch soll mir diese Freude nehmen. Dann sehe ich die Kleinen selbst, wie sie gedeihen, ob sie die rechte Pflege haben; tröste die Kranken, gebe den armen Pflegeeltern, und bin so froh in meiner Seele, daß ich fast dem Geber alles Güter danken muß. Was geht mir hier ab? Die alte Stube verlasse ich einmal nicht. Was kümmert mich der Herr Dechant, so sehr ich ihn verehre? Er soll mich in Ruhe lassen, so wie ich ihn nicht störe. Giebt er mir Almosen, nun so besser für meine Kinderchen; kann und will er nicht, so werde ich auch nicht über ihn klagen.

Der Bischof von Baruth, fuhr der Küster fort, möchte Euch in seiner Nähe haben, er nennt Euch eine heilige Frau

und ein Muster für die Christenheit. Geht es nach ihm, so bleibt Ihr nicht arm, sondern stellt Euch in der Stadt an die Spitze einer frommen Schwesterschaft, verwaltet das Almosen und seid selbst der Noth enthoben, genießt nach Ehre und Achtung; und gebt so Veranlassung, daß sich die christliche Gemeine an Euch erbaue.

Küster! Küster! rief die Alte, wahrlich, wahrlich, ich sage Euch, Ihr seid ein Schalk! Ihr wollt mir da von einem frommen Bischofe etwas anfinden, das ihm keine Ehre macht, wenn er es gesagt haben sollte. So selten sollte es um einfältige Christen stehn, daß man sie bei mir, hier in der Hütte, aufsuchen müßte! Ein Bischof, ein Gesalbter des Herrn sollte so gottlose, trostlose Reden führen? Ein armes Bettelweib bin ich, das so, wie Andre an Tanz und Mahl, ihre Lust an Betteln hat; ich ließe es gewiß, wenn es mir nicht Spaß machte. Und hört, Küstermann, ich will weder den Herrn Dechanten, noch den Herrn Bischof sehen; ich will nichts verhandeln und thun, was mir noch in meinen alten Tagen meinen oft zerschlagenen Kopf verrücken könnte. Ja, ich habe viel erlebt, und denke und meine über vieles hinweg zu sein. Aber man lernt die Welt und sich niemals zu Ende kennen, denn der Mensch bleibt dumm und voll böser Trachtens, wenn er auch Methusalems Jahre erreichen sollte. Das fehlt noch, daß sie mir die Schüssel des geistlichen Hochmuthes so nahe rückten, daß der betäubende kräftige Geruch mir in die Nase stiege, und mich dort hinsetzte, um davon zu naschen und zu speisen. Jeder Mensch muß sich das aus dem Wege stellen, was seinen Glauben irrt. Vermögen, Ansehn, Ehre, Aufsehn machen, das alles könnte mich weit, weit weg führen. Für mich ist die Armuth, der Hohn der Knaben, der Uebermuth der Großen, der Ekel, mit dem die Reichen auf mich herab sehen; diese Demüthigung ist mir werth, denn mein Herz war böse und eitel, und erst, da mir der Herr so gnädig war, mich so zu führen, wie jetzt, bin ich glücklich geworden.

Der Küster ward still und dachte über die wunderbare Gemüthsart der Alten. Er merkte, daß alles, was ihm aufgetragen war, bei ihrem festen Sinne nicht durchzusetzen sei. Er wollte ihr deutlich machen, daß sie entweder als Vorsteherin einer Schwesterschaft mehr Gelegenheit finde, wohlthätig zu sein, oder, selbst Haus, Geld und Eigenthum besitzend, mit weit mehr Sicherheit ihrem schönen Gefühle folgen könne. Im Großen, beschloß er, könnt Ihr, gute Frau, dann das thun und ausüben, was Euch jetzt schon glücklich macht. Dieses Glück wird Euch aber doch durch eignen Mangel, durch die Hartherzigkeit der Menschen und durch so manches Hinderniß verkümmert, welches Euch nachher nicht mehr quälen würde.

Freund, sagte sie immer noch verdrießlich, laßt ab von mir, denn Ihr werdet mich doch nicht überreden. Daß ich ganz arm, und bettelarm bin, das ist meine Freude und meine Andacht. Mein Heiland hatte auch nicht, wo er sein Haupt hinlegte. Wenn ihr meinen Sinn nicht versteht, so laßt mir wenigstens Ruhe. Fast alle Menschen glauben, sie fingen erst an zu leben, wenn sie Eigenthum erwerben. Ich habe alles verloren und vergeudet, und seitdem ist mir erst wohl. Der heilige Vater Franciscus und mancher Andre, auch Sankt Rochus, Alexius, dachten eben so. Es ist eine Seligkeit schon hier auf Erden, ganz arm zu sein und nichts zu besitzen. Nun weine ich nicht mehr über die Bettler, Hülflosen und Kranken, nun gehöre ich selbst zu dieser Gilde, und kann erst glauben, daß alle meine Brüder sind. Wie andre Menschen sich nach Freuden, Musik und Tanz und großen Festen sehnen, so ging meine Sehnsucht auf diese Armuth hin. Jeder muß wissen, wie er in seinem Glauben treu sein und verbleiben kann.

Sagt mir, alte Verwunderliche, fragte der Küster, ist denn das nicht auch vielleicht eine Eitelkeit, daß Ihr so das Erstaunen Eurer Freunde, der Nachbarn und des Volkes erregen wollt?

Ihr seid ein Versucher! rief sie aus, darüber werde ich im Stillen meinen Heiland befragen und Euch nächstens Antwort sagen. Ach! Ihr Weltlichen, Ihr wißt nicht, wie vieles Ihr aufgebt, um nur Menschenkinder zu sein, um Euch mit Weisheit, Glück, Reichthum zu drängen und den Andern überzuragen. Unten, im Staube liegen, von Allen verachtet sein, von den Stolzen mit Füßen getreten zu werden, o, das ist das liebe Wohlbehagen, die süße Einsamkeit des Herzens und der Liebe. Wer noch Sorgen hat und Vermögen, Haus und Kind, der kann den Heiland nicht ans vollem, überwallenden Herzen lieben. Und wer noch etwas vorstellen will und irdische Ehre genießen, der ist nicht ruhig, der sticht und findet noch in Drangsalen hin und her.

Nun, wie Ihr wollt, sagte Wunbrich; sagt ja doch das Sprichwort: des Menschen Wille ist sein Himmelreich.

Ja wohl, antwortete die Alte, die jetzt redselig geworden war; nur muß der Mensch auch einen wahren Willen haben, der ihm die rechte Stelle in seiner Welt anweist. Ich bin todt und lebe nur noch der Gnade. Der Kirchengesang, die Messe, — ach! lieber Freund und Herr — wenn ich ins Haus Gottes betrete, und der feierliche hohe Dom umfängt mich so tiefreich und ehrwürdig: da fällt doch gleich jeder Zweifel, jede irdische Angst zu Boden. Der Duft des Rauchwerkes, die Stimme des Priesters vom Altar weckt, so wie ich mich nun niederwerfe, eine sehnende Inbrunst in meinem Herzen auf. Die brennenden Kerzen erinnern mich mit ihrer stillen Flamme an das Geheimniß der Welt und Schöpfung, und ein süßes Grauen wandelt in meinem Wesen auf und ab, was sie bedeuten könnten. Ich sinne und bete, und der Schöpfer und der Heiland rühren mit inwendigem, unausgesprochenem Worte meine Seele an. Da ist in mir eine Liebe über alle Liebe, eine Seligkeit und Wonne; ein himmlisches Athmen; und nun klingt die Glocke und die Wandlung ist geschehen, da geht der Schauer durch alle Adern und das Mark der Gebeine, und ich weiß, daß ich eine Christin bin und der nahe, verkörperte Heiland mich liebt.

Die Augen der Alten leuchteten, und Wunbrich betrachtete sie mit Erstaunen. So komme ich denn, fuhr sie fort, neugestärkt nach Hause. Warum soll ich mich in meinem Wesen und Beruf stören lassen? Wozu Geld, Weltlichkeit, bessere Speise? Ihr wißt es auch nicht, der Ihr Euch in den Häusern umtreibt, welche Kraft, Herrlichkeit und Wohlgeschmack im klaren, frischen Wasser webt und kühlt. Der Brunnen drüben, aus welchem ich schöpfe, ist mir fast wie meine irdische Kirche. Er giebt mir die Genüge und Fülle.

Bücher sehe ich auch, sagte der Küster.

Nur wenige, antwortete sie. Ach! die süßen Gesänge auf die heilige Jungfrau, die ich alle auswendig weiß, und mir so hersage und in ihnen bete, wenn ich mir eine rechte Freude einmal machen will.

Hast du, Seele, nicht für Wunden
Süßen Balsam aufgefunden,
Wenn in Glanz und Abendröthen
Geht die Herrin der Natur,
Wonnesang auf ihrer Spur,
Trost und Heilung allen Nöthen?

Wie im Frühlingsabend Haine
Von dem Nachtgallon durchklingen,
So ertönt, wenn ich ihr weine,
Der Huldseligen süßes Singen,
Ach, die Königin, die reine,
Will sich gern hernieder schwingen,
Sag' ich, was ich lieb' und meine.
Wird sie Englein mit sich bringen,
Kinder, lockende Gestalten,
Die in klaren Händen hatten
Blumen duftend, weiße Blüthen,
Himmels-Rosen, Trost und Segen,
Die mir alle Noth vergüten,
Und sich um die Seele legen.

Blüthen hüllen wie Gewande
Weiß den liebekranken Geist,
Zitternd sprengt er seine Bande,
Und die Erdenhülle reißt.

Flügel werden Blüth' und Kranz,
Leicht entsteigt er auf zum Licht,
Und nun sieht er nach im Glanz
Ach! Mariens Angesicht.

Wo sie blicket, sprosset Glauben,
Lieb' und Sehnsucht in der Welt,
Fliegen wie die weißen Tauben
Durch das lichte Himmelszelt,
Aus dem Lächeln tropft Verführen
Wie Nektinen
Hoffnung strömend in das Herz
Starrer Sünder, und es schmelzen
Aller Gottentfremdung Eisen,
Und in wundersüßem Schmerz
Kommt der Bereuende
Sich selig Betreuende,
Wie ihn die weihende
Mutterhand der Liebe rührt
Und zum Heiland zärtlich führt.

Zürnen kannst du nicht, nur klagen,
Die der Heiland nicht verjagen
Wenn dein Mund die Bitten spricht,
Wollen Sohn und Vater schelten,
Wirst du selber für den Frechen,
Der dich höhnt, noch freundlich sprechen,
Nicht darf er die Sünd' entgelten,
Dein Schutz fehlt uns nimmer nicht.

Dies ist, sagte der Küster Wunbrich, aus einem Gedicht meines Freundes Labitt, des alten Mniers.

So? antwortete die Alte, des Mannes, den sie den Einfaltspinsel oder den dummen Abt nennen, um ihn zu verspotten? Ich habe es schon vor vielen Jahren singen hören.

Nun so lebt wohl, gute Freundin, sagte Wundrich, indem er sich erhob. In diesem Augenblick ertönte aus der kleinen Kammer ein lautes Geschrei, und die Alte rannte schnell hinein. In der Eile vergaß sie die Thüre zuzuschließen, und der Küster, welcher neugierig geworden war, näherte sich leise und schaute durch die Spalte. Ein schwer Verwundeter, der den Ausdruck eines Sterbenden hatte, lag auf dem schlechten Lager. Es schien, daß sich im Schlummer ein Verband gelöst hatte, denn die Alte stillte das Blut und legte frische Leinwand um, nachdem sie eine Salbe aufgestrichen hatte. Wundrich war erstaunt und erschrocken, denn er glaubte den Verwundeten zu erkennen. Nachdem die Alte den Kranken getröstet hatte, und er wieder beruhigt war, reichte sie ihm eine Schale Milch, die er mit Begier ausleerte. Sie machte ihm sein Lager wieder zurecht, betete über ihm, segnete ihn ein und ging dann in ihre dunkle Stube zurück. Sie schien zu erschrecken, als sie die Thür offen sah, und verschloß sie mit dem Ausdruck des Unwillens.

Gute alte Mutter, fing Wundrich wieder an, Ihr thut immer noch mehr Gutes, als man schon von Euch weiß, oder Euch zutraut. Wird es Euch denn nicht zu viel in Eurem hohen Alter!

Ach was! sagte sie mit zögernder Stimme, warum zu viel? Der Herr schenkt mir ja zu solchem Dienste Gesundheit und Leibeskräfte. Er hat mir vor drei Wochen diesen Leidenden vor meine Schwelle gelegt, und ich nahm in der Nacht, als er mir schon wie ein Sterbender vorkam, diesen Armen in mein kleines Haus. Es war eine furchtbare Schlägerei gewesen, ein Paar Menschen blieben todt, diesen hatten sie auch so liegen lassen. Als ich nach Mitternacht heraustrat, ächzte er schwer. Ich legte ihn dort in das Bett und verband seine Wunden, die sehr schlimm und tief waren. Er murmelte allerhand unverständliches Zeug, und wollte mir viel erzählen. Ich verlangte aber nichts zu wissen, denn diese Welthändel gingen mich nichts an. Als er am andern Tage etwas mehr bei sich war, bat er mich, keinem Menschen etwas davon zu sagen, daß er bei mir sei. So habe ich ihn gepflegt, und seine schlimmen Wunden, die erst immer weiter um sich fraßen, fangen nun endlich an, einen bessern Anschein zu gewinnen. Der Arme ist mir seitdem sehr lieb geworden, und ich mochte ihn schon nicht entbehren. Ich bin kein schlechter Wundarzt, und ich verpflege ihn besser wie es im Spital geschehen würde. Zu seinem Besten habe ich auch die Ziege angeschafft, deren Milch ihm gut bekommt und seine schaefen Säfte mildert. Ich tröste ihn, und der arme Mensch wendet sich durch meine schwache Bemühung seinem Heilande mehr zu, als er frühee gethan haben mag. Da der Elende nicht zur Kirche gehen kann, so lese ich ihm Gebete vor, er hört dazu das Läuten von ferne, ich sperre diese Thür auf, und er sieht von seinem Lager den gekreuzigten Heiland hier an der Wand. So leben wir mit einander, und er ist froh, daß er mein Gast geworden ist; ich fühle mich glücklich, diesen unverhofften Besuch in meinem kleinen Haushalt bekommen zu haben. Wenn Ihr mich aber lieb habt, Küster, so erzählt keinem Menschen, daß Ihr den armen Unglücklichen in meinem Hause gefunden habt. Er will es auch nicht, daß irgend ein Mensch darum wisse.

Ich glaube das gern, antwortete Wundrich; Ihr aber Alte, müßt ja doch erfahren, wen Ihr beherbergt, denn es ist ja kein andrer, als der Mörder Denis, den unser Herzog, und noch mehr der Prinz Carl, schon seit einigen Monaten so eifrig suchen lassen. Er hat einen Freund des Herzogs heimtückisch erschlagen, einen Jüngling, der mit dem Liebling des Herzogs, dem reichen, hochmüthigen Köstein, nahe verwandt ist. Der Strauß von neulich, hier in der Vorstadt, ist gewiß entstanden, weil ihn die Herzoglichen, aber Freunde des Grafen Greys haben greifen oder aus dem Wege räumen wollen. Frau, Frau, welche Verantwortung zieht Ihr Euch zu, wenn Ihr solchen Sünder bei Euch versteckt haltet.

Seht Ihr, wie Ihr nun seid, sagte die Alte bittend, Ihr Leute nehmlich, die Ihr noch immee in der Welt leben wollt! Sünder, Mörder, alle die Worte und Schimpfreden fliegen Euch so leicht von der Zunge, als wenn sie nichts zu bedeuten hätten. Er hat mir ja vielleicht Alles selbst gebeichtet. Wir sind zumal Alle arme Sünder vor dem Herren. Er war sterbend, blutend, zerschlagen, und mein Bruder. Was gehen mich Eure Händel und Verschwoeungen und Verfolgungen an, wo fast immer einee so frevelhaft verschuldet ist wie der andere? Ihr solltet, als ein Geistlicher, besser denken. Darum sagt auch kein Woet, weder dem Bischof, noch Diaconus, noch irgend einem Menschen, von meinem lieben Gast. Wollt Ihr mir das versprechen!

Der Küster stand nachdenklich. Ich kann ihn ja jetzt noch nicht aus dem Hause werfen! rief die Alte ungeduldig; er kann noch nicht gehen und stehen, er kann sich nicht regen, so schlimm haben sie den Armen zugerichtet.

Ich kann es Euch nicht so unbedingt versprechen, antwortete Wundeich; denn wenn die Sache entdeckt wird, so würde ich auch meines Schweigens halb verantwortlich. Der junge Herr ist gar so argwöhnisch, der alte Herr schwach, die Grafe grausam und leichtsinnig und der großthuende Köstein ein schadenfroher Narr. So kommt man, mag man fast nur auf ihren Schatten treten, in Verwickelnng und Elend, aus dem man sich nicht wieder herausstricken kann.

Küster, rief die Alte beängstigt, nur acht Tage haltet Euer gewissenhastes, politisches Maulwerk. Es wird Euch ja kein Mensch darum befragen. Was wären denn meine Liebesdienste, wenn sie den Hülfiosen mir von meinem armseligen Bette wegeiffen, um ihn zu quälen, zu foltern, oder hinzurichten? So hätte ich ihn ja nur eingefangen, um ihn tückisch der Marter zu überliefern. Da müßte ich es ja verwünschen, daß ich Euch nur je gekannt, daß ich nur je die kleinste Gabe von Euch angenommen hätte. Immer, immer noch bin ich mit der Welt zu sehr verwickelt. Im Walde sollte ich leben, und auch keinem Geistlichen trauen, und keinen mit Augen sehen, — nnd besse noch, sterben! — Laßt mir meinen armen Freund ungestört, den armen Verbluteten. Ihm wäre ja sonst besser gewesen, ich hätte ihn an der kalten Nachtluft liegen nnd hinfahren lassen. — O du mein Heiland! ich glaubte nun so ruhig sein zu können, so von allem Wirrwarr des verächtlichen Lebens erlöst, und nun muß wieder ein einziger Augenblick, ein dummer Leichtsinn, eine Vergeßlichkeit, daß ich die Thur nicht zuschließe, die Jämmerlichkeit mich wieder allen Sorgen und Qualen überliefern, als wenn ich noch jung nnd rathlos wäre, wie damals. Küster, Ihr konnt nicht so ruchlos sein, mir meinen armen Schelm und Schacher verrathen zu wollen.

Gebt Euch zufrieden, sagte der Küster gerührt, ich verspreche Euch, nichts zu sagen. Es war ja auch möglich, daß ich ihn nicht sah, daß ich ihn nicht erkannte; ich habe mich auch wohl geirrt, und der Leidende ist ein ganz anderer. Es ist finster bei Euch, meine Augen sind nicht die besten.

Recht! rief die Alte, wir wollen uns beide recht tüchtig etwas vorlügen, um nur gute, milde Christen zu bleiben, um uns durch die Wahrheit nicht zu Henkersknechten zu machen. Ihr seid besser, Herr Wundeich, als ich geglaubt habe. Haltet Euch wacker, und ich werde Euch immer danken.

Jetzt nahm der Küster von der Alten, die mehr beruhigt schien, Abschied. Die Alte begleitete ihn, und als sie auf den Gang kamen, lief die Ziege vom Hofe zu ihnen und drängte sich schmeichelnd an Gertrud. Diese machte die Hausthür auf, um den Besuch zu entlassen; aber obgleich die Alte ihre Ziege bei den Hörnern fest hielt, so sprang diese doch vor dem Küster vorbei und auf die Straße hinaus. Die alte Frau lief ihrer Ziege nach, rief und lockte, nannte sie mit den zärtlichsten Namen, und der Küster half, so gut er konnte. Das Haus ward verschlossen, aber die Ziege war schon in die nächste Gasse gerathen, und die Alte winkte dem Geistlichen, ihr zu folgen nnd den Flüchtling einfangen zu helfen.

Der Küster wuede immer verlegener. Er wollte der Alten, die ihm als eine fromme, fast heilige Frau erschien, nicht seinen Dienst versagen, und doch fuechtete er, in dieser Treibjagd lächeelich zu erscheinen, da sich schon einige junge Buben aus den Häusten versammelten, um der Alten und ihrer Ziege nachzulaufen. Seine Gutmüthigkeit siegte dennoch über seine Aengstlichkeit, und er rannte in die andee Gasse, um die Ziege der scheeienden Alten entgegen zu scheuchen. Die kluge Ziege aber, als wenn sie diesen Kriegesplan begriffe, eannte wieder in eine andre Nebengasse, um diese Absicht zu vereiteln. Da ein Hallo in diesem abgelegenen Viertel der Stadt eetönte, sammelten sich immer mehe der mußigen Jungen, die theils der Alten, theils der Ziege nachliefen. Am schlimmsten aber wuede es, als eine ganze Schule aus einem finstern Hause brach und den Tumult zur Reife brachte. Einige der größeren Jungen kannten die alte Gertrud und schrieen: Here! Here! Andere riefen: Ihr Kobold, die Ziege, ist ihr weggelaufen! Halloh! halloh! Andere riefen dazwischen: Der Beschwörer, der Herenmann ist auch gekommen! Auf sie drein! auf die Sünder! — Der Küster wollte sich in Autorität setzen nnd rief: Still! ungezogene Bengel! Ich bin der Küster von der Cathedrale! Die fromme Geetrud ist eine stille, wohlthätige, heilige Frau! Ich werde Euch, boshaftes Gesindel, der Strafe überliefern!

Das Getümmel aber war schon so laut geworden, daß seine Ermahnung wie sein zürnendes Wort erfolglos veehallte. Einer von den Buben warf mit Obst nach der alten Frau; der Apfel flog tosend an ihren Rücken, und ein allgemeines Gelächter jubelte. Hierauf griffen einige zu Steinen, und Wundeich wie Gertrud wurden von größeren und kleineeen

Digitized by Google

getroffen. Schon fiel die Alte wehklagend nieder, und es würde wahrscheinlich auch dem Küster schlimm ergangen sein, wenn jetzt nicht eine Anzahl von Männern, die durch die Straße gingen, dem Unfug gesteuert hätten. Am schnellsten aber stiftete der Dechant Friede, der mit einigen Dienern von seinem Garten herein kam und vom Geschrei und Toben nach dieser einsamen Gasse war gezogen worden. Ein angesehener Canonicus, Melchior, welcher sein Gast gewesen war, begleitete ihn. Beim Anblick dieser vornehmen Geistlichen floh die unerzogene Jugend, und der Dechant stellte den verwundeten und übel zugerichteten Küster zur Rede, wie er ein solches Aergerniß veranlassen, und sich mit den Jungen auf der Gasse schlagen könne.

Wundrich vertheidigte sein Betragen, wie er nur die fromme Gertrud habe retten wollen, jene tugendhafte Alte, die von allen Verständigen hoch geehrt werde, und nun dort schwer verwundet liege, von den bösen Buben verletzt, wie ihr schon, wegen ihres sonderbaren Aeußern, öfters geschehen sei.

Wie? sagte der Canonicus, jene Bettlerin, die dort liegt, ist die Gertrud, die man wohl eine Heilige nennen möchte? — Der Dechant rief ebenfalls mit Erstaunen aus: Himmel! noch niemals habe ich diese ehrwürdige Frau gesehn, die wir alle nicht genug achten können; und so schmählich ist sie behandelt worden!

Die Männer eilten mit ihren Dienern nach der Stelle, wo die Alte fast ohne Bewußtsein lag. So wie sich das Gerümmel verlaufen hatte, war die Ziege auch zurückgekommen und stand jetzt ruhig neben Gertruden, und sah sie aufmerksam an, als wenn sie sie trösten wolle. Die Diener nahmen die Alte auf, welche stark blutete, und die nur langsam, auf die Männer gestützt, gehen und sich bewegen konnte. So ward sie nach ihrer Hütte geführt, indem der Dechant und der Canonicus sie aufmunternd und tröstend begleiteten. Auch der Küster folgte in einiger Entfernung, und erwartete, daß jene Geistlichen an der Thür umkehren, und die Verwundete ihm übergeben würden. Sie schloß zitternd auf, und Alle gingen mit ihr, indem die Diener sie in einen kleinen Sessel legten. Jetzt wurde diesen aufgetragen, nach einem Wundarzt zu gehn, und der Canonicus zeigte sich vorzüglich theilnehmend. Herr Dechant, sagte er zu seinem Freunde gewendet, dieser Tag ist mir ein Freuden- und Trauer-Tag, den ich nicht leicht vergessen werde. Freudig ist er mir, da ich Eure edle Gesellschaft genossen habe, und dann noch zur Bekanntschaft eines Wesens gelangte, das ich, nach meiner Einsicht, heilig nennen muß, wenn man irgend einen Sterblichen also nennen darf. Höchst traurig ist dieser Tag, da wir den Hohn und die Schmach gesehn, mit welchem der Pöbel immerdar das Göttliche verfolgt.

Ach Gott! ach Gott! rief die Alte jetzt, soll man so hohe Herren in meiner Hütte sehen? Ich bitte, bitte, entfernt Euch, Hochwürdige, damit ich mich wieder besinnen kann, denn Ihr paßt nicht für diese Wände.

Was ist Euch, was ist Euch, Mutter Gertrud? tönte jetzt aus der kleinen Kammer eine matte Stimme. — Der Küster wurde blaß und Gertrud rang die Hände, als sie sah, daß sich der Canonicus erhob. Bleibt! bleibt! schrie sie ängstlich; laßt die Thüre zu, um Gotteswillen! Erlaubt mir, daß ich in meinem Hause noch etwas zu befehlen habe, ich bitte demüthig.

Der Canonicus aber hatte die Thür schon geöffnet, sah hinein, und fuhr mit dem Ausdruck zurück: Wie? der Mörder Denis hier? der meinen Neffen umgebracht hat? der Mensch, den die Fürsten so emsig suchen lassen? — Den bewirthet Ihr? — O wunderbarer Tag und höchst wunderbare Entdeckung!

Die Diener kamen mit dem Wundarzt, welcher die Wunden der Alten, die jetzt wieder ohne Bewußtsein war, untersuchte und verband. Der Canonicus sandte die Diener sogleich wieder nach einer Tragbahre, um den Kranken nach dem Spital zu bringen, der sich erschreckt in seine Kissen verhüllt hatte.

Jetzt kamen die Träger mit der Bahre, und man nahm den Kranken vorsichtig aus dem Bette. Er schloß die Augen, indem er durch das Zimmer getragen wurde; die Alte aber erhob sich weinend und klagend: So wird mir, rief sie aus, mein theuerstes Kleinod so grausam entrissen und geraubt, und von Männern, welche behaupten wollen, daß sie mich achten und lieben! Ach! der Arme! Nun soll er reden, Antwort geben und vielerlei treiben, und kaum hält er noch Leib und Seele zusammen. Meine Erquickung und Erbauung, mein Trost geht mit dem Elenden aus meinem Hause, und ich weiß nicht mehr, weshalb ich noch leben soll.

Der Canonicus trat zu ihr und sagte: Ich gebe jetzt mit jenem Denis, um selber zu sehn, daß er gut behandelt und so verpflegt werde, wie sein Zustand es erfordert. Ihm soll, liebe, fromme Frau, kein Unrecht geschehen, und ich will, wenn es nöthig ist, selber sein Vertheidiger werden, obgleich er mich am schmerzlichsten gekränkt hat.

Er ging mit den Trägern und Dienern fort; der Wundarzt, welcher jetzt mit dem Verbande fertig war, entfernte sich ebenfalls, mit der Erklärung, daß er am Abend wiederkommen wolle.

Der Dechant setzte sich jetzt zu der Kranken, faßte ihre zitternde Hand und sagte: Ich irre mich nicht, gute Frau Gertrud, dieser Schreck und diese Wunde haben Euch so erschüttert, daß Ihr aufgereizt und in krampfhaftem Zustande Euch befindet. Sammelt Euch wieder, daß Ihr gesund werdet, beruhigt Euch und faßt darin einen Trost, daß viele rechtschaffene Männer der Stadt, viele Geistliche und fromme Menschen Eure Aufopferung und Tugend anerkennen. Lebt in der Stadt, in unserer Nähe, so seid Ihr auf immer den Mißhandlungen eines rohen Pöbels entzogen.

Nein! nein! rief sie aus, Ihr könnt mich nicht beschwatzen, lieber vornehmer Herr Dechant. Ich bin jung gewesen und habe in der Welt gelebt; auch war ich nicht immer so arm, wie Ihr mich jetzt seht. Kein Vertrauen auf die Vornehmen, keine Freundschaft mit den Reichen! — Die Liebe Gottes kennen sie nicht, Mitleid und Erbarmen sind Ihnen fremd; Eigennutz ist ihr Kopfkissen, Grausamkeit ist ihr Bett. Was soll ich unter diesen? Ich habe nicht vor dreißig Jahren schon diesen Zustand gewählt, habe nicht damals alles fortgegeben, und befinde mich seit so langer Zeit wohl und glücklich, um unter Eure billige, kluge, verständige Menschen wieder zurück zu gehn, die für jede Schande und jede Mißhandlung einer scheindort Ausrede haben. Seit ich die Bettler kenne, kenne ich die Herzen, welche mein Heiland nur gerührt hat. — Aber wahr ist es, ich bin tief, tief erschüttert. Seit mein Kleinod aus der Hütte fortgeschleppt ist, sehe ich keinen Trost für mich. Und die Jungen auf der Straße haben darin recht, daß diese Ziege gewiß ein böser Geist oder ein Kobold ist, der den Armen verrathen und mir das Unglück zugezogen hat. — Küster, lieber Freund, laßt das böse Thier gleich nachher abholen, denn ich kann es nicht mehr vor Augen sehen.

Ihr glaubt nicht, fuhr der Dechant fort, daß Euer Zustand mich rührt, daß ich Euch meine Liebe beweisen möchte. Ihr seid zu eigensinnig und halsstarrig, und Euer Sinn weist meine Freundschaft zurück! Ist das fromm und christlich? Ist es recht?

Herr Dechant, sagte die Alte, Eure Zunge ist weich und Eure Stimme sanft. Mein Geist treibt mich an, ich möchte und sollte Vertrauen zu Euch fassen, aber dann stoßt es mich wieder von Euch zurück, Eure Miene, Eure Augen — das Herz zieht sich zusammen, und ich möchte weinen und verzweifeln.

Ihr seid im Fieber, sagte der Dechant, und Arznei muß Euch zuerst helfen.

Ja! ja! rief sie mit verzerrtem Antlitz und fast lachend, Krankheit, Wahnsinn ist Euch Menschen Alles, was nicht mit Euren feinen Rechnungen stimmt. Seit ich mich mit meinem ganzen Herzen zum Heiland gewendet habe, wollte ich mit dieser gepriesenen Vernunft nichts mehr zu schaffen haben. Beten, Mitleid bedürfen und Mitleid üben, hungern und den Hungernden trösten ist seitdem mein Handwerk gewesen; Ihr, Hochverständiger, macht so viele Ausnahmen, Ihr findet stündlich, der und jener habe sein Unglück verdient, als wenn Ihr selbst schon der Richter wäret der Lebendigen und der Todten. — Ja! ja! Ihr habt recht das Antlitz, Herr Dechant, als möchtet Ihr gern Menschen zu Qualen verdammen! O weh! Euer feuriges, kluges Auge schneidet mir durch die Seele! — Ach! Ihr werdet mich und Andre quälen! Nein, Ihr liebt mich nicht! Es steht ein dunkler, scharfer Geist hinter Euch, der es nicht leidet, daß Ihr Euer Herz zu einem so armen, alten, häßlichen Weibsbilde wendet. Ja, ja, wie ich sagte, Ihr auch seid grausam, Ihr habt Freude an der Qual, und die Liebe Gottes ist nicht in Euch! Weh dem Tage und der Stunde, da so vornehme Besuche in meine Hütte gekommen sind!

Der Dechant sah den Küster mit einem ungewissen, fragenden Blicke an, und dieser, welcher sich zurückgezogen hatte und am Fenstre stand, sagte: Sie ist krank, ehrwürdiger Herr, wie Ihr selber bemerkt habt, sie weiß eigentlich nicht mehr, was sie spricht, und darum könnt Ihr auch der Armen nichts zum Uebeln deuten.

Daß sie meine Freundin ist, werde ich ihr beweisen, antwortete der Dechant, so wenig sie auch geneigt scheint, meinen Worten Glauben beizumessen.

Er gab der Alten die Hand und entfernte sich nachdenkend, indem er in der Thür noch sagte: Freund Wundrich, vergeßt es nicht, heut Abend noch zu mir zu kommen.

Die Alte sah dem Scheidenden mit einem scharfen Blicke lange nach und sagte dann, indem sie sich wieder aufrichtete:

Ich bin ganz gesund, der Dechant versteht sich auf Krankheit nicht besser wie auf Christenthum. Ja, ja, er mag sich nur vorsehen, daß er mit seinem anscheinend guten Willen nicht mein Uebelthäter wird. Sein Verstand ist noch nicht einer der hellsten und dauerhaftesten; weltlich ja, aber nach dem Ueberirdischen reicht sein brauner, feuriger Blick nicht, den hat er zu tief in die Gluth der Leidenschaft getaucht. Wenn man ihm recht ins Auge schaut, so versteht man wohl, was die Geister zu bedeuten haben, die die Gestalten der Engel des Lichtes annehmen können. Das ist nun schon Dechant und des Bischofs rechte Hand, das denkt natürlich darauf, auch Bischof zu werden. Das Unglück von diesem, das Leiden von jenem, der Sturz eines Dritten, die Zurücksetzung eines Vierten, das Wohlgefallen der Vorgesetzten, Schmeichelei dem Mächtigen, nicht widersprechen dem Herrscher, dem Fürsten sich gefällig machen, den Bürger freundlich grüßen, bei den Brüdern für gelehrt und weise gelten, das sind die Staffeln der Leiter, auf welcher diese Menschlein hoch und höher steigen. So war aber die Leiter nicht, von welcher Jakob im Traum die Engel herniedersteigen sah. Jene Staffeln waren Demuth, Geduld, Liebe, Freundschaft und Dienstbarkeit. Wehe dem, der noch mit der Welt sich will zu schaffen machen, und doch Christo angehören. Niemand kann zweien Herren dienen. Ja wohl!

Wundrich sagte: Alte, liebe Freundin, ich kenne Euch gar nicht wieder. Wo ist die Geduld von ehemals, die stille, einfache Demuth, jene Einfalt, mit der Ihr Euch von allen heftigen Gedanken und Leidenschaften abwendetet? Thut nicht Andern Unrecht, damit Ihr nicht das größte Unrecht gegen Euch selbst verübt.

Ihr habt Recht, guter Küster, erwiederte sie heftig, ich fühl' es, ich bin bezaubert, und die böse Ziege hat es mir angethan, die Ihr mir auch gleich, das Zauber-Unthier, aus dem Hause schaffen müßt. Ich sehe nichts als Elend und Qual. Wohin ich die Augen meiner Seele richte, nur Unruh und Verwierung, und die ganze Stadt in Aufruhr. Das Böse wächst und wächst, bis es alle guten Kräfte überschüttet, und Wahnwitz sitzt am Steuerruder, um in Tod und Verderben hinein zu fahren. Das Auge der Vorsehung ist verschwunden, und dunkelschwarze Wolken ziehn sich vor des Himmels freundliche Güte. Ich bin nicht mehr die ich bin, und der Dechant weicht und wankt nicht, mir selbst mein eignes Wesen abzustreiten. Ihr, Küster, seid auch nicht mehr, wie Ihr wart, oder meine Seele erkennt Euch nicht mehr. Alles steht schief und krumm, und wie ich einfaltig war, so wächst der Stolz der Jugend meiner christlichen Demuth wieder über den Kopf.

Alte, liebe Freundin, sagt Wundrich, ergebt Euch nur nicht diesem Schwärmen. Es scheint wirklich, daß Euch die Sinnen aus den Fugen gerathen sind, denn Ihr sprecht nicht ausbündig klug. Indessen erholt sich auch die Vernunft bei mir manchmal, und macht ein solches Wurstgemengsel von verschiedenen Gedanken, das, wenn nur der Pfeffer nicht darin gespart ist, sich immer ohne Nachtheil genießen läßt, denn die einfache Kost des alltäglichen Verstandes mundet nachher um so besser. Die Ziege, den ungezogenen Schüler, will ich abholen lassen, denn wenn Ihr der Creatur die Freundschaft aufgesagt habt, so ist unter Euch doch kein rechtschaffener Umgang mehr möglich. Lebt wohl und besinnt Euch, alles liebes Wesen, denn Ihr seid verständig, wenn Ihr nur wollt, so sehr Ihr auch heut auf den Kopf gefallen seid.

Lebt wohl, rief sie ihm nach; werdet Ihr mich denn auch wohl in meiner neuen Wohnung besuchen?

Wo wollt Ihr denn hin, fragte der Küster, indem er schon in der Thüre still stand.

Ich sehe sie nur, fabelte sie, weiß aber nicht, wo sie liegt, sie ist aber noch finsterer, als diese, noch unfreundlicher, aber viel Elende sind in der Nähe, auch hoffärtige, wandelnde, frech umschauende Leichen. Ja, wir sind alle zu einer seltsamen Hochzeit eingeladen, und die Kerzen und Fackeln brennen hell, das giebt ein Jauchzen und ein Zetergeschrei, und keiner kennt den andern.

Wundrich schüttelte sein greises Haupt, und entfernte sich mit dem Vorsatze, den Arzt zu senden, und sonst auf Hülfe für die Arme zu denken, die er seit so manchem Jahre gekannt und geliebt hatte.

Indem die Frau Catharina Denisel die Erfahrungen überdachte, welche sie seit kurzem gemacht hatte, überschlich sie das Gefühl, daß sie an sich selbst und an denen, die sie am innigsten sich verwandt wähnte, nun neuem irre wurde. Die Ruhe des Herzens, die sie errungen hatte, war ihr wieder verloren gegangen, und es war ihr peinlich, alle die Gedanken und Gefühle wieder durchkämpfen zu müssen, mit welchen sie glaubte, schon seit lange Frieden geschlossen zu haben.

Als sich daher wieder eine zahlreiche Gesellschaft in ihrem Garten versammelt hatte, konnte sie die Heiterkeit nicht finden, die man sonst an ihr gewohnt war. Der Dechant war zugegen und Friedrich, die Muhmen waren heiter und sangen. Während der Musik benutzte der Dechant einen Augenblick, als Catharina aufgestanden war, um mit ihr in den Raum eines Fensters zu treten. Ihr habt mir, schöne Frau, begann er, nicht erlaubt, Euch früher zu sehen und allein zu sprechen, ich muß daher jetzt diese Gelegenheit ergreifen, in welcher wir weniger beobachtet werden. Könnt Ihr nicht vergessen und vergeben, was ich Euch neulich im Vertrauen gesagt habe, so kann ich eben so wenig meine Leidenschaft aufgeben. Aber warum sollen wir mit einander grollen und schmollen? Wozu den Leuten ein Schauspiel geben und unnütz Geschwätz veranlassen? Bezwingt Euer Herz, und stellt Euch mir wieder so unbefangen, wie ehemals, gegenüber.

Es sei, antwortete sie nicht ohne Verlegenheit, ich will streben, meine vormalige Heiterkeit wieder zu finden. Und wenn Ihr mich nicht unnöthig quält, so erwächst auch wohl das alte Vertrauen wieder unter uns.

Nur, fuhr er fort, seid nicht so zurückstoßend, vermeidet mein Gespräch nicht so auffallend. Euer Wesen selbst ist ja Freundlichkeit, das Opfer kann Euch ja so viel nicht kosten.

Catharinn wendete sich wieder zur Gesellschaft, zu welcher der Küster Wundrich getreten war. Dieser ging dem Dechanten entgegen, und erzählte ihm, wie die alte Gertrud immer noch phantasire und das Fieber nicht weichen wolle. Die Krankheit der alten Frau hatte Aufsehn in der Stadt gemacht, und alle erkundigten sich nach dem Zustande der Frommen. Es ist seltsam, berichtete der Küster, wie im Phantasiren alle ihre Begriffe sich verwirren. Bald hält sie sich für verzaubert und klagt die bösen Menschen an, die ihr die Bosheit angethan haben, dann verwechselt sie sich mit jenen, und erzählt, sie selbst sei diese Zauberin, und der böse Geist habe sich ihr einverleibt, um den ehemaligen guten aus ihr zu vertreiben. So sucht und verliert sie sich abwechselnd und ich fürchte, sie hat ihren Verstand auf immer verloren.

Es ist zu fürchten, sagte der Dechant, doch sind freilich die Beispiele seit neuerdings nicht selten, daß durch die Imagination, diesen strengen Willen, und durch seltsame Künste das Gemüth eines andern bezwungen werden kann.

Wie? Herr Dechant! rief Friedrich aus, mit dergleichen undogmatischen Vorstellungen kann sich Euer Verstand vertragen! Das sind ja eben die verwirrten, gottlosen Begriffe, gegen welche der erlauchte Geistliche kämpfen müßte, um sie gänzlich und auf immer auszurotten.

Junger Mann, erwiederte der Dechant mit einiger Hoheit, so lange die Kirche, die Concilien, und alle Kirchenväter nebst dem Papste und dem Collegio der Cardinäle die Möglichkeit der Bezauberung, der Einwirkung böser Geister zugeben und als Lehrsatz aufstellen, so lange dieser nicht von jenen aufgehoben und vernichtet wird, sind wir beide wohl zu schwach und ungelehrt, ihn für Unsinn erklären zu dürfen.

Catharina sah ihren Verehrer verwundert mit großen Augen an, und Friedrich rief unwillig aus: Nun wahrlich, wenn wir dahin zurück kehren sollen, so ist es besser, Denken und Sinnen aufzugeben, um nur im finstern Joch des Aberglaubens wieder zu wandeln. Und von Euch, geehrter Mann, hätte ich, wie wir Euern Scharfsinn zu kennen glaubten, diesen Ausspruch wohl um wenigstens erwartet, denn wir schienen uns über diese Punkte zu verstehen.

Was Zweifel und vertrauliche Mittheilung sich erlauben, sagte der Dechant, sollte von den Klugen auch immer nur als ein Pfand der Freundschaft angesehen und geachtet werden. Ein andrer bin ich, als ein armer, irrender Mensch, der Scherz versteht und befördert, und der sich auch wohl Zweifel, Einwürfe und Grillen erlauben darf: und ganz ein andrer bin ich als Priester oder Bürger des Staates, aber Theilnehmer am großen christlichen Bunde. Wie ich mich den Befehlen meines Herzoges, den Gesetzen der Obrigkeit unterwerfen muß, so muß ich auch jenen Satzungen Folge leisten, die mir die Kirche hinstellt, wenn meine armen hinfälligen Sinne sie auch vielleicht nicht begreifen können.

Catharinn war verwirrt, Friedrich aber in Zorn. Das ist es ja, rief er entrüstet, worüber seit Jahrhunderten der Streit der Geister hinüber und herüber geht. Wenn die Besseren und Klügeren nicht mehr zusammen halten wollen, so werden nun dem erst neu aufgeführten Gebäude die Stützen hinweg geschlagen, und woran sollen sich die Vernünftigen in Zukunft anders erkennen, als an der Vernunft?

Wir wollen nicht streiten, sagte der Dechant, am wenigsten mit Heftigkeit, denn umsonst werden wir die Stellen der geheiligten Offenbarung niemals, in denen von Bezauberten und bösen Geistern die Rede ist, die Erklärungen dieser hochwichtigen Worte und Erzählungen sind auch schon lange von den ehrwürdigsten Männern, nicht ohne Inspiration, festgestellt. Lernen sollen wir, nicht meistern. Aber auch in so

fern wir uns außer der Kirche, als zweifelnde, irrende Wesen befinden, können wir doch wohl manches begreifen, was auch jener Offenbarung auf natürlichem Wege entgegen kommt. Wer vermag denn die wunderbare Kraft des Willens zu leugnen! Was erfinden, erstreben, gewinnen wir nicht durch diesen, wenn wir ihn zur höchsten Kraft und Energie hinauf spannen! Soll unsre Herzensliebe auf Freunde, Verwandte und Kinder keinen Einfluß haben? Soll unser Gebet, wenn die ganze Inbrunst des Herzens steht, die Geister des Verstorbenen nicht erreichen, oder in unsre Nähe ziehn? der Liebende erzählt ja wie oft, daß er die Gedanken und Gefühle seiner Verlobten aus weiter Ferne ahndet. — Und wie! Dem dasen, kraftigen Willen, der sich ganz in seiner derben Bosheit zusammenzieht, ihm sollte alle Kraft des Wirkens mangeln? Vielleicht ist dieser noch stärker als jener, da sich unsre verderbte Natur mehr zum Haß als zur Liebe neigt. Stechend und widerwärtig ist uns schon der Blick manches Menschen, verletzend sein Ton, schwache Naturen können schon durch diese der Krankheit nahe kommen. Also ist es auch nicht ganz vernunftwidrig anzunehmen, daß der feste Vorsatz verdorbener, lasterhafter Menschen auf die reine Natur verderblich wirken könne, vorzüglich wenn diese sich nicht dagegen wahrt und dem Feinde keine Vorsicht entgegen setzt. Will der Rechtgläubige diese Wirkung, die eine unsichtbare ist, durch Geister geschehen lassen, so kann der Zweifler auch gegen diesen Ausdruck, der dann für Willenskraft steht, nicht viel einzuwenden haben. Das Geheimniß ist aber, daß wir wohl beständig von Geistern und Engeln umgeben sind, die uns schützen und bewahren, die sich, wenn wir tugenhaft wandeln und heilig denken, in unsrer Nähe wohl befinden, und uns selbst durch ihre Lieblichkeit läutern und verklären. Die Schrift lehrt uns, daß Engel, und die mächtigsten, glänzendsten, gefallen sind; ihr Bestreben kann nur Gott und seinen Kräften sich entgegen richten, ihnen kann nur wohl sein, wenn der Mensch, das Ebenbild Gottes, sich verfinstert, denn der geschaffene freie Mensch kämpft alsdann dem Licht und dem Himmel entgegen; und diese gefallenen Engel fallen sich nicht mit dem bosen, gottlosen Gemüthe vereinigen können, und das schon gesättigte Herz mit Bosheit übersättigen? dem Sterblichen scheinbar zu Diensten sein, um ihn zu beherrschen? Wer das Bessere glauben kann, muß nicht mit bloßem Zweifel und eigensinniger Willkühr das Schlimmere leugnen wollen. Uns ist Flöte und Schalmei Organ für unsere Melodie und Musik, und wir Menschen sind auf ähnliche Art Organ für die Geisterwelt.

Mit dem Küster entfernte sich jetzt der Dechant Marck, und beide wollten für die alte Gertrud Sorge tragen. Die Gesellschaft begab sich nun in die Kühle des Gartens, und Friedrich benutzte die Gelegenheit, um seiner Freundin Catharina in einen Seitengang zu folgen, der sie von der übrigen Gesellschaft etwas absonderte. Ihr seht nicht wohl aus, mein junger Freund, begann die Frau; Ihr warfet mir vorher so zornige Blicke zu, daß ich vor ihnen erschrecken mußte.

Ich bin Euch gefolgt, sagte Friedrich, um Abschied von Euch zu nehmen. Ihr hättet mir ja, da Ihr mir schon so viel vertrautet, noch das hauptsächlichste Geheimniß enthüllen können, und Euer Wesen, das mir so unverständlich erscheint, wäre mir dann wohl klar geworden.

Ich verstehe Euch nicht, sagte Catharina; könnt Ihr Euch nicht deutlicher machen?

Nun gut, versetzte Friedrich bitter, ich will es versuchen. Warum habt Ihr es mir verschwiegen, daß Ihr mit dem Dechanten in einer geheimen vertrauten Verbindung lebt? Meine Warnung, die ich Euch neulich so gutmüthig geben wollte, erscheint mir jetzt lächerlich, und wie müßt Ihr in Eurem Herzen meine kindische Einfalt verhöhnt haben. Das also ist die kurze Lösung des Räthsels, warum Ihr mein Herz und meine Hand verschmäht. Die Ehe dünkt Euch zu fesselnd und grausam, und Ihr findet ein Glück in einer leichter zu lösenden Verbindung mit diesem gewandten und zweideutigen Geistlichen.

Catharina ließ sich ermüdet auf einen Rasensitz nieder und sagte mit matter Stimme: Friedrich, seit ich Euch neulich mein Herz ganz eröffnet habe, geht Ihr recht geflissentlich darauf um, mich zu zerreißen und zu zerstören. Ich könnte fragen: wer giebt Euch das Recht, so mit mir zu sprechen! Das will ich nicht, ich frage nur: was berechtigt Euch zu diesem ganz unwürdigen Verdacht!

Friedrich blickte sie scharf an und sagte: Die auffallende Art, mit welcher Ihr Euch vorhin aus der Gesellschaft mit ihm ins Fenster zurück zogt, dort das eifrige, leidenschaftliche Gespräch, Eure brennenden Blicke, seine Röthe, das Zittern Eurer Hand, welches ich wohl bemerkt, alles dieses muß ja jeden Zweifel in meiner Brust zerstören, wenn ich auch gern noch zweifeln wollte.

Catharina trocknete ihre Thränen und sagte: So müßt Ihr denn erfahren, was ich Euch verschweigen wollte, um Euer aufgeregtes Gemüth nicht noch mehr zu reizen. Euer Argwohn gegen den Dechanten Marck war nur zu gegründet, er hat mir frech, mit vielen Worten, vor kurzer Zeit eine unwürdige Leidenschaft bekannt, und wir trennten uns in Zorn. Ich war sichtlich verstimmt, daß er es heut von neuem wagte, unsre Gesellschaft zu besuchen; ich konnte meinen Widerwillen gegen diesen Mann zu wenig verhehlen. Er führte mich beiseit, um mich um Mäßigung zu bitten. — Sie erzählte dem Freunde alles und schloß mit den Worten: So hangt alles zusammen, und das war die Ursache meiner Verlegenheit, meiner Leidenschafte und meines Zitterns. Euer unwürdiger Argwohn hat Alles falsch ausgelegt.

Friedrich neigte sich auf die weiße schöne Hand, drückte einen heftigen Kuß darauf und sagte: Es ist nun einmal Euer Schicksal, mir immerdar zu vergeben, und meine rohe Ungeduld wird sich noch oft an Euch versündigen. Aber wohl und leicht ist mir wieder nach Eurer Erklärung, und daß ich jenen Pharisaer und Gleißner nicht so zu hassen brauche, wie ich ihm schon ergrimmt war, da Ihr nicht seine Beute geworden seid. Laßt uns nun wieder fröhlich sein und des schönen Tages genießen.

Kommt zur Gesellschaft, antwortete sie, damit wir nicht ein zweites Aufsehen erregen, das mißgedeutet werden könnte. Ich will versuchen, ob ich fröhlich sein kann; aber eine düstre Ahndung liegt auf meiner Seele und drückt alle meine Kräfte zu Boden. Ich kann, so sehr ich mich bestrebe, alle meine früheren Gefühle nicht wiederfinden.

Sie gingen, und ein lautes Gelächter schallte ihnen aus dem Baumgange entgegen. Der alte Maler Labitt war zur Gesellschaft gekommen, und die Mädchen und jungen Männer ergötzten sich an seinen Erzählungen und Scherzen.

Ihr kommt gerade recht, rief er Friedrich entgegen, um an unsern Spaßen und Anordnungen Theil zu nehmen. Ihr, Frau Denisel, seid eine schone, mächtige Zauberin, wir Alle stehn in Euren Diensten und müssen Euren Hof ausmachen, so poetisch, scherzend, herrlich, wie uns die Dichter von der herrlichen Göttin der Liebe und dem wundersamen Venusberge vorgesungen haben. Setzt Euch, Frau Catharina, auf diesen Hügel, und wir Alle theilen uns in die Geschäfte des Hofdienstes. Ich will den Ceremonien-Meister machen, der Euch die verschiedenen Gestalten vorführt. So alt, bleich, mager und gebrechlich ich sein mag, so will ich doch vor Euch, Großmächtige und Leuchtende, meinem Amte Genüge leisten. Ich konnte mich noch, meiner moralischen Schwächlichkeit wegen, für den getreuen Eckart ausgeben; da es dieses alten Helden Art aber ist, alle Fremdlinge warnend vom Venus-Hofhalt zurück zu weisen, so bitte ich lieber meiner ersten Bestimmung getreu. —

Catharina saß auf dem Hügel, und Labitt faßte Friedrichs Hand und sagte: Seht hier, Königin, der getreue, liebeschmachtende Tristan, der sich, in Sehnsucht aufgelöst, Eurem Schutze empfehlen will. — Friedrich mußte seine Knie beugen und wurde dann zum Handkusse gelassen. — Der alte Beaufort, der auch erst kürzlich in den Garten getreten war, mußte als König Artus figuriren, Sophie ward als Isalde vorgeführt, ein junger Mann als Parzival, ein andrer als Gawein, und Wundrich, der mit Gunther, einem Befreundeten, zurückgekehrt war, mußten als Marschall Kay und Iwan sich vorstellen lassen. — Hierauf wurden von den jungen Leuten Tänze im Garten angeordnet, denen sich aber Catharina entzog. Labitt und Friedrich folgten ihr in den Saal, und nachdem Beaufort der Musik und dem Springen einige Zeit zugesehen hatte, entfernte er sich wieder. Gunther und Wundrich gingen durch den Garten, um sich verschiedene Dinge mitzutheilen.

War es nicht eine schöne Zeit, sagte Labitt, nachdem man sich im Saale niedergelassen hatte, in jenem dreizehnten Jahrhundert, als der Kaiser Friedrich selber sich mit Freuden Dichter nannte, als in jener bewegten Welt die süßen und tiefsinnigen Gedichte von Lancelot, Tristan, Parcifal, Titurell, Iwan und Erick allgemein gekannt, gelesen und gesungen wurden! Liebe, Frühling und Wunder war der Inhalt alter Lieder und die Freude der Welt, so wild sich auch Helden, Städte und Kirche gegen einander feindlich bewegen mochten. Unser Zeitalter, wie verfinstert ist es gegen jenes! Die Welt war heiter und freundlich, denn die Phantasie jener Menschen war wie in Frühlingswärme ausgeglichtet. Der Zauber, welcher Ghatteau Merveil band, war nicht finster und grausig; selbst das, was die Menschen die bösen Kräfte nannten, war nicht in wilden, verzerrten Figuren vorgestellt. Im Titurell und der schonen Sage vom heiligen Graal ist selbst kein Widerwille gegen die Heidenschaft ausgesprochen, und die Gestalten der Saracenen treten in Heldengröße auf. Die Religion und ihre Geheimnisse, die Kirche, das Ceremoniel, die Heiligkeit des Priesters, der Glaube an den Heiland, alles ist so fuß und freundlich gemalt, so aus dem Schatten alles Hasses

herausgerückt, daß ich nur die lieblichsten und blühendsten Gemälde unsers herrlichen Johannes von Eyck damit vergleichen könnte. Neben den Geheimnissen der Sage, der Zauberei, der Religion und Liebe weht sich auch noch das Wunder der Frey hinein, die Göttinnen genannt werden, und auch in Liebe mit diesem oder jenem Helden verbunden sind. Diese Artussgedichte sind die ausgeblumte Frühlingspracht der Welt und Poesie, und nichts, nichts darf sich mit ihnen vergleichen.

Wie schön waren jene Tage, sagte Frau Catharina mit anmuthiger Trauer, als ihr mir damals die schönen Sachen vorlaset und erklärtet. Man konnte so ganz die jetzige rohe Welt vergessen, ihre Kriege und Zerstörungssucht, die Frechheit des Soldatenstandes und den Verrath der Großen.

Ach! rief Labitt aus, in der Wirklichkeit sah es auch nicht immer artig aus, in jener Zeit, wo diese Gedichte galten; denn wo ein Exzelis regierte, wo ein Carl von Anjou geizte und grausamte, waren vom Baume der Zeit eben keine lieblichen Früchte zu brechen. Aber was die Menschen Gedicht, Sage, Phantasie nannten, das war von Himmelheiterkeit durchwebt. Wie listig und schalkhaft sind die vielen Zauberpossen, die selbst in den großen, würdigen Gedichten erzählt werden! Da ist so ganz die Bosheit des Teufels, das Satanische der Höllengeister vergessen, daß auch das Schlimme sich nur wie eine seltsame, unadeliche Gestalt in den bunten Reigen der edlen Tanzenden springend mit bewegt. Die Menschenart war eine edlere, das Jahrhundert ein geläutertes, es bedurfte nicht des Grausens, der Gespenster und Qualen, des Widerwärtigen und Abscheulichen, um die Phantasie in Thätigkeit zu setzen. Auch der Untergang des Artus und seiner Helden, der Tod Tristons und seiner Geliebten, der Wahnsinn Iwans, das Leid der Signne, alles ist groß, gelinde, und die Noth des Lebens noch lieblich und reizend.

Ich glaube wohl, sagte Friedrich, daß der edle Ton und die lichte Farbe dieser Gedichte jenes Zeitalter charakterisirt; der Mensch war innerlich aufgehellt, und seine Würde zeigte sich wohl darin, daß er sich keine Scheusale hinstellte, am sich selbst davor zu entsetzen, dies Gelüste, was immer eine kranke Welt bezeichnet, war ihm auch nicht so nahe getreten, weil die Ketzergerichte der Dominikaner, die Vertilgung der Albigenser, und so manches, was jeder in der Nähe erlebte, Schrecken und Grausen genug in der Wirklichkeit darstellten.

Ihr habt wohl Recht, antwortete der Alte; wer Fische im eignen Teiche hat, braucht sie nicht auf dem Markte zu suchen. — Sollte, könnte oder nicht auf ähnliche Art, wie jene Dichtungen dazumal die Gemüther der Menschen erhellten, die vielbentige, bildungsreiche Religion des Christenthums die Sehnsucht, Hoffnung, die Trauer und Freude der Menschen belebt und in Thätigkeit setzen? Was ängstigen uns diese Priester immerdar mit Buße, den Martern der Hölle, dem Zorn ihres Gottes, wie sie ihn sich denken. Ihre Kirchenceremonien, ihre Gebete und Kniebeugungen, alles soll nur abzielen, den fruchtbaren Unbekannten guter Laune zu machen, damit er das Elend des Lebens, Armuth, Krankheit, und was den dürftigen Menschen immer quält, nur nicht noch mehr anhäufe. Von den Martern und dem schmerzlichen Tode des Erlösers und seiner früheren Bekenner sprechen sie am liebsten, und so machen sie aus einer süßen Trunkenheit, aus einem Rausch der Liebe eine Gespenster- und Todes-Angst. Freilich liegen alle Wunder, und folglich auch die des Grausens, auch die Lust an der Verwesung, in unserm Innern; aber wir sollen uns bestreben, das Lichte, Edle, Himmlische, Liebevolle und Beseligende aus diesen unergründlichen Tiefen hervorzurufen, und von dem Bösen, Trüglichen zu entbinden, was es in seinen dunkeln Fesseln hält, um uns als Menschen, als Berufene zu erkennen, und so im Glanz der ächten Religion unsern eigenen Triumph zu feiern.

Die ächte Religion! sagte Cothorino; das ist eben der Streit! keiner glaubt, an der unächten sich verlaern zu haben.

So ist es, sagte Labitt; die Leidenschaft des Menschen kann keine Unterschiede machen. Nur vom Menschen geht das Böse aus, indem er seine Kräfte, die ursprünglich gut sind, willkührlich in das Nichtige wirft, die Lüge erweckt, und den Tod in das Leben ruft. Nur sind jene Gespenster, die erst nur lächerliche Phantome und nichtige Schemen waren, durch seine Bosheit und Wuth gepanzert, nun ziehen sie mit fast undurchdringlichen Harnisch dahin und vernichten die Welt, und richten sich dann auch gegen ihre Lügenmeister, der ihnen erst den Geist hassend eingeblasen hat.

Gut sind die Kräfte des Menschen ursprünglich? fragte Friedrich; da scheint Ihr doch zu sehr vom Sinn und dem Ausspruch der Offenbarung abzuweichen.

Erlaubt mir, junger Freund, sagte der Maler mit Wehmuth, nähere Erklärungen. Wo das Wort sich Bahn machen will und einschneidet, da wird immer Geist und Sinn zerteten und untergewühlt, um das Wort nachher für Sinn ausgeben zu können. Ward nach der alten Sage der Mensch frei erschaffen, sollte er als ein Unsterblicher da stehen, und in Gott, als seinem Boden, wurzeln, so ist, menschlich zu reden, das Verbot, nicht das Gute und Böse erkennen zu dürfen, abgeschmacklich. Denn erst dadurch wird er Mensch und sich seiner Freiheit bewußt. In wie ferne ihn die Schlange belogen hat, daß er Gott noch ähnlicher werde, ist eine verwickelte und bedenkliche Untersuchung. Die Tiefe des Abgrundes hat sich dadurch in ihm aufgethan, die ihm vorhin verschlossen war; aber er kann nun erst, indem er in diese Tiefe schaut, mit freier Liebe den Gott der Liebe anbeten und sich ihm widmen und opfern, wenn er früher fast nur als beseelte Pflanze wie unwillkührlich sein bewußtloses Herz zu seinem Vater erhob, dem Zuge der Natur so nachgebend, wie die Rose aufblüht und ihre Düfte ausstrent. Mag er durch diesen Abfall auch erst den seltsamen Bedingungen seines irdischen Daseins verfallen sein, so hat er ja dadurch auch die Scham und die Einsicht vom Edel und Unedel gewonnen, und wie ihn diese Scham in seiner Erniedrigung unter das harmlose Thier stellt, so erhöht sie ihn auch, und giebt ihm einen Maaßstab für die Unendlichkeit seiner Kräfte, mildert seinen Stolz, sänftigt seinen Hochmuth, und macht selbst seine Liebe und den Rausch des Genusses demüthig. Er hat, sagen sie, auf diesem Wege auch den Tod gefunden. Mag sein; aber wer denn sein erster Zustand etwas anders, als ein verhüllter Tod! Könnten wir in Wahrheit uns in jene blinde, unbewußte Ruhe zurück wünschen, so sehr sie immer als Ziel unserer Wünsche, als Lohn unserer Kämpfe und Unruhe in unserer Phantasie lockend dasteht? Was ist Tod? Was ist Leben? Wenn ich das Wort im Innersten verstehen will, so verschwindet wohl der Unterschied, und ich sehe, daß jedes nur eine andre Offenbarung des Lebens sei. Sage denn gegen Sage, so erklärt mir ein Bild wohl ein anderes, und in diesen Gegenden kommen wir niemals weiter. Wir können hier, was wir Offenbarung nennen, nicht beim Wort nehmen, denn hier ist der Buchstabe nichts und der Geist alles. So schwärme ich denn, wie Andre es gethan haben. — Alles dies sei mit Erlaubniß meines hohen Meisters gesagt. — Der Alte nahm bei diesen Worten sein Barett mit einer ehrerbietigen Geberde vom Kopfe.

Erlaubt, fiel ihm Friedrich ein; diese Redensart, wenn Ihr etwas erklärtet, so sprechet, wie jetzt, oder auch Scherze vortrüget, habe ich Euch schon oft brauchen hören; uns allen muß das auffallen: könnt oder wollt Ihr mir eine Erklärung darüber geben?

Der Alte war erst sehr ernsthaft, lachte dann gutmüthig, und formte dann wieder sein Gesicht zur Ehrbarkeit, indem er sagte: Nun Jüngling, glaubt Ihr mir denn, wenn ich Euch sagen oder vorlügen möchte, daß ich ein Eingeweihter in Geheimnissen sei, derentwegen vielleicht die alten Templer gestürzt wurden? Daß ich ein Vertrauter und Lieblingsschüler eines großen Meisters bin, den ich nicht nennen darf? Daß unsersgleichen, so wie die Eingeweihten der Griechen, in den Mysterien, das ächte, ungefälschte Christenthum besitzen und bekennen? Alles konnte ja Wind sein und ist es auch. Es ist eine Sache, die ich mir so angewöhnt habe, und wobei ich mir etwas nicht eben Unvernünftiges denke.

Cothorino sann tief nach, denn so manche Gespräche Roberts so wie Philipps, wachten wieder lebendig in ihrem Geiste auf. Labitt fuhr fort: Ich könnte so auch meinen lieben, alten, längst verstorbenen Meister in der Malerei, den herrlichen, wahrhaft frommen und gottseligen Hubert von Eyck, meinen, von dem ich so vieles Sinnige vernommen habe, als ich fast noch ein Kind war. Der Mann Gottes war ein Auserwählter, ein fertiger Mensch, so wie es auch unser Johannes ist. Diese Erdgebornen haben die Schlacken abgelegt und triumphiern in Liebe und Freude, wenn Johannes auch das jüngste Gericht auf die herkömmliche Weise hat malen müssen. Diese Meister richten oder und verdammen keinen; die Erde verdient es nicht, daß es ihr geschieht, und der Geist verträgt es nicht, denn er kehrt doch irgend einmal zur Wahrheit zurück.

Fahrt fort, sagte Friedrich; ich bin erfreut, Euch so bei Laune zu sehen. Euer Gespräch ist mir immer fenchtdor gewesen, und ich merke wohl, daß, wenn ich Euch nicht ganz verstand, oder mir manches Thorheit schien, ich nur den Zusammenhang Eurer Gedanken nicht begriff. In Eurer Seele, Meister, muß es wanderdor aussehen; sie ist die Werkstatt der buntesten, seltsamsten und verschiedenartigsten Bildungen. Eure Laune ist so, daß sie mir schon oft Schwindel erregt hat; denn sprecht Ihr wieder so tiefsinnig, daß ich lange über ein hingeworfenes Wort von Euch sinnen kann. Ich möchte wohl in dem lichten Blumengarten mit meiner Seele wohnen, in welcher die Eure einheimisch zu sein scheint. Ach! lieber Freund,

was müßt Ihr in Euerr Jugend für ein liebenswürdiger Mensch gewesen sein!

Der Alte schmunzelte, lachte dann und sagte mit seiner seltsamen Miene im gespitzten Gesicht: Ach nein! ich habe davon niemals viel rühmen können. Man ist nun einmal da, so wie man da ist, so schlimm und gut, so häßlich und verzeichnet, wie es Natur und Zufall nun einmal bestimmten. Was die Seele selbst on ihrer Hütte baut, ist schwer auszumitteln, und nicht alle Seelen sind gerade in der Architektur Kenner and Meister. Mancher Schonheitssinn ist wohl zur lustigen Strafe in einen häßlichen Körper eingespeert. Andere wie unser Johannes, haben daeum das Malen und Bilden so leicht, weil Geist und Körper schön sind. Seht nur unsre Frau Catharino an, do haben alle Geister mitgewirkt, sie recht schön und wohlgefällig auszubouen. Wißt Ihr noch, schöne liebe Freundin, wie Ihr mir damals als Modell zur heiligen Catharino saßet? Ein andeemal foemte ich selbst die Mutter des Heilandes, die gloereiche Maria nach Euch ab. Am meisten aber gelang die Magdolena, und alle Welt wollte das hübsche Bild haben, so daß ich es auch mehemals kopieen mußte. Damals lebten wir auch recht fröhlich mit einander. Die Zeiten wechseln freilich, und nichts ist beständig, alo der Unbestand. Um nun nicht meine Rede zu vergessen, von der ich eigentlich ausgegangen war, so kann es wohl sein, daß ich auch einen ganz andern mit meinem Handwerksgruß meine. Ich sagte also, Bild könne ein Bild und Sage die Soge erklären, weil uns der eigentliche Uetert doch verloren gegangen ist, und wir uns nur mit den Auslegungen behelfen müssen. Ist also, wie eine alte Kande es von sich giebt, ein Theil der geschaffenen Engel abgefallen, and waren es eben, wie auch verlanten will, die kraftigsten und glänzendsten, so kann dieser Abfall doch auch nur so verstanden werden, daß sie eine andeer Bahn suchten, ein anderes Wirken, Schaffen und Beleben ols jene orthodoxen, oder mehr passioen Geister, die in der Region blieben, die ihnen angewiesen war, and von iherer Freiheit, die ihnen ebenfolls gegeben war, keinen Gebrauch machten. So entstand olso durch ihrern Sturz in die Tiefe wohl das, was wir die Wirklichkeit nennen. Sie ist nichts als eine Ueberhebung über das Geistige, wodurch sich dieses mit dem Nichts, dem Vergänglichen auf das innigste verbindet und mit ihm durchbringt, wodurch es die Materie, die Zeit und das korperliche, sichtbare Wesen erschafft. So ist der Tod in das Leben gerufen, und das Leben ist mit dem Tode vermählt worden: beide eins und unzertrennlich. Und was ist nun Lucifer! Was schon viele Alte gelehrt haben, die Kraft, die die Welt, die Bewegung, das Leben der Natue, Geist und Strömung der Materie in Bewegung setzt, and durch scheinbare Vernichtung schafft, and durch scheinbare Schopfung vernichtet. So gebaren die Elohim die Welt. Als nun die Menschen vom Heern als Mittelgeister dingestellt waeen, ergaben sich diese, in Begeisterang, um die Natur and ihre Tiefen zu ergründen, ebenfalls dem Wirken dieses hohen, kräftigen Geistes, und wurden erst wahrhaft, natüclich aab kreaturtich, als sie sich entzückt in den Tod gestüezt hatten, um das Leben zu finden. Doch immer wieder werden sie durch Sehnsucht and Liebe, Hingebung and Demuth znm ewigen Anfang, der ohne Anfang ist, hingetrieben, and in dieser Andacht steigt der Vater selbst in die brünstige, entzündete Seele und löscht olles Irdische, Trostlose durch seine Gegenwadt auf Augenblicke im zagenden Geiste des Menschen ous. Diese Liebe zum Unsichtbaren, diese Wollust im opfernden Hingeben hat uns der Sohn gelehre, und so ist die Religion Cheisti die Religion der Liebe. Diejenigen, die sich ganz dieser süßen Vernichtung weihen, streben den Zauber der Kraft zu zerbrechen, und sich wieder in das Reich des Unsichtbaren, des Unwirklichen za begeben. Wer aber im Wrchfet bald seinen Geist mit allem Leben jener Wirklichkeit zakehrt, und sich dann wendet, um auch aus dem Quell der heiligen, wesenlosen Liebe zu teinken, der ist der vollkommene wahre Mensch. Das Versinken in die Ruhe, in den Tod wird ihm neae Stäcke geben, um die wirkende Unruhe, das sich verwandelnde, stets forttreibende Irdische zu genießen und zu verstehen, and die Sättigung im Leben und Schaffen wird ihn erst genug länteren, um jener Ruhe und des in sich selbst Versinken, um in Gott unterzugehen, fähig zu werden. Was ist uns Mittler, um uns dem Allerhöchsten, dem Unbegreiflichen zu nahen? Christ soll es sein, in seiner Menschen- und Kindergestalt, in seinem Lehren und Leiden, in unseer anbetenden Liebe und schmerzlichem Mitlrid. Aber auch die Geschichte, die Natur, die Kunst, Poesie und Musik, so wie der Gedanke and die Philosophie, können und sollen uns Vermittler sein. In allen diesen wiekt and herrscht jener hohe Feuergeist, jener kräftige Engel, der sich nom Unsichtlichen trennte, und sich des Scheines, des Nichts, des Vergänglichea erbaemte, um ouch dieses zum Teiumph zu führen, und jenen Allmächtigen, Unaussprechlichen im fogenannten Irdischen zu verklären. Dieser Lichtträger oder Lucifer, ist es, der im Helden, Denker, Begeisterten, Dichter und Künstler regiert und webt. Was dieser hohe Geist hervorbringt, ist freilich vor dem Ange des ganz in die Unsichtbarkeit versenkten Religiosen ein Nichts, ein Atom, ein Moment; aber in diesem Moment erhebt sich die gonze Ewigkeit. Ihr werdet es oft erlebt haben, mein Freund, daß im Beschauen eines schönen Gemäldes, in der Musik, oder wenn ein edles Gedicht Euch wahrhaft entzückt hat, Ihr im höchsten innigsten Verständniß auf einen Augenblick ganz in das Kunstwerk übergegangen, und für diesen Moment Euch selber tobt seid. Das ist der Augenblick der Weihe and der Seligkeit. Uad gleich daranf, wenn Ihr zu Euch and zur Besinnung zurückkehrt — was blickt Euch in der Erinnerung des Entzückens und Verständnisses für ein Aage an? Der Ewige, Unaussprechliche selbst, dee in Eure edelsten Kräfte hineingestiegen war, Ihr habt Ihn erlebt and gefühlt, and ia dem innersten Heiligthum der Kunst oder Natur, welches dieser Kunstgrist Kneiser Euch schuf und öffaete, ist doch nur wieder Er. Dieser erinneende Rückblick, in welchem Ihr Ihn erkennt, ist der fruchtreichste, ergieb gste Euers Lebens, denn in ihm erzeugen sich tausend neue Gedanken and Gefühle zu künftigen großen Verständnissen. In solchem Moment weiß der Denker, so wie der begeisterte Freund der Kunst, daß er Ihn gischaut hat, and die Idee, wie es Platon nenne, ist ihm entgegen gekommea. Aus dem augenblicklichen Tode ist das höchste Leben erwachsen, and nur im Rückblick der Besinnung wird er dann erkannt, indem er sich uns schon wieder entzieht, so wie Telemach im Entweichen erst Pallas erkennt, oder Jakob nach dem Kampfe, mit wem er gerungen hat, die Junger den erstandenen Heiland, nachdem er in Emaus entschwunden ist. Ja, Fernnd, so sehen wir in dem Ungrund zuweilen ihn selbst, and der Heiland führt uns in milder Gestalt der Liebe zum Ewigen, nor dem wir nne zittern könnten, enthüllte er sich uns in ganzer Macht; so sind die Engel and Geister Vermittler, alle die Heiligen, Wunderthäter and Märtyrer, der Andlick des Kreuzes, der Kirche, der Lichter and Sacramente: aber nicht weniger jene kräftigen Geister der Erde, nor denen sich der Unverständige mit Scheu zurückwendet; diese Kräfte der Natur, der Kunst, des Forschens, der Geist der Schönheit, des Scherzes and des Witzes siad uns ebenfalls Vermittler, und geben nns den gemilderten Andlick des Ewigen, and unser Herz ist in Liebe gesättigt and jauchzt, non den Wogen der Liebe getragen and gehoben; denn diese, wohin ich nur blicke, kommt mir in tousend wechselnden Gestalten entgegen. Der Heerführer and hochkräftige Füest dieser ist der geschmädte Lichtbringer, Lucifer, der Erreger des irdischen Gloazes, der Freude, der Kunst and oller Poesie. Und diesen geheimnißreichen Meister, dem mir Alle das Schönste zu danken haben, begrüße ich in allen Stunden, wie eben jetzt wieder, and wunsche, daß ich nichts gesprochen haben möge, was ihm entgegen ist.

Es sei Euch Dank gesagt, antwortete Friedrich, tief nachdenkend, daß Ihr die Erde, das Irdische und die Wirklichkeit, so wie den Schein und die schnell vorübergehende Entzückung ollee Kunst, so hoch habt wurdigen wollen; das Leben selbst erscheint so, wenn man Euren Grillen oder Einbildungen folgt, in einem weit schöneren and würdigeren Lichte; oder hatet Euch, daß Euch jene Kurzsichtigen nicht irgend einmal nernehmen, die alles nur nach dem Winkelmaße messen, nnd das Geistige mit den gestempelten Gewichten wiegen wollen; diese konnten Euch böse Ausdeutangen Eurer Poesie machen.

Es hat nichts zu bedeuten, sagte der Maler; denn sie sind schwach, körperlich sowohl ols geistig. Sie verstehen mich auch nicht, wenn ich nicht, um sie zu ärgern, dürre und grob alles sagte; und warum sollte ich sie angreifen! Bin ich doch im Wesentlichen mit diesen Priestern und allen Frommen einverstanden. Aber ich denke mir die Lehre; ich fable, wo Grund und Boden ausgeht. Alle Maler und Dichter haben es von je so gemacht, wenn man es gleich vielen, und vor allen dem großen Dante, sehr verdacht hat.

Catharino sagte: Euer Reden nnd schwärmende Phantasieen, lieber Alter, haben mich wehmüthig gestimmt. Wenn ich Euern Dichtungen folgen möchte, so schwindelt mir auch und der Boden versinkt mir unter den Füßen. Ist es nicht besser, sich dem Leben nnd der Poesie unwissend und bescheiden hinzugeben, als, wenn ouch im Bilde, den Geund des Verständnisses finden zu wollen?

Auch so ist es gut, antwortete Lobitt; wer Ruhe dabei findet, ist im Recht. Jeder mag seinen eignen Weg gehn, nur ohne Hochmuth oder nerdummenden Eigensinn, so wird jede Seele sich auch wahrhaft selbst antreffen. Ach! liebste Freundin, daenm ist meiner Seele die Verehrung und Anbetung der Maria oach so nothwendig und unentbehrlich. In dieser Gestaltung der vergötteeten weiblichen Natur hat sich die innige Poesie des Cheistenthums erst beschlossen. Die Liebe selbst, dos stille Entzücken, die Verehrung der Ruhe, der-

himmlischen Ergebung, alles Süße, wovon das Kind schon still befriedigt wird und wonach der Greis sich noch sehnt, was der roheste Bösewicht und der wildeste Heide, der Gotteslängner und der Freche, der an Unschuld und Jungfrauen frevelt, was alle diese nie ganz in sich vertilgen können, ist in diesem Glauben, in diesem Bilde uns sichtbar und überzeugend nahe gekommen. Diese schöne Demüthige, diese kindliche Jungfrau, welche niemals zürnen kann, deren Fürbitte und Liebe sich nie erschöpft, die nie ermüdet, sich dem Flehenden zu nahen, die immerdar vergiebt, und der Reue freundlich entgegen tritt, alle diese himmlischen Tugenden des ächten Weibes, welche nie glänzen, der Menge und dem stürmischen Gemüthe nie sichtbar werden, auch diese mußten vergöttert und in die Lehre einer wahren allgemeinen Kirche aufgenommen werden. Der schlichteste Sinn, dem alle Geheimnisse verschlossen bleiben, kann in dieser Andetung seine Fülle und Genüge finden und den Durst seines Herzens löschen.

Und wie? erwiederte Catharina, wenn ich Euch auch ganz in diesem letzten Gefühle folge und verstehe, fallt Ihr dennoch nicht in eine Art von Heidenthum? Ja Ihr dürftet vielleicht dessen abgöttische Bilder nach Eurer Denkweise nicht so ganz aus Eurem Pantheon fortweisen, da Ihr schon mit Entzücken von den Feen und den Geistern sprecht, die, nach dem Glauben mancher, die Natur bewohnen und beleben sollen.

Der Dichter, sagte Kabitt, muß auch nichts so unbedingt abweisen. Lassen wir jene Götterbilder immer als natürliche Kinder meines Lucifer gelten, womit auch der strenge Priester nach seinem Alphabet einverstanden sein wird. Die Dialekte gehen wunderlam durch einander; wenn die Maurergesellen, indem sie vom Thurme steigen und mit unverstandenen Worten an einander stoßen, nur nicht in Schlägerei verfallen, so ist die Sache auch an sich gut, daß jener unnütze Thurm nicht ausgebauet wurde. Wir wären gewiß niemals einig, wenn nicht jeder etwas Anderes wollte und fände. Ihr erwähnt wieder jene Feen aus den Gedichten und der scrundlichen Liebes-Ansicht jener Tage. Wie abscheulich, was uns seitdem so oft vom Satan, von der Hölle, den Martern, der Scheußlichkeit der Magie und der Zauberei ist gelehrt worden! Wohin hat sich dieselbe menschliche Phantasie verirrt, wenn wir von dem abgeschmackten Unsinn des Hexen-Sabbaths vernehmen; Wahnsinn und Dummheit, welchen selbst Männer, die sich verstandig dünken, die und dort ihr Ohr leihen.

Ich habe noch wenig oder nichts davon vernommen, sagte Catharina, ich kenne nur durch Euer seltsames Bild einiges von diesen tollen Aberglauben. Ich meinte aber, alles sei nur ein wilder Scherz, und kein Mensch könne glauben, daß etwas Wahres zum Grunde liege.

Nein! nein! rief der Maler lachend; sie erzählen, wie alte Weiber wirklich durch eine Hexensalbe, die ihnen natürlich der Teufel bereiten lehrt, auf einem Besenstiel, wenn sie diesen beschmieren, meilenweit durch die Luft fliegen können. Auch verwandeln sie sich in Wölfe, Bären und andere Gestalten. Dem Satan, welcher bei dem Feste als Bock, Affe oder Schwein präsidirt, wird dann ewige Treue geschworen. Man schmauset und tanzt nachher, und Unsitte und Unzucht wird ausgeübt, wie sie die beschmutzteste und verdorbenste Seele nur ersinnen kann. Wir brüsten uns mit Weisheit und Gelehrsamkeit, unsere Malerei und Baukunst ist ohne Zweifel herrlich geworden; aber kann dies, zusammt den weltberühmten, kostbaren Festen unsers burgundischen Hofes unsre Zeit als eine treffliche rechtfertigen, wenn dieser mehr als thierische Aberwitz in diese fröhliche Musik so widerwärtig hineinschreit! —

Das Gespräch ward jetzt ein allgemeines und heiteres, weil die Mädchen, so wie die älteren Frauen, ebenfalls in den Saal traten. Man genoß die dargereichten Erfrischungen, und aller Augen wurden jetzt nach der Thür des Gartens gerichtet, durch welche die hohe schöne Gestalt eines Jünglings einteat, welchem einige geschmückte Diener folgten. Er war in himmelblauen Sammt gekleidet, und sein Mantel war von dellrothem, gestammten Atlas. Sein edler Wuchs wurde auch durch seine stolze Haltung erhöht, denn er erhob übermüthig den langen Hals, der glänzend aus einer einfachen Krause hervorstieg. Sein blaues Barett war mit Edelsteinen und einer kostbaren Reiherfeder geschmückt, und indem er durch den Garten schritt, glaubten alle in dieser Erscheinung einen der vornehmsten jungen Herren des Landes zu erkennen. Er kam in den Gartensaal, ging auf die Wirthin stolz aber freundlich zu, verneigte sich vor ihr, indem er den Hut abnahm, und sagte dann mit feinem Ton: Ihr kennt mich wohl nicht mehr, schöne Frau!

Frau Denisel erhob sich, ging dem vornehmen Fremden mit Ehrerbietung entgegen und sagte: Nein, mein verehrter Herr, ich weiß nicht, wen mein armes Haus in Euch beherbergt.

Es sind freilich nun schon zwölf Jahre her, sagte der Fremde, daß ich als ein Knabe in diesem Garten spielte. Damals war ich der arme Köstein, der Eurer Güte so manches zu danken hatte.

Ist es möglich? sagte die Frau verwundert, daß man sich so verwandeln kann? Nein, niemals, gnädiger Herr, hätte ich Euch wieder erkannt, so völlig, so durchaus habt Ihr Euch verändert. Und wie dankbar muß ich sein, daß Ihr Euch in Eurem jetzigen Zustande meiner noch erinnert.

Man setzte sich, und der schlanke Köstein nahm seinen Platz neben der Frau des Hauses, welche er mit der größten Freundlichkeit behandelte. Mein Schicksal, sagte er, ist ein außerordentliches zu nennen. Arm, ohne Eltern und Verwandte, lebte ich hier in dieser Stadt. Die Geistlichkeit war freundlich gegen mich und nahm sich meiner Erziehung an; ein reicher, gut denkender Bürger, Schakepeh, eröffnete mir sein Haus und behandelte mich wie sein Kind. Von ihm wurde ich nach Gent geschickt, wo ich in das Haus des hohen Prinzen, des Grafen Etampes, aufgenommen wurde. Der Graf war freundlich gegen mich, und stellte mich unserm Herzoge, dem guten Philipp vor. Der liebe, herrliche Fürst nahm mich wie seinen Sohn auf, er schenkte mir Haus und Gut, er erlaubte mir, daß ich immer um ihn sein durfte, ja seine Gunst nahm so zu, daß er fast nicht mehr ohne mein Gespräch und Umgang sein mochte. Er hat mich zum Ritter und reich gemacht, und ich darf mich rühmen, daß er auf mein Wort und meinen Rath achtet; und freilich, da die Zeit sich so gefährlich gestaltet, so thut er Recht, seine wahren Freunde von den falschen zu unterscheiden, damit, wenn es die Noth erfordert, er nicht ganz ohne Hülfe sei.

Friedrich, der diesen Köstrin, den Günstling des Herzogs, von dem das ganze Land sprach, noch niemals gesehen hatte, verwunderte sich über diese Reden, die der junge Ritter so leicht von seinen Lippen fallen ließ.

Jetzt, fing dieser wieder an, habe ich eines sonderbaren Vorfalles wegen, die Reise hierher gemacht. Mein Vetter, der Canonikus Melchior, meldet mir, daß jener böse Denis, der einen fernen Verwandten von uns heimtückisch ermordet hat, zufällig sei entdeckt worden und krank im Spital liege. Dieser boshafte Mensch, den ich ehemals wohl gekannt habe, muß uns erklären, was er gegen uns und die Herren von Groys und den Grafen Etampes im Schilde führt, und mit wem er noch verbunden sein mag.

Er erhob sich jetzt und rief aus: Ei! ist das nicht unser Vater Kabitt? — Ei, lieber Alter, Ihr lebt also noch? — Er umarmte den Maler mit vieler Herzlichkeit und schüttelte ihm freundlich die Hand. — Ihr habt wohl, sagte er dann, alle die losen Streiche vergessen, die ich Euch damals, in Gesellschaft von andern Buben, spielte!

Freilich, freilich, sagte der Alte, denn es sind doch einige Jahre seitdem verflossen. Jetzt seid Ihr ein Staatsmann und von großem Einfluß. Viel Ehre, daß Ihr Euch noch eines armen alten Mannes erinnert. Hütet Euch nur, daß Euer Muthwille jetzt nicht unsern alten Herzog beschädigt, der freilich der Freunde bedarf.

Immer noch wie sonst! sagte Kostein lachend, es ist Recht, daß Ihr mich ganz wie Euern ehemaligen Zögling behandelt. Unser alte Herr aber kennt seine Leute und weiß sie zu wählen. Seine bösgesinnten Feinde stehen leider auf der Seite seines Sohnes und Erben. Der Prinz, der seine männlichen Jahre erreicht hat, wird nur gar zu leicht von böswilligen Menschen und Verleumdern gelockt. Wir haben hinlänglich gegen diese zu kämpfen und müssen stets ein wachsames Auge auf alle Bewegungen unserer Feinde haben.

Friedrich zog sich von diesem Gespräche scheu zurück. Er begriff nicht, wie ein Mann, der am Hofe und im vertraulichen Umgange der Großen lebte, mit diesem leichtsinnigen Stolze von seinen Verhältnissen reden konnte. Er schloß daraus, daß das Alter den Herzog noch schwächer und nachgiebiger gemacht habe, als man gewöhnlich glaubte, wenn er einem solchen unbesonnenen Jünglinge, wie dieser Köstein war, sein unumschränktes Vertrauen schenken könne. Frau Catharina, die dem jungen Freunde mit ihren Blicken folgte, schien seine Meinung zu errathen. Der Maler machte sich im Gegentheil mit dem jungen Ritter immer mehr zu thun und wurde noch vertraulicher und freundlicher. So seht Ihr, fragte er, den Dauphin von Frankreich auch wohl zuweilen?

Fast täglich, antwortete Köstein, und er ist immer sehr gnädig gegen mich, indem er mich vor vielen andern auszeichnet. In diesem verstandigen Herrn erkennt man niemals, seinem Aeußern und Betragen nach, den Fürsten und den künftigen Regenten der großen Monarchie. Er ist leutselig, gesprächig, redet gern selbst mit den allergeringsten Leuten, trägt sich in seinen Kleidern fast immer bürgerlich, und ist am heitersten, wenn er seinen Rang und seine Bestimmung vergessen kann. Ja, mein alter Freund, wie hätte ich mir das vor zwölf Jahren einbilden können, daß ich jetzt nur mit großen Herren und Regenten umgehen würde, und mit ihnen

allen auf dem vertrautesten Fuß? Denn ich muß sagen, unser großer mächtiger Herzog liebt mich so sehr, daß er mir nicht leicht eine Bitte versagt, beträfe sie auch einen noch so wichtigen Gegenstand.

Könnte man nicht, sagte der Maler, auf diesem Wege unsern zu eifrigen stellvertretenden Bischof von Baruth entfernen? den kleinen Bernhard? Der Mann macht sich lächerlich und kann dem geistlichen Stande keine Ehrfurcht erwerben.

Mit der Geistlichkeit, antwortete Kosteia, lassen wir uns nicht ein; das ist der einzige Punkt, wo mein wackerer, edler Herzog immer eine Art von Scheu und Furcht zeigt. Er setzt seinen Stolz mit darin, für einen rechtgläubigen Christen und einen Vertheidiger der heiligen Kirche zu gelten. Er hat auch keinen Einspruch sich erlaubt bei der sonderbaren Begebenheit, die sich jetzt in Langres zugetragen hat. Ich bin über diese Oer auf meiner jetzigen Reise gekommen, weil ich dort eine bedeutend große Summe einzunehmen hatte. Sie waren eben dabei, einen Gottlosen oder Ketzer zu verbrennen, wegen, ich weiß nicht welchen Lehren, die sie ihm zur Last legten.

Wie? rief Frau Catharina mit Entsetzen aus; wiederum hört man von dergleichen Abscheulichkeiten? Wo ist die Hoffnung, ja die Ueberzeugung geblieben, die wir schon gefaßt hatten, daß von diesen Grausamkeiten niemals mehr die Rede sein solle?

Friedrich hatte sich im Unwillen erhoben, Laditt sah schwermüthig aus, aber Köstein sagte ganz gleichgültig: Liebe Leute, was soll denn mit Menschen geschehen, die auf keine Vermahnung, weder weltliche noch geistliche etwas geben wollen? Immer besser, man verbrennt sie, oder schaffe sie auf andre Art aus der Welt, als daß sie noch Viele mit ihrem bösen Beispiele und Wandel anstecken.

Da es spät war, trennte man sich. Köstein ging wieder zum Canonicus, um mit diesem Abrede wegen seines Processes zu treffen, und Friedrich begab sich mit Laditt zu Wundrich, um über diesen Vorfall, weshalb der junge Köstein nach Arras gekommen war, so wie wegen der alten Gertrud nähere Erkundigung einzuziehen.

Einer der reichsten Bürger von Arras gab alljährlich ein großes Fest, zu welchem er die meisten seiner Bekannten einlud. Da der heitere Mann ein ganz außerordentliches Vermögen gesammelt hatte, durch Holzhandel und seine Verbindungen mit dem Auslande, da er in Antwerpen, noch mehr aber in Brügge, große Geschäfte machte und sein Vermögen mit jedem Jahre zunahm, so war diese Versammlung in seinem großen Hause für die ganze Stadt Arras gewissermaßen ein Fest zu nennen. Schakepeh war gegen jedermann wohlwollend, gegen die Armuth sehr wohlthätig, mit Niemand verfeindet, lebte ohne Neid und Mißgunst, und unterstützte Handwerker und ärmere Kunstleute auf alle Weise; darum vergaben ihm auch die Vornehmeren sein bürgerliches Wesen, seine etwas rauhe Zutraulichkeit und den spaßhaften Ton, den er sich oft gegen jedermann erlaubte. Am schönen Sommertage strömte eine große Schaar von Gästen nach seinem weit ausgedehnten, glänzend aufgeschmückten Hause, das in der Hauptstraße einen großen Raum einnahm und viele andere Häuser übertrafe, ob es gleich nur von Holz gebaut war. In der Mitte sprang die Wand mit Fenstern vor, und bildete gleichsam einen Thurm, aus welchem man rechts und links die Straße weit hinunter übersehen konnte. An beiden Enden des Gebäudes waren ähnliche Thürme angebracht, das Dach bestand aus fünf geschmückten Giebeln, und allenthalben lief ein künstliches Schnitzwerk um Fenster und Thüren, wodurch das Haus ein seltsames und abenteuerliches Ansehn gewann, aber trotz dieser Alterthümlichkeit nicht unangenehm dem Blicke erschien. Schakepeh hatte das Gebäude ganz nach seiner Laune ausgeführt, und keinen Rath und Einwand eines Bauverständigen anhören wollen.

Auf das Fest, welches jetzt gefeiert wurde, war die Stadt und die Masse der geladenen Gäste diesmal begieriger als je, weil der Günstling des Herzoges, der junge Köstein, heute als der Vornehmste der Versammlung hier glänzte, wo er ehemals als Knabe, der von Wohlthaten erzogen wurde, von denselben, die ihm heut ihre Ehrfurcht bezeigen mußten, vor zwölf Jahren kaum war beachtet, oft bemitleidet, zuweilen verspottet worden. Alle waren neugierig darauf gespannt, wie sich dieser Emporkömmling, von seinen hohen Beschützern entfernt, benehmen würde.

Er war früher gekommen, und wandelte Arm in Arm mit dem alten Schakepeh durch die aufgeputzten Raume, und erinnerte sich, halb gerührt, halb mit Lachen, wie er in früher Jugend in diesen Zimmern und Sälen oft mit Angst sich umgetrieben habe, wenn sein alter Wohlthäter etwa nicht bei guter Laune gewesen sei. Der alte Holzhandler erfreute sich an dem heitern, einfachen Wesen seines ehemaligen Schützlings, dem es wohl that, einmal den Zwang des Hofes zu vergessen, und sich in Erinnerungen seiner Kindheit zu ergehn. Als beide alles betrachtet hatten, stellte sich Kosteia in den vorspringenden Altan oder Thurm des mittlern Zimmers, um an der Seite seines Wirthes in die Straße hineinzusehen. Alle Fenster waren hinaufgezogen, und der junge schöne Mann stand halb an die Säulen und halb an den alten Bürger gelehnt, wie ein Fürst in seinem ritterlichen Schmucke da, so daß alle Vorübergehenden mit Ehrfurcht zu dem Söller hinauf schauten, und die gemeinen Bürger, die von Kösteins Ankunft noch nichts erfahren hatten, sich über den Holzhändler verwunderten, der einen so glänzenden Prinzen am Arme halte.

Jetzt kam Friedrich mit seinem Vater, dem Ritter Beaufort, und beide grüßten hinauf. Lebt der mürrische Beaufort noch? sagte Kostein; den Sohn habe ich schon draußen bei der Frau Denisel gesehn. Die beiden wurden von Dienern empfangen, und an der Treppe, im großen Vorsaal, wurden sie von der schönen Sophie, der Tochter des Hauses begrüßt. — Jetzt schritt die schlanke, große und schön gekleidete Frau Catharina über die Straße, von ihrem alten Freunde, dem Maler Laditt, geführt. — Was die große, mächtige Frau so schön bleibt und jugendlich! rief Köstein; schreitet sie nicht an der Hand des alten Narren wie eine Fürstin einher! — Mit höflichem Gruß traten die beiden in den kühlen Flur des Hauses. — Jetzt kam der Dechant über die Straße gegangen, vor dem sich alle Bürger in Ehrfurcht neigten, indessen er sie mit einem vertraulichen Lächeln grüßte. Köstein sagte: Der Mann, dieser Dechant ist ein würdiger und verständiger Mann; mich wundert nur, daß er nicht zugleich mit dem Canonicus, meinem Vetter kommt. — Indem eilte der Canonicus Melchior aus der Nebengasse und holte den Dechanten noch ein, bevor dieser die Schwelle des Hauses betreten hatte.

Männer vom Magistrat kamen mit ihren Frauen und Töchtern, noch einige der vornehmsten Bürger, die zugleich Schöffen der Stadt waren, einige Edelleute mit ihren Gemahlinnen oder Töchtern, und nach einiger Zeit hörte man auch von schmetternden Trompeten das Zeichen, daß es Zeit sei, sich an die Tafel zu setzen. In der Mitte saß Köstein; ihm zunächst eine Edeldame, und auf der andern Seite die Tochter des Hauses, neben welcher Friedrich hatte Platz nehmen müssen. Ihnen gegenüber hatte der Dechant seinen Platz, neben Rittern und Magistratspersonen; in ihrer Nähe saß zwischen Frauen und Mädchen der alte Ritter Beaufort; in einer Ecke, um behaglich zu sein, hatte sich der fröhliche Wirth zurückgezogen, und neben sich die Frau Catharina, die er gern sah und hörte, Platz nehmen lassen, so wie den alten Maler, den er herzlich liebte. Bei der Tafel ertönte eine anmuthige Musik, die auf einer kleinen Gallerie im hohen Saale gestellt war. Diener warteten auf, mit eitelich gekleideten Mägden wechselnd, und man sah im ganzen Saal nur heitre Gesichter und Lachen und hörte nur fröhliches Schwatzen. Guter Wein und treffliche Speisen erfreuten alle Herzen, und abwechselnd wurden des Wirths, der Gäste, der Damen, mehrmals Kösteins, dann wieder des Herzogs Gesundheit nach der Sitte des Landes ausgebracht, und jedesmal beantwortete die Musik das Lebehoch.

Indem das Gespräch allgemein und immer lauter wurde, konnte man die Rede des Einzelnen nicht mehr vernehmen. Bei eingetretener Stille sagte der Wirth: Es thut mir leid, daß der alte, gute Wundrich, einer meiner liebsten Freunde, nicht hat herkommen können oder wollen; er hatte aber so viel mit seiner kranken Gertrud zu thun, daß er es mir diesmal, das erstemal in meinem Leben, geradezu abgeschlagen hat, an diesem feierlichen Tage mein Gast zu sein. Der gute Alte fehlt mir außerordentlich, und sein leerer Platz da thut meinen Augen weh.

Er erscheint vielleicht etwas später, sagte der Canonicus, denn er will keinem andern, als sich selbst, die Kranke anvertrauen; er giebt ihr die Medikamente ein und sucht sie zu erheitern. Auch ist sie mehr melankolisch als krank. Er fürchtet, daß sie wahnsinnig bleibt.

Schade! sagte Schakepeh; so wäre uns eine Fromme oder wohl gar Heilige so aus Reih und Glied gelaufen, um im Narrenthum zu endigen. Warum grenzt nur die Unklugheit immer so nahe an das Allerbeste im Menschen?

Der Dechant erwiederte: Doch wohl, weil das Beste und Edelste immer ganz geistiger Natur ist und ganz mit der Liebe eins. Wie erleben es aber auch oft, wie leicht sich und wie schnell die heftigste innigste Liebe in fürchterlichen und grausamen Haß umsetzen kann.

Davon sind freilich alle Geschichten und Gedichte voll, sagte Flamand, ein junger Advokat, der sich in alle hübsche Mädchen verliebte, und deshalb die Fabel der Stadt geworden war. Frau Catharina hatte zum Dechanten bei seinen Worten hingesehn und ein stechender Blick des Geistlichen begegnete ihr, der sie so ängstete, daß sie verlegen es lange nicht wagte, wieder empor zu schauen.

Digitized by Google

Wir bedürfen der Geschichte nicht, sprach der Dechant, um diese Wahrheit einzusehn. Alle Aeußersten berühren sich. Die wildesten Ketzer waren diejenigen, die vorher im Ruf der Frömmigkeit gestanden hatten. Wir lesen, daß oft brünstige Seelen, die wahrhaft den Herrn in der Tugend liebten, im Alter so herbe abfielen und sich dem Schöpfer abwandten, daß sie Gott verfolgten und das Heilige im Grimme zu vernichten strebten.

Kann sein! rief Schakepeh, aber laßt uns nicht bei Tisch so ganz auf erbauliche Gespräche führen. Bringt lieber was Thörichtes auf das Tapet, und wenn der ehrwürdige Herr Dechant der Aufgabe nicht gewachsen sein sollte, so übernimmt mein alter Laditt, oder mein junger Flamand, oder eins von den schönen lachenden Mädchen die Mühe, die ja alle aus der Thorheit herausblühen, wie die Rose aus ihrer Knospe. Lacht, Menschenkinder, und sprecht thörichtes Zeug! —

Ja wahl, sagte Flamand, wäre es besser, nne das Heitre, oder Seltsame vorzutragen. Drei Meilen von hier liegt ein Dorf, in welchem der verständige Schulze vier alte Weiber hat einziehen und kriminel verklagen lassen. Und warum? Sie sollen Hexen sein und alle Wochen oder monatlich den Hexen-Sabbath einmal besuchen. Das ganze Dorf ist über diese verständige Sache in Allarm, denn jedes Weib und jeder Mann stehe in Gefahr, von der Weisheit dieses Schulzen ebenfalls in das Gefängniß geworfen zu werden. Er höet nehmlich die Wahnwitzigen an, und sie dürfen diese und jene nennen, welche sie ebenfalls auf dem Hexen-Sabbath wollen gesehen haben, nach da dieser Traum, oder die Einbildung bei dem Richtre für Wahrheit gilt, so ist es nicht unmöglich, daß er sein ganzes Dorf nach und nach, so wie die Bauern der benachbarten Oerter in die Gefängnisse steckt.

Viele lachten, und da der Dechant ganz ernsthaft blieb, sagte der Ritter Beaufort: Wie kommt es, geistlicher Herr, daß der Bischof, oder der Priesterorden und die Herrn Canoniel nicht diesem Unfug steuern?

Der Dechant sah ihn mit einem sonderbaren Lächeln an, und erwiederte: Es ist wunderbae, wie die Geistlichkeit alles Auffallende, Thörichte oder auch nue Unbegreifliche richten und schlichten soll, und wie uns dieselben, die dergleichen erwaetrn, auch immer wieder vorwerfen, daß wie uns in alles mischen, was uns nicht kümmern sollte. Geschieht etwas Ruchloses, Gottloses, so heißt es: das hätten die Peiester verhindern können und sollen, und durch ihre Säumniß sind sie gewissermaßen des Verbrechens mitschuldig! Erkennen wir geistliche und weltliche Strafen füe nathwendig, um den Uebel, das immer mehe um sich greift, zu steuern, so fordert man Langmuth, Vergebung, Lammsgeduld non uns, und meint, die Kirche sei nur da, um zu segnen.

Warum wollt Ihr mich so mißverstehen, trefflicher Herr? sagte Beaufort: Euer Stand ist so nothwendig, wie jeder andre, und ohne Kirche ist kein chriftlicher Staat möglich. Was die unwissende Unzufriedenheit der Schwätzer tadelt, kümmert mich nicht; aber einem Wahnwitzigen, der sein Amt mißbraucht, dürft Ihr und müßt Ihr keck und mit schlichtem Woet entgegen treten. Auch dürfte, wenn einee tadeln wollte, dieser wohl seagen: Wie kommt dee finstre Abeeglaube, dieser Unsinn nater jene Landbewohuer, die in einfacher Arbeit der Natue und Wahrheit so viel näher stehen? Wie ist es möglich, daß der Schultheiß, ein Mann, der als der Klügere, von der Gemeine gewählt wird, auf diesen Unsinn als Richter höet? Ein Unzufriedener würde dann wohl demerken dürfen, ohne sich von der Wahrheit zu sehr zu entfernen, doß jene Priester auf dem Lande, so wie die Lehrer in den Dorfschulen zu unwissend sind, weder Vernunft noch Religion kennen, und jene Stellen ihnen nue anvertraut werden, weil sie zu keinem andern Geschäfte brauchbar sind, indeß die gebildeten, gelehrten Geistlichen nur nach Einkünften und hohen Plätzen streben, mit gleichgültigem Sinn die kirchlichen Ceremonien üben, und den Bürger und das Volk sich selber überlassen.

Meine Herrn Ritter, sagte der Dechant, dieser Tadel ist schlimmee und ungegründeter als jener, den Ihr eben erst als unnützes Geschwätz wolltet abgewiesen wissen. Diese Gesinnung ist es aber, welche den Einfluß der Kirche und der frommen Priester schwächt, ja fast vernichtet. Wen sollen wie erziehen, wann sich jeder klüger als die Kiechendiener, als die Lehree des göttlichen Woetes wähnt?

Ihr seid zu scharf, geistlicher Heer, rief Köstein non seinem Sitze gleichgültig hinüber: Jeder Stand hat seine Plagen und findet seine Verlenmder, alle haben aber auch ihre Freude, und wie sehr die geistlichen Herrn nur auf iheen Vortheil sehen, daß ist eine Sache, über die schon in alten Zeiten ist geklagt worden.

Als Schakepeh sah, daß man verstimmt wae, rief er: Bei Tisch geht alles drauf und drein, man kann und soll nicht jedes Wort abwägen; Freunde sind wir alle, sonst wären wir nicht hier versammelt, und kein Wohlwollender wird ein hastiges Wort übel auslegen wollen.

Die Mahlzeit war gerndet, und alle standen auf, mehr verstimmt als erheitert. Man begab sich in einen andern Saal, um eingemachte Früchte, Zuckee, Obst und süßen Wein als Nachtisch zu genießen. Catharina war nachdenkend, und hörte nicht auf die Scherze ihres Wirthes, Friedeich blieb mit seinem Vater, Köstrin und einigen Rathsheeren im Zimmer, weil sich unter ihnen ein lebhaftes Gespräch angesponnen hatte. Laditt ging träumend hin und hee, da er, wie fast jeder, ziemlich viel des starken Weins genossen hatte.

In einem Bogenfenster, welches mit Blumeneanken umhängt wae, hatte sich Catharina zurückgezogen. Sie hörte nicht auf die Gespräche der andern, die von den Früchten, aber dem Zuckerweek nahmen, sondeen sie sah starr vor sich nieder, weil ihr Gemüth, ohne Gegenstand zwar, tief bewegt wae. Sie sann nach, warum sie traure, und ein zagendes Zittern sie buechdede, als sie die Augen erhod und über den Dechanten erschrak, der sich still an ihre Seite gesetzt hatte. Was ist Euch? fragte der Geistliche theilnehmend. Weiß ich es selbst? antwortete sie; ich betrat mit Heiterkeit dieses Haus und weede es nun tief betrübt verlassen, ohne daß mir etwas begegnet sei, das ich traurig, oder nur nnangenehm nennen könnte. Es scheint oft in der Luft eine Schwermuth zu regieren, die sich den Menschen unmittelbae einsenkt, denn alle waren heut, so schön das Wetter ist, verstimmt und zu Verdenß und Händeln anfgelegt.

Es ist wohl oft, sagte der Dechant, das Vorgefühl unsers künftigen Schicksals, welches der inwendige Geist schon voraussieht, ohne Bild und Gestalt. Das mag wohl jene unnennbare Angst sein, die zuweilen alle unsre Kräfte zusammendeückt. Die Erfüllung des Vortraums kommt oft erst nach Jahren. Auch mich quält oft solche Angst, von der wie nicht wissen, ob wir sie eine geistige oder körperliche nennen sollen. — Freundestrost ist in dieser Verstimmung das höchste Glück, aber Ihr habt Euch mie entzogen und wollt Euch immer mehr entfremden, ja es gefällt Euch, mich zu Euern Feinden zu zählen. Seht aber ein, schöne Feeundin, daß zwei Menschen, die Verstand haben, sich einigen sollten, sich nützen, sich gegenseitig beruhigen, einer dem andern helfen. Jedee kann schaden und nützen. Und wenn es wahe ist, wie ich es denn nue zu gern glaube, daß Ihr mit Friedrich nicht in jener Verbindung steht, die ich argwohnte, so solltet Ihr, Holdselige, nicht länger mein Gesuch und mein Bündniß abweisen.

Catharina ermuthigte sich und sah ihn mit ihren großen Augen durchdringend an: Es kann nicht sein, sagte sie dann ruhig, ich erkläre es Euch fest und bestimmt.

Ihr werdet es einmal bereuen, fuhr der Dechant dringend fort, auch ist es unmöglich, daß eine so wahre Leidenschaft, wie es die meinige ist, keine Erwiederung finden sollte. Erinnert Ihr Euch wohl einer alten Armgart, die aus Euerm Hause sich mit einem Bauern verheirathete?

O ja, antwortete sie, sehr gut, sie war schon lange Witwe gewesen und beging die Thorheit, nachdem sie einige Jahr die Aufsicht meines Hauses geführt hatte, sich mit einem jüngern Manne zu verbinden, der sie des kleinen Vermögens wegen nahm. Sie ist unglücklich, ich habe sie nun schon mehrmals unterstützen müssen; der Mann ist ein Trinker, und sie ist krank und gebrechlich geworden.

Ihr Elend, sagte der Dechant, hat sie bis zur Verzweiflung getrieben, nachdem ihr Verstand schon gelitten hatte. Jetzt sitzt sie draussen im Gefängniß und wird morgen zur Stadt gebracht weeden.

Und was hat sie begangen? fragte Catharina in großer Spannung.

Ein Verbrechen, an welches Ihr nicht zu glauben vorgebt, das aber unser Bischof nnd manche non dee Clerisey als das größte und ungeheuerste ansehen.

Wie! rief Catharina, mit krankhaftem Lachen, welches sie unterdrückte: eine Hexe ist sie wohl gae?

Sie hat sich selbst als solche angegeben, erwiederte der Dechant, indem er scharf in dos Auge der Frau Denisel blickte, die ihn mit durchdringlicher Frage anschaute. Ee hielt ihren starren Blick aus, ohne sich zu verwieren, und sagte nach einer langen Pause: worüber dieses Wundern?

Ueber Euern unerschütterlichen Ernst, sagte sie, selber sehe ernst.

Die Sache wird untersucht werden, antwortetr er leichthin, in den Formen, nach Herkommen und Gesetz. Das geistliche Gericht wird sondern, was Wahnsinn, Krankheit, Einbildung und Wahrheit ist.

Wahrheit! rief sie, fast kreischend aus, war halb aufgestanden und sank in den Sessel zurück; sagtrt Ihr, nanntet Ihr Wahrheit! sprach sie dann, wie mit erschöpfter Stimme.

Wohl, Wahrheit, fuhr der Dechant milde fort; wie anders! Unser Bischof ist, wenn auch beschränkt, doch fromm

wenn nicht der Gelehrteste, doch von christlicher Liebe durchdrungen. Seine Beisitzer, die Canonici, wir und die andern Priester werden ihm helfen und seine Meinung erläutern. Die Sache wird sich, so hoffe ich zuversichtlich, bald zum Guten wenden. — Aber Ihr wechselt, bald mit Gluth, bald mit Leichenblässe. Ihr seid nicht wohl, schöne Frau.

Doch, sagte sie, nur für den Augenblick ein wenig verrückt. So, so könnt Ihr sprechen? Ihr, von dessen Lippen ich noch vor wenigen Tagen ganz andere Gedanken und Worte vernahm!

Wie ich gegen die vertrautesten Freunde, zu der Geliebten meiner Seele rede, sagte der Priester, ist ganz ein anderes, denn ich spreche dann nur mit mir selber. Zu diesen wollt Ihr aber nicht gehören, Ihr kündigt mir im Gegentheil Euern Haß an. Ihr seid, als leidenschaftliche Frau, zu voreilig, mit dem abzuschließen, was Ihr Wahrheit nennt. Wie neulich ein Mondstein herunter gefallen ist, was ich auch nie geglaubt hätte, wenn ich die große, schwere, fremdartige Masse nicht selbst gesehn hätte, so kann ich auch noch, und eben so Ihr, Vieles, Vieles lernen und erfahren; von dem sich in unsrer gewöhnlichen Stimmung unser Glaube mit Widerwillen abwendet. Diese Hexen haben sich selbst angegeben, sie schwören, daß sie jenen Sabbath besucht haben, den sie eben so lächerlich als entsetzlich beschreiben. Sie haben andre Männer und Frauen, Bekannte wie Unbekannte dort angetroffen, sie nennen Namen, sie bezeichnen die Gestalten, sie erzählen wieder, was diese gesprochen haben, sie wissen um Geheimnisse der Familien, die sie auf dem natürlichen Wege nicht haben erfahren können. Da der Prozeß schon eingeleitet ist, so kann es nicht fehlen, daß dieser und jener, der es sich jetzt noch nicht träumen läßt, mit in die Untersuchung gezogen wird. Verdrüßlich ist es, wenn Kranke oder Melankolische ihre Einbildungen oder Träume, oder selbst nur das Gelüst, diesem und jenem einen Schreck zu machen, mit der Wahrheit und ihrer wirklichen Ueberzeugung verwechseln. Darum ist es jetzt mehr noth, als je, Freunde zu suchen, verkehrt ist, sie von sich zu stoßen.

Er faßte die Hand der Frau, und sah sie mit zärtlichem Blicke an. Catharina zog ihre Hand gelinde zurück, und sagte mit ernstem, kaltem Ton: Nun? Diese Armgart, die mich mehr kennt, wie irgend wer in der Stadt, die mich mehrmals besucht, die seit zwei Jahren von meinen Wahlthaten lebt: nicht wahr, sie hat vielleicht schon ausgesagt, daß sie mich auch auf ihrem Hexen-Sabbath angetroffen hat?

Nicht anders, geliebte Catharina, sagte der Dechant mit sanfter, gleitender Stimme, Ihr seid die allererste, die sie genannt hat.

Jetzt stand die Frau auf, erhob sich in ihrer ganzen Größe und sah stolz auf den Dechanten hinab. Ihr dauert mich unendlich, sagte sie, aber es schneidet mir durch das Herz, daß ich Euch so tief, so tief verachten muß. — Sie fiel wieder in ein krampfhaftes Lachen, welches ihren Körper heftig erschütterte, dann machte sie dem Schluchzen durch einen Strom von Thränen Luft, indem sie sagte: Ich glaubte die Menschen zu kennen, oder sie waren mir fremd, ich glaubte viel, auch großen Schmerz erlebt zu haben, oder die wahre hohe Schule fange ich jetzt erst an, zu besuchen. Dechant, ärmster aller Menschen, jene verrückten alten Weiber, die Dummheiten faseln und den Namen Gottes mißbrauchen, sind doch weit edler, besser und selbst klüger, als ihr. Also dafür, daß Ihr mich gegen diese Reden, Aussagen vertretet, Dinge, für die ich keinen Namen habe, dafür, daß Ihr Euch nicht auch aberwitzig anstellt, und die niederträchtigste Heuchelei als Diener des ewigen Gottes treibt, dafür soll ich Euch meine Gunst verkaufen, und Ihr redet dann wohl ein mildes, kluges Wort für Eure Bahlein: mit dieser lacht Ihr dann wohl über die mehr als aberwitzige Verblendung jener elenden Bettels und Eures Bischofs. Nein, das wird nie, nie geschehn!

Gewiß nicht, sagte der Dechant, Ihr nehmt diese Sachen, die eigentlich wahre Kindereien sind, viel zu wichtig. Wie könnte man Euch, was könnte Euch gefährden? Es thut mir weh, daß ich Euch diesen Schrecken gemacht habe, habe machen müssen. Wie soll ich das wieder vergüten?

Daß Ihr mich nie wieder seht, sagte Catharina, indem sie sich wieder erhob, daß Ihr es vergeßt, wie wir uns je gekannt haben, daß Ihr meinen Namen nicht mehr nennt.

Gut, sagte der Dechant, es mag sich wohl so treffen; aber wodurch habe ich denn nur das, was Ihr doch für eine Strafe, und zwar eine recht empfindliche nehmt, verschuldet?

Wodurch? rief sie mit schneidendem Ton; dadurch, daß Ihr Euch nicht gleich den schändlichen Dummheiten widersetzt, daß Ihr nur mit einem ernsthaften Gesicht ihrer erwähnen konntet, daß Ihr von mir so geringe dachtet, geringer als von einem Thiere, daß diese Abgeschmacktheiten mich schrecken würden, daß Ihr Euch also dieser Fratzen bemächtigt, um Eure niederträchtige, sündliche Lüsternheit so zu büßen, und mich auf so wohlfeile Art zu Eurer Sklavin zu machen.

Sie wollte sich mit dem Ausdruck der tiefsten Verachtung entfernen, aber der Dechant, tief erschüttert, hielt sie gewaltsam beim Kleide fest, und setzte sie wider ihren Willen in den Sessel zurück. So ist es nicht, sagte er dann, indem er den Blick erhob, bei Gott, ganz so ist es nicht, nicht so schlimm habe ich es mit Euch gemeint, so sehr Ihr mich gekränkt und beleidigt habt. Man ist schlimm, aber doch nicht ganz so verworfen, wie Ihr glaubt.

Was wollt Ihr mit mir? sagte sie, den Dechanten abwehrend. Ich kenne Euch nicht mehr. Soll ich Hülfe rufen? Soll ich Euch, wie einen Hund, mit Füßen von mir stoßen?

Ihr sprecht ja, sagte der Dechant wieder bitter und mit einem geinsenden Lächeln, wie eine Fürstin der Tugend und Ehre. Wehrt Euch! wehrt Euch, wenn auch nicht gegen die Aussagen der blödsinnigen Armgart, doch gegen den Ernst, der Euch von einer andern Seite bedrohe. Ja, es wird Ernst, so wenig Euer Hochfahrenheit auch dem warnenden Freunde glauben, und seine Liebe und Hülfe annehmen will. In Langoes ist ein frommer Einsiedler, der seit Jahren dort im nahen Walde lebte, eingezogen worden. Das geistliche Gericht hat ihm den Prozeß gemacht. Aus Briefen, Papieren, die man bei ihm fand, aus seinen Geständnissen, die er theils frei, theils auf der Folter obiegte, ist hervorgegangen, daß er ein verruchter Ketzer, ein Rebell gegen die Kirche, ein Waldenser war, der Lehre zugethan, wodurch diese Frevler schon früh die Kirche stürzen wollten. Vor drei Tagen ist er verbrannt worden. Man hat auch Blätter von Eurer Hand gefunden. Der verbrannte Missethäter ist Niemand andres als Euer geliebter Robert.

Catharina stieß einen lauten, durchdringenden Schrei aus und lag todtenblaß und ergungslos wie eine Leiche im Sessel.

Alles lief herbei. Ein Theil der Gesellschaft, die um das Bankett, oder den Nachtisch, saß und stand, hatte schon mit Verwundern dem lebhaften Gespräche aus der Ferne zugesehn, welches der Dechant mit Frau Catharina führte. Der Wirth war um die Frau, die er immer geehrt hatte, sehr besorgt. Er ließ eine Sänfte holen, und die Kranke, als sie wieder zur Besinnung gelangt war, nach ihrem Hause führen, von seinen Dienern begleitet. Der Dechant, den man befragen wollte, was vorgefallen sei, war, ohne daß man es bemerkt hatte, schon fortgegangen. Was kann geschehen sein? sagte Schakepeh, ich meinte immer, unser Herr Dechant sei mit der Frau Denisel gut Freund. Es war ja, als wenn sie lebhaft stritten, und er ihr zuletzt etwas Entsetzliches sagte.

Die Frauen und Mädchen waren sehr besorgt, und Schakepeh, verdrüßlich geworden, rief aus: An diesen Schmaus werde ich gedenken! Ist es nicht, als wenn heute böse Geister in meinem Hause ihr Spiel trieben? Noch nie sind alle meine Gäste so verstimmt und ärgerlich gewesen, und kein Mensch weiß, wo das Unheil herkommt, oder wer es erregt. Sollte man nicht an Zauberei und Hexen glauben, von denen die Pöbelleute jetzt wieder fabeln wollen?

Indem vernahm er wieder im benachbarten Zimmer ein lautes Gezänk. Erschrocken sprang er hinein, und diejenigen von seinen Gästen, welche noch geblieben waren, folgten ihm nach. Köstein war es, der trunken und vom Zorne heiß, gegen Friedeich den Degen gezogen hatte. Einige ältere Männer hielten den wüthenden Jüngling fest, und suchten ihm die Waffe aus der Hand zu ringen. Köstein hatte noch einige Reichgläser Wein auf das Wohlsein des Herzogs Philipp, seines großen Beschützers getrunken: der Ritter Beaufort hatte ihm Bescheid gethan, und dann die Gesundheit des Prinzen Carl, des Grafen von Ghocolais ausgebracht, welche der schon trunkne Köstein in seinem Uebermuthe verweigerte. Beaufort und sein Sohn Friedeich hatten dies übel empfunden, sie wollten ihn zwingen, ihnen Bescheid zu thun, und Köstein, anstatt sich zu besinnen, hatte sich in heftige Schmähungen gegen den Prinzen ergossen. Böswichter! rief eben der erhitzte Jüngling, als Schakepeh mit seinen Gästen in den großen Saal trat, ich will Euch lehren, den alten Herrn meinen Fürsten respektiren! Auf den Knieen sollt Ihr, Rebellen, seine Gesundheit trinken, und den Boden dazu küssen. Was fall uns dieser Prinz! Dieser Händelmacher! Dieser Unfähige! Er der alle Welt haßt, und von allen gehaßt wird!

Schakepeh trat näher und sagte: Kind! schreit nicht so alberne Reden heraus! Her mit dem Degen, den Ihr so wenig, wie die Zunge, zu ergieren wißt.

Er gesellte sich zu den Rathsherren, die den wüthenden Köstein fest hielten, und nahm diesem das Schwerdt aus der Hand, welches der Trunkne jetzt nicht zu bemerken schien, denn er nahm plötzlich, ganz freundlich den alten Schakepeh beim Kopf, warf sich in seine Arme, küßte ihn herzlich und sagte: Ihr seid doch noch ein verständiger Mann, der weiß, was sich geziemt, und wie man sich gegen ausgezeichnete

Gäste, die am Hofe vielen Einfluß haben, zu betragen hat. Kauderwelsche Menschen aber, wie der alte Ritter dort, haben in dem kleinen Nest hier keine Lebensart, keine Ritterſitte gelernt, ſie wiſſen keine Unterſchiede zu machen. Aber wartet nur, Ihr tückiſchen Kleinbürger! Der Prinz, mein Graf Etampes, ja der Herzog ſelbſt ſoll es erfahren, wie ſchlecht Ihr von ihm geſprochen habt, und wir wollen alsdann doch ſehn, ob wir nicht Euern rebelliſchen Nacken beugen können.

Herr Schakepeh, ſagte der alte Beaufort, dir auch vom Wein und Zorn erhitzt war, ich brauche Euch wohl nicht erſt zu ſagen, daß der trunkne junge Mann etwas Inhaltloſes daher faſelt, Ihr kennt mich lange genug, ſo wie ich auch meine Denkungsart niemals verſchwiegen habe. Ich verehre den Fürſten, den guten Philipp, aber wir müſſen auch deſſen einzigen Erben hochachten und lieben, wenn wir Patrioten ſein wollen.

Friedeich ſagte, ſelbſt zornig: Zürnt nicht mein Vater, es iſt der Mühe nicht werth. Der junge Mann hat nicht Erfahrung und Ueberlegung genug, er kann Euch nicht beleidigen.

Köſtein ward hierüber von neuem wüthend. Ich kann Euch und jedermann beleidigen! rief er aus; das Vorrecht wird und ſoll mir bleiben! Ich habe ſchon manchen beleidigt, in Bengge, Gent und Brüſſel, und die kleinen Bürgersleute haben's hinnehmen müſſen, ohne nur das Maul aufzuthun! Ich war gegen hundert Menſchen völlig im Unrecht, und doch haben ſie ſich nicht verantworten dürfen. Das fehlt noch, daß man mir, aber einen Prinzen von Geblüt, oder den Herrn von Croys noch viel widerſprüche, wenn wir im Unrecht ſind! Das wäre ja eine ganz neue Haushaltung!

Gevatterémann, ſagte jetzt Schakepeh, ſetze dich vor's erſte da nieder, und trink einen Becher kühlen Brunnenwaſſers, das wird deinem vornehmen Eifer gut thun. Wir müſſen alle als gute Freunde und Nachbarn leben. Du haſt die Gabe, den Leuten Unrecht zu thun, und ſie ohne Noth zu beleidigen, das ſehn wir ja alle: aber Herr Beaufort und wir haben auch die Gabe, dir zu vergeben und einzuſehen, daß du ein junger leichtſinniger Thor biſt, dem die Hofgunſt in den Kopf geſtiegen iſt, und der nun in ſeinem Wirrware alle zuſammen wettern möchte, wenn wie es litten. Nicht wahr, ſo verhält ſich die Sache, wenn wir es beim Lichte beſehn?

Köſtein lachte wieder und umarmte von neuem ſeinen Wirth. So iſt es, ſagte er fröhlich, du haſt es getroffen, und dir als meinem zweiten Vater, als dem Verſtändigſten hier, als den muſterhaften Bürger, der ſo vortreffliche Weine in ſeinem Keller hat, übergebe ich nun mein Schwerdt und nenne mich deinen Gefangenen, bis ich mich von dir ranzionirt habe.

Er faßte nach dem Degen und war ſehr verwundert, nur die Scheide anzutreffin. Wer ſprach von Zauber? rief er aus; ja wohl, ich ſehe es, wir ſind alle bethört! Das ſtarke Schwerdt iſt verſchwunden, und wenn Stahl und Eiſin nachgeben muß, ſo ſoll mein Herz nicht mehr als der Degen verhärtet ſein. Ich nehme es gnädig und wohlwollend an, daß der Ritter Beaufort und ſein Sohn mich um Verzeihung bitten, und vergebe den lieben guten Leuten, die freilich niemals am Hofe gelebt haben. — Er umarmte mit vornehmer Herablaſſung den alten Ritter und Friedeich, die ungewiß ſchienen, ob ſie auf dieſe Worte nicht von neuem etwas erwiedern müßten. Schakepeh hinderte aber einen neuen Ausbruch des Zornes, indem er Alle nach der Reihe umarmte und ſie dann nach dem Bankett führte, indem er ſagte: verſüßt hier im Confekt und Zucker die Bitterkeit Eurer Geiſter. Nichts beſſer als ſo ein Niederſchlag von ſüßen Sachen, ſo daß der kräfeige Geiſt ſich einer gewiſſen ſanften Schwermuth und Sehnſucht ergiebt, die ihm nicht ſchwärmeriſch aus dieſen Dingen da erwächſt, ſo daß, wenn der Menſch etwas zu viel genießt, aus dieſen lauen und flauen Empfindungen einer geläuterten Moral der fleißige Näſcher ſich bis zur wahren körperlichen Uebelkeit und einem wohlthuenden Ekel empor ſchwingen kann.

Sie ſetzten ſich demnächſt nieder, und Köſtein, welcher neben der ſchönen Sophie Platz gefunden hatte, war gegen dieſe beſonders freundlich. Der Ritter Beaufort ſchämte ſich jetzt ſeiner Hitze, und ſprach mit Friedrich, deſſen jugendliche Wangen noch glühten, wie man niemals und unter keinen Umſtänden ſeinem Zorne Raum geben müſſe.

So war die Ruhe des Hauſes wieder hergeſtellt, und Labitt, welcher, ſelber halb trunken, für ſeinen Freund, den jungen Friedrich, lebhaft Parthei genommen hatte, ſetzte ſich auch zu Schakepeh nieder, um von den gemiſchten Früchten zu genießen. Ihr ſeid der ächte Friedensſtifter, Freund, ſagte er zum Alten, denn Euer Wein, der erſt den Zwiſt erregt, beſänftigt ihn auch wieder. Wenn es wirklich ſchadenfrohe Geiſter giebt, ſo haben ſie heute ihren Faſtnachts-Aufzug in dieſen Sälen gehalten. Mir deucht, meinem verklärten Auge ſind ſie auch ſichtbar geweſen. Das gaukelte von allen Seiten, an den Fenſtern, über der Tafel, und die Geiſterkerle, die langt rothe Naſen hatten, hielten dieſe immer über den Kelchgläſern, noch ehe die Gäſte daraus tranken. Hatten ſie nun den Duft eingezogen, ſo glänzten und gläſerten die grünen, widerwärtigen Augen noch grüner. Und bei dieſer Gelegenheit habe ich die naturhiſtoriſche Bemerkung gemacht, daß die Arten des Weines verſchiedene Arten von Geiſtern anziehen und ſichtbar machen. Denn ich, der ich ein Fürſt und kommandirender Feldherr über alle dieſe Arten von Kobolden bin, und jedem gleich an der Naſe anſehen kann, wohin er zielt, oder was er meint, hielt alle dieſe geflügelten, ſchwebenden, Duft einſchlürfenden Vagabunden durch meinen Blick in eine gewiſſe Ordnung, denn ſonſt hätten ſich wohl heut ganz andre Prügeleien in Euren hübſchen Sälen kund gethan. Ich brachte es aber dahin, daß ſie den Anſtand doch einigermaßen beobachteten. Ach! Ihr glaubt nicht, wackrer Schakepeh, als die hübſchen Mägde den ſüßen, lieben Wein aus Langnedoc herein brachten, der in den Kriſtallgläſern ſo zart ſchwebte und bebte, was ſich da ſchöne, roſenroth durchſichtige Sylphiden mit den brennenden Lippen an den Rand drängten, um von der zauberiſchen Flut zu nippen. Darauf ſchlugen ſie ihr himmelblaues Augen ſo entzückt auf, daß es von dem klaren Schimmer ſelbſt im Saale leuchtete; die eine, die etwas zu viel getrunken haben mochte, ſchwebte nach dem Fenſter und ſetzte ſich dort in den großen Blumenkeauz, ſteckte ihr krauſes Köpfchen in die kühle, eben aufgeblätterte Roſe und ſchlief nun ſo ſüß und entzückend ein, daß ich mich in das Feenkind mit meinem ganzen Herzen verliebt habe. Wenn ſich der blanke Buſen im Schlummer hob und ſenkte, ſo wallten die Roſenblatter gelinde, und das Aurikelchen daneben bebte vor Wonne. Dem groben Blick ſchien es, als ſpiele nur die Sommerluft manierlich in den dunlen Blätterchen. Ei, Alter, es verlohnte ſich ſchon deswegen der Mühe, einmal zu ſterben, um dieſe Kinderchen mehr in der Nähe kennen zu lernen, und ihnen die Liebeserklärung zu machen. Nachher kam eine Fliege durch das Fenſter geflogen, ſtieß in ihrer groben Ungeſchicklichkeit an die Roſe, und mein Liebchen wachte wieder auf. Nun ſetzte ſie ſich aufrecht, legte die Beinchen einander, und ſah alles aufmerkſam an, was die wilden, thörichten Sterblichen im Saale vornahmen. Glaubt Ihr wohl, edler Mann, daß einer von den rothnaſigen Kerlen jetzt mit dem Kindgeiſte ein dummes Geſpräch anfangen wollte? Der Stümper war auf gemeine menſchliche Art ſo ſimpel hin betrunken, und verſtand nicht den edlen Rauſch meiner Sylphe. Sie winkte ihm aber mit den weißen Fingern, gegen die die Liliendiume noch ſchmutzig iſt, ſo majeſtätiſch und doch ſo freundlich ernſt, daß er nicht den Muth hatte, ſeine Dummheiten oder Liebeserklärungen anzubringen. Nun glaubte ich gewonnen Spiel zu haben, und lachte ſie mit ſo vieler Holdſeligkeit an, als ich nur zu Stande zu bringen wußte; da ſchlug ſie aber ein ſo lautes und poſſirliches Gelächter auf, daß ich beſchämt von meinem Traum erwachte. Ich ſaß gerade dem Spiegel gegenüber, und erſchrak vor der grinſenden Fratze, die ich mir ſelbſt entgegen hielt.

Der verſtimmte Schakepeh hörte nur halb auf das Geſchwatz des alten Malers hin, denn ihm war, als wenn eine trübe Ahndung ihm ſagte, daß neue Unruhe oder neuer Zwiſt dieſen Tag wiederum verſtören würden. Auch ſchwebte ihm immer noch das Bild der ohnmächtigen, leichenblaſſen Frau Catharina vor den Augen. Er mochte den heiter faſelnden Labitt nicht durch die Nachricht von der plötzlichen Krankheit der Frau überraſchen, weil er wußte, wie ſehr der Maler ihr Freund war. Dieſer hatte den ſonderbaren Vorfall nicht bemerkt, weil ſeine Aufmerkſamkeit indeſſen im andern Saale war beſchäftigt geweſen. Es war dem Wirthe daher lieb, daß Labitt noch weiter dichtete, und einige der jüngern Leute der Laune des Alten gern zuhörten. Noch mehr war er erfreut, als Köſtein ſich jetzt erhob, um Abſchied zu nehmen; daſſelbe that der Ritter Beaufort und Friedrich, deſſen Augen vergeblich die Frau Deniſel geſucht hatten. Köſtein, ganz ernüchtert, wie es ſchien, ging ohne Nachweiſung ſelbſt zu dem Tiſche, auf welchem ſein Degen lag, ſteckte ihn ruhig an und ſagte dann, indem er dem Ritter die Hand reichte: So ſind wir denn alſo wieder Freunde, und bleiben ſolche.

Beaufort gab ihm nachläſſig die Hand und ſagte leichthin: Warum nicht? Was man im Trunke ſpricht, vergißt ſich am leichteſten.

Kann ſein, erwiederte Köſtein, indem er ſtolz das Haupt aufrichtete und mit wichtiger Miene ſein koſtbares Barett aufſetzte. Aber wir Hofleute, fuhr er lächelnd fort, ſind tückiſch, wir haben unſre Freude an der Bosheit, und nichts geht über die Luſt, als den Gegner, den man ſicher gemacht hat, ſo recht plötzlich, wie ein Blitz aus heiterm Himmel, zu beſchädigen und ihm recht empfindlich wehe zu thun. Von dergleichen Feinheiten des Lebens wißt Ihr hier herum nun freilich

nichts, Ihr Holzhändler, Tapetenweber oder Ritterstentz aus dem vorigen Jahrhundert. Wer aber mit Grafen und Herrn umgeht, mit den Crevs, den Etampes, den Herzogen, der lernt auch diesen hohen Geschmack unter den Gerichten der Lebensmahlzeit am meisten schätzen und genießen.

Friedrich wollte etwas antworten, hielt aber auf einen ernsten Wink des Vaters seine Rede zurück, und Schakepeh, der den jungen übermüthigen Ritter noch begleitete, kam ganz heiter die dritte Treppe wieder herauf und trat gesprächig zur Gesellschaft, um in dieser noch eine frohe Stunde zu genießen, da sich der Unruhestifter endlich friedfertig entfernt hatte, als eine neue Erscheinung ihn und alle, die noch zugegen waren, heftig erschreckte und ihre Gemüther mit Grauen erfüllte.

Der Küster Wundrich stürzte blaß, entstellt, mit aufgesträubtem Haar und allen Zeichen des Entsetzens herein. Seine Kleidung war unordentlich, die Krause seines Halses verschoben, und so wie er eintrat, fiel er, bevor er noch jemand begrüßt hatte, matt in einen Sessel nieder. Die Brust klopfte ihm, er suchte nach Athem und Stimme, aber das Wort versagte ihm. Ihm folgte ein starker, fest gebauter und untersetzter Mann, ein alter Freund des Schakepeh, Peter Carrieur, der reichste Tapetenwirker der Stadt Arras. Auch dieser schien aufgebracht und erschrocken, hatte aber doch mehr Fassung behalten als der Küster.

Alles drängte sich um den wohl gekannten Wundrich, und Labitte zeigte sich am meisten besorgt. Der Wirth des Hauses reichte dem Erschöpften selbst einen Becher Wein, damit dieser sich erholen und seine Kräfte wiederfinden möge. Carrieur ging indessen im Saale auf und ab und stampfte heftig mit den Füßen.

Endlich hatte sich Wundrich etwas gefaßt und sagte nun mit matter Stimme zu Schakepeh und den Umstehenden: Verzeiht, daß ich Euch durch meinen Eintritt diesen Schrecken verursacht habe, aber ich weiß wirklich nicht, wie ich zu Euch gekommen bin. Ich erinnere mich plötzlich, daß ich Euch versprochen hatte, Euer großes Fest mit feiern zu helfen. Die Zeit war schon vorüber, und ich komme jetzt her, zu einem alten Freunde, bei dem ich Trost suche, aber dem ich meine Klagen sagen darf.

Ihr wißt, daß unsre alte Gertrud seit einiger Zeit krank und das ist, was man unklug nennen muß. Ich habe sie gesehn und getröstet, und sie schien wieder auf dem Wege der Besserung. Geistlichkeit und viele von Adel und Bürgerstand halten das liebe alte Weib für eine Heilige, die auch seit Jahren mit schmerzlicher Aufopferung sich so milde, wohlthätig und demüthig erzeigt hat, daß sie für das Muster einer wahren und ungefälschten Christin gelten konnte.

Ihr habt von dem Geschwätz vernommen, wie einige dumme alte Weiber in einer Art Wahnsinn sich selbst, nachdem die Bauern sie lange schon so gescholten, für Hexen angegeben haben. Wir glaubten über diesen Unsinn lachen zu können. Eine alte Magd, die der Alten zuweilen etwas hilft, ihr auch vom Dorfe Kohl oder sonst ein Gemüse bringt, erzählt unsrer Gertrud von diesen Albernheiten. Als ich zu ihr komme, finde ich sie sehr matt und schwach, und sie bittet und forscht, ob es nicht möglich sei, daß der Bischof zu ihr kommen oder sie zum Bischof gehen könne. Ich begriff die Bitte nicht, da sie niemals mit den Herren aus der Geistlichkeit, mit den Prälaten sich hat einlassen wollen. Ich suchte ihr die Grille auszureden, aber sie beharrte fest, weil sie etwas Wichtiges entdecken wolle und müsse. So trug ich denn dem Herrn Bischof von Waruth die Sache vor, und er ging mit mir zum alten, wunderbaren Weibe hinaus. Die Vorstadt und die Nachbarschaft verwunderte sich, daß der hohe Prälat in eigner Person die Hütte besuche.

Wie wir hineintraten, fand ich die Alte wie verwandelt. Sie erhob sich hastig, sie bewegte sich schnell, ihre Augen glänzten auf unnatürliche Art, und sie hatte fast das Wesen einer Trunknen. Ich entsetzte mich vor dem Anblick, sie aber, die mein Erstaunen sah, lachte mir höhnisch ins Gesicht. Der Bischof breitete die Arme aus, indem er sie segnete, und sagte: Fromme, heilige Frau, sei mir gegrüßt, nach deren Anblick mein Auge sich schon lange gesehnt.

Sie sah ihn an und lachte wieder, beugte sich dann und fiel zu seinen Füßen nieder. Ihr irrt, gnädiger Herr, rief sie, ich wollte Euch eröffnen, daß ich die größte, die allerschlimmste Sünderin auf der ganzen Welt bin. Seit Jahren bin ich verworfen und heuchle in Bosheit Christenthum, Demuth, Wohlthun und Frömmigkeit. Ja, hoher Bischof, seit vielen Jahren habe ich mich mit meinem eignen Blute dem Satan und allen Teufeln verschrieben, habe Gott und Christum auf ewig verleugnet, meinem Antheil an der Seligkeit abgesagt, und bin nichts als eine verruchte Hexe und Zauberin, die den Scheiterhaufen verdient. Seit manchem Jahre habe ich mit vielen andern fast alles Unglück, welches unsre Stadt betroffen hat, herbei gezaubert, die Dürre, den Mißwachs, die Feuersbrünste, den Tod so manches guten Menschen, Alte wie Junge. Immer höher ist meine Bosheit gestiegen, und ich war nun dabei, die Brunnen zu vergiften und Alles zu verderben, so weit mein Wunsch und Wille nur reichen mochte. Das versprach mir auch mein Geist, der in Gestalt einer Ziege seit einem Monat mit mir hauste. Nehmt nun mein Bekenntniß an, glorreichster Herr, gebt mir meine Strafe, so kann meine arme, so tief verschuldete Seele vielleicht noch gerettet werden.

Der Prälat stand da, in Staunen aufgelöst; ich entsetzte mich vor diesem Wahnsinn der Armen und näherte mich demüthig dem Bischofe, um den Unsinn der Alten zu entschuldigen.

Der Küster hielt inne, um sich wieder zu erholen. — Und der Bischof? fragte Schakepeh. — Und wie ward es? riefen viele Stimmen durcheinander.

Hier nun, hier, so schrie Carrieur mit donnernder Stimme, hier fängt es nun an, Freunde, wo uns allen das Blut in den Adern stocken muß. Hört ihn nur, unsern wackern Küster, laßt ihn nur zu Ende erzählen!

Wundrich stand auf und sah sich in der Versammlung um. Ja, liebe Freunde und verehrte Männer, sagte er mit feierlicher Stimme, berathet Euch, sinnt, denkt, wie uns Hilfe werde. Denn der Bischof, ohne auf meine Mahnung zu achten, wies mich strenge zurück und hieß mich schweigen. Seit lange, rief er, habe ich eine solche Entdeckung, wenn auch nicht aus Eurem Munde, Frau Gertrud, erwartet. Man wird gewiß Rücksicht darauf nehmen, daß Ihr Euch freiwillig, obgleich Ihr im Geruch der Heiligkeit standet, angegeben habt.

Ich fuhr zurück, denn diese Rede hatte ich nicht erwartet. Er aber rief seine Diener, die auf der Gasse seiner warteten, und hieß sie die Häscher holen. Es geschah. Der Pöbel hatte sich schon versammelt. Die Häscher kamen mit einer Trage, auf welcher man die Verbrecher, wenn sie nicht mehr gehen können, zur Folter schleppt. Der Bischof trat heraus. Wir haben, rief er, hier eine schreckliche Zauberin und furchtbare Hexe entdeckt! — Ja! ja! rief Gertrud mit gellender Stimme, ich bin eine Hexe! ich bin mit dem Satan vermählt! — Sie hatte in der Eile ihre schwarze Kappe verloren und die greisen Haare flatterten im Winde, indem sie auf der Tragbahre saß. — Ein Zetergeschrei verfolgte sie. Sie ist im Gefängniß, unterirdisch verschlossen, mit Ketten und Eisen belegt, an die Wand gebeftet, denn man hat Furcht, es könne ihre Aussage sie gereuen, und sie sich in der Nacht, durch Hülfe ihrer Geister, wieder in Freiheit setzen.

Alle waren vor Schrecken blaß. Jeder schwieg, keiner wagte, laut Athem zu holen. Ist es möglich? sagte endlich Schakepeh, als er die Sprache wiedergefunden hatte, kann es einen Geistlichen, einen verständigen Menschen, ja einen Thoren hier in der Stadt oder irgend wo in der Welt geben, der nicht den baaren klaren Aberwitz der Alten erkennt? Daß sie krank ist? Daß sie faselt! Und der Oberste, der Vorsteher des Ketzergerichtes, der Bischof, macht Ernst?

Das ist es, schrie Carrieur, was wir eben nicht dulden müssen! Er, der arme, kleine, verdrückte und schwachköpfige Bischof ist ja zehnmal dümmer und aberwitziger als diese alten Weiber. Die vom Dorfe hat er auch schon hinein holen und in die Inquisition bringen lassen. Indessen ihr hier schmauset und guter Dinge seid, geht an der andern Ecke der Stadt Vernunft und Menschenverstand zu Grunde. Wir müssen gegen diesen Bischof protestiren, der Herzog muß uns helfen. Keiner von uns ist sicher, daß die Verrückten ihn nicht in Bosheit und Dummheit angeben. Nicht ist es nöthig, daß einen ein Verbrechen bewiesen wird, oder eine falsche Lehre, eine Ketzerei, oder das er verbotene Bücher besitze, welches alles, wenn von neuem die Welt durch dergleichen Verbote, Haussuchungen und Fragen belästigt wird, schon schlimm genug ist; sondern, so hat der Bischof es schon in unsrer Gegenwart ausgesprochen, wen diese Hexen (Gott verzeihe mir, daß ich sie auch so nenne!) auf ihrem Hexen-Sabbath (der nur in ihrer verrückten Einbildung ist) gesehen haben wollen, auf wen sie aussagen, der wird auch unmittelbar vor das Gericht gezogen. Da hilft denn natürlich kein Leugnen, und Vernunft und Verstand genug haben, diesen ruchlosen Aberwitz Aberwitz zu schelten, ist dann natürlich schon Verbrechen und hinreichende Gottlosigkeit. Um aber diese Geistlichen zu schrecken und es möglich zu machen, daß der alte Herzog die Sache wichtig genug nimmt, sollten wir Bürger uns alle zusammenthun, mit Waffen und Fahnen vor die Inquisition und die Wohnung des Bischofes ziehen, den Thörichten zwingen, sein Amt, dem er nicht gewachsen ist, aufzugeben, und alles ruhen zu lassen, bis unser wahrer Bischof, der verständige Mann, von Rom zurückkehrt.

Keine Uebereilung! sagte Schakepeh, mäßigt Euch, lieber,

heftiger Mann. Die Sache, wie sie jetzt liegt, ist klar, und es ist Hoffnung, daß noch so viel Vernunft im Lande wächst, um diesen Aberwitz unschädlich zu machen. Könnten aber viele vom hohen Adel bei dieser Gelegenheit von Rebellion sprechen, so würde unser Herzog gewiß sich ganz auf die Seite der Geistlichen stellen. Man würde beides verwechseln, und wir Bürger müßten dann das Bad bezahlen, was bis jetzt nur von gutgemeinter Einfalt einigen alten Weibern zugedacht ist.

Dieser Meinung waren auch die Männer vom Magistrat und einige Schöffen. Man wollte gleich am folgenden Tage etliche aus ihrer Mitte nach Beügge zum Herzoge senden, um diesem Unwesen Einhalt zu thun. So war man wieder einigermaßen beruhigt, als der junge Advokat Flamand das Wort nahm: Ihr überseht nur eins, lieben Männer, daß der Herzog hierbei keine Stimme hat, oder nur wenigen Einfluß ausüben kann. Das Ketzergericht ist da, seit länger als zwei Jahrhunderten in seiner Einrichtung bestehend. Dieser stellvertretende Bischof ist der Präsident desselben; ihm liegt es ob, es zu verwalten und zu regieren. Nun haben wir in unserm glücklichen Lande seit lange von keinem entdeckten und bestraften Ketzer etwas vernommen, eben so wenig von Zauberern und Hexen; in Paris, Beüssel, und in manchen großen Orten, selbst in Rom und Florenz, schreibt man Bücher und Erzählungen, die den Glauben an Zauberei verspotten. Viele meinen, daß, sowie die Wissenschaft, die Kenntniß der Natur und selbst künstliche Erfindung zunehmen, jener Glaube, den sie Aberglauben nennen wollen, immer mehr abnehmen und endlich ganz verschwinden werde. Aber — giebt es wirklich keine Ketzerei mehr? Wandeln keine Geister mehr um, die die Kirche und den Papst stürzen, die gehelligten Lehrsätze unserer Religion entkräften möchten? — Das wird keiner zu behaupten wagen. In Langers ist erst vor wenigen Tagen ein großer Ketzer, der Eremit Robert, verbrannt worden. Nach der Meinung der rechtgläubigen Christen hat er seinen Tod verdient, eben so wie die Kirche vor zwei Jahrhunderten gegen die Waldenser und Albigenser mit Feuer und Schwert wüthen mußte, um die Religion und das Christenthum aufrecht zu erhalten. — Wir haben seit lange nichts von Zauberern vernommen. Sind sie deshalb nie gewesen? Ist alles, was die Schrift, die Väter, die Geschichte von ihnen erzählt, darum Lüge? Neu ist es gewissermaßen, und in so fern es Frage ist, auch fast lächerlich, was von diesem Hexen-Sabbath, den Ceremonien, dem Tanzen dort, dem Schmaus erzählt wird; indessen, warum soll sich die Wirkung der bösen Geister, wenn diese denn doch einmal nicht zu leugnen sind, nach den verschiedenen Jahrhunderten und Zeitläuften nicht auf verschiedene Art äußern? Der Böse gewinnt eben die Wahnsinnigen nur durch Wahnsinn, und wie er früher in Macht triumphirte und durch Glanz blendete, so besticht er jetzt das Thierische und Verworfene im Menschen durch Abscheulichkeit und kindische Gaukelei.

Und so kann nur ein Schuft sprechen! schrie der wüthende Peter Carrieur, indem seine gewaltige Faust zugleich den jungen Mann beim Halse ergriff. Der starke Mann machte Miene, den nach Hilferufenden aus dem Fenster zu schleudern. Der Wirth aber widersetzte sich aller Gewaltthätigkeit, und brachte mit ernsten und freundlichen Worten alles wieder zur Ruhe. Flamand war todtenblaß geworden und verließ mit kurzem Abschiede das Haus.

Alle beurlaubten sich jetzt, verstimmt, erschreckt, betrübt, voll Sorge, was sich aus dieser Begebenheit entwickeln möchte. Labitt blieb zuletzt, und zu diesem sagte bald scherzhaft der wohlwollende Schakepeh: Freund Poet und Maler, Euch sollten diese wilden Bürgersmänner eigentlich ein wenig auf die Finger klopfen, denn Ihr habt durch Euer Gemälde vom Hexen-Sabbath die Menschen vielleicht zuerst wieder auf diese Fratzen und Abenteuer gebracht.

Nun, nun, sagte Labitt; die Dummheit war schon da, schon als Spaß im goldnen Esel. Aber freilich, ich hätte mit meinen Farben bessere Gestalten anstreichen können. Unser Verstand ist ein schwaches Werkzeug, da die alte Gertrud so hat unsinnig werden können. Wie sollen uns Alle hüten.

Die Stadt Arras war nach diesen Vorfällen in großer Aufregung. Keiner hatte geahndet, daß dergleichen Unerhörtes plötzlich geschehen könne. Die Reichern, die Verständigen, die Bürger und die Jugend sahen, daß plötzlich etwas als Ernst behandelt wurde, worüber sie wohl nur als über einen Gegenstand des Lachens gesprochen hatten. Viele unter dem Pöbel, manche aus den ärmern Classen hatten ihrer Schadenfreude keine Hehl, daß etwas geschehen war, welches die Klügeren niemals hatten glauben wollen. Viele Priester gaben sich ein geheimnißvolles Ansehn, und beantworteten die mancherlei Fragen nur mit bedenklicher Miene, die von den Zudringlichen an sie gerichtet wurden.

Die Schöffen und die Bürgerschaft, mit einigen der Adligen verbunden, sendeten einige ehrbare Männer an den Herzog, um ihre Beschwerden vorzutragen.

Der Bischof von Baruth hatte am folgenden Tage die vornehmsten Geistlichen, unter welchen sich auch der Dechant und der Canonicus Melchior befanden, zu einer Synode berufen. Er trug ihnen vor, was sie schon wußten, und da keiner antwortete, forderte er sie auf, ihm ihre Meinung frei und unverholen mitzutheilen. Der Dechant schwieg, aber Melchior machte ihn auf die Unwahrscheinlichkeit und das Thörichte dieser Vorfälle, Schilderungen und Anklagen aufmerksam, er wünschte, daß man diese Frauen als Kranke behandle, sie freigebe und alles unterdrücke.

Die kleine Gestalt des Bischofs erhob sich im heftigen Zorn. Er ging dem Sprechenden ganz nahe und sahe diesem scharf in die Augen. Nein, sagte er dann, laus Euch spricht nur Einfalt und Gutmüthigkeit, und Ihr seid kein Mitglied dieses höllischen Ordens.

Wie meint Ihr das, Herr Bischof? fragte Melchior erstaunt.

Ihr wißt, sagte der Bischof, daß ich im Jahre 1450 in Rom war, und dort das große Jubiläum mit gefeiert und erlebt habe. Dort hätte ich Gelegenheit, die Welt kennen zu lernen. Rom, die große Stadt, war so mit Fremden und Pilgrimmen aus allen Ländern Europens überdrängt, daß sie kaum Platz fanden und sich täglich die sonderbarsten und bedenklichsten Vorfälle ereigneten. Auch fand ich Gelegenheit, mich bei den frömmsten und gelehrtesten Priestern zu unterrichten. Schon damals vernahm ich von Zaubereien und unerlaubten Künsten, die man seit Jahrhunderten, im Norden wie im Süden, getrieben hatte. Diese Schulen der Zauberei, von denen wir schon in sehr alten Chroniken lesen, sind niemals untergegangen. Und immer ist dieses Verbrechen mit der Gottlosigkeit der Ketzerei verbunden gewesen. Alle früheren Manichäer, Donatisten, Arrianer, nachher die Waldenser und Albigenser, zu Zeiten die Juden, sind Zauberer gewesen, und haben durch ihr Verbündniß mit dem Satan es wie oft möglich gemacht, mit einem Schein von Tugend, Weisheit und Frömmigkeit zu glänzen, und arme Unwissende zu blenden und zu verführen. Immer wieder wird die Bosheit auf eine Zeit verschwiegen und unterdrückt, sie tritt von neuem hervor, und wieder muß die rechtgläubige Kirche dagegen kämpfen. Es ist Bosheit und Unglaube, zu sagen, diese Abscheulichkeiten seien nicht wirklich und nur Erzeugnisse einer kranken Einbildung. Jeder, der dies dreist behauptet, macht sich selber der Zauberei und eines Bündnisses mit bösen Geistern verdächtig, wenn er nicht bald von seiner Unwissenheit zurückkommt. Aber ich bin damals, in Rom, erschrocken, wie viel Menschen, die unter dem Vorwande, als Christen das Jubeljahr zu feiern, nach Rom kamen, sich dem Teufel, der Ketzerei und Zauberei ergeben haben. Viele Tausende sind von Christo abgefallen und seine Feinde geworden, Millionen dieser Bösewichter sind in allen christlichen Ländern verbreitet. Von den höchsten Theologen belehrt, sah und erfuhr ich, daß Cardinäle, Bischöfe und Prälaten, der Weltgeistlichen und Mönche zu geschweigen, diesem gottlosen, ungeheuren Bunde angehören. Soldaten, Bürger, Ritter, Studirte, Kaufleute und Bauern in allen Ländern. So ist es nahe daran, daß sich die Kirche auflöst und unsre heilige Religion gestürzt wird. Was fehlt noch, als daß sich irgendwo ein mächtiger, unternehmender Fürst an die Spitze dieser Abtrünnigen stellt, und er kann Papst und Clerisei, Rom und die Gesetze Gottes umwerfen, und ein neues Reich beginnen, in welchem Christus von seinem Stuhle gestoßen wird. Den Ausbruch dieser fluchtbaren Begebenheit können wir jeden Augenblick erwarten. Wer weiß, wo jetzt schon der Fürst oder König lebt, der sich zum Heerführer dieser Bande machen möchte. Darum müssen wir von der Geistlichkeit dagegen kämpfen mit allen unsern Kräften, mit Lebensgefahr, um diesen großen, furchtbaren Augenblick zu verhindern oder zu verzögern, durch Schreck und Furcht die widerspenstigen Gemüther in die Bahn des Glaubens zurück zu treiben. Mögen die Ungläubigen unser Werk und unsern Eifer verlachen und verspotten; auch die Apostel wurden verhöhnt, auch der Heiland verachtet.

Noch muß ich zweier Dinge erwähnen, die meinen Brüdern vielleicht wunderbar, manchem unglaublich scheinen mögen.

Alle Welt weiß, daß damals in Rom die Brücke über den Tiberstrom zerbrach und Hunderte in den Fluthen ihren Tod fanden, viele auf immer verstümmelt waren und krank und elend blieben. Das aber wußten ich nur und die Freunde, die mit mir in die Geheimnisse drangen, daß die Zauberer dieses Unglück herbeiführten, denn alle die dort umkamen, waren Fromme und Rechtgläubige.

Das zweite Wunder ist, daß ich von meinem ehemaligen, frommen, heiligen Lehrer die Gabe erhielt, jedem Ketzer, Hexenmeister, jeder Hexe es an den Augen ansehn zu können, ob sie zu der verworfenen Zunft gehören. Mich kann daher kein Mensch trügen. Mein ist das Amt, die Untersuchung, die Verantwortlichkeit vor Gott und Menschen mein, und so weit ich wirken und helfen kann, soll zum Besten der Menschheit und dieser armen Seelen selbst, keine von diesen Angeklagten anders als auf dem Wege des Scheiterhaufens zur Buße und Versöhnung gelangen.

Alle erschraken. Die Canonici sahen sich schweigend an und der Dechant fragte endlich. Auch die alte Gertrud?

Wie anders? erwiederte der Bischof. Sie hat mit Umständen, mit überzeugenden, sich selbst angegeben. Sie muß nun, freiwillig oder auf der Folter, ander Mitschuldige anzeigen, nicht minder jene Armgart und die andern Weiber, damit wir unser Stadt und Gegend säubern können.

Man ging wieder auseinander. Die Einrede der Geistlichen hatte nichts gefruchtet, da der Bischof sich auf frühere Proceduren und vorgeschriebene Formen berief, da alle seinen Wahnsinn fürchten mußten, der keinen Aufstand nahm, jeden Widerspruch mit dem Namen Ketzerei zu bezeichnen.

Der Dechant blieb zurück. Im Vertrauen auf sein früheres Verhältniß mit dem Bischofe wollte er ihm deutlich machen, wie viel er wage, wenn er sich bei der Bürgerschaft zu sehr verhaßt mache; wie vielleicht der Herzog, ja der Papst selbst, diese Strenge nicht billigen möchten. Er suchte seinen Stolz in Bewegung zu setzen, daß sein Ruhm bei diesem sanderbaren Unternehmen leiden könne.

Schweigt! rief der Bischof im höchsten Zorne, ich kenne Euch ganz. Es fehlt nur um wenige Zoll, so steht Ihr selbst unter den Ketzern. Weiß ich nicht, wie vertraut Ihr mit der verruchten Hexe Denisel umgegangen seid? Eine Freundschaft mit dem verworfenen, gottlosen und lasterhaften Weibe, die allen Ehrbaren ein Anstoß und Aergerniß war! Seid Ihr nicht freiwillig zur alten Hexe Gertrud hingelaufen! Eure Zweifelsucht, Eure Lust am Witz und grübelnder Untersuchung sind schon die Vorschwelle zur Zauberei und Gottesverleugnung.

Wie könnt Ihr, sagte der Dechant, meinen Umgang mit einer Frau, die Ritter und Kaufleute besuchen, so ärgerlich auslegen! Als wir die Schriften von Langres und die Bekenntnisse des hingerichteten Robert erhielten, war ich es, der Euch, selbst unterbrochen, alle jene Briefschaften und Papiere übergab. Nachher, als Ihr mir sie zur Untersuchung gabt, konnte ich die Blätter, welche die Denisel betrafen, zurück behalten. Daß ich aber so offen verfuhr, muß Euch beweisen, wie wenig ich mir vorzuwerfen habe, und wie mein Verhältniß zu dieser Frau ein ganz unbedeutendes muß gewesen sein.

Ihr hättet mir die Blätter zurückhalten können! rief der Bischof erbost; Ihr irrt! Thatet Ihr es, so wart Ihr selbst verloren, armer Mensch. Ihr selbst hattet mir in vertraulichen Stunden schon zu vieles von dieser Denisel vorgeschwatzt; ich hörte Euch zu und antwortete nicht; aber ich habe mir alles gemerkt und eingeprägt. Und haben denn nicht Hunderte die gottlosen Worte dieser Denisel und des alten verruchten Laditt gehört? Alles soll bei Gleichen für Scherz und Witz, oder Poesie und artige Phantasiebilder gelten, worin aber das ganze Gift der Hölle verborgen liegt. Nein, Mann, nach bin ich Euer Freund; noch, ich sehe es Euch an, seid Ihr nicht ausdrücklich von Gott abgefallen. Darum wahrt, so lange es noch Zeit ist, Eure Seele und Eure Ehre als Priester. Morgen werde ich ernster mit Euch sprechen. Euer Liebchen wird heut noch in Gewahrsam genommen; sie und der alte Maler, den das Volk nur den dummen Adt nennt, sollen uns wohl, sie mögen wollen oder nicht, die eigentlichen Obern ihrer Rotte verrathen.

Herr Bischof, rief der Dechant, Ihr könntet so weit gehen, und diese Armen, Unschuldigen —

Noch ein solches Wort! sagte der Bischof, indem er den Bestürzten mit dem Ausdruck der tiefsten Verachtung ansah — und Ihr sitzt gefesselt im dunkeln Gefängniß. Ich muß wissen, was ich zu thun, was ich zu lassen habe. — Kommt jetzt mit mir zur alten Gertrud, um ein vorläufiges Verhör mit ihr anzustellen.

Sie verließen den Palast, um sich nach dem Gebäude der Inquisition zu begeben. Auf der Straße hatte sich das Volk zusammengerottet und sprach und erzählte von diesen neusten Begebenheiten. Der Andrang war groß, und man bemerkte erst die kleine Figur des Bischofs nicht. Viele schalten, andre spotteten, und zwei freche, gemeine Dirnen, die sich aus einer kleinen, finstern Gasse an das Licht gewagt hatten, sagten zu einem englischen Soldaten: Freund Engelbert, habt Ihr auch schon die dummen Geschichten gehört? Die andre rief: Hexen! Hexen! das ist doch einmal etwas Neues vom Jahr: unser Bischof sorgt dafür, daß wir Spaß haben, der einfältige kleine Knirps.

Der Bischof stand hinter ihnen, winkte den Häschern und rief: Nehmt diese beiden Dirnen fest, belegt sie mit Ketten, sie sind selbst Hexen, bringt sie in den Gewahrsam, der Scheiterhaufen wartet ihrer.

Wie Hexen? schrieen die Dirnen mit Entsetzen, — woher? warum?

Die Häscher ergriffen sie gewaltsam. Sie kreischten, riefen um Hülfe, und das Getümmel ward so groß, der Andrang der Neugierigen so gewaltsam, daß der Bischof verhindert wurde, seinen Weg fortzusetzen. Die Häscher waren mit ihrer Beute auch in den schreienden und fragenden Volkshaufen eingeklemmt, und immer mehr Menschen strömten aus den Gassen herbei, um zu erfahren, was sich begeben habe. Der Dechant wollte sprechen, um die tobende Menge zu beruhigen, aber seine Stimme ward in dem lauten Geschrei, selbst von den Nächsten, nicht vernommen.

Jetzt näherte sich ein ehrbarer Mann, der nicht mehr jung war und in der Stadt eines großen Ansehns genoß. Er, als Schöffe, hatte das Recht, sich um die Ursach des Tumultes zu erkundigen; auch machte seine Gegenwart das Volk scheu, denn diejenigen, die ihn bemerkten, wurden jetzt still und traten auseinander. Er fragte und hörte, und da er vernahm, daß der Bischof mit dem Scheiterhaufen gedroht hatte, so machte er sich Platz bis zu dem kleinen Manne, begrüßte ihn höflich und sagte dann: Verehrter Herr, es thut mir leid, Euch hier so zwischen dem schreienden Volke zu finden, und das aus Ursach jener beiden unzüchtigen Dirnen; diese, da sie sich ungebührlich gegen Euch betragen haben, sollen alsbald aus der Stadt gewiesen werden, der sie nur Aergerniß geben. Habt daher die Güte, den Dienern und Häschern zu befehlen, sie einstweilen frei zu lassen, damit das Volk sich wieder beruhige.

Herr Takel, erwiederte der Bischof trotzig, wer giebt Euch das Recht, Euch in meine Amtsgeschäfte zu drängen! Diese jungen Hexen sind der Inquisition verfallen und sollen von der und mir gerichtet werden. Die Verweisung aus der Stadt wäre für ihre Bosheit nur eine geringe Strafe.

Takel sah den Geistlichen aufmerksam an, betrachtete wieder die weinenden Dirnen, die sich den beiden Mannern zu Füßen geworfen hatten und die Hände rangen, und erwiederte mit einigem Unwillen und scharfem Tone: Herr Bischof, ich darf Eure Rechte bezweifeln, daß ihr also verfahren mögt. Ihr mochtet vorerst uns Schöffen von diesen Vergehungen Nachricht ertheilen, und so gelangte Eure Klage, wenn sie gegründet ist, an die Obrigkeit unsrer Stadt. Ich zweifle, daß das geistliche Gericht also willkührlich verfahren darf, und ebenein in einer so höchst seltsamen Sache, von der wir fast nie gehört haben, oder wo das vorgegebene unbegreifliche Verbrechen jedesmal von denen, die nicht vom Wahne hingerissen waren, bezweifelt wurde. Woher wißt Ihr, daß sie Hexen sind, diese Unglücklichen! Was nennt ihr überhaupt mit diesem Namen!

Herr, rief der Bischof, der schon die Fassung verlaren hatte, Ihr sprecht, als wenn Ihr mich hier öffentlich verhören wolltet! Von der alten Hexe Elsbeth, die vom Dorfe hereingebracht worden ist, sind diese ebenfalls angegeben, weil die Alte mit ihnen gemeinsam den verruchten Hexen-Sabbath gefeiert hat.

Der Schöffe Takel lächelte. Dieses alte Weibsbild, sagte er, ist mir nicht unbekannt, denn sie ist die Frau meines Gartners draußen. Laßt Euch aber dienen, Herr; diese Alte, die von jeher confuse war, hat sich ihre Armuth so zu Gemüthe gezogen, denn sie war immer hoffärthig, daß sie seit Kurzem verrückt geworden ist. Ich habe den Leuten immer gedolfen, aber die Wirthschaft wurde zu schlecht verwaltet, und jetzt wollte ich schon, dem Manne das Leben zu erleichtern, die Unkluge in den Narrenthurm schaffen.

Wolltet Ihr! rief der Bischof; ei, wie fein! Sie in den Narrenthurm schaffen! Nicht wahr, dahin würdet Ihr mich auch gern abliefern wollen, wenn es Euch gestattet würde? Freilich, wenn sich das Gewissen rührt, wenn man ans solchen Augen schaut, so kann man nicht wünschen, daß die Kirche hergestellt und erhalten werde. Glaubt Ihr etwa, daß ich Euch nicht kenne? Denkt Ihr mir zu entgehen? Das Gericht ist offen, und wird wissentlich keinen Schuldigen entschlüpfen lassen.

Der Schöffe Takel war so erstaunt, daß er Anfangs keine Worte finden konnte. Endlich fuhr er auf und sagte: Ich verstehe Euch nicht, geistlicher Herr, und mag Euch nicht verstehen, denn Eure Rede ist ohne Sinn. Trotz sei dem geboten, der mich eines Verbrechens bezüchtigen kann. Ihr werdet aber vorerst diese beiden Dirnen der Obrigkeit der Stadt und mir übergeben, bis sie verhört sind, und hier nicht Kläger und Richter zugleich in einer Person spielen wollen, denn es ist doch unerhört, auf Angabe von Unklugen unschuldige

Menſchen einer tollen Bosheit bezüchtigen und ſie ohne Unterſuchung ſtrafen zu wollen.

Da das Volk dieſe Rede des Schöffen vernahm, der von allen hochgeachtet wurde, ſo erhob ſich von neuem ein Geſchrei, Steine flogen, man machte die Dirnen von den Häſchern frei, und dieſe bemühten ſich, fliehend das Gewühl der Menſchen zu durchbrechen. Da erhob ſich der Biſchof auf die Schwelle eines Hauſes, vor welchem er ſtand, und rief: Wer ſich an den Dienern der Obrigkeit vergreift, iſt im Bann der Kirche, und ein ſolcher, wenn er nicht augenblicks vom böſen Werke abſteht, ſei verflucht. — Alles war ſtill geworden, und die Häſcher kehrten zurück und bemächtigten ſich der Dirnen von neuem. — Die Diener der Obrigkeit, welche dem Schöffen gefolgt waren, ſtanden regungslos. Der Biſchof wiederholte wieder und fuhr mit erhobener Stimme fort: Zugleich befehle ich, daß die Häſcher dieſen argen Ketzer und Herenmeiſter greifen, dieſen verruchten Johann Tauler, der hier einen Aufruhr hat erregen wollen, denn jene Zauberin Elsbeth hat auch ihn als einen Mitgenoſſen ihres ſataniſchen Bundes freiwillig angegeben.

Alle ſtanden ſtumm und blaß. Der Schöffe ſah nach den Dienern der Gerechtigkeit, welche ſich zitternd zurückzogen, ohne nur nach dem Angeklagten umzuſchauen. Ihr Bürger und Ihr übrigen wackern Leute hier, rief Tauler ganz außer ſich, kannt Ihr es dulden, daß ein Mann, den Ihr als unbeſcholten alle kennt, hier von einem Wahnſinnigen gemißhandelt werde! Daß auf die Anklage einer verrückten Bettlerin, die von meinen Wohlthaten gelebt hat, ich für einen Zauberer und Verbündeten des Satans gelten ſoll! — Er blickte umher, aber alle waren ſcheu von ihm zurückgewichen, alle entfernten ſich, von ſtummer Angſt gefeſſelt, und die Häſcher führten ihn, der nun ruhig wurde, als er ſah, daß jeder Widerſtand unergeblich ſei, nach der Inquiſition.

Hierauf ging der Biſchof weiter, das Volk zerſtreute ſich, erſchreckt und betäubt, und der Dechant folgte ſeinem Vorgeſetzten in tiefen Gedanken. Ich weiß, ſagte der Biſchof zum Dechanten, daß Ihr mich ſtets für einen ſchwachen Mann angeſehen habt, weil ich Euren gelehrten Floskeln nicht habe Rede ſtehn können und mögen, Ihr ſeht jetzt meine Kraft und Macht. Die Menſchen und ihre Satzungen ſind mir gleichgültig, und ich laſſe jedem gern die Ehre, gelehrter zu ſein als ich; aber wo es das Reich Gottes gilt, da ſollt Ihr erfahren, daß ich ſtandhafter und kräftiger bin als irgend wer. Ihr wart der Erſte, der mich auf dieſen und jenen Unfug in der Stadt aufmerkſam machte, Ihr dachtet vielleicht, mit dem Feuer zu ſpielen und mich nur zu necken; Ihr ſeht aber, daß Euer philoſophiſcher Spaß zur lichten Flamme ausſchlägt, die Euch und alle verzehren kann.

Beide gingen in das große Gebäude der Inquiſition, um die Schuldigen noch einmal zu hören, bevor die Folter angewendet wurde, der ſie vielleicht entgehen konnten, wenn ſie eine recht große Zahl von Mitſchuldigen angaben.

Nachdem ſich das Volk wieder zerſtreut hatte, ſah man den Canonikus Melchior mit ſeinem Vetter, dem jungen Ritter Köſtlin, über den Platz wandeln. Sie erwarteten den jungen Flamand, den Advokaten, um den verwundeten Denis wieder zu beſuchen, und ſeine Ausſage, wegen des Mordes, aufzuſchreiben. Der Canonikus war ſehr verſtimmt und aufgeregt, weil es ihn verdroß und erſchreckte, daß ein Prälat, den Alle bis dahin nur gering geſchätzt, ja wohl verachtet hatten, plötzlich eine ſo drückende Tyrannei über ſie Alle ausübte. Die letzte Begebenheit, von der er Zeuge geweſen war, hatte ihn erſchreckt und um alle Faſſung gebracht. Jetzt, ſagte er zu dem Jüngling, kann es kaum einer mehr wagen, ihm zu widerſprechen, wenn er nicht ſogleich Gefahr laufen will, auch als Zauberer dem Gefängniß überliefert zu werden. Das gräßlichſte Unheil ſchwebt uns allen über den Häuptern; denn da er keinen Anſtand genommen hat, den wackern Tauler, welchen die ganze Stadt ehrt und liebt, unter dieſem Vorwand gefangen zu nehmen, ſo wird er nicht zaudern, auch den Vornehmſten und Frömmſten zu bezüchtigen. Es iſt furchtbar und entſetzlich, daß aus einem ſo naſcheinbaren Funken ſich ſo plötzlich dieſe Flamme hat entzünden können.

Er kämpft für ſeinen Stand und für Euch, ſagte Köſtlin; und wenn der Mann nicht ſo augenſcheinlich dumm wäre, ſo könnte man ihn für einen der allerliſtigſten Prieſter halten, die nur jemals die Welt regiert und betrogen haben. Aber er iſt ſo gewiſſenhaft dumm, daß er gewiß Zeit ſeines Lebens noch niemals eine Liſt begriffen, noch weniger eingefädelt hat.

Wie meint Ihr das? fragte Melchior.

Ihr ſeht ja, antwortete der Ritter, daß es von je her einen Kampf zwiſchen den Geiſtlichen und Weltlichen gab. Dieſe Kriege, welche ſie mit einander führen, erſcheinen in verſchiedenen Geſtalten, und bald iſt das Recht auf dieſer, bald auf jener Seite, oft haben beide Partheien gleich viel Recht und Unrecht. Seit lange ſcheint mir die Sache ſchon ſo verwickelt, die vielfältigen Fäden ſo verſchlungen, die eigentliche Religion aber ſo tief in den Knoten hineingeknüpft, daß ſie keiner mehr ſehen und unterſcheiden kann, wobei es doch noch eine Frage bleibt, ob durch einen künftigen Alexander, wenn er das Geflechte mit dem Schwerte durchhaut, die Welt was Erfreuliches gewinnen möchte.

Junger Mann, ſagte Melchior, Ihr ſprecht heut, gegen Eure Gewohnheit, ſo vielſinnig, daß ich Eure Meinung kaum errathen kann.

Und doch habt Ihr die Hiſtorien ſtudirt, antwortete Köſtlin, und die Geſchichte Eurer Kirche und ihrer Ausbreitung, ſo wie Eurer Händel mit tauſend Ketzern und vielen Sekten, mit den Deutſchen Kaiſern und den Tempelherren und Frankreich. Mir ſcheint, die Kirche iſt dadurch ſo mächtig, und zu Zeiten ſo allmächtig geworden, daß ihre Satzungen, Lehren, Wunder, Heilige und Feſte ſich immer vermehrt, und das erſte unſcheinbare Bild zu einem gewaltigen Koloß ausgearbeitet haben. So folgt jedem neuen Lehre und Erſcheinung, jeder Offenbarung, eine neue Auslegung, ein neues Feſt, ein neuer Kirchendienſt. Die Menge wird durch die ſinnliche Erſcheinung, durch den Aberglauben, durch Beichte und Ablaß gefeſſelt und reglert. Die Vorbitten der Heiligen, die Wallfahrten, das Jubiläum, die Orden und Bettelmönche, die neuen Wunder, alles dient nur, die Kirche und ihren Vorſteher, den Papſt, mächtiger zu machen, indem die Menſchen immer darauf hingewieſen werden, an dem Buchſtaben zu halten, den ſie durch Glauben, Freude, Trauer, Büßung und Erbauung, durch Glanz und Kirchenfeſte, Rührung und Putz ſo viel beleben dürfen, als ſie nur wollen. Und iſt es nicht ein ſchönes Leben und Weben in dieſem fortwährenden Traum! Aber der Geiſt iſt ihnen untertagt; dieſen ſuchen, oder gar finden, iſt die größte, die unverzeihlichſte Sünde; denn in ihm und durch ihn genügt der Menſch ſich ſelbſt, und findet alle jene noch ſo großen und glänzenden Anſtalten überflüſſig. Religion und Glaube werden nun ſeine nächſten Hausgenoſſen, er braucht den Heiland nicht in Gebäuden und Schränken, nicht in frommen Ländern oder Legenden der Dichter zu ſuchen, denn er fühlt ihn, als ſein eigenſtes Herz, als den erſten Pulsſchlag ſeines Weſens.

Steh' ſtill, Vetter, ſagte der Canonicus, und laß Dich einen Augenblick betrachten. Woher kommt Dir dieſe Weisheit, die Dich auch auf den Scheiterhaufen führen kann, wenn unſer begeiſterter Biſchof etwas von ihr vernimmt!

Die Sorge wäre lächerlich, ſagte Köſtlin; wer ſo feſt ſteht, wie ich, wer dem Herzoge alles ſagen darf, was er nur will, der kann bei dieſem alten ſchwachen Herrn wohl Andre ſtürzen, ſelbſt aber niemals geſtürzt werden. Ich ſage Dir, Vetter, ich bin dem herrlichen Fürſten unentbehrlich, und kann von ihm verlangen, was ich nur will; aber freilich darf ich ihm dieſe Geſinnungen auch nicht merken laſſen, weil er mich nicht verſtehen würde, er auch die Kirche ſo achtet, und die Geiſtlichen aufzuregen und zu bekämpfen ſo ſehr fürchtet, daß er in ſeinem hohen Alter niemals auf etwas eingehen würde, was ihre Macht zu brechen drohte.

Sei alſo vorſichtig, ſagte der Canonicus.

Dieſe Vorſicht, erwiederte der Vetter, lernt ſich wohl am Hofe. Ich will Dir nur, dem verſtändigen Prieſter, deutlich machen, wie mir alle die Erſcheinungen vorkommen, die ſich hervorgethan haben, ſeit die Kirche mächtig und mächtiger geworden iſt. Sie iſt das Gefäß geworden, in welchem einzig und allein Glaube, Chriſtenthum, Heiland und Gott ſchweben, und nur aus dieſem den durſtigen Seelen mitgetheilt werden können. Außerhalb dieſes Gefäßes iſt die Wüſte, der Tod, das Heidenthum, das Böſe, der Satan. Schon immer haben Denker, Fürſten und Völker ſich dieſem nicht fügen wollen, weil ſelbſt der Fromme ſieht, daß dort alles einem willkührlichen Aberglauben anheim fallen kann. Einige Fürſten ſahen früh ein, daß unter dieſem Vorwand Papſt und Cleriſei die Herrſchaft der Welt an ſich reißen konnten. So entſtanden die Kämpfe in verſchiedenen Geſtalten, und die Lehre der Arrianer ward als Ketzerei ausgerottet, obgleich ſie eine Zeitlang herrſchend war. Fromme, ächte Geiſtliche und große Päpſte fahen aber auch in andern Zeiten ein, daß freche und kluge Fürſten den Vorwand, ſich von der Tyrannei der Kirche und Cleriſei loszureißen, nur benutzten, um ſich ſelbſt zu Tyrannen zu machen, und die Völker, zuſammt der Kirche, in den Staub zu treten. Und ſo waren denn die geſchmähten Prieſter wieder oft die Vertreter der Freiheit und der Tugend. Wenn einmal Krieg und Kampf ſein muß, ſo hat dieſes Ringen wenigſtens eine edlere Geſtalt als das Balgen und niederträchtige Raufen, welches unſre Vorfahren erlebt haben, und das unſern Nachkommen vielleicht bevorſteht. Als die Frömmigkeit in den Waldenſern ſich nun offenkundig als Kampf und Verfolgung gegen die Prieſter ausſprach, und die Vernichtung dieſer forderte, da war die Sache wieder ſo einfach und klar geworden, daß die Kirche, wenn ſie nicht ge-

stürzt sein wollte, wohl zu jenen abscheulichen Mitteln ihre Zuflucht nehmen mußte, durch welche jene armen, erleuchteten Menschen auf die gräßlichste Weise vernichtet wurden. Aber seit dem, dünkt mir, ist auch die Lehre dieser Ketzer, in tausendfachen Gestalten und Umbildungen, immer allgemeiner geworden. Gedichte, Scherze, Gelehrte, Kaufleute, Zünfte, viele von den Geistlichen, Fürsten; alles kennt, mancher selbst unbewußt, gegen die alte Kirche an, die schon vieles von ihrem Glanz und ihrer Untrüglichkeit verloren hat. Der ächte Priester, der ganz von seiner Bestimmung durchdrungen ist, muß jetzt auf Tod und Leben kämpfen. Heut ist es aber viel schwerer, der mehr ungläubigen und schon zweifelnden Welt deutlich zu machen, was Ketzerei sei, oder sie gegen diese zu entflammen. Da ist es nun recht willkommen und passend, daß sich ein Gensal aufthut, eine ganz nahe und persönliche Gegenwart des Teufels, angemalt und ausgebildet, wie ihn der gemeinste Pöbel saht und gerne hat. Was hilft es, wenn der Verständige diesen Popanz verlacht? Die Autorität der Kirche, der Aberglaube, die Gewalt der Menge und des gemeinen Volkes werden es schon durchsetzen und die Feineren dürfen sich nicht Preis geben. Ja, es ist fast zu erwarten, daß dieser tolle Aberglaube, wie Pest, die Welt durchrasen wird, und unzählige Opfer dahin raffen, und daß die sogenannten Denker und Gelehrten eben so viel Argumente für ihn ersinnen werden, wie sie für jeden andern Unsinn erfunden haben. Und am Ende, ob die schuldlosen Opfer dem Hexen-Sabbath, oder dem Streit um das Palladium, oder dem Arrianismus, oder dem Glauben der Waldenser fallen, oder der Lehre des Huß, kommt das nicht alles auf eins hinaus? Auch dem Götzen der Freiheit, auch dem Handelsvortheil, auch dem Eigensinn und der Habsucht des Adels sind schon Viele geschlachtet worden. Man muß lachen, wenn Viele glauben, daß die Menschen vernünftiger und besser werden, und daß die Welt sich immer mehr in Zukunft aufklären soll. Das ist auch wieder Aberglauben, und vielleicht, wenn die Kirche einmal gestürzt ist, fordere er auch seine Opfer. Jetzt aber wird Schreck, Angst und Furcht in allen Familien und Ständen sich erzeugen, und das Ansehn der Geistlichen ist auf eine Weile wohl wieder gerettet. Darum hütet Euch, einsichtsvoller Vetter, zu stark und kräftig gegen diesen Unsinn zu reden, denn Ihr bekämpfe dadurch Euch selbst und Euren Beruf; trägt aber auch nicht ohne Noth Bräude hinzu, denn an denen wird es nicht fehlen.

Melchior stand wieder still, und sah den jungen unklugen und überklugen Propheten mit Erstaunen an. Jetzt glaube ich wirklich, sagte er dann, daß zuweilen ein Geist von den Lippen der Unmündigen weissagen kann. Ich vermuthe fast, Du verstehst Deine eignen Worte nicht ganz, wenn ich Deinen Leichtsinn, Dein unsahriges, unstates Wesen, Deinen kindischen Dünkel und Deine Naseweisheit bedenke.

Köstein sah den Oheim freundlich an und lachte laut und herzlich. Geht es denn, sagte er dann, mit Deinem Bischof etwa in einer andern Melodie? Ihn hat auch ein fremder, hocherleuchteter Geist der Weissagung befallen. Denn der klügste, gerichtetste und drechtriebenste Pfaffe hätte doch nichts Besseres thun können, als für Geld und gute Worte ein Paar alte Weiber zu gewinnen, daß sie diese Altersheit von ihrem Hexen-Sabbath aussagen mußten, um in dieser ganz neuen Form die Sünder und Abtrünnigen anzugeben. Offenbar benutzt ein Satan, oder Beelzebub, oder sonst ein schadenfroher Geist diesen Kopf, in dem er leicht Quartier finden konnte, weil er so leer ist, und also jedem Gaste offen stehe, um ihm diese Dummheiten einzublasen. Dieser fromme Bischof glaubt sie nun wirklich, und handelt bloß nach seinem Gewissen. Lächerlich und tröstlich ist es nur, daß, wenn die Kirche wirklich von Gott ist, wie doch so Viele sagen, der böse Geist der Lüge also nun selbst dazu wirken muß, diese zu stärken, und so manchen Baustein, der heruntergefallen war, wieder mit vieler Müh und Sorgfalt einzufügen.

Komm, mein Freund, sagte Melchior; diese Art, die Dinge der Welt anzusehen, will mir nicht zusagen. Auch ist unser Geschäft so ernst, daß es wohl geziemlich ist, unsern Geist dazu zu sammeln.

So heiter und leichtsinnig Köstein zu seinem verwundeten Feinde ging, so ernst und verstimmt kam er von diesem zurück, weil er vernahm, daß er sich jedem vorläufigen Verhöre weigere und sich jeder Untersuchung entziehe. Der Sachwalter des Gefangenen erklärte nämlich, dieser Denis, der jene Ermordung eines Verwandten Melchiors und Köstens nicht leugnen wolle und könne, habe sich auf den Erbprinzen des Burgundischen Hauses, auf Carl, Grafen von Charolais, berufen, indem er sich nur in seiner Gegenwart, und zwar nur ihm allein, erklären könne, weshalb er jene That unternommen habe; er wollte dem Prinzen zugleich so hochwichtige Geheimnisse entdecken, daß er seiner Gnade und Verzeihung fast versichert sei.

Als Melchior seinen Vetter so nachdenkend sah, sagte er: Ich fürchte, Du hast auf die Gnade des Herzoges zu viel gebaut, und dich in Complotte und Schlechtigkeiten mit diesen Croys, dem Grafen Etampes und ihren großen und kleinen Helfershelfern verstrickt. Es ist ja bekannt genug, wie unsäglich sie alle dem Erben des Herzogthumes sind. Der Dauphin Ludwig, so sehr er hier Schutz und Liebe bei unserm Philipp gefunden hat, schürt doch immer das geheime Feuer. Alle sind gegen den Erben und lauern schon auf den Tod unsers alten Fürsten; die meisten mehr oder minder mit Frankreich im Einverständniß.

Jetzt siehst Du zu weit, lieber Vetter, sagte Köstein, der sich wieder zu seinem gewöhnlichen Leichtsinn zwang. — Fühlst Du Dich nicht rein, sagte der Onnonieus, so benutze die Zeit, die Dir noch gegönnt ist, und mache Dich über die Gränze.

Das wäre eine treffliche Auskunft! rief Köstein; und meine Gemahlin, meine Landgüter, meine Schätze, mein jährliches großes Gehalt, alles dahinten lassen, um einem nichtigen Gespenst zu entfliehn!

Das vielleicht, sagte Melchior, nicht so wesenlos ist, als diese Hexen und ihr Sabbath.

Sie trennten sich, und Köstein verschloß sich auf seinem Zimmer, um seiner Lage nachzudenken und wie er sich benehmen solle.

Die Stadt war in ein stumpfes Erstaunen, in Betäubung und Schreck versenkt, denn alles, was geschah, war so plötzlich und ohne Vorbereitung eingedrungen, war dem gewohnten sichern Lebensgange so entgegen gesetzt, daß keiner sich fassen und sammeln konnte, sondern Alle wie in einem ängstigenden Traume festgehalten, ohne Heiterkeit, Kraft und Entschluß fortlebten, völlig ohne Rath und Hülfe. Peter Carrieur schien der Einzige, der entschlossen war, diese eindringende unerhörte Gewalt durch Gewalt zu vertreiben; er rieth, die Bürger zu bewaffnen, die Gefangenen mit Gewalt zu befreien, und den Bischof, als unfähig, sein Amt zu verwalten, vorläufig als krank zu behandeln, bis er vom Papste seiner Würde entsetzt sei; er war überzeugt, daß der Herzog und der Adel diesen gewaltsamen Schritt, wenn sie erführen, was ihn veranlaßt, billigen, sich ihm wenigstens nicht widersetzen würden. Er, einer der reichsten Männer des Landes, erbot sich, die vielen Arbeiter seiner Fabriken zu bewaffnen und der Bürgerschaft zu Hülfe zu senden. Aber Schakepeh und die meisten Schöffen erschraken vor dieser Maasregel, weil sie zum Bürgerkriege führen könne, welcher vielleicht gar den Untergang ihrer Stadt herbeiführen möchte.

Wenn wir uns nicht einigen können, sagte Carrieur, so sind wir freilich nur schwach. Sieht aber der Fürst unsern Ernst, und daß dieser Aufstand kein Vorwand ist, um ihm seine Rechte zu verkürzen, so wird er unser Gesinnung achten. Konnt Ihr es denn dulden, daß auf offnem Platz der wahnwitzige Priester unsern würdigen Schöffen von den Häschern hat ergreifen und als des Scheiterhaufens würdig in das Gefängniß werfen lassen? Die Sache spricht, ohne unser Worte, für sich selbst. Taket soll ein Herenmeister sein, sich dem Satan verschrieben und einen Gast beim Hexen-Sabbath abgegeben haben? Seit unsre Stadt gebaut ist, ist noch unter keinem so dummen Vorwande ein Bürger in den Kerker geführt worden.

Gebt Euch Geduld, Zornesmann, sagte Schakepeh; daß das nicht kann geduldet werden, sehen wir Alle ein, nur verderben wir nicht durch Uebereilung und Zorn unsre gute Sache. Erwartet die Boten von unserm gütigen Herzoge zurück, er wird uns Recht sprechen, und seine Bürger, die er liebt, durch welche er reich und mächtig ist, nicht unter so nichtigem Vorwande verderben lassen. — Man ging wieder auseinander, ohne einen Beschluß gefaßt zu haben. Der reiche Peter Carrieur wollte über diese Schwachheit verzweifeln. Jachzornig, wie er war, hatte er anfangs einige Worte gegen seine Arbeiter fallen lassen, und indem er jetzt nach dem großen Hause ging, wo die Tapetenwirker für ihn arbeiteten, sah er in seinem Hofe ein großes Getümmel. Die meisten seiner Arbeiter waren dort versammelt, und Guntram, der älteste unter ihnen, ein riesengroßer Mann von wilder Natur, theilte ihnen Waffen aus. Was ist das? rief Peter. — Wir wollen Eure Stadt vertheidigen, sagte Guntram; alle diese guten Gesellen sind frohen Muthes, und wollen mit uns leben und sterben.

Peter Carrieur befahl ihnen, die Waffen nieder zu legen und wieder an ihre Arbeit zu gehen; dem großen heftigen Mann aber winkte er zu bleiben, und ging mit ihm in seinen Garten, in welchem sie nicht gehört werden konnten. Warum übereilt Ihr Euch so? sagte der Herr zu seinem Gesellen. Die Bürger würden nicht zu uns stehn, die Schöffen sind

unentschlossen und voll Angst, der Adel zöge vielleicht gegen uns. Dann wären wir verloren, wenn der Herzog nachher nach seine Reisigen gegen uns schickte. Ja, wären wir einig und dächten Alle so wie ich, so wollten wir diesem kleinen verrückten Bischof bald sein Spiel verderben.

Wie Ihr wollt, Herr, sagte Guntram; aber Ihr seid in diesen Dingen nicht so erfahren wie ich. Ich habe den großen Aufstand in Gent mitgemacht, früher war ich Soldat; wo es Lärmen und Scharmützel gab, da wurde ich von meinem Gemüthe hingezogen. Es liegt oft nur an einer Kleinigkeit, daß eine ganze Stadt und Landschaft in den hellen Aufruhr hinausbricht. Sitzt Alles still und läßt sich alles Unheil auf Ohren und Rücken ergneu, so ergiebt sich freilich nichts. Aber oft bedarf es nur einer Handvoll Menschen, die steif und fest auf ihrem Willen bestehen, so defeuert das die Andern; der Schläfrigste wirft seine Mütze ab und setzt fluchend den Sturmhut auf; der Spektakel ergreift Alles; in jeder Gasse rühren sich die Menschen und besinnen sich darauf, daß sie etwas zu verfechten haben. Wie ein Fieberhitziger steckt einer den andern an, und sie trotzen, schreien und toben, und wissen oft selbst nicht, was sie wollen. Manchmal haben sie keine Sache zu verfechten, die finden sie dann aber im Tumult. O, ich weiß mit den Geschichten Bescheid und kenne das Gemüth meiner Landsleute. Einer, dann etliche, dann mehr müssen nur voran. Jeder denkt dann, die haben Hinterhalt, so laufen sie mit und begeistern sich und andre. Die Masse wächst, wie ein gerollter Schneeballen, und indem sich jeder auf den andern verläßt, wird er selber muthig. Und Ihr nun gut! Ihr habt in die allerbeste Sache von der Welt zu verfechten. Jetzt sind es gerade dreißig Jahre, als ich dabei stund, wie das gute Mädchen von Orleans verbrannt wurde. Das tapfere Kind, das damals den jetzigen Franzosen-König aus seinem Elend errettete, sollte nun auch eine Hexe sein. Das, dachten wir alle, wäre nun gewiß die letzte Hexe, die sie auf den Scheiterhaufen setzten, denn die schändliche Lüge sprang allen in die Augen. Die Menschen weinten und ächzten, als sie das gebuldige, schönlockige Schlachtopfer in seinen qualvollen Tod hineingehen sahen. Ich versichere Euch, hätten sich nur vierzig Menschen einen echten Muth fassen können, so wäre wohl das ganze Volk, trotz den Englischen Soldaten, zur Meuterei erwacht. Laßt uns gewähren, Herr, und Ihr solle Wunder sehen.

Ich verbiete Dir jedes Unternehmen, sagte Caerieur, wenn Du nicht willst, daß ich Dich, so nutzlich Du mir bist, fortschicken soll.

Meinthalb, sagte Guntram verdrießlich; aber ich gebe Euch mein Wort, daß Ihr es noch bereuen werdet, so unsern guten Willen verkannt zu haben.

Köstein, von der Forderung und Apellation des verwundeten und kranken Denis erschreckt, nahm unvermuthet von seinen Freunden, Bekannten und dem Canonicus Melchior Abschied, um schnell zum Herzog zu reiten, damit ihm die Berufung auf dessen Sohn keinen Schaden bringen möge. Er war überzeugt, daß es nur weniger Worte beim alten Fürsten bedürfe, um Alles niederzuschlagen, was irgend Wahres oder Unwahres gegen ihn vorgebracht werden könnte. Melchior war um seinen Vetter besorgt; dieser aber verlachte in seinem jugendlichen Uebermuth nur die Furcht des ältereu Mannes.

Friedrich war eben bei der tief betrübten Frau Catharina, um sie zu trösten, als sie durch einen Boten, den sie nicht kannte, und der sich schnell wieder entfernte, folgendes Blatt erhielt. Die Schrift war verstellt, und der Schreiber nicht mit Sicherheit zu errathen.

„Entfliehe! Noch heut, wo möglich noch in dieser Stunde. Am sichersten nach Frankreich oder Deutschland. Zaudert nicht. Wählt das Land, das ihr am ersten erreichen könnt. Nehmt Juwelen und Geld mit, so viel Ihr könnt. Morgen ist Alles zu spät. Laßt auch das Beste zurück, um Euch nur selbst zu retten."

Sie sahen sich an und auch Friedrich war erblaßt. Ich fliehe, sagte sie, denn ich errathe, von wem dieses Blatt kommt; es ist eine That der Reue, denn der Dechant hat erst diesen Unsinn des Bischofs befördert, den er jetzt vielleicht gern zur Vernunft bringen möchte. Es scheint also, die Sache wird ernster, als selbst unsre böseste Furcht ahnden konnte.

Wie kann ich Euch nützen, arme Freundin? fragte Friedrich; soll ich Euch begleiten? Braucht Ihr mehr Diener?

Nichts von alle dem, sagte sie, was nur Aufsehen machen würde. Ich gehe in einer Stunde mit meinem Reisewagen fort, als wenn ich jemand auf dem Lande besuchen wollte, und suche die Küste zu erreichen, um von da nach England zu gehen. Ich habe am Hofe dort einige Jugendfreundinnen, die mich aufnehmen werden. Zwar ist mir nach dem entsetzlichen Schicksale meines geliebten Robert das Leben verhaßt, aber ich will nicht so sterben, unter Martern, als Scheusal, ein Opfer des Aberwitzes.

Friedrich nahm mit einer herzlichen Umarmung Abschied von der schönen Frau. Er konnte nicht weinen, aber sein Herz war unendlich beschwert, und als er aus der Thüre trat, versagten es die Knie, ihn aufrecht zu erhalten. Er kehrte noch einmal um, sich etwas mehr zu sammeln, und sagte erschöpft: Daß ich Euch so verlieren soll, die ich niemals mein nennen durfte, konnte uns wohl keiner vorhersagen.

Vielleicht sehen wir uns wieder, und bald, antwortete sie; dieser Traum der Thorheit, dieser Schwindel muß ja doch bald vorüber gehn. Wahrt Euer Gesundheit, geliebter Freund, gedenkt Eures alten Vaters.

Noch einmal drückte der Jüngling die schöne Gestalt an sein Herz, dann eilte er schnell aus dem Hause, um einen Vorsatz auszuführen, der ihm im letzten Augenblicke wieder Kraft und Hoffnung gegeben hatte. Er eilte nehmlich nach der Residenz des Bischofes, und ließ sich bei diesem melden und um eine Unterredung bitten. Ein Priester führte ihn durch die Gemächer in das Zimmer des Bischofes, den er in Gesellschaft des Dechanten traf. Der kleine Mann saß und hielt das feurige Auge stare auf ein Blatt geheftet, welches er las und dann unterschrieb. Der dienende Priester nahm es dann aus seiner Hand und entfernte sich stumm und mit einer tiefen Verneigung. Noch blieb der Bischof in seiner nachdenkenden Stellung, der Dechant stand verlegen und es schien, als wage es es nicht, sein Auge zum Jüngling zu erheben. Endlich stand der Prälat auf, als wenn er aus tiefem Sinnen erwachte, ging auf Friedrich zu, trat ihm ganz nahe vor das Antlitz, und sah ihm scharf und brennend in seine Augen, mit einem so langen und unermüdlichen Blicke, daß Friedrich die Augen niederschlug und wie in Beschämung erröthete. — Es ist richtig! sagte der Bischof dann, wie ich es vermuthet habe, und trat wieder zurück: ich habe Euch lange nicht gesehn, junger Mann, und Ihr habt Euch wunderbar verändert.

Ihr wart lange nicht in unserm Hause, verehrter Herr, antwortete Friedrich, und kein Geschäft führte mich in das Ewige, so ist mein Antlitz Euch fremd geworden, und Ihr findet es verändert, weil vielleicht früher Kummer seine Kennzeichen hineinschrieb.

So? antwortete der Bischof trocken, und heut führt Euch ein Geschäft zu mir?

So ist es, antwortete Friedrich; aber es wird mir schwer, den Anfang meiner Bitte, oder Vorstellung, oder wie soll ich es nennen, zu finden; aber ich möchte Euch Manches im Namen unsrer ganzen Stadt an das Herz legen, was Ihr nicht von Euch weisen solltet.

Also seid Ihr ein Abgesandter von der Stadt? fragte der Bischof, und sprecht in ihrem Namen?

Nichts weniger als das, sagte Friedrich; nur mein eigner Entschluß hat mich hierher getrieben.

Die Stadt, antwortete der Prälat kurz, hätte freilich wohl auch einen Aelteren und Verständigern senden mögen. Also aus eigenem Antrieb beliebt es Euch, mir manches zu eröffnen! — so redet denn.

Ich beschwöre Euch, sagte Friedrich, verachtet meine Jugend und mein gutmeinendes Wort nicht, damit Ihr Euch nicht den Fluch Eurer Mitbürger, der Geistlichkeit und der Zukunft durch rasches und leidenschaftliches Thun herbeiziehen möget. Es ist nicht anders möglich, Euer Gemüth muß erwachen, Eure Vernunft muß sich überzeugen, daß Ihr jetzt ein Werk begonnen und unternommen habt, welches nur mißverstandner geistlicher Eifer, falsche Frömmigkeit und eine Sucht, das Abentheuerliche zu glauben und leere Phantasien für Wahrheit zu nehmen, hat hervorbringen können. Auf diese schwindelnde Spitze setzt Ihr Euren Ruf, Eure Würde, Euer Verhältniß zur Clerisei und zum Papst. Kehrt um, guter schwacher Mann, so lange es noch Zeit ist, und gesteht als Christ Eure Uebereilung ein.

Ohne Zweifel, sagte der Bischof mit Hohn; und was treibt Euch dazu, Euch in Dinge zu mengen, die Euch gar nicht berühren, und weit über Eure Begriffe und Fähigkeiten liegen?

Wie? rief Friedrich mit Unwillen; es soll mich nicht, nicht jeden berühren und mit Schmerz und Pein durchdringen, wenn ein würdiger Mann, wie unser Schöffe Taket, uns grausam geraubt und als Verbrecher dem Pöbel Preis gegeben wird?

Er ist also kein Zauberer und Herenmeister? fragte der Prälat.

Gewiß nicht, erwiederte Friedrich; so wenig als ich es bin.

Der Bischof lachte laut auf, und der Jüngling, von diesem kalten Hohn noch mehr aufgereizt, verlor seine Fassung ganz und sagte mit zornglühenden Augen: Laßt ihn frei, den

würdigen Schöffen, so wie die andern armen Opfer eines irrigen Verstandes. Kann es Euch denn wirklich darum zu thun sein, mit Wahnsinnigen einen Prozeß auf Leben und Tod zu führen? Ist es erhört, daß man auf die Aussagen von Verrückten andre Unbescholtene einkerkert und ihr Leben in Gefahr setzen will!

Diese Unbescholtenen, fing der Prälat wieder an, liegen Euch also sehr am Herzen! Unbescholten sind die beiden Dirnen wohl auch, die vom Laster ihren Unterhalt gezogen haben? Wollt Ihr nicht für diese auch als Ritter auftreten!

Das ist etwas ganz andres, antwortete Friedrich; die Dirnen sind verwerflich, und die Stadt kann ihnen verboten werden.

Sie sind aber wenigstens eben so gut, sagte der Bischof höhnend, als Euer Liebchen, die Frau Catharina Denisel, die doch auch ein eben so schändliches Gewerbe getrieben hat.

Plötzlich ward Friedrich leidendlich vor Zorn, er verlor auf einen Augenblick das Bewußtsein und stürzte auf den Prälaten los. Als er wieder zur Besinnung kam, stand der Dechant vor ihm, der zwischen beide getreten war. Laßt ihn nur, rief der Bischof, er muß ja seine Tugendheldin, die Herr, in Schutz nehmen, er, der, wie ich ihm gleich beim Eintritt auch aus seinen Augen las, selbst ein Hexenmeister ist!

Höre ich wirklich diese unsinnigen Worte? rief Friedrich in der höchsten Bewegung aus; aber ist alles nur ein aberwitziger Traum! Und Ihr, Herr Dechant, könnt, ohne ein Wort zu sprechen, diese Lästerungen eines Rasenden so ruhig anhören?

Schimpft nur, sagte der Bischof; dem Verbrecher, der seinen Untergang vor Augen sieht, muß man es erlauben. Ihr wollt es wohl leugnen, daß Ihr noch kürzlich im Garten dieser Denisel einen Hexen-Sabbath gefeiert habt, bei welchem der verruchte Labitt den Ceremonien-Meister und Marschall des Satans gemacht hat? Daß die Hexe sich dort, als Stellvertreterin des Teufels, als Frau Venus mit ihrem ganzen Hofhalt gezeigt hat! Daß Ihr dabei auch ein dienender Satansbruder wart, und der Herr demüthig huldigtet! Mußt Ihr nicht aller dieser Dinge geständig sein! O, meine Spione sind gut, und auch Busch und Strauch hat manchmal Ohren.

Jetzt erst kenne ich Euch, sagte Friedrich mit kalter Verachtung, und es ist unter der Würde eines jeden Menschen, der noch eines Gedankens fähig ist, auf den Aberwitz eines Narren zu antworten.

Friedrich wollte ohne Gruß und ohne irgend ein Zeichen von Hochachtung sich entfernen, aber der Bischof rief: Bleibt! Antworten werdet Ihr ganz gewiß, entweder im Guten und freiwillig, und dann kann, wie sehr Ihr mich auch lästern mögt, die Kirche noch mit Mitleid Eurer Jugend gedenken, die dem Irrthum und der Verführung, besonders durch schöne Weiber, ausgesetzt ist; oder Ihr gesteht gezwungen, durch das Mittel, welches für verstockte Sünder da ist, durch die Folter.

Die Thüre öffnete sich, und Häscher traten herein, die den betäubten Friedrich in Empfang nahmen, um ihn in den Kerker zu schleppen. Auf der Straße begegnete ihm ein Zug, vom Geschrei des Pöbels und lautem Lachen und Jubel begleitet. Als er näher kam, sah er, daß es Frau Catharina war, die, so wie er, in den Kerker geführt wurde. Wir sehn uns früher wieder, als wir dachten, sagte sie mit mildem Ausdruck, indessen Friedrich, von blinder Wuth betäubt, nicht fähig war zu sprechen. Die Schadenfreude des Pöbels, die über das Unglück und die Schande der schönen, reichen Frau gefrohlockt hatte, ward dadurch gestört, daß Friedrich, der Sohn des geliebten Ritters, den alle ehrten, ebenfalls derselben Schmach war Preis gegeben worden. Der Vater vernahm mit Entsetzen, was seinem Sohne begegnet sei, und berieth sich mit seinen Freunden, welche Mittel man ergreifen müsse.

Es war ein betrübender Anblick für alle Freunde des Alten, wie Labitt trostlos durch die Stadt irrte, als er erfahren, daß Friedrich und Catharina gefangen seien. Allenthalben suchten seine Klagen Hülfe, er war in der Furcht, daß man auch ihn anklagen würde, und so geschah es auch, indem er eben weinend im Hause des Schultheiß Mitleid erflehte. Der Greis war ganz ohne Fassung; er rief, als er über die Straße geführt wurde, den Küster Wundrich sich zu Hülfe, der aber mit trostlosem Kopfschütteln und bleichem Antlitz sich von ihm entfernte.

Man hoffte jede Stunde auf die Boten, die vom Herzoge zurückkommen sollten. Sie erschienen freudig nach einigen Tagen, und verkündigten, daß der Erfolg ihrer Sendung über Erwarten glücklich sei, und daß die Noth und der Schimpf, welche ihre Stadt bedrohten, binnen Kurzem abgewendet würden.

Alle reichen Bürger und Schöffen, so wie Ritter Beaufort, eilten nach dem großen Gasthause des reichen Josset, denn dieser war es gewesen, der als Sprecher der Bürgerschaft sich dem Herzoge Philipp vorgestellt hatte.

Josset, ein wohlbeleibter, fröhlicher Mann, der auch Schöffe war, und von allen Menschen wegen seines Wohlwollens und heitern Sinnes geliebt wurde, erzählte, wie freundlich er von dem alten Fürsten sei aufgenommen worden, wie gern man ihn angehört und alle Umstände habe vertragen lassen. Gewiß, so sagte der Herr, ist diese Sache denkwürdig und höchst seltsam; ich will nicht, daß meine geliebten Unterthanen, einen Aberglauben zum Vorwand nehmend, gemißhandelt werden. Der Bischof darf nicht über seinen Bezirk hinausgreifen. Die Sache ist so seltsam, daß sie genau untersucht werden muß, und wer im Unrecht ist, soll der Strafe nicht entgehen. Der Geistliche soll durch Ermahnung strafen, durch Tugend ermuntern und mit Liebe den Fehlenden aufrichten, aber nicht Henker und Beil zu Hülfe rufen. Wir haben gesehen, welcher Mißbrauch mit Worten getrieben wurde, als das arme Mädchen von Orleans, jene Pucelle, hingerichtet wurde.

Der liebe, edle Herr! rief Schakepeh aus. Wüßte ich es doch, daß er dieser verächtlichen Tyrannei steuern würde.

Am folgenden Morgen, fuhr Josset fort, ließ uns der erhabne Mann wieder in seinen Palast fordern. Er war noch milder und gütiger als am vorigen Tage. Eure Erzählung, sagte der freundliche Fürst, hat mich in der ganzen Nacht beschäftigt; sie ist so sonderbar, daß ich viel darüber habe denken müssen. Menschen, denen man nichts Wirkliches, keine That beweisen kann, diese werden als Verbrecher ergriffen, weil ander, die vielleicht im Gemüthe krank sind, sie bei einer Versammlung böser Geister wollen gesehn haben, zu welcher diese Ankläger selbst durch die Luft auf Gabeln, Besen, Trögen und Böcken auf unbegreifliche Art hingefahren sind. Ist es nicht, als wollte ich meine Räthe und Freunde des Mordes und Hochverrathes anklagen, weil ich oder einer meiner Diener sie im Traume hat ein Verbrechen begehen sehen? Und weil ich zeigen will, wie sehr ich meine gute Stadt Arras und ihre Bürger liebe, habe ich, auch den Rath von Freunden anhörend, beschlossen, meinen Vetter, mein nahverwandtes Blut, den Grafen von Etampes, mit unbeschränktre Vollmacht nach Arras zu senden, um in meinem Namen, und so weit meine Macht und Gerichtsbarkeit reicht, zu handeln.

Daran erkenne ich den großen Fürsten! rief der alte Beaufort höchst erfreut aus; das giebt uns Trost und Kraft. Vor dem Grafen, diesem mächtigen Herrn, wird der feige Bischof sich in seine Zelle zurück flüchten müssen. Der edle Graf muß empört sein, daß man den Adel und dessen Vorrechte so mit Füßen tritt. Er wird mir sogleich meinen Sohn zurück geben, und diesen Geistlichen, die unter den verächtlichsten Vorwänden die Tyrannen spielen wollen, zeigen, wie man einen so alten adligen Stamm, wie den meinigen, nicht verletzen darf.

Ja, rief der zornige Caerieur aus, der kräftige Graf muß uns aber nicht bloß beistehn, er muß auch diesen frechen Priester und andre seines Gelichters bestrafen. Er muß ein starkes Beispiel geben, damit es keiner wieder wagt, jemals einen solchen Unsinn aufzuführen.

Freilich, rief Josset, der Gastwirth. Wir leben ja jetzt wie in einem Narrenhause, und müssen uns Fratzen erzählen lassen, die wir schon als Kinder abgeschmackt fanden. Und die blödsinnigen Erzähler schneiden dabei so ernsthafte Gesichter, als wenn sie uns die heilige Schrift erklärten.

Alle waren froh und drückten sich freudig die Hände; als sich aber Beaufort zu Schakepeh wendete, um auch diesen zu umarmen, wich der Kaufmann zurück, und setzte sich schweigend und verdrießlich in einen Winkel. Was ist Euch! fragte Beaufort; wollt Ihr an unserer Freude nicht Theil nehmen!

O wir Armen, sagte Schakepeh, und nahm den Kopf zwischen beide Hände; ich fürchte jetzt, ja ich bin davon überzeugt, unsre Sache ist verloren, und schlimmer, als wenn sie ganz allein in den Händen des Bischofs geblieben wäre.

Er spricht wieder einmal Unsinn! rief Caerieur; alles will er besser wissen, der launenhafte Mann, der mit jedem Auge seine tiefsinnige Weisheit wechselt.

Aber laße ihn reden, sagte Beaufort, daß er uns deutlich machen kann, wie er es meine; denn ich begreife seine Betrübniß durchaus nicht.

Herr Ritter, sagte Schakepeh, indem er dem alten Beaufort die Hand reichte, Ihr wißt es, ohne daß ich Euch jetzt zu schmeicheln brauche, wie wir Bürger Euch achten und lieben. Ich hasse den Adel nicht, so vielfachen Vortheil ich auch durch Edelleute und ihre Waffentüchtigkeit erlitten habe. Oft hat uns der Adel geschützt, und mehr wie einmal im Kriege gerettet; — aber diese Großen, diese höchsten und prinzlichen Edelleute, die unserm Fürsten am nächsten stehn, diese Croys, die Etampes, Nieernois, zu diesen können und sollen wir kein Vertrauen fassen. Diese Gildgierigen, die die Liebe unsers Fürsten, das Glück des Landes, Krieg, Elend und Theurung, Bündniß mit Fremden und alle Umstände immer nur benutzt haben, sich zu bereichern, diese sind weder Adlige noch Bürger

des Landes. Sie kennen kein Vaterland, sie wollen und lieben nur sich. Immer verschwendend, scheinbar großmüthig, und immer wieder knickernd, wuchernd, wie ein Jude, und liedlos ihre Vorrechte und Stellung zum Lande nur zu Erpressungen benutzend, sind sie die, welche die Kräfte unsers Herzogthums eigennützig wegsinnen. Denkt an mich, wenn dieser gemüthlose vornehme Herr uns erst völlig unglücklich macht.

Wie kann er es! sagte Beaufort; wer würde ihm darin beistehen?

Ich verlasse mich sonst nuch auf die Vornehmen nicht, sagte Peter Corrieur; aber bei dieser Gelegenheit kann er doch nur seinen Vortheil finden, sich dem Bischof zu widersetzen.

Ihr sprecht auch, Freund Schakepeh, fiel Josset ein, als wenn die großen Herren gar kein Gewissen hätten, keinen Gott glaubten und keine Strafe fürchteten.

Sie haben ihr eignes, abgerichtetes Gewissen, sagte Schakepeh, das auf jeden Fall ganz anders als unser bürgerliches aussieht. Es hat ein Wesen wie das Chamäleon, und spiegelt alle Farben. Ihr Gewissen ist, ihren Stamm groß und reich zu machen, ihr Blut für eine ganz andre Brühe zu halten, als die in den Adern der übrigen Menschen gährt, ihre Ehre über alles zu schätzen, und sie aufrecht zu halten, sich auch vor keiner Niederträchtigkeit zu fürchten; am meisten hilft es aber dazu, Geld und immer nur wieder Geld zu sammeln, auf allen Wegen und durch alle Mittel. Da unser Herr aber, so weise er ist, zu Zeiten ein Verschwender ist, so sind sie es auch, machen Schulden, und treiben wieder, wo sie nur können, ihre Verluste ein, und denken weder an Gewissen, Gott, Strafe noch Religion.

Er ist ein Menschenfeind geworden, sagte Josset, und heut hat er wieder die Laune des Widerspruchs. Beaufort aber war nachdenklich geworden, und die überwallende Freude Carrieur's war auch verstummt.

Ein junger Mensch, Gaspar, ein Verwandter des Gastwirthes Josset, trat jetzt herein und sagte: Denkt Euch, meine Herren, die seltsame Geschichte! In seinem Gefängnisse hat sich der alte Maler Labitt mit einem Federmesser die Zunge abgeschnitten. Es ist ihm zwar nicht ganz gelungen, aber er ist doch so verwundet, daß er kein Wort sprechen kann.

Alle waren betrübt, und in seinem Mitleid sagte Carrieur auf seine zornige Weise: Im Glück und Unglück bleibt der Labitt ein alter Esel. Mit Recht nennen sie ihn den blödsinnigen Abt. Einfältiges Menschenkind. Er bildet sich nun ein, er kann und braucht in den Verhören nichts zu demntworten, er kann nun nichts gestehn, weder von sich noch von andern. So sehr hat ihm die Angst alle Besinnung genommen, daß er vergißt, wie er doch schreiben kann, und wie sie ihn dazu schon anhalten werden.

Freund Carrieur, sagte Schakepeh mit einem so weichen Ton, daß es schien, er müsse gewaltsam seine Thränen zurückhalten, Ihr seid selbst heut am Tage ein wenig einfaltig. Der gute Alte, einer meiner liebsten Freunde, einer der edelsten Menschen, die ich je gekannt habe, in seiner Todesangst hat er nicht so ganz den Verstand verloren, wie Ihr es glaubt. Er hat sich die Sprache geraubt, um den Elenden nicht auf der Folter antworten zu dürfen; mit dieser müssen sie ihn doch mindestens verschonen, wenn er ihnen schriftlich Antwort geben soll. O der kläglichen Zeit, wenn unbescholtene, tugendhafte Bürger auf dergleichen List und Auskunft verfallen müssen, um nur ihre Glieder zu retten, daß sie ihnen nicht unter unduldbaren Qualen zerrissen werden.

Beaufort, der plötzlich an seinen Sohn denken mußte, hielt die stürzenden Thränen nicht zurück. Er umarmte den alten Schakepeh heftig und eilte nach Hause, um sich ungestört seinem Schmerz zu überlassen.

Schakepeh nahm von den Bürgern Abschied, indem er sagte: vielleicht hodt Ihr Recht, und alles fügt sich zum Guten. Daß wir aber dergleichen hoffen, daß wir es ein Glück nennen müssen, von solchem Unsinn erlöst zu werden, ist schon Elend genug. Mein armer, liebevoller Labitt! Dieser Freund, so ganz Kindertraum, Wohlwollen, Spiel und Tiefsinn. O, er lernt im Greisenalter das Leben noch von einer schlimmen Seite kennen. Und wer schützt uns, die wir uns alle seine Freunde nannten? — Hofft Ihr auf den Grafen Etampes und sein verständiges Wirken; es gehe Euch wohl. Ich denke dessen wahl entübrigt zu sein, wenn ich gleich bei meinem Entschlusse viel einbüßen sollte.

Was habt Ihr vor! fragte Josset.

Nichts Besonderes, erwiederte Schakepeh, ihr werdet es schon erfahren. Mit diesen Worten verließ er die Freunde.

Als er in sein großes, schönes Haus kral, sah er die Säulen, Thürme, den Attan, die breite Treppe und die großen Zimmer, allen kostbaren Hausrath und seine Kleinodien eins nach dem andern genau an, schüttelte bedenklich den Kopf und warf sich dann gewaltsam in eine heitere Laune, die ihm sonst so natürlich war. Bei Tische erzählte er fröhliche Dinge, um seine Tochter, die schöne Sophie zu zerstreuen, die um Friedrich, Labitt und Frau Catharinn viel am Morgen geweint hatte. — Nach Tische nahm er ihre Hand und sagte: Ja, Kindchen, das war mein Lieblings-Projekt, wie ich es auch niemals verschwiegen habe, Dich mit diesem Friedrich Beaufort zu verehelichen. Sein Vater schien auch damit einverstanden, und es fehlte nur noch an dem jungen Menschen, der keiner Neigung zu einem hübschen Mädchen fähig schien. Sieh, mein kleiner Engel, Dich hat er freilich bezaubert, das hast Du Dir auch merken lassen, und ich habe es längst bemerkt. Dafür haben sie in nun auch zur Strafe als Herenmeister festgesetzt. Dort, im Gefängnisse, wird er in sich gehn, seine schwarze Kunst abiegen, und Du kannst unterdeß ein wenig zaubern lernen. Lassen sie ihn dann wieder aus seinem Loche an das Tageslicht, so übst Du Deine kleinen Künste an ihm aus, und es wird zu meiner Freude doch wohl noch ein Paar aus Euch. Weil aber hier bei uns in Arras das Zaubern, wie Du siehst, so strenge verboten ist: wie wär's, wenn Du Dich zu Deiner Muhme nach Paris aufmachtest, die Du schon so lange hast besuchen wollen? Grüße sie von mir, und laß Dich dort im Herenunterrichten, Du kleiner, zarter Engel.

Er küßte sie gerührt, und das erstaunte Mädchen sagte: Wie Ihr es befehlt, mein Vater, obgleich ich auf diese Reise gar nicht vorbereitet bin. Wann reise ich?

Jetzt gleich, sagte Schakepeh; ich habe den Wagen schon einrichten lassen, die Pferde sind auch schon vorgespannt, sichre Leute und Diener werden Dich begleiten.

Mein Vater, sagte Sophie bestürzt, gleich jetzt? Wie ist das möglich?

Ich folge Dir bald nach, sagte der Vater; in wenigen Tagen siehst Du mich auch dort in Paris, so bald ich nur meine nothwendigsten Geschäfte geordnet habe.

Also keine Trennung! sagte Sophie. — Nein, mein Kind, erwiederte der Vater, indem er seine Thränen nicht mehr zurückhalten konnte; lange möchte ich Dich nicht aus meinen Armen lassen.

Sie stiegen die Treppe hinnd, und das Kind verwunderte sich, den Reisewagen, unter dessen aufgespannter Leinwand sie sitzen sollte, mit so vielen Sachen bepackt zu sehen. Sie erfuhr, daß alle ihre Kleider und Wäsche, vorzüglich aber alle ihre Kleinodien, goldnes Geschier und eine große Summe in Gold und Silber, sich in den Kosten befand, die dem Wagen aufgeladen waren. Alles dies, sagte der Vater, giebst Du in Paris in die eignen Hände Deines Oheims, meines lieben, verständigen Bruders, der Dir so Deine Mitgift bewahren wird. Ich hoffe noch in wenigen Tagen eine große Summe mit mir zu bringen. Nun, Herzchen, sieh Dir nuch einmal Haus, Zimmer, die Schränke und Spiegel an, falls dies das letztmal ware, daß sie Dir als Dein Eigenthum vor Augen standen.

Lieber Vater, sagte sie zitternd, Ihr sprecht so räthselhaft. Wollt Ihr Alles verkaufen! Wollt Ihr von hier wegziehen! Wollt Ihr in Paris Euren Handel fortsetzen?

Kann sein, kann nicht sein, antwortete der Vater; es ist ja auch möglich, daß man mir das Haus und Alles drinn und draußen abkaufen will, ohne es mir zu bezahlen. Kann nicht ein Erdbeben Alles verschlingen! Ein Brand! Man muß sich für alle Fälle vorsehen.

Weinend fiel die geängstigte Sophie dem Vater um den Hals. Er tröstete und beruhigte sie, rief die bewaffneten Diener herbei und sagte ihnen nochmals, wie die Reise gehen und wo sie Halt machen, die Nacht ausruhen und nirgend länger verweilen sollten, als es, um die Pferde ruhen zu lassen, nothwendig sei. Für jede Stadt gab er ihnen Briefe mit, an Handelsfreunde, und so fanden sie auch bei diesen an jedem Tage frische Pferde. So wie sie auf das Gebiet Frankreichs kämen, durften sie verweilen, und die dem Hause verbündeten Kaufleute sicherten ihnen, wie Schakepeh wußte, einen ruhigen und sichren Aufenthalt. Mit Freuden sah der Alte seine Tochter wegfahren, denn mit ihrer Entfernung war ihm die größte Angst vom Herzen gewälzt. Ruhiger wollte er in sein Haus zurückgehen, als ihn ein sonderbarer Anblick noch auf der Straße festhielt.

Es ritten bewaffnete Wächter daher, die den jungen Köstein in ihrer Mitte führten. Er saß auf einem schlechten Pferde, das ohne allen Schmuck war, er selbst trug nur geringe Kleidung, sein Antlitz war traurig und seine Haltung ohne Stolz. Schakepeh sah wohl aus diesem Anzeichen, daß er als Gefangener zurückkam, und die Gunst seines großen Herzogs ihn vor dieser Demüthigung nicht hatte schützen können.

Der Bürger näherte sich dem Gefangener, der sein Pferd anhielt, und sagte: Freund, Ihr kommt schneller wieder, als wir denken konnten. Was ist Euch begegnet?

Meine Feinde, sagte Köstrin, haben für einen Augenblick den Sieg davongetragen. Aber in wenigen Tagen wird meine

Ehre von neuem glänzen; mein großer Beschützer und Freund, der Graf Etampes, ist unterwegs und wird mir die vollkommenste Rechtfertigung verschaffen.

Ich wünsche Euch das beste Glück, sagte Schakepeh, indem er ihm die Hand reichte. Köstein ritt weiter, nach dem Hause, das ihm vorläufig war angewiesen worden, um dort bewacht zu werden. Schakepeh wendete sich an den letzten Wächter mit der Frage, warum der Ritter so behandelt werde. Ich verstehe die Sache nicht weiter, antwortete dieser, aber ernsthaft ist sie; denn auf Veranlassung des kranken Denis ist der Prinz, der Graf Charolais, selbst als Kläger gegen den Ritter aufgetreten, und beschuldigt ihn des Hochverraths. Der Erbprinz, wird auch, sagt man, hierher kommen, vielleicht sogar der Herzog.

O weh! sagte Schakepeh, du armer Köstein! Deine Laufbahn scheint mir schon geendigt. Gegen so hohe Klagen wirst du dich schwerlich rechtfertigen können. Der Prinz selbst dein Gegner? dem dich der Herzog schon Preis gegeben hat? Wer wird sich nun nach deiner annehmen wollen?

Er ging zum Canonicus Melchior, um ihm diese Nachricht mitzutheilen. Der Canonicus hatte die Sache schon erfahren und war in Angst. Hätten wir doch, rief er aus, diesen unglückseligen Denis bei der alten Gertrud gelassen, wo er vielleicht stillschweigend gestorben wäre, oder wenigstens nicht diese ungeheure Anklage gegen meinen Vetter erhoben hätte. Denn er thut es, um sich zu retten und seinen Mord zu rechtfertigen. So bricht denn Elend von allen Seiten herein. Und ich muß fürchten, daß meine Verwandschaft mit Köstein mich auch in die unglückselige Sache verwickelt.

Kaditt hatte indessen in seinem Gefängnisse, in trostloser Verzweiflung und alles Rathes entblößt, folgendes seltsame Bekenntniß aufgeschrieben, welches die Verwirrung seiner Sinne für den Verständigen am deutlichsten beurkundete.

So soll ich denn, Ihr geistlichen Väter, schriftlich meine Bosheiten gestehen, weil ich nicht sprechen kann, und mir durch eigne Schuld das Maul gestopft ist. Die Zunge, durchschnitten und eines Theils beraubt, ist doch so groß und aufgeschwollen, daß sie mich fast am Athmen, noch mehr aber am Trinken und Essen hindert. Gewiß zur Strafe für alles Thörichte, was sie getrieben und geredet hat. Soll das Gehirn, weil es unklare Dinge beherbergte, eben so anwachsen, so muß mein Kopf, so hart er auch sein mag, zerbersten.

So habt Ihr denn also, liebwerthe Herren, meinen weißen Pudel schon, zusammt der Ziege der Frau Gertrud, als böse Zaubergeister verbrennen lassen. Es war dem Tyras nicht an der Wiege gesungen, daß er so wie Herkules zum Olymp steigen sollte, und Feuer nöthig sei, die Kapsel zerspringen zu machen, die seinen Geist zum Blühen brächte. Ob er sich gewundert hat? Er war nur daran gewöhnt, aus dem Wasser zu apportiren, im Feuer ist er gewiß stecken geblieben. Da hat er sich selbst nur herausholen können und zum Schöpfer sagen: da bin ich wieder! Ich hielt den weißen klingen Schelm nur für einen ganz gewöhnlichen Hund, nebenher Pudel. Aber freilich: was ist ein Hund? Weiß mir das einer der hochwürdigen Herren zu sagen? Aus seinem Blassen und Bellen habe ich es nie heraushören können. Er wußte es wohl selbst nicht, und verfiel darum jedesmal in dieses Stottern oder Stammeln, wenn er von sich Kunde geben sollte. Ein Geist war er wohl. Ihr sagt, ein gefallener. Kann auch sein. Vielleicht sind die Geister für uns hier auf Erden nur dann da, wenn sie gefallene sind, das heißt, geschaffene. In so fern sie aus dem ewigen Urquell des höchsten Gottes frei gemacht, und dem Dasein anvertraut worden, ist das schon ein Abfall vom Ewigen, Unaussprechlichen zu nennen. Kann Tyras ein abgefallener Geist sein, so mußte er wohl durch seine pudelnärrische Hundenatur, wie in einer der untersten Klipp- und Pfennig-Schulen, hindurch, um in eine höhere Classe zu kommen. So mag auch das Feuer-Examen für den Candidaten in seiner nicht ganz rein weißen Zottel-Toga ein recht menschliches Beförderungsmittel gewesen sein, ihn auf eine bessere Bank hinaufzupractiziren, auf welcher er aber vielleicht wieder als Ultimus sitzt, und als Pennal von allen andern Mitschülern gehänselt und torquirt wird. Ihr meint es aber eigentlich nicht so, sondern behauptet, da Ihr den Teufel und Satan nicht bloß vom Hörensagen kennt, das lustige Vieh sei aus der sogenannten Hölle desertirt, und habe sich bei mir für einen Hund ausgegeben. Nun könnte ich zwar einwenden, daß mir des Tyras Vater und Mutter schon als augenscheinliche, unzweifelbare Hunde bekannt gewesen, aber die Aussage, daß er ächte Hunde-Ahnen habe aufweisen können, würde bei Euch wenig fruchten, da Ihr von der Mesalliance innigst überzeugt seid, durch die ein hoher Höllenfürst sich erniedrigt hat, um als mein Tyras auf vier Beinen sich umzutreiben. Dieser schwarze Prinz hat mich dann auch beherrscht, oder ich erst scheinbar ihn: wir haben uns einander einverleibt und dies höllische Paktum hat mich zum Zauberer und Ketzer gemacht.

Es ist wahr, vernünftige Seelenhirten: wenn eine Gans in ihrer Ruhe einhertritt, so läßt sie sich schwerlich beikommen, daß auf ihr schon jene schicksalsschwangerer Feder wachse, mit welcher ein Gottesleugner die Bücher schreiben wird, welche an der Kirche den Eckstein und Strebepfeiler einwerfen können. Eben so lesen wir ja auch schon im goldnen Esel, daß es Zauberfalben gegeben, die Menschen verwandeln. Hat eine Feder die Kraft, tingirt vom schlimmen Geist des Schreibenden: was widerspricht dem, daß ich Salbe, aus Kräutern, Schwämmen, Moosen und Hexensegen präparirt, an einen guten, fähigen Besenstiel schmiere, der nur einiges Ingenium verräth, um mit ihm durch die Lüfte zu fahren? Konnte die Gans die Apostel widerlegen, mein Tyras ein Hexengeist sein, so sehe ich keine Ursach, wenn man nur halbweg Ovidii Metamorphosen gelesen hat, warum ein so nutterrichteter, angestrichener und aufgezäumter Besenstiel nicht ein Pferd sollte sein können. Alles kommt nur auf die Uebung an. Ein solcher eingeeitterter Besen, und vollends, wenn es viel wären, oder man die besten zusammenhielte, und sie Kinder zeugen ließe, könnte unserem Herzoge von größerem Nutzen sein, als viele seiner Grafen und Herren, Ritter und Stallmeister, die umgekehrt, manchmal, wenn sie reiten und streiten sollen, sich in Besenstiele verwandeln und zu Hause hocken, so daß keine Heerensalbe, von Ehre, Nachruhm, Dienstpflicht und Schande zusammengerührt, sie aus ihrem Winkel treiben kann.

Freilich bin ich einer der obersten Heerenmeister, der große Marschall und Turniervogt, der die Ceremonien bewacht, daß auf unserm Sabbath nichts unziemliches vorfalle. Ich führe die jungen, schüchternen Hexen ein, mache ihnen Muth, lehre ihnen die Verbeugungen etcetera. Ihr habt wohl selbst vor Jahren über mein Gemälde dieses Hexen-Sabbathes gelacht. Ja, damals, Erleuchtete, wart Ihr noch nicht erleuchtet und freutet Euch über den Spaß, den ich nun allen Malern zuerst erfunden hatte. Nun seht Ihr aber beim Licht der Scheiterhaufen heller und wißt Alles anzudeuten, und daß unsereins, Tyras und Ich und Ziege, den Teufeln so müssen geopfert werden, wie die Heiden den Göttern ihre Opfer brachten. Vielleicht legt Ihr es auch auf Hekatomben an, wenn gerade der Geburtstag des Herzsohn sein sollte.

Als Erfinder dieses Aster-Sabbaths sitze ich nun hier zum Dank, fast eben so, wie Miltiades, Themistokles und Aristides verbannt wurden. Aber warum habe ich denn auch die Schönheit und den Reiz immerdar verehrt, und in der Person der Catharina Denisel angebetet? So alt ich war, war ich närrisch von ihr verzaubert. Sie sagten mir nach, und es träumte mir oft, ich sei in sie verliebt. Kann das, frage ich Euch selbst, mit natürlichen Dingen zugehn? Warum ist denn keine schöne Jungfrau oder züchtige Matrone in unsern kleinen garstigen Bischof verliebt? Weil er sich von Gott, als ein wahrer frommer Christ, die Gnade erbeten hat, so häßlich zu sein, daß viele, besonders hübsche Menschen einen Abscheu vor ihm empfinden. Er wird niemand reizen, und so ziemt es dem Frommen. Freilich dienen so Dichter und Maler dem Morgenstern, dem Kneifer, dem Fürsten der Schönheit. Ist Schönheit da, wenn sie nicht begeistert und entzückt? Armes Volk, das nicht, wie vom Blitz, davon getroffen wird.

So verderben sie mir aber das Wort im Munde, was mir, wegen der zu großen Zunge, einigermaßen lästig wird. Dieser Lucifer soll der ältere Bruder des Heiland sein, der Majoratsherr, dem die Herrschaft gebührt, der verstoßen ist. Aber er hat ja alles, was er sich wünscht. Kein Kampf des Eteokles und Polynikes. Das heißt ja meinen Glauben ganz entstellen. Keiner wird mit dem andern tauschen wollen. Der Geist, der uns und Alles beseelt, kann sich nur offenbaren, wenn er im Blut, Sehnen, Adern und Fibern und Nerven regiert. Ist nun alles Sichtbare, Körperliche an mir Hölle und Teufel, Tod und Verderben, so muß der Geist, der sich in diese Röhren des Todes präcipitirt, wohl auch ganz Hölle werden, weil er immerdar in diesen Gelenken spielt, und in diesem Giftqualm plätschert und sich drinne gefällt, wie das Vögelchen, das im Springquell badet und speingt.

Ja, meine Herren, die Magie ist nicht zu leugnen. Indem ich die schwarzen Worte schreibe, lache ich über die krausen und eckigen Zeichen, und weiß, daß Ihr die frommen Augen darüberlaufen laßt und die Schnörkel zu verstehen glaubt, glaubt Gedanke, Ueberzeugung, Geistiges aus diesen Tintenflecken Euch formiren zu können. O, wenn es so ist, welche Zauberer seid Ihr! Lehrt doch Andern die Kunst. Und wenn Ihr sie nicht versteht? Der Fall ist möglich. Muß ich doch, trotz meiner Schmerzen, über die Geschichte lachen, die Ihr schneidet, indem Ihr die Köpfe schüttelt.

Nun sagen sie, der Satan lasse sich, wenn ihm gehuldigt werde, nicht auf dem Gesicht, sondern auf dem entgegengesetzten Theile huldigen, dem wir, menschlich gewöhnt, nicht

gern eine solche Auszeichnung zukommen lassen. Ich sage aber, lächerlich, sittlich. Ueber diesen heterodoxen Kuß denke jeder, wie er will. Er sitzt drum gern als Affe, oben auf seinem Thron. Nun wißt Ihr, gelehrte Männer, am Affen ist, nach unseren Weltbegriffen, das Angesicht auch nicht sehr heidselig. Wir haben einmal die Angewöhnung, dieses Verstutzte, Wackelnde, Aengstende und Verzwickte dieser Physiognomie häßlich zu finden. Purpur-Roth und Azur-Blau gelten über bei allen Menschen für schöne, herrliche Farben, und ich als Maler bin vorzüglich dieser Gesinnung. So denken auch Fürsten und Herren, von Salomon an, und kleiden sich prachtvoll. Eine Sorte von Affen ist nun von der Mutter Natur so angemalt, daß Striche, wie vom schönsten Ultra-Murin, Zinnober und Carmin, ihm über die Nase und Wangen laufen, wie ein fein illuminirtes Muppen. Dem Heraldiker muß ein solcher Affe erwünscht, wenn nicht verehrungswürdig sein. Wie aber noch mehr jener, der dieselben Streifen, vornehmer als der römische Senator, als Lehnbrief und schöngefärbtes Wappen besitzt, von der verhätschelnden Natur ihm auf den Theil gemalt, auf welchem er sitzt! Ihr habt gewiß, Ehrwürdige, auch von diesen Affen mit Erstaunen gesehn. Küssen Abergläubige diese Farben, an jener Stelle, die in allen Schilden von Spanien, Frankreich, England, Burgund und Deutschland leuchten, und am Arme oder auf dem Rücken so manches Wappen-Heroldes Ehrfurcht gebieten, so kann man jene, die die Busallenpflicht noch weiter treiben, nur vielleicht bemitleiden, gewiß aber nicht verdammen. Doch Alles sei Eurem Ermessen, noch mehr aber meinem großen Meister anheimgestellt.

Das ist der Geist dieser Welt, der mich zum höchsten Schöpfer und dessen Sohn auf eine mir verständliche und eigne Art führt. Soll und muß es durch Feuer geschehen, so zittre ich davor, als Mensch, weil es schmerzhaft sein mag; aber jener wird mich vielleicht, wenn ich so hinaufgesendet werde, mit sanftem Wort kühlen und trösten. Speingt mir Tyras auch entgegen, lernt ich ebenfalls von diesem etwas, wie es schon hier geschah.

Uebrigens bitte ich um Gnade, und versichere, ich bin ein rechtgläubiger Christ. Aber wie es beweisen? Daß ich verdamme alles, was ich je gedacht? Ja, auch. Daß ich alles bekenne, was man verlangt? Kann auch geschehen.

Nach einigen Tagen ritt der Graf Etampes mit seinem Zuge feierlich in Arras ein. Die Stadt und das Rathhaus waren geschmückt, und die Schöffen, ein Theil der Bürgerschaft, so wie viele vom Adel, empfingen ihn und giugen ihm entgegen. Der Graf, ein ansehnlicher Mann in seinen besten Jahren, hochgewachsen und schön, gewann durch seine Freundlichkeit und seinen edlen Anstand sogleich das Vertrauen Aller, die mit ihm sprachen. Er war mittheilend und ohne alle Zurückhaltung; er hörte die Beschwerden, die ihm vorgetragen wurden, mit Theilnahme, und sagte endlich, als ihm die Schoffen die willkührliche Handlung des Bischofs erzählten, und wie er den unbescholtenen, wackern Takel auf offener Straße selbst verhaftet habe: Faßt Euch in Geduld, meine wackern Herren; gewiß soll sich die Geistlichkeit nichts anmaßen dürfen, was ihr, ihren Rechten nach, nicht zusteht. Ich werde Eure Gerechtsame bewahren, da Ihr Euch keine Eingriffe in die der Kirche gestattet. Ich handle hier im Namen und in der Person des großen Herzoges, meines Vetters, der Euch alle wie seine Kinder liebt. Eine Kleinigkeit kann leicht eine Stadt verwirren und in Unglück bringen. Es ist zu loben, daß Ihr so ruhig geblieben seid und alles der Weisheit des Fürsten anheim gestellt habt. Ich gebe Euch mein fürstlich Wort, daß Ihr mit mir zufrieden sein werdet. Gottlosigkeit, Ketzerei, offenbaren Abfall vom Christenthum, oder Empörung gegen die Kirche werdet Ihr nicht vertreten wollen, und so könnt Ihr darauf vertrauen, daß jeder Eurer billigen Wünsche bei mir ein geneigtes Gehör finden wird.

Alle beurlaubten sich, der Graf stieg vor seiner Wohnung ab, und bat den Ritter Beaufort, mit ihm in sein Gemach hinauf zu steigen.

Ihr seid am schlimmsten verletzt, sagte der Graf, als sie sich im Saale befanden und allein waren; man hat Euch Eurem hoffnungsvollen Sohn unter einem nichtigen Vorwande geraubt. Allein Euch soll vollkommene Genugthuung werden.

Ein betrübter Vater, erwiederte der Ritter, wird sich Euch ewig dankbar erkennen. Wir stehen hier alle in der Stadt erstarrt und ohne Fassung, als wenn von jedem ein Blitz niedergeschlagen wäre. Wie wissen nicht, ob der Bischof wahnwitzig ist, oder ob er aus Bosheit so handelt; ob irgend eine andre Absicht hinter diesem Beginnen lauert, welches kindisch wäre, wenn es nicht so Viele an Ehre und ihren guten Namen kränkte, und wohl in jeder gut geordneten Stadt bis jetzt unerhört gewesen ist.

Ihr wolltet mich vor einiger Zeit in Gent besuchen, fuhr der Graf freundlich fort, indem er den Ritter nöthigte, sich neben ihm in einen Sessel zu setzen.

Euer Gnaden Briefe selbst, die ich am folgenden Tage erhielt, bewogen mich, meine Reise, zu welcher ich mich schon eingerichtet hatte, wieder einzustellen, antwortete Beaufort.

Ich weiß, antwortete der Graf, denn ein plötzlicher Auftrag des Herzoges zwang mich, Gent schnell zu verlassen. So kann ich denn mündlich meine Verabredungen mit Euch treffen, der Ihr meine Aufträge immer freundlich und mit großer Pünktlichkeit besorgt habt.

Nur diesmal, antwortete Beaufort, werde ich Euch nicht mit der geforderten Summe, die allzugroß ist, dienen können. Sie übersteigt meinen Credit; ich habe neuerdings Capitale verloren, meine Güter haben nur wenig Ertrag geliefert, und alles, was ich draußen habe dauen müssen, hat schon die Einkünfte von manchem Jahr im Voraus verzehrt. Selbst wenn ich das Aeußerste und meinen eignen Ruin wagen wollte, so würden mir doch die bürgerlichen Kaufleute oder die großen Fabrikherren für Euch nichts vorschießen können oder wollen.

Ich weiß, sagte der Graf verstimmt, diese Menschen haben immer tausend Ausflüchte. Sie berufen sich auf die Kriegssteuer, auf die außerordentlichen Gaben, die der Herzog zu verschiedenen Malen gefordert hat, auf die zunehmende Theurung und tausend andere Dinge; und doch sind alle reich, besitzen große Häuser, und prunken wie Ritter und Graf.

Sie sind freilich wohl reich, erwiederte der Ritter, aber wie viele baare Auslagen muß ein solcher Teppichwirker machen, wie große Summen muß er täglich seinen Arbeitern und Untergebenen auszahlen. Hier darf er niemals im Rückstande sein, und eine einzige versäumte Woche würde ihn verderben. So ist es mit dem Holzhändler und Tuchwirker ebenfalls. Wagten sie es, ein solches großes Capital auf einmal ihrem Geschäfte zu entziehen, so würden sie plötzlich allen Credit verlieren, wenn die andern Bürger es erführen. Darum ist ihr Reichthum nur scheinbar so groß, da immerdar große Summen ausströmen, und sie auch für den Fall sorgen müssen, wenn auswärtige Zahlungen nicht eintreffen, oder Kaufleute, von denen sie zu fordern haben, bankrott machen. Dazu kommt noch, mein gnädiger Herr, daß alle diese Menschen Euch, was ihnen nicht zu verargen ist, weniger als andern vertrauen, eben weil Ihr so reich, mächtig und groß, und gewissermaßen der Erste nach unserm Fürsten seid. Sie haben keine Mittel in Händen, das Ihrige wieder zu erhalten, wenn es Euch durch die Umstände unmöglich fällt, ihnen nach Bequemlichkeit zurück zu zahlen.

Der Graf lachte und sagte: Ich verstehe Euch, Beaufort, und ihr denkt natürlich eben so, und ich darf es Euch ebenfalls nicht verargen. So seid Ihr nun, Ihr zu treuherziger Ritter, dem ich wahrlich Dank schuldig bin; Ihr denkt so arg von uns, und noch mehr Eure Bürgersleute und Zunftmeister. Freilich kann das Darlehn oft nicht zurückgegeben werden. Ist es darum verloren? Kann ich Euch nicht Gunst gewähren, Privilegien? Euch dahin weisen und stellen, wo Ihr vierfach das von andern gewinnt, was Ihr vielleicht an mir verlieren müßt? Ich spreche so aufrichtig, weil ich Euch kenne und achte.

Hoher Graf, sprach Beaufort etwas verlegen, Ihr habt es selbst schon gesagt, daß für uns dergleichen nicht paßt. In welche weite und ungewisse Distrikte würde uns ein solches Treibjagen führen! Wie viel Freundschaften müßten wir erwerben, um nur sicher zu werden, wie viele heimliche Feindschaften würden uns zu untergraben suchen.

Ich wäre nicht in dieser Verlegenheit, sagte der Graf, wenn die Vermählung meiner Schwester mich nicht ganz ausgeplündert hätte. Baare Summen, die ich zahlen, prächtige Feste, die ich geben mußte, und durch welche Tausend sich reich gemacht haben. Was helfen mir für den Augenblick meine großen, unermeßlichen Güter und Schlösser? Diejenigen, die für vorgeschossene Summen sich auf zwei Jahr meiner Einkünfte bemächtigt haben, darf ich, meiner eignen Ehre wegen, nicht verdrängen, sie genießen ebenfalls des höchsten Schutzes. So verwickelt eins das andre, und Ihr, die Ihr uns vielleicht aus der Ferne beneidet, wißt nicht, wie viel Drangsal und Verdruß aller Art uns zur Last fällt. Auch kann ich die Gnade des Herzogs nicht immer in Anspruch nehmen, zu welchem schon alle Augen gierig hingerichtet sind.

Freilich hat jeder Stand seine Beschwerde, sagte Beaufort; aber einem erlauchten Fürsten muß es immer leichter fallen, als einem gewöhnlichen Privatmanne, diese Hindernisse zu besiegen. Ich sehe also wohl, Gnädigster, ich muß auch in diesem Jahe die schrecklichen Wucherzinsen für Euch zahlen, die mir schwer fallen werden, da Ihr, nach Eurer Aeußerungen, meine Bürgschaft jetzt noch nicht auslösen könnt.

Gutre Beaufort, sagte der Graf, es ist das Wenigste, was Ihr für mich thun könat, da Ihr mir jene größere Summe nicht schafft, auf die ich gerechnet hatte. Gehabt Euch wohl, Freund, and speiset morgen mit mir; ich werde nach einige andere von Eurem Adel einladen lassen.

Beaufort entfernte sich, froh, daß er nicht einen härtern Stand, den er gefürchtet, gehabt hatte. Er begab sich noch zu der Gesellschaft der Bürger, die sich beim reichen Josset, im großen Hause, versammelt hatte, nachdem sie der Graf Etampes deurlaubt hatte. Man stritt eben mit dem heftigen Garrieur, der mit der Rede und Verheißung des Grafen sehr unzufrieden war, weil er sie zu undedeutend fand. So machen es diese Herren, rief er jetzt, sie wollen es mit Niemand verderben, und wer dieser Weise folgt, muß immer den Besseren schädlich werden. Er wird sich aaa so hin and her winden, daß er gar nichts thut, und bei dieser scheinbaren Klugheit and Unpartheilichkeit müssen die listigen Pfaffen gewinnen. Und Schakeyeh! — hat er sich wohl im Zuge sehen lassen! — Ist er wohl hergekommen, wie wir ihn doch inden? — Wenn die Bürger selbst so gleichgültig gegen die Verletzung ihrer Rechte sind, so arbeiten sie ja ihren Feinden in die Hände, und wir dürfen aus nicht verwundern, wenn der Adel uns ganz fallen läßt.

Schakeyeh, sagte der Gastwirth Josset, muß etwas Großes im Schilde führen. Er hat so viel Geld in der Cite einkassirt, als er nur immer konnte; er hat einigen Schuldnern ein Drittheil ganz erlassen, um nur das Uebrige zu bekommen. Mir hat er sogar sein großes schönes Haus angeboten, and zwar, wenn ich ihn baar bezahlen wolle, nur einen ganz schwachen Preis; ich gewänne die Hälfte, wenn ich es brauchen könnte, oder die Summe bar hätte. In allen diesen Dingen verfährt der Mann, der sonst die Ordnung selbst ist, so hastig, daß ich fürchten muß, er macht baarott and will nur eilig, mit großen Verlusten, Geld zusammentreiben, um noch etwas zu retten.

Das kann unmöglich sein, sagte Beaufort enhig, denn er hat mir nur heut, lange vor dem Termine, eine bedeutende Summe gezahlt, die ihm, wenn er in Gefahr stände, zu mächtig sein muß. Ich vermuthe, er will Arras ganz verlassen, aw anderswo, vielleicht in einem fremden Lande, sich mit seinen Reichthümern niederzulassen.

Garrieur schrie laut auf. Das wäre entsetzlich! sagte er dann; wäre es wirklich schon so weit gekommen, daß der Bürger hier im Lande keine Sicherheit mehr fände?

Melchior hatte sich indessen auf die Bitte des jungen Köstein zum Grafen begeben, den er mit dem Ritter Conrad beim Schachspiel fand. Er sagte dem Grafen in aller Demuth, daß der bedrängte Köstein, von Allen verlassen, seinen Schutz und sein Wohlwollen anriefe, das er ihm so oft bewiesen habe; er erinnerte an jenes gnädige, fast freundschaftliche Vertrauen, mit dem er dem Verfolgten so oft entgegengekommen, ja er ließ von den Diensten, die Köstein dem hohen Grafen beim Herzoge geleistet, auf kluge und bescheidene Weise Einiges einfließen, um seinen Bitten mehr Gewicht zu geben. Der Graf sagte aber kalt: Lieber geistlicher Herr, in dieser Sache kann ich durchaus gar nichts thun, da ich zu ganz andern Untersuchungen, wie Ihr es selbst wohl wißt, hieher gesendet bin. Kann sich der junge Köstein gegen die schwere Anklage rechtfertigen, so wird er meine Freundschaft wie sonst genießen; kann er es nicht, so wäre es wohl ungeziemend, dem Herzoge und Thronerben hier mit Herrschsucht oder unzirmender Protektion entgegen treten zu wollen.

Der Gefangene, sagte Melchior, wünscht nur, daß Ihr ihm ein unschuldiges Zeichen Eurer bestehenden Gunst zukommen laßt, damit seine Feinde nicht zu frech gegen ihn auftreten, und die Richter, wenn sie ihn völlig ohne Schutz sehn, sich partheiisch auf die Seite seiner Gegner wenden.

So müßte ich ihn wohl gar, entgegnete der Graf schneidend, indem er aufstand, in seinem Gefängniß besuchen? Herr Canonicus, es handelt sich hier um die Beschuldigung des Hochverraths. Eine so hochwichtige Anklage, die bewiesen werden muß, oder schwer auf das Haupt des Klägers zurückfällt, kann man nicht mit Protektion, mit Gunstbezeugung oder Einschüchtrung zum Schweigen bringen. Ihm wird ein unpartheiisches Gericht werden, dessen kann er versichert sein.

Melchior entfernte sich, und der Graf setzte sich zum Spiel wieder nieder. Da ihn der Herzog, mein Vetter, hatfallen lassen, sagte er, der wie kindisch in den Lassen verliebt war, so muß unser Graf Charolais schon Beweise seiner Anklage vorgelegt haben. Was der Kindische sich dabei denkt, zu mir zu schicken. Als wenn ich mich selbst verdächtig machen würde, um diesen Glückspilz, dem zornigen Thronerben gegenüber, zu retten. Mag er es haben und nun sehn, wohin Frechheit und Uebermuth führen. Er, der mit uns in der Pracht wetteiferte, der sein Weib so herausstaffirte, daß am Hofe meines Vetters sich meine Gemahlin einmal schämen mußte, weniger und nicht so kostbaren Schmuck an sich zu sehn, als in welchem das sonst so arme Fräulein glänzte. Der Fall dieses Aufschößlings mag eine Lehre und Warnung für alle ähnlichen Glücksritter werden.

Melchior kam ohne Trost zu seinem bekümmerten Vetter, dem er in milden Ausdrücken erzählte, wie er so gar nichts beim Grafen, auf welchen Köstein sehr gerechnet, hatte ausrichten konnen. Der rathlose Jüngling warf sich verzweifelnd in den Sessel and weinte und schluchzte laut. So sind sie, sagte er dann, diese Großen! Wie oft hat er mich gebraucht, ihm bei meinem Herzoge dieses oder jenes auszumachen, so manches durchzusetzen, was gegen alles Recht war. Er mußte, daß der alte Herr mehr auf meine Scherze hörte, and ihm meine Freundlichkeit mehr gefiel, als wenn der Graf oder andre Verwandte etwas durchtreiben wollten. Nun zittern sie alle vor diesem Thronerben, und Alle hassen ihn, and wünschen, daß er untergiuge. Aber sie werden auch einst ihre Strafe finden. Ich dachte so sicher zu stehn, daß ich mich bloß zu den Feinden des Prinzen Carl gesellte; es schien, als wenn alle die von der andern Parthei mich gar nicht entbehren könnten, solch ein unbedingtes Vertrauen bewiesen sie mir alle. Allen habe ich geholfen, and keiner dankt es mir. Noch jetzt, ganz neulich gab ich diesem Etampes einen klugen Rath, wie er zu großen Summen gelangen könne, die er einzunehmen wünscht. Seine Hoffarth, and die noch größere seiner Schwester, hat ihn das Unermeßliche gekostet. — Komme ich nur aus dieser Lage, sollen sie aber auch sehn, was sie an mir verloren haben.

Melchior verließ den Jüngling, tief betrübt, daß sein Unglück ihm den Verstand, den er noch kürzlich bewundern müssen, so völlig geraubt hatte.

Mit einigen seiner Edelleute begab sich der Graf Etampes in die Wohnung des Bischofes. Dieser war von Priestern umgeben, unter denen sich der Dechant und der Canonicus Melchior befanden. Der Graf setzte sich dem Sitze des Bischofes gegenüber, and erklärte ihm die Absicht, aus welcher der Regent des Landes ihn nach Arras gesendet habe. Daß der gnädige Fürst wünsche, daß nicht ohne die äußerste Noth etwas Grausames und Hartscheinendes geschehen möge; wie sehr es der Graf bedaure, daß schon der angesehenste Theil des Bürgerstandes sich in der Verhaftung seines Schöffen gekränkt fühle, and wie er nicht zugeben könne, daß das Gericht der Cleriisei sich in die Gerichtsbarkeit des Magistrats und der Schöffen und Vorstände des Bürgerwesens dränge.

Der Bischof antwortete: Von dem allen, geehrter Fürst und Herr, ist von unsrer Seite nichts geschehen. Die Herren des Adelstandes and des Bürgerwesens kennen nur zu wenig, wie weit die geistlichen Rechte sich erstrecken, und haben die sehr ausgedehnte Gerichtsbarkeit der Inquisition vergessen, weil seit lange kein Verbrechen sich zutrug, welches sie zu richten, oder vielmehr, weil sie in ihrer christlichen Aufmerksamkeit nachgelassen hatte. Daß ich selbst, aus eigner Vollmacht, den Schöffen Takt verhaftete, getraue ich mir vor jedem geistlichen und vernünftigen weltlichen Gerichte zu verantworten, denn mehr als Ein Zeuge seines Verbrechens ist gegen ihn aufgetreten. Ich kann es aber, als Präsident des Gerichtes der Inquisition, als stellvertretender Bischof und geistliches Oberhaupt dieser Stadt, niemals zugeben, daß sich weltliche Richter oder Männer vom Adel meine Rechte und die Rechte der Kirche anmaßen, und so kann Eure Sendung nun unserm gnädigsten Herzog unmöglich gemeint sein, da es weltbekannt ist, wie hoch er die Heiligen verehrt; sondern seine edle Absicht ist gewiß, daß er einen allgemein verehrten Fürsten seines Hauses sendet, nun Pöbel wie Bürger, Adel wie Geistlichkeit durch die Autorität dahin zu vermögen, daß alles auf dem Wege des Rechtes, der Sitte and der Billigkeit geschehe; und so treten wir nun der Geistlichkeit Euch mit denselben herzlichen Vertrauen entgegen, welches Euch der edle Bürgerstand schon bewiesen hat.

So ist es allerdings gemeint, antwortete der Graf, und Ihr habt die Absichten unsers gnädigsten Landesherrn ganz richtig ausgedeutet.

Nehmt gütig, erwiederte der Bischof, diese Akten, die die Anklagen, Zeugenverhöre und Beweise enthalten, alles, was wir bis jetzt auf dem freundlichen Wege haben entdecken konnen. Der Herzog hat uns auch einige Doktoren der Rechte wie der Theologie von Löwen gesendet, and so viel ich weiß, sind alle mit meinem Verfahren, das ich bis jetzt beobachtet habe, einverstanden.

Der Graf blätterte in den Akten, gab sie den Rittern, die mit ihm gekommen waern, zur Ansicht und sagte dann: Geehrter Herr, die Sache an sich scheint für sich zu sprechen, so wenig ich mir ein Urtheil in diesen verwickelten geistlichen Angelegenheiten und in diesen sonderbaren Begebenheiten erlauben darf. Denn höchst wunderlich sind diese Bekenntnisse und Aussagen. Aber warum haben die hiesigen Einwohner

ein solches Aufhebens von diesen fragenhaften Geschichten gemacht, daß sie sogar die Autorität des Fürsten selbst zu Hülfe gerufen? Zwei liederliche Dirnen, eine alte Bettlerin, drei jammervolle Weiber vom Lande, und eine Frau von zweideutigem Rufe in der Stadt, nebst einem blödsinnigen Gemäldeputzer, sind hauptsächlich und zuerst angeklagt, und deren Schuld scheint, eigenen Geständnissen nach, so ziemlich erwiesen; denn das Verbrechen des Taxet, und noch mehr des jungen Beaufort, ist noch dunkel. Steht es aber so, so ist der Handel, meines Ermessens, nicht so hochwichtig, jene Sünder mögen verdammt oder freigesprochen werden.

Hier kommt mein gnädigster Herr, rief der Bischof neu belebt, auf den Punkt, welcher, wie ich immer sagte, und wie meine geistlichen Mitbrüder von mir schon gehört haben, der wichtigste ist. Diese armen Seelen, die jetzt in unsern Gefängnissen sitzen, haben aus blödem Sinn, gewissermaßen in einem Anfall von Lebensüberdruß, sich selbst und ihr höllisches Bündniß verrathen; der Maler, sowie die Frau Denisel, die von den Uebrigen angeklagt sind, wollen leugnen, und Beaufort und Taxet noch stärker; aber, verehrter Herr, alle diese Armseligen sind, wie Ihr ganz richtig geahndet habt, nicht die Kraft und der Kern der höllischen Brüderschaft, sie sind nur der leichte Vortrab des satanischen Heeres. Land und Stadt, Kirche und Fürstenthum, zu Europa und Rom und der Papst sind von dem unendlich weit verbreiteten Bündniß bedroht, zu welchem selbst Priester sich halb und ganz haben verführen lassen, selbst Bischöfe und Cardinäle. Seit lange strebt man dahin, auch Fürsten und Könige für diesen Greuelbund zu gewinnen, und es steht dahin, ob es nicht schon gelungen ist, wenn wir beobachten, wie dieser und jener Prinz, der und jener König sich gegen Papst und Kirche betragen, welche Meinungen und Reden sie dulden, oder selber aussprechen. Und so werdet ihr mir, Gnädigster, da Ihr diese Gesinnung offenbart, behülflich sein, die Reichen und Mächtigen auszuspüren, und der Strafe zu überliefern, und wir armen Geistlichen dürfen dann, von Eurer Autorität geschützt, um so fester den Frevel auszurotten streben, ohne vor den Drohungen des unverständigen Pöbels zu erschrecken.

Der Graf neigte beifällig sein Haupt und hatte die Akten des Processes wieder in die Hand genommen, die er tiefsinnend betrachtete. Er war ganz in Gedanken versunken, doch schien er nicht zu lesen, und es entstand eine lange Pause. Endlich fuhr er wie aus einem Traume auf, legte die Blätter auf den Tisch, erhob sich, grüßte den Bischof mit vieler Ehrerbietung, und verließ mit seinem Gefolge den Saal. Der Bischof verabschiedete die Geistlichen und sendete nach den Doktoren, die von der Universität Löwen gekommen waren, um sich mit diesen zu berathen.

In der Stadt hatte sich die Stimmung auffallend verändert. Der Pöbel, der Anfangs die seltsame Sache nur als eine Neuigkeit angestaunt hatte, tobte jetzt in Schadenfreude, daß ein Ereigniß hervorgetreten war, welches auch die Reichen und Angesehenen bedrohe. Viele Mönche und unwissend Geistliche, deren Phantasie von diesen Bildern des Aberwitzes ergriffen war, tscheten und predigten in Häusern und Gassen von der Möglichkeit und Wahrhaftigkeit dieser Gräuel, wodurch Weiber und schwache Gemüther des Bürgerstandes auch überzeugt wurden. Wie etwas Erfreuliches und Unterhaltendes erzählte man sich in Gesellschaften neue Tollheiten, die die Gefangenen bekannt und ausgesagt haben sollten. Als der verständige Küster Wundrich auf der Gasse einen solchen Haufen von Bethörten belehren wollte, war er in Gefahr, gemißhandelt zu werden, und einige der Gläubigsten wollten ihn schon, als neu entdeckten Zauberer, mit Gewalt zur Inquisition schleppen. Wundrich nicht allein, sondern fast alle Geistlichen, die den Aberwitz einsahen, wurden eingeschüchtert, und sprachen nur offen zu Gleichdenkenden, oder wo sie sicher zu sein glaubten. Da das Mährchen nun allgemein bekannt und verbreitet war, sahen boshafte Weiber und Männer, Tagelöhner und Hausbedienten jedem Vornehmen, dem sie auf der Straße begegneten, mit Frechheit in das Gesicht, als wenn sie ebenfalls die Kunst des Bischofs überkommen hätten, die Zauberer an den Augen zu erkennen. Da geht auch wohl ein Gast des Scheiterhaufens! mußte mancher würdige Mann hinter sich her sagen hören, wenn einen vom Pöbel sein Halsschmuck, oder die seidne, schmucke Kleidung geärgert hatte. So war Furcht in jeder Familie, und keiner wagte mehr, unbefangen seinen Geschäften nachzugehen, oder seine Freunde zu besuchen, noch weniger aber, wie sonst so oft geschah, beim Gastwirth Josset mit andern Fröhlichen ein heiteres Gelag in dessen großen Sälen zu feiern.

In dieser Stimmung schlossen sich sehr viele Bürger, und selbst Adelige, der Procession an, welche der Bischof angeordnet hatte, um den Himmel um Gnade anzuflehen für eine Stadt, die so tief in Sünde versunken war. Singend und betend ging der Zug, der Bischof an der Spitze, durch die Gassen, um dann in der Cathedrale den Gottesdienst zu feiern. Ein Wagen, schwer bepackt, hielt vor dem großen Hause des Schakepeh, und der stattliche Bürger stand in Reisekleidern davor, im Begriff, das Fuhrwerk zu besteigen. Da er die singende Menge herunterkommen sah, und die Procession der Geistlichen, stellte er sich anständig hin, nahm seinen Hut ab und betete, um der geistlichen Ceremonie seine Ehrfurcht zu beweisen. Jetzt stand der Bischof dicht an ihm, und das Kreuz, das er trug, aus den Händen, und der Gesang verstummte. Was macht Ihr hier, Freund Schakepeh? fragte der Bischof.

Ich wollte so eben eine Reise in Geschäften machen, antwortete der Bürger; mein Handel ruft mich noch Antwerpen, ich habe dorten Summen einzufordern, die ich nur erhalten kann, wenn ich persönlich erscheine.

So? sagte der Bischof; fein ausgedacht. — Er sah den Bürger, welcher mit bloßem Kopfe vor ihm stand, lange und bedeutend an, indessen mancher aus dem Zuge, der zu Schakepehs Bekannten gehörte, näher getreten war, um zu sehen, was geschehen würde. — Da der Bischof den Bürger immer noch durchdringend anschaute, verlor dieser die Geduld, setzte den Hut auf sein Haupt und sagte: Nun ist es genug, guter Herr, die Pferde, Diener und meine Geschäfte warten auf mich; wenn ich zurückkomme, so laßt mich nur rufen, und ich will Euch dann mein Gesicht, so lange Ihr wollt, zum Beobachten hinhalten.

Es wird mir wohl jetzt noch bleiben! rief der Bischof mit heiserer Stimme, denn ich erkläre Euch, daß Ihr mein Gefangener seid! Ihr seid ein alter Freund des Läugners Labitt und der Herr Denisel, so wie des jungen Beaufort, und mein Auge hat in Eurem Eure Sünde erkannt.

Gevattersmann! rief Schakepeh im Zorn, wenn Ihr immer über den Durst trinkt, oder von Natur so dummhäuptig seid, so könnten wir eben so gut den Wetterhahn droben auf dem Rathhause zum Bischof haben. Laßt mich ungeschoren!

So ist es nicht gemeint, antwortete der Bischof mit Gelassenheit und Ruhe. Er winkte, und die Häscher, die herbeigekommen waren, näherten sich dem Bürger. Laßt mich! rief Schakepeh; sind wir hier unter Räubern und Mördern? Ihr wackern Bürgerscalente, die Ihr hier wie Staare und Dohlen in dem schwarzen Zuge mittrippelt, hat denn keiner mehr ein Gemüth für die Freiheit, um sich dieser Tyrannei zu widersetzen! Blödsinnigster aller Menschen! Ich, der Bürger und Holzhändler Schakepeh soll ein Hexenmeister sein! Ich habe mehr zu thun, als die Alfanzereien auf Eurem Hexen-Sabbath mitzumachen.

Die Schergen hielten den Widerstrebenden; und da Schakepeh bemerkte, wie hier und dort einer von seinen Bekannten, die er für wackere Männer gehalten hatte, sich fortschlich, andre aber die Augen scheu zur Erde niederschlugen, so sagte er im Verdruß: Packt mich nicht, Ihr Heeren Schergen, die Ihr jetzt unsre freie Stadt so verständig regiert, ich werde Euch freiwillig nach dem Gefängnisse folgen. Aber wehe den hohen Herren, die es dahin kommen lassen! Es muß alles zu Grunde gehen, wenn beim Bürger keine Kraft und beim Geistlichen kein Verstand zu finden ist, und wenn die, die uns schützen sollten, uns verderben.

Als er fortgeführt war, bemerkte der Bischof mit Verdruß, daß die Procession sich sehr vermindert hatte, denn fast alle der wohlhabendern Bürger waren still und traurig nach ihren Häusern geschlichen, alle liebten den Mann, den sie jetzt hatten mißhandeln sehn.

Als wieder das geistliche Gericht versammelt war, wurde nach den Anzeigen, die die alte Gertrud, so wie die übrigen Weiber aus der Vorstadtgemeinde gemacht hatten, beschlossen, auch den reichen Gastwirth Josset einzuziehen, der um so verdächtiger schien, weil bei ihm mehr wie einmal, eben so wie bei der Frau Denisel, der Maler Labitt bei fröhlichen Gelagen zugegen gewesen war, wo man von Frau Venus, Lucifer, unbekannten Obern gesprochen, und den Satan, so wie den Hexen-Sabbath, lächerlich vorgestellt habe. Noch andre angesehene Bürger wurden an demselben Tage verhaftet.

Als Peter Carrieur inne ward, wohin sich die Sache jetzt wendete, sagte er: Nun sehe ich ein, wir Schakepeh der Klügste von uns allen war, dessen Verstand es vorhersah, wie es nun gekommen ist: aber es hat ihm doch auch nichts geholfen, da er nicht früher abreisen konnte.

Und Ihr wollt immer noch nicht meinem Rathe folgen! rief der riesengroße Guntram; Euch bleibt ja doch nichts anderes übrig, und je frühe Ihr dazu thut, je besser ist es für Euch. Laßt uns Arbeiter, so wie wir da sind, zu den Waffen greifen, denn wir sind wahrlich jetzt auf unsre Fäuste angewiesen, da es keine Gerechtigkeit mehr im Lande giebt. Ihr habt auch zuweilen mit dem heitern Alten, dem Labitt, gescherzt, Ihr seid auch im Hause der Frau Denisel gewesen;

wollt Ihr es abwarten, bis sie Euch ebenfalls in die Inquisition führen, und über Dummheiten verhören?

Indem sie noch sprachen, kam ein Bote des geistlichen Gerichtes, der den Bürger und Teppichwirker Peter Carrieux vor das geistliche Gericht der Inquisition zitirte, weil er der Zauberei und der Herenkünste verdächtig sei, als Mitgenoß und Freund des Laditt, welcher schon im Gefangniß alles freiwillig bekannt habe. Carrieux stand einen Augenblick zweifelhaft, ob er dieser Citation Folge leisten sollte; Guntram warf ihm einen bedeutenden Blick zu und schielte nach der Rüstung; da aber der verständige Bürger bedachte, daß man die Schergen senden würde, um ihn mit Gewalt fortzuführen, zog es es vor, dem Boten der Geistlichkeit freiwillig zu folgen.

Als der Herr des Hauses fortgegangen war, versammelte der zornige Guntram alle Gesellen, Diener und Handlanger, und stellte ihnen vor, wie sie alle zu Bettlern werden müßten, nun ihr Herr verhaftet sei; es sei nicht daran zu denken, daß man ihn so bald wieder freigeben würde, wahrscheinlich gehe der Unsinn so weit, ihn zu verdammen. Alle nahmen schnell Rüstungen, Schwerter und Schilde, weil sie den Versicherungen des alten, erfahrnen Guntram glaubten, wie sich die ganze Stadt, wenn nur ein Anfang gemacht würde, für sie bewaffnen müßte. Sie stürmten mit Geschrei hinaus und rannten vor den Pallast des Bischofs hin. Aber kein Bürger erhob sich, in der Nähe des Getümmels verschloß man die Läden, das Haus des Bischofs und die Inquisition waren fest verrammelt.

Die Gesellen tobten, und zerschlugen, was sie erreichen konnten; da aber Reisige, welche der Graf Etampes, unter Anführung eines Ritters, schickte, sich zeigten, schlichen sich viele der Aufrührer davon. Die Muthigen, welche blieben, hatten mit den bewaffneten Reitern einen ungleichen Kampf zu bestehn; erst als verschiedene getödtet und schwer verwundet waren, nahmen die Uebrigen die Flucht und wurden in den Gassen verfolgt. Der lange Guntram riß mit seiner Riesenstärke eine verschlossene Hausthüre auf, sprang über den Flur, rannte in den Garten, und kletterte über dessen Mauer hinweg, worauf er bald in einsamen Gegenden verschwand, wodurch er sich seinen Verfolgern entzog, die nicht begreifen konnten, wohin er so schnell entkommen war. Darüber verwundert Ihr Euch? sagte einer von den Lanzenknechten. Er ist ja auch einer von denen, die mit dem Teufel ein Bündniß aufgerichtet haben, so hat der Satan unsre Augen verblendet, oder den thurmhohen Böswicht durch die Lüfte oder auf einem Sturmwind davon geführt. Vielleicht hat er im Hause einen eingeweihten und sündlich getauften Besen gefunden, und ist auf diesem, wie auf dem besten Pferde, in alle Welt hinein geritten.

Der alte Beaufort saß trostlos in seinem innern Zimmer. Er hatte das Vertrauen zum Grafen Etampes verloren, da dieser sich so wenig der willkührlichen Tyrannei des Bischofes widersetzte, daß vielmehr seit seiner Anwesenheit weit mehr Verhaftungen, und von viel bedeutenderen Menschen, stattgefunden hatten. In seinem Kummer überraschte ihn der Ritter Conrad, einer der Vertrauten des großen Grafen Etampes. Nach den Begrüßungen und einigem Gespräch sagte Conrad: Werther Herr, Eure Bürgerschaft handelt nicht klug daran, in offenbare Empörung gegen das Gesetz hinauszubrechen, da durch die Gegenwart meines gnädigen Grafen der Stadt doch ein Unterpfand gegeben, daß ihr auf keine Weise Unrecht geschehen soll.

Bedenkt, mein werther Herr, erwiederte Beaufort, daß es keineswegs die Bürgerschaft war, die sich empörte, sondern es war nur eine Rotte von Arbeitern, die jetzt, nach Einziehung des Peter Carrieux, um ihren Unterhalt besorgt ist. Und es ist wahr, die Stadt wird bald wie verwaiset und ausgestorben sein, wenn man fortfährt, so das Gewerbe zu stören.

Erlaubt, Herr Ritter, erwiederte Conrad, es war ein großer Volkshaufen, es waren Bürger, die uns bekämpften, ich bin selbst zugegen gewesen. Ein Ritter, der treffliche Adelbert, mein vorzüglicher Freund, ist in diesem Strauß erschlagen; vier der Reisigen sind verwundet, und fünf Lanzenknechte liegen mit tödtlichen Stichen in der Brust im Spital. Soll da unser Graf nicht die Geduld verlieren, wenn er sehn muß, daß dieselben Bürger, welche er beschützt, sich ihm so mörderisch widersetzen?

Beaufort ward roth und sagte nicht ohne Bitterkeit: Könnten wir alle von diesem Schutze doch nur etwas gewahr werden. Daß der Graf so ganz mit unserm Bischofe, den wir immer nur geringe geachtet haben, einverstanden sein würde, konnten wir wohl niemals befürchten, als wir uns seines Eintritts erfreuten.

Was sollte er thun? erwiederte Conrad; der Kirche und ihren Satzungen feindlich widerstreben? Sich zu den Meuterern gesellen? Die Angeklagten frei sprechen, denn noch eine Untersuchung eingeleitet war? Den Kirchenbann und die Ungnade des frommen Herzogs wagen?

Es kann von allem, sagte Beaufort, innerlichst gekränkt, nicht die Rede sein; es kann überhaupt keine Rede, und über nichts mehr, geführt werden, so wie der Graf es nur irgend der Mühe werth findet, nach diesen Aussagen und Anklagen hinzuhören. Wenn er sie wirklich in seiner Seele nicht für abenteuerlich hält, oder sich nur, wer weiß, warum, die Miene giebt, sie nicht so zu nehmen, so ist es mit meinem Witze völlig zu Ende.

Es ist begreiflich, antwortete Conrad mit einigem Hohn, daß Ihr und Euresgleichen die Sache möchtet für abgemacht halten, bevor sie noch einmal angefangen hat; wir andern aber —

Ich und meinesgleichen? fragte Beaufort mit Heftigkeit, indem die Hand nach der Schwertseite griff; was meint Ihr damit?

Keine Privatzwiste, sagte Conrad mit großer Kälte, denn es handelt sich jetzt um ganz andre Dinge, und ich bin Streites wegen von meinem Grafen nicht hergesendet worden. Weil der hohe Graf Euch persönlich ehrt und Euch befreundet ist, weil er Euren Stand achtet, so hat er mich, seinen Vertrauten, einen Euch ebenbürtigen Ritter, abgeschickt, am Euch kund zu thun, daß Ihr auf wichtige und unabweisliche Anzeigen verhaftet seid, und daß Ihr Euch mit mir, damit kein Aufsehn erregt werde und man Euch nicht beschimpfen könne, sogleich zum Bischof begeben sollt.

Man wagt es! rief Beaufort im größten Erstaunen aus; an den Adel legt man die Hand, an den freien Rittersmann? Was habe ich mit dem aldernen Bischof zu verrechnen, außer daß ich meinen Sohn von ihm fordern muß?

Er nahm den Degen, setzte das Barett auf, und ging mit Conrad die Stiege hinunter. So finde ich wenigstens, sagte er, Gelegenheit, diesem böswilligen Prälaten Alles zu sagen, was ich von ihm denke.

Als sie auf die Straße traten, wurden sie vom Pöbel verfolgt, der sich vor dem Hause versammelt hatte, denn es mußte schon ausgekommen sein, daß man den alten Ritter Beaufort zum Verhaft und in das Verhör der Geistlichen führe.

So ist es Recht! rief ein Lahmer; auch die Reichen, auch die Vornehmen müssen an's Gericht. Die Bösewichter! Gott der Herr hat ihnen schon so Vieles verliehen, Geld vollauf und alle Herrlichkeiten, und sie müssen sich doch aus Bosheit noch mit dem Satan verbinden! Jedes wir Hungernde, Kranke —

Beaufort wandte sich um. Er kannte den Bettler, der oft Almosen von ihm empfangen hatte. Spießtag! alter Soldat! rief er ihn an, ich gab Dir oft, nimm auch dies noch, vielleicht zum letztenmal. Ich vergebe Dir.

Der alte Krüppel war beschämt und schlich weinend davon. Die Uebrigen erinnerten sich der Güte des greisen Ritters, und verließen ihn, ihrer Schlechtigkeit sich bewußt, und so gelangte er ohne Begleitung und Beschimpfung in die Wohnung des Bischofes.

Die Sache des jungen Ritters Köstein, die sehr geheim gehalten wurde, hatte indessen dem Anschein nach auch eine schlimmere Wendung genommen. Er war in ein strengeres Gefängniß gebracht, und Niemand, auch sein Vetter Melchior nicht, durfte ihn besuchen und sprechen. Man erfuhr nur so viel, daß er beschuldigt sei, dem Leben des Prinzen Carl nachgestellt zu haben. Diesen Erben des Reichs erwartete man, um den peinlichen Proceß des jungen Ritters zu beendigen.

Alles war in der Stadt in Verzweiflung, eine Angst hatte sich aller Gemüther bemächtigt. Niemand wagte, zu verreisen, wenn es sein Geschäft noch so dringend verlangte, um sich nicht dem Verdacht des argwöhnischen Bischofs auszusetzen, sein Gewissen treibe ihn fort und er wolle sich der Strafe entziehen. Fremde vermieden jetzt, auf ihren Wanderungen Arras zu berühren, aus Furcht, auch zu den Herenmeistern und Zauberern gezählt zu werden. Diese Begebenheit hatte allenthalben das größte Aufsehn erregt, und man sprach darüber auf mancherlei Weise. Glaubten die schwachen Gemüther die Wahrheit der Anklage, so spotteten andere um so bitterer, vorzüglich in Frankreich, über diese augenscheinliche Thorheit; die Feinde von Burgund und des Herzogs enthielten sich nicht, laut auszusagen, Philipp benutze diesen Aberglauben, um sich zu bereichern.

In Arras selbst wagte Niemand mehr, laut zu sprechen, seit diejenigen, die man als die kühnsten Gegner dieses Herenprozesses kannte, selbst als Mitschuldige waren eingezogen worden. Dem Bischofe gegenüber hatte man noch einigen Muth behalten, sich ihm zu widersetzen; aber seit der große Graf von Etampes mit seinen Rittern, Reisigen und Lanzenknechten in der Stadt wohnte, war auch der Verwegenste verstummt. Im Kreise der Familien flüsterte man, daß es

leicht sei, der wahnsinnigen Gertrud in den Mund zu legen, was man nur wolle, und daß sie und die Bänerinnen Mitschuldige ihres Sabbaths genannt, deren Namen sie früher nie gekannt hätten.

Es war seltsam, daß die Richter der Sache eben so befangen und schüchtern waren. Viele, wie der Dechant, sahen den Unsinn und das Widersprechende der Aussagen ein; der Dechant aber war, durch frühere leichtsinnige Aeußerungen, so völlig in der Gewalt des Bischofes, daß er am eifrigsten den Prozeß betrieb, und allen Verstand aufbot, aufmerksam die früheren Begebenheiten und Hexen-Geschichten las und sammelte, um sich seinem Vorgesetzten nun als einen Bekehrten zu zeigen, damit dieser nicht, in seinen plötzlichen Launen, ihn selber den Gefangnen und Angeklagten beigesellte. Einige der Doktoren meinten, die Weiber seien von einer Gemüthskrankheit befallen, in welcher sie sich alles, was sie ausgesagt, nur eingebildet hätten; sei aber die Sache selbst nunwahr, so könne die Aussage und das Zeugniß von Thörichten nicht gegen wachre unbescholtne Bäuer auf irgend eine Weise gelten. Ein junger Mann dachte dadurch der Sache den Ausschlag zu geben, daß er rieth, man solle eins dieser Weiber, in Gegenwart von Zeugen, sich oder einen Stock mit der Zauberssalbe bestreichen lassen, um zu sehen, was sich ergeben werde. Bliebe sie, wie er glaubte, zur Stelle, oder fiele vielleicht nur in Schlaf, so sei die Unwahrheit von selbst entschieden. Dieser ward aber von den Eifrern überstimmt, und man entgegnete ihm, daß, so wie die Hexe oder der Zauberer im Gewahrsam einer ächten Obrigkeit sei, sie ihre Zaubermacht verlieren; auch könne der Teufel ihnen vielleicht immer noch gestatten, zu ihm zu kommen, und an ihrer Stelle einen Scheinkörper zurücklassen, um die Richter zu blenden. Dieser Versuch sei also der verwerflichste, weil durch ihn nichts bewiesen werden könne, und man außerdem noch in Gefahr gerathe, die Hexe selber einzubüßen. Es war nah daran, daß den Bischof und die Eifrigen seiner Parthei der jungen Rathgeber selbst für einen Genossen des Sabbaths erklärten, denn sie meinten schon, der Teufel selbst könne nur dem Gelehrten einen so listigen und verderblichen Rathschlag eingegeben haben, der, wenn er ausgeführt würde, wohl gar dem ganzen Hexen-Proceß ein Ende machen dürfte.

Die alte Gertrud, Armgart und Elsbeth sagten von sich und andern aus, was man nur wollte. Labitt, der ganz zerstört war, erzählte schriftlich allerhand durcheinander, von seinen Grillen über Kunst und Natur, von seinen Gedanken über die Schöpfung und Kneifer, und daß er den Hexen-Sabbath müsse gekannt haben, weil er ihn sonst nicht habe malen können; dann phantasirte er wild, wie vertraut er mit allen Teufeln, aber eben so mit den Heiligen und dem Himmelreiche sei, und daß er, soweit er vermocht, Jung und Alt in seine Ansichten der Dinge eingeweiht habe. Die Frau Denisel hatte sich völlig der Betrübniß ergeben; sie konnte und wollte die Spielr nicht leugnen, in denen sie, nach Labitts Anordnung, figurirt habe, als Venus, oder Göttin; eben so bekannte sie ihren vertrauten Umgang mit Robert, von dessen Ketzereien sie allerdings Kunde gehabt. Friedrich und dessen Vater leugneten Alles, nur gestand der letzte, als man ihn erinnerte, daß er als König Artus im Garten der Frau Catharina eingeführt sei. Takrt, Schakepeh und Josset wollten auf nichts eingehen, bekannten aber ihre Freundschaft zu Labitt; am hartnäckigsten und heftigsten wie Carrieur, der seine Richter immer mit Zorn und Verachtung behandelte, und ihnen, vorzüglich dem Bischofe, oft die härtesten Dinge sagte, und eben so wenig den Grafen Etampes verschonte, wenn dieser bei den Verhören zugegen war.

Bei denen, die beständig leugneten, hatte man die Folter angewendet. Da sie gequält eben so wenig gestanden, sondern die Eiferer, das eigene Geständniß sei überflüssig, da die ganz zerknirschte Gertrud, sowie Armgart und Elsbeth, die sich nölig bekehrt hatten, mehr als genug freiwillig von allen jenen Verstockten aussagten, um von deren Mitschuld überzeugt sein zu können.

Als man nun endlich zum Urtheilspench kam, waren Viele der Meinung und zeigten, um diese zu verstärken, Briefe aus der Fremde vor, in denen eben so geurtheilt wurde: daß, da, alles auch zugegeben und angenommen, was die Weiber in überreizten und verwirrten Zuständen von sich und andern ausgesagt haben, sie selbst, sowie ihre angeklagten Mitschuldigen doch weder Raub und Mord, noch Entheiligung der Hostie ausgeübt, oder irgend sonst ein todeswürdiges Verbrechen begangen, sondern von Phantasie, Neugier und Verwitz verführt, vielmehr sich einer Versündigung hingegeben, für die in den Gesetzen noch keine Strafe ausdrücklich nahmhaft gemacht sei, da diese seltsame Begebenheit fast als die Erste in ihrer Art betrachtet werden könne: so scheine es billig und gerecht, daß man einige mit Kirchenbuße, die Reichern durch Geld zu bestrafen, Allen aber aufzulegen habe, sich durch Fasten, Gebet und Wallfahrten noch heiligen Orten wieder zu reinigen, um als gesünderte Glieder in die christliche Gemeinschaft wieder eintreten zu können.

Die Vernünftigern unter den Richtern meinten die Sache dadurch entschieden zu sehn, und der Tollheit schon überflüssig nachgegeben zu haben. Der Bischof aber erhob sich in seinem frommen Eifer und rief: Nein, das soll unter uns hier nicht gesagt und gelehrt werden, daß dieser entsetzliche Abfall von Gott, dieses feierliche Verbündniß mit dem Satan, dieses Bekennen ketzerischer und ganz unchristlicher Lehren eine leichte und läßliche Sünde sei, die mit saufter Strafe gebüßt werden könnte. Wahr ist es, wir hörten bis jetzt nur von diesem und jenem Magier, der sich dem Satan ergeben hatte, um abscheuliche Zwecke durchzusetzen, der durch diese oder jene Künste strebte, den Fürsten zu ermorden, den Feind des Landes zu beglückstigen, sich am Gegner zu rächen, oder irgend eine vornehme Frau zur Gegenliebe zu nöthigen. Meistentheils gebrauchten diese Bösewichter zu ihren verruchten Thaten geweihte Hostien, um ihren Mord auszuüben. Diese Absicht weder, noch diese Entweihungen hat sich aus den Bekenntnissen der hiesigen Sünder ergeben. Ich meine aber, sich gegen Gott und Christus aufzulehnen, seinem Bunde zu entsagen, und so schändlich des heiligen Sabbaths zu spotten, wie es so oft auf diesem Hexen-Sabbath geschah, sei Frevel, noch verruchter, als jene Entweihungen und Mordversuche. Freilich ist diese Sabbath-Feier etwas Neues und Unerhörtes, aber unsre Nachkommen, die frommen Christen der künftigen Jahrhunderte müssen uns nicht eines frevlen Leichtsinns bezüchtigen können. Furchtbar muß die Strafe, eindringlich die Warnung sein, damit die Bosheit geschreckt werde, die die Ermahnungen der Liebe nicht anhören will. Mein und unsre aller hier Versammelten Stolz muß es sein, daß dieser Prozeß, die Untersuchung und das Wunder desselben, so wie es das erste große Beispiel eines so ungeheuren und verbreiteten Bündnisses ist, auch als ein Muster in der Führung, als ein Regulativ in der Bestrafung für alle künftigen Zeiten dastehen muß. Denn wahrlich, wahrlich, ich sage Euch, unendlich viele sind von diesem Gift, von dieser Krankheit angesteckt, und ich sehe im Geiste voraus, daß künftig in allen Ländern diese Schandthaten sich entdecken werden.

Alle Abergläubigen in der Versammlung stimmten ihm bei, und da der Graf Etampes ebenfalls äußerte, man dürfe die christliche Liebe nicht so unbedingt walten lassen, um so unerhörte Frevel der Strafe zu entziehen, so ging nach neuen Untersuchungen einige Tage später der strenge Vorschlag des Bischofs durch.

Als Advokat des Bischofs hatte sich in diesem Prozeß vorzüglich der junge Flamand thätig erzeigt. Er hatte sehr viel dazu mitgewirkt, daß endlich fast alle, die bis dahin immer noch leugneten, alles, oder doch das meiste eingestanden, dessen sie beschuldigt wurden. Nur Carrieur und Beaufort blieben fest.

Der Dechant, der aus Furcht eifrig zur Verdammung der Schuldigen mitgewirkt, erbat sich vom Bischofe die Erlaubniß, den alten Ritter in seinem Gefängnisse besuchen zu dürfen. Er hatte umsonst gewünscht, Labitt oder die Frau Catharina zu sehen, denn beides hatte ihm der Bischof strenge verweigert. Da jetzt aber der Dechant versprach, er wolle es durch diesen Besuch dahin bringen, daß auch Beaufort alles eingestehe, so bewilligte ihm der strenge Bischof endlich sein Gesuch.

Der Ritter war erstaunt, den Dechanten in sein Gefängniß kommen zu sehn. Es ist sonderbar, fing er an, daß wir uns hier treffen; keiner von uns hätte dies wohl vor acht Wochen glauben können. Ihr Herren von der Geistlichkeit zeigt uns, was Ihr vermögt, aber Ihr benutzt Euer Herrschaft auf eine Weise, daß Euch doch alles den Gehorsam aufkündigen wird.

Ich kam, sagte der Dechant, zerknirscht und tief bekümmert, in guter Absicht zu Euch. Ich wünschte Euch zu retten, und das ist nur möglich, wenn Ihr Alles eingestehl.

Elender! Wahnsinniger! rief der Greis in der höchsten Entrüstung; also auch an mir wollt Ihr die verdächtlichen Künste versuchen, die Euer Bursch, der klägliche Flamand, bei den übrigen Gefangenen angewendet hat? Leben und Sicherheit verspricht er, wenn sie durch eine elende Lüge den ungeheuren Aberwitz eingestehen und bekröftigen wollen. Auch mein junger Sohn, so höre ich, hat die Ehre so sehr vergessen, um alles zu bekennen, was die Rasenden von ihm verlangen. Freilich muß der Bischof und die Knechte seines Gelichters es dahin zu bringen suchen, um nicht ganz von Schmach überkleidet vor der Welt dazustehn. Sein Aberwitz muß doch eine Art von Entschuldigung zu erringen suchen: und um nur eine kümmerliche Ehrenrettung zu finden, beredet er mich durch Euch, seinen verworfenen Knecht, ebenfalls in sein Lied einzustimmen. Aber vor wem kann ihn diese Maasregel schützen? Kein Verständiger jetzt, keiner in Zukunft

wird etwas von diesen Fieberträumen glauben. Er kann und darf nicht weiter gehn, als er bis jetzt gethan hat, und er muß schließen, mit Schande gebrandmarkt. Und darum ist es meine Pflicht, für meine beschimpften und gekränkten Mitbürger zu stehn, und mit meiner ganzen Kraft gegen diese elende Tyrannei zu kämpfen.

Verachtet mich, sagte der Dechant, alter, würdiger Greis, ich verdiene jede Schmach. Durch Ueberklugheit, durch List, die ich mir zutraute, habe ich mich zum Sklaven dieses Bischofes gemacht. Ich muß ihm dienen, wenn er mich nicht selbst schmählich aufopfern soll. So habe ich mir mit meiner eingebildeten Weisheit die Ketten selbst geschmiedet. Durch meine Leidenschaft für die Frau Catharina, meine Eifersucht: ihr wollte ich drohen und sie dadurch in meine Gewalt bekommen; Winke, Worte ließ ich gegen den Bischof fallen, dessen Einfalt, ich Kurzsichtiger, verachtete. Sein tückisches Gemüth hat jeden Laut aufbewahrt. Eine Raserei bemächtigt sich, wie aus der Luft herabgeweht, einiger alten Weiber, und sie sagen Unsinn aus, der sich immer mehr und mehr bei jeder neuen Frage zu einem wilden Märchen ausspinnt. Plötzlich ist das Entsetzen persönlich in unserm Hause, und alle meine Freunde sind in ein Netz verwickelt, das, wie es aus Lust gewebt, doch unzerreißbar ist. Glaubt mir, theurer Mann, ich bereue mein Thun, ja mein Leben, aber wir stehen der jämmerlichen Nothwendigkeit Angesicht an Angesicht gegenüber; geht nach, sagt zu allen Thorheiten, die man Euch abfordern mag, Ja, sonst seid Ihr verloren.

Thue er doch, rief Beaufort, sein Aeußerstes! Was kann er ausrichten? Hand an mich legen? Das wagt der Verächtliche nicht. Sein Aeußerstes, sein Frechstes war, daß er mich hieher zu schicken sich unterfing; nun mag er wieder umkehren, und nur Schaam und Reue bleibt ihm übrig.

Der Dechant sah den Greis an, brach in Thränen aus, und stürzte dann zu seinen Füßen nieder. Er ergriff die Hand des Alten und küßte sie inbrünstig. Unter Schluchzen rief er: Nein! nein! auf dem Wege verderbt Ihr Euch und Euren Sohn! Bedenkt die Schande, die auf Euren Namen fällt, bedenkt das unaussprechliche Elend. Der Bischof läßt Euch mit fester Gelassenheit den Scheiterhaufen zuerkennen; rettet Euch und Euren jungen Sohn, wenn auch mit Verlust Eurer Habe. Nur durch ein unbeschränktes Eingestehn aller dieser eingebildeten Sünden könnt Ihr Euer Leben retten; denn alsdann tritt der Graf Etampes zu Eurem Besten gewißlich auf, der Euern Untergang nicht will, der Euch retten möchte, wenn Ihr diesen Weg einschlagt.

Wie? sagte der Ritter in tiefem Sinnen; Ihr sagt mir Wunder. Ich glaubte, der Prälat könne nie im Ernst daran denken, nur die ärmste dieser armen Weiber hinzurichten, — und Ihr denkt, er könnte selbst mich verderben wollen? Der Graf, der Herzog könnten, dürften dies irgend zugeben?

Der Geistliche hatte sich erhoben, setzte sich neben den Gefangenen, und nahm dessen Hand in die seinige. O mein theurer, theurer alter Freund, sagte er dann; lernt Ihr denn jetzt so spät erst die Menschen kennen? Der alte, schwache Herzog meint es mit aller Welt gut, aber alles geschieht doch immer, wie er es nicht will. Sein Vertrautester, der Graf, ist an seiner Statt, als Stellvertreter, hergesendet. Dieser, statt Euch und die Bürger zu schützen, hat mit Klugheit gleich die Miene angenommen, als wenn er in Liebe und Ehrfurcht für die Kirche an die Wichtigkeit dieses Prozesses und den Inhalt der Klagen glaube. Seit seiner Anwesenheit haben die Bettlerinnen erst die Wohlhabenden der Stadt und Euch angegeben. Sind diese überführt, so fällt ihr Gut dem Herzoge anheim, und, wie ich glaube, ist alles schon dem Busenfreunde, dem Günstlinge, zugesichert. Verharret Ihr nun und läugnet fest, so ist der Bischof gezwungen, auch seiner Ueberzeugung, Euch hinzurichten; gesteht Ihr Alles, ohne irgend etwas auszunehmen, so kann er Euch wie ein verirrtes, armes Wesen behandeln, das Mitleid verdient, und er erläßt Euch mit christlicher Gnade den Scheiterhaufen. Der Graf ist nicht blutdürstig und kein Unmensch, so habsüchtig er auch sein mag; er bittet dann, aus Mitleid für Euer Verirrung, kräftig vor, und Ihr seid gerettet.

Beaufort war sehr nachdenkend geworden. Freilich, sagte er endlich, fällt, unter diesen Umständen, diese Herengeschichte wie eine plötzliche große Erbschaft, vor die Füße dieses Grafen nieder; meines Freundes, wie er sich so oft nannte. Soll es nun einmal ein Blutkandel werden, so bedinge ich mir aber auch das Leben meines Sohnes mit ein, der ja schon alles gestanden hat, und dem man, als einem jungen Manne, der der Verführung ausgesetzt ist, noch leichter vergeben kann. Dechant, könnt Ihr mir auf Euer Gewissen versichern, daß, wenn ich bekenne, mein Sohn mit mir gerettet ist, so will ich mich fügen und zu allem Ja sagen.

Ich glaube es versichern zu können, sagte der Dechant. Er umarmte den Ritter, und ging, einigermaßen beruhigt, zu seinem Bischofe, der die Nachricht, daß sich der verstockte Sünder endlich bekehrt habe, mit großer Freude vernahm.

Um diese Zeit starb der alte König von Frankreich, Carl der Siebente. Kein Monarch hatte so viele und sonderbare Abwechselungen des Schicksals erfahren. Sein Sohn, Ludwig der Eilfte kehrte jetzt nach Frankreich zurück, um in Rheims gekrönt zu werden. Die Bewegung, welche diese Vorfälle in Burgund verursachten, benutzte der Küster Wundrich, um in einer Verkleidung zu entfliehen. Er begab sich nach Rheims, wo er, von angesehenen Freunden beschützt, wieder eine Anstellung als Geistlicher erhielt.

Von dort schrieb er folgenden Brief nach Paris, an seine Freundin Sophie, der jungen Tochter des Schakrpeh.

„Erfahrt vor allen Dingen, geliebtes Kind, daß Euer theurer Vater, mein sehr werther Freund, dem entsetzlichen Schicksale, welches ihn bedrohte, entronnen ist. Verarmt ist er zwar, aber sein Leben ist gerettet. Es war ein furchtbarer, trauriger Tag, als vor dem Thore, im Freien, jene Hinrichtungen vorfielen, die unsre Stadt Arras und die Geistlichkeit dort mit Schande bedecken. Alle, bis auf unsern festen, eigensinnigen Garrieur, hatten die Verbrechen eingestanden, deren man sie bezüchtigte. Alle übergaben sich, bis auf diesen zu strengen Mann, der unbedingten Gnade oder Strafe der Kirche.

Auf dem Markt ward den Verbrechern, wie man sie nannte, ihre Sünde, die sie begangen, von neuem vorgelesen, und von neuem gestanden sie die Ketzereien, das Besuchen des Teufels-Sabbaths, die Verwandlungen, die sie unternommen, die Tänze, die sie gefeiert, und wie sie auf Besen, in Mulden, auf Ziegen und Böcken, auf Ofengabeln und Kröten hingeritten und gefahren seien; wie sie den Satan verehrt und sich ihm zu eigen gegeben. Die alte Gertrud lachte und war erfreut; die sonst so schöne Frau Denisel war blaß und abgefallen; der alte wunderliche Labitt war wie verklärt; Euer Vater und die Männer wagten vor Schaam nicht die Augen zu erheben, nur Garrieur lästerte und fluchte, und schalt seine Richter Narren und Blödsinnige. Hierauf wurden sie dem weltlichen Gerichte übergeben, und der Richter erklärte Labitt, Frau Denisel, Armgart, Elsbeth und die dritte Bäuerin, so wie zwei liederliche Dirnen aus Arras, nebst Peter Carrieur, dem Scheiterhaufen verfallen. Labitt konnte nicht sprechen und Frau Catharina war stumm, aber Carrieur sprach wieder laut von Schändlichkeit und Lüge, und die übrigen Weibspersonen heulten und schrieen, betheuerten ihre Unschuld, und selbst die alten Bäuerinnen erklärten, wie alles nur in ihnen Krankheit und Einbildung gewesen, wie man ihnen die Anklagen in den Mund gelegt, und der Advokat Flamand versichert habe, es würde ihnen nichts geschehen, wenn sie nur bei ihrer Aussage blieben und immer mehr eingeständen. So warden sie hinaus geführt, und es war tief erschütternd, mit welchen Blicken der junge Friedrich im Zuge auch der Frau Catharina hinsah.

Draußen, beim Scheiterhaufen, sagten noch einmal alle, daß sie unschuldig hingeopfert würden; Garrieur hielt noch eine Anrede an seine Richter, nur die wahnsinnige Gertrud lachte und jubelte und bekannte sich als Hexe. In kurzer Zeit waren sie nicht mehr. Nur wenige Bürger waren dem Zuge gefolgt; alles war still und traurig, jeder hatte sich in seinem Hause verschlossen.

Auf einer hohen Bühne, dem Scheiterhaufen gegenüber, wurden die Männer ausgestellt, die, als reuig bekennend, ihre groben Irrthümer einsehend, und sich in den Arm der Kirche werfend, begnadigt wurden, nehmlich der Ritter Beaufort und sein Sohn Friedrich, Schakrpeh, Euer Vater, und die Schöffen Taket und Josset. Der Bischof stand oben, ermahnte sie, und berührte sie dann nach der Reihe verschiedene Male mit einer Ruthe, als Zeichen der geistlichen Strafe. Dann warden sie in das Gefängniß zurückgeführt, wo sie noch einige Zeit bleiben werden. Das Vermögen der Frau Catharina, so wie des reichen Garrieur, ist ganz an den Herzog, das heißt, an den Grafen Etampes gefallen. Auch Beaufort, Taket und Josset, so wie Euer Vater, müssen den Klöstern, noch mehr aber dem Herzoge, oder dem Grafen zahlen, daß ihnen eben nur so viel bleiben wird, ein dürftiges Leben zu fristen. Die Güter sind eingezogen, die Häuser verkauft. Um einen ziemlich hohen Preis hat der junge Advokat Flamand vom Grafen das Haus Eures Vaters gekauft, und wird sich dort mit einer jungen hübschen Frau einrichten. Es scheint, Alle haben gewonnen. Wenn der Graf durch die Straßen reitet, wenden die Bürger die Augen von ihm ab; der Advokat ist dreist und benimmt sich als reicher Mann.

Da dieses Unheil hat geschehen können, so spreche man nur nicht davon, daß wir besser und klüger geworden sind als unsre Vorfahren. Manche träumen sogar, alle Völker würden nach und nach veredelt, und das ganze Menschenwesen menschlicher.

Der liebevolle, poetische, sinnreiche Laditt steht in seiner sanften Miene immer noch neben mir. Seine Scherze und Späße sind für ihn zu grimmigen Feinden geworden, und seine Erleuchtung hat ihm zum schmählichen Tode heimgeleuchtet. Er hatte Unrecht, die Macht des Satans zu leugnen, denn aus jedem lachenden Wort ist ihm ein Höllengeist erwachsen, der ihn und andere Unschuldige den Henkern übergeben hat.

Mich wollte der Bischof auch als einen Freund des Laditt greifen lassen, und ich benutzte die letzte Stunde, um dieser zu entfliehen. Er hat sogar verlangt, daß mich die hiesige Kirche ihm ausliefern soll; aber man hat sein Begehren mit Verachtung zurückgewiesen. Hier spricht alle Welt, auch die Geistlichkeit, nur mit Abscheu von jenem unsinnigen Prozeß in Arras. — Der Himmel behüte Euch. —".

In Arras war die Stadt nach kurzer Zeit mit einer andern großen Erscheinung beschäftiget, denn der Graf von Charolais, der Erbprinz von Burgund, zog wirklich mit einem großen Gefolge ein. Die Klagen wegen des gefangenen Beaufort und der Uebrigen wies er von sich, weil er den Grafen Etampes, der ihm schon feindlich genug war, nicht kränken wollte, da er fürchten mußte, daß die Aussagen des Denis oder Köstein schon manches gegen diesen und der ihm verbündeten Familie Croys aussagen möchten.

Alle diese Händel, Anklagen und Prozesse, in denen durch die Kleinen die Großen so leicht verwickelt waren, erregten dem alten friedfertigen Herzoge ein Grauen, und er hätte gern alles dieser Art ohne Untersuchung der Vergessenheit übergeben. Diesen Widerwillen benutzten seine Freunde und Günstlinge, um alles, was ihnen und ihren Partheien schaden konnte, dem alten Manne als gleichgültig oder verdächtig vorzustellen, so daß er alles, was er nur konnte, von sich schob, und sich selbst lieber hinterging, und nicht sehn wollte, was sich seinen Blicken aufdrang, als daß er scharf und fest eingeschnitten hätte, weil er nicht missen konnte, wie tief sein Messer eindringen müsse. So hätte er auch diese Händel und die Anklage gegen Denis, so wie dessen Rechtfertigung, gern unbeachtet gelassen. Aber diese Anklage des verzweifelten Denis, welcher sich auf den Erben des Reichs selber berief, und diesen zum Richter über sich und den jungen Günstling aufforderte, machte es dem Herzoge unmöglich, diese Händel nicht zu beachten. Um so weniger, da der Graf Charolais diese Klage so heftig auffaßte, daß er die Sache ganz wie seine eigne nahm, und kniend seinen Vater bat, diesen Prozeß, der nicht weniger als sein Leben bedrohe, in seine eignen Hände nehmen zu dürfen. Auf diese Bitte des Sohnes und Erben ließ der Vater sogleich Köstein, seinen thörichten Günstling, der Wache übergeben, und als einen des Hochverrathes Angeklagten nach Arras führen, um seinem Ankläger, Denis, gegenüber gestellt zu werden.

Wie viel der Prinz Carl nun auch erlangt hatte, so wußte er doch, daß, wenn auch Köstein aufgeopfert würde, man die Sache doch wohl so führen könne und werde, daß man von demjenigen, was er eigentlich zu wissen begehre, nur wenig zu Tage kommen möchte. Er vermuthete, daß die Richter selbst den Kläger wie Beklagten so führen und lenken würden, daß die vielverschlungene Verwicklung sich in Privathändel und persönlichen Haß und Mord auflösen würde. Der Prinz sah manches deutlich und ahndete noch weit mehr, und doch mußte er sich gestehn, daß er nicht wünschen könne, Alles zu erfahren, und das weit verbreitete Netz des Verrathes ganz zu fassen und mit allen seinen Fäden in den Händen zu haben. Konnte er als Fürst handeln, so war viel gewonnen. Aber vom Argwohn des Vaters konnte er es nicht erwarten, daß dieser ihn zu seinem Stellvertreter ernennen und sich von den Regierungsgeschäften zurückziehen würde. Hätte der alte Fürst auch selbst aus Ueberdruß einen solchen Entschluß fassen können, so widersetzten sich alle Räthe und alle Verwandte des Herren einem solchen Schritte mit allen Kräften und auf jede Weise, weil die meisten fürchten mußten, daß der junge Prinz damit anfangen würde, ihnen allen Einfluß zu entziehen. Seine rasche, zornige Art, seine unfreundliche Laune hatte ja oft schon seinen Widerwillen gegen die Vertrauten und Günstlinge seines Vaters kund gegeben.

Denis war früher ein Diener des Ritter Köstein gewesen, von dessen Gnade er lebte. Denis hatte dann Reisen unternommen, und keiner wußte, wohin oder zu welchem Entzweck. Nur so viel hatte man erfahren, daß er in Frankreich und Italien gewesen sei. Seit der Daupdin von Frankreich am Hofe Philipps lebte, hatten sich die meisten Freunde des Herzoges an den Dauphin geschlossen, vielerlei mochte verabredet sein, worauf diejenigen, die gegen den Prinzen Carl waren, mit Sicherheit rechnen konnten, da jetzt dieser eilfte Ludwig zum König von Frankreich gekrönt war.

Denis hatte sich endlich mit seinem Beschützer Köstein entzweit. Sie stritten um eine Schuld, die der junge Köstein nicht anerkennen wollte. Denis erlaubte sich sonderbare Reden, über welche diejenigen erschraken, die ihn in seiner frühern Abhängigkeit gesehen hatten. Er bedrohte Köstein und gab zu verstehn, dessen Wohlfahrt liege unbedingt in seinen Händen. Köstein, der dies vernahm, verlachte diese Drohungen, und gab sich die Miene, Denis zu verachten. Er brachte aber durch Geschenke einen armen Verwandten des Canonicus Melchior dahin, daß dieser es über sich nahm, den unnützen Schwäger Denis aus dem Wege zu räumen. Als Denis dies erfuhr, suchte er sich auch eine Parthei zu machen, und nach einigen Tagen fand man den Vetter des Canonicus ermordet. Seitdem war Denis unsichtbar geworden, weil alle Welt ihn für den Mörder hielt, und die Gerichte einen Preis auf seinen Kopf gesetzt hatten. Man suchte ihn emsig auf, ohne ihn finden zu können. Dem Herzoge hatte man erzählt, dieser Mörder trachte nicht nur nach dem Leben seines Lieblings, des jungen Köstein, sondern nach dem des Fürsten selber. Die Nachforschungen und das Forschen nach diesem Denis war nun um so heftiger. Er war offenbar von mächtiger Hand beschützt; und da seine Gegner doch endlich seinen Aufenthalt in Arras entdeckten, so suchten sie ihn in einer Nacht meuchlerisch aus dem Wege zu räumen. Er war nicht ohne Hülfe und Begleitung, und jener Streich erfolgte. Köstein und dessen Freunde hielten ihn für todt, und er war verschollen, bis Melchior ihn durch Zufall bei der alten Gertrud entdeckte. Hätte der Canonicus die Gesinnung des jungen Köstein mehr gekannt, so würde er den Gefangenen vielleicht nicht den Gerichten übergeben haben; denn der Günstling, der die Sache schon für ganz abgemacht hielt, mußte jetzt von neuem in die Fragen und Antworten eingehn. Er dachte es indeß durch seine Stellung und die Gunst des Herzoges durchzusetzen, und hielt es nicht für schwer, seinen ehemaligen Vertrauten einem ewigen Gefängniß überliefern zu können. Jetzt wendete sich Denis an den Grafen Charolais selbst und behauptete, Köstein habe ihn nach Turin gesendet, um Gift für ihn zu kaufen, mit welchem der Ritter den Erben Burgunds langsam hinrichten wolle.

Wenn Carl, den die Welt nachher den Kühnen nannte, auch diese Beschuldigung glaubte, so hatte er in seiner Stellung immer nur wenig gewonnen, wenn ihm der unbedeutende Köstein aus seinem Wege geräumt würde. Er war bei mehreren Verhören selbst zugegen, und Denis mußte dem Ritter seine Anklage ins Angesicht wiederholen. Köstein leugnete bald, bald gab er zu, und entschuldigte sich nur damit, die geheimen Schachteln hätten kein Gift, sondern ein künstlich bereitetes Liebespulver enthalten, durch welches Köstein die Liebe und das Vertrauen des Thronerben habe erwerben wollen, weil er deutlich dessen Haß gegen ihn erkannt habe. Die Pulver selbst aber waren nicht mehr vorhanden und in andern Verhören schien es wieder, als sei dieses Vorgegebene nur eine armselige Lüge des Denis, der sich durch diese gegen die schweren Anklagen Kösteins und des Canonicus Melchior retten wollte.

Richter und Beisitzer, Advokaten wie Schöffen führten die Sache so, daß der Prinz wohl merkte, wie durch höhern Einfluß Alles gehemmt sei und der Prozeß wesentlich nicht aus der Stelle rücke. So oft die Untersuchung sich zu den Gewaltigen des Landes zu lenken schien, so oft Kläger und Angeklagter auf diesen oder jenen irgend eine Hinweisung vorbrachten, so wurde bald auf mehr oder minder künstliche Art die Sache wieder in einen andern Weg geleitet. Denis schien weniger als Köstein zu wissen, aber man mußte glauben, daß Köstein den Glauben gefaßt hatte, er könnte sein Leben retten, wenn er schwiege, durch Widersprüche seine eignen Aussagen schwäche und lieber sich Lügen beweisen ließe, als daß man seiner Wahrheit vertraute.

Endlich wurden beide, Kläger und Angeklagter, des Todes schuldig befunden. Köstein, als Giftmischer, welcher den Prinzen hochverrätherisch habe hinrichten wollen, und Denis als Mörder und Mitwissender dieses Plans.

Am Tage vor seinem Tode ließ Köstein den Grafen Carl um ein vertrautes Gespräch in einem einsamen Zimmer ersuchen, wo sie von Niemand belauscht werden könnten. Die Richter und Edelleute wollten dem Prinzen abrathen, den Böswicht vor sich zu lassen, der vielleicht in Verzweiflung jetzt noch einen Mordversuch an seiner geheiligten Person wagen würde. Doch Carl lächelte und ließ den Verbrecher vor sich erscheinen. Alle übrigen mußten das Zimmer verlassen und Köstein, krank, blaß und schwach kniete vor dem Thronerben nieder.

Der Graf Charolais stand groß und schlank vor dem in den Staub geworfenen Sünder, sah ihn aus seinem trotzigen braunen Gesicht mit den dunkeln Augen scharf an und sagte, indem er ihm mit der Hand winkte: Steht auf, Köstein, was habt Ihr mir zu sagen?

Köstein stand zitternd auf, warf den scheuen Blick umher und sagte: Ist auch gewiß Niemand zugegen?

Niemand, der uns hören könnte, sagte der Prinz; Ihr

sucht selbst, wie sie sich alle in das fernste Vorgemach zurückgezogen haben. Ich denke aber doch, Ihr werdet mir hier die Geschichte von der Vergiftung oder von den Liebestränken nicht wiedererholen wollen, oder alle jene Thorheiten, was Euch gegen Denis aufgebracht, oder was Ihr gegen den Elenden verschuldet haben sollt. Ich denke, um dergleichen war es Dir beim Bitten um dieses Gespräch nicht zu thun.

Nein, mein gnädigster Herr und Fürst, sagte Köstein, sondern da ich sehe, daß mein Leben verfallen ist, daß die Hoffnungen, die man mir machte, trügerisch sind, will ich Euch vor meinem Tode wenigstens einen Dienst leisten, da ich Euch durch mein Leben so sehr entgegen gestrebt habe.

So sprich, sagte der Fürst.

Der Graf Etampes, der jetzt hier zugegen ist und mich mit so vielen Versprechungen hintergieng, ist einer Eurer schlimmsten Feinde. Aber wo hättet ihr die nicht? Die Nioernois, die Croys, die Räthe Eures Vaters, fast alle Großen des Landes. Man hat auch mich gemißbraucht, den alten Fürsten gegen Euch aufzubringen, Euch zu verläumden; die Parthei der Franzosen im Lande und unter Eurer nächsten Umgebung ist sehr groß. Man vertraute mir manches, und mehr noch habe ich errathen und erhorcht, da man mich für leichtsinnig und unbedeutend hielt, und viele sich in meiner Nähe ohne Rückhalt betrugen.

Fahre fort, sagte der Prinz, und speich offen, da Du nichts mehr zu wagen hast.

Euer nächsten Diener, sagte Köstein, sind Euch ungetreu, wie Ihr Euch noch in dieser Nacht davon überzeugen könnt. Wenn Ihr nach Goekum von hier geht, so sind alle Anstalten getroffen, Euch auf einem Schiffe heimlich zu entführen.

Der Prinz sprang zurück. Wie? rief er aus; Du lügst! Ein flüchtiger Brabanter, Rubempré, ist dort in der Stadt; sein Schiff ist im Hafen. Er verweilt da unter allerhand Vorwänden. Orli, Euer Kammerdiener, Franz, Euer Stallmeister, wissen um die Sache. Am Abend in der Dämmerung, indem Ihr nach Hause geht, sollt Ihr unter einem glaublichen Vorwand in eine Barke gelockt, und von dort mit Gewalt auf das segelfertige Schiff gebracht werden, welches dann sogleich in See sticht.

Der Prinz hatte sich entfärbt und war in tiefem Sinnen. Und wohin mich führen? fragte er dann.

Darüber sind die Verräther wohl noch selbst nicht einig. Genug, Euer Leben ist in Gefahr, wenn Ihr dieser Bosheit nicht zuvorkommt. Wie Euch der König von Frankreich haßt und fürchtet, brauche ich Euch nicht zu sagen. Euer Vater ist so gut, daß er der edelste der Menschen sein würde, wenn seine Schwache, sein Mißtrauen ihn nicht immer wieder in die Hände Eurer Feinde lieferte. So sehr er Euch liebt, so giebt es Stunden, wo sein Mißtrauen, von den Croys und der französischen Parthei genährt, so stark wird, daß er Euch fürchtet, vor Eurer Heftigkeit zittert, und Euch die schwärzesten Complotte gegen seine Staaten und seine Person zutraut. Wie gerrut es mich, daß ich mich selbst dazu habe mißbrauchen lassen, so viele seiner heitern Stunden zu vergiften. So glaubt er jetzt, Ihr habt Euch vom Hofe entfernt, um nach Holland zu gehn, und Euch dort als Souverain und unabhängigen Fürsten zu erklären.

Der Prinz schlug die Hände im Erschrecken zusammen. Nein! rief er dann, bleich im Gesicht, ich habe niemals glauben können, daß es die Bosheit meiner Feinde so weit treiben würde! — Er ging im Zimmer mit großen Schritten auf und ab. — So ist es mit mir denn ohngefähr eben so, — sprach er für sich selbst, — wie es mit diesem Dauphin Ludwig und seinem Vater Carl stand! — Dieses ewig wache Mißtrauen — diese grübelnde Zweifelsucht — diese Unfähigkeit, Glauben zu fassen — sie vergiftet jede Liebe, sie machen die Bande der Natur schwach und zerreißen sie oft. — Zwar bin ich kein schleichender, boshaft kluger Ludwig, und mein Vater ist stärker als der schwache Carl es war — und doch! — Oft ist es ja nur Nothwehr, wenn das doch endlich geschieht und geschehen muß, was erst nur Lüge und Verläumdung war! — Wie traurig, wenn auch der beste Sohn nach dem letzten Tage des Vaters aussehen muß, durch welchen er erst frei und mündig wird! —

Sein Blick war zornig, seine Wange roth geworden. — Und diese Rubempré, fragte er hastig, indem er sich wieder nahe vor Köstein hinstellte, — welcher ist es? Der Bastard oder dessen Bruder?

Ihr wißt, sagte Köstein, der Bruder, der sonst auch ein lieber und vertrauter Diener Eures Vaters war, ist jetzt bei Ludwig dem Eilften in großem Ansehn, nachdem er Eure Dienste hier, mit schlechtem Vorwande, verlassen hatte; dieser hat wohl, auf Befehl des Königs, den Bastard ausgesendet, um Euch zu fangen. Ludwig rechnet fest auf Euren Untergang, und wird gewiß, wenn Ihr ihn nicht überflügelt, alles versuchen, um Euch zu stürzen. Vielleicht will er Euch als Geisel entführen, um Eurem Vater Provinzen abzubringen; vielleicht ist es auf Euren Mord abgesehn. Die nächsten Mitgenossen und Unterhändler dieser Bosheit sind Eure schlimmsten Feinde, die Herren von Croys. Aber, wenn es Euch auch gelingt, diesen Bastard zum Geständniß und zur Strafe zu bringen, diesen Croys werdet Ihr, so lange Herzog Philipp lebt, niemals etwas anhaben können, und dieser Rubempre ist so klug und vom listigen König gewiß so vorbereitet, daß Ihr Euch hüten müßt, daß in der Untersuchung die Anklage des Verbrechens nicht gegen Euch selbst gewendet werde.

Gut! gut! rief Charolais, dem Anschein nach wieder beruhigt. Ich sehe immer deutlicher, ich stehe auf einer dünnen Eisrinde oder einem Abgrunde. Das Nothwendigste ist vorerst, diesen Rubempré zu fangen, und mich dann mit meinem Vater ganz und herzlich auszusöhnen, um ihm die Augen zu öffnen.

So thut, mein gnädigster Herr, denn einige Eurer nächsten Umgebung, scheinbar Eure Freunde, und die gegen Euch immer so eifrig auf den Herzog Philipp schelten, suchen Euch täglich zu überreden, Euch in Holland, oder hier in Flandern als unabhängig zu erklären und die Fahne des offenbaren Aufruhes zu schwingen. Ich brauche Euch sie nicht zu nennen, die schon mehr wie einmal Euch dies als das einzige Mittel, Euch zu retten, heftig angepriesen haben. Ihr habt ihnen schon ein geneigtes Ohr geliehen; ja im vorigen Monat seid Ihr schon schwankend gewesen. Alles dies weiß der Herzog, denn von den Croys, die mit diesen rechtlichen Herren Eurer Umgebung in Verbindung stehn, erfährt Euer Vater alles. Und mit Zusätzen und Uebertreibungen, wie Ihr Euch selbst vorstellen könnt.

So ist mir denn, rief der Fürst wehmüthig und erzürnt aus, der Vater fast ein eben so gefährlicher Feind als der König von Frankreich! Und nirgend Freunde!

Ihr entfernt sie durch Euer Heftigkeit, sagte Köstein, und durch Eure wechselnde Laune, so daß es kaum möglich ist, Vertrauen zu Euch zu fassen. So höre ich wenigstens alle die sprechen, die sich, weil sie es vielleicht gut meinen, entschuldigen wollen.

Schweig! sagte der Fürst mit einiger Entrüstung; ich habe Dich nicht rufen lassen, daß Du mir Lehren geben solltest; und wenn auch vielleicht einiges Wahre in Deinen Worten wäre, so ziemt dem tiefgebornen Vasallen nicht, sie auf diese Weise auszusprechen.

Vergebt mir, sagte Köstein demüthig; einer, der doch zum Tode verdammt ist, wagt mehr als der Freund und Rathgeber.

Und so danke ich Dir, sprach der Fürst; oder hast Du mir noch etwas zu entdecken?

Noch eine Anzeige kann ich Euch mittheilen, sprach der junge Mann zagend, die Euch vielleicht die ungtaublichste von allen dünken wird. Als jene dort in Gent, Brüssel und Brügge von dem Unsinn hier, dem Herrn-Prozeß, erfuhren, so verschmähten diese große Herren auch diese thörichten Begebenheiten nicht. Ich sprach mit dem Grafen Etampes, der jetzt die Stadt bei dieser Gelegenheit geplundert, und das Vermögen der reichsten Einwohner im Namen Eures Vaters eingestrichen hat, und er fand nicht nur meinen hingeworfenen Rath, daß ihn der Abfall dieser verkehrten Menschen aus allen seinen Verlegenheiten helfen könnte, sehr vernünftig, sondern er meinte auch gleich, es sei von der höchsten Wahrscheinlichkeit, daß Fürsten und Herren, Monarchen und große Charaktere wohl auch schon von dieser Gottlosigkeit durchdrungen sein möchten. Noch mehr ergriff die Familie Croys, die sich immer durch Rechtgläubigkeit und frommen Sinn ausgezeichnet hat, diese aberwitzigen Geschichten. Man freute sich, daß der blodsinnige Bischof hier in seiner Verblendung die Sachen so ernsthaft nahm. Man wartete es nur ab, wie Bürgerschaft und Adel, wie Frankreich und die übrigen Provinzen diesen Prozeß ansehn würden. Alle hofften eifrig, das Feuer sollte alle Stände und die Vernunft aller Menschen sogleich ergreifen. Man hörte nicht auf eine Einwendung, daß jede tüchtige Dummheit Jahre brauche, um sich einzuwurzeln und die segenreichen Früchte zu tragen. Ja, mein Prinz, wäre Frankreich und Deutschland, vorzüglich aber Euer Land, in einen pöbelhaften Jubel und Glaubenseifer über diese ruchlosen Anklagen und Verhaftungen ausgebrochen, hätten sich nicht Adel und Bürgerstand, vorzüglich aber die Universität von Paris und die Doktoren dagegen erklärt, so — —

Nun, so? rief der Prinz; sprich, Unglücklicher! —

So, sagte Köstein zögernd, — so hätte dieser und jener es wohl einer Armgard, oder Thalburg, oder wie die alten Weiber heißen mögen, auf die verdorrte Zunge gelegt, Euren Namen zu nennen, und Euch als einen Genossen des Sabbaths anzuklagen. —

Der Prinz ging plötzlich wieder auf und ab und rief:

Sollte es möglich sein? So sehe ich denn wie man meinen Vater und auch mich verachtet! — Ich will Dir hierin nicht glauben, Thörichter. — Hast Du aber nicht, sprich selbst und ungezwungen, Deinen Tod zehnfach verdient, der Du so um alle diese Complotte wußtest, zu ihnen gehörtest und schwiegst?

Des Todes, sagte Köstein ruhig, bin ich schuldig; ich sterbe, aber Ihr könnt nicht alle hinrichten lassen, die eben so, oder noch mehr schuldig sind als ich.

Du hast Recht, Elender, antwortete der Fürst, winkte, und ließ Köstein wieder fortführen, der am folgenden Tage enthauptet wurde, so wie Denis, sein ehemaliger Gesell.

Der Prinz ging nach Gorkum und ließ dort den Bastard Rubempré verhaften, versöhnte sich mit seinem Vater, und gerieth in tiefe Verwicklung mit seinem Adel und dem Könige von Frankreich.

Das Leben des Dechanten war gebrochen. Sein geistlicher Stolz war zu einer irren, ungenügenden Demuth, seine Sicherheit des Wissens zum leeren Zweifel, und sein fester Sinn zur Haltungslosigkeit herabgesunken. Seine Mitbrüder erkannten ihn kaum wieder, wenn sie ihm begegneten.

Der Bischof, jetzt noch dreister geworden, ließ wiederum Bürger und Kaufleute, auch Bauern verhaften, die sich verdächtig gemacht hatten oder die angezeigt waren; der Dechant aber zog sich von allen Untersuchungen und Verhören zurück, Krankheit vorschützend, welche ihm auch aus Angesicht und Auge zu sprechen schien.

Er vermied die Menschen, irrte gern im Felde umher, und verschloß sich dann wieder in seiner stillen Zelle. Dort blätterte er in einer Nacht in Papieren und Briefen, die ihm noch aus dem Nachlaß der alten Gertrud, von der Untersuchung ihrer Anklage, waren liegen geblieben; andre hatte ihm der Bischof, nach gefälltem Urtheil, wieder zurückgesendet. Da sie freiwillig alles selbst bekannt hatte, so waren diese Blätter nicht beachtet worden, und der Dechant nahm sie jetzt, in tiefer Nacht, um sich zu zerstreuen, wieder vor. Unvermerkt war er in Briefschaften mit aller Aufmerksamkeit festgehalten, die nun der Jugendgeschichte der alten Zauberin vieles erzählten; sie war die Tochter vornehmer und reicher Eltern in Graf, hatte viele Freier gehabt und einen nach dem andern höhnisch abgewiesen. Ihre Schönheit reckte aber neue an, die eben so hart behandelt wurden. Dies alles zeigte sich auf alten vergelbten Blättern, zerrissenen Zetteln und in einer alten Kapsel, welches alles auf dem Grunde eines halb vermoderten Kastens, des einzigen, den die Alte besaß, gelegen hatte. Von ihr waren diese Blätter gewiß vergessen worden, sonst hätte sie sie wohl nicht aufbewahrt.

In der Kapsel fand sich eine Sammlung von Briefen, welche mehr zusammen hingen; sie waren fast alle von derselben Hand. Ein junger, schöner Krieger hatte endlich den Zauber der Spröden gebrochen, sie war ihm mit Wohlwollen, später mit Liebe entgegengetreten. Bald war ihr Verhältniß ein vertrautes geworden. Unwillkührlich stellte sich dem Dechanten das Bild der Frau Catharina vor, indem er dieses Lob der Schönheit, die Schilderung der Reize las; er schauderte, wenn er einen Augenblick wieder an die alte, greise, wahnsinnige Gertrud dachte, an welche ein wilder und frecher Jüngling, in Liebe erglüht, diese kennenden Worte vor vielen Jahren gerichtet hatte. Der schwärmende Soldat vertheidigte sich in andern Briefen gegen Anklagen, versprach besser zu werden und wieder die Kirche zu besuchen. Es fand sich sogar das Zeugniß eines Priesters, daß er wieder gebeichtet und am Sakrament Theil genommen hatte. Nun wurde auch der Name dieses Kriegers deutlicher, der Zeit nach traf es ebenfalls zusammen, daß er kein anderer war, als der Vater der Catharina Denisel. Nun fehlten Blätter, und es war plötzlich von einem Knaben die Rede, welchen der Liebende heimlich bei guten und sichern Leuten untergebracht hatte. Die Briefe tröstetен, die Worte, wie gezwungen sie gestellt waren, suchten zu beruhigen. Es ergab sich, daß die Eltern der schönen Gertrud vor Gram gestorben waren, da sie die Schmach ihres Kindes entdeckt hatten. Wieder Trost und Nachricht vom Knaben, der von einer wohlwollenden Frau auf dem Lande versorgt wurde. Er beschreibt die Lage des Dorfes und des Hauses. Er kann aber seine Verlobte, auch ein reiches, angesehenes Mädchen, nicht verlassen; selbst sein Beichtvater macht es ihm zur Gewissenssache. Diese Verlobte war die Mutter der Denisel, wie es Name und Familie zeigte. Jetzt sah man, wie die kürzeren und seltneren Briefe das Erlöschen seiner Leidenschaft deutlich ausdrückten. Die Wittwe des Wassermüllers hatte dem Beichtvater den Knaben, der schon drei Jahr alt war, übergeben; er wollte ihn zum Geistlichen erziehen. Dieser Priester hieß Dubos; ein strenger Mann; er meldete plötzlich, der kleine Markus sei verstorben. — Ein wilder Brief der Gertrud, wie es schien der Entwurf eines abgesendeten, schilderte ihr Elend; sie wollte alles, was sie besaß, den Armen geben, und unbekannt, zur Strafe und Abbüßung ihrer Sünden, als Bettlerin leben. — Sie mußte diesen Vorsatz wohl ausgeführt haben, und in Arras, einer fremden Stadt, hatte sie sich verborgen und den Augen aller Bekannten und Freunde entzogen.

Plötzlich geschah wie ein heftiger Ruck im Gehirn des Lesenden. Ihm schwindelte. Er las wieder, und immer deutlicher wurden ihm die Erinnerungen, immer klarer trat alles in Zusammenhang. Er erinnerte sich jener Mühle im schönen Thal, er gedachte des strengen, finstern Priesters, von dem er den Namen Dubos hatte annehmen müssen. Als man ihn selbst zum Priester weihte, forschte er bei Dubos nach seinen eigentlichen Eltern, da er doch kein Sohn eines Geistlichen sein könne. Dubos hatte ihm im Vertrauen eröffnet, er sei die Frucht der Sünde und möge seinem Ursprunge nicht nachforschen, auch seien alle seine Angehörigen gestorben, die man schon längst vor ihrem Tode von seinem Hinscheiden überzeugt habe, um ihn ganz für die Kirche, als einen Sohn derselben, ohne Einspruch von andern erziehen zu können. Seine Eitelkeit erschrak damals vor dieser Entdeckung, und er selbst ging von der Zeit an allen Fragen über seine Herkunft am meisten aus dem Wege.

Jetzt enthüllte sich ihm das ganze entsetzliche Geheimniß. Gertrude war seine Mutter gewesen und Catharina Denisel von seinem Vater her seine Schwester. Von Leidenschaft geblendet hatte er diese verrathen, und dazu geholfen, sie und die eigne wahnsinnige Mutter dem Scheiterhaufen zu überliefern.

Ein ungeheurer Haß gegen den Bischof und gegen sich selbst ergriff sein zerrüttetes Gemüth. Er verließ die Zelle und irrte die ganze Nacht wehklagend in der Stadt umher. Die Einwohner erstaunten, ihm am Morgen so zu begegnen, der alle Zeichen des Wahnsinns an sich trug. Ohne Zusammenhang erzählte er jedem von sich, dem Bischof, der alten Gertrud und der schönen Denisel. Der Bischof, der von seiner Verrücktheit hörte, ließ ihn nicht vor sich, als er diesen um ein Gespräch ersucht hatte, und man führte ihn noch an demselben Tage in ein Zimmer des Narrenthurms, wo er nach einigen Wochen in seinem Elende verschied, indeß man sich in der Stadt mit den seltsamsten Gerüchten von ihm trug. Zum Theil hatte man die Wahrheit errathen, alles aber ward durch die Zusätze und Erzählung der gemeinen Bürger in ein grausenhaftes Mährchen verwandelt.

Der Bischof sah seine Krankheit und Raserei nur für Bestrafung an, die ihm wegen seines vertrauten Umgangs mit der Hexe Denisel vom Himmel verhängt sei. Er war froh, daß der Dechant so von seinem geistlichen Amte entfernt war, denn er kämpfte immer mit seinem Gewissen, ob er ihn nicht als Zauberer und Ketzer verhaften und verdammen sollte.

In dieser Stimmung, sich schon freuend, wie viel die neuen Verhöre der Eingekerkerten und die Aussagen auf der Folter wieder ergeben, welche Entdeckungen aus ihnen hervorgehn müßten, erhielt der Prälat folgendes seltsame Blatt, welches sein Gemüth noch höher aufspannte.

„Morgen, gegen die Zeit der Dämmerung, seid Ihr allein, denn Alles folgt der großen Prozession, die Ihr diesmal nicht begleiten wollt. Hoher Mann, wenn Ihr um die Zeit, doch ohne alle Begleitung, einen Unbekannten in dem dunkeln Buchengange Eures Gartens sprechen wollt, so kann dieser Euch viel wichtigere Entdeckungen mittheilen, sonderbarere als alles, was bisher gefunden ist. Mißtraut Ihr mir, seid Ihr nicht ganz einsam, so erscheint Niemand, und Ihr bleibt vom hohen Geheimniß ausgeschlossen."

Das Blatt war sonderbar undeutlich geschrieben, und der Bischof ging mit sich selbst zu Rathe, wie er sich zu benehmen habe. Da es ihm aber schien, daß ein Gleich- und Wohlgesinnter, ein Eifernder für die gute Sache ihm diese Worte gesendet hatte, so theilte er Niemand den Inhalt desselben mit, und erwartete mit Ungeduld die Dämmerung. Da er sich nicht wohl befand, entfernte er, um ganz einsam zu sein, alle Diener, und begab sich dann am Abend in den dunkeln, abgelegenen Buchengang. Er erstaunte, den Unbekannten, einen riesengroßen Mann, der seine starke Figur bis auf den Kopf sogar in einen schwarzen Mantel gehüllt hatte, schon dort zu finden.

Schüchtern näherte sich der Prälat der großen finstern Gestalt und sagte: Ihr schon hier? Der Thürhüter hat noch Niemand eingelassen.

Brauch' ich des Eingangs dort? antwortete der Fremde mit dumpfer tiefer Stimme; mir stehn alle Wege offen, und ich hatte Euch deshalb eben so gut in Eurem Zimmer, ohne Anmeldung, besuchen können.

So? sagte der Bischof, und es schauerte ihn. Und was könnt Ihr mir entdecken?

Daß, wenn Ihr nicht morgen schon, rief der Verhüllte, morgen schon alle die unschuldig Eingekerkerten freigebt, Ihr, Unsinnigster, selbst in wenigen Wochen als Ketzer und Hexen-

meiſter den Scheiterhaufen beſteigt, auf derſelben Stelle, wo Ihr jene Armen, falſch Angeklagten oder Wahnſinnigen habt hinrichten laſſen.

Der kleine Biſchof zitterte und mußte ſich an einen Baum lehnen. Und, wenn ich ſie nicht freiſpreche? ſagte er mit dünner, faſt erlöſchender Stimme, indem er ſich zu ermannen ſtrebte.

Zehn böſe, wilde Menſchen haben ſich verſchworen, wenn Ihr nicht von Eurem Rafen laſſet, Euch einſtimmig als einen der oberſten Herenmeiſter anzugeben, ſagte jener. Sie alle ſind ſelber in den Sabbath eingeweiht, ſind alle Zauberer: aber ſie ſind ſo von böſen Geiſtern beſeſſen, daß ſie ſich alle mit Lachen wollen verbrennen laſſen, wenn ſie Euch, giftigen Pfaffen, nur ebenfalls den Flammen überliefern können. Sind alſo die Gefangenen morgen nicht frei, ſo todt morgen ſchon der Zetter durch die ganze Stadt, daß Ihr auch ein Mitglied des Heren-Sabbaths ſeid; die Bürger und der Adel, die Ihr gemißhandelt habt, werden es glauben, und Ihr werdet nach denſelben Formen gerichtet und verdammt, die Ihr ſelber eingeführt, und die Ihr nicht wieder umſtoßen könnt.

Wer ſeid Ihr denn, klagte der Biſchof, furchtbarſter aller Menſchen?

Ich bin kein Menſch! rief der Fremde mit donnernder Stimme, und ſchlug den Mantel vom Geſichte zurück, das ſchwarz, verzerrt und mit brennenden Augen den halb ohnmächtigen Prälaten angeiferte; der Satan bin ich, ſagte die hohe Geſtalt, der Dir ſchon ſonſt Geiſter und Geſpenſter zugeſendet hat, um Dich zu ängſtigen. Keinen nun den Unſchuldigen, die Du haſt hinrichten laſſen, habe ich bekommen, und Garrieur war ein frommer Mann; aber auf Deine Seele rechne ich!

Der Biſchof ward von ſeinen Leuten, die ihn ſuchten, da es finſter geworden war, ohnmächtig auf der Erde gefunden. Er war ſeitdem ſtill und gemüthskrank, ließ die Eingekerkerten frei, und zog ſich, als ſchwach am Verſtande, von allen Geſchäften zurück. Guntram, der zurückgekommen war, hatte, für ſeine Kraft ein Leichtes, die Mauer des Gartens überſtiegen, um in der Maske den Prälaten zu erſchrecken. Und ſo endigte mit einer Poſſe dieſes frozenhafte Poſſenſpiel der unmenſchlichſten Tragödie, die Unvernunft gedichtet und blödſinnige Grauſamkeit hatte aufführen laſſen.

Als der Herzog von Burgund, Philipp der Gütige aber Gute, mit dem Grafen Etampes und ſeinen übrigen Günſtlingen zuſammenkam, ward auch die Rede auf die Herengeſchichten von Arras gewendet; ich will nicht, ſagte er, da der Biſchof krank iſt, daß in dieſer Sache fortgefahren werde. Ich glaube, daß der von Baruth nur das Heil der Kirche und die Unverletzlichkeit der Religion im Auge gehabt hat. Aber unſer Nachbarn ſind erſchreckt, die Sache iſt räthſelhaft, der ſtärkſte Ankläger iſt krank geworden, der Dechant iſt wahnſinnig; — kann man es, unter dieſen Umſtänden, nicht auf ſich ſelbſt beruhen laſſen?

Der Graf Etampes gab dem Herzoge Recht und bewunderte deſſen Klugheit und Menſchenliebe. — Nun gut, fuhr der alte, kranke Herzog fort, ich habe mich mit meinem Sohne verſöhnt, und wünſche, daß alle meine Vaſallen jetzt, dieſe Ausſöhnung beherzigend, ihn als mein zweites Ich, als meine eigne Perſon anſehen mögen. Graf Etampes, lieber Vetter, von Deutſchland, Frankreich und England habe ich Briefe erhalten, die mir melden, daß ich, als meineidiger Fürſt, unter dem Vorwand der Ketzerei, mich des Vermögens meiner Unterthanen bemächtige, und ſie, damit keine Einrede ſtattfinde, verbrennen laſſe, um ihnen den Mund zu ſtopfen. Ihr, Vetter, ſeid mein Zeuge, daß dem nicht ſo iſt; wir müſſen aber den böſen Menſchen die Mäuler ſtopfen, die immerdar ſchwatzen, ohne daß ſie ſelber wiſſen, was ſie eigentlich ſagen. Ich bin alſo der Meinung, daß man der Frau des Köſtein, obſchon er wegen Hochverrath hingerichtet, iſt, die Güter und das Vermögen des Mannes laſſe, welches ich ihm alles geſchenkt habe. Er war, ſeine Bosheit abgerechnet, ein guter Junge, und man muß auch nicht immer das Aeußerſte durchſetzen wollen.

Der Graf verneigte ſich und war derſelben Meinung. Er war für jetzt aus allen ſeinen Verlegenheiten gerettet, und wenn er auch die Summe, für welche ſich Beaufort verbürgt hatte, bezahlte, ſo blieb ihm doch von den eingezogenen Gütern ſo viel übrig, daß dieſe Wiederzahlung einer alten Schuld nur eine Kleinigkeit war.

Der eigentliche Biſchof von Rom kehrte jetzt von ſeiner Geſandtſchaft zurück. Er mißbilligte das Verfahren ſeines Stellvertreters, und eben ſo der Papſt. Noch mehr that dies der berühmte Aeneas Sylvius, Graf Piccolomini, welcher jetzt den Stuhl beſtieg. Doch blieb der Hexen-Prozeß noch in der Schwebe.

Nach zwei Jahren ward Schakepeh, der Ritter Beaufort, Taket und Joſſet freigeſprochen, aber ſie waren verarmt. Jetzt ließ Schakepeh ſeine Tochter von Paris zurückkommen, die wenigſtens ihre Mitgift gerettet hatte, obgleich dies als ein Geheimniß verſchwiegen wurde. Sie vermählte ſich dem jungen Friedrich, und die Eltern kauften vom Grafen Etampes jene unſcheinbare Hütte in der Vorſtadt, in welcher Gertrud gelebt hatte. Nach und nach ließen die Familien von ihrem klug geretteten Vermögen etwas mehr ſehn, kauften die Nebenhäuſer, die auch nur unſcheinbar waren, und bauten neue.

Endlich, als der Biſchof, der Dechant, der alte Herzog, Graf Etampes längſt verſtorben waren, und ſchon lange vor ihnen der alte Beaufort, als Burgund geſtürzt und zwiſchen Frankreich und Oeſtreich getheilt war, als Friedrich von ſeiner liebenswürdigen Sophie ſchon erwachſene Söhne und Töchter hatte, ward jener Hexen-Prozeß von 1459 noch einmal durchgeſehn, und völlig kaſſirt und für null und nichtig erklärt. Man rief aus, daß Peter Garrieur, der Maler Lablit, Frau Catharina, die alte Gertrud und die übrigen Weiber, welche verbrannt waren, ſo wie Beaufort, deſſen Sohn, Taket, Joſſet, Schakepeh, und wer noch beſchuldigt war, völlig unſchuldig, rein und tugendhaft befunden wären, und das Gedächtniß und die Ehre ihrer Familien und ihres Namens wieder hiermit hergeſtellt würde.

Aber das Vermögen, das Leben der Angeklagten war verſchwunden und längſt vernichtet. Friedrich, ſo wenig wie Sophie oder deren Kinder, wollten bei dieſer Ehren-Erklärung gegenwärtig ſein. An derſelben Stelle, wo vor vielen Jahren die Angeklagten waren verbrannt worden, wurde, nachdem man ihrer Ehrenrettung laut vorgeleſen hatte, eine luſtige Comödie geſpielt, über welche die Zuſchauer viel lachten. Und doch war dieſer unſinnige Heren-Prozeß nur der erſte große in Europa, nach deſſen Form bis 1700, bis auf Thomaſius und Spee's Einrede, ſo viele Unſchuldige und Wahnſinnige dem Feuer geopfert wurden.

Johann Friedrich Tiede

ward am 9. April 1732 zu Paſewalk geboren, ſtudirte ſeit 1752 zu Halle Theologie und wurde 1757 als Sekretär des Generals Maye, 1759 aber als Feldpredediger bei dem Regiment Anhalt-Bernburg angeſtellt. 1774 folgte er einem Ruf als Oberprediger nach Schweidnitz und Schulinſpector mehrerer Kreiſe. Er ſtarb daſelbſt als Conſiſtorialrath am 19. October 1795.

Von ihm erſchien:

Friedrich von Preußen, Ode. Stettin, 1752.

Moraliſche Reden. Halle, 1765—1769; neu 1793.

Auserleſene Lieder für die Garniſongemeinde. Halle, 1760; neu 1769.

Unterhaltungen mit Gott in den Abendſtunden. Halle, 1771. 1772. (9. Aufl. von Wilmſen. Hannover, 1813.)

Caſualreden. Halle, 1777—1796.

Sowohl durch ſeine Erbauungsſchriften wie durch ſeine Kanzelreden erwarb ſich T. zu ſeiner Zeit einen dauernden Ruf.

Thomas Franz Tiede

wurde am 15. Juni 1762 zu Pasewalk geboren, wurde, nachdem er das Studium der Theologie auf Universitäten vollendet hatte, 1783 Inspector und Lehrer an der Friedrichsschule zu Breslau, 1785 Prediger in Steinseifersdorf bei Reichenbach, 1786 Diakonus und bald darauf Oberprediger zu Reichenbach, wo er am 22. Januar 1824 starb. Von ihm erschien:

Der Communicant. Breslau, 1801.
Sonntagsabende, Andachtsbuch. Breslau, 1799.
Die denkwürdigsten Jahrstage Schlesiens. Glatz, 1802—1804.
Merkwürdigkeiten Schlesiens. Reichenbach, 1804.
Die Siege bei Leipzig. Berlin, 1813.
Die letzten Stunden. Berlin, 1814.
Kanzelgemälde und Altarstücke aus den Zeiten der Dienstbarkeit und der Morgenröthe der Erlösung. Berlin, 1814—1816. 1818.

Seine Erbauungsschriften wie seine Predigten zeichneten sich durch Wärme, Klarheit und Lebendigkeit aus und fanden zu jener Zeit viele Freunde.

Dieterich Tiedemann

wurde am 3. April 1748 zu Bremervörde im Herzogthum Bremen geboren, studirte schon auf dem Athenäum zu Bremen philosophische Schriften und ging 1767, ohne sich für eine bestimmte Wissenschaft berufen zu fühlen, nach Göttingen. Kästner flößte ihm die größte Neigung zur Mathematik ein, doch fand er ihre Schwierigkeit für sich unüberwindlich. Ueber dem Lesen der Fielding'schen Romane, durch Rousseau und Pascal ergriffen, kehrte er zu dem Ideal seiner Kindheit, der Theologie zurück: doch konnte er sich mit der Dogmatik nicht befreunden. Nicht besser ging es ihm in der Jurisprudenz: die Unumschränktheit philosophischer Studien befriedigte ihn allein. Doch mußte er, um seinen Vater zu beschwichtigen, 1769 das Opfer bringen, eine Hauslehrerstelle in Liefland anzunehmen, die ihn vier Jahre lang seinen Lieblingsbestrebungen entzog. Im Jahre 1773 kehrte er in seine Heimath, 1774 nach Göttingen zurück, wo er in dürftigen Umständen theils schriftstellerte, theils Studenten unterrichtete. Aber Heyne erkannte die Anlagen des schüchternen Manns, der eine Zierde seines Seminars war, und nahm die Professur der alten Literatur zu Cassel, zu welcher er Tiedemann vorgeschlagen, ohne ihn zu fragen, für seinen Schützling an. Tiedemann, bisher nur Doctor der Philosophie, folgte diesem Rufe und gewann in der damals geistig angeregten Stadt, an der Seite von Dohm, Georg Forster, Johannes Müller eine herrliche Stellung. Im Jahre 1786 bei der Auflösung des Carolinums wurde er mit mehreren seiner Collegen nach Marburg versetzt und erhielt den Hofrathstitel. Er starb am 24. Mai 1803.

Er gab heraus:

Versuch einer Erklärung des Ursprungs der Sprache. Riga, 1772.
System der stoischen Philosophie. Leipzig, 1776. 3 Thle.
Untersuchungen über den Menschen. Leipzig, 1777. 1778. 3 Thle.
Griechenland's erste Philosophen. Leipzig, 1780.
Geist der speculativen Philosophie. Marburg, 1791—1797. 7 Thle.
Theätet. Frankfurt, 1794.
Idealistische Briefe. Frankfurt, 1798.
Handbuch der Psychologie, herausgegeben von Wachler. Leipzig, 1804.

T. schloß sich als Philosoph keinem bestimmten Systeme an, sondern suchte als Eklektiker vermittelnd einzutreten und zeichnete sich hier durch Scharfsinn und reiches Wissen sehr vortheilhaft aus.

Christoph August Tiedge

wurde am 14. December 1752 zu Gadebusch in der Altmark geboren, studirte zu Halle die Rechte und erhielt bald ein Secretariat bei dem Landrath zu Magdeburg. Doch unbefriedigt durch die juristische Laufbahn, wandte er sich 1776 nach Ilsenburg in der Grafschaft Hohenstein als Erzieher. Hier schloß er mit Göckingk, Gleim und Klamer Schmidt einen zärtlichen Freundschaftsbund; auch lernte er Elise von der Recke damals zuerst kennen. 1784 zog er Gleim und Schmidt zu Liebe nach Halberstadt. 1792 jedoch ging er als Gesellschafter, Privatsecretär und Erzieher in das Haus des Domherrn von Stedern und übersiedelte 1797 mit dieser Familie von Neinstädt bei Quedlinburg nach Magdeburg, wo ihm Archenholz, Matthisson und Köpken seine alten Freunde ersetzten. 1798 begleitete er Frau von Stedern nach Quedlinburg und blieb bei ihr, bis sie 1799 ihrem Gatten folgte, der vor fünf Jahren gestorben war. Er hätte mit der Pension, die seine Freundin ihm bestimmt, recht gut von einer Vicariatspredigt, die Gleim ihm verschafft, leben können, doch war er zu gebeugt, als daß er nicht wünschen mußte, seinen Wohnort zu ändern. Nach einigen Reisen hielt er sich abwechselnd in Halle und Berlin auf; — hier fand er Frau von der Recke wieder und begleitete sie auf ihren Reisen durch Deutschland, die Schweiz und Italien von 1805—1808 und, nach ihrer Heimkehr, erst nach Berlin, 1819 nach Dresden. Der im Leben ihr unzertrennlicher Freund gewesen, sollte auch nach ihres Testaments Bestimmung, als sie 1833 starb, in den Räumen seine Tage beschließen, die in unveränderter Einrichtung ihn immer an die verklärte Freundin erinnern mußten. Erst im Jahre 1840 starb er, nachdem er noch vor Kurzem eine schwere Krankheit überstanden hatte. — Seine Schriften sind:

Urania. Halle, 1801; oft aufgelegt.
Frauenspiegel. Halle, 1806.
Elegien und vermischte Gedichte. Halle, 1803; 2. Aufl. 1814.
Das Echo; oder: Alexis und Ido. 1812.
Xenocles und Robert. Halle, 1815.
Denkmale der Zeit. Halle, 1814.
Die Wanderer, am Geburtstage der verewigten Königin Louise.
Lebensbeschreibung der Herzogin Anna Charlotte Dorothea von Curland. Leipzig, 1823.
Gesammelte Werke. Halle, 1823—1829.
Wanderungen durch den Markt des Lebens. Halle, 1836.
Nachlaß, herausgegeben von Falkenstein. Dresden, 1841.

T. ist von einer späteren Generation häufig und nicht ganz mit Unrecht wegen seiner zu sehr vorherr-

ſchenden Sentimentalität getadelt worden, durch welche er dagegen in ſeiner Blüthezeit, wo die allgemeine Neigung ſich dieſer Richtung zuwandte, große Geltung und Berühmtheit erlangte. Tiefes und warmes, wenn auch nicht immer männliches Gefühl, Innigkeit und Zartheit und eine ſeltene Herrſchaft über Sprache und Form, weiſen ihn jedoch immer einen hohen Rang unter den deutſchen Dichtern an. In der didactiſchen Poeſie, wenn man anders überhaupt dieſe Gattung gelten laſſen will, ſteht er unerreicht da, indem er ſeine Stoffe mit eben ſo großer Gewandtheit als Anmuth zu behandeln wußte, und mehrere ſeiner Epiſteln und Elegieen, ſowie viele Einzelnheiten in ſeiner Uranta, können mit vollem Recht in ihrer Art Anſpruch auf den Namen von Meiſterwerken machen.

Vertrauen auf Gott.

Groß iſt der Herr; die Berge zittern
Vor ſeiner Gottesmajeſtät,
Wenn er in dunkeln Ungewittern,
Der Heilige, vorüber geht.
Doch Liebe ſtrömt aus ſeiner Hand
In finſtern Wolken auf das Land.

Vom Raum, wo ſich der Halm entfattet,
Bis zu der letzten Sonn' hinaus,
Herrſcht ſein Geſetz; als Vater waltet
Er durch das große Weltenhaus;
Der Leben giebt und Freude ſchafft,
Mit Liebe waltet er und Kraft.

Was dich auch drückt, mein Herz, er rettet!
Vertrau'n zu ihm iſt deine Pflicht.
Er, der dem Wurm ein Lager bettet,
Der Gott verläßt den Menſchen nicht.
Der ſo viel giebt und mehr verheißt,
Erhebe dankend ihn, mein Geiſt!

Vermiß dich nicht, mit ihm zu rechten,
Mit Demuth nahe dich dem Herrn!
In trauervollen Mitternächten
Iſt dir der Ewige nicht fern.
Mit deinem Leiden, deinem Harm
Wirf ſeiner Huld dich in den Arm.

O ſchwinge dich empor vom Staube,
Verſinſteen deine Tage ſich;
Zu ihm blick' auf, und bet', und glaube!
Verſagend ſelbſt erhört er dich;
Doch nie enthüllt die Ungeduld
Das hell'ge Dunkel ſeiner Huld!

Gott fehlet nicht! O Seele, thue
Was die gebühret, ſei fromm und gut!
Verſage dir nicht dieſe Ruhe;
Aus ihr erwächſt der hohe Muth.
Der, wenn das Unglück uns umſtürmt,
Uns rettet, tröſtet, hebt und ſchirmt.

Vertraue Gottes Vaterhänden,
Wenn er den frömmſten Wunſch verſagt;
Was hier beginnt, wird dort vollenden,
Wo dir ein neues Leben tagt.
Es ruh'n im engen Raum der Zeit
Die Keime deiner Ewigkeit.

Skolie.

Pflanzt die Gläſer auf den Tiſch!
Trinkt die ſchwarzen Sorgen nieder!
Windet Kränze! ſinget Lieder!
Myrt' und Aſter ſind noch friſch:
Singet, und dann trinket wieder!

Unſre Pflanzen, groß und klein,
Mögen gern im Regen ſpeißen,
Seen des milden Thau's genießen:
Nur die Freude läßt allein
Sich mit Rebenſaft begießen.

Hier ſoll Freud' und Friede ſein,
Und der Kriegspoſaunenbläſer
Finde heute keinen Leſer!
Jedes Herz ſei hell und rein,
Rein und hell, wie unſre Gläſer!

Laßt im Sturm die wilde Zeit,
Finſter wolkig, dranßen wogen!
Einen lichten Friedensbogen
Hat die ſanfte Fröhlichkeit
Ueber unſern Kreis gezogen.

Frohſinn würzt ein Feſtgelag,
Er macht Seel' und Leib geneſen.
Jener Ernſt von finſterm Weſen
Soll zur Strafe Tag für Tag
Bonapaete's Thaten leſen!

Leben ſoll die beſſ're Zeit!
Und kein Gete ſoll die Blüthen
Ihres Lebens niederwüthen!
Leben ſoll die Menſchlichkeit,
Trotz den Geten und den Scythen!

Leben ſoll der Freunde Kreis!
Bei den Seelen, die ihn weihen!
Nichts ſoll dieſen Kranz entzweien!
Klingt die Gläſer an! wer weiß,
Ob wir bald uns wieder freuen!

Ständchen.

Alles ruht. Wie abgeſchieden,
Abgelöſt iſt jedes Joch;
Selbſt der Gram entſchlief in Frieden.
Meine Liebe, wachſt du noch?
Höre meinen letzten Laut,
Der ſich nur der Nacht vertraut!

Töne leiſer, dunkle Grille,
Dort im nahen Gartenhain!
Um ihr Fenſter weht die Stille,
Ruhig iſt ihr Kämmerlein.
Störe du, mein Lautenton,
Ihn nicht! ſie ſchlummert ſchon.

Um die nahe Kirchhofmauer
Wandeln, wie die Sage ſpricht,
Nächtlich düſtre Geiſterſchauer;
Doch die Liebe fürchtet nicht.
Auch beſeelt der Raum mit Muth,
Wo die ſanfte Unſchuld ruht.

Stummer wird's, und immer ſtummer.
Lüftchen, wecke ſie nicht auf,
Beingeſt du zu ihrem Schlummer
Meines Liedes Ton hinauf!
Er verwandle dann vor ihr
Sich in einen Traum von mir!

An den Schlaf.

Sohn der Nacht; laß um Eliſen
Deine Stille niederthau'n,
Duftig, wie auf Lilienwieſen
Sommerliches Abendgrau'n!

Rein, wie Himmelsluft, ergieße
Sich die Ruh' um ihr Gemüth;
Und mit ſchönen Bildern ſchließe
Sich ihr ſanftes Augenlied!

Nieder ſink' es, wie ein Schleier,
Welcher zwiſchen dieſer Welt
Und der ſtillen Seelenfeier
Ihrer innern niederfällt!

O, kein Trauerbild beflecke
Dieſer Augen heil'ge Ruh'!
Wie in Wölkchen, Schlummer, decke
Dies Geſtirn der Liebe zu!

Komm ans Grotten frommer Hirten,
Wo die Nachtigall noch ſäumt,
Während Zephyr, unter Myrten,
Süß von Blumenküſſen träumt.

Schwebe nieder, holder Schlummer,
Himmliſch, wie die Lieb', und mild,
Wie der Friede, der den Kummer
Weich in ſeine Flügel hüllt!

Schwebe nieder, wie die Blüthe,
Selig, wie das Herz ihr wallt,
Wenn's von einer That der Güte,
Tief im Innern, wiederhallt!

Zu den Bildern ſchöner Träume,
Die durch ihre Seele ziehn,
Schöpf' aus Quellen lichter Räume
Zarte Roſen-Phantaſie'n!

Schöpfe nicht bei den Cypreſſen,
Aus des Lethestromes Fluth!
O, ſie darf ja nichts vergeſſen!
Engelthat iſt, was ſie thut.

Darum führe du ihr Lieber
Sanft, mit deinem Liljenſtab,
Einen ſchönen Tag vorüber,
Dem ſie eine Krone gnb!

Elegie auf dem Schlachtfelde bei Kunnersdorf.

Nacht umfängt den Wald; von jenen Hügeln
Stieg der Tag in's Abendland hinnb;
Blumen ſchlafen, und die Sterne ſpiegeln
In den Seen ihren Frieden nb.
Mich laßt hier in dieſes Waldes Schauern,
Wo der Fichtenſchatten mich verbirgt;
Hier ſoll einſam meine Seele trauern
Um die Menſchheit, die der Wahn erwürgt.
Drängt euch um mich her, ihr Fichtenbäume!
Hüllt mich ein, wie eine tiefe Gruft!
Seufzend, wie das Athmen ſchwerer Träume,
Weht um mich die Stimme dieſer Luft.
Hier an dieſes Hügels dunkler Spitze
Schwebt, wie Geiſterwandel, banges Grau'n;
Hier, hier will ich vom bemooſten Sitze
Jene Schädelſtätten überſchau'n.

Dolche blinken dort im Mondenſcheine,
Wo das Erndtefeld des Todes war;
Durcheinander liegen die Gebeine
Der Erſchlag'nen um den Blutaltar.
Ruhig liegt, wie an der Bruſt des Freundes,
Hier ein Haupt, an Feindes Bruſt gelehnt,
Dort ein Arm vertraut am Arm des Feindes. —
Nur das Leben haßt, der Tod verſöhnt.
O, ſie können ſich nicht mehr verdammen,
Dir hier ruh'n; ſie ruhen Hand an Hand!
Ihre Seelen gingen ja zuſammen,
Gingen über in ein Friedensland;
Haben gern einander dort erwiedert,
Was die Liebe giebt und Lieb' erhält.
Nur der Sinn der Menſchen, noch entbrüdert,
Weiſ't den Himmel weg aus dieſer Welt.
Hin eilt dieſes Leben, hin zum Ende,
Wo herüber die Zypreſſe hängt:
Darum reicht einander doch die Hände,
Eh' die Gruft euch aneinander drängt!

Aber hier, um dieſe Menſchentrümmer,
Hier auf öder Wildniß ruht ein Fluch;
Drech das Feld hin ſtreckt ſich Mondenſchimmer,
Wie ein weites, weißes Leichentuch.
Dort das Dörfchen unter Weidenbäumen;
Seine Väter ſah'n die grause Schlacht:
O ſie ſchlafen ruhig, und vertränmen
In den Gefilden jene Flammennacht!
Vor den Hütten, die der Aſch' entſtiegen,
Ragt der alte Kirchenthurm empor,
Hält in ſeinen narbenvollen Zügen
Seine Welt noch unſern Tagen vor.
Lodernd fiel um ihn das Dorf zuſammen;
Aber ruhig, wie der große Sinn
Seiner Stiftung, ſah er auf die Flammen
Der umringenden Verwüſtung hin.
Finſter blickt er, von der Nacht umgenuet,
Und von Mondesanblick bald erhellt,
Ueber dieſen Hügel, und beſchauet,
Wie ein dunkler Geiſt, das Leichenfeld.

Mag, o Lenz, dein Angeſicht hier lächeln?
Jeder Windſtoß, der den Wald bewegt,
Iſt ein großer Seufzer, der dns Röcheln
Der Gefall'nen durch die Wildniß trägt.
Dieſe Greiſin, diſe düſt're Fichte
Zeigt die Narben, die auch ſie empfing,
Weiſ't dahin, wo blutig die Geſchichte
Böſer Zeiten ihr vorüber ging.
Als hier wild die Waffendonner ſtürmten,
War ſie noch mit Jugendkraft umlaubt,
Und, wie Hände der Natur, beſchirmten
Ihre Schatten ein geweihtes Haupt.

Hier ſah Friedrich ſeine Krieger fallen. —
Herrſcher deiner Welt, du warſt ſo groß;
Aber doch — das härteſte von allen
War dein Loos, es war ein Königsloos.
Mann des Ruhmes, konnten alle Blüthen
Jenes Kranzes, der ſein Haupt umfing,
Konnt' ihn dir die Muſenhuld vergüten,
Dieſen Weg, der über Leichen ging?
Menſchen fielen, gleich gemähten Aehren,
Ach, ſie fielen dir, du großer Mann!
Da, da war es, als dein Herz in Zähren
Auf den blutbeſpritzten Lorbeer rann. —

Hier der See, und dort des Stromes Fluthen
Spiegelten zurück das Todesſchwert;
Dieſer Himmel ſah das Opfer bluten;
Dieſer Hügel war ein Opferheerd;
Hier im Bach hat Menſchenblut gefloſſen;
Wo der Halm im Winde zuckend nickt,
Hat nielleicht ein Auge, halb geſchloſſen,
Nach der Heimathgegend hingeblickt.
Da, wo die Eiche' im düſtern Thale
Durch die Nacht der Ulmenwaldung tönt,
Da, da hat vielleicht zum letzten Male
Manches zarte Lebewohl geſtöhnt.
Und der ſtille Wandrer, welcher tenurig
Sich dem Grau'n der Gegend überläßt,
Fühlt ein dumpfes Ahnen, das ſa ſchaurig
Ihm den Athemzug zuſammenpreßt.

War es Klang von einer fernen Quelle,
Was ſo dumpf zu meinem Herzen ſprach?
Oder ſchwebt Geſeufz' um jede Stelle,
Wo ein Herz, ein Herz voll Liebe, brach?
Iſt es Wandel einer düſtern Trauer,
Was am Sumpf dem Hagebuſch entrauſcht,
Und nun ſchweigt, und, wie ein dunkelgrauer
Nebelſtreif, im Nachtgeflüſter lauſcht?
Wandelſt du dort, arme Mädchenſeele,
Der die Wuth den holden Freund entriß?
Schatteſt du dort um die Todtenhöhle
Durch dns Nachtgrau'n deiner Finſterniß? —

Aber ſtill! was flimmert durch die Zweige,
Wie ein weißer, ſchleierheller Geiſt?
Jeder rohe Laut der Wildniß ſchweige!
Dieſe Stell' iſt heilig! hier fiel Kleiſt.
Wo den Raum die Ulmen überſchleiern,
Sank der Frühlingsſänger in den Staub;
Dieſe Stelle will ich heilig feiern;
Ach! und kann ſie nur beſtreu'n mit Laub.
Rinnen laß hier eine Silberquelle;
Winde deinen ſanftern Blumenkrnz,
Holder Frühling, um die ruhe Stelle,
Wo dein edler Sänger blutend lag.
Hier aus dieſem wildernden Geſträuche,
Wo der deutſche Mann ſein Blut verlor,
Hebt ſich, im Schatten einer Eiche,
Grün ein zartes Myrtenreis empor;
Und im dunkelgrünen Eichenlaube
Girrt, wenn der Lenz vorüberzieht,

Klagend eine ſilberweiße Taube
Noch dem Sänger Lalage's ihr Lied.
Aber in dem Myrtendunkel ſäume
Die Begeiſt'rung einer Nachtigall,
Und die Waldluſt ſchwebt' um ihre Träume,
Wie ein ſanft gehalt'ner Wellenfall.
Leiſe ſchwebe ſie durch's Laub des Strauches,
Das der Boden dieſer Stelle trieb,
Wie der Nachhall eines Flötenhauches,
Der uns uns des Dichters Leben blieb;
Und im zarten Reiz der ſanftern Trauer
Nahe ſich die Mondnacht dieſem Raum,
Feiernd trete ſie in ſeine Schauer,
Wie ein heiliger Erinn'rungstraum.

Zwar den fernen Geiſt kann nichts erſtatten;
Doch er ſchwand nicht ganz aus unſerm Blick:
Der geweihte Mann wirft ſeinen Schatten
Dort noch aus Elyſium zurück.
Viel der edeln Männer ſind gefallen;
Aber Kleiſt, dein Name tritt hervor,
Tritt hervor, und hebt, geweiht vor Allen,
Aus der Fluth der Zeiten ſich empor.
Hier fand mancher Jüngling, welcher muthig
Einen Namen ſucht', ein ſtilles Grab;
Manche Hoffnung riß der Tod hier blutig
Vom Idol der gold'nen Zukunft ab.

Sagt, was iſt, was gilt ein Menſchenleben,
Was die Menſchheit vor dem Wettengeiſt,
Wenn der wilde Tod aus den Geweben
Ihres Duſeins ſo die Faden reißt?
Welche Faden ſind hier abgeriſſen!
Und was fällt, wenn nur ein Haupt zerfällt! —
Hier ſtehn wir, und hinter Finſterniſſen
Steht der hohe Genius der Welt!

Stürme fahren aus dem Schooß der Stille,
Und die Zeit, mit Trümmern wüſt umringt,
Zählt am Uferrand der Lebensfülle
Jeden Tropfen, den der Sand verſchlingt.
Schwankend irren wir im finſtern Sturme;
Wechſeltod beherrſcht die Finſterniß;
Er beraubt den Halm, und giebt dem Wurme,
Giebt dem Halm, was er dem Wurm entriß.

Luſtig ſpielt das Laub des Ulmenbaumes
An den friſchen Aeſten um den Stamm:
Regt darin ſich noch ein Reſt des Traumes,
Der einmal in Nervenſäften ſchwamm?
Jenen Kopf bewohnten einſt Gedanken,
Stolz vielleicht und Dünkel ſeine Stirn:
Jetzt durchkriecht ein Nachtwurm ihn; und Ranken
Wilder Kräuter nährte ſein Gehirn.
Dieſer Staub am Wege hing um Seelen;
Wo ich trete, ſtäubt vielleicht ein Herz.
Gott! und hier aus dieſen Augenhöhlen
Starrete zu dir hinauf der Schmerz.

Welch ein Anblick! — Hieher, Volksregierer,
Hier bei dem verwitternden Gebein
Schwöre deinem Volk ein ſanfter Führer,
Deiner Welt ein Friedensgott zu ſein.
Hier ſchau her, wenn dich nach Ruhme dürſtet!
Zähle dieſe Schädel, Völkerhirt,
Vor dem Ernſte, der dein Haupt, entfürſtet,
In die Stille niederlegen wird!
Laß im Traum das Leben dich umwimmern,
Das hier unterging in ſtarres Grau'n!
Iſt es denn ſo reizend, ſich mit Trümmern
In die Weltgeſchichte einzuban'n?

Einen Lorbeerkranz verſchmäh'n, iſt edel!
Mehr als Heldenruhm iſt Menſchenglück!
Ein bekränztes Haupt wird auch zum Schädel,
Und der Lorbeerkranz zum Raſenſtück!
Cäſar fiel an einem dunkeln Tage
Ab vom Leben, wie entſtürmtes Laub;
Friedrich liegt im engen Sarkophage;
Alexander iſt ein wenig Staub.
Klein iſt nun der große Weltbeſtürmer;
Es verhallte, lauten Donnern gleich;
Längſt ſchon theilten ſich in ihn die Würmer,
So wie die Satrapen in ſein Reich!

Fließt das Leben auch aus einer Quelle,
Die durch hochbekränzte Tage rinnt;
Irgendwo erſchrinet die dunkle Stelle,
Wo das Leben ſtille ſteht und ſinnt.
Katharina's Lorbeerthaten zögen
Gern verhüllt den Lethestrom hinab;
Beſſ're retten ihre Gruft, und legen
Sanft're Kronen nieder auf ihr Grab.

Dort, dort unten, wo zur letzten Krümme,
Wie ein Strahl, der Lebensweg ſich bricht,
Tönet eine friedliche Stimme,
Die dem Wandrer dumpf entgegen ſpricht:
„Was nicht rein iſt, wird in Nacht verſchwinden;
Des Verwüſters Hand iſt ausgeſtreckt;
Und die Wahrheit wird den Menſchen finden,
Ob ihn Dunkel oder Glanz verſteckt!“

Die Blume der Lauenburg.

Seht ihr die alte Lauenburg
Hoch auf dem Harze ſchimmern?
Durch Wildniß geht der Weg hindurch
Zu ihren wüſten Trümmern.
Da blühet ein Blümchen um Mitternacht,
Das ſchimmert in blendender Lilienpracht.

Es leuchtet einen Stundenſchlag
Ins finſtre Thal hinunter;
Dann geht es, wie ein ſtiller Tag
Der Unſchuld, heilig unter;
Dann iſt es, als wandelten Geiſter dort
Um einen geweiheten Friedensort.

Und eine ſanfte Lichtgeſtalt,
Umweht von Himmelsdüften,
Schwingt ſich empor, und wallt, und wallt,
Und ſchwindet in den Lüften.
Es wehet und ſäuſelt, wie Ferngetön,
Herab aus den Lüften um Thal und Höhn.

Im Thal ſtand einſt ein Hüttchen, klein,
Und grün umrankt und mooſig;
Da blühte Bertha ſtill und rein,
Ein Mägdlein, zart und roſig,
Es mochte gern über den grünen Zaun
Die ſpielenden Lämmer der Wieſe ſchaun.

Der Junker jagte durch das Thal
Nach Hirſchen und nach Rehen:
Da ſah er früh im Morgenſtral
Am Zaun das Mägdlein ſtehen.
„Was ſchauſt du hier,“ ſprach er, „am grünen Zaun?
Komm' mit mir! dort oben iſt mehr zu ſchaun!“

„Du ſollſt mein trautes Liebchen ſein,
Zu ſchön für eine Hütte.“ —
Doch Bertha ſprach: „„Das kann nicht ſein!““
Und floh in ihre Hütte.
Da fand ſie die Mutter am ſtillen Heerd:
„„Ach Mutter! der Junker hat mein begehrt.““ —

„„Ob auch der Junker dein begehrt;
Laß dich ſein Schloß nicht blenden!
Schon manche Jungfrau kam entehrt
Zurück aus ſeinen Händen.
O bringe den Jammer nicht über mich!
Mein Töchterlein, ſäume nicht, rette dich!““ —

„„Wohin, o Mutter, retten mich
Vor ſeinem Dienerſchwarme!““
So weinte ſie, und ſtürzte ſich
Der Mutter in die Arme. —
„„Ein Kloſter, mein liebliches Töchterlein;
Das hüllt dich in ruhige Schatten ein.

„„Da ſchmücket dich mit keuſchem Glanz
Die Hochgebenedeite;
Da prangſt du mit dem Myrthenkranz
Im Chor der Himmelsbräute;
Da wirſt du in graulicher Mitternacht
Von ſchirmenden Engeln getreu bewacht.““ —

„„So führ', o Mutter, führe dann
Dein Kind zur Kloſterſtille,

Daß vor der böſen Welt fortan
Der Schleier mich verhülle!'"
Da führte die Mutter das Töchterlein
Zur Stille des Kloſters getroſt hinein.

Und als der Junker das vernahm,
Gebot er ſeinen Leuten,
Das Mägdlein, das ihm ſtill entkam,
Gewaltſam zu erbeuten.
Da wurde das Kloſter wohl hart bedrängt,
Und krachend das eiſerne Thor geſprengt.

Die wilden Räuber ſcheuten ſich
Nicht vor der heil'gen Stelle;
Sie riſſen Bertha freventlich
Aus der geweihten Zelle.
Sie ward in der grauſigen Mitternacht
Zur Lauenburg ſtürmend hinauf gebracht.

„Willkommen!" rief des Junkers Spott,
Den all' ihr Flehn nicht rührte,
„Ich nahm ja nur vom lieben Gott
Zurück, was mir gebührte.
Drum trockne nur immer dein ſchön Geſicht!
Es koſtet das liebliche Leben nicht!" —

„Du Sohn Maria's!'" rief ſie laut,
„Du Gottesſohn, o ſende
Mir Hülf' und rette deine Braut,
Daß keine Schmach ſie ſchände!
Ihr Lüfte des Himmels, ihr Blumen, ſpeecht!
O ſprecht, wenn kein Rächer die Unſchuld rächt!

„'Doch ſtill! ich hör' ein leiſes Wort;
Ich darf Erlöſung hoffen.
Ein Engel kommt! ich ſehe dort
Den lichten Himmel offen!'"
Begeiſtert ſchon blickte ſie himmelwärts,
Und leiſer und leiſer verſtummt ihr Herz.

Entronnen aller Erdennoth
Und aller Schmach entnommen,
Führt ihren Geiſt der Engel, Tod,
Ins ſtille Land der Frommen.
Es war eine lichte Geſtalt zu ſehn;
Da wollten die Räuber vor Angſt vergehn.

Und wo ſich Bertha's Auge ſchloß,
Den Raum weiht' eine Blume,
Die lichthell aus dem Boden ſproß,
Zu einem Heiligthume.
Wenn die der verſpätete Wandrer ſchaut,
Dann ruft es ihm nach, wie ein Seufzerlaut.

Sie blinkt alljährlich nur ein Mal
In nächtlich dunkler Feier,
Still, wie ein ſchauerlicher Strahl,
Vom öden Thurmgemäuer.
Ein Lüftchen umweht ſie, das flüſtert ſchwach
Die ſterbenden Laute der Unſchuld nach.

Seht hin! wo einſt die Feſte ſtand
Mit ihren ſtolzen Thürmen,
Trotzt öde nur noch eine Wand
Der Zeit und ihren Stürmen.
Da blühet das Blümchen um Mitternacht
Im Schimmer der blendenden Lilienpracht.

Herakles.

Mit dem Hochgefühl des Sehnens,
Das zu Götterthaten weiht,
Flieht der hehre Sohn Alkmenens
In den Schoaß der Einſamkeit.
Tief im Herzen warme Schläge,
Fühlt er, was er ſoll und will;
Und an einem Scheidewege
Steht er ſinnend plötzlich ſtill.

Dunkler jetzt, und wieder heller
Schwebt ihm fern die Zukunft vor.
Ahnungsvoll, und ſchnell und ſchneller
Wallt ihm hoch das Herz empor.
Wird ein Wunder ſich entfalten?
Iſt ihm eine Gottheit nah?
Zwei erſcheinende Geſtalten
Stehn vor ſeinem Blicke da.

Eine der Geſtalten leuchtet
Wie der friſche Blumenring,
Der, vom erſten Thau befeuchtet,
Um die junge Tellus hing.
„Siehe!" ſprach ſie, „was die Erde
Süßes hat, ich weih' es dir,
Sohn des Himmels; aber werde
Mein Getreuer, folge mir!" —

Zauber ſprühn aus ihren Blicken;
Und ein weicher Schlummerduft
Trägt ein taumelndes Entzücken
Um ſie her im Hauch der Luft.
Halb dem Zauber hingegeben,
Hat der Jüngling kaum Gewalt,
Seine Blicke zu erheben
Zu der ſtillern Huldgeſtalt.

Ruhig naht ſie, wie der Friede,
Aber, wie mit Schmach bedeckt,
Fühlt ſich zitternd der Aleide
Von der Tugend angeſchreckt. —
„Keine Freuden goldner Tage,"
Spricht ſie, „kann ich dir verleihn.
Rette, kämpfe, dulde, trage!
Deiner würdig, biſt du mein."

„Siegen ziemt dem Gottesſohne;
Sich beſiegen aber, weiht
Ihm die höchſte Strahlenkrone
Himmliſcher Unſterblichkeit." —
Und der Jüngling — ſchöner blühend
Stand er da vor der Natur,
Als er heilig ſich und glühend
In die Hand der Tugend ſchwur.

Seine eigne Flamme dämpfend,
Willig Schwächern unterthan,
Geht der ſtarke Sieger kämpfend
Seine große Heldenbahn.
Ungeheuer kämpft er nieder;
Aber ſeinem Frieden droht
Eine fürchterlichre Hyder,
Als in Lerna's Sumpf, den Tod.

Ach, daß ihn die Tugend warne!
Weh! der freie Sieger fällt
Ueberwunden in die Garne,
Die der Reiz der Luſt ihm ſtellt.
Friede noch; allein Jole
Tritt ihm in den Heldenlauf,
Und er opfert dem Idole
Seine ganze Hoheit auf.

Wie ein Blitz aus heitrer Bläue
Stürzt herein das Mißgeſchick.
Grauſe That und Schmach und Reue
Hängen an Jolens Blick.
Sieh'! er reißt ſie ohn' Erbarmen
Mit Verrath und Meuchelmord
Aus des grauen Vaters Armen,
Aus des Bruders Armen fort!

Plötzlich fällt die Eumenide
Des Gewiſſens ihm an's Herz;
Und der ſüße Lebensfriede
Wandelt ſich in wilden Schmerz.
Schrecklich rafft er ihn zuſammen,
Seines Geiſtes letzten Schwung;
Auf dem Oeta in den Flammen
Büßt er die Entgötterung.

Und der Gott erringet wieder,
Was der Erdenſohn verlor;
Die Verſchattung ſinkt darnieder,
Die Verklarung ſtrahlt empor.
Schon der letzte Seufzer dringet
Aus der Sterblichkeit herauf,
Und die freie Seele ſchwinget
Sich ins Reich der Tugend auf.

Aus Urania.

Erſter Geſang.

Klagen des Zweifters.

Mir auch war ein Leben aufgegangen,
Welches reich bekränzte Tage bot;
An der Hoffnung jugendlichen Wangen
Blühte noch das erſte, zarte Roth;
Auf der Gegenwart umrauſchten Wogen
Brannt' ein Morgen, ſchön, wie Opfergluth;
Hohe Traumgeſtalten zogen
Stolz, wie Schwäne, durch die rothe Fluth;
Leichte Stunden rannen ſchnell und ſchneller
An dem hatherwachten Träumer hin,
Und die Gegend tag ſchon hell und heller,
Nur auch wüſter, da voe meinem Sinn.

Forſchend blickt' ich in die weiten Räume;
Aber bei dem zweifelhaften Licht
Sah ich ißt nur meine Träume!
Wahrheit ſelbſt, die Wahrheit ſah ich nicht!
O der Helle, die dem guten Schwärmer
Nichts zu zeigen hat, als ſeine Nacht!
O des Lichtes, das den Glauben ärmer,
Und die Weisheit doch nicht reicher macht!

Stolze Weisheit! durfteſt du mir's rauben,
Das erhabne, ſtille Seelenglück?
Nimm, was du mir gabſt; nur meinen Glauben,
Meine Hoffnung nur gib mir zurück,
Daß mein Haupt auf ihren Schooß ſich neige,
Und dies Herz, das ſchwere Seufzer teug,
Ihr die Narben von den Wundeu zeige,
Welche mie das harte Leben ſchlug.
Wie geſchreckt von einem grauſen Fluche,
Der aus einem Himmet mich verſtieß,
Fahr' ich zitternd auf, unb ſuche
Mein verlornes Paradies.

Friede war um mich. Durch Blumenſtellen
Wandelte mein unbefangener Schritt,
Wie ein Lenztag, der aus ſeinem hellen,
Sonnenrothen Morgenhimmet tritt.

Hin, dahin iſt dieſe holde Jugend
Einer Zeit, die blühend mich umfing!
Stumm die Gegend, wo die ſtille Tugend
Einer hohen Seele ging!
Jedes Thal, noll Ruh' nnb Abendröthe,
Mahnet mich an Hehra's Seelenflug,
Als ſie auf den Blick zum Himmel ſchlug,
Und der Geiſt, der ihr Gefühl erhöhte,
Meine Seel' auf Engelflügeln trug.
Mitten durch die finſtern Gradzupreſſen
Leuchtet jener Abend mich noch an,
Jenee Sternenabend — unvergeſſen
Strahlt mich ſeine ernſte Feier an.
Wie verherrlicht! wie empor gehoben!
Einer heiligen Entzückung gleich,
Rief ſie aus: „Zum Wiederſehn dort oben
Sei gegrüßt, du ſtilles Geiſterreich! —"
Zu dem Strahl, der ihr Gemüth beſonnte,
Flog mil ihr auch meine Seel' empor.
Ach! die Zeit, als ich noch glauben konnte,
Sie ging unter, wie ein Meteor,
Das am ausgeſtordnen Horizonte,
Keinen Wiederaufgang feiern darf!
Zeig' am Leben mir die rothe Stelle,
Jenen Lichtblick, den die Morgenhelle
Einer andern Welt herüber warf!
Ja! wie dünken nns erhabne Götter,
In des Lebens Seligkeit vertieft:
Doch wie anders, wenn ein dunkles Wetter
Unſern innern Lichttag prüft!

Finſter ſchweigend liegt vor mir die Ferne.
Wie vom Sturm empor gejagt,
Richtet zwiſchen mir und meinem Sterne
Sich der Zweifel auf, und fragt:
„Sein und Werden! ſeid ihr Duaſtgebilde,
Die aus tiefer Nacht herüber wehn,
Und zerflatternd in dem Traumgefilde
Dunkler Phantaſieen untergehn? —"

Wenn ich ſinnend durch das Leben walle:
Dann erſcheint mir das Gebiet der Zeit,
Wie der Schauplatz riner Schattenhalle,
Wo die Täuſchung ihre Bilder reiht.

Traurig! traurig! ſeine Laubetbütten,
Wie an einen Abhang, in das Graun
Einer ewigen Zerſtörung, mitten
Unter Truggeſtalten hinzubaun!
Keinen Aufblick eines holden Strahles,
Der den Sinn des großen Bilderſaales
Der Natur enthüllte, je zu ſchaun!
Konnte Gott, der ſo den Menſchen machte,
Daß er Wahrheit ſuche, konnt' er ihn
Doch verdammen, daß er hier verſchmachte?
Ihm den Becher zeigen, und entziehn!

Gott! ein Gott! ach, irrend ſuch' ich ihn! —
Draußen in der blaugewölbten Halle
Seines Tempels, ſuch' ich ſeine Spur;
Suche Hoffnung, Troſt und Ruh', und falle
Weinend in die Arme der Natur.
An die Sterne heften meine Klagen
Manches tiefe, ſeufzende Warum!
Keine Antwort ſpricht zu meinen Fragen;
Alles ſchweigt, die Mitternacht iſt ſtumm.

Nächtlich einſam wandl' ich durch die Haide,
Wo mein Geiſt den weitea Raum durchſchifft.
Wer enthüllt mir dieſe Sternenſchrift
An dem feierlichen Prachtgebäude?
Wer enthüllt die Flammeninſchrift mir
An der Kuppel dieſes großen Domes?
Wattet eines Gottes Finger hier?
Wattet er im Glanz des Weltenſtromes,
Und im Bach, dee durch die Felſen hüpft?
Lebt ein Gott im Menſchen und im Wurme?
Hör' ich dort ihn in dem Donnerſturme!
Hier im Sauſein, das durch Myrthen ſchlüpft?

Sieh! am Himmel leuchten tauſend Kerzea
Einen ſtillen Geiſt zu Gott hinauf;
Aber blickſt du auf den Lebenslauf
Deiner Welt: dann ſchreien tauſend Schmerzeu
An dem tief zerriſſnen Herzen
Eingeſungne Zweifel wieder auf.

Freundlich tritt die Sonn' auf ihre Wolke;
Doch den Wahn, der Menſchen noch bethört,
Strahlt ſie nicht hinweg aus dieſem Volke,
Welches ewig, ewig ſich zerſtört.
Sieh! da ziehn die wildea Blutvergeuder,
Mord in Händen, Mord im wilden Blick!
Iſt ein Gott! ein Rächer? und die Schleuder
Seines Blitzes hält den Strahl zurück?
Elend ſeufzet dort in dunkler Kammer!
Laſter ſiehen, wo die Tugend fällt!
Iſt ein Gott? und ſo zerdrückt non Jammer
Die hinausgeſtoßne Welt?
In Zupreſſen hüllt ihr Haupt die Duldung,
Und die Tugend ärntet Hohn und Spott!
Unſchuld trägt die Strafe der Verſchuldung!
Edle darben! und es iſt ein Gott? —
Oder führt den großen Zug ein Blinder?
Wattet überall ein blindes Loos?
Sind die Welten ausgeſetzte Kinder?
Fielen ſie auf keinen Pflegeſchooß? —
Aber ſieh! es leuchtet, ſtill und groß,
Hohe Weisheit auf an jeder Pflanze,
Von dem koniglichen Zederkranze
Bis hinunter auf das niedre Moos. —

Dennoch, tief verhüllt und leiſe,
Schreitet eine finſtre Macht daher,
Für das Ungefähr zu weiſe,
Für die Weisheit zu ſehr Ungefähr.
Ja! das iſt die Macht, die feindlich
Unſern ſchönſten Traum zerſtören darf;
Die den Kranz zerreißt, den ſtill und freundlich
Zarte Lieb' in unſer Leben warf.
Stimmentöne ziehn um unſre Laubeu,
Seufzend hier, dort jauchzend, ab und auf.
Eine Stimme ruft den Glauben,
Eine andee ſagt den Zweifel auf.
Sagt, wo wird dies Streitgetön verhallen?

Fragt des Dulders thränenvoller Blick.
Wahnet dort in jenen Sonnenhallen
Ein verſöhnendes Geſchick?
Naht welcher neuen Frühlingskrönung
Wird die Liebe ihrem Himmel weihn? —
Oder wird kein Feſt der Weltverſöhnung,
Und wird nirgend Recht und Friede ſein? —

Ob ein Gott ſei? ob er einſt erfülle,
Was die Sehnſucht weinend ſich verſpricht?
Ob, vor irgend einem Weltgericht,
Sich dies räthſelhafte Sein enthülle?
Haſſen ſoll der Menſch! er frage nicht!

Die du ſo gern in heil'gen Nächten feierſt,
Und ſanft und weich den Gram verſchleierſt,
Der eine zarte Seele quält,
O Haffnung! laß, durch dich empor gehoben,
Den Dulder ahnen, daß dort oben
Ein Engel ſeine Thränen zählt!

Wenn, längſtverhallt, geliebte Stimmen ſchweigen;
Wenn unter ausgeſtordnen Zweigen
Verödet die Erinnrung ſitzt:
Dann nahe dich, wo dein Verlaſſner trauert,
Und, von der Mitternacht umſchauert,
Sich auf verſunkne Urnen ſtützt.

Und blickt er auf, das Schickſal anzuklagen,
Wenn ſcheidend über ſeinen Tagen
Die letzten Strahlen untergehn:
Dann faß ihn, um den Rand des Erdentraumes,
Das Leuchten eines Wolkenſaumes
Von einer nahen Sonne ſehn! —

Aus den Blicken dieſer Haffnung ſchimmert
Warmes Leben in den kalten Schooß
Eines Daſeins, dem ein hartes Loos
Jede Ruh und jeden Troſt verkümmert.
Wenn ſie aufgeht — o wie ſtill und groß!
Wie ein Engel, ſtill und groß erſcheinend!
Was Tyrannen kalt und ſeelenlos
Vor ſich niedertraten, neigt ſich weinend,
Selig weinend hin auf ihren Schooß.

Süße Hoffnung! unter Friedensharfen
Bildete ſich dein Vergöttrungstraum;
Kalter Todesſtürm' und Zweifel warfen
Nachtgewölk in dieſen lichten Raum.
Wankend irr' ich, wie in dunkler Höhle,
Die den Blick in's Freie mir beſchränkt;
Und die Seele —— doch was iſt die Seele?
Weißt du, wie ſie lebt, und wie ſie denkt?
Weißt du, ob ſie einſt noch retten werde
Dieſes Leben ihrer innern Welt,
Wenn um ſie das Haus von Erde,
Wo ſie wohnt, in Staub zerfällt?
Ihre Kraft, muß ſie durch Schmerzen reifen,
Ohne je der Reife ſich zu freun? —
Keine Antwort! dieſe Fragen greifen
Finſter in die Finſterniß hinein.
Nur ein ſchwermuthsvolles Mondgezitter
Wirft ihr durchs Gefängnißgitter
Einen matten, kranken Strahl herein.
Ach! ſie ſchaut hinaus, und draußen wanken
Die Gedanken um ein weites Grab.
Blüthen ſinken, Früchte fallen ab
Von den Zweigen, ſo die Höhl' umranken.

Trat ich hin an den Naturaltar,
Um darauf als Opfer zu verbluten?
Bringt das Leben ſeine zwei Minuten
Zitternd der Vernichtung dar?
Herr war meine Stelle, eh' ich war;
Iſt der Schritt zum Nichtſein nicht derſelbe,
Der der Schritt vom Nichtſein iſt?
Steh! wir treten in dies Prachtgewölbe,
Schaun hinauf, und ſcheiden unvermißt.
Frag' das Leben! hat es mehr zu ſagen?
Schleicht dort nicht in abgeblühten Tagen
Die Vergangenheit, wie ein Geſpenſt?
Frage dich, ob du den Mann noch kennſt,
Der, vom Glanze ſeiner Geiſtesgaben
Weggeſunken, nun im Dunkel lebt?
Eh' der Raſen uns begräbt,
Hat uns ſchon die Zeit begraben.

O, Natur! an deinem Blutaltar
Teilt die Zeit, und bringt den Stolz der Höhen,
Selbſt der Tugend heilige Trophäen
Beingt ſie die, zu theuern Opfern, dar! —
Armes Daſein, das, ſich ſtolz erhebend,
Ueber ſeinen Raum hinüber lauſcht,
Immer, hin nach Idealen ſtrebend,
Mängel nur um andre Mängel tauſcht!
Eingeweiht zum Lichtgenoſſen,
Fragt der Forſcher, wo die Wahrheit wohnt;
Aber ſieh! der Himmel iſt verſchloſſen,
Wo die hehre Göttin thront.
Ach! wir ſpähn und ringen nur vergebens!
Nebelwüſte ſtarrt um unſre Bahn;
Und am finſtern Eingang dieſes Lebens
Haaret ſchon auf uns der Wahn,
Der uns fort durch jede Krümme
Labyrinthiſcher Gewinde reißt!
Dennoch hat die Wildniß eine Stimme,
Die uns Seligkeit und Licht verheißt. —

Seligkeit! — aus welcher lichten Sphäre
Warfſt du deine Schatten uns herab?
Dunkel ſpiegelt er in jeder Zähre,
Die auf Freudentrümmer fällt, ſich ab.
Reichre Fülle zündet tiefres Sehnen
In dem ſturmevollen Buſen an.
Sinkt verarmt, was dürftig hier begann:
Warum fordern unſre Thränen,
Was kein Gott gewähren kann?

„Laß uns, ſpricht ein Weiſer, laß hienieden,
Wenn wir das erſehnte Dort nicht ſchaun,
Laß durch Tugend uns den Frieden
Eines Erdenhimmels baun!“ —
Einen Frieden mitten im Getümmel
Dieſes wandelbaren Glücks?
Armes Herz! ſo baue deinen Himmel
In die Schranken eines Augenblicks! —
Möge ſich der hohe Weiſe rühmen,
Dieſe Weisheit zu verſtehn:
Sich den Weg zum Nichtſein zu bedlümen:
Ich kann nicht ſo glanzreich untergehn.
Winken dort nicht höhere Berufe:
Dann iſt Tod, und nichts, als Tod um mich!
O dann ſteht das Thier auf ſeiner Stufe
Höher, ſeliger, als ich!

Fröhlich zirpt die Grille durch die Haide,
Fröhlich hat ſie ein Mal angezirpt,
Wenn der Menſch mit jeder Freude,
Die dahin ſtirbt, Einmal ſtirbt.

O, Zerſtörung! welche Todeswunden
Drohn den feierlichſten Weihestunden!
In die Luft verkleidet ſich der Schmerz.
Liebe! Lieb', um deine Roſentage
Flattert ſelig der bekränzte Scherz:
Dort ſieh hin! am ſtummen Sarkophage
Weint und blutet ein verwoiſtes Herz! —
Lieb' und Freundſchaft! müßt ihr ſo verſchwinden
Im Gebiete, das ein Wurm verheert:
Und ihr dürft ein Engelreich verkünden,
Das die großen Opferungen ehrt?

Dies Emporſchaun von dem engen Thale,
Iſt es Wahnſinn? iſt's ein Flug im Traum? —
Und doch leuchtet's oft in dieſem Raum,
Als ob Gotterglanz vorüber ſtrahle. —
O, der edle, hohe Tugendſinn!
Wird er nie Vollendungskronen tragen?
Geißeln uns ſo zwecklos hundert Plagen
Durchs Gewühl des Lebens hin?
Eines Lebens, das wir nicht begreifen,
Wenn es darum nicht der Zeit entquall,
Um an einer Ewigkeit zu reifen.
Welch ein Leben! Weißt du, was es ſoll?
Sieh es an! kein Fiebertraum iſt dunkler:
Weiſe fallen, die ein Narr begrabt;
Hehre Seelenlicht ging unter,
Und der düſtre Wahnſinn lebt!
Schau! hier ſinkt der Kindheit friſche Jugend,
Dort des Alters graue Kindheit hin!
Frag' das Laſter, frag' die Tugend!
Hat das Leben einen Sinn?

Iſt der Lichttag göttlicher Aurele,
Tief zur Nacht hinab zu ſinken, werth?
Wird die Nacht in der Tyrannenſeele
Nie zum heitern Lichttag aufgeklärt?
Horchend tret' ich an die dunkle Pforte,
Wo die trauernden Zopreſſen wehn;
Murmeln hör' ich dumpfe, düſtre Worte:
„Blühen, wachſen, welken und vergehn!“ —

Wag' es nicht, das Haupt empor zu heben!
Vor dir ſteht er, des Vernichters Thron;
Und zum Menſchen teilt das kalte Leben,
Spricht: „Ich bin das Elend; du mein Sohn!“ —
Ja, der Luftbauch, der den Halm umfächelt,
Hob das Röcheln einer Bruſt empor;
Und der Thau, worin die Roſe lächelt,
Drang, als Scheidethrän', einmal hervor!
Was erringt die junge Kraft des Strebens?
In dem zarten Pulſe klopft und dringt
Ein Zerſtörer an die Thür des Lebens,
Bis der Einbruch, den er bracht, gelingt.

Sagt, verborgne Mächte! warum wüthen
So viel Stürme nieder unſre Blüthen?
Warum fällt der Menſch nicht unbedacht?
Wird ihm nichts den finſtern Gang vergüten?
Warum fühlt denn Er nur ſeinen Tod?
Sprecht! hat die Natur des Todes Schrecken
Darum in dies Daſein hingeſtellt,
Um den Erdentraum hinauf zu wecken
Zu der Feier einer Götterwelt?
Sagt! was giebt der Tugend Muth, zu handeln,
Kraft, ſich auf zu kämpfen, wenn ſie ſinkt,
Und getroſt den Klippenweg zu wandeln:
Wenn da drüben keine Krone winkt?

Wird die kalte Weisheit Finthen hemmen,
Die der Sturm auf wilden Flügeln trägt?
Dieſe Welle, die das Ufer ſchlägt,
Wird, trotz ihr, das Ufer niederſchwemmen.
Mächtig dränget uns durch Luſt und Schmerz
Die Natur, von That zu That, hinüber.
Gib dem Herzen eine andre Fiber:
Und es iſt nicht mehr dies Herz;
Und es knüpfen andre Folgenreihen
Sich an andre Thatenreihen an.
Wenig von dem Mann, dem wir verzeihen,
Oder den wir richten, iſt der Mann.
Nur ein Funken Lebensfeuer minder
In Pietro's flammenreichem Blut:
Und er wurde nicht der grauſe Sünder,
Und Vanina nicht ein Raub der Wuth.
Mit dem Rachedurſt der Eumeniden,
Der ſich flammend durch ſein Herz ergoß,
Mußt' er's rächen, daß die Gattin Frieden
Mit des Vaterlandes Mördern ſchloß.
Mußte — denn er höret vor dem Grimme,
Der ihn aufwühlt, keine ſüße Pflichte,
Höret nicht der Unſchuld ſanfte Stimme,
Hört den Schrei der zarten Kinder nicht!

Welch ein Widerſtreit der Kräfte,
Der den Willen hier und dort hin reißt!
Iſt es Ebb' und Fluth der Nervenſäfte?
Iſt es Körper oder Geiſt?
Iſt der Menſch ans große Rad gekettet,
Das ſich ewig um ſich ſelber kreiſt:
Was iſt unſre Tugend dann? was rettet
Dann die Freiheit unſerm Geiſt?
Tugend! Tugend! deine Kränze pflegend,
Feiert dich das ſtille Herz ſo gern;
Aber hin durch dieſe heitre Gegend
Zieht das Schickſal, wie ein Nebelſtern.
Dürfen wir nun Freiheit träumen?
Fühlen wir bei jedem Scheitte nicht
Unſre Ketten und ihr Laſtgewicht?
Heil'ge Stellen ſelber mußt du räumen,
Wenn gebieteriſch das Schickſal ſpricht.

Mögen wir dem Doppelzwang entfliehen?
Wir ſind Kinder der Natur
Und des Schickſals. Ihren Phantaſieen
Hingegebne Kinder ſind wir nur.
Sturm von außen, Sturm von innen
Reißt den Menſchen aus dem Schooß
Seiner Ruh; und frevelndes Beginnen
Iſt nicht Schuld, es iſt ſein Loos;
Iſt der Geiſt, der — unbekümmert,
Ob das Gute endlich ſiegt,
Oder ob's ein Raſender zertrümmert —
Durch das weite Leben fliegt.

Rauſchen hört der Menſch die dunkle Schwinge;
Die den Ozean der Welt bewegt,
Felſen hebt und Felſen niederſchlägt.
Stürmend reißt ihn fort die Fluth der Tage!
Weiß er, wie? wohin die Fluth ihn trägt?
Ihre Wellenelle jagt den Weiſern,
Wir den Thoren, hin durch Schmerz und Luſt.
Hart und drückend, kalt und eiſern
Liegt des Schickſals Hand auf unſrer Bruſt.

Tugend! Tugend! doch ſoll ich dich feiern!
Eine leiſe Stimm' im Herzen ſpricht's.
Ach! wer mag das Räthſel mir entſchleiern,
Daß der Menſch hier alles wird und nichts?

Sieh! da ſteh ich nun und wanke,
Gleich dem Wandrer auf beſchneiter Bahn.
Und in einem wüſten Ozean
Rudert, ohne Kompas, mein Gedanke,
Ohne je dem Ufer ſich zu nahn.
Und kein Pharus wirft auf ſo viel Sorten,
So viel Klippen ein vollkommnes Licht.
Ach! kein Pharus leuchtet zu den Myrten,
Wo die Freiheit ihre Kränze flicht.

Tugend! Tugend! doch ſoll ich dich feiern!
Iſt's ein Gott, der, hinter dunkeln Schleiern,
Wunderbar zu meinem Herzen ſpricht?
Brannt' ein Gott dies Feuer ungeſtillter,
Heißer Sehnſucht tief ins Leben ein?
Werd' ich einſt, du heiliger Verhüllter,
Werd' ich freier, und dir näher ſein? —

Heil'ge Nacht! du führeſt deine Globen
Still und friedlich durch den Himmelstraum.
Wohnet Licht und Friede nur dort oben!
Iſt hienieden alles Traum?

Traumgeſtalten gleich, dahin geſchwanden
Sind, im wilden Kampfe des Gewühls,
Die erhabnen, großen Weiheſtunden
Unſers zarteſten Gefühls.

Hat der edle Sieger welke Kränze,
Hat er Todtenkränze nur gepflegt,
Die er, ſchwindend, an der oden Gränze
Dieſes Lebens niederlegt?

Ruhe, dich! dich ſuch' ich, holder Friede!
Suche dein Geſtirn am Himmel auf,
Tief im Dunkel, tief nerirrt und müde,
Schließt dein Pilger ſeinen Lauf.

An meinen alten Ueberrock.

In Ende geht hier alles nachgerade;
Der Zedernwald, ſo wie der Roſenſtock,
Der Liebe Huld und Majeſtäten-Gnade,
Das Pallium und mein profaner Rock.
Mein guter Frack, an dem mit ihren Zähnen
Die alte Zeit ſchon hin und her genagt,
Die nichts verſchont, was wir auch ewig wähnen,
Die ſich ſogar an Panki's Buch gewagt,
Worin er doch von hohen Excellenzen,
Voll Demuth, wie in Fürſtenhallen, ſpricht.
Er meint es gut, er meint in ihrem Licht
Zur Ewigkeit ſo mit hinein zu glänzen;
Die Motten nur erlaubten das ihm nicht.
Verzeih, o Frack, daß ich non die mich ſcheide.
Luiſa ſelbſt, die doch ein ſchlechtes Kleid
Dem Manne gern, doch nie dem guten Kleide,
Das zu ihr tritt, den ſchlechten Mann verzeiht:
Luiſa meint, daß wir uns trennen müſſen;
Du ſeiſt, meint ſie, ein wenig angeriſſen;
Und weil ſie's meint, wohlan, ſo ſcheiden wir.
Ich lernt' in dir, und übe nun an dir
Die große Kunſt, das Liebſte ſelbſt zu miſſen.
Bei weitem zwar biſt du nicht ſo zerfetzt,

Als Ehren Kabas durchlöchertes Gewiſſen,
Das er getreſt durchs Einmaleins erſetzt.
Indeſſen blieb dir doch ſo manche Narbe,
Wir haben oft uns durchs Gebüſch gedrängt;
Dazu hat längſt die Pfirſichblüthen-Farbe
Der Sonnenſtrahl von dir hinweg geſengt;
Auch merk' ichs wohl, du biſt nicht im Geſchmacke
Der Mode mehr, die uns tyranniſirt:
Denn warum ſahn der Mann im ſeidnen Frocke,
Und jener Pfahl, mit Port-épee gezirt,
So kalt auf mich, daß mich noch jetzo friert?
Was warf die wohlgeſteifte Frau Baläne
Verachtend mir mit hoher Miene vor?
Was bäumte ſich die hochgeborne Mähne
Des Löwenſterns ſo gegen mich empor?
Hab' ich's verdient? Ich läugn' es nicht, zuweilen
Vergeſſ' ich mich ſelbſt um eine reiche Huld.
Mein lieber Frack, wir wollen ehrlich theilen,
Zum wenigſten trägſt du die halbe Schuld.
Doch mag es ſein! uns kann das wenig ſchaden.
Der Stern, der jetzt im vollen Glanze ſteht,
Kommt an ein Ziel, daß er im Trödelladen
Des Judenthums demüthig untergeht.
So traurig geht's dann unter, dieſes Hehre,
Dies Prachtgeſtirn im Nebel ſeines Lichts!
Und wie ging's auf in ſeiner Strahlenſphäre?
Groß wie die Pracht der ganzen Welt uns Nichts.
Ein ſolch Geſtirn — oft ſtrahlt es theure Wonne
Hinein ins Herz, nur wahres Leben nie!
Denn ſieht es nicht oft mit der Geiſtesſonne,
Wie man das nennt, in einer Aphelie?
Doch wollen wir der Hoheit es verzeihen,
Daß ſie vor uns in Wolken ſich verbarg;
Allein daß auch von ſchlichten Bürgerreihen
Kein Gruß auf uns herab fiel: das iſt arg!
Zwar weiß ich wohl, daß ſich das Ding, die Ehre,
Wie Thau, der ſich aus Nebel nieder ſenkt,
An Roſen und — an Diſtelköpfe hängt;
Doch lernt' ich auch in meiner Lebenslehre,
Daß uns das Ding in manchen Lagen drängt,
So daß wir oft nicht mehr entweichen können,
Zum wenigſten etwas dafür zu thun.
Ich möchte gern dich mir noch länger gönnen,
Mein guter Frack, allein wir müſſen nun,
Der Wohlſtand will's, wir müſſen nun uns trennen.
Du wirſt fortan von deinem Dienſte ruhn.
Du weißt es ſelbſt, in Kleiderſtolz zu praſſen,
War eben nie mein höchſter Lebenspunkt.
Wie hab' ich mich geſträubt, dich zu verlaſſen!
Nun aber ſieh! da liegt ſchon dein Adjunct.
Ich werde nichts bei dieſem Tauſch gewinnen,
Und meine Ruh iſt bald mit dir dahin!
Ich bleibe fort, zum wenigſten von innen,
Das, was ich war, und was ich jetzo bin.
Doch weiß ich wohl, daß Kleider Leute machen;
Nur Menſchen — nein, die machten ſie noch nicht;
Denn Klelia gehört noch zu den Drachen,
Paul iſt ein Narr und Kuhn ein Böſewicht:
Die alle Drei als Leute viel bedeuten,
Als Menſchen nur drei Seelenhülſen ſind.
So ſieht man denn, iſt man nicht gar zu blind,
An Titel, Staat und andern Außenſeiten,
Das überall, auch unter hohen Leuten,
Viel Hülſenwerk und wenig Körner ſind.
Der Menſch iſt Menſch, die Leute ſind verſchieden.
Klaus war ein Menſch, ein echter Menſch, allein,
Was brauchte das dem armen Hirten ein?
Er war als Hirt aufs Höchſte nur zufrieden!
Mit Menſchenſinn — och! wer das Leben kennt,
Der weiß, man reicht nicht aus damit hinieden.
Man braucht noch mehr, man braucht zu ſeinem Frieden
Etwas von dem, was man die Leute nennt.
Nur dies beſeelt ein ſeelenloſes Leben;
Füllt uns, und wär's an Kopf und Herzen hohl.
Dies Etwas kannſt du mir nicht ferner geben.
Drum, lieber Frack, von Herzen Lebewohl!
Du biſt mit mir auf Einer Flur geboren;
Als Kind hab' ich wohl um das Lamm geſpielt,
Von welchem ſie zu dir die Wolle ſchoren;
Ob dies mein Herz vielleicht noch heimlich fühlt?
Es fühlt, daß ich von Sympathieen ſchreibe,
Die man ſo ſchwer — ja wohl ſo ſchwer! gewinnt?
Ich weiß es nicht; ich weiß nur, daß wir beide
Bis jetzt ein Herz, Ein Geiſt geweſen ſind!
O lebe wohl! Ein Lebewohl zu ſagen,
Ziemt dem, der noch ein Herz im Buſen trägt;
Und du, du haſt das meinige getragen,
Das heut in dir zum letzten Male ſchlägt.
Mein treuer Frack, von dem ich ungern ſcheide,
Warſt mein Gefährt' in Regen, Sturm und Schnee.
Mit dir beſtieg ich meine Lieblings-Höh,
Und blickt' hinaus ins offne Feld der Freude.
Mit dir durchſtreift' ich Felſenkluft und Haide,
Den Abendwald, worin der Uhu heult.
Mit die hat oft bei ihrer Thranenweide,
Wann's dämmerte, die Wehmuth ſich verweilt.
Mein guter Frack, ſo Alles, Harm und Freude,
Haſt du getreu, als Freund, mit mir getheilt;
Und, wenn mein Geiſt im öden Lebensſchwarme
Trotz allem Kampf, am Ende dort erlag,
Wie flog ich dann erlöſt in deine Arme
Hin zum Erſatz für den verlornen Tag!
Verſtrömt war nun, wovon ich jetzt nach gähne,
Die Schwätzerfluth; die um mein Ohr geſchaumt.
Verſchwunden war die ſteife Frau Baläne,
Mit Stickerei beſäet und beſaumt!
Ich durfte nun die feierliche Mahne
Des Löwenſterns, die ſich zu hoch gebäumt,
Mit freiem Spott ein wenig niedergießen;
Nun durfte ſich mein holder Genius
Mir freundlich nahn, um mir mit ſeinem Kuß
Die Bitterkeit des Zwanges zu verſüßen.
Nun ſpielte ſanft die liebliche Magie
Der Geiſteskraft um meinen freien Buſen.
Ich war ein Gott, ich lag im Arm der Muſen,
Ein Leben quoll mit lauter Melodie
Aus mir hervor; und weg von dem Gewimmel
Des Poſſenſpiels, das ſeine Puppenwelt
Mit viel Geſchrei und mirrigem Getümmel
Fein aufgeſteift auf ſeine Bude ſtellt,
Flog ich empor zu meinem Sternenhimmel,
Wo unberührt vom Lärm der Puppenwelt
Die Stille wohnt, zu der mein Herz ſich hält.
O dieſen Geiſt der feierlichſten Stunden,
Den hohen Sinn der weiſen Mitternacht
Hab' ich in die, mein guter Frack, empfunden!
Das Würdigſte hab' ich in dir gedacht;
Und iſt einmal mein Grad nicht ganz verſchwunden,
Mit dir hab' ich den kleinen Kranz erwacht;
Drum mocht ich gern ein wenig dich vergötteren!
Und grünt mir einſt aus meiner Muſenzeit
Ein kleines Reis von den berühmten Blattern,
Die Franz, der Koch, an meine Supre ſteckt:
So ſei auch dir davon ein Blatt geweiht!

Johann Heinrich Tieftrunk

ward 1760 zu Stove bei Roſtock geboren, ſtudirte Theologie und promovirte als Doctor der Philoſophie. Zuerſt als Nachmittagsprediger, dann am Joachimsthal zu Berlin angeſtellt, erhielt er durch ſeine Schriften ſolchen Ruf, daß er 1792 zum ordentlichen Profeſſor der Philoſophie in Halle gewählt ward, woſelbſt er 1838 in hohem Alter ſtarb. Von ihm erſchien:

Einzig möglicher Zweck Jeſu aus dem Grundgeſetze der Religion entwickelt. Berlin, 1793. 2. Aufl.

Cenſur des chriſtlich-proteſtantiſchen Lehrbegriffs. Berlin, 1791—1794. 3 Bde.

Die Mündigkeit der Religion. Berlin, 1800. 2 Bde.

Philoſophiſche Unterſuchungen über das Privat- und öffentliche Recht. Berlin, 1797—1799. 2 Bde.

Philoſophiſche Unterſuchungen über die Tugendlehre. Halle, 1805. 2 Bde.
Grundriß der Sittenlehre. Halle, 1803. 2 Bde.
Die Denklehre im reindeutſchen Gewande. Halle, 1825.
Das Weltall nach menſchlicher Anſicht. Halle, 1821.

Ein ſehr ſcharfſinniger Denker der Kantiſchen Schule, der das Syſtem ſeines Meiſters mit Erfolg weiter zu bilden ſuchte und vorzüglich auf dem Gebiete der Religionsphiloſophie und Moral Erfreuliches leiſtete.

Chriſtian Friedrich Timme

war 1752 zu Arnſtadt geboren und lebte als Privatgelehrter zu Erfurt, wo er am 7. Juni 1788 ſtarb.

Er ſchrieb:

Luſtſpiele:
Der abgedankte Offizier. Erfurt, 1778.
Die gute Ehefrau. Erfurt, 1779.
Der ſchöne Lieutenant. Erfurt, 1781.
Der Tauſch der Brüder. Erfurt, 1781.

Romane:
Faramond's Familiengeſchichten. Erfurt, 1779—1781.
Der empfindſame Maurus Panratius Cyprianus Kurt. Erfurt, 1781—1783.

T. war nicht ohne Talent für das Komiſche, bearbeitete jedoch die von ihm gewählten Stoffe zu oberflächlich, um ſich eines dauernden Beifalles zu erfreuen.

Johann Friedrich Wilhelm Tiſcher

ward am 5. Auguſt 1767 zu Deutſchen geboren, ſtudirte und promovirte als Doctor der Philoſophie zu Leipzig und wurde 1793 Paſtor in ſeiner Vaterſtadt. 1796 ging er als Superintendent nach Jüterbogk, 1798 nach Plauen im Voigtlande. 1802 wurde er zum Doctor der Theologie, 1815 zum Ritter des Civilverdienſtordens gewählt. Seit 1823 wirkte er als Superintendent zu Pirna. Er veröffentlichte:

Lebensbeſcheidungen berühmter Reformatoren. Leipzig, 1793—1804. (10 Thle.; auch einzeln zu haben).
Pſychologiſche Predigtentwürfe. Leipzig, 1795—1798.
Sinngedichte. Leipzig, 1806.
Predigten über das menſchliche Herz. Leipzig, 1825.
Beobachtungen des menſchlichen Herzens, in Gnomen. Dresden, 1829.
Einzelne Predigten u. ſ. w.

Ein ausgezeichneter Denker, deſſen biographiſche Arbeiten wie ſeine Kanzelreden ſowohl um der vortrefflichen pſychologiſchen Entwickelung, wie um der meiſterhaften Darſtellung willen, ihm einen ſehr geachteten Namen erwarben.

Friedrich Wilhelm Tittmann

ward am 29. April 1784 zu Wittenberg geboren, ſtudirte ſeit 1800 zu Leipzig und Wittenberg die Rechte, promovirte in der philoſophiſchen Facultät und wurde 1804 als geheimer Archivsexpedit in Dresden angeſtellt. In der Muße, welche dieſe Stellung ihm gewährte, machte er große hiſtoriſch-politiſche Studien, die ihm bald auch öffentliche Anerkennung verſchafften. 1822 wurde er Doctor der Rechte, 1823 Oberconſiſtorialrath und 1836 Archivar zu Dresden, wo er noch lebt.

Seine Schriften ſind:

Ueber den Bund der Amphiktyonen. Berlin, 1812.
Ideen zur Politik und Geſchichte der europäiſchen Staatengeſellſchaft. Dresden, 1816.
Ueber Erkenntniß und Kunſt in der Geſchichte. Dresden, 1817.
Darſtellung der Verfaſſung des deutſchen Bundes. Leipzig, 1818.
Darſtellungen der griechiſchen Staatsverfaſſungen. Berlin und Leipzig, 1822.
Geſammelte Blätter aus Wilhelms Papieren. Dresden, 1825.
Ueber Cenſur und Preßfreiheit, in Pölitz Jahrbüchern. 1832.
Ueber die Beſtimmung der Gelehrten. Berlin, 1833.
Blicke auf die Bildung unſerer Zeit. Leipzig, 1835.
Einzelne Abhandlungen u. ſ. w.

Ein durch reiche Wiſſenſchaftlichkeit, wie durch gründliche Forſchung und meiſterhafte Darſtellung gleich ſehr ausgezeichneter Hiſtoriker und Publiciſt, deſſen Studien auf dem Gebiete griechiſcher Geſchichte und Politik namentlich, von bleibender Geltung ſind.

Johann Peter Titz

ward am 10. Januar 1619 zu Liegnitz geboren, ſtudirte zu Danzig und Roſtock und bekleidete am Danziger Gymnaſium zuerſt die Stelle eines Conrectors, ſpäter eines Profeſſors der Poeſie und Beredſamkeit. Er ſtarb am 7. September 1689.

Von ihm erſchien:

Lucretia, ein epiſches Gedicht. Danzig, ohne Jahrszahl.
Unterricht zur deutſchen Poeſie. Danzig, 1647.

Ein unbedeutender Poet, deſſen Lucretia eben ſo verfehlt war wie ſeine deutſche Poetik.

Johann Tobler

ward am 8. April 1732 zu St. Margaretha im Rheinthal geboren, studirte zu Zürich und wirkte zuerst als Katechet der Gemeinde zu Unterstaaß bei Zürich. 1754 ward er als Pfarrer nach Emmtingen, 1768 als Diaconus am Frauenmünster nach Zürich versetzt. Seit 1777 war er an der Großmünsterkirche daselbst zweiter Aechidiaconus und zweiter Chorherr. Er starb am 3. Februar 1808. Von ihm erschien:

Sämmtliche Erbauungsschriften. Zürich, 1776.
Blätter vermischten Inhalts. Zürich, 1783.
Kanzelvorträge. Zürich, 1769.
Predigten für die Familienandacht. Offenbach, 1788.
Auferstehungslehre des Apostels Paulus in zehn Predigten. Zürich, 1792.
Predigten bei besonderen Gelegenheiten. Halle, 1801.
Oden. Zürich, 1805.

T. erwarb sich zu seiner Zeit einen geachteten Namen durch seine Kanzelreden und Erbauungsschriften, welche sich durch Wärme, Klarheit, Würde und Einfachheit vortheilhaft auszeichnen. — Seine poetischen Leistungen sind dagegen unbedeutend.

Toggenburg, s. Minnesinger.

Ernst Heinrich Toelken,

ward am 1. November 1785 zu Bremen geboren, studirte zu Göttingen und machte 1808 mit dem Baron Otto von Stackelberg eine Fußreise nach Rom. 1811 habilitirte er sich als Doctor der Philosophie und Lehrer der Alterthumswissenschaften zu Göttingen; 1816 folgte er dem Rufe als außerordentlicher Professor an die Universität zu Berlin, wo er nicht lange darauf wirklicher Professor, Secretär der Academie der Künste und Director des Antiquariums bei dem königlichen Museum wurde. König Friedrich Wilhelm IV. ernannte ihn bei der Huldigung zum Geheimen Regierungsrath.

Er gab heraus:

Ueber das Basrelief und den Unterschied der Plastik und Malerei. Berlin, 1815.
Ankündigung und Plan wissenschaftlicher Vorträge über die Mythologie, besonders der Griechen. Göttingen, 1813.
Rede bei der Gedächtnißfeier Rafaels zu Berlin. Berlin, 1820.
Ueber das verschiedene Verhältniß der antiken und modernen Malerei zur Poesie. Berl., 1822.
Berliner Kunstblatt, von Toelken und Förster. 1828—1829.
Ueber den protestantischen Geist aller wahren Kunst und deren neuere Entwickelung in Deutschland. Berlin, 1839.

Einer der vorzüglichsten lebenden Forscher und Kritiker auf dem theoretischen Gebiete der Künste, dessen Schriften, durch die in denselben vorherrschende reiche Gelehrsamkeit, Gründlichkeit, Verständlichkeit und meisterhafte Darstellung ihm einen hochgeachteten Namen erwarben.

Tomasini, s. J. H. Westphal.

Karl Töpfer

ist der Sohn eines geheimen Archivars, und 1792 zu Berlin geboren. Er genoß daselbst eine gute klassische Ausbildung, allein unwiderstehliche Neigung trieb ihn auf das Theater. Von Stettin, wo sein Erfolg gering war, ging er nach Breslau, von da nach Brünn, endlich 1815, einem Rufe folgend, auf das Wiener Burgtheater, wo er zwar Glück machte, aber bald erkannte, daß er mehr zum Bühnendichter, als zum Mimen berufen sei. Er schrieb in belletristischen Journalen, bald auch Bühnenstücke, die sich schnell der armen Repertoirs weit und breit bemächtigten. 1820 verließ er das Theater, erwarb sich 1822 von Göttingen durch eine Abhandlung über die griechische Tragödie das philosophische Doctordiplom und zog nach Hamburg, woselbst er, einer Bühne nahe, welche seine Stücke gut und mit Beifall aufführt und die er in seinem Blatt „Thalia" durch wohlwollende Kritiken zu heben strebt, als Privatgelehrter lebt.

Seine Schriften sind:

a) Dramatische:

Der Tagesbefehl, Drama. 1810.
Der Empfehlungsbrief.
Hermann und Dorothea.
Ein Stündchen Incognito.
Spenden für Thalien's Tempel. Leipzig, 1823.
Lustspiele. Berlin, 1830—38. 3 Bde.
Karl der Zwölfte auf der Heimkehr.
Gebrüder Foster.
Die Einfalt vom Lande.
Die Zurücksetzung.
Die Wasserkur.

b) Novellistische:

Zeichnungen aus meinem Wanderleben. Hannover, 1823.
Der Herr im grünen Frock. Cassel, 1827.
Mack Kobold und Peter Meffert. Cassel, 1827.
Der lebende Todte. Cassel, 1828.
Ferner Erzählungen, Aufsätze in Zeitschriften u.s.w.

Gute Erfindung, ein rascher und lebendiger Dialog, reicher Witz, Lebenswahrheit und eine gewandte Behandlung haben seinen dramatischen Leistungen allgemeinen Beifall erworben, so daß er mit Recht zu den beliebtesten Lustspieldichtern der Gegenwart gehört.

Joſeph Auguſt Graf zu Törring,

geboren am 1. December 1763, lebte zu München als bairiſcher Reichsrath, Staatsminiſter und Präſident des Staatsraths, auch Ritter des St. Georgs- und Großkreuz des Civilverdienſtordens. Er ſtarb daſelbſt am 9. April 1826. Von ihm erſchienen:

Agnes Bernauerin, Trauerſpiel. München, 1780. Mannheim, 1791.

Kaſper der Thoringer. Klagenfurth, 1785.

Beide Stücke, Nachbildungen des Goethiſchen Götz von Berlichingen, zeichneten ſich durch inneres Leben, conſequente Durchführung der Charaktere, intereſſante Situationen und treffliche Diction aus und haben ſich daher lange auf der Bühne erhalten, auf der ſie hier und da ſelbſt jetzt noch gern geſehen werden.

Balthaſar Ludwig Tralles

ward am 1. März 1708 zu Breslau geboren, ſtudirte zu Leipzig und Halle Medicin, und practicirte mit ſolchem Erfolg, daß er die glänzendſten Einladungen an verſchiedene Höfe erhielt. Doch ſchlug er alle aus und blieb in ſeiner Vaterſtadt, vom Herzog von Gotha 1767 zum Rath, vom König von Polen 1787 zum Hofrath ernannt; er ſtarb am 7. Febr. 1797. — Er veröffentlichte:

Verſuch eines Gedichts über das ſchleſiſche Rieſengebirge. Leipzig, 1750.

Zufällige Betrachtungen über Leſſing's Nathan. Berlin, 1779.

Schreiben von der deutſchen Sprache und Literatur. Berlin, 1782.

Ein Nachahmer Haller's, der jedoch weit hinter demſelben zurückblieb.

Ernſt Chriſtian Trapp

ward am 8. November 1745 zu Drage in Holſtein geboren, zeigte früh große Neigung und Anlage zum Pädagogen, die er als Lehrer an den Schulen zu Segeberg, Itzehoe, Altona und am Philantropin zu Deſſau ausbildete. 1779 folgte er dem Ruf als Profeſſor der Pädagogik nach Halle, legte dies Amt aber 1783 nieder, um das Campe'ſche Inſtitut auf dem Hammerbeich bei Hamburg zu übernehmen. Nach drei Jahren ging er als Schulrath nach Wolfenbüttel und lebte da bis an ſeinen, am 18. April 1818 erfolgten Tod. Er gab heraus:

Unterredungen mit der Jugend. Hamburg und Kiel, 1775.

Tägliches Handbuch für die Jugend. Hamburg und Kiel, 1784.

Theologiſcher Beweis, daß Doctor Bahrdt Schuld am Erdbeben in Calabrien ſei. Hamburg und Kiel, 1786.

Debatten, Beobachtungen und Verſuche. Braunſchweig, 1789.

Neue Sammlung von Reiſebeſchreibungen. Braunſchweig, 1794.

Pädagogik. Berlin, 1780.

Friederike Weiß und ihre Töchter. Berlin, 1805.

Abhandlungen in Zeitſchriften u. ſ. w.

T. war bedeutender durch ſeine practiſchen Leiſtungen auf dem Gebiete der Pädagogik, als durch ſeine theoretiſchen; noch unbedeutender aber ſind ſeine ſatyriſchen Verſuche.

Johann Gottlieb Trautſchold,

iſt am 26. Februar 1777 zu Peſneck im Saalfeld'ſchen geboren und lebte nach ſeinen akademiſchen Jahren zuerſt als Hauslehrer bei dem Grafen Schulenburg. Im Jahre 1807 wurde er Diakonus zu Friedrichsſtadt bei Dresden, 1814 Paſtor zu Gröbern und Großdobritz bei Meißen. Seit 1824 iſt er Paſtor zu Köbſchendroda bei Dresden.

Von ihm erſchien:

Das Leben der Andacht, in 100 geiſtlichen Liedern. Leipzig, 1817. Zweites Hundert, 1820.

Kleine Bilderwelt. Meißen, 1821.

Bibelgenuß in dichteriſchen Darſtellungen. Meißen, 1823.

Einzelne Predigten, Gedichte u. ſ. w. in der Abendzeitung und anderen Journalen.

Innigkeit, Klarheit, reiche Phantaſie, Wärme des Gefühls und treffliche Behandlung der Sprache und Form, verleihen den Predigten und Gedichten, beſonders aber den religiöſen Liedern dieſes wackeren Geiſtlichen einen wahren und bleibenden Werth.

Hans Karl Heinrich von Trautzſchen

ward am 26. Juni 1730 zu Wittgendorf bei Zeitz geboren und diente vom Jahre 1755 an im ſächſiſchen Militär. Im Jahre 1763 trat er in den Privatſtand zurück, nahm jedoch 1778 von Neuem eine Stelle bei dem Generalſtabe an, die ihm zu Ernſtthal im Schönburgiſchen ſeinen Aufenthalt anwies. Seit 1784 privatiſirte er zu Dresden, mit dem Titel eines ſächſiſchen Obriſtlieutenants; und ſtarb daſelbſt am 26. October 1812.

Er veröffentlichte:

Militäriſche und literariſche Briefe. Leipzig, 1769.

Vermiſchte Schriften. Chemnitz, 1771.

Deutſches Theater. Leipzig, 1772. (Nachdruck. Prag, 1774.)

Den meiſten Beifall erwarben ſeine dramatiſchen Arbeiten, vorzüglich ſeine Trauerſpiele, welche zu ihrer Zeit gern auf der Bühne geſehn wurden.

Johann Friedrich Treitſchke,

im Jahre 1785 zu Leipzig geboren, privatiſirte längere Zeit in ſeiner Vaterſtadt, bis er als k. k. Hofoperndichter und Regiſſeur nach Wien berufen ward. Er lebt dort jetzt als Doctor der Philoſophie und k. k. Hofökonom.

Er gab heraus:

Singſpiele nach dem Franzöſiſchen. Wien, 1803—1808. 5 Bde.
Mit Streckfuß: Muſenalmanach auf 1805. Wien.
Taſchenbuch für 1807. Wien.
Gedichte. Wien, 1817.

T. wußte franzöſiſche Sing- und Luſtſpiele mit großer Gewandtheit auf die deutſche Bühne zu verpflanzen; ſeine lyriſchen Poeſieen fanden dagegen geringere Beachtung bei dem Publikum, obwohl manche, wie z. B. die hier mitgetheilten vortrefflich ſind.

Polychloros.

I.

Heute, wo der Spätherbſt ſcheidet,
Spätlich nur die Sonne lacht,
Briche ins Leben Polychloros
Aus der Chryſalide Nacht.

Fliegt hinab, hinan, durch Auen,
Ueber Wieſen, Wald und Flur;
Aber reizlos, gelblich trauernd
Staeret ringsum die Natur.

Matt vom leren, langen Wandern
Weilt er auf entlaubtem Baum,
Putzt die Aeuglein mit den Füßen,
Möcht erwecken dunklen Traum;

Denn ihm iſt: als andres Weſen,
Einſt in einer andren Welt,
War ihm, was er jetzt vermiſſet,
Reich und herrlich beigeſellt.

Damals ſah er grün die Bäume,
Blumen viel, die nicht mehr ſind.
Und die Sonne ſchien viel wärmer,
Und die Lüfte wehten lind.

Damals hatt' er keine Flügel,
Doch auch keiner Wünſche Qual.
Wenige verſchlungne Zweige
Galten ihm für Berg und Thal.

Ach, da wohnten mit ihm Brüder
In geſchloſſnen, engen Reihn.
Jetzt auf ungemeſſner Weite
Iſt er einſam und allein.

Alſo blickt die Sehnſucht düſter
Nach vergangner Tage Zier.
Pfeifend warnt der Sturm aus Norden:
„Polychloros, flieh von hier!

Nicht verſchwende Zeit und Kräfte,
Kämpfend gegen dein Geſchick.
Was du ſchlummernd einſt verloren,
Kehrt im Schlummer dir zurück!"

Dort der Kirchhofmauer Spalte
Nimmt den armen Pilger auf.
Ungeſtörte ſtille Ruhe
Folget freudeleerem Lauf.

II.

Winter iſt vorübergangen,
Frühling nahet ſchmuckbegränzt:
Knospen ſchwellen voll Verlangen,
Primeln ſtehen, Glocken hangen,
Und das Chor der Tulpen glänzt.

Alles lebt und webet wieder.
Käfer, Bienen ſummen ſchon,
Fiſche ſchwimmen auf und nieder,
Vöglein üben neu die Lieder,
Die mit ihnen weit entflohn.

Auch zu Polychloros Zelle
Dringt des Zauders ſtarke Macht.
Sanft durchwärmt vom Lebensquelle,
Küßt ihn eines Zephyrs Welle,
Und er regt ſich, — dehnt ſich, — wacht!

Schlüpfend taumelnd vor ins Freie,
Sieht die theure Kinderwelt:
Grüne Bäume, Himmelsbläue,
Bunte Blüth' und Blumenreihe, —
Alles feſtlich aufgeſtellt.

Fliegt hinab, hinan, durch Auen,
Ueber Wieſen, Wald und Flur,
Schaut, und kann nicht ſatt ſich ſchauen,
Mag ſich Eines kaum vertrauen:
Seines Gleichen fehl' ihm nur!

„Wem gehört die dunkle Hülle,
Die ſich ungeduldig rühre?
Lauſchen will ich leiſ' und ſtille,
Welchen Zweck ſie wohl erfülle,
Ob ſie auch den Frühling ſpürt?"

Jetzt! n jetzt! die Schaale ſpaltet, —
Polychloros ſieht ſein Bild,
Das ſich regſam raſch entfaltet,
Wie den Schwingen wogt und waltet,
Herwärts lächelnd freundlich mild.

Wechſelworte ſchnell entbrennen:
„Liebchen, ſprich, wie kenn' ich dich?"
„„Dich auch, Lieber, ſoll ich kennen!""
„Immer möcht' ich mein dich nennen."
„„Immer dein, ſo nenne mich!""

Und noch vor dem Mittagsſtrahle
Hat er ſich die Braut erkoren,
Tanzt mit ihr im goldnen Saale,
Iſt und trinkt zum Feiermahle
Zuckerſtaub und Honigſaft.

Wie ſie küſſen, flattern, ringen, —
Nehmen, was Natur gebot!
Höher kann nicht Wonne bringen! —
Abends, wenn Cicaden ſingen,
Sind die Engverbundnen todt.

Treizſaurwein, ſ. Meiſterſänger.

Friedrich Freiherr von der Trenck,

mehr wegen seiner sonderbaren und unglücklichen Schicksale, als durch seine Schriften bekannt, wurde am 16. Februar 1726 zu Königsberg geboren. Nachdem er frühzeitig seine academischen Studien abgebrochen hatte, trat er 1744 bei dem Ausbruche des zweiten schlesischen Krieges als Adjutant in Friedrich's II. Dienst. Die verhängnißvolle Verwandtschaft mit dem berüchtigten Panduren-oberst führte ihn, wegen Verdacht des Verraths auf die Festung Glatz. Versuche zu Flucht steigerten des Königs Erbitterung, endlich entkam er nach einer Fußreise von 169 Meilen zu seiner Mutter. Jetzt wollte er wirklich begehen, wofür er schon bestraft war: aber Franz von der Trenck war bereits gefangen und nicht dazu geneigt. Er ging nach Moskau, von da nach Danzig, wo er, obwohl Rittmeister in kaiserlichen Diensten, von preußischer Seite aufgehoben ward, um in ein unüberwindliches Gefängniß nach Magdeburg gebracht zu werden. Erst im December 1763 durfte er wieder nach Prag gehen. Er führte von nun an ein unstätes Leben in Wien, Aachen, Spaa und Mannheim: erst Friedrich Wilhelm II. gab ihm seine confiscirten Güter in Preußen zurück. Aber sein wilder Geist rannte seinem Untergange entgegen; er begab sich nach Paris mitten in die Stürme der Revolution und wurde durch eine Ironie des Schicksals am 25. Juli 1794 als Spion der fremden Mächte auf Robespierre's Befehl guillotinirt.

Von ihm erschien:

Sämmtliche Gedichte und Schriften. Leipzig, 1786. 8 Thle.

Lebensbeschreibung. Berlin und Wien, 1786. 4 Bde.

Große Lebendigkeit, Freiheitsliebe und Witz charakterisiren seine Schriften, denen jedoch strenggenommen nur des Verfassers Schicksale wahres Interesse verleihen.

Gottfried Reinhold Treviranus

war am 4. Juli 1776 zu Bremen geboren, studirte von 1793—1796 zu Göttingen Medicin und Naturwissenschaften und wurde 1797 als Professor der Mathematik an dem Lyceum seiner Vaterstadt angestellt. Später wirkte er segensreich als praktischer Arzt, ohne jedoch auch der theoretischen Medicin, obwohl mit wenig Freude an ihren neueren Richtungen, ungetreu zu werden. Er starb zu Bremen, am 16. Februar 1837.

Von ihm erschien:

Physiologische Fragmente. Hannover, 1797—1799. 2 Bde.

Biologie oder Philosophie der lebenden Natur. Göttingen, 1802—1822. 6 Bde.

Erscheinungen und Gesetze des organischen Lebens. Bremen, 1831—1832. 2. Bde.

Die Lehre vom Geschlecht der Pflanzen. Bremen, 1822.

Scharfsinn, gründliche Forschung, Ideenreichthum und eine vortreffliche Darstellung weisen seinen Schriften, besonders seiner Biologie, in welcher er sich dem Systeme Schelling's anschloß, einen hohen Rang an.

Daniel Wilhelm Triller

ward am 10. Februar 1695 zu Erfurt geboren, studirte seit 1713 zu Leipzig die Medicin und trat daselbst, nachdem er 1718 zu Halle die Doctorwürde erhalten hatte, als Docent in seiner Facultät auf. 1720 wurde er Landphysikus zu Merseburg, 1730 aber Leibarzt des Erbprinzen von Nassau-Saarbrück, den er bis 1732 durch die Schweiz, Holland und Frankreich begleitete. 1744 wurde er ordentlicher Rath und Leibarzt des damals zu Frankfurt am Main befindlichen Reichs-Hofrathscollegiums, dem er aber nur ein Jahr treu blieb, indem er im nächsten Jahre zum Leibarzt des Herzogs von Sachsen-Weißenfels ernannt ward. Bei dem Tode desselben, erhielt er 1746 die erste medicinische Professur in Wittenberg, mit dem Character eines königl. polnischen und kurfürstlich sächsischen Hofraths und Leibarztes. Er starb in hohem Alter, am 22. Mai 1782.

Er gab heraus:

Neue äsopische Fabeln. Hamburg, 1740. 1750.

Der sächsische Prinzenraub. Frankfurt und Leipzig, 1743.

Poetische Betrachtungen. Hamburg, 1725—1739. 1750—1755. 6 Thle.

Der Wurmsaamen, Heldengedicht. Hamburg, 1751.

Die geprüfte Pockeninoculation, physikalisch-moralisches Gedicht. Frankfurt a. M., 1766.

Ein eifriger Anhänger Gottsched's und ein heftiger Gegner Klopstock's, dessen Richtung er in seinem komischen Epos, der Wurmsaamen, zu bekämpfen suchte, fehlte es T. an Allem, was man von einem Dichter fordern muß; nur eine gewisse Glätte und Sauberkeit in Behandlung der Form ist ihm nicht abzusprechen. Ohne Begeisterung, Kraft, Gedanken und Natürlichkeit, blieb er ein mittelmäßiger Reimer sein ganzes Leben hindurch. Folgendes Pröbchen wird das hier Gesagte vollkommen bestätigen.

Aus Triller's Sächsischem Prinzenraube.

Wie sich ein Geier früh in ferne Höhen schwinget,
Und mit geschärftem Blick in niedre Gegend dringet,
Bis er an einem Bach ein sichers Täubtein schaut,
Das seine Federn putzt, und seiner Unschuld traut,
Sich dann im Kreise dreht, urplötzlich niederschießet,
Das unverwarnte Thier an Klau und Schnabel spießet,
Es mit sich aufwärts reißt, die Lüfte schnell zertheilt,
Und mit dem warmen Raub nach seinem Lager eilt:
So eilte gleichfalls Gunz mit dem erhaschten Raube,
Nicht anders, wie allhier der Geier mit der Taube,
Nach seinem Raubnest zu, das er in Hoffnung sah,
Denn Böhmen lag bereits auf halbe Meile nah.

Hier dacht er sich nun bald in Sicherheit zu schauen,
Hier wollt' er seinen Raub der Vestung anvertrauen,
Hier sann er schon im Geist auf großes Lösegeld,
Und was ein süßer Wahn ihm sonst noch fürgestellt.
Doch wollte wechselsweis die feste Hoffnung wanken,
Der Reiter lag ihm noch zu frisch in den Gedanken;
Wie, sprach er bei sich selbst, komm' ich nach Freiberg hin?
Was hab' ich da zu thun? es will mir nicht in Sinn;
Vielleicht will sich mit mir der Churfürst dort vergleichen,
Vielleicht will er daselbst mir alles überreichen
Und willig zugestehn, was ich ohn' alle Frucht,
Zum Vortheil meines Rechts, bisher bei ihm gesucht.
So, und doch anders nicht, weiß ich dies zu erklären,
Was mir der Geist gesagt; sonst werd' ich nie begehren,
Nach Freiberg hin zu ziehn; so lang' der Churfürst nicht
Mir billigen Vergleich und neue Huld verspricht.

Doch Freiberg war das Wort, das Cunzen zittern machte;
So oft er nur daran in seinem Sinn gedachte,
Doch wußt' er nicht warum? er sann zwar hin und her,
Allein es war umsonst, sein Herze blieb ihm schwer:
So pflegt der arme Mensch in diesen Eitelkeiten
Was Böses öfters gut, und Gutes schlimm zu deuten,
So wird oft Schädliches vor Nützliches erwählt,
Weil ihm das wahre Licht zu der Erklärung fehlt.

Nun waren sie zum Wald bei Wiesenthal gekommen;
Nachdem die Sonnengluth um Mittag zugenommen;
Ach, Cunz! fing endlich hier Prinz Albrecht schmachtend an,
Ich kann nicht weiter fort, es ist um mich gethan.
Die Kräfte sind erschöpft, ich kann mit leerem Magen
So einen harten Trab nun länger nicht vertragen,
Da ich den halben Tag und fast die ganze Nacht
So ohne Kost und Trank, als schlaflos, zugebracht.
Bedenk' doch, was du thust, bedenke meine Jahre,
Und wirf mich nicht so jung schon auf die Todtenbahre,
Erwäge meine Noth und meiner Eltern Leid,
Und übe gegen sie und mich Barmherzigkeit.
Gönn' mir ein wenig Ruh, mich wiederum zu laben,
Gieb etwas Speise her, so gut sie hier zu haben,
Ach! reiche mir doch nur ein wenig Wassers dar,
Sonst komm' ich ganz gewiß in tödtliche Gefahr.

Doch diesen Einfall schien der Schutzgeist beizutragen,
Denn ob dem zarten Prinz gleich länger fort zu jagen,
Fast unerträglich fiel; ob Durst und Hunger gleich
Ihm mächtig zugesetzt; war er doch nicht so weich,
Den annoch kurzen Ritt nicht weiter auszustehen;
Vielmehr dacht' er hierdurch den Stricken zu entgehen;
Er hörte fern und nah, wie man zum Stürmen schlug,
Und also meinet' er, durch einigen Verzug,
Die ihnen nachgeeilt, auf rechte Spur zu bringen,
Daß sie ihn lösten, den Cunzen aber fingen:
Auch in dem Walde selbst hofft er Jemand zu sehn,
Dem er erzählen könnt', was ihm zu Leid geschehn,
Der ihm behülflich wär', sich glücklich loszureißen.
Voraus, wenn er zugleich ihm großen Lohn verheißen,
Drum stellte sich der Prinz so schwach und hungrig an,
Damit er, wie gedacht, nur Zeit und Raum gewann.

Cunz, mehr von Scham und Angst, als Mitleid, angetrieben,
Zwang sich nun auch einmal, ein gutes Werk zu üben,
Er hub den Prinz vom Pferd, und führt ihn bei der Hand
In kühlen Wald hinein, damit er Schatten fand.
Fünf Reiter, die dabei, hieß er voraus zu reiten,
Und Schweinitz und ein Knecht blieb bei ihm, zum Begleiten.
Weil es nun in dem Wald viel reifer Erdbeer gab,
Las Cunz die besten aus, und brach die röthsten ab,
Mit diesen von Natur umsonst geschenkten Früchten
In seiner Mattigkeit den Prinzen aufzurichten,
Damit er Kraft empfing, die Reise zu vollziehn,
Die Cunzens Meinung nach bald wohl vollendet schien.
Hier war der Schauplatz nun, wo Gottes Vorsicht wachte,
Und dem verstrickten Prinz die Freiheit wiederbrachte,
Dies ist des Höchsten Art: je größer die Gefahr,
Je näher stellt er sich mit seiner Hülfe dar.

Es wohnte dahrum ein armer Kohlenbrenner,
Ein Anabund redlicher und treugesinnter Männer,
George Schmidt genannt, bei dem im rauhen Wald
Der Sitten Unschuld mehr, als ein Gesetze, galt.
So wird die Tugend oft in armer Leute Hütten
Viel mehr, als im Pallast der Mächtigen, gelitten,
Drum ward er auch von Gott zum Werkzeug auserkiest,
Daß Sachsens Untergang verhindert worden ist.

Es war die Mittagsgluth zum höchsten Punkt gestiegen,
Und Luft und Land erhitzt, die meisten Vögel schwiegen,
Das Wild lag im Gesträuch in Ruh, und kühlte sich,
Der ganze Wald war still, und schien halbfürchterlich:
Nur blies ein sanfter West mit lispelndem Gezische
Bisweilen in das Haar der leichtbewegten Büsche;
Der nahgelegne Bach, der über Kiesel rann,
Gab sittsam seinen Lauf mit sanftem Murmeln an.
Der Köhler suchte nun, der Hitze zu entweichen,
Die in der Hütte war, den Schatten einer Eichen,
Hier ing er ausgestreckt, von Schweiß und Arbeit matt,
Der Baum dient ihm zum Dach, das Gras zur Lagerstatt,
Der Wald zum Schaugerüst, ihm Freude zu erwecken,
Die Frömmigkeit zum Schutz vor Angst, Gefahr und Schrecken,
Sein Schürbaum lag ihm nah, sein starker Hund nicht weit,
Und hielt vor seinen Herrn getreue Wachsamkeit.

Indem er dergestalt nicht völlig schlief, noch wachte,
Und in sich selbst vergnügt, an mancherlei gedachte;
Schien ihm, als rief' ihm wos mit leiser Stimm' ins Ohr:
Steh' eilends auf und hilf! Er hub sein Haupt empor,
Und sah bestürzt umher: sein Hund fing an zu bellen,
Sprang auf, und witterte die fremden Raubgesellen
Von weitem allbereit! Der Köhler eilte fort,
Nahm seinen Schürbaum mit, und kam an diesen Ort,
Zu welchem ihn die Spur des wackern Hundes führte,
Der immer heftiger die laute Stimme rührte.
Hier merkt er nun gar bald, daß es nicht richtig sei,
Der nur gehörte Ruf fiel ihm gleich wieder bei,
Des Prinzen Angesicht wies ihm in seinen Zügen
Ein wunderbar Gemisch von Hoffnung und Vergnügen,
Von Zweifel, Angst und Furcht; doch auch von Majestät,
Wie denn Gott denen meist, die er zum Thron erhöht,
Die Zeichen ihres Stands auf ihre Stirnen präget,
Daß jeder, der sie sieht, vor sie schon Ehrfurcht heget,
Ob er sie gleich nicht kennt: drum sprach er alsobald
Die Fremden ernstlich an: was habt ihr hier im Wald,
In dieser Einsamkeit, gleich um Mittag zu schaffen?
Und warum reitet ihr gepanzert und mit Waffen?
Wo denkt ihr sonderlich mit diesem Knaben hin,
Der nicht gemeiner Art, wie ich der Meinung bin?
Es sei nun, was es sei; so muß ich erst erfahren,
Wie es mit Euch bewandt? ihr müßt mir offenbaren,
Wohin die Reise geht; wer, und woher ihr seid,
Eh' laß ich euch nicht fort, drum gebt mir gleich Bescheid.
Wofern ihr redlich thut, wie ich zur Zeit noch meine;
So hoff' ich, daß man mir mein Bitten nicht verneine:
Wo aber sich Betrug in euern Handel mischt,
So glaubt nur sicherlich, daß ihr mir nicht entwischt.

Doch diese Tapferkeit, mit Dreien anzubinden,
Die mächtiger, als er, ihn leicht zu überwinden,
Das unerschrockne Herz, das hier der Köhler wies,
Und sich nicht von Gewehr und Waffen schrecken ließ,
Kam nicht so wohl von ihm, als mehr von Gottes Güte,
Die gab ihm Zuversicht und ein beherzt Gemüthe,
So, daß er die Gefahr, der er sich ausgesetzt,
Wie groß sie in der That, doch als vor nichts geschätzt.
Allein der Heldenmuth, der sich bei ihm befande,
Entging um so viel mehr der feigen Räuberbande;
Ein gut Gewissen macht, daß man sich freudig wagt,
Ein böses aber ist stets furchtsam und verzagt.

Des Köhlers Frage nun klang in des Cunzen Ohren
Gleich als ein Donnerschlag: sein Muth war ihm verloren,
Und seine Zunge starr: doch, als er sich gefaßt,
Sprach er halbzitternd: Freund, thu mir nicht Ueberlast,
Und laß mich ruhig ziehn, was hast du mich zu fragen,
Wer dieser Knabe sei? doch kann ich dir wohl sagen,
Es ist ein böser Bub und ungerathner Sohn,
Der trotzte seinem Herrn und lief im Zorn davon;
Nun aber hat sein Herr mir ernstlich anbefohlen,
Den Buben wiederum zur Strafe heim zu holen.
Nein, sagte jener drauf, des Knabens Angesicht
Sieht viel zu redlich aus zu einem Bösewicht,
Ich kann dem Ansehn nach, ein unschuldvolles Wesen
Und lasterfreies Herz aus seinen Mienen lesen;
Stellt sich die Bosheit gleich bisweilen engelrein,
Scheint dieser junge Mensch doch davon frei zu sein,
Und hat zu einem Schalk zu adliche Geberden.

Hier fiel Cunz im Gesträuch durch seinen Sporn zur Erden,
Mehr durch Gewissensangst, als Waffenlast gedrückt;
Sobald der freie Prinz nun diesen Fall erblickt,
Raunt' er in schnellster Eil' dem Köhler in die Ohren:
Befreie mich, mein Freund, ich bin ein Prinz geboren,
Der Churfürst Friederich, der mein Herr Vater ist,
Wird dein Vergelter sein, wo du mein Retter bist.

Als dieses Schweinitz sah, entblößt er seinen Degen,
Und hiebe nach dem Prinz, ihn tödlich zu erlegen,
Er hätt' es auch vollbracht, wofern des Höchsten Hand
Durch seinen Schutzgeist nicht den Hieb noch abgewandt.
Denn dieser hat den Streich des Schwertes aufgehalten,
Daß es dem Prinzen nicht den zarten Kopf zerspalten;
Er war auch Ursach dran, daß Cunz sich selbsten fing,
Und mit dem langen Sporn in dem Gesträuche hing.
Weil er sein Roß nicht gern aus seinen Händen ließe,
Das ihm noch zu der Flucht den besten Schutz verhieße,
So mangelt' ihm die Kraft, drum fiel es ihm zu schwer,
Daß er von seinem Fall selbst aufgestanden wär'.

Und du, du willſt dich noch, du Räuber, widerſetzen?
Und meinen Landesherrn am Leben ſelbſt verletzen?
War es noch nicht genug, daß du ihn weggeraubt?
Und wagſt du dich ſogar an ſein geheiligt Haupt!
Nun ſeh ich ganz gewiß aus euren böſen Thaten,
Daß dies dir Wahrheit ſei, was mir der Prinz verrathen;
So ſprach aus edlem Zorn des Köhlers treuer Mund,
Und hiermit hetzt er gleich auf Schweinitz ſeinen Hund,
Der ihn dann überfiel und bei der Kehle hielte,
Indem Cunz auf der Erd' des Schürbaums Streiche fühlte.
Zwar wehrt' er ſich ſo gut, als es ihm möglich war,
Vor gegenwärt'ger Noth und künftiger Gefahr;
Er ſchalt, er ſchlug, er warf; er konnte doch nicht ſiegen,
Und blieb in dem Gebüſch mit ſeinen Sporen liegen.
Man hätt' ihn auch vielleicht des Lebens ganz beraubt,
Wofern es anders nur der fromme Prinz erlaubt;
So aber bat er vor, des Cunzens zu verſchonen,
Aus Mitleid, oder auch, ihn würdig zu belohnen.
Wie wenn ein wildes Schwein, das halb in Sumpf zerfällt,
Sich gegen einen Bär noch frech zur Wehre ſtellt,
Mit allen Kräften hetzt, ergrimmet um ſich haut,
Und in der Todesangſt noch ſeinen Waffen traut,
Bis der erhitzte Bär ihm in den Nacken greift,
Und die behaarte Haut im Zorn herunterſtreift;
Nicht anders wurde Cunz vom Köhler überwunden,
So hielt der Bär das Schwein mit ſeiner Klau gebunden;
Und ſo bekam nunmehr das dunkle Traumgeſicht
Des fürſtlichen Gemahls hierdurch erſt völlig Licht,
Denn davon hat der Bär urſprünglich hergerühret,
Den noch des Köhlers Stamm in ſeinem Wappen führet,
Dieweil der Bär im Traum dem Eber Einhalt that,
Daß er den Rantenſtock nicht ſchändlich niederrat.

Nachdem das Lärmen nun im Walde weit erſchollen,
Und auch der wackre Hund beſtändig fortgebollen;
So lief des Köhlers Weib, Maria Wälderin,
Aus Neugier oder Angſt zu dieſem Platze hin:
Da fand ſie ihren Mann mit zwei bewehrten Lenten,
Durch tapfern Muth und Arm, in heißem Eifer, ſtreiten,
Und meinte, wie es auch die lautre Wahrheit war,
Es wäre dieſer Feind ein mörderiſch Räuberpaar.
Sie gab den Köhlern gleich das ſonſt gewohnte Zeichen,
Sie ſollten ihrem Mann geſchwinde Hülfe reichen,
Und ſchlug auf einer Art mit einem Scheiter an,
Als welches man im Wald gar weit vernehmen kann.
Auf den bekannten Schall kam ſtracks ein ganzer Haufen
Von Köhlern, hier und dort, zuſammen hergelaufen,
Von welchem der ein Beil, der einen Schürbaum, trug,
Womit der auf den Cunz, der auf den Schweinitz ſchlug.
So blieb der Jäger ſelbſt in ſeinem Garne hangen,
Und der erſt Andre ſing, ward jetzo ſelbſt gefangen;
So ward der dunkle Spruch des Geiſtes klar gemacht:
Nimm dich vor rother Frucht und Kohlen wohl in Acht!
So pflegt des Voglers Liſt in die gelegten Schlingen,
Durch rother Beeren Koſt, die Vögel leicht zu bringen;
Und alſo ward auch Cunz auf ſeiner Flucht beſtrickt,
Und kam um Glück und Haupt, indem er Erdbeer pflückt.

Als er den Ernſt nun ſah, und daß man ihn gebunden,
War aller Frevelmuth und Trotz bei ihm verſchwunden,
Er ſtand beſtürzt, beſchämt, und war voll Angſt und Schmerz,
Reu', Zweifel, Hoffnung, Gram und Furcht durchdrang ſein Herz:
Er legte ſich nunmehr vom Drohen auf das Bitten,
In Meinung, ſich durch Liſt der Feſſel zu entſchütten,
Und ſprach mit leiſer Stimm', den Köhler folgend an:
Wie ſo ergrimmt, mein Freund? was hab ich dir gethan?
Sieh mich doch wieder frei, du ſollſt ja dieſen Knaben,
Wenn du daranf beſtehſt, von mir gutwillig haben,
Thu' mit ihm, was du willſt; vielleicht erfährſt du bald,
Wer, und woher er ſei; nur mir tha' nicht Gewalt.
Und laß mich wieder los! was wirſt du doch erwerben,
Daß du ſo eifrig ſuchſt, mich ſchändlich zu verderben?
Die Freiheit iſt mir lieb; bin ich gleich ohne Schuld,
Wie ich verſichern kann; fehlt mir doch die Geduld,
Den ungewohnten Zwang der Bande zu ertragen,
Wer hat ſich über mich mit Rechte zu beklagen?
Bedenke, was du thuſt! du glaubeſt dem Bericht
Des Knabens allzu viel; mir aber glaubſt du nicht;
Da jenen doch Betrug, Haß, Liſt und Rachſucht treibet.
Die Wahrheit gegentheils auf meiner Seite bleibet:
Wie? oder meineſt du, daß kein bejahrter Mann
Die Wahrheit ſprechen mag, ein Kind nicht lügen kann?

Wer, ſprach der Köhler drauf, Recht oder Unrecht, habe?
Laß ich unausgemacht; doch dünkt mich, daß der Knabe
Gerechter ſei, als du: ich trau' mehr auf ſein Wort,
Denn auf das deinige, und laß dich drum nicht fort,
Doch biſt du ſonder Schuld, wird dich die Unſchuld ſchützen,
Du ſollſt, verſichre dich, bei mir nicht lange ſitzen,
Der Abt von Gründain mag allhier den Ausſpruch thun,
Was dieſer mir gebeut, dabei laß ichs beruhn.

Ach! ſagte Cunz beſtürzt, laß mich doch nur entrinnen!
Du kannſt durch meine Flucht ein großes Gut gewinnen,
Nimm dieſen Beutel Gold vor meine Freiheit an,
Der dich und dein Geſchlecht viel Jahr' ernähren kann.
Was? rief der Köhler aus, ſuchſt du mich zu beſtechen,
Wie? ſoll ich um dein Geld Eid, Treu und Glauben brechen?
Dein Anerbieten mehrt bei mir nun den Verdacht,
Daß du das Bubenſtück, den Prinzenraub, vollbracht.
Des Geldes iſt zu viel, die Freiheit zu erkaufen,
Wenn du dich ſicher weißt, doch wird der güldne Haufen
Mir viel zu wenig ſein, wofern du ſchuldig biſt,
Weil eine Welt voll Gold alsdann zu wenig iſt,
Mein Geldgeizleeres Herz zum Unrecht zu verführen,
Und gegen meinen Herrn die Treue zu verlieren,
Darum behalt dein Geld, es wird dich nicht befrein,
Ein gut Gewiſſen ſoll mein größter Reichthum ſein.

Cunz ſchwieg für Scham und Leid, und ward gleichwohl getrieben,
An ſeinem Feinde ſelbſt die Tugenden zu lieben,
Doch wünſcht' er ihn nur itzt was minder tugendhaft,
So käm' er durch ſein Geld aus der Gefangenſchaft.

Allein er mußte fort, wohin der Köhler wollte,
Bis man Befehl erhielt, wo er verbleiben ſollte:
Nun ſtellte ſich bei ihm des Laſters Größe dar,
Das klein ſo lange ſchien, bis es verübet war.

Dieſelbe Höh' des Walds, wo ſich dies zugetragen,
Heißt itzt der Fürſtenberg, wie die Geſchichten ſagen,
Dieweil des Fürſten Sohn daſelbſt die Freiheit fand,
Die man im Gegentheil dem Cunz mit Recht entwandt.
Fürſt Albrecht ſelbſten kam nach fünf und zwanzig Jahren
An dieſen Ort, wo ihm die Rettung widerfahren,
Nachdem er nun den Platz mit allem Fleiß beſehn,
Rühmt' er des Höchſten Schluß, der ihm, als Prinz, geſchehn:
Und weil ſich damals noch drei alte Männer fanden,
Die zu derſelben Zeit dem Köhler beigeſtanden,
Als Cunz gefangen ward, hat er aus Dankbarkeit
Durch fürſtliches Geſchenk ſie insgeſammt erfreut.

Carl Bernhard von Trinius

war im Jahre 1773 zu Erfurt geborrn, ſtudirte Medicin, wirkte zuerſt ſeit 1805 als praktiſcher Arzt zu Hafenpoth, und zwar mit ſolchem Glück, daß der Herzog Alexander von Württemberg ihn 1807 zu ſeinem Leibarzt ernannte. In dieſer Stellung lebte er eine Zeit lang zu Wien; ſpäter ging er nach Petersburg, wo er Doctor der Medicin, ruſſiſch kaiſerlicher Hofrath, Lehrer des Großfürſten Thronfolgers, auch Ritter der St. Annenordens 2., und des Wladimirordens 3. Claſſe wurde.

Er gab außer mehreren naturhiſtoriſchen Werken in deutſcher, franzöſiſcher und lateiniſcher Sprache heraus:

Dramatiſche Ausſtellungen. Berlin, 1820.

Einzelne Gedichte in Journalen und Almanachen.

Gedankenreichthum, lebendige Phantaſie und gewandte Behandlung der Form, erwarben ſeinen poetiſchen Leiſtungen allgemein eine freundliche Aufnahme.

Johann Christian Trömer

ward im Anfang des 18. Jahrhunderts wahrscheinlich in Leipzig geboren und war bei dem Steuerwesen angestellt; er schrieb unter dem Namen Jean Chretien Toncement, der Deutsch-Franzos. Später war er königlicher Post- und Reisecommissär zu Dresden, wo er 1757 starb.

Er gab heraus:

Des Deutsch-Franzos Schriften. Leipzig, 1736; neu Nürnberg, 1772.

Nackeickt non ehne Krieg, die in die Sommerzeit sein Ankefang kenomm, solks mon nenn Russisch Szeit. 1760.

Eigentlich der einzige deutsche makaronische Dichter, schrieb Tr. in einem Mischmasch von französisch und deutsch, wie es ungefähr ein Franzose sprechen würde, lustige und possenhafte Gedichte, die nicht ohne Witz und Laune, und namentlich für die Kenntniß der Sittenzustände seiner Zeit von Interesse sind. Eine kleine Probe möge hier, um der Merkwürdigkeit willen, folgen.

Vam Schmidt ßu Uttjerdock.

Vor diß, in ehn kewisse Land
Die alle Leute woht bekannt,
Da wohn ehn Schmidt ßu Uttjerdock
Mit ehne schwarß und weiße Rock;
Man nenn Ihn steß die fromme Schmidt,
Weil er ath ehn reckt kut Kemüth.
Denn er thu steß viel kute Werck,
Wie alle Leut ahn wohl kemerck;
Die Leut die ahn kar nicks ßu eß,
Er thu sie Speiß mit viel Caress,
Er keb sie Brod mit Kraut und Wurst,
Ehrnock er still ock ihre Dueſt;
Die Leut die ahn kar kehne Kleid,
Er Kleid sie nack Nothdürfftikeit.
Die krancke Leut, die woll crepir,
Er thu sie offt bevisitir.
Er keb sie kuten Arzeney,
Und thu sie kuts neck nielerley.
Er laß die arme Tod bekrad,
Wenn ihre Freund kehn Keld nit ahb.
Kosin! was man kan pretendir,
Daſ thu die fromme Schmidt prestir.
Ehnmal es iß ßu ihm kekomm
Ehn heiligk Mann, die ock leb fromm,
Die ditt kar sehr den Meſter Schmidt,
Weil abend iß und er iß müd.
Er soll ihm daſ mal permittir,
Bey ihm ßu nehm sein Nackt Quartir.
Der seomme Schmidt von Uttjerdock
Mit seine schwarß und weiße Rock.
Der spreck: Ick will das kerne thu
Ick wünsch nur, daß du mack kut ruh.
Er keb ihm Brod, er keb ihm Schinck,
Er keb ihm ock kut Bier ßu trinck.
Su bald als komm der Morgend Tagk,
Der Fremdd er woll sick weiter tragk
Dock er spreck erst: mein liebe Mann
On ahst mir viel ßu kut kethan.
Ick bin dir reckt viel obligir
Vor Eß, nor Trinck, und nor Quartir,
Danor mein liebe ehrlick Schmidt
Du kan dir ehne Knad ausbitt;
All was du wilst, du kan verlongk,
Du soll kleick deine Bitt erlangk.
Die Schmidt sagk: Ick bin obligir,
Daß du mir woll recompensir.
Ick brauck kar nicks in diese Welt,
Denn ick bin reick, und ahb viel Keld.
Und ick mack nicks mehr peetendie,
Ick bin kar nicks interessir.
Darauf antwort die frembe Mann,
Eh bien! Du ohst mir kuts kethan,
Ick kan das dock kar nit aerkeß,
Daß du so öhfflick bist keweß.
Drum ick will kerne danckbar seyn;
Ick will dir ehlff in Himmel neihn.
O! spreck die Schmidt: Mein liebe Ehrr,
Spahr dir die Müh, ick bitt dir sehr,
Ick kan in Himmel so passir,
Weil ick niel kute Werck prestie.
Ick ahb nock kar nicks döf kethun,
Ick leb so fromm, all wie ick kan.
Ick thn nit Spiel, ick thn nit sauff,
Ick thu nit stuck, ick thn nit rauff,
Ick thn die Fasten observir,
Ick thu ock kar nit courtisir.
Ick hanck vck nit, ick thu nit stehl,
Ick thu ock sonst kehn kroße Fehl.
Ick thu kar niemand illontie,
Und ahb ock kehn Mensch massacrir.
Ick thu all kut an arme Leut,
Und keb sie ihr Nothdürfftikeit.
Enfin! es kan nit anders seyn
Ick muß komm in die Himmel neihn.
Meintahlben spreck die fremde Mann,
Ick ahb dir mein Offerte kethan.
Wilstu mein kute Sinn nerschmäh,
Eh bien! ick muß es laß keschehn.
Allehn, ick kan nit fort marchir,
Als ehn undanckbar Passagir,
Darum mein liebe Meſter Schmidt
Thu du dock nur um etwas bitt.
Du kan ja bitt nack deine Will
Ick will dir en Moment erfüll;
Ick trett mein Reiß nit eher an,
Alt diß ick dir ehn Knad kethan.
Nu endlick thu der Schmidt parir,
Weil ihn der Fremd so sehr forcir.
Ee spreck: Weil nit kan anders seyn
Meintahlb ick keb mein Will darein,
Ick will mir nur 3 Stück ausbitt,
Wenn du wilt thun, mehr ick will nit.
Su erst, in meine Stude steh
Ehn kroße Stuhl, wie du da seh.
Die Stuhl ick abb laß mock aor mir,
Dock niel Leut thu sick drein placir.
à Part die krobe Bouer Leut
Die seß sick darein vileßeit.
Wenn du nun kanst die Kunststück mack,
Wie ick das wünsch, ick woll brav lack.
Du soll die Stuhl so preparir,
Wenn sick jemand in Stuhl placir.
Und er woll von die Stuhl auf steh,
Daß er nit kan von Stelle keh.
Und daß er muß in Stuhl bleib siß
Wenn er kleick wie ehn Ochße schwiß.
So lank all diß ick commandir,
Daß er kan non die Stuhl marchir.
Der Fremde spreck: mein liebe Schmidt
Daß iß ehn reckte schleckte Bitt.
Ick will sie dir kar kern kewähr;
Du kan non mir nock mehr bekehr.
Der fromme Schmidt non Uttjerdock
Mit seine schwarß und weiße Rock.
Er spreck: Kleick diese Augkendtick
Ick will bitt um das 2te Stück.
Ick ahb in meine ktehne Gart
Ehn Apffel Bamm von kute Art,
Danon die Apffel reckt kut schmeck,
Dvß man muß alle Fingker leck.
Daſ wehß kar woht viel schlimme Leut,
Die stehl sie mir bey die Nackt Zeit.
Und thu so schelmisch partagir,
Daß übrigk bleib nit viel var mir.
Wenn nun steigk ehn uff Baum ihnvuf,
So mock, daß er muß bleib drauf,
Biß daß ick keb Permission.
Daß er darf wieder keh davon.
Der Fremd er rickt den Baum so ßu,
Daß er muß diese Wunder thu.
Nu spreck die fromme Meſter Schmidt;
Jeßund es komm mein leßte Bitt;
Ick ahb ehn kroße Kohlen Sack,
Ick bitt, daß du woll ihn so mack,
Das wenn ick steck Jemand ihnein,
Oder es kriegk avn selber drein,
Daß er so iangk mnß drein restir,
Biß ick ihn wieder dimittir.

Denn manckemal es komm die Dieb,
Da will ick Sack vor Thüre ſchieb
Da kann ick ühbſch die Diebe fangk,
Ehrnock ſie werd an Kalgk kehangk.
So kleick die fromme Passagier
Sie aht den Schmidt gratiſieir.
Und endlick ſie nehm ihr Abſchied
Von ihre Wirth den fromme Schmidt;
Nit longk wie das ſu aht passir,
Da komm die Monsieur Tod marchir
Mit ſeine Uhr und Senſe Stock
Su fromme Schmidt vou Uttjerbock;
Der Tod er kloff ſtarck an das Hauß,
Der Schmidt er fragk: Wer iß denn drauß;
Der Tod er ſpreck: Mack du nur auf,
Es iß jemand, der will was kauff.
Darauf der Schmidt ſchließ anf die Thür,
Da tret die Monsieur Tod ehrfür.
Par bleu! wie thu die Schmidt erſchröck
Wie er ſeh die Monsieur Pußweck.
Er ſagk ßu Tod: Meiu liebe Mann,
Du treff bey mir kehu Herbergk an.
Allehn die Tod die thu nur lack,
Und ſpreck: Ick fragk da nicks darnack
Dein keben Stund iß all passir.
Du muß in Reick der Tod marchir.
Und aht dir nur uit laugke auf,
Die Uhr ſie iß kauß auskelauff.
Die Schmidt iß reckt voll Angkſtlickeit,
Er woll ſick nit ßu ſterb bereit.
Jedock ßu ehne kute Klück
Er denck au ſeine Kunſten Stück.
Er denck, nu wart du ſchlimme Tod,
Du ſoll mir kriegk dein türckiſch Roth.
Er ſpreck mit ehn barmehrßigk Arth:
Ehrr Tod thu nur ehn biſſel ward,
Ick will ßu Reiß mir preparir
Und will kern mit dir ſort marchir.
Allehn du werd wohl müde ſeyn,
Seß dir dieweil in Stuhl ihnein.
Du kan Comodité kebranck,
Und kau ehn Feiſſel Toback ranck.
Der Tod der iß ſo tumm keweß,
Und aht ſick iu der Stuhl keſeß,
Er kriegk ſein Feuer Mörſ ehrauß,
Und ahit ehn klehne Tobac Schmauß.
Par bleu! Ee mack ſo kroße Damff
Doß mon könn kriegk bovon den Kramff.
Wie er ſiß iu dem Stuhl nit langk:
Es werd ihm krauſam Angkſt und bangk,
Er rippel nnd er rappel ſick,
Und mack reckt fürckterlicke Blick,
Er thu die Schmidt ſtarck admonir,
Sie ſoll mack ſort, ſie woll marchie.
Und endlick ſpreck die ſeomme Schmidt:
Nu ick bin ſertigk, ick keh mit.
Der Tob woll aus die Stuhl aufſteh,
Allehn er wehß nit, wie ßu keh,
Er mack ſick wie er will movir,
Er kan nit aus die Stuhl marchir.
Ey, ey, wie thu die Schmidt drav lack,
Sie plagk die Tod ſie ſoll ſort mack.
Die Tod ſie raßel mit ſein Behn
Und blöck vor Angkſt ſein Kälber Zähn,
Der Schmidt der thu was reckts bravir,
Die Tod ſie ſoll dock ſort marchir.
Da ſpreck der Tod: Mein liebe Mann!
Seh du bann nit, daß ick nit kan.
Daſ iß mir kehne mal passir,
Daß ick bin word ſa ſehr vexir.
Ick wehß nit, ob ick bin beher,
Ick martee mir daß ick muß krer.
Wenn du kan ehlff, ick thu dir bitt,
Ack ehlff mir liebe Beuder Schmidt.
Der Schmidt ſagk: Nu dn nit kan ſort,
Du Schurck, nu keb du kuten Wort,
Schau, ſchau du Beſtialité,
Erſt, du ſprek mit Brutalité:
Schmidt deine Stund iß all passie,
Du muß in Reick der Tod marchir,
Jeßund du nenn mir dein mon Frere,
Allehn ick banck vor dieſe Ehr,
Der Teuf er mack dein Bruder ſeyn,
Der ſchick ſick ßu die Strecke Bein.
Wee dir keheiß, ßu mir ßu keh,
Ee helff dir ock aus Stuhl aufſteh!
Der Tod er thu reckt lamentir,
Und ſie thu die Schmidt promittir,
Wenn er ihn nit mehr werd ſa kränck,
Er woll ihm nock 10 Jahre ſchenck.
Sie keb ihm ihre klopper Hand.
Und ihr Parol ßu Unterſand.
Darauf es laß der Schmidt keſcheh,
Daß darf von Stuhl der Tod auf ſteh.
Der Tod er ärger ſick kanß kranck,
Und marchir fort mit ſchwehr Kebanck.
Er ath ſick reckt viel chagrimir
Daß ihn der Schmidt aht ſo touchir.
Indeß der Schmidt er lack ſick ſatt,
Daß er den Todt betrogken aht.
Sa bald als nu 10 Jahr um ſeyn,
Eher Tod ſtell ſick ühbſch wieder ein,
Er thu reckt ſehr brutaliſir,
Als wie ehn böſe Exequir.
Er blöck die Zähn mit kroße krauß,
Und ſchrey wie ehne Fieder Maus.
Fort Schmidt du Uhnd du muſt nn ſterb,
Der Schmidt denck, du ſoll dock nicks eeb,
Komm denn du Ripps Rapps noch ehnmal,
Wart, wart, ick will dir ſchon beſahl.
Er mock den Tod viel Compliment,
Und bitt ihn in ſein Logiment.
Der Tod er ſchüttel ſeinen Koff,
Und ſpreck: Denck du, ick bin beſoff?
Mein du denn, daß ick ahd veeke,
Wie ick in ſchlimme Stuhl keſeß.
Ick müſt ehn tnmme Ockſe ſeyn,
Wenn ick marchir in Stnb ihnein.
Fort, fort, mack nur nit viel Façon,
Daſ mal du kriegk kar kehn Pardon.
Der Schmidt thn ſick ſehr aubmittir,
Und ſpreck: Er woll kern mit marchir.
Er woll ſick unr ßn reckte mack
Und woll ſuck ſeine Reiße Sack.
Der Tod laß ſick nock persuadir,
Und thu vor Stuben Thür reatir.
Indeß er denck, weil ee muß wart,
Ee keh ehn biſſel in der Kart.
Es werd ihm dock nun nit manqnir,
Daß er den Schmidt kau attrapie.
Allehn das war ehn keuße Fehl,
Daß er ſick das Plaisir erwehl.
Denn als er in den Kart passir,
Er thu die Baum kleick uberſir.
Darauf die ſchöne Apffel wackß,
Die ſchöner ſeyn als in kanß Sackß.
Der Tod kriegk ehu kroß Appetit,
Daß er davon nehm etlick mit,
Er denk, in ſeine Schnapſe Sack
Er woll ſick ehu Partie einpack.
Dock weil er ſie kau nit erreick,
Er muß uff Apffel Baum uauf ſteigk
Mit ſeine langke Truthahn Fuß,
Und denck nit, daß er kriegk Verdruß.
Worum? der Schmidt ath wohl keſeh,
Und laß daſ kar ßu keru keſcheh.
So bald als nur der Tob ihnauf,
Do komm der Meſter Schmidt kelauff
Mit ehne kroße Oppffen Stangk,
Und ſeine Kneckt mit Schmide Zangk,
Sie komm als wie der Bliß kerenn,
Und thu wenn ſie den Tob nit kenn.
Sie ſchrey, du Schelm, du Apffel-Dieb,
Daß wir dir fangk, das iß uns lieb.
Allo ſchlagk ßu ihr kut Camrad,
Weil er uns thu ſo kroße Schab.
Par bleu! wie ſchlagk die Schmidt Kneckt ßu,
Sie ahlt kae kehne biſſel Ruh,
Der Tod mack ſchrey nur wie er will,
Sie ſchlagk drauf loſ, und ahlt nit ſtill.
Das thu ſo ehn Kerumpel mack
Als wie uff welſche Nußen Sack,
Der Tod woll kerne echapir,
Allehn das mal er muß pausir.
Und er thu mit ſein Schade ſeh,
Dos es ihm wie in Stuhle keh.
Darum er eickt ſick nack der Ort,
Und keb an Schmidt reckt kute Wort.
Er ſoll ihn dock nit ſchlagk ſo ſehr,
Er woll ßu ihm komm kar nit mehe.
Der Mehſter Schmidt hör enblick auf,
Und er ſchau uff die Baum hinauf,

Er thu, als wenn er reckt erſchröck,
Das er kſchlagk die Ehrr Pußweck.
Er thu ock als wenn ihm wär leid,
Und ſpreck mit kroß Scheintheiligkeit;
Ehrr Tab ſie thu mir pardonir,
Daß ick ſie ahb incommodir.
O! ſey ſie hock uff mir nit böß,
Daß ſie aht kriegk ſo krobe Stöß.
Par bleu! Wir ahn nit kern kethan,
Wir drnck wir treff eha Dieb da an.
Der Tod denck uff ehn kluge weiſ
Ick muß in ſauer Apffel deiſ.
Du biß mir wohl die reckt Keſell,
Ick muß mir nur ock was verſtell.
Er ſpreck: Mein liebe Mehſter Schmidt,
Ick wehß ſchan, du kan davor nit,
Dack du fall mir die Lied erzeigk
Und ſoll mir laß van Baum abſteigk.
Der Schmidt ſpreck: Ja mit all Plaiſir,
Komm nur ehrab aon Banm marchir.
Der Tod bemüh ſick was er kan,
Allehn es keh ihm kar nit an.
Er muß ſtieß uff der Baume bleib
Szu Schmidt ſein luſtigk Zeit vertreib,
Er thu den Tod reckt brav vexir,
Er ſoll hock komm, ſie woll marchir.
Dock weil die Tod nit runter kan,
Der Schmidt thu ihm viel Schimff-Wort an.
Er ſpreck: nu ſchau du Mruſchr. Fucks,
Kelt ick ahb dir nock mal drinckß.
Du ſuper klugke Weiſe Naſ
Jeßund du Zitter wie thu Haſ,
Du kan die kanße Welt bezwingk,
Und kan hock nit aon Banm abſpringk.
Daſ ſchmeck wie bitter Mantel Kern,
Wart Bogkel du ſolt feiffea lern.
Dem Tod werd reckt viel Angkſt und baagk,
Der Schmidt kriegk ſeine Hopſſe Stangk,
Und keh dem Tod viel Naſe Stüber
Doß er bekomm das kalte Fieber.
Der Tod thu dem Schmidt offerir.
Wean er ihn das mal liberir,
Er woll ihm die Parole keh,
Daß er ihn woll laß ewigk leb.
Er woll ihn ait mehr pertarbir,
Wenn er ihn das mal laß paſſir.
Er ſoll ihm aur ebiff aus die Noth,
Er woll das ahlt als ehrlick Tod.
Der Schmidt re thu das acceptir,
Und thn ihn das mal liberir.
Der Tod mack mit die Schmidt Contract,
Ehrnck er aht ſick ſort kepackt.
Er aht erbörmlick auskeſeh,
Es thu ihm alle Kieder weh.
Er nehm ehn kanß betrübt Abſchied
Von ſeine Feind die fromme Schmidt.
Von ſeine Hopffen Stangk Tracteur,
Und danck kar ſchleckt vor all Hoaneur.
Es lauf der Monſieur Senſe Mann
So uhrtigk fort all er nur kan,
Er aht ſick kar nit umkeſeh,
Biß er komm, da ehn Wind Mühl ſteh,
Da ſetz er ſick an Wind Mühl Haus,
Und woll da ruh ehn bißel aus.
Wie ee nun da ſo trautigk ſitz,
Und nock vor Angkſtlikeit brav ſchwitz.
Da komm der Teuffel an marchir,
Daß iha der Tod kaum abservir.
Der Tod wie er den Teufel ſeh,
Er ſpreck: Du Bestialité!
Wer Teuf wee aht dir her keſchick?
Keh pack dir weck du Kalgken Strick,
Uab wenn du nit will retirir,
Ick will dir Teuf kleick massacrir.
Der Teuf ſpreck: Foudre! mon Cousin,
Was ahſtu denn vor kroß chagrin?
Par bleu! was iß dir dena paſſir?
Ick ahb die kar nit disgoustir.
Der Tod ſpreck: (mit betrübt Visage.)
O mir verleh wohl die Courage.
So lang all eck keweß der Tod,
Ick ahb keabbt nock kehn ſo Noth.
Kennſtu die Schmidt ßu Uttjerdock
Mit ehne ſchwarß und weiſe Rock!
O der verfluckte Zauder Mann
Der ath mir kroße Tord kethan.
Ick komm und walk ihn exponir,
Er aht mir ſelbſt bald massacrir.
O liebe Ehrr mon Frere Cousin,
Du klaub nit, was das aor Chagrin.
Par bleu! ick ohb mir alterir,
Das ick aor Zorn bald muß crepir.
Der Tod aht Teufel all keklagk,
Wie er vom Schmidt iß word keplagk.
Wie er ath in die Stuhl keſeß,
Und wie er uff die Baum keweß.
Der Teufel fangk reckt an ßu lack,
(Wie er vernehm ſa ſchöne Sack)
Er thn ſick krauſam ciel moquir.
Und ſpreck ßu Tod: (Ihm ßu toochir)
Je du biß ja die Menſche Freß,
Und biß ſo tumme Narr keweß.
Du thu ja alles massacrir
Und laß dir von ehn Schmidt vexir.
Je du ehnfältigk Puße weckt
Man ſall dir in ehn Eſel ſteck,
Der Tod ſpreck mit kroß alterir,
Daß dir das Wetter fricassir.
Du Teufel Teuf iß das Raiſon,
Daß du mir vexir sans Façon?
Ick bin eha kroß betrübte Mann
Uab da thn mir ock Schande an.
Du Naſe ſchwarß ahſt kut partie
Keh nur, und thn du ack probir.
Du Trufel Uhns Fütter Visage,
Keh hia, und probir dein Courage.
Der Teuf ſpreck: O! die arme Traff
Ick will ſie bald kriegk bey die Schoff.
Ick ohb ſchau mancke Menſch keahl,
Ick kriegk den ock uff mein paral.
Der Teuffel thu mit Tod parir,
Er woll den Schmidt weck transportir.
Der Tod ſpreck: Ick will uff dir wart,
Biß du komm mit die Ziegen Bart.
Katin! der Teuf iß fort marchir,
Und iß bei Schmiede arrivir.
Er woll kleick in die Auhß keſchwind,
Allehn er kan kehn Lock nit find
Da er ſick neihn kan practicir,
Doſ thu ihm ſchon viel chagrinir.
Er keh wie Koß um heiße Brei,
Daſ mack ihn viel Fick Fackerey.
Darum der arme Teuffel Troff,
Er muß fein an die Hauß Thür kloff.
Dock eh die Thür werd auf kethan,
Der Schmidt fragk erſt: wer kloff denn an?
Der Teuf ontwort: mein liebe Schmidt,
Ick bin Ehrr Teuf ick thu dir bitt,
Keb mir back ehne Nackt Qvartir,
Ick will dir kar nit molestir.
Der Schmidt ſpreck: Je du Teufel Teuf,
Ick will dir was uff Puckel feiff.
Der Teuf darf nit in meine Auhß,
Es iß da nicks vor ihn ßu ſchmauß.
Du kan dir deine Wege ſcheer,
Und kau keh hin, wo du komm her.
Der Teufel keh reckt kute Wort,
Er ſpreck: Ick kan ait weiter fort,
Ick ahb mir ehne Beha vertret,
Logir mir nnr in dein Secret.
Er druck, bin ick nur ehnmal dreiu,
Der Schmidt ſoll balde meine ſein.
Der Schmidt merck kar wohl was paſſir,
Wart Teuf ick will die ſchoa curir.
Er denck in ſeine Schmidte Koff,
Ick will dir ſchon die Fell aus kloff.
Er ſpreck ßu Teufel Paſſagir,
Du ſoll wohl kriegk ehn Nackt Qvartir,
Bey mir die Schmidt ßu Uttjerdock,
Wenn du ſahe ein ßu Schlüßel Lock;
Dean weil es iß ſchau finßer Nackt,
Die Auhß Thür werd nit uſt kemackt.
Der Teuf thu kerne acceptir,
Wenn er nur kan in Auhß logir.
Er freu ſick ſchon in ſeine Sinn,
Wie er vom Tod die Wett kewinn.
Allehn der Schmidt er war ßu klugk,
Er merck vom Teuffel ſein Betrugk.
Er denck, ick muß dir prevenir,
Daß du mir nit kau attrapir.
Keſchwind ee nehm ſein Kohlen Sack
Und thu ihn vor die Schlüß Lock mack.

Alsdenn er ruff: Nu komm ehrein,
Ubsch fahr der Teuf ßu Schlüß lock rein.
Allehn sie fahr in Kohlen Sack,
Da thu die Schmidt die Sack ßu mack.
Die arme Teufel muß nu seh,
Daß man mit sie mack attrapé.
Er fragk, Ehrr Schmidt wos fall das sein,
Daß du mir steck in Sock ihnein!
Ick kan in Kohlen Sock nicks seh,
Laß mir dock aus die Sack rous keh.
Der Schmidt spreck: Ey du Teufel Teuf,
Nu du soll lauß, wie ick werd feiff.
Was ahstu Teuf bey mir ßu thn!
Wact, wact, ick will dir trinck ehns ßu,
Denck du denn nit, daß ick wohl merck,
Was du will mack vor schlimme Werck
Mit mir, ick acme ehrlick Mann.
Allehn du komm kauß unreckt an.
Du Teuf dick soll der Teufel ohl,
Wenn du nit mack reckt Capriol.
Der Teuf er thu sick excusir,
Er schwöhe bey alle Kroß Vezier.
Bey alle alte Juagkfer Schuh
Er ahd ihm woll kehn Leid anthu.
Der Schmidt er spreck: Es iß schon eeckt,
Ick kenn die schon du kute Kneckt.
Wer kron dir und dein Vetter Tod,
Ee komm kewiß in kroße Nod.
Du thu die kauße Welt betügck,
Und ahst dir jeßund selbst betrügk.
Der Schmidt ruff seine Schmiede Kneckt,
Alle ihr Pursch nu ardeit reckt.
Schmeist Sock mit Teuffel uff Amboß,
Und schlogkt nur wacker uff ihn loß.
Die Schmiede Kneckt ahn kleick kethan,
Sie packt ihn wie die Häscher an.
So bald sie uff die Amboß liegk,
Da thu sie die Schmid Hammer kriegk.
Poß tauß! wie schmeiß die Schmidte druff
Das keh die Piff, die Paff, die Puff.
Die Schmiede Kneckt sie bild sick ein,
Der Teufel werd ehn Stock Fisch seyn.
Ey, ey, wie thn die Teuffel schrei,
Ihr Schelm ide schlogk mir all entßwey.
Er thu wie ehne Löwe brüll,
Allehn sie ahlt drum dock nit still.
Biß endlick, daß sie werde müd,
Da singk der Teuf ehn Sterbe Lied.
Und bitt man soll ihm pardonir,
Er woll kehn mal mehr retournir.
Nu endlick loß die Schmidt keschch,
Und spreck die Kneckt soll ihn laß keh.
Jedock der Teuf muß promittir
Er woll sick wieder retirir,
Wo er ßuvor war rein kekrock,
Als nehmlick dureck die Schlüssel Lock,
Der fromme Schmidt von Uttjerbock,
Der ahlt den Sack vor Schlüssel Lock,
Ey, ey, wie war der Teuf keschwind,
Er retirir sick wie der Wind,
Allehn er kriegk nock uff die Wegk
Ehn ahlde uhndert kute Schläge.
O wie marchir der Teuffel fort,
Und er verfluck die schlimme Ort.
Wo ihm iß so malheur passir.
Vor Angkst er thu nit observir,
Daß ihm die Hüfft entßwey keschmiß,
Und ehne lahme Teuffel iß.
Biß dey die Tod er arrivir,
Die thu ihn schön beneventir.
Sie spreck: Du komm kauß malheureux,
Willkomm Diable Boiteux,
Du ahst wohl brao bekomm ßu trinck,
Doß du so kroußam viel muß hinck.
Vielleicht du ahst ehn Uhnee Angk,
Laß dir die Schmidt wos keb ßu dronck.
Sa kehts, die Teuffel knappe Schn
Die eickt ehn so die Füße ßu.
Du ahst ack wohl dos Podagra,
Singk nur Bundadinellala.
Wie iß! Du kan kehn Wort parlir,
Du seyn jo eeckt viel Constarnir.
Der Teuf er seh se morbleu ous
Wie ehn banerotte Tauben Auß,
Vor Zorn er kan nit respondir,
Weil er sick nit kan revangir.
Par bleu! Er mack so viel Grimacer,
Als wie uff Jagd die wilde Kaß.
Und wie er sick recolligir.
Er fangk an sehr ßu kalmirir.
Er spreck: Mein kute Vetter Tod,
Du ahst keahbt kehn solcke Noth.
Als wie ick in die Kohlen Sack,
Ick wedß nit wer den ath kemack.
Kehn Fluck man kan nock mehr erdenck,
Die er nit in die Koht Sack schenk;
Er thn den Tod all rapportir,
Was ihm iß dey die Schmidt passir.
Der Tod er lack ihn erblick aus,
Ahd ick dir nit kesagk voraus.
Du seyn ja ehn Politicus,
Und mack dir selbst so kraß Verdruß.
Eh dies es iß dir reckt kescheh,
Ick woll daß dir nock schlimmer keh.
Ehn andermal bleib ous die Auß,
So dörf du kehn Schmithammer schmauß,
Und thu dir nit mehr so moquir,
Wann andern ehn Malheur passir.
Allehn! was iß nunmehr ßu thu?
Das best iß, wir keb uns ßu Ruh,
Wir könn das dock nit anders mack,
Wir muß aur mit Kedult ertrogk.
Vielleicht die Zeit werd permittir,
Daß wir uns könn nack revangir
Komm wir woll keh in schwarze Bär,
Und woll ehn Kläßel Wein verkehr.
Wer wedß wen wir do rencoatrir,
Der Deutsch Francos fall uns tractir.
So consolir is ihre Noth
Die 2 ßusammen der Teuf und Tod.
Das war die Historire von Schmidt ßu Uttjerbock,
Dan Teufel und von Tod, wie die seyn ward betrock.

von Tromlitz, s. von Witzleben.

David Trommer,

um das Jahr 1663 zu Plauen geboren, lebte als Magister der Philosophie, gekrönter Dichter und Pfarrer zu Baiern, nachdem er zu Zülsdorf und Buckau in Kursachsen gestanden hatte. Sein Todesjahr ist unbekannt.

Er schrieb:

Geistliches Singespiel von der Verehelichung Isaaks und der Rebekka. Leipzig, 1691.

Eine schwulstige Arbeit, im Lohensteinischen Geschmack.

Ignaz Paul Vital Troxler

ward am 17. August 1780 zu Beromünster im Canton Luzern geboren, und wurde zu Solothurn und Luzern auf Jesuitercollegien gut unterrichtet. Kurze Zeit darauf diente er bei dem Ausbruch der französischen Revolution als Secretär des Regierungsstatthalters: der Drang nach Wissenschaft trieb ihn jedoch auf deutsche Universi-

täten zum Studium der Medicin und Philosophie. In Jena ward er, 1800, von Schelling fortgerissen; dann studirte er zu Göttingen und Wien. Er bereiste 1806 Italien und ließ sich nach seiner Rückkehr in Luzern als praktischer Aezt nieder. Doch ein wahres freies Wort, das er während einer Epidemie gegen den dasigen Sanitätsrath schrieb, vertrieb ihn. Nun ging er nach Wien, bereiste dann Holland, Frankreich, Italien und kehrte 1806 nach Münster zurück. 1814 ward er politisch verdächtig und nur durch hohe Verwendungen gerettet. Nach einer diplomatischen Mission nach Wien und Berlin wohnte er 1816 in Aarau und nahm 1820 — nachdem er mehrere ausländische Berufungen mit unerschütterlichem Patriotismus ausgeschlagen hatte — den philosophischen Lehrstuhl zu Luzern an. Von hier vertrieben ihn die Jesuiten, die alle seine trefflichen pädagogischen Unternehmungen zu Schanden machten. Er ging nach Aarau, wo er als Lehrer, Aezt und Vorsteher einer polytechnischen Schule wirkte. 1830 wurde er als Professor der Philosophie nach Basel berufen, aber auf den Verdacht der Theilnahme am Aufstand der Basler Landschaft schon im folgenden Jahre abgesetzt. Später lebte er in Aarau, wurde 1832 Mitglied des großen Raths des Cantons Aarau, zugleich Ehrenbürger von Bern und Professor an der dortigen Universität, wo er gegenwärtig noch wirkt.

Er veröffentlichte:

Ueber das Leben und sein Problem. Göttingen, 1807.
Elemente der Philosophie. Leipzig, 1808.
Blicke in das Wesen der Menschen. Aarau, 1812.
Ueber die Schweiz. Aarau, 1815.
Schweizerisches Museum. Aarau, 1816.
Philosophische Rechtslehre. Zürich, 1820.
Fürst und Volk. Aarau, 1821.
Was verloren ist, und wie zu gewinnen? Glarus, 1822.
Luzern's Gymnasium und Lyceum. Glarus, 1823.
Ueber die römische Kirche, ihre Gebrechen und Verbesserung. Aarau, 1829.
Metaphysik. Aarau, 1828.
Logik. Stuttgart, 1829.
Vorlesungen über Philosophie. Bern, 1835.

Tr. wird mit folgenden Worten sehr treffend von Menzel in dessen deutscher Literatur Band I. Seite 309 charakterisirt: „Troxler huldigt ebenfalls noch dem Dualismus, dem Gegensatz der zwei Principe. Er ist eine der eigenthümlichsten Erscheinungen in unserer Literatur, und drückt selbst einen großen realidealen, praktisch-speculativen Gegensatz aus. In der politischen Umwälzung der Schweiz äußerst thätig, predigte er doch die Demokratie noch in der Demokratie und würde sie in der dritten Potenz predigen, wenn er sie in der zweiten durchgesetzt hätte. Seine philosophische Lehre aber schwebt in einer weiten und ruhigen Höhe über dem kleinen Getümmel der Basler und Luzerner, Berner und Aargauer Revolutionen, und scheint nicht das Mindeste mit demselben gemein zu haben. Doch hat sich Troxler zu einer Modification seiner frühern Ansicht bekannt und in gewisser Beziehung dem freiheitsstolzen Fichtianismus genähert, ohne deshalb die Lehre Schelling's vom Gegensatze aufzugeben. Er verlegt nur die Identität der Gegensätze wieder rückwärts in das Fichte'sche Ich. Er nimmt eine innerste lebendige Einheit an, gleichsam im Weltsamenkorn, das Alles in sich enthalte und aus sich hervortreibe, im Gegensatz gegen jene unlebendige ideale Einheit, die nur eine wechselseitige Aufhebung und Vernichtung der Pole ist. Wie der ganze Baum im Samenkorn, und das Samenkorn im Baum, so sei auch die ganze Welt trotz ihrer Mannigfaltigkeit beständig zugleich in der lebendigsten Einheit, und wie alle Kräfte und Erscheinungen der Welt aus jenem innersten Einheitskern hervorgegangen, so wiesen sie auch alle darauf hin und gäben davon Zeugniß, keineswegs bloß die einseitige Denkkraft. Nun ist aber Troxlers tiefsinnige und kühne Lehre folgende: Die Einheit aller Dinge ist in der menschlichen Seele, in ihr liegt der Abgrund des Göttlichen, wie die ganze Natur. Alles kann der Mensch nur in sich und durch sich erkennen. Mit Gott ist er keineswegs bloß auf eine historische Weise durch Christus verbunden, sondern unmittelbar und wesentlich. Mit der Natur ist er nicht nur äußerlich durch die Sinnlichkeit verbunden, sondern die ganze Natur ist schon unmittelbar in seiner Sinnlichkeit. In seiner Seele aber ist die Einheit von beiden, von allem. Die Seele ist das Ursprüngliche, alles Entfaltende, alles Umfassende. Der innerste Kern der Seele aber ist das Gemüth, und ihr Gegenpunkt, darin sie sich reflektirt, die Sinnlichkeit. Um diese beiden Brennpunkte kreisen beständig in entgegengesetzter Richtung zwei Kräfte der Seele, zwei Psychen, die eine vom Gemüth hinabsteigende, übersinnliche, das Sinnliche vergeistigend, die andere von der Sinnlichkeit aufsteigende, untersinnliche, das Geistige versinnlichend. An jene beiden ruhenden Brennpunkte nun und an diese beiden ewig beweglichen Kräfte vertheilt er alle Seelenvermögen und alle äußerlich gewordenen derselben entsprechenden Erscheinungen oder Dinge."

Friedrich Carl Adolf von Trützschler

ward am 3. Juni 1751 zu Kulmitsch bei Weida im Voigtlande geboren, studirte seit seinem 15. Jahre in Jena die Rechte und wurde 1771 als Assessor bei der Landesregierung zu Altenburg angestellt. 1774 wurde er Hof- und Consistorialrath, 1783 Consistorialpräsident und geheimer Regierungsrath, 1780 Vicekanzler, 1794 Geheimrath und wirklicher Kanzler, 1804 wirklicher Geheimrath und 1820 Präsident des geheimen Rathscollegiums zu Gotha: doch behielt er seinen Wohnort immer in Altenburg. Erst 1830 nahm er, nachdem er schon vor neun Jahren sein 50jähriges Dienstjubiläum gefeiert hatte, seinen Abschied. Er starb am 31. Juli 1831 zu Falkenstein im sächsischen Voigtlande. Er war Großkreuz des königlich sächsischen Civilverdienst- und des weimarischen Falkenordens.

Außer mehreren juristischen Schriften veröffentlichte er:

Elise, Schauspiel. Altenburg, 1777.
Liebe und Tod. Altenburg, 1778.
Lodio. Leipzig, 1779.
Karl von Helberg. Altenburg, 1781.
Geschichte der Emilie Goldbach. Altenburg, 1782.

Gute Charakterzeichnung und das Talent, die Aufmerksamkeit des Lesers oder Zuschauers bis zum Schlusse zu spannen, erwarben seinen belletristischen Schriften zu ihrer Zeit ein geneigtes Publikum.

von Trymberg, s. Minnesinger.

Adolph Ritter von Tschabuschnigg

ward am 20. Juli 1809 zu Klagenfurt geboren und stammt aus einer reichsritterlichen Familie des Herzogthums Kärnthen. Er studirte auf dem dortigen Gymnasium und Lyceum und dann auf der Universität die Rechte und trat 1832 als Rathauskultant in den Staatsdienst. Von hier wurde er als Justizbeamter nach Triest versetzt, wo er gegenwärtig noch verweilt.

Von ihm erschien:

Gedichte. Leipzig und Dresden, 1833.
Novellen. Wien, 1835. 2 Bde.
Immergrün. Wien, 1837.
Ironie des Lebens, Roman. Wien, 1840. 2 Bde.
Gedichte, Erzählungen u. s. w. in Journalen und Almanachen.

Innigkeit, reiche Phantasie, tiefes Gefühl und eine freie Lebensanschauung, verbunden mit einem unermüdlichen Streben nach Vervollkommnung, haben ihm einen sehr geachteten Rang unter den Dichtern seines Vaterlandes erworben.

Tschachtlom, s. Meistersänger.

Andreas Tscherning

ward am 18. October 1611 zu Bunzlau in Schlesien geboren, und mußte schon im 19. Jahre als Protestant vor den Gefahren des 30jährigen Krieges flüchten; 1630 begann er in Görlitz durch Unterricht sein Leben zu fristen. In ruhigeren Tagen ging er auf die Schule zu Breslau, 1635 auf die Rostocker Universität, mit Empfehlungen von Opitz an Peter Lauremberg, der sich seiner sehr annahm, versehen. 1637 mußte er nach Bunzlau heimkehren, wurde aber durch die religiösen Unterdrückungen bald aufs Neue vertrieben. Er wandte sich zum zweiten Male nach Breslau, das von Neuem ihm eine Vaterstadt, ja die Quelle und Ursache seines Lebensglückes wurde. Seine Gönner daselbst machten ihm möglich, einen längst gehegten Wunsch, die unterbrochenen Studien in Rostock zu vollenden, zu Stande zu bringen. Er ward Docent und als 1644 Lauremberg starb, dessen Nachfolger als Lehrer der Dichtkunst. Sein Glück war nun entschieden, aber leider von kurzer Dauer, da ihn der Tod schon am 27. September 1659 ereilte.

Seine Schriften sind:

Deutscher Gedichte Frühling. Breslau, 1642.
Vortrab des Sommers deutscher Gedichte. Rostock, 1655.
Poetische Schatzkammer. Lübeck, 1659; in 12.
Uebersetzung von Alt's arabischen Sprichwörtern. Rostock, 1642.

Tsch. gehört zu den talentvollsten Nachahmern seines Vorbildes Opitz, namentlich zeichnen sich seine lyrischen Gedichte durch Anmuth, Kraft und gute Behandlung der Sprache aus, nur entlehnte er zu viel von seinem Meister und bewegte sich daher nicht mit Freiheit und Selbstständigkeit, mit denen er ungleich mehr hätte leisten können.

Andenken an Gott.

Denk an Gott zu aller Zeit,
Ueberlege seine Güte
Tag und Nacht dir im Gemüthe,
Die schon währt von Ewigkeit.
Er ist unser Fels in Noth;
Denk an Gott!

Hast du guten Stand und Ruh',
Geht dir alles nach Behagen:
Schreib es ihm mit Danke zu.
Kommt dann Trübsal eingeschlagen,
Treiben Menschen aus dir Spott:
Denk an Gott!

Fallen Krieg und Seuchen ein:
Wer an seinen Gott gedenket,
Kann im Glauben sicher sein.
Wird der Brodkorb hoch gedenket:
Regnet doch der Himmel Brodt.
Denk an Gott!

Jüngling, weil dir deine Kniee
Noch bei grünen Kräften blühen:
Sei nicht stolz, gebrauche sie,
Schone dich nicht zu bemühen;
Aber halt' auch dieß Gebot:
Denk an Gott!

Weil du schwach wirst, alter Greis,
Weil dein kaltes Haupt beschneiet,
Weil der matten Glieder Eis
Schon das Ende prophezeiet,
Weil du wägst das letzte Loth:
Denk an Gott!

Lob des Gesanges.

Wer ungereget
Die Sinnen träget,
Wenn Künstler singen
Und Saiten klingen,
Ist taub an Ohren
Und krank geboren.
Weil sonst sich reget
Was Sinnen träget.

Gott will durch Singen
Und Saitenklingen
Nicht nur auf Erden
Gerühmet werden,
Man soll ihn oben
Auch also loben:
Da wird das Singen
Viel schöner klingen.

Mehr Lust für Ohren
Ist nicht geboren;
Sie treibt vom Herzen
Verdruß und Schmerzen,
Kann tiefer dämpfen,
Giebt Muth zu kämpfen,
Macht durch die Ohren
Uns neu geboren.

Was hier sich reget
Und Sinnen träget,
Heißt David singen.
Er heißet klingen
Vor Gottes Ohren
Was je geboren,
Weil er gereget,
Was Liebe träget.

Aegidius Tschudi,

aus altem Patrizierstamm 1505 zu Glarus geboren, studirte in Basel und Paris. 1528 sandte ihn Glarus im Reformationsgeschäft nach Einsiedeln zur Tagsatzung; 1529 wurde er zum Landvogt in Sargans; 1533 zum Landvogt in Baden und 1549 zu demselben Amte von Neuem gewählt, nachdem er inzwischen acht Jahre in französischen Diensten gestanden hatte. 1556 wurde er Statthalter, 1558 Landammann zu Glarus. In dieser Würde starb er 1572 am 28. Februar.

Von ihm erschien im Drucke:

Schweizerhistorie, von 1000—1470.

Leben und Schriften, von J. Fuchs. St. Gallen, 1805.

Tschudi's Werk ist eine wichtige Quelle für die Schweizer Geschichte und um so verdienstlicher, als es, sich vor ähnlichen Arbeiten jener Zeit höchst vortheilhaft auszeichnend, auch wegen seiner Sprache und Darstellung, die sich bedeutend über das Gewöhnliche erheben, wahre Anerkennung verdient.

---

von Türlin, s. Minnesinger.

Tüsch, s. Meistersänger.

August Detlev Christian Twesten

ward am 11. April 1789 zu Glückstadt geboren, studirte Philologie und Theologie in Kiel, wurde Doctor der Philosophie und dann als Lehrer und Inspector an zwei Gymnasien in Berlin angestellt. Im Jahre 1814 folgte er einem Rufe als außerordentlicher Professor der Theologie an der Universität zu Kiel und zeichnete sich hier durch zwanzigjährige bedeutende Wirksamkeit rühmlichst aus. Nach Schleiermachers Tode rief man ihn von Neuem auf das Ehrenvollste nach Berlin zurück, wo er gegenwärtig als ordentlicher Professor und Doctor der Theologie und Ritter des Danebrog, noch in regster Thätigkeit lebt.

Er gab in deutscher Sprache heraus:

Logik und Analytik. Schleswig, 1825.

Grundriß der analytischen Logik. Kiel, 1834.

Die ungeänderte augsburgische Confession (mit Harms). Kiel, 1819.

Vorlesungen über die Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche. Hamburg, 1826. 1. Bd. 1838. 4. Aufl. 1837. 2. Bd.

Nachricht von dem zu Gettysburg in Pensylvanien zu errichtenden theologischen Seminare u. s. w. Hamburg, 1826.

Recensionen u. s. w. in Zeitschriften.

Ueber Tw's Dogmatik als dessen Hauptwerk, urtheilt der Verfasser des denselben betreffenden Artikels im Conversationslexikon der Gegenwart Bd. V. Abth. 2. S. 138 folgendermaßen, indem er die von diesem bedeutenden Theologen eingeschlagene Richtung treffend charakterisirt: Tw. sucht hier nach Schleiermachers Vorgange die Gebiete der Philosophie und der Dogmatik zum Vortheil für beide völlig zu scheiden. Als die eigentliche Aufgabe der Dogmatik betrachtet er die wissenschaftliche Darstellung des unmittelbaren religiösen Bewußtseins, und näher des gemeinsamen Glaubens der christlichen, der evangelischen, und weiter etwa der protestantischen Kirche, wie derselbe unmittelbar und unabhängig von philosophischer Demonstration im Gefühl ihrer Mitglieder lebendig ist. Er „muthet dem Philosophen auf keine Weise zu, sich der Dogmatik unterzuordnen, sondern nur, wie diese, seine Grenze anzuerkennen, d. h. so wenig absprechen zu wollen über Das, was Sache des religiösen Gefühls, als diese über Das, was Sache der Erkenntniß sei." Die Dogmatik aber soll sich gründen auf die Voraussetzung, daß „das Gefühl, als unmittelbares Bewußtsein Dessen, was ist, nicht trügen könne," wie z. B. wer die Wiedergeburt und ihre Wirkungen in sich erfahren habe, sich durch keine philosophische Auseinandersetzung bestimmen lassen werde, zu glauben, daß die Wiedergeburt nichts sei. Sie hat nach Tw. nur die Aufgabe, für den Inhalt dieses religiösen, christlichen, evangelischen, protestantischen Gefühls einen wissenschaftlichen Ausdruck zu finden, wobei sie zur Reflexion über das Gefühl genöthigt, und, während sie das Gefühl und den Glauben als ein factisch Gegebenes annehmen und unangetastet lassen muß, doch selbst Irrthümern ausgesetzt ist, welche gleichsam Uebersetzungsfehler sind, da sie nur entstehen, so oft ihr diese Uebertragung des Gefühls in die Sprache der Wissenschaft nicht gelingt. Tw. hält es wohl auch „für das höchste Ziel des Theologen, Das, was sich wissen läßt, auch wirklich zu wissen," aber er „kann und will sich doch über den Erfolg keine Illusionen machen, kann nicht den Willen für die That, nicht das Versprechen für die Erfüllung nehmen," und kann sich nicht verhehlen, „daß es wichtige Dogmen gibt, die ihm bei allen vielgerühmten Beweisen dafür durchaus problematisch bleiben würden, wenn er das Wort der Schrift nicht als entscheidend wollte gelten lassen." So ist Tw's „Dogmatik" eine der bedeutendsten Vertretungen der Richtung, durch welche, indem sie die Sache des Christenthums zu einer Sache der Erfahrung und des Lebens macht und sie dadurch vom Streit der Philosophenschulen emancipirt, allein eine befriedigende Vermittelung der Hauptdifferenzen vorbereitet werden kann."

Twinger, s. Meistersänger.

Gabriel Tzschimmer

lebte zwischen 1659 und 1681 zu Dresden und schrieb:

Durchlauchtigste Zusammenkunft, oder: Erzählung, was H. Johann Georg der Zweite in Dresden im Februario des Jahres 1678 an allerhand Aufzügen, Schauspielen, Opern u. s. w. Denkwürdiges aufführen und vorstellen lassen. Nürnberg, 1680. 2 Bde. fol.

ein für die Geschichte der deutschen Bühne sehr wichtiges und interessantes Werk.

Heinrich Gottlieb Tzschirner

wurde am 14. November 1778 zu Mittweida in Sachsen geboren. Mit Pölitz besuchte er die Schule zu Chemnitz; zu Leipzig, wo er seit 1796 studirte, war der bekannte Theolog Winter sein Stubengenoß. Reinhard gab ihm, den er im Examen kennen gelernt hatte, Gelegenheit, 1800 in Wittenberg als Docent aufzutreten. 1801 zog er nach seinem Geburtsort, um seinen alten Vater zu unterstützen, dessen Diakonat auf ihn überging. In demselben Jahre ward er als ordentlicher Professor der Theologie nach Wittenberg gerufen, 1809 in derselben Eigenschaft nach Leipzig. 1814 ging er als Feldpropst mit den Truppen, die Karl August von Weimar führte, nach Frankreich, während Winter, von Wittenberg flüchtig, sein Katheder in Leipzig inzwischen besorgte. Noch in demselben Sommer kehrte er von Paris zurück: im Frühjahr 1815 sollte er Rosenmüller's Beistand als Archidiaconus an der Thomaskirche zu Leipzig werden, und wurde, als jener plötzlich starb, zugleich sein Nachfolger im Ephorat. Allein schon seit 1823 hatte er mit Brustleiden zu kämpfen, die ihn oft Monate lang Kanzel und Katheder zu meiden zwangen und denen er endlich am 17. Februar 1826 unterlag. Er war Doctor der Philosophie und Theologie, Domherr von Meißen, Ritter des sächsischen Civilverdienstordens und des dänischen Danebrog. —

Seine Werke sind:

Predigten in der Universitätskirche zu Leipzig gehalten. Leipzig, 1812—1816.
Predigten in der Universitätskirche zu Leipzig gehalten von 1817—1818. Leipzig, 1828.
Geschichte der Apologetik. Leipzig, 1806.
Leben und Ende merkwürdiger Selbstmörder. Leipzig, 1805.
Neunter und Zehnter Theil zu Schröckh's Kirchengeschichte. Leipzig, 1812.
Briefe durch Reinhard's Geständnisse veranlaßt. Leipzig, 1811.
Ueber den Krieg. Leipzig, 1815.
Die Sache der Griechen, die Sache Europa's. Leipzig, 1821.
Der Uebertritt des Herrn von Haller. Leipzig, 1821.
Protestantismus und Katholicismus. Leipzig, 1822.
Die Gefahr einer deutschen Revolution. Leipzig, 1823.
Die Rückkehr katholischer Christen in Boden zum evangelischen Christenthum. Leipzig, 1823.
Das Reactionssystem. Leipzig, 1823.
Briefe über Religion und Politik. Leipzig, 1828.
Der Fall des Heidenthums, herausgegeben von Riedner. Leipzig, 1829.
Vorlesungen über die christliche Glaubenslehre, herausgegeben von K. Hase. Leipzig, 1829.
Viele einzelne Predigten u. s. w.
Vergl. Tzschirners Denkmal von W. T. Krug. Leipzig, 1828.

Einer der eifrigsten und redlichsten Kämpfer für Licht und Glaubensfreiheit zeichnete sich T. auf dem Gebiete der Theologie durch reiche und gründliche Gelehrsamkeit, Scharfsinn, Freimüthigkeit, Selbstständigkeit und Originalität eben so rühmlich aus, wie er als Kanzelredner durch seine vortrefflichen Predigten voll Klarheit, Begeisterung, Liebe und feiner psychologischer Entwickelung höchst segensreich wirkte.

U.

Friedrich von Uechtritz,

im Jahre 1800 am 12. September zu Görlitz in der Lausitz geboren, studirte zu Leipzig die Rechte und trat schon damals als Dichter und Novellist auf, ohne jedoch großes Aufsehen zu erregen. Erst Tieck's Theilnahme an seinen Leistungen, welche derselbe durch eine Vorrede zu U's Alexander und Darius beurkundete, verschaffte ihm 1827 zu Berlin Anerkennung, besonders bei den Anhängern des Dichters, erregte aber freilich zugleich gegen U. eine heftige Polemik und übergespannte Hoffnungen auf sein Talent. 1828 wurde er als Landesgerichtsassessor nach Trier, 1829 nach Düsseldorf versetzt, wo er vereint mit Immermann Kunstsinn zu erregen strebte und auch noch dem Tode des Letzteren dem Theater und der Akademie seine Theilnahme erhalten hat.

Seine Schriften sind:

Chrysostomus, Drama. Brandenburg, 1822.
Trauerspiele. Berlin, 1823. (Rom und Sparta-cus, Rom und Otto der Dritte.)
Alexander und Darius, mit einer Vorrede von Tieck. Berlin, 1827.
Das Ehrenschwert, Trauerspiel. 1828.
Rosamunde, Trauerspiel. Düsseldorf, 1833.
Die Babylonier in Jerusalem. Düsseldorf, 1836.
Blicke in das Düsseldorfer Kunst- und Künstlerleben. Düsseldorf, 1839—1841.

Adel der Gesinnung, reiche Phantasie, gute Erfindung und Anordnung und eine glänzende und würdige Behandlung der Sprache und Form, weisen U's dramatischen Leistungen einen sehr ehrenwerthen Rang an. Wenn er sich mehr zu concentriren wüßte und das lyrische Element nicht zu häufig bei ihm in der Tragödie das vorwaltende wäre, so würde der Eindruck seiner Werke auf der Bühne auch bleibender und nachhaltiger sein. Als seine ausgezeichnetste Arbeit betrachtet man

Digitized by Google

mit Recht: **Die Babylonier in Jerusalem.** Hier tritt dem Leser bei großen Gaben überall dichterische Reife und besonnene Klarheit entgegen. Für einen Auszug schien uns jedoch nur folgende treffliche Scene aus U's erstem Werke passend.

Chrysostomus.

Vierter Aufzug.

Vierte Scene.

(Bischöflicher Pallast.)

Cyprianus sitzt und schreibt. **Chrysostomus** tritt herein.

Chrysostomus.

Und sind die Briefe fertig?

Cyprianus.

Ja, Hochwürd'ger.
An jeden Bischof, den Ihr mir als Euern
Freund nanntet —

Chrysostomus.

Nicht als meinen Freund,
Als einen frommen Knecht des Herren. — Weiter!

Cyprianus.

An jeden dieser frommen Männer hab' ich,
Wie Ihr befohlen, einen Brief gesandt,
Worin ich ihn geladen zum Concilium,
Das Ihr zu halten denkt.

Chrysostomus.

Wohl, Cyprianus.

(Pause)

Die Zeit wird bald nun kommen, wo die Menschen,
Die blöden Menschen, es erkennen werden,
Daß er mich zum Gesandten hat erkoren,
Der seine weitverirrten Kinder soll
Zurück zur Unschuld, Gottergebenheit
Der ersten Christen führen, wie sie sich
Vereinigt unter Leitung der Apostel; —
Und daß, wie es die Kirche damals war, —
Die Kirche, die der Herr als Mensch gestiftet
Und den Aposteln sterbend dann vertraute, —
Wie sie es da in den Aposteln war,
Die selber in der Heiden nächt'ge Herzen
Den Himmel blicken ließ, daß sie entsündigt
Durch seinen bittern Tod, den Herrn erkannten,
So die Ecclesia wiederum es sein soll,
Wodurch — wie vormals die Apostel — ich
Solch keusches, gottergebnes Dasein werde
Heimführen in die Wohnungen der Menschen.

(Pause)

Vereitelt hat er meiner Gegner sünd'gen
Verruchten Angriff durch die Sünde selber,
Die so sich selber hat gelähmt. Gelähmt ist
Durch des Vigilius Eitelkeit und Selbstsucht
Die Bosheit meiner Feinde, — der Augusta.
Erheben will ich mich mit Macht, — die Diener
Und Kinder Gottes um mich her versammeln,
Der ich berufen ward, sie zu berufen,
Und im Concilium, das sich so wird bilden,
All jene Bischöfe, die der Augusta
Gottlosen Wünschen frech sich zugesellt,
Und jetzt gehofft auf des Arcadius Beitritt,
Um mich zum zweitenmale zu bekämpfen,
Mich und den Himmel, — aus der Kirche stoßen,
Zur Hölle stoßen, wie Sanct Michael.

Cyprianus.

Vergebt mir, wenn ich wag', Euch eine Bitte
In Demuth vorzulegen. Eure Feinde
Sind wahl zurückgeschlagen, nicht bezwungen;
Wär es darum nicht wohlgethan, Hochwürd'ger,
Wenn Ihr, gleich ihnen, ehe das Concilium
Sich feierlich um Euern Stuhl versammelt,
Um die Bestät'gung des Arcadius batet.

Chrysostomus.

Nein, Cyprianus.

Cyprianus.

Dann vergebt!

Chrysostomus.

Ich bin
Nicht willens, aus kleinmüth'ger Furcht und Sorge
Mein großes Ziel mir selber zu vernichten.
Ich will die Menschen, die in Sündenschlamm
Versunknen Menschen durch die Kirche rein'gen,
Ich will die Kirche reinigen vor Allem
Zum lautern, wenn auch irdischen Gefäß,
Worein die Himmelsfluth geboten werde,
In der die sünd'gen Menschen sollen baden,
Um sich vom Schlamm der Sünden zu entladen.
Wie könnt' ich aber jemals das vollenden,
Wenn über dies Gefäß in seinem Umfang
Nicht ich, nicht der Allmächtige durch mich,
Nein des Arcadius Wort zu richten hätte.

Cyprianus.

Es wär nur sichrer, wenn Ihr nach und nach —

Chrysostomus.

Um eine Stunde meines Ziels Erreichung
Verzögern, wär' schon frevelnde Verzagtheit.

Was ist Arcadius, die Verfassung und
Regierung dieses Lands, als das Gewand,
Das irdische vergängliche, worin
Der Griechen Volk sich fröstelnd eingehüllt,
Und dessen Schnitt und Form nach dem Bedürfniß
Der Schwäche dieses Volkes sich gerichtet?
Denn so veränderlich und so vergänglich
Sind diese Formen, wie die Menschen selber.

Arcadius und sein Hof und der Beamten
Zahllases Heer ist nur ein abgenutztes
Und unbehülfliches Gewand der Zeit.
Und dieser eitle Herrscher über die
Vergänglichkeit — er sollte richten können
Ueber das Einz'ge, was auf Erden dauert,
Ueber die Kirche, die der Herr gestiftet,
Daß sie, ein lautres wenn auch irdisches
Gefaß, die Heiligung den Menschen biete?

Und wenn nun dies Gefäß vom gift'gen Odem
Der kühn nach Herrschaft ringenden Verderbniß
Selbst angehaucht ward, daß sein Glanz verblindet
Und Dunst die lichte Fluth darin bedeckt;
Wenn dann der Himmel einen Mann berufen
Durch wunderbares Traumgesicht, und ihn
Mit starkem Arm zum Hüter des Gefäßes,
Daß er es rein'ge von dem gift'gen Nebel,
Bestellt hat, darf der Gottgekräftigte
Die Sünd' erst um Erlaubniß fragen, wenn er
Die Sünde will bekämpfen, soll er selber
Die Herrschaft der Vergänglichkeit, die schon
Zur Sünde wird, wenn sie das Ew'ge will
Beherrschen, anerkennen und sich binden
An die Gesetze, welche sie geschaffen
Und die mit ihr vergehen werden, — die
Mit des Arcadius Reich vergehen werden?

Cyprianus (beschelden).

Allein Arcadius und die vor ihm
Auf seinem Thron gesessen, sind sie nicht
Die Quelle, draus die äußre Macht geflossen,
Die Euerm hohen Stuhl verbunden ist!
Und doch gedenkt Ihr, diese äußre Macht
Von ihnen unabhängig hinzustellen?

Chrysostomus.

Was sollt' ichs leugnen? Dahin geht mein Streben —
Und wohlberechtigt tret' ich in die Schranken.

Denn, Sohn, wenn du von meinen Rechten sprichst,
Und dann an jene alten Pergamente
Gedenkst, worin sie aufgezeichnet stehn,
Wie sie von Menschen mir verstattet worden,
So irrst du, Lieber.
Meine höchsten Rechte
Sind nicht entflossen so getrübter Quelle,
Nicht Menschengunst — die Gnade Gottes hat mich
Zum großen Werk der Heiligung gerüstet.
Drum frag' ich nicht vermoderte Papiere,
Um zu erfahren, was ich darf und nicht darf, —

Mein Innres frag' ich — und den Willen Gottes,
Der ſich darinnen offenbart.

Cyprianus.

Ihr ſeid
Zu groß für dieſe Erde, hoher Herr,
Und doch befürcht' ich, daß Ihr nicht den Kerker
In den dies arme Leben iſt verſchloſſen,
Zum freien Spielraum Eures reinen Willens
Ausdehnen werdet. Ach, der ew'ge Gott
Hat ja auch dieſen Kerker angeordnet.

Chryſoſtomus.

Ja wie er auch die Hölle hat geordnet —
Für die Verdammten. — Aber wenn ein Sel'ger
Herniederſteigt in jene Nachtgefilde,
Was kann die Macht der Hölle gegen ihn?

Cyprianus.

O nichts vermag ſie, denn der ſel'ge Geiſt
Hat keinen Theil an ihr, doch Ihr, Hochwürd'ger,
Ihr ſeid ein Menſch, Ihr lebt im Erdenkleide,
Ihr ſeid den ird'ſchen Schmerzen unterworfen.
Drum fürcht' ich, dieſe Erde wird ſich rächen
An Eurem ird'ſchen Theil, der ihr gehört,
Für die Verſchmähung Eures ſtolzen Geiſtes.

Chryſoſtomus.

Sie mags verſuchen und ſie hats verſucht
Und Gott hat mich geſchützt. Preis dem Allmächt'gen!

(Ein Diener tritt herein.)

Diener.

Der Bruder Alarichs mit ſeiner Braut.

Chryſoſtomus.

Sie ſind willkommen!

(Diener ab.)

Chryſoſtomus (zu Cyprianus).

Alles iſt beſchloſſen,
Die Briefe ſind geſchrieben. — Jetzt zur Ruhe,
Jetzt laß uns froh ſein mit den Fröhlichen,
Mit deiner Schweſter, ihrem Treugeliebten!

(Ataulf und Anna kommen.)

Anna.

Hier bring' ich Euch den guten Ataulf, Herr.
Ihr wünſchtet ihn zu ſehn, mit ihm zu ſprechen.

Chryſoſtomus (lächelnd).

Ei freilich wünſcht' ich das. Seid mir willkommen!

Anna.

Es führt uns gar beſondrer Anlaß heut
Zu Euch, der bald recht ſchlimmes End' genommen.
Doch Gott hat uns beſchützt, wie ſeine Kinder,
Und eben, weil der liebe Gott ſo gar
Auffallend hier im Spiele, kommen wir
Zu Euch.

Chryſoſtomus.

Erklärt Euch!

Ataulf (vortretend).

So erfahrt denn, Herr,
Daß die Auguſta mich verlocken wollen
Zur ſchlimmſten Sünde — (nun iſts kein Verrath,
Wenn ich auch Alles, Alles Euch entdecke.
Sie ſelber hat durch ihre Mordverſuche
Jedwedes Pflichtband zwiſchen uns zerriſſen.) —
Zur ſchlimmſten Sünde wollte ſie mich locken. —
Denkt, an der Anna ſollt' ich untreu werden!
Und weils nicht möglich war, ſo wollte ſie
Mich erſt erſtechen laſſen durch den Comes —
Nun das war Tändelei und nicht zu fürchten,
Ich ſtach den Comes nieder, — ging nach Hauſe.

Chryſoſtomus.

O die Entſetzliche!

Ataulf.

Was hat ſie nicht
In jener böſen Stunde mir verhießen!
Ich glaube gar auch des Areadius Thron!

Chryſoſtomus.

Und ſie — in voller Jugendkraft und Schönheit
Prangt ſie auf dieſem Thron, den ſie geſchändet!
O unerforſchlich, Herr, ſind deine Wege.
Sie iſt der Sünde Haupt — dies Haupt herab,
Und unabwendbar wär' der Sieg des Lichts.
So lang ſie noch vom höchſten Thron hernieder,
Auf dem die eitle Sünde je geſeſſen,
Die wolluſttrüben Blicke darf verſenden
Und die Verlockung paaren mit der Macht,
So lang iſt es noch Nacht, und ich muß wirken.

Ataulf.

Ihr fürchtet Euch vor der Auguſta, Herr?
Mit der iſts wohl vorbei, denn ſeit ſie mich
In ihre Schlingen nicht verlocken können,
Iſt ſie gar bleich geworden, wie zum Tode,
Und heute, wie ſie uns das Gift geboten —

Chryſoſtomus.

Das Gift!

Anna.

Deswegen kamen wir, Hochwürd'ger.

Ataulf.

Ja, wie ſie uns das Gift geboten und
Wirs nicht getrunken, wofür Gott zu danken,
Da iſt ſie ganz und gar verrückt geworden.

Chryſoſtomus.

Verrückt!

Ataulf.

Ja, ganz wahnſinnig. Gott hat ſie
Geſtraft.

Chryſoſtomus.

So wär' der Sünde Haupt gefallen.
Laß dich umarmen, junger Freund! — du biſt
Ein Engel Gottes, den er mir zum Beiſtand
Zuſendet mit dem Flammenſchwert der Tugend. —
Dank dem Allmächt'gen! — Bleibe bei mir, Ataulf,
Denn der Erwählten ſind ſo wenig, Sohn,
In dieſer traur'gen Zeit, daß ſie in feſtes
Und inn'ges Bündniß ſich verſchlingen müſſen.

Ataulf.

Doch rechnet Ihr auch mich zu den Erwählten?

Chryſoſtomus.

Ich nenne jeden ſo, der dieſer Erde
Verlockungen im Herrn beſteht, den Willen
Des Ew'gen thut, den er den Menſchen allen
Oder auch ihm allein nur offenbart hat.

Ataulf.

Nun, wenn Ihr die zu den Erwählten rechnet,
Die, ſo wie ich, in falſcher Lage handeln,
Dann ſagt nur nicht, daß ihrer wenig wären.
Viel Tauſend meines Volks — ſo helf mir Gott!
Sie hätten ſich weit tücht'ger noch betragen.
Wir ſind ein wildes, doch ein muth'ges Volk —
Wer etwas Muth hat, kann nicht anders thun,
Muß ſolchen wind'gen Comes niederſtechen.

Chryſoſtomus.

Die Reinheit iſt ja mit der Kraft verbündet, —
Das deutete der heldenmüth'ge Jüngling,
Den ich im Traum geſehn. — Ein großes Volk
Voll Kraft und reiner Tugend! — o mein Traum!

Ataulf.

Ihr ſcheint die Griechen, Biſchof, nur zu kennen.
Wir ſind in Vielem gegen ſie, wie Kinder,
Allein auch darin, daß in uns das Leben
Noch nah der Quell' und darum reiner fließt.

Chryſoſtomus (für ſich hin).

„Ein neues Leben, eine ſchönre Zeit,"
Sprach der Apoſtel, „wird der Erd' entblühen." —
Und dieſe ſchönre Zeit herbeizuführen,
Dazu ward ich berufen durch den Traum.
Ich fühl' in mir die nöth'ge Kraft, — es hat
Jene Verheißung göttlicher Gewährung
Nur meines Innern Pforten aufgeſprengt,
Daß ſich die Kroft lichtſtrahlend draus erhebe,
Und dieſe Welt mit reinen Tugenden
Bepflanze, denen eine Saat des Lebens,
Wie einſt geblüht hat in den erſten Chriſten,
Aufs Neu zum Heil der Erde mög' entſprießen. —
Was wollen dieſe Zweifel? — O was will
Der Jüngling, ſeine Tugend und ſein Volk?

Ataulf.

Wir werden dieſe Hauptſtadt bald verlaſſen,
Hochwürd'ger Herr.

Chryſoſtomus.

So wollt Ihr mich verlaſſen?

Ataulf.

Mich zieht die Sehnſucht nach der lieben Heimath.
(Ein Diener tritt herein.)

Diener.

Der alte Thorismund.

Chryſoſtomus.

So führ' ihn her!
(Diener ab. Thorismund kommt.)

Ataulf.

Willkommen, Vater!

Thorismund.

Spracht Ihr etwa ſchon
Mit dem Hochwürd'gen von der argen Sache?

Anna.

Nein, lieber Vater.

Chryſoſtomus.

Sagt, was führt Euch zu mir?

Thorismund.

Ihr habt ja immer, Herr Chryſoſtomus,
Euch hoch gerühmt und oft gepredigt, daß
Der Kirche Reinigung Euch ſehr am Herzen,
Ganz überaus am Herzen liegt. Drum
Wend' ich mich jetzt an Euch, Hochwürdigſter,
Der Archipresbyter Liberius
Hat meiner Anna ſündlich nachgeſtellt.
Die hat ihm zwar erwiedert, wie ſichs ziemt,
Doch wünſcht' ich nicht, daß er ganz ſtraflos bliebe.
(Er giebt dem Chryſoſtomus das Gebetbuch.)
Leſt aber ſelbſt, hochwürd'ger Herr, die Verſe
Die er in dies Gebetbuch frech geſchrieben!
(Dem Chryſoſtomus das Cruzifix übergebend.)
Leſt ſelbſt die Schrift hier an dem Cruzifix,
Das ein verruchter Mönch, den er geſandt,
In Annens Schlafgemach hinſtellen wollte.

Chryſoſtomus.

Die Sünde droht von allen Seiten her,
Den Himmel dröhnend, — gotteslästerlich. —
Doch mag ſie nur! — hier kann ich ihr begegnen.
(Pauſe.)
Ich bet' Ihn an im Staube. — Daß Er jetzt,
Gerade jetzt, wo ſich die Zweifel nahten,
Urplötzlich die Gelegenheit mir bietet,
Auf dem betretnen Wege fortzukämpfen,
Wird mir zum klaren Zeichen, daß er ſelber
Des Traumes ſchöne Bilder mir geſandt,
Daß es kein leeres Truggeſicht geweſen.
(Zu Thorismund.)
Beruhigt Euch, mein guter Alter, denn
Ich will genug Euch thun, beim Namen Gottes!
Ihr ſelbſt ſollt einſehn, daß die Reinigung
Der Kirche mir ſehr ernſt am Herzen liege.
Denn — ich entſetze den Liberius.
Er iſt nicht länger Archipresbyter.

Cyprianus.

Liberius! Ihr entſetzt ihn! — o wie bin ich
Im Innerſten zerriſſen! — Der die Schweſter
Beleidigt hat — und doch — Ihr könnt nicht, Herr,
O nein, Ihr könnt nicht, müßt es widerrufen.

Chryſoſtomus.

Und warum muß ich?

Cyprianus.

Habt Ihr, hoher Herr,
Vergeſſen, daß Vigilius, ſein Oheim,
Wie ſeinen Sohn ihn liebt? O der Präfectus
Iſt gar zu reizbar, würd' Euch nie vergeben,
Wenn Ihr in ſeinem Neffen ihn beleidigt.

Chryſoſtomus.

Liberius Maaß iſt voll.

Cyprianus.

Nur jetzt verſchont ihn!
Wenn nun Vigilius Euch verließe, wenn er
Nun auch auf Eurer Gegner Seit' hinträte,
Und ſeine Macht vereinte mit der ihren,
Wer könnt' Euch retten, — o wer ſollt' Euch ſchützen?

Chryſoſtomus (zürnend).

Ungläubiger, ſo meineſt du denn wirklich,
Daß nur Vigilius mich und ſeine Gunſt,
Nicht Gott, nicht meine gottverliehne Kraft
Aufrecht erhält! Ungläubigſter von Allen,
Dem ich erſchloſſen meines Buſens Grund
Und ihm die Schätze drin gewieſen, der mich
Geſchaut, begleitet hat in meinem Wirken.

Was wär ich, wenn Vigilius nur mich hielte!
Noch heute wollt' ich meine Würd' ablegen,
Fern von den Menſchen ſelber mich verbannen,
Und dort betrauern mein verlornes Streben,
Weil es nicht beſſre Stücken ſich gewonnen.
Was wär ich, wenn Vigilius nur mich hielte!

Doch, Dank dem ew'gen Gott, es iſt nicht alſo,
Ich fühls, daß eigne Kraft er mir gegeben.
Zum mindſten bin ich Biſchof von Byzanz.
Darum entſetz' ich den Liberius.

Und zweifelt Ihr an meiner Kraft, Ungläub'ger,
O, ſo erinnert Euch an jenen Tag,
Wo der gefallne Günſtling des Arcadius,
Eutropius, auf des Altars Stufen lag! —
Von ſämmtlichen Anhängern ſeines Glanzes
Von allen Freunden ſeines Glücks verlaſſen,
Drückt' er ſich an die kalten Marmorſtufen —
Feſt angeklammert, — als ob die ihn retten,
Beſchützen ſollten vor der Wuth des Volkes,
Das nach dem Blute des Gefallnen lechzte.
Da trat ich vor ihn hin — ein Engel Gottes, —
Worte des Friedens, der Verſöhnung floſſen
Von meinen Lippen und das Volk beſann ſich
Und griff in ſeine eigne Bruſt und weinte,
Wie es der Sinnigkeit des Menſchenglücks
Und ſeines eignen kleinen Glücks gedachte.
Nur ich verließ den ganz Verlaſſnen nicht —
Und wenn ich ſelbſt nun ſo verlaſſen ſtände,
Glaubſt du, daß ich mich ſelbſt verlaſſen würde?

Haſt du ſo ganz vergeſſen jene Nacht,
Wo ich durch Gott und durch des Volkes Muth
Und Treue meinen Feinden obgeſiegt,
Wo mich das frohe Volk auf ſeinen Schultern
Vor dem Pallaſt vorüber unter Saiten-
Und Flötenſpiel beim Schein der Fackeln trug!
Vertraue, wenn du mir, wenn du dem Traume,
Den mir der Ew'ge ſandte, nicht vertrauen willſt,
Zum mindſten auf des Volkes treuen Muth,
Der ſich in jener Nacht ſo ſchön erprobt hat!

Cyprianus.

Doch war Vigilius damals krank, Hochwürd'ger,
Und Eure Feinde wen'ger gut gerüſtet.
Bedenkt, ſie haben rin'ge tauſend Krieger —
Aus ſichrer Quelle weiß ichs, — bei dem Thor
Von Thrazien beſtellt, die vor den Thoren
Ein Zeichen Eurer Gegner nur erwarten,
Um durch Byzanz ſich zu ergießen und
Das Volk in Zaum zu halten. Alſo hofft,
Hochwürd'ger, nicht zu ſehr auf dieſes Volk!

Chryſoſtomus (finſter).

Liberius wird entſetzt. — Es gilt die Probe.
Wenn ein Vigilius mich ſtürzen könnte,
So hätt' ich nur getraumt und wär' erwacht.
Wohl traumt' ich einſt, — Er ſandte mir den Traum,
Verhieß im Traum mir, daß ein ſchöneres Leben
Der Erde bald und leuchtend ſoll' entblühen —
Ein ſchönres Leben' — Jüngling ſprachſt du nicht
Viel tauſend ande' aus deinem Volke hätten
Gleich die gehandelt!

Ataulf.

Weiß ich doch nicht, Biſchof,
Wie Euch mein Handeln ſo verwundern kann.
Ei freilich hätten wohl die meiſten Gothen
Gethan, wie ich, — und nicht die Gothen bloß,
Auch die Burgunder, auch die Franken, Herr.
Wir ſind ja all' aus gleichem Stamm — Germanen.

Chryſoſtomus.

Ans gleichem Stamm, — Germanen. —

(Er verſinkt in tiefes Sinnen.)

Cyprianus (heimlich zu Ataulf und Anna).

Liebe Anna,
Mein theurer Ataulf, wenn Ihr irgend mich
Ein wenig liebt, ſo bittet den Hochwürd'gen,
Daß er nur jetzt nicht den Liberius
Entſetzen möge, denn er wär' verloren,
Ihr ſetzt ja ſelbſt wohl ein, — er wär' verloren.
O ich beſchwör' Euch —

Anna.

Ataulf, nicht mein Ataulf!

Cyprianus (zu Thorismund).

Und Ihr, mein Vater, laßt jetzt Euren Groll!
O glaubt, es thut mir weh, — ſehr weh, mein Vater,
Daß meine Schweſter ſo gequält iſt worden,
Doch, gebt nicht zu, — (Ihr dürft ja nicht, mein Vater!) —
Daß ſich der heil'ge Biſchof Eurethwegen
Ins Unglück ſtürze!

Thorismund.

Nun da mag er ſelbſt ſehn.

Anna (zu Ataulf).

Geh, Ataulf, ſags dem Biſchof!

Ataulf.

Mein Hochwürd'ger,
Um meinetwillen und der Anna willen
Iſts nicht erſt nöthig, daß der Herr Liberius
Der Archipresbyter gezüchtigt werde,
Die Anna hat am beſten ihn gezüchtigt.

Chryſoſtomus.

Meinſt du, mein Knabe, mit den hellen Augen,
Du, der die Kaiſerin zum Wahnſinn brachte
Durch ſeine Tugend! — willſt du mirs nicht gönnen,
Nicht gönnen, Braungelockter, daß auch ich
Für die verheißne neue Lebensſonne,
Die uns erquicken ſoll nach langer Nacht,
Arbeiten und die Schatten vor ihr her
Zertheilen möge? — Das verlange nicht,
Erwarte nicht, mein Jüngling, denn du haſt
Doch niemals ſo geträumt, wie ich.

Ataulf.

Geträumt!
Mir iſt das Wachen lieber, als das Träumen.

Cyprianus.

Zu Euern Füßen lieg' ich hier und flehe.
Laßt mindſtens das Concilium, das Ihr
Berufen habt, darüber richten, Herr,
Ob der Liberius zu entſetzen ſei!

Chryſoſtomus (nach einer Pauſe).

Ich bin nicht übermüthig, Cyprianus,
Und glaube nicht, daß dieſer ſchwache Arm
Genüge, meines Geiſts erhabne Ahnung
Auf dieſer Erde zu verwirklichen.
Darum berief ich das Concilium,
Der Diener Gottes heilige Verſammlung,
Und achte es für der Himmelsgnaden höchſte,
Daß ich berufen ward, ſie zu berufen.
Doch was mit ihrer Hülf' ich ſoll vollführen
Und was allein, das werd' ich ſelbſt entſcheiden.
Was dieſen Fall betrifft, — ſo wird Liberius
Von mir allein entſetzt, — und wärs auch nur
Um zu erproben des Vigilius Macht,
Um zu erproben meine hohe Sendung.

(Er geht ab. Die Andern ſtehen ſchweigend.)

Herrmann Wilhelm Franz Uelzen

ward 1758 zu Celle im Hannöverſchen geboren, ſtudirte in Göttingen Theologie, lebte dann von 1780 bis 1784 als Hauslehrer in Oldenburg und Bremen und von 1784 bis 1786 als Mitglied des Predigerſeminars und Hospes zu Kloſter Loccum. Dann ward er Prediger zu Langelingen bei Celle, wo er am 8. April 1808 ſtarb.

Er gab heraus:

Taſchenbuch für Jünglinge. (Mit Grome und Rotermund.) Bremen, 1786—87.

Gedichte. Bremen, 1795—96. 2 Thle.

Mannichfaltigkeiten. (Mit B. Benecke.) Leipzig 1807.

U. war nicht ohne Talent für die lyriſche Poeſie, beſonders für das leichtere Lied; minder glückten ihm die anderen Gattungen derſelben.

Johann Ludwig Uhland

ward am 26. April 1787 zu Tübingen geboren, ſtudirte daſelbſt ſeit 1805 Jurisprudenz, wurde ſodann Advokat und 1810 Doctor der Rechte. Darauf machte er eine Reiſe nach Paris, beſonders um auf der königlichen Bibliothek die Manuſcripte des Mittelalters zu ſtudiren. Seit dem Herbſt 1812 lebte er zu Stuttgart, eine Zeit lang im Büreau des Juſtizminiſteriums beſchäftigt. 1819 wurde er vom Oberamte Tübingen und im folgenden Jahre von ſeiner Vaterſtadt zum Mitgliede der Ständeverſammlung erwählt, in der Folge machte ihn die Kammer zum Beiſitzer des weitern Ausſchuſſes; den Platz im engern hatte er abgelehnt. 1830 wurde er außerordentlicher Profeſſor der deutſchen Sprache und Literatur: aber bald legte er dieſe Stelle nieder, wie er ſchon früher der Poeſie faſt entſagt hatte, um allein ſeinen ſtändiſchen Verpflichtungen nachzukommen.

Er gab heraus:

Gedichte. 1829. 11. Aufl.

Ueber Walther von der Vogelweide. Stuttgart, 1822.

Ueber den Mythus von der nordiſchen Sagenlehre vom Thor. Stuttgart, 1836.

Dramatiſches:

Herzog Ernſt von Schwaben. Heidelberg, 1817.

Ludwig der Baier. Berlin, 1819.

Schon früher ſprachen wir folgende Anſicht über U. aus (Siehe die neueſte Literatur Europa's, dargeſtellt in ihren bedeutendſten Erſcheinungen, Seite 660), auf die wir um ſo lieber zurückkommen, als die Jahre uns in derſelben immer mehr befeſtigten: — „U. iſt durchgängig ſubjectiv, ſelbſt da wo er erzählend verfährt, denn aus ſeiner Vortragsweiſe blickt ſeine innerſte eigenthümliche Geſinnung ſtets ſiegreich hervor. In Allem was er bringt, offenbart ſich die edelſte, feinſte Natur, das redlichſte Gemüth. — Wie wir in Goethe's Liedern das Schönſte und Hervortretendſte des deutſchen Characters herausfühlen, ſo finden wir bei ihm den deutſchen Charactergang in vollſter Wahrheit und darin ſteht er höher als Goethe. Er ſchildert nicht fremde Gefühle als ſeine eigenen, ſondern nur ſeine eigenen ſelbſt, aber dieſe ſind ſo echt, daß ſie jedem Alter, jedem Stande als ein gemeinſames ſchönes Gut entgegentreten. Dabei iſt in U. ſo viel keuſche Zartheit, neben großer Würde und

inniger Tiefe der Leidenschaft und Alles dieses so wahr dargestellt, daß es nie möglich wird, sich den Dichter vom Menschen getrennt zu denken. Eine reiche, doch ruhige und eben dadurch gleichmäßig wirkende Phantasie, lebendige Auffassung der Schönheiten des Alls, die sich kindlich auch am Kleinsten freut und in Allem den großen Gedanken sieht, der sich ein festes Band durch Alles hindurchschlingt, unendlicher Zauber der Sprache, Anmuth der Bilder, Wohlwollen im Ernst und Scherz sind Eigenschaften, die die sichere Grundlage bilden, aus welcher sich U's poetische Schöpfungen entwickeln. Vergangenheit und Zukunft müssen ihm wie die Gegenwart ihre Schätze eröffnen, damit er sie gegenseitig schmücke und durch sie den Adel des Menschengeschlechtes hervorheben, zur Freude, zur Ermahnung wie zum Beispiel. Ueber Allem aber, schwebt bei ihm eine wahre, antike Ruhe und eine seltene Einfachheit, die keines anderen Schmuckes bedarf, als des ihr angeborenen. — Seine beiden dramatischen Arbeiten Ernst von Schwaben und Ludwig der Baier sind tiefgefühlte Meisterwerke, wie Alles, was dieser große Dichter in der Fülle seines Reichthums bringt. Es ist lebhaft zu bedauern, daß er nicht weiter drang auf dieser Bahn, von ihm wäre das Heil zu hoffen gewesen, auf das wir seit Schiller vergeblich harren — und doch sind jene eben angeführten Dichtungen der Menge kaum dem Namen nach bekannt — weil sich die Menge überhaupt nicht auf stille Größe versteht." —

Gesang der Nonnen.

Erhebet euch mit heil'gem Triebe,
Ihr frommen Schwestern, himmelan,
Und schwebt auf blüh'nder Wolkenbahn!
Da leuchtet uns die reinste Sonne,
Da singen wie in Frühlingswonne
Ein Lied von dir, du ew'ge Liebe!

Ob welken alle zarte Blüthen
Von dem Genuß der ird'schen Glut:
Du bist ein ewig Jugendblut
Und unsrer Busen stäte Fülle,
Die ew'gt Flamme, die wir stille
Am Altar und im Herzen hüten.

Du stiegest nieder, ew'ge Güte,
Du lagst, ein lächelnd Himmelskind,
Im Arm der Jungfrau, süß und lind;
Sie durft' aus deinen hellen Augen
Den Glanz der Himmel in sich saugen,
Bis sie die Glorie umglühte.

Du hast mit göttlichem Erbarmen
Am Kreuz die Arme ausgespannt.
Da ruft der Sturm, da bebt das Land:
Kommt her, kommt her von allen Orten!
Ihr Todte, sprengt des Grabes Pforten!
Er nimmt euch auf mit off'nen Armen.

O Wunderlieb', o Liebeswonne!
Ist diese Zeit ein Schlummer mir,
So träum' ich sehnlich nur von dir;
Und ein Erwachen wird es geben,
Da werd' ich ganz in dich verschweben,
Ein Glutstrahl in die große Sonne!

Freie Kunst.

Singe, wem Gesang gegeben,
In dem deutschen Dichterwald!
Das ist Freude, das ist Leben,
Wenn's von allen Zweigen schallt.

Nicht an wenig stolze Namen
Ist die Liederkunst gebannt;
Ausgestreuet ist der Samen
Ueber alles deutsche Land.

Deines vollen Herzens Triebe,
Gieb sie keck im Klange frei!
Säuselnd wandle deine Liebe,
Donnernd uns dein Zorn vorbei!

Singst du nicht dein ganzes Leben,
Sing' doch in der Jugend Drang!
Nur im Blüthenmond erheben
Nachtigallen ihren Sang.

Kann man's nicht in Bücher binden,
Was die Stunden dir verleih'n:
Gieb ein fliegend Blatt den Winden,
Munt're Jugend hascht es ein.

Fahret wohl, geheime Kunden,
Nekromantik, Alchymie!
Formel hält uns nicht gebunden,
Unsre Kunst heißt Poesie.

Heilig achten wir die Geister,
Aber Namen sind uns Dunst;
Würdig ehren wie die Meister,
Aber frei ist uns die Kunst.

Nicht in kalten Marmorsteinen,
Nicht in Tempeln, dumpf und todt:
In den frischen Eichenhainen
Weht und rauscht der deutsche Gott.

Des Knaben Berglied.

Ich bin vom Berg der Hirtenknab',
Seh' auf die Schlösser all' herab,
Die Sonne strahlt am ersten hier,
Am längsten weilet sie bei mir.
Ich bin der Knab' vom Berge!

Hier ist des Stromes Mutterhaus,
Ich trink' ihn frisch vom Stein heraus;
Er brauft vom Fels in wildem Lauf,
Ich fang' ihn mit den Armen auf.
Ich bin der Knab' vom Berge!

Der Berg, der ist mein Eigenthum,
Da ziehn die Stürme rings herum,
Und heulen sie von Nord und Süd,
So überschallt sie doch mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Sind Blitz und Donner unter mir,
So steh' ich hoch im Blauen hier;
Ich kenne sie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh'!
Ich bin der Knab' vom Berge!

Und wann die Sturmglock' einst erschallt,
Manch Feuer auf den Bergen wallt,
Dann steig' ich nieder, tret' in's Glied,
Und schwing' mein Schwert, und sing' mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Einkehr.

Bei einem Wirthe, wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste;
Ein gold'ner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost und frischem Schaum
Hat er mich wohl genähret.

Es kamen in sein grünes Haus
Viel leichtbeschwingte Gäste;
Sie sprangen frei und hielten Schmaus
Und sangen auf das Beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh'
Auf weichen, grünen Matten!
Der Wirth, er deckte selbst mich zu
Mit seinem kühlen Schatten.

Digitized by Google

Nun fragt' ich noch der Schuldigkeit
Da schüttelt' er den Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit,
Von der Wurzel bis zum Gipfel!

An den Unsichtbaren.

Du, den wir suchen auf so finstern Wegen,
Mit forschenden Gedanken nicht erfassen,
Du hast dein heilig Dunkel einst verlassen
Und tratest sichtbar deinem Volk entgegen.

Welch süßes Heil, dein Bild sich einzuprägen,
Die Worte deines Mundes aufzufassen!
O selig, die an deinem Mahle saßen!
O selig, der an deiner Brust gelegen!

Drum war es auch kein seltsames Gelüste,
Wenn Pilger ohne Zahl vom Lande stießen,
Wenn Heere kämpften an der fernsten Küste:

Nur um an deinem Grabe noch zu beten
Und um in frommer Inbrunst noch zu küssen
Die heil'ge Erde, die dein Fuß betreten.

Todesgefühl.

Wie Sterbenden zu Muth, wer mag es sagen?
Doch wunderbar ergriff mich's diese Nacht;
Die Glieder schienen schon in Todes Macht,
Im Herzen fühlt' ich letztes Leben schlagen.

Den Geist befiel ein ungewohntes Zagen,
Den Geist, der stets so sicher sich gedacht;
Erlöschend jetzt, dann wieder angefacht,
Ein mattes Flämmchen, das die Winde jagen.

Wie? hielten schwere Träume mich befangen?
Die Lerche singt, der rothe Morgen glüht,
Ins rege Leben treibt mich neu Verlangen.

Wie? oder ging vorbei der Todesengel?
Die Blumen, die am Abend frisch geblüht,
Sie hängen hingewelket dort vom Stengel.

Erstorbene Liebe.

Wir waren neugeboren, himmlisch helle
War uns der Liebe Morgen aufgegangen.
Wie glühten, Laura, Lippen dir und Wangen!
Dein Auge brannte, es schlug des Busens Welle.

Wie wollt' in mir des neuen Lebens Quelle!
Wie hohe Kräfte rastlos mich durchdrangen!
Sie ließen nicht des Schlafes mich verlangen,
Lebendig kurzer Traum vertrat die Stelle.

Ja! Lieb' ist hoher Leben im gemeinen;
Das waren ihre regen Lebenszeichen:
Nun sucht' ich sie an dir, in mir vergebens,

Denn muß ich, Laura! dich und mich beweinen:
Wir beide sind erloschner Liebe Leichen,
Uns trost der Tod des liebelosen Lebens!

Geisterlieben.

Von dir getrennet, lieg' ich wie begraben,
Mich grüßt kein Säuseln linder Frühlingslüfte;
Kein Lerchensang, kein Balsam süßer Dufte,
Kein Strahl der Morgensonne kann mich laben.

Wenn sich die Lebenden dem Schlummer gaben,
Wann Todte steigen aus dem Schooß der Grüfte,
Dann schweb' ich träumend über Höhn und Klüfte,
Die mich so fern von dir gedränget haben.

Durch den verbotnen Garten darf ich gehen,
Durch Thüren wandl' ich, die mir sonst verriegelt,
Bis zu der Schönheit stillem Heiligthume.

Erschreckt dich Geisterhauch, du zarte Blume?
Es ist der Liebe Wehn, das dich umflügelt.
Leb wohl! ich muß ins Grab, die Hähne krähen.

Der Frühling.

Wohl denk' ich jener sel'gen Jugendträume,
Obschon sich die Gefühle mir verlogen,
Wann in den ersten, milden Frühlingstagen
Im Busen sich mir drängten volle Keime.

Die Ahnung lockte mich in ferne Räume,
Wenn wo ein Laut des Lenzes angeschlagen;
Die Hoffnung wollte sich zum Lichte wagen,
Wie aus den Knospen frisches Grün der Bäume.

Doch nun, da ich das Höchste jüngst genossen,
Gerissen aus dem innigsten Vereine,
Vom reichsten Paradiese kaum verstoßen:

Was sollen nun mir hochergrünte Triften,
Einsamer Amselschlag im todten Haine,
Ein armes Veilchen, noch so süß von Düften?

Des Sängers Fluch.

Es stand in alten Zeiten ein Schloß, so hoch und hehr,
Weit glänzt' es über die Lande bis an das blaue Meer,
Und rings von duft'gen Gärten ein blüthenreicher Kranz,
Drin sprangen frische Brunnen in Regenbogentanz.

Dort saß ein stolzer König, an Land und Siegen reich,
Er saß auf seinem Throne so finster und so bleich;
Denn was er sinnt, ist Schrecken, und was er blickt, ist Wuth,
Und was er spricht, ist Geißel, und was er schreibt, ist Blut.

Einst zog nach diesem Schlosse ein edles Sängerpaar,
Der Ein' in goldnen Locken, der Andre grau von Haar;
Der Alte mit der Harfe, der saß auf schmuckem Roß,
Es schritt ihm frisch zur Seite der blühende Genoß.

Der Alte sprach zum Jungen: „Nun sei bereit, mein Sohn,
Denk unsrer tiefsten Lieder, stimm an den vollsten Ton,
Nimm alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz!
Es gilt uns heut, zu rühren des Königs steinern Herz."

Schon stehn die beiden Sänger im hohen Säulensaal,
Und auf dem Throne sitzen der König und sein Gemahl;
Der König, furchtbar prächtig, wie blut'ger Nordlichtschein,
Die Königin süß und milde, als blickte Vollmond drein.

Da schlug der Greis die Saiten, er schlug sie wundervoll,
Daß reicher, immer reicher der Klang zum Ohre schwoll.
Dann strömte himmlisch helle des Jünglings Stimme vor,
Des Alten Sang dazwischen, wie dumpfer Geisterchor.

Sie sangen von Lenz und Liebe, von selger goldner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit.
Sie sangen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie sangen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

Die Höflingsschaar im Kreise verlernet jeden Spott,
Des Königs trotz'ge Krieger, sie beugen sich vor Gott,
Die Königin, zerflossen in Wehmuth und in Lust,
Sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust.

„Ihr habt mein Volk verführet, verlockt ihr nun mein Weib?"
Der König schreit es wüthend, er bebt am ganzen Leib,
Er wirft sein Schwert, das blitzend des Jünglings Brust durchdringt,
Draus, statt der goldnen Lieder, ein Blutstrahl hochauf springt.

Und wie vom Sturm zerstoben ist all der Hörer Schwarm,
Der Jüngling hat verröchelt in seines Meisters Arm,
Der schlägt um ihn den Mantel und setzt ihn auf das Roß,
Er bind't ihn aufrecht feste, verläßt mit ihm das Schloß.

Doch vor dem hohen Thore, da hält der Sängergreis,
Da faßt er seine Harfe, sie aller Harfen Preis,
An einer Marmorsäule, da hat er sie zerschellt,
Dann ruft er, daß es schaurig durch Schloß und Gärten gellt:

„Weh' euch, ihr stolzen Hallen! nie töne süßer Klang
Durch eure Räume wieder, nie Saite, noch Gesang,

Nein! Seufzer nur und Stöhnen, und ſchener Sklavenſchritt,
Bis euch zu Schutt und Moder der Rachegeiſt zertritt!

Weh euch, ihr duft'gen Gärten im holden Maienlicht!
Euch zeig' ich dieſes Todten entſtelltes Angeſicht,
Daß ihr darob verdorret, daß jeder Quell verſiegt,
Daß ihr in künft'gen Tagen verſteint, verödet liegt.

Weh dir, verruchter Mörder! du Fluch des Sängerthums!
Umſonſt ſei all dein Ringen nach Kränzen blut'gen Ruhms,
Dein Name ſei vergeſſen, ja ew'ge Nacht getaucht,
Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!"

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört,
Die Mauern liegen nieder, die Hallen ſind zerſtört,
Noch eine hohe Säule zeugt von verſchwundner Pracht,
Auch dieſe, ſchon geborſten, kann ſtürzen über Nacht.

Und rings, ſtatt duft'ger Gärten, ein ödes Haideland,
Kein Baum verſtreuet Schatten, kein Quell durchdringt den Sand,
Des Königs Name meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Verſunken und vergeſſen! das iſt des Sängers Fluch.

Das Glück von Edenhall.

Von Edenhall der junge Lord
Läßt ſchmettern Feſttrommetenſchall,
Er hebt ſich an des Tiſches Bord
Und ruft in dunkler Gäſte Schwall:
„Nun her mit dem Glücke von Edenhall!"

Der Schenk vernimmt ungern den Spruch,
Des Hauſes älteſter Vaſall,
Nimmt zögernd aus dem ſeidnen Tuch
Das hohe Trinkglas von Kryſtall,
Sie nennen's: Das Glück von Edenhall.

Darauf der Lord: „dem Glas zum Preis
Schenk rothen ein aus Portugal!"
Mit Händezittern gießt der Greis,
Und purpurn Licht wird überall,
Es ſtrahlt aus dem Glücke von Edenhall.

Da ſpricht der Lord und ſchwingt's dabei:
„Dies Glas von leuchtendem Kryſtall
Gab meinem Ahn am Quell die Fei,
Drein ſchrieb ſie: Kommt dies Glas zu Fall,
Fahr' wohl dann, o Glück von Edenhall!

„Ein Kelchglas ward zum Loos mit Fug
Dem freud'gen Stamm von Edenhall;
Wir ſchlürfen gern in vollem Zug,
Wir läuten gern mit lautem Schall:
Stoßt an mit dem Glücke von Edenhall!"

Erſt klingt es milde, tief und voll,
Gleich dem Geſang der Nachtigall,
Dann wie des Waldſtroms laut Geroll,
Zuletzt erdröhnt wie Donnerhall
Das herrliche Glück von Edenhall.

„Zum Horte nimmt ein kühn Geſchlecht
Sich den zerbrechlichen Kryſtall;
Es dauert länger ſchon, als recht,
Stoßt an! mit dieſem kraft'gen Prall
Verſuch' ich das Glück von Edenhall."

Und als das Trinkglas gellend ſpringt,
Springt das Gewölb' mit jähem Knall,
Und aus dem Riß die Flamme dringt!
Die Gäſte ſind zerſtoben all'
Mit dem verſchwindenden Glücke von Edenhall.

Ein ſtürmt der Feind, mit Brand und Mord,
Der in der Nacht erſtieg den Wall,
Vom Schwerte fällt der junge Lord,
Hält ja der Hand noch den Kryſtall,
Das zerſprungene Glück von Edenhall.

Am Morgen irrt der Schenk allein,
Der Greis, in der zerſtörten Hall',
Er ſucht des Herrn verbrannt Gebein,
Er ſucht im grauſen Trümmerfall
Die Scherben des Glücks von Edenhall.

„Die Steinwand, — ſpricht er — ſpringt zu Stück,
Die hohe Säule muß zu Fall,
Glas iſt der Erde Stolz und Glück,
In Splitter fällt der Erdenball
Einſt gleich dem Glücke von Edenhall."

Junker Rechberger.

Rechberger war ein Junker keck,
Der Kaufleut' und der Wanderer Schreck.
In einer Kirche, verlaſſen,
Da that er die Nacht verpaſſen.

Und als es war nach Mitternacht,
Da hat er ſich auf den Fang gemacht.
Ein Kaufzug, hat er vernommen,
Wird frühe vorüberkommen.

Sie waren geritten ein kleines Stück,
Da ſprach er: „Reitknecht! reite zurück!
Die Handſchuh' hab' ich vergeſſen
Auf der Bahre, da ich geſeſſen."

Der Reitknecht kam zurück ſo bleich:
„Die Handſchuh' hole der Teufel Euch!
Es ſitzt ein Geiſt auf der Bahre;
Es ſtaeren mir noch die Haare.

„Er hat die Handſchuh angethan
Und ſchaut ſie mit feurigen Augen an,
Er ſtreicht ſie wohl auf und nieder;
Es beben mir noch die Glieder."

Da ritt der Junker zurück im Flug,
Er mit dem Geiſte ſich tapfer ſchlug,
Er hat den Geiſt bezwungen,
Seine Handſchuh wieder errungen.

Da ſprach der Geiſt mit wilder Gier:
„Und läßt du ſie nicht zu eigen mir,
So leihe mir auf ein Jährlein
Das ſchmucke, ſchmeidige Pärtlein!"

„Ein Jährlein ich ſie dir gerne leih',
So kann ich erproben des Teufels Treu'.
Sie werden wohl nicht zerplatzen
In deinen düeren Tatzen."

Rechberger ſprengte von dannen ſtolz,
Er ſtreifte mit ſeinem Knecht im Holz.
Der Hahn hat ferne gerufen,
Da hören ſie Pferdehufen.

Dem Junker hoch das Herze ſchlug,
Des Weges kam ein ſchwarzer Zug
Vermummter Ritterleute;
Der Junker wich auf die Seite.

Und hinten trabt noch Einer daher,
Ein ledig Rößlein führet er,
Mit Sattel und Zeug ſtaffirt,
Mit ſchwarzer Decke gezieret.

Rechberger ritt heran und frug:
„Sag an! wer ſind die Herren vom Zug?
Sag an, traut lieber Knappe!
Wem gehört der ledige Rappe?"

„Dem treueſten Diener meines Herrn,
Rechberger nennt ihn Nah und Fern.
Ein Jährlein, ſo iſt er erſchlagen,
Dann wird das Rapplein ihn tragen."

Der Schwarze ritt den Andern nach;
Der Junker zu ſeinem Knechte ſprach:
„Weh mir! vom Roß ich ſteige,
Es geht mit mir zur Neige.

„Iſt dir mein Rößlein nicht zu wild,
Und nicht zu ſchwer mein Degen und Schild:
Nimm's hin dir zum Gewinnſte,
Und brauch' es in Gottes Dienſte!"

Rechberger in ein Kloſter ging:
„Herr Abt, ich bin zum Mönch zu gering

Doch möcht' ich in tiefer Reue
Dem Kloſter dienen als Laie."

„Du biſt geweſen ein Reitersmann,
Ich ſeh es dir an den Sporen an,
Sa magſt du der Pferde watten,
Die im Kloſterſtalle wir halten."

Am Tag, da ſelbiges Jahr ſich ſchloß,
Da kaufte der Abt ein ſchwarz wild Roß,
Rechberger ſollt' es zäumen,
Doch es thät ſich ſtellen und bäumen.

Es ſchlug den Junker mitten auf's Herz,
Daß er ſank in bitterem Todesſchmerz.
Es iſt im Walde verſchwunden,
Man hat's nicht wieder gefunden.

Um Mitternacht, an Junkers Grab,
Da ſtieg ein ſchwarzer Reitknecht ab,
Einem Rappen hält er die Stangen,
Reithandſchuh um Sattel hangen.

Rechberger ſtieg aus dem Grab herauf,
Er nahm die Handſchuh vom Sattelknauf,
Er ſchwang ſich in Sattels Mitte,
Der Grabſtein diente zum Tritte.

Dies Lied iſt Junkern zur Lehr' gemacht:
Daß ſie geben auf ihre Handſchuh Acht,
Und daß ſie feia bleiben laſſen,
In der Nacht am Wege zu paſſen.

Graf Eberſtein.

Zu Speier im Saale, da hebt ſich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen.
Graf Eberſtein
Führet den Reihn
Mit des Kaiſers holdſeligem Töchterlein.

Und als er ſich ſchwingt nun im luſtigen Reigen,
Da flüſtert ſie leiſe, ſie kann's nicht verſchweigen:
„Graf Eberſtein,
Hüte dich fein!
Heut Nacht wird dein Schlöſslein gefährdet ſein."

Ei! denket der Graf, Euer kaiſerlich Gnaden,
So habt Ihr mich darum zum Tanze geladen!
Er ſucht ſein Roß,
Läßt ſeinen Troß
Und jagt nach ſeinem gefährdeten Schloß.

Um Eberſtein's Veſte da wimmelt's von Streitern,
Sie ſchleichen im Nebel mit Haken und Leitern.
Graf Eberſtein
Grüßet ſie fein,
Er wirft ſie vom Wall in die Gräben hinein.

Als nun der Herr Kaiſer am Morgen gekommen,
Da meint er, es ſei die Burg ſchon genommen.
Doch auf dem Wall
Tanzen mit Schall
Der Graf und ſeine Gewappneten all.

„Herr Kaiſer! beſchleicht Ihr ein ander Mal Schlöſſer,
Thut's Noth, Ihr verſtehet auf's Tanzen Euch beſſer.
Euer Töchterlein
Tanzet ſo fein,
Dem ſoll meine Veſte geöffnet ſein."

Im Schloſſe des Grafen, da hebt ſich ein Klingen,
Mit Fackeln und Kerzen ein Tanzen und Springen.
Graf Eberſtein
Führet den Reihn
Mit des Kaiſers holdſeligem Töchterlein.

Und als er ſie ſchwingt nun im beäutlichen Reigen,
Da flüſtert er leiſe, nicht kann er's verſchweigen:
„Schön Jungfräulein,
Hüte dich fein!
Heut Nacht wird ein Schlöſslein gefährdet ſein."

Die Bidaſſoabrücke.

Auf der Bidaſſoabrücke
Steht ein Heil'ger, altergrau,
Segnet rechts die ſpan'ſchen Berge,
Segnet links den fränk'ſchen Gau;
Wohl bedarf's an dieſer Stelle
Milden Troſtes himmelher,
Wo ſo Mancher von der Heimath
Scheidet ohne Wiederkehr.

Auf der Bidaſſoabrücke
Spielt ein zanderhaft Geſicht:
Wo der Eine Schatten ſiehet,
Sieht der Andre goldnes Licht;
Wo dem Einen Roſen lachen,
Sieht der Andre dürren Sand;
Jedem iſt das Elend finſter,
Jedem glänzt ſein Vaterland.

Friedlich rauſcht die Bidaſſoa
Zu der Heerde Glockenklang,
Aber im Gebirge dröhnet
Knall auf Knall den Tag entlang;
Und am Abend ſteigt darnieder
Eine Schaar zum Flußgeſtad,
Unſtet, mit zerriſſ'ner Fahne,
Blut beträufelt ihren Pfad.

Auf der Bidaſſoabrücke
Lehnen ſie die Büchſen bei,
Binden ſich die friſchen Wunden,
Zählen, wer noch übrig ſei?
Lange harren ſie Vermißter,
Doch ihr Häuflein wächſet nicht,
Einmal wirbelt noch die Trommel
Und ein alter Kriegsmann ſpricht:

„Rollt die Fahne denn zuſammen,
Die der Freiheit Banner war!
Nicht zum erſten Male wandelt
Dieſen Grenzweg ihre Schaar;
Nicht zum erſten Male ſucht ſie
Eine Freiſtatt in der Fern',
Doch ſie zieht nicht arm an Ehre,
Zieht nicht ohne günſt'gen Stern.

„Der von nor'gen Freiheitskämpfen
Mehr, als Einer, Narben führt,
Heute, da wir alle bluten,
Mina! bliebſt du unberührt;
Ganz und heil iſt uns der Retter,
Noch verbürgt iſt Spaniens Glück;
Schreiten wir getroſt hinüber!
Einſt noch kehren wir zurück."

Mina rafft ſich auf vom Steine,
Müde ſaß er dort und ſtill,
Blickt noch einmal nach den Bergen,
Wo dir Sonne ſinken will:
Seine Hand, zur Bruſt gehalten,
Hemmt nicht mehr des Blutes Lauf,
Auf der Bidaſſoabrücke
Brachen alte Wunden auf.

Harald.

Vor ſeinem Heergefolge ritt
Der kühne Held Harald,
Sie zogen in des Mondes Schein
Durch einen wilden Wald.

Sie tragen manch' erkämpfte Fahn',
Die hoch im Winde wallt,
Sie ſingen manches Siegeslied,
Das durch die Berge hallt.

Was rauſchet, lauſchet im Gebüſch?
Was wiegt ſich auf dem Baum?
Was ſenket aus den Wolken ſich
Und taucht aus Stromes Schaum?

Was wirft mit Blumen um und um?
Was ſingt ſo wonniglich?
Was tanzet durch der Krieger Reihn?
Schwingt auf die Roſſe ſich?

Was koſt ſo ſanft und küßt ſo ſüß?
Und hält ſo lind umfaßt?
Und nimmt das Schwert, und zieht vom Roß,
Und läßt nicht Ruh noch Raſt?

Es iſt der Elfen leichte Schaar;
Hier hilft kein Widerſtand.
Schon ſind die Krieger all dahin,
Sind all im Feenland:

Nur er, der Beſte, blieb zurück,
Der kühne Held Harald.
Er iſt vom Wirbel bis zur Sohl'
In harten Stahl geſchnallt.

All ſeine Krieger ſind entrückt,
Da liegen Schwert und Schild,
Die Roſſe, ledig ihrer Herrn,
Sie gehn im Walde wild.

In großer Trauer ritt van dann
Der ſtolze Held Harald,
Er ritt allein im Mondenſchein
Wohl durch den weiten Wald.

Vom Felſen rauſcht es friſch und klar,
Er ſpringt vom Roſſe ſchnell,
Er ſchnallt vom Haupte ſich den Helm
Und trinkt vom kühlen Quell.

Doch wie er kaum den Durſt geſtillt,
Verſagt ihm Arm und Bein;
Er muß ſich ſetzen auf den Fels,
Er nickt und ſchlummert ein.

Er ſchlummert auf demſelben Stein
Schon manche hundert Jahr,
Das Haupt geſenket auf die Bruſt,
Mit grauem Bart und Haar.

Wann Blitze zucken, Donner rollt,
Wann Sturm erbrauſt im Wald,
Dann greift er träumend nach dem Schwert,
Der alte Held Harald.

Sängerliebe.

Seit der hohe Gott der Lieder
Mußt' in Liebesſchmerz erbleichen,
Seit der Lorbeer ſeiner Schläfe
Unglückſel'ger Liebe Zeichen:

Wundert's wen, daß ird'ſchen Sängern,
Die daſſelbe Zeichen kränzet,
Selten in der Liebe Leben
Ein beglückter Stern erglänzet?

Daß ſie ernſt und düſter blicken,
Ihre Saiten traurig tönen,
Daß von Luſt ſie wenig ſingen,
Aber viel von Schmerz und Sehnen?

Sängerliebe, tief und ſchmerzlich,
Laßt euch denn in ernſten Bildern
Aus den Tagen des Geſanges,
Aus der Zeit der Minne ſchildern!

1. Rudello.

In den Thalen der Provence
Iſt der Minneſang entſproſſen,
Kind des Frühlings und der Minne,
Holder, inniger Genoſſen.

Blüthenglanz und ſüße Stimme
Konnt' an ihm den Vater zeigen,
Herzensgluth und tiefes Schmachten
War ihm von der Mutter eigen.

Selige Provencer Thale,
Ueppig blühend ward ihr immer,
Aber eure reichſte Blüthe
War des Minneliedes Schimmer.

Jene tapfern, ſchmucken Ritter,
Welch ein edler Sängerorden!
Jene hochbeglückten Damen,
Wie ſie ſchön gefeiert worden!

Vielgeehrt im Sängerchore
War Rudello's werther Name,
Vielgeprieſen, vielbeneidet
Die van ihm beſungne Dame.

Aber Niemand mocht' erkunden,
Wie ſie hieße, wo ſie lebte,
Die ſo herrlich, überirdiſch
In Rudello's Liedern ſchwebte.

Denn nur in geheimen Nächten
Nahte ſie dem Sänger leiſe,
Selbſt den Boden nie berührend,
Spurlos, ſchwank, in Traumesweiſe.

Wollt er ſie mit Armen faſſen,
Schwand ſie in die Wolken wieder,
Und aus Seufzern und aus Thränen
Wurden dann ihm ſüße Lieder.

Schiffer, Pilger, Kreuzesritter
Brachten dazumal die Mähre,
Daß van Tripolis die Gräfin
Aller Frauen Krone wäre.

Und ſo oft Rudell es hörte,
Fühlt' er ſich's im Buſen ſchlagen,
Und es trieb ihn nach dem Strande,
Wo die Schiffe fertig lagen.

Meer, unſichres, vielbewegtes,
Ohne Grund und ohne Schranken!
Wohl auf dieſer regen Wüſte
Mag die irre Sehnſucht ſchwanken.

Fern von Tripolis verſchlagen,
Irrt die Barke mit dem Sänger;
Aeußrem Sturm und innrem Drängen
Widerſteht Rudell nicht länger.

Schwer erkranket liegt er nieder,
Aber oſtwärts ſchaut er immer,
Bis ſich hebt am letzten Rande
Ein Pallaſt im Morgenſchimmer.

Und der Himmel hat Erbarmen
Mit des kranken Sängers Flehen,
In den Port van Tripolis
Fliegt das Schiff mit günſt'gem Wehen.

Kaum vernimmt die ſchöne Gräfin,
Daß ſo edler Gaſt gekommen,
Der allein um ihretwillen
Ueders weite Meer geſchwommen.

Alſobald mit ihren Frauen
Steigt ſie nieder, unerbeten,
Als Rudello, ſchwanken Ganges,
Eben das Geſtad' betreten.

Schon will ſie die Hand ihm reichen,
Doch ihm dünkt, der Boden ſchwinde;
In des Führers Arme ſinkt er,
Haucht ſein Leben in die Winde.

Ihren Sänger ehrt die Herrin
Durch ein prächtiges Begängniß,
Und ein Grabmal von Porphyr
Lehrt ſein trauriges Verhängniß.

Seine Lieder läßt ſie ſchreiben
Alleſammt mit goldnen Lettern,
Köſtlich ausgezierte Decken
Giebt ſie dieſen theuren Blättern;

Lieſt darin ſo manche Stunde,
Ach! und oft mit heißen Thränen
Bis auch ſie ergriffen iſt
Van dem unnennbaren Sehnen.

Von des Hofes luft'gem Glanz,
Aus der Freunde Kreis geſchieden,
Suchet ſie in Kloſtermauern
Ihrer armen Seele Frieden.

2. Durand.

Nach dem hohen Schloß von Baldi
Zieht Durand mit ſeinem Spiele;
Voll die Bruſt von ſüßen Liedern,
Naht er ſchon dem frohen Ziele.

Dort wird ja ein holdes Fräulein,
Wann die Saiten lieblich raaſchen,
Augen ſenkend, zart erglühend,
Innig athmend, niederlauſchen.

In des Hofes Lindenſchatten
Hat er ſchon ſein Spiel begonnen,
Singt er ſchon mit klarer Stimme
Was er Süßeſtes erſonnen.

Von dem Söller, von den Fenſtern
Sieht er Blumen freundlich nicken,
Doch die Herrin ſeiner Lieder
Kann ſein Auge nicht erblicken.

Und es geht ein Mann vorüber,
Der ſich traurig zu ihm wendet:
„Störe nicht die Ruh' der Todten!
Fräulein Blanka hat vollendet."

Doch Durand, der junge Sänger,
Hat darauf kein Wort geſprochen.
Ach! ſein Aug' iſt ſchon erloſchen,
Ach! ſein Herz iſt ſchon gebrochen.

Drüben in der Burgkapelle,
Wo unzähl'ge Kerzen glänzen,
Wo das todte Fräulein ruht,
Hold geſchmückt mit Blumenkränzen:

Dort ergreifet alles Volk
Schreck und Staunen, freudig Beben,
Denn von ihrem Todtenlager
Sieht man Blanka ſich erheben.

Aus des Scheintods tiefem Schlummer
Iſt ſie blühend auferſtanden,
Tritt im Sterbekleid hervor,
Wie in bräutlichen Gewanden.

Noch, wie ihr geſchah, nicht wiſſend,
Wie von Träumen noch umſchlungen,
Fragt ſie zärtlich, ſehnſuchtsvoll:
„Hat nicht hier Durand geſungen?"

„Ja! geſungen hat Durand,
Aber nie mehr wird er ſingen,
Auferweckt hat er die Todte,
Ihn wird Niemand wiederbringen."

Schon im Lande der Verklärten
Wacht' er auf und mit Verlangen
Sucht er ſeine ſüße Freundin,
Die er wähnt vorangegangen;

Aller Himmel lichte Räume
Sieht er herrlich ſich verbreiten;
Blanka! Blanka! ruft er ſehnlich
Durch die öden Seligkeiten.

3. Der Kaſtellan von Coucy.

Wie der Kaſtellan von Coucy
Schnell die Hand zum Herzen drückte,
Als die Dame von Fayel
Er zum erſten Mal erblickte!

Seit demſelben Augenblicke
Drang durch alle ſeine Lieder,
Unter allen Weiſen, ſtets
Jener erſte Herzſchlag wieder.

Aber wenig mocht' ihm frommen
All die ſüße Liederklage,
Nimmer darf er dieſes hoffen,
Daß ſein Herz an ihrem ſchlage.

Wenn ſie auch mit zartem Sinn
Eines ſchönen Lieds ſich freute,
Streng und ſtille ging ſie immer
An des ſtolzen Gatten Seite.

Da beſchließt der Kaſtellan
Seine Bruſt in Stahl zu hüllen
Und mit drauf gehefft'tem Kreuz
Seines Herzens Schlag zu ſtillen.

Als er ſchon im heil'gen Lande
Manchen heißen Tag geſtritten,
Fährt ein Pfeil durch Kreuz und Panzer,
Trifft ihm noch das Herze mitten.

„Hörſt du mich, getreuer Knappe?
Wann dies Herz nun ausgeſchlagen,
Zu der Dame von Fayel
Sollſt du es hinübertragen!"

In geweihter, kühler Erde
Wird der edle Leib begraben;
Nur das Herz, das müde Herz,
Soll noch keine Ruhe haben.

Schon in einer goldnen Urne,
Liegt es, wohl einbalſamiret,
Und zu Schiffe ſteigt der Diener,
Der es ſorgſam mit ſich führet.

Stürme brauſen, Wogen ſchlagen,
Blitze zucken, Maſte ſplittern,
Aengſtlich klopfen alle Herzen,
Eines nur iſt ohne Zittern.

Golden ſtrahlt die Sonne wieder,
Frankreichs Küſte glänzet drüben,
Freudig ſchlagen alle Herzen,
Eines nur iſt ſtill geblieben.

Schon im Walde von Fayel
Schreitet raſch der Urne Träger,
Plötzlich ſchallt ein luſtig Horn
Sammt dem Rufe wilder Jäger.

Aus den Büſchen rauſcht ein Hirſch,
Dem ein Pfeil im Herzen ſtecket,
Bäumt ſich auf und ſtürzt und liegt
Vor dem Knappen hingeſtrecket.

Sieh! der Ritter von Fayel,
Der das Wild ins Herz geſchoſſen,
Sprengt heran mit Jagdgefolg
Und der Knapp' iſt rings umſchloſſen.

Nach dem blanken Gothgeſäß
Taſten gleich des Ritters Knechte;
Doch der Knappe tritt zurück,
Spricht mit vorgehaltner Rechte:

„Dies iſt eines Sängers Herz,
Herz von einem frommen Streiter,
Herz des Kaſtellans von Coucy,
Laßt dies Herz im Frieden weiter!

Scheidend hat er mir geboten:
Wann dies Herz nun ausgeſchlagen
Zu der Dame von Fayel
Soll ich es hinübertragen."

„Jene Dame kenn' ich wohl!"
Spricht der ritterliche Jäger
Und entreißt die goldne Urne
Haſtig dem erſchrocknen Träger!

Nimmt ſie unter ſeinen Mantel,
Reitet fort in finſtrem Grolle,
Hält ſo eng das todte Herz
An das heiße, rachevolle.

Als er auf ſein Schloß gekommen,
Müſſen ſich die Köche ſchürzen,
Müſſen gleich den Hirſch bereiten
Und ein ſeltnes Herze würzen.

Dann, mit Blumen reich beſtecket,
Bringt man es auf goldner Schaale,
Als der Ritter von Fayel
Mit der Dame ſitzt am Mahle.

Zierlich reicht er es der Schönen,
Sprechend mit verliebtem Scherze:
„Was ich immer mag erjagen,
Euch gehört davon das Herze.“

Wie die Dame kaum genoſſen,
Hat ſie alſo weinen müſſen,
Daß ſie zu vergehen ſchien
In den heißen Thränengüſſen.

Doch der Ritter von Fayel
Spricht zu ihr mit wildem Lachen:
„Sagt man doch von Taubenherzen,
Daß ſie melancholiſch machen:

Wie viel mehr, geliebte Dame,
Das, womit ich Euch bewirthe!
Herz des Kaſtellans von Coucy,
Der ſo zärtlich Lieder girrte!“

Als der Ritter dies geſprochen,
Dieſes und noch andres Schlimme,
Da erhebt die Dame ſich,
Spricht mit feierlicher Stimme:

„Großes Unrecht thatet Ihr,
Euer war ich ohne Wanken,
Aber ſolch ein Herz genießen
Wendet leichtlich die Gedanken.

Manches tritt mir vor die Seele,
Was vorlängſt die Lieder ſangen,
Der mir lebend fremd geblieben,
Hält als Todter mich befangen.

Ja! ich bin dem Tod geweihet,
Jedes Mahl iſt mir verwehret,
Nicht geziemt mir andre Speiſe,
Seit mich dieſes Herz genähret.

Aber Euch wünſch' ich zum Letzten
Milden Spruch des ew'gen Richters.“ —
Dieſes alles iſt geſchehen
Mit dem Herzen eines Dichters.

4. Don Maſſias.

Don Maſſias aus Gallizien
Mit dem Namen: der Verliebte,
Saß im Thurm von Arjonilla,
Klagend um die Treugeliebte.

Einen Grafen, reich und mächtig,
Gab man jüngſt ihr zum Genoſſen,
Und den vielgetreuen Sänger
Hält man ferngebannt, verſchloſſen.

Traurig ſang er oft am Gitter,
Machte jeden Wandrer lauſchen,
Theuer Blätter, liederreiche
Ließ er oft vom Fenſter rauſchen.

Ob es Wandrer fortgeſungen,
Ob es Winde hingetragen:
Wohl vernahm die Heißgeliebte
Ihres treuen Sängers Klagen.

Ihr Gemahl, argwöhniſch ſpähend,
Hatt' es alles gut beachtet:
„Muß ich vor dem Sänger beben,
Selbſt wenn er im Kerker ſchmachtet?“

Einſtmals ſchwang er ſich zu Pferde,
Wohlgewaffnet, wie zum Sturme,
Sprengte nach Granada's Grenze
Und zu Arjonilla's Thurme.

Don Maſſias, der Verliebte,
Stand gerade dort am Gitter,
Sang ſo glühend ſeine Liebe,
Schlug ſo zierlich ſeine Zither.

Jener hub ſich in den Bügeln,
Muthvoll ſeine Lanze ſchwingend;
Don Maſſias iſt durchbohret,
Wie ein Schwan, verſchied er ſingend.

Und der Graf, des Siegs verſichert,
Kehret nach Gallizien wieder.
Eitler Wahn! es ſtarb der Sänger,
Doch es leben ſeine Lieder;

Die durch alle ſpan'ſchen Reiche
Tönevoll, geflügelt, ziehen,
Andern ſind ſie Philomelen,
Jenem nur ſind ſie Harpyen.

Plötzlich oft vom Freudenmahle
Haben ſie ihn aufgeſchrecket,
Aus dem mitternächt'gen Schlummer
Wird er peinlich oft erwecket:

In den Gärten, in den Straßen
Hört er Zithern hin und wieder,
Und wie Geiſterſtimmen tönen
Des Maſſias Liebeslieder.

5. Dante.

War's ein Thor der Stadt Florenz,
Oder war's ein Thor der Himmel,
Draus am klarſten Frühlingsmorgen
Zog ſo feſtliches Gewimmel!

Kinder, hold wie Engelſchaaren,
Reich geſchmückt mit Blumenkränzen,
Zogen in das Roſenthal
Zu den frohen Feſtestänzen.

Unter einem Lorbeerbaume
Stand, damals neunjährig, Dante,
Der im lieblichſten der Mädchen
Seinen Engel gleich erkannte.

Rauſchten nicht des Lorbeers Zweige,
Von der Frühlingsluft erſchüttert!
Klang nicht Dante's junge Seele,
Von der Liebe Hauch durchzittert!

Ja! ihm iſt in jener Stunde
Des Geſanges Quell entſprungen;
In Sonetten, in Canzonen
Iſt die Lieb' ihm früh erklungen.

Als zur Jungfrau hold erwachſen,
Jene wieder ihm begegnet,
Steht auch ſeine Dichtung ſchon
Wie ein Baum, der Blüthen regnet.

Aus dem Thore von Florenz
Zogen dichte Schaaren wieder,
Aber langſam, trauervoll,
Bei dem Klange dumpfer Lieder.

Unter jenem ſchwarzen Tuch,
Mit dem weißen Kreuz geſchmücket,
Trägt man Beatricen hin,
Die der Tod ſo früh gepflücket.

Dante ſaß in ſeiner Kammer,
Einſam, ſtill, im Abendlichte,
Hörte fern die Glocken tönen
Und verhüllte ſein Geſichte.

In der Wälder tiefſte Schatten
Stieg der edle Sänger nieder,
Gleich den fernen Todtenglocken
Tönten fortan ſeine Lieder.

Aber in der wildſten Oede,
Wo er ging mit bangem Stöhnen,
Kam zu ihm ein Abgeſandter
Von der hingeſchiednen Schönen;

Der ihn führt' an treuer Hand
Durch der Hölle tiefſte Schluchten,
Wo ſein ird'ſcher Schmerz verſtummte
Bei dem Anblick der Verfluchten.

Bald zum ſel'gen Licht empor
Kam er auf den dunkeln Wegen,
Aus des Paradieſes Pforte
Trat die Freundin ihm entgegen.

Hoch und höher ſchwebten Beide
Durch des Himmels Glanz und Wonnen,
Sie, aufblickend, ungeblendet,
Zu der Sonne aller Sonnen;

Er, die Augen hingewendet
Nach der Freundin Angeſichte,
Das, verklärt, ihn ſchauen ließ
Abglanz von dem ewigen Lichte.

Einem göttlichen Gedicht
Hat er Alles einverleibet,
Mit ſo ewigen Feuerzügen,
Wie der Blitz in Felſen ſchreibet.

Ja! mit Fug wird dieſer Sänger
Als der Göttliche verehret,
Dante, welchem ird'ſche Liebe
Sich zu himmliſcher verkläret.

Romanze vom Recenſenten.

Recenſent, der tapfre Ritter,
Steigt zu Roſſe, kühn und ſtolz;
Iſt's kein Hengſt aus Andaluſien,
Iſt es doch ein Bock von Holz.

Statt des Schwerts, die ſcharfe Feder
Zieht er kampfbereit vom Ohr,
Schiebt, ſtatt des Viſirs, die Brille
Den entbrannten Augen vor.

Publikum, die edle Dame,
Schwebt in tauſendfacher Noth,
Seit ihr bald, barbariſch ſchnaubend,
Ein Siegfried'ſcher Lindwurm droht,

Bald ein ſüßer Sonettiſte
Sie mit Lautenklimpern lockt,
Bald ein Mönch ihr myſtiſch predigt,
Daß ihr die Beſinnung ſtockt.

Recenſent, der tapfre Ritter,
Hält ſich gut im Drachenmord,
Schlägt in Splitter alle Lauten,
Stürzt den Mönch vom Kanzelbord.

Dennoch will er, groß beſcheiden,
Daß ihn Niemand nennen ſoll,
Und den Schild des Helden zeichnet
Kaum ein Schriftzug, räthſelvoll.

Recenſent, du Hort der Schwachen,
Sei uns immer treu und hold!
Nimm zum Lohn des Himmels Segen,
Des Verlegers Ehrenſold!

Das Schloß am Meere.

Haſt du das Schloß geſehen,
Das hohe Schloß am Meer?
Golden und roſig wehen
Die Wolken drüber her.

Es möchte ſich niederneigen
In die ſpiegelklare Fluth;
Es möchte ſtreben und ſteigen
In der Abendwolken Gluth.

„Wohl hab' ich es geſehen,
Das hohe Schloß am Meer,
Und den Mond darüber ſtehen,
Und Nebel weit umher."

Der Wind und des Meeres Wallen
Gaben ſie feiſchen Klang?
Vernahmſt du aus hohen Hallen
Saiten und Feſtgeſang?

„Die Winde, die Wogen alle
Lagen in tiefer Ruh,
Einem Klagelied aus der Halle
Hört' ich mit Thränen zu."

Sahеſt du oben gehen
Den König und ſein Gemahl?
Der rothen Mäntel Wehen!
Der goldnen Kronen Strahl?

Führten ſie nicht mit Wonne
Eine ſchöne Jungfrau dar,
Herrlich wie eine Sonne,
Strahlend im goldnen Haar?

„Wohl ſah ich die Eltern beide,
Ohne der Kronen Licht,
Im ſchwarzen Trauerkleide;
Die Jungfrau ſah ich nicht."

Die Mähderin.

„Guten Morgen, Marie! ſo frühe ſchon rüſtig und rege?
Dich, treuſte der Mägde, dich muchet die Liebe nicht träge.
Ja, mähſt du die Wieſe mir ab von jetzt an in drei Tagen,
Nicht düeſt' ich den Sohn dir, den einzigen, länger verſagen."

Der Pächter, der ſtattlich begüterte, hat es geſprochen,
Marie, wie fühlt ſie den liebenden Buſen ſich pochen!
Ein neues, ein kräftiges Leben durchdringt ihr die Glieder,
Wie ſchwingt ſie die Senſe, wie ſtreckt ſie die Mähden danieder!

Der Mittag glühet, die Mäher des Feldes ermatten,
Sie ſuchen zur Labe den Quell und zum Schlummer den Schatten.
Noch ſchaffen im heißen Gefilde die ſummenden Bienen,
Marie, ſie ruht nicht, ſie ſchafft in die Wette mit ihnen.

Die Sonne verſinkt, es ertönet das Abendgeläute,
Wohl rufen die Nachbarn: „Marie, genug iſt's für heute!"
Wohl ziehen die Mähder, der Hirt und die Heerde von hinnen,
Marie, ſie dengelt die Senſe zu neuem Beginnen.

Schon ſinket der Thau, ſchon erglänzen der Mond und die Sterne,
Es duften die Mähden, die Nachtigall ſchlägt aus der Ferne,
Marie verlangt nicht zu raſten, verlangt nicht zu lauſchen,
Stets läßt ſie die Senſe, die kräftig geſchwungene, rauſchen.

So fürder von Abend zu Morgen, von Morgen zu Abend,
Mit Liede ſich nährend, mit ſeliger Hoffnung ſich labend;
Zum dritten Mal hebt ſich die Sonne, da iſt es geſchehen,
Doch ſeht ihr Marien, die wonniglich weinend, ſtehen.

„Guten Morgen, Marie! was ſeh ich! o fleißige Hände!
Gemäht iſt die Wieſe! das lohn' ich mit reichlicher Spende;
Allein mit der Heirath — du nahmeſt im Ernſte mein Scherzen
Leichtgläubig, man ſieht es, und thöricht ſind liebende Herzen."

Er ſpricht es und gehet des Wegs, doch der armen Marie
Erſtarret das Herz, ihr brechen die bebenden Knie.
Die Sprache verloren, Gefühl und Beſinnung geſchwunden,
So wird ſie, die Mähderin, dort in den Mähden gefunden.

So lebt ſie noch Jahre, ſo ſtummer, erſtorbener Weiſe,
Und Honig, ein Tropfen, das iſt ihr die einzige Speiſe.
O haltet ein Grab ihr bereit auf der blühendſten Wieſe!
So liebende Mähderin gab es doch nimmer, wie dieſe.

Taillefer.

Normannenherzog Wilhelm ſprach einmal:
„Wer ſinget in meinem Hof und in meinem Saal?
Wer ſinget vom Morgen bis in die ſpäte Nacht,
So lieblich, daß mir das Herz im Leibe lacht?"

„Das iſt der Taillefer, der ſo gerne ſingt,
Im Hofe, wann er das Rad am Brunnen ſchwingt,
Im Saale, wann er das Feuer ſchüret und facht,
Wann er Abends ſich legt und wann er Morgens erwacht."

Der Herzog ſprach: „Ich hab' einen guten Knecht,
Den Taillefer, der dienet mir fromm und recht,
Er treibt mein Rad und ſchüret mein Feuer gut,
Und ſinget ſo hell, das höhet mir den Muth."

Da ſprach der Taillefer: „„Und wär' ich frei,
Viel beſſer wollt' ich dienen und ſingen dabei.
Wie wollt' ich dienen dem Herzog hoch zu Pferd!
Wie wollt' ich ſingen und klingen mit Schild und mit Schwert!““

Nicht lange, ſo ritt der Taillefer ins Gefild,
Auf einem hohen Pferde, mit Schwert und Schild.
Des Herzogs Schweſter ſchaute vom Thurm ins Feld,
Sie ſprach: „Dort reitet, bei Gott! ein ſtattlicher Held.“

Und als er ritt vorüber an Frankreichs Thurm,
Da ſang er bald wie ein Lüftlein, bald wie ein Sturm.
Sie ſprach: „Der ſinget, das iſt eine herrliche Luſt!
Es zittert der Thurm und es zittert mein Herz in der Bruſt.“

Der Herzog Wilhelm zog wohl über das Meer,
Er fuhr nach Engeland mit gewaltigem Heer.
Er ſprang vom Schiffe, da fiel er auf die Hand:
„Hei! — rief er — ich faſſ' und ergreife dich, Engeland!“

Als nun das Normannenheer zum Sturme ſchritt,
Der edle Taillefer vor den Herzog ritt:
„„Manch Jährlein hab ich geſungen und Feuer geſchürt,
Manch Jährlein geſungen und Schwert und Lanze gerührt.

„„Und hab' ich euch gedient und geſungen zu Dank,
Zuerſt als ein Knecht und dann als ein Ritter frank:
So laßt mich das entgelten am heutigen Tag,
Vergonnet mir auf die Feinde den erſten Schlag!““

Der Taillefer ritt vor allem Normannenheer
Auf einem hohen Pferde mit Schwert und mit Speer.
Er ſang ſo herelich, das klang über Haſtingsfeld,
Von Roland ſang er und manchem frommen Held.

Und als das Rolandslied wie ein Sturm erſcholl,
Da wallete manch Panier, manch Herze ſchwoll,
Da beannten Ritter und Mannen von hohem Muth,
Der Taillefer ſang und ſchürtt das Feuer gut.

Dann ſprengt' er hinein und führte den erſten Stoß,
Davon ein engliſcher Ritter zur Erde ſchoß,
Dann ſchwang er das Schwert und führte den erſten Schlag,
Davon ein engliſcher Ritter am Boden lag.

Normannen ſahn's, die harrten nicht allzu lang,
Sie brachen herein mit Geſchrei und mit Schilderklang.
Hei! ſauſende Pfeile, klirrender Schwerterſchlag!
Bis Harald fiel und ſein trotziges Heer erlag.

Herr Wilhelm ſteckte ſein Banner ans blutige Feld,
Inmitten der Todten ſpannt' er ſein Gezelt,
Da ſaß er am Mahle, den goldnen Pokal in der Hand,
Auf dem Haupte die Königskrone von Engeland.

„Mein tapfrer Taillefer, komm, trink mir Beſcheid!
Du haſt mir viel geſungen in Lieb' und in Leid,
Doch heut im Haſtingsfelde dein Sang und dein Klang,
Der tönet mir in den Ohren mein Lebenlang.“

Der blinde König.

Was ſteht der nord'ſchen Fechter Schaar
Hoch auf des Meeres Bord?
Was will in ſeinem grauen Haar
Der blinde König dort?
Er ruft in bitterm Harme
Auf ſeinen Stab gelehnt,
Daß überm Meeresarme
Das Eiland wiedertönt:

„Gieb, Räuber, aus dem Felsverließ
Die Tochter mir zurück!
Ihr Harfenſpiel, ihr Lied, ſo ſüß,
War meines Alters Glück.
Vom Tanz auf grünem Strande
Haſt du ſie weggeraubt,
Dir iſt es ewig Schande,
Mir dengt's das graue Haupt.“

Da tritt aus ſeiner Kluft hervor
Der Räuber, groß und wild,
Er ſchwingt ſein Hünenſchwert empor
Und ſchlägt an ſeinen Schild:

„„Du haſt ja viele Wächter,
Warum denn litten's die?
Dir dient ſo mancher Fechter,
Und keiner kämpft um ſie!““

Noch ſtehn die Fechter alle ſtumm,
Tritt keiner aus dem Reihn,
Der blinde König kehrt ſich um:
„Bin ich denn ganz allein?“
Da faßt des Vaters Rechte
Sein junger Sohn ſo warm:
„„Vergönn' mir's, daß ich fechte!
Wohl fühl' ich Kraft im Arm.““

„O Sohn! der Feind iſt eiſenſtark,
Ihm hielt noch keiner Stand.
Und doch! in dir iſt edles Mark,
Ich fühl's am Druck der Hand.
Nimm hier die alte Klinge!
Sie iſt der Skalden Preis.
Und fällſt du, ſo verſchlinge
Die Fluth mich armen Greis!“

Und horch! es ſchäumet und es rauſcht
Der Nachen übers Meer.
Der blinde König ſteht und lauſcht,
Und Alles ſchweigt umher;
Bis drüben ſich erhoben
Der Schild' und Schwerter Schall,
Und Kampfgeſchrei und Toben,
Und dumpfer Widerhall.

Da ruft der Greis ſo freudig bang:
„Sagt an, was ihr erſchaut!
Mein Schwert, ich kenn's am guten Klang,
Es gab ſo ſcharfen Laut.“
„„Der Räuber iſt gefallen,
Er hat den blut'gen Lohn.
Heil dir, du Held vor Allen,
Du ſtarker Königsſohn!““

Und wieder wird es ſtill umher,
Der König ſteht und lauſcht:
„Was hör' ich kommen über's Meer?
Es endert und es rauſcht.“
„„Sie kommen angefahren,
Dein Sohn mit Schwert und Schild,
In ſonnenhellen Haaren
Dein Töchterlein Gunild.““

„Willkommen!“ — ruft vom hohen Stein
Der blinde Greis hinab —
„Nun wird mein Alter wonnig ſein
Und ehrenvoll mein Grab.
Du legſt mir, Sohn, zur Seite
Das Schwert von gutem Klang;
Gunilde, du Befreite,
Singſt mir den Gradgeſang.“

Das traurige Turnei.

Es ritten ſieben Ritter frei
Mit Schildern und mit Speeren,
Sie wollten halten gut Turnei,
Des Königs Kind zu Ehren.

Und als ſie ſahen Thurm und Wall,
Ein Glöcklein hörten ſie drüben;
Und als ſie traten in Königs Hall',
Da ſahen ſie Kerzen ſieben.

Da ſahen ſie liegen todesblaß
Die holde Adelheide,
Der König zu ihrem Haupte ſaß
In großem Herzeleide.

Da ſprach der ſtolze Degenwerth:
„Das muß ich immer klagen,
Daß ich umſonſt gegürt't mein Pferd,
Mein Schild und Speer getragen.“

Drauf ſprach der jung' Herr Adelbert:
„„Wir ſollen das nicht klagen!
Des Königs Tochter iſt immer werth,
Daß wir drum ſtechen und ſchlagen.““

Herr Walther ſprach, ein Ritter kühn:
„„Nach Hauſe woll'n wir reiten,
Es kann uns wenig Heil erblühn,
Um eine Todte zu ſtreiten.““

Sprach Adelbert: „Wohl iſt ſie todt,
Doch lebet keine ſo Holde.
Sie trägt einen Kranz von Roſen roth
Und einen Ring von Golde.“

Sie ritten auf den Sand hinaus,
Die freien Ritter ſieben.
Sie fritten alſo harten Strauß,
Bis ſechſe todt geblieben.

Der ſiebente war Herr Adelbert,
Der Sieger über Alle.
Er ſtieg ſo bleich von ſeinem Pferd,
Und trat in Königs Halle.

Er nahm den Kranz von Roſen roth,
Dazu den Ring von Golde,
Er fiel zur Erde bleich und todt,
So bleich, wie ſeine Holde.

Der König trug ein ſchwarz Gewand,
Er ließ die Glocke läuten,
Sechs freie Ritter von dem Sand
Thät er zu Grab begleiten.

Der ſiebente war Herr Adelbert
Mit ſeiner Adelheide.
Die liegen zuſammen in kühler Erd'
Ein Stein bedecket Beide.

Des Goldſchmieds Töchterlein.

Ein Goldſchmied in der Bude ſtand
Bei Perl' und Edelſtein:
„Das beſte Kleinod, das ich fand,
Das biſt du doch, Helene,
Mein theures Töchterlein!“

Ein ſchmucker Ritter trat herein:
„„Willkommen Mägdlein traut!
Willkommen, lieber Goldſchmied mein!
Mach mir ein köſtlich Kränzchen
Für meine ſüße Braut!““

Und als das Kränzlein war bereit
Und ſpielt' in reinem Glanz,
Da hängt' Helen' in Traurigkeit,
Wohl als ſie war alleine,
An ihren Arm den Kranz.

„„Ach! wunderſelig iſt die Braut,
Die's Krönlein tragen ſoll.
Ach, ſchenkte mir der Ritter traut
Ein Kränzlein nur von Roſen,
Wie wär' ich freudenvoll!““

Nicht lang', der Ritter trat herein,
Das Kränzlein wohl beſchaut':
„O faſſe, lieber Goldſchmied mein,
Ein Ringlein mit Demanten
Für meine ſüße Braut!“

Und als das Ringlein war bereit
Mit theurem Demantſtein,
Da ſteckt' Helen' in Traurigkeit,
Wohl als ſie war alleine,
Es halb ans Fingerlein.

„„Ach! wunderſelig iſt die Braut,
Die's Ringlein tragen ſoll.
Ach, ſchenkte mir der Ritter traut
Nur ſeines Haars ein Löcklein,
Wie wär' ich freudenvoll!““

Nicht lang', der Ritter trat herein,
Das Ringlein wohl beſchaut':
„„Du haſt, o lieber Goldſchmied mein,
Gar fein gemacht die Gaben
Für meine ſüße Braut.

„„Doch daß ich wiſſe, wie ihr's ſteh,
Tritt, ſchöne Maid, herzu,
Daß ich an dir zur Probe ſeh
Den Brautſchmuck meiner Liebſten;
Sie iſt ſo ſchön, wie du.““

Es war an einem Sonntag früh,
Drum hat die ſchöne Maid
Heut angethan mit ſonderer Müh,
Zur Kirche hinzugehen,
Ihr allerbeſtes Kleid.

Von holder Scham erglühend ganz
Sie vor dem Ritter ſtand.
Er ſetzt ihr auf den goldnen Kranz.
Er ſteckt ihr an das Ringlein,
Dann faßt er ihre Hand.

„„Helene ſüß, Helene traut!
Der Scherz ein Ende nimmt,
Du biſt die allerſchönſte Braut,
Für die ich's goldne Kränzlein,
Für die den Ring beſtimmt.

„„Bei Gold und Perl' und Edelſtein
Biſt du erwachſen hier,
Das ſollte dir ein Zeichen ſein,
Daß du zu hohen Ehren
Eingehen wirſt mit mir.“

Der Roſenkranz.

In des Maies holden Tagen,
In der Aue Blumenglanz
Edle Knappen fechten, jagen
Um den werthen Roſenkranz;
Wallen nicht mit leichtem Finger
Blumen pflücken auf dem Plan,
Wollen ſie als wackre Ringer
Aus der Jungfrau Hand empfahn.

In der Laube ſitzt die Stille,
Die mit Staunen Jeder ſieht,
Die in ſolcher Jugendfülle
Heut zum erſten Male blüht.
Volle Roſenzweig' umwanken
Als ein Schattenhut ihr Haupt;
Reben mit den Bluthenranken
Hatten ihren Leib umlaubt.

Sieh! im Eiſenkleid ein Reiter
Zieht auf krankem Roß daher,
Senkt die Lanz' als müder Streiter,
Neigt das Haupt, wie ſchlummerſchwer;
Dürre Wangen, graue Locken;
Seiner Hand entfiel der Zaum.
Plötzlich fährt er auf, erſchrecken,
Wie erwacht aus bangem Traum.

„Seid gegrüßt auf dieſen Auen,
Schönſte Jungfrau, edle Herrn!
Dürfet nicht ob mir ergrauen,
Eure Spiele ſchau ich gern.
Gerne möcht' ich für mein Leben
Mit euch brechen einen Sper,
Aber meine Arme beben,
Meine Kniee wanken ſehr.

„Kenne ſolche Zeitvertreibe,
Bin der Lanz' und Schwert ergraut,
Panzer liegt mir noch am Leibe,
Wie dem Drachen ſeine Haut.
Auf dem Lande Kampf und Wunden,
Auf dem Meere Wog' und Sturm;
Ruhe hab' ich nie gefunden,
Als ein Jahr im finſtern Thurm.

„Weh! verlorne Tag' und Nächte!
Minne hat mich nie beglückt!
Nie hat dich, du rauhe Rechte,
Reiche Frauenhand gedrückt.
Denn noch war dem Erdenthale
Jene Blumenjungfrau feen,
Die mir heut zum erſten Male
Aufgeht als ein neuer Stern.

„Wehe! könnt' ich mich verjüngen!
Lernen wollt' ich Saitenkunst,
Minnelieder wollt' ich singen,
Werbend um der Süßen Gunst.
In des Maies holden Tagen,
In der Aue Blumenglanz
Wollt' ich freudig fechten, jagen
Um den werthen Rosenkranz.

„Weh! zu früh bin ich geboren!
Erst beginnt die goldne Zeit.
Zorn und Neid hat sich verloren,
Frühling ewig sich erneut.
Sie, in ihrer Rosenlande,
Wird des Reiches Herrin sein.
Ich muß hin zu Nacht und Stande,
Auf mich fällt der Leichenstein!"

Als der Alte dies gesprochen,
Er die bleichen Lippen schloß.
Seine Augen sind gebrochen,
Sinken will er von dem Roß.
Doch die edlen Knappen eilen,
Legen ihn ins Grüne hin!
Ach! kein Balsam kann ihn heilen,
Keine Stimme wecket ihn.

Und die Jungfrau niedersteiget
Aus der Blumenlaube Glanz;
Traurig sich zum Greise neiget,
Setzt ihm auf den Rosenkranz:
„Sei des Mienfestes König!
Keiner hat, was du, gethan.
Ob es gleich dir frommet wenig,
Blumenkranz dem todten Mann!"

Der junge König und die Schäferin.

I.

In dieser Maienwonne,
Hier auf dem grünen Plan,
Hier unter der goldnen Sonne,
Was heb' ich zu singen an?

Wohl blaue Wellen gleiten,
Wohl goldne Wolken ziehn,
Wohl schmucke Ritter reiten
Das Wiesenthal dahin.

Wohl lichte Bäume wehen,
Wohl klare Blumen blühn,
Wohl Schäferinnen stehen
Umher in Thales Grün.

Herr Goldmar ritt mit Freuden
Vor seinem stolzen Zug,
Einen rothen Mantel seiden,
Eine goldne Kron' er trug.

Da sprang vom Roß geschwinde
Der König wohlgethan,
Er band es an eine Linde,
Ließ ziehn die Schaar voran.

Es war ein frischer Bronne
Dort in den Büschen kühl;
Da sangen die Vögel mit Wonne,
Der Blümlein glänzten viel.

Warum sie sangen so helle?
Warum sie glänzten so baß?
Weil an dem kühlen Quelle
Die schönste Schäf'rin saß.

Herr Goldmar geht durch Hecken,
Es rauschet durch das Grün;
Die Lämmer drob erschrocken,
Zur Schäferin sie fliehn.

„Willkommen, Gottwillkommen,
Du wunderschöne Maid!
Wärst du zu Schrecken gekommen,
Mir wär' es wahrlich leid."

„Bin wahrlich nicht erblichen,
Als ich dir schwören mag,
Ich meint', es hab durchstrichen
Ein loser Vogel den Hag."

„Ach! wolltest du mich erquicken
Aus deiner Flasche hier,
Ich würd' es ins Herz mir drücken
Als die größte Huld von dir."

„Meine Flasche magst du haben,
Noch keinem macht' ich's schwer,
Will Jeden daraus laben,
Und wenn es ein König wär'."

Zu schöpfen sie sich bücket,
Aus der Flasch' ihn trinken läßt.
Gar zärtlich er sie anblicket,
Doch hält sie die Flasche fest.

Er spricht, von Lieb' bezwungen:
„Wie bist du holder Art!
Als wärest du erst entsprungen
Mit den andern Blumen zart;

„Und bist doch mit Würd' umfangen,
Und strahlest doch Adel aus,
Als wärest hervorgegangen
Aus eines Königs Haus."

„Frag meinen Vater, den Schäfer,
Ob er ein König was?
Frag meine Mutter, die Schäf'rin,
Ob sie auf dem Throne saß?"

Seinen Mantel legt er der Holden
Um ihren Nacken klar,
Er setzet die Krone golden
In ihr nußbraunes Haar.

Gar stolz die Schäferin blicket,
Sie ruft mit hohem Schall:
„Ihr Blumen und Bäume, bücket,
Ihr Lämmer, neigt euch all'!"

Und als den Schmuck sie wieder
Ihm beut mit lachendem Mund,
Da wirft er die Krone nieder
In des Bronnens klaren Grund.

„Die Kron' ich dir vertraue,
Ein herzlich Liebespfand,
Bis ich dich wieder schaue
Nach manchem harten Stand.

„Ein König liegt gebunden
Schon sechzehn lange Jahr',
Sein Land ist überwunden
Von doser Feinde Schaar.

„Ich will sein Land erretten
Mit meinen Rittern traut,
Ich will ihm brechen die Ketten,
Daß er den Frühling schaut.

„Ich ziehe zum ersten Kriege,
Mir werden die Tage schwül.
Sprich! labst du mich nach dem Siege
Hier aus dem Bronnen kühl?"

„Ich will dir schöpfen und langen,
So viel der Bronn vermag.
Auch sollst du die Kron' empfangen
So blank, wie an diesem Tag."

Der erste Sang ist gesungen,
So folget gleich der letzt';
Ein Vogel hat sich geschwungen,
Laßt sehen, wo er sich setzt!

II.

Nun soll ich sagen und singen
Von Trompeten und Schwerterklang,
Und hör' doch Schalmeien klingen,
Und höre der Lerchen Gesang.

Nun ſoll ich ſingen und ſagen
Von Leichen und von Tod,
Und ſeh doch die Bäum' ausſchlagen
Und ſprießen die Blümlein roth.

Nur von Goldmar will ich melden,
Ihr hättet es nicht gedacht:
Er war der erſte der Helden,
Wie bei Frauen, ſo in der Schlacht.

Er gewann die Burg im Sturme,
Steckt' auf ſein Siegspanier;
Da ſtieg aus tiefem Thurme
Der alte König herfür.

„„O Sonn'! o ihr Berge drüben!
O Feld und o grüner Wald!
Wie ſeid ihr ſo jung geblieben,
Und ich bin worden ſo alt!""

Mit reichem Glanz und Schalle
Das Siegesfeſt begann;
Doch wer nicht ſaß in der Halle,
Das nicht beſchreiben kann.

Und wär' ich auch geſeſſen
Dort in der Gäſte Reihn,
Doch hätt' ich das Andre vergeſſen
Ob all dem edeln Wein.

Da thät zu Goldmar ſprechen
Der königliche Greis:
„„Ich geb' ein Lanzenbrechen!
Was ſetz' ich euch zum Preis?""

„Herr König hochgeboren,
So ſetzet uns zum Preis
Statt goldner Helm' und Sporen
Einen Stab und Lämmlein weiß!"

Um was ſonſt Schäfer laufen
In die Wett' im Blumengefild,
Drum ſah man die Ritterhaufen
Sich tummeln mit Lanz und Schild.

Da warf die Ritter alle
Herr Goldmar in den Kreis,
Er empfing bei Trommelſchalle
Einen Stab und ein Lämmlein weiß.

Und wieder begann zu ſprechen
Der königliche Greis:
„„Ich geb' ein neues Stechen
Und ſetz' einen höhern Preis.

„„Wahl ſetz' ich euch zum Lohne
Nicht eitel Spiel und Tand,
Ich ſetz' euch meine Krone
Aus der ſchönſten Königin Hand.""

Wie glühten da die Gäſte!
Beim hohen Trommetenſchall
Wollt' jeder thun das Beſte,
Herr Goldmar warf ſie all'.

Der König ſtand im Saden
Mit Frauen und mit Herrn,
Er ließ Herrn Goldmar laden,
Der Ritter Blum' und Stern.

Da kam der Held im Streite,
Den Schäferſtab in der Hand,
Das Lämmlein weiß zur Seite
An roſenrothem Band.

Der König ſprach: „„Ich lohne
Die nicht mit Spiel und Tand,
Ich geb' dir meine Krone
Aus der ſchönſten Königin Hand.""

Er ſprach's und ſchlug zurücke
Den Schleier der Königin;
Herr Goldmar mit keinem Blicke
Wollt' ſehen nach ihr hin.

„Keine Königin ſoll mich gewinnen
Und keiner Krone Strahl,
Ich trachte mit allen Sinnen
Nach der Schäferin im Thal.

„Ich will zum Gruß ihr bieten
Das Lämmlein und den Stab.
So mög' euch Gott behüten!
Ich zieh ins Thal hinab."

Da rief eine Stimm' ſo helle,
Und ihm ward mit Einemmal,
Als ſängen die Vögel am Quelle,
Als glänzten die Blumen im Thal.

Die Augen thät er heben,
Die Schäferin vor ihm ſtand,
Mit reichem Geſchmeid' umgeben,
Die blanke Kron' in der Hand.

„„Willkommen, du viel Schlimmer,
In meines Vaters Haus!
Sprich! willſt du ziehn noch immer
Ins grüne Thal hinaus?

„„So nimm doch zuvor die Krone,
Die du mir ließeſt zum Pfand!
Mit Wucher ich dir lohne,
Sie herrſcht nun über zwei Land'!""

Nicht länger blieben ſie ſtehen,
Das Eine nam Andern fern.
Was weiter nun geſchehen,
Das wüßtet ihr wohl gern?

Und wollt' es ein Mädchen wiſſen,
Dem thät ich's plötzlich kund,
Dürft' ich ſie umfahn und küſſen
Auf den roſenrothen Mund.

Jungfrau Sieglinde.

Das war Jungfrau Sieglinde,
Die wallte früh aufſtehn,
Mit ihrem Geſinde
Zum Frauenmünſter gehn.
Sie ging in Gold und Seide
Mit Blumen und Geſchmeide,
Das ward zu großem Leide.

Es ſtehn drei Lindenbäume
Wohl vor der Kirchenpfort';
Da ſaß der edle Heime,
Der ſprach viel leiſe Wort':
„Was Gold, was Edelſteine!
Hätt' ich der Blumen eine
Aus deinem Kranz, du Feine!"

So ſprach der Jüngling leiſe,
Da trieb der Wind ſein Spiel,
Das aus der Blumen Kreiſe
Die ſchönſte Roſe fiel.
Herrn Heime thät ſich bücken,
Die Roſe wegzupflücken,
Damit wollt er ſich ſchmücken.

Da war ein alter Ritter
In Sieglindens Chor,
Dem war es leid und bitter,
Gar zornig trat er vor:
„Muß ich dich Hofzucht lehren?
Darfſt du vom Kranz der Ehren
Ein Blümlein nur begehren?""

O weh dem Garten immer,
Der ſolche Roſen brachte!
O Heil den Linden nimmer,
Wo ſolcher Streit erwachte!
Wie klangen da die Degen,
Bis unter wilden Schlägen
Der Jüngling todt erlegen!

Sieglinde beugt' ſich nieder
Und nahm die Roſ empor,

Steckt' in den Kranz sie wieder,
Und ging zur Kirche vor.
Sie ging in Gold und Seide
Mit Blumen und Geschmeide,
Wer thät ihr was zu Leide?

Vor Sankt Mariens Bilde
Rohm sie herab die Kron':
„„Nimm du sie, Reine, Milde!
Kein Blümlein kam davon.
Der Welt will ich entsagen,
Den heiligen Schleier tragen
Und um die Todten klagen.““

Abschied.

Was klinget und singet die Straß' herauf?
Ihr Jungfern, machet die Fenster auf!
Es ziehet der Bursch' in die Weite,
Sie geben ihm das Geleite.

Wohl jauchzen die Andern und schwingen die Hüt',
Viel Bänder darauf und viel edle Blüth';
Doch dem Burschen gefällt nicht die Sitte,
Geht still und bleich in der Mitte.

Wohl klingen die Kannen, wohl funkelt der Wein:
„Trink aus und trink wieder, lieb Bruder mein!“
„„Mit dem Abschiedsweine nur fliehet,
Der da innen mir brennt und glühet!““

Und draußen am allerletzten Haus,
Da gucket ein Mägdlein zum Fenster heraus,
Sie möcht' ihre Thränen verdecken
Mit Gelbveiglein und Rosenstöcken.

Und draußen am allerletzten Haus,
Da schlägt der Bursche die Augen auf,
Und schlägt sie nieder mit Schmerze
Und legt die Hand aufs Herze.

„Heer Bruder! und hast du noch keinen Strauß?
Dort winken und wanken viel Blumen heraus.
Wohlauf, du schönste von Allen,
Laß ein Sträußlein herunter fallen!“

„„Ihr Brüder, was sollte das Sträußlein mir?
Ich hab ja kein liebes Liebchen, wie ihr.
An der Sonne würd' es vergehen,
Der Wind, der würd' es verwehen.““

Und weiter, so weiter mit Sang und Klang!
Und das Mägdlein lauschet und horchet noch lang.
„„O weh! es ziehet, der Knabe,
Den ich stille geliebet habe.

„„„Da sitz ich, ach! mit der Liebe mein,
Mit Rosen und mit Gelbveigelein;
Dem ich Alles gäbe so gerne,
Der ist nun in der Ferne.““

Das Nothhemd.

„Ich muß zu Feld, mein Töchterlein,
Und Böses deutet der Sterne Schein,
Drum schaff' du mir ein Nothgewand,
Du Jungfrau mit der zarten Hand!

„„Mein Vater, willst du Schlachtgewand,
Von eines Mägdleins schwacher Hand?
Noch schlug ich nie den harten Stahl,
Ich spinn' und web' im Frauensaal.““

„Ja! Spinne, Kind, in heiliger Nacht!
Den Faden weih der höllischen Macht!
Drein web' ein Hemde, lang und weit!
Das wahret mich im blut'gen Streit.“

In heiliger Nacht, im Vollmondschein,
Da spinnt die Maid im Saal allein.
„„In der Hölle Namen!““ spricht sie leis',
Die Spindel rollt im feurigen Kreis.

Dann tritt sie an den Webestuhl
Und wirft mit zager Hand die Spul;
Es rauscht und saust in wilder Hast,
Als wöben Geisterhände zu Gast.

Als nun das Heer ausritt zur Schlacht,
Da trägt der Herzog fondre Tracht:
Mit Bildern, Zeichen, schaurig, fremd,
Ein weißes, weites, wallendes Hemd.

Ihm weicht der Feind, wie einem Geist,
Wer hört es ihm, wer stellt ihm dreist,
An dem das härteste Schwert zerschellt,
Von dem der Pfeil auf den Schützen prellt.

Ein Jüngling springt ihm vor's Gesicht:
„„Halt, Würger, halt! mich schreckst du nicht.
Nicht rettet dich die Höllenkunst,
Dein Werk ist Tod, dein Zauber Dunst.““

Sie treffen sich und treffen gut,
Des Herzogs Nothhemd trieft vom Blut;
Sie haun und haun sich in den Sand
Und Jeder flucht dem Andern Hand.

Die Tochter steigt hinab ins Feld:
„„Wo liegt der herzogliche Held?““
Sie find't die todeswunden Zwei,
Da hebt sie wildes Klaggeschrei.

„Bist du's, mein Kind? Unsel'ge Maid,
Wie spannest du das schlimme Kleid?
Hast du die Hölle nicht genannt?
War nicht jungfräulich deine Hand?“

„„Die Hölle hab' ich wohl genannt;
Doch nicht jungfräulich war die Hand.
Der dich erschlug, ist mir nicht fremd,
So spann' ich, weh! dein Todtenhemd.““

St. Georgs Ritter.

I.

Hell erklingen die Trommeten
Vor Sankt Stephan von Gormaz,
Wo Fernandez von Kastilien
Lager hält, der tapfre Graf.

Almansor, der Mohrenkönig,
Kommt mit großer Heeresmacht
Von Kordova hergezogen,
Zu erstürmen jene Stadt.

Schon gewappnet sitzt zu Pferde
Die kastilische Ritterschaar;
Forschend reitet durch die Reihen
Fernandez, der tapfre Graf:

„Paskal Vivas! Paskal Vivas!
Preis kastilischer Ritterschaft!
Alle Ritter sind gerüstet,
Du nur fehlest auf dem Platz.

„Du, der erste sonst zu Rosse,
Sonst der erste zu der Schlacht,
Horst du heute nicht mein Rufen,
Nicht der Schlachttrommeten Klang?

„Fehlest du dem Christenheere
Heut, an diesem heißen Tag?
Soll dein Ehrenkranz verwelken,
Schwinden deines Ruhmes Glanz?“

Paskal Vivas kann nicht hören,
Fern ist er im tiefen Wald,
Wo auf einem grünen Hügel
Sankt Georgs Kapelle ragt.

An der Pforte steht sein Roß,
Lehnet Spieß und Stahlgewand,
Und der Ritter kniet betend
Vor dem heiligen Altar;

Iſt in Andacht ganz verſunken
Höret nicht den Lärm der Schlacht,
Der nur dumpf, wie Windestoſen,
Durch die Waldgebirge hallt;

Hört nicht ſeines Roſſes Wiehern,
Seiner Waffen dumpfen Klang.
Doch es wachet ſein Patron,
Sankt Georg, der Treue, wacht;

Aus der Wolke ſteige er nieder,
Legt des Ritters Waffen an,
Setzt ſich auf das Pferd des Ritters,
Fleucht hinunter in die Schlacht.

Keiner hat wie er geſtürmet,
Held des Himmels, Wetterſtrahl!
Er gewinnt Almanſors Fahne
Und es flieht die Mahrenſchaar.

Paskal Vivas hat beſchloſſen
Seine Andacht am Altar,
Tritt aus Sankt Georgs Kapelle,
Findet Roß und Stahlgewand;

Reitet ſinnend nach dem Lager,
Weiß nicht, was es heißen mag,
Daß Trommeten ihn begrüßen
Und der feſtliche Geſang:

„Paskal Vivas! Paskal Vivas!
Stolz kaſtiliſcher Ritterſchaft:
Sei geprieſen, hoher Sieger,
Der Almanſors Fahne nahm!

„Wir ſind deine Waffen blutig,
Wie zermalmt von Stoß und Schlag,
Wie bedeckt dein Roß mit Wunden,
Das ſo muthig eingerannt!“

Paskal Vivas wehrt vergebens
Ihrem Jubel und Geſang.
Neiget demuthsvoll ſein Haupt,
Denket ſchweigend himmelan.

II.

In den abendlichen Gärten
Ging die Gräfin Julia.
Fatiman, Almanſors Neffe,
Hat die Schöne dort erhaſcht;

Flieht mit ſeiner ſüßen Beute
Durch die Wälder Nacht und Tag,
Zehn getreue Mohrenritter
Folgen ihm gewappnet nach.

In des dritten Morgens Frühe
Kommen ſie in jenen Wald,
Wo auf einem grünen Hügel
Sankt Georgs Kapelle ragt.

Schon von Weitem blickt die Gräfin
Nach des Heiligen Bild hinan,
Welches ob der Kirchenpforte,
Groß in Stein gehauen, prangt:

Wie er in des Lindwurms Rachen
Mächtig ſticht den heilgen Schaft,
Während an den Fels gebunden
Bang die Königstochter haert.

Weinend und die Hände ringend
Ruft die Gräfin Julia:
„Sankt Georg, du heilger Streiter,
Hilf mir aus des Drachen Macht!“

Siehe! wer auf weißem Roſſe
Sprengt von der Kapell' herab?
Goldne Locken wehn im Winde
Und der rothe Mantel wallt;

Mächtig iſt ſein Speer geſchwungen,
Trifft den Räuber Fatiman,
Der ſich gleich am Boden krümmet,
Wie der Lindwurm einſt gethan,

Und die zehen Mohrenritter
Hat ein wilder Schreck gefaßt,
Schild und Lanze weggeworfen,
Fliehn ſie über Berg und Thal.

Auf den Knieen, wie geblendet,
Liegt die Gräfin Julia;
„Sankt Georg, du heilger Streiter,
Sei geprieſen tauſend Mal!“

Als ſie wieder hebt die Augen,
Iſt der Heilige nicht mehr da,
Und es geht nur dumpfe Sage,
Daß es Paskal Vivas war.

Aus: Ernſt von Schwaben.

Zweiter Aufzug.

An der Heerſtraße.

Ernſt, in geringer Tracht.

Dort hebt der Dom von Baſel ſich empor,
Nicht darf ich's wagen, der Landflüchtige,
In's Thor der Stadt, das gaſtlich offen ſteht,
Hineinzuſchreiten wie ein andrer Mann.
Der breite Heerweg ziehet ſich hinauf,
Ich aber darf gebahnte Straßen nur
Durchkreutzen, wie ein aufgeſcheuchtes Wild,
Das quer hinüber nach dem Walde flieht.
Zween Herren reiten mit Gefolg heran,
Am Kreutzweg halten ſie, ſie ſteigen ab,
Sie wandeln hieher, nach dem Schattenſitz.
Er iſt', er iſt's, Graf Odo, ja er iſt's!
Und auch den Andern ſollt' ich kennen, ja!
Wie ſchlägt mein Herz! der Vater Edelgard's!

Ernſt tritt in das Gebüſch zurück, während die Grafen Hugo von Egisheim und Odo von Champagne auftreten.

Hugo.

Ich bat Euch abzuſteigen, werther Graf!
Wir trennen uns an dieſem Scheideweg,
Euch führet die Straße rechts nach der Champagne,
Mich jene links zum kaiſerlichen Hof.
Damit nun dieſe Scheidung unſrer Bahn
Nicht eine Trennung ſei für immerdar,
Vergönnt ein wohlgemeintes Abſchiedswort!
Es iſt in vor'gen Zeiten wohl geſchehn,
Daß Ihr den ältern Freund um Rath befragt,
Vergebt ihm, wenn er ungebeten jetzt
Mit ſeinem Rath erſcheinet!

Odo.

Sprecht, Herr Graf!

Hugo.

Ihr habt in Baſel ſelbſt Euch überzeugt
Von der burgund'ſchen Großen Wankelmuth.
Ihr ſaht die ſtürmiſchen Verſammlungen
Herüber und hinüber wogen.

Odo.

Nun!

Hugo.

Als erſt gemurmelt ward, daß Herzog Ernſt
Entlaſſen ſei aus ſeiner Kerkerhaft
Und hergeſtellt in herzogliche Macht,
Da war es all vergeſſen, daß man jüngſt
Dem Erbvertrag einhellig beigeſtimmt,
Den Rudolph mit dem Salier neu beſchwor.
Um Euch, den Blutsverwandten Ernſt's, den gleich
Betheiligten, erhob ſich das Gedräng,
Die Loſung: Ernſt und Odo!

Odo.

Und wozu
Mir dieſes jetzt?

Hugo.

Als aber bald darauf
Der Bann, die Aechtung Ernſt's verlautet war,
Da wechſelte der Wind.

Odo.

Erlaßt mir das!

Hugo.

Die Losung: Kunrad!

Odo.

Graf, gehabt Euch wohl!

Hugo.

Noch nicht, mein Freund! das eben macht mir Sorge,
Daß Ihr so feindlich, mit verbißnem Groll,
Nach Hause kehret.

Odo.

Wißt Ihr das gewiß?

Hugo.

Noch ist mein Auge nicht so alterschwach,
Daß ihm der Blicke Zorn, der Lippen Trotz
Und jeglicher Bewegung Hastigkeit
An Euch verborgen bliebe. Theurer Freund!
Nicht in vereinter Kroft mit Herzog Ernst
Wär's Euch gelungen, noch viel weniger
Könnt Ihr's allein erzwingen, hofft es nicht!
Unbeugsam steht des Kaisers Wille, groß
Ist seine Macht, vermeidet seinen Grimm!
Verzeheen würd' er Euch. O schleudert nicht
Die Fackel in das unglückselige Land,
Das noch vom alten Kriegesbrande ruucht!
Ihr werdet nicht, gebt mir darauf die Hand!

Ernst tritt hervor und faßt den Mantel des Grafen Odo.

Odo.

Ein Bettler zerrt mich hier und einer dort.
Was bettelst du?

Ernst.

Das Erbe von Burgund.

Odo.

Ernst!

Hugo.

Herzog Ernst!

Ernst.

Nicht er, sein Schatten nur,
Sein irrer Geist, der auf dem Kreutzweg spuckt.

Odo.

Wahnwitziger!

Ernst.

Wär' ich wohnsinnig worden,
Wen dürft' es wundern? doch ich bin es nicht.
Noch weiß ich gut, daß du Graf Odo bist,
Mein Vetter und Miterbe von Burgund.
Dir laur' ich an den Straßen auf, von dir
Begehr' ich Hülf in meiner Noth.

Odo.

Zur bösen Stunde bist du mir genaht,
Wo mir's im Busen kocht, im Hirne brennt,
Wie du so schmählich, schmählich mich getäuscht.
Als Herzog hoch zu Roß, an Heeresspitze,
Einziehend in Burgund, mein Kampfgenoß,
So hab' ich dich erwartet, und es stand
In deiner Macht. Für einen Landesverwiesnen
Betrogst du mich — und läufst nun selbst daher,
Ein weggejagter Bettler, und verlangst,
Ich soll die nackten Lenden dir mit Purpur
Bekleiden, soll die auf dein struppig Haar
Die Krone stoßen, soll auf meinen Schultern
Thron-an dich schleppen. Nein! du kennst mich falsch.
Nicht will ich an Geächtete mich ketten,
Frei will ich schreiten on mein hohes Ziel.
Gelüstet's dich nach Kronen, frage nur
Den Alten hier, der weiß für Alles Rath!

ab gehend:

Mein Roß!

Ernst.

O Schmach! o rocheloſe Schmach!
Auch du bist ehrlos, herzogliches Schwerdt,
Und keines Freien Klinge kämpft mit dir.

Hugo.

Unglücklicher!

Ernst.

Du fühlest Mitleid noch
Und ungetröstet soll ich nicht von hier.
Du siehst dich sorglich um, sei ohne Furcht!
Wir sind hier unbehorcht, kein Lauscher wird's
Verrathen, wenn du den Verbannten hörst.
Ich will dir ferne stehen, daß mein Hauch
Dich nicht berührt, noch mein Gewand dich streift.

Hugo.

Könnt' ich dir Trost gewähren, o wie gern!

Ernst.

Ehrwürd'ger Greis! wenn die Erinnerung
Vergangner Tage dich nicht ganz verließ,
So wirst du dich entsinnen, daß ich einst,
In schönrer Zeit, um deine Tochter warb.
Nicht will ich die Bewerbung jetzt erneuen,
Ich wär' ein unglückselig'ger Bräutigom.
Wollt' ich zur Kirche führen meine Braut,
Kein hochzeitlich Geleite trät' uns nach,
Vor meinem Anblick kreuzte sich das Volk,
Kein Festklang tönte von dem Glockenhaus,
Noch die Posaune von des Thurmes Kronz.
Und wollt' ich mit ihr nahen dem Altar,
So schwiege Chorgesang und Orgelschall,
Der Priester höbe dräuend seine Hand
Und spräche Fluch, statt Segen, über uns.
Nein! werben darf ich nicht um Edelgard,
Auch hab' ich's um dich selber nicht verdient.
Drei feste Burgen hab' ich dir zerstört,
Weil du zum Kaiser, deinem Vetter, hieltst.
Nur Eines bitt' ich, sag' es mir zum Trost:
Hat deine Tochter, wenn einmal von mir,
Von meinem Mißgeschick, die Rede ward,
Hat sie, ich meine nicht, um mich geweint,
Nein! ob das Aug' ihr flüchtig überlief,
Nur wie ein leichter Hauch den Spiegel trübt?
Ob sie, geseufzet nicht, nein! tiefer nur
Genthmet, wie man oft im Traume pflegt?

Hugo.

Von Thränen und von Seufzern merkt' ich nichts,
Nur daß sie ernster, feierlicher ward.
Mildthatig, hulfreich war sie schon zuvor,
Jetzt gab sie gänzlich sich der Armuth hin.
Wie fromme Wittwen pflegen, spendete
Die jungfräuliche Wittwe jeden Tag
Almosen, war der Kranken Wärterin,
Erquickte Pilgee und Gefangene.

Ernst.

Gefangene!

Hugo.

Bis nun die Botschaft kam,
Daß du mit Acht belegt und Kirchenbann,
Da bat sie freundlich eines Morgens mich
Sie zu geleiten zum Ottilienberg.
Du kennst das Kloster, das von seiner Höh'
Das schöne Elsaß weithin überschaut.
Als sie vom Zelter dort gestiegen war
Und in der Hand den Ring der Pforte hielt,
Da sprach sie: „wohlgelegen ist dies Stift,
Man sieht von seiner Schwelle weit umher
Die Städt' und Burgen, Fluß und Feld und Hain,
Und allen Reichthum dieser schönen Welt
So freundlich und so blutend hingelegt,
Daß, wem nicht alles Erdenglück erstarb,
Wem nicht die Hoffnung ganz entwurzelt ist,
Hier an der Pforte noch umkehren muß."
Mit diesem trat sie in der Mauern Kreis.
Und dort im Hofe quillt ein heil'ger Born,
Ein wunderkräft'ger, der die Augen stärkt
Und selbst der Blindheit nächt'ge Binde löst.
Damit benetzte sie der Wimpern Saum:
„Mein Aug' ist trübe worden — hob sie an —
Und wohl bedarf ich, daß ein Himmelsthau
Zur ew'gen Klarheit mir den Blick erschließt."
So sagte sie dem Ird'schen Lebewohl.

ab.

Ernst.

Auch du hinab, du goldner Liebesstern,
Der meiner Jugend Pfade schön erhellt,
Der trostend in mein Kerkergitter schien!
An dieses Weibes liebevoller Brust

Hätt' ich genesen können. Vieles noch
Und Härtres hätt' ich auszustehn vermocht,
Wenn sie mir blieb. Noch kannt' ich keine Schmach,
Kein Drangsal, keine Wunde, keinen Schmerz,
Dafür nicht sie der süße Balsam war.
Ja! sie erquickte mich Gefangenen,
Sie hätte dem erschöpften Pilgersmann
Noch einst den frischen Lebenstrank gereicht.
Nun muß ich wandern meinen rauhen Pfad
Einsam, umnachtet, ewig herberglos.

Er will abgehen, ein Kriegsknecht verstellt ihm den Weg.

Kriegsknecht.

Halt!

Ernst.

Wer da?

Kriegsknecht.

Halt!

Ernst.

Zurück! ich sag', zurück!
Du bist gedungen, mich zu morden. Ja!
Schon lang verfolgst du mich. Heb' dich hinweg!
Noch wehr' ich um mein elend Leben mich,
Noch bin ich Mördern kampfgerecht.

Kriegsknecht.

Stoß zu!
Triff dieses Herz!

Ernst.

Mein Werner! o mein Werner!

Werner.

Dein Werner, und der Deinige so ganz,
Und so mit jedem Athemzug, mit jedem
Blutstropfen —

Ernst.

Jetzt bin ich geborgen, Gott
Verließ mich nicht.

Werner.

O du getreuer Freund!
Du edles Herz! du lauteres Gold!

Ernst.

Halt ein!

Werner.

Wie viel, wie viel hast du für mich gethan,
Geduldet! nie vergelt' ich dir's.

Ernst.

Du hast
Voraus vergolten.

Werner.

Nichts hab' ich gethan,
Du bist der einzig Treue.

Ernst.

Laß uns hier
Im Schatten ruhn, ich bin vom Wandern müd.
Die Eiche breitet uns ein wirthlich Dach.
Mir ist, als ob ich wieder Herzog sei,
Als wären wir an einem schönen Tag
Hinausgeritten auf die Falkenjagd
Und hätten uns zu Mittag hier gesetzt.
Erzähle, Werner, wo du warst indeß,
Wie du gelebt!

Werner.

In Frankreich sah ich zu,
Wie dort der König seine Fürsten zähmt,
Da kam von Aachen her mir der Bericht,
Durch einen Kriegsknecht, der nach Solde ging,
Daß du aus deiner Kerkerhaft befreit,
Daß du geächtet und gebannet seist,
Und zwar um meinetwillen. Augenblicks
Riß ich dem Knechte seinen Mantel ab,
Und gürtete sein kurzes Schwert mir um,
Und lief nach deinen Fährten, edles Wild,
Und habe dich ergriffen.

Ernst.

Werner, sprich!
Auf dir auch lastet Acht und Kirchenfluch:
Wie hast du es gemacht, daß du so fest,
So aufrecht bliebest? Höher, kräftiger
Erscheinst du mir, als ich dich je gekannt.

Werner.

Es heißt, die Saat gedeih' im Wetterschein,
Vom Bannstral, glaub' ich, wuchs auch mir die Kraft.

Ernst.

Mir däucht es, deine Treue hat's gethan.

Werner.

O! macht' uns Treue kräftig und gesund,
Dann müßtest du wie eine Rose blühn.
Woraus mein Leben seine Nahrung zieht,
Was mich erhält und was mich kräftiget,
Ist die Erinnrung eines großen Tags,
An dem die deutsche Freiheit mir erschien
In offnem Wirken, in lebend'ger Kraft.
Dieß Angedenken trug ich auf der Flucht
Mit mir, als ein gerettet Heiligthum,
Und unter dieser hohen Eiche hier,
Uralt, doch grünend, wie die Freiheit selbst,
Stell' ich mein wunderthätig Bild dir auf,
Daß es gerad' im Abgrund unsrer Noth
Erhebend sich beweise dir und mir.

Ernst.

Wenn etwas noch mich aufzurichten taugt,
Ein Wort aus deinem Munde maß es sein.

Werner.

Nicht blos, daß in der Stunde der Geburt
Der Sterne Wechselstand geheimnißvoll
Die menschlichen Geschicke vorbestimmt:
Noch mitten oft in's Leben tritt ein Tag,
Der unsrem Wesen erst den Vollgehalt,
Der unsrer Zukunft, allem unsrem Thun
Die unabänderliche Richtung giebt.
Auch mich ergriff ein Tag für alle Zeit,
Vollkommen klar bin ich mir deß bewußt.
Der fromme Kaiser Heinrich war gestorben,
Des sächsischen Geschlechtes letzter Zweig,
Das glorreich ein Jahrhundert lang geherrscht.
Als nun die Botschaft in das Reich erging,
Da fuhr ein reger Geist in alles Volk,
Ein neu Weltalter schien heraufzuziehn,
Da lebte jeder längst entschlafne Wunsch
Und jede längst erloschne Hoffnung auf.
Kein Wunder jetzo, wenn ein deutscher Mann,
Dem sonst so Hohes nie zu Hirne stieg,
Sich, heimlich forschend, mit den Blicken maß:
Kann's doch nach deutschem Rechte wohl geschehn,
Daß, wer dem Kaiser heut' den Bügel hält,
Sich morgen selber in den Sattel schwingt.
Jetzt dachten unsre freien Mannen nicht
An Hub- und Haingericht und Markgeding,
Wo man um Esch und Holztheil Sprache hielt:
Rein! stattlich ausgerüstet, zogen sie
Aus allen Gauen, einzeln und geschaart,
In's Maienfeld hinab, zur Kaiserwahl.
Am schönen Rheinstrom, zwischen Worms und Mainz,
Wo unabsehbar sich die ebne Flur
Auf beiden Ufern breitet, sammelte
Der Anbrang sich, die Mauern einer Stadt
Vermochten nicht das deutsche Volk zu fassen.
Am rechten Ufer spannten ihr Gezelt
Die Sachsen, sammt der slav'schen Nachbarschaft,
Die Baiern, die Ostfranken und die Schwaben,
Am linken lagerten die rhein'schen Franken,
Die Ober- und die Niederlothringer.
So war das Mark von Deutschland hier gedrängt,
Und mitten in dem Lager jeden Volks
Erhub sich stolz das herzogliche Zelt.
Da war ein Grüßen und ein Händeschlag,
Ein Austausch, ein lebendiger Verkehr!
Und jeder Stamm verschieden an Gesicht,
An Wuchs und Haltung, Mundart, Sitte, Tracht,
An Pferden, Rüstung, Waffenfertigkeit,
Und alle doch ein großes Brudervolk,
Zu gleichem Zwecke festlich hier vereint!
Was Jeder im besondern erst berieth,
Im hüllenden Gezelt und im Gebüsch
Der Inselbuchten, mählig wog's gereift
Zum allgemeinen, offnen Beschluß.
Aus Vielen wurden Wenige gewählt,
Und aus den Wenigen erkor man Zween,

Allbeide Franken, fürſtlichen Geſchlechts,
Erzeugt von Brüdern, Namensbrüder ſelbſt,
Kunrade, längſt mit gleichem Ruhm genannt.
Da ſtanden nun auf eines Hügels Saum,
Im Kreis der Fürſten, ſichtbar allem Volk,
Die beiden Männer, die aus freier Wahl
Das deutſche Volk des Thrones werth erkannt
Vor Allen, die der deutſche Boden nährt,
Von allen Würdigen die Würdigſten,
Und ſo einander ſelbſt an Würde gleich,
Daß fürder nicht die Wahl zu ſchreiten ſchien
Und daß die Wage ruht' im Gleichgewicht.
Da ſtanden ſie, das hohe Haupt geneigt,
Den Blick geſenkt, die Wange ſchamerglüht,
Von ſtolzer Demuth überwältiget.
Ein königlicher Anblick war's, ob dem
Die Thräne rollt' in manchen Mannes Bart.
Und wie nun harrend all die Menge ſtand
Und ſich des Volkes Brauſen ſo gelegt,
Daß man des Rheines ſtillen Zug vernahm,
Denn niemand wagt' es, Dieſen oder Den
Zu küren mit dem hellen Ruf der Wahl,
Um nicht am Andern Unrecht zu begehn
Noch aufzuregen Eiferſucht und Zwiſt:
Da ſah man plötzlich, wie die beiden Herrn
Einander herzlich faßten bei der Hand
Und ſich begegneten im Bruderkuß.
Da ward es klar, ſie hegten keinen Neid
Und Jeder ſtund dem Andern gern zurück.
Der Erzbiſchof von Mainz erhob ſich jetzt:
„Weil doch — ſo rief er — Einer es muß ſein,
„So ſei's der Aeltre!“ Freudig ſtimmten bei
Geſammte Fürſten, und am freudigſten
Der jünger Kunrad; donnergleich erſcholl,
Oft wiederholt, des Volkes Beifallsruf.
Als der Gewählte drauf ſich niederließ,
Ergriff er ſeines edlen Vetters Hand
Und zog ihn zu ſich auf den Königsſitz.
Und zu den Füßen der Fürſten trat ſofort
Die fromme Kaiſerwittwe Kunigund,
Glückwünſchend reichte ſie dem neuen König
Die treubewahrten Reichskleinode dar.
Zum Feſtzug aber ſchaarten ſich die Reihn,
Voran der König, folgend mit Geſang
Die Geiſtlichen und Laien, ſo viel Preis
Erſcholl zum Himmel nie an einem Tag.
Wär' Kaiſer Karl geſtiegen aus der Gruft,
Nicht freudiger hätt' ihn die Welt begrüßt.
So wallten ſie dem Strom entlang nach Mainz,
Woſelbſt der König im erhabnen Dom
Der Salbung heil'ge Weihe nun empfing.
Wen ſeines Volkes Ruf ſo hoch geſtellt,
Dem fehle nicht die Kräftigung von Gott!
Und als er wieder aus dem Tempel trat,
Erſchien er herrlicher, als kaum zuvor,
Und ſeine Schulter ragt' ob allem Volk, —
Das iſt der große Tag, der mich ergriff,
Der mich in allem Drangſal friſch erhält.

Ernſt.

Ein großer Sinn faßt große Bilder auf,
Ein andrer under Dazumal, als du
Dem freien Vaterland ins Auge ſahſt,
Erglänzte mir der erſten Liebe Huld
In eines Mägdleins minniglichem Blick.
Ich war ein Jüngling, ſtand in Vormundſchaft
Von meinem Ohm, dem Erzbiſchof von Trier,
Und noch war mir des Reiches Sache fremd.
Wohl kamen under Zeiten ſtrengere,
Die mich gerüttelt aus dem Liebestraume.

Werner.

O nicht vergeß' ich's, mit dem alten Welf
Von Altdorf und mit andern ſchwäb'ſchen Herrn
War ich geritten auf das Maienfeld.
Wir tränkten eben unſre Pferd' im Rhein,
Da kameſt du den Strom herabgeſchifft
Auf einer leichten, buntverzierten Jacht.
Du ſelbſt im Fürſtenſchmuck, zur Seite dir
Graf Hugo mit der ſchönen Edelgard,
Und ſchwebend auf dem Schiffesgrunde ſaß
Ein Sänger, der die Harfe lieblich ſchlug.
Des Stromes Klarheit oder ſpiegelte
Die glänzenden Geſtalten.

Ernſt.

Schöne Zeit!
Wie iſt das alles längſt den Strom hinab!

Werner.

Auch was vor mir ſo groß und herrlich ſtand,
Es iſt nicht mehr, nur im Gedanken lebt's.
Der Mann, den wir zum König uns gewählt
Und der ſo demuthsvoll das Haupt geneigt,
Er hat's emporgeworfen, ihn verlangt
Nach Unbeſchränktheit, nach Alleinherrſchaft
Und nach der Erblichkeit in ſeinem Stamm.
Die ihn erwählten tritt er in den Staub,
Den Kunrad den er jenesmal geküßt,
Hat er genöthigt, nach dem Schwert zu greifen,
Des Reichs verwieſen iſt der grime Welf,
Der Herzog Adalbert von Kärnthen irrt
Mit ſeinen Söhnen heimatlos umher.
Und du, mein Herzog, o wie hat er dich
Vom Anbeginn verfolgt, beraubt, zerknirſcht!
Ich bin dir zugethan durch Lehenseid,
Der Verwandſchaft heilig Band verknüpfet uns,
Doch wär' ich nicht dein Mann und nicht dein Freund,
Dein Banner hätt' ich dennoch aufgeſucht,
Damit ich ihn bekämpfe, dem auch ich
Einſt zugerufen auf dem Feld der Wahl.

Ernſt.

Wohl wittert jedes Weſen ſeinen Feind.
Drum hegt auch dir der Kaiſer wildern Haß
Und unverſöhnlicheern, als mir ſelbſt.

Werner.

Von dieſem Haß, den ich allein verwirkt,
Mußt du, Unglücklicher, das Opfer ſein.
Nicht ich bin elend, denn mich treibt die Glut,
Die ich an jenem Tag in mich geſaugt.
Du aber haſt nach Frieden dich geſehnt,
Und mußt nun ſo unendlich friedlos ſein,
Und haſt für all die Treue keinen Dank
Von mir, als daß ich ſchadenfroh und ſtolz
Auf dich hinblicke, wie du nun ſo ganz
Verlaſſen daſtehſt und ſo ganz entblößt,
Und wie nun ich dein einz'ger Lehnsmann,
Der Einz'ge bin, der dich noch Herzog nennt,
Und wie nun mir allein die Ehre bleibt,
Dir Dienſt zu leiſten bis zum letzten Hauch.

Ernſt.

Gewaltiger! was neigſt du dich noch mir?

Werner.

O wahrlich! nie in deinem Fürſtenglanz,
Erſchienſt du mir ſo herrlich, ſo erlaucht,
So würdig jeder tiefſten Huldigung,
Als wie du jetzt in freierkorner Schmach,
In deiner Selbſtverbannung, vor mir ſtehſt! —
Doch nein! ſo ganz vergeſſen biſt du nicht.
In Schwaben, wo dein Vater Herzog war,
Wo ihn und dich ein biedres Volk geliebt,
Wo Mancher jetzt auf ſeiner Veſte hauſt,
Der unter deinem Banner einſt gekämpft,
Dort muß von dir noch ein Gedächtniß ſein,
Dorthin ſei unſre irrer Pfad gelenkt,
Des Schwarzwalds dichter Schatten nehm' uns auf!

Ernſt.

Dir folg' ich, und wenn Alles mich verſchmäht,
Du wirſt mich nie verlaſſen.

Werner.

Siehſt du hier?
Der Handſchuh, den ich aus dem Koller zieh',
Er ward vom Kaiſer in den Staub geſchleudert,
Daß er verſchmähet und zertreten ſei.
Der Kriegsknecht hob ihn auf und gab ihn mir,
Und dieſer Handſchuh liegt an meiner Bruſt.

Beide ab.

Friedrich August Ukert

waeb am 28. Ortobee 1780 zu Eutin geboeen, woselbst ee früh den Unterricht von Johann Heineich Voß und Beebow genoß. Zu Anfang dieses Jahrhunderts studiete er in Halle, wo Friedrich August Wolf, Noesselt und Knapp ihn am meisten anzogen und föederten. Von da ging ee nach Jena, wo er bei Griesbach, Schütz und Eichstädt, die sich um ihn viel Verdienst eewaeben, auch Voß wiederfand. Von 1804—1807 war er Hauslehreer zu Danzig, dann waeb ihm die Erziehung dee beiden Söhne Schillers und seines Neffen von Wolzogen anverteaut. 1808 erhielt ee einen Ruf nach Gotha, zuerst als Inspector am Gymnasium und zweiter Bibliothekae. Neben mehreren kleinen Aemtern, blieb die Professur am Gymnasium und die Bibliothek das Hauptquo seiner außeeordentlichen Wiekſamkeit, durch die er sich foetwährend geoße Verdienste eewirbt. Mit seinen Veehältnissen in Gotha durchaus zufieeden, hat er mehrere ehrenvolle Berufungen nach Erfuet, Leipzig und Berlin abgelehnt. Er lebt doet als Professoe, Bibliothekae und Doctoe der Philosophie, in Verbindung mit den meisten wissenschaftlichen Gesellschaften Deutschlands.

Von ihm erschien, ouser meheeren Uebersetzungen:

Gemälde von Griechenland. Königsberg, 1810.

Bemerkungen über Homer's Geogeaphie. Weimar, 1815.

Handbuch der Geogrophie der Griechen und Römer. Weimor, 1816. 1819.

Vollständiges Handbuch der Geogrophie (mit mehreren ondern Gelehrten). Weimor, 1819 ff. 24 Thle.

Mit A. Heeren: Geschichte der europälschen Stoaten. 1828. (16 Lieferungen. Hamburg, 1829—1840.)

Viele einzelne Abhondlungen, Aufsätze u. s. w. in gelehrten Zeitschriften u. s. w.

U. veebindet mit Gründlichkeit, reichem Wissen, Scharfsinn und Geschmack eine sehe klaee und elegante Darstellung und hat sich besonbers große Verdienste um die Behandlung dre alten Geogeaphie in Deutschland eeworben.

Christian Samuel Ulber

waeb am 26. August 1714 zu Landshut in Schlesien geboren, studirte seit 1732 in Jena und eehielt 1738 die Pfarre Heineesdorf bei Liegnitz. 1741 ward ee in seinee Vaterstadt Diaconus, bald Archidiaconus und Senioe: aber 1757 folgte er dem Rufe nach Hamburg, wo ee am 27. August 1776 als Hauptpastoe an der St. Jakobi-Kirche und Scholarch starb.

Von ihm erschien:

Gottgeheiligte Betrachtungen über den leidenden und sterbenden Jesus. Breslau, 1749; neu 1766.

Der christliche Kreuzteäger. Liegnitz und Homburg, 1760—1766.

Die Gott lobenden und bittenden Stimmen dee Andocht. Liegnitz und Hamburg, 1763. 1764.

U. zeichnete sich als geistlicher Liederdichtee durch Innigkeit, Kraft, Klarheit und gute Behandlung dee Form vortheilhaft für seine Zeit aus.

Johann Jacob Ulrich

waeb 1569 zu Zürich geboren, studirte zu Heidelberg und Maebueg Theologie, wuede Magister der Philosophie und 1592 als Professoe der Theologie in seiner Vaterstadt ongestellt, wo er 1638 staeb.

Er gab heraus:

Von der Vorsehung Gottes.

Christliche Ermahnungen oudle Wiedeetäufer.

Gottselige Gedanken von gegenwärtigen Sterdelänften u. A. m.

U. erwaeb sich durch die Innigkeit und Wärme in seinen Predigten viel Beifall zu seiner Zeit.

Johann Karl Unckel

lebte in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts und dee ersten des 17ten als Buchführer zu Frankfurt am Main (Näheres ist nicht übee seine Lebensverhältnisse bekannt) und veefaßte:

Pfolz, Sachsen, Beondenburg. Frankfurt, 1619. in 4.

ein geoßes beschreibendes Gedicht, das jedoch ohne poetischen Werth ist.

Friederike Helene Unger,

eine Tochter des Generol von Rothenburg, waeb 1751 zu Berlin geboren, veemählte sich mit dem Professor dee Xylographie J. F. Ungee, der zugleich eine Buchhandlung und Buchdruckerei leitete, und setzte nach dessen Tode das Geschäft fort. Sie starb in iheer Vaterstadt am 21. Septembee 1813.

Neben vielen Uebresetzungen aus dem Englischen, Französischen und Italienischen gab sie ononom heraus:

Julchen Grünthol; eine Pensionsgeschichte. Berlin, 1784 N. A. Berlin, 1798. 2 Bde.

Gräfin Ponline. Berlin, 1800. 2 Thle.

Bekenntnisse einer schönen Seele. Berlin, 1806.

Der junge Franzose und das deutsche Mädchen. Hamburg, 1810.

Gute Sittenschilderung und eine angenehme Daestellung erwaeben diesen Romanen, zue Zeit iheer Ersceinens, ein freundliches Publikum; namentlich wuede Julchen Grünthal häufig gelesen.

Johann August Unzer

ward am 29. April 1727 zu Halle geboren, bezog 1742 die Friedrichsuniversität, wo er schon in seinem 18. Jahre anonym als Schriftsteller auftrat, und wurde 1747 als Adjunkt des Professor Junker in Stand gesetzt, seine medicinischen Kenntnisse im Waisenhause vielfach anzuwenden. Er wurde Doctor und hielt Vorlesungen über Medicin und Philosophie. 1750 ließ er sich in Hamburg nieder, siedelte aber bald nach Altona über, wo sich ihm eine ausgebreitete Praxis eröffnete. Er starb am 2. April 1799.

Seine Schriften sind:

Neue Lehre von den Gemüthsbewegungen. Halle, 1746.

Gedanken von Einfluß der Seele in ihrem Körper. Halle, 1746.

Gedanken vom Schlaf. Halle, 1746.

Der Arzt, medicinische Wochenschrift. Hamburg, 1759–1764. 12 Thle.; neu 1770. 8 Thle.

Sammlung kleiner Schriften. Leipzig und Hamburg, 1766–1767. 3 Thle.

U. war einer der ersten deutschen Aerzte, welcher Gegenstände der Arzneiwissenschaft, die von allgemeinem Interesse waren, in einer klaren, verständlichen Sprache behandelte und der Menge zugänglich machte. Er trug dadurch um so mehr zur Verbreitung einer naturgemäßen Lebensweise und zur Beseitigung vieler Irrthümer bei, als er seinen Schriften auch den Werth einer guten und für die damalige Zeit geschmackvollen Darstellung zu verleihen wußte.

Johanne Charlotte Unzer geborne Ziegler,

die Gattin des berühmten Arztes J. A. Unzer, wurde 1724 zu Halle geboren. Sie erhielt im Jahre 1753 den poetischen Lorbeerkranz von Helmstädt und wurde Ehrenmitglied der englischen und braunschweigischen, deutschen Gesellschaften zu Göttingen und Helmstädt. Sie starb am 29. Januar 1782 zu Altona. (S. den vor. Artikel).

Von ihr erschien:

Versuch in Scherzgedichten. Halle, 1751. 1753. 1766.

Versuch in sittlichen und zärtlichen Gedichten. Riatein, 1760. Halle, 1766.

Sittliche Würde, Adel der Gesinnung und Leichtigkeit und Gewandtheit in Behandlung der Form und Sprache, erwarben ihren Gedichten zu jener Zeit rühmliche Anerkennung.

Johann Christoph Unzer

ward am 17. Mai 1747 zu Werningerode geboren, war ein Neffe des Arztes Unzer, studirte Medicin und lebte als Doctor der Medicin, Professor der Physik und Naturgeschichte und Stadtphysikus zu Altona. Er starb auf einer Reise nach Carlsbad zu Göttingen am 20. August 1809.

Seine Schriften sind:

Diego und Leonore, Trauerspiel. Hamburg, 1775.

Schauspiele. Hamburg, 1782.

Geschichte der Brüder des grünen Bundes. Berlin, 1782.

Hinterlassene poetische Schriften. Altona, 1811. 2 Bde.

Ein feines und angenehmes Talent, das sich den Bestrebungen seiner Zeit anschloß, aber sich mehr durch gefällige Behandlung der Form als durch den eigenthümlichen poetischen Werth seiner Leistungen auszeichnete. Seine beste Arbeit ist ein Lustspiel: die neue Emma.

Johann Peter Uz

ward am 31. October 1720 zu Anspach geboren, erhielt von seinem Vater, einem Goldschmied, die sorgfältigste Erziehung und eine gute Ausbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Poesie und Malerei waren schon damals seine Lieblingsstudien, Horaz und Anacreon fesselten seine weiche Empfindung am Meisten. Seit 1739 studirte er zu Halle Philosophie, Geschichte und Jurisprudenz. Mit Gleim und Götz schloß er hier ein zartes Freundschaftsbündniß; sie übersetzten und reimten in Gemeinschaft, vom frischen Hauch der Zürcher Kritik angeweht. Als Gleim nach Berlin kam, verließ auch Uz um 1743 die Universität und kehrte in seine Vaterstadt zurück, wo er 1748 Secretär beim Justizcollegium wurde. 1763 ging er als Assessor des kaiserlichen Landgerichts nach Nürnberg; 1790 wurde er burggräflicher Director daselbst und Geheimrath. Als Anspach preußisch wurde, ernannte ihn sein neuer Monarch zum wirklichen Justizrath und Landrichter, in welchem Amte der unermüdliche Greis bis zu seinem am 12. Mai 1796 erfolgten Tode thätig wirkte. —

Er schrieb:

Lyrische Gedichte. Berlin, 1749. Anspach, 1755. Leipzig, 1756–1765.

Sämmtliche poetische Werke. Leipzig, 1768; neu 1772. Herausgegeben von C. F. Weiße. Wien, 1804.

Sehr schön sagt Herder im dritten Stück seiner Adrastea von Uz: „Wenn nach griechischer Weise einem Verstorbenen sein Ehrenzeichen, eine bekränzte Lyra auf's Grab gesetzt werden sollte, so gebührte sie ihm; eine Lyra mit dem dreifachen Kranze der Dichtkunst, der Weisheit und des thätigen Verdienstes umwunden. Eben er traf den Ton, in dem die Lehre, jedermann verständlich, in feurigen oder sanften Sylbenmaaßen unser Gemüth durchdringt, und es in süßer Begeisterung mit sich fortzieht oder fortreißt. Seine besten Oden sind ein Lehrbuch der liebenswürdigsten Moral in süßen Gesangweisen. Wenn er gleich Horazens Sylbenmaaße nicht gebraucht hat, so spricht doch Horazens Geist durch ihn im Inhalt sowohl als im Schwung und in der Anordnung seiner Oden."

Lob des Erlösers.

Ich will, ich muß von Jesu singen!
Aus Liebe kam er in die Welt.
Die Wahrheit flog mit güldnen Schwingen
Ihm göttlich strahlend beigesellt,

Als Finſterniß der dichſten Schatten
Noch über allen Völkern lag,
Und auch die Weiſen keinen Tag,
Knum eine ſchwache Dämmrung hatten.

Ihr Völker, in Judäens Gränzen
Erſcheint ein wunderbares Licht!
Des Jordans weiße Fluthen glänzen,
Wie von der Sonnen Angeſicht.
Ich ſehe Cedern ſich vergülden,
Die Cedern auf dem Libanon!
Der neue Morgen ſchimmert ſchon
Bis zu den dunkelſten Gefilden.

Gott kommt vom Himmel, euch zu lehren;
Seht, wie vor ihm die Erde ſchweigt!
Die Heiden drängen ſich, zu hören,
Da ſich der große Lehrer zeigt;
Er lehret uns die Gottheit kennen,
Und ladet uns zum neuen Bund:
Durch ihn darf unſer ſcheuer Mund
Gott wieder unſern Vater nennen.

Da unſer ſchuldiges Geſchlechte
Dem Tode heimgefallen war,
Stellt ſich der einzige Gerechte
Zum Opfer der Verſöhnung dar.
Verloren waren Adams Kinder!
Der Sohn des Gottes Jehnoth
Erniedrigt ſich zum Kreuzestod,
Und ſtirbt für abgefallene Sünder.

Er ſtirbt, und war aus Gott geboren!
Weg, Zweifel, der mir Jeſum raubt!
Wie grimmig ziſcht vor meinen Ohren
Die Natter, ſchwellend um dein Haupt!
Ich bete, Herr, vor dir im Staube!
Du redeſt, und ein himmliſch Licht
Strahlt ſieghaft mir ins Angeſicht;
Du redeſt, und ich hör' und glaube!

Wie? Der für mich am Kreuz erblaßte,
Eröffnete des Tauben Ohr,
Rief, die des Todes Arm umfaßte,
Allmächtig aus dem Grab hervor,
That über menſchliches Vermögen;
Und ſollte Menſch, nur Menſch allein,
Nicht Gott, nicht mein Erlöſer ſein,
Und hundert Wunderwerke lögen?

Er iſts, er kann ſich nicht verhehlen,
Er iſt es, Gott von Ewigkeit!
Ich ſchwör' es bei den großen Seelen,
Den Märtyrern der alten Zeit,
Die ſich nach dieſem Jeſu nannten,
Und mit erhabnem Heldenmuth
Auch auf der Folter, in der Gluth
Verfolgter Chriſten Gott bekannten.

Verehrt, verehrt ihn, alle Lande!
Der Jeſu, der im Grabe liegt,
Zerbricht des Todes ehrne Bande,
Lebt ewig, und ſein Glaube ſiegt.
Sein Glaube, dieſe zarte Pflanze,
Grünt aus verſtrömtem Blut hervor,
Und hebt im Sturm das Haupt empor,
Und prangt mit ungeſchwächtem Glanze.

Was lehnen wüthende Nerone
Sich wider den Meſſias auf?
Ihr Ungeheuer auf dem Throne,
Tyrannen, ſammelt euch zu Hauf!
Wo ſeid ihr? Doch ſie ſind verſchwunden;
Und alle Heiden müſſen ſehn,
Daß Menſchen Gott nicht widerſtehn,
Und unſer Jeſus überwunden.

Die Wünſche.

Welche Gottheit ſoll auch mir
Einen Wunſch gewähren?
Unentſchloſſen irr' ich hier
Zwiſchen den Altären.

Sorgen ſchwärmen rund herum
Und den Gott der Schätze,
Und der Ehre Heiligthum
Liegt voll falſcher Netze.

In der Schönheit Schooße liegt
Amor, der mit Küſſen
Sich nn ihren Buſen ſchmiegt:
Kann ich Amor'n miſſen?

Nein, er ſoll mir günſtig ſeyn;
Doch ich will auch lachen,
Und er muß bei meinem Wein
Mich nicht irre machen.

Ruhm und du geflügelt Gold!
Ich entſag' euch beiden:
Wenn ihr ſelbſt mich ſuchen wollt,
Will ich euch nicht meiden.

An die Sonne.

O Sonne, Königin der Welt,
Die unſer dunkles Rund erhellt,
In lichter Majeſtät;
Erhab'nes Wunder einer Hand,
Die jene Himmel ausgeſpannt,
Und Sterne hingeſä't!

Noch heute ſah ich deinen Glanz:
Mir lacht in ihrem Blumenkranz
Noch heute die Natur.
Der Vogel buntgefiedert Heer
Singt morgen mir vielleicht nicht mehr,
Im Wald und auf der Flur.

Ich fühle, daß ich ſterblich bin!
Mein Leben welkt, wie Gras, dahin,
Wie ein verſchmachtend Laub,
Wer weiß, wie unerwartet bald
Des Höchſten Wort an mich erſchallt:
Komm wieder in den Staub!

Wenn mich das finſt're Grab verſchlingt,
Ein ewig Schweigen mich umringt,
Mich die Verweſung nagt:
Alsdann bleibt alles doch zurück,
Und hätte gleich ein lächelnd Glück
Mir keinen Wunſch verſagt!

O Thorheit, wenn ich mich verkannt
Und nach der Erde Liebkingsſtand,
Nach großem Gut gegeizt!
Wenn mich der Ehre ſchimmernd Kleid
Und aller Prunk der Eitelkeit
Zu nied'rem Neid gereizt!

Verlangt mein leiſer Wunſch zu viel?
Verfolg ich ein zu weites Ziel,
Auf ungewiſſem Pfad?
O Gott, ich beuge mich vor dir!
Hier bin ich, es geſchehe mir
Nach deinem beſſern Rath!

Der Menſch, der aufgeblaſne Thor,
Schreibt ſeinem Schöpfer Weisheit vor?
Dir, großer Menſchenfreund?
Du liebſt ihn mehr, als er ſich liebt,
Wenn deine Huld nicht immer giebt,
Was jedem nützlich ſcheint.

Wann der bethaute Morgen lacht,
Wann von den Fittigen der Nacht
Die Stunden kühler ſind;
Spricht mir die Weisheit liebreich zu:
O Sterblicher, was ſorgeſt du
Und wünſcheſt in den Wind?

Der dich gemacht, ſorgt auch für dich!
Nicht auf die Erde ſchränket ſich
Der Plan des Himmels ein.
Dies Leben iſt ein Augenblick,
Ein Frühlingstraum das längſte Glück!
Du ſollſt unſterblich ſeyn!

Gedanke der Unſterblichkeit,
Der über Erde, Welt und Zeit
Ein edles Herz erhebt!
Empöre dich in meiner Bruſt,
Wenn die Sirene falſcher Luſt
Mich klein zu machen ſtrebt!

Die Roſen um des Laſters Haupt
Verblühen, ehe wir's geglaubt,
Und ihr Genuß entehrt.
Ich bin ein Pilgrim in der Zeit,
Nur Freuden einer Ewigkeit
Sind meiner Sorgen werth.

Gieb mir, o du, der willig giebt,
Ein Herz, das nur das Gute liebt,
Und rein und heilig iſt!
Mach mndre groß, o Gott! Ich ſei
Vergnügt und meiner Pflicht getreu
Ein Weiſer und ein Chriſt.

Theodicee.

Mit ſonnenrothem Angeſichte
Flieg ich zur Gottheit auf! Ein Strahl von ihrem Lichte
Glänzt auf mein Saitenſpiel, das nie erhab'ner klang.
Durch welche Töne wälzt mein heiliger Geſang,
Wie eine Fluth von furchtbar'n Klippen
Sich ſtrömend fort und brauſt von meinen Lippen!

Ich will die Spötter niederſchlagen,
Die vor dem Unverſtand, o Schöpfer, dich verklagen:
Die Welt verkündige der höhern Weisheit Ruhm!
Er öffnet mir des Schickſals Heiligthum;
Und Licht bezeichnet ſeine Pfade,
Wie Titans Weg vom öſtlichen Geſtade.

Die dicke Finſterniß entweiche,
Die aus dem Acheron, vom ſtygiſchen Geſträuche,
Mit kaltem Grauſen ſich auf meinem Wege häuft,
Wo ſtolzer Thoren Schwarm in wilder Irre läuft,
Und auch der Weiſe furchtſam ſchreitet,
Oft ſtille ſteht und oft gefährlich gleitet!

Die Riſſe liegen aufgeſchlagen,
Die, als die Gottheit ſchuf, vor ihrem Auge lagen:
Das Reich des Möglichen ſteigt aus gewohnter Nacht.
Die Welt verändert ſich, mit immer neuer Pracht,
Nach tauſend lockenden Entwürfen,
Die eines Winks zu ſchnellem Seyn bedürfen.

Der Sextus einer beſſer'n Erden
Zwingt nicht Lucretien, durch Selbſtmord groß zu werden:
An keinem Dolche ſtaert ihr unbefleckles Blut.
Das leichenvolle Rom, der Schauplatz feiger Wuth
Und viehiſcher Domitiane,
Herrſcht unverheert in einem ſchönern Plane.

Doch Dämmerung und kalte Schatten
Gehn über Welten auf, die mich entzücket hatten!
Der Schöpfer wählt ſie nicht! Er wählet unſre Welt,
Der Ungeheuer Sitz, die, Helden beigeſellt,
In ewigen Geſchichten ſtrahlen,
Der Menſchheit Schmach, das Werkzeug ihrer Qualen.

Eh' ihn die Morgenſterne labten,
Und auf ſein ſchaffend Wort des Chaos Tiefen tobten,
Erkor der Weiſeſte den ausgeführten Plan:
Und wider ſeine Wahl will unſer Maulwurfswahn,
Will ſtolze Blindheit Recht behalten,
Und eine Welt im Schooß der Nacht verwalten?

Von welcher Sonne lichtem Strahle
Weicht meine Finſterniß! Wie, wann aus feuchtem Thale
Der frühe Wandersmann auf hohe Berge dringt,
Schnell eine neue Welt vor ſeinem Aug' entſpringt,
Und Reiz die große Weite zieret,
Wo ſich der Blick voll reger Luſt verlieret.

Denn Fluren, die von Blumen düften,
Gefilde voll Geſangs und herdenvolle Triften
Und hier kryſtall'ne Fluth, vom grünen Wald umkränzt,
Dort ferner Thürme Gold, das durch die Wolken glänzt,
Begegnen ihm, wohin er blicket:
So wird mein Geiſt auf ſeinem Flug entzücket.

Ich habe mich empor geſchwungen,
Wie groß wird mir die Welt! die Erde flieht verſchlungen,
Sie macht nicht mehr allein die ganze Schöpfung aus!
Welch kleiner Theil der Welt iſt Rheens ſinſt'res Haus!
Und, Menſchen, welche kleine Heerde
Seid ihr nur erſt auf dieſer kleinen Erde?

Gönnt gleiches Recht auf unſerm Balle
Geſchöpfen and'rer Art! Ihr Schöpfer liebt ſie alle:
Die Weisheit ſelbſt entwarf der kleinſten Fliege Glück,
Ihr Schickſal iſt beſtimmt, ſo gut als Roms Geſchick
Und als das Leben einer Sonne,
Die glänzend herrſcht in Gegenden der Wonne.

Seht, wie in unermeſſ'ner Ferne
Orion und ſein Heer, ein Heer bewohnter Sterne,
Vor ſeinem Schöpfer ſich in lichter Ordnung drängt.
Er ſieht, er ſieht allein, wie Sonn' an Sonne hängt,
Und wie zum Wohl oft ganzer Welten
Ein Uebel dient, das wir im Staube ſchelten.

Er ſieht mit heiligem Vergnügen
Auf unſ'rer Erde ſelbſt ſich alle Theile fügen,
Und Ordnung überall, auch wo die Tugend weint:
Und findet, wenn ſein Blick, was döſ' und finſter ſcheint,
Im Schimmer ſeiner Folgen ſiehet,
Daß, was geſchieht, aufs Beſte ſtets geſchiehet.

Es leide mit geprieſ'nem Muthe
Die Gattin Collatins! es keimt aus ihrem Blute
Die Freiheit eines Volks, die einſt Catone zeugt:
Bis kühne Tyrannei, vom Laſter groß geſäugt,
Die ſpätverlaſſ'ne Tugend rächet,
Und Rom durch Rom beſtraft und ſtrafend ſchwächet.

Entkräftet in verdienten Ketten,
Wie ſoll ſich Latium vor fremdem Joche retten?
Sieh! das entmannte Rom verfällt in Schutt und Graus.
Der kalte Norden ſpeit ein Volk der Wilden aus,
Das durch's Verhängniß überwindet,
Im Finſtern faß und Licht und Wahrheit findet.

Die ihr ein Stück vom Ganzen trennet,
Vom Ganzen, daß ihr blos nach eurem Winkel kennet
Verwegen tadelt ihr, was Weiſe nicht verſteh'n.
O könnten wir die Welt im Ganzen überſeh'n,
Wie würden ſich die dunkeln Flecken
Vor unſerm Blick in größern Glanz verſtecken!

Soll Welten alles Böſe fehlen?
So mußte nie den Staub der Gottheit Hauch beſeelen,
Denn alles Böſe quillt blos aus des Menſchen Bruſt:
So muß der Menſch nicht ſeyn: welch größerer Verluſt!
Die ganze Schöpfung würde trauern,
Die Tugend fliehn und ihren Freund bedauern.

Ihr Weiſen, hättet nie entzücket,
Die ihr die Schöpfung mehr, als hundert Sonnen ſchmücket.
Und Ordnung herrſchte nicht im Reiche der Natur,
Die niemals flüchtig ſpringt und ſtufenweiſe nur
Auf ihrer güld'nen Leiter ſteiget,
Wo ſich der Menſch auf mittlern Sproſſen zeiget.

Vom Wurme, der voll größ'rer Mängel
Auf ſchwarzer Erde kreucht, und vom erhab'nen Engel
Sind Menſchen gleich entfernt, und beiden doch verwandt,
Ihr freier Wille fehlt, ihr himmliſcher Verſtand
Entflieget nie der engen Sphäre:
Stets feſſelt ihn des Leibes träge Schwere.

Es rauſchen laute Spöttereien
Um mein verachtend Ohr: viel ſtolze Klugen ſchreien
Dem armen Sterblichen des Willens Freiheit ab.
Die Sklaven, welche das, was weiſe Güte gab,
Der Menſchheit Vorrecht nicht erkennen,
Und, gleich dem Vieh, ſich deſſen unwerth nennen!

Verzärtelt eure Leidenſchaften;
So heerſchen ſie zuletzt; ſie bleiben ewig haften;
Ein diamantnes Band knüpft ſie an euer Herz.
Der freigebor'ne Geiſt erblickt nicht ohne Schmerz
Sich endlich in verjährten Banden,
Und iſt ein Knecht, weil er nicht widerſtanden!

In allen Ordnungen der Dinge,
Die Gott als möglich ſah, war Menſchenwitz geringe:

Der Menſch war immer Menſch, voll Unvollkommenheit;
Durch Tugend ſoll er ſich aus dunkler Niedrigkeit
Zu einem höhern Glanz erheben,
Unſterblich ſeyn nach einem kurzen Leben.

Mein Schickſal wird nur angefangen,
Hier, wo das Leben mir in Dämm'rung aufgegangen:
Mein Geiſt bereitet ſich zu lichtern Tagen vor,
Und muert nicht wider den, der mich zum Staub erkor,
Mich aber auch im Staube liebet,
Und höhern Rang nicht weigert, nur verſchiebet.

Aus: die Kunſt, ſtets fröhlich zu ſein.

Erſtes Buch.

Des Weiſen wahres Glück wird nicht vom Ort entſchieden:
Er kann ſtets Gutes thun, und überall zufrieden
Und immer glücklich ſein: denn ſeine reinſte Luſt
Entſpringt nicht außer ihm, ſie quillt aus ſeiner Bruſt.

Was iſt Glückſeligkeit, die alle Zungen preiſen?
Erkenntniß, Tugend ſelbſt, die Königin des Weiſen,
Und was die Schule ſonſt das höchſte Gute nennt,
Oft prächtiger beſchreibt, als nach dem Weſen kennt;
Beglücken uns, o Freund, indem ſie uns vergnügen,
Sind Quellen unſers Glücks, die niemals uns betrügen;
Doch jenes Glück nicht ſelbſt, nach dem der Weiſe fragt,
Nach dem des Narren Wunſch umſonſt ſich müde jagt.
Vergnügen fühlen wir, wann wir uns glücklich fühlen:
Und wie verdammen doch, auf ſtrengen Richterſtühlen,
Die Wolluſt Epikurs, die keinem Thoren lacht,
Obgleich ihr Name täuſcht, und Narren lüſtern macht?
Vergnügen, Wolluſt, Luſt (die Namen ſind verſchieden,
Die Sach' iſt einerlei:) was Sterbliche zufrieden,
Wahrhaftig glücklich macht, wird auf die Sinne nicht
Vom Weiſen eingeſchränkt, der vom Vergnügen ſpricht,
Und wie? Sind Menſchen denn blos Körper, die verweſen?
Lebt nicht in ihrem Leib ein Geiſt von edlerm Weſen?
Verpflegt ein Sterblicher ſein ſchlechtes Theil allein,
Und ſeine Seele darbt, wie kann er glücklich ſein?
Das höchſte Glück iſt nicht, wo noch Begierden klagen,
Noch hungrig, unvergnügt, an einer Seele nagen,
Und ein zu ſtarker Leib, den die Natur geſäugt,
Sich unbefriedigt fühlt, und nur gezwungen ſchweigt.

Du lächelſt? und verlangſt, den Glücklichen zu kennen,
Der niemals klagen darf? Denn was wir Erde nennen,
Ein immer ſtürmiſch Meer! wird ſchwerlich Menſchen ſehn,
In deren Segel ſtets die Winde günſtig wehn.
Man findet ſie vielleicht beim ungefundnen Weiſen,
Den uns Chryſipp's Roman, den Zenons Träume preiſen,
Der ſeiner Schmerzen lacht, wenn ihn die Gicht entſeelt,
Stets herrſcht und alles hat, auch wann ihm alles fehlt.

Nein, Freund, mir träumte nie von ganz vollkommnem Glücke:
Die Erde hat es nicht, ſtets fehlt's an einem Stücke.
Des Lebens Güter ſind vertheilt mit weiſer Hand:
Gemeiner Mangel iſt ein allgemeines Band.
Wollt' auch ein mildes Glück, was jedes wünſcht, gewähren,
Wird ein gewährter Wunſch nicht neuen Wunſch gebähren?
Wer iſt vollkommen weiſ'? und iſt es allezeit?
Und wird nicht überaſcht von blinder Sinnlichkeit?
Auch um den Weiſen ſchleicht, in unbewahrten Stunden,
Die Unzufriedenheit; zerfleiſcht von hundert Wunden
Die magre Furie, die unerſättlich wacht,
Und uns noch ärmer macht, als die Natur uns macht.
Soll drum der Philoſoph nicht in erhabnen Bildern
Des Weiſen prächtig Glück, des Weiſen Adel ſchildern?
Sein kühn gezeichnet Maaß beſchämet ſtolzen Wahn:
Und wer nicht nahe kömmt, hat nicht genug gethan.

Vollkommenheit, die ſelbſt vor Gottes Angeſichte
Stets gegenwärtig glänzt, umſtrahlt vom Sonnenlichte,
Nach deren Rath er ſchuf, und was er ſchuf, regiert,
Das Ordnung überall das große Ganze ziert,
Sie aller Weſen Zweck, des Weiſen höchſte Liebe,
Reißt ihn, vom ſchnöden Tand, vom Staub unedler Triebe,
Nur ihrem Reize nach; und wie er Schritt vor Schritt
Ihr immer mehr ſich naht, wächſt ſein Vergnügen mit.
Indem er immer nun in reinem Lichte wandelt,
Und immer edler denkt, und immer edler handelt;
Fühlt ſeine Seele ſich von hoher Luſt entzückt,
Die ihrer würdig iſt, und fühlet ſich beglückt.

Wie Menſchen glücklich ſind, kann er ſchon glücklich heißen,
Obgleich noch Dornen ihm den müden Fuß zerreißen,
Obgleich der Glückliche nicht allzeit ungekränkt
Auf weichen Roſen ruht, und ſich mit Nektar tränkt.
Stets überwiegt in ihm die Schmerzen das Ergötzen:
Die Weisheit wird, was fehlt, aus ihrem Schatz erſetzen:
Sie giebt Zufriedenheit; und ein zufriednes Herz,
Fühlt ſeine Freuden ganz, und halb nur ſeinen Schmerz.

Doch zürnet blinder Wahn, daß Menſchen ſich vergnügen?
Er höre die Natur: kann die Natur betrügen?
Sie beut uns reine Luſt in vollen Bechern dar,
Und wir verſagen uns, was uns beſtimmet war?
Denn ſieh zum Himmel auf! bald funkeln tauſend Sterne,
Zum Dienſt der Mitternacht, in jener blauen Ferne;
Bald, wann der junge Tag durch graue Schatten bricht,
Lacht holdes Morgenroth und Titans gütdnes Licht.
Das Jahr verändert ſich, verändert unſre Freuden,
Wann Gras und Blumen jetzt der Erde Schoos bekleiden,
Itzt Saat, itzt mildes Obſt ihr ſchönes Haupt bekränzt,
Sie hat verſchiednen Putz; und Luſt für alle Zeiten;
An ihr iſt alles Reiz: wir ſehn auf allen Seiten
Die fette Flur geziert mit angenehmem Grün,
Die Berge prächtig ſtehn, die niedern Thäler blühn;
Und fröhliches Gewühl auf Heerdenvollen Matten,
Gebüſche voll Geſangs und ſtiller Wälder Schatten,
Hier See, dort felſigt Land, und aus dem dunkeln Hain
Die Quellen murmelnd fliehn, und endlich Flüſſe ſeln.

Iſt alles nicht für uns, was wir ſo reizend finden?
Wir treten in die Welt mit Sinnen, zu empfinden.
Du weißt, wann friſcher Weſt die Sommertage kühlt,
Mit welcher Wolluſt ihn die heiße Wange fühlt.
Was dachte die Natur, uns einen Leib zu bilden,
Den bunter Nelken Glanz in lachenden Gefilden,
Und ihr gewürzter Hauch, der Nachtigallen Schlag,
Der Pfirſich ſaftig Fleiſch, empfindlich reizen mag!
Iſt ſie's, die unſern Leib mit junger Schönheit ſchmücket,
Und uns ein Auge giebt, das dieſer Schmuck entzücket,
Das für die Grazien nicht blind, gleich Thieren, iſt,
Und fröhlich glänzend ſieht, was Liebe ſeneig küßt?
Wer ſieht's und zweifelt noch, ob ſie vergnügen ſollte?
Verband ſie nicht mit Luſt, was uns erhalten ſollte?
Die Speiſe, die uns nähret, ergötzt auch unſern Mund:
Bewegung, die vergnügt, erhält den Leib geſund.

Die Kunſt ſchafft neue Luſt: mit zauberiſchen Farben
Erweckt ſie, was einſt war, und Menſchen, welche ſtarben:
Ein leblos Erz beſeelt ihr ſchöpfriſch kühner Arm:
Sie lockt Harmonie aus dem geſtrichnen Darm.
Der Kenner ſchweigt entzückt, wann ihm die Muſen ſingen;
Noch ſüßer muß dem Freund des Freundes Rede klingen,
Wie lieblich iſt für uns der Wahrheit Unterricht,
Und wann die Tugend laut in unſere Seele ſpricht!
Soll angebotne Luſt in hundert Quellen fließen,
Und uns verboten ſein, ſie freudig zu genießen?
Nicht, weil der Schöpfer will, allein durch unſre Schuld,
Herrſcht mürriſcher Verdruß und Gram und Ungeduld.

Darf dein ermüdet Ohr ich mit Geſichten quälen,
So ſoll, was Mirza ſah, die Muſe dir erzählen.
Es lieben, wie du weißt, die Muſen unſer Zeit
Des Orients Geſchmack und ſein geblumtes Kleid.
Bekümmert und vertieft in forſchenden Gedanken,
Sah Mirza das Geſchöpf mit ſeinem Schöpfer zanken,
Den Menſchen elend ſein; und ſchwarzer Sorgen Heer
Stieg wolkicht von ihm auf, wie Stand am rothen Meer.
Die Fichten rauſchten wild um ſeine dunkle Höhle,
Und liſpelnd nährt ein Bach die Schwermuth ſeiner Seele.
Des Unmuths trübes Glas verkürzte ſein Geſicht,
Als eine Stimme rief: ſieh auf und richte nicht!
Er ſah ein luftig Thal, das, mit Gebüſch umfloſſen,
Ein Garten Gottes war, wo Bäche ſilbern floſſen.
Balſamiſcher Geruch durchſtrich den kleinen Raum,
Und unter Cedern ging ein Menſch im tiefen Traum,
Die Lilje buhlt umſonſt nach ſeinen ſtarren Blicken;
Die ſüße Feige ſprach: tritt her, dich zu erquicken.
Umſonſt er ſah ſie nicht, er ſah nur in den Sand,
Nach einem ſchnöden Kies, der glänzt' und ſchnell verſchwand.
Er kam zum Roſenſtrauch; die raſchen Finger brachen
Begierig Roſen ab, und ihre Dornen ſtachen.
Er ſah durch hohes Gras die bunte Schlange fliehn:
Muthwillig kroch er nach, und ſie verwundet' ihn.
Wehklagend ſchrie der Menſch: ach! wär' ich nie geboren!
Hat eine ganze Welt ſich wider mich verſchworen?
O Aufenthalt der Qual! — Halt' ein! was zürnſt du,

Wenn du dich elend machſt? rief ihm die Stimme zu.
Du, den die Freude ſucht, fliehſt, was du ſachen ſollteſt,
Und könnteſt glücklich ſein, wenn du vernünftig wollteſt:
Genieße deines Glücks! die Kunſt, ſich zu erfreun,
Iſt für den Sterblichen, die Kunſt beglückt zu ſein.

An Herrn Hofadvokat G***.

Du, den Lyäus mir, den mir die jungen Freuden,
Umkränzt mit Epheu, zugeführt,
Als mich der Himmel hieß auf Römhilds Fluren weiden,
Der oft mit mir beim Wein dem Vorzug nachgeſpürt,
Wie ächte Weſen ſich vom Pöbel unterſcheiden,
Wenn, unbetäubt von rauhen Leiden,
Vom Glanz der Großen ungerührt,
Sie feſten ſtandhaft ſehn, ſie dieſe nicht beneiden:
Mein G***, wenn ſonſt nichts beweiſt,
Daß ein verwandtes Blut in unſern Adern fleußt;
Wenn weder Leichenſtein, noch Wappen übrig bliebe:
So überzeugen meinen Geiſt
Der Herzen gleichgeſinnte Triebe
Zu Wein und Muſen gleiche Liebe,
Zu Mädchen auch und ſchlauverwehrter Laſt
Auf ihrem Mund, an ihrer Bruſt.
Ich höre mit entzückten Ohren,
Wenn dein umlorbeert Saitenſpiel
Von unſrer Freundſchaft ſchallt, und wie ein gleich Gefühl
Dich mir gewählt, mich dir erkoren.
Ach! Jude, Bauer, Schelm, Betrüger oder Thoren
Sind, unter lärmendem Gewühl,
Mein Umgang, ſeit ich dich verlorne:
Nach dem, im Schooß der Vaterſtadt,
Nun wieder, wie vorhin, zu beraichten Geſchäften,
Die unſer himmliſch Theil an Staub und Erde heften,
Mich Themis angewieſen hat.
Du, dem ein günſtig Glück ein ſorgenfreies Leben,
Und ohne Sklavendienſt, was du bedarfſt, gegeben;
Dem unverwehrt iſt, frei zu ſein
Und ungeſtört ſich zu erfreun:
Darf meine Muſe dich in deinem Lehnſtuhl ſtören,
Und achteſt du auf ihre Lehren,
Wenn mit entwölktem Angeſicht,
Sie, als ein Seneka, im Schooß der Wolluſt ſpricht:
Freund, ſo verlange nicht,
Mit Ketten mühevolle Pflicht,
Die um der Ehrſucht Arme rauſchen,
Dein ſtilles Glücke zu vertauſchen.

Der Weiſe, deſſen Herz von Menſchenliebe flammt,
Flieht nicht vor anvertrauten Bürden.
Doch drängt er ſeinen Hals nicht in das Joch der Würden.
Aus einem niedern Stolz, den ſeine Bruſt verdammt.
Sein Herz iſt groß genug, die Größe zu verachten,
Die fardigt ſchwillt und plagt, ch kleine Seelen dachten,
Die nach dem bunten Tande ſchmachten,
Und um ein ſchimmerreiches Amt,
Das ihrer nicht bedarf, noch ſie bedürfen, laufen,
Der Thorheit Sklaven ſind und neue Felſen kaufen.
Der Thor bleibt ſtets ein Thor, auch in der Ehre Schooß;
Und wird von ſeiner Knechtſchaft Schande,
Von Knechtſchaft ſchlimmer Art, aus eines Rud'rers Bande
Selbſt unterm Purpur los.
Die Höhe, wo er ſteht, macht keinen Gecken groß:
Sie läßt, wie klein er ſei, nur deſto weiter ſehen.
Ein Sturm des Glücks verſchlägt ihn an entweihte Höhen;
Ein ſtürmiſch Glück
Schlägt wieder ihn zurück:
Wie eine träge Regenwolke
Sich auf des Windes Flügeln hebt,
Und über einem ganzen Volke
Mit ſüchterlichem Schatten ſchwebt,
Sie rauſcht in ungewohnter Sphäre:
Nicht lange! denn die eigne Schwere
Drückt ſie zur Erde bald herab,
Die ihr den Urſprung gab.

Sieh nicht im Frühling munterer Jahre
Verblendeten Begierden Raum;
Und überlaß den Geiz der Kindheit grauer Haare
Den Stolz der Ehre Sommerteaum.
Die Sorgen ſtören ihn mit ſchreckenden Geſtalten:
Durch Niederträchtigkeit wird, was ihn reizt, erlangt,
Durch Niederträchtigkeit erhalten:
Und ſchmilzt, wie Frühlingsreif, der an der Saaat prangt.
Der große Liebling großer Fürſten
Mag unerquickt nach Ruhe dürſten:
Sie flieht ihn ſchüchtern überall.
In jedem dunkeln Laat, in Blicken und Geberden
Zeigt bange Furcht ihm ſeinen Fall:
Der Sklave fürchtet, frei zu werden!
Freund, von des Irrthums Bruſt entwöhnt,
Laß dich kein Puppenſpiel von goldner Freiheit ſcheiden!
Und brich die Roſen aller Freuden,
Die keine Nea umdornt, kein ſpätes Ach! umtönt.
Der weiſen Wolluſt ſei dein Garten eingeweihet
Die, von der Weisheit Haad gekrönt,
Mit ernſter Tugend nie entzweiet,
Die ceuſte Tugend ſelbſt mit Fröhlichkeit verſöhnt.

Seh ich unter grünen Laubea,
Bei dem Gotte froher Trauben,
Und beim Saitenſpiel der Muſen,
An des beſten Mädchens Buſen,
Dich, vom ſichern Buſch verdeckt,
Unter Blumen hingeſtreckt?
Hör' ich unter Nachtigallen
Deine ſüßen Lieder ſchallen?
Lieder wie mein Chaulieu ſang,
Wann er frei von eitlem Zwang
Und bei ſpätem Weine wachte!
Bacchus, wann ſein Lied erſchöll,
Ließ den trunknen Becher voll,
Der ihm in die Augen lachte;
Und, gelehnt auf ſeinen Stab,
Der vom heil'gen Epheu rauſchte,
Hing er ſchweigend hin und lauſchte,
Bis der Dichter durſtig ſchwieg, Bacchus ihm den Becher gab.

Doch meinen Dichtergriff umnebeln leichte Träume!
Du ruheſt jetzt wohl nicht im Schatten deiner Baume,
Nun, da ſie faſt entblättert ſtehn,
Und rauhe Winde nur in öden Gärten wehn:
Da nach des Herbſtes milden Segen,
Das greiſe Jahr mit kaltem Regen
Die Fluren umgewühlt, wo Raben einſam gehn.
Wann Zephyr die verjüngten Blätter
Und Floren und die Liebesgötter
Aus düſtendem Gefieder bringt,
Und in der Frühlingsluft die frühe Lerche ſingt:
Alsdann wird Amor dich im Grünen wieder finden,
Dich, den ſein Sklave ſchon, ihm nur entwichen war,
An ſeinem flammenden Altar
Mit Blumen ewig feſte binden,
Zu ſeiner andern Sklaven Schaar.

Laß von den Grazien dir eine Gattin wählen,
Die nicht von den gemeinen Seelen,
Blos wirthlich, reich, vielleicht getreu,
Doch ohne Zärtlichkeit und lauter Pöbel ſei.
Zwar war, wie unſre Väter, wiſſen
Von keinen engliſchen Clariſſen:
An ihre Würde reicht kein ſterblich Mädchen hin.
Ach! Harlow's Tochter ſtarb! auf Erden war kein Gatte
Für ſie, die nichts vom Weibe hatte,
Als Reizungen und Eigenſinn.
Du, Freund, biſt ſelbſt ein Menſch, und wirſt ein menſchlich Weſen
Zu einer Gattin dir erleſen:
Zu glücklich, wenn ſie dir, vom Himmel mild bedacht,
In einen holden Leib, zu ſchlauer Luſt gemacht
Auch eine Seele zugedacht,
Die denkt und edel denkt, die Tugend liebt und kennet,
Und dich, als Freundin, liebt, wann ſie dich Gatten nennet!
O Wolluſt, nicht blos einer Nacht!
Die Tage werden dir in ihrem Arm verſchleichen,
So ruhig, als ein Bach, der unter finſtren Sträuchen,
Von hohen Bäumen rund umwacht,
Stets ungerunzelt lacht:
Hoch über ihm hinweg draaſt unter nahen Eichen
Der ſchwarzen Stürme Wuth, die niemals ihn erreichen.

V.

Karl Auguſt Varnhagen von Enſe

waed 1785 zu Düſſeldoef gedoe:n, ſtudirte zu Halle, Berlin und Tübingen Medicin und trat 1809 in öſter:reichiſche Kriegsdienſte, welche ee aber aufgab, um als Hauptmann und Adjutant des Geneeals Tettenboen den ruſſiſchen Fahnen während des Befeeiungskrieges zu folgen. 1814 veranlaßte ihn Fürſt Hardenberg in ſeine Kanzlei einzutreten, in welcher Funktion er den Congeeß zu Wien beſuchte und nach Paris reiſte. Von hiee wurde er als Chargé d'Affaires und nach kuree Zeit als Miniſter:reſident nach Karlsruhe geſandt. Gegenwäetig privatiſirt er mit einer Penſion in Berlin als geheimee Legationsrath.

Seine voezüglichſten Schriften ſind:

Mit A. v. Chamiſſo: Muſenalmanach für 1804–1806.
Mit W. Neumann: Erzählungen und Spiele. Hamburg, 1807.
Die Verſuche und Hinderniſſe Karls. Berlin, 1808.
Geſchichte der Hamburger Begebenheiten im Jahre 1813. London, 1813.
Geſchichte des Kriegszüge des Geneeals von Tettenborn in den Jaheen 1813 und 1814. Tübingen, 1814.
Teutſche Erzählungen. Tübingen, 1816.
Vermiſchte Gedichte. Tübingen, 1816.
Biographiſche Denkmahle. Berlin, 1824—1830. 5 Thle.
Denkwürdigkeiten des Philoſophen und Aezte:s J. B. Erhard. Stuttgart, 1830.
Die Sterner und die Pfittſcher. Berlin, 1831.
Zue Geſchichtſchreibung und Litteeatur. Berlin, 1833.
Denkwürdigkeiten und vermiſchte Schriften. Mannheim, 1837. 4 Bde. 12.
Leben des Feldmarſchall Schwerin. Beelin, 1841.
Viele einzelne Aufſätze, Gedichte, Recenſionen u. ſ. w. in Zeitſchriften u. ſ. w.

Ueber V. äußert ſich einee ſeiner eifrigſten aber undefangenen Vereheer Heinrich Laube (Moderne Cha:racteriſtiken Th. II. S. 299) mit folgenden Woeten: „Seine ſpeciellе Stellung in unſeree Litteeatue iſt die eines Kritikers und Biogeaphen. Die Fähigkeit zue Keitik und Biographie iſt ſehr verwandt mit der Fähig:keit des höheeen, geſelligen Umgangs oder richtigee: ſie iſt der nachſte Schritt, welcher auf den Umgang folgen muß, um der Gegenſtände für eine wirkliche Kenntniß Heer zu werden. Dee Umgang iſt die Vorbereitung dazu, die hier bei nöthiger Unterordnung ſchwindet am Scheeidtiſch, aber die Liebe, das Anſchmiegen, das Auf:nehmen bleibt. — Im Umgange ſpricht ſich zunächſt das Weſen unſeree Bildung aus. Da dieſe bei Varn:hagen ſo hervorſtechend human und fein iſt, ſo haben auch ſeine Schriften dieſen Charakter erhalten. Ee iſt unſee feinſter und humanſte Kritikee und Biograph. Jenes hat er namentlich in ſeinen reichen Beiträgen für die Berliner Jahebücher dee Keitik bewähet, welche 1833 untee dem Titel „Zue Geſchichtſchreibung und Litteratur" geſammelt erſchienen ſind, dieſes in ſeinen biographiſchen Denkmalen. Die letzteren betreffen zu:meiſt Staatsmänner und Keieger und lehren unwider:leglich die Nothwendigkeit, den Menſchen nicht blos in den einzelnen Aeußeeungen ſeiner Berühmtheit ſondern als ganzes mannigfaches Weſen auch mit Fehlern und Schwächen darzuſtellen. — — Einfach und ſauber iſt ſein (Varnhagen's) Wort, klae und voll Ordnung. — — In Summa iſt Vaenhagen von Enſe der Indegriff jener höheren deutſchen Kritik, an die wir denken, wenn wie uns in Kunſt und Wiſſenſchaft anderee Völkee übeeheben, jenee Keitik, welche den Schmeez über häus:lichen Jammee im Heezen tragen, und doch klaee Woete ſteenger Unpaetheilichkeit übee Freund und Feind auf dee Lippe haben kann. Dieſen deutſchen Stolz, das Beſte ohne Anſehn der Perſon zu wurdigen, auch dann zu würdigen, wenn man es ſelbſt nicht beſitzt, dieſen Stolz eepraſentirt Varnhagen."

Rahel Antonie Friederike Varnhagen von Enſe,

geborene Rahel Levin, die Tochter eines angeſehenen jüdiſchen Kaufmannes zu Berlin, waed daſelbſt 1771 geboren, eehielt eine treffliche Erziehung, vermählte ſich, nachdem ſie zur chriſtlichen Religion übergetreten wae, am 27. September 1814 mit Varnhagen von Enſe und ſtaeb in ihrer Vaterſtadt am 7. Marz 1833. Nach ihrem Tode veröffentlichte ihe Gatte ihren Briefwechſel unter dem Titel:

Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde. Berlin, 1834. 3 Bde.

und fügte ſpätee, zue Ergänzung hinzu:

Gallerie von Bildniſſen aus Rahel's Umgang und Briefwechſel. Leipzig, 1836. 2 Bde.

Sie wae eine merkwürdige und ſeltene Erſcheinung; da ſich jedoch Alles, was wir von ihr beſitzen, auf ihre perſönliche Individualitat bezieht, ſo kann ſich die rein litteeaeiſche Kritik nicht geſtatten, ein Urtheil darüber zu fällen.

Valentin Karl Veillodter

waeb am 10. März 1769 zu Nürnberg geboren und widmete ſich nach vollendetem Schuleurſus dem Studium dee Theologie, dem ee zu Jena und Altdorf oblag. Nach beendigten Studien wurde ee 1791 zum Nach:mittagspredigee an der Keeuzkirche ſeines Geburtsortes berufen, welche Stelle er aber 1801 wiedee aufgab, um ein Pfarramt zu Walkerbeunn anzunehmen. Hier blieb er bis 1809, wo er wiedee nach ſeine Vaterſtadt be:rufen wurde, um das Amt eines Stadtpfarrers an St. Aegidien zu verſehen. Gleich im folgenden Jahre wurde er Mitglieb der Kommiſſion, welche die theologiſche Aufnahmsprüfung und die Aufſicht über die Schul:lehrer des betreffenden Diſtriktes zu beſorgen hatte. — 1814 wuede er zum königl. baieriſchen Dekan und zum Hauptpaſtoe zu St. Sebald in Nüenberg ernannt. Ee ſtarb am 9. April 1828.

Seine Schriften ſind:

Predigtſammlungen: Nürnberg, 1794—97. 2 Thle. 1799. 2 Thle. — Leipzig, 1805—6. 3 Thle. 1810—11. 2 Thle. — Nüenberg, 1815—17. 2 Thle. 1820—21. 2 Thle.
An junge Chriſten bei dee erſten Feiee des heiligen Abendmahls. Nürnberg, 1798.

Kommnniondnch für gebildete Chriſten. Nürnberg, 1798.
Gebete am Moegen nnd Abend. Nürnberg, 1801.
Erzählungen, Liedeennd Fabeln. Nürnberg, 1805.
Beicht- nnd Kommunionbnch für chriſtliche Landleute. Nüenberg, 1805.
Ideen üdee Leben, Tod und Unſteedlichkeit. Nürnberg 1809.; 3. Ausg. 1815.

Einer der bedeutendſten und ausgezeichnetſten Kanzeleedner und Erdauungsſcheiftſteller neueſter Zeit, voll wahrhaft hoher und edier Begeiſterung, tiefen Gefühis, Kraft und Klarheit, Würde und Feuer, vorzüglich dawo er ſich über die höchſten und wichtigſten Intereſſen und Erſcheinungen des menſchlichen Lebens ausſpricht.

Karl Franz van der Velde

wurde am 27. Sept. 1779 zu Breslau geboren. Ee widmete ſich dem Studium der Jurisprudenz theils auf der Univerſität ſeiner Vaterſtadt, theils in Frankfurt a. d. O. Nach beendigten Studien wurde er Auscultator zu Breslau, 1804 Stadtgerichtsdirector zu Winzig, 1814 Stadtgerichtsaſſeſſor zu Beeslau. — 1818 verließ er ſeine Vaterſtadt wiedeeum, um als Stadtrichter nach Zobten ſich zn degeden, doch kehrte ee 1822 als Juſtiz-Kommiſſarius dahin zurück. Ee ſtarb am 6. April 1824.

Seine geſammellen Schriften enthalten:
Th. 1—4. Dresden, 1820. (Eezſtnfen und Prinz Friedrich).
Th. 5—7. 1821. (Seadeeung von Mexieo).
Th. 8—10. 1822. (dee Mattheſer, die Lichtenſteinee, die Wiedeetäufee).
Th. 11 and 12. 1823. (die Patelzlee, Gnido).
Th. 13 — 18. 1824. (Arwed Gotlenſteena, das Liedhadertheatee, dee böhmiſche Mägdekieg, Chriſtine und ihe Hof).
Th. 19. 1825. (das Hoeoſcop) 3. Ausg. von K. A. Böttiger und Th. Hell.

Der Herausgebee erlaubt ſich hiee ein Urtheil zu wiederholen, das er bereits in ſeiner allgemeinen Geſchichte des Romans S. 572 über uan der Velde ausſprach. Dnrch Art und Weiſe der Auffaſſung und Behandlnng der von ihm gewählten Stoffe ſchließt ſich v. d. V. de la Motte Fouqué an und bildet ſo den Uebergang im Romane von den deutſchen Romantikern bis zu den Formen Waltee Scott's. Er wae innerlich eine wirklich poetiſche Natur, und behandelte daher nue Stoffe, weiche ſein Gemüth erfreuten und ſeine Phantaſie anregten, aber ihm fehlte die Kraft, den eigentlich waltenden Geiſt im Leben und dee Geſchichte zu erkennen, und ſo vegriff er ſich ſtets ſowohl bei der Anlage und Durchführung der Chaeakteee, als auch bei den Situationen, in welche ee dieſelben brachte. Dagegen beſaß er das Taient, Umgebungen und Verhältniſſe gleichviel od richtig erfunden oder nicht, mit großee Anmuth nnd Reichthum zu ſchildern, und ſich ſelbſt bei ihrer Geſtaltung in eine Welt zu verſetzen, die ihm willig alle Mittei, deren er bedürftig zu ſein glaudte, dardot. Betrachtet man Walter Stott als einen in ſich feetigen Mann, ſo iſt van dee Veide mit ihm verglichen ein nicht minder glücklich ausgeſtattetes Kind, aber nicht mehe und nie weitee kommend. Dieſe kindliche Liebenswürdigkeit dlickt auch überall bei ihm durch; ſie hindert ihn nicht, Fehler auf Fehler zu häufen, aber ſie bewahet ihn vor Uedertreidung. Seine Helden handeln oft äußerſt inconſequent, werden häufig zur Unzeit ſentimental, aber ſie dleiben immer liebenswürdig, wie er; ſeine Beſchreidungen umgiebt ſtets ein zaubetiſcher Glanz und Schimmer, ſeine Landſchaften haben immer einen Ton, dee ſich vielleicht in der Wirklichkeit nur ſelten findet, doch das Auge zu jedee Zeit erfreut. Tiefere Leidenſchaften veeſteht ee freilich nicht darzuſtellen, das Verhältniß des Einzelnen zum großen Geſammtweſen einer bedeutenden Epoche nicht klae und beſtimmt hervorzuheben, die Gegenſätze nicht ſcharf zu ſondern — lauter große Mängel an einem Dichter hiſtoriſcher Romane, das weiß ich ſehe wohi — abee alle ſeine Gedilde haben etwas Anziehendes, das ſich bei einigen bis zu hoher Anmuth ſteigert, wie z. B. in der Erzählnng Asmund Thyrsklingurſon in den Erzſtufen, welche ſichtlich dnrch la Motte Fouqué's Thiodolf entſtanden iſt, aber doch ein eigenthümliches, Herz und Sinn gewinnendes Leben hat. Seine Irrthümer darf man ihm daher anch nicht ſo hoch anrechnen, wie es ſpätere und namentlich jüngere Keitiker gethan; gefördert wurde der hiſtoriſche Roman dagegen nur in ſofern buech ihn, als er das größere Publicum dafür einzunehmen verſtand, das ganze Genre poetiſch und mit Liebe auffaßte, nicht daran durch mühſelige Combinationen künſtelte und keine falſchen undichteriſchen Tendenzen hineindrachte. Mit etwas mehe Genie und etwas weniger Talent hatte er gewiß weit Größeres geleiſtet; von bem Erſteren hätte er ein Bischen zu wenig, von dem zweiten etwas zu viel. Das Weibliche heerſchte in ſeiner Natur zu ſehr uor, darum drang er nicht in die Geſchichte ein und uerfehlte die Charaktere; ee glich einem Maler mit außerordentlichem Sinne für die Farbe, der abee nicht zeichnen konnte und es auch nie hatte lernen können, weil ihm die Natue den angebornen Blick füe die Verhaltniſſe verſagt.

Der Wunſch des Canfu.

(Einem perſiſchen Mährchen nacherzählt.)

Die Morgenröthe deannte hintee den Zedern herauf, welche die dürftige Hütte des Ziegenhirten Canfu deſchatteten, nnd die höchſten Wipfel begannen ſich ſchon zu vergolden. Hell erklang die Jagd des Chalifenſohnes Raalkur in dem Gebirge Gabel el Ared. An einer Palme ſtand Guſſarat, Confu's ſchöne Nichte, nnd horchte begierig nach dem freudigen Larm, nnd ihre ſchwarzen Augen ſchienen mit ihren Strahlen die Waldnacht durchdringen zu wollen, um den königlichen Jäger zu erblicken. Da trat Kelanu, ihres Oheims Sohn, nach dem Willen der Eltern ihe künftiger Gatte, zu ihr. Haſt du die Ziegen noch nicht gemolken? frug er ſie nerdrüßlich. Der Vater wird die Heerde bald austreiben.

Aber Guſſarat ſah in die Ferne nnd antwortete nicht.

Ungeduldig ging Kelanu noch nähee zu ihe hin, und wiederholte ſeine Frage.

Was kümmern mich Eure Ziegen? eief Guſſarat heftig. Melkt ſie ſelbſt, wenn ihr Milch haben wollt.

Das iſt wieder ſo eine Antwort, wie ich ſie non dir gewohnt bin, muerte Kelanu. Wenn ich die den Eltern brächte, ſo würde es dir übel ergehn, aber ich bin beſſer als du. Ich werde liebee die Ziegen ſelber melken, damit ich dir Schläge erſpare.

Thu', was du willſt, antwoetete Guſſarat kurz.

Und nicht einmal Dank, brummte Kelanu fortgehend. Wenn die ſchlimme Dirne nue nicht ſo hübſch wäee, ich hätte ihe ſchon lange den Handel anfgeſagt; abee wenn ſie ſich nicht in Kuezem gonz und gar ändert, ſo geſchieht es doch noch, denn ihr Uedermuth iſt unerträglich!

Guſſarat hörte nicht auf ſein Schelten, ſondern dlieb ſtehn an der Palme, immer unverwandt nach dee Ferne hinhorchend. Unterdeß kam der Jagdlärm näher. Plötzlich drach ein geoßee Tiger durch das Gebüſch, aus Pfeilwunden dlutend, ſchäumend vor Angſt und Wuth. Mit zwei gewaltigen Sprüngen wae ee an der erſchrockenen Gnſſaeat voeübee. Mit furchtbarem Gebell folgte ihm die Meute der kampfluſtigen Hunde, Jagdtroß zu Fuß nnd Roß ſtreifte vorbei und zuletzt kam auf einem ſchwarzen Arader ein ſchöner Jüngling

durch hohe Mienr und edle Geſtalt, wie durch die Juwelen des Turbans kenntlich.

Allah erhalte den Sohn des Chalifen, unſers Herrn, rief Guſſarat, und ſank hocherröthend, ihre Hände über dem vollen Buſen kreuzend, auf ihre Kniee.

Raalkur hielt ſein ſchnaubendes Roß an. Mir iſt ſehr heiß, rief er dem knieenden Mädchen freundlich zu. Bringe mir einen Becher Waſſer, Kleine!

Welches Glück! jauchzte Guſſarat, ſtürzte in die Hütte, und kehrte blitzſchnell zurück mit einem Becher voll ihrer beſten Ziegenmilch, die ſie dem Fürſtenſohne mit freudefunkelnden Augen auf das Pferd reichte.

Du giebſt ja mehr, als ich dich bat, ſprach Raalkur, zwiſchen dem Trinken dem Mädchen gnädig zunickend. Dafür möge Dir der Prophet dereinſt einen recht guten Mann beſcheren.

Verlegen ſenkte Guſſarat die Blicke zur Erde. Der Tiger hat ſich geſetzt, und leiſtet grimmigen Widerſtand, meldete herankeuchend ein Jäger. Alſo drauf! rief luſtig Raalkur, warf Guſſarat den geleerten Becher zu, riß dem Jäger den Wurfſpeer aus der Hand, und ſprengte fort.

Ach! ſeufzte Guſſarat im thörigten Wahne ihres eitlen, ſtolzen Herzens, den ſie irrig für Liebe hielt, und drückte den Becher, den Raalkurs Lippen geweiht, an Mund und Herz.

Und du ſtehſt noch immer auf der alten Stelle? fragte Kelonn, der mit Hamen und Rudee aus der Hütte trat. Jetzt kann ich dir aber nicht mehr helfen, denn ich muß an den Fluß, um zu fiſchen, und du ſollſt der Mutter helfen beim Käſemachen.

Das mag ein Geſchäft ſein für Canfu's Weib! rief das hochmüthige Mädchen, den Kopf werfend, die Hände, die den Sohn des Chalifen bedient haben, werden ſich nicht damit beſudeln.

Der Sohn des Chalifen war hier? fragte Kelann erſtaunt.

Allerdings, antwortete Guſſarat ſtolz. Wie von Mekka's heiliger Staude troffen die Worte der Huld von ſeinen Rubinlippen, und ſeine Magd hat Gnade gefunden vor ſeinen Augen.

Biſt du bei Sinnen? fragte Kelanu ärgerlich, daß du den Gedanken erhebeſt bis zu dem Erben des Thrones!

Wenn ſich die königliche Zeder hinabneigt zu der niedern Liane, ſprach Guſſarat begeiſtert, wie ſollte ſich dieſe nicht entflammt fühlen von heiliger Glut, und ſich nicht an dem ſtolzen Baume hinaufranken mit liebenden Armen.

Nun iſt der Narrheit genug! rief Kelanu entrüſtet. Der Thronfolger iſt ein ſchöner Jüngling und einſt unſer Herr, und du biſt eine hochmüthige, manntolle Dirne, das iſt der Schlüſſel zu deinem thörichten Geſchwätze. Dergleichen unſinnige Träumereien muſt du den Abſchied geben, wenn aus uns noch jemals ein Paar werden ſoll!

So meinſt du wirklich, erwiederte Guſſarat verächtlich, daß ich mich je an einen niedrigen Ziegenhirten wegwerfen werde, ſo plump von Geſtalt als roh von Sitten?!

Sey ganz ruhig, ſchrie Kelanu wüthend. Vor dieſer Schmach biſt du ſicher, dein Leben lang. Der niedrige Ziegenhirte achtet ſich viel zu gut für dich. Fluch und Verderben über mich, wenn ich dir je die Hand reiche zum Ehebunde. Bei meines Vaters Bart! Ehe ich mich zwingen laſſe, dich heim zu führen als mein Weib, ehe fliehe ich aus dem Hauſe meiner Geburt zu den räuberiſchen Stämmen der Wüſte, und nimmer ſoll Kelanu's Stimme mehr der Wiederhall nachrufen in dem Gebirge Gabel el Ared!

Er ſtürzte fort, von Guſſarats Hohngelächter begleitet. Da rief in der Hütte Huadir, Canfu's Weib, mit zornigem Tone den Namen der läſſigen Nichte.

Verhaßtes Joch der Knechtſchaft, ſprach dieſe, wann wird es mir gelingen, dich abzuwerfen! ſchickte noch einen ſehnſüchtigen Blick nach dem fern verhallenden Jagdgetöſe, und ging unmuthig in die Hütte.

Finſter kam der alte Canfu mit ſeiner Ziegenheerde hinter der Hütte hervor. Er hatte den letzten Wortwechſel zwiſchen ſeinem Sohne und ſeiner Nichte mit angehört, und tief bekümmert trieb er ſeine Thiere nach der Weide am Ufer des Bergſtromes. Aus den Beiden wird nimmermehr ein Paar! grollte er für ſich. Die ungeſtüme Hitze meines Blutes und der Hochmuth der Närria, Feuer und Waſſer! Zwei Elemente, die ſich ewig haſſen, und ſich vernichten bei der erzwungenen Vereinigung! So murrend ging er immer fort hinter den Ziegen her, bis er endlich bei dem Strome anlangte, der ſich dort mit donnerndem Gebrauſe von dem Felſen in die Tiefe ſtürzte, an den untern Klippen zerſtaubend, ſich in weiße Schaummaſſen auflöſte, und dann, noch zitternd und wogend von dem gewaltigen Falle, zwiſchen den hohen Stein-Ufern fortrauſchte.

Die Heerde breitete ſich aus auf der ſeiten Kräuterweide, und Canfu ſetzte ſich auf einen großen Stein am Ufer, ſtarrte ärgerlich in die vorbeifließenden Gewäſſer, und ſah den Schaumhügeln zu, die, je weiter ſie ſich vom Falle entfernten je kleiner wurden, und endlich ganz verſchwanden.

Das ſind die Wünſche und Gebete der armen Sterblichen! ſprach er bei ſich. Je länger der Lebensſtrom fließt, deſto beſcheidner werden ſie, und verſinken endlich ungehört und unerfüllt. Dieſe Verbindung war meine letzte Hoffnung, der einzige Wunſch, der mir übrig geblieben war von tauſend vereitelten, der einzige ſüße Tropfen, den ich mir aufbewahrt für die Neige des herben Lebensbechers. Der Gedanke war ſo freundlich, ſo natürlich, daß mein Sohn die Tochter meines guten Bruders ehelige, daß dann die beiden Kinder, durch doppelte Bande verknüpft, die liebevollen Pfleger meines Alters würden. Wie oft habe ich mich in den Staub gedemüthigt vor Allah, und mit Inbrunſt zu ihm gefleht, um ihm endlich Gewährung abzuringen. Umſonſt! Er will ſeinen Willen! Was kümmert ihn das Gebet eines armen Ziegenhirten, wie könnte ihn der Dank erfreuen, der aus der dürftigen Hütte des Canfu zu ihm emporſteigen würde! Auf ſeinem goldnen Throne ſitzend, von den Engeln des Himmels und den Völkern der Erde gefeiert, lächelt er ſpöttiſch auf den niedern Wurm herab, der ſich einbildete, auch einmal etwas wollen zu dürfen, der es wagte, Gehör zu hoffen für das liebſte ſeiner Gebete!

Während Canfu alſo mit dem Himmel rechtete, wurde er einen nackten Menſchenkörper gewahr, den der brauſende Strom mit ſich daherriß. Nachdem er mit dem Waſſerfall herabgeſtürzt war, ſchwamm er auf der Waſſerfläche ruhig, ohne ein Zeichen des Lebens. Canfu, deſſen Herz wohl trotzig und verzagt, aber nicht böſe war, konnte das nicht ſehen, ohne helfen zu wollen. Er ſtieg hinab in den Strom, und ſich an einer Uferklippe feſthaltend, ſtreckte er ſeinen gekrümmten Hirtenſtab nach dem heranſchwimmenden Leichnam aus. Es gelang ihm, dieſen zu faſſen und heran zu ziehen, worauf er ihn vollends an das Ufer brachte.

Es war der Körper eines wunderſchönen Frauenzimmers, mit dem Bleichgeld des Todes übergoſſen, mit geſchloſſenen Augen, und einer Miene, deren feindliche Kühnheit Canfu zurückſtieß, ſo vollendet ſchön die Formen des Geſichtes waren. Der ehrbare Canfu warf ſein Obergewand auf die reizende Leiche, und blieb rathlos bei ihr ſtehn, weil ihn eine geheime Scheu abhielt, ihre Wiederbelebung zu verſuchen. Doch kaum hatte die Sonnenwärme und Canfu's Gewand das Waſſer von dem Körper abgetrocknet, als dieſen eine ſanfte Röthe überzog. Plötzlich richtete ſich die ſchöne Geſtalt auf, und öffnete die ſchwarzen blühenden Augen, aus denen ein Blick auf Canfu ſchoß, vor dem dieſer erſchrocken zurückwich, da es ihm nicht klar war, ob Dankbarkeit für die Rettung oder tadelnder Hohn daraus ſprach. In dem Augenblicke breiteten ſich leichte, duftige, ſchimmernde Flügel von ihren Schultern aus, und gleich dem Adler, der nach der Sonne fliegt, flieg die ſchöne Unbekannte in die Luft empor.

Mit großen Augen ſtarrte Canfu ihr nach. Sie flog dem Felſen des Waſſerfalles zu, und umkreiſ'te dort die Gipfel des Gebirges, als ob ſie einer Beute auflauere. Da erſchien ein anderes geflügeltes Weſen in der Luft. Wüthend griff die weibliche Geſtalt es an, aber nach kurzem Kampfe bezwungen, ſtürzte ſie von neuem in den Strom, und zum zweitenmal riſſen ſeine Fluthen ſie den Waſſerfall herab und Canfu's Retterhand entgegen.

In ſchweigendem Erſtaunen zog Canfu den Körper abermals heraus, der, nachdem er trocken geworden, wie das erſte Mal auflebte und in unſterblicher Jugendſchöne, mit den leuchtenden Fittigen, vor dem Ziegenhirten ſtand.

Es iſt vergebens, ſprach das wunderbare Weib mit einem böſeartigen Lächeln, es iſt vergebens, gegen eine Macht zu ſtreiten, die mir überlegen iſt. Ohne deine Hülfe war ich verloren, denn meine Natur iſt ſo beſchaffen, daß, während das Tageslicht die Erde beleuchtet, das Waſſer mein Weſen aufzulöſen vermag. Ich bin Geiwäratha, von dem Geſchlecht der kühnen und feilen Geiſter, die es wagen, Salomons Siegel und Muhameds Gebeten nicht zu gehorchen. Meine einzige Luſt iſt: dem Willen des Propheten zu widerſtehn. Du ſahſt mich ſo eben im Kampfe mit einem ſeiner Sclavengeiſter. Der Boshafte, der die Unvollkommenheit meiner Natur konnte, wählte abſichtlich dieſen Ort zum Angriff, und ſtürzte mich in die Fluthen, in der Hoffnung, mich zu zerſtören. Ich wußte aber Jemanden in der Nähe, zu meiner Hülfe bereit, und unzufrieden mit Allah, der ſein Gebet nicht erhören will. Was Er die verſagt, Canfu, das will ich dir gewähren, ſobald du nur einwilligeſt, denn meine Macht iſt beſchränkt, und ich darf den Menſchen ohne ihrer eigne Zuſtimmung weder helfen noch ſchaden.

Digitized by Google

O reizendes Geist! erwiederte Canfu in thörichter Freude. Du haft meine volle Einwilligung. Vereinige nur meinen Sohn Kelanu durch das Band der Ehe mit Guffarat, meiner Nichte, und ewig will ich deinen Befehlen gehorchen!

So kehre getroft in deine Hütte zurück, rief Geiwäraha mit einer Miene voll höhnischen Triumphes, denn die Erfüllung deines Wunsches hat bereits begonnen.

Und der Geist spannte seine Flügel aus und flog in die Höhe, und mit einem Gefühl, aus Grauen und Reue gemischt, stürzte Canfu auf sein Angesicht nieder.

Als die Sonne hinter dem Gebirge versank, kehrte Canfu mit der Heerde zu seiner Hütte zurück. Hnadir, sein Weib, kannte das Blöcken der Ziegen, und eilte ihrem Manne entgegen. Wo ist Kelanu geblieben? fragte sie ihn erstaunt.

Kelanu ist nicht mit mir gegangen, antwortete Canfu befremdet. Ich hatte ihm geboten, im Flusse Fische zu fangen zur Abendkost.

Das weiß ich wohl, versetzte Hnadir. Er hat auch sein Geschäft ausgerichtet, aber nachher ging er fort, dich zu suchen, als die Sonne noch in den Thälern war.

Canfu erschrak über diese Worte, denn er erinnerte sich, daß es um die Zeit gewesen, da er dem Geiste Geiwäraha seine Einwilligung gegeben.

Wäre er vielleicht ausgegangen ein Reh zu schießen? fragte er bekümmert, oder ist er bei Guffarat?

Bogen und Köcher hängt ruhig in der Kammer, antwortete Hnadir, und Guffarat, die heute zu keiner andern Arbeit zu brauchen war, muß fleißig spinnen in der Hütte. Ihre Gesellschaft sucht er gewiß nicht. Eher glaube ich, daß er fortgegangen ist, sie zu vermeiden.

Das ist ein großes Unglück! jammerte Canfu und rang die Hände.

Wie kommst du mir vor, Canfu! fragte Hnadir. Soll das verzagte Weib den muthigen Mann trösten? Ist doch der Bursche alt genug und der Gebirgswege kundig. Hatte er sich auch verirrt, er wird sich schon wieder herzufinden. Komm zum Abendessen. Dem Landläufer wollen wir seinen Antheil aufheben.

Sie ging hinein. Trostlos blieb Canfu stehen. Ich habe in mein eignes Unglück gewilligt, klagte er, und Geiwäraha hat mir die einzige Freude meines Herzens gestohlen! O, großer Prophet, sieh' meinen Kummer, und strecke deinen mächtigen Arm aus zu meiner Hilfe! Aber ach, ich darf dich nicht anrufen; denn ich habe mich mit deinen Feinden verbündet, und mit Recht hast du mich verlassen!

Ruhelos war Kelanu unterdeß in den Bergen herumgeschweift. Wohlbekannt in den Thälern und Felsen des Gebirges, in dem er geboren war, wußte er auch alle die Kerbe zu finden, die sein Vater hier und da in Steine und Baumstämme gehauen hatte, zu Merkzeichen in den verschlungenen Bergsteigen, aber heute schien ihn seine Kenntniß zu verlassen. Lange war er herumgewandert, ohne den Weideplatz am Strome finden zu können, und als endlich die Nacht hereinbrach, hatte er den Weg völlig verloren, und stand auf einer unfruchtbaren Haide, von allen Seiten mit hohen Felsen umgeben.

Da ward ihm bange an dem unbekannten, unheimlichen Orte. Sein Vater, verwildert durch das wüste Waldleben und durch manche Sorge, hatte nichts gethan für seine junge Seele. Er war roh herangewachsen, gleich den Thieren des Gebirges. Er wußte nichts von höheren Dingen, und kannte keine Macht, die er anrufen konnte in den Stunden der Noth. Da schrie er laut den Namen: Canfu, und bat ihn um Rettung aus dieser Wüstenei! Aber Canfu hörte ihn nicht, der Vater hatte seinen Sohn dahingegeben, und Muhamed wollte den nicht retten, der nichts von ihm wußte.

Jetzt brach mitten auf der Haide eine kleine blaue Flamme aus der Erde hervor. Sie wuchs mit jedem Augenblicke, und loderte endlich hoch empor, gleich einer feurigen Garbe; und zugleich erhob sich ein Sturmwind, der um die Felsengipfel heulte, aber die Mitte der Haide konnte er nicht erreichen, wo Kelanu stand und die blaue Feuergarbe brannte.

Und hoch in der Luft ertönte ringsum ein gräßliches Geschrei und Geheul und Gezisch, das immer näher kam, und sich endlich niedersenkte auf die Haide, und ein Gewimmel geflügelter luftiger Gestalten umgab jetzt das Feuer, und Kelanu sah sich rings eingeschlossen von dem fürchterlichen Geisterkreise.

Da schwebte ein schönes Weib aus der Menge hervor, und ergeiff mit einem Blicke voll wilder Freude Kelanu's zitternde Hand.

Ihr freien Geister, sprach sie zu ihren Genossen, seht hier in Eurer Mitte einen Jüngling, der unserer Macht unheimgefallen ist. Sein Vater hat sich unserer Herrschaft unterworfen, und Kelanu ist den Verächtern Muhameds übergeben. Laß uns dahee sehen, königliches Geschlecht: wie weit das menschliche Herz fähig ist, in den kühnen Grundsätzen unterrichtet zu werden, vor denen die knechtischen Jünger des Propheten von Mekka zittern!

Ein Gemurmel, gleich dem ersten Grollen des Erdbebens, drückte den Beifall der wüsten Versammlung aus; indem krachte ein Donnerschlag, und in einem Blitze erschien ein fürchterliches Wesen in der Mitte der Geister. Riesig über sie empporragend, schwang es die dunkeln ungeheuern Flügel, sein wildes Gesicht trug zugleich den Stempel der Größe und Verworfenheit, und seine unruhigen Augen leuchteten von einem innern gräßlichen Feuer und schossen ihre Strahlen im Kreise herum.

Allahoaca! heulten die Geister und warfen sich nieder auf ihr Angesicht, ihrem aufrührerischen Anführer die Huldigung darbringend, die sie dem Herrn des Himmels und der Erde verweigerten.

Bebend, wie das Laub der furchtsamen Espe, näherte sich die freche Geiwäraha dem gewaltigen Gebieter, und nöthigte Kelanu, seine Kniee vor ihm zu beugen.

Ich weiß, was du gethan haft, Geiwäraha, sprach Allahoaru mit einer Stimme, die dem fernen Gebrüll des Löwen glich, und ich lobe deine Sorgfalt und Treue für unsere Sache. Nimm zum Lohne das Amt einer Erzieherin bei dem Jünglinge. Bringe ihn in unsern Palast im Mittelpunkte der Erde, führe ihn durch alle Schulen unsers Geschlechtes, laß ihn in allen den Künsten unterweisen, die er zu den Thaten bedarf, welche wir von ihm fordern werden, und mache ihn zu einer brauchbaren Geissel der elenden Sclaven des stolzen Muhamed.

Die Worte waren kaum verklungen, da rauschte es rings in der Luft, wie eine Hagelwolke, die, vom Sturme gepeitscht, davoneilt. Blitze zischten, Donner rollten. Allahoaru war verschwunden mit seiner Rotte. Fürchte dich nicht! mahnte Geiwäraha den Jüngling, den sie fest umschlang mit ihren Armen. Unter ihrem mächtigen Fußstoße bebte der Boden, die Gipfel der Felsen zitterten von der gewaltigen Zauberei, und das Thal sank mit der unglücklichen Beute der Geister hinunter in die grause Tiefe.

Mit einem Erdstoße setzte sich das hinabgesunkne Thal fest in dem Innern der Erde, und von allen Seiten öffneten sich die Felsen, die es umgaben, rauhe und unregelmäßige Bogen und Gange bildend, die den Blick frei ließen in weite Säle und Gewölbe. Geiwäraha führte den erstaunten Kelanu in einen langen Saal, von tausend Kerzen erleuchtet, deren Schein hohe Spiegelwände zurückwarfen, daß ein Glanz, dem Sonnenlicht ähnlich, die Augen des Jünglings blendete. Hier hingen in langen Reihen die herrlichsten Kleider aus allen Zonen der Erde; des kultivirten Europäers gekünstelte, entstellende und beschwerliche Tracht, des Asiaten bequeme, großartige Pracht, und der bunte Fell-, Feder- und Muschelschmuck der wilden Nationen.

Das dürftige Gewand, das du trägst, ist deiner unwerth, sprach Geiwaraha. Wähle hier nach deinem Geschmack, und scheue dich nicht, das köstlichste zu wählen. Was deinem Herzen gefällt, ist dein.

Lange betrachtete Kelanu mit Neugier und Lust den bunten Schimmer der Farben und Metalle und Edelsteine, streckte unentschlossen die Hand bald dahin, bald dorthin aus, und gelangte über der Menge der Herrlichkeiten, unter denen er zu wählen hatte, zu keiner Entscheidung.

Nimm diese Sultanskleider, sprach Geiwäraha, als sie seine Unentschlossenheit wahrnahm. Sie sind berechnet für einen hohen, kraftigen Wuchs, und sprechen zugleich deine künftige Bestimmung aus. Denn der Liebling unsers Geschlechtes ist geboren zum unumschränkten Beherrscher der Menschen.

Mit geheimem Entzücken warf sich Kelanu in den Kaftan von himmelblauer Seide, von Gold und Sapphiren strahlend, und drückte sich den weißen, perlengeschmückten Turban, aus dessen Diamantenkleinod ein stolzer Reiherbusch emporstieg, in die Stirne.

Du bist noch schöner, als ich glaubte, rief Geiwäraha mit lüsternen Blicken, deine Jugend strahlt in diesem Schmucke mit wahrhaft göttlichen Reizen! Eilig führte sie den Jüngling vor die nächste Spiegelwand, die ihm seine volle Gestalt entgegenwarf. Erschrocken und entzückt betrachtete er sein glänzendes Bild in dem klaren Krystalle, und bekannte sich im Stillen, daß ihm Geiwäraha nur Gerechtigkeit widerfahren lasse. Weit öffnete sich sein Herz, und die Eitelkeit zog zuerst hinein mit ihrem Gefolge, und rüstete und beschickte es für den Empfang der gewaltigen Mächte, die ihr nachfolgen sollten.

Du mußt ermüdet sein, sprach jetzt Geiwäraha, von der langen ruhelosen Wanderung im Gebirge und von Allem, was sich seitdem mit dir zugetragen. Darum stärke dich durch einen kurzen Schlaf zu herrlichen, mir geahnten Genüssen und zu einem Unterricht, der dich spielend das lehren soll, was die armen führerlosen Sterblichen in einem Menschenalter nicht begreifen lernen.

Sie führte ihn in ein Nebengemach, wo ihm unter einem prächtigen Baldachin ein köstliches Sopha die hohen seidenen Polster entgegenblähte. Eine Lampe, die in einer Vase von rothem Krystall brannte, goß ein freundliches Abendroth auf die Schlummerstätte herab. Kelaan's Sinne umschleierten sich, und er sank auf das Lager nieder. Schlummre sanft, und die Mächte der Erde hüten deinen Schlaf, flüsterte Geiwäraha, und verschwand. Eine sanfte Musik ertönte aus der Ferne, immer schwächer und schwächer, und als sie verstummte, war Kelanu entschlafen.

Aber sein Schlaf war nicht traumlos. Es dünkte ihm: er sehe seinen Vater Gansu auf dem Gebirge Gadri el Ared. Sein Gesicht war finster, wie der schwarze Abgrund der Felsenkluft, seine Stimme glich dem Brausen des zornigen Meeres, wenn es gegen Klippen brandet. Er schalt seinen Sohn wegen seiner schönen Kleidung und befahl ihm, sein Hirtengewand wieder anzuziehn, und den verirrten Ziegen nachzusehn auf den Berggipfeln. Empört über die unwürdige Zumuthung, widersprach Kelanu. Drohend hob Gansu den Hirtenstab gegen ihn. Furcht und Zorn weckten den Jüngling, und als er die Augen aufschlug, stand Geiwäraha vor ihm, ein listiges Lächeln auf dem schönen Gesichte.

Voll von dem Gegenstande, mit dem er sich so eben beschäftigt, erzählte ihr Kelanu seinen Traum. Aelterer Vater! rief sie spottend, erbärmlicher Gansu! Soll Kelanu, der Schützling der Geister, Geiwäraha's Auserwählter, auf die Thorheiten eines kindischen Greises achten, und wieder an den armen Gansu denken? Nein, Jüngling, verachte die Lehren, die dir je dieser nichtswürdige Ziegenhirte gegeben, und denke nicht mehr an die einfältigen Ermahnungen deiner unwürdigen Eltern. Kelanu wurde geboren zu herrschen! Wie darf denn ein künftiger König hören auf die Lehren der Armuth und Einfalt?!

Und sie führte Kelanu durch einige weite Hallen und lange Gänge in einen hohen herrlichen Saal. Hier umringte ihn eine Schaar schön gekleideter Jünglinge mit großer Freude und demüthigen Begrüßungen, und nachdem sie seine Gestalt, seinen Anstand, seine Kleidung nach Kräften gepriesen, riefen sie ihn jubelnd zum Sultan ihrer Vergnügungen für diesen Tag aus, und geleiteten ihn wie im Triumphe zu einem goldnen Sessel, der unter einem Thronhimmel stand.

Ein schwelgerisches Mahl wurde aufgetragen, und die bunteste Unterhaltung rauschte um die Tafel. Uebertriebene Lobpreisungen, die jedes Wort Kelanu's begleiteten, giftiger Witz, der die Gegenwärtigen tückisch verletzte und die Abwesenden schonungslos zerriß, scharfsinnige und lustige Lästerungen Allahs, wollüstige Anspielungen und Erzählungen, die der unschuldige Kelanu nur zu schnell verstehen lernte, würzten die Speisen, und jetzt gingen krystallne Pokale in die Runde, in denen der edelsten Weine Gold und Purpur funkelte; bedenklich zögerte Kelanu, den Becher zu nehmen, aber der Tischgenossen Geächter bestrafte ihn sogleich dafür.

Du denkst doch wohl nicht gar an das Verbot des elenden Mahameb? fragte ihn sein Nachbar. Hast du vergessen, daß du ihm abgeschworen und einem größern Heeren angehörst? Was die Erde giebt, ist zu unserm Genuß da, und der wäre wohl ein tausendfacher Thor, der dürsten wollte, wenn sich ihm der Becher darbietet, aus dem er Kraft und Lust trinken kann, und neue Kraft zu neuer Lust.

Dieser Grund schien der Begierde Kelanu's unwiderlegbar. Er leerte den Becher mit raschen Zügen, und bald brannten seine Wangen von ungewohnlicher Glut, und seine Augen blitzten von wildem Verlangen nach einem Gegenstande, den er noch nicht kannte.

Da ertönte plötzlich der Zymbeln und Flöten lieblicher, freudiger Klang, und vier und zwanzig junge Sclavinnen tanzten in den Saal. Blumenkränze schmückten die Rabenlocken, die, auf den vollen Busen herabfließend, seinen Schnee noch dürftender hervorhoben, und aus den blühenden Gesichtern lachten große, dunkle, schelmische Augen, welche lüstern und verführerisch nach der Tafelgesellschaft blickten. Noch reizender erschienen die schönen Formen in den verschiedenen Stellungen und Wendungen des künstlichen Tanzes, der mit jedem Takte wollustathmender wurde.

Freut dich das Leben unter Geiwäraha's Führung? flötete eine süße Stimme neben ihm, und eine heiße, weiche Hand drückte sanft die seine. Er blickte zur Seite, und Geiwäraha selbst, in der Tracht der Tänzerinnen, nur unendlich reizender durch unsterbliche Geisterschöne, saß neben ihm, und ihre dunkeln Augensonnen brannten tief in sein Herz.

Ach, Geiwäraha! seufzte er, den Händedruck erwiedernd, und sank, berauscht von Wein und Sinnlichkeit, an den Busen des Geistes.

Fort! flüsterte Geiwäraha leise in den Saal hin, und wie vom Sturmwinde gefaßt, verschwanden Tafelgäste und Tänzerinnen aus dem Saale, und die schimmernde Kerzenpracht wich einem sanften Mondeslichte.

Geiwäraha! seufzte Kelanu, und hob seine Augen zu ihr empor, und furchtsam näherten sich seine Lippen den ihren.

Geiwäraha, sprach er kühner, und schloß das schöne Gespinst in seine Arme.

Ganz mein! rief sie mit wilder Glut. Aber dabei funkelte es in ihrem Blicke so feindlich und grimmig, daß Kelaan entsetzt zurückfuhr und sich mit der Kraft der Angst aus ihren Armen riß.

Aus deinen Augen funkelt das Feuer der Hölle! stammelte er, du bist nicht geschaffen für die Umarmung eines Sterblichen! Blöder Thor! sprach sie lächelnd, und streckte noch einmal die Arme nach ihm aus.

Jetzt kommt mir die Erinnerung, rief Kelanu, die Hände wie zum Schutz vorhaltend. Du bist ein böser Geist, du liebst mich nicht, du willst mich nur verderben, hebe dich weg von mir!

Kindisches Kind! sprach sie mit Hohngelächter. Du bist noch nicht reif für meine Liebe. Dein Gemüth, durch eine elende Erziehung verwöhnt, ist noch zu weichlich. Es muß erst gestählt werden durch die Unterweisungen unserer Meister, bis du dahin gelangst, daß du nichts mehr fürchtest, nicht einmal Allahs rächenden Donner!

In einer kleinen Hütte, der Behausung des Mangels und der Unsauberkeit, stand Geiwäraha mit Kelanu. Eine alte gräßliche Hexe, um deren gelbe schmutzige Knochenbaut nur noch einzelne ekelhafte Lumpen hingen, kam an einer Krücke herbeigehinkt, und betete demüthig an vor der schönen Geiwäraha.

Ich will diesen Schüler einige Zeit bei dir lassen, Morad, sprach der Geist. Unterweise ihn in deinen Künsten, und mache ihn zu einer brauchbaren Ruthe für das menschliche Geschlecht.

Morad erhob sich von ihren Knien, schielte Kelanu mit ihren Triefaugen hämisch an, hob plötzlich die Krücke auf, und schmetterte ihn mit einem gewaltigen Schlage über das Haupt zu Boden.

Als er von der Betäubung zu sich kam, sprang er entrüstet auf. Er war mit Morad allein, Geiwäraha hatte ihn verlassen.

Stieb von meiner Faust, Ungeheuer! schrie er, und wollte über die Hexe herfallen; aber sie berührte ihn grinsend mit ihrer Krücke, und der Muth, wir die Kraft, ihr zu schaden, war bei ihm verschwunden, und eiskalt rann das Blut in seinen erschlaffenden Adern.

Herunter mit der Narrentracht, Bursche, keifte die Hexe, herunter damit, und nimm den Krug und hole mir Wasser aus dem Sumpfe dort.

Noch einmal regte sich in Kelanu die Lust zum Widerstande. Aber Morad hob die Krücke, und da es ihm schon klar geworden, daß er hier der Schwächere war, so nahm er gehorsam den schönen Tarban vom Kopfe, zog den herrlichen Kaftan aus, ergriff den Krug, und brachte ihn bald zurück, mit dem Schleimwasser des Sumpfes gefüllt.

Iß! sprach Morad gebieterisch, ihm ein Stück stinkendes Fleisch reichend. Kelanu hatte schlechte Lust dazu, aber ein drohender Blick des Scheusals und die Achtung vor ihrer Krücke drang ihm die abscheuliche Speise auf, und er verschlang sie, grimmig auf seine Quälerin blickend.

Diese kauerte sich während der Mahlzeit ihm gegenüber auf die Erde. Der Unterricht der Armuth und Unterdrückung ist mannigfaltig, belehrte sie ihn ruhig. Er macht den Menschen barmherzig oder grausam. Er lehrt den niederträchtigen Schooshund sich schmiegen und kriechen, und den Rachen des Tigers läßt er dampfen von Mord und Blut.

Des Tigers Loos sei das meine, erwiederte zornig Kelanu, wenn du nur das erste Opfer meines Grimmes wirst.

Der Morad Segen, welcher Fluch ist, begleite dich! sprach die Hexe mit einem tückischen Beifallslächeln, erhob sich auf ihrer Krücke, und faßte seine Hand mit ihrer naßkalten Knochenfaust.

Willst du mich wieder zu Geiwäraha bringen? fragte Kelanu mit wehmüthiger Sehnsucht, aber das lebendige Gerippe schüttelte seinen Todtenschädel, und zog den Jüngling mit sich fort, bis an den Schlund einer Felsenhöhle, die voller Leichname lag.

Dem Tode keck in die Augen sehen, kreischte die Hexe, das bewährt den Muth des Mannes. Lerne es, Kelanu. Diese Höhle ist deine Ruhestätte für diese Nacht.

Nimmermehr! rief Kelanu schaudernd, und wollte entfliehn. Aber Morad ergeiff ihn bei den dunkeln Locken, schleifte ihn daran in die Höhle, und schleuderte ihn auf die Leichen. Dann murmelte sie einige unbekannte Worte, und hinkte davon.

Kelanu wollte ihr folgen, aber ihr Zauber hielt ihn in der Höhle zurück. Schrecklich quälten ihn Furcht und Entsetzen und Ekel, aber diese Gefühle wurden immer schwächer, je länger er sich in dem scheußlichen Aufenthalte befand, und die allmächtige Gewohnheit machte ihm endlich diesen Anblick so erträglich, daß er dazu gelangte, die Ermüdung zu fühlen, die sich mit dem Bedürfniß des Schlafes bei ihm einstellte. Er sah sich in der Höhle nach einer bequemen Lagerstätte um, und da er keine fand, so bereitete er sich aus zwei Leichen, die er übeneinander schichtete, ein Ruhekissen für sein Haupt, legte sich getrost darauf nieder, und schlief bald ein.

Als er erwachte, stand Morad und Geiwäroha am Eingange der Höhle. So ist es recht, grinste die Hexe. Du machst meiner Erziehung Ehre, Kelanu. Wer also zu schlafen vermag, für den ist jedes Schrecken der Erde nur ein Spiel.

Hat Kelanu seine Lehrzeit ausgestanden? fragte Geiwäraha.

Ja, antwortete Morad. Sein Herz ist nunmehr gehörig gehärtet, durch Elend und Grimm und Entsetzen, und empfänglich für die Lehren des Betruges und der Heuchelei.

Geiwäraha stand mit Kelanu vor einem alten Thurme. Ein schlau blickender Greis in einem braunen Derwisch-Gewande, mit einem langen Silberbarte, einen großen Rosenkranz am Gürtel, trat aus der Pforte.

Nerwan, du Freund unsers Geschlechtes, sprach Geiwäraha. Nimm dieses Küchlein unter deine Flügel, und unterweise es in den Künsten, die dich reich gemacht haben und geehrt unter den einfältigen Sterblichen.

Demüthig verbeugte sich Nerwan, und Geiwäraha verschwand.

Kelanu trat mit dem Greise in dessen gewölbte Zelle. Hohe eiserne Kasten, mit sieben Schlössern verwahrt, und Schränke mit Rechnungsrollen gefüllt, standen an den Wänden umher. Auf einem Marmortische in der Mitte des Gemaches lag ein großer Haufen Goldstücke, eine Goldwage, einige Feilen und anderes Geräthe.

Siehe hier deine erste Arbeit, junger Mensch, sprach Nerwan, Kelanu zu dem Marmortische führend. Die Goldstücke dieses Haufens beseile rund um, bis du ihr Gewicht um so viel gemindert hast, daß sie diesen Musterstücken gleich wiegen. Mit diesem stählernen Röhrchen gibst du ihnen dann den genommenen Rand zurück. Sei fleißig und geschickt, und liefere die Feilspäne treulich an mich ab.

Was machst du aber mit den defeilten Goldstücken? fragte Kelanu, sich gehorsam an die Arbeit setzend.

Ich gebe sie als vollwichtig aus, antwortete Nerwan, lächelnd über die treuherzige Frage.

Geht denn das so an? fragte Kelanu, der sich in diesem Augenblicke dunkel daran erinnerte, was ihm sein Vater über den Betrug im Handel und Wandel gesagt hatte.

Es ist ein Tribut, den der Weise erhebt von der Einfalt seiner Mitwelt, belehrte ihn Nerwan, und fragte dann: Kannst du schreiben? Es thut auch weiter nichts, sagte er, als Kelanu die Frage verneinte. Zu dem Geschäft, wozu dich Geiwäraha bestimmt hat, hast du es nicht unumgänglich nöthig. Du hättest mir blos in einer Schuldverschreibung die Zahlen ein wenig abändern sollen, denn meine Augen werden schon schwach. Aber ich werde mich diesmal schon selbst darüber machen.

Und er setzte sich sogleich an einen andern Tisch zu dieser Arbeit nieder, kratzte auf dem Pergamente mit einem Messerchen aus, was ihm nicht taugte, schrieb dafür hinein, was ihm gut schien, drummte bei diesem Geschäft eine Sura des Korans in den Silberbart, und Kelanu's Feile, die die Goldstücke benagte, begleitete die erhabenen Prophetenworte mit ihrem eintönigen Geräusch.

Du schreibst also *mehr* in den Schuldschein, als darin steht? fragte Kelanu noch einer Weile den Alten.

Allerdings, erwiederte Nerwan, das Gegentheil wäre eine elende Abänderung!

Wenn dich aber nun der Schuldner der Verfälschung anklagt vor dem Richter, wendete Kelanu ein, da bestehst du ja mit Schanden.

Dann, antwortete Nerwan, lege ich meine Hand auf den Koran, oder worauf es sonst dem Richter beliebt, und schwöre, daß der böse Zahler gelogen hat.

Ein falscher Eid? rief Kelanu entsetzt.

Thor! schalt Nerwan. Was ist ein Eid? Die Anrufung eines Wesens, von dessen Dasein wie so gut als nichts wissen, zur Zeugschaft über eine Thatsache, von der dieses Wesen nichts weiß. Ich bin alt geworden, aber niemals habe ich gesehen, daß Allah den Meineidigen gestraft hätte. Und wäre ja noch ein Bedenken dabei, so giebt es auch dafür Rath. Du *denkst* dir bei dem Eidschwur andere Worte, als du *aussprichst*. Die *ausgesprochenen* Worte sind für den *Richter* und für den *Gegner*, die *gedachten* beruhigen *dich*, und so ist Allen geholfen.

Die Feile und die Worte des Korans summten von neuem durch die Zelle. Wozu plagst du dich aber in deinen alten Tagen mit so schlechten Künsten? fragte Kelanu ärgerlich über die langweilige Beschäftigung. Ich dächte doch: an den Eisenkisten, die ich hier sehe, hättest du genug dein ganzes Leben lang.

Da hast du einen sehr unrichtigen Gedanken ausgesprochen, mein Sohn, erwiederte Nerwan. Der Mensch hat *nie* genug, und des Goldes kann er nie zu viel haben. Das Gold ist der eigentliche Muhamed der gebildeten Welt, weil der Eigennutz ihr Allah ist. Gold ist das einzige Ding hienieden, das einen wahren bleibenden Werth hat. Freilich darf man es nicht, wie einige blödsinnige Thoren thun, in den Kasten schließen, und darüber wachen, gleich dem hehren Greif über den Zauberschätzen, die er nicht genießen kann. Nein, man muß es aussenden, und arbeiten lassen in der Welt, damit die ausgeflogenen Tauben neue Gefährten mitbringen aus fremden Schlägen, und so immer norwärts schreiten und Zinsen auf Zinsen häufen, bis die irdische Allmacht errungen ist; denn der wirklich Reiche ist der König der Erde, und für Gold ist sie ihm feil mit allen ihren Schätzen.

Mit *allen*? fragte Kelanu erstaunt.

Mit *allen*! fuhr Nerwan fort. Alles, was nur möglicher Weise verkauft werden kann, ist für Gold zu haben. Für Gold überläßt sich die Schönheit den Umarmungen eines Pavians, für Gold spricht der Kadi dir Recht, spricht der Iman dich selig. Gold öffnet dir den Divan, wie das Harrem des Chalifen, für Gold kannst du Ehrentitel und Ehrenzeichen haben, zu jedem Preise und von jeder Güte. Herrschaft über Meer und Länder wird zwar mit einer andern Münze bezahlt, mit Menschenblut, aber Menschenblut steht wieder zu guten Preisen feil in allen Welttheilen, und ein Wechsler, der sein Geschäft recht versteht, kann sich in kurzer Zeit bis zum Gebieter der Erde hinaufwuchern.

Du willst mir einwenden, sprach Nerwan eifrig zu dem kopfschüttelnden Kelanu, daß man noch keinen Juden oder Armenier findet auf einem der Throne Europa's oder Asiens. Das ist blos ein schlauer Kunstgriff, ersonnen von der Weisheit dieser Männer. Zufrieden mit der *Macht*, überlassen sie den Sultanen und Chalifen geeßmüthig die äußern Zeichen derselben, und herrschen auf diese Weise gewaltiger und sicherer, als sie herrschen würden mit der oft so unbequemen Krone auf dem Haupte.

Die vortreffliche Vorlesung wurde unterbrochen. Ein vierschrötiger Kerl mit einem kolossalen Turbon und breitem Säbel, von zwei andern mit Beil, Stab und Geisel ausgerüsteten Gefährten begleitet, trat in das Gemach und brummte: Mich schickt der Kadi.

Dieser Mann kommt wie gerufen! sprach Nerwan zu Kelanu. Du sollst mit ihm dein Probestück machen. Dein Verhalten dabei wird entscheiden, ob ich dich aus der Lehre entlassen kann. Eine Wittwe hier in der Nähe war mir noch dieser Schuldnerschreibung funfzig Goldstücke schuldig. Ich habe hundert daraus gemacht. Der Kadi ist pflichtgemäß bereit mir die verlangte Rechtshülfe angedeihen zu lassen, und du sollst diese Rechtshülfe in meinem Namen leiten. Ich will dich mit keiner langweiligen Unterweisung heimsuchen. Merke nur das Eine: Geld allein ist Wesen, alles Andere ist Schein. Hier gilt es blos mir meine hundert Goldstücke zu verschaffen, durch Ergreifung Alles dessen, was die Schuldnerin hat, ihre Person nicht ausgenommen. Für Klagen über Betrug — eine eherne Stirn, für Bitten — ein ehernes Herz. Die Worte: Aufschub, Nachsicht, Schonung, Mitleid, sind böse Zauberformeln, durch welche sich einfältige Leute tauschen lassen, und vor denen der Weise sein Ohr verschließen muß.

Kelanu stand mit seinem Gefolge in der dürftigen Hütte der Schuldnerin. Der befürchtete Einwand war bereits mit edler Unverschämtheit niedergeschlagen worden. Das alternde Weib, Redlichkeit, Mangel und tiefen Gram in dem blassen, magern Gesicht, jammerte zu Kelanu's Füßen, und eine flüchtige Erinnerung an seine Mutter wollte ihm schon das Herz erweichen; aber Nerwans Lehren hatten ihm zu wohl eingeleuchtet, als daß dies Gefühl hätte Bestand haben können. Er gab den Büttels den Befehl zur Auspfandung. Gleich

Harpyen stürzten sie sich auf das ärmliche Hausgeräth, und schleppten es hinaus vor die Hütte.

Nur die Lagerdecken meiner Kinder laßt mir! flehte die Wittwe, als die Unholde zurückkehrten; aber Kelanu winkte, und auch diese wurden genommen.

Bald kehrte der Machtbote des Kadi zurück. Ihm folgte ein Mann von höchstwidrigem Ansehn, eine dicke Peitsche in der Hand. Das ganze Gerümpel ist nicht fünf Goldstücke werth, sagte der Gerichtsdiener. Darum wird die Person aushelfen müssen. Hier ist ein Sclavenhändler.

Ewige Barmherzigkeit! kreischte das unglückliche Weib zu Kelanu hinauf. Wenn Ihr ein Mensch seid, verkauft mich nicht. Meine armen Kinder sind noch so klein. Sie würden umkommen ohne Mutterpflege!

Mein Meister muß um jeden Preis befriedigt werden, antwortete Kelann hart, weißt du keinen andern Rath dafür, so muß ich dich verkaufen.

Nur einen kurzen Aufschub, nur einige Nachsicht, flehte die Wittwe. Ich bin geschickt in allerlei künstlichen Arbeiten, die theuer bezahlt werden. Ich will meine Schuld nach und nach ehrlich abverdienen, und du hast denn noch die Genugthuung, neben der Behauptung deines Rechtes Mitleid geübt zu haben gegen eine unglückliche Familie.

Weinend klammerten sich die Kinder um Kelanu's Kniee und bruiten: Laß unu unsre Mutter.

In der augenblicklichen Rührung, die er darüber empfand, schien es ihm, als ob dieser Vorschlag annehmbar sei; aber sogleich fiel ihm ein, daß die Worte, die die Schuldnerin gebrauchte, zu den bösen Zauberformeln gehörten, vor denen ihn Nervan gewarnt hatte.

Du hörst es selbst, wie geschickt dies Weib ist, sprach er zu dem Sclavenhändler. Du wirst also kein Bedenken tragen, hundert Goldstücke für sie zu bezahlen, da ich sie dir für keinen geringen Preis lassen kann.

Der Sclavenhändler widersprach, wollte abdingen, und zählte endlich die Goldstücke auf, die Kelann einstrich.

Mutter, Mutter! schrieen die Kinder, und hingen sich von allen Seiten fest an die verzweifelnde Frau. Aber Kelann ging trotzig auf sie zu, und riß die Kinder von ihr los.

Hier ist deine Sclavin, rief er, das arme Weib dem Menschenhändler zuführend; dann ging er fort, und das Jammergeschrei der verwaisten Kleinen tönte herzzerschneidend hinter ihm.

Du bist schon ein ganz verständiger Mensch geworden in der kurzen Zeit, sprach Nervan, als Kelanu ihm über die Ausrichtung des empfangnen Auftrags Bericht erstattet hatte. Du bist es wohl werth, daß ich dich jetzt in mein dunkles Geheimniß einweihe. Du weißt nun, warum du erwerben mußt, du weißt, was dazu gehört. Du mußt nun auch noch lernen, wie du dir das Erworbene sichern kannst. Der blos Reiche steht jederzeit auf einer gefährlichen Spitze. Der Neid, die Faulheit, die Ungeschicklichkeit, die Habsucht Anderer feinden ihn an, und leicht wird er ihren Angriffen erliegen, wenn nicht ein besonderes Talisman ihn schützt. Das ist ein Ruf, der ihm die Liebe und den Schutz der Menge verbürgt, und Tücke und Gewaltthat von ihm zurückschreckt. Solcher Ruf ist von gar mannigfaltiger Art und Beschaffenheit. Ich aber glaube das beste Theil erwählt zu haben, und will meine Wahl dem Lieblinge der Geister nicht verschweigen. Folge mir.

Und er führte den Jüngling aus dem Schatzgemache in eine Nebenzelle, und schloß sorgfältig die Thür hinter sich zu. Erstaunt sah sich Kelanu um in dem neuen Zimmer. Es war vom Boden bis zum Schlußstein des Deckengewölbes von weiß gebleichten Menschengebeinen erbaut, und oben am Gesimse und unten liefen als Verzierung schön geordnete Reihen von Todtenschädeln. Schaudernd blickte Kelanu auf seinen Führer und erstaunte über die plötzliche Verwandlung, die sich mit dessen Gesichte zugetragen hatte. Der Mund, um den sonst ein listiges Lächeln spielte, stand offen, gleich dem Munde eines Seehers, der prophetische Worte verkünden will. Die tückisch eingekniffenen Augen starrten begeistert gen Himmel, und mit einer Stimme voll Salbung fragte er den Jüngling: Was denkt das schwache Reiß von dem Baume der Sterblichkeit über diese Wohnung?

Ich denke, erwiederte Kelanu verdrießlich: Morad hat das Fleisch abgefressen und Nervan die Knochen übrig gelassen.

So denken die Söhne der Thorheit, sprach Nervan gelassen, einen Schwamm unter seinem Gewande hervorziehend. Was ihre Augen sehen, das glauben sie, und ihre Seelen werden irre geführt durch die Sinne ihres Leibes. Solche schwache Urtheile erniedrigen dich vor den Menschen, über denen du doch hoch stehen mußt, wenn es dir wohlergehen soll auf dieser Narrenkugel. Nimm daher diesen Schwamm und wische dir die Augen damit.

Kelanu gehorchte, und als er die Augen aufschlug, befand er sich mit seinem Führer nicht mehr in dem schauerlichen Knochenhause, sondern in einer prächtigen Moschee, die mit den Gräbern der Sultane und Propheten geschmückt war, und in der eine Menge gläubiger Muselmänner ihre Gebete hersagten.

Thue das, was du mich thun siehst, gebot Nervan dem Jünglinge, warf sich vor einem der Gräber auf das Angesicht nieder, betete inbrünstig, und wiederholte dabei, zur großen Erbauung der Anwesenden, fleißig den Kernspruch des Koraas: Allah ist Gott, und Muhamed ist sein Prophet.

Im höchsten Grade erstaunt, folgte Kelann dem Beispiel des Lehrers. Als dieser seinen Gottesdienst beendet und sich wieder von der Erde erhoben hatte, zog er einen Beutel voll kleiner Silbermünzen aus seinem Gewande, gab ihn Kelaan, und gebot diesem das Geld an die Bettler auszutheilen, die die Pforte der Moschee umlagerten. Kelann gehorchte. Der Segen des barmherziger Erbarmers über den frommen, gläubigen Muselmann, der die Vorschriften des Propheten so treulich erfüllt! schrie der zerlumpte Chor, und Kelanu kehrte zu Nervaa zurück. Dieser ergriff seine Hand, murmelte einige geheimnißvolle Worte, und stand im Augenblicke drauf mit ihm wieder in dem bekannten Schatzgewölbe.

Du bist wie unbegreiflich, weiser Nervan, sprach Kelanu hier. Bist du nicht ein Diener des Geschlechtes der freien Geister, die Muhamed verachten? Wie kommst du dazu, in Muhameds Tempel deine Andacht zu verrichten, und den gläubigen Muselmanneru deine Schätze aufzuthun?

So denken die Söhne der Thorheit, erwiederte Nervan. Was ihre Augen sehn, das glauben sie, und ihre Seelen werden irre geführt durch die Sinne ihres Leibes. Wisse, du Feder, die du auf der Fläche der See schwimmst, aber die Klippen nicht siehest, die sie verbirgt, daß der höchste Unglaube, die wahre ewige Verneinung, sich in nichts so gewaltig und entscheidend ausspricht, als in der Verspottung Allahs und seines Propheten durch erkünstelte Andacht. Heuchelei ist die stärkste Waffe unsers Geschlechtes. Laß Muhameds leichtgläubige Anhänger dich für fromm und gottesfürchtig halten. Zeige dich ihnen, ausgestreckt liegend im Gebete in seinen Tempeln, opfere dem gläubigen Bettlergesindel einige Münzen von deinen zusammengestohlnen Schätzen, so wird die Schwärmerei deine Laster zu Tugenden anfärben, und deine Sünden werden für Vollbringung der Vorschriften der Religion gelten.

Wie bist du mit deinem Schüler zufrieden? fragte Geiwächaha, die plötzlich zwischen ihnen stand.

Er könnte ungeheuer sein, erwiederte Nervan. Nur bei Ausrichtung eines Auftrages von mir hätte ihn fast eine Anwandlung thörichten Mitleids beschlichen. Zwar wehrte er sie noch glücklich genug von sich ab, aber weniger, weil er seine Thorheit erkannte, als weil er seine baldige Entlassung aus der Lehre wünschte, die an seine Standhaftigkeit geknüpft war.

So mußt du schon noch ein wenig Sultan spielen, ehe du es wirst, sagte Geiwächaha, Kelann's Hand ergreifend, denn ohne ein hartes Herz kann ich dich nicht brauchen.

In einem stolzen Königssaale, unter einem goldnen Thronhimmel, auf Polstern von Goldstoff saß Kelanu, und Emirn und Vezière lagen anbetend vor ihm auf den Knieen.

Du hast den Divan getränkt aus dem Barne deiner Weisheit, mächtiger Sultan, sprach, sich erhebend, der erste Vezier, und mit pflichtmäßigem Eifer werden deine Sclaven deinen Willen vollstrecken. Aber jetzt sind die Stunden der Ruhe und Erholung gekommen, und der Staubdogen deines hohen Geistes muß abgespannt werden durch irdische Freuden. Gefiel es meinem Herrn, die Sonne seiner Gegenwart leuchten zu lassen im Cirkus? Die Spiele harren nur deiner Ankunft.

Kelanu hatte von der Ergötzlichkeit, die seiner harrte, keinen Begriff, aber er neigte doch gewährend sein Haupt, und die Großen des Reichs geleiteten ihn durch Marmorgalerien zu einem großen Amphitheater, das von Zuschauern wimmelte. Ein neuer Thronhimmel harrte dort sein, sein Gefolge stellte sich ihm zur Seite, und der Klang einer wilden Musik, die jetzt lostauschte, gab das Zeichen zu blutigen Thiergefechten, einem Schauspiel, das für Kelanu eben so neu als anziehend war. Aber diese Kämpfe trugen alle den Stempel der Unwürdigkeit und Grausamkeit. Der gewaltige Auerstier unterlag der Ueberzahl der grimmigen Doggen, und gegen den einzelnen königlichen Löwen wurden drei Tiger losgelassen, die ihn trotz seines tapfern Widerstandes in Stücken zerrissen. Anfänglich widerte das Schauspiel den Jüngling an, und er kehrte sich weg, wenn die ungreifenden Bestien den ruhmlosen Sieg erstritten hatten und das Zerfleischen des Besiegten begann, aber nur zu schnell hatte er sich daran gewöhnt, und als der edle Elephant, von den Stoßwaffen mehrerer Ras-

höhner durchbohrt, donnernd zur Erde stürzte und mit trauerigem Gebrüll verendete, da mischte Kelanu schon sein Beifallgelächter in den Jubel der blutgierigen Menge.

Genug der gemeinen Thierhetze, rief jetzt der erste Vezier hinunter. Laßt die Fechter herein!

Und von einem Trauermarsche begleitet, traten Paarweise zwölf nackende Sclaven in den Cirkus, mit kleinen runden Schildern und breiten blanken Säbeln bewaffnet, und die einzelnen Paare stellten sich streitfertig einander gegenüber. Bei dem Schmettern der Trompeten begann der wuthendste Einzelkampf, und der Sand des Kampfplatzes, vom Blut der Thiere befeuchtet, trank bald das Blut der elenden Menschen, die sich für die Augenlust ihrer Brüder zerfleischen mußten. Nach kurzer Zeit lagen sechs Besiegte todt am Boden, und die schwer verwundeten Sieger wurden vom Platze getragen.

Diese Hunde waren schlecht eingeübt, rief der Vezier. Die Lust hätte viel länger gedauert, wenn sie ihre Schuldigkeit besser gethan hätten. Laß't andre kämpfen, daß das Spiel von neuem beginne!

Kelanu hatte noch nie des Menschenmordes gräßliche Gestalt erblickt. Sein Gemüth empörte sich gegen die Erneuerung des Gemetzels, und er fragte unwillig: Sind wir auch berechtigt, so grausam zu spielen mit diesen Unglücklichen?

Das stumme Lächeln seiner Großen bewies ihm die Thorheit seiner Frage. Nur zwei Stände giebt es in der Welt, belehrte ihn sein Vezier: Herrscher und Sclaven. Befehlen, empfangen, genießen, ist des Herrschers Beruf, gehorchen, geben und dulden geziemt dem Sclaven, und sein einziger Ruhm ist: das, was er hat und was er ist, freudig seinem Gebieter zu opfern. Du bist Herr hier! Dein Wille ist der einzige Sultan, dem du zu gehorchen hast, und dein Wort ist für deine Sclaven der Rathschluß der Götter!

Während diese Rede tief eindrang in Kelanu's eitles Gemüth, hatte sich der Cirkus mit neuen Opfern gefüllt, und von neuem begann der blutige Kampf. Kelanu sah ihm fortan weit gelassener zu. Das Mitleid entschlummerte immer fester in seiner Brust. Bald betrachtete er das gräßliche Schauspiel nur noch mit den Augen der Neugier, und konnte sich schon darüber freuen, wenn einem der Fechter ein geschickter Streich gelang, der den Gegner tödtete oder verstümmelte. Das Gefecht dauerte weit länger als das vorige, endlich lagen die Kämpfer blutend und sterbend am Boden, bis auf das letzte Paar, welches alle Kraft und Kunst aufbot, die Zuschauer recht lange zu ergötzen. Jetzt stürzte der eine Fechter verwundet nieder, und hob bittend die Hand auf, der Sieger aber packte ihn bei den Haaren, hob den blutigen Säbel, und sah fragend zu Kelanu hinauf.

Was soll das? seagte Kelonu ungeduldig. Warum haut er nicht zu? Der Besiegte bittet um sein Leben, erwiederte der Vezier, und der Sieger überläßt dir die Entscheidung. Solche Gnade ist aber etwas Ungewöhnliches, und ich halte es für anmaßend, daß ein Sclave ewig leben will.

Jo wohl! rief Kelanu, winkte dem Sieger, der Todesstreich fiel, und der ganze Cirkus jauchzte aus einem Munde: Heil, Heil, Heil unserm Sultan Kelanu!

Hinter einem goldnen Dreifuß, beladen mit Pokalen, in denen das Blut der edeln Traube von Schiras perlte, saß Sultan Kelonu in seinem Harem, dessen Schönheiten sein Befehl zusammengerufen hatte. Die Blüthe aller Länder der Erde von der üppig gebauten dunkelschwarzen Afrikanerin mit dem blendend weißen Schmelz der Augen und Zähne und den schwarzen Kraushaaren, bis zu der großen, kräftigen Nordländerin mit der Schneehaut, den blauen Augen und goldnen Locken, und alle Farben, die zwischen diesen beiden Endpunkten liegen, füllten wimmelnd das schimmernde Gemach, und flisterten, lächelten, schmachteten, gingen und hüpften unter einander herum, je nachdem jede glaubte, daß sie das Eine oder das Andere, ihre Augen, oder Zähne, ihren Wuchs oder Gang, Hand oder Fuß, oder was jede sonst am schönsten zu haben vermeinte, von der vortheilhaftesten Seite zu zeigen vermöchte, um das Auge des Gebieters auf sich zu ziehn.

Lange genoß Kelanu die Süßigkeit der Ungewißheit, aber endlich sprang er auf, um eine wunderschöne Cirkassierin für die Königin des Harems zu erklären. Da winkte ihn ein Stummer mit Eil' und Angst in den Vorsaal. Mit einem sehr bestürzten Gesicht trat ihm sein erster Vezier entgegen.

Die neue Kopfsteuer, sprach er, die dein Schatz bedurfte, Sultan, hat deine Unterthanen schwierig gemacht. Achtzehn Viertel deiner Hauptstadt haben Abgeordnete an dich geschickt, welche um die Abschaffung dieser Abgabe bitten.

Führe mich zu ihnen, sprach Kelonu, verdrießlich über die Störung seiner Freude, ich will ihre Beschwerde anhören.

Das sei ferne von meinem Herrn! antwortete der Vezier. Damit der König stets der Ehrfurcht seiner Sclaven versichert bleibe, beherrsche er sie unsichtbar, gleich der Gottheit! Würdige deinen Knecht, der Bote und Vollstrecker deines Willens zu sein.

Sind die Klagen meiner Unterthanen gegründet? fragte Kelanu

Die Bedürfnisse des Staates, erwiederte achselzuckend der Vezier, der Aufwand, durch den die Würde meines Herrn behauptet werden muß, die Feste, zur Erholung von den Regierungs-Geschäften unentbehrlich, erfordern manche Opfer. Doch lebt ja das Volk von einem Tage zum andern, und wenn es sich nur noch einige Lustbarkeiten versagen, nur noch etwas fleißiger arbeiten wollte, so könnte es bei der neuen Kopfsteuer recht wohl bestehn.

Du sagst mit milden Worten, sprach Kelanu, sich schon erhitzend, daß meine Unterthanen aus Ueppigkeit und Trägheit unruhig sind. Hast du ihnen nicht hierüber deine Meinung eröffnet?

Ich habe es gethan, erwiederte verlegen der Vezier. Aber ihre Antwort war so unbescheiden, daß ich deßhalb eigentlich Bedenken trug, die frechen Menschen des Anblickes deiner Person zu würdigen.

Nun? fragte Kelanu heftig, und seine Augen brannten. Sie verlangen die Einschränkungen, die ich ihnen anmuthete, von Dir, großer Sultan, erwiederte der Vezier. Verminderung des Heeres, das du doch bedarfst gegen die innern und äußern Feinde, Abschaffung der Fechtspiele im Cirkus, Einschränkung deines Harems —

Genug! rief Kelanu wüthend. Sage den Unverschämten, daß es bei der Kopfsteuer bleibe, und daß die Elenden, die sich noch einmal zu aufrührerischen Botschaften an ihren Herrn hergeben werden, ihre Häupter lassen sollen an der Schwelle meines Palastes!

Der Vezier betete vor Kelonu an, und eilte fort. Dieser kehrte in den Harem zurück. Noch einmal hielt er allgemeine Heerschau über die schönen Sclavinnen, und als ihm nach langem Kühren und Vergleichen die Cirkassierin noch immer die schönste dünkte, ergriff er sie plötzlich bei der Hand von Elfenbein, und hocherröthend und mit freudefunkelnden Augen sank sie, ein Bild entzückter Ergebung, zu seinen Füßen.

Da erhob sich in der Ferne Unglück weissagend ein wüstes Getümmel, und abermals stürzte der unwillkommne Stumme herein, den Sultan durch Zeichen beschwörend, ihm zu folgen.

Im höchsten Zorne über die abermalige Störung eilte Kelanu hinaus. Noch bestürzter als das erste Mal nahte ihm der Vezier.

Ich habe deinen Befehl vollstreckt, meldete er, und die Flamme des Aufruhrs rast durch deine Hauptstadt. In unabsehbaren Haufen strömt das Volk gegen deinen Palast, Tod und Verderben dir drohend.

Das Verderben über ihren Kopf, rief Kelanu wüthend, und riß den Säbel des Vezirs aus der Scheide. Wo ist meine Leibwache, wo ist mein Heer?

Deine Trabanten, erwiederte der Vezier, und die Truppen, die in der Stadt liegen, haben sich vor dem Palast aufgestellt und erwarten deine Befehle.

Hinaus! donnerte Kelanu, und stürzte aus dem Palaste. Die Truppen begrüßten ihn durch Zuruf und Waffengeklirr. Näher und näher erscholl das Angriffsgebrüll des Volkes. Ein köstlich geschmücktes Roß wurde Kelanu vorgeführt. Er schwang sich hinauf und sprengte vor die Kriegeshaufen. Helft mir die Aufrührer vernichten! schrie er sie an. Zum Lohne gebe ich Euch meine Hauptstadt preis. Ihr mögt plündern, morden und brennen nach Eurem Gelüst! Fort zum Siege!

Heil unserm Sultan! jubelten die Schaaren, und setzten sich in Bewegung. Fast zugleich brachen aus der nächsten Straße des Volkes wild empörte Wogen gegen den Palast los. An der Spitze seiner Reiter warf sich der muthige Kelanu mitten in das Getümmel und bald ward das Gemetzel allgemein. Die Volkshaufen wichen zurück, grimmig von Kelonu verfolgt. Von Straße zu Straße, von Platz zu Platz teied er sie vor sich her, und wo sie versuchten, sich festzusetzen in den Häusern, da flammten diese empor als Brandopfer des königlichen Zornes. So ward schonungslos gewüthet in der unglücklichen Stadt, bis der Abend hereinbrach, bis alle Aufrührer gefallen oder gestoben waren und kein Feind mehr zu bekämpfen übrig blieb. Da wendete Kelanu mit stolzer Freude sein Roß um, und zog mit seinen jubelnden Soldnerschaaren über die Leichen der Erschlagenen triumphirend nach seinem Palaste zurück.

Von der Blutarbeit verschnaufend, lag Kelanu auf seinen Polstern, und sah mit wildem Lächeln in die rothen Feuer-

wolken, die sich hier und da aus den bezwungenen Stadtvierteln emporwälzten. An hundert Rebellen sind gefangen worden mit den Waffen in der Hand, meldete eintretend der Vezier.

Laß sie sogleich niederhauen im Hofe des Pallastes, befahl Kelanu, und der Vezier eilte fort. Bald tönte das Todesgeschrei der Verurtheilten kläglich zu dem Gemache des Sultans hinauf. Er hörte ihm erst eine Weile lächelnd zu, und sprang dann an das Fenster, um sich an dem blutigen Schauspiel zu weiden. Aber die Diener seines Zornes waren sehr schnell gewesen. Der Feuersbrünste trauriger Schein beleuchtete nur noch Leichen, und eben stürzte das letzte Opfer in sein Blut. So ziemt es sich! rief Kelanu, dessen Herz sich nun völlig versteinert hatte, und wie die Grausamkeit oftmals eine schreckliche geheimnißvolle Verwandtschaft mit der Wollust zu zeigen pflegt, so flogen jetzt seine Gedanken von der Schädelstatte seines Grimmes wünschend hinüber zu den Freuden seines Harems, in denen ihn heute der Aufruhr so unwillkommen gestört hatte. Da stand auf einmal Geiwäraha vor ihm, schöner, als er sie je gesehen, aber auch schrecklicher. Der vollkommene Körper schien zu glühen von dem Wiederscheine der fernen Brände, und heller als diese brannten Grimm und Freude und wildes Sehnen in ihren Augen.

Jetzt bist du geweiht zu Geiwäraha's Umarmung! rief sie mit furchtbarer Zärtlichkeit, ihre Arme gegen ihn ausbreitend.

Göttliches Weib! stammelte Kelanu, von dem Anblick ergriffen, und von Blutvergießen und frevler Lust gleich trunken, sank er an den Busen des bösen Geistes.

Von Geiwäraha's Kusse geweckt, erwachte Kelanu am andern Morgen.

Es ist genug geschehen für unsere Zwecke, mein Kelanu, sprach sie. Du hattest von der Natur starke Leidenschaften und Begierden empfangen, deine Eltern haben sie ungestört wachsen lassen, und ich habe dich gelehrt, dich ihnen ganz hinzugeben. Du bist jetzt eine geschickte Geissel für die Gläubigen, und es ist Zeit, daß du das Reich des Chalifen zu Bagdad siehest, das noch heute das deinige werden soll.

Wozu soll ich mir erst ein Reich in der Ferne aufsuchen? fragte Kelanu befremdet, da ich ja hier schon unumschränkter Sultan bin durch die Gunst deines Geschlechtes?

Albernes Kind! lispelte Geiwäraha, ihn küssend. Ahnest du denn nicht, daß Alles, was du hier erlebt, nichts war als magische Täuschung, die zu deinem Unterricht gehörte! Du bist nie aus unserm Palaste im Kern der Erde gekommen. In seinen Felsenhallen hatten wir dir dein kurzes Traumreich gebaut. Aus Schattenbildern wähltest du dir eine Schone aus, und an der Spitze eines Schattenheeres hast du gegen Schatten gefochten. Hier ist nichts wirklich, als meine Zärtlichkeit für dich, und die Eindrücke, die in deinem Herzen zurückgeblieben sind von Allem, was du bisher erfahren. Jetzt erst trittst du ein in das Reich des Seins, und jetzt gilt es zu zeigen, was du gelernt hast in der Schule der Geister. Fort nach Bagdad!

In einem Gemache des Chalifen-Palastes zu Bagdad stand Geiwaraha mit Kelanu. Ein schöner Jüngling, reich gekleidet, schlummerte auf einem Sopha.

Kelanu, sagte Geiwäraha. Du siehst hier Raalkue, den Sohn und Erben des Chalifen von Bagdad.

Also meinen Nebenbuhler um Bagdads Krone! antwortete dieser mit mordlustigen Augen; ich habe aber keinen Dolch, den Schlaf dieses holden Jünglings zu verewigen.

Das ist uns auch nicht erlaubt, seufzte Geiwaraha. Dürften wir unsere Jünger zum offnen Kampfe wider die Söhne der Gläubigen führen, so solltest du einen Kocher voll Pfeile haben, alle mit Scorpiongift bestrichen. Aber unsere Macht wird gehemmt durch den Muhamed, den wir verabscheuen. Nie hatte ich dich auch hierher bringen dürfen, hatte dieser Raalkur nicht den Zorn des Propheten auf sich gezogen. Deine Hand darf aber nicht wider sein Leben sein. Ich werde ihn in Sicherheit bringen und dir seine Gestalt geben.

Indem sie dies sagte, hauchte sie Kelanu an, der augenblicklich des schlafenden Raalkur Gestalt annahm. Eine Berührung ihrer Hand verwandelte Raalkur in einen grünen Papagoi, der, als bode er die Gefahr erkannt, die ihm drohte, sich erschrocken erhob und ängstlich rufend im Gemache herum flatterte. Kelanu sprang ihm nach und erhaschte ihn.

Gieb mir den Vogel! rief ihm Geiwaraha mit finsterm Ernste zu. Er darf nicht in deinen Händen bleiben.

Warum nicht? fragte Kelanu trotzig. Ich wünsche sicher zu gehn. Ich könnte einst deine Gunst verlieren, und dann möchtest du leicht diesen Raalkur gegen mich gebrauchen, wie du mich jetzt als Werkzeug gegen ihn brauchst. Wenn ich aber dem Papagoi den Hals umdrehe, so habe ich von dem Thronerben nichts mehr zu fürchten.

Eben wollte er den Papagoi erwürgen, als Geiwäraha ihm denselben mit Gewalt entriß. Wie, Bösewicht! rief sie zornig. Bist du so zügellos in deiner Bosheit, daß die Befehle deiner Beschützerin nichts über dich vermögen? So kommt der Fluch der Blindheit über dich, und damit deine einfältige Tücke nicht die Geheimnisse unsers Geschlechtes verrathe, so will ich die Erinnerung der Vergangenheit von dir nehmen.

Und verflucht, schrie wüthend der verblendende Kelanu, verflucht sei durch den Propheten, den du hasseſt, dein verworfenes Geschlecht! Mögen Eure Bemühungen ewig von den Flüchen derer begleitet werden, denen Ihr zu dienen meint. Es ist weder Friede noch Freundschaft, weder Dank noch Liebe bei denen, die Böses thun, und die müssen Euch am ersten fluchen, die Ihr am meisten zu segnen trachtet!

Geiwaraha antwortete auf diese Strafrede nichts, denn sie merkte es wohl an dem Grauen, das ihr ankam, daß nicht Kelanu zu ihr sprach, sondern der Prophet zu Mekka durch Kelanu's Mund. Heulend flog sie hinweg, und suchte mit Gewissensangst die Höhlen der Erde und die Thäler des Todes.

Traurig stand Kelanu da in seiner doppelten Dunkelheit, denn auch die Erinnerung der Vergangenheit war von ihm genommen, und er staerte mit den Augen seines Leibes und Geistes zugleich in einen öden, finstern, bildberleeren Raum.

Da öffneten die Kämmerlinge und die Stummen die goldenen Pforten des Gemaches, und warfen sich vor dem falschen Raalkur auf die Erde.

Der Tod, sprach der oberste Kämmerling, hat Simprahs Augen geschlossen, und der Chalif von Bagdad, dein Vater, ist in den neunten Himmel hinaufgestiegen. Die Houris haben seinen kostbaren Leib in Strömen von Milch, und ewige Jungfrauen flechten bei seiner Annaherung die Lauben des Paradieses neu. Er ist unbeschadigt über den glühenden Rost gegangen, und hoch in Ehren unter dem Geschlecht der Gläubigen.

Kelanu hörte die Stimme des Redners, den er nicht sah. Er tappte nach der Gegend hin, woher sie erscholl, und die Kämmerlinge erstaunten nicht wenig, als sie ihren Chalifen so ung wiß um sich herum greifen sahen, gleich einem Blinden.

Welch ein Unglück hat unsern König und Herrn befallen?! rief der Oberste der Kammerlinge. Warum weigert er sich, die Sclaven zu sehn, die zu seinen Füßen liegen? Ganz Bagdad wartet mit verlangenden Augen, seinen neuen Chalifen zu erblicken, und Raalkur würdigt die Getreuen keines Blickes, die ihn für ihren Herrn erkennen!

Laßt denn einen reichen Lohn für den ausrufen, befahl Kelanu, der dem Chalifen von Bagdad die Kraft des Gesichts wiedergeben wird.

Sieben Tage zogen die Herolde mit Trompetern umher, und riefen die reichste Belohnung für den aus, der Raalkur, dem Chalifen von Bagdad, die Kraft des Gesichts wiedergeben würde.

In dichtgedrängten Haufen strömten Bagdads Aerzte nach dem Palaste, und alle versprochen dem blinden Chalifen das Gesicht, aber keiner vermochte Wort zu halten. Alle Mittel schlugen fehl bei dem unglücklichen Kelanu, der den Glanz des Thrones, den er nicht sehen konnte, mit dem Verluste des edelsten Sinnes nur zu theuer bezahlt hatte.

Diese fehlgeschlagene Hoffnung entzündete Kelanu's böses Herz zum wuthendsten Grimme, und er befahl alle Aerzte hinzurichten, denen seine Heilung mißlänge. Täglich wurde fortan das Beil des Scharfrichters mit Blut genahrt, Bagdad betrauerte den Verlust seiner Aerzte, aber den Augen des Chalifen blieb das Licht fremd.

Einige Zeit darauf brachte der Oberste der Kämmerlinge mit mitleidigem Gesicht einen schönen jungen Mann, in der Tracht eines Arztes, in das Gemach des blinden Tyrannen.

Ein neuer Arzt, sprach er traurig, der sich vermißt, dem Chalifen zu seinem Gesicht zu verhelfen.

Der Arzt beseh an voe Kelanu, aber dieser befahl ihm verdrüßlich, ohne Verzug zum Wecke zu schreiten, weil das Beil des Henkers schon auf sein Haupt warte.

Der junge Mann erschrak nicht über die grausame Drohung. Er stand auf, zog einen Beutel aus seinem Gürtel, nahm ein Pulver heraus, blies es dem Chalifen in das Gesicht, und die Schuppen fielen von seinen Augen, und Kelanu sah das Licht, und mit Entzücken den Mann, der es ihm wiedergeschenkt hatte.

Laßt diesen Arzt, gebot er seinen Kämmerlingen, in meinem Reiche erheben über alle meine Vezieee und Edle. Ehre begleite ihn und jede neue Sonne sehe sein Glück und seinen

Ruhm vermehrt! Verlange von mir, was dein Herz wünscht, sprach er zu dem Arzte, und wenn es mein halbes Königreich wäre, du sollst es erhalten!

O Chalif, erwiederte der Arzt. Fern sei es von mir, Ehre und Reichthum zu suchen. Vergiß mir nur einen Betrug, und das Herz deiner Magd wird auf immer zufrieden sein.

Kelanu fuhr auf, und sah seinen Helfer schärfer an. An der plötzlichen Schaamröthe auf dem schönen Gesicht, an den niedergeschlagenen Augen erkannte er bald, daß er mit einem Frauenzimmer rede.

Glücklich bin ich, rief er, daß die Natur selbst eine würdige Vergeltung für meine reizende Aerztin bestimmt hat. Ja, schöne Fremde, du bist die Sultanin meines Herzens, und sollst meine Freuden mit mir theilen und mein Reich.

Wonnetrunken stürzte die Fremde zu Kelanu's Füßen. Die geringste deiner Sclavinnen zu sein, rief sie begeistert, war der kühnste Wunsch der Gussarat, eines niedern Hirtenmädchens aus dem Gebirge Gabel el Ared.

Ich kenne das Gebirg nicht, von dem du sprichst, antwortete Kelanu, sie aufhebend. Aber das Paradies selbst würde durch die Geburt meiner liebenswürdigen Sultanin nicht erniedrigt werden. Du bist ein Kleinod, das meiner Krone neuen Glanz geben wird, und dieser Tag noch soll dich zu der Gebieterin des Chalifen Naalkur erheben.

Es ist seltsam, sprach Gussarat, daß Naalkur das Gebirge Gabel el Ared nicht kennt, wo er den Tiger gejagt hat auf den Felsen, die über meines Oheims Hütte hängen. Erinnert sich mein Herr nicht, wie er mich damals um einen Becher Wasser gebeten? Ich aber brachte dir die Milch unserer Ziegen, und deine Huld beglückte die arme Gussarat mit einem liebreichen Scherze, den ich jetzt prophetisch nennen möchte.

Ach, holdes Mädchen, seufzte Kelanu. Mit meinem Gesicht verlor ich jede Erinnerung des Vergangenen. Ich kannte sogar meinen Stand nicht einmal, als meine Sclaven zu mir kamen, bis mein getreuer Kämmerling mir meinen Titel sagte. Aber ob du vom Throne oder aus einer Hütte herstammst, ob du, gleich dem Sapphir, aus den Tiefen der Erde, oder, gleich dem Morgensterne, aus dem Palaste der Sonne gekommen bist, dein Werth ist in dir selbst, und kann keinen größern Glanz von dem erhalten, was ihn umgibt. Durch was für eine Kunst aber, schöne Gussarat, hast du dies Wunder vollbracht? Wer hat die Schätze der Arzneikunst vor dir aufgethan? Woher hat eine junge Dirne aus dem Gebirge eine Kenntniß erworben, größer als die der weisesten Aerzte von Bagdad?

Einige Zeit, nachdem du in unsern Bergen gejagt hattest, erzählte Gussarat, erfuhr ich den Tod des Chalifen Simrah und das Unglück seines Thronerben. Da flatterte meine Sehnsucht auf Taubenflügeln hinüber nach Bagdad zu meinem Herrn, und mir entschlüpfte gegen die Frau meines Oheims der Wunsch, dir zu deinem Gesicht zu verhelfen.

Aber zornig schalt sie mich, wegen meiner Eitelkeit, wie sie die Stimme meines Herzens nannte, und trieb mich fort, unsere Ziegen auf die Weide zu führen. Meine Füße gehorchten dem Gebot meiner Base, aber mein Herz floh, wie der Leopard, über die Felsen, hin zu meinem Herrn, dem Chalifen. Als ich so seufzend hinter meinen Ziegen herging, kam mir eine junge Schäferin entgegen. Ihr goldnes Haar war mit dem Schmuck der Fluren durchflochten, Blumengewinde bekränzten ihr Gewand. Leicht und anmuthig hüpfte sie daher nach den Tönen einer Flöte, auf der sie blies, und fröhlich sprang ihre weiße Lämmerheerde ihr nach.

Als sie mir näher kam, lächelte sie mich an. Schöne Gespielin der Ziegen, spottete sie auf eine höchst reizende Weise, wie magst du dich so gern hier aus dem üppigen Busen deines Vatergebirges belustigen! Glückliche Gussarat, deren Vergnügen Gehorsam ist, aber noch glücklichere Huadir, welche gesegnet ist durch die pflichtmäßige Unterwürfigkeit ihrer Nichte! Laufe doch deinen verwegenen Ziegen nach, liebe Gussarat! rief sie plötzlich mit schallendem Gelächter. Dort deine Gefährtin klettert an einem Abgrunde herum!

Ich sah hin, die Ziege war wirklich in Gefahr, aber der Schäferin Hohn schnitt mir zu tief in das Herz. Schönes Mädchen, bat ich sie, vermehre nicht mein Unglück durch deine grausamen Spöttereien, lindere es lieber durch Mitleid und guten Rath.

Ist denn Gussarat Willens, fragte die Schäferin jetzt plötzlich ernsthaft, dem Rathe ihrer Freundin zu folgen?

Ja, rief ich, befreie mich nur aus meinen unwürdigen Verhältnissen, und ewig will ich deine Güte preisen.

So kehre zurück in die Hütte deines Oheims, befahl mir die Schäferin, und gehorche in nichts, was dir auch mag befohlen werden von deinen Verwandten. Wenn ich dich treu erfunden, so sollst du mich nach drei Tagen wieder auf dieser Stelle antreffen.

Flötend hüpfte sie fort, und verschwand bald mit ihrer Heerde zwischen den Felsen.

Am Abend kehrte ich mit der Heerde zurück nach der Hütte meines Oheims. Huadir gebot mir ein Böckchen zu schlachten für den morgenden Festtag, aber ihr Befehl galt mir nicht so viel, als das Versprechen, das ich der Schäferin gegeben hatte. Huadir raste vor Zorn, und rief meinen Oheim zu Hülfe, daß er ihr die widerspenstige Nichte zum Gehorsam bringe.

Ganfu haßte mich, weil er mir die Schuld beimaß, daß sein Sohn aus dem Vaterhause entflohn war. Er freute sich des Vorwandes, seinen Groll an mir auszulassen, schleppte mich aus der Hütte, band mich an einen Baum, und mein Blut floß unter unbarmherzigen Geißelstreichen.

Wer ist der Böswicht, rief Kelanu aufspringend, der sich unterstanden hat, die Schönheiten meiner liebenswürdigen Gussarat zu verletzen?! Bei den Mächten der Verherrung: Er und sein verruchtes Weib sollen die ausgesuchtesten Martern erleiden! Lasset sie, gebot er den Kämmerlingen, ehe der Morgen anbricht, vor meinen Divan schleppen, und laßt ein Blutgerüst aufrichten, damit ganz Bagdad ein Zeuge ihrer Bestrafung werde!

Ja, sprach Gussarat triumphirend. Also müssen die Feinde des Gerechten umkommen!

Fahre fort in deiner Erzählung, bat Kelanu. Ich ängstige mich, wenn ich daran denke, wie du der Bosheit deiner Feinde entronnen bist.

Zwei Tage, erzählte Gussarat weiter, wurde ich von Ganfu und seinem Weibe eingesperrt und gemißhandelt. Am dritten Tage, als Ganfu bei der Heerde war, widersetzte ich mich Huadirs Grausamkeit. Ich rang mit ihr, sie schrie um Hülfe, es war aber Niemand in der Nähe. Endlich überwältigte ich sie, ließ sie ohnmächtig auf der Erde liegen, und eilte nach dem Orte, wo mich die Schäferin verlassen hatte. Bei Sonnen-Untergang erschien meine schöne Lehrerin, aber ihrer Heerde folgte ihr diesmal nicht. Sie hielt einen Beutel und ein Bündel Kleider in ihren Händen. Nimm diesen Beutel, meine muthige Schülerin, sprach sie zu mir, und zieh' diese Kleider an, die die Tracht eines Arztes zu Bagdad sind. Ich will dich nach dieser Stadt führen, du mußt verlangen vor den Chalifen gelassen zu werden, und wenn du ihm etwas von dem Pulver in diesem Beutel in die Augen streust, so wird er sein Gesicht wieder erhalten. Entzückt warf ich mich in die Kleider, die Schäferin blies mich an, in dem Augenblicke befand ich mich vor dem königlichen Palaste zu Bagdad; wie mein frommer Wunsch erfüllt wurde, weiß mein Herr, und Stadt und Reich werden dies glückliche Ereigniß segnen.

Dieses Tages, sprach Kelanu zärtlich, werde ich mich jederzeit mit Entzücken erinnern, denn ich habe nicht allein das Licht meiner Augen, sondern auch einen Gegenstand empfangen, der der Betrachtung so werth ist.

Er nahm die ehrgeizige Schöne bei der Hand, und ließ sie noch an demselben Tage als Sultanin von Bagdad ausrufen, und in das Schmettern der Zinken und Trompeten, die diese Erhöhung dem staunenden Volke verkündeten, erschollen die Hufschläge der Reiter, die zu Ganfu's und seines Weibes Verhaftung aufbrachen nach dem Gebirge Gabel el Ared, und die Arbeiter der Zimmerleute, die das Blutgerüst für die Unglücklichen vor dem Palaste des Chalifen aufrichteten.

Huadir war dem Gram um den verlorenen Sohn, und dem Aerger über die ungerathene Nichte erlegen. Der arme Ganfu hatte die treue Gefährtin seines kummervollen Lebens begraben, und lag in der Nacht einsam auf seinem dürftigen Lager, die trübe Vergangenheit noch einmal durchdenkend.

Da erklangen plötzlich Speerstöße und Säbelhiebe an seiner Hüttenthür, und rauhe Stimmen verlangten tobend Einlaß.

Ganfu sah durch das Gitter, und erkannte die Trabanten des Chalifen. Erschreckt von diesem Anblick, der unter des neuen Herrschers blutiger Regierung neue Böses bedeuten konnte, brach er in laute Klagen aus.

Ihr Geister der Luft! jammerte er, wo ist Kelanu, mein Sohn? Wo sind die Versprechungen, die Ihr dem unglücklichen Ganfu gegeben? Helft mir jetzt aus meiner Angst und Noth!

Da erleuchtete ein schwacher blauer Schimmer die Kammer, und Geiwäraha stand vor ihm.

Was verlangt mein Unterthan? fragte sie mit tückischem Lächeln.

Die Trabanten des Chalifen stürmen meine Hütte, antwortete Ganfu, und du weißt es guter Geist, daß sie die Boten des Todes sind.

Fürchte nichts, Ganfu, sprach Geiwäraha mit kaltem

Spott. Erinnere dich deſſen, was ich dir geſagt. Wer darf, mich der Lüge zeihen? Eben jetzt ſollſt du Kelanu in den Armen der herrſchſüchtigen Guſſarat ſehen. Mehr fordere nicht von mir. Dein einziger Wunſch war die Ehe deines Sohnes mit deiner Nichte. Die freien Geiſter ſind zufrieden, wenn ſie ihr Verſprechen erfüllen. Wenn wir deinen Wunſch gewahren, was haſt du noch zu fordern? Ob die blinden Wünſche der Sterblichen aus der Quelle ihrer Weisheit oder ihrer Thorheit fließen, das kümmert unſer unſterbliches Geſchlecht wenig!

Verachtlich wendete ſie ſich von Canſu, breitete ihre Nebelflügel aus und verſchwand vor ſeinen Augen. Unterdeß hatten die Trabanten die Hüttenthür geſprengt, drangen in die Kammer Canſu's, banden den Unglücklichen, und ſchleppten ihn mit ſich fort nach Bagdad.

Ehe die Sonne erwacht war vom Traume der Nacht, ward der Gefangene in den Vorhof des königlichen Palaſtes geführt, und der erſte Morgengruß, den die Kämmerlinge dem Chalifen und ſeiner Sultanin brachten, war die Botſchaft, daß zwar Haadir ihrem Grimme entronnen ſei durch den Tod, daß aber Canſu in Ketten ſeiner Strafe harre. Guſſarats Augen ſchwammen in boshafter Freude bei dieſer Nachricht, und Kelanu erhob ſich zornig, den Feind ſeiner Sultanin vor ſeinen Augen martern zu ſehen.

Neben dem Blutgerüſt war ein Thron erbaut, auf welchen Kelanu und Guſſarat mit den Großen ihres Hofes ſtiegen. Die Straßen waren mit erwartenden Augen gefüllt, und die ganze Stadt drängte ſich in hitziger Begierde, das blutige Schauſpiel ſo nahe als möglich anzuſehen. Kelanu hatte befohlen, daß keine ſchreckende Ceremonie ausgelaſſen werden ſolle. Seine kurze Heerſchaft war eine Herrſchaft der Grauſamkeit geweſen, und bei dieſer Hinrichtung war er gekommen, ſich ſelbſt zu überbieten.

Zwanzig ſchwarzgekleidete Sclaven, mit kahlen Köpfen und entblößten Füßen, jeder einen Todtenſchädel und eine brennende Fackel von ſtinkendem Geruche tragend, eröffneten den furchterlichen Zug. Ihnen folgten ſechs andere, durch enge, mit Gebeinen bemalte Kleider in wandelnde Gerippe umgeſchaffen, jeder ein Stück rohes Fleiſch im Munde, von dem das Blut herabtroſ. Hierauf erſchienen zwölf rieſengroße Männer. Ihre Geſichter waren feuerroth gemalt, Rauch dampfte aus ihren Naſenlöchern und jeder trug ein nackendes Kind in ſeinen Armen, dem er wirkliche Marter anthat. Denn ſo groß war Kelanu's Grauſamkeit, daß er dieſen unmenſchlichen Zuſatz zu dem gräßlichen Trauerſpiele nicht verlieren wollte, ſondern lieber befohlen hatte, zwölf Kinder aus der Stadt dazu herbeizuſchaffen.

Das Geſchrei der armen Kinder rührte die Herzen des Volkes, und war zugleich eine Verſchärfung der Qual des unglücklichen Canſu, der hinter den zwölf Rieſen hergeſchleppt wurde. Acht Sclaven, in Tigerhäute eingenäht, trugen ihn. Jeder Sclave hielt einen eiſernen Haken, der in das Fleiſch des Opfers griff, und ſo zum Handgriff diente, es in der Marter zu erhalten.

Guſſarats Bosheit war aber damit noch nicht zufrieden. Sie rief von ihrem Throne herab, daß die Sclaven ihre Haken noch tiefer in das Fleiſch ihres Feindes drücken ſollten. Dieſe gehorchten, und das Jammergeſchrei des Elenden erſcholl ſo kläglich, wie nur Allahs Feinde es ausſtoßen, und nur böſe Geiſter es ohne Erbarmen und Grauen hören können. Bagdad aber ſeufzte, als es die Tyrannei ſeines Chalifen und die Grauſamkeit ſeiner Sultanin wahrnahm.

Jetzt rollte plötzlich ein ſtarker Donner durch den klaren blauen Himmel, und in dieſem Augenblicke ſtand auf dem Blutgerüſte ein ſchöner Jüngling von übermenſchlicher Größe. Zwei große weiße Flügel leuchteten von ſeinen Schultern, eine goldne Rüſtung deckte ſeinen Körper, purpurrothe Flammen wehten als Federbuſch von ſeinem goldnen Helme, auf ſeiner linken Hand trug er einen Papagoi, und in der Rechten ſchwang er ein leuchtendes Demantſchwert.

Kelanu ahnte Böſes aus dieſer Erſcheinung. Greift den Frechen! ſchrie er, mit ſeiner angebornen Heftigkeit von dem goldnen Seſſel aufſpringend, und riß den Säbel aus der Scheide. Greift ihn, rief Guſſarat, die die Verzögerung ihrer Rache beſorgte, ihm wüthend nach.

Aber mit edelm Zorn in dem Geſicht ſtreckte der Jüngling ſein Schwert gegen die beiden Ungehener aus, und ſie blieben unbeweglich in der Stellung ſtehn, die ſie eben angenommen hatten.

Verflucht ſind, rief jetzt der Rächer mit Donnerſtimme, die Handlungen und Werkzeuge der Grauſamkeit!

Und als er dieſe Worte geſprochen, ſchien der ganze Zug in Flammen zu ſtehen, und in einem Augenblicke war Alles, die auf Canſu und die zwölf Kinder, zu Aſche verbrannt.

Canſu's Sinne waren ſchon faſt erſtarrt im Tode, und das Licht verging vor ſeinen Augen. Als der Jüngling erſchien, hatte er nur noch ſo viel Leben, daß er das ſehen und verſtehen konnte, was geſchah.

Das Geſetz deines Propheten war dir beſchwerlich, redete der Jüngling ihn an, und die unerforſchlichen Wege des großen Allah ſchienen dir krumm und unrichtig. Sollten wohl die Gedanken des ewigen Gottes ſich nach den deinigen richten? Sollte die Hand deſſen, der die Sonne ſchuf, von den eiteln Rathſchlüſſen eines Erdenwurmes gelenkt werden? Kurzſichtiger! Was haſt du dadurch gewonnen, daß du Muhameds Dienſt verlaſſen und den gottloſen Dritten der abtrünnigen Geiſter gefolgt biſt? Weil der Prophet wußte, daß aus Kelanu's und Guſſarat's Verbindung nur Böſes entſtehen könne, ſo hatte er in ſeiner Weisheit beſchloſſen, ſie auf immer von einander zu trennen, und dadurch das Leben ſeines Verehrers Canſu zu ſegnen. Aber weil du Muhamed verläugnet und dich mit ſeinen Feinden verbündet haſt, ſo hat er es zugelaſſen, daß ſie deinen Frevel durch die Gewährung deines thörichten Wunſches ſo ſchrecklich beſtraft haben. Sieh' denn, du armer Abgefallener, die Begierden deines Herzens erfüllt!

Und er ſtreckte das leuchtende Schwert nach Kelanu aus, und der Schein von Raalkurs Geſtalt fiel ſammt dem Chalifenſchmucke ab von ihm, und Canſu erkannte ſeinen Sohn. Mit dumpfem Erſtaunen ſah der arme Vater zu ſeinem Peiniger hinauf, und Kelanu war außer ſich, als er mit ſeiner vorigen Geſtalt auch ſein Gedächtniß wieder erhielt, und zugleich erkannte, daß ſeine Grauſamkeit wider ſeinen eignen Vater gerichtet geweſen.

Verfluchte Geiwäraha! ſeufzte ſterbend der unglückliche Canſu. Du haſt wirklich Kelanu mit der hochmüthigen Guſſarat vereinigt. Dein Wort iſt geloſet und Canſu ein Opfer ſeiner eigenen Thorheit!

Die Augen ſtarr auf ſeinen Mörder gerichtet, verſchied er. Mit wüthenden Blicken hatte Guſſarat die ſeltſame Verwandlung angeſehn. Statt mit dem geliebten Chalifen Raalkur, ſah ſie ſich mit dem verhaßten Hirtenſohne Kelanu vereinigt, und war nicht länger Sultanin von Bagdad, ſondern ein geringes Hirtenweib auf Gnbel el Arab. Ihre Zunge war mit Bosheit beladen, aber gefeſſelt durch die magiſche Kraft des leuchtenden Schwertes. Unter dem Volke von Baadad, das wimmelnd das Blutgerüſt umgab, erhob ſich ein Gemurmel des Abſcheues, der Freude und der Neugier. Es ſah ſich von einem Zauberbann befreit, aber es begriff nicht, wie der Sohn eines Ziegenhirten die Perſon ſeines Chalifen hatte vorſtellen können.

Der Jüngling ſchien in den Seelen der Menge zu leſen. Bewohner Bagdads, redete er ſie an mit majeſtätiſchem Ernſte, Ihr vermißt Euern rechtmäßigen Gebieter. Seht ihn in der Geſtalt dieſes Vogels, die er der Bosheit der abtrünnigen Geiſter verdankt. Glaubt aber nicht, daß Allah dieſe Verwandlung zugelaſſen haben würde, wenn nicht Raalkur durch ſeine Vergehungen dieſe Strafe verdient hatte. Seine Geringſchätzung der Pflichten der Religion, ſeine thörichte Leidenſchaft für die Jagd und andere einem Könige unanſtändige Ergötzungen, über denen er es verſäumte, ſich zur Erfüllung ſeiner Regentenpflichten vorzubereiten: alles dies hatte ihm Allahs Unwillen zugezogen. Jetzt aber hat ſein Leiden ein Ende, und Haſſarak, Bagdads Schutzgeiſt, iſt von Muhamed geſandt worden, den Chalifen ſeinen Unterthanen zurückzugeben.

Er berührte den Papagoi mit ſeinem Schwerte, bald ſtand Raalkur vor den Augen der gerührten Menge, deren dankbarer Jubel in den Himmel emporſtieg. Raalkur aber kniete auf dem Gerüſte nieder.

Im Staube mich demüthigend, betete er mit lauter Stimme, flehe ich Allah an um Verzeihung und Frieden. Ihm gebühret Ehre und Anbetung, und ſo wenig Er unſeres Dienſtes bedarf, ſo undankbar ſind wir, wenn wir dieſen Dienſt verabſäumen. Er empfange meine Gelübde für die treue Erfüllung meiner Herrſcherpflichten. Er verleihe mir Kraft, ſie zu üben zum Heil der Völker, die ſeine Gnade mir anvertraut hat. Es gefällt mir, ſprach Haſſarak, daß deine erſten Worte ein Dankgebet und ein frommer Entſchluß waren. Nachdem du dich aber nun vor Allah gedemüthigt haſt, Chalif, ſo beſteige deinen Thron, und beginne deine Regierung mit Gerechtigkeit über dieſe Sünder gegen Allah und Allahs Volk.

Laßt ſie alle, befahl Raalkur, das Gerüſt beſteigen, welches ſie zu anderm Zweck erbauen ließen. Aber ihr Tod zeuge nicht von der Abſcheulichkeit ihrer Verbrechen, ſondern von der Menſchlichkeit des Richters.

Und die Trabanten ergriffen die Verurtheilten, und führten ſie von dem Thron auf das Blutgerüſt, wo der Nachrichter ihrer bereits harrte. Kelanu ſtieg mit wildem Trotz hinauf, Guſſarat ſchien die Gegenwart ihres Gefährten unerträglicher zu finden, als das Schickſal, das ihr bevorſtand.

Ehe Ketanu vor dem Blocke niederkniete, stampfte er wüthend mit dem Fuße, und seine Faust und seine Augen drohten gegen die Tiefe hinab. Ich bin lebenslang ein Sclave des Bösen gewesen, sprach er dumpf. Ich habe gearbeitet und nicht eingesammelt. Ich habe mit Sorgen gesäet, und nicht in Freuden geerndtet. Ich habe den Trost Anderer vergiftet, aber es ist kein Segen in meinen Schooß gefallen! Ich bin gehaßt von den Söhnen der Menschen, verdorrt sind die Pfade, die ich betreten habe. Meine Thaten sind zu gefräßigen Geiern geworden, die mein Eingeweide zerfleischen, und die scharfen Klauen der bösen Geister harren meiner an dem Orte der Qual. Schlage denn zu, Beil, weil Allahs Blitz zögert mich zu zerschmettern, daß mein Andenken auf ewig verlösche auf Erden!

Die Häupter der Verbrecher waren gefallen. Möchten doch, sprach Hassarak zu dem Chalifen, alle deine Urtheilssprüche dem ersten gleich sein an Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Dann werden die deine Unterthanen mit Freuden gehorchen, und Allah, der die wahren Gläubigen belohnt, wird dich dereinst aufnehmen in die seligen Wohnungen seines ewigen Paradieses.

Und Hassarak spannte die glänzenden Flügel aus, und die Arme segnend über Bagdad ausbreitend, verschwand er in den Wolken. Raolkur aber und sein ganzes Volk stürzten nieder auf ihr Angesicht, und alle riefen mit Dankbarkeit und Inbrunst: Allah ist groß!

von Veldeck, s. Minnesinger.

Welschberger, s. Meistersinger.

Karl Venturini,

geboren am 30. Jan. 1771 zu Braunschweig, studirte Philosophie und Theologie zu Helmstädt, worauf er einige Zeit als Secretär des Etatsraths von Schirach zu Altona lebte. 1795 erhielt er am Erziehungsinstitute zu Kopenhagen die Stelle eines Lehrers der Statistik und Geschichte, begab sich aber nach einigen Jahren in sein Vaterland zurück und wurde Pfarrer zu Hordorf bei Braunschweig, wo er noch lebt.

Er gab heraus:

Lesebuch der Geschichtskunde älterer Zeiten. Kopenhagen, 1799.
Pythagoras und seine Zeitgenossen. Chemnitz, 1801. 2 Thle.
Muhamed Abul Casem. Kopenhagen, 1802—3. 2 Bde.
Natürliche Geschichte des großen Propheten von Nazareth. Kopenhagen, 1800—2. 3 Thle.
Chateaubriand's Genius des Christenthums. Amsterdam, 1803. 2 Thle.
Hermann der Sachsen Herzog. Kopenhagen, 1804.
Klosterzwang und Klosterfrucht. Kopenhagen, 1805.
Handbuch der vaterländischen Geschichte. Braunschweig, 1805 u. 6. 2 Thle.
Geschichte des Urchristenthums. Rom, 1807—9. 2 Thle.
Geschichte unsrer Zeit. Leipzig, 1811—14. 3 Thle.
Geschichte der spanischen und portugiesischen Thronumkehrung. Altona 1812—21. 3 Thle.
Rußlands und Teutschlands Befreiungskriege. Leipzig, 1816—19. 4 Thle.
Teutsches Heldenbuch. Braunschweig, 1821. 2 Thle.
Scandinavien und Karl XIV. Braunschweig, 1821. 2 Thle.
Margarethe von Nordheim. Leipzig, 1824. 2 Thle.
Erich Stenbock. Leipzig, 1828. 2 Thle.
Chronik des neunzehnten Jahrhunderts. Leipzig, 1828 figde.
Jean Cavalier. Leipzig, 1831. 2 Bde.

V. zeichnet sich als Historiker vorzüglich durch fleißige Studien und eine geistreiche und elegante Darstellung aus. Seine Romane erfreuen sich guter Erfindung der Situationen, treffender Charakterentwickelung und gewandter Behandlung des Stoffes. Seine früheren theologischen Schriften dagegen zogen ihm eben so heftigen Tadel zu, als sie ihm wegen des darin bewiesenen Scharfsinns und Muthes Ehre machten.

Johann Bernhard Vermehren

wurde 1774 zu Lübeck geboren, und starb, noch nicht 30 Jahre alt, als Privatdocent zu Jena am 29. November 1803.

Von ihm erschien im Drucke:

Ueber Schillers Maria Stuart, Gedicht. Jena, 1800.
Musenalmanach für 1802 u. 1803. Leipzig und Jena.
Schloß Rosenthal, ein Mährchen. Berlin, 1803.

V. schloß sich in seinen Bestrebungen der romantischen Schule an, und bemühte sich vorzüglich um Vollendung in der Form, ohne jedoch Hervorstechendes zu leisten.

Gerhard Ulrich Anton Vieth,

am 8. Jan. 1763 zu Hookfol im Jeverschen geboren; wurde Schulrath und Direktor der fürstlichen Hauptschule zu Dessau, wo er auch als 73jähriger Greis im Jahre 1836 starb.

Er veröffentlichte:

Versuch einer Encyclopädie der Leibesübungen. Ber. 1794—95. 2 Thle.
Physikalischer Kinderfreund. Berlin, 1798—1809. 10 Thle.
Sammlung einiger Schulreden. Dessau, 1818.
Lehrbücher der Mathematik und Physik ꝛc.
Einzelne Abhandlungen u. s. w.

Ein tüchtiger Pädagog, dessen trefflicher Schulreden namentlich verdienen hervorgehoben zu werden, da sie weniger als seine Lehrbücher Verbreitung fanden und viel Gutes enthalten.

Vintler, ſ. Meiſterſinger.

Jakob Vogel

war kaiſerlich gekrönter Poet und Barbier zu Stößen zwiſchen Weißenfels und Naumburg in der letzten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts. Ueber ſeine näheren Lebensumſtände iſt nichts bekannt.

Er ſchrieb:

Wandersregeln. Jena, 1617—18. 3 Thle.
Ungriſche Schlacht. Jena, 1626.

Dibactiſche und deſcriptive Reimereien im Geſchmacke ſeiner Zeit.

Nicolaus Vogt

ward zu Frankfurt a. M. im Jahre 1763 geboren, widmete ſich vorzüglich dem Studium der Geſchichte und wurde zuerſt als ordentlicher Profeſſor derſelben zu Mainz angeſtellt. Hierauf lebte er in Aſchaffenburg und ſpäter in ſeiner Vaterſtadt als großherzoglich frankfurter geheimer Legationsrath und Oberſchulinſpector; einige Jahre nachher wurde ihm auch die Senatorwürde ertheilt. Er ſtarb daſelbſt 1830.

Seine Schriften ſind:

Syſtem des Gleichgewichts. Mainz, 1785.
Ueber die europäiſche Republik. Frankfurt, 1787—92. 5 Thle.
Guſtav Adolph. Frankfurt, 1790. 2 Thle.
Heinrich Frauenlob. Frankfurt, 1792.
Rheiniſche Bilder. Frankfurt, 1793.
Das Urtheil des Paris, Faces. Frankfurt, 1792.
Shakeſpears Beruf und Triumph. Frankfurt, 1792.
Geſchichte der franzöſiſchen Republik. Frankfurt, 1792.
Syſtem des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit. Frankfurt, 1802. 2 Thle.
Anſichten des Rheins. Frankfurt, 1804.
Die Ruinen am Rhein. Frankfurt, 1809.
Die teutſche Nation und ihre Schickſale. Frankfurt, 1810.
Abriß einer Geſchichte der Teutſchen. Frankfurt, 1810.
Hiſtoriſches Teſtament. Mainz, 1814 u. 15. 3 Thle.
Rheiniſche Geſchichten und Sagen. Frankfurt, 1817. 3 Thle.
Rheiniſche Bilder. Frankfurt, 1821.

Lebendige Darſtellung, Scharfſinn und gewandte Behandlung erwarben ſeinen zahlreichen Schriften viele Freunde, reichten aber nicht hin, ihnen einen bleibenden Werth zu verleihen.

Friedrich Siegmund Voigt,

ein Sohn des 1823 verſtorbenen geheimen Hofraths und ordentlichen Profeſſors J. S. Voigt zu Jena, wurde im Octbr. 1781 zu Gotha geboren und widmete ſich der Medicin und Botanik, welche letztere er 1803 als Privatdocent zu Jena lehrte. Im folgenden Jahre wirkte er als praktiſcher Aezt in Gotha, verließ aber dieſe Stellung bald wieder, um nach Jena zurückzukehren, wo er 1807 außerordentlicher Profeſſor und Director des botaniſchen Gartens wurde. 1817 wurde er großherzoglich weimariſcher Hofrath, ſpäter geheimer Hofrath und 1818 ordentlicher Profeſſor der Botanik.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

Darſtellung des natürlichen Pflanzenſyſtems von Juſſieu. Leipzig, 1806.
Syſtem der Botanik. Jena, 1808.
Von der Wichtigkeit des Naturſtudiums. Jena, 1814.
Die Farben der organiſchen Körper. Jena, 1816.
Von dem Werthe der Naturgeſchichte. Jena, 1816.
Grundſätze einer Naturgeſchichte. Frankfurt, 1817.
Ueberſicht der Naturgeſchichte. Jena, 1819.
Syſtem der Natur und ihrer Geſchichte. Jena, 1823.
Almanach der Natur. Jena, 1832.
Cuvier, das Thierreich.
L. C. Richard, Analyſe der Frucht.
Saſſure, chemiſche Unterſuchungen.

Abgeſehen von dem wiſſenſchaftlichen Werthe, zeichnen ſich V's naturhiſtoriſche Schriften noch beſonders durch eine klare, deutliche und allgemein verſtändliche Darſtellung, der es jedoch keineswegs an Eleganz und Lebendigkeit fehlt, ſehr vortheilhaft aus.

Johannes Voigt,

geboren am 27. Aug. 1786 zu Bottenhauſen, einem Dorfe bei Meiningen, beſuchte das Gymnaſium zu Meiningen und ging von da nach Jena, um dem Wunſche ſeines Vaters gemäß, Theologie zu ſtudieren. Indeſſen zog er das Studium der Geſchichte vor und widmete ſich dieſem mit entſchiedener Liebe. — 1809 wurde er als Lehrer an das Padagogium zu Halle berufen, 1817 aber Archivdirector und Profeſſor der hiſtoriſchen Hülfswiſſenſchaften zu Königsberg und 1821 ordentlicher Profeſſor der Geſchichte daſelbſt.

Er gab heraus:

Hildebrand als Papſt Gregor VII. Weimar, 1815.
Geſchichte des Lombardenbundes. Königsberg, 1818.
Leben des Profeſſors C. J. Kraus. Königsberg, 1819.
Das Ordenshaus Marienburg in Preußen. Halle, 1820; 3. Ausgabe 1822.
Darſtellung der ſtändiſchen Verhältniſſe Oſtpreußens. Königsberg, 1822.
Geſchichte der Eidechſengeſellſchaft in Preußen. Königsberg, 1823.
Johann v. Lindenblatts Jahrbücher herausgegeben von V. und F. W. Schubert. Königsberg, 1823.
Geſchichte Marienburgs. Königsberg, 1824.
Geſchichte Preußens bis zum Untergang der Herrſchaft des teutſchen Ordens. Königsberg, 1826—30. 3 Thle.
Leben des Reichs-Burggrafen und Grafen F. F. A. zu Dohna-Schlobitten. Leipzig, 1833.

Einzelne Abhandlungen u. ſ. w. in Zeitſchriften u. ſ. w.

Unter den deutſchen Geſchichtsforſchern nimmt V. einen ſehr ehrenvollen Rang ein, wegen der in ſeinen Schriften vorherrſchenden Gründlichkeit, Klarheit und Ueberſichtlichkeit, ſo wie wegen der eleganten und geſchmackvollen Darſtellung, die er ihnen zu gleicher Zeit zu verleihen weiß.

V. Voigt, ſ. Meiſterſinger.

Traugott Gotthilf Voigtel,

geboren am 19. März 1766 zu Siersleben im Mansfeldiſchen, wurde zuerſt Lehrer am lutheriſchen Gymnaſium zu Halle, außerdem 1799 außerordentlicher Profeſſor der Philoſophie und 1804 ordentlicher Profeſſor. Hierauf legte er ſeine Stelle am Gymnaſium nieder und erhielt 1809 die zweite Oberbibliothekarſtelle daſelbſt.

Von ihm erſchien:

Verſuch eines hochteutſchen Handwörterbuchs. Halle, 1793—95. 3 Thle.

Lehrbuch der proſaiſchen Schreibart. Halle, 1802.

Geſchichte des teutſchen Reichs unter Otto dem Großen. Halle, 1802.

Handwörterbuch der teutſchen Sprache. Halle, 1804.

Verteutſchungswörterbuch. Halle, 1811.

Teutſche Geſchichte. Halle, 1818.

Verſuch einer Geſchichte des preußiſchen Staats. Halle, 1819.

Ein eben ſo gründlicher als vielſeitig gebildeter Gelehrter, machte ſich V. vorzüglich durch ſeine lexicographiſchen und theoretiſchen Schriften um die deutſche Sprache und deren Fortbildung verdient.

Gabriel Voigtländer

war um 1633 Stadtpfeifer zu Lübeck und wurde ſpäter, 1639, königlich däniſcher Feld- und Hofcomponiſt. Sein Todesjahr iſt unbekannt. — Er veröffentlichte:

Allerhand Oden und Lieder (mit Muſikbegleitung). Lübeck, 1650.

Ein glückliches und witziges Talent, das zu einer anderen Zeit und mit reicherer Bildung ausgerüſtet, gewiß Vorzügliches geleiſtet haben würde.

Heinrich Friedrich Magnus Volger

wurde am 13. Novbr. 1785 zu Hatdorf geboren, wo ſein Vater Prediger war. Er ſtudierte zu Göttingen und erhielt 1807 einen Ruf als Lehrer an das Pädagogium zu Ilefeld, welche Stelle er aber durch mancherlei Umſtände niederzulegen ſich genöthigt ſah. Als Romanſchreiber nimmt er den Namen Adolf Bühren an. —

Seine Schriften ſind:

Adolphine, die ſchöne Seiltänzerin. Braunſchweig, 1823.

Vier Wochen in Pyrmont oder wer's Glück hat führt die Braut heim. Braunſchweig, 1824.

Die Reiſe zum Martinsabend. Leipzig, 1823. 2 Thle.

Das Feuerweck, oder die ſeltſame Bekanntſchaft. Fulda, 1826. 2 Thle.

Die Erzählung auf der Flucht. Fulda, 1827.

Gute Erfindung und eine anmuthige Darſtellung verliehen ſeinen Schriften vielen Reiz, ohne ihnen jedoch Anſpruch auf künſtleriſche Vollendung geben zu können.

Wilhelm Friedrich Volger

ward am 31. März 1794 zu Nentze bei Lüneburg geboren, wo ſein Vater, aus einer hannoverſchen Patrizierfamilie ſtammend, ſelbſt Prediger war und ging 1812 nach Göttingen, um Theologie zu ſtudiren, doch folgte er bald ſeiner Neigung zu geographiſchen und hiſtoriſchen Forſchungen. Er erwarb zu Göttingen die philoſophiſche Doctorwürde und wurde, nach ſeiner Heimkehr nach Lüneburg, 1815 erſter Collaborator am Johanneum, dann Subconrector und 1830 Rector daſelbſt. 1836 erhielt er dazu die Direction der zwei Jahre früher errichteten Realklaſſen.

Von ihm erſchien:

Länder- und Völkerkunde. Hannover, 1820; 2. Auflage, 1833.

Lehrbuch der Geographie, erſter Curſus. Hannover, 1839; 9. Aufl.

Lehrbuch der Geographie, zweiter Curſus. Hannover, 1839; 5. Aufl.

Lehrbuch der Geographie, dritter Curſus. Hannover, 1837; 2. Aufl.

Handbuch der Geographie. Hannover, 1836; 4. Aufl.

Lehrbuch der Geſchichte, erſter Curſus. Hannover, 1836; 4. Aufl.

Lehrbuch der Geſchichte, zweiter Curſus. Hannover, 1836; 2. Aufl.

Einer der gründlichſten und zuverläſſigſten Geographen neuerer Zeit hat V. vorzüglich durch ſeine trefflichen Lehrbücher großen und bleibenden Nutzen geſtiftet.

Christian Daniel Voß

wurde am 24. Aug. 1761 zu Quernm bei Braunschweig geboren. Nachdem er seine Studien absolvirt hatte, erhielt er eine Hauslehrerstelle zu Braunschweig und 1788 wurde er als Lehrer an das Pädagogium nach Halle berufen, in welcher Stellung er bis zum Jahre 1799 blieb, wo er eine Professur des Staatsrechts und der Kameralwissenschaften an der dortigen Universität erhielt; auch ertheilte ihm der weimarische Hof den Titel eines herzoglich weimarischen Rathes. Sein Todestag ist der 27. April 1821.

Von ihm erschien im Druck:

Eduard, eine Geschichte. Leipzig, 1790. 2 Thle.
Historische Gemälde. Leipzig, 1790—93. 4 Thle.
Geschichte des Hauses Stuart. Leipzig, 1794—97. 4 Thle.
Geschichte der englischen Revolution. Berlin, 1797.
Das Jahrhundert der Aufklärung. Altona, 1797—1800. 5 Thle.
Handbuch der allgemeinen Staatswissenschaft. Leipzig, 1797—1802. 6 Thle.
Versuch über die Erziehung für den Staat. Leipzig, 1799. 2 Thle.
Geist der merkwürdigsten Bündnisse und Friedensschlüsse des 18. und 19. Jahrhunderts. Gera, 1801—4. 5 Thle.
Aufstand beim Anfange des 19. Jahrhunderts. Leipzig, 1802—14. 2 Thle.
Parallelen. Amsterdam, 1809—12. 2 Thle.
Die Zeiten. Weimar, Halle u. Leipzig, 1805—19.

Scharfsinn, Geist, Gewandtheit und Vielseitigkeit erwarben seinen Schriften großen Beifall und seinem Journal: die Zeiten, einen ausgebreiteten Kreis von Lesern.

Johann Heinrich Voß

am 20. Februar 1751 zu Sommersdorf im Mecklenburgischen geboren, konnte nach beendigter Schulzeit durch die Armuth seines Vaters, der seit 1772 als Schulmeister seine Familie dürftig ernährte, die Universität nicht eher beziehen, bis er, von 1769—1772 als Hauslehrer auf Ankershagen, sich selbst einige Mittel dazu verschafft hatte. Aber sein akademisches Leben gab ihm für seine trübe Jugend Ersatz! Er wurde Eins der thätigsten Mitglieder des Göttinger Dichterbundes, dessen Freuden und Anregung er drei Jahre lang genoß. Außer Heyne zogen ihn die Docenten wenig an. Seit 1775 lebte er einige Jahre zurückgezogen zu Wandsbeck unweit Hamburg, des alten Asmus Lieblingssitz. 1778 wurde er Rector zu Ottendorf im Lande Hadeln, 1782 erhielt er dasselbe Amt zu Eutin. 1786 ernannte ihn der Prinz Peter Friedrich Ludwig zu Holstein-Gottorp zum Hofrathe; derselbe setzte ihm 1802, als er wegen seiner Kränklichkeit das Schulamt niederlegen mußte, eine lebenslängliche Pension von 600 Thalern aus. Seiner Freiheit sich bedienend zog er nach Jena; doch war das dortige Klima seiner Gesundheit nachtheilig. Daher brachte er seine letzten Jahre in Heidelberg zu, wo er durch eine neue Pension des Kurfürsten von Baden in äußerlich glücklichen Verhältnissen lebte. Nur verbitterte er seine Tage durch die heftigsten Streitigkeiten, die er als Vorkämpfer des rationalen Protestantismus gegen den Symboliker Creuzer zu Heidelberg und gegen Leopold Stolberg führte, als dieser zu Münster „ein Unfreier geworden war". Er starb am 30. März 1826.

Seine deutschen Schriften sind:

Sämmtliche Gedichte. Königsberg, 1802. 7 Thle.
Ausgabe letzter Hand. Königsberg, 1826. 4 Thle.
Uebersetzung von Homer. 4 Thle.
Ovid. 2 Thle. Virgil. 3 Thle. Hesiod und Achäus, Horaz, 2 Thle.
Tibull und Lygdamus, Theocrit, Bion, Moschus, Aristophanes. 3 Thle.
Shakespeare, bis 1829. 9 Thle.
Mythologische Briefe. Königsberg, 1794. 2 Thlr. neue Ausg. 3 Thle. 1827.
Ueber Gleim's Briefsammlung. Heidelberg, 1807.
Ueber Göz und Ramler. Mannheim, 1809.
Abriß meines Lebens. Rudolstadt, 1808.
Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier? im Sophronizon 1819.
Bestätigung der Stolbergschen Umtriebe. Stuttgart, 1820.
Voß gegen Perthes. Stuttgart, 1822.
Antisymbolik. Stuttgart, 1824—26. 2 Thle.
Kritische Blätter. Stuttgart, 1828. 2 Thle.
Briefe, herausgegeben von A. Voß. Halberstadt, 1829.

Ueber diesen für deutsche Geistesbildung so bedeutenden, in neuerer Zeit von einer Partei eben so heftig angefeindeten, wie von der anderen über die Gebühr gepriesenen Mann, urtheilt, namentlich was seine früheren Leistungen als Dichter und Uebersetzer betrifft, am Unbefangensten der treffliche Bouterwerk in seiner Geschichte der Poesie und Beredsamkeit Th. 11 S. 400 mit folgenden Worten: „Natureinfalt, mit Ernst und Würde verbunden, ist die Grundlage seiner Dichtungen. Wo der Scherz in ihnen sich hören läßt, weicht er nie aus der Bahn der besonnensten Sittlichkeit. Klar und wahr treten die Gedanken und Bilder hervor. Das Gefühl, das aus ihnen spricht, ist warm aus der Seele gequollen, ohne irgend einen Zusatz von schwärmerischer Selbstdetheörung. Die Phantasie des Dichters steht immer unter der Aufsicht eines prüfenden Verstandes. Die Form dieser Gedichte ist überall fest und bestimmt. Die deutsche Sprache hat außer Klopstock kein anderer so gründlich studirt, und keiner hat ihr so viele Geheimnisse entlockt, die ihm nicht verborgen bleiben dürfen, wer sie ganz als Meister beherrschen will. Das Verdienst, das echte Volkslied im Geiste des Zeitalters gebildet zu haben, theilt Voß mit Bürger; aber in Voß'ens Volksliedern und auch in seinen übrigen lyrischen Gedichten und Elegien erkennt man noch mehr die Grundzüge des deutschen Nationalcharakters. In der Poesie der Ode ist Klopstock Voß'ens Muster geblieben. Auch der Ausdruck religiöser Gefühle in mehreren der vorzüglichsten dieser Oden ist klopstockisch, nur ohne die Dunkelheit, die Klopstock für keinen Fehler hielt, wo er Andern zu errathen gab, was ihm selbst klar war. Seitenstücke zu den Liedern von Voß sind seine idyllischen Gedichte. Auch sie sind, ungeachtet der antiken Form in Hexametern und in einem zum Theil theokritischen, zum Theil homerischen Style, so nationaldeutsch, wie wenig andere Gedichte in der deutschen Literatur. Sie versetzen uns weder in ein griechisches, noch in ein romantisches Arkadien, noch in die ideale Unschuldswelt Geßner's. Das ländliche Leben, das den Dichter im nördlichen Deutschland umgab, spiegelt sich in diesen Nachbildungen der Wirklichkeit so klar, als ob die Phantasie nur ein geringes Verdienst um sie hätte. Aber eben darin zeigt sich die Kunst

dieſer treuen Naturgemälde, daß der Dichter, ohne ſie zu idealiſiren, der gemeinen Wirklichkeit das entzogen hat, wodurch ſie zurückſtoßend wird, und daß er mit der feinſten Beſtimmtheit das Anziehende hervorgehoben hat, das eine poetiſche Bildung annimmt. Eine ſolche Gattung von Idyllen gab es vorher nicht in deutſcher Sprache. Beſonders hat das ländliche Gedicht Luiſe, das dieſe idylliſche Poeſie auf eine ähnliche Art erweitert, wie Geßner der ſeinigen durch den erſten Schiffer einen größeren Umfang gab, die Zuneigung verdient, die es bei dem Publicum gefunden hat. Von komiſchen Idyllen, die nicht Paradoxien ſein ſollen, wußte man auch in Deutſchland nichts, bis die von Voß ſogar den plattdeutſchen Dialekt der holſteiniſchen und mecklenburgiſchen Bauern zu einer Dichterſprache in Hexametern machten. Durch alle dieſe ländlichen Gedichte iſt der Hexameter auf eine ſolche Art in der deutſchen Sprache nationaliſirt, daß er ſeitdem das Fremdartige, das ihm noch anhing, völlig verloren hat, und mit Dichtungen, die ſich dem Volksliede nähern, eben ſo gut harmonirt, wie mit Klopſtock's Epos. Ueber den Werth der Ueberſetzungen der griechiſchen und römiſchen Dichter, die durch Voß'ens Talent, die deutſche Sprache in allen ihren Gelenken zu bewegen, in Deutſchland ganz, wie ſie lebten, aus den Gräbern hervorgerufen zu ſein ſchienen, wird man künftig ein ſicheres Urtheil fällen können, wann die Zeit gelehrt haben wird, ob die deutſche Sprache an die durch dieſe Ueberſetzungen ihr eingedrückten griechiſchen und lateiniſchen Formen ſich gewöhnen kann. Gewiß iſt, daß es in keiner neueren Sprache eine Ueberſetzung der homeriſchen Gedichte giebt, die der deutſchen von Voß den Vorrang im Ganzen ſtreitig machen dürfte. Auch um die Vervollkommnung der deutſchen Versкunſt nach Grundſätzen hat ſich kein Dichter ſo verdient gemacht, wie dieſer. Auf ſeine Zeitmeſſung der deutſchen Sprache, am Ende der Ausgabe ſeiner Schriften vom Jahre 1802, wird jede künftige Metrik, die dieſe Bemühungen fortſetzt, ſich beziehen müſſen."

Morgenlied.

Erwacht in neuer Stärke,
Begrüß' ich, Gott, dein Licht,
Und wend' auf deine Werke
Mein frohes Angeſicht.
Wie herrlich ſtrahlt die Sonn' empor,
Und weckt des Lebens lauten Chor!

Wie ſel'gen all' ermattet
Und ſehnten uns nach Ruh;
Da ſchloß, von Nacht umſchattet,
Dein Schlaf die Augen zu.
In Neſt und Höhle lag das Thier,
Gedehnt auf weichem Lager wie.

Da floß aus deiner Fülle
Erquickung unbemerkt;
Wie lagen ſanft in Stille,
Aufathmend und geſtärkt;
Wir fühlten unſer Leben kaum,
Und um uns ſpielt' ein leichter Traum.

Bald hellte ſich die Feühe
In kühlen Morgenwehn.
Auf Einmal ſteigt, o ſiehe!
Die Sonne roth und ſchön;
Erſt Berg und Wipfel, dann das Thal,
Mit Thau betröpfelt, glühn im Strahl.

Von Jubeln lebts und webet
Durch Feld, Gebüſch und Luft;
Das Vieh voll Muthes ſtrebet,
Und ſchnaubt den friſchen Duft.
Das Vöglein ſchüttelt ſich vom Thau,
Fliegt auf, und ſinkt im hellen Blau.

Mit heitrer'm Aug' und ſinnend
Geht nun der Menſch, und ſchafft,
Sein Tagewerk beginnend,
Voll Luſt und junger Kraft;
Er geht mit Singen und Gebet;
Und was er vornimmt, das geräth.

Gott, deine Sonne raget,
Und ſtrahlt uns Lieb' und Macht!
Wahl uns hinfort, wenn's taget
Nach unſrer letzten Nacht!
O Gott! in deinem Sonnenſchein,
Wer wollte nicht auch gern erfreu'n?

Waldgeſang.

Grüne Dämmerung des Haines
Schattet uns umwebend,
Sanfter Glanz des Sonnenſcheines
Blinkt durch Laub, es blinkt des Weines
Glanz entgegen, bebend.

Heit'res Auges ſeh'n wir alle
Unter blauem Himmel,
Hell erklingen uns Kryſtalle,
Mit Geſang und Vögelſchalle
Durch das Laubgewimmel.

Mägdlein, friſcher heut und ſöther,
Schaffen Reiz dem Feſte:
Sonnenhell der Augenäther,
Schalten ſie, wie leichtgewehter
Blumenduft im Weſte.

Schmachtend ſingt aus jungen Sproſſen
Philamel'; o höret!
„Bald iſt unſre Zeit verfloſſen!
Liebt und freut euch, o Genoſſen,
Weil der Frühling währet!"

Reigen.

Sagt mir an, was ſchmunzelt ihr?
Schiebt ihr's auf das Kirmeßbier?
Daß ich ſo vor Freude kräh,
Und auf einem Bein mich drehe?
Schnecken um und um!

Kommt die ſchmucke Binderin
Euch denn gar nicht in den Sinn,
Die mich wirft mit Haſelnüſſen,
Und dann ſchreit: Ich will nicht küſſen!
Nun, ſo ſchert euch zum...!

Dieſen Strauß und dieſen Ring
Schenkte mir das kleine Ding!
Seht, ſie dorcht! Komm her, mein Engel!
Tanz' einmal mit deinem Bengel!
Dudeldidel dum!

Fiedlee, fiedelt nicht ſo lahm;
Wie ſind Braut und Bräutigam!
Fiedelt friſch; ich mach' es richtig!
Und beſtreicht den Bogen tüchtig
Mit Kalfanium!

Poliſch muß hübſch luſtig gehn,
Daß die Röcke hinten wehn!
Wart', ich werd' euch 'mal kuranzen!
Meint ihr, Teöbler, Bären tanzen
Hier am Seil herum?

Heiſa luſtig! nun kommt her!
Unten, oben, kreuz und quer,
Laß uns Arm in Arm verſchränken,
Und an unſern Brauttanz denken!
Heiſa! rund herum!

Ha! wie ſchön das Hackbrett ſummt,
Und der alte Brummbaß brummt!

Ha! wie drehn ſich rings ohn' Ende
Hüt' und Hauben, Thür' und Wände!
Dudeldidel, dudeldidel dum!
Dudeldidel dum dum dum!

An Selma.

Du jungfräulicher Geiſt, gleich den Vollendeten
Schon im Staube verklärt: ſchmachtet umſonſt mein Blick,
Deiner Herrlichkeit Abglanz,
Jene Blüthengeſtalt, zu ſchau'n?

Ach! ſo war mir zur Qual dieſes phantaſtiſche
Herz, das geniustrunkne Zaubergebilde ſchafft,
Dann in nichtiger Sehnſucht
Nach dem fliehenden Traume ſtrebt!

Traum! Den göttlichen Traum bildet' ihr Seraph mir!
Ihren ahnenden Wunſch hüllt' er in Morgenglanz,
Bracht' in Düften des Schlummers
Dann die heilige Bildung mir!

Uns, zur Liebe geweiht, ach! zu der innigſten
Seelenliebe geweiht: warum beſtrahlt der Mond,
Still die Welten durchwandelnd,
Uns durch Hügel und Thal getrennt?

Oft beſeelteſt du uns, Liebe; doch unerkannt
Schien dein Odem uns bald ſäuſelnder Frühlingshauch,
Bald ein Nachtigallſeufzer,
Bald Erfriſchung der Sommernacht.

Liebend pflückten wir oft thauige Roſen uns,
Oft Violen zum Strauß, ſchwebten in Blüthenduft
Mit Geſang, wie die Vögel
Durch den ſchimmernden Aether, hin.

Liebelnd hörten wir oft murmeln den Eichenbach,
Sah'n aufſteigen den Mond, ſchwinden das Abendroth
Voll ſüßſchwärmender Wehmuth,
Dachten Tod und Unſterblichkeit.

Schon im himmliſchen Thal, wo wir, noch Seelen nur,
Träumtrn, ſpielten wir ſtets unter demſelben Strauch,
Pflückten einerlei Blumen,
Horchten einerlei Harmonieen.

Ach! wann dämmerſt du einſt? Eile, geflügelter!
Selma ſeufzet dir auch! Eile, du Wonnetag,
Der zu meiner Geliebten
Ueber Hügel und Thal mich führt!

Selma, wenn dir alsdann ſchnelle Vergeſſenheit
Deiner leichteren Tracht, wenn dir der Wangen Gluth
Und des klopfenden Herzens
Ahnung ſagte, daß ich es ſei!

Die Sterne.

Fleug auf durch Gottes Sternenheere,
Mein wonnetrunkner Geiſt,
Hin, wo die letzte trübe Sphäre
Am grauſen Chaos kreiſt!
Wie hehr ſich Millionen Himmel
Um Millionen Sonnen dreh'n!
Wie rollt der Sonnen Glanzgewimmel
Aus tiefſter Fern' in höchſte Höh'n!

Entbrannt von Mutterlieb' umſchweben
Sie, Gott, dein Angeſicht,
Die Sonnen rings, und ſchöpfen Leben
Aus deinem Quell, und Licht;
Und tränken Töchter jed' und Söhne,
Euch, Erden, und ihr Monde weit!
Ihr taumelt, ſatt der Kraft und Schöne,
Und donnert Gottes Herrlichkeit!

„O Vater!" preiſt ihr hohes Klanges:
„Du hülleteſt uns in Glanz!
„Du lehrteſt, froh des Preisgeſanges,
„Uns Harmonie und Tanz!
„Den Felſenleib, durchbraust von Meeren,
„Erſchuf voll Keim' uns deine Hand:
„Daß Pflanz' und Leben wir gebären,
„Und wimmle Waſſer, Luft und Land!

„Du ſchmückſt der Berge Haupt mit Wäldern,
„Mit Erz der Berge Schooß;
„Du ſchenkſt Getreid' und Kraut den Feldern,
„Der Wildniß Heid' und Moos!
„Vom Eis des Pols zum Sonnenfeuer,
„Von Alpenhöh'n zur tiefſten Fluth,
„Schwärmt zahmes Vieh und Ungeheuer,
„Gewürm und Fiſch und Vögelbrut!

„Doch herrſchend ragt in ſeiner Stärke
„Der Geiſt, von Staub umhüllt,
„Das Wunder deiner Wunderwerke,
„Der Menſch, dein Ebenbild.
„Er forſcht, und ſtaunt, der Weſen Leiter
„Vom Sandkorn bis zum Engelchor,
„Voll Zweck und Eintracht, und ſteigt weiter
„Zur Weisheit und zur Lieb' empor.

„Aufrecht das Haupt zu ew'ger Schöne,
„Verſchmäht er, was nur nährt,
„Und ſchauet tief des Staubes Söhne
„Dem Staube zugekehrt;
„Er, Himmelsſohn, der Willkühr Schranken
„Nicht duldend, keines Glaubens Knecht,
„Erhöht Gedanken auf Gedanken,
„Und ſchwebt in Gottes Licht und Recht.

„Durch Drangſal, Gott, und harte Mühe,
„Regſt du des Geiſtes Kraft,
„Damit ſein ſchwang'rer Keim entblühe
„Zu edler Wiſſenſchaft.
„Und wann, am ſtaten Licht verſchmachtet,
„Die Wiſſenſchaft zu Trägheit welkt:
„Schnell ſtürmſt du, daß die Heitre nachtet,
„Von ſchwarzem Wahn und Trug umwölkt.

„Bald ringt der Geiſt hindurch zur Klarheit,
„Der Urkraft ſich bewußt,
„Vertraut der ſelbſteerung'nen Wahrheit,
„Und ahnet Himmelsluſt.
„Ihm lächelt ſelbſt der Tod, ein Retter!
„Es dorre Laub vom Herbſt verſtreut,
„Es ſäuſle Mai um junge Blätter;
„Der Weiſe denkt Unſterblichkeit.

„Lobſingt durch aller Himmel Ferne!
„Ein Retter iſt der Tod!
„Im Reigentanz, ihr Morgenſterne,
„Lobſingt unſerm Gott!
„Und Vorgefühl des beſſern Lebens
„Durchſchaur' ihn, ſanft hinabgethaut,
„Wer durch die Nacht, voll heißes Strebens,
„Empor zu unſerm Reigen ſchaut!"

Die Verehelichung.

Der Geiſteswildheit Nacht voll Grauen
Lag öd' und dumpf auf Deutſchlands Gauen;
Da wandte Gott ſein Angeſicht,
Und rief herab: Es werde Licht!
Die Nacht verdämmert; Dämm'rung ſchwindet:
Der Wild', ein kaum belebter Klos,
Wird Menſch, blickt um ſich, und empfindet,
Was war und edel iſt und groß.
Wir alle! wir alle!
Wir heben Herz und Hand!
Es rufe Mann und Weib, das Kind am Buſen lalle:
Heil, Freiheit, die! Heil, Vaterland!

Vernunft, durch Willkühr erſt befehdet,
Doch kühn und kühner, ſingt und redet
Von Menſchenrecht, von Bürgerbund,
Von aller Satzung Zweck und Grund.
In Zauberſchrift umhergeſchwungen,
Fliegt tauſendfach der weiſe Schall,
Hat bald des Volkes Herz durchdrungen,
Und ſchafft Gemeinſinn überall.
Wir alle! wir alle!
Wir heben Herz und Hand!
Es rufe Mann und Weib, das Kind am Buſen lalle:
Heil, Freiheit, dir! Heil Vaterland!

Nicht herrſcht durch fremder Formeln Düſter
Hinfort Gerichtsherr oder Prieſter;
Das Volksgeſetz wägt grad' und gleich
Gerechtigkeit für Arm' und Reich'.
Nicht mehr verfolgt wird Lehr' und Meinung,
Nicht gilt für Gottesdienſt ein Brauch.
Nur Lieb' iſt aller Kirchen Einung,
Der Tempel und Moskeen auch.
Wir alle! wir alle!
Wir heben Herz und Hand!
Es rufe Mann und Weib, das Kind am Buſen lalle:
Heil, Freiheit, dir! Heil, Vaterland!

Nur Tugend, nicht Geburt, giebt Würde;
Vertheilt nach Kraft iſt Amt und Bürde!
Der bauet Kunſt, Gewerb' und Saat;
Der ſchmückt den Geiſt, der Heer und Staat;
Der, gegen Feind' und Unterdrücker,
Trägt Obermacht zu treuer Hut,
Und giebt, des treuen Volks Beglücker,
Ihm Rechenſchaft von Hab' und Blut.
Wir alle! wir alle!
Wir heben Herz und Hand!
Es rufe Mann und Weib, das Kind am Buſen lalle:
Heil, Freiheit, dir! Heil, Vaterland!

Was zittert ihr, der Staaten Wächter?
Bereelt ſtrebt das Volk, nicht ſchlechter!
Vom Mißbrauch nur geneſt der Thron,
Vom Wahne nur Religion!
Die Feſſel ſtrengt ihr an? Vergebens!
Nur Freiheit ruft uns unſer Gott!
Dem Geiſt im Vollgefühl des Strebens
Iſt aller Welten Macht ein Spott!
Wir rufen! wir alle!
Wir heben Herz und Hand!
Es rufe Mann und Weib, das Kind am Buſen lalle:
Heil, Freiheit, dir! Heil, Vaterland!

An Selma.

Denkt mein Mädchen an mich? Balſamiſcher duftet der Garten
Nach dem Regen, und Glanz träufelt am grüneren Buſch.
Aber ich hefte den Blick auf den Bach, der voller hinabſtürzt,
Gleite ſanft wie ein Traum gegen die ſchäumende Fluth,
Und mein horchendes Ohr hört leiſen Laut, wie des Mädchens
Liebe ſeufzendes Ach, tief in des Falles Geräuſch.
Denkt mein Mädchen an mich? und erfüllt mit zitternder Ahnung
Hier in Blumengedüft, etwa ihr Engel mein Herz?
O ſo beſchwör' ich dich bei des Mädchens reinſter Empfindung,
Die ihr mit Himmelswonn' Augen und Wangen verklärt;
Zeige mir die Geſtalt der Herrlichen, welche voll Tiefſinn,
Fern auf verlaſſener Flur, ihres Erkorenen denkt!
Irrt ſie im dunten Thale, von frohen Geſpielen genöthigt,
Stumm, den grünen Hut über die Augen geſenkt;
Pflückt ohn' Abſicht Blumen, und ſpeingt itzt freudig zur Blüthe
Jenes Hollunders, der einſt unſere Küſſe verbarg?
Oder zum rieſelnden Quell, den in hohler Hand ſie bei Mondſchein
Einſt zu trinken mir bot? Spielte ſie zögernd im Quell,
Unachtſam des Getändels um ſie; und liſpelt vergebens
Ihr die Freundin ins Ohr: Mädchen, du biſt ja ſo ſtill?
Oder ſitzt ſie einſam im grünen Dunkel der Laube,
Auf der Stelle, wo einſt mir an dem Herzen ſie lag?
Die ihr die ſonnigen Blatter mit duftender Kühle durchathmet,
Weht mir den Roſenbuſch, freundliche Weſte, zurück!
Ach! ſie lehnt die Stirne, von braunen Locken umflattert,
Hingeſenkt auf die Hand, an den gebogenen Aſt;
Thränen netzen die Hand und die glühende Wange; ſie ſeufzet,
Nennet mich, und ſchwer zittert ihr Buſen empor.
Selma, Selma! weine nicht ſo! Du weineſt um mich zwar;
Aber es bricht mir das Herz, Beſte, dich weinen zu ſehn.
Der mit ſegnendem Blicke ſo ähnlich unſere Seelen
Schuf, ſo wunderbar uns beide vereinigte, Gott,
Unſer Vater, beſchied uns Trennungen; aber nicht zürnend
Bald vereint uns, bald! wiedee ein ewiger Bund!
Still! ſie othmet leiſ, auf die müde geweinten Wimper
Gießt mein Genius ihr duftigen Schlummer herab,
Und umſtrahlt ihr den Geiſt mit des heiligen Tages Erſcheinung,
Der den Locken der Braut Roſen und Myrthen umflicht:
Athemlos umarmt ſie des Bräutigams Bild, und mit holdem,
Wolluſt ſchmachtendem Laut deucht ſie ihn feſter ans Herz,
Bebt! und wie Abendroth auf regendeträufelter Roſe,
Schimmert ein Lächeln ſanft über ihr naſſes Geſicht.

Der ſiebzigſte Geburtstag.

Auf die Poſtille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens,
Saß der redliche Tamm in dem Lehnſtuhl, welcher mit Schnitzwerk
Und braunrothem Juchten voll ſchwellender Haare geziert war:
Tamm, ſeit vierzig Jahren in Stolp, dem geſegneten Freidorf,
Organiſt, Schulmeiſter zugleich, und ehrſamer Küſter,
Der ſeit Allen im Dorf, bis auf wenige Greiſe der Vorzeit,
Einſt Taufwaſſer gereicht, und Sitte gelehrt und Erkenntniß,
Dann zur Trauung geſpielt, und hinweg ſchon Manchen geſungen.
Oft nun faltend die Händ', und oft mit lauterem Murmeln
Las er die tröſtenden Sprüch' und Ermahnungen. Aber allmählig
Starrte ſein Blick und er ſank in erquickenden Mittagsſchlummer.
Feſtlich prangt der Greis in geſtreifter kalmankener Jacke;
Und bei entglittener Brill' und ſilberfarbenem Haupthuur
Lag auf dem Buche die Mütze von violettenem Sammet,
Mit Fuchspelze verbrämt und geſchmückt mit goldner Troddel.

Denn er feierte heute den ſiebzigſten frohen Geburtstag,
Froh des erlebten Heils. Sein einziger Sohn, Zacharias,
Welcher als Kind auf dem Schemel gepredigt, und, von dem Pfaerer
Auserſehn für die Kirche, mit Noth vollendet die Laufbahn
Durch die lateiniſche Schul' und die theuere Akademie durch,
Der war jetzt einhellig erwählteter Pfarrer in Merlitz,
Und ſeit Kurzem vermählt mit der wirklichen Tochter des Vorfahrs.
Fernher hatte der Sohn zur Verherrlichung ſeines Geburtstags
Edlen Toback mit der Fracht und ſtärkende Weine geſendet,
Auch in dem Briefe gelobt: er ſelbſt und die freundliche Gattin,
Hemmeten nicht Hohlweg' und verſchneiter Gründe die Durchfahrt,
Sicherlich kämen ſie Beide, das Feſt mit dem Vater zu feiern,
Und zu empfahn den Segen von ihm und der würdigen Mutter.
Eine verſiegelte Flaſche mit Rheinwein hatte der Vater
Froh ſich geſpendet zum Mahl, und mit Mütterchen auf die Geſundheit
Ihres Sohnes Zacharias geklinkt und der freundlichen Gattin,
Die ſie ſo gern noch ſähen, und Töchterchen nennten, und bald auch
Mütterchen, ach! an der Wiege der Enkelin oder des Enkels.
Viel noch ſprachen ſie fort von Tagen des Grams und der Troſtung,
Und wie ſich Alles umher auflöſ' in behagliches Alter.

„Gutes gewollt, mit Vertrauen und Beharrlichkeit, führet zum Ausgang!
Solches erfuhren wir ſelbſt, du trauteſte; ſolches der Sohn auch!
Hab' ich doch immer geſagt, wenn du weineteſt: Frau nur geduldig!
Bet' und vertrau'! Je großer die Noth, je näher die Rettung!
Schwer iſt aller Beginn; wer getroſt fortgehet, der kommt an!"

Feuriger rief es der Greis, und las die erbauliche Predigt
Nach, wie den Sperling ernahr' und die Lilie kleide der Vater.
Doch der balſamiſche Trank, der nttende, löſte dem Alten
Sanft den behagtichen Sinn, und duftete ſüße Betäubung.

Mütterchen hatte mit Sorg' ihr freundliches Stübchen geziert,
Wo von der Schule Geſchäft ſie ruheten, und mit Bewirthung
Rechtliche Gäſt' aufnahmen, den Prediger und den Verwalter:
Hatte gefegt und gemuhlt, und mit feinerem Sande geſtreuet,
Reine Gardinen gehängt am Fenſter und tuſtigen Alkou,
Mit rothblumigem Teppich gedeckt den eichenen Klapptiſch,
Und das beſtaubte Gewächs am ſonnigen Fenſter gereinigt,
Knoſpende Roſ' und Levkoj' und ſpaniſchen Pfeffer und Goldlack
Samt dem grünenden Kord Mutilien hinter dem Ofen.
Ringsum blinkten geſcheuert die zinnernen Teller und Schüſſeln
Auf dem Geſims; auch hingen ein Paar ſtettiniſche Krüge
Blaugeblümt an den Pflöcken, die Feuerklicke von Meſſing,
Beſen und Mandelholz, und die zierliche Elle von Nußbaum.
Aber das grüne Klavier, vom Greiſe geſtimmt und beſaitet,
Stand mit bebildertem Deckel, und ſchimmerte; unten befeſtigt
Hing ein Pedal; es lag auf dem Pult ein offnes Choralbuch.
Auch den eichenen Schrank mit geflügelten Knöpfen und Schnörkeln,
Schraubenförmigen Füßen und Schlüſſelſchilden von Meſſing—

Ihre ſelige Mutter, die Küſterin, kauft ihn zum Brautſchatz — Hatte ſie abgeſtäubt und mit glänzendem Wachſe gebonet. Oben ſtand auf Stufen ein Hund und ein zügelnder Löwe, Beide von Gyps, Trinkgläſern mit eingeſchliffenen Bildern, Zwe'n Theetöpfe von Zinn, und irdene Taſſen und Aepfel.

Als ſie den Greis wahrnahm, wie er ruht' in athmendem Schlummer,
Stand das Mütterchen auf vom binſenbeflochtenen Spinnſtuhl,
Langſam, trippelte dann auf knierendem Sande zur Wanduhr
Leiſ', und knüpfte die Schnur des Schlaggewichts an den Nagel,
Daß ihm den Schlaf nicht ſtörte das klingende Glas und der Gukguk.
Jetzo ſah ſie hinaus, wie die ſtöbernden Flocken am Fenſter
Rieſelten, und wie der Oſt dort wirbelte, dort in den Eſchen
Rauſcht' und die Spuren verwehte der hüpfenden Krähen am Scheunthor.
Lange mit ernſtem Geſicht, ihr Haupt und die Hände bewegend,
Stand ſie vertieft in Gedanken, und flüſterte halb, was ſie dachte:

„Lieber Gott, wie es ſtürmt und der Schnee in den Gründen ſich aufhäuft!
Armer, wer jetzt auf Reiſen hindurch muß, ferne der Einkehr!
Auch wer, Weib zu erwärmen und Kind, auswandert nach Reisholz,
Hungrig oft und zerlumpt! Kein Menſch wohl jagte bei ſolchem
Wetter den Hund aus der Thür, wer ſeines Viehs ſich erbarmet!
Dennach kommt mein Söhnchen, das Feſt mit dem Vater zu feiern!
Was er wollte, das wollt' er, von Kind auf! Gar zu beſonders
Wühlt mir das Herz! Und ſeht, wie die Katz' auf dem Tritte des Tiſches
Schnurrt, und das Pfötchen ſich leckt, und Bart und Nacken ſich putzet!
Das bedeutet ja Fremde, nach aller Vernünftigen Urtheil!"

Sprach's, und trat an den Spiegel, die feſtliche Haube zu ordnen,
Welche der Vater verſchob, mit dem Knie ausgleichend den Zwieſpalt;
Denn er leerte das Glas auf die Enkelin, ſie auf den Enkel.
„Nicht ganz ſchäme ſich meiner die Frau im modiſchen Kopfzeug!"
Dachte ſie leiſ' im Herzen und lächelte ſelber der Thorheit.

Neben dem ſchlummernden Greis, an der andern Ecke des Tiſches,
Deckte ſie jetzt ein Tuch von feingemandeltem Drillich,
Stellte dann die Taſſen mit zitternden Hände in Ordnung;
Auch die blecherne Doſe, und darin großklumpigen Zucker,
Trug ſie hervor aus dem Schrank und ſcheuchte die ſumſenden Fliegen,
Die ihr Mann mit der Klappe verſchont zur Wintergeſellſchaft;
Auch dem Geſimſ' enthob ſie ein Paar Thonpfeifen mit Poſen,
Grün und roth, und legte Toback auf den zinnernen Teller.

Als ſie drinn umher den Empfang der Kinder bereitet,
Ging ſie hinaus nachſichtig, damit nicht knarre der Drücker,
Aus der Geſindeſtube darauf, vom rummelnden Spulrad,
Rief ſie, die Thür halb öffnend, Marie, die geſchäftige Hausmagd,
Welche gehaſpeltes Garn von der Wind' abſpulte zum Weben,
Haſtiges Schwungs, von dem Weber gemahnt und eigenem Ehrgeiz.
Heiſer ertönte der Ruf; und gehemmt war plötzlich der Umſchwung:
„Flink, lebendige Kohlen, Marie, aus dem Ofen geſcharret,
Dicht an die Platte der Wand, die den Lehnſtuhl wärmet im Rücken,
Daß ich friſch (denn er ſchmeckt viel kräftiger) brenne den Kaffee!
Heize mit Kien dann wieder und Torf, und büchenem Stammholz,
Ohne Geräuſch, daß nicht aus dem Schlaf aufwache der Vater!
Sinkt das Feuer in Gluth, dann ſchieb den knorrigen Klotz nach,
Der in die Nacht fort glimme, dem leidigen Froſte zur Abwehr!
Siebzigjährige ſind nicht Feöſtlinge, wenn ſie im Sommer
Gern an der Sonn' ausruhn und am wärmenden Ofen im Winter!
Auch für die Kinderchen wohl braucht's gründliche Wärme zum Aufthaun!"

Und der Ermahnenden folgte Marie, und ſprach im Herausgehn:
„Barſch durchkältet der Oſt; wer im Sturm laufreiſet, iſt muntling;
Nur ein mähliges Paar, wie das unſrige, dammelt hindurch wohl!
Wärmenden Trank auch bracht' ich den Kälberchen heut' und den Milchkühn,
Auch viel wärmende Streu in das Fach. Schönmädchen und Blüming
Brummten am Trog, und leckten die Hand, und ließen ſich kraueln."

Sprach's; und ſobald ſie dem Ofen die funkelnden Kohlen entſcharret,
Legte ſie Feuerung hinein und weckte die Gluth mit dem Blasbalg,
Huſtend, und ſchimpfte den Rauch, und wiſchte die thränenden Augen.

Aemſig ſtand an dem Heerde das Mütterchen, brannte den Kaffee
Ueber der Gluth in der Pfann', und rührte mit hölzernem Löffel;
Knatternd ſchwitzten die Bohnen und bräunten ſich, während ein dicker
Duftender Qualm aufdampfte, die Küch' und die Diele durchräuchernd.
Sie nun langte die Mühle herab vom Geſimſe des Schornſteins,
Schüttete Bohnen darauf, und feſt mit den Knieen ſie zwängend,
Hielt ſie den Rumpf in der linken, und dreht' in der Rechten den Knopf um;
Oft auch hüpfende Bohnen vom Schoos haushälteriſch ſammelnd,
Gaß ſie auf graues Papier den grob gemahlenen Kaffee.
Plötzlich hemmte ſie nun die raſſelnde Mühl' in dem Umlauf,
Und zu Marie, die den Ofen verſpundete, ſprach ſie gebietend:

„Eile, Marie, und ſperre den wachſamen Hund in das Backhaus,
Daß, wenn der Schlitten ſich naht, das Gebell nicht ſtöre den Vater!
Denkt auch Thomas an die Karpfen für unſeren Sohn und den Paſtor,
Der uns zu Abend bewirt, ihr Lieblingseſſen von Alters?
Hol' er woe dunkler Nacht! Sonſt geht ihm der kitzliche Fiſcher
Schwerlich zum Hälter hinab. Aus Vorſicht bring' ihm den Beutel!
Wenn er auch trockenes Holz für die Bratgans, die wir geſtopfet,
Splitterte! Bring' ihm das Beil, und bedeut' ihn! Dann im Vorbeigehn
Steig' auf den Taubenſchlag, und ſieh, ob der Schlitten nicht ankommt!"

Kaum geſagt, ſo enteilte Marie, die geſchäftige Hausmagd,
Nehmend von rußichter Mauer das Beil und den maſchigen Beutel;
Lockte den treuen Monarch mit Gebuetstagsbrocken zum Backhaus
Fern an den Garten hinab, und ſchloß mit der Krampe den Kerker.
Anfangs knurrte der Dogg', und winſelte; aber, ſobald er
Wärme roch vom friſchen Gebäck des feſtlichen Brodes,
Sprang er behend auf den Ofen, und ſtreckt' ausruhende Glieder.
Jene lief in die Scheune, wo Thomas mit gewaltiger Arbeit
Häckerling ſchnitt, denn ihn froe, und ſie ſagt' in der Eile den Auftrag.

„Splittere Holz für die Gans, und hol' in dem Beutel die Karpfen,
Thomas, vor dunkler Nacht! Sonſt geht die der kitzliche Fiſcher
Schwerlich zum Hälter hinab, trotz unſerem Sohn und dem Paſtor!

Thomas antwortete drauf, und ſtellte die Häckerlingslad' hin:
„„Splitter', Marie, und Karpfen verſchaff ich dir früher, denn nath iſt!
Wenn an dem heutigen Tage ſich kitzlich zeiget der Fiſcher,
Treib' ich den Kitzel ihm aus, und bald iſt der Hälter geöffnet!""

Alſo der rüſtige Knecht; da rannte ſie durch das Geſtöber,
Stieg auf den Taubenſchlag, und puſtete, rieb ſich die Hände,
Steckte ſie unter die Schürz' und ſchlug ſich über die Schulter,

Als ſie mit ſchärferem Blick in des Schnees umwirbelnden Wirbeln
Spähete, ſiehe, da kam's mit verdecktem Geſtühl wie ein Schlitten,
Welcher vom Berg' in das Dorf herklingelte. Schnell von der Leiter
Stieg ſie herab, und brachte der ämſigen Mutter die Botſchaft,
Welche der Milch abſchöpfte den Rahm zu feſtlichem Kaffee:
„Mutter, es kommt wie ein Schlitten; ich weiß nicht ſicher, doch glaub' ich!“
Alſo Marie: da verlor die erſchrockene Mutter den Löffel;
Und ihr bebten die Knie', und ſie lief mit klopfendem Herzen
Athemlos! ihr entflog im haſtigen Lauf der Pantoffel.
Jene lief zu der Pfort' und öffnete. Näher und näher
Kam das Geklirr' und das Klatſchen der Peitſch' und der Pferde Getrampel.
Nun, nun lenkten herein die muthigen Roſſ' in den Hofraum,
Blank geſchirrt, und der Schlitten mit halb ſchon offnem Verdeckſtuhl
Hielt an der Thür', und es ſchnaubten, beſchneit und dampfend, die Renner.

Mütterchen rief: „„Willkommen!“ daher, „“Willkommen, ihr Kindlein!
Lebt ihr auch noch?““ und reichte die Hand' in den ſchönen Verdeckſtuhl;
„„Lebt in dem grimmigen Oſt mein Töchterchen?““ Dann von den Kindern,
Selbſt ſich zu ſchonen, ermahnt: „„Kaßt, Kinderchen!““ ſprach ſie, „„dem Sturmwind
Wehret das Haus! Ich bin ja vom eiſernen Kerne der Vorwelt!
Stets war unſer Geſchlecht ſtreitbar und Verächter des Wetters;
Aber die jüngere Welt iſt zart und ſcheuet die Zugluft.““

Sprach's, und den Sohn, der dem Schlitten entſprang, umarmte ſie rilig,
Hüllte das Töchterchen dann aus bärenzottigem Fußſack,
Und liebkoſete viel, mit Kuß und bedaurendem Streicheln,
Zog dann Weib', in der Linken den Sohn, in der Rechten die Tochter,
Raſch in das Haus, dem Geſinde des Fahrzeugs Sorge vertrauend.
„„Aber wo bleibt mein Vater? Er iſt doch geſund am Geburtstag?““
Fragte der Sohn. Schnell tuſchte mit winkendem Haupte die Mutter:

„Still! das Väterchen hält noch Mittagsſchlummer im Lehnſtuhl!
Los mit kindlichem Kuß dein junges Gemahl ihn erwecken,
Dann wird wahr, daß Gott im Schlafe die Seinigen ſegnet!““

Sprach's und führte ſie leis in der Schule geſäubertes Zimmer,
Voll von Tiſch und Geſtuhl, Schreibzeug und bezifferten Tafeln,
Wo ſie an Pflock' aufhängte die nordiſche Wintervermummung,
Mäntel, mit Flocken geweißt, und der Tochter bewunderten Leibpelz,
Auch den Flor, der die Wangen geſchirmt und das ſeidene Halstuch.
Und ſie umſchloß die Enthüllten mit ſtrömender Thräne der Inbrunſt:
„Tochter und Sohn, willkommen! Ans Herz willkommen noch ein Mal!
Ihr, uns Alternden Freud', in Freud' auch alter und greiſet
Stets einmüthigen Sinns, und umwohnt von gedeihenden Kindern!
Nun mag brechen das Auge, da dich wie geſehen im Amtsrock,
Sohn, und dich ihm vermalt, du friſch aufblühendes Herzblatt!
Armes Kind, wie das ganze Geſicht roth glühet vom Oſtwind!
O du Seelengeſicht! Denn ich duze dich, weil du es forderſt!
Aber die Stub' iſt warm und gleich ſoll der Kaffee bereit ſein!““

Ihr um den Nacken die Arme geſchmiegt, liebkoſ't die Tochter:
„Mutter, ich duze dich auch, wie die leibliche, die mich geboren;
Alſo geſchah's in der Bibel, da Herz und Zunge vereint war:
Denn du gebarſt und erzogſt mir den wackern Sohn Zacharios,
Der an Wuchs und Gemüth, wie er ſagt, nachartet dem Vater.
Mütterchen, habe mich lieb! Ich will auch artiges Kind ſein.
Fröhliches Herz und rothes Geſicht, das hab' ich beſtändig,
Auch wenn der Oſt nicht weht. Mein Väterchen ſagte mir oftmals,
Klopfend die Wang', ich würde noch krank vor lauter Geſundheit.“

Jetzo ſagte der Sohn, ſein Weib darſtellend der Mutter:
„„Mütterchen, nehmt ſie auf Glauben! So zart und geſchlank, wie ſie daſteht,
Iſt ſie mit Leib und Seele vom edelſten Kerne der Vorwelt.
Daß ſie der Mutter nur nicht das Herz abſchwatze des Vaters!
Komm' denn, und bring' als Gabe den zärtlichſten Kuß zum Geburtstag.““

Schalkhaft lächelte drob, und ſprach die treffliche Gattin:
„Nicht zur Geburtstagsgabe! Was Beſſeres bring ich im Koffer
Unſerem Vater zur Luſt, und dem Mütterchen ohne dein Wiſſen!“

Sprach's, und faßte dem Manne die Hand; die führende Mutter
Oeffnete leiſe die Thür', und ließ die Kinder hineingehn;
Aber die junge Frau, voll Lieb' im lächelnden Antlitz,
Hüpfte voraus, und küßte den Greis. Mit verwunderten Augen
Sah er empor, und hing in der trauteſten Kinder Umarmung.

Der Frauentanz.

Die Mädchen.

Mit heran in den Tanz,
Wer den jugendlichen Kranz
Ungefälſcht auf dem Scheitel bewahret!
Mit heran! wir verſtehn,
In dem Reigen uns zu drehn,
Wie er miſcht, wie er trennt, wie er paaret!

Die Weiber.

Sacht, ihr Kinder!
Tanzt gelinder!
Schaut auf unſern Ehrentanz!
Unſre Handen,
Mögt ihr glauben,
Sind ſo gut, wie euer Kranz!

Die Mädchen.

In's Geſicht uns geſchaut,
O ihr Tänzer, ob die Braut,
Wie im Kranz, in der Haud' euch gefalle!
O wie ſchön! o wie jung!
Zu der Wendung und dem Sprung
Wie gewandt und wie leicht ſind wir alle!

Die Weiber.

Liebe Männer,
Ihr ſeid Kenner;
Rühmt doch unſrer Handen Schnitt!
Laßt die tollen
Drehn und rollen!
Tanzt bedachtſam, Scheitt vor Schritt!

Die Mädchen.

Ja gedrehet! ja gerollt!
Wie dir Regel es gewollt!
Mit hinauf! mit hinab! in die Runde!
Uns gefaßt in den Arm,
Daß der Athem, o ſo warm!
Sich begegn' an der Wong' und dem Munde!

Die Weiber.

Wir auch ſchreiten,
Gleich den Beänten,
Noch vertieft und ehlich treu!
Freundlich blickend,
Händedrückend,
Gehn wir uns im Tanz vorbei!

Die Mädchen.

O herum mit Geſang,
Ungekettet noch von Zwang!
O herum in dem freieren Tanze!
Wann die Hand' uns geziemt,
Sei das Häubchen auch gerühmt!
Doch zuvor noch gehüpft in dem Kranze!

Alle.

Dann ſo friedlich
Und gemüthlich
Tanzen wir den Weiberſchritt!
Nach der Weiſe
Tanzet leiſe
Auch das fromme Männchen mit!

Die kleine Näherin.

Schweſterchen, mein Finger thut
Mir ſo wehe!
Leih mir deinen Fingerhut,
Daß ich nähe;
Eh Mama zu fragen kömmt:
Kind, wie weit das neue Hemd?

Bald mit Lobe neckt' er mich,
Bald mit Tadel;
Plötzlich hat er einen Stich
Von der Nadel:
So entriß der Nimmergut
Mir im Zorn den Fingerhut.

O ich rang, das glaube du,
So gewaltig!
Stich nur, lacht' er, ſtich nur zu;
Dies behalt' ich!
Und im Ringen, o Verdruß!
Raubt' er mir noch einen Kuß!

Schweſter, mehr wie einen Zoll
Biſt du größer;
Wie man was vertuſchen ſoll,
Weißt du beſſer.
Mutter, ſag' ich, ſuche doch!
Mäuschen trug ihn wohl in's Loch!

Die Kartoffelernte.

Kindlein, ſammelt mit Geſang
Der Kartoffeln Ueberſchwang!
Ob wir voll die oden ſchütten
Alle Mulden, Körb' und Bütten;
Noch iſt immer kein Vergang;

Wo man nur den Bulten hebt,
Schaut, wie voll es lebt und webt!
O die ſchöngekrbten Knollen,
Weiß und roth, und dick geſchwollen!
Immer mehr, je mehr man gräbt!

Nicht umſanſt in bunter Schau
Blüht' es röthlich, weiß und blau!
Ward gejätet, ward gehäufrt:
Kindlein, Gottes Segen reifet!
Rief ich oft, und traf's genau!

Einſt vom Himmel ſchaute Gott
Auf der Armen bittre Noth:
Nahe ging's ihm; und was that er
Uns zum Troſt, der gute Vater?
Regnet' er uns Mannabrot?

Nein, ein Mann ward ausgeſandt,
Der die neue Welt erfund!
Reiche nennen's Land des Goldes;
Doch der Arme nennt's ſein holdes
Nährendes Kartaffelland!

Nur ein Knöllchen eingeſteckt,
Und mit Erde zugedeckt!
Unten treibt dann Gott ſein Weſen!
Kaum ſind Hände genug zum Leſen,
Wie es unten wühlt und heckt!

Was iſt nun für Sorge noch?
Klar im irdnen Napf und hoch,
Dampft Kartoffelſchmaus für alle!
Unſre Milchkuh auch im Stalle
Nimmt ihr Theil, und brummt am Trog!

Aber, Kindlein, hört! ihr ſollt
Nicht verſchwähn das liebe Gold!
Habt ihr Gold, ihr könnt bei Hauſen
Schöne Saatkartoffeln kaufen,
Grab' aus Holland, wenn ihr wollt!

Die Arbeitee.

Friſchen Muth, ihr wackern Leute!
Chor. Greift mit an!
Wer was kann, der zeig' es heute,
Chor. Was er kann!
Wer nicht aufſtand mit dem Hahne,
Brav zu ſchaffen, den ermahne
Weib und Mann!
Chor. Wer nicht u. ſ. w.

Friſcher Muth in allen Thaten
Chor. Giebt uns Kraft!
Fortgehn ſieht man und gerathen,
Chor. Was man ſchafft!
Deß wird Jeder überdrüſſig,
Der, wenn andre ſchaffen, müſſig
Steht und gafft!
Chor. Deß wird u. ſ. w.

Sagt, was führt in Sorg' und Zweifel?
Chor. Müſſiggang!
Müſſiggang iſt aller Teufel
Chor. Ruhedank!
Wer umſonſt als Hummel immer
Zehren will, dem ſchmecket nimmer
Speiſ' und Trunk!
Chor. Wer umſanſt u. ſ. w.

Wir mit derbem Hunger gehen
Chor. Froh zu Tiſch!
Lecker ſcheinet, was wir ſehen,
Chor. Fleiſch und Fiſch!
Fleiſch und Fiſch ſind hohe Muhle!
Aber auch bei kalter Schale
Sind wir friſch!
Chor. Fleiſch und u. ſ. w.

Derber Hunger würzt uns alles,
Chor. Kalt und heiß!
Satt auch ſingt man, froh des Schalles,
Chor. Froh mit Schweiß!
Denn nach Tiſch iſt Ruheſtunde;
Luſtgeſang in ſteter Runde
Stärkt den Fleiß!
Chor. Denn nach u. ſ. w.

Das Nachleben.

Jung iſt alles heut und fröhlich;
Denn der Tag iſt ſchön;
Und die Weiblein hüpfen wählig
Trotz den jungen Rehn.
Alter Mann, du lachſt der Sprünge,
Fröhlich, aber alt?
Setzt euch, Freund'; ein Lied erklinge
Durch den grünen Wald.

Seht, der Vater nickt uns dankend!
Hier euch ausgeſtreckt,
Wo der dünne Schatten wankend
Uns den Raſen fleckt.
Liebſt du mehr der Wärm', o Alter?
Mädchen machen warm!
Nimm die Wild' und ſteur' als Walter
Unſerm Mädchenſchwarm.

Ernſthaft, Kinder! Hier vor Jahren
War der Alt' noch jung,
Und mit ungebleichten Haaren
That er manchen Sprung.
Künftig reden wir von Tugend
Und von alter Zeit,
Wann die ausgelaſſne Jugend
Allzu wild ſich freut.

Schaut an jenem Baum die Namen,
Meiſt verwachſen ſchon!
Sie, die jung hieher einſt kamen,
Sind nun all' entflohn.
Ihr nur werdet ausgedeutet,
Die ihr Stadt und Land
Einſt durch gute That erfreutet;
Mehr ſind unbekannt.

Heil dem Alten, deß Gedächtniß
Kind und Enkel liebt;
Der der Nachwelt zum Vermächtniß
Thaten übergiebt!
Ob wie Schatten auch verschwebet
Auf Geschlecht Geschlecht;
Wer was Gutes that, der lebet
Erst im Tode recht!

Tönt durch alle Zeit, Gesänge,
Tönt dem Guten Dank,
Der uns schuf die Schattengänge
Und die Rasenbank!
Ihn im jungen Lenz besinget
Hier die Nachtigall!
Ihm in schwüler Nacht erklinget
Horn und Wiederhall!

Aus des neuen Lebens Sterne
Schwebt er oft herab
Durch die Bäum', und schauet gerne
Freuden, die er gab.
Horcht, wie sanft ein leiser Schauer
Von dem Wipfel fleußt!
Gebt, so ruft's, dem Leben Dauer!
Dank dir, guter Geist.

Das Wintermahl.

Immerdar mit Schnee und Eis
Laßt den Winter schalten!
Wer vom Winter Böses weiß,
Mag's für sich behalten!
Dichtgedränget Mann und Weib,
Pflegen wir mit Punsch den Leib;
Wie den Fuchs die Grube,
Wärmet uns die Stube.

Tadel hört der Winter viel:
Manchem wird's zu luftig,
Wenn er athmet, dem zu kühl,
Dem zu dumpf und duftig;
Manchem dünkt im weißen Schnee
Gar zu einfach Land und See;
Gern zum Lappen schöd' er
Ewiges Gestöber.

Uns auch machen Nord und Ost
Oft den Pol zu düster;
Und was unser Dach umtost,
Dünkt uns kein Geflüster.
Doch das eng verschlossne Haus
Heitert Wärm' und froher Schmaus.
Edles kommt zum Edeln
Durch das starre Grübeln.

Könnten wir den alten Pol
Wie ein Uhrwerk stellen;
Wälschlands Sonne sollt' uns wohl
Paradies erhellen!
Aber grämlich kreist der Bär
Dort am unsern Scheitel her,
Vom beschneiden Nacken
Schüttelnd Reif und Zacken!

Auf! den Frühlingsgeist geschöpft,
Mit geschweifter Kelle!
Wenig Tropfen eingetröpft
Schaffen Mild' und Helle!
Schaut und voll ist jedes Glas!
Voll das große Deckelfaß!
Unversieglich fleußt es,
Voll des milden Geistes!

Ja, von Paradieseslenz,
Zucker, Nack, Citronen,
Gabt ihr uns die Quintessenz,
Kinder heißer Zonen!
Hat euch kluge Hand gebraut:
Frost und Ungestum verthaut,
Wie am Morgenstrahle,
Um die heiße Schale!

Wenn ihr, Freund', im Herzen kalt,
Gleich dem Schneemann waret;
Gleich dem Schneemann würd' euch bald
Haupt und Hirn verklaret!
Hünenschultrig, wohlgebaucht,
Glänzt die schneeige Durchlaucht;
Vor der Augenflamme
Staunet Kind und Amme.

Eingeschenkt den Frühlingssaft,
Ihr des Festes Haren!
Wer ihn trinkt, fühlt Götterkraft,
Fühlt sich neugeboren!
Hell in heller Gläser Klang
Stimmt melodischer Gesang;
Gleich dem Lenz entdunkelt,
Facht das Aug' und funkelt!

Sehnsucht des Alters.

Freundlich ist das Wetter
Für mich alten Mann!
Blüthen treibt's und Blätter,
Daß man's sehen kann!
Leis' im Sonnenscheine
Wank' ich hier und dort;
Denn die alten Beine
Wollen nicht mehr fort!

Nah, ihr lieben Bäume,
Nahe muß ich sehn,
Wie die braunen Keime
Bald entgrünt sich blähn;
Wie hier kaum gestaltet
Blüth' aus Knospen bricht,
Dort schon hell entfaltet
Reiches Obst verspricht!

Manches Jahr gekoset
Hab ich's, und gedankt,
Wann ihr, Blätter, sproßtet,
Wann ihr welkend sankt!
Mancher schon der Brüder
Hier und überall
Sank beim Sprossen nieder,
Sank beim Blätterfall!

Wär' es Gottes Wille;
Gern entschlief' ich bald:
Denn des Geistes Hülle
Wird so schwach und kalt!
Schauer faßt und Beben
Mich vom Fuß zu Haupt,
Wann Gewölk im Schweben
Mir die Sonne raubt!

Wie das Bienchen schaffend
Dort zur Arbeit singt;
Arbeitlos und gaffend
Schau' ich's unverjüngt!
Trau'n, vordem nicht säumig
Trug ich Müh' und Last:
Aber jetzo träum' ich,
Abgestorben fast!

O gedenedeites,
Heiliges Getön,
Wann des Grabgeläutes
Dumpfe Halle wehn!
Matt vom Weltgetümmel,
Sehn' ich mich zu ruhn!
Bald, o Gott, im Himmel
Gieb mir was zu thun!

Huldigung.

Oben glänzt des Himmels Bläue,
Weit umher die schöne Flur,
In des großen Tempels Freie
Schwör' ich Treue,
Gottes Abglanz, dir, Natur!

Brich, o Geist, des Wahnes Schranken,
Wo dich Ort geengt und Zeit!
Auf zu Gott entfleuch mit kranken
Lichtgedanken,
Endlos durch Unendlichkeit!

Schau, wie hehr und wunderprächtig
Alles ſtrahlt, ſo hoch du drangſt!
Vater, gut und weiſ' und mächtig,
O wie dächt' ich
Dein mit Schwermuth, dein mit Angſt?

Aller Weſen Stimm' erhebet:
Gott iſt Gott! in hellem Chor.
Wo ein Staub ſich regt und lebet,
Alles ſtrebet
Zu der Geiſter Wonn' empor.

Allem Volk in's Herz geſchrieben
Ward ſein ewiges Gebot:
Reine Menſchlichkeit zu üben;
Ach zu lieben
Gott in uns, im Bruder Gott!

Ueberall ertönt von Allen
Fromme Sehnſucht, frommer Dank.
Gott vernimmt mit Wohlgefallen
Dort das Lallen,
Dort gereiftern Lobgeſang.

Wunderbar durch Glanz und Trübe
Wird der Geiſt uns angefacht.
Ob der Staub um uns zerſtiebe;
Gottes Liebe
Läutert auch durch Todesnacht!

Der Geſunde.

Geſund an Leib und Seele ſein,
Das iſt der Quell des Lebens.
Er ſtrömet Luſt durch Mark und Bein,
Die Luſt des tapfern Strebens.
Was man mit friſchem Herzensblut
Und keckem Wohlbehagen thut,
Das thut man nicht vergebens.

Wer rein, wie Gott ihn ausgeſandt,
Auf Gottes Pfaden gehet,
Voll Stärke hebt er Fuß und Hand,
Und trägt das Haupt erhöhet.
Er herrſcht, als Gottes Ebenbild;
Was ſeine Zunge ſpricht, das gilt;
Und was er ſchafft, beſtehet.

Braucht's Wort und That, voran iſt Er,
Kein Feiger, noch Verſtummer!
Und ſchlage Sturm und Wetter her;
Dem Starken droht kein Kummer.
Sein Werk gedeiht in Hitz' und Froſt;
Ihm würzt der Hunger jede Koſt;
Ihn lindt der ſüße Schlummer.

Dann ſchaut er froh das ſchöne Feld
Im Glanz des Morgenlichtes,
Und fühlt: ein Vater ſchuf die Welt,
Kein Gott des Strafgerichtes.
Er ſinget Lieb und Dank dem Herrn,
Und freut ſich auch an andern gern
Des frohen Angeſichtes.

So wandelt er getroſt fortan,
Bei wohlerworbner Habe,
Geliebt als Jüngling und als Mann,
Geliebt als Greis am Stabe.
Zuletzt von keiner Siegheit matt,
Verſinkt er mit und lebenslatt,
Wie reife Frucht, zum Grabe.

Frühzeitig welket und erſchlafft
Der Zärtling und der Praſſer,
Gleich Maienbäumchen, deren Kraft
Der Rind' entſteußt wie Waſſer.
Erſchlaffend traurt er, und bereut,
Vom Lenz und Frühroth unerfreut,
Und wird ein Menſchenhaſſer.

Geſundheit, heiliges Geſchenk,
Dich preiſen wir in Chören!
O ſein wir deiner eingedenk,
Bevor wir dich entbehren!
Oft kränkt ein jugendlicher Sprung,
Ein Lüſtchen und ein kühler Trunk!
Laßt Gottes Gab' uns ehren!

Julius von Voß

wurde am 28. Aug. 1768 zu Brandenburg geboren; er widmete ſich dem Militärdienſte. Nachdem er bis zum Range eines Lieutenants gelangt war, entſagte er ſeinem bisherigen Stande; wahrſcheinlich, um ſeiner Neigung zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten ſich ungeſtörter hingeben zu können. Außerdem erhielt er als Auszeichnung den preußiſchen Militär-Verdienſtorden; ſein Aufenthaltsort war meiſt Berlin. Er ſtarb daſelbſt 1832 an der Cholera. —

Seine bedeutendſten Schriften ſind:

Luſtſpiele. Berlin, 1807—13.
Poſſen- und Marionettenſpiele. Berlin, 1816.
Neue dramatiſche Schwänke. Berlin, 1817.
Theaterpoſſen. Berlin, 1819 und 20. 2 Thle.
Neuere Luſtſpiele. Berlin, 1821. 2 Thle.
Fünfundzwanzig Theaterſpiele. Berlin, 1822.
Neue Theaterpoſſen. Berlin, 1822.
Trauerſpiele. Berlin, 1823.
Neuere Luſtſpiele. Berlin, 1823. 2 Thle.
Auswahl neuer Luſtſpiele für's Hoftheater. Berlin, 1824—27. 7 Thle.
Kleine Romane. Berlin, 1814—16. 11 Thle.

Außer dieſen umfaſſenderen Werken ſchrieb er noch eine ziemlich bedeutende Zahl Romane und einzelne Schauſpiele.

Sehr treffend charakteriſirt ihn Menzel in ſeinem Werke über die deutſche Literatur Th. V. S. 86 mit folgenden Worten: „Die meiſte Energie in feivolen Charakterbildern der Zeit offenbarte Julius von Voß, der die preußiſchen Zuſtände vor und unmittelbar nach der Schlacht von Jena beſſer aufgefaßt hat, als irgend ein Anderer. Mehrere ſeiner Romane ſchildern das Junkerthum, die Liederlichkeit u. ſ. w. im damaligen preußiſchen Heere, und dem Geſchichtsforſcher wird es vielleicht nirgends ſo klar, warum Alles ſo kommen mußte, als bei dieſer Lectüre des feinſten Beobachters. In ſeinen „Flitterwochen" entwirft er ein Bild jener gottloſen übereilten Ehen und Scheidungen, wie ſie damals in Berlin ſehr häufig waren, eine meiſterhafte Schrift von tiefer pſychologiſcher Wahrheit gleich den beſten Satyren der Alten. In ſeinem „Herrn von Schievelbein" ſtellt er einen Glückspilz dar, der ohne irgend ein Verdienſt zu den höchſten militäriſchen und politiſchen Würden gelangt, wozu er in der damaligen Zeit Vorbilder genug fand. Durch das „Künſtlers Erdenwallen" führt er uns mitten hinein in die äſthetiſche Faſelei, Theater- und Concertwuth, die ebenfalls damals in Berlin ihren Umſchwung nahm. Und ſo ſind faſt alle ſeine Romane und Luſtſpiele treue Bilder ſeiner Zeit; ja ſelbſt ſeinen ſchmutzigen Gemälden aus der Pöbelwelt, z. B. die „Liebe im Zuchthauſe" iſt eine kräftige Wahrheit des Pinſels nicht abzuſprechen. Solche Schriftſteller, die von ihrer eigenen Zeit nicht mit Unrecht verachtet werden, erhalten doch für die Folgezeit Bedeutung, wie ein Petronius. Wenn Tauſende von alberenen Empfindungen, ſentimentalen Tugendſpiegeln, hiſtoriſchen Romanen u. ſ. w. vergeſſen ſein werden, weil ſie Unwahres darſtellen, werden die Schriften dieſes Julius von Voß noch Geltung haben wegen der Wahrheit, mit der ſie ſeine Zeit in einem Moment des tiefſten ſittlichen und politiſchen Verfalls ſchildert."

von Briberg, ſ. Minneſinger.

Chriſtian Auguſt Vulpius,

geboren zu Weimar am 22. Juni 1763, ſetzte nach vollendeter Schulbildung ſeine Studien auf den beiden Univerſitäten Jena und Erlangen fort und befand ſich, nach erlangter Doctorwürde der Philoſophie, 1787 und 1788 zu Nürnberg als Geſellſchafter und Sekretär des Grafen von Soden. Darauf lebte er bis zum Jahre 1790 abwechſelnd in Leipzig und Erlangen, von wo er ſich nach Weimar begab, um auf einige Zeit die Stelle eines Theaterdichters zu verſehen. Im Jahre 1797 wurde er Bibliothekſekretär und 1805 Bibliothekar und Inſpektor des weimariſchen Münzkabinetes. Im Jahre 1816 erhielt er den Titel eines großherzoglichen Rathes und außerdem noch die Auszeichnung des weißen Falken-Ordens. Er ſtarb am 26. Juni 1827.

Seine Schriften ſind:

Abentheuer des Prinzen Kolloandro. Berlin, 1796. 2 Thle.
Abentheuer des Ritters Palmenbos. Leipzig, 1784.
Abentheuer und Fahrten des Bürgers und Barbiers Sebaſtian Schnaps. Leipzig, 1798.
Aloiſio und Dianora, oder der Pilger und die Nonne. Quedlinburg, 1826.
Armidoro, Roman vom Verfaſſer des Rinaldo Rinoldini. Rudolſtadt, 1804. 2 Bde.
Aurelia, Roman. Rudolſtadt, 1804.
Aurora, ein Gemälde der Vorzeit. Leipzig, 1800. 2 Thle. Mit Kpfrn.
Auswahl romantiſcher Gemälde. Zittau, 1793. 3 Thle. Mit 2 Titelvign.
Bibliothek des romantiſch Wunderbaren. Leipzig, 1805. 2 Thle. Mit Kpfrn.
Romantiſche Blätter. Leipzig, 1795.
Geſchichte Blondchens. Ein überaus wahrſcheinlicher Roman. Halle, 1787.
Budlina, die Heldin Griechenlands unſerer Zeit. Gotha, 1822. 2 Thle. Mit Kpfrn.
Erlinde, die Ilm-Nixe. Meißen, 1827. Mit 1 Steindruck.
Romantiſche Erzählungen. Hof, 1801. Mit 1 Kpfr.
Fernando und Kaliſte. Zittau, 1792. Mit 1 Titelvign.
Fürſtinnen, unglücklich durch Liebe. Rudolſtadt, 1801. Mit 1 Kpfr.
Gabrino, einer der abentheuerlichſten Ritterromane. Berlin, 1785.
Gallerie der unterhaltendſten Geiſter- und Zaubergeſchichten. Quedlinburg, 1826. 3 Thle.
Geheimniſſe aus der Fürſten- und Kloſterwelt. Erfurt, 1809.
Romantiſche Geſchichten der Vorzeit. Leipzig, 1792—98. 10 Bde.
Harlekins Reiſen und Abenteuer. Halle, 1798.
Glorioſo der große Teufel, Roman in 3 Thlen. Rudolſtadt, 1806.
Hulda, oder das ſchöne Waſſerfräulein. Leipzig, 1804.
Frau Hetda Woldina, die wilde Jägerin. Rudolſtadt, 1805.
Johann von Leiden. Wahre Geſchichte der Vorzeit. Leipzig, 1805. Neue Ausgabe.
Leidenſchaft und Liebe. Trauerſpiel in 5 Aufzügen. Leipzig, 1799.
Don Juan, der Wüſtling; nach dem Spaniſchen des Tirſo de Molina. Penig, 1805.
Karl der Zwölfte bei Bender. Schauſpiel in 5 Acten. Rudolſtadt, 1800.
Leontine, eine romantiſche Geſchichte. Rudolſtadt, 1804.
Lneindora, die Zauberin. Erzählung aus den Zeiten der Mediceer. Leipzig, 1810.
Die Nonne im Kloſter Odioales. Frankfurt, 1803. Mit 1 Kpfr.
Operetten. Baireuth, 1790. 16 Bdchen.
Drei Luſtſpiele. Baireuth, 1791.
Der Maltheſer. Ein hiſtoriſcher Roman. Leipzig, 1804.
Opern aus verſchiedenen Sprachen überſetzt und für die teutſche Bühne neu bearbeitet. Leipzig, 1794. 1. Band.
Orlando Orlandini, der wunderbare Abentheurer. Rudolſtadt, 1802.
Don Petro, ein Roman. Berlin, 1785.
Die Portugieſen in Indien. Ein hiſtoriſch-romantiſches Gemälde. Hof, 1793. 2 Thle. Mit 1 Kpfr.
Rinoldo Rinaldini, der Räuberhauptmann. 3. ganz umgearbeitete Ausgabe. Leipzig, 1824. 4 Thle. Mit 18 Kpfrn.
Lionardo Montebello, oder der Carbonari-Bund. Fortſetzung des Rinaldini. Leipzig, 1821. 2 Thle. Mit Kpfrn.
Die Roſe, eine tragiſch-komiſche Erzählung. Baireuth, 1791. Mit 1 Vignette.
Eduard Roſenthal; eine abentheuerliche Geſchichte. Leipzig, 1784. 2 Thle.
Thüringſche Sagen und Volksmährchen. Gotha, 1822. 2 Bdchen.
Adolph von Schönthal. Eine Geſchichte dieſes Jahrhunderts. Halle, 1787.
Die Schreckenshöhle, oder die Leiden der jungen Miranda. Leipzig, 1810.
Seraſina, Trauerſpiel in 5 Aufzügen. Halle, 1790.
Die Sicilianer. Rudolſtadt, 1803. 2 Bde.
Skizzen aus dem Leben galanter Damen. Regensburg, 1791—93. 4 Sammlungen.
Sommertags-, Nachts- und abentheuerliche Romane. Erfurt, 1788. 2 Thle.
Graf Thatheim, eine romantiſche Geſchichte. Erfurt, 1806.
Theodor, König der Korſen. Rudolſtadt, 1801. 3 Bde. Mit 3 Kpfrn.
Thermitonia, das Buch der Geiſtereien. Leipzig, 1825. Mit 1 Vign.
Trutdina, das Wunderfräulein der Berge. Erfurt und Gotha, 1822.
Die Vorzeit. Ein Journal für Geſchichte, Dichtung, Kunſt und Litteratur des Vor- und Mittelalters. Erfurt, 1817—20. 4 Bde. Mit illuminirten und ſchwarzen Kpfrn.
Meine Wanderungen. Leipzig, 1787.
Wellenthal. Penig, 1805.
Zauberromane. Leipzig, 1803. 2 Thle.
Die Zigeunerin; Roman nach dem Spaniſchen. Rudolſtadt, 1802.
Der Zweeg; ein Roman. Rudolſtadt, 1803. Mit 1 Kpfr.

Ein unermüdlicher Schriftſteller war V. keineswegs ohne Talent der Darſtellung und der Erfindung, namentlich romantiſcher Situationen, aber er wandte die ihm von der Natur verliehenen Gaben nicht auf die rechte Weiſe an und ſtieg zu dem ſchlechten Geſchmack der Maſſe hinunter, anſtatt dieſe, wie er gekonnt hätte, zu ſich heraufzuziehen. Durch ſeinen Rinaldo Rinaldini brach er den Raubeeromanen, die ſeitdem wie ein unvertilgbares Geſchwür an unſerer mittleren Literatur haften geblieben ſind und großen Schaden geſtiftet haben, die Bahn und eine Legion von Nachahmungen, deren noch jeden Tag neue erzeugt, folgte. Seine hiſtoriſchen Arbeiten ſind geſchickt zuſammengeſtellte Compilationen. —

W.

Johann Friedrich Ludwig Wachler

wurde am 15. April 1767 zu Gotha geboren. Er bestimmte sich für die Theologie und studierte dieselbe zu Jena und Göttingen. Nach beendigten Studien wurde er 1789 als Professor der Philosophie nach Rinteln berufen, nahm aber sogleich im folgenden Jahre den Ruf als Rektor an der Schule zu Herford an. Schon nach vier Jahren, 1794, verließ er diese Stellung wieder, um das Amt eines ordentlichen Professors der Theologie zu Rinteln zu bekleiden. 1801 wurde er zum ordentlichen Professor der Philosophie und später auch der Geschichte an der Universität Marburg ernannt. Auch diesen Wirkungskreis verließ er, um 1815 als Regierungs-, Consistorial- und Schulrath und ordentlicher Professor der Geschichte nach Breslau sich zu begeben. 1824 gab er sein Amt als Consistorial- und Schulrath auf, um die Oberbibliothekarstelle zu versehen, die er bis zu seinem am 4. April 1838 erfolgten Tode bekleidete. —

Seine Schriften sind:

Versuch einer allgemeinen Geschichte der Literatur. Lemgo, 1793—1801. 3 Thle.
Handbuch der allgemeinen Geschichte der literarischen Kultur. Marburg, 1804. 2 Thle.
Grundriß der Geschichte der ältern, mittlern und neuern Zeit. Marburg, 1807.
Geschichte der historischen Forschung und Kunst. Göttingen, 1812—1820. 2 Bde.
Lehrbuch der Geschichte. Breslau, 1817; 5. Ausg. 1828.
Ansichten über Teutschlands Zukunft. Breslau, 1817.
Freimüthige Worte über die allerneueste deutsche Literatur. Breslau, 1817—1819. 3 Hefte.
Wüschers Lebensbeschreibung. Frankfurt, 1817.
Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Frankf. 1819—1821. 2 Thle.
Philomathie. Frankfurt, 1818—1822. 3 Thle.
Lehrbuch der Literaturgeschichte. Leipzig, 1826.
Die pariser Bluthochzeit. Leipzig, 1828. 2. Ausg.

W. hat sich namentlich großes Verdienst durch seine Forschungen und Leistungen auf dem Gebiete der Literärgeschichte, da er mit reichstem Wissen gründlichen Scharfsinn und die Gabe trefflicher Anordnung und Darstellung verband, erworben. Als Historiker im Allgemeinen zeichnete er sich aus durch Begeisterung für Wahrheit und Recht, treffendes Urtheil, und edle, würdige Diktion.

Carl Adolph von Wachsmann

ward am 27. September 1787 zu Gründberg in Schlesien geboren, erhielt eine wissenschaftliche Bildung und trat früh in preußische Kriegsdienste, an dem Feldzuge von 1806—1807 Theil nehmend. Nach dem Frieden von Tilsit in das Badensche Militair übertretend, focht er in Tirol und Vorarlberg mit und ging dann zu dem in Spanien stehenden Badenschen Contingent. Hier benutzte er alle ihm werdende Muße, um die Sprache, Literatur und Sitte dieses merkwürdigen Landes auf das Genaueste kennen zu lernen, wozu ein längerer Aufenthalt in der Mancha und in Madrid ihn besonders befähigte. Seine Gesundheit litt jedoch sehr von den Beschwerlichkeiten, die er im activen Dienst zu tragen hatte; er kehrte daher 1811 nach seinem Vaterlande zurück, nahm seinen Abschied, verheirathete sich und lebte nun bis 1818 in wissenschaftlicher Stille auf seinen Gütern in Schlesien. Der Tod seiner geliebten Gattin bestimmte ihn, sich nach Breslau zu begeben, um sich dort zu einer Reise in den Orient vorzubereiten. Er ließ jedoch diesen Plan fahren, kaufte sich im Riesengebirge an und lebte, zum zweiten Male glücklich vermählt, bis 1833 auf seinen Besitzungen. Dann siedelte er nach Dresden über, wo er gegenwärtig noch seinen Wohnsitz hat.

Seine Schriften sind:

Erzählungen und Novellen. Leipzig, 1830—1842. 21 Bde.
Lilien. Taschenbuch. Leipzig, 1838 fgde.
Das Urtheil des Vaters. Histor. Schausp. Breslau, 1836.
Monographie der Insel Helgoland. Dresden, 1842.
Viele kritikistische, ethnographische, strategische, ökonomische, kritische u. s. w. Aufsätze und Abhandlungen in Almanachen und Zeitschriften.

Reiche Lebenserfahrung, glückliche Erfindungsgabe, lebendig wirkende Phantasie, gute Charakterzeichnung und ein blühender Styl befähigen v. W. Ausgezeichnetes namentlich im Fache der Erzählung zu liefern, um so mehr, als er historische Ereignisse zum Mittelpunkte seiner Novellen macht und ihnen auf diese Weise einen bleibenden Werth verleiht, der durch das Streben dieses Dichters, allem Falschen und Unwahren männlich, aber ruhig, entgegen zu treten, noch erhöht wird.

Ernst Wilhelm Gottlieb Wachsmuth,

am 28. December 1784 zu Hildesheim geboren und unter dürftigen Verhältnissen, die sein ungemeiner Fleiß durch Stundengeben erträglich machte, auf dem Gymnasium daselbst ausgebildet, bezog 1803 die Universität Halle, um Theologie zu studiren. Besonders Fr. A. Wolf übte auf ihn einen großartigen Einfluß und er bestimmte sich für die academische Laufbahn. Doch wurden seine Vorbereitungen dazu unterbrochen, als er nach kurzer Anstellung am Pädagogium zu Magdeburg 1811 einem Rufe als Subrector am Gymnasium zu Zerbst folgte. Hier wandte er seine Aufmerksamkeit den neuern Sprachen zu und erlangte dadurch für geschichtliche Forschungen, seine Lieblingsneigung, außerordentliche Vortheile. Im Jahre 1815 erhielt er eine Lehrerstelle an der Hauptschule, zugleich eine außerordentliche Professur für englische und italienische Literatur an der Universität Halle. Diese Doppelstellung machte ihm den sonst sehr angenehmen Aufenthalt in Halle so schwer, daß er 1820 den Ruf nach Kiel als Professor der alten Literatur und Director des philologischen Seminars

nicht ausschlagen konnte. 1825 im Herbst ward er als Professor der Geschichte nach Leipzig berufen, wo selbst er noch mit vielem Erfolg für die Verbreitung seiner Wissenschaft, auch in Vorlesungen für die gebildete Bürgerschafe, als Docent und Schriftsteller gleich unermüdlich wirkt. Er ist Doctor der Philosophie und Ritter des Dannebrog-Ordens.

Seine Schriften sind:

(mit G. F. R. Günther) Athenäum, Zeitschrift. Halle, 1816—1818. 3 Bde.
Geschichte der Römer. Halle, 1819.
Entwurf einer Theorie der Geschichte. Halle, 1820.
Grundriß der allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten. Leipzig, 1826—1839.
Hellenische Alterthumskunde. Halle, 1826—1828. 2 Thle. 4 Bde. 1830.
Aeltere Geschichte des römischen Staats. Halle, 1819.
Historische Darstellungen aus der Geschichte der neueren Zeit. Leipzig, 1830—1831. 3 Bde.
Europäische Sittengeschichte. Leipzig, 1831—1839. 5 Bde.
Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter. Hamburg, 1840.

Gründliche Gelehrsamkeit, Scharfsinn, eindringende Forschung, Gedankenreichthum und Kraft und lebendige, beseelte Darstellung haben W. eine sehr geachtete Stellung unter den deutschen Historikern erworben, trotz dem daß sein Styl von Einigen als gesucht und grundlos angegriffen worden; ein Tadel, der ihn jedoch keineswegs und nicht überall so strenge trifft, als er ausgesprochen ward.

Ferdinand Wachter,

am 29. Juni 1794 auf dem Rittergute seines Vaters zu Rentendorf in dem, damals kursächsischen neustädter Kreise geboren, studierte seit 1816 zu Jena die Rechte. Er habilitirte sich daselbst 1820 als Doctor der Philosophie und erhielt 1834 eine außerordentliche Professur dieser Facultät.

Seine Schriften sind:

Die Unanwendbarkeit des Hexameters und der ihm verwandten Versarten in der deutschen Sprache. Jena, 1820.
Die Liebesrasenden und der Brudermord. Jena, 1821.
Otfried und Regan, ein scherzhaft-ernstes Gemälde. Neustadt a. d. O., 1821.
Brunhild, Trauerspiel. Jena, 1821.
Rosimund, Trauerspiel, und Minnelieder. Jena, 1823.
Thüringische und obersächsische Geschichte bis 1247. Leipzig, 1826. Fortsetzung, Leipzig, 1830.
Forum der Kritik im Gebiet der Geschichte. Altenburg, 1828.
Stiarri Sturlinson's Weltkreis (Heimskringla übersetzt). Leipzig, 1835—1836. 2 Bde. bis jetzt.

Einer der gelehrtesten und gründlichsten Forscher und Kenner auf dem Gebiete deutscher, besonders thüringischer Geschichte.

Johann Georg Wachter

wurde am 7. März 1673 zu Memmingen geboren. Er studierte zu Tübingen, Leipzig, Halle und Frankfurt, und unternahm nach absolvirten Studien auf Kosten des Kurfürsten von Brandenburg eine Reise nach Holland. Nach Beendigung derselben lebte er als Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin und genoß eine ihm ausgesetzte Pension. Als er diese unter Friedrich Wilhelm I. verloren, ging er zuerst nach Dresden, dann nach Leipzig, wo ihm eine nicht unansehnliche Besoldung auf Lebenszeit vom Magistrate ausgesetzt wurde. Er starb am 7. November 1757.

Sein Werk:

Glossarium germanicum, continens origines et antiquitates totius linguae Germanicae. Lips. 1736. 2 Tom.

wird als eine treffliche Vorarbeit für alle späteren Untersuchungen und Forschungen auf diesem Gebiete noch immer mit Recht sehr geschätzt.

Georg Philipp Ludwig Leonhard Wächter

ward am 25. November 1762 zu Uelzen im Lüneburgischen geboren, studierte in Göttingen Theologie und lebte sodann als Kandidat zu Hamburg. 1792 wohnte er unter den Hannöverschen Truppen einigen Feldzügen gegen die Franzosen bei und ward vor Mainz verwundet. Nach Hamburg zurückgekehrt war er am Erziehungsinstitut des Professor Voigt thätig. Seit 1814 übernahm er selbst die Leitung dieser Anstalt. Als Schriftsteller trat er gewöhnlich pseudonym als Veit Weber auf. Er starb am 11. Februar 1837.

Er gab heraus:

Sagen der Vorzeit. Berlin, 1787—1798. 7 Thle.
Holzschnitte. Berlin, 1793.
Historien. Homburg, 1794.
Wilhelm Tell, Schauspiel. Hamburg, 1794.
Der Nachtbote. Berlin, 1793.
Für Freiheit und Recht, zwei Reden. Homburg, 1815.
Ulrich von Hutten. Homburg, 1818.
Einzelne Aufsätze in Zeitschriften u. s. w.

W's Sagen der Vorzeit, mit denen er, durch Goethe's Götz von Berlichingen angeregt, das Thun und Treiben während des deutschen Mittelalters in Erzählungen darzustellen suchte, machten zur Zeit ihres Erscheinens, vorzüglich wegen des Gegensatzes, den sie zu dem vorherrschenden sentimentalen Ton bildeten, großes Aufsehn und wurden begierig gelesen. Licht und Schatten verstand ihr Verfasser allerdings in scharfem Contraste wirken zu lassen, auch ist ihm eben so wenig Originalität als genauere Kenntniß jener Zeiten abzusprechen, aber es fehlten ihm Anmuth, Grazie, Feinheit der Empfindung und wahrhaft poetische Durchdringung der von ihm behandelten Stoffe, und das Interesse des Publikums an seinen Schriften verlor sich bald, so daß er den ihm zu Theil gewordenen literarischen Ruhm lange überlebte, um so mehr, als seine anderen Schriften den Sagen der Vorzeit in jeder Hinsicht nachstehen.

Digitized by Google

Wilhelm Heinrich Wackenroder

ward 1772 zu Berlin geboren, wo ſein Vater Rath und Bürgermeiſter war, und ſtudierte zu Berlin und Halle Jurisprudenz. Er war ein vertrauter Freund L. Tieck's, da er zugleich mit demſelben ſowohl ſeine Schul-, als Univerſitätsjahre verlebte. Er ſtarb aber leider noch ſehr jung am 13. Februar 1798 als Referendar bei dem Kammergericht zu Berlin.

Von ihm erſchien:

Herzergießungen eines kunſtliebenden Kloſterbruders, herausgegeben von L. Tieck. Berlin, 1797.

Dies in mancher Hinſicht treffliche, durch Tiefe und Reichthum der Gedanken und gründliche Kenntniß der Kunſt vorzüglich ausgezeichnete Buch, laßt, trotz der Hinneigung zur Myſtik, auf das Lebhafteſte bedauern, daß ſein talentvoller Verfaſſer ſchon ſo früh ſeinem Vaterlande entriſſen wurde.

Carl Heinrich Wilhelm Wackernagel,

am 23. April 1806 zu Berlin geboren, ſtudierte, von Kindheit an im Kampfe gegen dürftige Verhältniſſe geübt, von 1824—1827 in ſeiner Vaterſtadt unter Lachmann's mächtigem Einfluß beſonders deutſche Literatur. Seit ſeinen akademiſchen Jahren privatiſierte er bis 1830 zu Breslau; 1831 kehrte er nach Berlin zurück, wo er jedoch nach mehreren vergeblichen Verſuchen keine entſprechende Anſtellung fand. Daher folgte er im Frühlinge 1833 einem Ruf an die Univerſität und das Pädagogium zu Baſel, wo er 1835 zum ordentlichen Profeſſor der deutſchen Sprache und Literatur ernannt, und, nachdem ihm 1836 das preußiſche Bürgerrecht entzogen worden war, 1837 mit dem Bürgerrecht beſchenkt wurde.

Er veröffentlichte:

Das Weſſobrunner Gebet und die Weſſobrunner Gloſſen. Berlin, 1827.
Gedichte eines fahrenden Schülers. Berlin, 1828.
Geſchichte des deutſchen Hexameters und Pentameters bis auf Klopſtock. Berlin, 1831.
Die Verdienſte der Schweizer um die deutſche Literatur. Baſel, 1833.
Die altdeutſchen Handſchriften der Baſler Univerſitätsbibliothek. Baſel, 1835.
Ueber die dramatiſche Poeſie. Baſel, 1838.
Schwabenſpiegel, erſter Theil. Zürich und Frauenfeld, 1840.
Deutſches Leſebuch. Baſel, 1839—1840. 2 Bde. 2. Aufl.

Höchſt verdient um die nähere Kenntniß der deutſchen mittelalterlichen Literatur durch ſeine eben ſo geiſtreichen als gründlichen und genauen Forſchungen und Leiſtungen, hat er ſich auch als lyriſcher Dichter durch die Friſche, Wahrheit, Naivetät und Lebendigkeit ſeiner Poeſieen ſehr rühmlich vor der Menge ausgezeichnet.

Der Tropfen.

Ein Tropfe fällt, es klingt
Das Meer nur leiſe,
Die Stelle wird umringt
Von Kreiſ' an Kreiſe.

Und weiter, immer mehr;
Nun ruht es wieder.
Wo kam der Tropfen her?
Wo fiel er nieder?

Es war ein Leben nur,
Und nur ein Sterben,
Und kam, auch eine Spur
Sich zu erwerben.

Die Alpenroſe.

O Alpenroſe!
Vergönne mir, daß ich dich lob' und preiſe;
Vergönn's dem Winde, daß er mit die koſe.

O Alpenroſe!
Ich bin der Wind, doch nicht in Windes Weiſe:
Ich nehme nur dein Lob mit auf die Reiſe.

O Alpenroſe!
Hier vor den Leuten lob' ich dich in Verſen:
Mit mir und dir allein thu ich's in Proſe.

O Alpenroſe!
Du liebesrothe hoffnungsgrüne ſüße,
Du hoffnungsgrüne liebesrothe loſe!

O Alpenroſe!
Als Falter komm' ich zu dir hergeflogen,
Daß ich dich ſchauen mög' und möge loben.

O Alpenroſe!
Der Falter bin ich, der von deinem Throne
Sich Edelſteine holt für Kleid und Krone.

O Alpenroſe!
Der Falter bin ich, der von deinem Broſem
Nur einzig lebt, und webt in deinem Odem.

O Alpenröslein!
Gott lohne dirs, du grün beſchattet Sträußlein:
Ich will ja deines Lachens nur ein Bößlein.

O Alpenroſe!
Als du entſproſſeſt aus der Mutter Schooße,
Da wog das Schickſal nichts als weiße Looſe.

O Alpenroſe!
Ob rings die Sonne funkt' im thauigen Graſe,
Du blühſt ſiegreich fort in deinem Mooſe.

O Alpenroſe!
Schön iſt die Roſ' im Thal, doch ſchöner dieſe
Hoch über Thal und Stand erblühte Roſe.

O Alpenroſe!
Die Nachtigall ſitzt do auf ihrem Reiſe
Und zweifelt, welche Roſe ſie erkieſe.

O Alpenroſe!
Ich zweifle nicht: vom Dorn der Dornenroſe
Iſt wund mein Herz: o heil' es, dornenloſe!

O Alpenroſe!
Schau wie ſich auch mit ihren weißen Naſen
Im Gärtlein dort die Tulpen all erdoſen.

O Alpenröslein!
Das Bäslein nimmt ſein elfenbeinern Döslein
Und ſchnupft und giebt dem Böslein auch ein Prislein.

Roſe der Alpen!
Loß ſie den Turban rechts und links nur ſtülpen:
Zuletzt vergildt der Neid doch alle Tulpen.

O Alpenroſe!
Du gränſt und blühſt und glühſt bei Schnee und Eiſe
Der Schnee hat Sorge, daß er nicht zerfließe.

O Alpenroſe!
Ein Bächlein hüpft aus der kryſtallnen Klauſe
Und ſpricht von dir mit plauderhaftem Koſen.

O Alpenroſe!
Du grünſt und blühſt und glühſt bei Schnee und Eiſe:
Rund um mein Herz blühſt du in gleicher Weiſe.

O Alpenroſe!
Auf lebt mein Herz und wird zur grünen Wieſe,
Die rings umſäumt das ſüße Roth der Roſe.

O Alpenrose!
O grün' und blüh', daß dieser kahle Felsen
Sich grün belauben mag' und roth beroſen.

O Alpenrose!
Ein glitzernd Tröpfleln hält dein Kelch umſchloſſen:
Iſt's Thau? ſind's Thränen, die auf dich gefloſſen?

O Alpenrose!
Die Thräne ruhe in deines Kelches Schooße,
Die Thräne, meiner Liebe treuſter Bote.

O Alpenrose!
Du liebesrothe hoffnungsgrüne loſe,
Du hoffnungsgrüne liebesrothe ſüße!

Christian Jacob Wagenseil

ward am 23. November 1756 zu Kaufbeuern geboren, und privatiſirte Anfangs, nachdem er das Studium der Jurisprudenz abſolvirt hatte, in ſeiner Vaterſtadt, ſich blos der Schriftſtellerei hingebend. Später erhielt er daſelbſt die Stelle eines Actuars und 1795 eines Kanzleidirektors, Archivars und Bibliothekars. 1804 wurde er als Stadtkommiſſär nach Kempten verſetzt, und kurze Zeit darauf zum Kreisrath des Illerkreiſes ernannt, dann aber als königlicher Regierungsrath zu Augsburg berufen, wo er 1837 ſtarb.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:
Schildheim, eine Geſchichte. Gotha, 1779. 2 Thle.
Ehrlichkeit und Liebe, Schauſpiel. Gotha, 1779.
Die Freimaurer, Luſtſpiel. Kaufbeuern, 1780.
Beitrag zur Weisheit und Menſchenkenntniß. Gotha, 1780 u. 81. 4 Thle.
Neue Beiträge. Deſſau, 1783. 2 Thle.
Der Abſchied des Kalas. Drama. Kaufbeuern, 1781.
Hiſtoriſche Unterhaltungen. Augsburg, 1781. 9 Thle. Neue Ausgabe 1811.
Vaterlandsgeſchichte. Augsburg, 1783—1790. 3 Thle.
Vermiſchte Gedichte und proſaiſche Aufſätze. Kempten, 1785—1814. 5 Thle.
Der abenteuerliche Simplicisſimus. Leipzig, 1785.
Der Gang der Vorſehung. Leipzig, 1791 u. 1793. 2 Thle.
Die Hausfreude. Leipzig, 1807.
Neues hiſtoriſches Handbuch. Augsburg, 1820—22. 3 Thle.
Ulrich von Hutten. Nürnberg, 1823.
Geſchichte gefallener Miniſter u. ſ. w. Karlsruhe, 1823 u. 24. 2 Thle.
Beitrag zur Geſchichte der Reformation. Leipzig, 1829.
Literariſcher Almanach von Ratzenberger dem Jüngeren. Leipzig, 1827 fgde.

Ein gewandtes und gefälliges Talent, ausgezeichnet durch gute Darſtellung vorzüglich hiſtoriſcher Gegenſtände, jedoch zu raſch und nur für das größere Publikum arbeitend, als daß er etwas Bedeutendes von bleibendem Werthe hätte liefern können.

Ernſt Wagner

ward 1768 am 2. Februar zu Roßdorf bei Meiningen geboren, wo ſein Vater Pfarrer war, blieb im elterlichen Hauſe bis zu ſeinem Abgang auf die Univerſität Jena, da er durch ſeinen in der alten Literatur ziemlich bewanderten Vater ohne weiteren Unterricht bis zu dieſer Reife herangebildet worden war. Von Jena zurückgekehrt erhielt er in ſeinem Geburtsorte vom Freiherrn von Wechmar die Stelle eines Gerichtsactuars, Privatſekretairs und Verwalters; welchem Amte er bis 1805 vorſtand, wo er als Kabinetsſekretair nach Meiningen berufen wurde. Er ſtarb daſelbſt am 25. Februar 1812.

Seine Schriften ſind:
Die reiſenden Maler. Leipzig, 1806. 2 Thle. Neue Ausgabe 1820.
Willibald's Anſichten des Lebens. Meiningen u. Hildburghauſen, 1806. 2 Thle. Neue Ausg. Leipz. 1822.
Reiſen aus der Fremde in die Heimath. Hildburghauſen, 1808—1810. 2 Thle.
ABC eines 40jährigen Fibelſchützen. Tübingen, 1810.
Iſidora. Tübingen, 1812.
Geſammelte Schriften, herausgegeben von Moſengeil. Leipzig, 1824—1828. 12 Bde. in 12.

Glückliche Erfindung, gute Charakterzeichnung, reiche Naturanſchauung, Wärme und Innigkeit, ſo wie Anmuth der Darſtellung und gefälliger Witz, zeichnen W's Romane ſehr vortheilhaft aus und werden ſie im Andenken der Leſewelt noch lange erhalten. Schade, daß hier und da eine verſteckte Luſt an Sinnlichkeit hervorblickt, die nicht kräftig und großartig genug, um entſchieden hervorzutreten, mitunter dem Tone des Ganzen etwas Weichliches und Süßliches verleiht, und ſo dem Totaleindrucke ſchadet.

Auszug aus E. Wagner's hiſtoriſchem ABC.

Affektirtes Weſen. Iſt auf der lieben deutſchen Erde eine ſehr häufige Erſcheinung, die wir alle täglich in unſern Spiegeln und ſonſt bemerken können. Meine erſte Affektation, deren ich mich aus den Kinderjahren erinnere, und die mir jetzt abſcheulich vorkommt, beſtand darin, daß ich lange Zeit, — Gott weiß, warum, — behauptete, „Conrad" zu ſagen, klinge bäuriſch: es müſſe heißen „Collrad." Dies haftete, als ich jenen Namen auch wirklich ſchon buchſtabirt und geleſen hatte, noch über ein ganzes Jahr lang bei mir, nämlich als boshafte Dummheit; und ich weiß, daß ich insgeheim, voll Verdruß über die ein Mal erkannte Wahrheit, doch noch einige „Conrad" ſagende Bauernknaben mit vornehmer Miene korrigirt habe. Man kann wohl annehmen, daß alle Ziererei im Ganzen mit dem Range ſteigt und abnimmt, und in den allervornehmſten und gebildetſten Zirkeln darf eigentlich gar keine natürliche Willkühr mehr herrſchen, ſondern nur die reinſte, von allem wirklichen Betragen ſchon gänzlich befreite Affektation. Auch der deutſche Landmann iſt nicht mehr ganz frei von affektirtem Weſen, wiewohl es ja dieſer Klaſſe bis jetzt viel ſeltner vorkommt, als unter den Handwerkern und bei der ſogenannten Mantelfamilie. Es äußert ſich indeſſen unter den Landleuten meiſtens blos in der Sprache, und klingt faſt immer komiſch, weil der Bauer — in der Meinung, gegen die Bauernſprache zu rebelliren, — ſich gewöhnlich nur gegen die deutſche Sprache auflehnt. So ſagte ja das bekannte zur Dame gewordne niederſächſiſche Bauernmädchen: „die ſchönſte Stadt in der Welt ſei und bleibe doch Wolfenbeutel." Ein Heſſiſcher Bauer erzählte mir im Sonntagsrock: „er beſitze ſehr ſchöne Feldgänter und beſonders eine mächtig große Weiſe." (Feldgüter, Wieſe.) Ein Thüring'ſcher Bauer wollte unter mehreren Herren von W. den, welcher den Beinamen der Sueinam'ſche oder der Surinamer hatte, nennen, und nannte ihn: „den Herrn Sauer-Einnehmer von W." Ein Fränkiſcher Dorfſchenkwirth (übrigens freilich auch zugleich ein beredtmäuliger, ungeheurer Narr) nannte mir zum vorrätdigen Mittagseſſen: „grüne Erweſen mit jungen Käuchen und Behütuns!" d. i. Erbſen mit Küchen (Küchlein, jungen Hühnlein) und Hülſen*). Doch, Ehre,

*) Hülſe nennt man in einigen fränkiſchen Gegenden eine Art von ſehr feſten Klöſen. Daher kommt das Räthſel: „Welches iſt der Unterſchied zwiſchen Hülſen und Klöſen?" Antwort: die Gleichenberge. Nämlich: diesſeits der fränkiſchen Gleichenberge bei Römhild (d. h. mit der jetzt in Sachſen-Meiningen dieſe Rolle verfertigt) nennt man dieſe Magenpflaſterſteine „Hülſe," jenſeits „Klöſe."

dem Ohre gebührt! Seine trefflichen Behütuns! haben auch mich damals bis jenseits mancher fränkischen Berge und Thäler vor allem Hunger kräftiglich bewahrt. Uebrigens, und beiläufig angemerkt, hat der wunderliche Ausdruck jenes Wiethe in mein Gedächtniß einen seltsamen Eindruck gegraben, vermöge dessen ich mir jedes einzelne Stück von jener Riesenkost, es möge mir nun als Kloß oder Hütz, und nicht gerade unter der Exklamation „Behüteuno!" dargestellt werden, nicht anders denken kann, als mit einem Ausrufungszeichen dahinter; — also etwa in dieser Figur: Q!) Selbst beim Andenken an ganze Schüsseln voll stechen noch die Ausrufungsstängleins so lustig daraus hervor, wie grüne Petersilienstiele zwischen den rothgesottenen Krebsen.

Abformen. Ich habe herzlich lachen müssen, als ich zum ersten Mal einen Bildhauer über den lebendigen Kopf seinen sah, wiewohl mich auch der abzukonterfeiende Patient zugleich nun Herzen dauerte. Ein ähnliches Gefühl ergreift mich stets, wenn ich einen Portraitmaler seinen Kopf erst durch das Glas anfreißen sehe. Beides mag wohl sicherlich nicht das Rechte sein; denn — abgerechnet auch, daß jene schöne Aehnlichkeit, die das Gemüth frei empfängt, abspiegelt und mit schöner Willkühe wiedergiebt, hierbei immer gestört, und mehrentheils durch die trotzige prosaische Regel eines höchstgemeinen natürlichen Gesetzes gänzlich vertilgt werden muß, — kann ich mich dabei auch nie des Gedankens an Dieberei erwehren; wenigstens fällt mir stets sogleich aus dem römischen Rechte das „vi, clam, vel precario" ein. Die Idee davon mag mir wohl mein Vater einst in einem ganz schlichten Verweise mitgetheilt haben. Ich hatte nämlich den Kupferstich eines Doctor Luther an der Fensterglastafel nach und nach bis auf die schwächsten Schattenlinien abgezeichnet, den er dann zu seiner Verwunderung ähnlich fand. Aber als ich ihm voll Freude meine Verfahrungsart meldete, vernichtete er den kleinen Künstler mit den Worten: „Ja, nun glaube ich dir wohl, mein Sohn! Aber das ist keine Kunst!"

Anfang eines poetischen Genusses. Wer kennt nicht jene himmlischen Vorzeichen, in welchen sich uns die Erscheinung des Schönen blitzend verkündigt? Wenn die bürgerliche Welt und die Prosa der Vielwisserei uns lange mit Fadheit umdüftet hielten, und nun auf ein Mal ein Ton der Kunst, wie ferne Frühlingsmelodie aus dem Lande der Freiheit, näher und näher wehend tönt! — o wie schwillt die liebende Seele zu neuem Leben auf! So ist's dem Menschen am letzten, heiligen Abend eines vieltägigen Regenwetters, das mit einem grauen Tage endlich beschließt. Gräulich und glatt dämmert noch der Abendhimmel über mir. Auf ein Mal krümmen sich peachtige Purpurwürmer durch's Gewölk hin, und im Abendlande schießt es weich, wie goldne Wolle, und der letzte Strahl der Sonne bricht am Horizonte wie ein Blitz hervor. Denn von dorther naht mir schon ein breites Streif des alten Blau's, und bald ist der westliche Halbkreis bis herauf zu meinem Haupte gereinigt, und dunkend flirren die Gewölke im kreischenden Purpurgewühl nach Osten zu ihrer Nacht hinab, und ich sehe mit Gewißheit der ersten sternhellen Nacht entgegen, und sehe kein Ende der vielen künftigen schönen Tage vor mir! So ist es meiner Seele, wenn der erste Hauch eines göttlichen Gedichts mir den Himmel des Lebens wieder erschließt! Dann harche ich, wie nach fernheranziehenden dräutlichen Gesängen hin; ich harre und zögre noch mit dem Genusse, suche geschwinde noch ein irdisches Geschäft, um es — zu beseitigen, pflege mich flüchtig mit Speise und Trank, ziehe einen bessern Rock an, wasche meine Hände, schaffe Einsamkeit und Stille um meinen Stuhl her, und — genieße dann! O Dichter! Säßest du mich da, du müßtest dich glücklich fühlen, daß eine menschliche Seele dich so voll, so warm und in so dankbarer Andacht zu lieben vermag, daß sie in so gänzlichem Selbstvergessen sich die ergiebt!

Apostroph. Immer fällt mir bei diesem Worte das „neutrum cum apostropho" ein! Es war eine schwache Seite meines Vaters, die das Kind hier freimüthig der Welt aufdecken will, da sie die einzige ist, auf der ich den Herrlichen jemals betraf. Er gab mir nämlich auch in der französischen Sprache den ersten Unterricht, und lehrte mich darin drei genera kennen, das Maskulinum le, das Femininum la und — das Neutrum cum apostropho (l'enfant, l'agneau.) Erst nach seinem Tode sah ich diese Unrichtigkeit ein, und finde sie noch jetzt so komisch, daß ich mich kaum des Lachens enthalten kann; wie ich auch dabei, — besonders in diesem Augenblick, — immer unruhig ans Herz greife, wegen meiner Schadenfreude; denn außerdem kannte ich seinen Kenntnissen nie Etwas anhaben, so sehr ich mich hierum bemühte und er selbst mich dazu ermunterte. Wüßte ich nur, wer ihm jene Irrlehre beigebracht hat! — denn es gab wohl nie einen redlicheren Wahrheitsforscher als ihn, und auf einzelne Autoritäten hielt er nichts. Fast vermuthe ich daher, daß Obiges ein Mal auf dem königlichen Pädagogium in Halle, — wo mein Vater Lehrer gewesen war, — wirklich eine Zeit lang allgemein geglaubt worden sein muß. Du guter, ehrlicher Vater! Du warst ein vortrefflicher Lateiner, Grieche, Ebräer, Chaldäer, Syrer und Araber; und dabei doch ein ächter Deutscher! Aber — als Schüler des sanften und doch ernst-systematischen Baumgarten in Halle — o wae es dir denn so sehr zu verübeln, daß du der barbarischen französischen Sprache auch solche hübsche drei genera zu verschaffen wünschtest, wir andere honette Sprachen sich deren rühmen? — Aber schweig endlich, du gottloser Rabensohn! — — Nein, wohl mir! Sein Geist winkt freundlich! — und horch! „Verzeihung dem Kinde, das noch mit dem verklärten Vater unter geweihten Thränen zu spielen wagt!" flüstert es mir jetzt sanft von der heiligen Asche herüber.

Castrat. Die Stimme eines solchen würde mich nur unter der einzigen Bedingung wirklich rühren oder entzücken können, wenn er verborgen songe und mir für eine Frauensperson angegeben würde. Selbst ein Mal, bei einigen großen Chören, wo es doch überhaupt nur auf vollständigen Diskant ankam, konnte mein Gemüth sich nicht ganz von gewissen widrigen Gefühlen trennen. Auch habe ich mir nie denken können, daß ein Castrat seinem Herrn, der ihn anfertigen ließ und krant, irgend einen ächten Kunstgenuß gewähren könne; und in der Jugend habe ich daher lange geglaubt, man verkleide dergleichen Burschen und gebe sie für seine Frauen aus, um nur die Fremden damit zu täuschen.

Dunst. Dummheit. Ich habe mir die Dummheit stets als einen gewissen Dunst oder Nebel vorgestellt! und freilich mag auch wohl kein Dunst für den Menschengeist so tödlich sein als der, womit die Dummheit ihn betäubt und — wenn sie nämlich ein Mal großgezogen und mit vornehmer Eitelkeit ausgestattet ist, — auf ewig umschließt. Es giebt kein Heilmittel für solche Elende; d. h. außer dem großen Gegengifte, das freilich den Kopf noch mehr als jener Dunst betäubt, — ich meine eine Kugel oder einen tüchtigen Schuß Vogeldunst. Wie schön ist es, von diesem Uebel frühe, wenn es noch keins ist, befreit zu werden! Aber wie ungern braucht man die schmerzhafte Kur! Doch ich muß ein Pröbchen von Dummheit aus meiner eignen Jugend geben! Als Knabe von 12 Jahren stand ich einst mit einem ältern, mir noch neuem Freunde sehr fröhlich im Garten seines Hauses. Wir ahmten die Musikanten auf dem Thurme nach und bliesen auf selbstgemachten Schallmeien, die wir für Zinken ausgaben, den Choral „Sollt' ich meinem Gott nicht singen" andächtiglich über die Stadtmauer hinab in's freie Feld. Nach Beendigung des ersten Verses, der mich hoch entzückte, schwieg ich stille. Mein Freund wollte, daß wir noch einen Vers bliesen, ich versicherte aber, daß ich nur den ersten könne. Er sah mich starr an, fing heftig an zu lachen und bat endlich, ich möchte nur den ersten Vers nochmals mit ihm blasen. Das geschah ohne Anstand und ich fand hier gar nichts zu lachen, wiewohl jener, noch ehe der Vers aus war, wieder hell auflachte und sort in seine Schule lief. Ich sann lange nach und hielt endlich den neuen Freund nicht etwa für bosthaft und klug, nein, für läppisch und dumm. Ich sprach nicht wieder mit ihm darüber, weil ich ihn sehr selten wiedergesehen habe. Die Sache beunruhigte mich nachher noch oft heimlich, und ich habe gar nichts zu meiner Entschuldigung anzuführen, als daß ich, wie mir aus andern Umständen erinnerlich ist, in der Jugend nie eine Melodie habe singen oder pfeifen können, ohne den Text mit zu denken. Aber was geschieht mir! In meinem 39. Jahre (ich hoffe wenigstens, es war noch vor dem 40sten), lese ich in einem Tageblatt unter andern Anekdoten auch die von einem höchst dummen Manne, der in seinem Testament verordnet, „die Thürmer sollten jeden Sonntag den vierten Vers aus einem gewissen Kirchenliede ihm zu Ehren vom Thurme blasen." Schnell erinnerte ich mich meines längst verstorbenen Freundes; wie Schuppen fiel es mir von den Augen. Mein Blick suchte den Spiegel; ich war über und über roth geworden!

Erfindungen. Alle irdischen Erfindungen; — vom friedlichen Pflugeisen an bis zum bevölkerten Kriegsschiffe, dessen Kiel die Spiegelaun des Weltmeers furcht, — werden doch nach meinem Sinn von einer einzigen aufgewogen: von der Erfindung des Kusses.

Essen. Es ist oft eine sehr erfreuliche Entdeckung für mich gewesen, daß der deutsche Landmann mit dem Akte des Essens eine gewisse Heiligkeit verbindet, und ich habe das dabei zum Grunde liegende erinnenschliche Gefühl stets mit Rührung getheilt. Die uneinigsten Familien werden friedlich, sobald das Tischgebet gesprochen ist. Man berissert sich

alle Strafen und Zänkereien so weit als möglich von der Tischzeit zu entfernen. Der strengste, hartherzigste Bauer jagt seine Arbeiter wohl aus der Ruhe, aber, selbst bei der augenscheinlichsten Gefahr im Verzuge, fast nie vom Essen auf. Wer die ärmste Familie beim Essen trifft und, wie fast immer geschieht, dazu eingeladen wird, der kann auch fast immer überzeugt sein, daß er durch die Theilnahme Freude erregt. So oft dieß gesagt ist (denn es gilt selbst vom Geizigen), so wahr wird es von jedem Beobachter erfunden werden. Die Augenblicke des Essgenusses machen diese Klasse unbeschreiblich sanft und gut; der Segen Gottes, der ein Mal ungeschafft und bereitet dasteht, nimmt nun einen allgemeinen, heiligen Charakter an, er erscheint dieser unschuldsvollen Welt als geweihte Labung für sich und den hungrigen Bruder; er ist nun wieder in Gottes Eigenthum, — und wie oft habe ich die gierigsten Kinder sich das Beste versagen sehen, um es den Gästen anbieten zu dürfen. Der Grund hiervon ist noch gar nicht in der wohlthätigen Gesinnung oder in der eigentlichen Gastfreiheit zu suchen, sondern er liegt dermalen bloß in der augenblicklichen gemüthlichen Betrachtung und Ansicht des Essens. Wenn der Bauer zu einem dieser Nachbar, Advokaten, Richter oder zu einem andern Feinde im größten Zorn, in voller Wuth hinrennt, — gleich steht er betroffen, höflich und bescheiden da, sobald er seinen Gegner beim Essen findet. Ich selbst habe einst als Beamter dieß bemerkt, indem ich mehrmals die erste Wuth hitziger Partheien gegen mich sich auf ein Mal bloß dadurch entwaffnen sah, daß ich zufällig es wie so eben vortrefflich schmecken ließ. Die wörtliche Denkformel heißt dann ungefähr so: „hab' ich dich endlich, du infame Kanaille? — Halt! — nun freilich — Gott gesegne dir's!“

Erbvertheilungen sind für mich höchst interessant und belustigend. Ich habe die elterliche und die meines liebsten Jugendfreundes mitgemacht, und bin gerade bei diesen beiden — da ich mich längst resignirt hatte, — der lachendste von allen Miterben gewesen, über welchen die theuren Erblasser gewiß aus ihren schönen Himmelsauen herüber recht herzlich gelacht haben mögen. Es fehlt da niemals an seligen Momenten, heimlichen Thränen und öffentlichen komischen Ereignissen. Feierlich muß die Theilung unter guten, gefühlvollen Menschen vorgehen. Herrlich ist's, wenn zuweilen bei Vertheilung der Kleidungsstücke die Weiber doch hier und da wegen angeblicher Verkürzung ein wenig empfindlich werden, anfangen zu weinen, und nun von den Männern (die hier in der Regel der uneigennützigere Theil sind) gebührend ausgelacht werden. Die höchste Lust gewähret das Anfertigen der Verzeichnisse, welche die Interessenten, indem sie alles herumgeben und vorzeigen, einander selber diktiren. So erinnere ich mich aus dem Verzeichniß einer sehr gemüthlichen Erbvertheilung zweier Stücken, die ich besonders lieb gewann. Das erste hieß: „des Verstorbenen sogenannter Auerbachshof, worin allerlei Kleinigkeiten befindlich.“ Dieser letztere Ausdruck war aber erlogen; denn das liebe Kästchen enthielt Sachen von unschätzbarem Werth, und ich handelte es nachher für eine namhafte Summe an mich und nehte es oft mit geweihten Thränen. Da gab es köstliche Glasperlen, zerbrochene Ringe, Kettchen, halbe silberne Hemdknöpfe, Denkreimchen und tausend andere Kleinodien mit daran gebundenen Nachrichten über ihren Ursprung und Werth; — kurz: so oft der Verstorbene bei keinem Kaufmanne, ja bei keinem Hausgenossen und Freunde mehr Ruh und Hülfe fand, schloß er nur getrost seinen Auerbachshof auf, — und niemals ist er unbefriedigt davon gegangen! Das andere war ein Haarbeutel. Wir wollten nämlich das Verzeichniß ein wenig systematisch machen, und ich behauptete, man müsse mit den Westen anfangen, weil die Weste zunächst an dem, was am Freunde das Beste gewesen sei, am Herzen liege, und weil eine der vorliegenden mir selbst sehr am Herzen lag. Allein die Andern meinten, der Kopf müsse den Anfang machen, denn dieser sei und bleibe doch das Hauptstück vom Menschen; und so rief denn, als ich nachgegeben, Einer aus: „Ein Haarbeutel!“ — „Ist alt!“ seufzte ein Anderer. „Klein!“ schmähte ein Dritter. „Aber doch noch gut!“ tüchelte der Vierte friedlich, und zeigte den armen Wurm entschuldigend dem Protokollführenden vor. So wurden denn einmüthig ins Verzeichniß die folgenden mageren Worte gesetzt, die mich noch in diesem Augenblicke (wer kann wissen, warum?) zu sanftem, aber unverkennbar tiefem Mitleiden rührten, — damals aber fast zum Weinen bewegten; nämlich: „Nr. 1. Ein kleiner, alter, guter Haarbeutel.“ — Ach, wohin hat wohl der Wind dich armen Kleinen, oder deine Asche verstreut, du — Guter!

Frühlingslüfte, durchwogt von der ersten Würze der Knospen und der Jugendwärme des zarten Jahres, des fruchten auch den Geist des Menschen; und nie überließ ich mich ihrem holden Spiel, ohne sie leise zu fragen: „Wo auf Erden öffnet ihr wohl heute den bräutlichen Busen des jungen Genius? Wo lockt ihr jetzt die ersten Klänge der Poesie aus einem unsterblichen Gemüthe hervor?“

Seines Behagens wird jetzt allmählig immer seltner gefunden werden, je mehr der Satz „daß dasselbe jeder Tüchtigkeit und Tugend erst den rechten Werth und die leichtere Möglichkeit zum Geltendmachen und zur Ausübung giebt,“ von den Erziehern mißkannt und vernachlässigt wird. Man sagt den Kindern nur: „Ihr sollt gute Menschen werden, — und so und so müßt ihr es anstellen.“ Aber kein Mensch sagt ihnen mehr: „Ihr müßt den Leuten mit eurem Gespräche nie auf den Leib rücken, oder ihnen ins Gesicht reden, damit ihr nicht einmal nüchtern, oder gar mit riechendem Athem, dasselbe thut, und euch dadurch bei Jedermann unleidlich macht.“ Man hält die Mädchen wohl zum Waschen und zu andern Reinlichkeiten an. Aber niemand sagt ihnen mehr, wie sorgfältig und oft man die Ecken des Mundes reinigen muß; wie leicht sich durch bloßes Reden ein Schaum am Munde erzeugt; wie unangenehm, rauh und buntscheckig oft gerade der schönste Mund dadurch wird, daß man ihn zu trocken hält, oder gar braun und blau leckt u. s. w. Was hilft denn alles Sein, ja, wie wäre es möglich, wenn es sich nicht im Betragen ausdrückte? (Dabei fällt mir ein, daß ich neulich einen klugen phlegmatischen Knaben fragen hörte: „Nicht wahr, Herr Hofmeister„ — wenn ich auch nicht viel weiß und kann; wenn ich nur tugendhaft bin!“) Wäre meine obige Klage ungegründet, wie hätten mir denn überall in den vornehmsten Klassen so viele Erscheinungen begegnen können, die mich unangenehm daran erinnerten, ja die mich oft bei Erblickung eines schönen, durch Vernachlässigung entstellten Angesichts von Herzen die alten Gouvernanten (die dergleichen recht wohl wußten, thaten und einschärften!) statt unserer jetzigen „Lehrerinnen,“ (die über Jene — und wohl gar selber zwischen zwei allerliebsten „Sperlingsecken“ hervorspötteln!) wieder herbeiwünschen ließen? Das Schlimmste bei allen solchen Dingen ist, das nachher die Welt, die fremde Gesellschaft, sie zu rügen unterlaßt, weil eine solche Rüge für beide Theile höchst unbequem ist und von der einen Seite meistens nicht wohl und vollständig gegeben, von der andern aber dennoch fast immer vollständig übel genommen wird. Es gehört ein eignes Talent dazu, um hier eine vertrauliche Anspannung zu wagen, besonders gegen Frauen, die nicht ausgemacht reizend sind. Wüßte nur Jedermann das, was ihm Gott an Körper und Geist verliehen hat, auf die gemäßeste und bequemste Art zu gebrauchen, es in Ordnung und zu Rath zu halten, das Rechte damit zu machen: um wie viel angenehmer würde unser gesellschaftliches Leben sein!

Freundschaft. (S. den Art. Liebe.) Oft schien mir der Freundschaft Silberborn reiner und himmlischer zu rinnen, als der heißpreudende Quell der Liebe. „Denn dort, sprach ich, wagt der Mensch sein Blut, sein Leben, und ihm winkt zum Lohne fast stets ein ewiger Frieden der Seele: doch hier, — o wie oft wagt nicht selbst den Beste seine Seele für die Wonne zeitlicher Lust!“ Aber wenn ich dann wieder die heiligen Abgründe der Liebe zu messen strebte, wenn ich, entzündet von der Religion, zu den Sternen aufschaute, — wo blieb da die Freundschaft?! Freundschaft ist gut, Liebe ist schön: jene vergleiche ich der Rechtlichkeit, diese der Tugend. Der Freundschaft Grenzen umgiebt die Liebe, aber die Grenze der Liebe heißt Unendlichkeit. Freundschaft ist Prosa, Liebe Poesie. Freundschaft ist eine Göttin, Liebe ein Gott; — ja die Liebe beugt sich unter kein Geschlecht: sie ist das große allerthätige Neutrum, das All, dem alles Dasein folgt, dem kein Mund noch Griffel einen andern Namen geben soll, als — Liebe.

Fertig werden mit allem, was man treibt, ist eine große Kunst. Ich ärger mich oft, daß die Menschen mit ihren Geschäften, Kunstwerken, Besuchen, Anstalten, Toiletten, auf ihren Spaziergängen u. s. w. nicht fertig werden können, sondern sich bei jeder Kleinigkeit aufhalten, die sie dermalen doch nicht zu erschöpfen vermögen, und der sie vielleicht ein Besseres oder Schöneres aufopfern; und dennoch kann ich selbst sehr selten sagen: ich bin mit dieser Sache fertig. — Ein ächter Hofmann muß eigentlich stets fertig sein. — Mit unsern Entschlüssen werden wir in der Regel niemals fertig. Der Deutsche überhaupt liebt es, sich durch kleine Sachdienlichkeiten auf seinem Wege aufhalten und zerstreuen zu lassen, — und dieß ist ein Zeichen von Genialität. Der Franzose ist immer fertig, und wird es doch nie.

Gehorsam, als dieß geforderter Gehorchen, hat mich fast immer erbittert. Der Vernunft und den ihr gemäßen Gesetzen gemäß zu handeln, ist der Mensch schuldig. Daß aber zu diesem Gehorsam die Kinder (große und kleine), so oft gezwungen werden müssen, und nicht durch Gründe Neigung zu fassen vermögen, — das ist ein Unglück für das Menschengeschlecht, ein Schicksal, welches mit aller menschlichen Bosheit und Schuld in der innigsten, beweinenswerthesten

Verknüpfung ſteht. — Soviel iſt gewiß: Kannſt du deinem Kinde, dem Untergebenen, der Geliebten oder dem Freunde Gehorſam aus Neigung einflößen, ſo machſt du jeden dieſer Menſchen zu deinem Diener und zugleich — glückſelig.

Genius. Ich fand faſt an allen fremden Orten, die ich öfters beſuchte, ſtets einen guten und einen böſen Genius! Ich erſte z. B. nach A. und ärgere mich beim Anblicke der Stadt, daß ſie ſo ſchlechte Gaſthöfe beſitzt. Aber eben begegnet mir Herr B., der mich dort ſchon einmal mit großer Liebe aufnahm, und ruft mir gleich aus ſeinem Wagen eine freundliche Einladung auf morgen Mittag an ſeinen vortrefflichen Tiſch zu. „Das geht ja gut!“ denke ich heiter, und bin froh, daß der Wagen ſchon an dem hübſchen Thore hält. Aber da ſteht der grobe, abſcheuliche Soldat, mit dem ich das vorige Mal Streit bekam, gerade wieder am Schilderhäuschen: und nun iſt mir die ganze Entree verſalzen! — Da ich die Stadt A. verlaſſen will, um nach C. zu reiſen, fehlt es, wegen der ſtarken Durchmärſche, an Pferden. Ich mochte einen letzten Verſuch auf der Poſt, werde abgewieſen, fluche heimlich. Aber auf dem Rückwege begegnet mir wieder der freundliche B., der zufällig heut noch nach C. fährt und mich mitnehmen will. Wir fahren glücklich und ohne zu halten aus dem Thore. Unweit der Stadt hält der Kutſcher in einem engen Wege, weil ein Schiebkärrner ſich mitten in die Straße gepflanzt hat, und erſt ſein ganzes Holz umladet, ehe er ausweichen kann oder will. Die Pferde werden endlich ungeduldig, reißen am Wagen, es bricht gar ein Sillſcheid, der Bediente wird zurückgeſchickt, um ein anderes zu holen, wir gehen aus Verdruß eine Strecke zu Fuß, und indem ich noch dem Schiebkärrner vorüberſchreite, (und ihm gern den Schiebkärrnergruß zuriefe, wenn ich das nicht für gottlos hielte,) ſehe ich mit Schrecken, daß es abermals mein grober Soldat von neulich her iſt, welcher heute Holz einfährt; und ich verbeiße meine Wuth. Aber der kleine Zufall bringt uns doch um eine ganze Stunde Zeit, und obendrein, noch ehe wir C. erreichen, ein fürchterliches Gewitter! Nun ſind wir endlich in C. und erfahren ſogleich, daß dort heute Abends ein prächtiges Konzert unter aufgeführt wird, wozu aber ſchon geſtern kein Billet mehr zu haben geweſen. Aus Verdruß will ich Beſuche machen, und fange bei der Gräfin D. an, die mich hier von jeher am meiſten protegirte. Im erſten Augenblicke zeigt es ſich dort, daß dieſe eigentlich die ganze heutige Muſik allein veranſtaltet hat; ſie ladet mich dazu ein, verſchafft mir ſogleich zwei Billets für mich und den guten B., und will ſogar im Concerte meine Nachbarin ſein. Wer iſt froher als ich! Die Gräfin nimmt mich mit; aber kaum ſind wir aus dem Wagen und im Saale, als meine Gönnerin zur Prinzeſſin von C. gerufen wird, und alſo mir ihre Entſchuldigung macht. Ich ſehe verlegen nach einem guten Platze umher; da ergreift plötzlich der unerträgliche Schwätzer F. meine Hand und nöthigt mich mit ſeiner gewöhnlichen Freundlichkeit, (die ich ſchon lange „mein ſchwarzes Schickſal von C.“ nannte,) den beſten Platz — das heißt neben dem ſeinigen — einzunehmen. Während der Muſik plappert er unaufhörlich. Am Schluſſe komme ich glücklich von ihm los, und indem ich beim Ausgange mich erinnere, daß ich mein Abendeſſen zu beſtellen vergaß, bringt mir ein Bedienter die Einladung zur Geäſin. Ich freue mich von Herzen auf die geiſtreiche Geſellſchaft, in die zum Glück der unausſtehliche F. nicht aufgenommen iſt, und eile, dahin zu kommen. Aber auf dem Vorſaale ſchon dringt mir ein bekannter ſchnarrender Ton in die Ohren, ich öffne, und da ſteht und demonſtrirt ſchon lange der gräßliche F., der ſich endlich auch hier Zutritt verſchafft hat, um mich überall zu verfolgen. — Und ſo ungefähr geht es mir denn an den meiſten Orten, die ich öfters beſuche. Selbſt auf meinen kleinen Wanderungen zum heiligen Muſenberge zeigen ſich mir oft jener gute, jener ſchwarze Genius. Oft, wenn ich mühſam ſeine breite, ſtaubige Chauſſee hinanklomm, gedrängt von tauſend Wanderen, beiſeite gedrückt von den groben Fuhrleuten, verächtlich knurrend von Manchen, die auf dem großen Pferde ſaßen, und ermattet von Mühe und Angſt, — da erſchienſt du mir, o ländliche Muſe, in deiner anmuthigſten Geſtalt und winkteſt dem Freunde aus zartem Myrthengebüſch, und kühlteſt ſeine Stirne mit deinem himmliſchen Kuſſe und führteſt ihn ſanft aufwärts durch ein ſtilles Thal, den nähern Weg. Du ſchaute ich fröhlich hinauf und ſah mit heiliger Sehnſucht jene Höhen glänzen, wo du in ewiger Jugend und Luſt mit den Seligen wohneſt, und bald erblickte ich das Getümmel der weitherumziehenden Heerſtraße ſchon tief unter mir. Aber plötzlich entſchwebte mir deine göttliche Geſtalt, — und ein bämiſcher Satyr ſtieß mich wieder hinüber auf den heißen Fahrweg!

Gipfel. So oft ich eine moraliſche oder phyſiſche Bergeshöhe ſchon über die Hälfte erſtiegen hatte, waren mir alle Hinderniſſe ziemlich gleich unwichtig, und ich wußte dann faſt gewiß, daß ich nun hinaufkommen würde. Vom Thale herauf ziehen wir noch gern langſam und blicken zurück, laſſen uns auch allenfalls auf Eſeln fortbringen; aber weiter oben wird es anders. — Wer wollte auch in der Nähe des Gipfels noch auf den mühſamen Pfad und die Klippen und Dornen, die er unter ſich hat, zurückblicken! Aufwärts und edel ſchaut dann der ſehnſüchtige Menſch. Die neuen Weltfernen will er erſchauen, die bald vor dem Siegreichen ſich ausbreiten werden!

Gewitter. Ich habe nie begreifen können, warum ſo viele der neuern Menſchen wollen, daß man ſich vor Gewittern nicht fürchten ſoll. Nehmt mir die Furcht davor, ſo nehmt ihr mir auch die Freude daran und die Andacht dabei! So manches ſchrecklich ſchöne Gewitter hat mir geſchadet, meinen Nächſten erſchlagen, die Flur verhagelt, Dörfer fortgeriſſen, Menſchen und Vieh getödtet, und nur andere, fremde Gegenden beglückt, — und ich ſollte nicht mit Andacht, Furcht und Zittern aufſchauen zum barmherzigen Lenker der Weltereigniſſe, wenn ein ſchweres Wetter heraufzieht? — Welch abgeſchmacktes unmenſchliches Anſinnen einiger — ſelbſt furchtſamen Pädagogen! — Ich habe nämlich zum Glück ſehr oft bemerkt, daß die, welche während eines Gewitters den Weibern und Kindern ſo viel vom Nutzen und Wohlthun der Gewitter und von der Thorheit aller Furcht dabei vorpredigen, gerade die Furchtſamen waren, und die Predigt aus eigner Furcht und Angſt abhielten, ſo wie man im Dunkeln gern laut wird. Sobald ich mich von der Richtigkeit dieſer meiner Bemerkung ein Mal überzeugt hatte, probirte ich das Mittel jener Herren ſelbſt, fing beim nächſten Gewitter an zu predigen; — es ging vortrefflich; man verſuche es nur, es hilft und ſchafft die Angſt vom Herzen weg! Der Grund mag wohl auch darin liegen, daß man ſich dabei gewiſſermaßen als eine offizielle göttliche Perſon fühlt. Wer ſich wirklich nicht fürchtet, pflegt gewöhnlich beim Gewitter von ganz fremden Dingen zu ſprechen, und zeigt ſich nicht inſpirirter und nicht ruhiger, als er gewöhnlich iſt. Doch ſind dergleichen Leute auch zuweilen nur klug, und im Herzen doch nicht ganz rein geheilt. Wer ſich aber tüchtig und ehrlich fürchtet, der ſucht beſonders (wie z. B. ich), das gegenwärtige Gewitter recht zu loben, („Welch herrlicher Regen! Wie wird ſich alles erquicken! Wie wird die Gerſte wachſen! Nun kann es noch Klee geben!“ u. ſ. w.) und gibt ſich wenigſtens alle Mühe, das Gewitter — ſo lange es noch irgend möglich iſt und die Schloſſen nicht gar zu dicht fallen, — zu entſchuldigen, nämlich über das, was es ſchon angerichtet hat oder eben jetzt thut. Dagegen ſucht er alle Gründe Anderer — wenn ſie behaupten, es komme nicht hierher, ſei leicht, thue nichts, oder ſei ſchon vorüber, — ſorgfältig zu widerlegen, und zuckt über die Zukunft noch ſtets die Achſeln, mit einem bedenklichen „Man kann dieß noch gar nicht wiſſen! Wir wollen's hoffen! Ja, ja — aber! Hm, ſo weit ſind wir noch nicht — denn die Wolken kamen ja ganz dick und ſchneckenfett angezogen!“ u. ſ. w. — Kurz, er ſchmeichelt dann immer ein Bischen, weil er nicht ganz traut. — Große und ähnliche Angſt fühlte ich auch oft im Mai, wenn viele warme Frühlingstage jeden zarten Keim des Pflanzenreichs hervorgelockt hatten, die Wieſen und Fruchtbäume im vollen Blüthenſchmucke da ſtanden, und nun nach einem Gewitter plötzlich eine kalte Nacht eintrat, vor deren Anbruch ich ſchon manches zarte Gräschen an feuchten Plätzen unterſuchte, und — erſtarret fand! Der Mißmuth des Landmenſchen über einen ſolchen gewiſſen Nachtreif grenzt dann oft an Gotteslüſterung. Aber zu unſerer Beſchämung finden wir es am Morgen faſt nie ſo ſchlimm, als wir träumten, und die holde Natur weiß auch mitten in ihrem unbegreiflichen Vernichtungsgange unbegreiflich zu ſchützen. Größer aber war meine Bängigkeit nie, als wenn ich ſah, wie ein ſchweres Wetter über eine in vollee Pracht und Schönheit daſtehende Ernte hereinzubrechen drohte. Ein reicher Segen zeitigte einſt rings um mich her in der Fülle des Sommers und ſchien ſich ſchon der Sichel entgegen zu beugen. Wie war das Eindringen deſſelben anvertraut; ich hielt ſein Gedeihen und Verderben für das meinige, und ſann bereits auf ſchnelle Förderung des herrlichen Erntegeſchäfts. Da zog über den Wald eine ungeheure Wetterwolke heran. Ich konnte vom Gang aller heute ſchon vorübergezognen Wolken ziemlich richtige Schlüſſe machen, und ach, die jetzt erſcheinende nahm ihre Bahn nach der Mitte meiner Flur! Es tönten die erſten dumpfen Schläge; in der Mitte der Schwärze bildete ſich das entſetzlich furchtbare Hagelzeichen; — bald noch eins, und ſelbſt ein drittes zu beiden Seiten! Hilf, Helfer im Himmel! Immer näher wogt das finſtere Gauze. Nun ruſſelt es zwiſchen den Wolkenbergen wie fernſchmetternde Wagenräder, denn dort ertönt jetzt das Vereinigungsgeräuſch von zwei elektriſchen Geſchlechtern wie Brautgetümmel ungeheuree Geiſter; näher und höher thut das Raſſeln: — — Dank, allmächtiger Helfer! Dank

dir! Dein Odem wandte das Verderben, und der freundliche Wald ſtreckte auf ſeines Gottes Geheiß Millionen Arme mächtig zum Wolkenheer empor, um den großen Kampf auszukämpfen, zu dem die theure zarte Flur zu ſchwach war! — Da blickte mein thränendes Auge empor, als die Lerchen wieder ſangen; und ſanftſchwankende Töne entwanden ſich meinen wehmüthigen Lippen:

„Sollt' ich meinem Gott nicht ſingen?
„Sollt' ich ihm nicht dankbar ſein?"

Humor. Die reine Satyre iſt mir zu derb, zu viereckig, und geht mit ihrer Vierſchrötigkeit zu ſehr und ringig auf fremdes Unglück aus. Der bloße **Witz** iſt mir zu fein, macht mich durch ſeine fliegende, geiſtreiche Kälte zu oft niesen, hat mir ſo wenig Zweck und zu viel Selbſtſtändigkeit. Aber der **Humor** tanzt und ſpringt mit beiden ſo klug als wild umher, verleitet ſie zur Naivität ab und um, und oft, — wenn jene Zwei ihm, wie gewöhnlich, vorwerfen, ſein Herz ſei beſtandig beſoffen und walle nur ſtets in der Brühe ſeiner eignen Seligkeit herumſchwimmen, — hat der mehr als Nüchterne ihnen während deſſen ſchon ein Bein geſtellt. Aber er wirft Niemand um; — and das hat mir ihn ſo lieb gemacht! Der ächte Humor kämpft nicht gegen jene Beiden, (ich ſehe ihn gern in ihrer Geſellſchaft,) er ſpielt nur mit ihnen, und oft ein ſchönes hohes Spiel, indem er der Satyre auf ihre großen Caerenur und dem Witz auf ſeinen „Treff" immer gutmüthig kein Piquo zuwirft und beiden manches angehende Coeur-Trümpfchen entlockt. Und daß er am Ende immer ſo wunderbar mit dem Coeur-As den letzten Stich macht, darin beſteht er eben, der ächte.

Hineintragen. Es iſt bewunderungswürdig, welche Reichedämer unſer Phantaſie, indem wir eine intereſſante Geſchichte leſen, nach zwiſchen die Darſtellung hineinträgt! Beſonders wenn die Geſchichte eine bedeutende Ueberſchrift hat, auf deren Erfüllung wir nun paſſen. Wenn ich z. B. im Ziegler aber Franzöſei die Ueberſchrift las: „Der funfzehnte Junius. Wurde N. N. mit ſieben Dolchſtichen grauſamlich ermordet —" aber gar: „Fiel Abends das grauſame Bambardement von N. N. durch die Engländer nar" — wie war dann ſchon vor dim Leſen die Phantaſie geſchäftig! Ich ergriff ſogleich Partheі und ſetzte mich an die Stelle der bedrahten Stadt; ja ich war ſelbſt dieſe Stadt. (Dieß geſchah indeſſen bei Belagerungen nur dann, wenn die Ueberſchrift „das tapfre, doch muthige N." oder ein ähnlichte Ausdruck mir die Stadt als Sieger ankündigte, ſo wie ich überhaupt in allen See- and Feldſchlachten faſt immer die Partheі des Siegers nahm.) Nun las ich die erſten Zeilen, and — ſtand dann ſelbſt am bedrahten Ufer feierlich da. Die wilde Flotte nahte langſam, and in der düſtern Abenddämmerung ſchien ſie über ihren Donnerkeilen zu brüten. Ich traute ihrer Stille nicht, denn bald ſollte ſie in die Stille dieſer Nacht ermarden; — nach wenigen Augenblicken ſah ich bei jenen Schlünden plötzlich die Schlachtlaternen flimmern, and das entſetzliche Geſchrei der gellenden Commandopfeife verkündigte ſchon den praſſelnden Einkurz meiner Paläſte, wie der Blitz den Donner u. ſ. w. Kurz, ich trug immer zum Voraus eine große Menge von (wahren, and vermuthlich eine noch größere von falſchen) Umſtänden hinein, daß es dann nur weniger Worte meines Erzählers ſelbſt bedurfte, um mich in meiner gereizten Stimmung zu erhalten. Ja, je weniger er in das Detail ging, je mehr Räume er meiner Phantaſie offen ließ, je lieber war es mir insgeheim, je öfter las ich ihn von neuem.

Johannisbeeren. Der fruchtbare Johannisbeerbuſch iſt mein liebſter Strauch auf der weiten Erde. Er war das Erſte, was ich je pflanzte, das Eeſte, was dem Kinde gerieth; auch iſt er das Erſte, was man im Jahre pflanzt; er gerath am leichteſten, trägt bald and ſinſt alljährlich Früchte, und die Ernte von ihm iſt eine der früheſten. Daher werden wohl ſehr viele Menſchen dieſe Freude daran mit mir theilen. Es war ſtets meine erſte Gartenluſt, daß ich ſchon im Februar oder März, ſobald der Schnee verſchwunden and der hübſche gelbe Raſen durchgeſchaut war, alle Stellen, wo noch irgend ein Johannisbeerbuſch ſtehen konnte, mit den ſchönſten Stecklingen bepflanzte, die alten verdorbnen durch neue erſetzte, and dabei oft mit Entzücken den mir ſo wohlſchmeckenden erſten Saft des Jahres aus dem grünen Holze der abgeſchnittenen Zweige ſog. Auch junge Blutnußhecken pflanzte ich ſtets um dieſe Zeit und liebte ſie ſehr wegen des herrlichen Purpurblumchens an der Knoſpe. Dieſe erſten Gartenſtunden waren unſterblig die ſchönſten and zarteſten. Welche unſägliche and ewige Freuden lüe die Kindheit liegen nicht in den ſelbſtgepflanzten and gepflegten Bäumchen! O ihr lieblichen Fruchtſtrauchwäldchen meiner Kindheit! Ihr waret groß genug, dem Kinde Schatten zu geben! Warum ſeid ihr von der Erde verſchwunden? Warum könnt ihr nicht nach mein niedriges Grab nun ſo ſanft beſchatten, wie damals meine Sammerſtunden!

Iſraeliten. In der Bibel, die ich frühe las, lag für mich die ganze Weltgeſchichte. An die Apoſtelgeſchichte and die Sendſchreiben des heiligen Paulus knüpfte ich dann erſt die römiſche und weitere Geſchichte, — deren Wichtigkeit etwa vam Kaiſer Auguſtus anfing. Vermuthlich wird nach wahl jede Erziehung, mit der die Bibel ſogleich verbunden wird, eine ſolche Weltanſicht bewirken. Abgeſehen hiervon, bleiben aber auch wirklich die Iſraeliten immer ein höchſt wichtiges und intereſſantes Bild des großen Schickſals. Ihre gemeine Unreinigkeit hat die Verachtung der Nachwelt erregt. Allein ſie ſind für die Geſchichte das merkwürdigſte Beiſpiel, welches die Gottheit zur Belehrung darüber aufſtellte, wie ſie nicht erkannt and verehrt werden wolle, — and ihr Untergang, ihr ödes Herumieren unter den Nationen, iſt eine Warnung für alle Geſchlechter, welche die Wahrheit haſſen. Wollte Gott, wir könnten das Unſeige von dieſer thöeichten Sünde frei ſprechen! Uebrigens nahm ich freilich die Iſraeliten für viel bedeutender an, als ſie in Vergleichung mit andren Völkern der Erde jemals waren. Und dieſe irrige Unterſtellung habe ich nach durch nachherigen hiſtoriſchen Unterricht nicht ganz vertilgen können. Noch immer betrachtete ich die Iſraeliten, bis zu Jeſus von Nazareth, (nicht die heutigen Juden, die mir ganz modern and geſchichtlich erſcheinen), als unſere Vorfahren and ehrwürdige Vorlteen, deren heilige Länder auch als unſer Vaterland erſcheinen. Abraham war ſtets nach mein Erzvater; and zu ſeiner Zeit waren nach meiner Meinung nach immer keine andern Menſchen auf der Erde zu ſehen, als er and ſeine Familie, die ſich nun allmälig umher verbreitete. Die lichteſten Punkte ihres Aufenthalts ſind für mich in der Gegend des Hains zu Mamre.

Kluge Kinder haben mich ſtets beſorgt gemacht. — Lache nicht über dein Kind, wenn es um ein Stückchen Zucker für „das arme müde Steckenpferdchen" bittet, and dann daſſelbe ſelbſt ſpeiſet, dagegen aber das ihm beſtimmte Brod, „damit der Hund es ihm nicht nehme," in den Winkel verſteckt, wa der Hund es gewiß bald finden muß — aber wenn es dir, am dich wieder gut zu machen, die heerlichſte Geſchichte davon zu erzählen weiß, wie weit es ſich heute von ſeinen „ſechs ſchwarzen Hengſten," die in ſechs ſchwarzen Bohnen beſtehen, habe herumkutſchiren laſſen: — dergleichen Kinder ſind gewöhnlich die beliebteſten and waren mir nan jeher fürchterlich. Das iſt nicht die ſchönr Selbſttäuſchung der kindlichen Phantaſie! Nein, es iſt der eigennützige alte Lügengeiſt, den du ſchnell bannen mußt, ehe er die Krallen auf ewig in das Herz des jungen Winddeutels drückt!

Kupferſtiche. Die erſten illuminirten, die man in der Jugend ſieht, bleiben nach — geſchmückt mit der Farbenglarie der Erinnerung, — ewig die ſchönſten. Ich hatte das Glück, zuerſt drei große Stücke zu ſehen, die nicht zu den ſchlechteſten gehörten, and die ein reicher Fremder mir and meinen Geſchwiſtern zum Geſchenke mitbrachte. Alle drei glühten im prächtigſten Farbenreichthum. Es ward uns ſehr eingeſchärft, ſie zu ſchonen, and man ließ ſie uns nur bei beſandern Gelegenheiten, an Feſt-, Kranheits-, Frenden- and Laxiertagen betrachten; and dann war auch ihre Wirkung immer die ſicherſte and beſte. Der erſte Kupferſtich war ein Jagdſtück. Der Wald, durch den die Jagd zog, ſchimmerte ſo herbſtlich bunt! Alle Jäger ſprengten, auf herrlichen Pferden and mit reichen, dick bordirten Kleidern angethan, einem ungeheuren Eber nach, über den ſieben Hunde her waren; den nächſten hatte er jämmerlich zerhauen. Die Verſe unter dem Bilde, die mir damals narzüglich werth waren, and mich bei jeder neuen Betrachtung auch neuen Sinn im Gemälde ahnen ließen, habe ich leider vergeſſen — and daraus ſchließe ich, daß es doch wohl das ſchlechteſte unter allen geweſen ſein mag. Das zweite ſtellte eine große Promenade var dem Thore von München, Wien oder Paris vor, die mit vergoldeten and verſilberten Galawägen, mit Reitern and Fußgängern bedeckt war, and noch im Schatten mächtighoher Lindenbäume zwiſchen hellen Sonnenblicken gar kühl and luſtig dazuliegen ſchien. Die Pracht, den ungeheuren Reichthom, and beſanders das äußerſt aarnehme Betragen, was hier augenſcheinlich herrſchte, weiß ich nichts in der Welt zu vergleichen! Die Damen, ſo ſtolz! — die prächtigſten Herren, doch ſo tief demüthig vor Jenen! Ja, ein jeder Heer, der irgend eine Jacke von Purpur oder Karmin trug, hielt zwiſchen ſeinen Fingern dem gebückten Bettler ein Goldſtück entgegen, das, wenn man die Proportion erwag, wenigſtens eine Preismedaille von hundert Dukaten ſein mußte. „Hier, dachte ich: gehen nie die **Rechten, Wahren** ſpazieren! Hier muß das Betteln Etwas einbringen; — and, welche Goldſtücke mögen nun wohl erſt aus den **Kutſchen** herabfliegen, wenn ſchan die Fußgänger ſa großmüthig ſind!" Unten ſtanden folgende Verſe:

„Wie lieblich kann man sich anders doch ergetzen
In dieser angenehmen Sommerszeit!
Man pflegt sich auf das Pferd und in die Kutsch' zu setzen,
Und macht dem Frauenvolk dadurch oft große Freud'."

Also machte der Dichter nicht ein Mal viel Wesens von obiger Pracht, die mich so ganz verblendete! Er sprach nur von Ergetzen, und schien anzunehmen, alles übrige müsse von Rechtswegen so sein, wie ich es dort zum größten Erstaunen fand! War das eine Welt! — „Hei! (sagt der herrliche Dichter der Nibelungen so oft,) Hei, was da großer Ehre gepflogen ward!" Und, daß hier doch alles eigentlich nur auf geistentheilichen Genuß der angenehmen Sommerszeit berechnet sein sollte, das steigerte mein ästhetisches Gefühl und gab mir erst die rechten Ideen vom Wohlstande und kostspieligen Leben dieser großen Welt. „Ei, ei, sprach ich, gleichsam mit tiefen Bücklingen der Seele, zu meinen bunten Frauen: ihr seht erhabnen und überaus vornehmen Menschen! Ich möchte wohl erst ein Mal in eure Tafelzimmer und Prunksäle schauen." Dann fiel es mir freilich zuweilen schmerzlich ein, daß alle die dummen Teufel nur gemalt seien: aber da tröstete mich wieder die angenehme Sommerluft, die im ganzen Bilde zu wehen schien, und sie hauptsächlich stärkte meinen Glauben an die Möglichkeit und poetische Wahrheit solcher ungeheuren Erscheinungen und Ereignisse. Die Zeit, in welcher die Handlung meines Bildes spielte, habe ich stets auf einen Sonntag nach der Nachmittagskirche festgesetzt; denn das war in meinem kleinen Sinne die einzig schickliche Stunde, in der man, etwa nach dem Genuß eines tüchtigen Kaffee's, „so große Ehren pflegen" konnte. Das dritte Bild endlich stellte einen öffentlichen Erholungs-, Spiel- und Lustort vor. Auch dieses Stück war sehr reich, und man hatte den theuern Karmin und die Gold- und Silberboden nirgends daran gespart. Jedermann belustigte sich im Grünen, und es wurde sogar auf einem mit Goldhaufen beladnen Tische unter freiem Himmel Bank gemacht. Zahlreiche Gesellschaften tranken Thee, hielten Wettlauf, Tanz u. s. w. Alle Hauptfiguren aber schienen an mehreren Arten des Kegelspiels Theil zu nehmen, wovon auch die Unterschrift besonders erzählte:

„Sehr Viele sind verliebt in's Spiel von Kegelschieben,
Wobei man sich doch oft gar sehr ärmalten kann;
Die Andern wollen sich dabei in dem Schmarachetn üben,
Wo eine Kugel leicht schlägt viele Kegel an."

Bei aller möglichen und hartnäckigen Anstrengung habe ich doch leider bis diesen Augenblick niemals herausbringen können, was für ein Spiel eigentlich das Schmarachetn sei. Keine Menschenseele hat mich jemals über diese schöne und kräftige Benennung berichten können! Oft habe ich wehmüthig vor dem geliebten, nur allzunundeutlichen Bilde ausgerufen: „Himmel! ich wollte ja gern allem Kegeln, ja dem ganzen Billardwesen (dessen Seligkeiten mir noch unbekannt sind), auf ewig entsagen, wenn ich nur erst ein einziges Mal in meinem Leben so recht nach Herzenslust — schmarachetn könnte!

Kindheit. Das Leben der Kindheit setzt eine Mutter, oder doch einen Vater, oder allerwenigstens Geschwister voraus, in jedem dieser Fälle aber auch ein gewisses häusliches Verhältniß, das ich nicht beschreiben kann. Daher können gar viele Menschen (z. B. früh vereinzelte Waisen, solche, die sehr bald in große Pensionen kamen, auf Reisen großgezogen wurden, und überhaupt ein nicht unbeträchtlicher Theil der Vornehmen, der Großstädter u. s. w.) nicht eigentlich sagen, daß sie eine Kindheit gehabt, oder eine Jugend gekannt oder geliebt haben. Ihr Schicksal schmerzt mich. Aber zum Glück, — Dank sei der milden Weisheit Gottes für diese himmlische Gnade! — zum Glück habe ich bemerkt, daß ihnen oft durch ein eignes kindliches Naturell, durch ein seliges, reiches Leben oder andere göttlich Begünstigungen in der Folge bald ein schöner Ersatz für jene großen Entbehrungen von der holden Natur geleistet ward. Entbehren müssen sie aber doch gar Manches! — und gern wollte ich gegenwärtiges schon an sich breites Büchlein noch weiter ausspinnen, wenn ich ihnen dadurch verständlich werden könnte; wenn ich nur sie dadurch zu Mitgenossen meiner eignen seligen Nachgenüsse zu bereden vermochte, — die Armen! — Gott, welchen unendlichen Dank bin ich die noe vielen Andern schuldig!

Langeweile habe ich nur dann gefühlt, wenn ich mich vor einer beschwerlichen Arbeit fürchtete; — wenn ich zu einer solchen Arbeit (mit der ich im Rückstande war, für die ich wohl Kräfte, ja Willen, aber ein allzuschwaches Fleisch fühlte,) von außen, aber nicht hinlänglich, angetrieben ward, mich nun vor sie hinsetzte, bösen und lüderlichen Gedanken nachhing, gähnend meine Unthätigkeit mit Unvermögen zu entschuldigen suchte, bald mich wieder tadelte, ängstlich nach der Uhr sah, ob sie mich noch nicht zu einer andern unvermeidlichen Arbeit oder zum Essen oder zum Schlafe rufen wolle, dann wieder seufzte, und so immer tiefer in den schrecklichen Müßiggang versiel! O, ihr fürchterlichsten Momente meines Lebens, — in welchen zuweilen der Mensch nahe daran ist, sich selbst für schlecht zu erklären! — Könnte ich euch durch tiefes Leidetragen von den Tafeln meines Gewissens vertilgen, — ach, ich wollte mich ja ganz in bußfertige Reue versenken! Oft rief ich da aus: „Wie glücklich ist doch der Bösewicht, der keine Pflichten kenne!" — Gute Mitbrüder, gute Schwestern auf dieser Erde! Sähet ihr doch eben jetzt in mein jammervolles Angesicht, sähet die bittre Thränenfluth, von der es überströmt ward, — o ihr würdet mit mir weinen, daß euer Bruder, — daß ein Mensch, der so vieles Gute kannte, — dennoch so vieles Gute nicht that, und indem er sich selbst hierüber ängstigte, es doch unterließ, — und daß nun diesem Armen jetzt nicht Gebe noch Himmel das Verlorne je wiederzubringen vermögen! Ihr würdet ein Beispiel nehmen an ihm! Ihr würdet die Pest der Langenweile von der Erde vertilgen, und würdet jeden Moment von jeder so schrecklichen Zeitöde schnell beleben durch muthige Thatkraft, und würdet — seliger sein denn ich! — — — Ach, schwebet ihr jetzt tröstend zu mir her, ihr wonnevollen, anmuthigen Stunden meines schönen Müßigganges, — wo ich, in offenteller Muße, oder nach einer rechten That, den blumenbekränzten Kahn meiner Phantasie so heiter losband, und auf dem Strome des Innern zwischen den blüthenvollen und gesangreichen Inseln einer schönen Unschuldswelt dahin schiffte, von keiner drängenden Arbeitslust zurückgehalten, von keiner versäumten Pflicht geängstigt! Und nun sagt mir, gute Menschen! wie ist es möglich, daß man in solchem Müßiggange jemals von der Langenweile gedrückt werde? Ich habe dieß nie begreifen können; denn nie war ich herrlicher, voller und heiliger beschäftigt, als in den sonnigen Stunden jener süßen Muße!

Lob. Was ich liebe, das lobe ich gar oft und gern mit der größten Indrunst. Geschmeichelt habe ich nie; — doch mögen vielleicht manche, die mich nicht genau gekannt, zuweilen mein Lob für Schmeichelei genommen haben. In meinem Sinne aber war nun jeher das Loben vom Schmeicheln himmelweit unterschieden; und so hoffe ich, daß mein Loben keinem Menschen schädlich geworden sei. Doch bin ich ein Mal plötzlich über mich erschrocken, als ich einer schönen Freundin, die schwanger war, bewies, sie werde und müsse ein wahres Engelskind zur Welt bringen, worauf die Bescheidne mir lächelnd vorwarf, meine Schmeichelei schone nicht einmal das Kind im Mutterleibe. Aber hüte dich, die Menschen ehre zu loben, als du weißt, daß sie dein Lob unstreitig verdienen. Denn im Hui trifft du ein Mal mit mehreren derselben, oder gar mit allen, die du in deinem Kreise gelobt hast, öffentlich zusammen; die Gesellschaft verlangt in deinem Urtheile gemäßes Betragen. Jeder der Gelobten fordert laute oder stillschweigende Bestätigung: jedes Gemüth will dich nun zur Rechenschaft ziehen: und wenn du dann mit Vorurtheil geurtheilt hast, so wirst du die Besten kränken oder die Geringsten beleidigen, und in große Noth gerathen. Uebrigens bin ich sehr oft beim Lobe Anderer besorgt, und bei ihrem Tadel ganz unbekümmert gewesen. Mein Gewissen war mir fast immer der liebste und sicherste Richter. Auch haben Gedanken, wie nachfolgende, stets zu meinen gewöhnlichen gehört: „Was diesen Menschen an jenen Menschen oder ihren Werken gefällt, das gefällt mir gerade nicht, und deßhalb möcht ich sie durchaus nicht loben, wiewohl die Beurtheiler darin allerdings recht haben, daß es herrliche Menschen oder Werke sind." Ferner: „Jener Mensch oder sein Werk ist höchst erbärmlich, aber Eurer Gründe und Ausstellungen wegen wahrlich nicht! Denn gerade die gerechnen ihm noch zur größten und einzigen Ehre!" u. s. w. Dergleichen Gedanken, so ärgerlich sie mich auf die Menschen machten, haben sich mir, — o Gott, in manchen Zeiten alltäglich aufgedrängt! Und — wer wird nicht von ihnen geplagt!

Lächerlich. Es giebt wenige — ich möchte sagen keine, — absolut oder allgemein und nothwendig lächerliche Gegenstände. Nichts ist ungewisser und schwankender, als irgend eine Theorie des Lächerlichen: denn so verschieden die Menschen sind in Rücksicht der Genialität, des Verstandes, der Vernunft, des Geschlechts, Herzens, Standes, der ästhetischen Bildung überhaupt u. s. w., so verschieden sind auch ohnehin die Gegenstände, welche ein Jeder lächerlich zu finden vermag oder finden muß. Außerdem hängt aber auch noch das Lächerliche so sehr von Zeit, Umständen, Darstellung, Art, Umgebungen, und andern Bedingungen ab, wie fast kein anderer Gegenstand; und man kann daher niemals mit Sicherheit auf seine volle Wirkung rechnen. So viel ist gewiß: Gemeine Menschen müssen in der Regel zehn Gegenstände lächerlich finden, ehe dem Genius einer lächerlich vorkommt, so lange nämlich unter den Gegenständen keine

besondere Auswahl getroffen wird. Denn von vielen tausend Dingen, welche den Genius als hübsch, nain, heiter, witzig, lächelnswerth, gemüthlich, interessant u. s. w. ansprechen, findet der Gemeine schon vielleicht die Hälfte, und mit ihr den Genius selbst, vollkommen lächerlich. Was sich von diesen Sagen umkehren läßt, das überlasse ich jedem selbst zur Probe; nur vergesse man dabei nicht, daß Gemeinheit die Gelehrsamkeit keineswegs ausschließt. Mich hat das Lächerliche hauptsächlich dadurch geneckt, daß mir manche Sachen ein Mal lächerlich, nach einiger Zeit kaum belächelnswürdig, nach mehreren Jahren aber wieder höchstlächerlich vorkamen u. s. w. Besonders geht es mir so mit zwei Anekdoten, über die ich mehr gelacht habe als über alles in der Welt, und die mich heute wieder ein Mal *nicht* als lächerlich ansprechen. Doch, ich will sie erzählen, und den Leser selbst über ihr Lächerliches urtheilen lassen. Ich ging mit einem Kreiser (Unterjäger, Holzmann,) auf die Jagd. Unterwegs entschuldigte ich mich damit, „wie seine Flinte sich halte," die vorzüglich gut war. Er schalt sie als ganz verdorben, hoffte aber, sie werde bald wieder richtig schießen. Lange fragte ich vergebens nach der Ursache, wodurch das Gewehr verdorben worden. Endlich kam folgendes heraus: Er habe die Flinte Einem geliehen, der damit, zur Hülfe für seinen an den *zehrenden Dingern* (der Schwindsucht) kranken Sohn, Hause von diesem gegen einen Grenzstein geschossen. Zum Glück aber sei es mit dem Jungen hierdurch besser geworden; und sobald derselbe wieder auf den Beinen sei, werde auch die Flinte so gerade schießen wie ehemals; daher dem aber nimmermehr! Vielleicht ist auch das eigne Bild des Erzählers (welches aus seltsam komischen Aggregaten bestand,) eine Hauptursache davon, daß das Lächerliche dieses Abergläubens mich oft so gewaltig erschüttert hat. Die zweite Anekdote erzählte mir ein reichsritterschaftlicher Beamter. Es ward kurz nach seinem Amtsantritt ein Jude vor ihn gestellt, den man wegen Defraudation seines Leibzolls im Verdachte hatte. Derselbe legitimierte sich aber durch Vorzeigung von drei gedruckten, quittierten Zollzetteln, die auf zwei Kälber und eine Gans lauteten. Auch sagte der Zolleinnehmer aus, die Sache habe ihre Richtigkeit; denn für den Juden-Leibzoll seien keine besondern Zettel gedruckt, und ein Jude sei eben so hoch eingeschätzt, als obige drei Thiere. So greßlich mir diese Geschichte anfangs in's Herz fuhr, so lächerlich erschien sie mir hinterher, als erhebte Begebenheit des Beamten. Uebrigens hatte ein Anderer als ich die beiden jetzt erzählten Anekdoten wohl in witzigere Form zugespitzt. Ich aber wollte den Leser nicht bestechen, da es mir dabei nur um das Historische aus meinem Gemüthe zu thun war.

Liebe. (S. d. Art. *Freundschaft.*) Himmlisches Wort! Wie konnte ich den Buchstaben L. denken, ohne das Ganze deiner fünf süßen Ziffern mit ewig gleichem, unsterblichen Verlangen wieder zu grüßen! Du göttlich schönes Kind, das einst die liebende Armuth in unsaglicher Sehnsucht vom jungen Gatt des Reichthums empfing und unter den Freudenthränen der Schöpfung zur beglücktesten aller Stunden gebar! Oft schwebst du, gleich dem Gesang der Lerche, über den Frühlingen der Erde; und wie frisch sind deine hohen, reinen Melodien! Oft schmachten deine Töne, wie die Nachtigall, und neigen sich, ach, zum sterbenden Fall! Oft trifft du die bangende Jugend schnell, wie das erste Frühlingsgewitter die kaum aufgeblühten Binnen. Durch's Auge fährt dann der feurige Gast wie ein Blitz; im Busen bebt das erschrockne Herz wie vom Donner gerührt; aber wohlthätig rieselt der süße Thränenregen hernieder! Oft — — aber, heilige Gattheit! Wir konnte ich Armer deine Wunder würdig singen! Diese göttlichen Wunder, die ich Unwürdiger ewig fuhlte und nie begriff! Dein war ich, o Liebe; dein bin ich, und im Strome deines heiligen Lichtes will ich auch versinken, und — erwachen!

Lebensfülle. Ich habe sie stets am herrlichsten in den Momenten der eingetretenen Ruhe nach körperlicher Anstrengung empfunden. Z. B. in Berggegenden, wenn ich mich einige Minuten lang niedersetze; in Ebnen, wenn ich stehen blieb; im Hause beim Anfange des Abendessens; am Arbeitstische hauptsächlich nach einem starken Gang; wo gewöhnlich Geist und Körper am zufriedensten mit einander sind; wo man alles Denken und Dichten, ja selbst Feder und Tinte am meisten liebt; wo man das vorher Gearbeitete mit größerem, gleichsam erst kürzlich erworbnem Scharfsinne, und mit ganz neuen Blicken betrachtet, und zu Bestätigung der Fehler und Vermehrung des Guten gleiche Kraft und Begierde fühlt. Das, was man gewöhnlich *Begeisterung* nennt, war mir fast einerlei mit Lebensfülle, und zu diesem Zustande fand ich stets und vor allen Dingen eine vollkommne *Nüchternheit* nothwendig. Daß es wirklich Menschen gebe, welche, wie man behauptet, die Begeisterung durch starke Getränke herbeizurufen oder gar festzuhalten vermögen, scheint mir unglaublich. Von Andern hingegen, die sich obstiniren, ihrer Lebensfülle nicht erträglich zu finden, sich die Adern aufbeißen, wirkliche Debauchen, Erkältungen und andere Executionstruppen gegen die Fülle ihres überladenen Lebens bis zu dessen Ermattung anrücken lassen, habe ich selbst manche Beispiele erlebt. Der Grund war aber gewöhnlich affektirte, nie ächte Genialität; und ich konnte auch einen solchen nicht affektirenden Menschen doch unmöglich gelinder benennen, als — *Hans Dampf.*

Mitleiden. Alle Kinder, die noch unverdorbt sind, haben einen natürlichen Hang zum Mitleiden. Diese Anlage ist so entschieden, und ich habe ihre Spuren so durchgängig und ohne Ausnahme gefunden, daß ich das Mitleiden als das erste göttliche Abzeichen im menschlichen Gemüthe, wodurch sich dieses von aller bloß organisirten Natur unterscheidet, betrachte. Ich habe in den Gesichtern nieler Kinder, lange vor der Entwickelung ihres Sprachvermögens, ganz dieselben Züge erscheinen sehen, welche das Mitleiden hervorbringt, und ich habe ihnen diese Gefühle wirklich durch meine Bewegungen zu erregen vermocht und sogar dieselben mehrmals, durch gewisse Zeichen der Wehmuth und eines wachsenden Schmerzes, bis zum Uebergang in Thränen gesteigert. Was meine eignen diesfallsigen Erinnerungen aus der Kindheit betrifft, so hat sich mein Mitleiden nach Bedauern (d. h. außer wirklichen Leidensfällen), vorzüglich in folgenden Lagen geäußert: wenn ich einen Menschen auszanken sah, welcher traurig dazu schwieg; wenn Jemand so auffallend beschämt ward, daß ich die Beschämung einsah; wenn ein Vornehmer einen zerissenen Strumpf, Schlafrock, schlechte Schuhe, schmutzige Wäsche u. s. w. trug, wobei ich stets auf Armuth rieth; wenn Jemand über die Thenrung eines gewissen Nahrungsmittel, Kleidungsstücks u. s. w., dessen Vorzuge ich so eben genoß, klagte; wenn ein Knabe mit sehr harten, aufgeriessenen Händen oder blutigen Flecken im Gesichte vor mir stand; (ja schon ein jedes Kind, in dessen Gesicht ich Schmutzflecken, einen Kiesch- oder Heidelbeerbart sah, dauerte mich sehr merklich und kam mir leidend vor;) besonders aber, wenn ich einen Knaben in der Herbst- oder Winterkälte herumlaufen sah, dessen Weste von der Hose ein Paar Hände breit abstand, so, daß im Zwischenraume die Blöße des Bauchs einzig von dem dünnen Hemde bedeckt war: dieß kam mir immer höchst bedauernswürdig vor und ließ mich empfindliche Frostschauer, ja die höchste Noth ahnen; und je mehr sich ein solcher Junge anstrengte, je freundlicher er um mich her sprang, (denn vermuthlich war ihm selbst oft sehr wohl dabei zu Muthe,) und je größere Dienste er mir leistete, je inniger dauerte mich der Arme; und wer in einer solchen Verfassung mich um etwas bat, der konnte alles von mir erhalten. (Ohnehin schlägt wohl Niemand irgend eine Bitte so ungern, und im Nothfall noch mit so viel Zartheit ab, als ein Kind!) Doch war wohl dieß letzte Gefühl schon eine Mischung von Bewunderung und Mitleiden. (S. d. Art. *Erdvertheilung.*)

Mond. Dieses freundliche Licht hat besonders dreierlei Empfindungen in mir erregt. Erstlich im Sommer gewährte mir der Mondschein (hauptsächlich um die Zeit des vollen Lichtes,) eine oft erprobte Sicherheit vor Nachtgewittern, die dann wirklich äußerst selten zum vollen Ausbruche kommen. Im Winter verwandelte sich jene Sicherheit in ein Gefühl von erhöhter Häuslichkeit; ja auch die ganze starre Natur erschien mir fast wirthlicher als am hellen Tage, sobald der Mond schien. Auch habe ich es mehrmals ganz entschieden in reinen Winternächten empfunden, daß man im hellen Mondscheine wärmer stehe, als im Schatten. (So wie ich überhaupt von jeher Licht und Wärme für ganz einerlei gehalten, oder doch gefühlt habe.) Zweitens hat der Mond immer gar schöne Todesgedanken in mir erweckt, besonders als ich ein Mal nahe an der hochliegenden väterlichen Dorfkirche wohnte. Welchen seligen Abend habe ich dort am fünften Januius 1803 verlebt! (Mein irdisches Leben war damals matt und verarmt; ich lebte gleichsam mitten im Kriege; die Gemeinde war gegen ihre Obrigkeit in der bedenklichsten Widerspenstigkeit, — und ach, es drohte auch mein eigner Friede zu weichen!) Die Herrlichkeit des Spätroths begann in Westen zu verglimmen, und ich trat an das südliche Fenster. Da stand schon der Mond freundlich neben der alten Kirche! Ueber den alten morschen Fruchtbäumen des Kirchhofes, — über jenen ehenern Todten, die längst von ihrer egyptischen Dienstbarkeit entbunden waren und keinen Krieg mehr kannten; über den Gräbern der Eltern, des Bruders, des Kindes! Aus dem Lieblingswalde meiner Kindheit war er aufgestiegen; voll und rein stand er da zwischen weißen, sanftgekräuselten Wölkchen, in die sich ein seltsam verschimmeltes und doch sehr dunkles Blau eindrängte, woraus die himmlische Kugel, wie aus grundlosen Tiefen einer traurigen Unendlichkeit, sich so tröstend hervorhob. So wie das Abendroth dort vollends da-

hin schwand, röthete sich hier allmälig ein sanftes, geheimes Nachbild, welches aber bald nach ewigen Fernen fort zu ziehen schien — ach, und mit ihm zogen auf Mondesstrahlen die fußwinkenden Seelenbilder meiner Lieben, und meine eigne wehmuthsvolle Seele! O wie fröhlich stand da die heilige Kugel meinem warmen zerfließenden Busen gegenüber! — O Mond, wie tröstend standest du da über meinen Todten! — — Dreimal ist mir oft der Vollmond zum freundlichen Bürgen für die morgende Wiederkunft der Sonne geworden, wenn ich ihr in sehnsuchtsvoller Bangigkeit die Worte aus jenem herrlichen Sterbelied nachsang:

„Schaut, die Sonne geht zur Ruh,
Kommt doch morgen wieder!"

Einst, auf einem Lieblingsberge, (es war am zwanzigsten October 1804,) befiel mich eine besondere Angst um die morgende Wiederkehr der scheidenden Allerwärmerin. Auf dem Feuerstrome der Abendröthe trieben hellgoldne Schaumflocken. Ein zackiger Karminsaum glühte am Rand einer dichten schwarzen Wolkentiefe, gleichsam ein stillstehender Blitz in finstrer Nacht. Aber das ganze glühende Gewölk mit seinen dunkeln Thälern und Gruben ruhte auf einem weit ausgebreiteten Purpurmantel, der unter den finstern Schatten blutig hervorflammte, bis hoch über mein Haupt und nun nach allen Seiten hin ohne merkbare Grenzen in ein blendendes Lichtgeld zerfloß. Da kam von Osten herauf die ernste Nacht. Mich überlief ein Schauder, als sie so grau und frostig auf den Schwingen der Morgenluft über den Horizont heranzog. „Ach," rief ich, „sollte morgen aus jener todten Oede, aus jenen so ganz ausgestorbenen Regionen, das goldne Sonnenlicht wiederkehren! Warum hoffst du nicht, getreue Seele?" Aber sieh da! Von einem fernen Waldkopfe des Thüringer Gebirges trat jetzt der Vollmond leise herüber, und auf ein Mal war jene düstere Nacht wieder freundlich! Sie war nun nicht mehr kalt noch öde, sondern bewohnt und wirthlich! Mächtig dehnte die große Kugel herauf; aber ihr gegenüber wollte das Abendroth noch nicht weichen, und flammte wieder röther an den Zinnen des Rhöngebirges. Ach, es war eine Wundernacht um mich her, zwischen diesen zwei Lichtgegenden!

Namen sind mir von allen bekannten Menschen höchst wichtig und bedeutend; doch nur die Vornamen. Bei Frauen habe ich sogar oft vergessen, ihre Zunamen zu erfragen. Sobald mir gesagt wird, meine neue Bekanntschaft heiße z. B. Christiane, sogleich werde ich manche ihrer Eigenschaften errathen, schon ehe mein Auge sie sieht. Noch glücklicher bin ich im Errathen des Taufnamens eines mir neu vorgestellten Menschen; und dieß geht auch natürlicher zu als jenes — denn man kann wirklich in gewissem Sinne sagen: der Mensch bildet sich seinem Hauptvornamen allmälig nach, und dieser malt sich im Menschenantlitz endlich aus. Wer hierüber lacht, den frage ich auf sein Gewissen: Sieht nicht mancher Mensch ganz genau so aus, als müsse er schlechterdings z. B. Johannes, oder Gottlieb, oder Philippine heißen! Und heißt er nicht am Ende wirklich so? — Hat man nun aber diesen „Zufall" mehrmals bestätigt gefunden, so betrachte man alsdann im Geiste nur etwa ein ganzes Dutzend von Johanneses, Gottlieben oder Philippinen — und ich wette darauf, man wird in jedem ihrer Gesichter Etwas von dem Allgemeinen, das sie einander ähnlich macht und von allen anders Benannten unterscheidet, wirklich anschauen; aber freilich wird Niemand dieß Etwas anzugeben, zu nennen, oder zu beschreiben vermögen. — Bei den Thieren ist es ganz anders. Ich habe an keinem Hunde jemals einen der gewöhnlichen Hundennamen errathen können, sobald nämlich z. B. ein Spitz- oder Mopshund nicht auch wirklich Spitz oder Mops hieß. Kein Eigenname hat Aehnlichkeit mit dem Hunde; kein Hund mit seinem Namen. Der Unterschied liegt ganz gewiß bloß in der Abwesenheit des Gemüths und aller Sittlichkeit. Daher wird man auch finden, daß Kinder ihr Lieblingshündchen, wenn es besonders gut und fast gemüthlich ist, selten mit dem ihm beigelegten Namen, sondern oft in jeder Woche mit einem andern Scherz-, Spitz- oder Liebesnamen, ja oft am liebsten nur „Hündchen" benennen. Mir selbst ist es auch, in Rücksicht meiner und meines Haushundes Wechselneigung, und aller seiner Tugenden, vollkommen einerlei, ob ich ihn Endymion oder Vornhalt's, (auch Voenhol's — das zugleich das gewöhnliche Stich- und Fangwort der Metzger ist,) Luna oder Lise nenne.

Namen-Cumulation. Auf dem Lande wird sie wohl am meisten und ärgsten gefunden; — die Spitznamen gar nicht mitgerechnet. Heißt nur erst ein Mensch Hans, so nennt man ihn, sobald er sein Haus an das Dorfwasser baut, sicherlich Wasserhans. Hat er etwa einen kurzen, stämmigen Sohn, so heißt dieser natürlicher Weise Wasserhansendicker, und dessen Tochter wird denn ohnehin als „das Wasserhansendickenmadchen" fortgeführt. Die Cumulation wächst so lange fort, bis entweder die Menschen den ungeheuern Namen nicht mehr **auszusprechen vermögen, oder bis einmal der Urenkel etwas Wichtiges, z. B. einen dummen Streich, auf eigne Hand liefert; oder bis ein letztes Familienglied etwa durch langes Leben in der Fremde u. s. m. eine Veränderung bewirkt.** So habe ich selbst vor der Auswanderung aus meinem Geburtsorte wirklich folgende zwei Namenlastträgerinnen gekannt: Ein recht hübsches Mädchen, die Margarethe Trautwein hieß und „das Wasserhansenvaltinsgeorgadamsmädchen" genannt ward, und eine tüchtige Arbeiterin Margrethe Elisabeth Trautwein, welche „Fuchsengeorgenstophelsgerthliese" hieß. — Wie oft habe ich vor einem solchen Koloß von Namen staunend ausgerufen: Was will noch aus dem Kindlein werden!

Nachahmen. Ich bin im Gebrauche dieses Wortes sehr vorsichtig. Nicht derjenige ahmt nach, der nur dem Zwecke des Andern nachstrebt, der nur dasselbe thut oder thun will, was Einer vor ihm that; — sogar nicht immer der, welcher lange nach einem Andern dessen Bild, That, oder Gedanken mit fast gleichbedeutend noch ein Mal wiedergiebt; — noch vielweniger der, welcher anscheinend Eins und vollkommen Dasselbe dem Andern, doch trefflicher, nachthut. Sonst müßte ja der Genius am meisten nachahmen, welcher die höchsten so wie die gemeinsten Kräfte und Geister gleichsam als Bäche in die heilig fluthende Kraft seines Schöpferstromes aufnimmt. (S. d. Art. Stehlen.)

Obligation. Ich habe manchen höchst vergnügten Augenblick vor einem halben Rieße gedruckter und noch unterschriebner Schuldverschreibungen (unrecognoscirter oder Jungfern-Obligationen,) zugebracht. Alle diese keuschen Seelen sprachen mich, hier im ganzen Bündel, und noch vor Empfängniß eines bürgerlichen Lebens, so unschuldig und bloß gelehrt an! Ich selbst wußte mich dermalen so sicher vor ihnen, daß ich sie recht lieb gewann. Und wenn ich dann blätterte und fand, daß eine gerade so ansehe wie die andere, und nun doch die verschiednen, vielen, großen und kleinen Summen erwog, die hier noch Platz hatten und meine Freundinnen nun bald verunstalten sollten, und der armen Schlachtopfer gedachte, deren Namen bald darunter — theils an drei Kreuze gehängt, — prangen mußten: ach, da nahm ich mir oft recht von Herzen fest vor, wenigstens mich selbst vor allem näheren Umgange mit diesen schuldlosen Mädchen eifrig zu hüten; und ich kann wirklich dergleichen sinnige Beschauungen jedem ehrlichen Mann als Stärkungsmittel zur Sparsamkeit empfehlen! Ein solcher Versuch zur allgemeinen Bekanntschaft mit ihnen (und dieß schöne Geschlecht kann, wie gesagt, nur im Ganzen bewundert werden,) wird gewiß nicht so theuer zu stehen kommen, und weit größern Genuß gewähren, als wenn man mit einer Einzelnen in nähere Verbindung treten wollte.

Paradiesesfreuden. Eine der Hauptfreuden wird nach meinem Dafürhalten folgende sein: Dort wird kein Vorurtheil mehr es verhindern, daß im Blumenkelche jeder Freude auch zugleich die Wahrheit aufblühe; dort also wird endlich der Königssohn unausgelacht zum Stallknecht hinlaufen und „Bäterchen!" rufen dürfen. Denn über alle dergleichen Nebenpunkte sind wir dann längst einig, da ja die Hauptsache in unserer Lebensrolle offentlich abgerollt vorliegt, und da jede der bisher jungfräulich verborgen gewesenen kleinen Jungfernwahrheiten nun von jedem Manne und Jedermann erkannt werden darf! — O wie wird mir das Land der Lügen verhaßt und langweilig, wenn ich jenes seligen Aufenthalts gedenke!

Poetische Blumen. Wenn Ihr eine ächte findet, recensirt sie doch nicht mehr; denn ihre Zartheit erträgt keine Kritik! Seht doch den guten Liand an! Er lobt und tadelt seine Blumen nicht, er zeigt ihr Dasein nur an und klassificirt sie; und das will ich Euch allenfalls auch erlauben, wenn Ihr eine neue entdeckt. Aber mir will auch das Klassificiren gar selten gelingen; und darum danke ich nur Gott, der zuweilen einen neuen Lichtfunken aus der schönen Seelenwelt im menschlichen Gemüth aufblühen läßt, wie eine Blume. Ich lade mein Herz am Dufte solcher ächten Blümlein, aber — ich kenne ja nicht das Wesen des kleinen Halmes, auf den ich trete, wir viel weniger dann deren Eines!

Pfeifen hat mir in meinem Leben mehr, und besonders öfteres und längeres Vergnügen gewährt, als alle übrige Musik zusammen genommen. Ich hatte nämlich von jeher ein vortreffliches musikalisches Gedächtniß. Als achtjähriger Knabe machte ich zufällig die Entdeckung, daß ich den tiefsten Ton zugleich singen und pfeifen könne. Ich bildete diese Gabe aus, lernte sehr bald den Diskant jeder Melodie pfeifen und den Baß dazu brummen, und wußte endlich (vermöge des sogenannten Doppelpfiffs und meiner geschmeidigen Baßstimme,) zum Diskant und Basse noch so viel Zeit und Fülle abzumüßigen, daß ich jetzt sogar im Stande bin, das, was mir bei Lieblingsstellen vom Tenor und Alt unentbehrlich ist, auch noch mit hören zu lassen. Meine Freunde haben dieß Talent

oft bewundert, welches wahrscheinlich mein höchstes Erdenglück begründet hat, indem vielleicht Niemand auf Erden der Tonkunst so reiche, stille, einsame und höchst wunderbare Genüsse abzugewinnen vermag, als ich. — Großer, guter Gott! Meine meisten durchwachten Nächte konnte ich in Symphonieen umwandeln — und oft weckte mich meine eigne Stimme aus einem melodischen Traume zum andern! — O Vater, wie hoch begückst oft deine Allmacht ein unwürdiges Geschöpf! — Möchte doch auch meinen Söhnen noch dasselbe Talent zu Theil werden, zu dem ich sie oft mit Rührung hinwies. — So vermag ich auf dem Gipfel eines Berges Beethovens Symphonieen (und vorzüglich gut die heroische Nummer 3, die ich nach dreimaligem Anhören von Takt zu Takt auswendig wußte und nimmermehr vergesse!) mir selbst ganz vollständig zu geben; ja, noch mehr, ich vermag einem musikalischen Freund, der sie noch nicht kennt, in Rücksicht auf die Harmonie, damit bekannt zu machen. So trage ich Haydns ganze „Schöpfung" in meinem Herzen, und kann jedem Musiker, welcher sie kennt und liebt, stundenlange höchstangenehme Reminiscenzen daraus geben, sobald er nur den Text selbst weiß und im Herzen mitspricht, und übrigens sich nicht von Nebendingen stören läßt; — z. B. davon, daß in den Chören meine Finger oder Füße die Paukendienste verrichten. (Dabei muß ich anmerken, daß ich aus dem Chore „Dich beten Erd' und Himmel an" mir selbst immer nur einzelne kleine Stellen laut wiederzugeben vermag, — aus Rührung.) Uebrigens ist es eine nicht leichte Kunst, gut und angenehm zu pfeifen, besonders da das Pfeifen bei Leuten von Bildung ein Mal in schlechtem, eigentlich in gar keinem Credit steht, und ein vornehmer Mensch im Grunde nie pfeifen darf, und nie angepfiffen werden kann. Es sieht auch stets höchst komisch aus, wenn z. B. ein Taglohner, der einen Geheimerath nicht mehr mit der Stimme erreichen kann, hinter demselben her springt und aus Leibeskräften — pfeift! Gewöhnlich hilft da noch obendrein alles Pfeifen nicht; denn ein Vornehmer sieht sich in der Regel nach keinem Pfiffe um, — es müßte denn im Walde der Spitzbubenpfiff ertönen. Am gemeinsten unter allen klingt der gewöhnliche Anrufspfiff der Landleute; etwas honettee hört sich schon der Hunde- und Bedientenpfiff an, und am vornehmsten klingen die verschiedenen Jagdpfiffe, die ich besonders liebe.

Prädikate. Einer Person oder Sache die ihr jedes Mal gebührenden richtigen und wahren Prädikate beizulegen, erfordert eine gewisse Ruhe und Besonnenheit. In dieser Rücksicht habe ich die passendsten Auswahlen und die glücklichste Auffindung des Schicklichen vorzüglich aus dem Munde der Landleute gehört. So erklärte mir ein Jäger in der Schneiße, (ich weiß kein anders Wort für die Schlingenanstalt im Walde zum Fang der Herbstvögel,) woher es komme, daß die Meisen oft ganze Strecken der Schneiße ausberren, ohne daß eine einzige sich fängt. „Eine Meise, sagte er: hängt sich nur unten an die Beeren, aber der Vogel (die Drossel,) kommt großmüthig," d. i. er setzt sich so gerade oben in den Bügel, daß er den Kopf sogleich in die Schlingen steckt. Ein Knecht fuhr mich mit zwei muthigen Pferden einen steilen Berg hinan. Mir war bange, daß die Zugstrange reißen möchten. „Fürchten Sie sich nicht, sagte er: die Pferde zerreißen nichts, sie sind muthig, aber sie ziehen gar fittsam."

Rache. Ich habe diesem Worte niemals viel Sinn abgewinnen können; und wiewohl ich die eigentliche Rachelust sehr oft gespürt, ist doch selten viel daraus geworden. Gott hat mehrmals die Rache verboten. Dieß und meine eignen häufigen Gefühle von arger Erbitterung haben mir zwar bewiesen, daß die Rachbegierde allerdings wohl in der menschlichen Natur müsse vorhanden sein; aber dennoch habe ich, (Gott verzeihe mir's, daß ich dieß so gerade herausjage!) jenen göttlichen Befehl stets für ein wenig überflüssig gehalten. Besonders in der Kindheit machte ich häufige Erfahrungen darüber, daß der Mensch doch eigentlich zu gut für alle gründliche und erschöpfende Rache ist. Dachte ich nun vollends an Gott, — an den Barmherzigen und Gnadenreichen, — so war mir in der ganzen Bibel kein Spruch tröstender als der: „Die Rache ist mein; Ich will vergelten, spricht der Herr." „O, wenn Du vergelten willst, — dann hat es gute Wege!" sprach ich oft gerührt, und pries die Menschheit selig. — Und, wie klug, wie angemessen unsrer praktischen Lebensweisheit erscheint mir die Regel des Heilandes: „Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl denen, die euch beleidigen!" Es ist doch wahrlich das einzige sicher Mittel, sich seine Feinde, wo nicht vom Halse, doch aus dem Gewissen fortzuschaffen! Ich habe jene Regel während meines Lebens vielleicht ängstlicher zu befolgen gestrebt, als richtig zu fassen gewußt. Wenn ich einen Menschen kannte, der durch imponirenden Stolz, durch seine widrige Physiognomie, durch renommistisches Wesen, Fadheit, Spott, Verachtung oder grobe Reden mir als Feind erschien, (denn ärgere Feinde habe ich wohl in meinen beschränkten Kreisen nicht gehabt, und finden sich deren doch, so bitte ich sie himmelhoch, sich wo möglich gleich heute, wo es noch Zeit ist, zu melden, und gern will ich mich nach Vermögen in Geld oder guten Worten mit ihnen abzufinden suchen!) dann sann ich immer darüber nach, ob es nicht möglich sei, einen solchen Menschen lieb zu gewinnen, mit ihm bekannt zu werden, sein Widriges zu verschmerzen, von der ganzen widrigen Empfindung loszukommen, (der leidige menschliche Egoismus! S. d. Art. Wohlthätigkeit) oder ihm auf irgend eine Art gefällig zu werden. Und kam ein Paar Mal in meinem Leben ist mir dieß mißglückt. Ich weiß wohl, daß eine solche Denkungsart in mancher Rücksicht fehlerhaft ist, ja einen Mangel an unbefangner, gerader Männlichkeit, und mitten in einer verdammlichen Weichheit einen eben so verdammlichen Stolz beweist. Aber ich war doch ein Mal von jeher so; und viele Menschen müssen wohl so sein. Doch ich komme wieder auf die Rache zurück. Sie endet fast immer da, wo sie wirklich beginnen soll, oder artet doch dann in andere Leidenschaften aus. Ich könnte wohl den Menschen, der mir den Vater oder Sohn erschlagen, meine Ehre geraubt u. s. w., mit einem Schlage tödten; aber nur mit dem ersten, schwerlich mit einem zweiten. Denn so wie ich ihn (sei es auch nach jahrelangem Streben) erreiche, sobald er in die Gewalt meiner Rache gegeben ist, und endlich vor dieser ungeschützt dastebt, verfliegt sie schnell, und selbst der erste Schlag wäre nicht mehr ihr Werk, sondern die Ausgeburt eines schnell wiederkehrenden, augenblicklichen Wahnsinnes aus Schmerz oder Zorn. Der gerichtliche Kläger dringt auch bei Verbrechen meistens weniger auf die Bestrafung (ja oft Ersatz), als auf Eingestandniß des Sieges, der Uebermacht, der Beleidigung, Sünde u. s. w. Freilich, so lange die Rache komisch bleibt, kann sie bis ins Unendliche reizen: aber der erste Uebergang zum Tragischen wird sie fast immer vernichten. (S. d. Art. Schadenfreude.) Hier ist übrigens nur von gewöhnlichen Menschen die Rede; nicht vom Auswurfe der Menschheit. Ich glaube, daß selbst der hartgewohnte Weltüberwinder seinem Feinde in demselben Augenblicke Gutes zu thun anfangen wird, indem er endlich den Fuß auf den Nacken des Ueberwundnen setzt.

Schadenfreude, — oder wie soll ich jenes unreine Gefühl nennen, das, ich gestehe es frei! auch mich gar oft berückt hat, wenn ich bei dem Gedanken an hoffärtige, imponirende, mich drückende oder gering schätzende Menschen mir diese in der Zukunft als verarmt oder gar meiner Hulfe bedürfend dachte, mich selbst dagegen, mit wachsender Lust der Phantasie, in eine künftige, mit allen Glücksgütern reichlich begabte Lage versetzte. Das Gute, das ich Jenen dann erzeigen wollte, war unermeßlich groß; mit der zartesten Schonung wollte ich es ihnen anbieten; kein leiser Vorwurf aus der gegenwärtigen für mich drückenden Zeit sollte an mir sichtbar werden, Summen wollte ich aufwenden, um nur ganz bescheiden ihnen zu zeigen, wer ich eigentlich sei; im übervollen Hochgenusse meiner kolossalen Güte und Größe sollten sie mit feurigen Kohlen auf dem Haupte dastehen, und sehen, „in welchen sie einst gestochen!" So habe ich mir oft in wonnevoller Phantasie die herrlichsten Paläste geschaffen; ungeheure Landgüter mit ganzen Landschaften umher für mich ausgeziert, ja, die Pläne dazu mit der Bleifeder wirklich entworfen; dort ganze Gesellschaften von jenen Menschen mit hoher Pracht, Art und Eleganz empfangen, bewirthet, beschenkt; ihnen fürchterliche Capitale vorgeschossen, (doch stets ohne Zinsen und in der Hoffnung, daß sie einst um Erlaß bitten würden), und sie im Geiste mit wahrer Freude endlich den Bettelstab ergreifen sehen; und nun — mußten sie von mir großem Hansen durch eine Kleinigkeit schnell auf den alten oder gar einen höheren Gipfel irdischer Glückseligkeit wieder erhoben werden! — Soviel muß ich mir dabei selbst bezeugen: Ich verlangte und wünschte ihren Ruin nie, als insofern ich — aber einzig ich, — ihnen wieder aufhelfen könnte. Allein meine Hauptfreude hierbei hoffte ich doch immer darin zu finden, daß ich von jenen Gesellschaften dann gerade die Personen, welche jetzt zurückgesetzt, gleich mir gering geachtet, oder gar neckspottet wurden, auszeichnete und ehrte. Um ihretwillen allein sollten die jetzt so stolzen und hochnäsigen Hauptpersonen dann gleichsam nur um Gotteswillen, und wie Hündlein oder Arbeitsdulci mitgenommen werden. Ihren verkehrten, unleidlichen Sinn wollte ich mit nachlässig hingeworfnen (mehrentheils gelehrten, dermalen aber leider schwer durchzusehenden) Behauptungen so im Vorübergehen ganz gelind zu Boden schmettern. Sie wollte ich bloß mit allem Jüdischen sättigen, mit jenen Auserwählten aber wollte ich in himmlischer Wahrheit und Klarheit leben und schweigen. Den Stolzen und Gewaltigen sollte gezeigt werden, daß sie mit ihrem anmaßenden und absprechenden Wesen von jedes Unrecht, ich aber nebst meinen Schützlingen Recht gehabt. Rechthaberei

lag alſo wohl hauptſächlich hierbei zum Grunde. — Meine ſogenannten Feinde (ſ. d. Art. Rache) zu Boden getreten zu ſehen, ohne ſelbſt ſie ſogleich emporheben zu können, das war mir von jeher nur ein ekelhaftes Bild. Deßwegen kann ich aber auch nicht ſagen, daß ich das Böſe beſtraft, das Gute belohnt und anerkannt wiſſen wollte. Und daher wurde dieſe Beglückungswuth eine unreine, egoiſtiſche, hochmüthige Sehnſucht nach Verſchwendung, die ſich zwar mit den Jugendjahren ſehr verringerte, deren Erinnerung mir aber in der Folge oft den Hang des Menſchen zur Wohlthätigkeit und zu edlen Handlungen überhaupt (ſ. d. Art. Wohlthätigkeit), natürlicher Weiſe ſehr verdächtig machen mußte.

Schiedkärrner (ſ. d. Art. Genius), ſind in der Regel äußerſt zornig, übler Laune und grob; dies alles aber noch in höherem Grade, ſobald ſie nicht ſchieben, ſondern gar ziehen. Das Ziehen ſcheint überhaupt dem Deutſchen die niedrigſte und abgeſchmackteſtete Arbeit zu ſein; und daher kommt es vielleicht, daß unſer Volk ſchwerer als andere daran geht, vor Triumph- und Freudenwagen in die Stränge zu fallen und Gaulbienſte zu übernehmen. Selbſt bei Feuerſpritzenproben habe ich oft dieſes ſich äußern ſehen. Im Anfange haben die Spritzenmeiſter die ganze Spritzenleiche voll Jungen. Nach den erſten paar hundert Schritten flüchtet ſich jeder davon, bis auf wenige ächte Gaſſenkantoren, die ſich zum Fortſchleppen bereden oder doch fortſchleppen laſſen. Am wüthendſten wird ein Schiedkärrner dann, wenn ihm ein Fußgänger begegnet, der ſich ermüdet anſtellt und Jenen mit folgendem ſehr gewöhnlichen, gottloſen Gruß anredet: „O, wie gut habt ihr es nicht! Ihr könnt doch fahren, ich aber muß zu Fuße gehen!“ Ein vornehmer Freund grüßte einſt in meiner Gegenwart einen Schiedkärrner ſo. Der Mann murmelte aber nur zornig Etwas für ſich und fuhr weiter. „Was denken ſie von ſeinem Murmeln?“ fragte ich. Ich denke, ſagte mein Freund, daß ich das nicht thun möchte, was er murmelt oder denkt.

„Sei bedankt!“ Wie oft habe ich darüber nachgeſonnen, wie man wohl dieſen Ausdruck für alle Redensarten, die, außer dem ſchlichten Zeitworte ſelbſt, noch nom Danke ſprechen, paſſend machen und allgemein einführen könnte. „Ich bedanke mich“ widerſpricht offenbar und geradezu dem ndigen, doch ein Mal nnerkannt guten Ausdruck, und heißt ſoviel als „ich gebe den Dank, welchen ich dir ſchuldig zu ſein glaube, mir ſelbſt.“ Sollte es bedeuten, „ich belebe, befruchte oder befrachte mein Gefühl für dich mit Dank“ ſo kommt dieß doch gar zu gezwungen heraus! Vollends, wenn ich hören muß: „Geſtern habe ich mich auch recht ſchön bei dem Herrn Miniſter bedankt!“ dann erſchrecke ich gleichſam, als hätte der Menſch im Angeſichte des Miniſtrees die größte Geodheit verübt! Doch ich will nicht laut ſprechen, benu wenn es unſere neueſten Sprachforſcher und hauptſächlich die Puriſten erfahren, ſo machen ſie mich gewiß durch einen weit ſchlimmern Ausdrnck vollends unglücklich!

Schöne Franen. Man ſagt, ſie hätten meiſtens ungetreue Ehemänner. Auch ich habe dies oft beſtätigt gefunden, doch nur bei ſolchen, die durch eine gewiſſe Regelmäßigkeit für das gelten konnten, was man gewöhnlich ſchön nennt; ſeltner bei denen, die durch einzelne ſchöne Züge oder Formen reizen. Jene ſind dann meiſtens kalter Natur; oft auch durch gewohnte Bewunderung und Selbſtgefühl kalt oder nachläſſig; und dies ſcheint mir die Urſache des leidigen Uebels zu ſein. Oft mag auch frühe Erſchöpfung dabei znm Grunde liegen, da die Schönheit eine gar zarte Blume iſt, und ihre Eigenthümer gewöhnlich mehr liebende Heeren nls Gärtner ſein wollen. Zuweilen iſt auch die Urſache nur darin zu ſuchen, daß der, welcher viel Schönes, und gleichſam von allem das Rechte kennt, in der Folge von jedem neuen und anffallenden höheren einzelnen Reize freilich ſtärker entzündet werden muß als ein Anderer. Jede, die im gegebenen Falle den Grund des Uebels kennt, kann hier durch Klugheit ſehr vieles gut machen. Die Hauptregel iſt dieſe: Auch für die ſchönſte Frau giebt es keine wichtigere und ſchwerer zu behauptende Eroberung, als die ihres Ehemannes.

Selbſt. Jeder Menſch ſucht überall nur ſich und ſeine eignen Ideen, die er mit ſich herumträgt, und glaubt ſie auch auf den erſten Anblick noch wirklich zu finden. Neulich beſuchte mich ein zerſtreuter, aber vielſeitig gebildeter Rechtsgelehrter. Er ergeiff ſogleich vom Tiſch ein numerirtes Verzeichniß großer Dichter, las wenigſtens zehn Zeilen, und ſagte dann erſt: „Was haſt du da? Zeugenartikel?“

Sokrates. Ein edler Menſch! Immer bin ich als Jüngling in den Tagen des ſcholaſtiſchen Streites wieder in ihm zurückgekehrt, und ſtets hat die Anmuth ſeiner Philoſophie mich von neuem lieblich überraſcht. Was war es, das er ſo treulich ſuchte, in ſich ſelbſt, wie in der Natur und den Sälen und Hallen, ſo redlich bei Freunden und Edlen, wie bei der ſchönen Aſpaſia und jenen reizenden Weibern des Alterthums? — Einzig das Schöne! Der Menſch in ſeiner Schonheit war ihm alles Uebrige auch. Und im höchſten Ideal des Schönen fand der Liebenswürdige ſeinen Gott!

Sonderbare Menſchen bleiben oft in jeder Lage, wohin man ſie zu bringen probirt, nichts als — ſonderbar, ungenießbar, verſtockt, unnahbar. Ihre Stunde iſt nun ein Mal hienieden noch nicht gekommen, und ſie vagiren unter den Landthieren ſo ſeltſam herum wie Waſſerhaſen oder Seenachtigallen. Um einen Apfel aus Oſtchina, einen Fußbreit Landes in Weſtgallizien, eine Fiſcherhütte in Südnppland zu erwerben, gehen ſie jeden Vertrag ein: nber ſobald man ihnen dergleichen Sachen nus Weſtchina, Oſtgnllizien oder Nordlappland für jene ſubſtituiren will, wird aus der ganzen Sache nichts! Und wagt man etwa gar die Behauptung, es gebe hier zu Lande auch dergleichen Dinge; — gleich fahren ſie auf, ſchreien über das nichtswürdige Vaterland, ſchelten auf die Unwiſſenheit, über große Unkunde in Rückſicht der beſten irdiſchen Lokale u. ſ. w. Man erkennt ſie ſehr bald nn den Meinungen, die ſie im gewöhnlichen Leben äußern. Jede Erſcheinung ſoll ſeltſam abweichend, toll, ungemein, nnſn klug — namlich dumm, — erklärt werden; alles ſchießen ſie an gewiſſe fixe Ideen an. Z. B. du gehſt mit einem vor das Thor und hörſt den ſn eben ertönenden Geſang eines Finken. Gleich demonſtrirt er dir, daß man ſehr bald um Dörfer und Städte her dieſen Geſang ganz werde entbehren müſſen, da die Sperlinge, die Hauptfeinde jenes Vogels, nach und nach alle ausrotten würden. (Die Sache iſt blos die: Er hat zufällig in ſeiner Jugend ein Mnl zwei ſolche Vögel mit einander kampfen ſehen. Alles Uebrige iſt Einbildung.) Du bemerkſt nuf dem Pfade die Spur eines Hühnerhundes. „Eines Hühnerhundes? lächelt er: Wiſſen Sie, was für eine Fahete das iſt? Eine Fiſchotter!“ (Namlich alte Leute in dem Städtchen haben ihm erzählt, daß ehemals im nahen Flüßchen eine Fiſchotter ſich ſpüren laſſen, die vieten Schaden ſoll nerübt haben. Seitdem findet er überall die Spuren derſelben.) Ich habe einen ſcharmanten Mann gekannt, der einige Jahre nach einem gewiſſen gelehrten Streit, der in unſrer Geſellſchaft geführt wurde, ſich ſteif und feſt einbildete, er habe Baſtarden von Kaninchen und Enten geſehen. Dergleichen ſeltſame Menſchen ſind mir ſehr nft vorgekommen. In der Regel ſind ſie ſcharfſinnig. Widerſpricht man ihnen, ſo fangen ſie an zu recitiren, zu bedueiren, und ſagen öfters mitunter ſo viel wahrhaft Gutes über die Sache, daß man ſich todtlachen möchte. Ich ſchüttle dann immer den Kopf und denke: Seine Stunde iſt noch nicht gekommen!

Schlüſſelblumen. Ich ziehe ſie und die ſogenannten Primeln wegen ihres ungemein leiſen, einem nicht fein riechenden Menſchen oft kaum merkbaren, aber herrlichen und wahrhaft ſüßen Geruches faſt allen übrigen Blumen vor. Ein dicht beſetztes Beet voll ſchöner Primelſorten (ich beſitze deren gegenwärtig zwei und dreißig!) in höchſter Blüthenfülle, leiſe dampfend in der erſten Frühlingsfeuchtigkeit; ein ſummendes Bienenheer darüber, welches mitten im Genießen den Blüthenſtaub zur Befruchtung hin- und hertragen muß: — n das iſt für mich die höchſte Gartenpracht! Wie kommt es doch, daß unſre neueſten Myſtiker noch nicht darauf gefallen ſind, die fünf blutrothen Flecken im Reich der Schlüſſelblume, die Shakeſpeare ſchon beſingt, zum Denkmal der fünf Wunden zu weihen? Mir nannte einſt mein eignes Kind, das entzückt zwiſchen duftenden ungeheuren Straußen ſpielte und ihre Süßigkeitter einſog, dieſe Flecken „fünf blutende Wunden,“ und behauptete, die Bienen hatten es gethan. Aber mich durchfuhr ein ſeliger Schauer, als hätte Gottes Finger in dem Kinde die Blumen und meine Seele berührt.

Streben. Wer nach etwas Gutem wirklich ſtrebt, den behandle man doch ja mit Achtung und laſſe ihn ungeſtört, unbeurtheilt und ungeneckt, bis er ſiegt oder erliegen muß! Beſonders gilt dieß von allen artiſtiſchen Tendenzen. Die ſtrebende Kunſt arbeitet ſich oft durch dunkle, ſeltſame Pfade und Nebelmaſſen, — und findet ſich endlich im Allerheiligſten der Natur ſelbſt wieder.

Spaziergnng. Viele Menſchen wollen nud können nicht bloß luſtwandeln, ohne dabei einen andern, fremden Zweck zu ihrem Hauptzwecke zu machen. Sie müſſen irgendwn auf dem Lande Jemand beſuchen, zum Wein, Bier oder Milch gehen, einen Freund begleiten, in Geſellſchaft wandern, nder wenigſtens einen Acker beſehen. Ich dagegen liebe nuf jedem Spaziergange Einſamkeit und gänzliches Uebertaſſen nu den Gedanken des reinen Luſtwandelns; jn ich haſſe und vermeide jeden fremden Zweck, den ich noch außer dem Gange ſelbſt beabſichtigen ſoll. Ein Berg, Hügel, oder doch eine beträchtliche Anhöhe iſt dir Hauptbedingung bei allen meinen Spaziergängen. Da ich in Berggegenden geboren, erzogen und alt geworden bin, ſo fühle ich in jeder Ebne ſn lange Angſt, Bangigkeit und Langeweile, bis ich einen etwas hohen Standpunkt erreicht habe. Sehe ich mich endlich auf dem Gebirge

gesichert und gerettet, welchen dämmlischen Anblick gewährt mir dann die große Ebne! Aber begehrlich wird sie mir nie; denn um mich her und hinter mir, über Berg und Thal, da liegt mein Vaterland; — vor mir aber nur eine prächtige Fremde, die mein Blick gastlich durchschifft, indem er sich schon jenseits derselben sehnend nach neuen Bergfernen hinrichtet, die ihm wieder näher, heimischer und verwandter entgegenschimmern. Hier schmiegt sich dann die Phantasie mit einem gewissen Zustande der Ruhe an, jeder nahe und ferne Gegenstand erhält nun seine eignen einzelnen Reize für mich; jeder neue Hin- und Herblick scheint mit neuen Phantasien und Lebensmelodien beladen, in mich zurückzukehren, und ich lebe im herrlichsten Vollglanze der großen Welt! (Denn das ist sie, ihr lieben, guten, enlagirten Pariser! Und auf diesen Glauben will ich fröhlich sterben!) Wie oft habe ich bei tagelangen Fußmärschen durch eine fruchtbare Ebene aus der Tiefe der staubigen Chaussee brünstig zum blauen Gebirge aufgeblickt, und mit Thränen das alte Lied gesungen:

„Sieh, mein Auge, nach den Bergen
Ziehn unverwandt hinauf!
Denn auf den geliebten Bergen
Geht dein Heil dir auf!“

Sagt, was sollen mir die üppigsten Saatfelder und Auen, wenn ich sie nicht zu übersehen vermag! Was sollen mir die dicken, reichen Farbenteppiche, mit welchen der Sommer mich umzieht; jenes sattsame Grün eines ungeheuren Getreidefeldes, durchwirkt mit dem grellen Roth der Klatschrose, besäumt mit dem hellen Blau der Cyane, dreit gestreift mit dem kreischenden Gelb der Rubsaamenblüthe und entzündet von der Sonnengluth —: was soll mir das alles hier unten, wo es mich zu ersticken droht, wo es mir wollüstig, geil, ja zuletzt ekelhaft vorkommt: wo seine Nähe meine Phantasie so schwer drückt wie ein Bierrausch? Stellt mich lieber auf einen Hügel; dort falle ich auf meine Kniee und danke dem Herrn für all jenen reichen Segen, für das, was ich überblicke und was ich nicht sehe. Nur auf einer Höhe ist mir die Ansicht des Unübersehlichen erträglich. Nur im Walde fühl' ich mich frei und ungedrückt unter den Massen des üppigsten Grüns. Jeder Mensch verbindet ja auch schon von Jugend auf mit dem Begriffe des Blachfeldes Hitze, mit dem des Waldes aber Kühlung. Ich habe es lange Zeit für unmöglich gehalten, daß ich jemals in einer freien, ebnen Gegend wohnen könnte, bis mir die Erfahrung bewiesen hat, daß solche Gegenden, sobald man sie in der Nähe betrachtet, zum Glücke doch nie ganz leer an Hügeln und schönen Höhen sind.

Stehlen. — Stehlen? — Nun ja, ich habe als Knabe ein Mal gestohlen, — und zwar unserm Nachbar Orgelmacher einen prachtigen Apfel. Er war so schön! Des Morgens sah ich ihn unweit unsers Gemüsezaunes im Grase liegen, — ein Pfund wog er wenigstens, — citronengelb war er, und hatte die schönsten Karminflecken. Essen wollte ich ihn nicht, aber haben! Des Mittags betrachtete ich ihn wieder; des Abends lag er noch immer. „Herr Rommel, sprach ich bei mir selbst, ist doch ein liederlicher Mann! Hatten wir solches Obst im Pfarrgarten, es sollte wahl sorgfältiger gesammelt werden!“ Am andern Morgen glänzte er im Thau, klotzte mich seltsam an, und schien immer zu rufen: Nimm mich mit, nimm mich mit! Da legte ich mich auf den Bauch, streckte meine Hand durch den Zaun, ergriff ihn in einer Art von wüthendem Schrecken, und die Sonne ging über meinem Bubenstücke auf. Ich aß noch im Garten mein Morgenbrod, aber mit so zweideutigem Appetit wie ein teigfressender Esel, — und trat dann angstvoll in's Zimmer, als eben mein Vater sein Morgenpfeifchen füllte. Indem er nach mir herum sah, hielt ich den Apfel so ungeschickt, daß er ihn sogleich bemerkte, mit schnellem Blick das fremde Obst erkannte, alles errieth, den Stammelnden peinlich befragte und das Geständniß leicht erhielt. Ich hat recht sehr um Prügel; aber er kannte seinen Mann; — ich mußte sogleich statt aller Strafe das siebente Gebot vorlesen, dann meinen Diebstahl dem Eigenthümer selbst wiederbringen, ihm alles eingestehen und um Verzeihung bitten. O des fuchtbaren, ungeheuren Ganges! Denn ich war vielleicht schon acht Jahre alt. — Die ersten zwei Worte, die ich sprach (nämlich „Herr Rommel!“) sind mir mein Leben lang die fürchterlichsten unter allen menschlichen Worten geblieben! Aber dann, nach diesen, war alles gut. Es kam eine Freudigkeit über mich; ich sagte alles treulich, was mir befohlen war; blickte dann weinend nieder, der Mann klopfte mich freundlich auf die Schulter; die Frau wollte mir alle Taschen voll Obst stecken, und in meinem Herzen blieb nur eine sanfte Wehmuth zurück — Von dieser Zeit an ist es mir nie wieder in den Sinn gekommen zu stehlen. Besondere Grundsätze, außer dem siebenten Gebote, habe ich mir niemals deshalb gemacht. Nachgedacht habe ich oft darüber, wenn ich von Jemand zu einem fremden Geldkasten geschickt ward, oder allein mit dem Schlüssel vor einem fremden wichtigen Schranke stand, „wie ein Mensch wahl stehlen könne?“ In Versuchung aber bin ich nie gekommen. Doch gereicht mir dies keineswegs zur besondern Ehre. Denn der Grund davon ist wahrscheinlich: Ein gewisses Streben, in der Mode zu sein und sue geschmackvoll zu gelten, welches mir schon frühe besonders eigen war. Und ich hielt das Stehlen so wie manche ander groben Vergehungen von jeher für äußerst dumm, abgeschmackt und längst außer der Mode. Dieß hat sich so entschieden in mir fortbewahrt, daß ich nach jetzt mir fest einbilde, ein Mensch, welcher stiehlt, welcher betrügt, sein Amt auf unerlaubte Art benutzt, Geschenke nimmt, aus Privatrücksichten parteiisch ist u. s. w. — könne unmöglich ein gutes Gesellschafter, geschweige denn Schriftsteller oder Künstler sein. Ich halte auch oft diese Gesinnung sue das höchste Glück, mit dem mich Gott begnadigt hat. Literarischen Diebstahls, wie man es fälschlich nennt, bin ich mir auch nicht bewußt. (Siehe übrigens die ersten Zeilen des Art Nachahmen.) Gedanken, die ich nicht los werden kennte und doch nicht für mein hielt, habe ich hoffentlich überall mit Gänsefüßen bezeichnet — und so befehle ich meine Seele Gott! — Hierbei muß ich gleichwohl noch eines besondern Diebstahls erwähnen, der mich stets von Herzen gefreut hat; denn die zwei ersten Buchstaben dieses Artikels mahnen meine ganze Seele an den süßen Namen eines überreichen, oft und viel von mir beraubten Eigenthümers! Doch Er, der sich immer des treuesten, bewundernswürdigsten Gedächtnisses erfreute, hatte für diese Diebstahle keins! Ja, Ihr müßt wissen, gute Leser, daß meine besten Gedanken, — wenn Euch jemals irgend etwas erfreut hat an diesen flüchtigen Bildern, deren irdische Spur gar bald auch mit meinem Staube vermodern wird, — daß sie oft allein die seinigen waren; aber doch oft nur solche, die wir einst auf Bergeshöhen in süßer Wechselluft ausgetauscht halten! August, ich weiß, daß du jener seligen Bergstunden ewig gedenken wirst, worin so rauschende himmlische Heere von freundlichen und ernsten Gedanken uns umleuchteten, umschatteten! Wie herrlich bewegt, recitirten wir da und schrieen gegen einander, daß Bote und Botin an ihrem Bergfeuer fürchten mußten, sie lachten sue zwei Wahnsinnige oder Hexenmeister! Und wenn mein allzuheftiges Freuden- und Herzensgelächter sich bis zum höchsten Lärm gesteigert hatte, und meine beschwerliche Freundschaft dich zu ersticken drohte, — wie schön lagerte sich dann zwischen die Gelagerten ein stundenlanges Stillschweigen, gleich einer freundlichen Prosa; und wie blitzten dann die fernen Gebirge und Thäler und alle ringsumliegenden Weltbilder so mächtig auf den Centralpunkt unsrer Bergruhe herein! Weißt du wohl, daß wir oft in diesem Stillschweigen noch mehr zu genießen glaubten, als in jenem Wellgeschrei? Und wie wir dann wieder über einen unbekannten blauen Gebirgsthurm uneinig wurden und plötzlich aufsprangen und in neuen prachtigen Streit geriethen über die Namen jener großen Gedächtnißsäulen von Gottes namenloser Kraft und Herrlichkeit! — Und dann, unsre Nachte in den Thälern? August, unsre Traume! Kennst du noch die heitre Mondnacht in Bade zu Liebenstein? Wa ich dich um die Mitternacht im Traume so schon und wunderbar schlagen hörte, wie eine liebe Nachtigall, und wo du, als ich sachte zu dir trat, im leisen Flüsteen jener Worte aus Gothe's Fischer:

„Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bei der Liebsten Gruß.“

selig lächelnd erwachtest? — O du guter, sanfter Mensch! Habe Dank, sue deine Liebe! Du gabst mir ja stets alles, was du hattest! Dein Herz theiltest du mit dem Freunde; auch deine Gedanken gabst du mir! Ach, ich nahm sie dir oft freudig, weil ich selbst dein zu sein glaubte und dich ewig lieben will! Oft, du göttliche Seele, gefielen die deine Meinungen besser, wenn du sie von mir wieder lasest, und du wußtest nicht mehr, daß sie die deinigen waren, — oft nur durch meinen Eigensinn entstellt! — Sagt, wen müßte solche stille, unbewußte Güte nicht zu Thränen rühren?

Treue in der Liebe halte ich für das Hauptkennzeichen, wodurch sich die reine Liebe von der bloß sinnlichen Neigung unterscheidet. Bei der letztern kommt sehr wenig daraus an, ob der eine Theil sich seiner gethanen Schwüre erst etwas später erinnert, als der andere die seinigen wieder vergaß. Denn Liebende dieser Art müssen einander aus einem der Natur vollkommen gemäßen thierischen Triebe ungetreu werden, sobald der reizendere Gegenstand ihnen erscheint. Wird nicht die edle Biene von Hybla schnell aus Instinkt die alderne Hasenpappel verlassen, sobald die Düfte des sicilischen Quendels sie zum köstlicheren Genusse laden? Daher wird bei solchen Liebenden die Treue nur selten und blos einseitig vorkommen wie Pfeede- oder Hundetreue.

Tod. So still denn hervor, du gute, stille Gestalt, die alles Irdische freundlich überschattet! Laß mich dich einen

Augenblick betrachten, du Bild des großen Schweigens in der Natur! Ich habe mir den Tod nie als einen Genius, nie als ein Gerippe, nie als eine menschliche Gestalt gedacht, sondern nur unter einem einfachen grauen Bilde, das sich netz- und scheidenförmig in und endlich über jedem einzelnen Leben ausbreitet. Auch das Grab dachte ich mir niemals schwarz, sondern als eine graue, dämmernde Erscheinung. Bei den Bildern der Griechen, Christen u. s. w. vom Tode habe ich immer eine gewisse Zerstückelung, eine Unvollkommenheit aber Halbheit gefühlt. Denn du, stilles Bild, schienest mir nie einem Volke, sondern recht eigentlich der ganzen Erde anzugehören. Deine dunkelnde Scheide, die allmälig mit uns aus dem Leben emporwächst und endlich alles emporgewachsene Leben sanft überdeckt, erschien mir als ein Trost und Schatten der Welt, nie als eine lebendige Gestalt, aber ein Schirm über allem Lebendigen, ein kühles Obdach, dem alles irdische Leben nach und nach sanft zuwächst und anstrebt, bis es im letzten Zucken den strahlenden Kern des ewigen Lebens frei geben muß. Ich will in dieser Vorstellung von dir beharren, denn sie thut meinem Herzen wohl. Breite dann auch leise und mild deine Schattenflügel über mich, wann es zum letzten Mal schlägt, dieses Herz, welches dem freundlichen Erdenleben viel tausend warme Grüße bot und abgewann, und mitten unter tausend Lebensgrüßen doch viel tausend Seufzer zu deinem kühlen Schattenland und nach den Palmenauen des heiligen Vaterlandes sandte! Nie habe ich unmenschlich dir gerufen, nie unmenschlich dich gescheut; denn du bist ein Werkzeug in der Hand des Vaters. Er will, und du öffnest mir mein Grab. Und siehe da — das Grab selber wird zum Schlüssel des Lebens!

Ungewöhnliches — es bestehe in Thaten, Zeichen oder Worten, — kann oft einem Menschen in seinem höchsten Zorn und Grimm plötzlich irre machen, besänftigen aber gar erschrecken. Von der Wirkung ungewöhnlicher Worte habe ich ein merkwürdiges Beispiel auf der Akademie mitangesehen. Einer meiner Bekannten, der es oft nicht unterlassen konnte, die Leute im Vorübergehen ein wenig zu necken, ärgerte sich stets über die Grobheit der Weiber auf dem Fischmarkte, weil diese ihm jeden seiner kleinen Späße sogleich mit den abscheulichsten und unnatürlichen seltsamsten Schimpfreden verdarben und verleideten. Besonders haßte er Eine davon bis auf den Tod, weil ihre Flüche wahrhaftig fürchterlich klangen, und weil er es noch nicht vermocht hatte, sie zum Schweigen oder um das letzte Wort zu bringen. Einst berichtete er, das Geheimniß hierzu sei wahrscheinlich gefunden, und lud eine Gesellschaft ein, um wenigstens von ferne den Spaß mit anzusehen, der ihn zu seiner Rache führen sollte. Wir traten in die Nähe. Er selbst ging an den Weibe vorüber, drehte sich aber schnell wieder zu ihr und sagte: „Was kostet dieser Bücking?" „Achtzehn Pfennige" war die Antwort. „Viel zu theuer!" sagte er gelassen, und schlug das Weib mit dem Bücking ein wenig an beide Ohren, rieb ihr dann sehr freundlich den Fisch ein Paar Mal unter der Nase herum, legte ihn wieder an seinen Ort und nahm höflich seinen Abtritt. Sie sprang auf, stemmte beide Arme in die Seite und — fing an! Er hörte aufmerksam zu, und nach den ersten zehn oder zwölf Schimpfworten zog er plötzlich einen Foliobogen, worauf das ebräische Alphabet geschrieben stand, hervor, entfaltete ihn und begann ganz langsam, aber mit fürchterlicher Baßstimme folgender Maßen zu schimpfen: „Was? — Du verfluchter Aleph, du Beth, du Gimmel, du Daleth, du He, du Wam, du Sain, du Chre, du Tet, du Jod, du Caph, du Lamed, du Mem, du Nun, du Sumech, du Ajin, du Pe, du Zade, du Resch, du Schin, du Sin, du Thau!" — Nach den ersten zehn Begrüßungen ward das Weib still und setzte sich, und der ganze Fischmarkt fing an zu lachen. Am Ende staarte sie ihn an, konnte vor Erstaunen kein Wort vorbringen und litt es still und geduldig, als der Siegreiche sein Proklama wieder einpackte und davon ging. Aber eine Andere rief ihm zu: „Es ist doch hübsch, wenn man was gelernt hat!" und bat ihn um Abschrift.

Voß und Rosegarten haben wirklich Recht: Es giebt doch nichts Seligeres, Sittsameres und Andächtigeres, als eine Pfarrerstochter, wenn ihr Vater in der Sakristei still sitzt, und der Geliebte — predigt!

Vorhümpler. So nennt man in den südöstlichen Gegenden am Thüringer Walde den verstorbenen Mann einer zum zweitrn Mal verheiratheten Frau. Beide Eheleute geben ihm zuweilen diesen Namen. Man findet selbst in Akten Stellen wie diese: „Comparenten (oder Comparent): diese ungeährte Schaumünze komme noch von ihrem (seinem) seligen Vorhümpler her, und habe deswegen einen ganz besondern Werth." — Ein solcher seliger Mann mit einem solchen seltsamen Namen hat von jeher — und noch in seinem Grabe, in oft ich ihn nennen hören, — unter die Gegenstände gehört, die mich, ich weiß nicht warum, (s. d. Art **Mitleiden**) ganz entsetzlich dauern.

Vertraute Briefe. — Tretet ein wenig aus einander, ihr Herren, denn ich will heftig werden und schelten! — „Wie?" Ja alle vertrauten Briefe sind und bleiben mir ewig ein fremdes anvertrautes Eigenthum. Sie ohne besonderer Erlaubniß des lebendigen, und hauptsächlich des todten Eigenthümers, Andern, oder gar der Welt bekannt zu machen — das ist mir eine offenbare Verletzung des Depositi, welchr nach römischen Rechten (hört ihr wohl?) infamiam immediatam nach sich zieht. — Ich verbitte mir alles Lachen — pfui, wie garstig ist's, unmittelbar (d. h. sobald ihr es gethan habt), infam zu werden! Bedenkt das wohl! — Was? Es wäre etwa nicht wahr? Ich muß es wissen; — denn ich habe dritthalb Jahre lang die Rechte studirt, und etwas Rechtschaffnes gelernt! — Ist es nicht war, liebes, bestes Publikum, daß das alles wahr ist? Halte doch ja über meiner (Docentens) Meinung, so lange dir noch ein Auge offen steht, du Verrhrtestes! — Und dich allein geht auch eigentlich die Sache an (und nur die Briefe nichts!) aber mich Unpartheiischen interessirt sie im Grunde gar nicht.

— Denn was mich selbst betrifft, so weiß ja die Welt längst (und ich werde es noch öffentlich und feierlichst erklären!) daß ich, außer einigen Sachen, zu welchen ich mich bekannt (wozu auch nach dieses A. B. C. mit gerechnet werden soll), keine Zeile geschrieben habe,*) und daß alles dieß Wenige ohnehin schon viel zu viel ist; daß ich aber, was insbesondere Briefe anlangt, niemals irgend Jemanden eine Zeile geschrieben habe. Meine Freunde haben mich oft um Briefe bombardirt, aber keiner hat jemals Antwort erhalten. Wer von ihnen das Gegentheil zu behaupten wagt, der beweise es mir mit meiner eignen Handschrift, — ich werde ihm dagegen eine Abschrift zurückfenden, und eine Fidimation hinten dran, die er nicht in's Fenster stecken, geschweige drucken lassen soll! — Sollte daher ja irgend ein Coquin de mes amis (denn von Freundinnen rede ich gar nicht — die würden viel zu edel für „so was" sein!) nach meinem Tode Etwas von mir drucken lassen, so habe ich ja durch Vorstehendes jetzt zum Voraus allen dergleichen Produkten den Stempel der Unächtheit und Lächerlichkeit aufgedrückt. Wie gesagt, ich darf ganz unbesorgt sein, und ich wollte bei dieser Gelegenheit mich nur ein wenig wichtig machen, daran erinnern, daß ich auch ein Schriftsteller (das heißt: Nichts Schlechtes) bin und daß ich meinen literarischen Nachruhm eben so sehr liebe und verehre wie Ernst Wagner. (Man sehe in dessen Reisen aus der Fremde in die Heimath im zweiten Bande die große Note.) Und so wäre ich für meine Person eigentlich fertig. — Aber jetzt in vollem Ernste: Pfui, ihr Uebeln! Könntet ihr jemals die schönen Flammen des fröhlichen Wahnsinnes, der sich ganz hingebenden Freundschaft, der gemüthlichen Lüdertickeit, des hohen Zornes über die Welt u. s. w., deren Spuren sich nur so leicht flatternd und flockig dem Papiere einbraunten — euch unschätzbar, euern Kindern und dem Publikum aber ärgerlich, oft lächerlich, und nie vollkommen verständlich, — könntet ihr sie zusammenbringen, — könntet ihr in ihnen unsre Freundschaft und alles redliche Vertrauen gleichsam auf öffentlichem Markte verbrennen — o so hole euch und alles Geschreibsel der Gucuck baldmöglichst!

Wahlthätigkeit. Ich bin nicht sehr dafür, in sofern sie nämlich Geld oder Abung austheilt. Treibet die Teufel mit Stößen und Schlägen aus dem Menschen, damit die reinen Geister frei in ihm schaffen können — dann seid ihr die wahren Wohlthäter der Menschheit! Wenn ihr muthig und männlich alles Böse und Elend mit Feuer und Schwerdt verjagt, — was wird dann auf Erden übrig bleiben konnru, als das Gute und die Glückseligkeit? Wenn ihr als reine Denuncianten, als treue Fiskale der Menschheit verfahret, dann werdet ihr edel und groß handeln — aber wie dann (s. den Art. **Schadenfreude**), wenn ihr euch zu faulen, furchtsamen und falschen Gnadenverschwendern herabwürdigt, die sich nur bequemes Wohlbefinden sichern, und ihre Freundschaar lieber aus dem Wegwurfe der Menschheit bilden, als Feinde und Hasser dulden wollen.

Wonnigliches Leben. Es giebt Zeiten im Leben, wo dem Menschen vor vielen auf ein Mal erscheinenden Freuden bange wird. Am häufigsten habe ich dieß Gefühl freilich in der Kindheit erfahren. Z. B. um die Weihnachtszeit erschienen mir oft noch andere glückliche Zufälle, als Späße, Vergnügungen, fremde Geschenke, Besuche, Neuigkeiten u. s. w., wovon ich manches herzlich wegwünschte,

*) Ich nehme höchstens zwei Fragmente aus, die ich einer Freundin, retrospective zur Vollendung übergeben habe.

manches mit größerer Hast zu genießen, manches auch nur mit desto höherer Freude und Sicherheit wegzukennen strebte, weil ich doch noch genug Herrlichkeiten übrig behielt, und weil mich die gehäufte Freudenlast gleichsam drückte. In solchen Wonnezeiten kann auch die kleinste interessante oder heitere Begebenheit den bisherigen Reichthum so schnell zum Ueberflusse steigern, daß man der Verschwendung sich zu ergeben geneigt wird. So ging auch z. B. mein kleiner Junge am letzten Tage des Weihnachtsfestes bereits mit wirklichen Spargedanken um, da die kleinen Vorräthe bald aufgezehrt waren. Plötzlich tritt seine Schwester mit der Nachricht ins Zimmer, daß binnen einer Stunde der Kronprinz von *** durch die Stadt reisen werde. „Der Kronprinz von ***? (schrie der erfreute Kleine). Ei, Vater — da schneid' ich meiner Treu noch einen Pfefferkuchen an!" — Ich hatte gar nichts dagegen; denn vor dreißig Jahren hätte ich dasselbe gethan — und noch gestern that ich etwas Aehnliches.

Xenium ist ein Gast-, oder Neujahrs-, oder Gesandtengeschenk, und zwar — wie ich mir immer gedacht hatte, — ein solches, das man ißt, verzehrt, „wo's Herz schlägt." Auch jene Xenien, worin einst Göthe und Schiller das ganze gelehrte Deutschland mit so reichlicher Spende erfrischten, habe ich nie für Satyren gehalten, wie viele Dichter seitdem die Xenien nennen; dazu waren mir jene viel zu gemüthlich. Es waren auch wirklich recht schöne herzliche Gaben dabei, welche hier und da wahre Freude müssen erregt haben. Daß aber die meisten dieser kleinen Reizmittel Uebelbefinden erregten, daran war nicht sowohl ihre eigne Natur als die Natur des deutschen Parnasses Schuld; — und dieß darf daher die Natur eines Xeniums keineswegs verändern.

Johann Christian Wagner

wurde am 23. Juni 1747 zu Pöseneck bei Saalfeld geboren; er widmete sich der Rechtswissenschaft und wurde herzogl. sachsen-hildburghausenscher wirklicher Rath und Präsident der Landesregierung zu Hildburghausen, wo er am 14. Juni 1825 starb.

Er gab heraus:

Hildburghäusisches Gesangbuch für die kirchliche und häusliche Andacht. Hildburgh. 1808.

Gibelreden oder Zimmermannssprüche. Hildburghausen, 1812.

Innigkeit, Wärme, wahre Frömmigkeit und gute Behandlung der Form, zeichnen die von ihm verfaßten, in dem obengenannten Gesangbuche befindlichen 91 geistlichen Lieder sehr vortheilhaft aus.

Johann Jacob Wagner,

am 21. Januar 1775 zu Ulm geboren, studirte in Jena und Göttingen in der Sturm- und Drangperiode, als Fichte's und Schelling's kühne Rede alle Gemüther in Bewegung setzte. Er ward, als seine Richtung noch Kant und Plato ausschließend angehörte, Doctor der Philosophie; später trat er zu Fichte mit einer Vertheidigung von dessen Angriff auf Nicolai. Die längste Zeit fesselten ihn Schelling's Ideen, bis er sich mehr und mehr auch von diesem entfernte und 1804 öffentlich durchaus lossagte, um unter geringer Theilnahme des philosophirenden Publikums ein eigenthümliches System auszubilden. Er hatte einige Jahre zu Jena und Göttingen als Privatdocent gewirkt, privatisirte dann zu Nürnberg und Salzburg, bis er eine ordentliche Professur zu Würzburg erhielt. 1809 ließ er sich zu Heidelberg nieder, kehrte aber 1815 nach Würzburg zurück.

Seine Schriften sind:

Wörterbuch der platonischen Philosophie. Göttingen, 1799.
Ueber Fichte's Nicolai, oder Grundsätze des Schriftstellerrechts. Nürnberg, 1801.
Theorie der Wärme und des Lichts. Leipzig, 1802.
Von der Natur der Dinge. Leipzig, 1803.
Versuch über das Lebensprincip. Leipzig, 1803.
System der Idealphilosophie. Leipzig, 1804.
Philosophie der Erziehungskunst. Leipzig, 1804.
Ueber die Trennung der legislativen und executiven Staatsgewalt. München, 1804.
Ueber das Wesen der Philosophie. Würzburg, 1804.
Grundriß der Staatswissenschaft. Leipzig, 1805.
Von der Philosophie und Medicin. Bamberg, 1805.
Ideen zu einer allgemeinen Mythologie der alten Welt. Frankfurt, 1809.
Theodicee, Bamberg, 1809.
Mathematische Philosophie. Erlangen, 1811.
Organon der menschlichen Erkenntniß. Erlangen, 1830.
Der Staat. Würzburg, 1811.
Religion, Wissenschaft, Kunst und Staat. Erlangen, 1819.
System des Unterrichts. Aarau, 1821.
System der Privatökonomie. Aarau, 1836.
Das Standchen, Lustspiel. Jena, 1798.

Ueber W's Leistungen auf dem Gebiete philosophischer Forschung äußert sich Menzel in seinem Werke über die deutsche Literatur Th. I. S. 308 mit folgenden Worten: „Wagner in Würzburg hat auf dieselbe Weise (wie Ast) eifrig, uneigennützig, consequent die Lehre vom symmetrischen Gegensatz als Philosophie des Alls, durchzuführen gesucht. Echt poetisch beginnt er damit, das ganze All' als eine urewige Hochzeit und Vermählung der beiden Weltprincipe anzusehen, im Gegensatz gegen diejenigen Schüler Schelling's, die, wie Görres und Schlegel, mehr einen ewigen Kampf derselben annahmen. Aber die Ausführung dieser liebenswürdigen Idee hat das Schicksal aller überlebenen Consequenzen gehabt. Die Vierzahl übrigens, die einfach aus der Zweizahl hervorgeht, ist eben deshalb nicht das, was, wie es gewöhnlich geschieht, als das eigentlich Characteristische dieses Systems bezeichnet zu werden verdient. Die Ehe, die Vermählung des Sauerstoffs und Wasserstoffs, die in das geistige Gebiet hinab verfolgt wird und in allen möglichen Verwandlungen und geistigen Verfeinerungen immer wiederkehrt, das ist das Characteristische in Wagners Lehre."

Heinrich Balthasar Wagnitz

ward am 8. September 1755 zu Halle geboren, studirte in seiner Vaterstadt Theologie und wurde nach Beendigung seines Studiums zuerst zum Diakonus an der Nicolaikirche und Zuchthausprediger zu Halle, 1805 zum Professor und Inspector des theologischen Seminars, 1807 zum Superintendenten, 1809 zum Oberprediger und 1817 zum Consistorialrathe ernannt. Er starb daselbst 1834.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Zur Ehre Christi und seiner Religion. Halle, 1784—1786. 2 Thle.
Moral in Beispielen. Halle, 1787—1790. 6 Thle. Neue Ausgabe 1810—1820.
Gebete für Zuchthäuser. Magdeburg, 1792.
Kurze Gebete auf alle Tage der Woche. Halle, 1789.
Religionslehre in Beispielen. Halle, 1800. 2 Thle.
Memorabilien. Halle, 1802—1806. 2 Thle.

Als theologischer und didactischer Schriftsteller hat sich W. vorzüglich durch seine trefflichen Anleitungen und Hülfsmittel für die Erhebung des täglichen Lebens durch Religion und Moral einen sehr geachteten Namen erworben.

Johann Sal. Wahll

ward geboren zu Altenburg am 11. November 1641 und studirte zu Jena, worauf er zuerst Rector in Ronneburg wurde und später als Director des Gymnasiums zu Altenburg lebte. Er starb am 29. October 1686.

Von ihm erschien:

Gründliche Einleitung zu der rechten reinen und galanten deutschen Poesie. Altenburg, 1723.

Eine nur für den Literärhistoriker interessante, sonst aber geistlose und unbedeutende Arbeit.

E. Just. Wahrlieb, s. Joh. Ad. Bergk.

Friedrich Wilhelm Waiblinger

wurde 1804 zu Reutlingen geboren, erhielt eine gelehrte Bildung, ging dann nach Italien und starb schon am 17. Januar 1830 zu Rom.

Er gab heraus:

Lieder der Griechen. Stuttgart, 1823.
Phaeton, ein philosophischer Roman. Stuttgart, 1823. 2 Thle.
Drei Tage in der Unterwelt. Stuttgart, 1826.
Blüthen der Muse aus Rom. Berlin, 1827—1829.
Anna Bullen, Königin von England; Trauerspiel. Berlin, 1829.
Taschenbuch aus Italien und Griechenland. Berlin, 1830.

Ein bedeutendes aber unreifes und übersprudelndes Talent, dem es trotz reicher Phantasie und glücklicher Darstellungsgabe an Ruhe und Besonnenheit fehlte, um etwas Bleibendes zu leisten. Schwankend in seiner Richtung, ging Waiblinger endlich in jener genialen Zügellosigkeit unter, die er als ein Vorrecht der Poesie betrachtete und aus dieser in das Leben hinübertrug, während er, nachdem er zuerst Goethe, dann Byron nachzuahmen versucht, sich zuletzt der Tieck'schen Weise in ihrer neueren Richtung anschloß.

Burkard Waldis,

wahrscheinlich zu Altendorf an der Werra in Hessen geboren, war Kaplan der Landgräfin Margarethe, bei welcher er zuletzt in Abterode lebte, woselbst er noch 1554 gestorben sein muß. Sein übriges Leben ist sehr wenig bekannt; in seinen Schriften erscheint er nach dürftiger Jugend, in der er auf weiten Reisen mancherlei Gefahren bestand, von der römischen Kirche abgefallen bis an seinen Tod ein tapferer Verfechter der Reformation.

Er veröffentlichte:

Esopus ganz neu gemacht, mit 100 neuen Fabeln. Frankfurt a. M. 1548. 55. 57 65. 84.
Psalter in neue Gesangsweise gebracht. Frankfurt, 1553.

Ueber B. Waldis urtheilt Bouterwek in der Geschichte der Poesie Th. IX. S. 448 sehr treffend: „Das vorzüglichste Verdienst, das W. sich um diesen Theil der Nationalliteratur (die Fabeln) erworben hat, besteht in seiner Erzählungsart. Schon in dieser Hinsicht wäre er mit dem französischen Fabulisten Lafontaine zu vergleichen; aber er gleicht ihm auch darin, daß er nicht sowohl eine neue Art, Fabeln zu erzählen, erfand, als den alten Styl durch neue Reize belebte. Hätte Waldis im Zeitalter und unter den Umgebungen Lafontaine's gelebt, so würde er vielleicht auch die naive Eleganz und Grazie der Erzählungskunst des französischen Meisters erreicht haben. Im sechzehnten Jahrhundert, und in Deutschland geboren und gebildet, blieb Waldis im Ganzen dem Geschmacke getreu, der damals der herrschende in seinem Vaterlande war; aber er vervollkommnete, wenn gleich nicht die Dichtungsart, doch den seit Boner's Zeiten in der deutschen Literatur hergebrachten Styl der Fabel durch eine Cultur, die man damals in Deutschland kaum zu schätzen wußte. Die Fabeln von Waldis sind nicht nur mit gefälliger Natürlichkeit und Gewandtheit erzählt; sie unterscheiden sich auch von den meisten deutschen Gedichten des sechzehnten Jahrhunderts durch eine, nicht selten musterhafte Präcision der Sprache. Nur die Moralen, die Waldis jeder Fabel anhängt, sind in das Langweilige gedehnt, und oft ganz überflüssig. Unter den Schwanken, mit denen das vierte Buch reichlich ausgestattet ist, sind mehrere platte, aber auch einige gar drollig, und die meisten nicht schlecht erzählt. Die wenigen unsittlichen Späße, die in ihnen vorkommen, sind gegen dasjenige, was sich von ähnlicher Art in den Werken mancher andern Satyriker und komischen Erzähler aus dem funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert findet, für Kleinigkeit zu achten."

Vom lügenhafften Jüngling.

Sich zu versuchen ein junger Knab
Weit hin in fremde Land' begab,
Daß er viel sähe, hört' mancherlei,
War aus ungefähr ein Jahr, zwei, drei;
Als er nun wieder heim hin kam,
Sein Vater ihn einst mit sich nahm,
Daß er Gesellschaft hätt' und Kurzweil,

Zu einer Stadt über zwei Meil,
Da schwatzten sie von mancherhanden;
Der Vater fragt, was er in Landen
Von Wundre gesehn und seltsam Thier.
Ee spreach, Vater, nun glaubet mir
Im Meer zu Lissabon im Sund
Sah ich so gar ein großen Hund,
Der ward geschatzt viel Tausend werth;
Und war viel größer denn ein Pferd.
Der Vater b'gunt[1]) die Lügen merken;
Sprach, had bei allen geschaffnen Werken
Deßgleich nicht gesehn, gehört, noch gelesen
Es ist ein großer Hund gewesen.
Doch findt mon gar viel seltsam Stücken.
Gleich wie da vor uns ist ein' Brücken,
Wer des Tags hat ein' Lüg' gelogen,
Und kommt daselbst hinüber gezogen,
Sey seldandre ohn allein,
Mitten auf der Brücke bricht ein Bein.
Der Knab' erschrak, wollt' doch nicht gern
Ein Lügner sein, der Ehr' entbehrn.
Begab sich über ein' ehne Weil,
Sprach: Vater, wollet nicht so eil'n;
Sagt mir auch etwan seltsam Schwänk'?
Ee spreach, des Hund's ich noch gedenk
Der ist gewesen ohne Maß. [2])
Er sprach, er war nicht also groß;
Wenn ich die Wahrheit sagen soll,
Wie sonst ein Eisel war er wohl.
Da b'gunten sie der Brücke nahen.
Er spreach, ich kann mich nicht entschlahen [3])
Der G'danken dieses Hundes bald;
Sprach, er war wie ein gädrig Kalb.
Sie giengen fort bis um Mittag,
Und daß die Brück' da vor ihn'n lag.
Der Knab' spreach, wollt Euch nicht bekümmern;
Ich kann Euch zwar verhalten immer
Den Schwank, den ich Euch vom Hunde sagt,
Damit ihr mich nicht weiter fragt:
Er war gleich wie ein andeer Hund;
Denn [4]) daß er um und um war bunt, [5])
Und schreckicht übre seinen Rucken.
Er sprach, sa ist ouch diese Brücken
Gar nicht schädlicher denn die andeen;
Magst wohl und'schädigt darüber wondeen.
Allein büt dich ein andermal;
Wenn du willt lügen, d'denk dich wohl,
Daß du also gar krumb nicht draißt, [6])
Daß du es auch zu sidern [7]) weißt.

Wer sich aufs Singen soll begeben,
Der muß nicht allzu hoch andeben,
Daß ers auch kann zum End' ausschreien.
Also, wem's Lügen will gedeihen,
Dee muß nicht nouf in d' Wolken treiben,
Hienieden bei der Erden bleiben.
Sonst geht's ihm wie dem Edelmann,
Der nahm sich große Lügen an,
Zeugt [8]) mit sein Knecht, der bei ihm war,
Dees ihm verjahet [9]) ganz und gar,
Damit dee Junker dieb bei Ehren.
Als er nun thät die Lüg' vermehren,
Und log non Lüften und den Winden,
Drauf konat' der Knecht kein' Antwoet finden,
Und spreach zum Junker: Nicht also!
Wollt Ihr Eurs Lügens werden froh,
So bleibt hienieden bei der Erden,
Auf daß Euch mög' geholfen werden.
Denn wenn Ihrs allzu grob wollt spinnen,
Werd't Ihrs zuletzt nicht sedmen [10]) können.

---

1) fing an. 2) ohne Maß. 3) nicht entschlagen, erwehren. 4) außer. 5 dreheft. 6) zu verantworten. 7) rief ihn zum Zeugen. 8) bekräftigt. 9) einfädeln.

Anton Wall, s. Christian Leberecht Heyne.

Joh. Isab. Eleonore von Wallenrodt, geb. von Koppy,

ward am 28. Februar 1740 zu Uhlstadt bei Orlamünde geboren, vermählte sich 1762 mit dem Rittmeister v. Wallenrodt, welcher 1776 zu Breslau als preuß. Major und Ritter des Ordens pour le mérite starb. Darauf lebte sie abwechselnd zu Berlin, Prag und Leipzig, zuletzt bis zu ihrem am 11. Oct. 1819 erfolgten Tode bei ihrer Tochter, der Frau von Kockwitz, zu Lampersdorf bei Bernstadt in Schlesien.

Sie gab heraus:

Die drei Spinnrocken. Leipzig, 1793.
Wie sich das fügt. Leipzig, 1793. 3 Thle.
Emma von Ruppin. Leipzig, 1794. 2 Thle.
Geschichte Theophrastus Grabmanns. Leipzig, 1794. 2 Thle.
Heinrich Robecs Begebenheiten. Riga, 1794. 3 Thle.
Phantasien. Halberstadt, 1794.
Adolph und Sidonie. Halle 1796 u. 97. 2 Thle.
Heinz Hassan. Leipzig, 1796.
Goldfeigel. Gera, 1797. 2 Thle.
Ritter Wolfram von Weidigk. Berlin, 1816. 2. Ausg.
Karl Moor. Mainz, 1801.
Erzählungen und Anmerkungen auf Reisen. Prag, 1810. 3 Thle.
Empfindungen des Geistes in Gedichten. Berlin, 1798.
Selbstbiographie in Briefen. Leipzig u. Rostock, 1796 u. 97. 2 Thle.

Nicht unglückliche Erfindung und eine gewandte Darstellungsgabe erwarben ihren zahlreichen Romanen zu ihrer Zeit den Beifall des größeren Publikums; doch litten dieselben durch Flüchtigkeit und Mangel an Ruhe zu sehr, als daß ihnen eine höhere Anerkennung hätte zu Theil werden können.

Ferdinand Franz Wallraf

ward am 20. Juli 1748 zu Köln, wo er auch seine Studien machte, geboren, erhielt 1772 die Priesterweihe und wurde kurz darauf Lehrer am mortanischen Gymnasium. 1784 ward ihm eine außerordentliche Professur der Philosophie und zwei Jahre darauf eine ordentliche Professur der Naturgeschichte, Botanik und Aesthetik an der Kölner Universität. Vier Jahre nach einander (1794—98) war er Rector derselben, und nachdem diese Hochschule aufgehoben worden war, trat er als Professor der schönen Literatur und Geschichte an die Centralschule. Auch war er Kanonikus und seit 1818 Ritter des rothen Adlerordens III. Er starb am 18. März 1824.

Seine Schriften sind:

Beschreibung der kölnischen Münzsammlung des Domherrn von Möle. Köln, 1792.
Taschenbuch der Bier für 1799 und 1800. Köln.

Agrippina, Gemahlin des Klaudius. Köln, 1800.
Das Museum zu Paris. Köln, 1801 u. 2. 2 Hfte.
Biographie des Pfarrers P. Anth. Köln, 1810.
Beiträge zur Geschichte von Köln und der Umgebung. Köln, 1818.
Altdeutsche Zeit und Kunst. Frankfurt, 1824.

Durch seinen Patriotismus und seine glühende Kunstliebe hat sich W. unsterbliche Verdienste um seine dankbare Vaterstadt erworben. Als Schriftsteller leistete er Treffliches auf dem Gebiete historischer Forschung und als tiefer und gründlicher Kenner der bildenden Künste.

Walter von Metz, s. Minnesinger.

Walter von der Vogelweide, s. Minnesinger.

Johann Leonhard Walz

ward am 21. September 1740 zu Lörach geboren, studirte Theologie und wurde nach Ablauf seiner Studienzeit Hof- und Stadtvikar zu Karlsruhe, verließ aber 1771 diese Stellung, um sich als Diaconus nach Pforzheim zu begeben, von wo er 1782 als Hofdiakonus nach Karlsruhe zurückkehrte. Später wurde er nach einander daselbst zum Oberhofprediger, Oberkirchenrath und Director der Prüfungskommission ernannt. Er starb am 8. November 1817. — Von ihm erschien:

Predigten. Karlsruhe, 1813.
Neues badisches Gesangbuch. Kehl, 1786.

Ein ausgezeichneter Prediger, der sich besonders durch seine trefflichen Gelegenheitsreden einen weitverbreiteten Ruf erwarb.

Christian Leberecht Traugott Wankel

wurde am 18. April 1785 zu Schkeuditz geboren; widmete sich der Theologie und erhielt 1813 das Pastorat zu Merseburg in der Vorstadt Altenburg, nachdem er die seit 1811 von ihm bekleidete Predigerstelle zu Hohenlohe bei Lützen aufgegeben hatte. Er starb am 3. März 1829.

Er gab heraus:

Predigten und Gelegenheitsreden. Merseburg, 1824 u. 27. 2 Sammlungen.
Drei geistliche Lieder von ihm befinden sich im Merseburger Gesangbuche.

Innigkeit, lichtvolle Klarheit und treffliche Anordnung verleihen seinen Predigten bleibenden Werth.

Mark. Alerius Borobabel, Herr zu Warburg,

ohne Zweifel ein Pseudonym, welcher sich Aureus eques veritatis exul in Sodalitio Pasquin Civis Romanus zu Leyrenburg unterschreibt. Man hat in ihm den Rector Heinrich Scharius zu Thorn erkennen wollen, dem man die Erfindung der Lebereime zuschreibt.

Das unter jenem Namen erschienene Buch heißt:

Des uhralten Leyer Matz lustiger Carrespondenz-Geist mit Clem. Marot, Jan Trampeter, dem lustigen Heerpaucker, Jan Tambour, Polnischem Sackpfeifer Caurtisan, Purinello, Quäcker, Oremann und Weuner, sammt der ganzen fürtrefflichen lustigen Gesellschaft. Herausgedruckt zu Lirum Larum Lütckendey. Anno 1668.

Es ist eine der ersten deutschen Anecdotensammlungen und enthält, neben manchem Anziehenden, viele Plattheiten und Alltäglichkeiten.

Jacob von der Warte, s. Minnesinger.

Gottfried Weber

ward 1779 zu Freinsheim in Rheinbaiern geboren, studirte die Rechte, trat in Staatsdienste und rückte bis zu dem Amte eines General-Staatsprocurators 1832 in Darmstadt vor, wo er 1837 starb.

Seine Schriften sind:

Ueber chronometerische Tempobezeichnung. Mainz, 1817.
Versuch einer geordneten Theorie der Tonsetzkunst. Mainz, 1817; 3te Aufl. in 5 Lief. Mainz, 1831.
Nachlese über mündliche und öffentlich Gerichtsverfahren. Darmstadt, 1819.
Pragmatische Geschichte der Verhandlungen der Landtage des Großherzogthums Hessen. Darmstadt, 1828.
Allgemeine Musiklehre. Darmstadt, 1822; 3te Aufl. Mainz, 1831.
Cäcilia. Zeitschrift für Tonkunst. Mainz, 1824 fgde.

Durch seine trefflichen Schriften über Musik, namentlich durch seine Theorie hat sich W. außerordentliche und bleibende Verdienste um eine eben so gründliche als geistreiche Behandlung der Tonkunst erworben.

Karl Julius Weber

ward 1767 zu Langenburg geboren, ſtudirte die Rechte, diente vor 1806 mehreren deutſchen Fürſten, lebte darauf eine Zeit lang als Privatmann und wirkte ſpäter von 1820—1824 als Abgeordneter von Künzelsau in der Würtembergiſchen Ständeverſammlung. Er ſtarb am 19. Juli 1831 zu Kupferzelle.

Er gab, jedoch anonym, heraus:

Die Mönchere, oder geſchichtliche Darſtellung der Klafterwelt und ihres Geiſtes. Stuttgart, 1818—20. 3 Bde.

Das Ritterweſen. Stuttgart 1822—24. 3 Bde.

Deutſchland oder Briefe eines in Deutſchland reiſenden Deutſchen. Stuttgart, 1826—27. 2 Bde.

Kenntniſſe, Geiſt und tüchtige Geſinnung ſind dieſem wackern Kämpfer für Licht und Wahrheit eigen; ihr Werth wird durch die heitere Laune und den geſunden Blick, mit welchem er Menſchen und Zuſtände erfaßt und darſtellt, bedeutend erhöht; ſein Witz iſt aber oft zu derb, ſein Humor oft zu ſinnlich; Beides ſchadet daher dem Geſammteindrucke und noch mehr der Wirkung ſeiner Schriften.

Karl Maria von Weber,

geboren zu Eutin am 18. December 1786, war von ſeiner früheſten Jugend für die Muſik entſchieden eingenommen; nachdem er unter Abt Vogler ſeine Kunſt ſtudirt und einige Künſtlerreiſen beendigt hatte, erhielt er 1803 die Stelle eines Muſikdirectors zu Breslau, und 1806 zu Karlsruhe in Schleſien. Durch den Krieg von dort vertrieben, machte er wiederum Kunſtreiſen und dirigirte 1813—16 die Oper zu Prag, nach welcher Zeit er als königl. Kapellmeiſter zu Dresden in ſächſiſche Dienſte trat. Er ſtarb auf einer Kunſtreiſe zu London am 5. Juni 1826.

Seine Schriften ſind:

Tonkünſtlers Leben, eine Arabeske. Dresden, 1828. 2 Thle.

Hinterlaſſene Schriften, herausgeg. von Th. Hell. Leipzig, 1828 u. 29. 3 Thle.

W's Schriften kommen zwar ſeinen Compoſitionen nicht gleich, beurkunden aber auch, welchen großen Schatz von Geiſt, Laune, allgemeiner Bildung und Darſtellungstalent dieſer ausgezeichnete Meiſter beſaß und mit welchem tief poetiſchem Geiſte er die Erſcheinungen des Lebens ſowohl wie der Wiſſenſchaft und der ſchönen Künſte zu durchdringen und ſich anzueignen verſtand.

Wilhelm Eduard Weber,

Einer der Sieben, — am 24. Oktober 1804 zu Wittenberg geboren, beſuchte, ſeit der Verſetzung ſeines Vaters, des Theologen Michael Weber, nach Halle das dortige Pädagogium und ſtudirte die Naturwiſſenſchaften. Sehr früh ließ er in einzelnen durch Journale veröffentlichten Abhandlungen ſeinen Scharfſinn bewundern. Nachdem er eine Zeit lang außerordentlicher Profeſſor in Halle geweſen, ward er 1831 auf Gauß' Empfehlung auf den Lehrſtuhl der Phyſik, den Tobias Mayer's Tod erledigt hatte, als ordentlicher Profeſſor nach Göttingen berufen. Er wirkte dort auf die großartigſte Weiſe, gemeinſchaftlich mit Gauß, bis er am 14. December 1837 mit den bekannten ſechs Profeſſoren abgeſetzt ward. Seit jener Cataſtrophe machte er mehrere Reiſen nach England und durch Deutſchland, kehrte aber nach Göttingen zurück, wo er, wenn auch dem öffentlichen Hörſaal entzogen, doch unerſchüttert ſeinen erdumfaſſenden Forſchungen folgt.

Er gab heraus:

Reſultate aus den Beobachtungen des magnetiſchen Vereins. Göttingen, 1837—38; Leipzig, 1839—40.

Atlas des Erdmagnetismus, nach den Elementen der Theorie entworfen. Leipzig, 1840.

Ein tiefer und gründlicher Forſcher in ſeiner Wiſſenſchaft, zeichnet ſich W. zu gleicher Zeit auch durch das Talent klarer und trefflicher Darſtellung aus.

Wilhelm Ernſt Weber,

am 14. Oktober 1790 zu Weimar geboren, ſtudirte zu Leipzig, beſonders unter Beck's Einfluß, Philologie, wurde 1813 daſelbſt Doctor der Philoſophie und 1814 Erzieher im Hauſe des Grafen Benzel-Sternau. Nach für ſeine ganze Ausbildung ſehr vortheilhaften Jahren, die er in dieſer Stellung theils zu Aſchaffenburg, theils auf einem Gute unweit Hanau verlebte, ward er als Profeſſor der alten Literatur zu Chur in Graubündten aufgenommen. Der Umgang mit Orelli ließ ihn die bedeutenden Unbequemlichkeiten, die dieſes Amt für den deutſchen Gelehrten haben mußte, vergeſſen, doch nach zwei Jahren folgte er gern einem Ruf als erſter Oberlehrer am Gymnaſium zu Wetzlar. 1823 ward er zum Prorector und Profeſſor in Frankfurt am Main gewählt, für deſſen Gymnaſium und ſtädtiſches Muſeum er bis 1829 unermüdet thätig war. In dieſem Jahre übernahm er das Directorium des Gymnaſiums zu Bremen, welches er noch mit größter Rüſtigkeit und glücklichſtem Erfolg verwaltet.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

Die griechiſchen Etogika, überſetzt. Wetzlar, 1821—22; Frankfurt, 1824.

Kaiſer Marcus Salvius Otho. Frankfurt, 1815.

Freuden und Leiden des Schulmanns. Bremen, 1831.

Schule und Leben. Halle, 1837.

Vorleſungen zur Aeſthetik, vornämlich in Bezug auf Schiller und Goethe. Hannover, 1831.

Goethe's Fauſt. Halle, 1836.

Claſſiſche Dichtungen der Deutſchen. Bremen, 1839.

Ueber die myſtiſchen Tendenzen unſerer Zeit. Darmſtadt, 1829.

Ueber Freiheit, ihre Förderungen, ihre Hinderniſſe und ihre Erſcheinung in den Staatsformen. Bremen, 1831.

W. zeigt deutlich in seinen Schriften, was ein Mann zu leisten vermag, der mit dem Geiste des Alterthums innig vertraut, die dort gewonnenen Resultate auf Leben und Wissenschaft der Gegenwart zu übertragen und anzuwenden weiß. So ist er überall als ein geschmackvoller Beförderer des Guten und Schönen, als ein besonnener aber unermüdlicher Vertheidiger des Lichtes, der Wahrheit und des Rechtes aufgetreten und hat sowohl durch seine literarischen Leistungen, wie als praktischer Schulmann höchst segensreich gewirkt.

Veit Weber

aus Freiburg im Breisgau, kämpfte in den Reihen der Schweizer gegen den stolzen Herzog von Burgund und begeisterte seine Kampfgenossen durch seine Lieder; man hat ihn nicht unpassend den Tyrtäus des 15. Jahrhunderts genannt. Diese Lieder finden sich in Diebald Schillings Schweizer-Chronik, sind aber auch von H. Schreiber besonders herausgegeben. Freiburg, 1819. Sie zeichnen sich durch Kraft und Schwung, sowie durch Lebendigkeit und frische Anschauung sehr vortheilhaft aus.

Georg Rudolph Weckherlin

wurde am 25. Septbr. 1584 zu Stuttgart geboren, studirte zu Tübingen Jurisprudenz, und bereiste dann Deutschland, Frankreich, England; worauf er Secretär des Herzogs von Würtemberg wurde. Später wirkte er bis zu seinem im Jahre 1650 erfolgten Tode als Gesandtschaftssecretär bei der deutschen Kanzlei zu London.

Seine Gedichte finden sich in:

Zwei Büchlein Oden u. Gesänge. Stuttgart, 1618.
Geistliche u. weltliche Gedichte. Amsterdam, 1641 u. 48. 2 Sammlungen.

Der geistreichste und talentvollste Vorgänger Opitzens und ein deutscher Patriot im besten Sinne des Wortes, zeichnete sich W. durch Wärme und Tüchtigkeit der Gesinnung und lebendige Anschauung, sowie durch glückliche, wenn auch oft zu breite Darstellung sehr vortheilhaft aus, dagegen vergriff er sich in der Form, den Genius der deutschen Sprache in dieser Hinsicht verkennend, indem er nur die Sylben in seinen Versen zählte, ohne auf die Kürze oder Länge derselben zu achten, während er auf der andern Seite wieder Präcision und Reinheit des Ausdruckes sehr sorgfältig beobachtete.

An Myrta.

Ich — treulos? — Ich — ein Flattergeist? —
Welch ein Verdacht! O komm! Beweue!
Ich weiß, der Gott der Liebe preist,
Wie deine Schönheit, meine Treue.

Wer könnte wohl mit Andern dich,
Bild der Vollkommenheit, vergleichen,
Und von den Schäfern allen mich
Wer an Beständigkeit erreichen?

Als dein zu bleiben, ich versprach,
Hab' ich mir selbst nichts vorbehalten,
Und deine Zärtlichkeit — o Schmach! —
Dein fester Glaube sollt' erkalten?

In dir ja wohnt mein Herz und Sinn;
Nur, dich zu lieben, athm' ich Leben.
Wenn ich dein, Myrta, nicht mehr bin,
So sprich: wem hast du mich gegeben?

Lust und Pein.

O der bittersüßen Schmerzen!
Ich ertrage sie voll Muth;
Denn sie fühlt in ihrem Herzen
Gleiche wunderbare Gluth;
Ja, sie will mit holden Blicken
Mich versehren und erquicken.

Meiner Augen Klage mehret
Meines Herzens tiefe Qual;
Rosa's Herz ist auch versehret,
Mir verräth's ihr Augenstrahl.
Ja, sie will mit Feuerblicken
Strafen mich und süß erquicken.

Diese Stern' in allen Stunden
Schimmern so trophäenreich,
Daß sie nah und fern verwunden,
Cephalus Geschosse gleich,
Und zugleich mit Wonnebticken
Mich durchpfeilen und erquicken.

Darum muß die Welt bekennen
Deiner Augen Pracht und Macht.
Ja, wo deine Fackeln brennen,
Ist verwiesen dunkle Nacht.
Denn du kannst mit Wunderblicken
Rings bedeuten und entzücken.

Welch unsägliches Ergötzen,
Findet euch mein Herz so klar,
Und verehrt euch, seine Götzen,
Auf dem reizendsten Altar.
Möchtet ihr mit Himmelsblicken
Niemand sonst, als mich, erquicken!

Möchtet ihr's doch nicht verschmähen,
Wenn mein Herz ein Opfer that,
Diesen Phönix anzusehen,
Der verbrennt in Liebesgluth.
Denn ihr könnt durch zaub'risch Blicken
Tod mit Leben neu erquicken.

Wilhelm Ludwig Weckherlin,

geboren am 7. Juli 1739 zu Bothnang im Würtembergischen, lebte, ohne irgend ein Amt zu bekleiden, als Privatmann abwechselnd in Paris, Nördlingen, Wien, Augsburg und Anspach, in welcher letztern Stadt er am 24. November 1792 starb.

Er schrieb:

Denkwürdigkeiten von Wien. 1777.
Anselm Kadlosus Reise durch Ober-Deutschland. Salzburg, 1778.
Fellelsen. Nördlingen, 1778.
Chronologen. Frankfurt, 1779—83. 12 Thle.
Das graue Ungeheuer. 1784—87. 12 Thle.
Hyperboreische Briefe. Nürnb., 1788—90. 7 Thle.
Paragraphen. Nürnberg, 1791—93. 3 Thle.

W. war einer der unerschrockensten und kühnsten politischen und satyrischen Schriftsteller seiner Zeit. Obwohl aus Wien verbannt und später als Pasquillant verfolgt und eingekerkert, gab er doch mit unerschütterlicher Ruhe fortwährend und bis zu seinem Tode ähnliche Schriften heraus, Lüge und Obskurantismus mit schneidender Laune und in trefflicher Darstellung bekämpfend.

Friedrich Wilhelm Wedag

wurde im September 1758 zu Neuenrode in Westphalen geboren, und widmete sich der Theologie, die er zu Halle und Duisburg studirte. Nach beendigten Studien wurde er erster reformirter Prediger zu Dortmund, jedoch 1788 nach Zollikofer's Tode an dessen Stelle nach Leipzig berufen. Er starb daselbst am 18. Mai 1799.

Von ihm erschien:

Predigten zur Berichtigung irriger Vorstellungen u. s. w. Leipzig, 1793; Neue Ausg. 1817.

Die Religion als beständige Gefährtin auf dem Pfade des Lebens. Leipzig, 1794.

Handbuch über die frühere sittliche Erziehung. Leipzig, 1795.

Zollikofer war das Vorbild, welchem dieser treffliche Mann als Kanzelredner nachzustreben suchte; wenn er dieses Muster auch nicht ganz erreichte, so zeichnen sich doch seine Predigten durch Wärme des Gefühls, lebendige Darstellung und treffliche Diction sehr vortheihaft aus.

Christian Friedrich Weichmann,

geboren zu Braunschweig, studirte Theologie und bekleidete zuletzt die Stelle eines herzogl. braunschweigischen Hof- und Konsistorialrathes zu Wolfenbüttel; er starb 1769.

Er gab heraus:

Die Poesie der Niedersachsen. Hamburg, 1721—38. 6 Thle. Neue Ausgabe 1725—38.

Seine Sammlung ist für den Literärhistoriker nicht ohne Interesse, für den Freund der Poesie bietet sie aber wenig Anziehendes dar, da sie, mit geringen Ausnahmen, nur Mittelmäßiges als Zeichen des Verfalls des Geschmackes in jener Periode enthält.

Karl Weichselbaumer

ward am 8. August 1791 zu München geboren, wo er auch seine Studien machte und als Dr. der Philosophie und expedirender geheimer Secretair des Ministerium des königl. Hauses lebt.

Er gab heraus:

Ueber die Verwandtschaft und Verschiedenheit der Poesie und Philosophie. München, 1813.
Menökeus, Trauerspiel. Bamberg, 1821.
Oenone, Trauerspiel. Bamberg, 1821.
Niobe, Trauerspiel. Bamberg, 1821.
Dido, Trauerspiel. Bamberg, 1821.
Abendbilder. Bamberg, 1822.
Die Vertrauenden. Ulm, 1825 u. 26. 2 Thle.
Dramatische Dichtungen. Ulm, 1829.
Tassilo, ein historisches Trauerspiel in fünf Acten und einem Vorspiel. München, 1835.
Unterhaltungen. Ulm, 1832.
Orpheus; eine Zeitschrift, in 4 Heften. Nürnb. 1824—25.

Ein talentvoller, begabter Dichter, der lebendige Phantasie, Gedankenreichthum und Tiefe des Gefühls mit Correctheit und Kraft verbindet, und sich vorzüglich das klassische Alterthum zum Vorbilde gewählt hat, wodurch jedoch seine dramatischen Dichtungen nicht so bekannt geworden sind, wie sie es in reichem Maaße verdienen.

Achilles Jason Weidmann

aus Halle in Schwaben, lebte in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts und beschrieb die Schwänke des Peter Lewe, seines Landsmanns, der von seiner Stärke seinen Namen Löwe erhalten hatte, in folgender gereimter Schrift:

Histoey des Peter Lewe, des andern Kalenberge. 1613. 1620. 8.

welche dem Volke so wohl gefiel, daß sie unter demselben ziemliche Verbreitung fand.

Paul Weidmann,

geboern zu Wien im Jahrr 1746, wurde Hofcontipist an der k. k. Hofstelle in seiner Vaterstadt, nachdem er zuvoe edendaselbst die Stelle eines Offizial in der Kabinetskanzlei versehrn hatte. Er staed daselbst 1811.

Von ihm erschien:

Schauspiele: Anna, Dido, Pedro und Ines, Adelheid, Bababah, Pizarro, Mropr ꝛc. Wien, 1775. 3 Thle.

Karl's Sieg, Heldengedicht. Wien, 1775. 2 Thle.

Die Parochiade, scherzhaftes Heldengedicht. Wien, 1776.

Satiren. Dessau und Leipzig, 1784.

Ein unbedeutender, voezüglich als Satieiker höchst mittelmäßige Poet.

Valentin Weigel

1533 zu Hayn geboren, studirte Thologie und wurde nach zurückgelegten Studien und nachdem er die Würde eines Magisters der Philosophie eelangt, Pfarrer zu Tschopau im Meißnischen. Er starb am 10. Juni 1588.

Von ihm erschien:

Kirchen- und Hauspostille, Weg und Weise alles zu erkennen, Anleitung zur teutschen Theologie, von dem Leben Christi und den falschen Propheten ꝛc.

W. machte zu seinee Zeit Aufsehen als Mystiker, Throsoph und Alchymist, ist aber jetzt ganz vergessen; doch war er nicht ohne Talent und sein Styl zeichnet sich für jene Zeit vortheilhaft aus.

Kajetan von Weiller

ward am 2. August 1762 zu München geboren. Er studirte daselbst und in Freisingen Theologie und wurde 1785 zum Priester geweiht. Da sein Vermögen durch seine Studien aufgegangen war, sah er sich genöthigt, blos durch Privatunterricht sein Leben zu fristen, bis er 1792 als Lehrer an der Realschule zu München angestellt wurde. Er wurde nun kurz nach einander Professor und Rector des dortigen Lyceums, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Director aller Lehranstalten der Hauptstadt, Ritter des Civilverdienst-Ordens und endlich 1823 Generalsekretär der Akademie. Er starb am 23. Juni 1826.

Seine voezüglichsten Schriften sind:

Ueber die gegenwärtige und zukünftige Menschheit. München, 1799.

Versuch einer Ingendkunde. München, 1800.

Lehrgebäude der Erziehungskunde. München, 1802. 2 Thlr.

Erbauungsreden. München, 1802—4. 3 Thle.

Mutschelle's Leben. München, 1803.

Der Geist der allerneuesten Philosophie der Herren Schelling, Hegel und Comp. München, 1803. 2 Thle.

Anleitung zur freien Ansicht der Philosophie. München, 1804.

Verstand und Vernunft. München, 1806.

Ideen zur Geschichte der Entwickelung des religiösen Glaubens. München, 1808—14. 3 Thle.

Geschichte der Philosophie. München, 1813.

Grundlegung der Psychologie. München, 1818.

Das Christenthum in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft. München, 1821.

Mit Schlichtegroll und Thiersch: F. H. Jacobi nach seinen Lehren, Lehren und Wirken. München, 1819.

Charakterschilderungen seiengroßer Männer. München, 1826.

Ein Schüler Jacobi's und einer der eifrigsten Widersacher Schellings, kämpfte W. unermüdlich und mit großee Kraft, von dee Natur sehr günstig ausgestattet, als ein origineller und scharfer Denker, für die Reinheit des evangelischen Christenthums in der katholischen Kirche.

Karl Bernhard, Herzog von Weimar,

geboren am 30. Mai 1792 zu Weimar, Bruder des regierenden Großherzogs, bereiste 1825 u. 1826 Nordamerika und bekleidete seit 1830 die Stelle eines königl. niederländischen Generallieutenants.

In deutscher Sprache schrieb er:

Reise des Herzogs Bernhard von Weimar durch Nordamerika, herausg. von H. Luden. Weimar, 1828. 2 Bde.

eine der besten und unpartheiischesten Schilderung dee vereinigten Staaten von Nordamerika.

Christian Weise

wurde am 30 April 1642 zu Zittau geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und vollendete seine wissenschaftliche Ausbildung auf der Universität zu Leipzig, wo er 1663 Magister der Philosophie wuede. Nach abgelaufener Studienzeit wuede er Professor am Gymnasium zu Weißenfels, und 1678 Rector dee gelehrten Schule seiner Vaterstadt, wo er am 21. October 1708 starb.

Seine Schriften sind:

Die drei Hauptverderben. Leipzig, 1671.

Die drei Erznarren. Leipzig, 1676.

Gestürzter Marggraf von Anrer. Leipzig, 1681.

Zittauisches Theatrum. Leipzig, 1683.

Komödienprobe. Leipzig, 1695.

Trost- und Serdrandachten. Leipzig, 1720.

Ueberflüssige Gedanken der grünenden Jugend. Leipzig, 1680.

Neue Jugendlust. Leipzig, 1684.

Politischer, geläuterter, gelehrter, freimüthiger, vertrauter Redner. Leipzig, 1677—1700.

Kurieuse Gedanken in Versen. Leipzig, 1691.

Ueber W. urtheilt Bouterwek in seiner Geschichte der deutschen Poesie und Beredsamkeit Th. X. S. 328 sehr treffend: „Einer der fleißigsten in dieser Reihe von Verfassern deutscher Theaterstücke, die niemand mehr lieset, ist der zu seiner Zeit sehr gepriesene Schulrector zu Zittau, Christian Weise, der vom Jahre 1642 bis 1708 lebte. Er müßte mit Auszeichnung genannt werden, wenn sein patriotischer Eifer, die deutsche Literatur in Aufnahme zu bringen, nicht durch die Art, wie er dieses Geschäft betrieb, mehr geschadet, als genützt hätte. Besonders für die Jugend auf den Schulen, wo die deutsche Sprache noch immer nicht sehr geachtet wurde, aber auch für das größere Publicum, das seine Arbeiten dankbar aufnahm, schrieb er außer vielen Lustspielen auch satyrische Romane, Anweisungen zum galanten Briefstyl, eine Poetik, und mehrere Beiträge zur Rhetorik. Seine Frömmigkeit beglaubigt er durch die von ihm verfaßten und herausgegebenen Tugendlieder und andere geistliche Gedichte. Weise wollte zeigen, daß man ein verdienstvoller und christlicher Schulrector sein könne, ohne dem lateinischen Pedantismus ergeben zu sein. Sein Geist hatte überhaupt viel Gewandtheit, und zu komischen Dichtungen unverkennbare Anlage. Aber um dem Pedantismus zu entgehen, gab sich dieser galant sein wollende Schulmann ganz dem schlechten Modegeschmacke seiner deutschen Zeitgenossen hin. Durch seine theoretischen Schriften suchte er nur die Unarten, die er hätte bestreiten sollen, auf Grundsätze zurückzuführen! Seine Kritik beförderte dieselbe zügellose Geschwätzigkeit, die sich in seinen komischen Erfindungen zeigt. An der Verbindung der dramatischen Poesie mit der Musik scheint ihm wenig gelegen gewesen zu sein; doch Einiges mußte auch in den Lustspielen, die er in Prosa schrieb, wenigstens zum Beschlusse gesungen werden. Uebrigens gehören auch diese Lustspiele zu den Gattungen von Mißgeburten, die auf dem deutschen Theater keine Reform aufkommen ließen."

Christian Weisflog

ward am 27. December 1780 in Sagan geboren, studirte die Rechte, ward Dr. juris und lebte dann in seiner Vaterstadt als Stadtgerichtsdirector. Er starb am 17. Juli 1828 zu Warmbrunn in Schlesien.

Von ihm erschien:

Phantasiestücke und Historien. Dresden, 1825—29. 12 Bände.

Einzelne Erzählungen u. s. w. in Journalen, namentlich in der Abendzeitung u. s. w.

Anmuthige Darstellung, glückliche Erfindung, Innigkeit und Wärme des Gefühls und eine glückliche humoristische Auffassung des bürgerlichen Kleinlebens haben W's Schriften zu ihrer Zeit einen ausgebreiteten Kreis von Lesern erworben, der sich auch jetzt noch, hin und wieder, gern mit ihm beschäftigt.

Biographische Spitteifreuden des abgesetzten Privatschreibers Jeremias Kätzlein.

Eine Erzählung von Chr. Weisflog.

Da bin ich denn nun, im Hafen des Friedens bei dir Maria,

Cujus animam gementem
contristantem et dolentem
pertransiit gladius.

Bei Ihnen, Wohlgeborner Herr Kommerzienrath mit dem grünen Pelze und dem steifen Zopfe, bei Euch, trauter Magister David, in der kühlen Sabbathruhe, nach einem langen, schwülen Sommertage im freundlichen Hause, das die Barmherzigkeit gebaut und die Milde erhält — im Spittel!

Aber was weinst du denn immer und ewig, wenn du vor dem Myrtenstocke stehst — Maria? Sei doch lustig und guter Dinge, wie ich! Bist du noch nicht im Klaren, daß der seelige Oberhofgerichts-Prokurator Krünitz ja gar nicht an dem gestrickten Nacht-Kamisole, mit den rosaseidnen Schleifen gestorben? Siehst du es noch nicht deutlich, daß dein Myrtenstrauch ja eben der ist, den er für dich zog zum Brautkränzlein? Oder — ist dir's nicht recht, daß die Jugend flog, wie Schwalben vor dir hin? Nehm' ich denn einen Anstoß dran und passen wir nicht herrlich zusammen, du, eine blühende Jungfrau von zwei und vierzig Jahren und ich — übermorgen sechzig? Muß nicht, wenn es eine glückliche Ehe geben soll, der Mann beträchtlich älter sein, als die Frau? Und was sind denn sechzig Jährlein? Wurden nicht die lieben Erzväter der Bibel fünf-, sechshundert und mehr Jahre alt und waren gewissermaßen, eh sie das erste hundert zurückgelegt und die Kinderschuhe ausgezogen, noch dumme Jungen, die von Papa und Mama noch nirgend in Gesellschaft mitgenommen werden konnten und erst im zweiten hundert anfingen, die süßen Gefühle zu ahnen, die jetzo unsern Herrlein von vierzehn Jahren schon ganz klar und deutlich sind? Was wollen also die lumpigen sechzig sagen? — O Maria! gar nichts — gar nichts! — Jugend? — Was ist Jugend? — Ein negativer Begriff, ein Defizit von Runzeln, grauen Haaren und dergleichen, sonst in der Welt nichts positives! — Ein Traum! Maria, ein Traum! Das Alter nur ist Wirklichkeit, und du und ich, wir sind nun — wirklich. Und doch gäb' auch ich diese Wirklichkeit hin für den Traum, mein Herzblut, könnt' ich ihn damit zurück erkaufen. Denn ich mag nicht wirklich sein, ich will träumen und sollte mir's der Kreis-Physikus noch weiter und breiter attestiren, als schon geschehen, daß es bei mir — wie sich die dumme nüchterne Welt ausdrückt — übergeschnappt und ich eben deshalb hier bin. O Jugend! Jugend! du bist auf ewig dahin und kehrst nie wieder und Sapperment! das könnte mich rasend machen! Aber nur lustig, Maria! Wenn die Veilchen wieder blühen und die Lerche singt und die Nachtigall und andres Ungeziefer der Art, dann ist Hochzeit, denn dann werden wir doch wieder jung mit dem jungen fröhlichen Lenze und der Herr Kommerzienrath sollen auf der Hochzeit tanzen, mit dem schiefen Beine, und Ihr, ehrlicher David, predigen als Doktor Luther, aus der leeren Zuckertonne. Es ist eine feine Kanzel und oft hab ich sie Euch schon mit grünen Zweigen geschmückt.

Die Alten links, sollen jeder ein Weißbrod haben mit Käse und ein halbes Aquavit und die Verrückten rechts — — O pfui! Nicht das Wort! Sie sind eigentlich die, die das Schicksal zurecht gerückt — zum seligen Traume — in die ewige Jugend, das weiß auch der Muselmann, der darum Respekt vor ihnen hat — die sollen Semmelmilch essen mit uns unter den Bäumen. Denn leben sie nicht alle mit mir in einem Himmel? —

Wie oft, wenn ich sonst in der brennenden Sonne mit dem Aktenpakete, schwitzend unter einer Perücke, die dürre, trockene Straße hinauf wanderte nach dem Amte, labte mich das alte, stattliche, steinerne Gebäude mit seinen lang ausgestreckten Schatten. Wie oft schauete ich da wehmüthig durch die Spalten des Bretterzauns in den dunkeln Garten und sehnte mich mit dem Ausrufe des Horaz an seinen Freund Septimius:

O, dieser Erdenwinkel lächelt mir vor allen!

dahinein. Und wenn ich dann am Abend wieder heim ging, matt und abgetrieben und auf den Bänken vor dem Hause unter den Weinranken und Kirschbäumen mit den glänzenden

ſchwarzen Früchten, ruhige Greiſe ſaßen, die ihr Abendbrod verzehrten und mir von oben durch's Gitterfenſter lachend eine Wahnſinnige die Roſe nachwarf und zurief: Schlaf wohl, mein Schatz, morgen ſehn wir uns wieder! — ach! wie ſeufzte ich dann: Wer doch auch ſo glücklich wäre, wie Ihr! — Und — nun bin ich's wirklich, nun bin ich im Spittel, nun ſitz ich mit den Greiſen auf einer ſteinernen Bank unter dem Weinlaubr und wandle im Schatten der Bäume des Gartens! Wie ich dahin gekommen, das will und muß ich ſcheiftlich zu Papierre bringen, ſintemal es wohl manchen unter denen, dir die Phantaſieſtücke und Hiſtorien meines geweſenen Prinzipals, und in ſolchen gleich vorne mein Beiſtein an den verſtarbenen Herrn Kammergerichts-Rath E. T. A. Hoffmann geleſen, zwicken und treiben dürfte, zu wiſſen, was aus dem Privatſchreiber Jeremias Kätzlein geworden, ob er bereits Todes verfahren oder noch im mühſamen Amte quaestionis fungire, oder, da er nun gar öffentlich als Schriftſteller, ungerüffelt, ja, im Gegentheile vom kritiſchen Dreifuße herab gnädiglich angelächelt, aufgetreten, zu höherem Poſten und Würde gelanget. Darum alſo, und daß die, die an mir armen Menſchen ein Intereſſe gewonnen, doch wiſſen, woran ſie ſind, verwache ich nun die einſamen Stunden der Nacht, wenn alles um und neben mir im Lande und hier im Hauſe ſchläft, oder von Rechtswegen ſchlafen ſollte und — ſchreibe. Ich kann's nicht laſſen und es thut mir gütlich, wie Balſam auf eine alte ſchmerzliche Wunde, daß ich endlich ſchreiben darf, was ich will, nicht was *andre* mir mit Krähen- und Hühnerpfoten vorgekritzelt und ich bin glücklich, daß mein langes Kopiſtenelend nun kommen zu einem ſeligen End, da es ja doch auf Erden für ein Menſchenkind mit leidlich eigener Denkkraft nichts Miſerabieres und Seeletödtenderes giebt, als Tag für Tag zu eſeln im Abſchreiben, vornehmlich Advokatiſchen Wuſtes, obgleich auch ein Kalkulator und Steuerkontrolleur nicht auf Roſen wandelt, der ſein Bedelang die bürer Rechenweiſe: ſechſe von fünfen kann ich nicht, borg' ich mir eins, abſeufzt und im Addiren Ellenlanger Zahlenreihen verzweifelt, weshalb man auch den Inbegriff alles Erbärmlichen und Drückenden Kalamität genannt, weil Calanius die Schreibfeder heißt und der Unglückliche, der zum kalamiren, d. h. zum Federfuchſen verdammt iſt, füglich als der Weiſel, Hauptmann und Polarſtern menſchlicher Trübſal gelten kann, jedoch mit vorbehaltenen Rechten der Schulmeiſter. Und darum heißt auch die bitterſte Erdgalle der Wurzelwelt billig — Kalmus. Doch das hat nun, wie geſagt, ein Ende. Warum und wie das aber ſo gekommen, und wie ich vor's erſte in die Kalamität gerathen, das — o ihr fühlenden Seelen, dir ich hiermit ſammt und ſonders durch geziemendes Abnehmen der Schlafmütze ſalutire — ſollt ihr nun in möglichſter Einfalt und Kürze erfahren.

Mögen obſcure Scribenten, aus Bosheit darüber, daß ſie von Haus aus nichts ſind und auch niemals etwas zu werden Ausſicht haben, immerhin auf die Vorzüge der Geburt ſchimpfen oder verächtlich das Maul über die Trauben ziehen, die ihnen zu hoch hängen; ich bin andrer Meinung, und denke, daß jene Vorzüge denn doch beſſer ſind, als gar nichts. Ja, ich bilde mir was darauf ein, aus einer alten Familie zu ſtammen. Denn mein Vater, Anno 1725 geboren, wäre nun gerade hundert Jahr, wenn er noch lebte und mein Großvater noch älter. Item war erſterer beim Finanzminiſterio angeſtellt — Genecal-Landes-Steuer-Kaſſen-Stubenheizer. Ich genoß daher eine, meinem Stande angemeſſene Erziehung, d. h. frequentirte die öffentliche Schule, wo damals die Lehrer nur ſehr unbedeutend weniger hungerten, als jetzt und deshalb die liebe Jugend auch nur eben ſo unbedeutend größere Fortſchritte in litteris et moribus machte, erhielt manche äffentliche Beladigung meines Fleißes in Baumklettern und Vogelneſter ausnehmen, kniete nur etwa über den andern Tag auf Erbſen, wegen verpönter botaniſcher Exkurſionen in die Pilze oder in die Schoten ungeſchlachter Bauern, wurde aber öfter mit dem Schulverbienſteeden des grauen Müller-Löwen bekoriet, wegen meines eminenten Dichtertalentes, welches der alte brummige Subrektor Seemaus „Lügen" nannte, dem ich dafür Maikäfer auf die Axel und Hummel in die Tabaksdoſe applicirte und trug des Sonntags einen rothplüſchnen Rock, den mir die Mutter aus dem ihr vom Präſidenten geſchenkten alten Ueberzuge ſeines Lehnſeſſels hatte machen laſſen. Aber dieſer Rock ward für mich die Quelle unendlichen Drangſales, denn überall hieß ich nun darum die „Feuerkröte." Man kann denken, daß ich, den die gütige Natur mit derben Fäuſten begabt und mit dem beſten Willen, mich ihrer wirkſamſt zu bedienen, mir das Ehrenprädikat nicht geduldig und ungeahndet gefallen ließ. Blutige Köpfe waren daher an der Tagesordnung und gewohnlich jeder Sonntag, an welchem ich nolens volens in der leuchtenden Kerbohülle prangen mußte, ein Tag des Schreckens und Entſetzens auf unſrer Gaſſe. Was half es, daß ich daheim den vermaledeiten Rock unter bittern Thränen mit Fuſen trat, ich mußte ihn doch wieder anziehen, denn — ich hatte keinen andern, und zudem war auch der Herr Präſident, der den Plüſch geſchenkt, mein Pathe, und verſüßte mir mit manchem Apfel und Freßbreier mein Elend, aus Erkenntlichkeit, daß ich den Fleck, mit dem ſein Liebwertheſter ſo viele Jahre in traulicher Freundſchaft und Nähe verlebt und der manches erdulden müſſen, öffentlich als Ehrenkleid an mir ſelber herum ſchleppe. Ja, er ging noch weiter, nahm mich einſt lächelnd bei der Hand — ich mochte ein Bengel von funfzehn Jahren ſein — und führte mich die ſteinernen Treppen des Kollegienhauſes mit den Worten hinauf: nun will ich dir zeigen — mein Söhnlein! — welch ein Glück ich dir zugedacht, ſo du fein fleißig biſt und folgſt. Schaur! In dieſen Himmel ſetz' ich dich! — Er öffnete den Himmel. — Es war die Kanzleiſtube. Ein ſtinkender Aktendunſt quoll mir an dem heißen Auguſtnachmittage um fünf Uhr daraus entgegen. Grabesſtille herrſchte und nur das Keifeln der Federn war hörbar, wie das einſame Freſſen der zwanzigtauſend Seidenraupen in einer deutſchen Plantagenſtube. Ein halb Schock bleiche Geſtalten, mit und ohne Brillen, ſaß umher, und wenn einer mit trübem Seufzen das Haupt erhob, ſo ſah man nur blaſſe, hängende Wangen, nur hervorſtechende Knochen in dem gelben, ſchwindſüchtigen eingefallenen Kummergeſichte. Sieze — mein Söhnlein! — ſchmunzelte der Präſident — das ſind die Kopiſten, und ſo du fromm biſt und was lernſt, ſollſt du auch hier ſitzen, wie die.

Nur die erſte Hälfte dieſer troſtvollen Verheißung hörte ich deutlich, denn bei der andern ergriff mich ein paniſcher Schreck. Ich entſpeang mit Blitzesſchnelle der gräulichen Stube, als ſolle ich nun eben ſchon angenagelt werden in dieſem Kapiſtenhimmel, und lief in's Freie, begütigend mein Entſetzen und den Sturm meiner Seele in allerlei Unfug und Petulanz.

Als ich ausgewüthet und wieder nach Hauſe kam, hatten die Eltern die Verabloſſung des gnädigen Pathen und mein ungebührliches Entweichen erfahren und der Vater nahm mich, nach einigen — einleitenden Demonſtrationen, das heißt nach einigen — wie man zu ſagen pflegt — Kopfnüſſen, koram.

Range! — eröffnete er das Verhör — nun ſage endlich, da ich ſehe, daß du das Gute, was man mit die vor hat, nicht erkenneſt, was willſt du werden in dieſer Welt?

Ein Komödiant — gab ich, ingrimmig über das mir Zugedachte, zur Antwort — oder ein Seiltänzer, am liebſten aber — gar nichts.

Wa — wa — was du Böſewicht? — ſtotterten die Eltern in höchſtem Entſetzen über dieſes unerwartete freveihafte Geſtändniß und über den Gräuel, den ich durch Erwähnung einer ſolchen Lebensart in die ehrbare Familie zu bringen gedacht — auf die liederliche Seite willſt du dich legen? Ein Komödiant? — Ein Seiltänzer? — Dafür ſoll gebeten ſein. Den Hals wollen wir dir umbrechen, und dazu wird der gnabige Herr Präſident helfen. Nicht von der Stelle ſollſt du non Früh bis in die Nacht und ſchreiben bis du ſchwarz wirſt und — Kopiſt!

Wirklich ſchien es mit dieſer Drohung Ernſt werden zu wollen, denn ich wurde nun förmlich dem Seemaus übergeben, bei dem ich von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang ſchreiben, lateiniſch lernen und rechnen, dabei Küchen- und Hausſtüpel ſein, Holz hacken, Stiefel putzen und das kleine Kind warten mußte. O, wie bittre wurde mir die ſchmähliche Gefangenſchaft! Wie ſehnte ich mich, wenn die Februarſonne ſo warm an die kleinen ſechseckigen Fenſterlein meiner Schulſtube ſchien und ich nun wußte, daß der prächtige Schneemann brauſen, den meine jubelnden Kameraden aufgerichtet und mit ſtattlichen Augen geſchmückt, die ſie dem Schmiede aus dem Kohlenſchuppen gemauſet, ohnfehlbar vor die Hunde gehen müſſe, wenn ihm nicht mit neuen Anſetzen zu Hülfe geeilet werde, wie ſehnte ich mich da heraus! Aber mit eiſerner Fauſt hielt mich der vermaledeite Scheeibzwinger und das — war meine Jugend! Dennoch wünſch' ich, ich wäre noch beim Seemaus, und jung, wie damals. Denn über die Freude und das innige Gefühl der armen, unſchuldigen Knabenluſt, die ſich auch in meinem Kerker fand und ſich in jedem Kerkee findet zu einem fühlenden Gemüthe, wie die freundliche Spinne zu dem Naturforſcher Quatremere geht gar nichts.

In unſerm Hofe war ein Gärtchen. Gott, wie glücklich war ich, wenn ich mit dem kleinen Kinde im erſten Frühlinge da unter dem Hollunderbaum auf dem neugrünenden Raſen ſitzen durfte und hie und da ein ſcharlachrothes Sammetwürmlein herumkroch und die Fliegen fröhlich an der Mauer ſummten und alles duftete nach friſcher Erde

und hervorsprießenden Kräutern! Und wenn ich nun des Abends die Frösche emsig schreien hörte, weit draußen im Waldteiche; wie rief ich da, hin nach der Gegend: o, wer bei euch wäre, ihr herrlichen Frösche! Wehmüthige Thränen tropften aus meinen Augen herab auf das junge Gras; aber dennoch war ich in meiner Verlassenheit selig. Nur die Stube, die verdammte Stube und das Schreiben — nein, das war nicht zum Aushalten. Eine Erlösung sah ich nicht, wohl aber im schaudernden Hintergrunde den auf mich wartenden Kopistenhimmel. Was blieb mir also übrig, als die Gelegenheit abzulauern und mich aus meiner Gefangenschaft selber zu ranzioniren, das heißt — davon zu laufen? Wohin, und was anfangen; das war mein geringster Kummer, und Vater und Mutter zu verlassen, sie vielleicht nicht wieder zu sehen, mir ganz egal. Geschwister hatte ich nicht, und im väterlichen Hause überhaupt nichts liebes, als einen Staarmatz, den ich selber noch halb nackt aus der Kieze genommen und an dem mein Herz hing, den ich aber auch zu vergessen hoffte, bei den viel tausend Vögelein draußen im Freien und im duftenden, dämmernden Walde. Ich lief daher immerfort, ohne umzuschauen und kam auf's nächste Dorf, wo eben ein Thespiskarren seinen Einzug hielt. Himmel! wie ward mir, als nun mit einem Male die Erfüllung meines sehnlichsten Wunsches in den zusammengeleimten und geflickten Fetzen der abgeräucherten Rosamunden und Schäferinnen und in den silberpapiernen Harnischen und Schildern der tapfern Helden und Ritter vor mir stand! Wie vergaß ich Hunger und Durst, als nun in der Scheune, in die ich ohne den Logedreier — den ich nicht hatte — hereingeschlüpft, die Asiatische Banise aufgeführt wurde, der wüthende Chaumigerm mit entsetzlichem Bierbasse dem unglücklichen Pegu den Untergang zubrüllte, und wie schauderte ich, als der Papiermond sich verfinsterte, das Kolophonium blitzte, der Donner vom Boden einer leeren Wassertonne rumpelte und selbst den Dorfquälgeistern Angst wurde! Wie hielt ich es da für die größte Erdenseligkeit, mit blitzen und donnern und wüthen zu können, auf den Brettern! Wie träumte ich mich da hinein in den Triumph, als Held in der glänzenden Rüstung da droben zu stehn, zu meinen Füßen meine Widersacher in der Stadt und ich nun ihnen wie ein Löwe zubrüllend: Seht da die Feuerkröte, ihr Tausendsapperlot! — Und dennoch, so sehr mich der Traum entzückte, er genügte mir nicht, es fehlte mir etwas, ich wußte selber nicht was. Endlich mit einem Male schlug es hell, wie ein Blitz in mein Innres und jauchzend und springend rief ich mein „Heurika! ich hab' es gefunden" aus, in dem lauten Jubel: Juchhe! Sie haben ja keinen Hanswurst!

Du hast Recht — mein Sohn! — sagte der Direktor, dessen Kennerauge in mir die Weltbürgerschaft entdeckt haben mochte und der mich spähend auf's Korn genommen, der fehlt uns, der ist uns abgegangen, und Senator geworden in Riesedental. Aber was willst du damit sagen?

Was ich damit sagen will? — gnädiger Herr Komödiantenpräsident! antwortete ich — das, daß ich Ew. Excellenz Hanswurst selber sein möchte.

Du? — erwiderte der Direktor — Hast du Talent? — Glaube mir — mein Sohn! — es ist nichts leichtes, ein Narr zu sein. Kluge gelehrte Leute, hangende und bangende Thränenheiden und Heldinnen, girrende Schäfer, brüllende Tyrannen, die findet man überall zu Schocken, aber ein rechter, echter Narr — o mein Sohn! — das ist was seltenes, das ist ein Juwel, das man in Gold fassen muß. Denn zur ergötzlichen Narrheit gehört mehr, als zur langweiligen Klugheit. Willst du ein Narr sein, den ich brauchen kann, so zeige dein Talent und mach mir einen Spaß vor, aus dem Stegreif.

Was sollte ich thun? Zwar jagte mir das Examen rigorosum, das mir nun so plötzlich auf den Hals fiel, einen leichten Frost durch die Glieder, aber schnell ermathigte ich mich, denn es galt ja mein Wohl und mein Weh, und fing an, Gesichter zu schneiden, wie ich sie nur je in den üppigsten Schäferstunden des Genius, daheim, umgeben von meinen jubelnden Kameraden, erfunden.

Nicht übel! — rief der Direktor — und dieser Zuruf, bei dem ich das nur mühsam verhaltene Lachen des ernsten Mannes deutlich entdeckte, befeuerte mich dergestalt, daß ich in den allerausserordentlichsten Grimassen, die ich selber in mir nicht geahnet, mich überteaf und der Direktor nun laut lachte, daß ihm der Bauch wackelte. Dies war neues Oel in mein Feuer. Flugs improvisirte ich eine Scene aus meiner vergangenen Feuerkedenschaft mit solcher Virtuosität, daß der Direktor aus den Lachthränen heraus einmal über das ander meckerte: Es ist mein Ende! Es ist mein Ende! Wetterjunge, du sollst Hanswurst sein!

Ein ungebackner Rath, der so eben erst ganz frisch aus der Form kommend, sich zum ersten Male mit dem langersehnten Titel nennen hört, kann die Erdenseligkeit und die Götterwonne nicht fühlen, die mich bei dieser Patentirung ergriff. Ich sprang wie toll und schrie, daß Banise mit dem bereits halb abgewaschenen und noch halb mit Bolus angestrichenen Gesichte herbei lief und Chaumigrem voll Entsetzen in's Saufeurloch stürzte und die Kommundranntweinflasche zertrümmerte: Juchhe! ich bin der Hanswurst! Victoria! Victoria! Ich bin der Hanswurst!

Der Direktor berief nun die Bande zusammen und stellte mich ihr in meiner neuen Qualität vor, als ein Subjekt von zwar noch rohen, aber viel versprechenden Talenten. Gleich den Tag darauf machte ich mein Probestück. Sie gaben das Trauerspiel: Hamlet, Prinz von Dänemark. Natürlich war alles, was ich dazu lieferte, reine Erfindung aan mir selber, denn ich hatte im Leben von diesem Hamlet noch nichts gehört und gelesen, jedoch schon manchmal daheim mich in's Puppentheater gestohlen, wo ich mir das Prinzip geholt, daß ein Trauerspiel ohne Hanswurst sich gar nicht denken lasse. Meine Späße mochten daher freilich nicht eben immer die edelsten und passendsten sein, das fühlte ich selber, als ich dem Geiste und der Ophelia in ihrem Wahnsinne das Hasenschwänzlein anhing und in der Scene, wo der Sohn der Mutter den Sündenspiegel vorhält, unter dem verdeckten Tische Federngesichtee schnitt und bald wie ein Hund winselte, bald wie eine Katze miaute, und dem Könige, wie er kniend betete, von hinten die Pudelmütze auf's Haupt stülpte; aber sie erreichtn den Zweck. Denn schallendes Gelächter und das Lob der Kenner und des Theaterrecensenten, der auch hier seine eigene Loge — im Banken hatte, wo er leidlich vor Prügeln gedeckt war; das der Hanswurst bei der Sache eigentlich das Kraut fett gemacht und trotz seiner Jugend so gut gespielt, wie ein ganz alter Narr, erhob mich in die allerobersten Räume der Seligkeit, und meine Tage flossen wonnig dahin, sogar, was auch nicht zu verachten — unbeneidet von meinen Kameraden, maßen ich vor der Hand um's liebe Brod, einen neuen Rock und die Ehre diente. Ja, Madam Huzel, welche die Heldinnen machte, und Mamsell Theresert, der bei ihrer sechs und vierzigjährigen Jugendblüthe besonders die schmachtenden und naiven Rollen sehr glückten, beehrten mich wechselseitig mit ihrer zarten Freundschaft und liebe und legte spielte mir sogar einmal ein zärtliches Gedicht in die Hand, in dem unter andern die Verse vorkamen:

Mein armes Herz fühlt grimme tiefe Wunden,
seit meine Sehnsucht dich, Hanswurst, gefunden
und thränend blickt mein Aug' in's Sternengewimmel
zum Narrenhimmel.

Da wohnt mein Leben, da wohnt mein Entzücken:
Drum eile Trauter! mich an's Herz zu drücken,
Dran meine Lippen wonnezitternd müssen,
Hanswurst, dich küssen!

Schade nur, daß meine siebenzehnjährigen Gefühle es noch nicht verstanden und wagten, sympathetisch in diese zarte Minneweise einzustimmen.

Mein Name wurde natürlich flugs verändert und ich hieß nun Monsieur Maer, woher es auch wohl kommen mochte, daß ich unentdeckt, unverfolgt von den Meinen und unaufgegriffen blieb. Auch machten wir uns weislich bald aus der Gegend und zogen weit und breit im Lande herum, bald nach Norden, bald nach Süden im lieben Vaterlande, wo es uns heut gut, morgen schlecht ging und ich in meiner Kunst täglich neue Fortschritte machte.

Was soll ich Euch — meine empfindsamen Leser! — mit langer Weile quälen durch Erzählung der Abenteuer und Abwechslungen meiner lustigen Komödiantenfahrt? Was soll ich Euch referiren, wie oft sich unsre Bande in den zwölf Jahren hätte, das heißt, alte Mitglieder abstreifte und neue gewonnen, wie oft der Direktor Addritte thun und Schulden halber in der Bütteiei sitzen müssen, welche Stürme das Herz des nun immer männlicher und verständiger werdenden Monsieur Maer bewegt und wie die edle Kunst sich damals bei uns und überhaupt in Deutschland gestaltete, das würde allein einen Band füllen, den am Ende kein Mensch läse. Ich schweige daher von allen diesem und sage nur so viel, daß mir die ganze Sache sich bald von einer ganz andern Seite darstellte, je länger ich das Wesen trieb, immer mehr und mehr der schöne Traum entschwand, der mich ins Komödiantenleben verlockt und dieses selbst mir endlich fatal und bitter wurde, wie Galle. Spaß mußte ich schlechterdings machen, alle Tage, da half nichts vor, ich mochte hungrig oder satt, gesund oder krank, lustig oder traurig sein, und eben das, daß ich gezwungen als Pickelhäring Lachen hervorbringen wußte bei andern, wenn mir's selber am wenigsten lächerlich war, das brachte mich zur Verzweiflung und machte mich mürrisch und melancholisch, so, daß ich nun recht gut begriff, wie wahr die bekannte Anekdote sein

Digitized by Google

könne, nach welcher einmal zu einem Arzte in Wien ein anſtändig gekleideter Mann mit leidenvoller Kummermiene in die Stube trat und ihn dringend um Hülfe gegen die tiefe Melancholie flehete, die ſich ſeiner bemeiſtert. Mein Heer — erwiderte ihm der Arzt — da weiß ich Gott ſei Dank guten Rath. Gehn Sie nur in's Theater zu dem Kaspert, wenn der Sie nicht kurirt, ſo hilft Ihnen nichts. Ach! — entgegnete trübſelig der Patient — der Kaspert — der bin ich ja ſelber!

Gerade ſo ging es mir. Ich war der Unglücklichſte in der ganzen Bande. Selbſt der Name „Hanswarſt" den ich früher gewiß am keinen Rathstitel vertauſcht haben würde, er ſchien mir nun verächtlich, als unter meiner Menſchenwürde. Nur des Abends wagte ich auszugehen, denn ließ ich mich bei Tage blicken; ſo war ich da, wo ich einmal aufgetreten, der Ball muthwilliger Rangen, die mich Heerdenweis verfolgten, theils beſchimpften, theils vergötterten. Ich war ein Spott in allen meinen Beziehungen und Handlangen. Selbſt meine Leiden, ſelbſt mein Beten erregte Gelächter. Ich hatte in Wahrheit aufgehört, Menſch zu ſein und war nur — Nare und noch dazu ein hungernder Nar. Aber was dem Faſſe eigentlich den Boden ausſtieß and meiner ganzen Künſtler-Karriere ein plötzliches Ende machte, daran denke ich noch jetzt mit Schaudern.

Wir waren nämlich in ein Städtlein eingerückt, wo eben Jahrmarkt war und wo ich an ſelbigem Abende im Trauerſpiel Romeo und Julie, als Romeo ganz unbändig Spaß machen ſollte, indem ich da, bei der Vergiftung, mir einen beeden Haarbeutel anzutrinken pflegte, der dann das Wiedererwachen Juliens im Sarge and ihre Vereinigung mit mir im Tode, den ſie aus der nämlichen Faſelflaſche mit kräftigen Zügen hob, ungemein pikant machte. Wie ich ſo Nachmittags durch die Gaſſen ſchlendre, im Orte, wo ich noch nicht bekannt war, nach dem Marktplatze, höe' ich Trompetenſtöße, die ſeene Lache des Pöbels und weede von dee nun ſtärker und neugieriger wogenden Menſchenmaſſe mit fortgezogen. Himmel! wie erſchrak ich, als ich mit einem Male vor mir am Röhrtroge ein Theater aufgeſchlagen, auf demſelben einen prahlenden Wuemdoktor in ſcharlachrothem Treſſenkleide, den Degen an dee Seite und bei ihm — mich ſelber ſah, nämlich einen Pickelhäring in der Hanswurſtjacke. Ich gedachte vor Schaam und Aerger in die Erde zu ſinken. Denn nun ſtand meine allerkleſte Erniedrigung, mein zur Karrikatur verzerrtes Menſchenantlitz im treuen Spiegel vor mir. Verfluchte Schande! — knirſchte ich — und meine Hände zuckten krampfhaft bei den Zoten and Poſſen, die nun geriſſen wurden and die leider nichts andres waren, als eine Quinteſſenz meiner eigenen, allererbärmlichſten pödelhafteſten. Da dröhnte der Markt von wüſtem Gelächter. Da dacht' ich, die Lache gelte mir. Da jagte mich der anheimliche Spuk ſcheu und mit grauſenvollem Entſetzen, als ſei das Zeichen Kains auf meine Stirne gedrückt, mit fliegender Eile von dannen, durch die gaffende Menge, die meine Rippenſtöße zertheilte, immer fort, fort durch die Gaſſen, bis in den entfernten Winkel meines Quartiers. Hice ſchäumte der ſchon lange in mir ſtillachende Grimm über mein elendes Handwerk herauf, wie ein ſiedender Keſſel. Feſt ſtand mein Vorſatz, mich dee Hölle zu entreißen, die ich einſt für den Himmel gehalten. Ich zerriß wüthend die Zeichen meiner Schande aus der Theatergarderode; warf mein armſeliges Ränzel über die Schulter und floh, ohne von Jemand Abſchied zu nehmen, als ſitze der Satan mir auf der Ferſe zur Stadt hinaus, fort immer fort in's Freie, Weite.

Wie ich nun da war und am Walde, von wo ich tief unten im neblichen Thale die fernen Thürme der Stadt nur noch wie durch einen Schleier erblickte; da machte ich erſchöpft Halt, da athmete ich zum erſten Male wieder frei und tief aus der gepreßten Bruſt und ſchüttelte mich, als ſolle die ſchmähliche Vergangenheit van mir abfallen. Da war der Sturm der Seele vorübergebraust und ruhigeee Beſonnenheit zurückgekehrt. Da fragte ich mich aber auch zum erſten Male wieder: Wohin nun, Jeremias? Eine annenndaee Bangigkeit überfiel mich und matt ſank ich niedee in's Maos und Haidekraut unter den rauſchenden Fichten. Es war hier alles ſo einſam, ſo feierlich, ſo ſtill und duftend und ich in dieſer Einöde allein. Wie Schattenbildee ſtieg die Vergangenheit heraus in meiner Seele, mein Leichtſinn, mit dem ich Vater und Mutter verlaſſen und den mir zugedachten Beruf, der — ich fühlte es — doch wohl rühmlicher war, als mein abgeſtreifaes Narrenkleid, und es erwachten bittere Empfindungen der Reue.

Da ſah ich aus dem Mooſe rothe Wüemlein hervorkeiechen, wie voe zwolf Jahren unterm Hallunderbaume des Seemaus, und meine Thränen floſſen wehmüthig, wie damals. Aber ſie thaten mir woht, denn ich wußte es, Niemand ſah ſie und kein Rudel muthwilliger Buben rief jubelnd: Ha, ha, ha, der Hanswurſt weint!

Holla! Holla! Herr Kommerzienrath! was ſcheeien Hochdieſelben denn ſo erdärmlich im Schlafe, drüben in Dero Kämmerlein? Stecken Sie etwa wieder einmal — wie Sie mie ſchon oft zu erzählen beliebten, bei Bergen in Norwegen dem Wallfiſche im Rachen, dem Sie einige Pfund Fiſchbein auszubrechen intendiret, der aber den Spaß beinahe übel genommen, und Sie ganz gewiß gefreſſen haben würde, wenn nicht gerade in dem Augendlicke ſeine Gedanken nach ſeinem Hintertheile gezogen warden wären, wo ſa eben Ihre Leute ihm einige Tonnen Speck ausgeſchnitten, weshalb er Sie daan mit dem Fiſchdein in Friedea fahren laſſen? — Doch, Sie ſchweigen, Sie ſchlafen wieder and es iſt mithin nicht von Nöthen, daß ich mich hinüber bemühe zu Ihnea mit der Cremae Tartari Büchſe, Kraft meines Amtes, als Spittelwärter. Sie erlaaben mie daher auch, zurückzukehren unter den Baum im Walde, aus deſſen Mooſe das rothe Würmlein hervorkroch.

Was ſoll mit dir nun merden, Jeremias? — fragte ich mich nochmals — Graben mag ich nicht, auch ſchäm' ich mich zu betteln. Wieder anter die Komödiaaten gehn, die Pritſche mit Helm und Harniſch, Kron' und Zepter vertauſchen? — Ach! es erſchien mir eine ſa miſerabel and fatal, mie das andre. Der ganze Stand war mir ein Greuel and ein glänzendes Elend, das Herumvagiren in der weiten Welt and in plaaloſer Liederlichkeit, ein Abſcheu. Schöner, wie noch nie, that ſich vor mir dee erſtverſchmähete Kapiſtenhimmel wieder auf und in einer unendlichen Wehmuth war mir nun die ſtille aktendunſtige Kanzleiſtube ein Ort des Friedens und der Ruhe, abgeſtorbeaer irdiſchee und menſchlicher Leidenſchaften, ſo, wie mir auch immer die Kolanten der Herrenhntee ſich darſtellten. Hier iſt auch alles ſo ſtill, ſa heimlich, ſa ſchattenvoll. Dieſe Menſchen ſind glücklich, aber das Feuer des Lebens mit ſeiner Wärme, mit ſeinem Lichte, mie mit ſeinem Brennen und Blenden iſt von ihnen gewichen. Sie wandeln im Gewimmel voll Kraft und Drang rund um wie kalte Leidenſchaftloſe, im Heern entſchlafene Leichname, mitten unter ihren Gradern van Linden umdunkelt, von Roſen umblüht. Im Anfange ergreift dieſer ſtille Friede das Herz mit unwiderſtehlichem Zauber, nad es ſehnt ſich, zu tauchen die Täuſchungen des bewegten anruhigea Treidens der Welt in dieſe Lethe; doch bald entſchwindet der ſchwärmeriſche Traum nnd bald mird es eden der fühlenden, tedenden Bruſt bange ia dieſem einſamen Reiche des Todes. Nur die Reſignation findet in dieſer Dämmeruag einen Paraklet, wie mir es nan die Kopiſtenſtube ſchien. Die Jugend iſt dir ja doch dahin, armer Elias! — trauerte ich — and du hoſt dich ihrer nicht freuen können! In Druck, Armuth und Spatt ſind deine ſchonſten neun and zwanzig Jaher vergangen and was nun noch ſalgen könnte aa Lebensgenuß, iſt nicht der Rede werth. Od nnn die Wangen verbluhen und der Körper vollends abſtirbt dort, aber im unruhigen Treiben und Irren, herum im geräuſchvollen Taumel, das iſt am Ende den Wangen und dem Körper ganz egal. Darum hin, hin nach dem Orte meiner Geburt! Suche dir wieder das verloene Paradies — o Jeremias! Ach! and meine lieben Eltern! Wie will ich als verlorner Sohn pater peccavi ſagen! Ihr merdet den Reuigen aufnehmen und der gnädige Heer Präſident ſich mildiglich des Plüſchfleckes erinneen, den ich ſa hoch in Ehren gehalten and ſeiner troſtvollen Verheißung. Und kann ich doch auch des Sonn- und Feiertags hinaus rennen zu den alten Spielplätzen meiner Jugend, in den heerlichen Wald, wo die Feoſche muſiciren und ich die Sprenkel geſtellt als Knabe. Darum fort, fort, Elias! Dir lächelt die Vaterſtadt!

Dahin laß mich mit dir, mein ſchlapper Ränzel ziehn!

So exklamiete ich am Ende, ſchnitt mie einen tüchtigen Ziegenhainer und wanderte nach der Heimath, die freilich ferne war.

Wie ich nun die Thürme der geliebten Stadt var mir erblickte in dee Weite, durch die grünen Laubmaſſen hindurch; wie ſchlug da mein Herz, bang und wehmüthig froh.

Ich merde kaum zum Thore hineingetreten ſein — dacht' ich — da wird's unter den Rangen heißen! die Feuerkröte iſt wieder da! Mags! — rief ich und freuete mich ſogar auf dieſen Anklang aus meiner Jugendzeit und verzieh im Voraus den Ekelnamen.

Eitler Wahn! — Ich war zum Thore hinein, wanderte durch die Straßen, die alten Häuſer ſtanden noch, wa und wie ſie vordem geſtanden, aber Niemand kannte mich. Die Feuerkröte wae verſchollen und verſunken in Vergeſſen. Natürlich! Denn alle meine ehemaligen Kameraden hatten ſich zerſtreut in die Welt, nach allen Himmelsgegenden, wanderten entwedee, wie ich, mit dem Ränzel im fröhlichen luſti-

gen Handwerksburschenleben, oder saßen bereits fest in ehrbarer Philisterei, als Bürger und Meister. Nun ging's nach der Töpfergasse, an der Stadtmauer.

Schon von fern streckte mir das elterliche Haus seinen verräucherten schwarzen Holzgiebel entgegen mit dem geländerten Altane, der, wie die hängenden Gärten Semiramis, etwas schief auf den gesunkenen Balken quer am Hause oben dahin lief. Mein Herz klopfte hörbar. Nun wird die Mutter herauskommen, auf den Altan — dacht' ich — in ihrer schwarzsammtnen Hande und nach der Wäsche sehn, die da trocknet, nun der Vater über den Gesprächen im Reiche der Todten sitzen, drinnen in der Stube im Lederstuhle. Ach! was soll ich ihnen sagen! Ach was werden sie selber sagen!

Eitler Wahn nochmals! — Keine Mutter kam heraus in ihrer schwarzsammtnen Hande! Und der Vater — — nun freilich, der saß allerdings bei den Gesprächen im Reiche der Todten, denn beide waren lange schon — heimgegangen in's Land der Ruhe, und die in ihrem Hause wohnten an der Stadtmauer — kannten mich nicht. Auch der Präsident, auch der Sudeektor Seemann lebte nicht mehr.

So ist denn alles todt? — rief ich mit bittern Thränen auf ihren Gräbern im stillen Friedhofe, auf den ich mich nun, wie zu meiner eigentlichen Heimath — denn hier waren ja alle meine Lieben — geflüchtet. — So ist denn alles dahin in der kurzen Zeit von zwölf Jahren? So bin ich denn nun wirklich allein in der vollen lebendigen Welt, wie hier, unter den Abgeschiedenen?

Sie sind nicht allein, Bürger! — antwortete eine Stimme.

Ich blickte erschrocken auf und sah zwei unständig schwarz gekleidete Männer, welche wahrscheinlich die Monumente und merkwürdigen Inschriften dieses stillen Ortes betrachteten. Mit langem Blicke starrte mich der eine an und rief dann dem andern zu: Ma foi! Pethion, wie er lebt und lebt! — Bürger, wer sind Sie?

Bürger? — Bürger? — erwiederte ich scheu und erstaunt und dachte dabei sofort — es war in den ersten Jahren der französischen Revolution — an die neue Sitte der transehenanen Ohnehosen.

Wie soll ich Sie sonst nennen? — fiel der Fremde ein. Mein Freund? Oder mein Herr? Das erste sind Sie nicht, das andre muß ich mir höflichst verbitten. Aber Bürger sind Sie, so gut wie ich und der und alle, wenn auch nicht eingeschworen in die Menge innerhalb städtischer Ringmauern; doch ein Weltbürger, ein Kosmopolit. Und das ist der allgemeinste, ehrenvollste Titel. Darum noch einmal. Sie scheinen verloren zu haben, was man nicht gern verliert und nimmer wieder findet, und tragen dabei ein merkwürdiges Gesicht. Wer sind Sie?

Das „merkwürdige Gesicht" fuhr mir elektrisch durch die Glieder, denn ich dachte sogleich: der sieht dir den Hanswurst an der Nase an. Darum fragte ich bitter zurück: Wer sind denn Sie? Sie tragen auch ein merkwürdiges Gesicht.

Kann sein! — entgegnete der Fremde. Ich bin der Graf Miradeau und mein Freund der General, Markis de la Fayette.

Eiskalter Schauer überrieselte mich. Denn ich wußte allzugut, daß ersterer lange schon todt und letzterer eben in diesem Augenblicke nicht hier in der Residenz eines deutschen Fürsten sein konnte. Düster dämmerte schon der Abend, unheimlich beglänzte halber Mondschimmer die Urnen und Engel auf den Leichensteinen, und warf weite finstre Schlagschatten über die Gräber. Ohne zu antworten stand ich auf und wollte mich, scheu den Blick von den beiden Gestalten abwendend, von dannen schleichen. Da ergriffen sie mich bei den Armen, der eine rechts, der andre links, hoben mich über die Gräber, und schwebten so mit mir hinaus zur offenen Kirchhofthür, während ich in der Angst meines Herzens alle Stoßgebetlein meiner Jugend herausdrängte, denn ich war überzeugt, nun eben hole mich der Teufel.

Bürger, was ist Ihnen? — fragte der eine — als sie mich herausgebracht, und auf der Gasse niedergelassen. Sie zittern, Sie schwitzen Angstschweiß. Kommen Sie mit in unser Hotel.

Hotel? — dacht' ich. — Nun, da pflegt ja doch der Teufel nicht zu wohnen, auch schien mir die ganze Rede nicht teufelisch, und wie ich mir nun die Fremden näher betrachtete, selbst diese nicht. Uebrigens war mein eignes Hotel vor der Hand noch der freie Himmel. Das Hotel der beiden Fremden also — sie mochten nun sein, was und wer sie wollten — mit seinem notwendigen Appendix von Essen und Trinken, Sopha und Bett und ihre Einladung dahin, immer ein liebliches und nicht zu verachtendes Wort. Meine Angst zerschmolz in Hoffen und mein Seufzer: Vor dem Teufel uns bewahr! im nahen Geruche der Fleischtöpfe Egypti, zum stillen Tischgebete: Komm Herr Jesu und sei mein Gast.

Man sieht daraus mein mildes Gemüth, da ich, kaum den Klauen des Satans entronnen, und auch selber nichts Gaumen labendes habend schon in der Hoffnung auch an andre dachte und vornehme Gäste lud.

Ich ging daher ohne weiteres Bedenken mit, und erstaunte über die geldbedeckten dienstbaren Geister, die im grünen Löwen meine Begleiter in Empfang nahmen.

„Setzen Sie sich, Bürger! Stärken Sie sich mit einem Glase Hochheimer; und erzählen uns Ihre Passionsgeschichte!" Diesen trostvollen Zuruf ließ ich mir nicht zweimal sagen. Ich setzte mich, trank und erzählte — die klare unumwundene Wahrheit, denn was konnte sie mir noch schaden. Meine Aufrichtigkeit, meine lustigen Fahrten und auch meine schlechten Aussichten in die Zukunft, gewannen mir das Mitleid und die Theilnahme meiner Zuhörer, die ich immer noch nicht näher kannte, die aber doch nicht die besagten Französischen Herrschaften sein konnten, da sie deutsch sprachen, so gut wie ich. Der Graf Miradeau schlug mich auf die Schulter und sprach: Sie gefallen mir. Wollen Sie mein Secretair sein, so ziehen Sie Ihren bisherigen Namen aus, heißen Pethion und reisen morgen mit mir zurück auf mein Gut, wo sich das Weitere finden wird. Ich bin der Graf Hohenburg und mein Freund ist der Baron von der Wieden, eigentlich sind wir beide, wie wir uns auf dem Kirchhofe genannt.

Mit Freuden schlug ich ein. War ich doch nun vor dem Verhungern gesichert, und, wenn schon auch nur Schreiber in einer französischen Sauce, doch errettet vom Kopfstenzwinger des Finanzkollegii, der mir nun wieder gerade so ekelhaft vorkam, wie sonst. Meine wehmüthige Resignation verwandelte sich schnell wieder in Ansprüche auf die Freuden der Welt, und ich begriff nun sehr wohl, daß nur ein erzdummer Teufel, oder ein Kranker das Leben mitten im Leben wegwerfen könne aus Ueberdruß, um ein Phantom, um eine ungewisse Hoffnung — um nichts. Daß ich dieselbe Nacht elysische Träume gehabt, das kann ich eben nicht sagen, da ich niemals sonderlich viel vom Träumen gehalten, und gerade diese Nacht, nach einer langen Fußreise und reichlichen Erquickung des Leibes und Beruhigung der Seele, fest, wie ein Todter schlief. Aber daß mein Erwachen elysisch war, das wird mir jeder glauben, wenn er hört, daß der erste Blick meiner sich öffnenden Augen auf ganz neue Kleider vom Kopf bis zum Fuße fiel, die mir an die Stelle der ziemlich alten und schadigen auf den Stuhl vor meinem Bette gelegt waren. Sogar eine tombakne Uhr hing dabei, und auf dem Tische stand die freundliche Kaffeekanne und ein Teller mit Butterschnitten, so groß, wie die Stubenthür.

O Segen über dich, du würdiger Graf Mirabeau! — rief ich, als ich in die neuen Beinkleider fuhr — hätt' ich doch nimmer geglaubt, daß du Wildfang, der du Vater und Geliebte so bitter, bis zum Tode gekränkt, so mild gegen einen armen Erbanswurst sein könntest! — Nun vielleicht ist's der Brummstall in Vincennes, der dich zur Raison gebracht, sintemal es auf Erden kein besseres Mittel gegen üble Laune und boshafte Mucken giebt, als Gefängniß, Hunger und Prügel und es ist Schade, daß die Kultur des sanften Zeitalters in Europa diese Lex harmonica zerrissen und den Prügel nur den Chinesen gelassen, die damit das große, weite Reich in wunderbarer Ordnung halten, an auch Se. Excellenz der Staatsminister von einer Rekreatio mit dem Bambus nicht sicher sind.

Darum denn, wenn es so sein soll, vorwärts Jeremias, ins fröhliche Leben!

Wirklich ging es auch nun bald vorwärts, nachdem ich mich vorher kürzlich überzeugt, daß die hochedle Justiz mein geringes elterliches Erbe dergestalt emsig und genau verwaltet, daß durch dessen jährliche Verrechnung, diesfällige Dekrete und Verfügungen, Edittalcitationen, Tantiemen und dergleichen mir die Mühe, auch nur einen Deut davon in die Tasche zu stecken, gänzlich erspart worden, und bald langten wir auf dem Schlosse meines neuen Patron an, der in der That kein anderer war als der Graf Hohenburg, so wie sein Freund, der Baron von der Wieden. Warum sie sich selber mit den Namen der beiden Koryphäen der Revolution getauft, das blieb mir nicht lange ein Räthsel. Sie lebten und webten in der französischen Revolution, und welche Seele ist nicht davon elektrisirt worden? Wen haben diese Massen von Wundern, diese riesenhaften Erscheinungen nicht ergriffen! Des Grafen Ideal war der kühne, freisinnige Demosthenes Mirabeau, des Barons, der edle la Fayette, darum gab es für sie nichts Höheres auf Erden, als zu heißen wie sie und zu handeln wie sie, und darum nannten sie sich daheim und überall, wo ihr rechter Name nicht von Nöthen, also. Auch hielten sie wechselseitig alle Wochen auf ihren Schlössern

Konvent, wo ihre gleichgesinnten Freunde und Narren, die sich hensein ließen, die Neuigkeiten jenes großen Dramas wiedererkäueten und selbst höchst ergötzliche Scenen zum Besten gaben. Da dekretirte ein ernster Condorcet über die unveräußerlichen Rechte des Menschen, ein Barnave über das agrarische Gesetz, da prahlte ein magrer Krippenreiter — Barrere — ein Baron mit von Weindunst angeschwollenem Haupte und funkelnder Rubinnase — Anacharsis Cloots — zum allgemeinen Gelächter, vom Siege der Vernunft, die nun schon den Großtürken zum Sansculotte gemacht, aber als Redner des Menschengeschlechts. Da gab es einen Wohlfahrtsausschuß, nämlich seine Jüngler und wackre Brüder — der Graf und der Baron lebten in fröhlichem Hageskolziate — denen das Küchen- und Kellerdepartement überwiesen war, und die für Kaviar, Austern und Johannisberger zu sorgen hatten, da einen öffentlichen Ankläger, der die kleinen geheimen Schwachheiten der Herren Deputirten an's lustige Tageslicht zog. Sogar eine Guillotine stand auf dem Schloßhofe des Genfen, unter deren Beile die zum Bratspieße verurtheilten Gänse und Truthühner deuteten und das Rämmchen, wo sie stand, hieß — der Grevo-Platz. Man sieht hieraus unbeschwert, daß die Sache bei den Vernünftigen, also auch bei meinem Grafen ein noch unklares Gemisch von Wahrheit, Spaß und Ironie war. Sie wußten selber noch nicht, auf welche Seite sie sich definitiv schlagen sollten. Die Idee, die Theorie schien ihnen erhaben, göttlich, die Anwendung, die Praxis mehr als teuflisch und beides zusammengemengt gab eine Mittelspecies — das Lachen.

Nicht so vernünftig nahmen ihre Bauern, die die interessante Unterhaltung ihrer Herren erschnoben und die großen Neuigkeiten aus Paris durch die Willfährigkeit der Tagesblättler brühwarm in der Schenke hatten — die Sache. Bei ihnen war sie bitterer Ernst, Freiheit und Gleichheit ihr Losungswort. Sie lechzten nach der Erlösung von der Frohne und nach den Geldkasten, Schrunen und Kellern der Reichen; hatten eben auch ihren Konvent und erst vor Kurzem dem Abbé Sieyes, ihrem düren hagern Schulmeister, der einen wüthenden Marseiller Hymnus gegen die Bauernschinder nan der Tribune — das heißt, vom Schenkstocke des Kretschams herabgedrüllt, eine Ehrenwurst dekretirt. Der hinkende Bader, mit den aufgeworfenen, zuckenden Wurstlippen war ihr Marat, ein langer meckernder Schneider, Egalité, der Grabschmidt, Danton, ein Steifzuß von Husaren-Unterofficier, der General Dumouriez, der Büttel Maximilian Robespierre. Selbst der Nachtwächter, der Präsident des Sicherheitsausschusses, konnte hinter dem Patriotismus der Uebrigen nicht zurückbleiben, und sang nun nicht mehr zum Schlusse seines Stundenrufes: Lobet Gott den Herren! sondern: — Lobet Gott, den Bürger! Nur die Müller, die die Brissotiner sein sollten, waren widerspenstig, wollten durchaus den Ehrennamen nicht dulden, mit dem sich der Begriff von Schelm, wie von selbst verband, kamen deshalb schon weit früher, als ihre Vorbilder in Paris, nicht mehr in den Konvent und ließen nicht ab, wo sie nur konnten, ihren Gegnern, der Bergpartei, die kräftigen Fäustr fühlbar zu machen, so oft sie deshalb nach bereits im Violan — das heißt, im Loche — brummen müssen.

Mir konnte das ganz egal sein, denn ich hatte vollauf, was zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört und mischte mich in die ganze Geschichte nicht, obschon ich als Pethion, Sekretair des Konvents war und im Wohlfahrtsausschusse, wegen meiner besondern Virtuosität im Höhnecmöpfen und Guillotiniren Sitz und Stimme hatte, denn mir war, besonders im Anfange, das Ding unklar, ich wußte nicht, ob es Scherz oder Ernst sei und saß bei den pathetischen Reden im Konvente da, wie verrathen und verkauft. Dabei hatte ich überdem Arbeit die Fülle, freilich nichts als Abschreiben der kritzlichen Konzepte meines Herrn, der trocknen, handdicken Rechnungen des Amtmanns und der langweiligen Expeditionen des oben so langweiligen Gerichtshalters, der als Chaumette im Konvente das nämliche tone, was ich unter den Komödianten gewesen.

So ging denn die Sache einige Jahre ganz scharmant und wäre noch länger so gegangen, wenn ich vernünftig gewesen wäre und nicht täppisch nach dem Kräutlein noli me tangere meines gnädigen Prinzipals gegriffen hätte. Aber mich ritt — wie man zu sagen pflegt — der Satan und es traf bei mir ein, wie es im Sprüchworte heißt: wenn dem Jeremias zu wohl ist, geht er auf's Eis und bricht das Bein.

Jenes Kräutlein noli me tangere war nämlich ein schmuckes, blondes Goufinchen des Herrn Grafen, von achtzehn Jahren, keine Comtesse, sondern nur ein schlichtes Fräulein, und noch dazu ein ganz armes, oder lirderizend, wie Hyde, mit schmachtenden blauen Augen und einem Mäulchen, wie eine frisch aufgesprungene Rosenknospe.

Sei nicht eifersüchtig — Maria! denn du bist ja viel schöner in deiner reifen Fülle. War jene ein Dijon-Röslein, eine sich eben erst entfaltende Camellia japonica Maidenblush; so bist du ja meine Rosa unica, weiß und — wie keine Rose auf Erden — etwas gelb schattirt, und jene Verirrung war nur ein kurzer Uebergang und gehörte mit zu den Albernheiten meiner Jugend, wenn man nämlich das Alter des Vierundvierzigers noch Jugend nennen kann, und die Jugend — Sapperment! die ist doch zum Henker, und dich liebe ich mit meiner dauerhaftesten Liebe, nämlich mit der letzten, über die Klapperbein sein segnendes Amen spricht.

Konnte ich dafür, daß Amor — spät genug — auch mir mein Recht anthat? Konnte ich — Unglücklicher! — es ahnen, daß mein Graf, der vierzigjährige Junggeselle, sich eben das Goufinchen nach vorheriger Stillen, von allen unbemerkten Probe und Auskostung, zur Dame seines Herzens erwählet, die untersehen, ihn in's lange geflohene Ehejoch zu spannen? War ich nicht auch ein ganz erträgliches Mannsbild und als wohl akkredidirter Privatsekretair und Pethion befugt, auf eine auskömmliche Versorgung in der bedeutenden Herrschaft zu rechnen? und war Nanchen — wie schon gesagt — nicht nur ein ganz armes Fräulein? — O, als ich sie einst im Garten über den angeschwollenen Graben hob — ich sah es von Weitem, wie sie ängstlich am Ufer herum trippelte, eine schmale Stelle suchte und sie nicht fand und doch hinüber mußte und wollte, und ich nun herbei lief und nun die süße Last in meinen Armen hielt und mit ihr nun leicht hinüber schwebte an's andre Ufer, und sie nun mit der Purpurgluth der Wangen und mit scheuem Blicke der großen herrlichen Vergißmeinnichlaugen mir verlegen lächelnd dankte, und mich dabei „lieber Pethion!" nannte; da fuhr der Satan in mein Herz, wie einst dem Judas, als er den in Sacbellenfauer eingetauchten Bissen empfing; da entbrannte mein beklagenswürdiges Herz in lichterloher verrückter Liebe. Daß auch ich Eindruck auf sie gemacht, das war mir ganz außer allem Zweifel. Denn warum wäre sie sonst so roth geworden, so verlegen? Warum hätte sie sonst mich den „lieben Pethion" genannt, warum unter meinem Fenster gekichert, als ich auf der Viola d'amour gespielt und dazu bewegtlichst mit süßer Fistel lamentirt:

Willst du die Ruhe finden,
Die mich gastlerend flieht;
O, so verlaß die Linden,
Wo dir ein Denkmal blüht!

Ich hatte nämlich ihren holden Namen zierlich in ihre Lieblingslinde geschnitten, oben darüber eine Krone und zu beiden Seiten hielten ihn zwei Löwen mit den Pranken, wie ein Bäckerschild, und ich wußte, daß sie den Namen mit großer Verwunderung und Freudigkeit betrachtet und nun eben unter meinem Fenster Erdbeeren im Garten ablese? Warum — fragte ich mich nochmals — hätte sie das alles gethan, wenn nicht auch in ihr Herzchen der lose Schalk mit Pfeil und Bogen seinen Einzug gehalten und mir da die freundliche Stätte bereitet hätte. Darum fing ich nun an zu spintisiren, wie und auf welche Weise ich zum Ziele gelangen, hauptsächlich wie ich den Grafen zur Einwilligung stimmen könne, denn sie war doch immer ein Fräulein, ich wenig mehr als gar nichts und der gebietende Herr und Cousin, trotz seines Weltbürgerthums — ein Graf. Lange wälzte ich mich schlaflos, wie das anzufangen, lange ging ich, wie vor den Kopf geschlagen in meiner Angst und Seelenarmuth herum. Endlich hatte ich's gefunden und jauchzte vor Freude und Seligkeit. Der Konvent war das Mittel. Von da aus konnte ich den Grafen bearbeiten und ihn nach und nach zur Sache leiten, bis der letzte entscheidende Schlag vorbereitet. Ich fing daher, um mir eine größere Wichtigkeit zu verschaffen und die Augen mehr als bisher auf mich zu ziehen an, im Konvente mich — wie man zu sagen pflegt — mausig zu machen. Erstaunt blickten mich die Mitglieder an, noch erstaunter und verwunderter, doch ohne ein Wort zu sagen, der Graf. Das geht gut, Jeremias! o das geht scharmant! — rief ich mir selber jubelnd zu und wurde nun mit jedem Tage frecher und derister, ja beinahe wirklich so frech, wie ein Pariser Citoyen und immer höher stieg die stille, schweigende Verwunderung des Grafen und des ganzen Konvents, denen der mit einemmale so sonderbar aufgethauete Pethion ein Räthsel war. Wozu mir einmal der Handdoktor im Konvente auf Befehl des Grafen an den Puls griff, das konnte ich nicht errathen, aber jetzt sehe ich schon ein, warum es geschah.

Da hielt ich es nun an der Zeit, förmlich und völlig los zu brechen. Der nächste Konventstag war zur großen Entwickelung bestimmt. An diesem Tage wollte ich zwei Fliegen

mit einer Klappe schlagen, nämlich durch eine feurige Rede sämmtliche Deputirte mir und meinem Vorhaben ganz und gar gewogen machen, hauptsächlich den Grosen, and dem geradezu klaern Wein einschenken und mit französischen Principien ihn überzeugen, daß seine Einwilligung Pflicht und es von mir bloße Güte sei, solche nachzusuchen und anzunehmen. Und hatte ich nun dieses große Werk wollbracht, dann wollte ich des Abends, wenn alles schlief, sörmlich zum Fenster hinein zur Geliebten meines Herzens Sturm laufen. Denn ich wußte, Nanchen ließ die Fenster ihres Schlafkabinets im obern Stocke, hinaus nach dem Garten, des Nachts über in der schwülen würzigen Sommerluft stets offen und anders, als so, ihr anzukommen, war, trotz meiner häufigen Versuche, nicht möglich. Immer, wenn ich sie zu einem heimlichen Wörtchen zu erwischen gehaffet, war sie mir entschlüpft, sogar das zärtliche Brieflein, das ich ihr einst in die Hand gedrückt, hatte sie in einem Anfalle von Krampf fallen lassen, so, daß ich nur schnell mit dem Fuße darauf treten mußte, damit die andern den verwünschten Zettel nicht sähen, bis ich unbemerkt wieder damit in die Tasche fahren konnte, non wannen er gekommen. Sie ist ein Mädchen — dacht' ich da — sie kann nicht, wenn sie auch will, vor den verdammten Schnapphähnen, die auf jedes Wort, auf jeden Blick lauern. Aber in der heimlichen Stille ihres Schlafklasets, wo sie — o Jerum, o Jerum! — schon alle die neidischen Hüllen abgelegt, die die Eleasinischen Geheimnisse der Leide meinen spähenden Augen nerborgen; da wird sie, wenn der erste Schreck and Scheinzorn vorüber, den ich ja gleich mit den von ihr lange ersehnten Küssen beschwören kann, frei und ungehindert mit süßem Geständniß mir in die Arme sinken und meinen klugen, kühnen Einfall mit himmlischer Minne belohnen. Juchhe Jeremias! dann bist du am fröhlichen Ziele! So jauchzte ich in seliger Zuversicht und sprang wie ein Böcklein.

Zuaörderst ging es nun an das Etaboriren der Rede, deren pathetisches Declamiren ich mir vor dem Spieget einübte, wobei mir meine Studien unter den Komödianten gar ersprießlich zu Hülfe kamen.

Endlich war der große Tag erschienen. Graaitätisch wanderte ich, mit meiner Rolle anterm Arme nach dem Konventssaale, gmaitätisch grüßte ich zu beiden Seiten rechts und links und ließ mich an meinem Sekretairtische nieder. Still und nornehm hörte ich die Vorträge der andern Deputirten an, und hielt absichtlich mit meinem eigenen zurück, bis ganz zuletzt. Denn — dacht' ich — Ende gut, alles gut, der Schluß kröne das Werk, kein andrer, nachkommender Eindruck schwäche die Kraft deiner Ciceronionischen Rede — o Pethion!

Endlich waren die andern fertig. Da schwedte ich hervor und schwang mich auf die Rednerbühne. Tiefes, erwartungsvolles Schweigen herrschte im Saale, denn es war mein erster öffentlicher Vortrag, mein — wie der Engländer sich ausdrückt — Maiden Speech, und das mit vollem Rechte, da der Grundtext dazu ein Mädchen war. Ich räuspette mich, lüpfte die Halsbinde rings um mit dem Finger, wie es die damalige Sitte, breitete meine Papiere auf das Pult und las:

Hochansehnlicher, Sehr verehrungswürdiger Konvent!

Gleich wie die Eiszapfen der hölzernen, weit in die Straße reichenden Dachrinnen in Schlesien vom warmen Strahle der Sonne schmelzen, triefen und endlich den arglosen Passanten auf die Köpfe fallen; also hat auch die Sonne der Aufklärung und Vernunft die alt- und kleinstädtischen Vorurtheile des finstern, kalten Deutschlands geschmolzen. Manche die darunter weggingen, sind mit dem Aeopfbade davon gekommen, manchen aber ist der schwere Klumpe auf's Kranium gestürzt, wo denn damit — wenn nicht Besserung und Abflachung der aristokratischen und bigotten Gallschen Organe des Hauptes, doch schneller und sanfter Tod bewirkt worden. Vieles, woran unsre dummen Eltern noch steif und fest geglaubt, ist uns ein Mährlein, manches, was ihnen ehrwürdig war — ein Gelächter. Denn wem ist nun noch der rechtmäßige Fürst des Landes ein unverletzlicher Repräsentant des höchsten Wesens? Wem dieses höchste Wesen nicht selber blos die Hauptperson ergötzlicher Mummereien und dramatischer Vorstellungen, in denen kein Mensch mehr etwas Wahres sucht? Wo dünkt sich nun nicht der göttliche Sauhirt des Odysseus eben so gut, ja nach vornehmer zu sein, als Odnsseus selber? Wo stehen nun nicht die Fleischer und Schuster auf und werden Gesetzgeber und Rathsherrn, so gut wie Legendre und Simon in Paris! Wo hat nicht die Ehe nun vollends noch den letzten tächerlichen Anhauch eines heiligen Standes verloren, seit uns die Franken überzeugt, daß es dazu gar nicht der Religion bedürfe? Wer hält noch jetzt Widerspenstigkeit der Untergebenen und Rebellion für Sünde, seit wir wissen, daß das zu den ersten unveräußerlichen Menschenrechten, ja sogar zu den heiligsten Pflichten gehöret? Wo sehnet man sich nun nicht nach der praktischen Anwendung der Gleichheits-Theorie, die mit einemmale den Lazzaronis — und das ist immer die Mehrzahl der Bevölkerung — das Eldorado müßigen Wohllebens öffnet, Brod giebt and — Circenses, nämlich selige Heh- und Hepp-Hepp-Scenen gegen die Barnehmen and Reichen und ergötzlichen Mord and Todschlag? Und wem haben wir Deutschen diese Fortschritte in der Kultur zu danken? Wem anders als den Zeitungsschreibern, den Journalisten and unter ihnen besonders den literarischen Hökerweibern, die über die Fakta ihren pragmatischen Senf gießen, vor allem aber den patriotischen Klubs und Filial-Konnenten? Wie gerne zählte ich auch unbedingt unsre verehrungswürdige Versammlung zu diesen hellstrahlenden Lichtern; aber ich kann nicht, denn lange schon hat es mir das Herz gepreßt, zu sehen und zu erfahren, daß hier Freiheit und Gleichgewicht nur in den Worten zu finden, nicht in der That. Die Bauern unsrer Dörfer sind elende Sclaven nach, wie vor, müssen zinsen, wie seit Olims Zeiten und werden in täglicher Frohne geschunden. Ja, was sag' ich, in täglicher Frohne! In mehr als täglicher! Denn die Zweihufner zu Reichenfelde haben in der Woche sieben Hofetage! Wenn man nun auch, wie billig, den Sonntag für gar nichts oder für einen Werkel- und Arbeitstag, wie die andern hält, sich also hierbei noch nicht das „mehr als täglich" rechtfertigte; so stellt sich doch solches in der Ernte dar, wo eben diese armen Zweihufner, außer den sieben Hofetage, wöchentlich noch einen sagenannten „Martertag" haben, an welchem sie von Sonnenaufgang bis Untergang auf dem Felde arbeiten müssen, wofür ihnen jedoch billige Entschädigung gereicht wird, nämlich alljährlich am heiligen Weihnachtsabende je dreien von ihnen — ein Hacling! — — Ist das Aufklärung? — Ist das Achtung der Menschheit — im Menschen? Ja, haben nicht neulich zehne in's Hundelach gemußt, weil sie sich aus dem Dominialforste Holz geholt, wo es doch die Natur keinem Baume in die Rinde gegraben, daß er nur für die Tyrannen wachse? Und hat nicht erst vorgestern der Bürger Chanmette einen Brissatiner, der var ihm wegen Diebstahl in Inquisition gestanden, einen Schlingel genannt? Er, der überdem schon als Richter es wissen sollte, das niemand zarter behandelt werden muß, als ein Spitzbube vor Gericht, den, im geringsten an seiner Ehre zu kränken, in der Proceß-Ordnung auf's bäteste verpönt ist? O diese weisen Gesetzgeber haben die Menschenrechte besser gekannt, als wir glauben, and schreiben expreß vor, daß jeder Delinquent ad Generalia auf das sorgfältigste befragt werde, ab er etwa an schlechtem und accedoenem Magenleibe, oder sanst woran laborire, welches in der Büttelei bessere Verpflegung erfoedere als er beaußen gehabt. Ist es darum nicht doppelt Unrecht, daß hier und gerade bei uns, die Feinsinnigen, welche sich schon kühn zur Gleichheit der Güter empor geschwungen, so schlecht behandelt werden? Und hat nicht sogar der Graf Mirabeau und der Marquis de la Fayette in der Kirche, bei den vortigen dramatischen Vorstellungen and Declamations-Uebungen — einen Sperrsitz? Hat nicht letzterer neulich auch einem Bürger attaché — was die aristokratische Welt „einen Bedienten" nennt — mit eigener Hand ein Paar Ohrfeigen gegeben, weil er sich in seinen Keller geschlichen und einige Fläschlein Nierensteiner zu sich genammen? — Ist das Humanität! Ist das Weltbürgersinn?

Mehr noch könnte ich rügen, ich könnte sagen, wir haben einen offentlichen Ankläger, der weit entfernt, wie Fauquier Tainville den Stall der Nation mit blutigem Besen zu fegen und dem Meister Hämmerling in die Hände zu arbeiten, sich nur mit Akten beschäftet und des bloßen Spaßmachens verdächtig ist; oder ich will schweigen. Doch kann und darf unser ehrwürdiger Konvent und am allerwenigsten der höchst nartreffliche Bürger-Präsident, der Graf Mirabeau, nicht länger den schielenden Schein und das verbrecherische Ansehn behalten, als sei es uns mit peomulgieten Grundsätzen keineswegs ein rechter Ernst, sondern unser ganzes Gebären nur ein üppiger Spaß zur Unterhaltung, oder gar noch etwas Schlimmeres — Ironie! — Ich schaudre, wenn ich nur an die Möglichkeit solches entsetzlichen Verdachtes denke. Ich erblicke die Geister unsrer erhabnen Vorbilder, die längst in das Land ewiger Freiheit, entweder auf dem gewöhnlichen Wege alles Fleisches gegangen, oder dahin durch Meister Samson expedirt worden, wie sie sacheschnaubend auf uns herabschaurn. Ich sehe, wie der Pariser Mirabeau sich im Grade wätzt und Chanmette, Robespierre, Fouquier Tainville, Garrier, Anacharsis, Danton, Couthon und St. Just sich an den blutigen Hals greifen und mit geballten Fäusten drohen. Ich sehe mich selber — nämlich den wirklichen Pethion, von dem kein Mensch recht weiß, wa er geblieben, aus einem Graben auftauchend, in welchem er erstickt, Zetter schreien über die schändliche Teaneslie. Ich seh das schlechte Beispiel, das wir geben, wie eine Harpie über uns forweben und die dumme Welt gerade zu dem Gegentheile von dem verlocken, was unser Worte verkünden. Ich

höre, wie sie über Deutschland krächzt: Glaubet ihnen nicht! Ihre Redner des Menschengeschlechts, ihre Thomas Payne, ihre Barrere, ihre Barnave, ihre Condorcet sind nichts als elende Pickelhäringe! So wie ihre Mutter-Loge, der Konvent in Paris, längst Todes verblichen, und ihr Konvent nur noch als die Haare und Nägel zu betrachten, die dem Leichnam im Grabe fortwachsen; so ist auch ihr Patriotismus nur schnödes Haar und Horn, ohne eignes Leben, Freiheit und Gleichheit ein Hirngespinnst. Nur der Aristokratismus, nur Bigotterie, Aberglaube und Tyrannei, Adelstolz und der Geldsack ist etwas Wirkliches! Darum zurück in die nite Nacht des Feudalismus, in die Mönchskutte, in's Huadeloch der Gewalt!

Schweigt, ihr geifernden Larven, ihr drohenden Spukgestalten! Euer Spott, euer Haha soll uns nicht treffen. Es wird etwas geschehen, was Euch, ja die ganze Welt überzeugen muß, daß wir der Freiheit würdige Söhne sind, daß wir unsre Worte mit Thaten besiegeln, also hier eigentlich der Konvent erst recht anfängt, wie das Röhrwasser, wenn er dort aufgehört. Ein erhabenes Gemüth wird sich selber zum Opfer bringen, wie Curtius seinen Mitbürgern. Er wird sich über das Gewöhnliche hinweg schwingen, in einen sauern Apfel beißen, ein Individuum des verhaßten Adels zu sich hinauf in die reine Sphäre des allein achtbaren Bürgerstandes erheben und damit zu erkennen geben, daß auch ein rechtschaffener Adlicher ein Mensch sei, den man keineswegs gänzlich verabscheuen dürfe. Und der höchst ruhmvolle Konvent wird Beifall rufen, obschon er leider meist aus Grafen, Baronen und Edelleuten besteht, die jedoch gerade dadurch ihren Freiheitssinn glänzend beurkunden und zeigen werden, wie würdig sie des Namens „Bürger" sind.

Ich sehe Euer Erstaunen — Hochverehrte! und Euer Mienen fragen: Wer ist das erhabene Gemüth, wer ist Curtius, der dieses Opfer beingt und in den sauren Apfel beißt? O, Ihr Trefflichen! Er steht vor Euch. Ich bin es, ich, ich selber!

Darum frohnet in Gottes Namen, Ihr Bauern, schindet Euch im Martertage, Ihr Zweihufner, nach wie vor, bis an der Welt Ende! Schimpfe — würdiger Chanmette! — fürder, soviel du willst, oder soviel du nur Strafe zu zahlen Lust hast! Brummt im Loche — ihr Holzdiebe! das alles kann nun unserem Ruhme nicht mehr schaden, die Reinheit unsrer Gesinnungen nicht mehr verdächtigen, denn in dem Beispiele, welches gegeben werden soll, wird unsern bitterstea Feinden der Stande in die Hände kommen, das wir es ehrlich und redlich gemeint und am Tage, na welchem Homen das Opfer bekränzt, würdig und gerecht der Hymnus ertönen:

Allons enfans de la Patrie,
Le jour de Gloire est arrivé!

Triumphirend stieg ich non der Rednerbühne herab. Ich hatte mich zuletzt in der Steigerung der Stimme und Aktion selber übertroffen, und sah, wie von starren Staunen ergriffen, kein Mitglied der Versammlung eines Wortes mächtig war, die Sitzung ein Ende hatte und die Deputirten aus dem Saale flohen als jage sie eine spukhafte Erscheinung.

Es ist unmöglich, die Gefühle zu schildern, mit denen ich wieder meine stille Stube betrat. Cicero und Burke waren gegen mich nur miserable Stümper und gern hätte ich laut vor Freude über den Schloßhof geschrieen in meiner unendlichen Wonne und Seligkeit. Aber ich bezwang den rasenden Sturm, bis ich im Zimmer war. Da konnt' ich mich nicht länger halten, ich drückte mit Freudenthränen die mir dahin gefolgten zwei Windhunde an mein jubelndes Herz und tanzte mit ihnen herum im brausenden Hymnus:

Allons enfans de la Patrie,
Le jour de Gloire est arrivé!

wobei denn die enfans de la patrie mit entsetzlichem Geheule akkompagnirten.

Zur Abendtafel ging ich mit Fleiß nicht und ließ mich krank melden, denn es bedünkte mir nicht schicklich, um gewissermaßen die Huldigungen und Gratulationen, mit denen man mich, wie ich glaubte, überschütten mußte, selbst zu holen und mit dem Klingelbeutel einzukassiren. Auch mußte ich mich zu dem wichtigen Werke, welches ich diesen Abend noch vorhatte, sammeln, und gehörig durch sorgfältige Toilette vorbereiten, doch gelang es mir noch vorher, dem lustig schäkernden Nanchen die Worte zuzuflüstern:

Im Sternenschein heut bist du mein.
Da stieg ich zu dir in den Himmel hinein.

Ich Esel! — ich hätt' es können bleiben lassen, dann wäre vieles anders gekommen. Aber so ist der Mensch. Mäßigung im Unglück ist schwer, doch Mäßigung und Vorsicht im Glücke noch tausendmal schwerer, und man hat Beispiele, daß starke Seelen, die eine Zentnerlast von Leiden nicht zu Boden drücken konnte, einem Sonnenstiche des Glückes erlagen.

Und stand ich nun stattlich geputzt vor dem Spiegel, im neuen seegrünen Frack mit Rosa-Futter bestaffirt mit blanken stählernen Tellerknöpfen, an beiden Seiten des, wie ein beschneiter Alpengletscher, eingepuderten Hauptes, Locken, wie Pistolenläufe, duftend wie eine Zibethkatze vom reichlichst über meine ganze Oberfläche gesprengten Eau de mille fleurs. Ich war unbeschreiblich liebenswürdig und zitterte vor schmachtender Erwartung des ersehnten Augenblickes, wo alles im Schlosse still war und schlief, und Venus mir freundlich zum kühnen Kriegsgange funkelte.

Der Augenblick verzögerte sich diesmal ungewöhnlich, da sämmtliche Konventsglieder gerade heut besondere Lust zu haben schienen, länger als sonst sich den Nektar des Grafen Mirabeau schmecken zu lassen. Es schlug zehn, es schlug elf, nch! noch immer tosete vom andern Flügel des Schlosses herüber schallendes Gelächter der fröhlichen, zechenden Gäste, die wahrscheinlich dabei auch meiner liebreichst gedachten. Mein Herz klopfte, wie ein Kupferhammer, und ich verwünschte das heillose Bacchanal, das mir gerade heut so wenig gelegen kam.

Endlich wach es stiller, endlich war das Leben im Gesellschaftssaale erstorben, endlich herrschte rund um nur die schweigende Nacht, und nur die Nachtigall wachte noch in den blühenden Linden des Parks mit süßer Liebesklage und die zirpenden Heimchen. Endlich sah ich am Scheine des Lichtes, der aus Nanchens Schlafkabinette an den dichtbelaubten Akazien draußen vorüberschwebte, daß sie nun bn sei. Endlich hörte ich, wie sie die Fenster öffnete. Endlich war der selige Augenblick erschienen und gerade als der Nachtwächter unten im Schloßhofe den Abruf der zwölften Stunde mit seinem „Lobet Gott, den Bürger" beschloß, schlich ich zitternd, bangend und verlangend in den Garten, schrotete still und heimlich die Baumleiter herbei, legte sie an die Spalier-Aprikosen der Mauer unter Nanchens Fenster und ermuthigte mich zu dem großen Werke durch den leisen Stoßseufzer: fils da saint Louis, monte au ciel!

Wunderbarlich dadurch gestärkt trat ich nun auf die erste Stufe der Leiter, dann auf die zweite, dann immer höher und höher, bis ich merkte, daß mit noch einer Stufe mein glückliches Angesicht der Angebeteten in's Zimmer schauen werde. Lange hielt ich, wie im Vorgefühle einer großen Kalamität, den schon gehobenen Fuß zurück. Endlich mußte es sein, endlich that ich den verhangnißvollen Schritt, endlich schaucte ich in meinen Himmel mit dem gepuderten Haupte, nder endlich war ich auch beinah vor Schreck herabgestürzt auf die prosaische Erde. Denn in meinem Himmel war der Teufel — der Graf Mirabeau, in vollem Anzuge, wie er im Konvente gewesen, der, so wie ich das Haupt zum Fenster hineinstreckte, mir gelassen zurief: Bürger! Sie sind ein Narr!

O Gott! warum rührte mich nicht auf der Stelle der Schlag? Wie kam es, daß ich die Kraft behielt, sacht und schweigend, wie ein Krebs, wieder zurück zu kriechen, von wannen ich gekommen? Aber wie ich nun wieder auf meinem Zimmer war, da tobte ich in rasendem Grimme, ungewiß in brausendem Sturme der Seele, wer mich betrogen, ob Heva, die Schlange, ob der Graf, ob ich mich selber.

Am folgenden Morgen ward es mir klar, denn da gab mir der Graf kurz und gut ohne weiteres den Laufpaß. Da erfuhr ich seine Intension mit dem Cousinchen, erfuhr, wie sie mich zum Besten gehabt, wie er mir auf die Sprünge gekommen, die tolle Konventsrede ihm vollends die Augen geöffnet, Cousinchen ihm meine ihr zugeflüsterte Kriegsanvoerbersagung brühwarm referirt und er ihr versprochen, sie schämend mich abzulauern.

So ist denn alles ein Narrenspiel! — rief ich wüthend und hieb mit dem Ziegenhainer in die Schlehdornsträuche an der Straße, auf der ich nun wieder dahin wanderte in die weite Welt, daß die Zweige flogen. So bin ich denn richtig wieder unter Komödianten gewesen, die mich in meiner alten Qualität gebrauchet — als Hanswurst? — O Tausendsapperment! Wie glücklich hätte ich sein können, als treuer Schreiber, ohne weiteren verfänglichen Zusatz, wenn man mir nicht die Schellenkappe angehangen and mich zu schnödem Spott nnd Irrsal verlockt hätte. Und wohin nun mit den elenden zwanzig Gulden, dem Residuo des kärglichen Lohnes von fünf schmachvollen Jahren? Immer tiefer hinein geht es in's Leben, immer dunkler nnd trüber wird der Horizont der Zukunft! O grausames, bittres Schicksal! Ich habe keine Eltern, keinen Bruder, keine Schwester, keinen Freund, keine Geliebte! Wohin ich auch den irren Fuß setze, ich finde keine Heimath!

Fassen Sie Muth, lieber Herr! — tröstete ein sanftes Stimmlein hinter mir, wo schon lange meine Exklamntionen

bemerkt worden — oft kommt die Hülf' aus Winkeln her, wo mnn es nicht vermuthet!

Erschrocken blickte ich mich um nach der milden Trösterin. Du warst es — Marie!

Noch steht du vor mir, wie damals vor fünf und zwanzig Jahren, in deinem triulichen blaugeblumten, weißen Kattunkleidchen, das Bündel mit Wäsche unterm Arm, ein schlnnkes, blondes, blühendes Mägdlein von siebenzehn Frühlingen! — Wie ist doch die Zeit vergangen! — Da wareu wir beide noch jung und gedachten nicht, daß wir endlich, nachdem ich hierhin gegangen und du dorthin gehen müsseu, auf wunderlichen Wegen des Lebens und Schicksals, uns hier wieder finden sollten zu ewiger süßer Vereinigung — im Spittel.

Verdenkt es mir nicht — freundliche Leser! — daß ich hier die Feder niederlege und mich ein wenig nudweine in der stillen einsamen Nacht, bei der bittersüßen Rückerinnerung. Wie glücklich hätte ich damals sein können mit nur einem kleinen Klümplein Goldes, so groß etwa, wie meine Schlafmütze, oder als festsitzender Fixstern im Kopfkissenhimmel! Das holde Wesen an meiner Seite würde mir ihn zum Paradiese gemacht haben. Wie glücklich, ohne den Querstrich, den uns, als ich schon im Vorhimmel an Mariens Hand war, der allgemeinste Störenfried menschlicher Hoffnungen, herbeigerufen von schwarzer Bosheit, zog! — Nun: es sollte nicht sein!

Sie ist von Raulchens Geschlecht und Farbe — dacht' ich, als der erste freudige Lichtstrahl dieses Findens in meiner Brust vorüber gezuckt und mir die Nacht meines Schmerzens, meiner erlittenen Täuschung, meines Zweifelns an Lieb' und Freundschaft nur noch fühlbarer gemacht. — Fliehe diese Sirenen, sie ziehen in den Abgrund! Und dennoch konnt' ich es nicht lassen, zu ihr hinüber, auf die andre Seite des Weges, wo sie leicht neben mir dahin schwebte, erst verstohlen, dann immer freier, endlich mit herzlichem Wohlwollen über ihre Theilnahme an meinem ihr ganz unbekannten Leide, und mit Selbstvorwürfen über meine stumme, störrige Grobheit, die ihr nicht einmal ein freundliches Wort erwiedert, zu blicken. Wie sollte ich nun das wieder gut machen? — Daß sie nuch nicht nuf Rosen durch's Leben wandle, das sagte mir der Kontenst ihrer feinen Gestnlt, mit der nemen Würde, welche sie trug, und Mitleid mit der, die selber vielleicht der Hülfe bedürftig, mir Mitleid bezeiget, erfüllte mein Herz. Ihr Bündel — fing ich furchtsam an — liebes Mamsellchen — denn das Bürgerthum hatte ich an der Grenze der Hohenburgschen Herrschaft von meinen Füßen geschüttelt — scheint Ihnen beschwerlich zu werdeu in der drückenden Sonnenhitze? Wollen Sie mir's wohl erlauben, zu tragen? Ich vergnß in dem Augenblicke, daß mir selber ein, wenn nuch ziemlich schlnppes Mäntel über den Schultern hing, was sie auch als Grund ihrer Weigerung gab, die mich nber nur um so beharrlicher machte, ihr auf diese Weise meine schnell wachsende Neigung zu erkennen zu geben. Kurz, ich ließ nicht nach, bis ich die süße, die leichte Last nuf den Ziegenhniner gegndelt über der Achsel in traulicher Nähe mit meiner eignen fnhrenden Hnde dnhin tragen durfte. Die nähere Bekanntschaft und wechselseitige Mittheilung war dadurch bestens eingeleitet und ich erfuhr nun, daß sie eine elternlose Waise von guter Herkanft sei, der nuch noch die letzte Stütze, eine weitläufige Verwandte, bei welcher sie bis jetzt gelebt, gestorben, weshalb sie denu nnch der Residenz pilgere, um dort bei dem Oberhofgerichts-Prokurator Krünitz — einem noch weitläuftigeeru Verwandtrn und sechzigjährigen Hagestolze, einem eigensinnigen Geizhalse, der sie längst schon in seinen Dienst verlnnget, Zuflucht, die eben nicht glänzend erschien, zu suchen. Auch ich hoffte von dieser Residenz, die weit, weit von der Residenz meiner Geburt entfernt wor, mein Glück, und so wanderten wir denn traulich zusammen, wobei mir gleich der Gedanke durch den Kopf fuhr, ich könne wohl gnr eben auch bei dem Krünitz Dienste erhalten. Abschreckend freilich kam mir der Vogel nach der Beschreibung Mariens vor, die ihn übrigens auch nur vom Hörensagen knnnte; doch schon die Aussicht, mit Marien unter einem Dache zu leben, versüßte mir das Bittere, das ein solcher Dienst ohnstreitig haben mußte, immer mehr und mehr, je länger ich mit dem holden Mägdlein zusammen war, der ich denn nuch meinen Wunsch und meine eigene Lebens- und Leidensgeschichte, jedoch beides mit großer Vorsicht und letzteres mit poetischer Freiheit, das heißt mit Hinwegglassung und Vertuschung der parties honteuses, mittheilte und mich innig freuete, daß die sanft erröthende Gefährtin nicht erst viel gegen das gemeinschaftliche Dach protestirte.

So kamen wir in der prächtigen Stadt nn, nachdem Marie mir freundlich versprochen, das Terrain für mich bei dem alten Vetter zu rekognoseiren, nuch davon mir in meiner Herberge Kunde zukommen zu lassen, so bald als möglich.

Ich wartete zwei, drei Tage. Umsonst! Keine Nachricht kam! Ich strich wie ein verliebter Pflastertreter nn dem niten Hause des Oberhofgerichts-Prokurators vorüber, spähete nach allen Fenstern. Vergeblich! Die Thüre blieb verschlossen und Niemnnd ließ sich nn den verhangenen Fenstern blicken.

Fünf Tnge vergingen so in ängstlichem Harren, Hoffen und Zweifeln. Schon wnr ich entschlossen, am Morgen darauf, mich bei dem Krünitz selber zu introduciren, da er bei näherer Erkundigung mir wenigstens als ein überall in großem Ansehen stehender Mnnn geschildert wurde, als Mnrie am Abende zuvor, nn der Thüre des Gasthofes, wohin sie mich herunter rufen lassen, mir fast nthemlos sngte: das sei der erste freie Augenblick, den sie sich zum Ausgehen ablauern können, da der Vetter sie wie eine Gefnngene eingesperrt hatte. Glücklicher hätte sich's nber nicht treffen können, denn der vorige Priontschreiber des Herrn Vetters sei versorgt worden und letzterer brauche einen neuen, weshalb ich mich nur kecklich morgeu früh um zehn Uhr melden solle.

Au ein weiteres Fragen nach der Gelegenheit des Hauses und des Herrn und was ich etwa zu beobachten, war gar nicht zu denken, da der Leichtfuß scheu und furchtsam entflohen war, ehe ich nur vom Sehen und Hören zum Reden hätte kommen können.

Und wiederum prangte ich nm Morgen drauf in dem stattlichen seegrünen Frack, der mir noch vor Kurzem eben so wenig zu besonderem Ruhm verholfen, als der vermaledeiete Plüschfleck des Präsidenten. Und wiederum klopfte mein Herz in banger Erwartung und sehnendem Verlangen nach der Affekuranz vor dem Verhnngern und — dem gemeinschaftlichen Dache.

Wirst du mich auch jetzt wieder betrügen, tückisches Schicksal! — frngte ich und ordnete die Locken, ließ nber weißlich das Kau de milles fleurs zurück, sintemalen es hier nicht principaliter einer Geliebten, sondern einem alten verstockten Juristen galt, dem solcher Duft nur Hasenfußwitterung sein mußte und degab mich mit sonderbarem Tremuliren und nhnungsvollem Schauder nach dem omnösen, stillen Zwinger, in welchem eine nlte Magd mich empfing und hinanfwies in die Schreibstube des Herru.

Da stand nun dieser Herr vor mir, ein kleines, nltes, verhungeltes Mannlein, mit ungepuderter, struppiger Axel. Er hatte einen Schlafrock an, dessen Farbe die Zeit zu einem gänzlich unkinren Begriffe verwandelt, der in tausend Fetzen und Löchern schon mehrere Jahre sich seinem endlichen Berufe — dem Lumpenkasten eines Hadersammlers — entzogen haben mußte. Beschäftiget, kleine Stücklein Bindfaden sorgfältig nn einander zu knüpfen, würdigte mich der Prokurator kaum eines Blickes, sondern fragte nur mürrisch: was mnn wolle.

Ja — dacht' ich — das ist das Bild des filzigsten Geizes, und bedauerte im Herzen die nrme Maria und zitterte, ungewiß, ob es nicht besser sei, drnußen zu verhungern, als in diesem Kerker, meinen Wunsch in kurzen wenig devoten, fast gleichgültigen Worten hernus. Und nun erst nahm mich der Alte näher nuf's Knrn, steckte die Brille vor und betrachtete mich lange schweigend von oben bis unten. Hm, hm — sagte er endlich — man ist von Gott mit gesunden, fast möchte ich sagen wohl proportionirten Gliedmaßen begabt, scheint auch bereits die Kinderschuhe abgelaufen zu haben, item die Hörnlein, welches gar wünschenswerth und ersprießlich bei einem Priuntschreiber und Jnmulo. — Nun wir wollen sehen! Man setze sich hierher nn den Tisch und eindoctre sein Curriculum vitae, das aber nur eine Quartseite füllen darf und rechne mir dieses Exempel. Zu diesem gebe ich eine Stunde Zeit, was dazon die Arbeit übrig lässet, während welcher ich mich in meine Bibliothek begebe, das verwende man zum beliebigen Genusse des Frühstückes. Maria! — rief er hinaus — bringe dem Subjecte hier einen Teller mit Wurst und Butterbrod, zwei kleine Schnittlein von jeden, nber eine Finsche Würzburger. Und damit ließ er mich nllein, allein mit meinen sonderbaren Gedanken, mit dem aufgegebenen Penso und meiner freundlichen Marie, die nun das kleine Tischchen deckte und das Befohlene auftrug.

Marie! — rief ich ihr entgegen — wohin sind wir gekommen! Marie! holder, freundlicher Engel des Lebens in dieser finsteen Aktengruft, einen einzigen, allereinzigen Kuß zur Starkung dem zagenden Subjekte! Aber stumm, mit dem Finger nuf dem Mund zeigend, entwand sie sich mir, doch leöstend durchzuckte mich ihe leiser, kaum merklicher Handedruck und mutdig schritt ich zur Arbeit, die in weniger als einer halben Stunde vollendet war, der Lebenslnuf — versteht sich, wieder mit poetischer Freiheit — kurz und bündig und in Zügen und Buchstnben, wie gestochen.

Nun machte ich mich über das Frühstück.

Wunderbnr! — dacht' ich — dieser Gelehrte läßt dir zu essen und zu trinken vorsetzen, zwar nur zwei kleine Schnittlein Wurst und Brod, doch eine Flasche guten Wein! — Was bedeutet das? — Ich verlor mich in fruchtlosem Sinnen und Grübeln und verzehrte dabei das Eßbaer, trank nber

nur ein einziges Glas Wein, um bei dem nun noch zu erwartenden mündlichen Examine rigoroso meine ganze ruhige Besinnung zu behalten.

Die Stunde war vergangen, der Alte wieder in der Schreibstube und ließ meine ihm überreichten Aufsätze mit lakonischem hm, hm, ging dann an mein Speisetischchen, hob die Bouteille in die Höhe und sah durch's Fensterlicht nach dem Weine.

Mon hat nur wenig von der Gottesgabe zu sich genommen — brach er endlich das Stillschweigen — ist man kein Liebhaber vom Wein, oder mundet die Sorte nicht?

Keins von beiden, Herr Oberhofgerichts-Prokurator! — antwortete ich — der Wein ist sehr gut, ich trinke auch gerne welchen, wenn ich ihn habe, doch immer nur wenig, da viel, wie ich merke, mir nicht zusagt.

So! so! — erwiederte der Prokurator — nun das ist recht gut. Die gefertigten Specimina sind nicht übel und so man in andern Dingen gleiche Applikation bezeigte, könnte das Anstellungsgesuch wohl in nähere Erwägung gezogen werden. Ist man denn auch gerüdt, fremde Handscheiften nachzumachen, Dokumente zu robiren und auf schickliche Weise den Inhalt zu ändern, item Briefe unmerklich zu öffnen und Abdrücke von Siegeln zu fertigen?

Das habe ich noch nicht versucht, Herr Oberhofgerichts-Prokurator — rief ich und fühlte mein Gesicht von brennendem Unwillen überflogen.

Nicht? — dehnte der Alte — Ei, da ist man noch sehr unerfahren. Indeß, was man nicht weiß, kann man lernen, wenn mon Gelegenheit hat — guten Willen.

Freundlicher wurde sein Auge und mit einer gewissen Art von Vertraulichkeit zog er mich näher an den Aktentisch und langte eine volumindse Urkunde mit vielen Siegeln hervor. Man sehe! — flüsterte er leiser, indem er scheu um sich blickte, als fürchte er, belauscht zu werden. — Dieses hier ist das Testament des Grafen Hellborn. Mein Klient wünscht, den eingesetzten Erben daraus verdrängt zu wissen, dagegen sich an dessen Stelle. Es kommt dabei nur auf geschickte Anmerkung dieser acht Worte hier an, sn wie, daß dafür die andern Worte, wie ich solche hier aufsetze — eingerückt werden. Man hat Aehnlichkeit mit der Handscheift, darum versuche mon es, das Desideratum auf kluge Weise zu bejeden, da ich selber solches nicht zu bewirken vermag.

Nimmermehr! Herr Oberhofgerichts-Prokurator — fiel ich ihm erbittert in die Rede — nimmermehr werde ich solchen Schelmenstreich vollbringen!

Ei, ei — lächelte der Alte — wer wird denn gleich in dermaßen anzügliche Redensarten ausbrechen, die fast faulen wie grobe Injucien? — Was ist ein Schelmenstreich? Antwort: ein schadhafter Betrug. Dieser ist hier nicht in Casu, denn der eingesetzte Erbe ist ein liederlicher Taugenichts, der das bedeutende Vermögen in Kurzem verprassen, mein Klient hingegen ein Mann, der es zu Rathe halten, ja wohl gar davon viel Gutes thun würde den Armen, Wittwen, Waisen, Kirchen und Schulen, weshalb denn auch sothane Natur keineswegs ein schadhafter Betrug, sondern ein Gott wohlgefälliges Werk — —

Und immer und ewig — unterbrach ich ihn — ein Spitzbubenstreich bliebe, da das Geschriebene des Schreibenden unverletzliches Eigenthum ist, weron verfölschend Hand zu legen Niemanden ein Recht oder die Befugniß zusteht, eigenthümlich abzuändern, am wenigsten bei Testamenten oder Kontrakten, also hier, wie ich schon gesagt, eine Schlechtheit, mit der ich nochmals mich zu verschonen bitte.

Ei? — — wirklich! — geinstte der Krüniz — Nun da könnte freilich aus der Anstellung in meinem Dienste nichts werden, sintemal an klügeren und fügsamern Subjecten dermalen, Gott sei Dank, kein Mangel. Hätte man sich aber vernünftig finden lassen; so wäre nicht nur die Sache gemacht, sondern auch noch obenein ein halbes Dutzend angenehmer Goldfüchslein zum Auf- und Angelde zu gewinnen. Man überlege daher den Casum näher im stillen, einsamen und reiflichen Nachdenken, während ich einstweilen einen Abtritt nehme und entschließe sich zu der verlangten Emendation, oder pocke sich von dannen retusis impensis, das heißt, nach vorhergegangener Bezahlung des genossenen Frühstücks.

Nein — rief ich ihm noch — ergeouter Böswicht! hier bedarf es keiner weitern Ueberlegung. Zehnmal lieber will ich wieder als armer, ehrlicher Hanswurst auf den Bettren stehen und Spoß machen, um ein Gericht Essen, als in deiner Goldfabrik arbeiten! Du und ich, wie passen nicht, denn bin ich auch kein Tugendspiegel und wenig mehr als ein Vagabunde und habe gebeult in thörichtem Unverstande mit dem Wölfen der Freiheit und Gleichheit im Konvente; doch befleckt Betrug und Verbrechen nicht meine Seele.

Fest stond daher mein Vorsatz, dem Prokurator kurz und gut den Handel aufzusagen und den Staub auch dieses verruchten Advokaten-Sodoms von meinen Füßen zu schütteln. Nur das ich Marien in dieser unreinen Mördergrube, in diesem elenden Kerker zurücklassen sollte, das schlug mich nieder und ich wußte dagegen nicht Rath, nicht Hülfe, da ich selber nun hülflos war. O, wie sehnte ich mich, ihr nur noch ein einziges trauriges Lebewohl sagen zu dürfen. Wie schaute ich mit nassem Blicke noch der Thüre, daß sie sich öffne und mir die Geliebte zum Scheidekusse des Abschiedes hereinführe! — Die Thür öffnete sich, aber nicht die Geliebte, nur der verhaßte Seelenverkäufer trat herein.

Nun, wie ist's — fragte er — hat man sich des Besseren besonnen und sich entschlossen zu dem, was frommet und nützt?

Ja — antwortete ich kurz und verächtlich und nahm meinen Hut — ich habe mich entschlossen. Ich mag Ihren Dienst nicht mit Schlechtem erkaufen, wünsche aber dabei, daß Ihr erhabener Schutzpatron Sie zum Segen der Welt hole, so bald als möglich.

Mit diesen Worten wollte ich schnell zur Thür hinaus, doch der Alte erwischte mich mit kräftiger Faust und zog mich zurück, mit den Worten: Gemach, gemach! Ihr romanhafter Brausewind! Damit kommt man nimmer durch die Welt!

Mags — erwiderte ich — und strebte mich dem unheimlichen Zwange zu entreißen, doch er drückte mich nieder auf das lederne Sopha und stand mit übereinander geschlungenen Armen, mich lange schweigend betrachtend, vor mir. Seine Augen glänzten. Mir ward wunderbar zu Muthe, so ich hätte nun nicht von der Stelle gekonnt, wenn ich auch gewollt, so fest fühlte ich mich durch einen unwiderstehlichen Zauber gebannt.

Da brach er endlich das drückende Schweigen und sagte langsam: Und das ist Euer Ernst? das ist Euer wirklicher Ernst, Jeremias Käßlein? Nun! Ich mag Euch nicht zwingen zu dem, was Euch nicht munden will, dennoch sollt Ihr mein Schreiber sein, auch ohne das! Das alberne Mägdlein hat wahrhaftig Recht! Darum sollt Ihr bei mir bleiben, und fortan: Jeremias heißen und „Ihr"! Merkt es wohl, das „Ihr" ist bei mir ein Ehrennome. Nehmt Euch in Acht vor dem „Sie" und Gott beise Euch zu dem „Du!" Vor der Hand wird zwar von baarem Lohne nicht die Rede sein, bis ich weiß, wozu Ihr zu gebrauchen, aber was zur Leibesnahrung und Notzdurft gehört, das soll Euch werden. Wollt ihr nun unter diesen Bedingungen mein redlicher und ehrlicher Schreiber und Famulus sein!

Ich will! — platzte ich unwillkürlich heraus, denn ich fühlte mich mit einemmale unaussprechlich wohl, ja, die ganze Sache verändert, ich wußte nicht warum.

Nun gut — endete der Alte — so gehet und beziehet Euer Quartier im Dachstüblein und kommt hernach flugs herunter in's Partheienzimmer — zu Vereidigung. Marie! — rief er hinaus — der Jeremias hat sein Examen bestanden, du magst ihn installiren in die Schreiberstube.

Gott! wie war mir, als nun draußen die holde Führerin mich erwartete mit freudefunkelndem Blick und ich mit ihr die Treppen glücklicher und vorwurfsfreier hinaufstieg, als auf die verwunschte Leiter im Garten des Grafen Mirabeau. Wie ward mir, als wir nun drobin waren in der abgeschiedenen Einsamkeit und nun Marie meinen innigen ersten Kuß der Liebe — aber auch nur den einen — erröthend duldete und mir kurz sagte: sie habe freilich gleich am ersten Abende schon dem Vetter von mir erzählt, von einer Vakanz und von meinem Wunsche, wozu indeß Anfangs der Vetter keine Ohren gehabt, den folgenden Tag aber die Sache wiederholt und nicht locker gelassen, bis endlich am fünften der Vetter sie bedeutsam angeschaut, das Haupt geschüttelt und nach einigen bedenklichen hm, hm, ihr gerathen, den Patron kommen zu lassen, daß er ihm auf den Zahn fühle, wobei er ihr jedoch auf's Strengste verboten, weder jetzt noch künftig ihm irgend etwas, den Charakter des Alten betreffend, mitzutheilen, welches sie denn auch dermalen und fürder treulich zu halten gesonnen. Besonders strenge sei irgend ein näherer freundlicher Umgang zwischen ihr und mir verpönt und augenblicklicher Laufpaß darauf gesetzt, wornach ich mich also zu richten.

Hat nichts zu sagen! — erwiderte ich lachend — Die Augen des Vetters werden keine Argusaugen, sein Hungerdienst hier auch nur ein Intermistikum sein, wo ich stündlich, wenn ich nur erst eingewurzelt bin, uns Beiden die bessere Statte zu bereiten gedenke. Und so ging ich denn heiter und leichten Muthes, obschon noch nicht im Klaren darüber, was ich aus dem Alten machen solle, wieder herunter und ward in's Partheienzimmer gelassen, wo der Oberhofgerichts-Prokurator meiner bereits wartete in stattlicher schwarzer Amtstracht; den kleinen silbernen Degen an der Seite, die Hände weit bedeckt von den feinen Spitzenmanschetten und auf dem Haupte die schneeweiße Perrücke. Auf dem großen,

grün überzogenen Tiſche ſtand unter und zwiſchen den Geſangbüchern ein ſilbernes Kruzifix.

Ich geſtehe, mir wurde bei dem feierlichen Anblicke dieſer Stube, wie des ernſten Mannes, der nun ein ganz anderes Anſehn hatte, als vorher im zerriſſenen Schlafrocke, um den auch hier ein beſondrer Nimbus der Ehrwürdigkeit zu ſchweben ſchien, ganz kalt, wie einem, der beim Baden nach und noch in friſches Waſſer taucht. Es verſetzte mir den Athem und niemals gewiß iſt ein Dienſteid andächtiger abgeleiſtet worden, als der, den ich nun ſchwor.

Nun — ſprach der Oberhofgerichts-Prokurator, als es zu Ende war — daß Ihr auch dieſen Eid jederzeit gewiſſenhaft halten und ſolchen niemals verletzen werdet, weder aus Menſchenfurcht, noch Haß und Neid, oder um Geſchenk und Gabe willen, oder aus irgend einer andern unerlaubten Abſicht, das traue ich — mein Jeremias Dir — wollt' ich ſagen Euch zu und Ihr werdet mir darauf die Hand geben. Ich gab ſie ihm und ſpürte, wie ſeine eigne bei dem leiſen Drucke zitterte und ſah, wie ſeine Augen ein feuchter Schleier überzog und es war mir, als ſtehe mein Vater vor mir und meine Augen füllten ſich mit Thränen.

Bald wurde ich nun in den Pflug der Arbeit geſpannt. Wahrlich dieß Joch war nicht ſanft, meine Laſt nicht leicht. Von Tagesanbruch bis in die Nacht mußte ich ſein im Abſchreiben oder Protokolliren. Nur den ſilzigen Geiz, deſſen Sitz ich hier, beim erſten Anblick erwartet, fand ich nicht, vielmehr reichliche, wenn auch frugale Koſt, in allen Arbeiten meines Prinzipals über den durchaus geraden, anbeſtechlichen, dabei ſehr erfahrnen Geſchäftsmann, ſo, daß mir nun der erſte Auftritt mit ihm als das, was er wirklich war, erſchien — als Prüfung meiner eignen Rechtlichkeit und Mäßigkeit, noch mehr, als meiner Kenntniſſe. Auch ſah ich manchen Nothleidenden, der in ſein ſtilles Gemach bange zu zitternd ging, mit Thränen herauskommen; aber es waren Thränen der Freude und des Dankes.

Und dieſer Wohlthätige — fragte ich einſt ganz laut vor mich hin — umhüllet ſich gefliſſentlich mit dem Scheine des Gegentheils? — Wozu das? Warum kleidet er ſich in den abſchreckenden Cynismus und ſammelt emſig Bindfadenreſte, Couvertſiegel, Papierſchnitzel, Stecknadeln?

Warum? — antwortete der Alte hinter mir, der mich belauſcht hatte — Warum? Könnte ich geben, wenn ich nicht ſammelte und ſparte? Und muß ich nicht rauh und widerwärtig erſcheinen von Außen, auf daß nur die, die den Glauben haben an Menſchengefühl und an mich, zu meinem Innern gelangen und ich nicht geſchunden werde von Krethi und Plethi und ganz und gar ausgezogen zur Ungebühr?

Daß ich's kurz mache. Mein Leben in dieſem Hauſe war ſechs Jahr lang ein Leben voll Arbeit, aber auch ein Leben der Zufriedenheit, der Wonne im Bewußtſein meiner erfüllten Pflichten, der immer wachſenden Zuneigung meines Prinzipals, der ſtillen, heimlichen Liebe meiner Marie, welche letztere der Alte bald genug merkte, doch — mir unerklärbar — zu ignoriren ſchien. Nur eins geſiel mir nicht. Noch immer nämlich bekam ich keinen Gehalt, noch immer hatte ich keine Ausſicht zu einem feſten Poſten und war — nah an Vierzig. Dies, und daß der Prinzipal meinen diesfälligen Anſpielungen ſtets gefliſſentlich auswich, nur dies machte mich manchmal höchſt niedergeſchlagen und traurig und eben ſo meine Maria.

Endlich, an des Alten ſiebenzigſten Geburtstage, ſollte ſich alles Räthſelhafte löſen.

Ein Verwandter des Prokurators, Aſſeſſor eines Provinzial-Kollegii, ein langer, kalter, ſpähender Kaban, den der mürb Better ſtudiren laſſen, zur Verſorgung gebracht und erhalten bis jetzt, beſuchte uns, um den Geburtstag des Wohlthäters mit zu feiern. O, wäre er geblieben, wo der Pfeffer wächſt! Er war die Schlange, die zwei ſchuldloſe Menſchen aus dem Paradieſe trieb.

Daß ihm das innige Verhältniß, in welchem ich mit Marien zu dem Alten ſtand, ich und ſie und das uns bezeigte Wohlwollen ein Dorn im Auge, das gab ſchon ſein lauſchendes Schleichen, ſo wie mancher heimliche Judasblick zu erkennen, wenn auch ſeine Zunge nur glatte, liebliche Worte liſpelte. Doch das irrt mich nicht. Denn was kann er dir ſchaden — dacht ich — bald zieht er ja wieder fort, von wannen er kommen.

Da erſchien der Tag der Feier, an welchem der Aſſeſſor mit pathetiſcher Rede dem würdigen Greiſe ein Band, bedruckt mit ſchwülſtigen Verſen überreichte, ich ſelber ihm nichts darbringen konnte, als den ungeſchminkten herzlichſten Ausdruck meiner innigſten Empfindung, Marie aber ein, von ihr mühſam bei Nacht geſtricktes Schlafjäckchen, mit milden Thränen der Liebe und dem Wunſche, daß er recht ſanft darinnen ſchlafen möge auf Erden.

Das werde ich! — meine liebe Tochter — antwortete der Alte gerührt — und du magſt mir es auch anziehen, zum letzten ſanfteſten Schlafe in der Erde.

Der noch recht fern ſein möge! — flüſterte der Aſſeſſor mit einem giftigen Seitenblicke auf die Gebeein.

Wie Gott will! — ſchloß der Greis, der von einer ſonderbaren Ahnung überfallen ſchien, die ihn nicht verließ den ganzen Tag und nach und durch ſeine Heiterkeit bei dem frohen, glanzvollen Mittagsmahle und den herrlichen Lebehochs ſeiner zahlreichen Freunde durchſchimmerte, die da in Jubel und Biederſinn um ihn verſammelt waren.

Viel wohler ſchien ihm zu werden, als ſich nun gegen Abend die Gäſte verloren. Da begab er ſich in ſeine Schreibſtube, winkte mir und Marien, mit zu kommen, zog den Staatsrock aus und den Schlafrock an, und ſetzte ſtatt der Feſtnagel die kühle Mütze auf's Haupt. So! — rief er, tief Athem holend — Nun bin ich wieder zu Hauſe! Kommt her, Maria und Jeremias, denn es bedünkt mich nun an der Zeit, daß ich Euch Euren Lohn zahle, für ſechsjährige treue Dienſte und ungeheuchelte Liebe, jetzt, da ich es noch kann, ſintemal es mir vorkommt, als könnte man mir ſchon das Glöcklein zum Thorſchluſſe. Dir, Marie, dir Verlaſſene! war ich Vater vom erſten Augenblicke. Darum widerte es mich Anfangs an, deinen Begleiter auf der Reiſe hierher, in welchem ich nur einen Lump und Vagabunden erblickte, zu mir in Dienſt und Haus zu nehmen und nur die Beharrlichkeit, mit der du ſeine Partbie ergriffen, woraus ich denn alsbald vermerkte, wie viel die Glocke geſchlagen, und das und jenes, was mir nach deiner Relation an dem Burſchen gefiel, beſtimmte mich, einen Verſuch zu machen. Dabei traute ich deinem Augen- und Ehrgefühle und — du haſt mich nicht betrogen. Denn die ſüßen, unſchuldigen, heimlich abgeſtahlnen Viertelſtündlein, die ich freilich nicht merken ſollte, die auch allerdings gegen die Abrede waren, die ich aber doch erwittert, waren ja wohl nothwendig, daß Ihr Euch kennen und achten lerntet, im Bewußtſein ihrer Schuldloſigkeit, weshalb ich auch ſchwieg und that, wie Unverſtand. Ihr aber — mein Jeremias! — waret ein treuer Knecht in meinem Dienſte mit unermüdeter Emſigkeit, unbezweifelter Rechtlichkeit, mit wahrer Freundſchaft und wahrer Liebe für mich. Darum ſeid Ihr denn auch heut pro primo avancirt und „Du" geworden, welches „Du" kein leerer Rathstitel, kein Kaiſariſches Ey iſt, das wie Gold ausſieht, doch weit davon entfernt iſt, Gold zu ſein. Dieſes „Du" iſt ein Sola-Wechſel, ausgeſtellt von meiner Liebe auf Gut und Blut meine ganze Habe allee Orten, wo ich zu treffen und zahlbar, nach Sicht — ein Privilegium exclusivum, mit mir zu ſchalten nach Luſt und Belieben. — Sehet, mir gab das Schickſal auf Erden kein liebendes Weib zur Begleiterin, keine Kinder zur Freude meines Alters. Wohl ſchmerzlich fühlte ich dieſen Mangel, da mich Gott mit dem geſegnet, was ihr irdiſches Glück hätte begründen können. Lange ſchaute ich aus in die Welt und unter meine Bekannte und Verwandte, die Lücke zu füllen. Umſonſt! — Ich fand nur Habſucht und Liſt und — blieb allein. Der Aſſeſſor, mir der Nächſte, erfüllt mich mit unheimlichem Grauen. Ach, ſein Herz iſt kalt wie Froſchhaut, trocken wie Bimſtein! Darum ſehnte ich mich denn, daß Ihr mir einſchlagen möchtet und — Gott Lob! es iſt geſchehen und Ihr ſeid nun meine Kinder, Du, Jeremias, mein Sohn, Du, Maria, meine Tochter. Und Ihr ſollt wiſſen, daß Ihr einen Vater habt. Deshalb, Jeremias, beeile dich, ſo wie der todtkranke Oberhofgerichts-Sekretair Neumann, der noch wenige Tage leben kann, heim gegangen, rückſt du an ſeine Stelle — es koſtet mich nur ein Wort. — Dann — Marie! — dann ſchneide ich dir das Kränzlein vom Myrtenſtocke am Fenſter, den ich ja für dich gezogen und gepflegt und morgen übergebe ich dem Gerichte mein Teſtament, das Euch zu meinem Erben einſetzt und deſſen Entwurf in meinem Pulte ſchon bereit und fertig da liegt.

Ein leiſes Geräuſch an der Thüer machte ſich hier bemerkbar. Ich allein nur erhaſchte noch mit flüchtigem Blicke den Moment, wo ſie, vorher nur unmerklich in einem kleinen Spalt von einem Lauſcher in der andern Stube geöffnet, ſanft wieder hinein in den Schluß gezogen wurde.

Die Sache war mir klar. Aber hatte ich denn jetzt Zeit und kaltes Gemüth, weiter darüber nachzudenken? Lag es mich nicht eben ſo gut wie Marien, dankend und ſelig an die Bruſt des redlichen Vaters, der uns ſegnend gar nicht aus ſeinen Armen laſſen wollte, als ſei es der letzte Gruß ſeiner Liebe auf Erden? War denn nicht nun mein Sehnen geſtillt, meine Zukunft ein Blumengarten? Und durfte ich denn nun nicht vor den Augen des Vaters meine Braut herzen und küſſen und ſie mich? — O, es war der glücklichſte Augenblick meines Lebens, alles, was nun noch drauf folgte bis heut, nur der leere Nachklang jener Wonne meines verlornen Paradieſes!

Der Abend verging uns im kleinen friedlichen Familienkreise, wo nun der Assessor das Lieblingsgetränk des fröhlichen Alten, der in seiner Heiterkeit scherzte und lachte, den glühenden Burgunder- Kardinal im unsosenden Kabinete bereitete und einschenkte.

Ist er gut, lieber Vater? — fragte er beim ersten Glase, das er ihm reichte.

Scharmant! war die Antwort — nur ein wenig zu stark, zu herbe. Etwas mehr Zucker könnte nicht schaden.

Waren vorher unsre Herzen der Freude schon geöffnet, so trieb nun der feurige Nektar unsre frohe Stimmung bis auf den höchsten Grad, wir würden auch gewiß noch länger getrunken und gejubelt haben, wenn nicht der Vater am Ende schläfrig geworden wäre und nach dem Bette verlangt hätte. O, warum sagte ich ihm blos meine herzliche gute Nacht? Warum küßte ich nicht die treuen Hände, die mich gesegnet? Warum schloß ich ihn nicht fest an mein schlagendes Herz?

Nur Marien war es vergönnt. Dieser, sagte er: Komm mit — liebe Tochter! — Du sollst mir nun dein Jäckchen selbst anziehn und sehen, wie es sitzt. Und sie ging und durfte sich noch der innigen Umarmung des Vaters freuen — der letzten auf Erden. Denn am andern Morgen fand man den Oberhofgerichts-Prokurator todt in seinem Bette. Ein Schlag hatte ihn getroffen. Sein Gesicht war aufgedunsen und die rosaseidnen Bänder des Schlafjäckens schnitten in das aufgetriebene Fleisch der Arme und des Nackens ein.

Denke sich jede fühlende Brust, wie dieser Anblick uns zu Boden schmetterte. Wir hielten das Geschehene nicht für möglich. Wir riefen den Vater mit allen Schmeichelnamen der Liebe. Wir zerrissen die seidenen Schleifen, wir rieben, wir wuschen — Alles umsonst!

Offenbar die Folge dieser unvernünftigen, pressenden Bekleidung, nach dem übermäßigen Genusse des geistigen Getränks! — sprach der Assessor mit satanischem Mundverzerren zu Marien gewandt, die verzweifelnd die Hände rang, und wie ich, den geliebten Todten mit Thränen und Küssen bedeckte. Was soll das Heulen? — Das Unglück ist geschehen! Er erwacht nicht wieder! Der Schlag hat ihn gerührt. Niemand kann untröstlicher sein als ich, über den unersetzlichen Verlust, adschon mein Herz kalt ist wie Froschhaut und trocken wie Bimstein! Dafür ist das Ever desto wärmer und nässer! Mags, das ändert hier nichts. Die Todten bleiben todt. Wohl dem, der selig stirbt, ohne lange Marter, wie dieser, wenn auch von lieben sanften Händen, die es freilich so böse eigentlich nicht gemeint haben mögen, wie ich in christlicher Milde gerne zugeben will.

Ja, der Schlag hat ihm gerührt — bezeugten die herbeigerufenen Aerzte, heimlich aber murmelte man — von Opium.

Da lag nun meine Hoffnung, mein Glück. Da stand nun Maria und jammerte: O ich din's, ich habe dich gemordet und die das Nachtkleid angezogen, wie du sagtest zum Schlafe in der Erde, und bald werden sie kommen und mich abholen in's Kriminalgericht!

Beruhige dich, Maria! — tröstete ich — Du bist ja unschuldig, es mag nun sein, wie es wolle! Gott sieht in die Herzen!

Umsonst! Sie erfüllte das Haus mit entsetzlichem Geschrei, und als nun die Glocken den Verlust des edlen Mannes der erstaunten Stadt verkündeten, da trat sie leichenblaß in mein Zimmer, ihr Auge war matt und ohne Thränen. Nun kommt der Kriminalrath — rief sie — und die Schergen mit den Ketten! Pflege den Myrthenstock Jeremias, daß ich ihn finde bei der Auferstehung und bestanze das Grab des Vaters mit Rosen!

Vergebens war mein Zureden. Sie flog die Treppe hinunter, wie ein brausender Sturmwind und — war verschwunden. Jedes Nachforschen, wo sie hingekommen, blieb fruchtlos und mir am Ende die Gewißheit, daß man sie schon finden werde zu seiner Zeit, angeschwommen an's Weidenufer des tiefen Flusses.

So waren denn alle meine Hoffnungen zertrümmert.

Den bittern Kelch voll zu machen, fragte mich am Tage nach dem Begräbniß der Assessor, der nun als nächster Intestaterbe des Prokurators sich in den Besitz seines Nachlasses gesetzt, nach meinem Kontrakte, um mich, dafern noch etwas am Lohne rückständig, abzufinden. — — Ich hatte keinen, und meine Versicherung, daß ich noch keinen Pfennig Lohn erhalten, wurde blos mit höhnischem Lachen beantwortet. Auch wollte sich kein Testamentsentwurf im Pulte des Verstorbenen finden lassen. An den Posten des sterbenden Oberhofgerichts-Secretairs war vollends gar nicht zu denken, da der geltende Fürsprecher nun fehlte, auch darauf ein Heer von Schützlingen anderer Patrone lauerte. Was blieb mir also übrig, als nach der kurzen und bündigen Weisung des Assessors wiederum mein Ränzel zu schnüren und den treuen Wanderstab zu ergreifen.

Vornehm drückte mir der Assessor beim Abschiede einen Dukaten in die Hand, den ich ihm jedoch grimmig vor die Füße warf und begleitet von seiner Hohnlache dem Zimmer wie einer Hölle entsprang, in welcher ich den Teufel mir auf der Ferse sitzen sah. Unten an der Hausthüre aber stand die alte Beate, mit den rothgeweinten Triefaugen, die mir wie Marien immer wohlgewollt, zum letzten traurigen Valet — dem einzig redlich gemeinten in diesem Hause. Sie suchte dabei mit der Hand mir an die Rockeschen zu kommen. Aber es mißglückte und ein ledernes Beutelchen fiel vor mir nieder, ein Beutelchen mit zehn Thalern sauer ersparten Lohnes. O, ich dummes Thier! — rief sie erschrocken — Werden Sie nun noch den armen Reisepfennig nehmen, da es so gar alders herauskommt?

Ja, entgegnete ich — gute Beate! treue Seele! Den nehme ich, er rettet mich vor dem Verhungern. Gott mag es Euch vergelten, wenn ich es nicht kann!

Hinter mir schloß sich nun die Thüre des Hauses, in welchem ich sechs Jahre so unaussprechlich glücklich gewesen. Wieder ein Theil meines Lebens war wie ein Traum vergangen und wieder der freie Himmel mein Obdach und die große leere Welt meine Heimath. Mir ekelte vor der Stadt, in welcher so wehmüthige Erinnerungen mich umgaben. Von Marien war noch keine Spur gefunden. Was sollte ich also länger hier? Ich eilte daher das Weite zu gewinnen und holte aus tiefer Brust erst dann wieder frei Athem, als ich vom Waldhügel herab die Thürme fern hinter mir in sanfter Dämmerung sah, wie damals, als ich dem Hanswurstthum entsprugen. Und wie damals fragte ich mich wieder: Wohin nun Jeremias?

Wohin? — antwortete ich — Nun, der Nase nach? Führt sothaner Wegweiser nicht den, dem alle zwei und drei Striche der Windrose offen stehen, immer die richtige Straße? O Jeremias, du bist, du bleibst, was du warst, von Jugend an — ein Weltdüeger, ein Kxul in hac lacrymarum valle, wie es im Salve Regina heißt.

Und das blieb ich auch wirklich, zog kreuz und quer im Lande herum und dankte Gott, wenn ich meine Füße unter den Scheidtisch eines Advokaten stecken durfte, bei ihm zu eseln um's liebe Brod in schmählichem Kalamieen.

Was soll ich euch — o Ihr redlichen, aber auch höchst ungeduldigen Leser, die ihr am Ende mich gar nicht mehr leset, wenn des Dinges zu viel wird, langweilen mit breitem Erzählen, wo ich mich überall herum getrieben, welchen Herren ich gedient; was solches für Käuze gewesen, item, was ich dabei profitirt. — Ach! ich übergehe das mit Stillschweigen. Einen Krüvig fand ich nicht wieder, und was ich bei der Sache endlich profitirt, ist — das kahle Haupt unter meiner Achel und — der Spittel.

Mein letzter Prinzipal, der mich ab und zur Ruhe gesetzt und bei dem ich zehn Jahre fungirt als Privatschreiber, war auch ein Advokat und daneben — nun, Ihr kennt ihn vielleicht, zwar nicht von Angesicht zu Angesicht, wobei Ihr auch gar nichts verliert, wohl aber aus seinen Scripturen, die ich bis daher mundirt. Soll ich's euch beschreiben, wie er aussieht, ob er groß ist oder klein von Statur, ob er einen schwarzen Rock trägt, oder einen grauen, ob er den Kaffee mit Milch trinkt, oder ohne, oder gar keinen, ob er Tabak raucht oder nicht, welche Mucken und Bhims ihn zwicken und plagen? Was konnte Euch das interessiren? Ueberdem lebt er ja auch noch, denkt nicht daran, dem ledischen Jammerthale so bald Valet zu sagen, welches Valet — wie er meint — denn doch, ohne vieles Denken, zu seiner Zeit von selbst kommt, ist mithin auch bis dato noch kein Braten für die biographische Küche! Lebende Schriftsteller aber, deren Personalia und Schlafrockscenen man den Zeitgenossen auftischt, sind in der Regel, wenn sie nicht, wie ich, sich selber biographiren, nur ein schlechtes Gericht für Koch und Gast. Denn ersterer erhält selten dafür, wie der Koch des Generals Moreau, eine Ehrenkasserolle vom armen, gewaltsam an's Tageslicht und in den Topf gezognen literarischen Teufelsbraten, und der Gast verderbt sich meist immer an der nur halb gar gekochten Speise den Magen, und dankt es dem Koche am Ende mit dem Henker, daß er das liebliche, ideale Traumbild zu einer ledernen Wirklichkeit, zu einem elenden Frikassee verarbeitet, uns dessen Ueberbleibseln die Nachwelt, wenn sie überhaupt noch die Person und Sache der Rede werth hält, ein noch viel elenderes Ragout aufwärmt. Daher schweige ich billig über alle Personalia besagten meines gewesenen Prinzipals.

Er war mit mir zufrieden, bis er selber das Unkraut unter den Weizen säete, das heißt, durch seine Phantasmata mich zu schnödem Irrsale verlockte. Denn nun, wie ich solche durch Abschreiben zum Drucke präpariren mußte, prägten sich selbige meiner Imagination so tief ein, daß ich sie am Ende für wahr hielt, so wie der Lügner sich durch öfteres Erzäh-

len, in ſeine Erdichtungen gemüthlich ſo hineinlügt, daß er zuletzt ſelber daran glaubt.

Aber iſt denn nicht auch wirklich aon jenen Hiſtorien manches gewiß und wahrhaftig ſo, wie es geſchrieben ſteht, obſchon es ausſieht, wie reine Erdichtung oder phantaſtiſcher Traum? Habe ich denn nicht wirklich mit dieſen meinen leiblichen Jeremiasangen noch dieſen Sommer Epe, den Zwiebelkönig [1]), in unſerm Spittelgarten geſehen?

Es war ſtine Stunde, nämlich, von neun bis zehn Uhr des Abends im Auguſt, als ich ohne alle orge Gedanken noch einmol zu den Maulwurfshollen im Gurkenquartiere ging, um nachzuſchauen, ob die Fallen aon tückiſcher Hand wiederum aufgezogen, wie gewöhnlich. Wirklich fand ich's wieder ſo und verwünſchte unmuthig den nubekannten, nie zu erwiſchenden Frevler, der ſolches gethan. Da haſchte aus den Zuckererbſen das zwergige Männlein heraor, gerade ſo, wie es mein Peingipol ſchrieben, blitzte mich mit den weiß und blau, wie Jerwiſche leuchtenden Augen an und grölzte mit heiſerer Stimme: Menſchenwurm! was thun dir meine Leute, unſere ſchwarzen Hnſoren, daß du ſie verfolgſt mit deinen Schlingen und Gruben? Nimm dich in Acht, du Schelm, daß ich dir nicht den Denkzettel reiche! Denn gönneſt du ihnen nicht fürder das naſchuldige Vergnügen des unteeirdiſchen Spoaiergangeſ, oder des Vorpoſtenreitens im Gnomiſchen Dienſte, hort an der Oberſchale unſers Reiches, das dir weuig ſchadet; ſo ſei verſichert, daß ich zu die komme in dein Gemach um Mitternacht, dich zu drücken wie ein ſchwerer Alp!

Entſetzt and ſchaudernd lief ich zurück in meinen Spittel, aus dem mie oben herab aom Dachfenſter der Graf Mendean in der Schlafmütze, entgegen rief: Bürger, Sie ſind ein Raer!

Mag's ſein, daß mir der Doktoe am Maegen beauf zur Aber ließ. Was geſchehen war, war doch geſchehen. Und hat mich nicht ſogar, nis ich eines Abends uor der Thüre auf der ſteiaernen Bank ſaß, der Herr Stodtſchreiber Hinzelmann aus Katweiler [2]), der — wie Ihr wiſſet — der Galan der alten Barbara Murchel, beim dortigen Bader Nepomuck Schwepperlein — eigentlich ein ſchwarzer Kater and ſeit zwei hundert Jahren auf Reiſen iſt, beſucht? — Wie er ſo an der Mauer die Gaſſe herunter ſchlich, hielt ich ihn freilich für weitee nichts, als für eine ganz gewöhnliche Katze. Aber bald genug ward ich andrer Meinung, als er ſich ou mich drückte, den Buckel hob, den ſtarren Schweif an mein rechtes Bein ſching and zärtlich miauete: Guten Abend, lieber Herr Vetter Jeremias Käzlein! Wie befanden ſich Ew. Hochedelgeboren? Hat Barbara Murchel nicht ein Briefſtein an mich bei Wohldemſelben zur Beſtellung hinterloſſen, als ſie vergangene Walpurgisnacht hier vorbei über Oſchatz noch dem Blocksberge geritten?

Das ich denſelben Abend wiederum Cremor Tartari trinken müſſen, aus eigner Büchſe; was änbert das? Was wahr iſt bleibt wahr, und man wird wir wohl zutrouen, daß ich einen Stadtſchreiber uon einem gewöhnlichem Kater zu unterſcheiden im Staude. Auch frühte ſchon, als ich noch bei meinem Prinzipal arbeitete, hatte ich eine Unterredung mit der Spinne Fintoſch [3]) die, wie bekannt, den armen Epe wegen ſeinee kleinen Galanteeie mit der Waſſerroſe ſo unbarmherzig gekröchelt. Schlechte Seele! — fuhr ich ſie an — du willſt eine Gnomenfürſtin ſein und ſeine Erziehung haben and weißt nicht, daß in der vornehmen and gebildeten Welt, ſie klüglich ein Auge zubrückt, damit er es zu ſeiner Zeit eben ſo mit beiden thue?

Mein Herr lächelte zwar, als er mich bei dieſer Unterhaltung ertappte, und ſchüttelte mit dem Houpte; aber was ſollte denn ich thun, als er uon ſeinem Freunde, dem Doktor im Bade, den Krückſtock mit dem elfenbeinernen Noſtradamuskopfe geſchenkt bekam, und nun ſteif und feſt glaubte, das ſei wirklich der alte Magier, deſſen Leiche za Solon in einen Knochen uerhärtet, nachher in Nürnberg zu allerlei Spielzeag and Rippes verſchnitzt and uerdrechſelt worden, deren jeglichem die Zauberkraft des ehemoligen Ganzen beiwohne, wenn man ſie une kenne und zu gebraachen wiſſe? Was ſollte ich dazu ſagen, daß er manchmal Stunden lang vor dem Kloviere ſaß, mit ſtaer geſenktem Blicke auf die Klaviatur, keinen Taſt anrührte, und doch am Ende behauptete, er habe ſich nun eben im richtigen Vortrage der großen Beethoven'ſchen Symphonie ſelber übertroffen, aber alleweile eine Opee fertig gemacht, die auf der Stelle ihre tnuſend Dukaten werth ſei? Warum hat man denn ihm nicht zur Aber gelaſſen oder Cremor Tartari gereicht? Warum nttrſtirt es nicht nuch dem der Kreisphyſikus, daß es bei ihm übergeſchnappt — Sapperment! — wie bei mir?

Freilich trieb ich hernach die Sache in's Große, ſchob in Dednktionen, Defenſionen und Berichte, die ich ndzuſchreiben hatte, wenn mir Stellen darin nicht kräftig genug und zu trocken erſchienen, Verbeſſerungen eigner Fnbrik ein, die meiſt wörtliche Stellen aus den Phantaſieſtücken and Hiſtorien meines Prinzipals odee angenehme Varintionen derſelben waren and die ihm hernach mancherlei Verdruß machten, beſonders, wenn er im Anfange die Mnnda unterſchrieb and abgehen ließ, ohne ſie vorher durchzuleſen. Aber hntte ich nicht immer Recht and dieſe meine Geiſtesſtimmnng, die die nüchternen Geſchäftsmenſchen nur nicht verſtanden, oder zu ſchätzen wnßten, ſeiner eigenen Verführung, die wenigſtens den Acker zur nachher üppig darnnf hervaegehenden Frucht bereitete, zu danken? Koante ich verrückt werden — o Himmel! — wenn er es nicht ſelber war? Und din ich denn noch verrückt? — Merkſt du mir — a du redlicher Leſer! — in dieſer Scriptur wohl das geringſte davon an? — Daß ich manchmal — notabene manchmal — wunderliche, oder erhabene Gedanken hnde; knau man das „Verrücktheit" nennen? Und wäre es, wäre die unnusſpeechliche Seligkeit, die mich in ſolchen Stunden jung macht, reich, vornehm, klug, Wahn; o ſo ſegne ich den Wahn, der beſſer iſt, nis die erbärmliche Wirklichkeit. Dieſen Wahn, dieſe Seligkeit habe ich, wie ſchon geſagt, ihm zu verdanken, ſo wie — eben nnch den Spittel, noch eh ich in ihn ſomlich einſtallirt wurde. Erhobſt nicht nnch dn mich dazu, die das Schickſal nach langer Tennung mir wieder gab zu ewiger Vereinigang?

Es war ein ſchwüler Sommerabend, als ich einſt wieder einmal matt und ndgetrieben vom Amte nach Hanſe ſchlich, vor dem friedlichen Hauſe vorbei. Ach! — da ſehnte ich mich wieder, wie immer, in die Kühle des ſchattenvollen Gartens. Was hindert dich denn, hineinzugehen? — ſprach ich, als ich das Hnusthor offen ſtehen ſah, wo mon durch das dunkle Gewölde in den Hof, aus dieſem heenach in den Garten kommt. Doch eine Scheu, eine Bnngigkeit überfiel mich, nis ſei dieſer Eingang die Pforte der Unterwelt, aus welcher man nie mehr zurückkehrt, wenn man einmal den kühnen Fuß hineingeſetzt. Mein Herz klopfte ſo ſtark und noch ſtärker, wie damals, als ich den erſten Scheitt in das Haus des Oberhofgerichts-Prakurators that. Aber dennoch wagte ich es, trat furchtſam in dos Gewölbe, ſchlich mich durch den Hof, öffnete leiſe das Gitterthor und ſtand nun unter den Bäumen im grünen heimlichen Garten, in welchen ich ſo manchmnt durch die Spalten des Bretterzouns mit einiger Wehmuth geſchnuet. — Ich ſtand im Hnine meiner Znkunft, vor der Erfüllung meines Schickſals, nm Vorhange des Iſis-Tempels!

Bald gewahrte ich, daß ich nicht allein ſei. Am Waſſerſpieget, ganz hinten unter den Akazien, wo das kleine Binmengehege, ſnh ich, von mir nbgewandt ein Frauenbild im langen, weißen ſchimmernden Kleide, dus nnf irgend etwas nachdenklich anfmerkſnm ſeine Gedanken zu richten ſchien. Undeweglich ſtand die Geſtalt, die ich für ein Gebilde von Stein gehalten haben würde, wenn nicht, faſt unmerklich, ihr Gewand im leiſen Abendhaache ſich bewegt hätte. Unwillkürlich näher gezogen vom Zaubee geheimer Achtung, ſchlich ich durch die Seitengänge, immer weiter und weiter hin, bis ich aon der Geſtalt nae noch wenige Schritte entfernt war. Da weckte ſie mein leiſer, doch in dieſer Einſamkeit immer noch hörbarer Fußtritt. Dn wandte ſie ſich im purpurnen Schimmer des Abendrothes, der durch die dunkeln Laubmaſſen der Akazien brach.

Da ſah ſie mich, ich ſie. Dn ſcheitten wir langſam näher und betrachteten uns lange in feierlichem Schweigen. Da reichten wir uns endlich in einem Momente die zitternden Hände. Sie ſtammelte: Jeremias! ich: Macin! Unſere Thränen floſſen in bitterſüßer Wehmuth. Wir hatten uns wieder gefunden, aber — wie?

Jeremias! — ſagte ſie nach langer Panſe, tief athmend — wie biſt du alt geworden, in den acht Tagen und wie haben ſich deine Locken verwandelt, man ſollte ſchwören, du trügſt eine Perrücke! Siehe mich an! Bin ich nicht noch eben ſo friſch and munter, wie damals, als wir uns begegneten, nnf der Reiſe, ich mie der Bärde, du mit dem Ränzel? Und ſchaue hier den Myrthenſtock. Iſt er nicht trefflich gewachſen, ſeit wir uns nicht geſehen? Und weiß ich's nun nicht ganz gewiß, daß den Vatee die heiligen Engel geholet in den Himmel, in der Sankt Johannisnacht, nab er in gar nicht nm Jäckchen geſtorben?

O Maria! — fiel ich ein — du hier? Hite im Spittel? Und du biſt nicht todt und lebſt? O ſage, wie kommſt du hierher?

Das ſollſt dn erfahren — mein Feraud! — erwiderte ſie. — Denn ſind wir nicht Brantleute? Iſt nicht aun die Hochzeit, ſobald der Vater aufwacht, da der Sekretair Neumann nun lange ſchan todt iſt, in deſſen Stelle du gerückt?

1—11) Siehe Phantaſieſtücke und Hiſtorien von Weisflog. Bd I.

Komm mit, daß ich dir alles erzähle, aber weg von diesem Orte, wo ich nicht frei reden kann, wie ich will!

Sie nahm mich bei der Hand. Unbemerkt tropften meine Thränen hernieder auf den Rasen, denn ich wußte nun, welcher Wurm diese Rose zernagt. Wir wandelten einsam unter den Bäumen. Da verspürte ich, daß der Irrwahn sie verließ, je weiter wir uns entfernten vom Wasserspiegel und von den Blumen. Ein mildes Gefühl des Trostes zog in meine verwundete Brust und mit wachsender Beruhigung sah ich, wie sie bald gänzlich befreit von den Träumen ihres nebelvollen Schicksals, mir zu erzählen vermochte, was sich mit ihr begeben, wie sie in Todesfurcht und Seelenfolter, mit rasender Geisteszerrüttung aus dem Hause des Vaters gerannt, weit hinaus in's Freie. Damals habe sie nicht gewußt, weder wo sie hingerathen, noch wie lange dieser ihr Zustand der Besinnungslosigkeit gedauert. Endlich nach vielen Jahren, die ihr vergangen, wie ein dumpfer Schlaf, habe sie sich in einem Hause wieder gefunden, das sie nachher für das Irrenhaus der Residenz erkannt. Da habe der Arzt an ihrem Bette gesessen, wo sie, nach einem schrecklichen Falle und langer Krankheit mit einem Male zum klaren Bewußtsein erwacht. Da habe man es denn wagen können, ihr zu entdecken, daß sie bei ihrer Flucht sich acht Tage lang menschenscheu in Feldern und Wäldern herumgetrieben, von Beeren und Korn ihr Leben gefristet, endlich aufgegriffen und in das Irrenhaus gebracht worden, wo sie sich funfzehn Jahre in ununterbrochenem Wahnsinne befunden. Inzwischen sei der Assessor, der nachher Rath geworden, gefoltert von Gewissensbissen verstorben, von seinem Vermögen aber, das zerstoben, wie Spreu im Winde, doch noch so viel gerettet worden, daß er treuvoll auf seinem Todtenbette ihr eine Pensionsstelle hier im Spittel dieser entfernten Provinzialstadt erkaufen können, da doch Umstände ihrem adligen Rücktritt in die Welt unmöglich gemacht. Und so lebte sie denn hier seit fünf Jahren, während welchen sie nie erfahren können, was aus mir geworden, da sie selber das Haus nie verlassen, auch sie mich längst für todt gehalten. Die Umstände, die sie in diesem Aufenthalt hier auch ferner fest bannten, die wisse ich nun, da ich sie gerade an dem Orte getroffen, der, wie so manches andere auch ihre stille Melancholie, wie ihre Träume aus der Vergangenheit errege.

Tief hatte mich dieses Wiederfinden und das Schicksal der armen Maria ergriffen! Wie vor den Kopf geschlagen ging ich herum in finsterer Trauer über unser so grausam verpfuschtes Leben, über die verlorne Jugend, die niemals, niemals mehr wiederkehrt. Maria stand vor mir überall. Bald nahm meine Seele die Farbe der ihrigen an und wenn da ab Inkommodirte mich der Kreisphysikus mit seinen unnützen Fragen, mit seinen Pillen und Aderlässen. Meinen Prinzipal hatte ich übrigens sofort von der Sache in Kenntniß gesetzt, da ich wußte, daß das gerade Wasser auf seine Mühle sein würde, sintemal sich daraus wohl eine leibliche Histoire dürfte fabriciren lassen. Seine Theilnahme für mich und Marien, die er zum öftern besucht, war Balsam in mein Herz, und vermehrte sich, als er nun gewahrte, welchen Eindruck diese Katastrophe auf mich gemacht. Täglich durfte ich meine Maria sehen. Aber täglich vermehrte und vergrößerte sich auch das angebliche Elend, welches meine arme Feder im Dienste stiftete. Ja mein Prinzipal wäre auch den konfusen Begriffen seiner Behörden, die in Amtssachen auf pedantische Weise nur das Rechtliche, nicht das Romantische goutiren, schlechterdings verloren gewesen, wenn er nun nicht alle meine Wunde sorgfältig durchgelesen hätte. Denn so mußte ich unter andere ein Urtel mundiren, in Sachen eines armen Mädchens gegen ihren Verführer, in welchem der letztere — ein frecher, liederlicher Taugenichts, zur gewöhnlichen, sehr geringen Entschädigung der Entehrten, so wie zum, wo möglich noch elenderen Erziehungsbeitrage für das Kind verurtheilt wurde, für welchen man nicht einen Hund zu ernähren im Stande. Das erbitterte mich. Wie? — rief ich — Dieser Kerl soll leben und Mutter und Kind verhungern, während er schwelgt? Mit nichten! Sterben muß die Kanaille, wenn sie nicht davon länft, was ihr nicht zu verdenken wäre! Ich veränderte daher das ganze Erkenntniß, verurtheilte den Beklagten ohne Weiteres — — zum Tode, setzte die Klägerin und das Kind zu seinen Erben und sagte in den Entscheidungsgründen unter andern folgendes:

„Der Mörder, der mit dem Vorsatze zu morden, seinem Mitmenschen das Leben raubt, wird nach dem Gesetz des eigenen Lebens verlustig. Ob der Gemordete ein Kind sei, eine Greise alt, das vielleicht in der nächsten ohnedem gestorben wäre, wie recht und billig, da es auf diese Weise in ewiger Jugend verblühe und die Qualen des Lebens nicht litte, oder ein Familienvater; das ist hier egal. Die Kindesmörderin gelangt nicht wieder zum Rabensteine, wie der Raubmörder auf offener Heerstraße. Allein ob der Mörder mit dem Leibe seines Schlachtopfers auch zugleich dessen Seele verderbt, wenn es eine hat, wie doch öfters der Fall; darnach wird nicht gefragt, und dennoch ist der Mord der Seele nach den Begriffen unsers Glaubens, gräßlicher, als der Mord des Leibes, absonderlich, wenn sothaner Mord durch Opium aus einem Assessor begangen wird, per indirectum. Wer solchen Mord zugleich mit dem Morde des Leibes verübt, hätte er zehn Leben, mit allen würde er sein Verbrechen nicht büßen. Was ist aber Verklagen anders, als ein solcher doppelter, ja, — wenn man das Kind gewissermaßen auch für einen Menschen hält — ein vierfacher Mörder? Er, versenkt in den Schlummer der Liederlichkeit, hat absichtlich ein unschuldiges Mädchen verführt und die Folgen seiner That waren ihm wohl bekannt. Er hat das Laster in ihre Seele gepflanzt und das Laster der Mutter, wie sein eigenes auf sein Kind vererbt. Die Mutter, in ihrer individuellen Lage, kann und wird sich nie mehr zur Tugend erheben. Schon jetzt leidet sie auch körperlich an den Folgen ihres Vergehens zugleich mit ihrem Kinde. Beide sterben langsam und qualvoll dahin an Leib und Seele und der Verklagte ist ihr Mörder. Daß er beide nicht formell mit der Art todtgeschlagen, sondern ihnen das langsamt, aber gewiß tödtende Gift eingeflößt, wie unerkanntes Opium in einem wohlschmeckenden Glase Burgunder Kardinals, das sollte seine Strafe nur noch schärfen, da die Gesetze heimlichen Giftmord strenger ahnden, als jeden andern, notabene, wenn er entdeckt wird, weil im Gegentheile der Assessor doch Rath wird, auch die Nürenberger keinen henken, sie hätten ihn denn zuvor. Es mag jedoch Mutter und Kind auch genesen: immer ist und bleibt ihr Leben gewaltsam verkürzt, und sei es um ein Jahr, um einen Tag. Und wäre es nur um eine Stunde; der, der solches gethan, hat die Strafe des Mordes so gut erwirkt, wie jede Kindesmörderin, die durch ihre That den natürlichen Tod nur beschleuniget und höchstens kann dies die Strafe des Mörders vom Rade zum Schwerte vermildern. Daß er absichtlich gemordet, das unterliegt keinem Bedenken, da er bei seiner Bildung die Folgen seiner That sehr wohl gewußt, auch nicht in betrunkenem Rausche, sondern mit listiger Ueberlegung gefrevelt, als er die Verführte zu seinem Willen verlockt.

Ganz sie zu entschädigen mit Gelde, das ist er nicht im Stande. Und hätte er auch den Oberhofgerichts-Prokurator Krüsig beerbt; wer bürgt ihm dafür, daß ihm am Ende noch so viel übrig bleibt, Mutter und Kind in den Spittel einzukaufen, — dem Tausendsapperlot! Eben so unmöglich ist nach seinen Verhältnissen eine Verehelichung mit der Klägerin. Allein damit doch etwas gethan werde, muß er schleunigst und ohne weitere Defension, damit er sich lange nicht verfristet, vom Leben zum Tode gebracht werden, Mutter und Kind aber Erbe seines Nachlasses sein, weshalb denn überall, wie geschehen zu erkennen gewesen von Rechtswegen."

Armer Jeremias! — rief mein Prinzipal wehmüthig, als er dieses Mandam gelesen, und eine Thräne fiel aus seinen Augen herab auf den verderbten Stempelbogen. In welcher Welt lebst du? Was würde aus der Bevölkerung werden, wenn du Gesetzgeber oder Regent wärest? Was aus mir selber, wenn ich dein Urtheil publicirte? — Nein! Bis hieher und nicht weiter!

Von nun an durfte ich nicht mehr schreiben. Mein langes Kopistenelend war kommen zu einem seligen Ende. Zu einem seligen? seufzte ich, als ich das mündliche Absetzungs-Dekret erhielt — Ach! noch immer mit derselben Milde von meinem Herrn behandelt, doch im Gefühle meiner nunmehrigen Ueberflüssigkeit bei ihm, so wie überhaupt im Leben, wußte ich ja lange nicht, woran ich eigentlich sei, ob er mir das Gnadenbrod oder den Laufpaß geben werde — wieder hinaus in die feine, weite Welt.

Keins von Beiden erfolgte. Nach dieses Räthsel löste sich. Die drückende Schwüle der Ungewißheit ward zum sanften Abendhauche kühlender Erholung.

Was heißt — fragte mich nach einigen Tagen mein Prinzipal —

Otium divos rogat in patenti
prensus Aegaeo

zu deutsch?

Um Ruhe — war meine Antwort — um Ruhe flehe seinen milden Patron der arme Jeremias, der auf dem weiten Meere des Lebens hin und her geschleudert worden.

Ganz recht! — entgegnete der Prinzipal — Und wo sucht der arme Jeremias seine Ruhe? fragte er weiter — .

Im Grabe! — erwiderte ich, mit traurig zu Boden gesenkten Blicken — bis dahin aber, daß ich zu dem friedlichen Port gelange — —

Ja der Vereinigung mit Marien — fiel mein Herr ein — Nicht war? Nun ich hab' es errathen. Ich hab' es vor-

der gewußt, daß es ſo kommen werde. Treue, zehnjährige Dienſte kann auch ich vergelten, obſchon ich kein reicher Oberhofgerichts-Prokurator bin. Darum hab' ich es nun bei dem Magiſtrate erlangt. Sie ſind Spittelvoigt in der Georgen-Anſtalt mit auskömmlichem Gehalt und hier iſt die Beſtallung.

Im Spittel bin ich? Im Spittel — rief ich außer mir vor Freude — bei Marien! Bei meiner Maria?

Jo! fuhr mein Prinzipal fort — Bei Ihrer Maria! Auch ſie weiß es ſchon und iſt glücklich, und es wird nun non Euch abhängen, wann der Myrthenſtock im Garten ſeine Zweige geben ſoll zum Brautkränzlein.

O, ſo ſchimmert denn auch mir noch — jubelte ich — und Marien ein freundliches Abendroth auf Erden? So iſt es denn wirklich wahr, daß ich fortan ganz und gar ſein und leben ſoll im kühlen Hauſe, im dunkeln ſchattenvollen Garten?

Wirklich! — ſchloß mein Wohlthäter und ſchon den Tag daranf war meine feierliche Inſtallation.

Geführt von einem Rothsdeputirten zur Rechten, von meinem Herrn zur Linken, zog ich nach dem Spittel.

Da empfingen mich ſeine Bewohner, alle ſtattlich geputzt, die zitternden, lächelnden Greiſe mit freundlichem Händedrucke — ſie kannten mich ja ſchon alle — und die Verrückten ſtreueten Blumen. Der Kommerzienrath im grünen, langen Pelze — wie immer, ſeit er ſich, wie er ſagte, auf einer Fußreiſe über das Eismeer und den Nordpol totoliter verkältet, obſchon er ſich im neun und achtzigſten Grade der Breite, bei einem freundlichen Gaſtwirthe, der ſich da auf dem Rücken eines Kraken etablirt und eine Reſtauration angelegt, eine worme Bierſuppe kochen laſſen — hielt ſeine hohe Seegelſtange mit den bunten, flatternden Wimpeln und rief: O, ſchönſter Tag meines Lebens, an welchem ich mit meinen glücklichen Augen in ſieghaftem Einzuge zu ſeiner Reſidenz den großen Rahjah erblicke, mit dem ich bei Kodul auf dem Elephanten gefrühſtückt und Chokolade getrunken! — Willkommen mein Schatz! lachte das Mägdlein mit der weißen Roſe. Willkommen! ſchrieen und murmelten alle.

Nur Maria fehlte. Das wußte ich ihr Dank, denn die ſchwebte ja hoch über allen dieſen. Sie gehörte nicht zu ihnen und drinnen — davon war ich überzeugt — harrete ſie ja doch meiner mit Sehnſucht und Liebe. Hatte ſie nicht ſchon den Tag vorher mein Gemach ſtattlich aufgeputzt und mir den vollen Becher mit Aſtern auf den Tiſch geſetzt und lächelnd dabei geſagt: Siehe dieſe herrlichen Veilchen, Jeremias! Du denkſt vielleicht, es ſind Blumen des Herbſtes und grämſt dich, daß nun bald der Winter komme, wo du ſchlafen mußt und ich. Glaube den täuſchenden Augen nicht! Es ſind Veilchen, blaue duftende Märzveilchen! liebliche Kinder des Frühlings, die Boten, die uns die wiederkehrende Jugend verkünden!

Aber aus ſeiner Zuckertonne erhob ſich der Magiſter David mit halbem Leide und perorirte:

Laßt, eh' wir unſre Andacht ſchließen
— Ihr lieben Chriſten! — Eure Thränen fließen,
daß alles gar ſo eitel iſt.
Wir werden alt und ſchwach, geboren kaum.
Des Lebens Jugend ſchwindet wie ein Traum,
aus dem nun wieder andre Träume ſprießen,
die all' im letzten Schlafe man vergißt.
Doch eben, daß das Träumen und das Wähnen
nicht ewig dauert, trockne Eure Thränen.
Ich ſelbſt — Lutherus, wie Ihr wißt —
ich habe ſeit dreihundert Jahren
des Schickſals Wechſel auch erfahren,
und nach des Lebens irrem Lauf,
der kühle Spittel nahm mich auf,
der freundlich, ſtill und frei iſt von Beſchwerde,
wie ſein Herr Bruder unten in der Erde,
den man das Grab heißt. Wie des Meeres Welle
in tiefer Menſchenbruſt auch ſchäumt und wogt;
Der Sturm verbrauſt, die Nacht wird ſternenhelle,
wenn lächelnd Euch an ſeiner ſtillen Schwelle
Freund Klapperbein empfängt — der Spittelvoigt,
und Fürſtenmäntel; wie der Bettler Kittel;
ſie müſſen alle in den Spittel!
Denn alle gingen die da kamen
und aus iſt meine Predigt. Amen!

Johann Nicolaus Weislinger

wurde 1691 zu Pättlingen in Lothringen geboren. Er bekleidete das Amt eines Definiters des Rural-Kapitels Ottersweyher, dann eines Pfarrers zu Kapell im Breisgau, und ſtarb nach 1752.

Von ihm erſchien:

Friß Vogel oder ſtirb. Straßburg, 1723.

Der neue lutheriſche Heilige P. Prosper. Koſtnitz, 1728.

Des allenthalben feindſeligſt angegriffenen Weislingers höchſt billige und gründliche Antwort ꝛc. Kapell, 1733. 2 Thle.

Hutterus dularvatus. Konſtanz u. Augsburg, 1730.

Auserleſene Merkwürdigkeiten von allen und neuen theologiſchen Marktſchreiereien. Straßburg, 1738. 4 Thle.

Zweihundertjähriges Jahrgedächtniß auf Luther's Todesfall. Straßburg, 1746.

Ein unermüdeter geiſtlicher Klopffechter und einer der heftigſten Gegner Luther's und der Reformation, zeichnete W. ſich jedoch nur durch ſeine Galle, Plumpheit und Gemeinheit aus.

Chriſtian Felix Weiße

ward am 28. Januar 1726 zu Annaberg geboren, erhielt, nach dem Tode ſeines Vaters, ſeine wiſſenſchaftliche Vorbildung auf dem Gymnaſium in Altenburg und ſtudirte dann ſeit 1745 Philologie und Theologie in Leipzig. Hier übte der Umgang mit Klopſtock, Cramer, Gellert, Rabener, Käſtner u. A. und ganz vorzüglich mit Leſſing, einen ganz eigenthümlichen Reiz auf ihn aus, und trieb ihn an, ſich ſelbſt in poetiſchen Arbeiten zu verſuchen. 1750 ward er Hofmeiſter eines Grafen von Geyersberg, den er ſpäter nach Paris begleitete. Als er von dort zurückgekehrt war, lebte er eine Zeit lang bei dem Grafen von Schulenburg auf Burgſcheidungen und am Hofe zu Gotha, bis er 1761 Oberſteuerſecretair zu Leipzig und ſpäter Kreisſteuereinnehmer wurde. Er ſtarb daſelbſt nach einem langen arbeitſamen Leben, auf das höchſte von ſeinen Mitbürgern verehrt und geliebt, am 16. December 1804.

Seine vorzüglichſten Schriften ſind:

Beitrag zum deutſchen Theater. Leipzig, 1759—68; 2. Aufl. 1767 fgd. 5 Thle.

Komiſche Opern. Leipzig, 1767—71. Neue Ausg. 1777. 3 Thle.

Trauerſpiele. Leipzig, 1776—80. 4 Thle.

Luſtſpiele. Leipzig, 1783. 3 Thle.

Lyriſche Gedichte. Leipzig, 1772. 3 Bde.

Der Kinderfreund. Leipzig, 1776—82. 24 Bde.

Briefwechſel der Familie des Kinderfreundes. Leipzig, 1783—92. 12 Thle.

Autobiographie. Leipzig, 1807.

Viele Ueberſetzungen aus dem Engliſchen, Franzöſiſchen u. ſ. w. Auch war er Redacteur der Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften und freien Künſte.

Es fehlte W. durchaus an eigentlicher Originalität und an dem Muthe, etwas Neues zu wagen, trotz dem, daß gerade ſeine Zeit ſo mächtig ſich entwickelte und bedeutenden Neuerungen die Bahn brach. Er iſt als der letzte Anhänger des franzöſiſchen Geſchmackes zu betrachten und ſeine Leiſtungen, beſonders die dramatiſchen,

waren deshalb nicht ohne Wirkung auf die Menge, weil er derselben durchaus etwas Verständliches brachte und namentlich fremde Stoffe mit Geschmack und Talent für Deutschland zu behandeln wußte. Am glücklichsten ist er daher auch in der leichteren Gattung, vorzüglich im Lustspiel und noch mehr in der Operette, welche letztere jedoch erst ihren eigentlichen Glanz durch Hillers Composition erhielt. Weiße's lyrische Dichtungen zeichnen sich eben so durch gefällige und gewandte Behandlung der Gegenstände und durch Correctheit und Leichtigkeit aus, dagegen fehlt es ihnen aber fast durchgängig an Neuheit der Gedanken, an Tiefe und Gluth der Empfindungen und an poetischer Kraft. Seine Jugendschriften waren für die Zeit, in der sie entstanden, recht wohl gemeint und erfreuten sich auch recht großer Verbreitung. Jetzt sind sie nur noch ein veraltetes Zeugniß der damaligen beschränkten Ansichten in Allem, was die Erziehung und Bildung der Kinder betraf.

Aus: Weiße's Richard der Dritte.

Richard. Die Königin. Elisabeth.

Königin.

Grausamer! sollen wir vielleicht das Barspiel sehn
Von einem Todtenfest, die, Wüthrich, zu begehn?
Ist unsere Freunde Mord, sind unsrer Kinder Schmerzen
Des Buhlers erst Geschenk? der Weg zu unsern Herzen?

Richard.

Ja, wenn die Wohlthat uns das Herz nicht öffnen konn.
Ich biet' in dieser Hand ihr Kron' und Scepter an;
Ho! ist ihr dies Geschenk zu klein? der Britten Kronen?
Wohlan! wie soll man denn dies Opfer ihr belohnen?

Elisabeth.

Vor Unmuth springt mein Herz noch unter seiner Last!
Du sprichst von Kronen? Du? die du gestohlen hast?
Doch will ich dir nochmals, noch hundertmal dir sagen,
Und hätte deine Hand mir Welten anzutragen;
Du sprächst ich: fort, Tyrann! nimm deine Welten hin!
Ich bin mir eine Welt und bleibe, was ich bin.
Ein tugendhaftes Herz und ein unschuldigs Leben,
Nicht Kron und Scepter sinds, die unsern Werth uns geben.

Richard.

Der süßen Schönen kann ich diesen Wahn verzeihn,
Die Liebe gibt ihr ihn und nicht die Staatskunst ein:
Sie wird im dunkeln Hain Richmonden eh beweinen,
Als in des Purpurs Glanz auf einem Throne scheinen.

Elisabeth.

So weint sie nicht um Blut, das du vergessen hast,
Unschuldig, ungedrückt von deiner Krone Last!
Trog' du die Kron' allein! glänz' auf dem Thron der Britten!
Nur eines Räubers Huld ist, was wir von dir bitten:
Nimm uns, was übrig ist! nimm Kron und Scepter dir!
Das Leben schenk' uns nur, und dafür danken wir.

Richard.

Ha! kann die Königin dies unbestraft so hören?
Ich weiß es, dies sind nicht der weisen Mutter Lehren;
Sie kennet, welch ein Glück der Purpur uns verheißt,
Der Wunsch, das höchste Ziel von einem großen Geist!
Mit andern Augen wird sie meine Huld betrachten:
Ich weiß, sie lehrte dich —

Königin.

Dich und den Thron verachten.
Wie lange speichst du noch gekrankter Tugend Hohn?
Wer sind Wir, und wer Du, und wessen ist der Thron,
Den du verschenken willst? — Geh! eil', es aufzuschlagen,
Das höllenschwarze Buch von deinen Lebenstagen;
Kein Blatt! ein jedes klagt ein teuflisch Laster an.
Kein Schritt! und Blut und Tod bezeichnen deine Bahn!
Die Erde, wo du stehst, raucht auf von deinem Grimme,
Wo du ein Grabmal siehst, tönt der Erschlagnen Stimme,
Sie tönt, schreit auf zu Gott! und Gott, Gott hört sie,
Spannt seine Donner an, und kommt spät oder früh!
Die Dienrin seines Zorns auf ausgespannten Flügeln,
Die Rache rauschet schon von jenen Leichenhügeln
Und schwebet über dir! ich hör' sie, Böserwicht,
Ich hör' ich sehe sie: und du erzitterst nicht?
Was willst du? —

Richard

(zieht den Degen und geht nach der Prinzen Gefängnisse).

Dieses soll dir gleich die Antwort geben!

(Die Königin fällt ihm zu Fuße und hält seine Knie umfaßt, Elisabeth ergreift ihn bei dem Arme.)

Königin.

Nicht eher! raube mir zuvor mein trauriges Leben!
Sie! eine Königin, die mehr den Thron geschmückt
Als du, liegt tief vor dir im Staube hingebückt!
Stoß zu; so lange bleib' ich auf den Boden liegen!
Tod ist dein Lieblingswort und Quälen dein Vergnügen.
Was zauderst du? bin ich nicht dieser Gnade werth?

Elisabeth

(reicht ihm mit abgewandtem Gesichte die Hand).

Tyrann! hier ist die Hand! die hast du ja begehrt!
Komm! führ' dein Opfer fort! führ' es zu den Altären:
Hier will ich — ew'gen Haß dir vor dem Priester schwören:
Doch hüte dich, daß nicht vor Ungeduld mein Geist,
Sobald du dich mir nahst, sein Sclavenhaus zerreißt,
Den schnöden Leib die läßt, zu seinem Ursprung fliehet,
Und voll Verachtung dort auf dich hernieder siehet;
Unsichtbar dich verfolgt, in Träumen dich erschreckt,
Und alle Furien zu deiner Marter weckt!

Königin

(schlägt die Hände zusammen und hebt sie gen Himmel).

Was thust du, Tochter? Weh! weh mir! —

Elisabeth.

Es ist geschehen!
Hier ist die Hand, Tyrann, los uns zum Altar gehen!

Richard.

Genug! o schöne Wuth! so long gefällst du mir —
Dein Drohen schreckt mich nicht, die Bürgen hab' ich hier,

(er zeigt aufs Gerathewohl)

Und wenn —

Elisabeth.

Dies schwör' ich dir! bei Gott sei es geschworen
Und allen Heiligen! die Hand soll dich durchbohren
Und dein meineidigs Herz zerfleischen, wo es nicht
Der Prinzen Leben schont, und die Bedingung bricht:
Die Hand (die ist nun dein) wirst du doch so viel lehren
Ein Blut, wie deines ist, frohlockend zu zerstören! —
Nur die Bedingung! — nichts — sonst nichts —

Richard.

Es soll geschehn,
Die Prinzen leben —

Königin.

Ach! darf sie die Mutter sehn?

Richard.

Bald! —

Elisabeth.

Und warum nicht jetzt?

Richard.

Die Thüren sind verschlossen.
Doch soll sie Gotesby, noch eh der Tag verflossen
Dir öffnen — und so oft, als du gebieten wirst!

Elisabeth.

Ha! siehe zu, Tyrann, daß du uns nicht verführst!
Ich bin das Opfer! —

Königin

Sie! welch Opfer! meiner Seele
Geliebtes, bestes Kind! — (gen Himmel) dir befehle
Ich sie und uns —

Richard.

Dich soll des Opfers nicht gereun,
Und Richard wird für euch mehr, als ihr glaubet, sein!
(Zur Elisabeth) Bald soll die Liebe dich in mir zum Altar
führen!
Und alsdann öffnen sich auf ewig diese Thüren;
Ja, Königin, alsdann — genug! ich sag' es zu!
Geht und beruhigt euch —

Elisabeth

(ganz schwach, ergreift ihre Mutter bei der Hand).

Ja, ich bedarf der Ruh!
Ach! liebste Mutter, komm, und wein' in meine Zähren!
Vielleicht, daß wir auch bald dies einzge Glück entbehren!

(Sie gehen ab.)

Richard (allein).

Geht nur, Unglückliche! geht nur! Ihr sollt sie sehen,
Das hochgepries'ne Paar! sie, meines Zorns Trophäen!
Bald soll sie diese Faust gleich einem Sturm ergreifen
Und wie das Laub im Herbst von stolzen Aesten sterifen —
Bei Gott — bald fürcht' ich mich! — ich schäme mich vor mir!
Wie Löwen gingen sie auf ein gejagtes Thier,
Entathmet, stumm, betäubt, schaut' ich nach jener Höhe,
Als ob ich schon den Tod herunter steigen sähe! —
Und dieses ist ein sanft und zärtliches Geschlecht?
Und sie sind nicht bestrost? und ich bin nicht gerächt?
(Er zieht den Degen und sieht ihn an)
Bist du auch scharf genug? — Ja, auf der Götterspitze
Schlägt nicht ein Jupiter, wie ich, mit diesem Blitze! —
(Er fährt schaudernd zusammen.)
Ha! welche kalte Hand fuhr über mich dahin? —
Wer? — was? — ich glaube gar, daß ich ein Träumer bin!
Es war der Tod! — er kömmt! mein Freund kennt meine Stimme!
Komm! stähl' ein schüchtern Herz und füll' es ganz mit Grimme!
Es sträubt sich — und warum? klopft scheu und unruhvoll!
Ich fürchte mich doch nicht, daß ich jetzt morden soll?
Die Feinde meines Glücks? Die Räuber meiner Größe?
Zwei Kinder! weiter nichts, als zween herzhafte Stöße —
Und doch — (höhnisch) Ja, dieses wird vielleicht mir furchtbar sein,
Wenn sie voll Todesangst durchdringend „Oheim!" schrein?
Wenn sich der kleine York an meinem Busen windet,
Und mich zu küssen glaubt, und sich durchstochen findet?
Wenn Eduard, den schon der Thronen Stolz erfüllt,
Für seinen Bruder flieht, und für sich trotzig schilt? —
Weh ihm! — Den Augenblick soll er nicht überleben,
Und schrecklich sein Gehirn an düstern Mauern kleben! —
Mich schaudert! — Still! — wer ruft? — die Stimme Heinrichs! — Ja! —
Noch einmal! — noch einmal! — da floh sein Schatten! — da! —
Er kömmt zurück! — er rauscht — er schreitet hin und wieder! —
Er steht! — Sein Auge rollt! — gießt Flammen auf mich nieder!
Er droht! — er winkt! er winkt! — umsonst! — ich folge nicht!
Er flieht! die Erde bebt! — weg schreckliches Gesicht!
Verdammte Phantasie! wie oft wirst du mich plagen? —
Ich Feiger! werd' ich noch zuletzt vor Schatten zagen?
Wo bleibt doch Tyrell? — still! — er ist's! —

Richard. Tyrell.

Richard.

Du kömmst sehr spät?

Tyrell.

So bald, als dein Gebot mich hergerufen hat! —
Doch welche Blässe, Herr, bezeichnet deine Wangen?
Hast du, eh du hier warst, die Nachricht schon empfangen,
Daß Richmond voller Wuth den Angriff nun gewagt? —

Richard.

Verwegner! hab ich noch vor einem Feind gezagt?
Scheu' meinen Zorn! — doch wie? ist er zurück getrieben?
Hat nicht mein Heer die Hand voll Volk gleich aufgerieben?
Ist Richmond nicht entflohn?

Tyrell.

Der Streit begann erst itzt,
Voll Muth scheint Richmonds Herr und Richmond selbst erhitzt,
Man sah ein wenig selbst dein Heer zurück sich ziehen,
So schien es, sagt man —

Richard.

Sprich lieber gar, sie fliehen.
Durchbohrtest du den nicht, der dir die Nachricht gab? —
Nenn' ihn, es wartet sein ein unvermeidlichs Grab! —
Doch eine große That sollst du erst mit mir theilen!
Dann will ich voller Muth auf jenes Schlachtfeld eilen;
Dann bring' ich im Triumph, gekrönt mit Sieg und Glück,
Das blutbespritzte Haupt des Bräutigams zurück!
Was werden über ihn für schöne Thränen fließen!
Dann wird sie mir die Hand vom Blute trocknen müssen,
Wie ihrer Thränen ich! Ich werd' es lächelnd sehn,
Und jeden Schreckenszug in ihren Mienen spähn;
Ho! der Gedanke selbst beflügelt meine Stärke —
Auf! Tyrell! nimm den Dolch: komm zu dem großen Werke! —
Du bebst — Verfluchter! wie? — Du bebst? vor wem? vor mir?
Gut! wenn du vor mir bebst, alsdann verzeih ich dir —
Nur nicht vor einem Mord von diesen Königsknaben,
Mit ihnen wirst du sonst ein gleich Verhängniß haben.

Tyrell.

Doch Herr —

Richard.

Kein Wort! — Sieh her,
(Er zeigt ihm den Dolch.)
Du siehst, er ist gezückt!
Du kennst mich — folge mir — mach dich zum Mord geschickt!
Ein weibisch Mitleid steht nicht Dienern meiner Rache:
Die Wuth ist ihre Pflicht und Tödten ihre Sache.
Verstopf dein zärtlich Ohr dem kindischen Geschrei,
Und zeig', wie sehr dein Arm des Beifalls würdig sei —
Ohn' Aufschub! stoß zuerst, wenn du mich willst versöhnen —

Tyrell.

Ich folge — welche Qual, den Wüthrichen zu dienen! —

(Sie gehen mit gezückten Dolchen nach dem Zimmer, wo Prinz Eduard und York verschlossen sind.)

Gedichte von C. F. Weiße.

Der Sieg über sich selbst.

Hört zu! ich will die Weisheit singen:
Die Kunst, sich selber zu bezwingen,
Kenn' ich, ich kenne sie allein.
Es lehrt kein Doktor und Professer
Sie leichter, gründlicher und besser:
Trinkt Wein!
So lernt ihr weise sein.

Müßt ihr euch vor Markolfen beugen,
Seht ihr ihn täglich höher steigen,
Weißt er euch ab, läßt Narren ein!
Laßt sie sich Reverenzen machen,
Und ihr, den Dummkopf zu belachen,
Trinkt Wein!
Da seid ihr groß, er klein.

Zwingt euch Gelasens Glück zum Neide,
Deckt euch nur Woll', ihn Sammt und Seide;
Geht ihr, er muß gefahren frei.
Ey fahr' und überrechne Schulden!
Und ihr? für euren letzten Gulden
Trinkt Wein!
So schlaft ihr ruhig ein.

Wenn Nachbarn eure Rechte kränken,
Mit arger List und böser Ränken;
Wer soll euch seinen Beistand leihn?
Geht ja nicht hin zum Advokaten;
Ihr könnt euch selbst am klügsten rathen:
Trinkt Wein!
So werdet ihr verzeihn.

Wenn Chloris unempfindlich bleibet,
Und Spott mit euren Flammen treibet,
Und Scherz mit euer Liebespein:
So rast nicht gegen euer Leben;
Statt euch mit Gifte zu vergeben,
Trinkt Wein!
So wird die Lieb' euch reun.

Mittel der Deutschen wider die Schwermuth.

Trotzt auf den Vorzug nur, entfernte Nationen!
Nein, Deutschlands Klugheit lob' ich mir:
Und die in Süd' und West und in Nordosten wohnen,
Sind halb so weise nicht als wir.

Der leichte Franzmann pfeift und schneidet Kapriolen;
Der römische Kastrate singt:
Der Britte greift nach Strang, nach Degen, nach Pistolen,
Der Deutsche, was that der? er trinkt!

Lieder für Kinder.

Der junge Baum.

Das liebe, kleine Bäumchen hier
Ist, sagt Papa, gleich alt mit mir,
Und trägt, so jung und zart,
Schon Früchte von der besten Art.

Es lohnt dem Vater, dessen Hand
So vielen Fleiß darauf verwandt:
Wie wird es ihn erfreun,
Wird es zum Baum erwachsen sein!

O! bin ich nicht dem Bäumchen gleich?
Zwar jetzt nur noch an Blüthen reich:
Doch giebt mir Gott Gedeihn;
So will ich's auch an Früchten sein.

Das Veilchen.

Warum, geliebtes Veilchen, blühst
Du so entfernt im Thal?
Versteckst dich unter Blättern, fliehst
Der stolzen Blumen Zahl?

Und doch voll Liebreiz duftest du,
Sobald man dich gepflückt,
Uns führe Wohlgerüche zu
Als mancher, die sich schmückt.

Du bist der Demuth Ebenbild,
Die in der Stille wohnt,
Und den, der ihr Verdienst enthüllt,
Mit frommem Dank belohnt.

Der Mai.

Es lächelt aufs neu
Der fröhliche Mai
In buntem, festlichem Kleide:
Von Höhen und Thal
Tönt überall
Die süße Stimme der Freude.

In Wiesen und Flur
Giebt uns die Natur
Die schönsten Blumen zu pflücken:
Drum will ich zum Tanz
Mit einem Kranz
Die blonden Haare mir schmücken.

Doch sollt' ich nicht den,
Der alles so schön
Erschuf, erst brünstig erheben?
Durch Jubelgesang
Preis' ihn mein Dank,
Doch mehr — mein künftiges Leben!

Das Kartenhäuschen.

Lacht nur, guten Leute, lacht,
Daß mein Haus, das ich gemacht,
Eine leichte Luft zerstört!
Ist dieß Lachens werth?

O! ihr baut auch oft in Wind!
Sagt, was eure Schlösser sind,
Die ihr euch so hoch erbaut,
Und mit Stolz beschaut?

Werden sie noch morgen stehn?
Ja — vielleicht, wir wollen sehn!
Stört nicht oft ein Augenblick
Unser ganzes Glück?

Die kleinen Leute.

In Lilliput, (ich glaub' es kaum,
Doch Swift erzählt's) giebts Leute
So groß als ungefähr mein Daum:
Man denk' erst in der Weite!
Da müssen sie gewiß so klein
Als bei uns eine Mücke sein.

O wär' ich dort, wie groß wär' ich!
Man nennte mich den Riesen,
Und mit den Fingern würd' auf mich,
Wo man mich sah', gewiesen:
Dort, sprächen sie, dort gehet er!
Und vor mir ging ein Schrecken her.

Doch, wenn ich nun nicht klüger wär'
Als jetzt; sie aber wären
Gesitteter, verständiger,
Wie? würden sie mich ehren?
Ich glaube kaum. Sie würden schrein:
Am Leibe groß, am Geiste klein!

Auf einen künstlichen Garten.

Dein Garten ist sehr schön geschmückt!
Hier Statuen und dort Casenden;
Die ganze Götterzunft, hier Fannen, dort Najaden,
Und schöne Nymphen, die sich baden:
Und Sand, vom Ganges hergeschickt,
Und Muschelwerk und gülbne Vasen,
Und Porcellan auf ausgeschnittenen Rasen,
Und buntes Gatterwerk und... eines such ich nur...
Ist's möglich, daß was fehlt? „nichts weiter als Natur."

Der Grobian.

Ein hochgeborner Herr, dumm, wie sehr viele sind:
Doch aufgeblasen, stolz, den Kopf voll Spreu und Wind,
Der, weil ein Federhut ihn schmücket,
Sich nie vor einem Bürger bücket,
Der Herr von Bent, so hieß der Mann,
Stieß jüngst an einen Bauer an;...
„Ha, Flegel! siehst du nicht vor dir?"
Was seid ihr, sprach der Knoll, denn für ein großes Thier?
Ich? Schlingel, ich? — ein Cavalier!
„Verzeihn Sie, gnäd'ger Herr, da war es freilich dumm,
Man geht ja wohl der Esel wegen um."

Der Glückliche und der Weise.

Wer das kann, was er will, ist ein glückseel'ger Mann,
Doch weis' und groß ist der, der das will, was er kann.

Die Freundschaft.

Der Freund, der mir den Spiegel zeiget,
Den kleinsten Flecken nicht verschweiget,
Mich freundlich warnt, mich ernstlich schilt,
Wenn ich nicht meine Pflicht erfüllt:
Das ist ein Freund,
So wenig er es scheint!

Doch der, der mich stets schmeichelnd preiset,
Mir alles lobt, nie was verweiset,
Zu Fehlern mir die Hände beut,
Und mir vergiebt, eh' ich bereut:
Das ist ein Feind,
So freundlich er auch scheint!

Der Greis.

Dort fiel ein armer, alter Greis!
Sein Haupt war wie das Silber weiß,
Und ihm versagt sein zitternd Knie,
Und ach — die bösen Knaben die,
Wie lachten sie!

Mich dauert dieser gute Mann!
Wer eines Alten spotten kann,
Ist der wohl werth, jetzt jung zu sein?
Ist der wohl werth, einst alt zu sein?
Wahrhaftig, nein!

Das Lamm.

Wie nah, du armes Lämmchen, du,
Wir nahe gehst du mir!
Noch spielst du sorglos und in Ruh,
Und ach! was drohet die!

Von dem, der dir das Futter giebt,
Glaubst du, er sei dein Freund? —
Dich liebt er, weil er sich nur liebt,
Und ist dein ärgster Feind!

Dir rothe Schleife, welche sich
Jetzt um dein Hälschen schlingt,
Ach! ist das Band, woran man dich
Zum Tode morgen bringt.

Und diese Hand — mit sanftem Muth
Wird sie von dir geküßt!
O! wüßtest du, daß morgen Blut,
Dein Blut von dieser fließt!

Wohl dir! genieß in Glück und Ruh
Der kurzen Lebensfrist!
Was hilf es dir, ach, wüßtest du,
Was dir beschieden ist!

Der Schneemann.

Der schöne Schneemann — ei wie groß!
Ein riesenmäßiger Coloß ...
Doch ach! die liebe Sonne scheint,
Und er zerrinnt, eh' man's gemeint.

Ihm gleicht ein eitler, leerer Kopf.
Von weitem glänzt der arme Tropf:
Doch der Verstand beleucht' ihn nur,
So schmilzt dir schimmernde Figur.

Der thörichte Wunsch.

O! daß ich nicht ein Vogel bin,
So schnell und federleicht,
Der über Berg und Thäler hin
In Augenblicken streicht!

Dann flög' ich über Land und See,
Durchreis'te jeden Ort,
Wär' bald im Thal, bald in der Höh,
Bald hier, bald wieder dort.

Dann sucht' ich stets den Ort mir aus,
Wo Lenz und Sommer blühn,
Und dankte mir mein flüchtig Haus
An schönsten Oertern hin.

Bald schwäng' ich mit der Lerche Schall
In Lüften mich empor:
Bald schlüg' ich, wie die Nachtigall,
Aus dunkeln Sträuchen vor.

Bald flög' ich, wie ein Adler fliegt..
Doch — welch ein Schuß geschah?
O weh! ein armer Vogel liegt
In seinem Blute da.

Wohl mir, daß ich kein Vogel bin!
Jetzt würd' ich nicht mehr sein.
Gott dankend, will ich künftighin
Mich meiner Menschheit freun.

Die Bienen.

Tragt nur in die Zellen ein,
Kleine Honigsammlerinnen!
Jetzt bei warmem Sonnenschein
Sucht ihr Schätze zu gewinnen.
Müßiggänger haßt man hier!
Fleiß und Arbeit sind euch Freude,
Und das Beste sammelt ihr
Auf der blumenvollen Weide.

Wenn nun bald ein rauher Nord
Ueber jene Hügel streichet,
Und die schönen Blumen dort
Von der bunten Flur verscheuchet;
Dann sitzt ihr in Sicherheit:
Voll sind eure Vorrathskammern,
Und euch lehrt die Dürftigkeit
Nicht vor andern Thüren jammern.

Doch ihr sorgt nicht nur für euch;
Nein, bei eurem süßen Fleiße
Seid ihr auch für andre reich,
Dankbegierig, milde, weise:
Ihr verzinst das kleine Haus
Reichlich dem, der es erbauet,
Und er leiht mit Wucher aus,
Der euch in der Theurung trauet.

Euer blühendes Geschlecht
Mögt jährlich sich vermehren,
Und das weise Bürgerrecht
Nie ein falscher Fremdling stören:
Blumen will ich pflanzen, hier
Jedes Blümchen sorgsam schonen,
Und ihr sollet mich dafür
Einst mit Honigseim belohnen.

Der Kräusel.

Mein Kräusel hüpfet froh umher,
Wenn ich ihn fleißig treibe:
Doch ganz unthätig liegt er hier,
Wenn ich in Ruhe bleibe. —

Wer stets dem Glück im Schooße ruht,
Wird oft zur Tugend träge:
Doch er wird thätig, weise, gut,
Fühlt er des Unglücks Schläge.

Der Morgen.

Willkommen schöner Morgen!
Wär' ich nicht früh erwacht,
So bliebst du mir verborgen,
Als wär's noch immer Nacht.
Lust, Wunder und Entzücken
Begegnen meinen Blicken:
Schön ist's, wohin ich seh',
Im Thal' und auf der Höh'.

Wie Diamanten blitzen,
So blitzt der Sonnenstrahl
Im Thau. Der Berge Spitzen
Sind schön und schön das Thal.
Rings um mich her ist Freude
Im Feld und auf der Weide!
Schön ist's, wohin ich seh',
Im Thal und auf der Höh'.

Ihr wißt nicht, reiche Prasser,
Was ihr für Glück verschlaft,
Seid eurer eignen Hasser,
Und durch euch selbst bestraft!
Verschlaft die schönsten Stunden,
Nie sei von euch empfunden,
Was diese schöne Welt
Für Wunder in sich hält!

Ich aber will es fühlen. —
Indem die Weste mir
In Locken lieblich spielen,
Sitz' und betracht ich hier.
Gott! ist mein irdisch Leben
Mit so viel Glück umgeben,
Was wird das Leben sein,
Das dort uns soll erfreun!

Der Aufschub.

Morgen, morgen, nur nicht heute!
Sprechen immer träge Leute,
Morgen! heute will ich ruhn!
Morgen jene Lehre fassen,
Morgen diesen Fehler lassen,
Morgen dieß und jenes thun!

Und warum nicht heute? morgen
Kannſt du für was anders ſorgen!
Jeder Tag hat ſeine Pflicht.
Was geſchehn iſt, iſt geſchehen;
Dieß nur kann ich überſehen;
Was geſchehn kann, weiß ich nicht.

Wer nicht fortgeht, geht zurücke;
Unſre ſchnellen Augenblicke
Gehn vor ſich, nicht hinter ſich.
Das iſt mein, was ich beſitze,
Dieſe Stunde, die ich nütze,
Die ich hoff', iſt die für mich?

Jeder Tag, iſt er vergebens,
Iſt im Buche meines Lebens
Nichts, ein unbeſchriebnes Blatt!
Wohl denn! Morgen, ſo wie heute,
Steh' darin auf jeder Seite
Von mir eine gute That.

Das Vergnügen, wohl zu thun.

Der arme Mann! die Gabe,
Die ich gegeben habe,
Was bringt ſie mir für Seligkeit!
Mein Herz fühl' ich erweitert,
Und meine Stirn' erheitert
Voll himmliſcher Zufriedenheit.

Sein Auge floß von Zähren,
Den Dank mir zu gewähren,
Schien jeder Ausdruck ihm zu ſchwach:
Mir drückt er mit Entzücken
Die Hand, und ſah mit Blicken
Der Wehmuth unverwandt mir nach.

Iſt Mitleid mit dem Armen
Und Wohlthun und Erbarmen
Mit ſo viel reiner Luſt verwandt:
So ſei in meinem Leben
Mir oft dieß Glück gegeben,
Und immer offen meine Hand.

Die Vorſicht.

Ein junges, muthiges Roß,
Dem Arbeit nicht ſo wohl gefiel
Als Freiheit, Müßiggang und Spiel,
Riß ſich von ſeinem Jochr los,
Und floh davon auf grüne Weiden
O! welche Freuden;

Der Lenz und Sommer ſtrich
In frohem Müßiggange hin,
Ihm kam die Zukunft nicht in Sinn:
Es lebte jetzt und freute ſich;
Allein der Winter nahm die Freuden
Den grünen Weiden.

Die Wieſen wurden leer!
In Lüften ſtürmt ein rauher Nord;
Das Pferdchen floh von Ort zu Ort,
Und fand kein Dach, kein Futter mehr;
Jetzt warf es ängſtlich ſeine Blicke
Auf ſich zurücke.

Ich Thor! rief es, ach; ach!
Hätt' ich die kurze, ſchöne Zeit
Das bischen Arbeit nicht geſcheut!
Jetzt hätt' ich Haber, Heu und Dach.
Wie ſchändlich! für ſo kurze Freuden
So lang' zu leiden!

Scherzhafte Lieder.

Die Haſelſträuche.

Heil euch, verwachsnen Haſelſträuchen!
Wie ſehr liebt euch die Jugend nicht!
In euere Schatten ſeh ich manchen Schäfer ſchleichen
Mit ſeiner Schäferin, ſobald die Sonne ſticht.
Warum denn ſchleichen ſie hinein? —
Es wird des Schattens wegen ſein.

Heil euch, fruchtbaren Haſelſträuchen:
Auch wann die Sonne nicht mehr ſticht,
Im Herbſt ſeh ich ſehr oft den Schäfer zu euch ſchleichen
Mit ſeiner Schäferin: des Schattens wegen nicht;
Warum denn ſchleichen ſie hinein?

An ein junges Mädchen.

Du kleine Blondine,
Bezauberſt ja ſchon!
Die ſprechende Miene
Kann bitten, kann drohn.

Schon hebrt den Schleier
Die wachſende Bruſt,
Die Blicke ſind Feuer
Und tödtende Luſt.

Schon ladet zum Küßchen
Der ſchwellende Mund,
Schon wölbet dein Füßchen
Sich niedlich und rund.

Du ſingeſt, du ſpieleſt,
Du tanzeſt, wie ſchön!
Und wüßt, was du fühleſt,
Dir ſelbſt nicht geſtehn.

Die Mutter mag ſagen,
Du ſeiſt noch ſo klein:
Du darfſt es nur wagen,
Es nicht mehr zu ſein.

Noch kleiner, Roſette,
Iſt Amor, als du. —
O! laß ihm zum Bette
Dein Herzchen doch zu!

Das goldene und eiſerne Zeitalter.

Wo Fürſten und Tyrannen wüthen,
Wenn man nicht glaubt, was ſie gebieten,
Und Dummheit den Verdienſten bräut:
Da herrſchet die eiſerne Zeit.
Doch wo ein guter König thronet,
Der Bosheit ſtraft, der Tugend lohnet,
Die Künſte hebt und gern verzeiht:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo Nachbarn übee Kleinigkeiten
Mit Nachbarn vor Gerichte ſtreiten,
Und Geld mehr gilt als Billigkeit:
Da herrſchet die eiſerne Zeit.
Wo Brüder Brüder nie verklagen,
Und gern bei Gläſern ſich vertragen,
Wenn ſie ein kleiner Krieg entzweit:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo man reimreiche matte Thoren,
Und wären ſie hochwohlgeboren,
Mit Epheu krönt und Wunder ſchreit:
Da herrſchet dir eiſerne Zeit.
Wo zauberiſche Flöten ſpielen,
Und Dichtern, deren Lied wir fühlen,
Die Welt verdienten Weihrauch ſtreut:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo Mädchen ohne Liebe küſſen,
Und mehr als ihre Mütter wiſſen,
Und buhlen blos aus Lüſternheit:
Da herrſchet die eiſerne Zeit.
Wo ſie erröthend widerſtreben,
Um ſiegender ſich zu ergeben,
Beſiegt von Treu' und Zärtlichkeit:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo man gefärbten Wein verkaufet,
Naumburger Wein Burgunder taufet
Durch Sanfen guten Wein entweiht:
Da herrſchet die eiſerne Zeit.

Doch wo er angeschwefelt blinket,
Wo man empfindet, was man trinket,
Mit Freunden trinkt, sich dessen freut:
Da blühet die goldne Zeit.

Wo Schönen griechisch disputiren
Und mit Gronamn Kriege führen,
Von Dintenflecken nie befreit;
Da herrschet die eiserne Zeit.
Doch wo sie Gelerten empfinden,
Mit feinem Witz Verstand verbinden,
Das Herz nicht den Verstand entweiht:
Da blühet die goldene Zeit.

Wo man die Schwermuth Weisheit nennet,
Dem Jüngling kein Glück vergönnet,
Das ihm der Jahre Lenz gebeut:
Da herrschet die eiserne Zeit.
Wo bei der Jugend leichten Tänzen
Der Greis gekrönt mit Rosenkränzen
Sich der geoffnen Jugend freut:
Da blühet die goldne Zeit.

Der Jüngling an die Freude*).

Du Freude bist mit mir geboren:
Einst unter jenem Rosenstrauch
Hast du mir ewig Treu' geschworen,
Und diese schwör' ich dir jetzt auch.

Du hüpftest, mir als Kind, zur Seiten
Und ludst mich durch Näscherei'n,
Geschwätz und Scherz und Fröhlichkeiten
Zu deiner zarten Freundschaft ein.

Bald sannst du kleine Pfänderspiele
Mit andern art'gen Kindern aus:
Du liefst mit mir bald nach dem Ziele,
Brachst bald mir einen Blumenstrauß.

Du wischtest mir der Kindheit Zähren
Mit bunten Vogelschwingen ab,
Und lehrtest mich der Last entbehren,
Die mir mein kleines Glück nicht gab.

Als Jüngling gabst du meinen Sinnen
Gefühl für Grazie und Scherz:
Für mich gabst du den Schäferinnen
Gefälligkeit und Lieb' ins Herz.

Du gabst mir Flügel an die Füße
Zum Tanz bei süßer Harmonie:
Du schafftest mir neu Spröden Küsse,
Und du, du selber würztest sie.

Du gabst mir treue Freund' und Brüder,
Geschmack für Liebe, Wein, Gesang:
Drum preisen dich auch meine Lieder,
Drum preis't in ihnen dich mein Dank.

Soll mir einst Hymens Fackel brennen,
So zünde du sie selber an,
Und laß mich keine Gattin kennen,
In der ich dich nerkennen kann!

Die kleinen Pfänder meiner Liebe
Hilf du mir selber aufersiehn:
Nie sei ihr Himmel schwül noch trübe,
Damit sie dir zu Ehren blühn.

Erwärm' auch, wenn ich älter werde,
Noch liebreich mein erkaltend Herz,
Und schmücke auch für mich die Erde
Mit Fröhlichkeit; Gesang und Scherz:

Und führe mich zu meiner Bahre
Nicht kramm, nein heiter, wie zum Tanz,
Und schlag' am meine Lilienhaare
Noch sterbend deinen Rosenkranz!

Der Mann an die Freude.

O Freude, die du dirses Leben
Mir immer noch erträglich machst,
Und wenn ja Stürme sich erheben,
Mit manchem Sonnenblick mir lachst:

Wie preis' ich dich! Schon auf dem Schoße
Der saasten Mutter kannt' ich dich,
Ich pflückt' an ihrer Brust die Rose
Und scheute nicht der Dornen Stich.

Sobald kein Leitband mich mehr hielte,
Verfolgt' ich deine Blumenspur:
Dich fand ich überall: dich fühlte
Ich auf der lächelnden Natur.

Dich hascht' ich mit vergnügten Sprüngen
Auf Wiesen und am Wasserfall,
In Würmchen und in Schmetterlingen
Und in dem leichten Federball.

Kaum hing am Kinn die Pfannenfeder,
So trugest du in meinem Blut
Durch das sanft schwellende Gefäßer
Ins junge Herze frohen Muth.

Gab mir das Glück nicht Geld und Ehre,
So gab es mir ein Saitenspiel,
Und du gabst mir die weise Lehre,
Zur Freude brauche man nicht viel.

Dich schlürft' ich, hatt' ich Wein, im Weine,
Dich zog ich auch im Wasser ein:
Du träumtest still mit mir im Haine,
Und scherztest in der Mädchen Reih'n.

Raubt' ich aus ihren blonden Locken
Ein Band, entriß ich ihrer Brust
Der Hyacinthe Silberglocken:
So lacht' ich aller Fürsten Lust.

O laß mich dich als Mann noch fühlen!
Gieb mir ein stets zufrieden Herz,
Und denen, die jetzt um mich spielen,
Stets meiner ersten Jahre Scherz.

So seh' ich mich verjüngt in ihnen
Und tanz', indem die Schläfe mir
Von Kränzen, die sie winden, grünen,
Mein Leben durch, geführt von dir.

Gieb mir am Abend meiner Tage
Ein fröhlich Alter, ohne Stab,
Ein Sterbekissen, ohne Klage,
Ein spät und ein geruhig Grab.

Ja, breit' auf dieß selbst deine Flügel,
Daß es kein finstrer Gram entweih:
Und meines Grabes Blumenhügel
Die Ruhstatt deiner Kinder sei!

Die zufriedene Liebe.

An Chloen.

O Chloe! in dem Schatten hier
Genieß mit mir dein Leben!
Die Götter können dir und mir
Kein größer Glücke geben.

Der Baum, der uns jetzt Schatten giebt,
Wird bald den Lenz betrauern;
Doch soll auch unsre Zärtlichkeit
Des Lebens Winter dauern.

Wir leben still, wir leben frei
Und ringen nicht nach Freuden,
Die allzulaut und ungetreu,
Sobald sie kommen, scheiden.

Was brauchen wir des Glückes Gunst
Mit seinen Gütern allen?
Die Liebe lehrt uns ja die Kunst,
Uns ewig zu gefallen.

*) Dieses Lied ist mit dem folgenden einerlei Inhalts. Der Verfasser hatte es verlegt, und verfertigte nach einerlei Ideen das folgende. Es fand sich wieder. In der Ungewißheit, welches den Vorzug hat, läßt er von beiden dem Leser die Entscheidung.

Christian Hermann Weiße,

zu Leipzig im Jahre 1801 geboren, Enkel vom Verfasser des „Kinderfreundes," studirte Jurisprudenz, ließ sich aber 1822, um Geschichte zu lesen, in seiner Vaterstadt nieder. Mehr und mehr der moniſtiſchen Schule zugewandt, wurden seine Vorlesungen seit 1825 immer entschiedener philosophisch; doch wurde bald seine Abweichung von der hegelschen Ansicht bemerklich. Von Jena mit der theologischen Doctorwürde beschenkt, zog er sich 1837 gänzlich von dem öffentlichen Lehramt auf seinen Landsitz zu Stötteritz bei Leipzig zurück. In neuester Zeit wandte er sich wieder dem Katheder zu.

Er gab heraus:

Ueber den Begriff, die Behandlung und die Quellen der Mythologie. Leipzig, 1827.
Ueber den gegenwärtigen Standpunkt der philosophischen Wissenschaft. Leipzig, 1829.
System der Aesthetik als Wissenschaft von der Idee der Schönheit. Leipzig, 1830.
Ueber das Verhältniß des Publikums zur Philosophie im Zeitpunkte von Hegels Abscheiden. Leipzig, 1832.
Ueber die Legitimität der gegenwärtigen französischen Dynastie. Leipzig, 1832.
Die Idee Gottes. Dresden, 1833.
Die philosophische Geheimlehre über die Unsterblichkeit des menschlichen Individuums. Leipzig, 1834.
Theodicee, in Reimen. Dresden, 1834.
Blicke in von der Auferstehung. Dresden, 1836.
Grundsätze der Metaphysik. Leipzig, 1835.
Kritik und Erläuterung des goethe'schen Faust, nebst einem Anhang zur sittlichen Beurtheilung Goethe's. Leipzig, 1837.
Die evangelische Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet. Leipzig, 1838.

Ein scharfer und gründlicher philosophischer Denker, schloß sich W. anfangs dem neuesten Systeme an, schritt aber über dasselbe hinaus und suchte, vorzüglich in seinen letzten Schriften, die wirkliche Welt mit den philosophischen Gedanken in Einklang zu bringen und Beiden, ohne daß sie einander beeinträchtigten, ihr gutes Recht zu erhalten und ihnen vollkommene Geltung zu gewähren.

Heinrich Hatzbold von Weißensee, s. Minnesinger.

Johanna Franul von Weißenthurn,

1773 zu Kobienz geboren, war die Tochter eines gewissen Gründergs, der Anfangs baierischer Offizier, zuletzt aber Schauspieler war und früh starb. Sie wuchs unter dürftigen Verhältnissen auf, betrat in ihrem 15. Jahre zum ersten Male die Bühne zu München; erhielt dann einen Ruf als Hofschauspielerin nach Wien, den sie annahm. Sie vermählte sich dort mit dem Patricier von Weißenthurn aus Fiume, erhielt 1829 vom Kaiser die goldene Ehrenmedaille, und trat nach langem Wirken 1841 mit entschiedenster Anerkennung von der Bühne ab.

Sie schrieb:

Schauspiele. Wien, 1810. 6 Bde. 7r u. 8r Bd. Berlin, 1817. 9r—12r Bd. 1820—29.

In guter Schule gebildet, erkannte J. v. W. was besonders auf der Bühne wirkte, und schrieb in diesem Sinne, ohne der Wahrheit und dem guten Geschmacke zu nahe zu treten, ihre dramatischen Arbeiten, welche sich auch durchgängig freundlichen Beifalls zu erfreuen hatten und von denen mehrere, namentlich einige sehr gelungene Lustspiele, sich fortwährend auf dem Repertoire erhalten haben.

Friedrich Christoph Weißer,

geboren zu Stuttgart am 7. März 1761, wurde zuerst Landschaftssekretär, 1807 Obersteuerrath und zuletzt königl. württembergischer Oberfinanzrath. Seit 1822 wurde er in den Ruhestand versetzt. Er starb 1836 im Januar.

Von ihm erschien im Druck:

Acht Romanzen. Leipzig, 1804.
Kleine Satyren. Leipzig, 1805.
Singgedichte. Zürich, 1805 u. 1806. 2 Thle.
Die Mährchen der Scheherezade. Leipzig, 1809.
Scherz- und ernsthafte Miscellen. Leipzig, 1808.
Satyrische Blätter. Leipzig, 1812. 2 Thle.
Mährchen. Frankfurt, 1816.
Schalkheit und Einfalt. Berlin, 1822. 2 Thle.
Poetische Satyren. Berlin, 1823.
Lilien und Rosen. Ulm, 1823.
Poetisch-satyrische Pinselstriche. Ulm, 1823.
Muse und Muße. Ulm, 1824.
Ernste und heitere Stunden. Berlin, 1824.
Ernste, fröhliche und scherzende Muse. Halle, 1826. 2 Thle.
Neue Sammlung prosaischer Werke. Augsburg, 1827. 3 Thle.
Mit F. Haug: Epigrammatische Anthologie. Zürich, 1807—1809. 10 Thle.

W. war nicht ohne Witz und Talent für die Form, arbeitete aber zu flüchtig und leichtfertig, um etwas Bedeutenderes zu leisten. Am gelungensten sind einige seiner Epigramme.

Johann Ignatz Weitzel

ward am 24. October 1771 zu Johannisberg geboren und sollte nach dem Willen seines Vaters Schneider werden; allein da er zu etwas Höherem sich bestimmt fühlte, ging er auf die Schule zu Mainz, wo er sich durch seine eigene Kraft durchhelfen mußte. Seine academischen Studien vollendete er zu Jena und Göttingen. In sein Vaterland zurückgekehrt versah er bei der französischen Behörde bis 1800 mehrere Aemter. Darauf begab er sich nach Mainz und wurde dort bald Professor am kaiserlichen Lyceum. 1815 nahm er einen Ruf als

Hof- und Revisionsrath nach Wiesbaden an, und 1820 ward er Bibliothekar, wo er am 8. Januar 1837 starb.

Seine Schriften sind:

Egeria, Monatsschrift für Geschichte, Gesetzgebung und Politik. Frankfurt, 1801.
Lindau, oder der unsichtbare Bund. Frankf. 1805.
Egeria, oder die Feindschaft aus Liebe. Mainz, 1809.
Rheinisches Archiv für Geschichte und Literatur, mit Nicolaus Vogel. Mainz, 1810.
Denkschrift van Napoleon Buonaparte. Mainz, 1814.
Angust und Wilhelmine. Mainz, 1815. 2 Thle.
Hat Deutschland eine Revolution zu fürchten? Mainz, 1829.
Vermischte Schriften. Mainz, 1820 u. 21. 3 Thle.
Das Merkwürdigste aus meinem Leben. Mainz, 1824. 2 Thle.
Der heilige Bund. Wiesbaden, 1823.
Europa in seinem gegenwärtigen Zustande. Wiesbaden, 1824.
Betrachtungen über Deutschland. Leipzig, 1828.

Ein gründlich durchgebildeter, kenntnißreicher, scharfsinniger, geschmackvoller Publicist und dialectischer Schriftsteller, voll Klarheit und Kraft, erwarb sich W. vorzüglich durch seine trefflichen geschichtlich-philosophischen Entwickelungen und seinen echten, auf Ueberzeugung beruhenden Liberalismus einen sehr geachteten Ruf.

Karl Theodor Welcker

ward zu Oberfleidin bei Marburg am 20. März 1790 geboren und studirte die Rechte zu Gießen und zu Heidelberg; dann widmete er sich der akademischen Laufbahn, bekleidete nach einander Professuren der Rechte in Gießen, Bonn und endlich seit 1822 zu Freiburg im Breisgau. Hier wirkte er mit großer Kraft für den Liberalismus, und zeichnete sich besonders als Deputirter auf dem Badenschen Landtage aus, wo er vorzüglich 1830 lebhaft für die Preßfreiheit sprach. Unermüdlich fuhr er seit dieser Zeit fort, in Reden und Schriften seine Ansichten und seine Ueberzeugung auszusprechen, Anfangs mit großer Heftigkeit, später ruhiger und gemäßigter. Auf einer Reise durch den Norden Deutschlands in neuester Zeit erhielt er überall die unzweifelhaftesten Beweise der Anerkennung von einem großen Theile der Nation, wurde jedoch nach seiner Rückkehr quiescirt.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Die letzten Gründe von Recht, Staat und Strafe. Gießen, 1813.
Die vollkommene und ganze Preßfreiheit nach ihrer sittlichen, rechtlichen und politischen Nothwendigkeit. Freiburg, 1830.
Die Universal- und die juristisch-politische Encyklopädie und Methodologie. Stuttgart, 1829. 1. Bd.
Ueber das rechte Verhältniß von bürgerlicher Ordnung, Kirche und Schule, mit Rücksicht auf badische Staatsgrundsätze. Freiburg, 1828.
Oeffentliche artenmäßige Vertheidigung gegen die öffentliche Verdächtigung der Theilnahme oder Mitwissenschaft an demagogischen Umtrieben. Stuttgart, 1823.
Die Vervollkommnung der argauischen Entwickelung des deutschen Bundes zur bestmöglichsten Förderung deutscher Nationaleinheit und deutscher staatsbürgerlicher Freiheit. Karlsruhe, 1831.

Viele einzelne Aufsätze und Abhandlungen in Zeitschriften, wie z. B. dem Kieler Blättern, dem Freisinnigen ꝛc. — Seit 1834 gab er gemeinschaftlich mit v. Rotteck (S. d. Artikel) und nach dessen Tode allein das Staatslexikon heraus, aus welchem mehrere von ihm geschriebene Artikel auch besonders abgedruckt erschienen.

Ueber W's Wirken kann erst die spätere Zeit entscheiden, da er sich noch zu sehr innerhalb der Gegenwart und ihrer Bewegungen befindet. Ein ebenso gründlicher als scharfsinniger Rechtskundiger und Rechtslehrer, hat er durch seine unerschrockene Vertheidigung der Preßfreiheit und des Liberalismus einen sehr bedeutenden und bleibenden Einfluß auf das gesammte Deutschland ausgeübt.

Gebhardt Leberecht Blücher, Fürst von Wahlstadt*): (und der große deutsche Freiheitskrieg).

(Aus von Rotteck's und Welcker's Staats-Lexikon. Band II.)

Kräftige menschliche Bestrebungen und Thaten bilden an sich einen würdigen Gegenstand menschlicher Betrachtung. Höheren Werth erhalten sie, wenn ihr Gegenstand groß ist, den höchsten, wenn sie zugleich ihrem Schauplatz und Zusammenhang nach einem der großen Hauptacte im Drama der Menschengeschichte angehören und bedeutend in denselben eingreifen. Mit den bedeutendsten, mit den unglücklichsten wie mit den ruhmvollsten Ereignissen, welche seit Jahrhunderten das deutsche Vaterland erlebte, mit den wichtigsten Veränderungen, welche der staats- und völkerrechtliche Zustand von Europa und vorzüglich von Deutschland in der Periode der neueren Zeit erfuhr, ist der Name Blücher unzertrennlich verbunden. Wie verschieden auch bedeutende historische Personen, ihre Verdienste und ihre Mängel, je nach den verschiedenen Standpunkten der Menschen beurtheilt werden mögen, in einem Punkte werden, was Blücher betrifft, alle sich leicht vereinigen, welche die erhebende Zeit der großen Freiheitskämpfe sich lebhaft vergegenwärtigen wollen: unter allen den hohen und glänzenden Namen aller europäischen Nationen, welche in den Jahren 1813, 1814, 1815 gegen die Napoleonische Welttyrannei kämpften, trat wenigstens in der Zeit dieser glorreichen Kämpfe selbst keiner mehr hervor, als der Name Blücher. Bei Freund und Feind, im In- und Ausland, bei der Jugend, im Volk und in den Heeren hat Niemand eine allgemeinere moralische Bewegung der Begeisterung und des Schreckens, der Liebe und des Hasses bewirkt, als der „Marschall Vorwärts", als der „Vater Blücher", der jugendlich feurige Greis von mehr als siebenzig Jahren.

Solche erhebende, solche aereinigende und vorwärts treibende Begeisterung in schwerem gemeinschaftlichen Kampfe ist sicher der Wirkung nach an sich schon höchst bedeutend; alsdann zumal, wenn so, wie damals, der Sieg nur durch so viele und große freiwillige Opfer und Anstrengungen zu hoffen ist, und wenn es gilt, die schwerfällige, locker verbundene Masse so vieler Regierungen, so verschiedenartiger Volksstämme und Heere einem Gegner, wie Napoleon, gegenüber zusammen zu halten und zu nachdrücklichen harmonischen Bewegungen gegen das gemeinschaftliche Ziel zu bestimmen. Nicht gut historisch aber wäre es, die genügenden Gründe von großen Dingen nur allein in kleinen Ursachen, die Kräfte zu großen Thaten lediglich in Aeußerlichkeiten und Zufälligkeiten oder in nur unbedeutenden und kleinlichen persönlichen Eigenschaften suchen zu wollen.

Schon jene große Wirksamkeit für unseren öffentlichen Zustand und die wesentlich politischen Kräfte, durch welche diese Wirkung hervorgebracht wurde, fordern natürlich auch das Staats-Lexikon zu einer Betrachtung derselben auf.

Aber selbst die Betrachtung der höheren Bedeutung und des ganzen Zusammenhanges jener Freiheitskämpfe scheint vorzugsweise an diese Persönlichkeit sich knüpfen zu wollen. Blücher hatte bereits nicht blos in den früheren Revolutionskriegen 1793 und 1794 und in dem unglücklichen Feld-

*) Die vielen Quellen hat mit großer Vollständigkeit die ausführlichste Biographie Blüchers, die von Varnhagen von Ense (Biographische Denkmale Thl. III. S. 621 — 688) angegeben. Einige eigene standen dem Verfasser dieser Zeilen zu Gebot.

zuge von 1806 mit einer damals seltenen, mit der hervortretendsten Auszeichnung gekämpft. Er, der Greis Blücher, war auch im ganzen Befreiungsheere der Einzige, der zugleich die Schlachten des siebenjährigen Kriegs und die von Leipzig und Belle-Alliance mitgekämpft hatte, und in dessen früherer Lebensgeschichte nur allein ein Ereigniß hervortritt, welches so, wie für seinen eignen Charakter, so auch für die Zeit Fridrichs des Großen bezeichnend ist.

Seit der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts aber begann, seit der französischen Revolution trat sichtbarer hervor, und durch den siegreichen Ausgang der großen Freiheitskriege und die Verwirklichung der sie eröffnenden fürstlichen Verheißungen sollte sich glücklich entscheiden ein großer Entwicklungskampf für Deutschland und Europa. In reichen, großen und drangvollen Ereignissen, wie sie oft der lange Lauf vieler Jahrhunderte nicht vereinigt, wie man sie seit der kirchlichen Reformation im sechszehnten Jahrhunderte nicht sah, wollte sich gegen Ende des achtzehnten und im Anfange des neunzehnten eine neue Reformation, eine neue Bildungsperiode entwickeln. Es war dir politische Reformation, welche an die Stelle des Feudalwesens und der feudalistischen Verfassungen und desjenigen, was von der hierarchischen blinden Glaubensgewalt in sie zu verwachsen war, freie Nationalstaaten, freie staatsbürgerliche Verhältnisse und Verfassungen setzen wollte. Sehr erklärlich aber erhielten die bewußteren wie die unbewußteren Bestrebungen für die neue politische Zeit zuerst mehr einen negativen Charakter, das heißt, sie zerstörten nur die alten Formen und Verfassungen der Feudalzeit, ohne daß noch die neuen Formen und Verfassungen gegründet oder befestigt wurden. Bis zu einem gewissen Grade geht ja überhaupt von selbst die Zerstörung des alten Baues dem neuen voraus. In den großen, schwer ganz zu umfassenden Verhältnissen von Religion und Politik aber werden außerdem nur allzugewöhnlich die Gegner der einen, einseitigen Richtung, durch die menschliche Schwäche, zuerst selbst zu der entgegengesetzten Einseitigkeit fortgerissen. Selbst so große Geister, wir Voltaire und Fridrich der Große, bekämpfen, bei allem Ernst der Gesinnung für's Gute doch nicht den Aberglauben, ohne den Glauben zu zerstören, aber ohne auf die Seite des Unglaubens zu treten, nicht die Anarchie, sei es eine feudale oder eine demokratische Anarchie, ohne durch Zerstörung und Anfeindung aller Freiheit einem eben so verderblichen Absolutismus in die Hände zu arbeiten. Die Gegner des Unglaubens und des Despotismus dagegen suchen uns wieder dem Mystizismus und der Anarchie zu überliefern. Nur die allmälig in den Vor- und Rückschwankungen gewonnene praktische Bildung oder der Einfluß seltner bildungskräftiger Männer führt die Völker zur glücklichen Vereinigung von Religion und Aufklärung, von Ordnung und Freiheit. Die natürlichen Folgen nun aber von der Zerstörung der alten politischen Formen und Verfassungen der Feudalzeit, ohne daß noch die neuen staatsbürgerlichen repräsentativen Verfassungen gegründet oder fest und wirksam wurden, mußten in Europa unvermeidlich die absolute despatische Gewalt der an der Spitze stehenden monarchischen oder republikanischen Machthaber begründen. Vollends aber entstand in Frankreich zuerst ein furchtbarer Despotismus. Theils geschah dies durch die verderbteste absolute Königsmacht, durch die unter ihr ausgebildete Verderbniß des französischen Volks, endlich durch die maßlose Selbstsucht und Herrschsucht Napoleons, des übermächtigen Erben der französischen Revolution. Mit allen durch das Freiheitsstreben, durch die Revolution selbst aufgeregten, ihr längere Zeit bewußtlos dienstbaren Kräften schien diese Napoleonische Herrschaft, welche sich an die Stelle der erstrebten Freiheit setzte, in den innern und äußern Verhältnissen aller europäischen Nationen eine Unterjochung täglich mehr ausbilden zu wollen, die um so unerträglicher wurde, je allgemeiner der Widerspruch derselben mit den angeregten Ideen, mit der Bestimmung der Zeit, mit der innern und äußern oder der nationalen und der verfassungsmäßigen Freiheit erkannt wurde. In dem Streben für diese doppelte Freiheit mußte also ebenso der Kampf der übrigen europäischen Völker gegen Frankreich entbrennin, wie er früher zum Theil von der absolut gewordnen Fürstengewalt gegen die von Frankreich ausgehende Verbreitung der Freiheitsgrundsätze geführt wurde. Schon sehr frühe war in der französischen Revolution nicht blos das Streben nach Freiheit in innere Anarchie und Despotie, sondern auch in Verletzung gegen fremde Nationen übergegangin. Und bald wurde jetzt alle Gewaltthat der absoluten französischen Könige, nomentlich auch gegen Drutschland, überboten. Verblendung und Ehrgeiz hatte insbesondere einen großen Theil der Franzosen, und namentlich die Heere, zu Genossen und Werkzeugen der Napoleonischen Unterdrückung, und als solche auch zu den Feinden der für ihre Freiheit kämpfenden Völker gemacht. Aber auch die Franzosen kehrten, wie sich nachher zeigen wird, vorzüglich durch den deutschen Freiheitskrieg, von ihrer Verblendung und einseitigen Richtung allmälig mehr und mehr wieder zur ursprünglich erstrebten Freiheit zurück.

In diesen großen europäischen Entwicklungskampf fällt Blüchers Leben und Wirken. Blücher war zu Rostock den 16. Dec. 1742 geboren. Sein Vater, ebenso wie seine Mutter aus Mecklenburg abstammend, war Rittmeister in hessencasselschen Diensten gewesen, und hatte sich auf sein kleines Rittergütchen Grabenow zurückgezogen. Wir wissin von ihm fast nur, daß ihn, wie die Mutter, der Sohn mit dankbarer Verehrung nannte, und dann, daß er gegen einige Tauben, welche diesem Sohn bei seiner Geburt einen aus den Schäferliedern seiner Zeit geborgten fremden, idyllischen Namen zudachten, statt desselben nirimehr die für ihn passenderen kräftigen deutschen: Gebhardt Leberecht, durchsetzte. Die Unruhen des langen Haders zwischen dem Herzog und der landständischen Ritterschaft hatten den Vater vor Blüchers Geburt bewogen, nach Rostock zu ziehen. Die des siebenjährigen Krieges bestimmten ihn später, seine Söhne Ulrich und Gebhardt auf die Insel Rügen zu seinem Schwiegersohne v. Krackwitz zu schicken. In Mecklenburg wie auf Rügen mag wohl wenig wissenschaftlicher Unterricht die Knaben an das Zimmer gefesselt haben. Selbst die französische Sprache hatte, in einer Zeit, wo alle deutsche Nationalität in elender Nachäfung des Franzosenthums unterzugehen schien, Blücher, der einst in Paris deutsch sprechen und dem deutschen Namen seine Achtung wieder erwecken sollte, nicht erlernt. Desto kräftiger entwickelte er unter freiem Himmel, bei einiger Theilnahme an landwirthschaftlicher Thatigkeit und bald auf wildem Roß, bald auf dem stürmenden Meer im Wettkampf mit seinen Altersgenossen in freiem glücklichen Jugendleben seine kräftige, unverwüstliche körperliche Constitution, seine Tugenden der Körpergewandtheit, des kühnen unerschütterlichen Muthes, des gesunden Sinns und Blicks und des tüchtigen Charakters, so wie die unzerstörliche Heiterkeit und Lebenslust und seine offne gutmüthige Treuherzigkeit Geringe und Vornehme. Fischer am Ostseeufer der Insel Rügen erzählten, „daß ihre „Väter den Feldmarschall wohl gekannt, da sie noch Buben „gewesen und mit dem wilden Junker und einem älteren „Bruder Ulrich so manchen Streich ausgeführt hätten. Da „sei der Junker Leberecht immer voran gewesen. Was „Keiner gewagt, habe er unternommen, und Alle hätten ihm „gehorchen mussen, weil Keiner so großes Herz gehabt. Ihm „sei kein Baum zu hoch gewesen. In die Schluchten der „Kreidefelsen (wo heutiges Tags es angeschlagen ist, daß „wegen der Lebensgefahr Niemand hineinsteigen darf) kletterte „er hinab bis zu der Brandung des Meeres, ohne Schwindel. „Beim Sturme rief er seine Gefährten in den Nachen und „schlug mit dem Ruder gegen die empörten Wellen, als „wollte er sie schweigen heißen" *). Bei solcher Stimmung mußte das Soldatenleben in dem auf Rügen liegenden schwedischen Husarenregiment von Mörner anlocken. Aber die älterliche Zustimmung wurde verweigert. Da verließen im dritten Jahre des siebenjahrigen Krieges beide Knaben heimlich den Schwager und suchten Aufnahme in jenem Regiment. Sie erhielten, nachdim endlich der Vater eingewilligt hatte, die gewünschte Anstellung. Aber bald wurde auf einem Streifzuge in die Uckermark der vierzehnjährige Junker Gebhardt mit verwundetem Pferde von einer überlegenen Anzahl preußischer Husaren gefangen. Ein Husar nahm ihn vor sich auf sein Pferd. So nun trug dieses ihn seinem großen Schicksal entgegen. So brachte es den Preußen den Helden der Befreiungskriege. Dem preußischen Husarenobrist v. Belling gefiel der schöne muthige Knabe. Er gewann ihn lieb, behielt ihn auf sein Ehrenwort bei sich, und bot ihm wiederholt preußische Dienste an. Diese aber lehnte Blücher, so lange er noch seinen schwedischen Abschied nicht erhalten konnte, standhaft ab. Endlich nach einjährigem Harren glückte es durch einen günstigen Zufall, ihn zu erhalten. Blücher wurde preußischer Fahnenjunker, bald (1760) Cornet und Adjutant seines näterlichen Gönners, der ihn ausrüstete. Er half nun mit Eifer und Muth den siebenjährigen Krieg, welcher nach langer Zerrüttung und Erschlaffung die erste erhebende Bewegung in Deutschland erzeugte, muthig zu Ende kämpfen. Blücher focht mit Auszeichnung in den Schlachten von Kunersdorf und Freiberg, in welcher letzteren er verwundet wurde. Er rückte bis zum ältesten Stoabsrittmeister vor. Da fiel Belling in Ungnade bei Fridrich dem Großen und Blücher

*) Förster, der Feldmarschall S. 3.

wurde, ohnerachtet seiner Gegenvorstellungen, bei der nächsten Beförderung in der Zutheilung der Escadron einem jüngeren Rittmeister v. Jägerfeld nachgesetzt. Der König selbst hatte bereits diese Diensteinrichtung gegen Blüchers Vorstellungen genehmigt. Dennoch schrieb Blücher die kühnen Worte an seinen großen König: „Der von Jägerfeld, der „kein anderes Verdienst hat, als der Sohn des Markgra„fen von Schwedt zu sein, ist mir vorgezogen. Ich bitte Ew. Majestät um meinen Abschied." Friedrich befahl, ihm Arrest zu geben, damit er sich eines Bessern besinnen könne. Blücher saß und saß, dreiviertel Jahre lang, und blieb bei seiner Erklärung. Da erklärte seinerseits der König: „der Rittmeister von Blücher ist seiner Dienste ent„lassen; er kann sich zum Teufel scheeren." Blücher liebte leidenschaftlich den Kriegerstand. Er war damals vermögenslos, dazu verlobt mit einer ebenfalls vermögenslosen Braut, einer Fräulein von Mahlin, der Tochter eines ehemaligen sächsischen Obersten, der in Polen Güter gepachtet hatte. Nur die innere Empörung eines unabhängigen festen Charakters gegen das Unrecht, nur ein tiefes Gefühl für das Recht, welches Blücher in seiner Person verletzt glaubte, konnte ihn in solcher Lage, in solcher Zeit unbeschränkter Fürstenherrschaft, in welcher vollends im Militair schon der Zweifel an der Unfehlbarkeit königlichen Willens als Verbrechen galt, zu so kühnem, unerschütterlichem und aufopferungsvollem Rechtstrotz selbst gegen seinen großen König bestimmen. Es sind aber dieselben Gefühle und Kräfte, welche zum Kampf gegen fremde Unterdrückung und welche gegen die Willkür der verschiedensten Art im Inneren begeistern und stählen. Ein aufopferungsvoller, muthiger gesetzlicher Widerstand gegen Unrecht der Gewalt, zum Schutz des gemeinsamen Rechts, ist meist schwerer, oft heilsamer, als Angriff.

Blüchers Freunde fürchteten, er werde seine Verbindung aufgeben müssen. Er that es nicht. Er nahm ein Pachtgut seines Schwiegervaters in Unterpacht, heirathete und lebte mit seiner Gattin, die ihm sechs Kinder gebar, obwohl oft zum Kriegsdienst sich zurücksehnend, doch funfzehn Jahre lang glücklich in ländlicher Einsamkeit. Durch einsichtsvollen und eifrigen Betrieb des Landbaues, worin er als Muster galt, erwarb er sich bald ein kleines Landgut in Pommern und durch Charakter und Benehmen die Achtung und Liebe seiner Umgebung, so daß ihn, den geborenen Ausländer, die pommerischen Landstände zum Landrath der Provinz ernannten. Selbst der große König bezeugte ihm, der dem Lande einige Dienste geleistet hatte, wiederholt mündlich und in Briefen und durch Geldgeschenke seine Achtung und, wie es scheint, die Absicht, das Vergangene zu vergüten. Nur erlaubte eine falsche Vorstellung von der königlichen Würde nicht, dieses auf die auch nur den Schein eines königlichen Irrthums oder Unrechts eingestehende Weise, nämlich durch eine passende Wiederanstellung, zu thun. Die letztere war erst möglich nach Friedrichs Tode. Doch hielt zuerst gutmüthiges Nachgeben gegen die dringenden Bitten seiner Gattin Blücher ab, Schritte zur Erfüllung seiner Wünsche zu verfolgen. Einst aber, bei einer Heerschau in Pommern, bemerkte Friedrich Wilhelm II. mit Wohlgefallen einen Mann, der durch seine männliche Schönheit und als kühner trefflicher Reiter unter den Inschanern sich auszeichnete. Mit den Worten: „Der könnte uns Allen was zu rathen aufgeben," wandte sich der König zu seinen Cavaleriegeneralen und erkundigte sich. Es war Blücher. Der König, diesmal besser als sein großer Vorfahr, den rechten Mann erkennend, trug ihm huldvoll den ersehnten Rücktritt in die Armee an. „Ja, mit „Freuden, wenn sein Recht ihm würde," war Blüchers Antwort, und es ward ihm. Er erhielt 1787, seinem ausdrücklichen Wunsche gemäß, gerade in sein altes Regiment den Wiedereintritt und die Majoresstelle vor demselben v. Jägerfeld, dem er einst nachgesetzt wurde; und sein Patent wurde zurückdatirt auf 1779, eine Zeit, wo der König, der es unterzeichnete, gar noch nicht regierte.

An der Spitze desselben rothen Husarenregiments, von Golz, kämpfte 1793 und 1794 Blücher in den Feldzügen am Rheine, zuerst als Obrist, bald, zur Belohnung seiner Verdienste, als Generalmajor und als Inhaber des Regiments und mit dem rothen Adlerorden geschmückt. In den Kämpfen von Elsolng, Luremburg, Kaiserslautern, Morschheim, Weidenthal, Edesheim, am Malzberge und bei Moortnutern zeigten sich Blüchers kühner Geist und seine Freude am Kampfe, der schnelle Blick und Entschluß in jeder Lage, die van Tollkühnheit entfernten vorsichtigen Anstalten, wie die Energie der Ausführung, endlich die begeisterte Liebe und Folgsamkeit, welche des Anführers Vorangehen in jeder Gefahr und Mühseligkeit und das gutmüthige, treuherzige Wohlwollen seinen Kriegern einflößten. Man nannte ihn den neuen Ziethen. Beinahe 4000 Gefangene, darunter 150 Offiziere und ein Generallieutenant, einige tausend Pferde, 11 Kanonen und 5 Fahnen hatte unter seiner Führung sein Regiment gewonnen, nie, mit Ausnahme von sechs Mann, Gefangene verloren.

Schon glänzte Blüchers Name. Doch sollte er seinen vollen Glanz vor seinem Greisenalter nicht erwerben. Dieses verhinderte Deutschlands unglückliches Schicksal, begründet durch allbekannte Mängel und Ursachen, durch die innern Verhältnisse und durch ihre Folgen, die Niederlage im Kriege, insbesonderr der baseler Friede und die Demarcationslinie, welche das in die Revolutionskriege hineingezogene übelge Deutschland preußischer Seits ebenso wie der Friede van Campofarmin österreichischer Seits hülflos ließen, sodann ferner die unglückliche Zögerung des bereits ausmarschirten preußischen Heeres 1805 und endlich die furchtbaren Ereignisse von 1806. In der auf den baseler Frieden folgenden Waffenruhe hatte sich Blücher nach dem Tode seiner ersten Gattin zum zweiten Male vermählt und zwar mit einer schönen Ostfriesin, einem Fräulein van Colomb. Im Jahre 1811 war er General-Lieutenant geworden und 1812 und 1813 hatte er, beauftragt mit der Besitznahme von Erfurt, Mühlhausen und Münster, und dann als Gouverneur von Münster durch sein menschenfreundliches, zutrauliches Wesen manche Schwierigkeiten und Härten des neuen Zustandes der Bewohner beseitigt. Auch als Schriftsteller trat nun Blücher auf. Er ließ 1796 sein Tagebuch seiner Feldzüge am Rhein erscheinen, welches Sachkundige zu den besten Werken dieser Art zählen, ein lebendiges Abbild seiner ritterlichen Kriegsthaten, seiner liebenswürdigen Persönlichkeit. — Im Jahre 1805 schrieb er die schon durch ihren Titel und die darin ausgesprochene Grundidee merkwürdige Schrift: Gedanken über Formirung einer preußischen Nationalarmee, in welcher er schon damals fordert, jeder Preuße müsse Soldat, die Dienstzeit kurz, die Behandlung besser werden*).

An dem unglücklichen Tage von Jena hatte Blücher in noch untergeordneter Stellung an der Spitze von fünfundzwanzig Escadronen Cavalerie und einiger reitenden Batterien, über welche man ihm erst auf dem Schlachtfelde den Befehl anvertraute, das Seinige gethan. Sein Pferd wurde ihm unter dem Leibe getödtet. Als der ungeordnete Rückzug und die Auflösung der Armee erfolgte, führte er vermittelst einer kühnen Kriegslist 5000 Mann mitten durch die feindlichen Reiterdivisionen Klein und Lasalle hindurch und zog noch das wrimar'sche Corps unter dem Herzog von Braunschweig-Oels an sich. Um einen Theil der feindlichen Heeresmacht von dem Herzen der Monarchie und von den wenigen dem König übrigen Truppen bis zur Ankunft der Russen abzuziehen, warf er sich nun mit seinen 15,000 Mann nach Mecklenburg; alsbald aber, durch Murat, Sault und Bernadotte von 80,000 Mann umzingelt, mit Verwerfung aller ihrer Capitulationsanträge, nach Lübeck. Da aber die schlecht befestigte Stadt, trotz aller Gegenwehr und des unermüdlichen persönlichen Kampfes des Anführers, selbst noch in den Straßen der Stadt, von der feindlichen Uebermacht erstürmt war, mußte er endlich in Radkau, einem Dorfe bei Lübeck, ehrenvoll capituliren. Doch verweigerte er hartnäckig, die Capitulation zu unterzeichnen, bis ihm die ungewöhnliche ausdrückliche Hinzufügung gestattet wurde, „daß er nur deswegen capitulire, weil „er weder Munition noch Brod und Faurage habe." „Ihm wurde" — so berichtet Varnhagen von Ense über Blüchers Theilnahme an diesem unglücklichen Kriege (S. 118) — „in den Augen des Kriegers nur Achtung und Bewun„derung zu Theil. Von allen preußischen Feldherren und „Truppenschaaren, die bis dahin den Kampfplatz betreten, „hatte er allein den Ruhm der Waffen behauptet und in dem „allgemeinen Unglück, welches ihn schon mitergriffen hatte, „norüber allen breiten Abwegen der Schande, auf schmalem „Pfade sich zum ehrenaollen Ziele durchgerungen. Seinem „Kreise war kein Verzagen, welches überall Schlag auf „Schlag die Gepeüstesten ergriff, kein Unmuth und keine „Schwäche genaht. Seine Truppen hatten sich tapfer, aus„dauernd bis zum letzten Augenblick gehalten. Ein solches „Beispiel war in jenen Tagen der Verdunkelung und Trauer „ein helles Feuerzeichen, an welchem die Flamme „der Hoffnung und Zuversicht sich wieder entzünden konnte. „So auch war bald der Sinn und das Urtheil des Volks „vorherrschend für Blücher entschieden. Nicht in Preu„ßen allein, auch in Hamburg, wo das Unglück der Nach„barstadt tief gefühlt wurde (und wo Blücher die Zeit sei„ner Kriegsgefangenschaft verlebte), und in Lübeck selbst

*) Noch eine dritte Schrift schrieb Blücher: Bemerkungen über die Instruction und das Exerciren der Cavalerie. 1807. Sie soll theoretisch nicht viel bedeuten. Blücher war Praktiker.

„zeigte die Menge für ihn und seine Krieger ihre Theilnahme, „ihren Eifer. Der Feind, hier ein unzweideutiger Zeuge, „bewies ihnen seine Achtung auf alle Weise; ja er setzte sie „oft in Verlegenheit durch den Vorzug, den er ihnen vor „den Geschätzten einräumte, die nicht das Glück gehabt, unter „Blüchers Befehlen zu stehen.“ Eine Einladung von Bernadotte, mit ihm spazieren zu fahren, lehnte Blücher, dem das Franzosenthum in Deutschland, seitdem es so offenbar selbst der fremden Unterdrückung diente und huldigte, verhaßt war, und in dessen Hause auch von den Seinigen kein französisch gehört wurde, mit der Entschuldigung ab, „er spreche nicht französisch und sei zu alt, es zu lernen.“

Wir brauchen hier nicht auszumalen die ganze Reihe trauriger Ereignisse, welche die Schlacht von Jena eröffnete, die fast unbegreifliche moralische Zerrüttung, welche sie zu Tage brachte, die völlig vertheidigungslose Uebergabe der Festungen Hameln und Nienburg, Erfurt und Magdeburg, Spandau, Stettin und Küstrin, Glogau, Breslau, Brieg und Schweidnitz, den Einzug der Feinde in Berlin und ihren Empfang daselbst, die Zerstückelung der preußischen Monarchie, die höchst drangvolle Lage des durch die russische Allianz geerbteten, vom Feinde ausgesogenen und militairisch besetzten übeliggebliebenen Theils und die Unterdrückung von Deutschland. Es sollte der Welt offenbar werden, daß zahlreiche wohldressirte Heere und treffliche Festungen, daß gefüllte Schatzkammern und ein äußerlich jede ausgebildetere, wohlgeordnetere Staatsmechanismus, daß selbst, was unendlich höher steht, ein vortreffliches Fürstenhaus mit allgemein und laut ausgesprochener Liebe und Verehrung für dasselbe, daß geistige Bildung und wohlerworbener Kriegsruhm — daß alles dieses noch nicht genügt, um einen Staat gegen große, oft lange verborgene Gebrechen und in der Stunde großer Gefahr gegen den Untergang zu schützen. Es sollte, größer im furchtbarsten Unglück, als je im glänzendsten Glück, dasselbe Preußen in den Jahren 1807 bis 1813 der Welt zeigen, wodurch die wahren, unzerstörbaren Staatskräfte wachsen, wodurch selbst kleine, an materiellen Mitteln schwache Staaten unüberwindlich und siegreich werden und, sofern sie dem aufgefundenen rechten Wege treu bleiben, in glorreicher Entwickelung fortschreiten können. Mit rühmlicher Weisheit und eines reinen Willens sich bewußt, suchte die Regierung nicht, wie die Thoern, in Andern und in Zufälligkeiten, sondern im Innern des Staats selbst, die Quellen so großen öffentlichen Unglücks und in völliger Selbsterkenntniß die Bedingung der Herstellung. Muthvoll ließ sie Wort und Schrift zur lauten, oft bittern Enthüllung aller wahren und vermeintlichen Gebrechen und Fehler der Behörden und der Einrichtungen, der Verfassung und der Verwaltung frei. Energisch begründete und vorbereitete sie dann durch Stein und Scharnhorst in diesen wenigen Jahren, mit den beschränktesten Mitteln, in der durch den übermüthigen Feind beengtesten Lage Alles, was 1813 — 1815 die glorreiche Befreiung und Wiedergeburt möglich machte, Alles, was noch jetzt der Stolz und die Hoffnung Preußens ist, dessen Dauer und weitere Entwicklung, nach dem Wort eines der edelsten seiner Staatsmänner, dem Staate die Bürgschaft leisten sollte, daß ihm niemals ein neues Jena gefährlich oder nöthig sei. Durch die Befreiung des Bauernstandes von der Unterdrückung des Feudalismus, durch die freie Städteordnung, durch die Gleichheit der öffentlichen Pflichten und Rechte, und endlich durch die ausdrückliche Verheißung einer repräsentativen Provinzial- und Reichsverfassung (Edict vom 28. October 1810) wurde der Nation eine allgemeine freie staatsbürgerliche Verfassung vorbereitet und verbürgt. Durch die einstweilen dem Wesen nach schon gewährte Freiheit des Worts und der Schrift, durch die neue Gründung von Universitäts- und Schuleinrichtungen im liberalsten Geiste wurde der Nation die geistige Erhebung und Waffe gegeben. Das Zerbrechen des schimpflichen Stocks, der bei Jena als so nichts vermögend sich gezeigt hatte, die für alle Bürger gleiche und unabtödliche Waffenpflicht und die Landwehr endlich gaben hier die treffliche kriegerische Wehrordnung. Der Grund von Preußens, von Deutschlands Unglück und Schmach, Feudalismus und Verfassungslosigkeit, und die Aufgabe der neuen Zeit war also klar erkannt. Licht und Recht, Freiheit und Ehre wurden überall als der Preußen Losungsworte erklärt. Und wahrlich, nicht etwa, weil die vorzüglichsten Wiederhersteller der Größe Preußens, Stein, Scharnhorst und Blücher, ebenso wie Hardenberg, zufällig in andern deutschen Ländern geboren waren, sondern weil man tief erkannt hatte, daß für Preußen nur durch deutsche Cultur und Freiheit, durch das Vorangehen in ihnen und in freier inniger Verbindung mit Deutschland, Sicherheit und Gedeihen sei, huldigte man in Wort und Werk auch dieser Idee. Mit solchen Waffen konnten die Regierung und ein Bund der geisterter Vaterlandsfreunde, der Tugendbund, durch allgemeine Verbreitung einer moralischen Erhebung der Nation unter den Augen des argwöhnischen, die Landesfesten besitzenden Feindes, die Befreiung des Vaterlandes vorbereiten.

Blücher war bald nach seiner Gefangennehmung, seinen dringenden Bitten gemäß, gegen den von Schill gefangenen Marschall Victor ausgewechselt, von dem König mit dem schwarzen Adler beehrt und zu einer kühnen Unternehmung nach Pommern entsendet worden. Der Friede zu Tilsit hinderte sie. In der Umgebung des Königs, arbeitend im Kriegsdepartement, dann Generalgouverneur von Pommern, stets auf gleiche Weise stimmte Blücher ein in die Richtung des neuen Preußens, suchte er Vertrauen und Muth und kriegerische Tüchtigkeit zu verbreiten. Ihm wurde daher eben so wie Stein, die Ehre, von dem übermüthigen Sieger, als einer der Männer bezeichnet zu werden, die, weil er sie fürchtete, die preußische Regierung außer Dienst setzen mußte. Blücher, der schon, bald nachdem, nicht seiner Neigung gemäß, der baseler Friede geschlossen war, immer auf's Neue durch Briefe an den König und durch mündliches Wort zum Krieg gegen den Unterdrücker Deutschlands getrieben, trieb jetzt auf's Neue und lebhafter, sobald die erste Möglichkeit dazu kam. Schon 1808, wo er kränklich war, antwortete ihm Scharnhorst auf solche Mahnungen und Vorschläge: „Ihr Brief hat mir unbeschreibliche Freude gemacht. Ich „setze es, was Alle sagten, Ihr Geist hat nicht gelitten. Sie „sind unser Anführer, unser Held, und müssten sie auf einer „Sänfte uns vorgetragen werden. Nur mit Ihnen ist Entschlossenheit und Glück.“ Als Schill 1809 seine kühne Unternehmung begann, hatte Blücher auf ihre Billigung hoffend, bereits kriegerische Vorbereitungen gemacht, mußte sie aber, dem königlichen Befehl gemäß einstellen.

Von Jahr zu Jahr war unterdessen Napoleons Uebermacht angewachsen. Doch hatte er noch immer durch die unter ihm überall und auch in dem rheinischen Bunde nach dem Beispiele Frankreichs bewirkte wohlthätige Zerstörung des Feudalismus und die Einführung der Gleichheit öffentlicher Pflichten und Rechte, sowie durch die scheinbar freien ständischen Verfassungen, die er in Frankreich bestehen ließ, in allen von ihm gestifteten Staaten, in dem Königreich Westphalen, in den Großherzogthümern Berg und Frankfurt, in Holland wie in Polen, ja selbst in Spanien und Italien einführete, eine sehr große Zahl selbst der edelsten Männer — ich nenne nur Johannes Müller — getäuscht und dadurch vorzüglich eine große Kraft für sich gewonnen. Wer dieses übersieht, kann die damalige Zeit nicht verstehen. Auch das Schreiben an den Fürsten Peimus, wodurch Napoleon feierlich protestirt, daß man etwaige Willkür der Rheinbundsfürsten ihm zuschreibe*), seine sorgfältige Schonung der deutschen Unterrichtsanstalten, namentlich der akademischen Lehrfreiheit, und Anderes beweisen deutlich, daß er den Glauben: Freiheit und Fortschritt seien auf seiner Seite, zu würdigen wußte. Doch bei jeder Zunahme der Macht zerstörte sein despotischer Uebermuth immer mehr diese Täuschungen, und das durch seine Freiheit allein unbesiegbare Britannien rüstete zur Rettung Europa's immer neue Kämpfer. Da erschütterten endlich die ungewöhnlich frühe Winterkälte, der Brand von Moskau und vor Allem die so höchst unpolitische Täuschung der gerechten Erwartungen der Polen auf alsbaldige Wiederherstellung ihrer Freiheit, welche ihm sichern Rückzug und neue Hülfsquellen geboten hätte, seine Macht, und der General York gab mit kühner Seele das Signal zum allgemeinen Befreiungskrieg.

Er begann. Aber es ist nöthig, um die Geschichte gegen Verfälschungen zu vertheidigen, und um Blüchers Würken zu verstehen, sich deutlich zu erinnern, wie er begann. Zum erstenmale seit der französischen Revolution eröffneten die ein Vierteljahrhundert hindurch immer und immer besiegten Regierungen den Kampf mit dem Losungswort, nicht bloß der Sicherung der Thronrechte und der äußern, sondern auch der innern staatsbürgerlichen Freiheit. Herüber von der bisher unbesiegbaren feindlichen Macht und auf ihrer Seite beschworen sie jetzt die moralische Kraft der großen Idee der Zeit, die Kraft der Freiheit und der öffentlichen Meinung siegeskräftiges Panier. Die verbündeten Monarchen eröffneten den Krieg durch die gemeinschaftliche feierliche Proclamation von Kalisch vom 25. März 1813. Darin erklären sie: „Daß sie, dem Wunsche des deutschen Volkes begegnend, so „den Deutschen auffordern, sich anzuschließen und zu kämpfen „mit Herz und Sinn, mit Gut und Blut, mit Leib und Leben „für die Rückkehr der Freiheit und Unabhängigkeit Deutschlands

*) Winkopp's rheinische Bundesakte, S. 109.

„und für die Wiederkehr eines ehrwürdigen Reiches in zeitge„mäßer Gestaltung, welches allein den Fürsten und Völkern „Deutschlands anheimgestellt bleibe und in seinen Grundzügen „und Umrissen möglichst aus dem eigenen Geiste des deutschen „Volkes hervorgehen solle, damit Deutschland verjüngt und in„denskräftig und in Einheit gehalten unter Europa's Völkern „dastehe." „Für diesen Zweck" — so erklären sie, so erklärt namentlich auch Fürst Metternich noch zwischen dem ersten und zweiten Kriege auf dem wiener Congreß — „für diesen „Zweck haben die Völker die Waffen ergriffen, und alle Stan„den, welche der großen Allianee sich anschlossen, erklärten sich „schon durch ihren Beitritt für denselben Zweck [1])." Dieser Zweck wird eben so oft wiederholt, von allen Regierungen einstimmig auch bezeichnet „als eine der öffentlichen Meinung, „dem Zeitgeist und der Erwartung der Zeitgenossen, als den „allgemeinen Wünschen und gerechten Ansprüchen der deutschen „Nation entsprechende nothwendige Festsetzung und Sicherstel„lung der staatsbürgerlichen Rechte und ständischen Verfassun„gen, mindestens mit den Rechten der Preßfreiheit, der Steuer„bewilligung, der Zustimmung zu den Landesgesetzen und der „Verantwortlichkeit der Staatsdiener." Und als 1815 der neue, gefährliche Krieg drohte, da nahm man schnell auf dem wiener Congreß die über den Länderstreit fast vergessene deutsche Verfassungssache wieder vor. Da erklärten alle Regierungen eben so einstimmig: „daß unter den dringenden Umständen „der gegenwärtigen Lage der Dinge durch neue Zusicherung die„ser Rechte in der, wenn auch noch unvollständigen Bundes„acte, die Völker, um mit Vertrauen und Muth, mit Kraft „und Freudigkeit den neuen Kampf zu beginnen, über diese „Rechte beruhigt werden, daß sie zur Ueberzeugung gelangen „müßten, daß die bereits dargebrachten Opfer, sowie die neuen „Anstrengungen für ihre theuersten Interessen, für ihre „unverjährbaren Rechte geleistet und erheischt würden." [2]) Mehrere Regierungen ertheilten jetzt ebenfalls unmittelbar vor Eröffnung des neuen, schweren Krieges ihren Völkern noch besondere ähnliche Zusicherungen, Versprechungen wahrer, zeitgemäßer Constitutionen oder Repräsentativverfassungen, so z. B. die Könige von Baiern und von Würtemberg, der Großherzog von Baden. So auch der König von Preußen (dessen Bevollmächtigte in ihren fünf Entwürfen zur Bundesverfassung stets jene obigen Rechte im ausgedehntesten Umfang als wesentlich erklärten) in der neuen Zusage einer reichsständischen repräsentativen Verfassung durch das königliche Edict vom 22. Mai 1815, und durch die Besitzergreifungspatente der alten und neuen Provinzen [3]). Wohl also konnten später am deutschen Bundestage die Gesandten sich in Beziehung „auf eine allgemeine, baldmöglichste Begründung ständischer „Verfassung, die an sich schon den Rechten gemäß sei," auf diese feierlichen Grundverträge der Regierungen mit der Nation und den Bürgern, „auf die Zusagen, welche den Völkern wäh„rend des Freiheitskriegs laut und öffentlich gemacht worden," berufen, und erklären, „daß Deutschland nur darum mit dem „Blute der Völker befreit und die Länder ihren rechtmäßigen „Regenten zurückgegeben worden, damit überall ein rechtlicher „Zustand an die Stelle der Willkür treten möge" [4]).

Ueberall wurde dabei die öffentliche Meinung als Leitstern für die Regierungen feierlich anerkannt und an die Spitze gestellt [5]). Blücher aber, der Feldherr der Verbündeten, erließ den 23. März 1813 bei dem Vorrücken ihrer Heere in Deutschland, eine Proclamation zunächst an die Sachsen, „seine deutschen Mitbürger oder seine deutschen „Brüder, mit welchen er gemeinschaftlich für Vaterland und „Freiheit kämpfte." (S. seinen Aufruf an das Heer vom 24. April.) In dieser Proclamation nun wird Preßfreiheit verheißen und deren Unterdrückung als ein Hauptgrund der jetzt vom Volke verlangten Erhebung gegen die Napoleonische Sklaverei und den Rheinbund erklärt. Mit dem Einrücken in Sachsen wird sogleich auch die Verheißung verwirklicht [1]). In der That wurde fast überall, wohin sich die Herrschaft der verbündeten Armeen erstreckte, Wort und Schrift frei. Dem Herausgeber des so höchst liberalen Rheinischen Merkurs, den auch Blücher für einen mächtigen Alliirten der verbündeten Heere erklärte, sagte er noch später zu Ende des Jahres 1815 nach dem zweiten pariser Frieden: „Schreiben Sie nur immer zu, gegen wen es auch sei; ich „nehme Alles auf mich. Wenn's nur wahr ist, so mögen Sie „Alles drucken lassen. Aber, das sage ich Ihnen, wahr muß „es sein" [2]).

Schon vor dem Befreiungskriege hatten aber auch die Schriftsteller, welche für die zukünftige Befreiung Deutschlands zu wirken suchten, und von welchen im Kriege nicht wenige in bedeutender öffentlicher Wirksamkeit auftraten, stets auch für freie Verfassung als einen Haupttheil und eine Grundbedingung der Befreiung gesprochen. Selbst Herr von Gent in Berlin hatte in seiner Berliner Monatsschrift (z. B. Bd. II., S. 276 flg.) mit Begeisterung sogar auf die nordamerikanische Freiheit „und ihre beispiellosen, glück„lichen Folgen als Pflanzschule von Weisheit und Kraft für „unsern alternden Erdtheil hingewiesen, die höchstmögliche, „bürgerliche Freiheit als den letzten Zweck, als das Ideal „jeder politischen Verbindung" erklärt und „die Zerstörung „der durchaus verderblichen, mittelalterlichen und feudalistischen „Verhältnisse, als die höchste Wohlthat, als die wesentliche „Aufgabe der Zeit" gepriesen. Hr. von Gent erklärte in diesen Ausführungen auf eine für die historische Auffassung jener Zeitverhältnisse eben so bezeichnende Weise insbesondere auch die von ihm schon in der berühmten Zuschrift an Se. Majestät den König von Preußen so energisch geforderte Preßfreiheit „als unzerstörbares Recht gesitteter Völker, ihre Ver„einträchtigung nicht blos als muthlos und als politisch ver„derblich, sondern als die schwerste Rechtskränkung, als Be„leidigung der Menschheit, in als obsichtliches (?) Hinderniß „menschlicher Vervollkommnung, als freveihaftes und zugleich „fruchtloses Bestreben, als ein Bestreben, welches zuletzt un„vermeidlich den Haß derer, gegen die es gerichtet ist, und „ihre Neigung, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, erwecken „müsse" (S. 296, 312, 318). Und Friedrich von Schlegel hatte in seinen öffentlich zu Wien vor zahlreichem Publikum gehaltenen Vorträgen über die deutsche Geschichte überall die freie Verfassung als die Grundlage der Größe der Stooten, ihre Zerstörung als Grund ihres Unglücks nachgewiesen und eine Staatsform ohne freie ständische Verfassung geradezu eine Unform genannt. Gleiche Grundideen sprachen vollends jetzo die wahrhaft zahllosen Flugschriften und die vielen in ganz Deutschland begierig gelesenen liberalen Tagblätter und Zeitschriften aus, welche, veranlaßt, ermuntert, belobt von den Fürsten, ihren Ministern und Feldherren, oder ohne dieses, als freiwilliges Contingent zur großen heiligen Nationalsache und zur Verstärkung der öffentlichen Meinung von einzelnen Schriftstellern ausgingen. Wie erinnern beispielsweise an den preußischen Correspondenten, vom Geh. Staatsrath Niebuhr redigirt, an die allgemein gelesenen deutschen Blätter, auf höhere Veranlassung und unter Mitwirkung der geachtetsten Staatsmänner, zuerst in Leipzig, dann in Freiburg (hier von K. v. Rotteck) herausgegeben, an den rheinischen Merkur von Görres, die Nemesis von Luden, on die Schriften von Jahn, Arndt, Kohlrausch und so viele andere. Die Forderungen der Freiheit, von Tacitus on in Deutschland nie verstummt, verstärkt durch die Reformation, durch die Begeisterung für die ersten Ideen der französischen Revolution, dann durch die Bewunderung der englischen Verfassung, welche Britannien unbesiegt erhielt und Europa rettete, wurden jetzt auf's Neue wieder in der ganzen Nation vernommen. So allgemein hatte die Idee verfassungsmäßiger Freiheit in Europa gesiegt, daß selbst Spanien, welches jetzt, nächst England, am meisten Allen als Vorbild galt, vor Allem sie in seinem Befreiungskampf hergestellt hatte, und daß die Monarchen unmittelbar nach dem Sieg ihre Wiederherstellung selbst für die besiegten Franzosen und Polen begründeten und schützten. Ja, es befanden sich während des Freiheitskrieges Schriftsteller und Freiheitsredner in den großen Hauptquartieren angestellt, so Arndt in dem der Hauptarmee, August Wilhelm Schlegel in der Nordarmee, Steffens in der Armee von Blucher. Der Verfasser dieser Zeilen war Zeuge, daß Blücher selbst mit seinem ganzen Generalstabe den Freiheitsreden, welche Steffens in Gießen (später in Marburg, überhaupt in den Umgebungen des Hauptquartiers) an die Bewohner, die Beamten, die Professoren, die studirende Jugend hielt, durch persönliche Gegenwart höheres Gewicht gab.

1) Klüber's Acten des wiener Congresses, Heft I. S. 61 und 106.

2) Klüber's a. a. O. I. S. 34, 45, 57, 65, 68, 72, 111, 161, 180, 181, 186. IV. 43, 46, 48, 50, 61, 104. V. 1, 8, 16, 55, 107, 169, 195, 298. VI. 206. VII. 299, 359, 378. VIII. 53, 124, 445, 486, 518, 523, 524, 529, 532, 547, 551, 565. S. auch diese urkundlichen Erklärungen von dem ersten und zweiten Befreiungskriege in C. Th. Welcker's Bevvollkommnung der organischen Entwickelung der deutschen Bundesverfassung. Karlsruhe bei Groos. S. 12—40. Die Beweise, daß man überall an wahre zeitgemäße Repräsentativ-Verfassungen dachte, s. insbesondere S. 39 ff.

3) S. die zuletzt citirte Schrift S. 39 f.

4) Protokolle der deutschen Bundesverf. I. S. 16 flg. S. 30, 40, 51, 55, 130, 146, 191, und die diesen Stellen, welche die Schrift in der vorletzten Note, S. 36 flg. anführt.

5) S. die vorigen Noten und österreichischen und preußischen Kriegsmanifeste, nach welchen die Gesinnungen des deutschen Volkes den Krieg erklärten und den Beschlüssen der Regierungen voranschritten. Schmids Zeitschrift: der deutsche Bund, I. S. 40, 51, 61.

1) Varnhagen, S. 156, 159.

2) Varnhagen. S. 558.

So wurde also wirklich auf jede denkbare Weise die allgemeine Begeisterung und das Vertrauen auf die verheißene wahre, innere wie äußere Freiheit genährt. Es wurden durch diese Begeisterung Männer und Frauen und die freien Vereine derselben, es wurde das Volk und die Gebildeten, welche als Freiwillige ihre höhere, begeisterte Stimmung den Heeren mittheilten, zu Opfern jeder Art bestimmt. Es wurde durch Landwehr, Landsturm und Freischaaren das Volk bewaffnet und trotz aller früheren Leistungen und Opfer, ohne Mühe für die Regierungen, in kürzester Frist die geübten Kriegerschaaren, welche deutsche Länder jemals aufstellten, zusammengebracht und ihre treffliche Ausrüstung bewirkt. Nur so, durch jenes Vertrauen, durch diese Begeisterung, nur durch solches wahren Volkskrieg wurde der bisher unüberwindliche, noch immer an Mitteln überreiche Feind besiegt. Blücher aber wurde der Held des deutschen Volkskrieges.

Der tiefe, richtige Blick von Scharnhorst, der 1806 unter ihm diente, hatte den 71jährigen Greis dazu ausersehen, entgegenstehende Zweifel beseitigt und sich ihm als General-Quartiermeister beigesellt, in welcher Stelle, nach seinem Falle bei Lützen, Gneisenau ihm folgte. — Blücher und das vereinigte russisch-preußische Heer kämpften ruhmvoll gegen Napoleon bei Lützen (2. Mai) mit 80,000 gegen 120,000, und bei Bautzen (20—21. Mai) mit 90,000 gegen 140,000 Mann. Der Kaiser Alexander lobnte Blüchern nach der Schlacht von Lützen mit dem Großcordenorden und mit der Erklärung: „Die von Ihnen an diesem schönen „Tage geleisteten Dienste, Ihr Eifer und glänzende Art, sich „jederzeit da zu befinden, wo die Gefahr am größten ist, Ihre „Beharrlichkeit, das Feld der Ehre selbst verwundet nicht zu „verlassen, mit einem Wort, Ihr ganzes Benehmen hat mich „mit Bewunderung und Dankbarkeit erfüllt." In beiden Schlachten hatte man kein Geschütz verloren, eben so wenig als Gefangene, ja bei Lützen Geschütz genommen und das Schlachtfeld behauptet, und Napoleon erkannte mit Schrecken den neuen Geist in dem Heere. Dennoch mußte man zurückgehen. Blücher hatte dem guten Vernehmen der verbündeten Heere mit Selbstentsagung das große Opfer gebracht, den Oberbefehl dem russischen Feldherrn, Grafen Wittgenstein, zu überlassen. Nun half sein Vorwärtsdrängen und das siegreiche Behaupten seiner Stellung nicht. Saumnisse und Mißgriffe konnte er nicht verhindern. Einen Augenblick des interimistischen Oberbefehls während des Rückzugs nach Schlesien benutzte er sogleich, um den Feldzug vor dem großen Waffenstillstand (vom 4. Juni bis 17. August) mit dem glänzenden siegreichen Reitergefecht bei Heinau (26. Mai) ruhmvoll zu beschließen. Doch eine ungebührlich höchst wichtige Meldung inmitten des Unternehmens, welches russischer Seits nicht gern gesehen wurde, schien es vereiteln zu wollen. Sie berichtete ihm und seiner Umgebung höchst bedenklich, man müsse den Rückzug beschleunigen, bereits stehe Napoleon Blüchern im Rücken. Blücher, nicht der Mann, das begonnene Unternehmen durch Zweifel sich verderben zu lassen, und stets bedacht, auch die störenden Besorgnisse seiner Umgebung schnell und kräftig niederzuschlagen, antwortete höchst unwillig in seiner derben Soldatensprache: „Steht er mir im „Rücken, nun, so ist mir's recht angenehm, da kann er mich „ja geradewegs — — — Vorwärts, Kinder!" Und schnell war der Sieg entschieden. Mit einem Verlust von nur 80 Todten und Verwundeten waren über 1500 Feinde niedergehauen, 400 Gefangene und 11 Kanonen genommen, die Stimmung der Seinen gehoben und dem verderblichen Nachdringen des Feindes ein Ende gemacht.

Auch nach dem Waffenstillstand, so während des ganzen Feldzugs, waren Blüchers Verhältnisse schwierig und ungünstig genug. Napoleon war der allgewaltige, von sich allein abhängige Gebieter seines großen, ihm unbedingt gehorsamen Heeres und aller seiner Unterfeldherren. So nicht Blücher. Sein Heer war zusammengesetzt aus Russen und Preußen und seine Unterbefehlshaber, Langeron, Sacken, York, hatten zum Theil schon selbst das oberste Commando geführt. Dazu nun neben ihm und seiner nicht sehr großen sogenannten schlesischen Armee rechts in der Mark die weit stärkere Nordarmee unter Bernadotte oder dem Kronprinz von Schweden, und links in Böhmen die noch größere Hauptarmee mit dem Oberbefehl über alle Heere unter Schwarzenberg und den Monarchen. Verderbliche Störungen durch Eifersucht und Mißverständnisse schienen da unvermeidlich. Gleicher Eifer, gleiche Treue, selbstentsagende Unterstützung, wie Blücher sie stets leistete, begegneten ihm fast niemals. Ja in einer Zusammenkunft der Monarchen und Bernadotte's in Teplitz (9. Juli) hatte man ohne sein Wissen beschlossen, sein Heer solle sich allein gar nicht schlagen, sondern nur zur jeweiligen Unterstützung der beiden andern Heere bereit bleiben. Und dieses war sogar seinem Unterbefehlshaber Langeron zur Nachachtung mitgetheilt. Als er endlich von Barclay de Tolly (11. August) selbst erfuhr, da mußte man freilich auf seine Erklärung: „daß er lieber das Commando niederlege", wenigstens mündlich die Sache zurücknehmen. Dieses aber erfuhr Langeron nicht, und dieser vereitelte ihm nun durch eigenmächtiges Zurückgehen seine beschlossenen Schlachten, und selbst noch in der Schlacht an der Katzbach einen Theil seines Planes. Doch begeistert und aufopfernd für die große Sache, höchst klug und zugleich stets ohne Eifersucht und gutmüthig nachgebend, unerschütterlich fest aber, wo es galt, besiegte er stets alle Schwierigkeiten.

Nach dem Waffenstillstande zog Napoleon von Dresden aus zuerst gegen Blücher, um mit großer Uebermacht sein Heer zu vernichten (20. August). Aber Blücher zwang ihn durch kluges Ausweichen und gute Stellungen, zurückzugehen. Alsbald aber drang nun Blücher selbst gegen Macdonald und seine drei Armeecorps vor, und die glänzende Schlacht an der Katzbach am 26. August, demselben Tage, wo die große Hauptarmee vor Dresden unglücklich focht, dieser erste große Sieg gab das Signal zu den bald folgenden Siegen. Glänzend hatte sich Blüchers schneller Entschluß, seine persönliche Sicherheit, sein feuriges Vorwärtsstreben bewährt. Der anfängliche Plan, die Schlacht auf dem linken Ufer der Katzbach zu schlagen, wozu bereits die Anstalten getroffen waren, wird durch zuvorkommendes Uebergehen des Feindes auf das rechte Ufer vereitelt. Schnell ist der neue Plan gefaßt und die Anordnung der Armee verändert. Die Unruhe der Seinigen aber beseitigt Blücher, indem er sie glauben läßt, Alles gehe nach Wunsch und Berechnung, durch die Worte: „Nun haben wir genug Feinde vorübergelassen: „jetzt vorwärts, Kinder, d'rauf los!" Als es sich auf einem Punkte zum Schlimmen zu wenden scheint, ist er mit den Worten: „Ich werde sie gleich 'mal anders fassen, laßt mich „nur erst unter sie kommen", so wie es stets seine Freude war, selbst an der Spitze einer Reiterschaar. Siegreich geht's voran. Und bald rufe es ihm von allen Seiten, wo er sich naht, den Eifer zu befeuern, und Vorwärts, Vorwärts zu treiben, fröhlich entgegen: „Adee hör', Vater Blücher, heute „geht's gut!" Und zwei Adler, 20,000 Gefangene, 103 Kanonen, 300 Pulverwagen waren erbeutet. Mit einem eigenen Verlust von nur 1000 Mann hatte er dem Feinde einen Verlust von 30,000 beigebracht. Fast nur mit dem Bajonet und dem Gewehrkolben hatten die tapfern Landwehrmänner gekämpft. Von Kniellingswalde aus rief er seinem Heere zu: „Schlesien ist vom Feinde befreit, lasset uns dem Herrn der „Heerschaaren, durch dessen Hülfe ihr den Feind niedergeworfen, einen Lobgesang singen und für den uns verliehenen „herrlichen Sieg danken."

Bald erfolgten jetzt auch die Siege der beiden andern Armeen bei Culm und bei Dennewitz. Blücher, schnell durch die Lausitz vorancilend, streckt das ganze Heer der Verbündeten zum Vorgehen über die Elbe zu bestimmen und so den Feind aus seinem herrlichen Standort Dresden herauszuzwingen, dessen Trefflichkeit auch Friedrich erkannt hatte und von wo jetzt der Kaiser mit Uebermacht bald auf dieses bald auf jenes der einzelnen Heere vernichtend sich zu werfen suchte. Blüchern war der schöne Name „Vorwärts" geworden, ein Rome, bald Volk und Heer durchdringend und verbindend, von siegreicher Kraft. Doch die Zögerungen der andern Heerführer kann das bloße Wort nicht besiegen. Da beschließt er durch sein eigenes Vorangehen sie nachzuziehen. Die abermals versuchten Angriffe des Kaisers (4. u. 22. Septbr.) hatte er durch kluges Ausweichen und feste Stellungen vereitelt. Vom Kronprinzen von Schweden hatte er endlich die Zusage, daß er mit ihm (um 3.) die Elbe überschreiten wolle. Aber das Wort bleibt unerfüllt und durch die Säumniß des Nordheeres steht Blüchern allein alle Macht des Feindes auf der andern Seite des Flusses entgegen, so daß Blüchers Unterfeldherren zweifeln und abrathen. Dennoch aber wagt Blücher bei Wartenburg (3. Okt.) den kühnen, heldenmüthig durchgeführten siegreichen Uebergang. So zieht er den Kronprinzen sich nach, und mit dem französischen Kaiser, der ihnen folgen muß, endlich auch die zögernde Hauptarmee. Zwar den Kronprinzen kann er kaum abhalten, einer feindlichen Kriegslist folgend, wieder über die Elbe zurückzugehen. Ja dieser versucht, jedoch vergeblich, vermöge einer angeblichen Oberbefehlshabergewalt, ihn nachzuziehen. Auch vermag Blücher, der jene Kriegslist richtig beurtheilt hatte, als der Kronprinz sein Vorhaben endlich gezwungen aufgab, den allzuvorsichtigen, durch keine Nachgiebigkeit, durch kein williges Uebernehmen der schwersten, undankbarsten Stellung bei keinem Entschluß einer gemeinschaftlichen Schlacht festzuhalten. Selbst die endlich auf solche Bedingungen für den 11. Oktober zugesagte Hülfe bleibt abermals aus. Dem jetzt aus dem großen Hauptquartier eintreffenden Befehl, von der Saale wieder zur Elbe zurückzu-

geben, setzt Blücher dennoch glücklichen Widerspruch entgegen. Er nöthigt vielmehr auf diese Weise das Hauptheer nun selbst zur Nachfolge und führt den Kampf seiner ersten glorreichen Entscheidung bei Leipzig entgegen. Den 16. beginnen die Verbündeten, in weitem Kreise Leipzig und das französische Heer umgebend, den Angriff. Bei Wachau und Lindenau hatte das tapfer kämpfende Hauptheer gelitten, und die Siegsglocken in Leipzig ertönten. Da macht Blüchers glänzender Sieg bei Möckern, den er bei neuer Unthätigkeit des Kronprinzen allein gewonnen, sie gänzlich verstummen und der Sieg des 18. ist vorbereitet. Die Waffenruhe am 17. unterbricht nur er, indem er den Herzog von Padua schlägt und nach Leipzig treibt. Am 18., am Ende des allgemeinsten, ruhmwendigsten Kampfes überläßt Blücher mit abermaliger großer Selbstverleugnung dem Kronprinzen die bessere Stellung, ja, um ihm nun jeden Vorwand zu entziehen, bewilligt er die höchst unbillige Forderung, von seiner so sehr geschwächten Armee ihm 30,000 Mann zu überlassen. Doch will er sie, um sie nicht zu verlassen, unter dem Kronprinzen selbst commandiren. Als nach aergerlichem Widerspruch der Kronprinz die Parthen nun im weiten Umwege über die Brücke bei Taucha passiren will, wobei die ganze Armee unmöglich hätte zur Schlacht kommen können, ist er mit seinen 30,000 Mann schnell bei Mockau durch das Wasser am jenseitigen Ufer und läßt dem Kronprinzen sagen: „er sei über." So ist er auch hier voran und innigst in siegreicher Arbeit, als die Schweden anlangen. Seine Kühnheit, Zuversicht und entschlossene That belebt, reißt Alle mit sich fort. Auch am 19. ist seine Armee die erste, die stürmend in Leipzig eindringt. Auf dem Marktplatze umarmt ihn der Kaiser Alexander mit den Worten: „Retter von Deutschland!" und führt ihn dem gerührten Danke seines Königs entgegen. „Durch Ihre Siege", erklärt ihm dieser, „machen Sie Ihrer Verdienste um „das Vaterland schneller, als ich mit den Beweisen meiner „Dankbarkeit folgen kann." Er ernannte ihn zum Feldmarschall, der Kaiser von Oesterreich zum Großkreuz des Maria-Theresien-Ordens. Alexander, der keinen Orden mehr für ihn hatte, schmückte ihn mit einem reichen Ehrendegen. Nach der Schlacht ist Blüchers Armee in der Verfolgung des Feindes vorne und erbeutet neue Trophäen, besonders bei Freiburg a. d. Unstrut. Da Wrede mit der bairisch-österreichischen Armee dem fliehenden Feinde auf der Straße nach Mainz sich entgegenstellt, so eilt ihm Blücher von Fulda aus, um ihm die Straße nach Coblenz abzuschneiden, nach Gießen zumal, wo er nun sein Hauptquartier nimmt. Hier wurde sein Einzug angesagt, nachdem man kaum die Berichte von der Schlacht bei Leipzig gelesen. Der Form nach also zog er noch als Feind ein. Aber schon lebte sein Name in aller Deutschen Herzen. Der hessische und zugleich französische Commandant, der Universitätsrektor und der Regierungspräsident oder verboten am Morgen des Einzugs durch Ausschellen und Anschlag unter Androhung „schwerer Ungelegenheiten" jedes Zeichen des Beifalls. Man denkt sich leicht die Wirkung solcher Abgeschmacktheit, die natürlich nach Blücher noch vor dem Einzug erfuhr. Nie werde ich den unaussprechlichen, und doch von allen Ständen und Altern und Geschlechtern, von den Bewohnern und Umwohnern, so tausendfach und zum Theil auf die rührendste Weise ausgesprochenen Seelenjubel bei diesem Einzuge vergessen, niemals den ergreifenden Eindruck der Persönlichkeit des greisen Helden von heroischer Gestalt, mit dem schön und edel geformten Haupt und Antlitz, mit dem scharfen und doch freundlichen Blick, nie so manches erhebende und treffende Wort des ebenso wohlwollenden als kräftigen Kriegers aus der Zeit seines Aufenthaltes in Gießen. Manche hielten Unannehmlichkeiten für jene französisch gesinnten Männer für möglich, doch Blücher strafte sie nach seiner Weise nur mit einem derben Wort. Er lud sie, als sie ihm aufwarteten, zur Tafel für denselben Abend. Und als nun an dieser, welche offen gehalten wurde, der Champagner kam, erhob er sich und mit diesen Gästen, von welchen der Rock des einen noch die Stelle zeigte, wo der Stern der schnell abgenommenen Ehrenlegion gesessen hatte, anstoßend, sagte er: „Nun, meine Herren, meine Lieb„lingsgesundheit: Gut deutsch, oder an den Galgen."

Blücher aber hielt mit dem Rückzug der Franzosen über den Rhein die Aufgabe noch keineswegs für vollendet. Ihm war klar — und er sprach schon jetzt bestimmt aus, bald nachher auch in den Proklamationen an sein Heer vom 30. December und an die Franzosen vom 1. Januar, so wie in der merkwürdigen Rede an die Deputation von Nancy (17. Januar) und der Proklamation von Laon (13. März) — daß Napoleon fallen müsse, daß man ihm und seinen Anhängern, ehe sie neu gerüstet seien, den Kampf auf Leben und Tod, den übrigen, den friedlichen Franzosen, Friede und Freiheit ankündigen müsse. Paris war sein Ziel. Er fürchtete die Wirkung der verschiedenen russischen, schwedischen, österreichischen, deutschen Interessen und Ansichten, die Intriguen und Schwächen der Zaghaftigkeit und unzeitigen Friedensliebe, wovon man bereits die Anzeichen sah. Vielen waren die Erfolge zu groß, um sie schnell und ganz als wohlerworben zu benutzen. Blücher drängte im Hauptquartier, wo bald die Unterhandlungen mit Napoleon begannen und durch lautes, kräftiges, oft sehr derbes Wort, durch die für sich und sein Vorwärts in Anspruch genommene begeisterte öffentliche Meinung. Das erste Glas Rheinwein leerte er in Gießen, wie anderwärts, auf raschen Uebergang über den Rhein! und das derbe Wort des ruhmgekrönten Feldmarschalls gegen die Zaghaften schlug doppelte Wunden, da die öffentliche Meinung so entschieden für ihn war. Noch mehr aber brachte es diese öffentliche Meinung dadurch zur Sprache und Wirksamkeit, daß er am 6. November von seinem Hauptquartier zu Gießen aus ohne Weiteres den Zug nach Frankreich über Cöln begann. Freilich erreichte ihn am 11. schon der Eilbote mit dem bestimmten Gegenbefehl. Seine Armee mußte wieder zurückgehen, doch blieb der Eindruck seines Unternehmens und es halfen ihm seine Energie und sein ferneres persönliches Wirken zu Frankfurt und die immer stärkere Gewalt der öffentlichen Meinung endlich zum Sieg.

Nachdem er vorher den Feind so, wie bei Wartenburg, durch Kriegslist getauscht, überschritt seine Armee am 1. Januar 1814 mit dem Schlage Zwölf Uhr, unter dem Lärm der Neujahrsnacht gleichzeitig bei Mannheim, Emd und Coblenz den Rhein. Die Franzosen suchte er von Napoleon herüber auf die Seite der Alliirten zu bringen, indem er auf Napolenns Untedrückung und auf die höchst merkwürdigen Vorgänge in Paris am 28. December 1813 verwies, wo nach Rainouards und Laine's kräftigen Darstellungen der gesetzgebende Körper vom Kaiser Wiederherstellung der Freiheit gefordert, der Kaiser aber den gesetzgebenden Körper nach Hause geschickt und sich den einzigen Repräsentanten Frankreichs genannt hatte. Die friedliche Schonung gegen die französischen Bürger, welche Napoleon sich nicht anschließen wollten, empfahl er auf seine eindringende Weise seinen Soldaten. „Die Bewohner" — so sagt seine Proclamation — „sind uns nicht feindlich gesinnt. Ich habe ihnen „Schutz ihrer Personen und Sicherheit ihres Eigenthums ver„sprochen. Ich that's in Eurem Namen. Ihr müßt's hal„ten!" Seine Armee, jetzt verstärkt durch das vierte und fünfte deutsche Armeecorps, nahm wieder die Mitte ein zwischen der großen Armee, welche zu seiner Linken, südlich von der Schweiz aus, vorrückte, und zwischen der Nordarmee, welche — jedoch zuerst wegen Bernadotte's Zaudern nur theilweise — zu seiner Rechten von den Niederlanden aus vorrücken sollte. Wie früher Leipzig, so mußte nun Paris der Zielpunkt werden. Am 17. Januar zog Blücher in Nancy ein, am 26. in Brienne, wo ihm ein Ueberfall persönlich große Gefahr brachte, oder den Zweck, seine Verbindung mit der Hauptarmee zu verhindern, nicht verfehlte. Schon wieder hatte er jetzt mit den Zögerungen und Schwankungen der Friedenspartei im Hauptquartiere und gegen die Rückerinnerungen an den frühern Rückzug aus Frankreich während der Revolution zu kämpfen. Er trieb nach Paris und erbot sich, bei einiger Unterstützung durch die Hauptarmee, da sein Heer noch nicht vereinigt war, den Kaiser sogleich jetzt zu schlagen. Das Verkennen der Monarchen und Feldherren übertrug ihm hierauf am 1. Februar über einen Theil der Hauptarmee, über die Truppen unter Wrede, Giulay und dem Kronprinzen von Würtemberg, den Oberbefehl für eine Schlacht bei Brienne oder la Rothiere. Er schlug. In schönen Berichte fochten die verbündeten Heerschaaren. Als es die Entscheidung galt, da rief Blücher: „Ihr nennt „mich den Marschall Vorwärts: nun will ich Euch zeigen, „was vorwärts heißt!" Und an der Spitze einer tapfern Schaar sprengte er vorne auf den entscheidenden Punkt, und das Dorf la Rothiere, Napolenns feste Stellung, ist genommen. Die erste Schlacht auf französischem Boden war gewonnen. Angesichts seiner militairischen Wiege war der große feindliche Feldherr von Blücher besiegt, hatte 3000 Gefangene und 82 Kanonen verloren und sah auf's Neue den Ginuden an seine Unüberwindlichkeit gefährlich untergraben.

Blücher, jetzt mit größerem Nachdruck nach Paris treibend, rückte an der Spitze seiner Armee mit Schnelligkeit an die Marne und, schon die Hauptstadt bedrohend, bis Meaux vor. Langsamer und weniger glücklich operirte die große Armee ihrerseits an der Seine. Aber mit der ganzen Kraft seines großen Geistes, durch sie reich an Hülfsmitteln und seine Heerschaaren durch die Schnelligkeit seiner Bewegungen fast verdoppelnd, kämpfte der Kaiser. Hätten die Idee der Freiheit und die französische Nation noch mit ihm gekämpft, hätte er es nur wagen dürfen, eine Volkswehr aufzubieten, wahrlich, in dem reichen kriegsrüstigen Frankreich, siebenmal größer, als das Volk, an dessen Spitze Fried-

reich siegreich gegen den größten Theil von Europa kämpfte, in demselben Frankreich, das in der Revolution noch ungerüstet, überall von auswärtigen und innern Feinden besetzt, begeistert durch seine Freiheitsideen, sie alle so glorreich besiegte, der Sieg hätte sein werden müssen. Mit blitzesschnelle von einem Heere der Verbündeten zu dem andern eilend, benutzte er jede Blöße, jede Lücke. So warf er sich jetzt zuerst auf die Blücher'sche Armee, welche durch fehlerhafte und der Absicht zuwiderlaufende Bewegungen des Hauptarmee, ohne daß Blücher es wußte, auf der rechten Seite entblößt war und vereinzelt stand. Zuerst überraschte und schlug er den General Olsufieff bei Champaubert (10. Febr.), dann Sacken bei Montmirail (11. Febr.) und hierauf York bei Chateauthierry (12. Febr.), schnitt sie von dem Rest der Armee unter Blücher ab und warf sich auf diesen bei Jalmilliers und Etoges (14. Febr.). Er umzingelte dessen Heerhaufen dergestalt, daß nur das Durchschlagen in Quaere's einen durch die seltenste Geistesgegenwart bewundernswürdigen Rückzug gegen Chalons zu möglich machte. Ein französischer Berichterstatter (Koch, Mémoires) gesteht, daß die Franzosen die Geistesgegenwart Blücher's bei diesem Rückzuge bewunderten. „Er sammelte," so fährt Koch fort, „sein „Fußvolk, mitten unter den Angriffen der Cavalerie, eine Sache, „die so schwer gelingt, daß sie in gleichem Grade den Feldherrn und seine Soldaten ehrt." Bald bei der Vorhut, bald bei der Nachhut, war Blücher überall, wo die Feinde am dichtesten drängten. Aber so furchtbar sah er, trotz aller Ordnung des Rückzugs, die Seinigen fallen, daß er zuletzt im bittern Schmerz jede, auch die nöthigste Vorsicht für seine Person aufgab, auch als alle Ordonanzen zu seiner Seite fielen, im stärksten Kugelregen unbeweglich ausharrte und seines treuen Adjutanten, des Grafen Nostiz Mahnung, sich zu retten, zurückwies, da sagte ihm dieser: „Nun, wenn Ew. „Excellenz sich hier, wo noch nichts verloren ist, todtschießen „lassen, so wird die Geschichte auch nicht viel Rühmliches da„von zu erzählen haben." Da sah ihn Blücher ernst an und mit den Worten: „Nun, Nostiz, so lassen Sie uns reiten!" trieb er sein Pferd an. Gleich darauf kamen Gneisenau und andere Offiziere und suchten den schon Vermißten. „Na, „Gneisenau," — rief er, schon wieder im Besitz seiner heitern Zuversicht, Jenem entgegen — „nun es heute noch nicht mit „mir zu Ende gegangen, hat's damit auch noch lange Zeit! „Es wird nun schon wieder gehen; wir werden noch Alles wie„der gut machen!" Die vier vereinzelten Gefechte hatten 14,000 Mann, fast den vierten Theil der Armee, daeunter 6000 Gefangene und 27 Kanonen gekostet und Napoleon berichtete nach Paris: „die Blücher'sche Armee sei vernichtet." Doch schnell vereinigte nun Blücher in Chalons alle seine Heertheile mit sich und großmüthig sprach er in seinem Bericht seine Generale frei und nahm alle Schuld auf sich. Selbst die Führer der Hauptarmee verschonte er mit Vorwürfen, dachte vielmehr auf ihre Unterstützung und bot Schwarzenberg seine alsbaldige Unterstützung zu einer Hauptschlacht an. Er hätte tollkühn scheinen können, aber Blüchers Muth wuchs mit dem Unglück. Schwarzenberg war unterdessen mit dem Hauptheere allmälig bis gegen Fontainebleau vorgedrungen gewesen; im Fluge aber hatte Napoleon sich jetzt von Blücher, von der Marne zur Seine eilend, wieder auf das Hauptheer geworfen. Er schlug die Russen sogleich bei Nangis (17. Febr.) und die Würtemberger bei Montereau (18. Febr.) und am 19ten war Schwarzenbergs Heer im vollen Rückzuge, doch hatte er Blüchern bereits geantwortet, wenn dieser noch mit 30,000 Mann am 23sten in Mery zu ihm stoßen könne, so wolle er dort sich stellen und eine Hauptschlacht liefern. Blücher antwortete: „Ich werde schon am 21sten mit 53,000 Mann und 300 Ka„nonen zur Stelle sein." Und wirklich traf er am 21sten noch zur rechten Zeit in Mery ein, um die Wittgensteinsche Armee von einer großen Niederlage zu retten. Von den französischen Schriftstellern, die überhaupt öfters bemerken, da aber dort habe man an der Lebhaftigkeit und dem Nachdruck der Bewegungen bemerkt, daß man es mit Blücher zu thun habe, berichtet hier Fain in seinem Geschichtsbuch: „Das ganze Heer Schwarzenbergs war im Zurück„weichen. Ueberall stieß Napoleon auf Truppen, welche „wenig Widerstand zu leisten begehrten. Die Hartnäckigkeit „der Gegenwehr bei Mery setzte in Erstaunen. Man fragte, „wer dieser trotzige Feind sei. Napoleon erfährt, es seien „Truppen von Blücher. Er will es nicht glauben, er meint, „diese Truppen müßten noch 30 Stunden weit von hier weg „sein. Doch es war so; nun ist Alles begreiflich, nur nicht, „wie diese Truppen, die sich bei Chalons kaum von ihrer „Niederlage erholt haben könnten, überhaupt so schnell wieder „und jetzt hier auf dem Kampfplatz erscheinen konnten." Aber leider harrte Blücher in Mery vergeblich auf die Verfügung zur versprochenen Hauptschlacht. Er konnte Schwarzenberg nicht dazu bewegen. Schon hatte dieser den Franzosen einen Waffenstillstand angetragen und man hoffte wieder auf die Friedensunterhandlungen auf dem Congresse zu Chatillon. Schwarzenberg besteht darauf, seinen Rückzug bis nach Chanmont und Langres zu verfolgen. Vergeblich läßt ihn Blücher durch Gneisenau beschwören, seinen Vorsatz aufzugeben. Ja Schwarzenberg befahl Blücher an diesen Rückzug sich anzuschließen, und förmlich ausgefertigt langte alsbald derselbe Befehl aus dem großen Hauptquartier an. Hätte Blücher gefolgt, so wäre der Feldzug verloren und ein unglücklicher, schimpflicher Rückzug aus Frankreich unvermeidlich. Schon hatte Napoleon das stolze Wort gesprochen: „Jetzt bin ich näher an Wien als die „Feinde an Paris!" da faßte Blücher den kühnen, in seinen Folgen welthistorischen Entschluß, nicht zu folgen, niemehr seine Verbindungen mit der Hauptarmee abzubrechen, mit seiner Armee schnell zum zweitenmal an der Maene nach der Hauptstadt vorzudringen, dadurch die Hauptarmee von Napoleons Verfolgung zu befreien, und sie so dem Vorgehen nach Paris wieder günstiger zu stimmen. Durch dringende Vorstellungen bei den Monarchen von Preußen und Rußland (der Kaiser von Oesterreich war schon früher rückwärts in Dijon) wußte er, nachdem er bereits unverweilt seinen Plan in Ausführung gebracht, auch die nachträgliche rühmliche Genehmigung zu dem Geschehenen zu erlangen und selbst eine Vermehrung seiner Armee durch das Wiazigerodische und Bülow'sche Corps von der auf's Neue zaudernden Nordarmee und durch das meimaeische Corps zu erwerben. Er warf Marmont bei Sezanne und überschritt die Marne bei La Feete. Sein Plan, die große Armee zu befreien, war schnell erreicht. Schon am 7. März stand wieder ihm Napoleon bei Craon zur Schlacht gegenüber. Unverantwortlich verspätete sich Wiazigerode mit 11,000 Mann Reiterei und mit der reitenden Artillerie. Blücher mußte sich zurückziehen. Doch Unfälle und verlorene Schlachten schlugen ihn und sein Heer nicht nieder. Schon den nächstfolgenden Tag (am 9. März) baten sie dem Kaiser bei Laon eine neue Schlacht an. Sie wurde glänzend gewonnen und dadurch den Alliirten die Thore von Paris eröffnet. Mehr als 50 Kanonen, 100 Pulverwagen und mehr als 2000 Gefangene waren der Preis eines glänzenden nächtlichen Angriffs am 9ten gegen einen geringen eigenen Verlust. Napoleons eigener Angriff am 10ten wurde siegreich zurückgeschlagen. Napoleon ohne den leidigen Blücher auch nur zu nennen, berichtete nach Paris, er habe gesunden, daß die Höhen von Laon uneinnehmbar seien. Seine Angriffe auf die Blücher'sche Armee aber mußte er nun aufgeben. Er wendete sich wieder gegen das Hauptheer. Dieses, durch Blüchers kühnen Vorgang bestimmt, war unterdeß ebenfalls zum zweitenmale von der Seine nach Troyes, Sens und Pearlas vorgerückt. Es hatte schon am 5. März vor Paris stehen können. Aber 90,000 Mann stark, hatte es sich durch 32,000 Mann unter Macdonald vierzehn Tage lang fast an derselben Stelle in Unthätigkeit halten lassen. Doch war Napoleon, der in Rheims den General St. Priest überfallen hatte, so geschwächt, daß er bei Arcis sur Aube seinen neuen Angriff auf die verbündeten Heere (20. März) nicht durchsetzen konnte. Da suchte er durch eine kühne Kriegslist die beiden Heere von Vorbringen nach Paris abzuwenden. Durch einen Rückzug über Vitry nach Saint Dizieres warf er sich in ihren Rücken, hoffte, sie sich nachzuziehen und, gelichet an seine Grenzfestungen und unterstützt durch den Mangel der ausgehungerten Gegenden und durch das zur Verzweiflung aufgereizte Volk, sie ins Verderben zu stürzen. Und das Hauptheer begann wirklich bereits in die Falle zu gehen. Napoleon, in übereilter Siegesfreude, äußerte: „Man hat von Frieden gesprochen, aber ich unter„handle nicht mit Gefangenen." Diesmal kannte jedoch Blücher, unterstützt durch einen aufgefangenen Brief von Napoleon an die Kaiserin, der die List enthüllte, bei den Monarchen schnell sein Vorwärts nach Paris durchsetzen. Er selbst schreibt an einen deutschen Fürsten: „Nachdem ich den Na„poleon bei Laon geschlagen, bestand ich gegen die Meinung „aller Umgebungen der Monarchen darauf, mit beiden Heeren „auf Paris loszumarschiren und Napoleon machen zu lassen. „Es würde dann schon Alles sich finden, wenn wir die Haupt„stadt hätten." Am 23. wurde wirklich im Hauptquartier zu Vitry mit freudiger Zustimmung jetzt auch das edelbenkende Schwarzenberg das Vorrücken beider Armeen beschlossen. Napoleon ließ sich durch die ihm von Blücher klug nachgeschickte Reiterei des Generals Winzigerode zu dem Wahne verleiten, die Armeen folgten ihm. Als er endlich, seine Täuschung erkennend, eiligst gegen Paris zurückging, war es bereits zu spät. Am 30sten griffen die Alliirten Paris an. Blücher, der unterwegs gegen Maemont und Mortier und den General Pactod die Anfälle im Fe-

brnar siegreich gerächt hatte, endigte durch Erstürmung des Montmartre glorreich den Feldzug. Am 31sten zogen die Verbündeten in die Hauptstadt ein.

Der Kaiser Alexander erließ jetzt in seinem und seiner Bundesgenossen Namen die Erklärung an die von ihrem Despoten befreite französische Nation, sie möge sich eine andere Regierung erwählen. Mit dem treubrüchigen Napoleon würden die Verbündeten nicht unterhandeln. Der Senat aber setzte den Kaiser ab, und gab, zurückkommend auf die Erklärungen im gesetzgebenden Körper 28. Dec. 1813, des Kaisers Unterdrückung der verfassungsmäßigen Freiheiten, insbesondere auch der Preßfreiheit, als Grund an. Napoleon wollte Paris stürmen. Aber jetzt versagte ihm auch seine Armee durch die Marschälle den Gehorsam. Er mußte mit der Insel Elba und einer Jahrsrente zufrieden sein. Der Senat entwarf nun in Eile eine neue liberale Verfassung, die auch der gesetzgebende Körper eben so rilig gut hieß. Von beiden wurde Ludwig XVIII. zurückgerufen. Dieser erklärte vor seinem Einzuge in der Proclamation von St. Ouen, daß auch er die Grundsätze der neuen Verfassung annähme, versprach jedoch dieselben, „weil die Verfassungsurkunde zu sehr das Gepräge „der Eile an sich trage," in einer vollständigeren Urkunde zu verwirklichen, und erfüllte in Uebereinstimmung mit den Wünschen der Sieger dieses Versprechen durch die am Tage nach seinem Einzuge in Paris publicirte Charte vom 4. Juni.

Blücher hatte schon vor der Schlacht von Laon, von einem fieberhaften Zustande ergriffen, sich nur durch die Kraft und Spannung des Geistes und die Größe seiner Aufgabe aufrecht erhalten. Er commandirte auf dem Montmartre nur aus dem Wagen und wegen schweren Augenleidens mit einem grünen Damenhut bedeckt. Nun drohte eine schwere Krankheit dem Greis das Leben oder mindestens das Gesicht zu rauben. Er war sechs Tage lang blind, doch siegte bald seine kräftige Natur.

Vergeblich eiferte Blücher jetzt mit seinen oft sehr derben Erklärungen gegen den für die Feinde zu günstigen Frieden. Alle deutschen Länder wünschte er für Deutschland. Die Zurückensung der Bourbons gestel und bürgte ihm nicht. Er sagte laut voraus, daß man sa nur einen Waffenstillstand schließe. Und er hatte recht gesehen. Die Partei der adeligen Emigranten und ihre restaurirende Vernichtung und Bedrohung aller Früchte der Revolution, und namentlich der auch in der Charte anerkannten Freiheitsrechte, öffnete dem von Elba zurückkehrenden Napoleon die Bahn. Daß jetzt erst Ludwig XVIII. vor den schnell versammelten Kammern die Charte durch feierlichen Eid beschwor, ist zwar für die Idee der Zeit sprechend genug, konnte aber nun nicht mehr helfen. Napoleon seinerseits beschwur auf dem Maifelde jetzt noch größere Freiheit, und rüstete die Armern.

Vom Tage der Nachricht von Napoleons Landung erschien Blücher, der nach beendigtem Feldzug einen schlichten Ueberrock liebte, unter dem Zujauchzen des Volkes in Berlin wieder öffentlich in der Feldmarschallsuniform und trieb zur energischen kräftigen Rüstung. Unter Erneuerung der schon oben erwähnten Verbrüderungen wurde ganz Deutschland auf's Neue zu den Waffen gerufen. In der Mitte des Junius 1815 stand Blücher bereits noch raschen Märschen mit seinem Heere an der Maas und Sambre, zunächst an der französischen Grenze, mit dem Hauptquartier zu Namur, den Franzosen unter dem Kaiser gegenüber. Ihm zur Seite stand die aus Engländern, Niederländern und Deutschen gebildete Armee unter Wellington, mit dem Hauptquartiere zu Brüssel. Beide Feldherrn hatten sich schnelle gegenseitige Hülfe versprochen. Napoleon warf sich zuerst auf Blüchers Heer. Ein französischer Schriftsteller gibt als Grund an, Napoleon habe darauf gerechnet, Blücher würde nach seiner Weise dem angegriffenen Wellington zur Hülfe eilen und wenn ihm selbst nur einige Bataillone zu Gebot ständen; Wellington dagegen würde, bevor er nicht sein Heer versammelt habe, Blüchern keine Hülfe bringen. Bei Ligny kämpften 130,000 Franzosen gegen 90,000 Preußen heiß und erbittert. Aber die Hülfe von Bülow und Wellington, in deren zuversichtlicher Erwartung die Schlacht angenommen worden, blieb aus. Das Corps von Bülow und die letzten Befehle an dasselbe hatten sich verspätet. Wellington aber hatte gesäumt, seine verschiedenen Corps zu vereinigen, und nun wurde er mit dem einen, was Blüchern zu Hülfe kommen sollte, bei Quatrebras selbst angegriffen. Kurz die 20,000 Mann, die er noch am 16ten gegen Mittag Blüchern um zwei Uhr persönlich versprochen hatte, blieben aus. Die Franzosen erhielten das Uebergewicht. Da setzte sich Blücher, um, wie oftmals, durch seine persönliche Tapferkeit und einen feurigen Angriff auf den rechten Punkt den siegreichen Ausgang herbeizuführen, an die Spitze der Reiterei. Aber sie wurde von den französischen Cüeassieren geworfen. Blüchers Pferd, von tödtlicher Kugel getroffen, stürzt und wirft sich auf den greisen Heldeu, der im Falle noch ruft: „Rostiz, nun bin ich verloren!" Ihm bleibt, während zuerst die Preußen und die verfolgenden Franzosen, diese im Hinwege und dann auch im Rückwege, dicht an ihm vorbeisprengen, nur sein treuer Rostiz als Schützer und Retter zur Seite. Als die Preußen in Verfolgung der von ihnen zurückgeworfenen Franzosen zurückkehren, da hält sie Rostiz schnell an. Dem Feldmarschall wird unter seiner Bürde auf- und auf ein Pferd geholfen. Es war gerade noch zur rechten Zeit; denn jetzt eben dringen die Feinde in Masse vor. Die Niederlage des Blücherschen Heeres war vollständig. Mehr als 12000 Todte und Verwundete und 21 Kanonen waren verloren. Aber der heroische Muth des Feldherrn und sein Vertrauen, durch das doppelt schwere Schicksal und selbst durch seine empfindlichen körperlichen Leiden unerschüttert, ja gehoben, wendeten das Unglück zu neuem erhöhtem Ruhm. „Wir haben Schläge „gekriegt, lieber Gneisenau, wir müssen es wieder aus„bessern." Mit diesen Worten begrüßte heiter der Greis in einer Bauernhütte, wachend unter ringsumher Schlafenden, den eintretenden Freund. Seine Seite war stark zerschlagen. Er litt große Schmerzen und konnte sich nur mit großer Beschwerde bewegen. Doch Kopf und Herz waren gesund. Den Bericht an den König ordnete er noch selbst. Als er eben damit fertig war, wollte ihm der Wundarzt die gequetschte Seite einreiben. Blücher fragte, was er da habe? Auf die Antwort, es seien Spirituosa, ersetzte er: „Inwendig hilft „das nicht viel. Ich will dem Ding besser beikommen," ließ sich Champagner bringen, trank dem Courier zu und rief ihm nach: „Sagen Sie nur Sr. Majestät, ich hätte statt nachge„trunken, es würde besser gehen!" Der Tagesbefehl am folgenden Morgen schließt mit den Worten: „Ich werde Euch „wieder vorwärts gegen den Feind führen. Wir werden ihn „schlagen, denn wir müssen." Wellington, welcher bei Quatrebas ebenfalls von Ney war geschlagen worden, fragt an demselben 17ten in der Frühe an, ob Blücher morgen am 18ten ihm mit zwei Heertheilen beistehen könne zu einer Hauptschlacht? „Mit der ganzen Armee!" war Blüchers Antwort. Und er hielt Wort. Selbst dem abgesonderten preußischen Armeecorps unter Thielemann, das bei Wavre, um Blücher von Wellington abzuziehen, von Grouchy mit Uebermacht bedrängt war, versagte er die wiederholt erbetene Hülfe. „Dort bei Wellingtons Heer ist die Entscheidung!" sprach er, in dem gemeinschaftlichen Kampf stets gleich treu und neidlos dem verbündeten Heere helfend, wie dem eigenen. Was Blücher durch diese Gesinnung in den Freiheitskriegen geleistet, liegt vor Augen. Wer in der Geschichte hundert Schlachten und Feldzüge an entgegengesetzten Eigenschaften der Feldherrn scheitern sah, wird es ganz zu würdigen verstehen. Aber es schienen die Schwierigkeiten fast unüberwindlich. Blücher hatte den 17ten ganz im Bette zubringen müssen und bestieg am 18ten nur mit großen Schmerzen und unter Sorgen der Seinigen das Pferd. Der Weg war für die angegriffenen Truppen weit und sumpfig. Der Regen goß in Strömen. Aber Blücher ermuthigte, belebte Alle und trieb auf jede Weise: „Vorwärts, Kinder, vorwärts!" Den Regen nannte er seinen Alliirten von der Katzbach. Er war bald hier, bald da, wo es stockte, und ermunterte, eilte, befahl. Aber es ging wegen des entsetzlichen Weges nur schwer und langsam. Schon hatte man durch einen Umweg wegen eines brennenden Dorfes viele Zeit verloren und beängstigende Nachrichten kamen wiederholt vom Schlachtfelde. Von den in Schlamm und Pfützen mühsam vorarbeitenden Kriegern aber vernimmt man das Gemurmel: „es gehe nicht, es sei unmöglich." Da redet Blücher mit tiefster Kraft: „Kinder wir müssen vorwärts. Es heißt wohl, es geht „nicht! Aber es muß gehen; ich habe es ja meinem Bruder „Wellington versprochen. Hört ihr wohl? Ihr wollt doch „nicht, daß ich wortbrüchig werden soll?" Und so ging es denn mit allen Waffen unaufhaltsam vorwärts. Ihm gehorchten die Herzen, das machte Unmögliches möglich. Und es war Zeit. Wellingtons Heer hatte von der Uebermacht schon zu viel gelitten und schien ihr bald weichen zu müssen. Er hatte bereits einzelne Theile des Schlachtfeldes, den Meierhof in Hanesfainte und das Wäldchen Hougomont, dem Feinde überlassen. Schon war die Straße nach Brüssel mit Flüchtigen aus Wellingtons Heere bedeckt. Schon hatte Napoleon drei Uhr Nachmittags einen Courier nach Paris abgefertigt mit der Nachricht, daß der Sieg nicht mehr zweifelhaft sei. Da endlich konnte Blücher mit tüchtiger Kraft die Feinde im Rücken und in der Seite angreifen. Blüchers Erstürmung des Dorfes la Haye-sainte entschied die Niederlage. Wellington erklärte in seinem Berichte an seine Regierung: „Ich würde meiner Ueberzeugung und dem Mar„schall Blücher und der preußischen Armee nicht Gerechtigkeit „wiederfahren lassen, wenn ich nicht den glücklichen Erfolg die„ses furchtbaren Tages ihrem so herzlichen und zeitgemäßen Bei-

„stande zuschriebe.“ Ein Augenzeuge berichtet über Blücher: „Die Soldaten nannten ihn in den Schlachten in Belgien nur „den Wegweiser, weil er stets an der Spitze sich befand. Der „Feldmarschall stieg im dichtesten Pulverdampf daher. Es war „eine Freude, ihn zu sehen. Commandirte er, dann funkelte „sein Blick. Ging's vorwärts, dann sang er. Hielt er im Ku„geregen, dann rauchte er so ruhig, wie im Schlafzimmer, „seine Pfeife, die er an einer Kanonenlunte sich angezündet hatte.“

Doch den vollen Erfolg dieser großen Schlacht, die gänzliche Auflösung der feindlichen Armee, den Verlust alles Geschützes, kurz, daß es ein Sieg wurde, wie wenige in der Geschichte, dieses bewirkte Blücher erst dadurch, daß er ihre Verfolgung übernahm. Seine Armee, die in drei Tagen zwei solche Schlachten geschlagen, nach einer solchen Niederlage so Bewundernswerthes geleistet hatte, verfolgte noch in derselben Nacht den siegenden Feind so schnell, daß sie ihn aus neun verschiedenen Bivouacs, wo er eine kurze Ruhe suchte, aufjagte. „Der letzte Hauch von Menschen und Pferden muß zur Ver„folgung aufgeboten werden,“ das war des Feldherrn Meinung, und Gneisenau, dem an diesem Tage zwei Pferde unter dem Leibe erschossen und der Griff des Degens durch eine Kugel zerschmettert worden, vollzog sie treulich. Der zwei und siebenzigjährige Greis selbst, welcher so Großes erfahren und gethan hatte, erbeutete noch am Abend der Schlacht in Genappe des Kaisers Wagen mit dessen Kaisermantel und Ordenssternen und seinen Hut und Degen, welche er, überrascht von der schnellen Ankunft der Preußen, bei eiligem Besteigen eines Pferdes zurücklassen mußte. Als jetzt Blücher in dem mit Verwundeten angefüllten Genappe ein Nachtquartier bezog, sah er bei seinem Eintritt die Leute beschäftigt, eilig aus seinem Zimmer sechs schwer verwundete Franzosen fortzuschaffen. Aber der menschenfreundliche Feldherr, obwohl so sehr der Ruhe bedürftig, litt es nicht, daß sie um seinetwillen gestört würden, sondern ließ ihnen alle Hülfe und Linderung bereiten, die ihr Zustand verstattete. Blücher haßte die Franzosen, so lange und so weit sie als übermüthige und gefährliche Unterdrücker der Freiheit des deutschen Vaterlandes diesem und ihm gegenüberstanden, vor Allem also den Bonapartismus und eine undeutsche schmachvolle Förderung dieser Unterdrückung von ganzer Seele. Aber gegen wehrlose Feinde empfahl er stets Schonung und übte sie auf die edelste, menschlichste Weise. Schon von Belle-Alliance aus hatte er, der überhaupt ausgedehnten Briefwechsel liebte, eigenhändig an Schwarzenberg geschrieben: „Mein Freund! die schönste Schlacht ist geschlagen, der herrlichste Sieg ist erfochten. Ich denke die Bonapartistische Geschichte ist nun wohl vorbei. Belle-Alliance am 19. Juni. Ich kann nicht mehr schreiben, denn ich zittre an allen Gliedern. Es war zu viel!“ Und noch in dieser Nacht besorgte er die Proclamation an sein Heer und den Anfang des ausführlichen Berichts, Aebeisten, bei welchen er stets wesentlich mitzuwirken liebte, was auch ihre eigenthümliche ergreifende Weise erklärt. Schon am 29sten stand er mit seiner Armee vor den wohlbefestigten Linien von Paris, welches eine mit der seinigen gleich starke Armee vertheidigte. Alle Anträge zu einem Waffenstillstande ohne Einnahme der Hauptstadt verwarf er unerbittlich. Nach einem höchst kühnen Uebergang auf das linke Seineufer, dem einzigen freien Angriffspunkt gegen Paris, und indem er die Feinde bei Sevres, Pleyssis, Piquet und Issy schlug, zwang er die Hauptstadt zur Capitulation und das Heer zum Abzug, und beendigte so auch diesen Feldzug nicht minder ruhmvoll, als den ersten. Am 7. Juli zog er in Paris ein und nahm sein Hauptquartier im kaiserlichen Schloß Saint Cland. Der Kaiser aber, dessen Plan, sich zum Dictator zu erklären und die Kammern nach Hause zu schicken, an der Freiheitskraft, vorzüglich von Lafayette, scheiterte und dessen Freiheitsliebe eben so wenig in der französischen Nation, als seine Friedensliebe bei den Verbündeten wahren Glauben hatte erwecken können, mußte abermals dem Thron entsagen.

Er schien die Absicht Wellingtons und anderer Verbündeten, aus Schonung für die Bourbons und ihrer Herrschaft die Einnahme von Paris nicht zu erzwingen. Dieses und die Bemühungen für die Bourbons gefielen Blüchern nicht. Er wünschte für die Franzosen ihre volle innere Freiheit. Nur wollte er bessere Wiederherstellung und Bürgschaft für Deutschland. Er eiferte in dieser Hinsicht auf's Neue für bessere Friedensbedingungen. Und durch seine Raschheit konnte er, noch ehe die Monarchen und Minister ankamen, mehr noch als durch Worte wirken. In den Unterhandlungen über den Waffenstillstand gebrauchte er einen den Franzosen seit lange ungewohnten Ton und die deutsche Sprache. Dennoch rieth der große Carnot, lieber mit Blüchers derber Geradheit, als mit Wellingtons höflicher Zweideutigkeit zu unterhandeln. Blücher verwarf es entschieden, daß die Hauptstadt wiederum, so ganz gegen der Franzosen Verfahren in Deutschland, von Einquartierung frei bleibe, verfügte schnell die Beschlagnahme der aus Deutschland geraubten Kunstschätze und schrieb Contributionen aus. Sein Vorangehen und seine lauten, energischen, durch die öffentliche Meinung unterstützten Worte trugen auch bei zu dem jetzt besseren Frieden. Auch wurde merkwürdigerweise den Franzosen die Erhaltung ihrer freien Verfassung jetzt förmlich durch den Friedensschluß verbürgt, doch gefielen die Bedingungen Blüchern nicht ganz und er fürchtete neue Gefahren. Bei einem großen Festmahle, welches Wellington den in Paris versammelten Ministern, Diplomaten und Feldherren gab, brachte er den Trinkspruch aus, den man in England mit großem Beifall den Blücher's Toast nannte: „Mögen die Federn der Minister nicht wieder „verderben, was durch das Schwert der Heere mit so vieler An„strengung gewonnen worden!“

Auch nach der Rückkehr aus den Feldzügen maßte sich zwar Blücher keineswegs die Rolle eines Staatsmannes oder eine Einmischung in die Verwaltung an; aber er hielt als Privatmann mit seinem gesunden Rechtsgefühl und praktischen Sinne fest an den großen Grundsätzen, durch welche Preußen wieder stark und groß und Deutschland gerettet war, welche mit den Herrschern und der Nation auch er in den Freiheitskriegen mit Ueberzeugung öffentlich ausgesprochen, durch welche er gesiegt hatte. Er war sehr weit entfernt von der reactionairen Bestrebung derjenigen, welche diese Grundsätze und selbst alle Begeisterung für Freiheit und Vaterland während der Freiheitskriege jetzt ableugneten, welche sogar damals, nämlich vor ihrer Erneuerung durch die königliche Erklärung vom 17. Januar 1820, die Verheißung der Reichsrepräsentation auslöschen wollten, und welche den alten Staatskanzler jetzt beschaid anfeindeten, weil er den freien Grundsätzen Sanction und zum Theil schon die Verwirklichung verschafft hatte. Sein oft äußerst herber Tadel gegen den altgewordenen Staatsmann und manche neuern Maßregeln war ganz anderer Art. Blücher blieb in seinen Gesinnungsäußerungen, in seinen kräftigen, oft ausführlichen, aber leicht dahinfließenden und meist allgemein ergreifenden Reden an das Volk, so z. B. in den freien Städten, in Frankfurt (1815), in Hamburg (1816), und bei Gastmälern, und in seinen kurzen Kraft- und Schlagworten, von welchen, wo er hinkam, sogleich viele in Umlauf waren, völlig der Mann des Volks. Manche Privatäußerungen waren so stark und derb, zuweilen auch gegen Persönlichkeiten verletzend, daß, wie sein ausführlichster berliner Biograph bemerkt, ihrer Bekanntmachung zum Theil erst in einer spätern Zeit zu erwarten ist. Und wir wollen ebenfalls einzelne, die wir vernahmen, hier nicht wiederholen. Auch beseitigte er selbst zuweilen ein tieferes Eingehen in politische Discussionen durch einen Scherz. So erwiederte er auf gewisse Klagen in Beziehung auf Preußens Constitution: „Der Staat hat keine bessere Constitution als ich; im „Kriege sind wir frisch; aber im Frieden will's nicht recht gehen.“

Mit Wärme hielt insbesondere Blücher fest an der großen Grundlage der Gleichheit und innigen Verbindung zwischen dem Kriegers- und Bürgerstand und zwischen Adeligen und Bürgerlichen. So war sein Trinkspruch bei dem großen Feste, welches ihm nach seiner ersten Rückkehr von Paris die Ständevertreter der Monarchie gaben: „Der glücklichen „Verbindung des Kriegers- und Bürgerstandes vermittelst der „Landwehr!“ An der königlichen Tafel, bei einem großen Feste am 15. August 1814, bat Blücher um die Erlaubniß, die Gesundheit des Fürsten-Staatskanzlers ausbringen zu dürfen, „welcher dadurch, daß er das Zutrauen Sr. Majestät und der „Nation verdiente und erlangte, so wie durch den Geist, welchen er der Staatsverwaltung eingeflößt, jene innige Verbindung „der Nation zu einem Ganzen bewirkte, wodurch die großen „Leistungen möglich geworden und es dahin gekommen ist, daß „man in Preußen jetzt nicht weiß, wo der Kriegerstand aufhört „und der Bürgerstand anfangt. Ich wünsche,“ so fuhr Blücher fort, „daß diese glückliche Verschmelzung unauflöslich „bleibe.“ Am 16. Juni 1816 hatten die Badegäste in Carlsbad ein Fest zur Feier des Jahrestages der Schlacht von Belle-Alliance veranstaltet und die Preußen Blüchern dazu eingeladen. Jedoch hatten die Vornehmern sich von den Bürgerlichen abgesondert. Da fand sich Blücher zuerst bei der Mittagstafel der Bürgerlichen ein, zu dem Balle am Abend aber erklärte er „nur dann kommen zu können, wenn die un„statthafte Absonderung aufhöre.“ In seinem Trinkspruch sagte er hier: „Ehrenzeichen, Titel, Würden, Beiahnungen aller „und reichlicher Art, sind mir zu Theil geworden. Meinen „schönsten Lohn aber finde ich in der Liebe meiner Landsleute, „in der Achtung meiner Zeitgenossen und in dem Bewußtsein, „meine Pflicht im strengsten Sinne des Worts mit Aufbietung „aller meiner Kräfte erfüllt zu haben.“ — An den Wohlthätigkeitsverein in London schrieb Blücher, der oft seine Bewunderung Englands aussprach: „Wenn es meine äußern Verhältnisse erlaubten, so möchte ich mein Leben in England beschließen. Unter einem Volke zu leben, das durch seine

„Verfassung so groß vor allen andern dasteht, das „sich in Allem so sehr auszeichnet und seinen Reichthum auf so „edle, underwärts unbekannte großherzige Weise verwendet, muß „zugleich erhebend und dermhigend sein." Mit welcher Energie sich Blücher am Ende des Jahres 1815 für die 1813 in seiner ersten Proclamation verheißene, aber damals schon angefochtene unbeschränkte Preßfreiheit aussprach, wie er, der gerade, oft derbe Wahrheitsfreund, gar keine andere Grenze derselben sich denken konnte, als die Wahrheit selbst, dieses wurde schon oben berührt.

Im Sommer 1816 besuchte Blücher sein Vaterland Mecklenburg. Er wurde von dem Fürsten und dem Volk auf das Höchste geehrt. In Dobberan, an der großherzoglichen Tafel, dankte er dem Großherzog, der alle braven Mecklenburger hatte leben lassen, im Namen derselben und sagte unter Anderem: „Es ist mir eine Ehre, den Mecklenburgern anzu„gehören. Gott hat es mir, einem Mecklenburger, gelingen lassen „mitzuhelfen, daß die Welt befreit würde vom Sklavenjoch des „Tyrannen. Mir ist noch mehr gelungen! Was ich unter „allen Verhältnissen meines Lebens tief im Herzen bewahrte „und was ich mit innigster Sehnsucht zu erreichen wünschte, „das ist erreicht. Ich bin nun da frei und frei, in dem Lande, „wo ich geboren ward, wo ich meine Knabenjahre verspielte, „wo die Gebeine meiner braven Eltern ruhen. Gott, du weißt, „wir ich mich gesehnt habe, ehe noch ich mein Grab fülle, zu „beten an ihrem Grabe" (er that dieses einige Tage nachher in der Kirche zu Rostock). „Gern ruhte ich an ihrer Seite, „wenn vielleicht bald mein Auge im Tode sich schließt. Doch „ich wünsche nichts mehr. Zu viel habe ich schon erreicht, mehr „als ich verdiene. Mein Herz gehört Euch. Liebt mich wieder! „Bleibt, wie ich Euch finde, treu Euerm Gott und der Wahr„heit, treu Eurem Fürsten, so bleibt Ihr Euch selbst getreu!"

Solcher Liberalität, Pietät, Treue und Herzlichkeit der Gesinnung, wie sie sich in dem Bisherigen äußert, entspricht Blüchers ganzes begeistertes treues Wirken. Selbst bei seinen Fehlern kommt sie noch zu Tage. Bekannt ist seine Leidenschaft für's Wagespiel. Wir wollen sie nicht entschuldigen durch die gleiche Leidenschaft unserer kriegsmuthigen altdeutschen Vorfahren. Aber es war ein schöner Sieg der Pflicht, daß Blücher während der ganzen Zeit eines Feldzugs nie auch nur ein einzigesmal spielte. Sehr auffahrend und derb und ohne wissenschaftliche Ausbildung war der in den Heerlagern des siebenjährigen Kriegs erwachsene Kriegsheld. Aber mit einigen heftigen derben Worten, von ihm selbst öfter zuweilen in versöhnendem Scherz gewendet, war meist sein Verdruß ausgetilgt. Nie sah man ihn schlagen. Freundlich und mild gegen Schwächere, gegen Frauen und gegen seine Krieger, scheuete er sich nicht, diesen mit Achtung ein vergangenes Unrecht abzubitten. Bei dem Uebergang über die Elbe bei Wartenburg sagte er zu seinen Soldaten: „Vorwärts, „Kinder! und gut ausgehalten, die Brücke lasse ich hinter uns abbrechen!" Da vernimmt man Murren und mehrere Soldaten rufen laut: „So brauche man ihnen nicht zu kom„men. Sie würden ja wohl ihre Schuldigkeit auch ohne das „gethan haben, das hätten Sie wahl gezeigt." Da erwiedert der wackere Feldherr kräftig und zutraulich: „Ihr habt recht, „Kinder, da hat der alte Blücher wieder einmal etwas Dum„mes gesagt. Aber das war's nicht gemeint. Wir kennen „uns ja schon!" Und: „Hnerr, Vater Blücher!" so ging's vorwärts. Auf eines Vornehmen etwas geringschätzende Aeußerung über die gemeinen Soldaten erwiederte er warm: „Der Soldat hat so gut Ehre, als die Fürsten und die Offiziers, und unsere Ehre besteht durch ihre Ehre!" Die Seinen mögen wohl Anstoß genommen haben, wenn Blücher selbst im Frieden die Soldaten in alter herzlicher Weise behandelte, wenn der Feldmarschall auch in Berlin keinen Anstand nahm, den gerade vorbeigehenden Landwehrmann anzuhalten und, an dessen Pfriesenstummel seine Tabakspfeife setzend, sie in dieser Gemeinschaft anzurauchen. Aber die Krieger vergaßen ihm dies sicher nicht. Er sorgte überhaupt auch im Frieden gern für sie. Von dem englischen Hülfsverein für verwundete Kriegee wußte er für die seinigen 263,000 Thaler zu erhalten. Wie manchesmal sprach Blücher in einigen derben Worten, wie wir sie ja selbst bei dem großen Dichter vom Götz lesen müssen, beredter und tiefer ergreifend, als alle Redekünstler. So sagte er einst zu einem Regiment, das gestern siegte, und das er heute auf's Neue zum Sturm kommandirte, die Soldaten ansehend: „Kerls, ihr seht ja aus „wie die Schweine! Aber ihr habt dir Franzosen geschlagen. „Damit ist's aber noch nicht genug. Ihr müßt sie heute wies„der schlagen, denn sonst sind wir Alle — —". Das hat ordnerische Motive, wie sie Demosthenes nicht besser hat. Als bei dem Rheinübergang ein Bataillon, das sehr gelitten hatte, in düsterer Haltung an ihm vorbeizog, ruft er ihnen traulich zu: „Nun, Kinder, sollt ihr auch so lange in Frankreich „bleiben, bis Ihr alle französisch könnt!" und das ganze Bataillon wurde guter Laune. So ging ihm nie Lust und Kraft aus, mit einem guten Worte den Seinigen seine heitere Zuversicht und unerschütterliche Entschlossenheit mitzutheilen, sie dadurch und durch begeisterte Liebe für die Sache und für ihre Feldherren zu einem einzigen Körper zu vereinigen und zu beseelen. So wenig in der Nacht als am Tage fehlte ihm der schnelle sichere Entschluß wie das kräftigr ermuthigende Wort. So erweckt ihn einst ängstlich seine Umgebung mit der Nachricht: Napoleon sei im Begriff, eine gewisse kühne Bewegung gegen ihn auszuführen. Noch gähnend erwiedert er: „Da kann er die schönsten Schmiere kriegen," ordnete die nöthige Vorkehrung an, legte sich herum und schlief weiter. — Gelehrte Wissenschaft war ihm seitlich fremd. Aber gewiß, er hatte Vieles, um sie zu ersetzen, und er hatte innerr Tüchtigkeit und Bildung genug, um sie und jedes tüchtige Wirken zu schätzen. Niemals hörte man ihn von der Wissenschaft, noch weniger von der Religion geringschätzig sprechen. Als er 1816 in Hamburg und Altona weilte, und dort bei keinem Bekannten uns seiner Unglückszeit treuherzig anzusprechen vergaß, sah mnn den alten Feldmarschall nie am Grabe des ihm einst befreundeten Klopstock an der Straße bei Altona vorbeigehen, ohne daß er den Hut abnahm und tief senkte.

Vor Allem aber in dem Verhältniß zu seinen Mitfeldherren, Wittgenstein, Schwarzenberg, Kronprinz von Schworden, Wellington, zu seinen Unterbefehlshabern und zu seinen zwei Generalquartiermeistern, Scharnhorst und Gneisenau, bewies Blücher beharrlich, in Verbindung mit seinem so wohl begründetrn Selbstgefühl, die schönste Treue und Pietät und Selbstentsagung für die große Sache, die liebenswürdigste Neidlosigkeit und Bescheidenheit. Er wußte, daß die Feinde und die Friedensfreunde unter den Verbündeten, welche beide sein feuriges Vorwärts! haßten, ihn den Husarengenerat nannten und gern auch das, was nue er im Heere nnd in der Schlacht wirkte, ganz seinen unsterblich verdienten Generalquartiermeistern zugeschrieben hätten. Aber Niemand hat zu allen Zeiten lauter ihre Verdienste erhoben, als gerade er, der gebietende Feldherr, welcher stets eben so willig besserem Rathe nachgab, als er alle Berechnnngen nnd Plane durch die trbendige Auffassung nnd Durchführung beseelte, das Beschlossene mit eigenthümlicher Energie, ohne Wnnken verwirklichte und bei jeder neuen Wendung der Dinge mit schnellem Blick und sicherem Tact neuen, meist Sieg bringenden Entschluß wußte. Van Scharnhorst sagte er bei einem Frste, welches ihm die Freimaurerloge Anyal York (er hatte in diesen Mysterien die Meisterschaft erhalten) veranstaltete, am Schluß seiner Rede: „Bist Du gegenwärtig, Geist meines Freundes, mein Scharnhorst, dann sei Du selbst Zeuge, daß ich ohne Dich nichts würde vollbracht haben!" Urber Gneisenau äußerte er sich stets nicht minder anerkennend nud bescheiden. Als mnn in einer Gesellschaft sich gegenseitig schwere Aufgaben stellte, verhieß Blücher, er wolle thun, was ihm kein Anderer nachmachen könne, er wolle seinen eigenen Kopf küssen. Alle sind erwartungsvoll. Da küßte er Gneisenau mit herzlicher Umarmung. Einst überhäufte mnn ihn mit Lobreden. Da erhob er sich ungeduldig und sprach mit edler Begeisterung die schönen Worte: „Was ist's, das Ihr rühmt! Es „war meine Verwegenheit, Gneisenau's Besonnenheit und „des großen Gottes Barmherzigkeit."

In solchen Gesinnungen sah endlich das edle Greis heiter und ruhig sein Ende nahen. In den vier Jahren nach seinen letzten großen Siegen quälten ihn öfter schmerzliche Leiden. Doch genoß er noch reichlich dntd nuf seinen Reisen, bnld in Badeen, bald nuf seinem Landgut, bald in der Hauptstadt mit aller Heitrekeit die Frenden des Lebens. Im September 1820 verschlimmerte sich sein Uebel sehr. Am 5. sagte er zu dem Adjutanten, welchen der König zu ihm gesendet hatte, nnd welcher ihn dnrch die Erklärung seiner Aerzte dernhigen wollte: „Ich weiß, daß ich sterbe, denn ich fühle es besser, „nls dir Aerzte, die meinen Znstand nicht mehr beurtheilen „können. Ich sterbe gern, denn ich din zu nichts mehr nutz. „Sagen Sie dem König, daß ich ihm treu gelebt nud ihm „treu sterbe." Aehnliches wiederhotte er dem König, der ihn Tages darauf selbst besuchte, nnd empfahl ihm seine Gattin. (Er hinterließ wenig.) Zu seinem Freunde und Retter, Genf Rostiz, dem er ebenso mit unwandelbarer dankbarer Treue anhing, nls dieser ihm, sprach er, nls derselbe ihm einen Lndetrunk reichte: „Nicht wahr, mein lieber Rastiz, Sie „haben Manches von mir geterrt! Jetzt sollen Sie auch non „mir lernen, wie man ruhig stirbt!" Sanft entschlief er am Abend des 12. Septembers und wurde, seinem Wunsche gemäß, unter freiem Himmel bei den drei Linden an der Straße von seinem Gute Kridlowitz begraben, geehrt durch Todtenfeier und öffentliche Trauer von König und Herr und von manchem Verein im deutschen Vaterlande, so von der Bürgerwehr der freien Stadt Hamburg.

Eine solche Persönlichkeit, ein solches Wirken waren wohl geeignet, eine allgemeine Begeisterung in Volk und Heer und große Erfolge hervorzubringen.

Die begeisterte Stimmung des Volks für Blücher oder darf beispiellos genannt werden. Seine verschiedenen Züge durch Deutschland waren fortwährend Triumphzüge. Die Städte, in die er kam, wie z. B. Magdeburg, Cassel, Coblenz, Cöln, Aachen, Frankfurt, Hamburg, feierten großartige Volksfeste, bei welchen jeder Stand, jedes Alter, jedes Geschlecht dem freundlichen Helden zu huldigen wetteiferte. Und auch wo er länger weilte, wie in den ferien Städten Hamburg und Frankfurt, da wollten die immer neuen Feste, der immer erneuerte laute Jubelruf des Volkes nicht enden. Und Blücher war nicht unempfindlich für solchen oft rührenden und ergreifenden Ausdruck von Liebe und Dankbarkeit. Er, der gerne und gut öffentlich erdete, dankte seinerseits in herzlichen, die edelsten Volksgesinnungen bekräftigenden Reden an die Versammelten. Der durch kein feindliches Geschütz je erschütterte Kriegsheld war dabei oftmals tief ergriffen und gerührt. Mit Thränen im Auge und mit den Worten: „Es ist die höchste Zeit, daß ich gehe, ich „erliege sonst," wehrte er bei dem letzten Scheiden von dem ihm so theuren, als wohlwollenden Hamburg weitere Achtungsbeweise ab und teied zur Eile. Und nicht in Deutschland allein, sondern in dem alten England, in der Hauptstadt der Welt, wie in Oxford, dort, wo die alte Freiheit den Tact des tüchtigen Volks für Tüchtiges und Großes ausgebildet hat und wo das verbreitetere Lesen ausführlicher Nachrichten in den Zeitungen vollständigere Kenntniß der Zeitgeschichte begründet, als anderwärts, empfing den deutschen Helden dieselbe Gesinnung. Der Prinz Regent hatte ihn als seinen Gast eingeladen, „um ihm — wie er schrieb — seine Bewunderung und seinen Dank auszudrücken." Er kam nach dem ersten Pariser Frieden, also noch ehe er den Britten ihren Ruhm bei Waterloo erkämpfen half, zugleich mit den Monarchen, mit Wellington, der eben in Spanien und Frankreich seinem Vaterlande so außerordentlich großen Ruhm errungen hatte, und mit anderen berühmten Feldherren. Aber auf die auffallendste Weise wendete sich die allgemeinste Begeisterung aller Stände, selbst der vornehmsten Frauen, die sich zu seinem Lever drängten, dem „Marschall Vorwärts" dem „Besieger des Tyrannen" (the Conqueror of the Tyrant) zu. Da half keine Abwehr selbst gegen das buchstäbliche Tragen auf den Händen, gegen das Ausspannen der Pferde und gegen das Zudrangen, daß jeder wenigstens einmal seine Hand drücke. Der donnernde Beifallsruf, oft von Hunderttausenden und gleich dem Geschütz der Feldschlacht, ertönte, sobald Blücher in Bewegung war. Und während eines fünfwöchentlichen Aufenthalts, vom Tage der Ankunft (6. Juni) bis zum Tage der Abreise (11. Juli), bei welcher er, bis zum Meere begleitet von Hunderttausenden, unter dem Donner der Kanonen und des Beifallsrufes sich einschiffte, dauerte, von allen Ständen getheilt, das große Volksfest, sprachen die allgemeine Liebe und Verehrung oft in den ergreifendsten, wie in den ergötzlichsten Zügen stets neu sich aus. Blücher sagte: „Ich muß über mich selbst wachen, „daß ich nicht zum Thoren werde." Alle Zeitungen kamen darin überein, daß seinem vaterländischen Kriegshelden, daß selbst seinem Nelson das englische Volk keine solche Begeisterung, Liebe, Dankbarkeit und Bewunderung ausdrückte.

Mit solchen Anerkennungen der Völker verbanden sich entsprechende Belohnungen der Fürsten, zahlreichere, ausgesuchtere und größere, als je einem andern Feldherrn zu Theil wurden. Die höchsten Orden aller europäischen Fürsten, die von Frankreich ausgenommen, schmückten den Helden. Nach der zweiten Einnahme von Paris mußte sein dankbarer König ein neues Ehrenzeichen für ihn allein erfinden, so wie ihn schon früher Englands Herrscher mit einem solchen vor den Augen des englischen Volkes zierte. Durch die Ertheilung der Feldmarschalls- und der Fürstenwürde, deren Name, zur Erinnerung an die Schlacht an der Katzbach, von dem nahen Wahlstadt entlehnt wurde, durch wiederholte große Geldgeschenke und reiche Einkünfte, durch Landgüter und ein Haus in Berlin, brach die große fürstliche Dotation, endlich durch ein prachtvolles, colossales Standbild in der Hauptstadt lohnte ihn sein Königshaus auf das Großmüthigste.

Auch noch zwei andere solcher Standbilder, wahre Kunst- und Nationaldenkmale — eine seltene Zierde für Deutschland — erhalten Blüchers Andenken bei der Nachwelt. Das eine von der Provinz Schlesien auf dem größten Marktplatz in Breslau errichtet, das andere von der Gesammtheit der Mecklenburger unter Leitung der Stände zu Rostock auf dem Blüchersplatz. Dieses stellt ihn nach Göthes Vorschlag als Marschall Vorwärts im deutschen Landwehrrock dar, während das zu Berlin seine eigenthümliche Neigung, durch eigne Theilnahme am Gefecht die Sache im rechten Augenblick zur Entscheidung zu bringen, andeutete. Die Stadt Berlin ehrte ihn durch Denkmünzen und so wie London und Hamburg durch die Bürgerwürde, die Universitäten Oxford, Cambridge, Berlin durch die Doctorwürde und Hamburg und Altona durch Stiftung des Blücherfluds „zur Feier seiner Ehrentage und zur möglichsten Verbreitung seiner liebenswürdigen Eigenschaften und „Tugenden." Zahllose Büsten, Gemälde, Kupferstiche und Bilder aller Art, eine Anzahl von Biographien und eine große Reihe von Gedichten, darunter welche von Deutschlands edelsten Dichtern, Göthe, Uhland und Fr. L. Graf zu Stolberg, von Arndt und Rückert, suchten sein Andenken zu erhalten, auszubreiten und zu verherrlichen.

Und groß und leicht erklärbar, wie diese Begeisterung für Blücher, waren die Erfolge seines Wirkens für die große Sache.

„In Blüchers Hauptquartier und Heer war" — nach dem Ausdruck eines seiner Biographen — „der Sitz der entschlossensten Thatkraft, der unternehmendsten Kühnheit. Der „eigentliche Kern der Kriegsführung, der thätige Anstoß und „das fortreißende Beispiel waren hier." — „Durch den ganzen Krieg hindurch war" — so fügt ein anderer hinzu — „Blüchers treibendes Vorwärts das bewegende Princip des „Kampfes. Wie hätten wir sonst nach Paris kommen mögen?" Daß aber nun dem also war und daß nach demselben Schriftsteller „das ganze Heer auf ihn mit unerschütterlichem „Muthe vertraute, mit ihm siegreich focht, daß sein Ruhm „den Ruhm größerer Feldherren neben ihm und ihm gegenüber „verdunkelte, daß er allein in ganz Deutschland, ja von Alt„england, als der Held des Krieges gefeiert wurde, dieses erklärt sich daraus, daß Blücher ganz der Richtung des da„maligen Volksgeistes entsprach, daß er in Wort und That „des Volkes Stimme verkündete, in jeder That das vollbrachte, „woran das Volk selbst schon Hand gelegt hatte." Derselbe Schriftsteller schließt seine Biographie Blüchers mit der feierlichen Aufforderung an die Städte, „wenn die dem Reich „versprochene Verfassung auch ihnen, für welche durch die „Städteordnung von 1809 die Einleitung zu festeren Verhältnissen gemacht ist, ein geordnetes Bürgerthum bringen „werde," das Bild Blüchers „als Wahrzeichen ihrer Freiheit" aufzupflanzen *). Es war, wie die Manifeste anerkannten, der Ruf der Ehre, der Ruf der Freiheit, der Ruf der Nationalität, der Ruf der Religion, der Ruf der Rache, der Ruf der Vaterlandsliebe, der Ruf der Treue, der Ruf der Gerechtigkeit, der Ruf der Menschlichkeit, der Ruf der Ordnung, der Ruf des Friedens, der Ruf der Sicherheit, der Ruf der Wohlfahrt, der Ruf der Gesittung, der Ruf der Cultur, der Ruf der Civilisation, der Ruf der Humanität, der Ruf der Gerechtigkeit, der Ruf der Menschlichkeit, der Ruf der Ordnung, der Ruf des Friedens, der Ruf der Sicherheit, der Ruf der Wohlfahrt, der Ruf der Gesittung, der Ruf der Cultur, der Ruf der Civilisation, der Ruf der Humanität

*) Förster, der Feldmarschall S. 316. Aber es ist unumgänglich nothwendig, unsere hier entwickelte historische Grundansicht von Blüchers öffentlicher Rolle gegen Widerspruch von zwei ganz entgegengesetzten Standpunkten aus zu vertheidigen. Derselbe berlinee Biograph Blüchers, welcher in der soeben angeführten und in anderen Stellen der Gewalt der alten vorliegenden Wahrheit huldigen muß, schaut sich doch anderwärts der Partei, welche auf so merkwürdige Weise alle Begeisterung und vollends allen Gedanken an innere Freiheit zur Zeit der Freiheitskriege hintennach ganz ausklären und ableugnen möchte, anschließen zu wollen. Ja, er führt ausdrücklich als Gegenbeweis an, „daß man ja mit russischen Heldengen gegen die Franzosen gefochten, welche letzteren doch ihr die Freiheit ihre Revolution begonnen hätten." Hr. Förster folgt wohl, indem er solchergestalt seine freieren Aeußerungen durch die Huldigung gegen jene Partei gewissermaßen loszukaufen und zu versöhnen scheint, nur ungern einer beklagenswerthen Mode oder einem äußern Drange. Wir Andern aber wollen nicht vergessen, daß die Satelliten des Napoleonischen Despotismus, die wir schlugen, ganz etwas Anderes waren, als die für ihre Freiheit begeisterten Kämpfer in der Revolution, welche stets uns und ganz Europa beseligten. Wir wollen eben so wenig vergessen, daß der edle Kaiser Alexander in der Proclamation von Kalisch der ganzen deutschen Nation ausdrücklich auch Wiederherstellung ihrer innern verfassungsmäßigen Freiheit mit verhieß und daß er später auf dem wiener Congreß mit Beziehung auf diese feierliche Zusage vor dem Beginne des Kampfes ausdrücklich die liberalste Verwirklichung derselben anempfahl (s. Klübers Acten Heft 1 S. 61), daß er darauf drang, die freie französische Verfassung zu gründen und sogar durch den Friedensvertrag zu sichern; daß er auch den von ihm besiegten Polen eine höchst liberale Verfassung mit völliger Pressfreiheit verlieh und den Gedanken erregte, er bereite auch für sein eigenes Volk die Freiheit vor: daß er endlich schon vom Beginne seiner Regierung an durch die liberalsten Erklärungen und Maßregeln allen Ideen europäischer Civilisation huldigte und in seinem Reiche Eingang zu verschaffen suchte, nach ausdrücklicher Erklärung insbesondere auch die Anstellung der Landeseigenschaft vorbereitete, sie milderte und bereits theilweise wirklich aufgehoben hatte. Und unter solchen Umständen sollte allein schon die Annahme russischer Kriegshülfe als eine Lossagung von der Freiheit und europäischen Cultur dargestellt werden dürfen? Mögen übrigens diejenigen, welche es abläugnen, daß Begeisterung für innere verfassungsmäßige Freiheit zur glücklichen Durchführung der Freiheitskriege nöthig und wirksam gewesen, sich vorsehen, daß sie nicht in noch andere, unerwartete Gefahren gerathen. Könnte es nicht einestheils scheinen, als wollten sie den Herrschern wie ihren Staatsmännern vorwerfen, daß sie ohne Einsicht in das Zweckmäßige und Nothwendige bei ihrer größten Unternehmung sich alle jene oben dargestellte Mühe gegeben hätten, unmittelbar vor Eröffnung des ersten und des zweiten Freiheitskrieges das Vertrauen ihrer Völker zu begründen, der Preis ihrer höchsten Anstrengungen werde alsbald nach dem Frieden jene wahre Freiheit sein? Und scheint man nicht durch die Behauptung, die Völker hätten noch nicht genug gethan, um zu beweisen, daß sie auf jene Verheißun-

kannten, ein von den Volksgesinnungen beschlossener, wie die feierlichen Freiheitsverheißungen und die Aufrufe an Jugend und Volk erklärten, ein nur durch Begeisterung und Aufopferung des Volkes für die Freiheit siegreich zu führender Krieg, kurz ein wahrer Volkskrieg. Und Blücher war der Volksheld in diesem Kriege. Er war es, indem er ganz einging in das Vorwärtsstreben seiner Zeit und, durchdrungen von der Gesinnung seines Volks, sie, so viel an ihm war, verwirklichte, sie nährte und steigerte in Wort und Werk. Er war es vor Allem dadurch, daß er dieses auf eine Weise und mit den Eigenschaften that, welche, an sich groß, für ein tüchtiges Volk und Heer unmittelbar ergreifend sind. Er that es nämlich mit der ganzen Kraft eines tüchtigen Charakters oder mit der Treue und Wärme der Gesinnung und dem nie zagenden, nie wankenden Entschluß und kühnen, begeisterten Muthe, treuherzig und gutmüthig gegen die Seinen, die Schwachen und Wehrlosen, eine eherne Brust gegen den gewaffneten Feind, voll Lebensmuth und Vertrauen — ein ächt deutscher Held. Daß Blücher hierdurch und wedee durch die höchste Künstlichkeit kalter, studirter Berechnungen, noch durch Zufall, daß durch des Volkes eigene Begeisterung für seine Freiheit und Ehee und durch den von ihr durchdrungenen Volkshelden die Volkssache siegte, dieses — wodurch die Gegner Blüchern heradzusetzen meinten — war sein und seines Volkes erhebendster Stolz. Und in dem Grade, als diese Gesinnung fehlte, wie z. B. bei Schweden und Russen, um so mehr mußte natürlich in solchem Kriege bei Freund und Feind, trotz aller Tapferkeit und Kunst, That und Ruhm zurückstehen. Wie hoch man auch mit Recht die Mittel und Kräfte der Kunst und Wissenschaft, der Berechnung und des Verstandes schätzen mag, dahin sollte es — so mahnen der ganze große Freiheitskampf und seine Helden seit dem Beginn der französischen Revolution — doch nimmermehr kommen, daß man diesen künstlich bereiteten und regierten Kräften und Mitteln die großen Kräfte der Naturgaben, des Charakters, der wormlischen Eigenschaften und einer erwachten tüchtigen Volksgesinnung nachstellt. Möchte doch vielmehr recht bald der großen Sache des Jahrhunderts, der Freiheit — da wir ihre ferneren Siege ohne blutigen Krieg zu gewinnen wünschen — auch für den Frieden und unter den Diplomaten und Ministern ein solcher Marschall Vorwärts erstehen, wie es für den Krieg der alte Blücher, wie es den Preußen vorübergehend auch im Frieden der alte Stein gewesen. Gute Absichten, Talente, Kenntnisse, Einsichten, wer mag sie so vielen der neueren Staatsmänner absprechen wollen. Aber eine gründliche Erfassung der großen Ideen der Zeit und des Volks thut uns noth und ein Charakter, um sie durchzuführen, jene Wärme und Treue der Gesinnung, jene Unerschütterlichkeit des Entschlusses und des Muths für das einmal als gut und echt Erkannte, ein Mann, der, so innig verbunden mit dem Volk, wie Blücher mit dem Heere, so fest vertrauend auf Gott und die gute Sache in unsere großen Zeit, nicht aus zaghafter Vorsicht zehnmal größere Gefahren herbeiführet, als er zu beseitigen vermeint, ein solcher, der so kräftig, so siegreich die innere Freiheit und Ehre gegen innere und äußere Feinde erkämpft, wie Blücher die äußere.

Erhebend zugleich und mahnend bleibt aber stets der Blick auf diese deutschen Heere, welche im ersten Vierteljahrhundert der französischen Revolution immer auf's Neue zerschmettert wurden, als sie kämpften gegen die nationale Begeisterung und Freiheitskraft der Franzosen und gegen ihre in derselben gebildeten Heere, welche dagegen, nach allen Niederlagen, nach allen Verstümmelungen und Beraubungen der deutschen Länder, ebenso furchtbar dastehen, wie das übermächtige, von Sieg und Beute genährte Frankreich als gelähmt erscheint, sobald die Rollen wechselten, sobald die Deutschen ihrer Uebereinstimmung, die Franzosen dagegen ihres Widerspruchs mit der großen Idee der Zeit sich bewußt geworden. Erhebend und mahnend vor Allem ist der auf solchem Grund und Boden geführte Kampf der beiden um meisten hervortretenden Kriegshelden in den Freiheitskriegen 1813 bis 1815.

Dort der menschenverachtende Kaiser, von colossaler Größe durch Geist und Feldherrenkunst, Sieger in dreißig Feldschlachten, aber als er, mit offenbar gewordenem Treubruch gegen das Princip seiner Einsetzung, durch eine Politik der Lüge und Selbstsucht und durch Sultanismus die Freiheit vernichtet und gegen freiheitsliebende Volksheere kämpft, ein- und abermal niedergeworfen von dem gering geachteten Greis Blücher, und ausgestoßen von Europa, auf der öden Felseninsel, jenseits der Linie, tantalische Qualen erduldend.

Hier der menschenfreundliche Greis Blücher, nicht groß und gewaltig durch die außerordentliche Geisteskraft und kriegswissenschaftliche Ausbildung und Kunst, aber den bisher unbesieglichen furchtbaren Gegner und sein gewaltiges Reich wiederholt zerschmetternd und, mit dem Lorbeer der glorreichsten Siege umwunden, an der dankbaren Liebe und Bewunderung seines Vaterlandes und Europa's sich mit geruhetem Herzen erhebend und erfreuend — so groß und so siegreich, weil er mit allen Kräften einer tüchtigen Natur so treu und unerschütterlich, so begeistert und charakterfest, mit seinem Volk und für dessen Freiheit gestritten.

gen und die Freiheit großen Werth gelegt, dieselben aufzufordern, etwas Anderes zu thun, als mit unbedingtem nöthigem Vertrauen gegen seine Fürsten an die feierlichsten Zusagen und an die öffentliche Treue zu glauben und nur durch die gesetzlichen, allein freigelassenen Organe, wie durch die begeisterte That die Zustimmung zu jenen Zusagen auszudrücken? Vollends verkehrt aber würden die Einwendungen sein, welche man gegen unsere Grundansicht daher entnehmen wollte, daß in allen Freiheitskämpfen aller Zeiten die höheren Ideen, welche dieselben veranlaßten, und welche die Tüchtigeren, die auf ihre Mitbürger Einflußreichen begeisterten und so, wenn auch unbewußter, die ihnen vertrauenden Schwächeren ergreifen, dennoch nicht in jedem rohesten Gliede des Ganzen und nicht in jedem Drange augenblicklicher Kriegsarbeit zum klaren Bewußtsein kommen. Das ganz entgegenstehendem Staatsmittel aus aber, nämlich nicht von einer Partei der Allzufriedenen, sondern von einer Partei der Unzufriedenen, begegnet auf die traurigste Weise unserer historischen Grundansicht, so sogar jedem Lobe Blüchers und der deutschen Freiheitskriege, jedem Vertrauen auf ihre großen Verheißungen und auf die öffentliche Treue eine Art von Widerwille und bitterem Spott. Schon um eine historische, für den Staatsmann beachtenswerthe Wahrheit nicht zu unterdrücken, und in wohlwollendster Absicht, muß dieses erwähnt werden. Untersuchen aber können und wollen wir hier nicht, wie groß diese Partei ist und wer sie bildet und was ihre Stimmung veranlaßt. Den Wunsch dagegen muß jeder Vaterlandsfreund mit uns theilen, daß diese Stimmung selbst und ihre Ursachen, keineswegs ihre Aeußerung, wenn sie einmal innerlich da ist, baldmöglichst verschwinden, nicht aber sich befestigen und verewigen möchten. Rube genug lassen uns, um dieses zu wünschen, gerade die wahren Gründe unserer schrecklichen Niederlagen wie die Quellen unserer glorreichen Siege. So viel aber können wir, die wir in Beziehung auf die volle Verwirklichung der verheißenen, von der Zeit geforderten Freiheitsrechte wohl nicht zu den ungeduldigen Geduldigen gehören und auch die heiligste Pflicht des Schriftstellers — da, wo Gott in Unglück und Glück so entschieden gerichtet hat, zur Achtung seines Gerichts zu mahnen — völlig anerkennen, dennoch zur Milderung jener unglücklichen Stimmung sagen, daß für das lange Völkerleben die Entwickelungen langsamer gehen, als für das kurze Leben der Einzelnen. Die historische Wahrheit der Dinge vollends aber kann rückwärts durch keine spätere Veränderung und keinen gerechten oder ungerechten Unmuth über sie verändert werden. Hielten überdies nur Alle, so wie der alte Marschall Vorwärts auch in schlimmer Zeit das Vertrauen und den unbesiegbaren Eifer für den nothwendigen Sieg des Rechten fest: er würde alsdann bald nahen!

T. Wellentreter, s. Heinroth.

Helfrich Bernhard Wenck,

geboren zu Idstein 1739, war dessen-darmstädtischer geheimer Oberconsistorial- und Oberschulrath, Professor und Director des Pädagogiums zu Darmstadt, Historiograph und Bibliothekar, und starb daselbst am 27. April 1803.

Er gab heraus:

Hessische Landesgeschichte. Darmstadt, 1783—1804. 3 Bde.

Leben des Dr. L. J. F. Höpfner. Frankfurt, 1797.

Ehrendenkmahl des Landgrafen Ludwig IX. von Hessen. Frankfurt, 1790.

Seine historischen Leistungen sind Beweise seiner Gründlichkeit und seiner Kenntnisse.

Digitized by Google

Georg Friedrich Christian Wendelstadt

ward zu Hanau am 26. April 1774 geboren und widmete sich dem Studium der Medicin. Er wurde zuerst practicirender Arzt zu Wetzlar und 1806 kurerzkanzlerischer Medicinalrath. 1807 gab er seine amtliche Stellung auf und bezog ein Landgut, nahm aber wieder nassauische Dienste und lebte als Obermedicinalrath zu Hochheim. Er starb am 10. August 1819.

Von ihm erschien im Druck:

Geschichtliche und naturhistorische Fragmente. Osnabrück, 1798.

Medicinisches Krebsbüchlein. Frankfurt a. M., 1803.
Rheinreise von Mainz bis Neuwied im Juli 1812. Hadamar, 1814.
Ranée, romantische Tragödie. Hadamar, 1814.
Die Völkerschlacht bei Leipzig, Heldengedicht in 4 Gesängen. Hadamar, 1815.
Durchflug durchs Fürstenthum Siegen. Dortmund, 1818.

Ein talentvoller und geistreicher Arzt, dessen Epos als der gelungenste Versuch einer poetischen deutschen Verherrlichung der Leipziger Völkerschlacht zu betrachten ist.

Amadeus Johann Gottlieb Wendt

ward am 29. September 1783 zu Leipzig geboren, vollendete seinen academischen Cursus auf der Universität seiner Vaterstadt, wo er dann als Privatdocent auftrat und 1811 das Amt eines außerordentlichen Professors der Philosophie und Custos der Universitätsbibliothek erhielt, in welcher Stellung er bis 1815 blieb, in welchem Jahre er ordentlicher Professor wurde. 1824 wurde er hessischer Hofrath und 1828 nahm er einen Ruf nach Göttingen an, wo er 1836 starb.

Seine Schriften sind:

Weihgeschenk der Universität zu Leipzig bei ihrer vierten Säcularfeier. Leipzig, 1809.
Grundriß der philosophischen Rechtslehre. Leipzig, 1811.
Reden über die Religion. Sulzbach, 1813.
Leipziger Kunstblatt. 12 Hefte. Leipzig, 1817 u. 18.
Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. Leipzig, 1819—1826.
Rossini's Leben und Treiben. Leipzig, 1825.
Ueber Zweck und Mittel, Gegenwart und Zukunft der Freimaurerei; Reden. Leipzig, 1828.
Musenalmanach. Göttingen, 1830 fgde.
Ueber die Hauptperioden der schönen Kunst oder die Kunst im Laufe der Weltgeschichte dargestellt. Leipzig, 1831.
Ueber den gegenwärtigen Zustand der Musik, besonders in Deutschland. Göttingen, 1836.

W. hat sich vorzüglich als trefflicher Redner, gründlicher Kunstkenner und gewandter lyrischer Dichter einen geachteten Namen erworben.

von Wengen, s. Minnesinger.

Johann Christoph Wenzel

ward am 8. Februar 1659 zu Unterellen bei Eisenach geboren, erhielt eine wissenschaftliche Bildung und besuchte die beiden Universitäten Erfurt und Jena. Dort studirte er Philosophie und Medicin, hier Theologie, und wurde dann M. und Dr. der Medicin; 1695 aber Director der Schule zu Altenburg. Seit 1713 bekleidete er dieselbe Stelle am Gymnasium zu Zittau; wo er am 2. März 1723 starb.

Er gab heraus:

Cypressenwald. Jena, 1701.
Historische Reden. Leipzig, 1712.
Altenburgisches Rosengebüsch. Bautzen, 1719.
Cedernwald. Jena, 1724.
Opern: Die drei Hauptbeherrscherinnen menschlicher Begierden. Altenburg, 1697.
Die ungleich gerathene Kinderzucht. Altenburg, 1700.
Der unerkannte Jesus. Budissin, 1719.

Ein mittelmäßiger Poet, der jedoch nicht in dem Maaße, wie die übrigen Anhänger der zweiten schlesischen Schule, dem falschen Prunk und Schwulst huldigte.

Johann August Weppen

ward am 28. Januar 1741 zu Nordheim geboren, erhielt eine gelehrte Bildung, studirte in Göttingen Jurisprudenz, wurde 1764 Auditeur, 1766 aber Actuar beim Amte Bennstein, und erhielt noch in demselben Jahre den Titel Amtmann nebst der Gerichtshalterstelle zu Oldershausen. Seine schwankende Gesundheit nöthigte ihn jedoch, seiner amtlichen Thätigkeit zu entsagen und sich auf sein Landgut zu Wickershausen zurückzuziehen. Er starb am 18. August 1812.

Von ihm erschien:

Der Liebesbrief; komisches Gedicht in 4 Gesängen. Göttingen, 1768.
Heinrich der Lange; historisches Gedicht. Göttingen, 1778.
Die Kirchenvisitation; komisches Gedicht in 12 Gesängen. Göttingen, 1781.
Gedichte. Göttingen, 1783. 2 Thle.
Der hessische Officier in Amerika; Lustspiel. Göttingen, 1783.
Das Freischießen; Operette. Göttingen, 1786.
Das städtische Patronat; komisches Heldengedicht in 6 Gesängen. Göttingen, 1787.
Erzählungen, Sinngedichte und Sittengemälde. Hannover, 1796.

Ein leichtes und gefälliges Talent, das sich mit Glück in der naiven und komischen Erzählung versuchte und dessen Leistungen zu ihrer Zeit gern und viel gelesen wurden.

Hugo von Werbenwag, s. Minnesinger.

Dietrich von dem Werder

ward am 17. Januar 1584 zu Werdershausen geboren, bekleidete eine Zeit lang am Hofe des Landgrafen von Hessen das Amt eines Hofmarschalls, folgte aber dann Gustav Adolphs Fahnen. Vom Jahre 1635 an war er Amtshauptmann und Kriegsrath zu Altgadersleben. Er starb am 18. December 1657 auf seinem Gute zu Rainsdorf.

Er gab heraus:

Gottfried oder erlöstes Jerusalem. Frankfurt, 1626.

Aeloft's rasender Roland. Leipzig, 1632.

Eins der eifrigsten Mitglieder der fruchtbringenden Gesellschaft, in welcher er der Vielgekörnte hieß, leistete W. für jene Tage als erster deutscher Uebersetzer der beiden großen italienischen Dichter sehr Tüchtiges, indem er trotz dem Zwange, den ihm seine damals noch sehr spröde und unbeholfene Muttersprache auferlegte, dennoch nicht allein tief in den Geist seiner Vorbilder einzudringen, sondern auch Vieles in denselben sehr wacker und auf eine, für jene Verhältnisse höchst gelungene Weise wieder zu geben verstand.

Paas von dem Werder

ward 1623 zu Kassel geboren; er war der Sohn und Erbe Dietrichs von dem Werder, und fürstlich anhaltischer Rath. Er starb zu Dessau 1674.

Von ihm erschien:

Zwanzig heroische hochdeutsche Frauenorden. Naumburg, 1659.

die jedoch nicht von Bedeutung sind.

Abraham Gottlob Werner

ward am 25. September 1750 zu Wehrau in der Niederlausitz geboren und widmete sich den Bergwissenschaften, in denen er sich zu Bunzlau, Freiberg und Leipzig ausbildete. Er wurde zuerst Inspector des Naturalienkabinets zu Freiberg, dann Professor, Bergrath und 1816 Ritter des Civilverdienst-Ordens. Er starb zu Dresden am 30. Juni 1817.

Von ihm erschien:

Von den äußerlichen Kennzeichen der Fossilien. Leipzig, 1774.

Neue Theorie von der Entstehung der Gänge. Freiberg, 1791.

Oryktognosie oder Handbuch für die Liebhaber der Mineralogie. Leipzig, 1792.

Letztes Mineralsystem. Freiberg, 1818.

W's unsterbliche Verdienste um die Geognosie und Mineralogie, welche nie vergessen werden können, zu würdigen, wäre hier am unrechten Orte. Es muß genügen zu bemerken, daß seine Schriften auch hinsichtlich der Darstellung ein lebendiges Zeugniß seiner Genialität, seines Scharfsinns und seiner reichen Bildung sind.

Bruder Werner, oder Werner der Pfaff, s. Minnesinger.

Friedrich Ludwig Zacharias Werner

ward am 18. November 1768 zu Königsberg geboren, wo er auch seine Studien vollendete. Er wurde 1793 Secretär bei der Kriegs- und Domänenkammer zu Petrikau und bald darauf in ähnlichem Amte nach Warschau versetzt. Später erhielt er die Stelle eines geh. Secretärs zu Berlin, legte sie aber bald wieder nieder, und lebte nun meist auf Reisen. 1809 wurde er vom Herzog von Hessen-Darmstadt zum Hofrath ernannt, und im folgenden Jahre trat er zu Rom in die katholische Kirche ein, wurde 1814 Priester zu Aschaffenburg, 1817 zum Ehrendomherrn in Kaminieck ernannt und 1821 Mitglied des Ordens der Redemtoristen. Er starb am 17. Januar 1823 in Wien.

Seine Schriften sind:

Gedichte. Königsberg, 1789.

Die Söhne des Thals; dramatisches Gedicht. Berlin, 1803. 1. Thl.: Die Templer auf Cypern. 2. Thl.: Die Kreuzbrüder. Berlin, 1823.

Das Kreuz an der Ostsee; Trauerspiel. Berlin, 1806; 3. Ausg. 1823.

Martin Luther, oder die Weihe der Kraft; Tragödie. Berlin, 1807.

Attila, König der Hunnen; Tragödie. Berlin, 1808.

Wanda, Königin der Sarmaten; Tragödie. Tübingen, 1810.

Klagen um Louise von Preußen. Rom, 1810.

Kunigunde die Heilige; Schauspiel. Leipzig, 1815.

Der vier und zwanzigste Februar; Trauerspiel. Leipzig, 1815; 2. Ausg. 1819.

Die Mutter der Makkabäer; Tragödie. Wien, 1820.

Letzte Lebenstage. Wien, 1823.

Lebensabriß; (von Hitzig, zum größten Theil aus W's Briefen herausgegeben). Berlin, 1823.

Einzelne Predigten u. s. w.

Ueber W's poetisches Streben und seine Leistungen äußert sich Menzel in seinem Werke über die deutsche Literatur Th. IV. S. 219 sehr treffend mit folgenden Worten: „Werner suchte diese Erhebung und Veredlung (der dramatischen Poesie) dadurch zu bewerkstelligen, daß er die Zaubermächte oder mystischen Gesellschaften, von

denen die Leitung und Prüfung der Uneingeweihten abhängen sollte, geradezu in Delegirte Gottes verwandelte, und das ganze Wunderwesen unter die religiösen Ideen der Vorsehung und Prädestination brachte. Dieser Mann besaß poetisches und noch mehr leidenschaftliches Feuer, aber vielleicht ein zu trockenes Gehirn, denn wer mag leugnen, daß es ihm ein wenig angebrannt war? Rettung suchend vor der im Innern ihn verzehrenden Glut warf er sich in jenes Meer von Gnade, wo dergleichen arme Sünder gewöhnlich den irdischen Menschen ablegen, um den himmlischen anzuziehen. In seiner tiefen Zerknirschung galt dem Dichter jetzt der Wahlspruch der Frommen:

Eigene Gerechtigkeit
Ist vor Gott ein scheußlich Kleid!

in seiner ganzen Härte. Er erkannte, daß eigene That und Jugend eitel sei, daß der Mensch willenlos und blind den Schluß des Verhängnisses vollziehe, daß er zu allem seinen Thun und Leiden prädestinirt sei. Alle seine Gedichte verkündigen diese Lehre. Seine Helden werden am Gängelbande des Verhängnisses in das helle Reich von „Azue und Licht" oder in das dunkle von „Nacht und Glut" geführt. Eine mystische Gesellschaft übernimmt die irdische Leitung und man kann darin ein Analogon der hierarchischen Tribunale nicht verkennen. Jene Söhne des Thals, jene mystischen Alten bilden bald eine heilige Fehme, bald unter einem allerheiligsten Aeltesten ein Inquisitionsgericht, und dieser Alte vom Thal und Berge kann wie der Großinquisitor in Schillers Don Carlos von dem Helden der Tragödie jedesmal sagen:

Sein Leben
Liegt angefangen und beschlossen in
Der Santa Casa heiligen Registern.

„Die Helden sind von Geburt an zu dem bestimmt, was sie thun oder leiden müssen. Die einen sind Sonntagskinder, geborne Engel, die nach einigen Theaterpossen, nachdem sie wie Tamino durch's Feuer und Wasser gegangen sind, wohlbehalten in den ihnen längst bestimmten Himmel einziehn. Das Schicksal spielt eine Zeit lang Verstecken mit ihnen, hier wird dem Auserwählten das geheimnißvolle Thal, dort die mystische Geliebte verborgen, und zuletzt wird ihnen die Binde von den Augen genommen. Der Schüler wird ein Eingeweihter und der Geliebte findet seine andere Hälfte, wären die beiden Leute auch noch so weit von einander entfernt, das Schicksal bringt sie zusammen, und sollten sich „der Nordpol zum Südpol beugen" müssen.

„Da den Helden auf diese Weise alle Freiheit genommen ist, so kann auch diese Art von Poesie niemals zur tragischen Würde sich erheben, wie große Mühe Werner sich auch deshalb gegeben hat. Indeß mangelt es seinen Gedichten nicht an religiösem Tiefsinn und an einer gewissen Glut der Andacht, besonders in den lyrischen Stellen, die ihnen außerhalb der Bühne einen Werth verleihen. Auch hat er fast immer nur die Lichtseite jenes Fatalismus aufgefaßt, sein einziges vollkommenes Nachtstück war der vier und zwanzigste Februar. In den letzten Jahren ist jene erste Gattung der fatalistischen Poesie mit dem ganzen Apparat von mystischen Gesellschaften und menschenbeglückenden Zauberbänden im Verborgenen beinah' verschollen. Man lacht nur noch darüber."

Aus: „die Mutter der Makkabäer."

Tragödie von F. L. Z. Werner.

Fünfter Akt.

(Das Innere der Colonnade des Jupitertempels. Ueber den ganzen halbzirkelförmigen Säulengang läuft eine Gallerie oder Balustrade, die oben offen ist, so daß darüber die Luft erscheint. Die Colonnade selbst ist nicht offen, sondern mit verzierten Wänden ausgefüllt, und im Hintergrunde mit zwei großen Flügelthüren geschlossen. Im Mitteiraum auf einem Piedestal, die colossale Statue des Jupiters von Bronze, in der rechten erhobenen Hand den Donnerkeil, in der linken ruhenden den langen Stab haltend. Zu beiden Seiten innerhalb der Colonnade sind schon die im Triumphzuge vorhin getragene Trophäen aufgestellt; nämlich das eherne Meer, der goldne Leuchter, der Schaubrodtisch und die Lanze mit dem hohenpriesterlichen Gewande. Vor der Bildsäule des Jupiters steht eine runde bekränzte griechische Ara, auf der eine Opferflamme brennt, links im Vordergrunde ein Thron mit zwei Polstern, dem gegenüber eine Treppe zu der über die ganze Colonnade laufenden Gallerie hinaufführt.)

Der Oberpriester (steht).

Die Priester des Jupiters
(kniend am Altar des Jupiters).

Die Großen des Reichs, die Unterfeldherren, Trabanten, Bürgermeister, Rath und Volk von Antiocha (im Hintergrunde).

Oberpriester.

Des Opfer-Ebers Eingeweide sahn
Wir Hierophanten, kund hat es gethan,
Daß, eh' die Sonne sinkt, Gefahren nah'n!
Trauer bedränet des Triumphes Bahn!
D'rum schrei't zum Zeus!
(er kniet nieder.)

Die Großen, die Unterfeldherren, Trabanten, Bürgermeister, Rath, die Kinder und Volk
(indem sie alle niederknieen).

Hilf, Angst hat uns umfah'n!

Die sechs der Bundeslade voranziehenden Posaunenbläser treten auf, die wie beim Triumphzuge wenige Töne blasen, und sich alsbald seitwärts stellen; dann wird von den zwölf alten jüdischen Leviten die Bundeslade langsam hereingetragen. Unmittelbar hinter ihr treten Jason (der sich gleich an den Thron stellt), dann Benool, Mochir, Jubo, Achas, Kroth und Jacob (gefesselt) und gleich hinter ihnen Salome (ungefesselt) ein.

(Kaum daß die Bundeslade erscheint, so fällt der Donnerkeil mit Getöse aus der Hand des Jupiters.)

Alle Knieenden (mit Entsetzen).

Weh' uns!

Oberpriester
(sich mühsam vom Schrecken sammelnd).

Ein Omen, das noch nicht erlebt! —
(zu den Leviten).

Sclaven, die Lade, weiche Graus umwebt,
Setzt ferne sie vom Donnergott!

Die zwölf Leviten
(setzen die Bundeslade ganz in den Vordergrund in die Mitte, und knieen sich, sechs zu jeder Seite der Bundeslade, die Häupter gegen dieselbe gekehrt und an den Boden gedrückt, ausgestreckt nieder, in welcher Stellung sie unbeweglich, bis gegen Ende des Akts verharren).

Jason (vor sich).

Wie dedt,
Das Mark! —

Salome
(auf der entgegengesetzten Seite, dem Thron gegenüber mit ihren sechs Söhnen stehen bleibend, zu letzteren gewendet).

Der Cherubim daniedet schwedt
Gesegnete, Gott Jehovah erhebt!

(Heliodor und seine zwei Trabanten, dann die vier Edelknaben mit den Kissen, worauf die Insignien, dann Antiochus Epiphanes, den Prinzen Antiochus Eupator auf dem Arm.)

Heliodor (laut ausrufend).

Antiochus Epiphanes, der Sohn
Des Donners, nahet!
(er stellt sich mit den Trabanten seitwärts an den Thron.)

Antiochus.

Scepter her und Kron'!
(er nimmt zweien der ihm vortretenden Edelknaben, einem die Krone ab, die er sich aufsetzt, dem andern das Scepter, und besteigt den Thron, auf den er das Kind zur Linken und sich zur Rechten setzt. Dann zum Volk.)

Ich kam, ich sah', und ich besiegte Zion!
(auf die Bundeslade zeigend.)
Gebeugt liegt Jehovah vor meinem Thron!
(zu den Priestern.)
Zündet das Opfer an!

Der Oberpriester.

Es lodert schon!

Antiochus (zu Jason).

Israels Hoherprieſter, zum Altar
Des Zeus tritt opfernd hin! — Mach's offenbar,
Judäas Glaube ſei vertilget gar!

Jason
(zum Altar tretend und die Hand mit dem Bruſtſchilde erhebend, aber mit merklich zitternder Stimme).

Der Glaube Jupiters allein iſt wahr —
Ihm opfr' ich — Namens meines Volks — Fluch Zebaoth
und ſeiner Schaar! —

Salome.

O Blitz des Rächers, ſchone noch!

Antiochus (zum Volk).

Ihr hört,
Daß ſelbſt ſein Hoherprieſter ab ihn ſchwört!
Jetzt leg' das Bruſtſchild, das das Volk bethört,
Zur Zauberlade! —

Jason (entſetzt und zögernd).

Herr! —

Antiochus.

Sonſt trifft mein Schwert
Dich! —

Jaſon (eilt zur Bundeslade).

Salome
(ihm entgegen eilend, ſehr raſch).

Unglückſeliger, halt' ein!

Jaſon
(ohne auf ſie zu hören, tritt raſch zur Lade und legt das Bruſtſchild darauf, in demſelben Augenblicke fährt ein ſehr ſtarker Blitz aus der Bundeslade und erſchlägt ihn, ſo daß er gleich todt niederfällt).

Das Volk.

Wehe!

Salome
(mit einem ſchmerzhaften Blick gen Himmel).

Dein Zorn hat ihn zerſtört!

Antiochus.

Ein Gaukelwerk — ich kenn' es ſchon!
Iſt todt der Bube? —

Heliodor
(ſich dem Leichnam Jaſons nähernd, mit zitternder Stimme).

Ja!

Antiochus (laut auflachend.)

Ihm ward ſein Lohn!
Der Blitz des Gauklers Zebaoth prallt ab von meiner Kron'!
(Der Stab fällt aus der Hand des Jupiters.)

Oberprieſter
(gegen den König vortretend).

Ein zweites Omen! Herr, es ſtürzt dein Thron!
Errette dich, dem alle Götter drohn!

Antiochus
(zu der auf der andern Seite ihm gegenüberſtehenden Salome herüberrufend).

Du Nemeſis! Bebſt du vor Göttern?

Salome
(laut zu ihm herüberſchreiend).

Nein!

Antiochus.

Wohl! Wir ſprechen ihnen Hohn!

Oberprieſter (zu Antiochus).

Erzittre! —

Antiochus (ſtolz und ruhig).

Alles iſt erwogen!
Nikanor hat Verrath geflogen,
Doch eilt ihm Rach' entgegen ſchon!
Den Judenfeldherrn, ihm verbunden,
Ihn den mein Arm hat überwunden,
Auch ihn trifft des Verrathes Lohn!

Salome
(ſich dem Throne nähernd, laut zu Antiochus).

Nicht dein Arm hat ihn überwunden,
Den Feldherrn Israels, verbunden
Du mit dem Scheuſal Jaſon,
Ihr habet Israel betrogen!
Verrath habt ihr zuerſt geflogen,
(auf Jaſon zeigend.)
Wie den trifft dich Verrathes Lohn!

Antiochus.

Ein ſolches Wort mir, das heißt wagen!
Könnt' der von Erz dort
(auf die Statue des Jupiters zeigend).
das mir ſagen,
Ich ſchlüg' ihn nieder!

Oberprieſter (entſetzt ausrufend).

Vater Zeus!

Antiochus
(ohne auf ihn zu achten, gegen Salome fortfahrend).

Doch dich ereil' ich nicht im Zorne,
Weil du mir Oel vom Nektarborne
Geſpendet, biet' ich dir den Preis!
Beſteige meinen Thron und theile,
Mir Mutter, meiner Krone Pracht!

Oberprieſter (zu den Prieſtern).

Iſt es erhört? —

Salome (zu Antiochus).

Dir noht in Eile
Der Todesſtunde finſt're Nacht! —
(flehend mit einem Blick gen Himmel.)
O bis bereut er hat, verweile
Noch Jehovah! —

(zu Antiochus.)

Den du verlacht
Bet' nun, Tyrann!

Oberprieſter.

Ich komm' von Sinnen! —

Antiochus (zu Salome).

Glanz kann dich alſo nicht gewinnen? —
Nicht Glanz noch Furcht? — Den Göttern eigen
Iſt das — ich ehre, Nymphe, dich!

Oberprieſter.

Nein, Herr, ich kann nicht länger ſchweigen,
Die Eumenide —
(auf Salome zeigend).
tödte mich,
Herr, oder laß nor Zeus ſich beugen
Die Jüdin! —

Antiochus.

Die da beugen ſich! —

Salome (zu Antiochus).

Es hat dich Stolzen Gott verblendet!
(zum Volke.)
O bleibt der Demuth zugewendet! —

Antiochus.

Sich beugen die? — Das möcht ich ſeh'n!
Laß, Prieſter, ſie zum Opfer geh'n!

Oberprieſter (zu zwei Prieſtern).

Bringt die Opferſpeiſen her,
Zum Altar des Jupiter,
Ihr Geſang'nen, tretet nor!

Salome (zu den Söhnen).

Auf ſich ſchleußt das Himmelsthor!
(ſie tritt mit ihren Söhnen zum Altar.)

Antiochus
(zu den Makkabäern).

Sklaven! —

Salome
(ihm entgegenſchreiend).

Heiden! Meine Söhne!

Antiochus.

Alſo wirklich nur ein Weib,
Nur ein irdiſch Weib?

Salome.

Ich höhne
Deinen Hohn!

Antiochus (vor ſich).

Ein Zeitvertreib
Wär's, zu ſchauen, ob ſie kröne,
Geht's den Söhnen an den Leib,
Ihren hohen Muth —?
(laut.)
Wohlan,
Bringt die Opferkoſt herun!

Zwei Prieſter
(bringen große Vaſen, mit noch dampfenden Opferſpeiſen hereingetragen).

Antiochus
(gebieteriſch zu den Makkabäern).

Eſſ't ihr von den Opferdiſſen
Oder ſterbt?

Benoni
(kühn hervortretend zum Antiochus).

Was frägſt du viel?
Und was willſt du von uns wiſſen?
Segenstod iſt unſer Ziel!

Antiochus.

Willſt von Herkshand zerriſſen,
Bube, ſein? — Iſt Tod ein Spiel?

Benoni.

Brechen unſers Herrn Gebot? —
Lieber wallen wir den Tod! —

Salome.

Halleluja, daß geboren
Hat mein Schooß den Heldenſohn!

Eidli
(wild hereinſtürzend; nach ihr Antiochus).

Eidli
(den Benoni umklammernd).

Haſt du meinen Tod geſchworen? —
Iſt das meiner Liebe Lohn?

Salome.

Eleazars Kind — verloren
Haſt du dich! —

Antiochus (wild).

Wer nennt zum Hohn
Mir den Störer meiner Ruh'? —
(zu den Trabanten, auf Benoni zeigend.)
Führt zum Tod' ihn! —

Benoni (zu Antiochus).

Folge du! —
(will dem ihn abführenden Trabanten folgen, indem er ſich von der immer ihn umſchlungen haltenden Eidli ſanft loszuwinden ſucht.)

Eidli
(Benoni umklammernd, und ihn faſt gewaltſam vor den Thron ziehend, zu Antiochus, indem ſie vor ihm auf die Kniee fällt).

O hab' Erbarmen,
Mit ihm, dem Armen!

Antiochus.

Wer biſt du?

Eidli.

Ach, ſeine jammernde Braut!
Erſt nur ſeit geſtern ihm angetraut! —

Salome.

O der Schmach! Hinknie'n vor dem Tyrannen?! —
(zu Benoni.)
Heldenſohn, kann dich ein Weib übermannen?!

Benoni (zu Salome).

Laß mich noch einmal
Eh' ich zum Todesthal
Hinſcheide, ſonnen mich in Eidlis Blick! —
(er umſchlingt Eidli liebevoll.)

Antiochus (höhniſch).

Jetzt wird er weiſe.
Reicht ihm die Speiſe!

Oberprieſter
(dem Benoni die Prieſter mit den Opferſpeiſen zuführend).

Opferkoſt rettet dein Leben!

Salome
(immer näher zu Benoni tretend, indem ſie die Prieſter mit den Speiſen von ihm abwehrt).

Zurück! —

Benoni
(zu Eidli halbfragend).

Eidli? —

Salome
(von der andern Seite zu Benoni).

Du wankeſt!

Eidli (zu Salome).

O kennſt du die Liebe?
Gronſame! — Willſt du verdammen die Aeiebe,
Welche Gott ſelbſt ſchenkt der Treue zum Lohn?
Mein iſt er, welchen du mordeſt, der Sohn!

Benoni.

Raſende!

Eidli.

„Vater und Mutter verlaſſen
Sollſt du, und liebend dein Weib nur umfaſſen!"
Sprach Gott zum Manne ſchon auf Edens Flur!
Bricht ſein Geſetz denn das Recht der Natur?

Salome
(gen Himmel blickend).

Oeffne die Augen der läſternden Blinden!

Eidli.

Du biſt blind! Willſt dir die Augen verbinden!
Kennteſt du Liebe, das göttliche Licht,
Würgteſt den Sohn du, den Gatten mir nicht!

Salome.

Jungfrau! — Der Glut und Treu' der Mutterliebe
Es gleichet ihr an Stärke nichts auf Erden,
Im Himmel nichts, als Gee, Der ihn gegründet!
Was ſonſten Liebe heißt, kann Haß auch werden,
Und durch den glühendſten der Himmelstriebe
Wird Höll' auch oft in unſrer Bruſt entzündet;
Doch ewig treu verbündet
Bleibt Mutterliebe — will, wie Gott, nicht tödten,
Beleben nur! — Von tiefem Schmerz zerfleiſchet
Iſt mein Herz, als der Wahnſinn, der dich täuſchet!
Komm' an mein Herz — ich theile deine Nöthen!
Doch ſtammt mir auch, ſelbſt im gebrochnen Herzen,
Das Abrahamsopfer durch die Nacht der Schmerzen.

Eidli.

Mutter — kannſt du verzeih'n?

Salome.

Auch mit dir weinen!

Eidli (zu Benoni, ſehr innig).

Gehſt du zum Tode —?!

Benoni (erhaben gen Himmel blickend).

Jo!

Salome (freudig).

's iſt doch mein Sohn!

Eidli (wieder wankend).

Du gehſt zum Tod — ſcheidſt von der Deinen!

Benoni.

Weil Gott mich ruft!

Salome.

Gönn' ihm die Palmen-Kron'!

Antiochus
(der auf Eidli läſtern geblickt hat, zum neben ihm ſtehenden Heliodor auf ſie zeigend, halbleiſe).

Die Judenbraut iſt köſtlich!

Heliodor (eben ſo zu Antiochus).

Ich ſollt's meinen!

Antiochus (zu Eidli).

Hör', ſchönes Bräutlein, ich ſchenk' dir zum Lohn,
Auch ſonder Opfer deines Bräut'gams Leben,
Doch du mußt Paphos Opfer noch dieſe Nacht mir geben!

Salome (zu Antiochus).

Du, dieſe Nacht wirſt, Frevler, ſchon gewogen,
Zu leicht befunden!

Eidli.

Ha, dies Judenſtück
Reißt mich, Tyrann, aus meiner Qualen Wogen!
Ich trotze dir und deinem Tigerblick!
Siehſt meinen Vater du, er ſpannt den Bogen
Auf dich! —
(zu Benoni.)
Stirb! Eleazars Tochter bleibt zurück —

Antiochus (entſetzt).

Eleo —
(das Wort erſtirbt ihm auf der Zunge.)

Eidli.

Zu fluchen unſerm Mörder!

Salome.

Segen
Sprach Gott!
(zu Benoni.)
Geh', Makkabäer, ihm entgegen!

Benoni
(tritt erhaben zum König und reicht ihm die Hand).

Antiochus
(zieht seine Hand, bald beschämt, bald wüthend zurück, und verbirgt sich das Antlitz in seinen Mantel).

Cibli (zu Benoni).
Was thust du? —

Salome.
Makkabäerpflicht! — Er segnet
Den Mörder!

Cibli (schmerzlich beschämt zu Benoni).
Bin ich's werth dir Braut zu sein? —

Benoni
(Salomen und Cibli die Hand zum Abschiede reichend).
Lebt wohl!

Salome
(mit Zuversicht zu ihm, indem sie ihm die Hand auf's Haupt legt).
Die erste, welche dir begegnet,
Bin ich — dort unter jenen lichten Reih'n!

Cibli (im bittersten Schmerz).
Und ich —?

Benoni (wie prophetisch).
Wer wie den Thau den Segen regnet,
Er wird den Makkabäerstamm erneu'n,
Jungfrau, durch dich!

Cibli.
Durch mich —?!

Benoni (erhaben zu seinen Brüdern).
Dort, Brüder, beten
Will ich, daß ihr auch lernt vor Gott zu treten!

Oberpriester
(dazwischen schreiend zu den Trabanten).
Führt ihn zum Tod', den Trotz zu büßen!

Benoni
(zu den ihn abführen wollenden Trabanten).
Kommt!

Abir
(eben als Benoni herausgehen will, völlig gewaffnet, den Helm auf dem Haupte, Lanze und Schild in der Hand und das Schwert an der Seite, schnell hereintretend).
Nein!

Salome (freudig auf ihn zueilend).
Mein Abir! —

Abir
(vor Salome niederstürzend, und ihre Kniee mit Inbrunst umklammernd).
Ach es rinnt
Mein Neuestrom; zu deinen Füßen
Zurückkehrt dein verlornes Kind!

Salome
(ihn umklammernd, mit dankbarem Blick gen Himmel).
Herr, deine Segensfluthen fließen
Dem, der in Thränen Dich gewinnt!

Benoni.
Du kommst zu theilen unsern Tod?

Abir.
Zu retten euch von Todesnoth!
(von den Knieen aufspringend, und zum Throne eilend.)
König Antiochus!

Benoni
(zu Cibli und seinen Brüdern).
Lasset uns beten!

Benoni, Cibli, Machir, Juda, Achos, Arnth, Jakob und Jonathas
(knieen sich seitwärts hin, und verweilen während den folgenden Reden im stillen Gebet).

Abir (zum Antiochus laut rufend).
Syriens König! —

Antiochus
(der, seitdem er sich das Haupt verhüllt hat, in tiefes Nachdenken versunken, da gesessen hat, jetzt wild aufblickend).
Wer ruft mich? —

Abir.
Hör' an!
Kennst du mich noch? Schon einmal getreten
Bin ich vor deinen Thron! —

Heliodor
(zu Antiochus, auf Abir zeigend).
Der junge Mann
Welcher gefangen zu Gorizim — retten
Wolltest du ihn, weil er Tapf'res gethan,
Botest ihm Dienst an!

Antiochus.
Der unstrief im kühnen
Uebermuth: „Tödten dich will ich, nicht dienen!"

Abir.
Das sprach ich, ja! — Du schenktest mir das Leben!

Salome
(die gleich, sobald Abir vor den Thron getreten, sich ihm zur Seite gestellt hat, den Blick gen Himmel, auf Antiochus deutend).
D'rum schenk' ihm Rettung, Gott, aus Satans Rott'!

Abir.
Vergelten will ich's! — Du bist Preis gegeben
Uns Makkabäern!

Antiochus.
Trotzkopf, wagst du Spott? —

Abir
(auf Salome und seine Brüder zeigend).
Laß die da frei! — Wo nicht, so wirst du beben
Vor Gottes Rachebeil!

Antiochus.
Ich bin Gott!

Salome
(zu Abir, auf Antiochus zeigend).
Der Herr hat ganz mit Blindheit ihn geschlagen,
Wie Sennacheribs Reuter, Roß und Wagen!

Abir (zu Antiochus).
Der Heerschaaren Herr
Fleucht dir entgegen,
Gegen dich schwingt er sein rächendes Schwert!

Antiochus
(auf die Bundeslade zeigend).
Lügner, da liegt er,
Kann sich nicht regen,
Ich hab' gestürzet ihn, hab' ihn zerstört!

Ein Trabant (tritt auf).

Trabant
(eilig vor den König tretend).
Herr, von den Zinnen
Meldet der Wächter,
Daß über's Blachfeld heraneilt ein Troß
Vieler Geschwader zu Fuß und zu Roß!

Antiochus.
Ihr seyd von Sinnen!

Salome (zu Antiochus).
Gottesverächter!
Rühe die bange, die fliegende Zeit,
Eh' dir die lange Nacht einbricht noch heut!

Antiochus
(sich vom Thron erhebend, jedoch ohne herunter zu steigen).
Selbst will ich's anschau'n!

Ein Krieger des Lysias (tritt auf).

Krieger
(vor den Thron tretend, zu Antiochus).
Herr, dir sagen
Läßt Lysias, es stellt geschlagen
In Fesseln heut' dein Knecht dir vor,
Den Judenfeldherrn und Nikanor!

Antiochus.
Ha, doppelt Sieg!

Salome.
Er lügt! —

Abir.
Im Bunde
Ist Lysias!

Antiochus.
Schweigt, Höllenhunde!

Abir
(wüthend das Schwert ziehend).
Uns das?! —
(indem er mit gezücktem Schwert auf den König eindringt.)
Stirb!

Heliodor und das Gefolge
(ihre Schwerter entblößend, und ſich dem Könige ſchützend nahend).
Hochverrath!

Machir, Juda, Achas, Arath, Jakob und Jonathas
(ſpringen bei dieſem Geräuſch gleichzeitig von den Knieen auf, und nähern ſich Salomen und Abirn).

Benoni
(bleibt wie entzückt, fortbetend, und von der neben ihm knieenden Gbtli umſchlungen, knieen).

Salome
(erhaben zwiſchen Abir und die auf ihn Eindringenden tretend, zu letztern).
Haltet ein!
Erſt will ich ihn dem Tode weih'n!
(Heliodor und das eindringende Gefolge bleiben durch Salome's Blick gleichſam erſtarret, bald auf ſie, bald auf den König blickend, ſtehen.)

Antiochus
(bleibt unbeweglich, den Blick auf Salome und Abir geſpannt, auf dem Throne ſitzen.)
Salomr (zu Abir).
Dein Schwert!

Abir.
O Mutter!
(er gibt ihr das Schwert.)

Salome.
Auch die Lanze,
Das Schild! —

Abir
(indem er ihr Lanze und Schild gibt).
Ich trug's mit Ehren!

Salome.
Ja!
Was hier mit Ehren ſteht — im Glanze
Des ew'gen Lichts ſteht's auch ſo da!

Abir
(kniet vor ihr nieder).

Salome
(ihm, nachdem ſie ſeine Waffen einem Trabanten gegeben hat, die Hände auf's Haupt legend.)
Einſegn' ich dich zum Marterkranze! —
(ihn von den Knieen erhebend, und höchſt erhaben vor Antiochus führend.)
Tyrann von Antiochia,
Du Läſt'rer dieſes Heldenerben,
Auch er — verehr' ihn! — weiß zu ſterben!

Antiochus (zu Salome).
Durch Großmuth möchte mich beſchämen
Dein Stolz, doch bring' ich ihn zum Ruh'n!
(zu Abir.)
Für deinen Hochverrath nicht nehmen
Will, Jüngling, ich dein Leben nun!
Doch wirſt dafür du dich bequemen
Zur Opferkoſt!

Abir.
Ich will's nicht thun!

Antiochus (zum Gefolge).
Verſtümmelt ihn an Händ' und Füßen,
Dann ſterb' er erſt den Tod zu büßen!

Machir
(kühn hervortretend zu Antiochus).
Du Wütherich der ſondergleichen,
Hätt' meinen Pfeil ich — (für ſich.) dir in's Herz! —

Antiochus (zu Salome).
Das auch dein Sohn? —

Salomr
(bejaht es ſchweigend, und ſchlägt dann ſchmerzvoll den Blick gen Himmel).

Antiochus (wüthend froh).
Ha, gibſt du Zeichen
Endlich doch auch von ird'ſchem Schmerz,
Du Dämon? —
(zu den Prieſtern auf Machir zeigend.)
Eilt auch dem zu reichen
Die Opferkoſt! —
(zu Salome.)
Ha, Weib von Erz,
Schmilzt es? —

Salome
(mit einem Blick gen Himmel, auf Machir zeigend).
Wirſt Du Gott Kraft verleih'n? —

Antiochus
(zu Machir, auf die Opferpfeifen zeigend, die dieſem die Prieſter vorhalten).
Iß, Bübtein!

Machir.
Tück'ſcher Henker, nein!

Antiochus.
Ha, gift'ge Natter!
(zum Gefolge.)
Streckt die drei Brüder
Den, der dort betet und dieſe zwei, nieder,
Reißet mit glühenden Zangen ihnen aus
Zungen und Glieder, dann würgt ſie mit Graus!

Abir.
Was du, Erzböſewicht, raubſt uns, das Leben
Iſt nur das Zeitliche, Gott hat's gegeben;
Ewiges Leben Er zuſagt und hält
Jedem der freudig für ſein Geſetz fällt!

Antiochus.
Trotzet dann, wenn man euch ausreißt die Glieder!

Machir.
Sie gab uns Jehovah, nehm' Er ſie wieder!

Antiochus.
Zum Tode fort! Auch der!
(auf Benoni zeigend.)

Zwei Trabanten
(ergreifen Abir und Machir, und feſſeln ſie).

Ein dritter Trabant (nähert ſich dem Benoni).

Salome
(dem Trabanten voreilend, zu Benoni).
Benon'!
(ſie hebt ihn und Gbtli, die bis dahin ununterbrochen, jener wie entzückt und erſtarrt, dieſe ihn umſchlungen, auf den Knieen gebetet haben ſanft auf.)

Benoni
(lief aufathmend, wie ein aus einem Traume Erwachender, und Salome und Gbtli ſanft anlächelnd, mit ſchmelzender Stimme:).
O ſchon war ich im Paradieſe!

Salome.
Du zieh'ſt erſt hin, mein heil'ger Sohn!

Abir und Machir
(zu Benoni).
Ja, Bruder, komm'! —

Benoni
(immer wie im Entzücken, auf Abir und Machir zeigend).
O Mutter, dieſe —
Sie ſtrahlen!

Salomr.
Sie zieh'n auch zur Kron'!
(zu Abir und Machir.)
Doch ihr, was ich euch unterwieſen,
Vergeßt ihr's?! —

Abir und Machir
(einander umſchlungen haltend, vor des Königs Thron tretend, zu Antiochus).
Segen ſey dein Lohn!

Salomr
(ſie raſch und freudig umfaſſend).
Jetzt kommt zu Gott!

Antiochus (zu Salome).
Den Spott bezahl'! —
(zu Benoni, Abir und Machir.)
Zieht! —
(zu Salome.)
Du ſchauſt hier an ihre Qual!

Die drei Trabanten
(führen Benoni, Abir und Machir durch eine der Mittelpforten ab).

Die andern Trabanten
(reißen Salome und Cidli, Juda, Achas, Arath, Jakob und Jonathas, die ſich an die Abgeführten angeklammert hatten, gewaltſam von dieſen fort).

Antiochus
(zu den Trabanten).
Zeigt das Hochzeitmahl der Braut!
(höhniſch auf Cidli zeigend.)

Cidli (flehend zu Antiochus).
Tödt' auch mich! —

Antiochus.
Nein, das wär' Schade! —

Ein Trabant
(öffnet die Mittelpforte, durch welche die drei Brüder abgeführt ſind).

Cidli
(eilt ab, der Trabant folgt ihr).

Antiochus
(zu den andern Trabanten, auf Salome zeigend).
Um za ſeh'n, ob's der nicht graut,
Führt ſie hin zur Balnſtrade,
Von wo man den Richtplatz ſchaut!
(er zeigt auf den Theil der über der Colonnade befindlichen Gallerie, der dem im Vorgrunde ſtehenden Throne gegenüber iſt.)

Salome.
Satan, ja — das iſt uns Gnade!
(Zu den vier, noch auf der Bühne befindlichen, Söhnen).
Kommt, die Märt'rer ſegnen wir!

Antiochus.
Nein, die Buben bleiben hier!

Salome und Jonathas
(der ſie unterſtützt, werden von zwei Trabanten die Treppe, welche zur Gallerie führt, heraufgeführt, und erſcheinen alsbald ſämmtlich auf der vorbezeichneten Stelle der Gallerie).

Juda, Achas, Arath und Jakob
(knieen ſich, ſtille betend, nieder).

Jonathas
(gleich wie er auf der Gallerie erſchienen iſt, entſetzt aufſchreiend).
Voll Blut, voll Blut
Schwimmt der ganze Himmel!

Salome.
Ha, wie voll Wuth
Sich drängen im Getümmel
Die Scheegen — ſie ſühren Benoni — zum Feuer!

Cidlis Stimme
(hinter den Pforten angſtvoll herübertönend).
Oh!

Jonathas.
Cidli klammert ſich an ihn!

Salome
(nach dem unmittelbar hinter der Mitte des Hintergrundes, nämlich hinter den geſchloſſenen Flügelthüren der Colonnade und durch dieſelben verdeckten Richtplatze blickend, und laut hinüberrufend).
Mein Getreuer,
Mein heil'ger Benoni! Muth! Sterbensmuth! Lebensmuth! —

Jonathas.
Wie ſie die Henker entkleiden mit Wuth!

Salome.
Denkt dran, was Hiob ſang,
Als Qual ihm zum Herzen drang:
„Ich weiß," ſaag er, von Nacht durchwebt,
„Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt!
Und am letzten Tag' werd' ich auferſtehn,
Und werd', wenn es auch jetzo mir grauet,
Wieder umgeben mit meiner Haut,
In meinem Fleiſche den Heeren ſehn!
Ich werd' Ihn ſelbſt ſehn, mit meinen Augen
Werd' ich Ihn anſchau'n, ich ſelbſt, kein And'rer!
An dieſre Hoffnung läßt Er mich ſaugen!"
Alſo ſang Hiob! —

Jonathas.
Sie küſſen einander!

Benonis, Abirs, Machies Stimmen
(hinter den Thorflügeln her ertönend).
Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt! —

Salome
(immer herüberrufend).
Heilige Knaben,
Denkt an die drei, die im Glutofen haben
Herrlich den Herrn gedemüthigt,
Der von den Flammen ſie freudig befreit! —

Benonis, Machies, Abirs Stimmen
(wie zuvor).
Lob ſey dem Herren, der Herr iſt gut! —

Jonathas.
Wie unter dem gewaltigen Keſſel die Glut
Herzſicht! Das Oel brin, wie's aufkocht! —

Salome.
Hinein
Stürzen ſie ihn —!
(ſie verhüllt ſich die Augen).

Cidlis Stimme (ſehr laut aufkreiſchend).
Ah!

Jonathas.
Cidli's Angſtſchrei'n!
Ohnmächtig ſinkt ſie hin! —

Salome.
Gott, er iſt Dein!
Aber nur Kraft mir zur Seelenzerſchneidenden Pein!
(weinend.)
O es iſt ſchwer doch von Märtyrern Mutter zu ſeyn! —

Antiochus
(mit wildem Hohne zu ihr, zu der er immer unverwandt vom Thron hingeſtarrt hat, emporrufend).
Nemeſis! — Niobe! Biſt du bezwungen?

Salome
(ohne auf ihn zu hören, zu Jonathas, immer zum Richtplatz hinblickend).
Alter, das Sterblied, das Moſes geſungen,
Schrei's dem Benoni zu — wie ſtirbt der Arm!
(weinend gen Himmel blickend.)
Glücklicher Abraham, dir ward geſchenket der Sohn!

Jonathas
(laut zum Richtplatz herüber ſchreiend).
„Mein iſt die Rache," ſprach Gott,
Seinem Knecht Moſes, Herr Zebaoth!
Ich will's vergelten zu ſeiner Zeit!
Der Feinde Fuß ſoll wanken, der Tag des Verderbens iſt bereit!
Die Zeit feucht heran in der Donnerwolk'!
Der Herr wird richten ſein Volk,
Und wird ſeiner Knecht' ſich erbarmen!

Salome
(zum Richtplatz weinend, doch laut herüber ſchreiend).
Und wird ſeiner Knecht' ſich erbarmen!

Benonis, Abirs, Machies Stimmen
(leiſe antwortend).
Er wird ſeiner Knecht' ſich erbarmen!

Salome
(zu Jonathas, halb weinend, halb freudig).
Hörſt's, wie ſie beten? —

Jonathas.
O ſiehſt du den armen
Abir? —

Salome.
Nein —! —
(plötzlich aufſchreiend, und das Geſicht verhüllend.)
Ah! —

Jonathas.
O Rachegott!
Sie ſchinden ihn mit teufliſchem Spott
Lebendig! — Erde, verſchling ſie die Rott'!

Salome.
O ruf ihm zu des Moſes Sterbgeſang!
(mit faſt erſtickter Stimme.)
Ich kann's nicht! —

Jonathas
(wieder laut zum Richtplatz herüber ſchreiend).
Und Jehovah ſprach: „werden wird's bang
Den Heiden, wenn die Rache des Herrn ſie verzehet!
Wenn ſie wehklagen,
Wird Er ſie fragen:
Wo ſind nun die Götter, die ihr habt verehrt? —"

Benonis, Abirs und Machirs Stimmen
(lauter als zuvor rufend).

Halleluja!

Salome
(frohlockend, und mit gewaltsam zusammengenommener Kraft zu Antiochus herüber schreiend).

Hörst? — Meine Söhn'!

Antiochus
(auf die vier jüngsten knieend betenden Söhne zeigend, zu ihr).

Die vier doch auch? —
(zu Heliodor, auf Juda zeigend.)
Du, führ' mir her den größten Knaben!

Heliodor
(geht zu den vier betenden Makkabäern, und führt den Juda zum König).

Salome
(zu Juda auf die Bühne herüberscheuend).

Sohn, Mosen erschien Gott im flammenden Strauch! —

Juda
(gelassen zu ihr heraufrufend).

Du kennst mich! —

Antiochus
(zu Juda, als dieser ihm vorgeführt wird, auf die fortwährend von den beiden Priestern gehaltenen Opferspeisen zeigend).

Iß! —

Juda
(sehr ernst zum Antiochus).

Die Hoffnung haben
Auf Gott — das ist wohl stets das Best',
Dieweil der Herr uns nie verläßt!
Wenn Einen auch die Menschen tödten,
Soll deß' man trösten sich in Nöthen,
Daß man von ihm wird auferweckt!

Antiochus (wüthend).

Iß, sag' ich! —

Juda (immer gelassen).

Das wird nicht geschehen!

Antiochus (zu den Arabanten).

So reißt den Trotzigen fort — und streckt
Ihn auf die Marterbank! —

Juda.

Meinst du, daß das mich schreckt? —
Gott segne dich! —
(heraufrufend zu Salome, immer ernst und sehr gelassen.)
Leb', Mutter, wohl! — Auf baldig's Wiedersehen!
(er wird abgeführt.)

Antiochus (ihm bewundernd nachsehend).

Ist das ein Knabe — ist's ein Heros? — Beym Stix, er
macht mich ganz zu Spott!
(nachdem er diese letzten Worte nicht wüthend, aber mit dumpfer Beschämung gesagt hat, versinkt er in tiefes Nachdenken.)

Salome
(die von Freude über den Juda fast ganz den Richtplatz vergessen, und immer nach Juda hingeschauet hat, jetzt freudig zu Jonathas).

Siehst du, wie stark ist der Herr in den Seinen? —
(Man hört zwei starke Beilschläge vom Richtplatze her).

Jonathas.

Sie hacken dem Abir die Füß' ab! —

Salome
(mit Jubelruf auf die Knien stürzend, und gen Himmel blickend).

Stärk' ihn auch und mich in den Peinen! —

Antiochus
(wie aus einem tiefen Gedanken aufspringend vom seinem Sitze, doch ohne den Thron zu verlassen, wüthend aufschreiend).

Zu Spott?! — Wer macht zu Spott mich?! —

Eine donnernde Stimme
(tönt von oben herab, von der Seite her, wo die drei Knaben knieen).

Gott!

Antiochus
(das Scepter hinwerfend, das Schwert zückend, und, mit gezücktem Schwert und starren Augen, vom Thron herab gegen den Fleck, wo die drei noch übrigen Söhne knieen, ernannt, und aufschreiend, aber mit Blitzesschnelle).

Eleazar — fleuch! —

Heliodor
(eilt ihm gleichzeitig nach).

Jonathas (zu Salome).

Machir und Judo! Siehst
Wie sie zerfleischen sie?! —

Salome
(die bis dahin auf den Knien gebetet hat, aufspringend, mit kreischender, doch vom Schmerz fast erstickter Stimme, zu Jonathas).

Den Sterbgesang! — Du glüh'st,
Rächer am Himmel schon,
Der in der niederstürzenden Abendsonn'
Du Feuer sprühst! —

Jonathas.

Hörst du nicht auch ein Jagen
Von Rossen —?

Salome
(zum Richtplatz zeigend).

O daß die mir nur nicht verzagen,
Donn're du ihnen zu des Moses Sterbgesang!

Jonathas
(zum Richtplatz sehr laut herüberschreiend).

„Seht nun," sprach Gott, „daß allein ich nothwendig,
Und daß ohne Mich kein andrer Gott ist!
Ich will tödten und machen lebendig,
Schlagen und heilen zu gleicher Frist!
Und ist Keiner, welcher befreit
Aus Meiner Hand, und Ich will Meine Hand
Strecken durch alle Himmel und Land,
Und sagen: Ich leb' in Ewigkeit! —"
So spricht der Herr! —

Antiochus
(sich etwas aus seiner Betäubung, in der er bis jetzt gestanden, erdolend, aber wie wahnsinnig zu Heliodor, nach Jonathas herauszeigend).

Du — mich freut's, was der Graukopf dort schreit!

Heliodor
(zitternd und nur halb laut zu ihm).

Mich nicht! — Mir ist's, als ob in allen Adern
Mir Eis gegossen sey! —

Abirs, Machirs und Judas Stimmen
(immer leiser vom Richtplatze her).

Gott lebt in Ewigkeit!

Salome.

Benoni rief's nicht mit! —

Jonathas.

Der hat in Gottes Streit
Gesieget schon!

Antiochus
(mit geschwungenem Schwerte, wieder wüthend nach der Seite, wo die Knaben knieen, aufschreiend).

Ha, willst du wieder mit mir hadern?
Ist's nicht genug dir, daß du jede Nacht
Grinsend und blutig mich weckest, hältst du auch Abends schon Wacht,
Verfluchter Pfaff Eleazar?!
(zu den Arabanten.)
Schleppt ihn fort!

Heliodor.

Wen denn?

Antiochus

Den blut'gen Judengreis — den Eleazar!
(immer auf die Stelle hinter den drei Knieenden hinweisend.)

Heliodor.

'S ist ja Niemand dort!

Oberpriester
(der immer, bald entsetzt, bald erbost, am Altar gestanden hat, jetzt rasch hervortretend, mit Wuth zum König).

Ein Judenzauber ist's! — Laß nur die drei dort sterben!

Achas
(von den Knieen aufstehend, und zum Oberpriester tretend, zutraulich und bittend).

Ja, grauser Vater, hilf uns den Himmel auch erwerben!

Oberpriester
(zu den bei ihm stehenden Priestern, auf den Achas zeigend).

Hat nicht der Fürie Sohn ein Aug', so himmlisch und so blau,
Wie Glaukopis Athäne!
(zu Achas)
Büblein, iß!

Salome
(die immer unter der Zeit mit allen Abstufungen des Schmerzes bald zum Richtplatz, bald auch ihren auf der Bühne knieenden Kindern gesehen hat, jetzt sich über die Balustrade herüberwerfend, und zu Achas herauf-rufend)

Denke d'ran, daß an ich's schau'!
Und Gott, und auch Benoni oben!

Achas, Arath und Jakob
(letztere beide jedoch ohne von den Knieen aufzustehen, zu Salome heraufsprechend, aber im ruhigen, friedlichen Tone).

Ist er bey Gott schon? —

Salome (herunter rufend).
Ja!

Achas.
Ich geh' Gott auch gleich loben!
Nur hat Er eben jetzt es mir noch aufgetragen,
Dem Heidenkönig hier noch was zu sagen!
(zu Antiochus.)
Du friedenloser Mann!

Antiochus
(der bis jetzt immer nach der Seite gestarret hat, jetzt wie vom Traum erwachend).
Ha!

Achas
(zutraulich ihn auffassend).
Sieh mich doch nur an!

Antiochus
(wie wahnsinnig scherzend).
Du lächelst sanft, Cupido!
(schauernd, seitwärts blickend).
Dort, der erwürgte Greis kann
Nur grinsen! —

Achas (immer sanft).
Es läßt Jehovah die verkünden:
Weil Macht du bey Menschen hast, übrst du Sünden,
Und thust was du willst, ob du sterblich gleich bist!
Drum kündet durch mich dir, der Wahrheit ist:
Du sollst es nicht glauben, daß unser Geschlecht
Von Gott schon verlassen sey! Gott ist gerecht!
Geduld sollst du haben, und warten und sehen,
Wie groß seine Macht ist; dein Stamm wird vergehen
Zur Strafe, das sag' ich dir, Gott ist nicht fern!
Jetzt segn' ich dich! —
(ihn zutraulich bittend).
Tödt' mich! Ich schiede so gern! —

Antiochus
(immer wie im Wahnsinn, zu Heliodor, auf Achas und die beiden noch knieenden Makkabäer zeigend).
Du Tempelhieb! Nicht wahr — das sind vornehme Herrn?! —

Oberpriester
(zu zwei Trabanten, auf Achas zeigend).
Führt schnell der Furie Sohn zum Tod, sonst rett' ich ihm noch's Leben,
Mir Liebeszauber hat sein Aug', sein Blauaug' eingegeben!

Die zwei Trabanten (wollen den Achas wegführen).

Salome
(von der Balustrade herunterrufend).
Achas, blick' mich noch einmal an!

Achas
(zu ihr hinauf blickend).
Lirbst mich? —

Salome
(mit einem entzückten Blick gen Himmel).
Schon nahst du labend!
(herunterrufend zu Achas.)
Ja, Achas, ja! Stirb hübsch vernünftig!

Achas (heiter).
Wird Morgen nicht aus Abend?! —
(Er wird abgeführt.)

Salome
(wieder nach der Richtstätte blickend, zu Jonathas, aber schon bedeutend ruhiger).
Wo ist denn Abir?

Jonathas.
Danke Gott, sie haben abgeschlagen
Ihm schon das Haupt!

Salome
(ruhig, mit einem Blick nach oben).
Dank', Jehovah!

Jonathas.
Nun hörst doch Schrei'n und Jagen
Nah' schon? —

Salome (heiter).
Dort zieht auch Achas hin zur Marter! —

Jonathas.
Macht dir's Bangen?

Salome
(lächelnd und ganz ruhig).
Nein! —

Einer von den Trabanten
(auf der Balustrade, zum andern lächelnd aber leise, nach Antiochus verstohlen blickend).
Der wird zappeln, der Tyrann, wenn sie ihn heut' noch fangen!

Antiochus
(zu Heliodor mit gedämpfter Stimme, auf die beiden noch knieenden Kinder zeigend).
Sprach ich zuvor nicht — die da wären vornehme Herrn —
Das Wort entfuhr zu schnell mir, ich nähm' es wieder gern!
(mit wahnsinniger Wuth aufschreiend.)
Bin ich allein denn Herr hier nicht? — Wer kann hier Herr seyn? —

Die vorige donnernde Stimme von oben
(noch drohender).
Gott!!

Antiochus
(indem er auf den knieenden Arath losstößt, und ihn bey den Haaren emporreißt).
Ha, büß mir, Goldwurm, dort des ewig grinsenden Cäsars Spott!

Salome
(donnernd zu Antiochus herüberschreiend).
Du, deiner Schergen Niedrigster, halt ein!
Durch dich soll er nicht sterben! —

Antiochus
(läßt schnell den Arath los, und fährt mit wahnsinnigem Entsetzen zurück).

Salome.
Arath, was sprach im goldnen Schein'
Des Tempels, Gott zu dir? — Jetzt sag's!

Arath.
„Gesegnet sollt ihr seyn,
Du und dein Stamm!" So sprach der Herr! —
(zum König.)
Und du laß dich nicht irren,
Du, dem für seine Frevel Gott that Geist und Sinn verwirren!
Wir leiden dieß um unser selbst, weil wir an Gott gesündigt,
An Ihm, der immer Wunder thut, mehr als die Welt verkündigt.
Doch glaube nicht, daß ungestraft du heute noch wirst bleiben,
Der, gegen Den du kämpfest, Gott wird heut' dich noch zerstäuben!

Antiochus
(durch Wuth über ihn wieder zur Besinnung gebracht, zu den Trabanten).
Schneidet die Lästerzung' ihm aus! Auch dem!
(auf Jakob zeigend).
(Trabanten ergreifen Arath und Jakob.)

Jakob.
Ich will noch leben!

Antiochus.
Brav, Knabe, du bist klug! — So laßt die Opferkost ihm geben!

Jakob.
Gebt her — mich hungert auch!
(er nähert sich den beiden Priestern mit den Opferspeisen).

Salome
(in tödtlichster Angst, indem sie die Treppe herunterellen will).
Jakob!

Jakob
(hält etwas kurz).

Oberpriester
(heraufrufend zu den Trabanten).
Ihr haltet sie!

Salome
(zu den Trabanten, die sie halten wollen, wüthend herrisch).
Weg da! —
(sie eilt die Treppe herunter auf die Bühne.)

Trabant
(oben auf der Balustrade).
Wie das Medusenhaupt mit den Augen versteinert ja die!

Jakob
(ſchon die Hand nach der Opferſchale ſtreckend, zu Arath).
Du — nimmſt auch? —

Salome
(ſich zwiſchen ihre beiden Söhne und die Prieſter, die ihnen die Opferſchale bieten, drängend, und eben ſo ſcheu vor den beiden Kindern auf die Kniee hinſtürzend).
Kinder, nicht ich hab' euch Leben,
Gott hat in mir euch die Seele gegeben,
Gott hat gebildet euch, herrlich und klar!
Er hat die Welt und uns Menſchen geſtaltet,
Der mit Barmherzigkeit über uns waltet,
Wollt ihr das Leben, ſo bringt es Ihm dar!

Antiochus (zu Salome).
Schweig, Furie!
(zu Jakob).
Knäblein, dir ſey es geſchworen,
Folgſt du mir, nicht deinen Brüdern, den Thoren,
Schwör' ich's dir bei meiner ſtrahlenden Kron',
Reich ſollſt und glücklich ſeyn, Freund mir und Sohn!
Nur daß den Gaumen die Opferkoſt letzt!

Jakob.
Topp dann — ein Wort, ein Mann! Her nur geſetzt!

Die Prieſter
(ſetzen ihm eine Opferſchale auf den Altar).

Oberprieſter.
Der Bube freut mich!

Salome
(Jakobs Kniee umklammernd).
Hab' Erbarmen
Mit mir, der troſtloſen, elenden Armen,
Die dich neun Monat getragen im Schooß,
Drei Jahr geſäugt hat, gezogen dich groß!
Sieh doch, geliebtes Kind, Himmel und Erden,
Alles, was war und was iſt und ſoll werden,
Kündet dir an, den Vater des Lichts,
Der uns barmherzig gemacht hat aus Nichts!
Vor dieſem Henker
(auf Antiochus zeigend).
wirſt du doch nicht beben,
Unwerth doch ſeyn nicht, daß ewiges Leben
Sey mit den heiligen Brüdern dein Theil?
O ſtirb, erbarm' dich und wähle das Heil! —

Jakob
(ganz trocken zu Antiochus und den Prieſtern, auf die Opferſpeiſen deutend).
Nun geht doch her, — was wollt ihr denn noch harren? —

Die Prieſter
(bringen ihm die Speiſen).

Jakob (zu Salome laut).
Mutter, ſteh' auf! Ich halt' ſie ja zum Narren!

Salome
(ſchnell von den Knien aufſtehend).
Du böſes Kind, was ängſtig'ſt mich?

Jakob
(auf den König zeigend).
Dem Dieb
Von unſerm Blut, gebührt ja Spott! Vergib! —
(zu Antiochus, den Arath ihm vorführend.)
Wir brechen Moſes Recht nicht, ſchlechter König,
Denn groß war Moſes, und du biſt ſehr wenig!
Ich bin ein kleiner Wicht, und größer doch
Bin ich als du zehntauſendmal wohl noch!
Ob ich auch klein bin, kann ich ſtolz doch ſpotten
Dir Elendem und deiner Henkersrotten,
Der Gott, der unſ're Sünden ſtraft mit Pein,
Wird wieder ſeinen Knechten gnädig ſein!
Wir zwei, wir ſterben, wie die fünf gethan,
Gott bittend, huldvoll ſeinem Volk zu nah'n!
In mir und dem wird enden Gottes Zorn,
Doch dich erſäufen wird ſein Qualendorn,
Und zwingen wird dich Gott in kurzer Friſt,
Tyrann, zu ſchreien, daß allein Er Gott iſt!

Salome
(ihn entzückt auf den Arm nehmend).
Mein Troſt und Stolz, laß im Triumph mit dir zu Gott mich reunen!

Oberprieſter
(wüthend zu den Prieſtern, auf Salome zeigend).
Mit ihren zwei Leoparden laßt die Löwin dort verbrennen!

Salome
(zum Oberprieſter, ſehr verächtlich).
Du — Knecht! —
(ſie will, Jakob auf dem Arm und Arath an der Hand, zwiſchen den beiden Prieſtern abgehen.)

Antiochus
(tief bewegt, und wieder bei völliger Beſinnung, zu Salome).
Willſt, große Niobe, du dich von mir im Zorne trennen?

Salome
(dem ſich vor ihr beugenden Antiochus die rechte Hand auf's Haupt legend, ſehr feierlich).
Ich weiß, daß mein Erlöſer lebt! — Lern' ſterbend Ihn erkennen! —
(Sie geht majeſtätiſch mit ihren zwei Söhnen, den Jakob auf dem rechten Arm tragend, den Arath mit der linken Hand führend, zwiſchen den beiden Prieſtern durch die Mittelpforte zum Richtplatze ab.)

Antiochus
(nach augenblicklichem Beſinnen).
Laßt frei ſie! —

Oberprieſter.
Herr, du haſt geſchworen
Den Juden, die nicht opfern, Tod!

Ein Trabant (tritt eilends auf).

Trabant (zu Antiochus).
Herr, rette dich, du biſt verloren!
Der Makkabäer ſtürmt und droht!

Antiochus
(mit donnernder Stimme).
Schwert mir und Helm! Noch leb' ich, ihr Thoren! —
Hört's, Feinde! — Zittert, Zeus, Jehaoth! —

Die Edelknaben
(bringen ihm eilends den Helm und das Schwert).

Antiochus (waffnet ſich).

Salomes Stimme.
(triumphirend und laut vom Richtplatz herüberhallend).
Wer iſt wie Gott! —

Araths Stimme (eben ſo).
Wie Gott! —

Jakobs Stimme.
Wie Gott! —

Salomes Stimme.
Erfüllet iſt der Segen
Des Makkabäerſtamm's! —

Jonathas
(immer noch auf der Baluſtrade, zu den beiden bei ihm noch ſtehen gebliebenen Trabanten, nach dem Richtplatz, auf Salome, Arath und Jakob herüberzeigend, mit Entzücken).
Sie zieh'n ſtolz der Verklärung entgegen! —

Salomes, Araths und Jakobs Stimmen
(wie vor, aber noch lauter vom Richtplatz herüberhallend).
Wer iſt wie Gott! —

Jonathas
(wie vor, zum Richtplatz hinüberſchauend).
Die Flamme ſich beugt,
Während die Heil'ge den Holzſtoß beſteigt!

Antiochus
(der ſich indeß gewaffnet hat, das Schwert ziehend, zu den Trabanten).
Kommt, das Verhängniß, es iſt erwacht;
Ich raſte nicht, bis ich Jeruſalems Pracht
Zur Todtengruft aller Juden gemacht! —
(indem er eben fortellen will, bleibt er, wie vom plötzlichen, krampfigten Bauchſchmerz überfallen, zum Boden hinſtürzend, ſtehen.)

Ein zweiter Trabant
(tritt ſehr ſchnell auf, und ſchreit zu Antiochus).
Der Feind, der Feind iſt da!
Du biſt verrathen,
Flieh, denn im Augenblick
Sind ſie ſchon hier!

Jonathas
(auf der Baluſtrade vor Freude ſpringend, und zum Richtplatz ſehr ſtark herüberſchreiend).
Halleluja! Gott iſt da.
Rächend die Miſſethaten!
Hausfrau, komm' aus den Flammen zurück,
Deine Erlöſer, deine Retter ſind hier!

Salomes Stimme
(vom Richtplatz her, leiser, wie schon durch die Flammen gedämpft, aber doch ruhig und fest).
Ich weiß, daß mein Erlöser lebt — daß sein ich ewig bin!

Einige Priester
(stürzen mit Geschrei herein).
Wehe, wehe,
Der Makkabäer!

Heliodor (zu Antiochus).
Rette dich, Heer! — Wie gewurzelt am Boden steht er und windet sich, starr vor sich hin!

Antiochus
(der immer so da gestanden hat, mit allen Zeichen eines sehr krampfigten, convulsivischen Leibesschmerzes jetzt auffahrend zu Heliodor).
Tempelräuber!
Kannst du die Herzen, die Leiber
Retten, wenn sie von Schlangen durchwühlt? —
Furiengluthen,
Rasende, feurige, zuckende Fluthen,
Wie ein zum Orkus Verdammter sie fühlt,
Brennen mich, zwicken mich, Irions Geier
Nagt mir die Leber! —
(den Heliodor krampfigt umklammernd.)
Hilf, mein getreuer
Höllengesell mir! — Die glühende Pein
Wirft mich zu Boden! O höret mein Schrei'n,
(auf die Kniee stürzend.)
Jupiter! Zebaoth! Ihr Eumeniden,
Wühlend und glüh'nd in mir, laßt mich mit Frieden!

Heliodor.
Rette dich, daß dich die Feind' nicht erschlagen!

Antiochus
(sich fast ohnmächtig vom Boden aufraffend).
Ja — retten — flieh'n — helft mir auf den Wagen!
Retten — flieh'n — vor dem Feind nicht — vor mir!
Denn hier ist der Feind mir — hier und hier!
(auf das Haupt, das Herz und den Leib zeigend, indem er dem Heliodor in die Arme sinkt.)

Heliodor (zum Antiochus).
Eile! —
(zu einigen Trabanten.)
Er liegt wie Blei! —

Antiochus
(sich immer aus Heliodors Armen halbohnmächtig wieder aufrichtend).
Wer wird mich retten!
Die Schlangen glüh'n — klammern wie Ketten
An's Herz mir sich! —
(er schaut plötzlich auf, brüllend-heulend und bitterlich weinend.)
Treibst du noch mit mir Gefoltertem Spott,
Zischende Schlangenrott'?! —
Ihr sieben glänzenden Makkabäer,
Ihr lächelnden —
(plötzlich vom Leidschmerz convulsivisch ergriffen.)
Ha, jetzt tödtet's mich! — Fluch euch, ihr Schlangendreher! —
(nach einer kleinen Pause, in der er seinen Schmerz zu übermannen versucht hat.)
Des geplünderten Zionstempels Gluth,
Sie glüht, brennt in mir mit Drachenwuth! —
Der erwürgten Millionen Wirbeltanz
Umkreist' mich beim Furienfackelglanz! —
Eleazar, — das Makkabäerweib
Durchwühlen lächelnd das Hirn mir, das Herz und den Leib! —
O Zebaoth, du hast gesiegt! —
O sei verschonend! — Es erliegt
Mein Trotz! —

Heliodor
(zu den Trabanten auf den König zeigend).
Tragt fort ihn! —

Antiochus
(sich von den ihn anfassenden Trabanten losreißend, und wieder auf die Kniee stürzend).
Nein, nur noch einmal
Schrei' ich hinaus aus der Nacht der Qual:
Nicht sich der sterblichen Menschen Geschlecht
Vermesse, Dem gleich zu sein, der wägt und rächt! —
Es ist ein Gott! — Wird er sich mein noch erbarmen?! —

Ein Priester
(auf Antiochus deutend, der einem neuen convulsivischen Anfall erliegt).
An allen Gliedern schüttelt's den Armen! —

Antiochus
sich mühsam erhebend, doch immer im Sprechen von Zuckungen unterbrochen).
Beten will ich — beten! — Ich, der ich dachte
Sie zu vertilgen — die heilige Stadt —
Der ich eine Todtengrube d'raus machte —
In meinem frevelnden, sinnlosen Rath! —
Ich, der die Juden werth nicht geachtet —
Daß sie des Grabes Freistatt umfaß' —
Ich, der sie wollte — wenn Alle verschmachtet —
Geben den Vögeln und Thieren zum Fraß! —
(mit gewaltsam zusammengerafftee letzter Kraftanstrengung.)
Ich will sie frei jetzt lassen,
Gleich Bürgern von Athen,
Den heil'gen Tempel fassen
In Schmuck, wie nie geseh'n! —
Opfergeräth und Ketten
Von Gold — o nur mich retten
Von diesen Höllenweh'n! —
(wieder von Convulsionen überwältigt.)
Ha, wieder mich's anpackt! — Ein Jud' will ich werden,
Und Zebaoth's, meines Besiegers, Gewalt
Verkündigend preisen, wo immer auf Erden
Die lästernde Stimme der Thoren erschallt!
(wieder von Schmerzen ganz erschöpft, mit immer schwächrer Stimme.)
Umsonst! — der Rache Zorn — ist über mich gekommen —
Zu hart, ach! — doch gerecht! — Verzweiflung hält umklommen
Mein Leben — gerne stürb' ich — wär ich nur ihr entnommen! —
Der Styx — er hat mich schon umschwommen, —
Die Nacht des Erebus — geinft schon von Gluth durchglommen! —
Wird wer — barmherzig — richten — mich?! —
(er sinkt ohnmächtig auf den Knien um.)

Das Volk
(im Hintergrunde, mit wildem düstern Hohne laut auf ihn hinschreiend).
Die Höllenrichter! —

Sanfte Stimmen
(wie Gesang von Oben).
Gott!!!

Heliodor
(zu den Trabanten, die den hingesunkenen Antiochus aufheben).
Tragt fort ihn — schnell! —

Antiochus
(wird von einigen Trabanten ohnmächtig von der Bühne getragen).

Heliodor
(gen Himmel, dorthin, von wo die Töne klangen, blickend).
Von diesen Tönen hallt's nach in mir
wie ew'ger Spott! —
(Er geht im düstern Nachdenken nach der Seite, wohin Antiochus abgetragen ward, ab.)

Jonathas
(der bis dahin unverwandt auf der Balustrade zum Richtplatz hingestarrt hat, jetzt plötzlich entzückt aufschreiend).
Der Feldherr, der Herrscher, der tapfere Degen!
Der Retter, der Befreier, auf, ihm entgegen!
(er eilt die Treppe der Balustrade herunter auf die Bühne.)

Judas Makkabäus den kleinen Demetrius, Sohn Nikanors, an der Hand, mit einem Trupp idumäitischer Krieger, schnell von der entgegengesetzten Seite, nach der der König abgetragen worden, auftretend. Hinter den Kriegern idumäitisches Volk, beiderlei Geschlechts, sich tumultuarisch auf die Bühne drängend.

Jonathas
(dem Judas Makkabäus entgegen eilend, und vor ihm auf die Kniee stürzend).
Die Held von Israel — dreifacher Segen!

Judas Makkabäus
(mit mächtiger Stimme).
Erlöser Zebaoth! — Wo sind die Makkabäer? —

Nikanor, Lysias, syrische Unterfeldherren und Krieger
(treten schnell herein).

Nikanor
(während zum Thron eilend).
Da den Sohn
Erwürg' ich des Tyrannen, statt seiner, der entfloh'n!
(er reißt den kleinen Antiochus Eupator vom Thron, und will ihn mit dem Schwert durchbohren.)

Der Oberprieſter, die Prieſter und das Volk
(gleichzeitig aufſchreiend).

Weh!

Judas Makkabäus
(den Nikanor, eben wie dieſer den jungen Antiochus durchbohren will, erblickend, und Nikanors Sohn plötzlich vom Boden aufgreifend, und ihm das Schwert auf die Bruſt ſetzend, ſehr raſch und faſt gleichzeitig zu Nikanor, gewaltig und drohend).

Bube! Kinder würgen
Willſt du? — Dein Sohn, den ich durchbohr',
Soll für des Knaben Haupt mir bürgen!
(auf den kleinen Antiochus zeigend).

Nikanor
(den kleinen Antiochus immer noch in der nämlichen Stellung haltend).

'S iſt unſers Todfeind's Sohn!

Judas Makkabäus.
Du Thor! —
Meinſt du, wir Makkabäer ſind
Kindesmörder! — Hingeſetzt das Kind! —

Nikanor
(höhniſch trotzig zu ihm).

Wir Makkabäer? — Nein, erſchlagen
Hat alle Deinen der Tyrann!

Judas Makkabäus (zuſammenſchaudernd).

Ho! —
(ſich ſchnell faſſend.)
Sind ſie's, doch ſoll man nicht ſagen:
Der Held der Makkabäer kann
Auch Kinder würgen! Nicht verklagen
Soll mich unſchuldig Blut —!

Nikanor.
Wohlan!
(indem er den kleinen Antiochus hinſetzt.)
So künd' ich Fehde dir!
(zu ſeiner Schaar.)
Zu'n Waffen!

Judas Makkabäus
(indem er den Sohn Nikanors auch hinſetzt, zu Nikanor).

Wohl! — Dort der Unſchuld Recht zu ſchaffen!

(Indem beide Partheien mit gezückten Schwertern auf einander eindringen wollen, eröffnet ſich in demſelben Augenblick, wie von einem gewaltſamen Sturmwind aufgeriſſen, die Pforten des Hintergrundes, und der Richtplatz mit dem auf einem Hügel noch brennenden Scheiterhaufen wird ſichtbar. Rechts am Hügel iſt der caldaiſche Keſſel, in welchem Venoni gemartert worden iſt.)

Eibli
(kniet mit zerſtreuten Haaren am Keſſel, über dem ſie das Haupt, wie in troſtloſer Erſtarrung hinabblickend, hingebeugt hält. Auf dem übrigens ſonſt ganz menſchenleeren Richtplatze herumliegende Marterinſtrumente bezeichnen die ſchon anfangs angedeutete Hinrichtung der ſämmtlichen Märtyrer.)

Judas Makkabäus
(bei dieſem Anblick mit größtem Schmerze ſehr laut aufſchreiend).

Gott! —

Salomes Geiſt
(über den Flammen des Scheiterhaufens erſcheinend, eben als beide kriegeriſche Partheien auf einander eindringen wollen, mit majeſtätiſcher Stimme).

Löſchet, Flammen!

(Die Flammen verlöſchen, ſo daß Salome's und ihrer beiden jüngſten Söhne bereits verbrannten Ueberreſte auf dem Scheiterhaufen ſichtbar werden.)

Judas Makkabäus, Nikanor und die beiden ihnen folgenden Kriegshaufen bleiben, wie erſtarrt nach Salome hinblickend, ſtehen, eben ſo die andern Perſonen, die wieder im Hintergrunde geſtanden, und ſich gleich bei'm Auseinanderraſſeln der Mittelpforten entlang zu beiden Seiten der Bühne vertheilt haben.

Salomes Geiſt
(während das geſchieht, in ihrer Rede fortfahrend).

Stürze, Bild des Götzen!

(Die Bildſäule Jupiters ſtürzt mit Krachen, und in mehrere Stücken zerſpringend, zu Boden.)

Oberprieſter, Prieſter und das Syrervolk
(ſtürzen auf die Kniee, die Häupter an den Boden gedrückt).

Salomes Geiſt
(zu Judas Makkabäus und Nikanor).

Und euch befehl' im Namen ew'ger Liebe
Ich, ihre Märtyrin — ſchließet den Frieden! —
Du, Bruder, hemm' des Schmerzes wild're Triebe,
Loß dich die Gloria deines Stamm's erhöhen,
Durch dich und Eibli ſoll er blüh'n hienieden! —
Nikanor, dir beſchieden
Iſt nicht, die du gewandet haſt, die Krone,
Dem jungen König dort leg' ſie zu Füßen,
Und Lyſias, die Rachſucht abzubüßen,
So ſei du Schirmvogt von des Knaben Throne! —
Jetzt ſchließ ich meinen Lebenslauf, den ſchönen,
Und fahr' in Flammen auf zu meinen Söhnen!
(ſie verſchwindet.)

Judas Makkabäus.
Die Heil'ge hat mir Troſt in's Herz geſprochen!

Nikanor und Lyſias
(dem Judas Makkabäus die Hände reichend).

Und wie die Göttin ſprach, ſo ſoll's geſchehn!

Nikanor
(ſetzt den kleinen Prinzen Antiochus wieder auf den Thron, indem er und Lyſias, nachdem beide vor dem Prinzen die Kniee gebeugt, ſich zur Rechten und Linken des Throns ſtellen).

Heliodor (tritt auf).
Die Schuld hat Nemeſis ſtatt euch gerochen,
Antiochus, ich hab ihn ſterben ſehn,
Von peſterfüllten Schlangen todt geſtochen,
Die aus ihm wuchſen, mußt' er untergehn,
Der reuvoll ſtarb, in unnennbaren Qualen,
Die Schuld, die ungeheure, zu bezahlen!

Judas Makkabäus.
Ich fluch' ihm nicht! —

Heliodor.
Eh' er den Geiſt verhauchet,
Sprach er: „Künde den Kindern Iſrael,
Daß ob mein Schwert von ihrem Blut gleich rauchet,
Ich ihnen dennoch meinen Sohn empfehl'.
Das Volk des Herrn in Segen iſt getauchet,
Und deſſen Kraft, ſie blieb auch mir nicht fehl,
Was ich geraubt, mein Sohn ſoll es vergüten,
Ihr Segen mag mein ſchuldvoll Haupt behüten! —
Er ſtarb — lächelnd — in Qual! —

Judas Makkabäus
(nachdenkend zu Heliodor).

Hat ihn geſehen
Die Märtyrin? —

Heliodor.
Sie gab den Segen ihm!

Judas Makkabäus.
Dann iſt mir alles klar, was jetzt geſchehen!
Die Heil'gen hört der Herr der Elohim! —
Friede ſei mit ihm! —

Heliodor.
Auch ich fühlte wehen
Des güld'nen Ritters heil'gen Ungeſtüm!
Er bot mir Segen an, ich, der Verruchte,
Wählte den Fluch — d'rum treff' mich, was ich ſuchte!
(er ſtürzt ſich in ſein Schwert, und ſtirbt.)

Judas Makkabäus
(nach der Seite, wohin der König abgetragen ward, zeigend).

Gewogen Jener und zu leicht erachtet!
(auf Heliodors Leichnam zeigend.)
Gewarnet Der — und ew'ger Qual zu Theil! —
(zu den jüdiſchen Kriegern.)
Volk Iſrael, das Schrecken noch umnachtet,
Verlaß mit mir des Heidentempels Gräu'l!

Eibli
(die bisher immer erſtarrt am Keſſel gekniet, und ſich während Judas Makkabäus letzten Worten von den Knieen erhoben hat, jetzt durch die offen gebliebenen Pforten majeſtätiſch zu ihm tretend, ſehr erhaben).

Oheim des Gatten, der mir iſt geſchlachtet,
Mir ſprach ſein Geiſt: der Makkabäer Heil
Sei meiner Huld vertraut und deinem Segen,
D'rum tret' ich Jungfrau-Wittwe dir entgegen!

Judas Makkabäus.
Ich faſſe dich, auch du haſt überwunden
Den Tod — d'rum nimm des Makkabäers Hand!
(er reicht ihr die Hand.)
Gebier' mir Helden Gottes! —
(zum Volk ſich wendend.)
Volk, verſchwunden
Die Trauer iſt, wir zieh'n in unſer Land,

Und Friede wieder werd' im Land erfunden,
Und Eintracht, Vätertreu' und Glaubenshaab!
Helft mir die Städte bau'n, ich will sie schützen,
Daß Jeder kann am eig'nen Weinstock sitzen! —

Vor allem aber laßt uns, was verwüstet,
Das Heilthum reinen, prachtvoll es erneu'n!
Der Schönheit Sohn, dem Menschen, es gelüstet,
Geschmückt und schön sich seines Herrn zu freu'n!
Und Jehovah, der uns durch Teuer rüstet,
Er salbt mit Freudenöle, die treu'n;
Er hat verdiente Schmach von uns genommen,
D'rum werde nun die Pracht Ihm angeglommen!

Es werd' am fünf und zwanzigsten gehalten
Des neunten Monden der Erneu'rungstag,
Ob ird'schem Goldesglanze soll entfalten
Gesang den himmlisch güld'nen Flügelschlag,
Des Glaubens Gold wird in den Herzen walten!
Wie sagt der Geist, der nimmer lügen mag:
Dieß Fest wird einst Dessen Triumph verschönen,
Der kommen wird, um alle Schuld zu sühnen! — *)

Nachdem ich dieß bewußtlos euch verkündet —
Den Geist in uns enträthselt nicht der Sinn —
Sprech' ich, der Stämme Richter, die verbündet:
Zweitausend Silberdrachmen sendet hin
Gen Zion, daß Sündopfer werd' entzündet
Für Alle, die des Siegestod's Gewinn
In unsern heil'gen Schlachten hat getroffen,
Dieweil wir Gläub'gen die Verklärung hoffen!

Denn hafften wir nicht, daß auch, die erlegen
Im heil'gen Streit, erstehn einst unversehrt,
So wär' es Thorheit, der Gebete Segen
Erflehn für die, die traf des Todes Schwert.
Doch die Gerechten ziehn auf Grabeswegen
Zum Auferstehungstag', der sie verklärt,
Wo die Gereinigten zum Throne treten;
D'rum ist es fromm, für die Verstorbnen beten!

Nur keiner soll der Heldin Tod beklagen,
Die sieben Söhne trieb zum heil'gen Streit;
Hoch sollen ihr des Völkes Herzen schlagen,
Heil sei den Märtyrern in Ewigkeit!

(zu den noch immer knieenden Leviten.)

Erhebt die Arche, Priester, sie zu tragen
Zum Tabernakel beim der Herrlichkeit,
Dort wollen wir die Bußpsalmen singen,
Dem alten Gott ein neues Opfer bringen!

Die zwölf Leviten

stehen auf und erheben die Arche. In demselben Augenblick eröffnet sich der Himmel, und auf einer leuchtenden Wolke erscheint über der Arche

Salames Geist

(in einem weiten, purpurfarbigen, mit goldenen Sternen besäeten Mantel, der über ihre sieben, darunter in weißen, glänzenden, mit purpurfarbigen Stolen geschmückten Gewändern, knieend erscheinenden, verklärten Söhne ausgebreitet ist. Salame erhebt in der rechten Hand doch ein großes, blutrothes Kreuz. Ueber dieser Gruppe schweben in lichten Wolken acht kleine Engel, die über den Häuptern der Mutter und ihrer sieben Söhne Sternenkranz und Palmenzweige halten, während eine laute Musik die Worte der folgenden Canzone begleitet. Alle andern unten auf der Bühne befindlichen Personen, die zwölf die Arche tragenden Leviten ausgenommen, knieen beim Anblick der Erscheinung ehefurchtsvoll nieder).

Salames Geist (mit Verklärung).

Ein reines Opfer wird sich Gott bereiten,*)
Durch das wird Er, im reinen Liedesklange,
Den Heiden Seinen großen Namen künden!
Es wird, vom Aufgang bis zum Niedergange
Vereinend alle Opfer, Völker, Zeiten,
An reiner Mutterliebe sich entzünden,
Reinen die Welt von Sünden! —
Und Millionen Märtyrer, erkoren
Zu waschen sich im Blut des Opferlammes,
Mit uns, den Heil'gen, Blüthen eines Stammes,
Blüh'n noch am Thron und werden einst geboren!

Jonathas

(kniend auf die Erscheinung deutend).

Das ist des Kreuzes Stern mit seinen sieben Sternen!

Salame und die sieben Makkabäer

(im gesangartigen Chor).

Segen mit euch! — Wir zieh'n ewig Liebe zu lernen! —

(Die Erscheinung verschwindet, die harmonischen Klänge verschweben.)

Der Vorhang fällt.

*) Es ist hier das von Judas Makkabäus auf den 25sten Tag des neunten Monden (Chaslew) angeordnete sogenannte Erneuerungsfest (τὰ ἐγκαίνια) gemeint, dessen in unsern Monat December fallende Feier auch unser göttliche Heiland besucht hat.

*) Malachi, Cap. 1. V. 11.

Christian Wernicke

ward um 1660 geboren, studirte zu Kiel die Rechte und wurde Legationssekretär. Er starb gegen 1710 in der Eigenschaft eines dänischen Etatsrathes und Residenten am Hofe zu Paris. Sein Geburtsort, ebenso wie sein Geburts- und Sterbejahr sind nicht zu ermitteln.

Er schrieb:

Ueberschriften oder Epigrammata. Amsterdam, 1697. Wieder herausgegeben von Bodmer, Zürich, 1763. in 8.

Versuch in einem Heldengedicht und etlichen Schäfergedichten, meheentheils aber in Ueberschriften. Amsterdam, 1704.

Ueber W. fällt Mansa (in den Charakteren der vornehmsten Dichter aller Nationen Bd. VI. St. 1. S. 276) folgendes sehr treffende Urtheil: „Wernicke schrieb, außer einigen unbedeutenden Eklogen und einem kleinen komischen Heldengedichte, zehn Bücher Ueberschriften oder Sinngedichte, welche aus Sittensprüchen und Epigrammen bestehen und von ihm selbst mit oft witzigen, oft scharfsinnigen Anmerkungen erläutert werden. Wenn Wernicke lehrt, so lehrt er stets mit Nachdruck und Ernst, und wenn er die Thoren angreift, so geht er mehr darauf aus, sie zu züchtigen und zu strafen, als dem Spotte und dem Gelächter Preis zu geben. Man kann ihm mit Recht nachrühmen, daß er ein gelehrter, an Erfindungen reicher, und in Wendungen glücklicher Dichter ist, aber man darf ihm mit eben so vielem Rechte vorwerfen: daß er den Gedanken nicht immer den Worten zu unterwerfen weiß, daß er oft undeutlich wird, und es noch öfter sein würde, wenn seine Anmerkungen den Leser nicht zurechtwiesen, endlich daß er seinen Vorgänger Logau zwar an Würde, Scharfsinn und Beobachtungsgeist übertrifft, aber ihm in der Geschmeidigkeit der Sprache und leichten Handhabung des Reims nachsteht."

Epigramme von Chr. Wernicke.

An einen Splitterrichter.

Magst du, was meine Fehler sind,
Von meinem Feinde gerne hören,
So laß auch meinen Freund dich lehren,
Was man bei mir für Tugend sind't.
Spricht man dort Uebles ohne Maaße,
Und hegt man hier zu viel mir zu;
So wähle du die Mittelstraße
Und denk', ich bin ein Mensch, wie du.

Auf die Menge französischer Bücher.

Daß ein französischer Bel Esprit
Manch artig Buch vergold't im Schnitt
In Holland uns bescheert;
Daß er uns nicht sein Pfund verhehlt,
Das Jahr durch Monat-Bücher zählt,
Ist nicht verwundernswerth.
Er macht kaum seine Feder naß,
Und künstelt ohne Müh'.
Wahr ist's, er schreibt, ich weiß nicht wie;
Doch auch, ich weiß nicht was.

Cornelius Tacitus.

Wir deuten jedes Wort mit viel Verſtand und Müh':
Die Leſer machen ihn gelehrter, als er ſie.

Auf Palämon.

Palämon der beſitzt des Königs Gunſt und Ohr.
Ich folg' ihm durch den Saal bis an des Palaſts Thor,
Ich hnſt'; er ſieht ſich um: ich neige mich; er lacht.
Ich habe geſtern noch, ſagt er, an Ihn gedacht.
Ich glaub' es, ohne fein Vermeſſen,
Und ſind' es in der That,
Daß er ſich meiner hat
Erinnert, um mich zu vergeſſen.

Erfahrenheit ohne Klugheit.

Es iſt ein ungemeiner Wahn,
Daß Klugheit man nach Jahren mißt;
Erfahrenheit ohne Klugheit iſt
Ein Blinder auf gewohnter Bahn.

Klugheit ohne Erfahrenheit.

Der, wenn er geht, den Weg erſt mißt,
Den machet mancher Umſchweif träge;
Denn Klugheit ohn' Erfahr'nheit iſt
Ein Sehender auf fremdem Wege.

Friedrich Auguſt Klemens Werthes

waed am 12. Octobee 1748 zu Buttechauſen in Schwaben geboren, privatiſirte nach vollendeten Studien an verſchiedenen Orten, wae dann der Hofmeiſter zweiee jungen Adlichen zu Göttingen, und wurde darauf Peofeſſor der italieniſchen Literatue zu Stuttgart, weiche Stelle er 1784 niedeelegte, um als Profeſſor der ſchönen Wiſſenſchaften nach Peſth zu gehen. Er gab jedoch nach 10 Jahren auch dieſes Amt auf, und lebte nun als Peivatmann Anfangs zu Ludwigsburg, und darauf zu Stuttgart, wo er am 5. Decembee 1817 ſtaed.

Er veröffentlichte:

Hirtenlieder. Leipzig; 1772.
Lieder eines Mädchens. Münſter, 1774.
Sing- und Schauſpiele: Orpheus, Deukalion u. ſ. w.
Begebenheiten E. Bomſtons; Roman. Altenb. 1782.
Sieben Heroen in ſieben Geſängen. Augsb. 1816.
Ueberſetzt: Gozzis theaeaaliſche Werke. Bern, 1777—1795. 5 Thle.
Schönheiten italieniſcher Dichter nebſt dem Orlando Furioſo. Bern, 1791.

Ein Mann von Geſchmack und Talent, der jedoch am meiſten als Uebeeſetzer leiſtete und dahee immee mit Achtung genannt zu weeden veedient.

Ignatius Heinrich Freiherr von Weſſenberg-Ampringen,

dieſer hochoeehrte und beeühmte katholiſche Geiſtliche, wuede am 4. Novembee 1774 zu Dresden geboeen, widmete ſich dee Kiechе und wuede 1802 vom Fürſten Dalbeeg zum Generaloicae und Präſidenten dee geiſtlichen Regieeung des Biſthums Konſtanz und 1814 zum Coadjutoe ecnannt. 1817 waed ee Biſthumsoeeweſee und ee tiat dieſes Amt an, obwohl dee heilige Vatee ihm duechaus ſeine Beſtätigung veeſagte; auch echielt ee in demſelben Jahee die Würde eines Dr. dee Theologie. Das angetetene Amt eines Biſthumsoeeweſees bekleidete ee bis 1827, wo in Folge eines Concoedates das Biſthum Konſtanz für aufgelöſt eeklärt wuede. Seit dieſee Zeit lebte ee als Pioatmann dott.

Seine Schriften ſind:

Gedichte. Zürich, 1800 u. 1801. 2 Thle.
Geiſt des Zeitalters. Zürich, 1801.
Spee's Gedichte. Zürich, 1802.
Die Hanptepoche der Weltgeſchichte vor Chriſti Gednrt. Zürich, 1804.
Deutſche Lieder. Zürich, 1809.
Chriſtkatholiſches Geſang- und Andachtsbnch. Zürich, 1812. 2 Thle.
Blüthen aus Italien. Karlsruhe, 1818.
Die Bergpredigt. Konſtanz, 1819.
Jeſus der Kinderfreund. Konſtanz, 1820.
Johannes. Konſtanz, 1821.
Das Gebet des Herrn. Zürich, 1821.
Das Volksleben zu Athen im Zeitalter des Perikles. Zürich, 1821.
Die Anferſtehung nnſers Herrn. Konſtanz, 1821.
Das heilige Abendmahl. Konſtanz, 1822.
Magdalena. Konſtanz, 1824.
Ueber den ſittlichen Einfluß der Schaubühne. Konſtanz, 1824.
Lieder und Hymnen. Konſtanz, 1825.
Ueber den ſittlichen Einfluß der Romane. Konſtanz, 1826.
Neue Gedichte. Konſtanz, 1827.
Die chriſtlichen Bilder. Konſtanz, 1828. 2 Thle.
Nicodemus. Konſtanz, 1829.
Charlieder. Konſtanz, 1829.
Julius, Pilgerfahrt eines Jünglings. Stuttgart, 1831.
Mittheilungen über die Verwaltnng der Seelſorge. Augsburg, 1832. 2 Bde.
Ueber Schwärmerei. Heildronn, 1832. 3 Hefte.
Einzelne Gedichte, Aufſätze u. ſ. w. in Zeitſchriften.

W. iſt einee der edelſten, freiſinnigſten, mildeſten und doch zugleich keäftigſten Männer, welche Deutſchland zu den ſeinigen zählt; ein wahrer Prieſtee des Heeen, ein echtee und treuee Freund ſeines Vateelandes, ein degeiſterter Kämpfer für Recht, Wahrheit und Licht. Abgeſehen von den anderen hohen Eigenſchaften, welche ſeine Dichtungen auszeichnen, giebt denſelben vorzüglich die in ihnen vorwaltende Geſinnung einen unvergänglichen Werth und ſtelle W. den erſten Geiſtern der Nation in dieſer, wie in anderer Hinſicht unbedingt zur Seite.

Gedichte von v. Weſſenberg.

Ueber den Verfall der Sitten und des Staatslebens in Deutſchland.

Saevior armis
Luxuria incubuit, victumque ulciscitur orbem.
Lucan.

Gerecht und edel ſind des Mannes Klagen,
Daß in der Menſchheit ſonnenhellen Tagen
Die freche Dirne Sittenloſigkeit
Von manchen ſelbſt, die der Erleuchtung Orden tragen,
Zur Göttin eingeweihe,
Durch Deutſchlands Gau'n jetzt auf des Sieges Schwingen rauſchet.
Ach! unter ihres Buſens Wellen rauſchet
Verzweiflung — Tod in ihres Blickes Feuerglanz,
Und ſchleichendes Verderben in dem Kranz

Von Roſen, den ſie um des Thoren Schläfe windet —
Wenn er, von ihrem Flammenaug' entzündet,
Der Zauberin ſich in die Arme wirft,
Und mit geſchwinden — heißen Zügen
Die honigſüßen Laſter ſchlürft,
Die in der Wolluſt Taumel-Becher liegen.

O Vaterland! mir rinnt die bittre Thräne
Für deiner Herta Töchter, deines Tuisko Söhne,
Die, hingeriſſen durch des Beiſpiels Meereskraft,
Die ehmals Helden ſchuf, feige Sklaven ſchafft,
Der ſchnöden Modegöttin jede Tugend zollen.
Ha! Frankenland — des Leichtſinns Schlangen-Neſt,
Aus deinem Eingeweide ſchlich die Peſt
Der weibiſchweichen Sitten in die männervollen
Gefilde Teuts; und ach! der Edelmuth
Der ous des Deutſchen Seele koloſſatiſch ragte,
Wich mit der Mädchenwange keuſcher Glut,
Die jedem Schurken einſt den Kuß verſagte,
Hinweggeſchwemmt vom Strome der Empfindelei;
Und durch der Mode bange Tyrannei,
Die jeden Tugendkeim, dem Wurme gleich, zernagte,
Verweikten das Gefühl der Unſchuld und der Hang
Zu häuslichem Vergnügen, und die beſſre Liebe,
Die einſt Tusnelda's Herz mit allgewalt'gem Triebe
An Herrmanns Flammenbuſen ſchlang,
Wie die Natur mit mildem Zwang
Des Epheu's Schwachheit um den Stamm der Eiche ſchlinget.
Als, o Natur! mit Reizen, die kein Kröſus dinget,
Die Liebe deinem ſchönen Gang
Noch folgte, ward des Jünglings Feuerſeele
Beim zärteren Geſchlecht, daß es mit ihr vermähle
Der ſanftern, himmelvollen Liebe Glück;
Und ſchamhaft, und mit holdem Widerſtreben
Ergab des Jünglings ſeelenvollen Blick
Des Mädchens Liebe ſich für's ganze Leben.
Jetzt zucket Lüſternheit aus falſchem Mädchen-Blick,
Und blinzelnd giebt's der ſieche Jüngling ihr zurück.
Die Sittſamkeit, der Unſchuld Engelwahr ringet
Nicht mehr mit der Verwegenheit
Des ſchmeicheladen Verführers. Seine Rede dringet
Wie Balſam in das junge Herz, und ach! der Zeit!
Der Vater ruft dem Sohne nimmer
Dir Warnung zu: „Mein Freund! Nicht jeder Schimmer
Iſt Goldes Spur — merkſt du es nicht,
Wie ſich dein weicher Pfad zum Abgrund bricht.“
Und Mütter ſehen ihre Tochter, ohne Schaurrn,
Dem Buſen einen Blumenſtrauß uertrau'n,
In deſſen Mitte Baſilisken lauern.
Der Leichtſinn findet nirgend Einen Zaun!
Geſchweig' durch der Begierden ſtürmendes Gewimmel
Verſtummet des Gewiſſens zarter Laut. Wo ſpricht
Es noch zur Jugend: „Nicht beim lauten Bacchanal,
Und in der Wolluſt glatten Armen nicht,
Und nicht in eiteln Prunks hoffärt'gem Gaukelſaal —
Nur in des Menſchen Innerm wohnt ſein Himmel!“
Selbſt dieſe heil'ge Stimme ſchweiget — Ach!
Mir rollet, Freund! ein heißer Bach
Vom Auge; denn, wo ſie verſtummt iſt, und der Jugend,
Die zaudernd noch am Scheidewege ſteht,
Des weiſern Alters Stab durch's Dorngefild der Tugend,
Nicht mehr den Pfad zur Wahrheit zeiget, o da geht
Der allzuſichre Staat auf üpp'gen Blumenwegen
Mit ſchnellem Schritt dem Untergang entgegen!

Ha, Frankreich! — lachend goſſeſt du dein Gift
In Deutſchlands Herz, und lachend ſiehſt du nun den Segen,
Der aus geliebnem Giftpokair trieft,
Denn Deutſche lachten mit, und tranken — Weh' den Thoren! —
Den ſüßen Becher, bis ſie jeden Sinn verlorrn
Für Tugend und Religion. —
Zuerſt ſchlich das Verderbniß auf den Thron,
Vom Throne durch die erſten Stufen goß
Sein Quell ſich in die nahelitgenden Paläſte;
Von da in's adeliche Ritterſchloß:
Vom Ritterſchloß in niedre Hütten, wo dir Reſte
Des Tugendſinns noch ſchlummerten; und nun —
Nun ſeh' ich Freund! mit ſchauerkaltem Schweiße,
Des Laſters Fluch auf Deutſchlonds Volke ruh'n!
So bilden ſich im Teich die hundert Wellenkreiſe
Um einen Stein, der ſich vom Ufer riß.

Der Etikette Poſſenſpiel verſtieß
Von Deutſchlands Höfen jenen Geiſt der Volksväter,
Der ſegnend ehemals über ihren Gauen flog,
Und ihren Arm, als Genius und Retter
Mit Donner rüſtete, wenn je das Wetter
Des Krieges dräuend an die Grenze zog.
Die offne, holde Freundlichkeit des Fürſten
Verſchloß in eines Harems Kerker ſich;
Man ſah ſein Herz nicht mehr nach Volkbeglückung dürſten,
Und jedes ernſtere Geſchäfte wich
Dem Hang nach glänzenden Vergnügen,
Als Pantheons der Wolluſt, ſtiegen
Theater jetzt empor; für ſeinen theuren Schweiß
Gab man, um ſein Gefühl von Elend zu betrügen,
Das Volk in frecher Muſen zauberiſchem Kreis
Der Ratter der Verderbniß preis.
Der deutſche Fürſt ward Sklav gebietender Maitreſſen,
Da lagen jetzt Verdienſt und Fähigkeit vergeſſen.
Der Weiſe ward verdrängt, der Schmeichler drang hervor,
Nur auf des Geldes, der Gunſt und der Kabale Stufen
Schwang man zu Ehrenſtellen ſich empor.
Miniſters — Kreaturen der Maitreſſen, ſchufen
Mit Satansliſt den Hof zum Paradies,
Und das despotiſirte Land zum Land des Elends.
Das Land, das leiſe murrend ſeine Feſſeln küßte,
Das ſeufzend ſeine Henker Väter hieß. — —
Die Väter ſchwelgten im Palaſt; und in den Hütten
Des Landmanns, der den Mächtigen das Brod
Mit ſaurer Arbeit zollt, log bleiche Hungersnoth.
Sie predigten dem Volk die Freiheit in den Sitten,
Und zwangen es zugleich in Feſſeln ein.
Ihr Machtſpruch mußte nun Statthalter der Geſetze,
Des Herrſchers Wohl des Volkes Götze,
Der Politik Religion die Sklavin ſein —
Der hölliſchen, die kalt durch's Herz der Menſchheit wühlet,
Mit Nationen, wie mit Kugeln ſpielet,
Und ihrer dumpfen Sklauerei ſich freut.

Zwar hatte längſt der Ahnen Biederzeit
Die, wenig raiſonnirend, mehr und weiſer wirkte —
Aus kluger Sorg', es möcht' die unbezirkte
Gewalt des Herrſchenden, vom Hang zur Despotie
Verführt, ſpät oder früh,
Die Nation als ſeinen Knecht behandeln,
Und zwiſchen ihm und ihr den ungeheuren Spalt
Erbau'n, der Wüemer trennt von Gottes Allgewalt,
Um alles Recht in ſeine höchſte Gunſt zu wandeln —
Zur Gegenwehr den Volksſchutz der mit Harmonie
Und Kraft gerüſteten Vertreter feſtgegründet
Nachahmend der Natur erhabne Magie,
Die jede Kraft durch eine andre bindet,
Und weiſ', durch Alpen dort des Windes Energie,
Und hier des Stromes Drang mit hohen Ufern dämmte.
Auch wich die Herrſchſucht oft der Stände Macht,
Die kühn ſich ihrer Klauen Griff entgegenſtemmte.
Doch — „Trenn' das Volk“ und „Eilt ſacht!“
Dieß ſind der Politik ſo hoch brühmte Waffen,
Die ſicherer zerſtören als der Donnerkeil,
Als Herrſchaft, als alle Mächte, die mit Eil'
Und öffentlich darnieder raſſen.
Durch ſie beſiegt, ſchmolz auch des Volkes Schild,
Erlag der Herrſchaft auch das Ephocat der Stände.
Zwar ließ ſie aoch — ſein Schattenbild!
Doch, ha der Liſt! nur ſich zum Inſtrumentr,
Um frech dem Schandmal ihrer Tyronnei
Von der Geſetzlichkeit das Siegel aufzulügen.
So ward dir Standſchaft — Spiegelfechtrrei,
Dem Volk das Ziel des Fluches und der Höhnerei!

Des Luxus Florgewaad darg ſchlecht die tiefen Wunden,
Die uns die Willkur ſchlug, und Weichlichkeit,
Des Luxus Tochter, hielt mit ſchwacher Binde
Das Auge des betaubten Volks gebunden,
Das unbewußt am Abgrund ſtand —
Die Söhne Deutſchlands wurden immer deutſch erzogen;
Der Luxus ſchickte ſie nach Frankenland,
Wo ſie, den Geiſt vom ſchönen Modetand
Leichtfertiger Philoſophie betrogen,
Und in der Thorheit Labyrinth verirrt,
Mit Frankreichs Sitten früh die Laſter Frankreichs ſogen.
Auch deutſche Mädchen wurden dort gepflogen,
Und von der Politeſſe Meiſel brilliantirt,
Und kehrten dann — das Köpfchen leer von der für Mütter
Und Gattinnen ſo nöth'gen Hauskenntniß,
Nur ausmeublirt mit ſchalem Anſtandsflitter,
Voll eitler Sucht das Herz nach falſchem Weltfirniß,
Entblößt von Unſchuld, in die Fluren Deutſchlands wieder,
Und deutſche Frauen wurden — Dirnen — weint ihr Enkel!
So ſinkt am welken Stengel,

Vergiftet von des Wurmes ſtillem Biß,
Der Gärten Stolz, die Frühlingsroſe nieder.
Durch's unerſättliche Getrieb der Eitelkeit
Dem zarten, reinen Glück entriſſen,
Das nur im Schooß der Eingezogenheit gedeiht,
Ward das Geſchlecht der Weiber von Genüſſen,
Die ſie vormals mit Recht den Männern überließen,
All' ſeiner ſanften Zier entweiht,
Und durch Verweiberung der Männer hingeriſſen
Verſchwand nach alle Männlichkeit.
Doch die von der Natur ſo ſchrecklich abgeſchweiften
Geſchlechter freuten ſich, weil wild und ungeſcheut
Der Lüſte Horden hin und wieder ſtreiften,
Wie Kinder, ihrer Ungebundenheit:
Von Tugend blieb jetzt an des Anſtands glatter Rinde
Nur eine ſchwache, täglich ſchwächre Tinte.
Der Aufwand ohne Mäßigkeit,
Den Eitelkeit und Schwelgerei diktiren,
Erhob das Geld, hoch über allen Reiz der Würden,
Zum höchſten, allgemeinſten Ziel.
War dieſem Gott ſah' man im ſchecktgen Gewühl
Magnat und Fürſt und Pöbel niederfallen,
Und Geldgier krankte jedes edlere Gefühl
Aus ihrer blindgeblendeten Vaſallen
Verengter Bruſt mit ihren ehrnen Krallen.
Rechtſchaffenheit galt nun ſo viel,
Als Thorheit, feil für Geld nach Ehrheit verſtoßen,
Entfloh die Freundſchaft; nur als Lotteſpiel
Ward an der Börſ' dein Bund, o Hymen, jetzt geſchloſſen!
Die einſt des Deutſchen Muth zu hohen Thaten ſchwoll,
Die Ruhmbegier ſank allgemein verhöhnet,
Als Kinder-Vorurtheil, und Bürgerwohl
Blieb noch — im Herzen! — Nein! dies war zu voll
Vom Eignen ich! doch, weil der Klingklang magiſch tönet —
Dem Ton zu Lieb' auf mancher Lippe ſteh'n,
Und ſoll noch jetzt als gute Münze geh'n,
Die jede Schurkerei beſchönet.
Auch ſah man nun, dem Standesvorurtheil entwöhnet,
Sich Alle Stänb' um Einen Schandpfuht dreh'n,
Gleich einem Maskenball in bunten Affengruppen. —
Der Adel Deutſchlands, einſt der eiſne Kern der Truppen,
Des Throns und Volks getreue Wache, ſank
Zum Soldknecht tief herab, an Geiſt und Körper krank!
Die jungen Ritter wurden Stutzer, ert'ge Puppen,
An Kenntniß arm, und ärmer noch an Kraft und Muth.
Von ihrem Adel blieb — ihr Nachruhm wird es melden! —
Ein Stammbaum und ein Rittergut,
Auf dem der Kreditoren bange Hoffnung ruht.
Weh', weh' dem Land, das ſolchen wunderkühnen Helden,
Und ſolchen wunderweiſen Führern ſich vertraut!
Der Feldherr wird dem Landmann Geißel und Verräther
Dem Vaterlande ſeiner Väter,
Der Richter wird ein Schelm, und der Miniſter baut
Auf den Ruin des Volks den Gipfel eigner Größe.
Dann lacht er teufliſch auf die nackte Blöße
Des Unterthans, den, taub für jeden Klagelaut,
Die Härte des Barbaren ſelbſt entkleidet,
Und ſein entmenſchtes Geierauge weidet,
Beim kalten Schauer der Natur,
Zur Luſt ſich an den Schandtrophäen, die ſich drängen
Auf jammervoller, menſchenleerer Flur,
Der ſeine Staatskunſt durch verkaufter Söldner Mengen,
Und durch den Druck der Steuern ohne Zahl
Bevölkerung und Wohlſtand ſtahl. —

Indeß zerſtreute der Aufklärung Mittagsſtrahl
Die täuſchende, geheimnißvolle Wolke,
Durch welche lang die Prinzer dem guten Volke
Entzaubert waren, und mit Einemmal
Sank jetzt das Dunſtgeſild vor ſeinen Augen.
Es ſah', daß jene, die der Bienen Honig ſaugen,
Auch Menſchen ſein aus Fleiſch und Blut.
Da ſchloß der Beſſer: „Seine Majeſtät der König,
Sind Sie der beſte Mann im Land nicht, ſind nur wenig!“
Doch ſtolzer ſchien der Pöbel ſich zum König gut.
Natürlich! wenn des Königs Wirkungsſphäre
Auf die des Raubthiers eingeengt wäre! —
Das Volk ſah' im Palaſt und auf dem Thron'
Kein Fünkchen mehr von Tugend und Religion.
Da hielt es bald das edle Paar für nicht'ge Grillen.
Nun achtet es nicht mehr der Gottheit Willen,
Und dieſes Volk ſoll Fürſten noch gehorchen? — Nein!
Ach nein! Es würb', es müht ſich ihres Sturzes ferun!
O Menſchenherrſcher! ſeht — wie wenig nützt
Aufklärung ohne Beſſerung der Sitten!
Wie kalt bleibt nicht das Volk bei euerm Droh'n und Bitten
Jetzt, da der Fürſtenhaß die blut'ge Fahne ſchwingt,
Und ſiegend ſchon auf eure Thronen bringt —
Das Volk das wittig Eure Väter einſt beſchützt —
Das Volk wird nie den Angriff eurer Feinde dämpfen,
So lang' ihm noch der Hohn vom Munde blitzt:
„Wie! ſoll der Sklav um ſeine roſt'ge Feſſel kämpfen?“

So, Freund! in ſchlich die Peſt des Laſters erſt hinauf.
Und floß dann wüthend auf des Beiſpiels Stufen wieder
Durch alle Reih'n des Alters und der Stände nieder.
Und wer, Geliebter, dämmet ihren Lauf?
Ha! könnt' der Kranke ſich im Fieberwahn'
Vollkommner Geſundheit, ſelber heilen,
Der Krankheit Quell Geneſung uns ertheilen,
Und das aus einem Strom zum Ocean
Sich bildende Verderben ſelbſt den Damm ſich ſetzen,
Dann wäre Hoffnung! Aber nun,
Da alle ſich am Taumeltrank des Laſters letzen,
Nach Einer ſchlechten Form des Herrn und Sklaven Thun
Sich dreht, die Höhern nur zur Thorheit höher klimmen,
Und die Regierenden, wie die Regierten auf
Dem Strome des Verderbens eingeſchlummert ſchwimmen;
Wer widerſteht des Siegers wildem Lauf?
Die Kabinette? — Sie, des Staatenwohls Sirenen,
Die lachend Recht und Wahrheit höhnen,
Ihr Unrecht noch mit dem Betrug der Menſchheit krönen
Und, da ſie mit durchſichtiger Sophiſterei
Ihr Wolfsherz in ein Lammfell einzuhüllen wähnen,
Nur zur Erhöhung ihrer Tyrannei
An ihren Waifspelz noch den Fuchsbalg heften?
Wie hülfe Der der Sittlichkeit zu friſchen Kräften,
Der ihre Kraft ſelbſt, als Meuchelmörder bricht?
Die Seelenhirten? — Ach! wir Viele ſind der Würde
Des Gottesamtes voll und ſeiner hell'gen Pflicht!
Ihr Wort beleuchtet zwar der Tugend hohe Zierde,
Doch leider! nur ihr Wort — ihr Wandel nicht!
Und ſind nicht, fern vom Beiſpiel, ſchöne Worte
Was Segel ohne Wind,
Was Wolken ohne Waſſer ſind?
Ja, Freund! nur Thaten öffnet ſich des Herzens Pforte!
Und ach! wie liegt die Geiſtlichkeit jetzt ungeehrt,
Das Ziel der Wizwuth, überall daniever!
Das Baebennolk? — O Freund! was konnten ſeine Lieder
Im Bund der Tugend nicht! — doch ach! verkehrt
Zum Lacktan für Eytherens Bundesglieder —
Sind ſie jetzt noch des Namens: Barbenlehren werth?
Wie gabe Gnib', der Menſchheit die Geſundheit wieder,
Wovon ein ſüßes Gift den letzten Keim verzehrt?
Die Philoſophen? — Ha! wer glänzt mit dieſem Namen
In unſerm Vaterland? — Der Wiz, der Flatterſinn,
Die Klügelei, ſich ſein der Tugend zu entzieh'n,
Die aus dem zweiten Babylon herüber kamen,
Und jene Grübelſucht, die bei dem Lampenlicht
Des Sektengeiſtes ſpinnt, und ſtolz dem Lahmen
Die Krücken ſeiner Tugend bricht! —
Vom Munde ſolcher Philoſophen teleft nicht Wahrheit;
Nicht Wahrheit iſt's, was ihr Buchſtabe ſpricht.
Durch ſie wird ſelbſt die Wahrheit Irrthum, und die Klarheit
Der Weisheit wird in ihren Schriften Nacht.
Ihr blendendes Geſchwäz, was iſt es, als, — die Lehren
Der Sinnentuft, in ein Syſtem gebracht,
Um den bereits verſtimmten Tugendſinn
Mit gleißender Sophiſtik wallends zu bethören,
Und, ſtatt zur Gottheit ſie empor zu zieh'n,
Tief unter's Thiergeſchlecht die Menſchheit zu entehren?
Und was, das Ding: Metaphyſik? —
Ein athemtos Gerippe, das den Blick
Des Unbefangnen nie an ſich zu kehren,
Und den erſehnten milden Tag
Der Sittlichkeit heraufzuführen nie vermag?
Von ihren kahlen unwirthbaren Höhen
Hat mancher Eitelkeit und Schwindel ſchon
Geholt, nicht Einer in der Wahrheit Land geſehen!
Nur Zweifel wachſen dort und unbeſchribner Tan,
Die Kopf und Herz nicht beſſern, nur verwildern.
Die ſchönen Muſen? — Ach die ſchönen Muſen ſchildern
In Wolluſt athmenden, verführeriſchen Bildern
Den Sieg des frechen Laſters, und ihr Hohn,
Geſtempelt von der Mode ſittenloſem Siegel,
Trifft Unſchuld und Religion —
Die Königin Religion, den letzten Zügel
Der Leidenſchaft, wenn ſie auf wildem Flügel
Geblendte Völker in's Verderben reißt —
Religion, die jedem Menſchen ſeine Pflichten,
Und jenen, die ſie treu entrichten,

Die Palme der Vollendung weiſt.
Mit ihr löſ't ſich das letzte Band der Ordnung auf.
Zerriſſen iſt's! — der Frevel ſtürmt im Siegeslauf!
Ich ſeh': Die Nachwelt Teuts, berauſcht durch niedre Lüſte,
Und grimmig fluchend jedem Fürſtenjoch,
Schwingt der Empörung Fackel hoch! —
Sie zündet raſend das verhaßte Prunkgerüſte
Des allverfluchten Deſpotismus an,
Und wird ihr eigener Tyrann.
Dann haſchet ſie, berauſcht von wilden Demagogen,
Nach Freiheit — einem Regenbogen,
Der ſtets nur auf des Zufalls blindem Fittig irrt,
Wo ihn, im Schooß der Mäßigkeit gepflogen,
Der Sitten Reinheit nicht ſtrirt:
Und taumelt, von der Hoffnung Irrwiſchſchein geführt,
Durch Ströme Bürgerbluts und hunderttauſend Wehen,
Um hier dem Schlunde: Deſpatie,
Der ihr der tiefſte dünket, zu entgehen,
Dort in den tiefern: Anarchie!

O Freund! — o Vaterland!
Beim Ahnen dieſer grauſen Scene
Bebt mir vom Aug' die kummervolle Thräne,
Der matte Pinſel aus der Hand!

An die Götter der Theorien des Schönen.

Eh' die Kunſt, dank euern Theorien!
Trat in Kampf mit der Natur,
Konnte jedes Herz für's Schöne glühen;
Doch des Schönen Harmonieen
Fühlete man nur.

Im Gehirn die Schönheit zu zerſpalten,
Deren Zauber man nicht fühlt,
Blieb euch, tiefen Denkern, vorbehalten,
Die ihr die Natur mit kalten
Grübelei'n durchwühlt!

Euch nur ziemt, zu prangen auf Altären,
Die der Alten Unverſtand
Phidiaſſen weihte und Homeren,
Deren Kopf nicht konnt' erklären,
Was ihr Geiſt empfand.

Ew'gen Ruhm euch, deren Syllogismen
Um den goldnen Satz ſich dreh'n,
Der da trotzt den Schwärmen von Sophismen:
„Was uns durch der Seele Prismen
Schön erſcheint, ſei ſchön!"

Doch, bedächtlich! thürmt jetzt Eisgebirge
Um den blühenden Parnaß!
Zäunt mit Dornen ein der Kunſt Bezirke!
Wer hinüber ſtredt, den würge
Euer Winkelmaß!

Mag dann ſpotten das Genie des Dichters
Eurer Regeln heil'gem Dunſt!
Uebt der Flachkopf doch, kraft eines Richters
Zauberei, das Amt des Richters
Ueber ſchöne Kunſt!

Die Schule der Weisheit.

Von heiligem Dünkel aufgebläht
Der Phariſäer im Tempel ſteht,
Und rühmet: Er ſei wie andere nicht.
Wohl wähnt zu täuſchen der arme Wicht
Des Alleſehenden Angeſicht. —
Doch in des Tempels Ecke von fern,
Zum Boden ſenkend den Augenſtern,
Schlägt auf die wehmutherfüllte Bruſt,
Des eigenen Unwerths ſich bewußt,
Ein Zöllner, und ſeufzt demüthiglich:
„Des armen Sünders erbarme dich!"
Der Lehrer von Nazareth ſieht's und ſpricht:
„Der iſt gerecht — der andere nicht!"
Die Schüler drein ſchauten die Augen groß.
D'rauf kleine Kinder auf Jeſu Schooß
Die Mütter brachten vertrauensvoll,
Daß er mit der Hand ſie ſegnen ſoll.
Die Jünger drob wurden roth und bleich —
Sie träumten juſt vom ird'ſchen Reich,
Und rieſen mit Hoheit: Packet euch!
Doch ernſtlich der Herr ſie ſchweigen hieß.
St. Peter die Schlüſſel fallen ließ.
Der Herr dann ſagte mit Sanftmuth dies:
„Zu Gottes Reich nicht erkoren ſind,
Die nicht ganz werden wie ſolch ein Kind!"

Die Mauſoläen.

Vixere fortes ante Agamemnona
Multi; sed omnes illacrimabiles
Urgentur, ignotique longa
Nocte, carent quia vate sacro.
Horat.

Trauernd, o Muſe! ſchweb' um edler Herrſcher
Aſche! Segen entſtröm' der Harf' und Wehmuth!
Und beſcheiden, über der Großen Mängel
Dehne den Schleier!

Läſtert der Undank an des Menſchenfreundes
Urne; lauter und heller ſtröme deines
Segens Lichtſtrom, und in den Lichtſtrom träufe
Stärker die Thräne!

Aber, unſchmeichleriſch beſtraf' Tyrannen
Und Eroberer! Mit weggewandtem Antlitz
Schlüpf' vorbei ihr lügendes Mauſoläum —
Schweige von ihnen!

Der Krieg.

Wie wenn aus faulen, ſtinkenden Sümpfen oft
Ein Heer von Dünſten aufſteigt, den Mittag ſchwärzt
Und langſam ſich in dunkeln Zügen
Hoch auf unwirthlich Gebirge lagert;

Wenn dann ein furchtbar-ſchauderndes Schweigen folgt,
Und enggeklemmt jegliches Menſchenherz
Erzittert, und die liedervolle
Kehle des Sängers im Walde bebet;

Und jetzt der Sturm mit toſendem Flügelſchlag
Die Donnerwolken wild an einander jagt,
Daß Wälder ſtürzen, und die Saaten
Unter dem Zorne des Hagels ſinken; —

So ſah ich jüngſt (noch ſchauert die Nerve mir!)
Den Krieg in rother Rüſtung mit wildem Flug
Vom Land, das rieſenhaft ſich durch
Drei Welttheile ſtreckt, herunter rauſchen.

Sein Auge blickte ganzen Geſchlechtern Tod,
Peſt und Zerſtörung ſchnaubte ſein Odem. — Ach!
Zerknickt von ſeinem Hufe, ſtarben
Blüthen und Keime der Lebensſchätze.

Doch, während Er noch enger die Feſſeln ſchloß
Am Arm der Völker, rief ſie ein Zauberklang
Zur Kampfwuth auf, der Freiheit Segen
Ihnen verlügend als Siegeskrone.

Die Menſchheit floh'! — In Wehmuth verſunken, tief
Des Kummers Pein im Angeſicht, ſah ich ſie
Auf der Anbetung heißem Fittig
Vor dem Allmächtigen niederſchweben.

„Ach Vater! rief ſie, der du mit Weisheit mie
Das Schickſal unerforſchlich vor's Auge webſt —
Wie kann die zarte Saat des Lenzes
Unter den Schlägen des Sturmes reifen?

Sieh, wie des Adams Enkel die Menſchlichkeit
Ausziehn, um ſich mit Jubelgeſang und Luſt
Zu morden, und des Lebens Schauplatz
Selbſt in die Urne des Todes zu wandeln.

O ſetze Ziel der Mordſucht, ein nahes Ziel!
Ein Wink nur, Vater! Und, wie der Frühling, wird
Dein Friedensſeraph niederſchimmern,
Daß er die Menſchlichkeit wieder pflanze.

O laß die Herrſcher dann, wie die Sonne, mild
In ihren Staaten Segen verbreiten! laß
Wie Brüder ſich umarmen alle
Völkre in deiner Erbarmung Schatten!" —

So rief die Menſchheit aus, Mehr noch ſprach ihr Aug'
Mit Thränen. Doch ein Engel erſchien, — der Troſt,
Und in die Demantſchale faßt er
Jegliche Thrän' und entrug zu Gott ſie.

Freiheitshymnus,

der in Monarchien ſo gut, wie in Republiken geſungen werden darf.

Freiheit! Himmelskind, zerſchlage
Mit Alzidens Kraft das Joch!
Unter ihm erſchallt die Klage
Tiefgebeugter Menſchheit hoch!

Freiheit! Freiheit! wie zur Sonne
Jubelnd ſteigt der Lerche Flug,
Folgt mein Herz mit Götterwonne,
Siegſt du je, dem Siegeszug!

Nicht den Siegeszug des Schwindels,
Der jetzt Staaten um ſich kehrt.
Nein! nom Ruf des Raubgeſindels
Ward mein Herz niemals bethört.

Dir nur Tilgerin der Ketten,
Die durch Zauberreiz und Trug
Menſchen in's Verderben betten,
Jauchzt mein Herz im Siegesflug!

Göttin! unter deinem Scepter
Schmiegt ſich jede Leidenſchaft;
Für der Tugend Sieg belebter,
Sinkt für's Laſter ihre Kraft.

Wo dein Sonnenſtrahl nicht leuchtet,
Nicht dein milder Odem weht,
Und dein Thau das Herz nicht feuchtet,
Welkt der Tugend Blumenbeet!

Ach! was ſind uns alle Güter
Dieſes Erdrunds — ohne dich? —
Tantals Aepfel, lahme Glieder,
Dolch- und Skorpionen-Stich!

Und was ſind die Mühſamkeiten,
Die dein Zauberhauch verſüßt?
Träume, durch den Klang der Saiten
Von der Seele weggeküßt!

Dich verleihn nicht Kaiſerthrone,
Dich entreißt kein harter Dey!
Sklaven waren die Nerone,
Epiktete blieben frei!

Nicht an Ort und Zeit gebunden,
Herrſchſt du, wo die Tugend ſiegt!
Jeder hat den Schatz gefunden,
Der im Kampf nicht unterliegt!

Gerne weilſt du, wo den Bürger
Einfalt vor Verderdniß wahrt!
Aber mit dem Tugendwürger —
Luxus warſt du nie gepaart!

In Palläſten und in Hütten
Hebt ſich deines Fittigs Schwung,
Wohnt in ihnen edler Sitten
Reinheit und Beſeligung!

Aber ferne von Palläſten
Flieht dein Tritt von Hütten fern,
Wo die Lüſte ſich verpeſten
Edler Sitten eiſner Kern!

Ferne biſt du, wo die Kette
Blutig an dem Volke klirrt,
Das, ein Ball, auf der Raquette
Schlauer Hofkabalen irrt.

Ferner noch, wo unbeſchränket
Jeder Wicht ſein Weſen treibt,
Wo den Staat der Pöbel lenket,
In's Exil die Weiſen ſtäupt.

Fern, wo Unſinn der Tyrannen
Jeden Keim des Geiſtes knickt,
Und Genie's, ſie zu entmannen,
In der Willkühr Formen drückt.

Ferner noch, wo Geiſt der Sekte
Ueber Jeden, der das Licht,
Das ſie auf den Leuchter ſteckte,
Nicht anbetet, — Bannfluch ſpricht.

Wo du nicht im Herzen throneſt,
O da biſt du Schall und Tand!
Nur des Herzens Dienſt belohneſt
Du mit Gottes Ordensband!

Aller Herzen alſo werde
Freiheit! du die Königin!
Auf der weiten, runden Erde
Weh' dein Fittig her und hin!

Doch, du Hirtin kleiner Heerde!
Haſt du gleich noch ferne hin
Bis zum Königthum der Erde, —
Sei doch meine Königin!

An die Fürſten.

O Fürſten! — wollt Ihr länger noch Fürſten ſein;
So wißt: „daß Menſchen Ihr ſeid, daß Menſchen Ihr
Beherrſcht, daß Gott auch über Euch herrſcht,
Und daß Ihr ewig nicht herrſcht!" Sonſt weh' Euch!

Weh' Euch! Denn zwiſchen Menſchen und Beſtien
Kennt jetzt der Völker Auge kein Mittelding;
Der Zauberwahn von Erdegöttern
Sängte das Kind; doch ihn höhnt der Jüngling.

Wär' aber euch das Volk nur ein frohnend Vieh
Und rathlos, nun — was fabelt von Unrecht Ihr,
Wenn Euch das Vieh vom Nacken ſchüttelt,
Grimmig Euch unter die Klauen ſtampfet?

Doch, hat vielleicht die Schlange der Hoffart Euch
Den Glauben abgelogen: es walte Gott
Auch über Thronen; — O Ihr werdet's
Schon noch erfahren, doch — zum Verderben!

Und achtet Ihr der Flüche der Nachwelt nicht,
Und ſpottet Ihr der rächenden Ewigkeit; —
Gern wird die Nachwelt euch — vergeſſen,
Aber die Ewigkeit? wird's gewiß nicht! —

Nur Euch, Ihr Menſchenherrſcher mit Menſchlichkeit
Und Gottesfurcht, und Sinn für Unſterblichkeit
Nur Euch ſchützt die Aegide Gottes,
Denn Ihr ſeid Pfleger des Gartens: Menſchheit!

Meine Freude.

1794.

Wenn mordgefüllte Waffenreihen
Hier Tod, und dort Verderben ſpeien,
Dann fühl' ich keine Luſt.
Doch, wenn der Friede Felder bauet,
Und Segen auch in Hütten thauet,
Schwellt Freude mir die Bruſt.

Wenn auf dem Thron das Laſter ſitzet,
Das Teufel mehr als Engel ſchützet,
Dann fühl' ich keine Luſt —
Doch, wenn die Tugend Scepter führet
Und Goldpallaſt und Hütte zieret,
Schwellt Freude mir die Bruſt.

Wenn wilde Reuter, gleich Tyrannen
Den Segen von der Saat verbannen,
Dann fühl' ich keine Luſt.
Doch wenn der Fürſt, wie Joſeph*) hetzet
Und Bauern mehr, als Eber ſchätzet,
Dann hüpfet mir die Bruſt.

Wenn ſich der Stolz, die Pracht der Großen
Vom Schweiß nährt, der dem Pflug entfloſſen,
Hebt Wehmuth mir die Bruſt.
Doch wenn der Bau'r für ſich auch ſchwitzet,
Und ihm die Aerndte ſelber nützet,
Dann fühl' ich wahre Luſt.

*) Kaiſer Joſeph II., der alle Jagdbedrückungen in ſeinen Erblanden aufhob.

Wenn Favoriten, wenn Maitreſſen,
Den Schweiß gequälter Völker freſſen,
Dann blutet mir die Bruſt.
Doch mehret der Fürſt durch ſchöne Thaten
Die Kraft und Anmuth ſeiner Staaten,
Dann fühl' ich hohe Luſt.

Wenn Herrſch- und Habſucht feiler Metzen
Ein ganzes Land in Leid verſetzen,
Dann blutet mir die Bruſt.
Doch, wenn die Kraft der keuſchen Liebe
Im Fürſten zähmt die Herrſchertriebe,
Dann fühl' ich Götter Luſt!

Wenn Fürſten zu den nächſten Stufen
An ihren Thron nur Schmeichler rufen,
Dann blutet mir die Bruſt.
Doch, wenn Verdienſte, nicht blos Ahnen,
Den Weg zu Ehrenſtellen bahnen,
Dann fühl' ich wahre Luſt.

Wenn Fürſten ſich der Wolluſt weihen,
Mit Roſen ihren Thron beſtreuen,
Dann fühl' ich keine Luſt.
Doch wenn der Fürſt dem Volke lebet,
Und über ihm ſtets ſegnend ſchwebet,
Froh ſchwillt mir dann die Bruſt.

Wenn Willkühr das Geſetz regieret
Und es von jeder Macht entzieret,
Dann blutet mir die Bruſt.
Doch wenn nur das Geſetz entſcheidet,
Nach ihm der Hirt die Völker weidet,
Dann fühl' ich hohe Luſt.

Wenn fühllos, Völker zu zerſtücken
Erobrer ihre Völker ſchicken,
Dann blutet mir die Bruſt.
Doch, wenn nur, um ihr Volk zu ſchützen,
Die Herrſcher mit dem Kriege blitzen,
Dann fühl' ich wahre Luſt.

Wenn jetzt ein Kriegsheld alt, erkranket,
Als Bettler an der Krücke wanket,
Dann blutet mir die Bruſt.
Doch, wenn der Theon den Muth belohnet,
Den Krieger nicht für ihn geſchonet,
Dann labt mich wahre Luſt.

Wenn auf bedrängter Wittwen Thränen
Die Großen unbarmherzig höhnen,
Hebt Wehmuth mir die Bruſt;
Doch wenn die Wittwen und die Waiſen
Die Großen: ihre Väter preiſen,
Dann hüpft mein Herz vor Luſt!

Wenn ſich zum Thron die Vaterthanen
Durch Königsmord die Pfade bahnen,
Dann ſchauert mir die Bruſt;
Doch wenn die Völker ihre Klagen
Beſcheiden vor den Herrſcher tragen,
Dann fühl' ich Herzensluſt.

Wenn blinde Völker Blut und Leben
Für ein Phantom von Freiheit geben,
Dann blutet mir die Bruſt;
Doch wenn die Fürſten ſelbſt die Bürden
Des Unterthans erleichtern würden;
Dann fühlt' ich hohe Luſt!

Wenn Fürſten taub zu lauten Klagen,
Nur herrſchen, um empor zu ragen,
Dann fühl' ich keine Luſt;
Doch wenn der Völker harten Nöthen
Die Fürſten Hülf' und Linderung böten,
Schlüg freudig mir die Bruſt!

Wenn toller, als Barbarenhorden,
Die Brüder ihre Brüder morden,
Dann blutet mir die Bruſt;
Doch wenn die Eintracht Ketten windet,
Und Völker eng an Völker bindet,
Dann ſchwimmt mein Herz in Luſt.

Wenn die Dukaten der Klienten
Des Richters Spruch, wie Moosrohr, wenden
Klemmt Unrecht mir die Bruſt;
Doch, wenn nach heiligen Geſetzen
Die Richter Recht und Unrecht ſchätzen,
Dann hüpft mein Herz vor Luſt!

Wenn unverſchämt der Barden Saiten
Die Jugend in's Verderben leiten,
Dann blutet mir die Bruſt;
Doch, wenn ihr Saitenſpiel zur Tugend,
Die Eltern zaubert und die Jugend,
Dann wogt mein Herz in Luſt.

Wenn junge Laffen grauen Greiſen
Sich ſchämen Ehrfurcht zu erweiſen,
Dann fühl' ich keine Luſt;
Doch wenn der Sohn die Väter ehret,
Und willig ihre Lehren höret,
Schwellt Freude mir die Bruſt.

Wenn eitler Stutzer ſchaale Rotten
Frech alles Heilige beſpotten,
Dann blutet mir die Bruſt;
Doch wenn die Jugend Gott verehret,
So kindlich, wie es Jeſus lehret,
Dann ſchwimmt mein Herz in Luſt!

Wird Weisheit ſtolzer Thoren Pflaſter,
Sinkt Furcht Allvaters, ſiegt das Laſter,
Dann blutet mir die Bruſt.
Nur Ihr, des Menſchen ſchönſte Triebe!
O Tugend, Weisheit, Gott- und Menſchenliebe!
Ihr Grazien! — ſeid meine Luſt.

Allgemeines Gebet.

Du biſt, o Unerforſchlicher! weil du biſt!
Nur weil du biſt, bin Ich, und iſt alle Welt!
Der Glühwurm, wie die Sternbahn, Alles
Betet, vor Allem der Menſch: „O Vater!"

Was dein Verſtand nicht weiß, nicht umſpannt dein Arm
Nicht einſieht deine Weisheit, das iſt nicht. Doch
Du biſt der Geiſter Sonne! Liebe
Füllt dein Gemach, und der Engel Andacht!

Der Seraphs höchſter, will er dich nennen, ſchweigt,
Und hüllt ſein Antlitz! O Unausſprechlicher!
Wie nennte Dich des Lichtmeers trübrer
Tropfen? Wie wagt' ich's nur? Hallelujah!

Der Ruf, den du gehaucht haſt in unſer Herz,
Verbürget uns im Dunkel des Labyrinths
Eeſt Dämmerung, dann Mittag. Heller
Wird's mir und heller. „Dein Reich erſchien uns!"

Dein Wille thut ſich Engeln und Menſchen kund.
Die Erde, wie der Himmel verkündige
Des Willens Achtung, nicht in leerem
Wortgeklingl', aber in Herz und Wandel;

Nicht unſer Wille, Deiner geſchehʼ! Wir ſind
Ja Kinder, Du der Vater! dem Endlichen
Iſt wenig Raum und Zeit entrollet.
Du nur, Unendlicher! ſchau'ſt das Ganze!

Der du mit unſrer Leiche den Wurm ernährſt,
O laß uns nicht erhungern den Geiſt, und nicht
Des Geiſtes irdiſchen Gehülfen!
Stille der Kinder Bedürfniß, Vater!

Was würden wir entflammte der Sünder Dich
Zur Rache, wie den Menſchen der Menſch, o Du
Der Menſchlichkeit ſtets unerreichtes
Urbild! — Du ſegneſt den Gotteslästrer!

Denn, wüßt' er, was er thut, ach! er thät' es nicht! —
Verſchieden ſind die Gäng' deiner Fügung nur,
Zu Dir erziehſt du dennoch Alle
Kinder! — „O Menſchlichkeit werde herrſchend!"

Nicht nur Maſchine ſchufſt Du den Menſchen Dir,
Die dein Geſetz übt, weil ſie es ſclaviſch muß.
Du gabſt ihm Freiheit! — O des höchſten
Götterrechts! möcht' ich es ſtets erhalten!

Der Dornen Vater heft' an den Blüthenſtrauch
Des Erde-Lebens mehr nicht, als nöthig iſt,
Um — o der Ausſicht! — uns durch Tugend
Würdig zu machen der Himmelswonne!

Das Landleben.

Weiſ' und ſelig wer fern' von dem Gewühle des Hofs
In dem Tempel Natur Gott und der Freundſchaft lebt!
Tauſend Freuden genießt er,
Die der Sklave der Thorheit mißt.

Jeder Liebreiz der Flur zaubert der Andacht Glut
Auf ſein ſtaunend Geſicht; Alles, vom Glühwurm bis
Zu der Quelle des Lichts
Predigt Weisheit des Schöpfers ihm.

Jeder magiſche Schlag, welcher vom leiſen Puls
Unſrer Mutter Natur an ſein geſchwiſtrig Herz
Sanft wie Harfenklang bebet,
Weckt die Funken der Sittlichkeit.

In dem Spiegel des Bachs lernt er Wahrhaftigkeit,
Und die Ranke, die ſich feſt an die Ulme ſchmiegt,
Heißt ihm folgen dem Weiſern,
Und vertrauen dem Heiligen.

Schon durch Brillen von Staub ſieht er im Feierglanz
Nach dem Brauſen des Sturms und in dem Abendgold
Eines ſchweißvollen Tages
Heitre Bilder der Ewigkeit.

Und kein Laſter des Hofs, keine der Furien,
Die dem Dummkopf das Herz foltern mit Schlangenbiß,
Naht der Wohnung des Edeln,
Dem aus Tugend ſein Himmel quillt.

Froſt im Auge ſieht er Thoren nach Dunſt und Rauch
Und nach ſchimmerndem Zwang buhlen: auf ſeiner Bruſt
Glänzt der Ordensſtern: Tugend.
Blumen kränzen die Scheitel ihm.

Wie der Waſſerſtrahl ſich blitzend zum Himmel hebt,
Dann durch Schwerkraft ſo ſchnell wieder zur Erde ſinkt,
So erſcheint ihm der Freier
Einer launigen Fürſtengunſt.

Seinen ſtillen Genuß tödtet der Enkel nicht,
Denn er kommet und geht mit dem Bedürfniß nur,
Nie begehrt er den Waldſang,
Der den Takt giebt zur Feldarbeit.

Oftmals, wenn er den Blick auf das Verderbniß wirft,
Das der Luxus dem Haf, dieſer dem Adel reicht,
Und das Beiſpiel des Adels
In die Hütten des Volkes gießt.

Wenn er ferner bedenkt, wie in der Einfalt Schooß
Andern Segen, und ſelbſt glücklich der Adel wär' —
Da rinnt ihm die Thräne
Vom Geſicht, und er ruft dann aus:

Weiſ' und ſelig wer fern' von dem Gewühl des Hofs
In dem Tempel Natur Gott und der Freundſchaft lebt!
Schon auf Erden erzeuget
Und genießt er Elyſium! —

An den Schlaf.

Holde Gottheit! ſchweb' hernieder,
Deck' die müden Augenlider
Mit den Flügeln ſanftes Ruh
Bis zum nächſten Morgen zu!

Flieh den Geizhals, der den Schätzen,
Seinen kummervollen Götzen,
Tag und Nacht Altäre baut,
Tag und Nacht in Sorgen graut!

Flieh das Laſter des Tyrannen,
Dem der Fluch der Unterthanen,
Die ſein eiſaer Scepter plagt,
Furcht in's wilde Stahlherz jagt!

Flieh das Waffenbett des Helden,
Deſſen Stolz in ganzen Weiten,
Die ſein Arm in Feſſeln ſchlägt,
Schrecken und Verderben trägt!

Fliehe weit von goldnen Schüſſeln,
Wo man noch aus vollen Fäſſern
Schäumende Pokale leert,
Und die Nacht im Tag verkehrt!

Flieh den Sklaven ſchnöder Freuden!
Laß ihn jede Kraft vergeuden,
Während er dich ſtolz verlacht,
Und in Paphos Tempeln wacht!

Flieh' und komm' in leichten Bildern
Tugendfreuden mir zu ſchildern,
Und umſchweb' mein frohes Herz
Mit der Unſchuld ſanftem Scherz!

Flöß mir in die matten Glieder
Neue Duld- und Thatkraft wieder,
Daß ſobald die Lerche ſchlägt,
Friſches Blut ſich in mir regt!

Daß ich dann die ſüßen Pflichten
Meinem Schöpfer froh entrichten,
Froh mich durch des Tages Bahn
Meinen Brüdern widmen kann!

Der Kirchhof im Dorfe.

Mögen Andre lieber bei den Säulen,
Deren Inſchrift, zu der Menſchheit Hohn!
Vom Deſpoten Götterthaten lügt, verweilen,
Oder in dem Pantheon.

Blutbetrieſter Weltbezwinger, oder,
Wo in Wundern Macht und Kunſt geblüht,
Ueber der verſunknen Reiche Schutt und Moder!
Fern' entſchwebe du, mein Lied!

Und verweil', von Dämmerung umhüllet,
Auf den ſtillen Gräbern, die ſo oft
Mit der Tugend heitrer Ruhe mich gefüllet
Dir ein beſſ'res Leben hofft!

Hier iſt Friede, wo, von Gott geſäet
Menſchenſaat der Auferſtehung reift,
Wo des Frommen Seufzer leiſ' zum Himmel wehet,
Still die Thräne niederträuft.

Hier iſt Troſt! Hier zeigt die Morgenröthe
Sich dem Greiſ' beim Lebens-Untergang!
Hier entwickeln ſich Entſchlüſſe, hier Gebete!
Hier, hier weile, mein Geſang!

Flattert lieblich an dem Kreuz ihr Kränze
Auf das ſchlummernde Gebein herab!
Wehmuth, Dank und Liebe pflückten euch dem Lenze
Mit den Hochzeitkränzen ab! —

Wenn noch Alles ſchlummert, kommt zum Hügel
Ihres Bräutigams die junge Braut.
Sie ſtreut Blumen, weil ihr Blick, der Unſchuldſpiegel,
Feiernd Engelsſprache thaut.

Still belauſcht ein Bauerjung' die Thräne,
Wie zum Bräutigam ſie niederthaut,
Und er ſteht gerührt und wählt die treue Schöne
Feſt im Herzen ſich zur Braut.

Doch kaum weckt das Frühroth die Gemeine,
Sieh! da kniet ſchon mit der Kinder-Schaar
Um das Grab die Wittwe, ſegnend die Gebeine
Deſſen, der ihr Gatte war.

Und jetzt fließt die Red' vom ſanften Munde:
Kinder! denket oft des braven Manns,
Der hier ruhet! Allen, Allen in der Runde
Hieß er nur der wackre Hans.

Denn in ſeinem Thun und Laſſen blühte
Frohe G'nügſamkeit und ſtiller Fleiß,
Und durch Beiſpiel, Weisheit, Biederkeit und Güte
War's ein weiter Segenskreis.

Kindlich das Gemüth zu Gott erheben,
Sah man ihn im Glück und in der Noth,
Einem heitern Wiesenbache glich ſein Leben,
Sonnen-Abſchied war ſein Tod.

Sterbend noch empfahl er euch, wie täglich:
„Flieht wie Peſt den Müſſiggang, und ach!
Mehr als Brand — den Hader, und — ſo viel euch möglich,
Ahmet Gott im Wohlthun nach!

Dann aertrank dem Geber alles Guten
Er iſt Gott im Hagel wie im Thau,
Groß und gütig in der Wuth geſchwollter Fluthen,
Wie auf trichthumſchwangrer Au!“ —

Kinder! was der Vater euch gelehret,
Zu erfüllen, wird euch nie gereu'n!
Liebt ihr eure Mutter, Kinder, o ſo ſchwöret:
„Was der Vater war, zu ſein!“

Und ſo bebet van der Kinder Wange
Still der Schwur; und Alle, groß und klein,
Schwören jetzt mit hohem, ſehnſuchtsaollem Drange:
Was der Vater war, zu ſein!

Weiter jetzt, o Lied! im Bilderſoalt
Lieder Todten! Sieh! die Muſe winkt!
Und beſing' die Guten, eh' aam Mittagsſtrahle
Die der matte Flügel ſinkt; —

Weſſen iſt, aom Geisblatt ſanft umgittert,
Jenes Mahl, bei dem die Armuth weint?
Ha! die Zähre, die in ihrem Auge zittert,
Ruft: hier ruht ein Menſchenfreund!

Heil Ihm, ruft ſie betend, Heil und Frieden!
Was ein Regen dürrem Wieſenplan,
Was abſtreiche Schatten Lechzenden und Müden,
War den Dürftigen der Mann!

Näher tret' ich jetzt dem Mannmente,
Ueber dem ein Genius ſich hüllt,
Sing', a Lied! was ihm den Blick beim Manumente
So mit tiefer Trauer füllt.

Ha! die Inſchrift ſagt es: „Hier bedauert
Ihren Freund die Menſchlichkeit. — Er fiel —
Nicht im Siegsgewand, vor dem der Menſchheit ſchauert,
Nein! er fand ein edleres Ziel!

Als er Menſchen retten wollte, fiel er!
Aber vor der Menſchheit ſtieg er hoch;
Hoch empor zum Heilaad als ſein treuer Schüler;
Hoch bei Jeſus lebt er noch!

Fürchterlich, aon Frühlingseis geſchwollen,
Donnerte der Strom um's Brückenhaus;
Pfeiler ſtürzten, der Bewohner Klagen ſchollen
Ängſtvoll durch der Fluth Gedrans.

Mancher ſah's mit Thränen aber zagend
Blieb er ſteh'n, mit ſtärkrer Sympathie
Sah's des Grafen Sohn nnd ſchwomm zur Rettung fragend:
Bin ich nicht auch Menſch, wie ſie?

Doch den Edeln ſchlang der Grimm der Wogen,
Denn die Gottheit wog der Abſicht Werth,
Und aon Engeln ward der Held emporgezogen,
Wo Unſterblichkeit ihn ehrt!“ —

Feſtlich, a Geſang! begrüß den Helden!
Der der Menſchlichkeit den Sieg errang!
Mag der Völkerwürger Thoren höher gelten!
Jenen nun hebt mein Geſang!

Doch laß hören, was, auf's Grab hindeutend,
Dort ein Greis zu zween Jüngern ſpricht?
Jener Greis iſt Richter in dem Dörfchen ſtreitend
Steh'n die Andern aor Gericht.

„Deſſen Staub hier ruht, der ſieht mit Zähren
Euern Hader und derent's gewiß,
Wenn, — als Zunder eure Eintracht zu verſtören,
Er ſein Gut euch hinterließ.

Ihr ſeid euch zur Plage — mit vergebens!
Iſt doch Alles nur ein Reiſegeld
Für die Pilgerſchaft des kurzen Erdenlebens,
Ohne Werth in jener Welt.“

Alſo ſpricht der Greis, — und Engel feiert
Dieſer Seen'! Verſöhnungsſchwur im Mund,
Fällt das Streitpaar um den Hals ſich, und erneuert
Engre noch der Eintracht Bund! —

Einſam ruht, aoa Epheulaub beſchattet,
Hier der Freunde Sarkophag. So feſt,
Wie die Epheuranke mit der Ulm' gegattet,
Hielt der Freund am Freunde feſt!

Und dort winkt, nom Eichenkranz gekrönet,
Liebevoll ein Aſchenkrug und ſpricht:
„Deſſen Flör aom Reiz der Unſchuld dir getönet,
Jugend! den aergeſſe nicht!“

Ernſt ſteht aon der Cypreſſ' umflüſtert,
Auf der Raſenhöh' ein Monument,
Und an ihm, das Aug' mit Wehmuthsflor gedüſtert,
Die Religion gelehnt.

Ihrem Pfarrer pflanzte die Gemeinr
Dieſes Denkmol frommen Dank geweiht.
Denn er war ihr, was dem Kind kein Vater, keine
Mutter — voll der Zärtlichkeit: —

Sichrer Stab den Schwachen, Allen Lehrer
Mehr durch That, als Worte, Friedensbot'
Den Bedrängten, angeheuchelter Verehrer
Gottes, warmer Patriot. —

Aber hoch ſteht jetzt die Sonn' und winket
Zur Erholung! Von den Gräbern flieht
Matt der Geiſt, und ruht. O Lied dein Flügel flaket!
Ruhe denn auch du, mein Lied!

Unter'm Holder ſchlummer' ein in Frieden!
Ruhe ſanft! zur ſchwülen Mittagszeit
Ruhten auch die Todten, als ſie noch hienieden
Wandelten im irdnea Kleid. — —

Doch was hör' ich? Grabgeläute tönet!
Schaurig wallt ein Trauerzug daher.
Ach! des Sarges Kränzchen ſagt mir's und es ſtöhnet
Ringsum: Röschen iſt nicht mehr!

Röschen, der, aon Zaabermocht beſieget,
Männlich ſchöa des Jünglings Herz geglüht, —
Troſt der Aeltern, Stolz des Dörfchens — ach ſie lieget
Kaum entknoſpet, ſchon verblüht!

Schweigend klagt das Dörfchen ſeine Lücke,
Traurend ſteht's aoo Tanz nnd Freude leer!
Und der Alten und der Jungen naſſen Blicke
Sagen ſich's: Sie iſt nicht mehr!

Doch jetzt haucht der Prediger, wie Oden
Gottes, über die Betrübten hin
Das troſtreiche Wort: „Verpflanzt in beſſern Boden,
Blüht ſie, und wird ewig blüh'n!“

Und er zeigt im freieo Schmetterlinge,
Der jetzt um die Bahre tanzt, ein Bild,
Wie der Tod des Menſchengeiſts gebundne Schwiage
Zur Unſterblichkeit enthüllt!

Länger ſchweift der Berge Schatten. Röthlich
Flimmt am Kirchthurm ſchon das Abendgold.
Sei willkommen, ſtille Zeit! für's Aug' ſo göttlich
Schön und mild, dem Ernſt ſo bald!

Von dem Feldr kehrend, blickt der Bauer
Grüßend, liebr Todtenflur, auf dich!
Mancher denkt auch wohl mit ſanft gemiſchtem Schauer:
„Bald empfängt dirs Bett auch mich!“

Mädchen kommen aon der Wieſ' and bringen
Blumenopfer ihren Todten dar,
Betrn dann — ſa beten Engel! — aber ſingen
Am Unſterblichkeits-Altar.

Doch, aon Vielen jetzt umkniet, raget
Eines Grabes feirrliche Zier
Hoch hervor. Der Wandrer ſtehet ſtill, nnd fraget:
„Leute! wen aerehrt ihr hier?“

„Den wir rhren, iſt der Allbekaante
Mildenburg, erwiedert Groß nnd Klein.
Wahrlich! wißt ihr nichts van Ihm — im ganzen Lande
Müſſet ihr ein Fremdling ſein!

Weit und breit ſind ſeines Wohlthuns Spuren,
Denn er rief: es werde Glück und Licht!
Ihm verdanken wir den Wohlſtand unſrer Fluren,
Reine Sitten, hellen Unterricht.

Unſre Beglückung war der Garten,
Den er ſich zum Paradieſe ſchuf,
Menſchen ſeine Lieblingspflanzen; Sie zu warten
Sein erhabener Beruf.

Vormals höhnte Jagdluſt unſerm Schweiße,
Keuler ſchwelgten, Menſchen litten Noth;
Er, ein Menſch! rief aus: Die Frucht gebührt dem Fleiße!
Und die Räuber ſchoß er todt.

Streitſucht melkte vormals unſre Habe,
Hauchte Zwietracht, nährte Haß und Neid.
Er erſchlug die Hyder mit dem Zauberſtabe
Ränkeloſer Billigkeit.

Wie im Sklavenjoch der Landmann ſchanzte
Sonder Muth und ſonder Energie,
Sah er, und erleichterte das Joch, und pflanzte
Unter uns die Induſtrie.

Tief in Nacht war unſer Geiſt verſunken,
Unter'm Thiere jag der Menſch oerſtört;
Da erweckte Er in uns den Gottesfunken,
Der uns unſre Pflichten lehrt.

Schwere Bürden drückten uns darnieder,
Freudenlos ſchlich unſer Leben hin;
Sieh'! da gab der Freund uns Feſte, gab uns Lieder,
Und mit ihnen frohen Sinn!

Zwar entriß der Tod ihn; doch es lebet
Noch im Sohne, der, — ſein Ebenbild, —
Ueber uns mit reichem Segenshorne ſchwebet,
So wie Er, gerecht und mild." — —

Das Geſicht oom Abendſtrahl beſchienen,
Setzt, vom Tagesluſt zu ruh'n, ein Greis
Auf die Bank ſich, und ſein Geiſt — mit heitern Mienen
Schaut er auf des Lebens Reif'.

O er fühlt mit ſtillem Wonnebeben,
Wie die Sonn' ſein Leben untergeh'n,
Ueberzeugt, daß, wie die Morgenſonn' ſein Leben
Herrlicher wird auferſteh'n.

Siegend ſteigt indeß der Mond und leuchtet
Sympathetiſch auf der Liebe Glück,
Schwellet mit Empfindungen das Herz und feuchtet
Mit Empfindungen den Blick.

Wie ſich, als Adonis und Cythere
Schöner, dort ein Jüngling mit der Braut
Der umlaubten Gruft nah't! Wie zur Sternenſphäre
Himmelhell ihr Auge ſchaut!

Zeug' es Mond! von reiner Luſt getrieben,
Hand in Hand, gelobt ſie ſich jetzt:
„Wie die Aeltern ſich mit Zärtlichkeit zu lieben,
Bis der Tod ihr Grabmal ſetzt!"

Doch auch Sie verſchwinden! — Stille
Herrſcht um mich! Wie leiſer Mückenſaus
Schwebt der Geiſter Tanz. Befreit vom Druck der Hülle,
Dehnt mein Ich den Fittig aus.

Abee mit balſamiſchem Gefieder
Sinkt der Schlaf. Kaum fühl' ich ſeinen Zwang!
Sanft bemächtigt er ſich meiner Augenlider,
Sanft entſchlummert mein Geſang!

Lied beim Bittgang um die Fluren.

Chor von Knaben und Mädchen.

Blick' o Gott! mit Wohlgefallen
Auf die Flur, die wir durchwallen!
Unſer Herz erweitert ſich;
Denn es fühlt als Vater dich.
Deine milde Hand giebt Segen,
Giebt uns Sonnenſchein und Regen.

Das Volk.

Deine milde Hand giebt Segen,
Giebt uns Sonnenſchein und Regen.

Chor ꝛc.

Freudig ſtreuten wir den Samen;
Denn wir freuten ihn im Namen
Deſſen, der mit Einem Ruf
Erde, Sonn' und Pflanze ſchuf.
Dein, o Vater! iſt der Segen;
Dein iſt Sonnenſchein und Regen.

Das Volk.

Dein, o Vater iſt der Segen ꝛc.

Chor ꝛc.

Sä'n und pflanzen hilft noch wenig!
Das Gedeihen giebt kein König.
Keiner hat mit aller Macht
Nur ein Blatt hervorgebracht.
Seh't, von oben kommt der Segen,
Kommt uns Sonnenſchein und Regen.

Das Volk.

Seh't, von oben kommt der Segen ꝛc.

Chor ꝛc.

Der ſo ſchön die Blumen kleidet,
Der ſo mild die Vögel weidet,
Alles nährt in Feld und Hain,
Wird für uns auch Vater ſein.
Ja, dem Frommen giebſt du Segen,
Giebſt ihm Sonnenſchein und Regen.

Das Volk.

Ja, dem Frommen giebſt du Segen ꝛc.

Chor ꝛc.

Laß mit Frucht den Baum ſich ſchmücken,
Reich an Korn den Halm ſich bücken,
An der Rebe Trauben glüh'n,
Wieſen für die Heerde blüh'n!
Ueberall auf unſern Wegen
Walte väterlicher Segen!

Das Volk.

Ueberall auf unſern Wegen ꝛc.

Chor ꝛc.

Schone, Vater, in Gewittern!
Schone, wenn wir flehend zittern!
Ruf' in der Gewitternacht
Mit der Stimme deiner Macht
Uns zurück von böſen Wegen!
Auch dein Donner bringe Segen!

Das Volk.

Schreck' uns ab von böſen Wegen ꝛc.

Chor ꝛc.

Ruhen laſſen wir den Samen
In des Allbelebers Namen,
Der den Leib in Gräber ſä't,
Bis er glorreich auferſteht.
Alle Frommen führt ſein Segen
Einſt dem Aerndtetag entgegen.

Das Volk.

Alle Frommen führt ſein Segen ꝛc.

Frühlings-Feier.

Wie entzückend verklärt Himmel und Erde ſich!
Weichem Gott, o Natur! giebſt du dies Siegesfeſt?
Naht des Frühlings Triumphzug? —
Ho! er ſchwebt oom Olymp herab!

Schöner, lächelnder Lenz! Quellen mit Blumenrand,
Nachtigallengeſang, ſteigender Lerchen Lied,
Alles feiert und jubelt;
Milder ſtrahlt dir die Sonne ſelbſt!

Doch, was ſeh' ich? es hellt ſchöner ſich noch dein Blick!
Weiche Genien ſind's, denen ſich neigt der Hain,
Philomele gerührter
Flötet, leiſer die Quelle tönt?

Jenem Engel verlieh, weihenden Blickes, Gott
Dich, halbſelige Scham! dieſem den heitern Ernſt.
Unter Sterblichen wandelt
Ihr, Unſterbliche, Göttern gleich!

Jüngling, ähnlich dem Mai! fühlſt du die Zaubermacht
Dieſer Himmliſchen nicht? Siehe! die winkt Natur
In das Eden der Unſchuld,
In der Tugend Elyſium.

Wie durch Wieſen der Bach hell, doch beſcheiden fließt,
Gegenreicher, ein Strom, Tiefen nicht ſcheuend, noch
Felſen, bis er zu Meer wird —
Alſo walle dein Leben auch!

Süße Hoffnungen blüh'n hier un dem grünenden
Schatten, welcher dem Schweiß Kühlung verſpricht, und ſanft
Schlingt am Stamm ſich die Rede —
Ahm', o Jüngling! dem Baume nach.

Wie die Gegend vor dir, blühend, zum Paradies
Kraft mit Anmuth vereint, herrlich und doch ſo mild,
Ernſt ſei alſo die Seele
Dir, und edeln Gefühles voll!

Iſt's nicht Sie, die du liebſt, welche den heitern Greis
Aus der Hütte dort führt, daß er die ſteigende
Frühlingsſonne begrüße?
Strahlend ſagt es dein Blick: Sie iſt's! —

„Kind, ſei ſtets der Natur zärtliche Schülerin,
Nicht entweiht von der Kunſt, ſanft wie die Maienluft,
Hold durch Scham, wie das Veilchen,
Gleich der ſilbernen Quelle rein!

„Wie ein Genius mild, weiche von hie, o Kind!
Nie der Mutter, auf dich himmliſch ſich neigend Bild!“ —
So mit Rührung der Vater,
Und die Thräne des Mädchens bebt.

Doch, ein Engel, vor ſie tritt der Geliebte jetzt,
Und das ſegnende Wort ſpricht der entzückte Greis:
„Erd' und Himmel vergehen —
Eure Liebe vergehe nie!“

„Wie die Tugend, von der euere Liebe ſtammt,
Blüh' ſie jugendlich ſtets, ſtets wie der ſchön're Lenz,
Der im Buſen des Frommen
Unverwelklich, wie Tempe, blüht!“

Das Veilchen.

Holdes Veilchen!
Blühſt ein Veilchen
Auf des Frühlings Spur;
Zaudernd weben
Dir das Leben
Frühlings-Freuden nur.

Giebſt mit Düften
Sanft den Lüften
Kunde deines Glücks;
Himmelsaue
Strahlt im Blaue
Deines Kinderblicks.

Geht ein Mädchen
Froh das Pfädchen,
Wo du ſittſam glühſt,
Wünſch' ihm leiſe
Deine Weiſe,
Eh' du ſtill verblühſt!

Himmliſch ſchmücke
Wang' und Blicke
Ihm ein reines Herz;
Stets umlächl' es,
Stets umſächl' es,
Heiterer Unſchuld Scherz.

Der Menſch.

Im unermeſſnen Schöpfungschor
Ragt edelſtolz der Menſch hervor.
Seht! wie er da, voll Majeſtät,
Ein Gott im Tempel Gottes geht!

Der Kraft und Anmuth Fülle ſtrahlt
Von ſeiner herrlichen Geſtalt;
Es adelt ſie ein hehrer Sinn,
Sie ſcheint der Erde Staub zu ſieh'n!

Ihr Aug ſtrebt auf zum Sonnenlicht;
Aus jedem ihrer Züge ſpricht
Der Odem, der vom Himmel zeugt,
Dem alles Irdiſche ſich neigt.

Wie ſpiegeln Geiſt und Welt ſo hell
Sich in des Auges heiterm Quell!
Es blickt mit Muchtgebot umher,
Und taucht ſich in das Sternenmeer.

Die Stirne wölbet der Verſtand;
Was immer iſt, wird ihm bekannt;
Den Schatz im dunkeln Erdenſchaoß
Erſpäht er, wie das Alpenmoos.

Was lebt und webt im Schöpfungsraum,
Das bändigt er mit klugem Zaum,
Selbſt der ergrimmte Ocean
Ward ſeiner Klugheit unterthan.

Was vom Alzid die Fabel weiß,
Das thut noch jetzt des Menſchen Fleiß;
Noch täglich weiht er Wüſtenei'n
Zu frohen Heſperiden ein.

Die Sonnenpferde zähmt er ſich,
Veredelnd jeden Himmelsſtrich;
Den Lauf des Blitzes lenket er,
Und mocht ſich ſelbſt zum Donnerer.

Der Sprache Zauber fließt vom Mund;
Geſtiftet iſt der Geiſter Bund,
Der durch ein Wunder Welt mit Welt
In ew'ger Ebb' und Fluth erhält.

Vom Südpol bis zum Eispol kreiſt
In Wort und Schrift des Menſchen Geiſt;
Unſterblich ſinnt am Strom der Zeit
Der Genius der Menſchlichkeit.

Geſchöpf und Schöpfer allzumal,
Strebt er noch hohem Ideal,
Verſchönert die Natur, und ſchafft
Sie neu, geprägt mit Geiſteskraft. —

Und Ihr erröthet nicht, die ihr
Dem Menſchen gleichgeſellt das Thier? —
Ihm, den Natur zum König krönt,
Das Thier, das ihm als Sclave fröhnt?

Doch höher noch erhebet Ihn
Des Herzens zarter Engelſinn;
Der iſt der Herkunft Kreditiv,
Des Götteradels Siegelbrief.

O Tugend, o Religion!
Ihr hebt den Menſchen auf den Thron;
Ihr wandelt ihn zur Gottheit um,
Sein Leben in Elyſium.

Zu eurer Tochter eingeweiht,
Gewinnt die Lieb' an Lieblichkeit,
Und unverwelklich ſchlingt ihr Band
Sich in des Wiederſehens Land.

Vom Würmchen ſteigt der Menſch zu Gott,
Im Tröpfchen Thau erblickt er Gott;
Ihm ſpiegelt ab des Schöpfers Bild,
Was nur dem Auge ſich enthüllt.

Er kämpft ein Held für Recht und Pflicht;
Verfolgung ſtürmt, er wanket nicht;
Wird Ungemach des Frommen Loos,
Er ruht, ein Kind in Gottes Schaoß.

Sein Reich iſt nicht von dieſer Welt;
Ein Keim, von höherm Licht erhellt,
Bürgt ihm nach kurzer Prüfungszeit
Für Aernten der Unſterblichkeit!

Die Hoffnung.

Heil'ger Urquell ew'ger Wahrheit,
Dem das Tages Licht entſprang,
Als ein Abglanz deiner Klarheit
Deren Macht das Chaos zwang,
Strahlt auch jenes Sternengefunkel,
Das in's Herz die Hoffnung gießt.
Ach! wer blickte ſonſt durch's Dunkel,
Das des Lebens Pfad umfließt?

Hoffnung ſtillt der Freundſchaft Sehnen,
Dämpft der Sorgen Mißgetön,
Läßt den bangen Schmerz, durch Thränen,
Beſſrer Tage Frühroth ſeh'n.
Hoffnung leuchtet uns vom Kreuze
Auf des hehren Dulders Grab,
Der der Tugend Engelreize,
Der Unſterblichkeit ihr gab.

Doch uns ſtrahlt nur in dem Aether,
Der das Reich der Liebe füllt,
Ein von Hoffnung ausgeſäter
Sternenhimmel klar und mild.
Wo der Selbſtſucht freche Diene
In's Gemüth ihr Schandmal brennt,
Da erlöſchen die Geſtirne
An der Hoffnung Firmament.

D'rum, o heil'ger Quell der Wahrheit,
Laß' in deiner Schöpfungen
Reinem Spiegel ew'ger Klarheit
Uns den Geiſt der Liebe ſeh'n!
Wenn die Menſchen menſchlich werden,
Wird des Wahnes Trugbild flieh'n,
Und den Schmachtenden auf Erden
Nie der Hoffnung Stern entzieh'n!

An die Erinnerung.

Dank, Erinn'rung! dir, du holde
Himmelheitre Tröſterin!
Denn vom Frührath bis zum Abendgolde
Hellſt du mir den trüben Sinn;
Hellſt ihn durch des Pinſels Zauberbilder,
Durch der Töne brüderlichen Klang,
Und durch Freudenbecher, milder
Als der Götter Lieblingstrank.

Wenn des Daſeins Prisma ſich verdunkelt
In des Schickſals Schauernacht,
Schon kein Lichtchen mehr im Fernen funkelt,
Und kein Troſt mehr dem Gemüthe lacht,
Taucht ſich in der Kindheit Fabelauen
Zaubervoll dein Pinſel ein —
Weg iſt das Gewittergrauen!
Sieg! und ich in Roſenſchein!

Wenn der Sorgen Natternbrut mich foltert,
Kummer mir am welken Herzen nagt,
Eine Horde Leidenſchaften poltert,
Durch die Schwermuth keine Sonne tagt;
Wenn umſonſt, durch's nebliche Gedüfte
Licht zu ſpäh'n, mein banges Auge feucht,
Und Verzweiflung die ſo ſchwer geprüfte
Seele, wie ein Sturmwind, beugt —

Heil! da rufſt du mit geweihtem Schlage,
Aus der Harfe meiner Blütenzeit,
All' den Jubel dünſteloſer Tage
Und ſokrat'ſche Heiterkeit;
Und den magiſchen Akkorden
Weicht der Sorgen Natterbrut,
Weichen der Dämonen ſchwarze Horden,
Weicht der Schwermuth heiße Fluth.

Oft, wenn durch des Fleißes tauſend Krümmen
Mein Verſtand zum fernen Ziele keucht,
Und zur Tugend aufzuklimmen,
Meinem Willen faſt Chimäre däucht —
Ah! wie ſtählt ein Blick in deinen Spiegel
Da mir die geſenkte Lebenskraft,
Und mein Geiſt ſchwebt auf, als hätt' er Flügel,
Spottend jeder Leidenſchaft.

Wenn mein Boot an öde Felſenküſten
Ohne Stern und Compaß ſich verirrt,
Und mich dann durch unwirthſame Wüſten
Ein durchglühter Sandpfad führt;
Wenn kein Blümchen da mein Aug' entzücket,
Kein bemooſtes Hirtendett',
Und kein Quell mich Lechzenden erquicket,
Keiner mich zum Schlummer lädt —

Göttliche! da füllſt du die geleerten
Becher, und die Gegenwart
Wandelt wunderbar ſich zum entbehrten
Tempe, wo ſich Luſt mit Luſt gepaart.
Steppen bieten mir kriſtalline Quellen,
Felſen Ruhebett und Baldachin,
Und der Wildniß dunkeln Pfad erhellen,
Sterne, die von Liebe glüh'n.

Wandl' ich blind auf ungeprüften Straßen,
Steh' ich unbewußt an grauſem Schlund,
Will die Hydra Bosheit mich ſchon faſſen,
Lockt mich der Verführung ſüßer Mund,
Sieh'! da rufſt du mir: „Betrogner Knabe!
Wiſſe: Gift iſt's, was die Dirne beut!“
Und entdeckſt mit weiſem Stabe
Mir das Eis, mit Blumen überſtreut! —

O ſo bleibe ferner noch, du Holde!
Schutzgeiſt mir und Tröſterin,
Und vom Frühroth bis zum Abendgolde
Helle feener mir den trüben Sinn.
Hell' ihn mit dem ausgeübten Guten
Einſt beim letzten Sonnenuntergeh'n,
Und laß dann mich in des Lebens Fluthen
Eine frohe Zukunft ſeh'n!

Pſyche.

Die arme Waiſe,
Sie ſeufzt und bebt;
Aus dem Gehäuſe
Ihr Fittig ſtrebt.

Nach jedem Sterne
Streckt ſie die Hand;
Dort glänzt — ach! ferne
Ihr Vaterland.

Umſonſt nach Klarheit
Sehnt ſich ihr Blick,
Nach Lieb' und Wahrheit
Ihr Geiſt zurück.

Mit dunten Schranken
Hemmt Sinnentrug
Ihr der Gedanken
Aetheriſchen Flug.

Sie ſchlägt die Flügel
Am Käfig wund;
Ihr macht kein Spiegel
Ihr Weſen kund.

Die arme Waiſe!
Sie ringt und ſtrebt
Aus dem Gehäuſe,
Und ſeufzt und bebt.

Die ſchöne Spinnerin.

Spinn', o Mädchen!
Froh die Fädchen
Für dein Brautgewand;
Schöner kleide
Dich's, als Seide,
Und als goldner Tand.

Noch ein Fädchen
Spinn', o Mädchen!
Ganz aus Liebe ſpinn's!

In der Treue
Himmelsbläue
Tauch' es, ſtillen Sinns!

Dieſes Fädchen
Leit', o Mädchen,
Dich durch Gottes Flur!
Himmliſch weben
Dann dein Leben
Einfalt und Natur.

Auf dem Grabe meiner Mutter.

Beſte der Mütter! als du, ſanft entſchlummernd,
Wie ein Engel mich ſegnetſt, und wenn ich
Deine Gruft als Knabe mit Kränzen ſchmückte,
Rann mir die Thräne!

Denn als der Blumen liebſte dich verwelken
Sah' ich nur, und mir war kein ſüßes Ahnen,
Die verwelkte je in verklärter Schönheit
Wieder zu ſehen.

Aber jetzt blickt mein Auge hell und ſiegend
Aufwärts, ſeit der Vernunft entbundner Fittig
Ueber's Grab mich ſchwinget, und kühn der Zukunft
Lüftet den Schleier!

Der Ruhm.

Jüngling! dem das Auge lodert,
Hohen Schwung die Seele fodert,
Wenn des Ruhms Poſaun' erklingt,
Biſt der Menſchheit Freunden theuer!
Heilig, göttlich iſt das Feuer,
Das dein edles Herz durchdringt!

O bewahr' es! — Keines Nebels
Buntes Spiel, kein Wahn des Pöbels
Trübe je ſein reines Licht!
Selbſtſucht dürf' es nie entweihen
Seelenloſer Schmeicheleien
Kalter Hauch verweh' es nicht!

Mögen dich der Welt Sprecaen
Locken mit den weichſten Tönen,
Ungerührt ziehſt du vorbei!
Pflückſt auch nicht die ſchönſte Blume
Flücht'ger Luſt am Weg zum Ruhme,
Horchſt nur ſeiner Melodei.

Gottes treu'ſter Seraph leite
Deinen Heldengang, und breite
Seinen Fittig über dich!
Denn dir lauert manches wilde
Ungethüm — ach! mit dem Bilde
Hohen Ruhmes ſchmückt es ſich!

Genien, zu ganzer Welten
Glück berufen, hat nicht ſelten
Solche Truggeſtalt bethört,
Und ſie wurden — Teufel — Ganze
Welten ſtürzten vor dem Glanze
Ihres Ruhms — betrübt — zerſtört.

Erſt an jenem letzten Abend,
Wo der Tugend Engel labend
Ihren Freunden Kühlung weht,
Sanken ſchnell die Zauberbinden;
Mit Entſetzen ſah'n die Blinden
Jetzt den Irrthum — Ach! zu ſpät.

Millionen, bleich und hager,
Schwebten gräßlich um ihr Lager
Rieſen Höll' in ihre Bruſt;
Rache grinſten nun, in wilder
Schaar, gerühmter Thaten Bilder,
Eh'mals ihrer Seele Luſt...

Jüngling hohen Sinnes! — Schimmert
Dir ein Ruhm, der ſich nicht kümmert
Um der Unſchuld ſtilles Glück,
Und um Wahrheit — dieſe wendet
Sich erröthend — unverblendet,
Edler! bebe du zurück.

Nur die Tugend prägt den Stempel
Aechten Ruhms; ſein deltrer Tempel
Iſt der Tugend Heiligthum.
Sei Ihr Held! — Mit ew'ger Schöne,
Freund! verklärt ſie ihrer Söhne
Reinen, göttergleichen Ruhm.

In dem Kampfgewühl des Lebens
Ragt an ihrem Kranz vergebens
Noch mit ſtumpfem Zahn der Neid.
Doch am Weltgerichte ſchweigen
Niedre Tadler; beſſrer Zeugen
Jubel ruft: Unſterblichkeit!

Das Gericht der Könige.

Wie freudig wiegt, mit Früchten geſchmückt, ſein Haupt
Der hehre Palmbaum über dem Silberbach —
Am Blumenufer labt ſich jubelnd
Mädchen und Knab' an den ſüßen Gaben —

Im Laubbach flötet heimiſch die Nachtigall,
Und auf dem Wipfel ſonnet der Goldfink ſich.
Die Schöpfung ſegnend, ſieht geſegnet
Sich von der Schöpfung die gute Palme.

So auch der Fürſt, der Vater des Volkes iſt.
Mit hoher Wonne ſpiegelt er ſich im Quell
Der freien Volksgeſinnung, täglich
Aehnlicher Gott ſich zu bilden ſtrebend.

Nur den Tyrannen ſchrecket im Mund des Volks
Die Wahrheit. Thränen ſtraft er! Jetzt ſchlägt der Thor
Den Spiegel, wie ein Kind, mit Fäuſten —
Schleifet ihn jetzt zum gefäll'gen Prisma.

Doch — ding' ein Nero jeder Vergötterung Kunſt!
Umhüll' ihn ſelbſt der Weihrauch des Seneka!
Er heuchle, deinen Braud zu rächen,
Sklaviſches Rom! in dem Blut der Unſchuld —

Vergebens! — Kaum verſtummet der Zeitgenoß!..
O Sieg der Wahrheit! — Wo nur die Sonne ſcheint,
Da feiert auf geſtürzten Stolzes
Schimpflichen Trümmern dein Feſt die Menſchheit.

Zum Spiegel hellt ſich, ſchwingſt, o Geſchichte! du
Den Zauberſtab, der Vorzeit getrübter Strom;
Da ſitzen zu Gericht die Völker.
Sieh! den Tyrannen entſinkt der Lorbeer.

Gleich einem Traum verſchwinden Jahrtauſende.
Hört! die Poſaune rufet in's Weltgericht!
Die Waage tönt; der Cherub lieſt auch
Kaiſern ihr Urtheil vom Buch des Ew'gen.

Der Sclavengeiſt der Deutſchen.

Den Huf dem Roſſe,
Dem Fiſch die Floſſe
Gab die Natur —
Dem Adler Flügel;
Der Gottheit Siegel
Dem Menſchen nur.

Daß er nicht diene,
Sagt jede Miene;
Der freie Blick,
Der Stellung Adel.
Trifft wohl ein Tadel
Dies Meiſterſtück?

Doch, ach! der Wandlung!
In Sinn und Handlung
Ein Sclav iſt Er.
Ha! wie er ſchmeichelt,
Und kriecht und heuchelt
Um Götzen her.

In Staub verſunken,
Erloſch ſein Funken
Des Götterſtans;
Sein Herz lockt jeder
Unlaut're Köder
Des Goldgewinns.

Mit ſtieren Blicken
Klotzt ſein Entzücken
Nach dem Popanz;
Reibt ſich die Augen,
Ruft aus mit Pauken:
„Welch hoher Glanz!“

Nach ſeinen Regeln
Weiß ihn zu kegeln
Die Politik;
Nimmt ohn' Erbarmen —
Doch ſpricht zum Armen
Sie viel von Glück.

Mit ſchlauem Witze
Pappt ſie die Ritze
Des Keekers zu —
Stört ja der Wahrheit
Zu helle Klaeheit
Doch nur die Ruh.

Der Sclavengilde! ...
Sie preist die Milde
Des Drängers noch.
Mag ſie dann kechzen,
In Angſt erbleichen
Am thenern Joch!

Ruht ſich's doch linder
Für Helden-Kinder
Im Wiegenbett,
Als, wo die Ahnen
Auf blut'gen Bahnen
Für ſie geſä't.

Ihr Winkelriede!
Der Freiheit müde,
Kränzt man das Joch.
Drum ſtaert und gähnet
Das Volk, erwähnet
Man eurer noch.

Ein Ghenkis ſiege,
Wo ihr im Kriege
Für Freiheit ſankt,
Jetzt keine Thräne
Der feilen Söhne
Euch leiſe dankt! ..

Heil dem Geſchlechte,
Das ſich der Rechte
Des Kaſtthiees freut!
Einſt ſchließt ſein Drama
Ein Daley-Lomo —
Ah! goldne Zeit! —

Warnung.

Wenn ein Jüngling dir naht, der die zu ſcheinen wünſcht,
Was ſein Inn're nicht iſt, der nur zu glänzen ſtrebt
Mit Kunſtfeuern des Witzes —
Achte, Mädchen! des Eitlen nicht.

Koſt von Tugend er dir, ſüß wie der winkenden
Nymphe Liſpel am Quell, während ſein Blick verräth,
Daß die Tugend ihm fremd ſei —
Wende, Freundin! vom Schwätzer dich.

Oder wirft er ſein Herz Jedee zu Füßen, ſchwankt
Wie ein Schilfrohr ſein Sinn, Spielzeug der Lüfte — Ha!
Solch ein Jüngling, wie könnt' er
Sichre Stütze der Gattin ſein?

Lügt die aber ſein Mund edle Gefühle vor,
Die ſein Herz nur verlacht, wie ein Romanenheld
Uebertreibend und faſelnd —
Flieh', ach! fliehe den Skorpion!...

Harre, Freundin! des Manns, welchee mit Biederſinn
Feſt am Guten ſich hält, feſt an Natur und Gott;
Schamhaft aber mit Wärme
Sprich von Tugenden, die er übt.

Gott, der zartes Gefühl die in die Seele goß,
Welcher Schimmer von Gold, Schein von der Wahrheit löſt,
Führt dich, Edle! dem Edeln,
Wie die Tugend dem Himmel zu!

Lorenz von Weſtenrieder

ward am 1. Auguſt 1754 zu München geboren, vollendete ſeine theologiſchen Studien in ſeiner Vaterſtadt und wurde, nach nicht zwanzig Jahre alt, als Profeſſor der Dichtkunſt nach Landshut berufen; aber nach kaum einem Jahre verließ er dieſe Stellung wieder, um an der Univerſität zu München eine gleiche einzunehmen. Er wurde nun nach einander zum wirklichen geiſtlichen Rath, zum Schulrath, zum Büchercenſurrath, zum Scholaſticus, zum Hofrath u. ſ. w. ernannt, auch erhielt er das Ritterkreuz des Civilverdienſt- und Ludwigsordens. Er ſtarb am 14. März 1829.

Seine Schriften ſind:

Die beiden Kandidaten; Luſtſpiel. München, 1774.
Marc Aurel; Drama. München, 1776.
Reden. München, 1779.
Der Traum in drei Nächten. München, 1782.
Leben des guten Jünglings Engelhaff. München, 1782. 2 Thle.
Baierſche Beiträge zur ſchönen Literatur. München, 1779—1781.
Allgemeine Geddeſcheidung. Amberg, 1775. 3 Thle.
Jahrbuch der Menſchengeſchichte in Baiern. München, 1782. 2 Thle.
Geſchichte von Baiern. München, 1785. 2 Bde.
Boleeſcher hiſtoeiſcher Kalender. München, 1786—1816. 20 Bde.
Beiträge zur vaterländiſchen Hiſtorie u. ſ. w. München, 1788—1817. 10 Thle.
Geſchichte der königlich-boleeſchen Akademie der Wiſſenſchaften. München, 1807. 2 Thle.
Hiſtoriſche Schriften. München, 1825.

Klaeheit, Eleganz und treffliche Darſtellung geben den Schriften dieſes redlich ſtrebenden Mannes, dem es beſonders darum zu thun wae, die Aufklärung, vom katholiſchen Standpunkte aus, in ſeinem Vaterlande Baiern möglichſt zu befördern und zu verbreiten, einen bleibenden Werth.

Reinhard von Weſterburg, ſ. Minneſinger.

Johann Westermann

ward 1742 zu Geißmar geboren, studirte Theologie, war eine Zeit lang Rektor zu Lehr und lebte zuletzt als Kandidat zu Bremen, wo er 1784 starb.

Er gab heraus:

Allerneueste Novellen. Bremen, 1765—1780. 18 Thle.

W. ist einer der ersten, welche im 18. Jahrhundert das Sonett wieder in die deutsche Poesie einführten; seine Leistungen waren aber zu unbedeutend, um die allgemeine Aufmerksamkeit für sich zu gewinnen.

Georg Christ. Ehrhard Westphal

ward 1752 zu Quedlinburg geboren, studirte Theologie und war zuerst bis 1785 Prediger zu Halberstadt. Er wurde hierauf geistlicher Inspector und Prediger zu Halle und später Consistorialrath. Außerdem war er Dr. der Philosophie und Theologie. Er starb am 2. December 1808.

Seine Schriften sind:

Portraits. Leipzig, 1779—1782. 2 Thlr.
Edelwald. Leipzig, 1781. 2 Thlr.
Streifereien im Gebiete der Menschheit. Leipzig, 1782.
Predigten. Halle, 1788. Berlin, 1795. 2 Bde.

W's Leistungen zeichnen sich durch gesunde Moral, trefflicher Charakterzeichnung und gute Darstellung vortheilhaft aus.

Johann Heinrich Westphal

ward am 31. Januar 1794 zu Schwerin geboren, wo sein Vater Domorganist war. Er erhielt eine wissenschaftliche Erziehung, stand in den Jahren 1813 und 14 im Lützowschen Corps in den Reihen der Freiheitkämpfer und bekleidete dann seit 1817 eine Stelle als Lehrer der Mathematik an einem Erziehungsinstitute, welches er aber 1818 verließ, um als Lehrer der Mathematik an das Gymnasium zu Danzig sich zu begeben. Nach vier Jahren gab er auch diese Stelle auf, um Italien, Sicilien und Egypten zu bereisen. Er starb 1825 in Italien.

Seine theils unter seinem, theils unter dem Namen J. Tommasini gedruckten Schriften sind:

Leben, Studien und Schriften des Astronomen J. Hevelius. Königsberg, 1820.
Naturwissenschaftliche Abhandlungen. Danzig, 1821.
Nicolaus Kopernikus. Konstanz, 1822.
Astrognosie. Berlin, 1822.
Briefe aus Sicilien. Berlin, 1825.
Spaziergang durch Kalabrien und Apulien. Berlin, 1828.
Die römische Campagna. Berlin, 1829.

Seine Schilderungen italienischer Gegenden und Zustände erwarben sich vorzüglich durch ihre Wahrheit, Einfachheit und Treue großen Beifall.

Engel Christine Westphalen,

einer Tochter des Kaufmanns von Axen, wurde zu Hamburg am 8. December 1758 geboren, verheirathete sich 1785 mit dem Kaufmann und Senator J. F. E. Westphalen und starb 1837 daselbst.

Sie gab heraus:

Charlotte Corday; Trauerspiel. Hamburg, 1804.
Gedichte. Hamburg, 1809—1811. 3 Thle.
Gesänge der Zeit. Hamburg, 1815.
Petrarka. Hamburg, 1806.

Wärme des Gefühls, lebendige Phantasie, Zartheit und Eleganz sind namentlich ihren lyrischen Dichtungen eigen, ihren dramatischen Leistungen fehlt es dagegen an Kraft und Präcision.

Wilhelm Martin Leberecht de Wette,

Dr. der Philosophie und Theologie, wurde am 14. Januar 1780 zu Ulla bei Weimar geboren. Er vollendete seine academischen Studien zu Jena, wo er auch 1805 Docent und 1807 außerordentlicher Professor wurde. 1809 verließ er diese Universität, um einen Ruf als ordentlicher Professor der Theologie zu Heidelberg anzunehmen; aber hier blieb er nur ein Jahr, indem er in gleicher Eigenschaft nach Berlin berufen wurde. Da er wegen eines Trostschreibens an Sand's Mutter 1819 plötzlich seine Entlassung bekam, so begab er sich nach Weimar, wo er lebte, bis er 1822 als Professor der Theologie nach Basel berufen wurde. Hier wirkt er gegenwärtig noch in vollster geistiger Kraft.

Seine Schriften sind:

Aufforderung zum Studium der hebräischen Sprache und Litteratur. Jena, 1805.
Beiträge zur Einleitung in das A. T. Halle, 1806. 2 Thle.
Die Psalmen; übersetzt. Heidelberg, 1824.
Lehrbuch der hebräisch-jüdischen Archäologie. Leipzig, 1814.
Lehrbuch der christlichen Dogmatik. Berlin, 1814—1816. 2 Thle.
Ueber Religion und Theologie. Berlin, 1815.
Einleitung in die Bibel. Berlin, 1817—1826. 2 Thle.
Christliche Sittenlehre. Berlin, 1818. 3 Thle.
Zur christlichen Belehrung und Ermahnung. Berlin, 1819.
Drei Predigten. Berlin, 1821.
Theodor, oder des Zweiflers Weihe. Berlin, 1822. 2 Thle.
Vorlesungen über die Sittenlehre. Berlin, 1823 u. 24. 2 Thle.
Luthers Sendschreiben, Briefe und Bedenken,

kritisch und historisch bearbeitet. Berlin, 1826—1829. 6 Thle.

Heinrich Melchthal, oder Bildung und Gemeingeist. Berlin, 1829. 2 Thle.

Viele einzelne Predigten, Abhandlungen u. s. w.

Einer der vorzüglichsten aber durchaus selbstständigen Anhänger Schleiermachers, erwarb sich de W. nicht allein durch seine tiefe Gelehrsamkeit, seine Klarheit und den Reichthum seiner Gedanken, sondern auch durch seine seltene Meisterschaft in Behandlung der Sprache und Form, einen glänzenden Ruf, wenn gleich seine theologischen Romane nicht als ganz gelungen zu bezeichnen sein möchten.

Die tröstende und heiligende Kraft des christlichen Glaubens an die Unsterblichkeit *).

Text, Joh. 14, 1 — 6.

Und er sprach zu seinen Jüngern: Euer Herz erschrecke nicht. Glaubet ihr an Gott, so glaubet ihr auch an mich. In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Wenn's nicht so wäre, so wollte ich zu euch sagen: Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten. Und ob ich hingehe, euch die Stätte zu bereiten, will ich doch wieder kommen, und euch zu mir nehmen, auf daß ihr seid, wo ich bin. Und wo ich hingehe, das wisset ihr, und den Weg wisset ihr auch. Spricht zu ihm Thomas: Herr, wir wissen nicht, wo du hingehst, und wie können wir den Weg wissen? Jesus spricht zu ihm: Ich bin der Weg, und die Wahrheit, und das Leben: Niemand kömmt zum Vater, denn durch mich.

Die vorgelesenen Textesworte versetzen uns in die letzte Stunde, welche unser Heiland mit seinen Jüngern kurz vor seiner Gefangennehmung zubrachte. Er hatte ihnen so eben seinen nahen Tod verkündigt, und sie dadurch mit Schrecken und Betrübniß erfüllt. Da sprach er ihnen Muth und Trost ein mit den Worten: Euer Herz erschrecke nicht! Er forderte sie auf, Gott und ihm zu vertrauen, und wies sie hin auf die ewigen Wohnungen im Hause seines Vaters, wohin er gehe, ihnen eine Stätte zu bereiten, und von wannen er wiederkommen werde, um sie zu sich zu nehmen; er tröstete sie mit der Hoffnung der ewigen Ruhe und der Wiedervereinigung mit ihm bei Gott im Himmel. Ach! damals faßten die Jünger den Trost dieser Hoffnung nicht, und ihrem thränenvollen, trüben Blicke blieb das Himmelslicht derselben noch verborgen; denn noch fehlte ihnen der feste, lebendige Glaube an die Unsterblichkeit. Als der Tod über ihren Meister einen flüchtigen Sieg davon getragen hatte, und das Grab seinen Leib verborgen hielt: da waren sie niedergeschlagen und traurig, und gaben alle ihre Hoffnungen auf; da gedachten sie nicht der Worte ihres Herrn: Euer Herz erschrecke nicht, glaubet an Gott und glaubet an mich. Als er aber, durch die Kraft des Vaters auferweckt, sich ihnen wieder lebend, als Sieger des Todes, zeigte: da faßte die Hoffnung Wurzel in ihrem Herzen; da verstanden sie es, daß er zum Vater ging, um ihnen eine Stätte zu bereiten; da erschien er ihnen als der, welcher dem Tode die Macht genommen und das Leben und ein unvergängliches Wesen ans Licht gebracht hat (2 Tim. 1, 10.), als der, welcher die Auferstehung und das Leben ist (Joh. 11, 25.). Jesu Auferstehung war ihnen Pfand und Gewähr ihrer Auferstehung; sein Sieg über den Tod weckte in ihnen den Siegesmuth der Unsterblichkeit. Und so ist auch uns dieser trostvolle Glaube geworden, und in diesen Tagen des Andenkens an die Auferstehung Christi haben wir uns von neuem darin befestigt. Der Tod ist verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum (1 Kor. 15, 55 — 57.)! — Wir armen, schwachen Menschen bedürfen nur zu sehr des Trostes, der im Glauben an die Unsterblichkeit liegt. Gar oft ist unser Herz erschrocken und voll Traurigkeit; unserem trüben Blicke verbirgt sich nur zu leicht das Licht der Hoffnung, das uns den irdischen, mit Dunkel bedeckten Weg erhellen sollte; von den Stürmen der Erde erschüttert, lassen wir den sichern, festen Anker unserer Seele fahren, der hineingehet in das Inwendige des Vorhangs, dahin der Vorläufer für uns eingegangen ist (Ebr. 6, 19. 20.). Laßt uns daher auch diese der Andacht geweihte Stunde, wo unser Blick noch auf das heilsvolle Ereigniß der Auferstehung unsers Heilandes gerichtet ist, dazu benutzen, uns im Glauben an die Unsterblichkeit zu befestigen, indem wir die tröstlichen und ermuthigenden Worte des Erlösers an seine Jünger mit einander betrachten. Sie enthalten aber nicht allein die tröstliche Verheißung dessen, was uns jenseit des Todes erwartet, sondern auch die Bedingung, unter welcher wir der Erfüllung theilhaftig werden können, — die Forderung, uns derselben würdig zu machen. Wir wollen daher nach Anleitung dieser Worte unter dem Beistande Gottes mit einander betrachten:

Die tröstende und heiligende Kraft des christlichen Glaubens an die Unsterblichkeit.

Gott, der allein Unsterblichkeit hat, der da wohnet in einem Licht, da Niemand zukommen kann (1. Tim 6, 16.)! du wolltest uns nicht die Beute der Todesfurcht sein, uns nicht im Dunkel der Hoffnungslosigkeit wohnen lassen; darum sandtest du deinen Sohn, daß er den Tod besiegte, und uns berufe von der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht (1. Petr. 2, 9.); du wolltest uns, deine irdischen Kinder, zu dir sammeln in deine ewigen Wohnungen: darum führtest du den großen Hirten der Schafe von den Todten aus (Ebr. 13, 20.), daß er uns voranginge und uns den Weg zu dir bahnte. O gieb, daß der Glaube an die Unsterblichkeit in unsern Herzen feste Wurzel fasse, daß wir vom Dunkel dieser Erde den Blick hoffnungsvoll zu dem Lichte, in welchem du wohnest, emporrichten, daß wir nie erschrecken noch zagen, daß wir freudigen Muthes den Weg wandeln, den du uns zum ewigen Ziele führest, daß wir deinem Sohne folgen, welcher der Weg, und die Wahrheit, und das Leben ist, und durch ihn zu dir, dem Vater, und in die Wohnungen des ewigen Friedens bei dir kommen. Amen.

I. Der christliche Glaube an die Unsterblichkeit hat eines Theils eine tröstende Kraft. Euer Herz erschrecke nicht, sagt Christus zu den Jüngern, und beruhigt sie dann mit der Verheißung: In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen, und ich gehe hin, euch eine Stätte zu bereiten. Der Hinblick auf das Haus des himmlischen Vaters, wohin wir nach diesem Leben kommen werden, tröstet uns für die schmerzvollen Verluste, welche uns der Tod bringe; dieser Hinblick tröstet uns aber auch für Alles, was wir hienieden entbehren, für alle Mängel und Unvollkommenheit dieses Lebens, erhebt uns über die engen, drückenden Schranken der Erde, und erquickt die nach dem Höhern strebende Seele mit hoffnungsreichen, seligen Ahnungen.

1) Der Glaube an die Unsterblichkeit tröstet uns erstens für die Verluste, welche wir durch den Tod leiden, und zwar erleichtert er uns den Abschied von der irdischen Heimath, an welche uns so viele Bande knüpfen, wo wir uns glücklich fühlen, indem er uns auf unsre wahre, ewige Heimath im Hause des himmlischen Vaters hinweist.

Die Erde ist unsre wahre Heimath nicht: wir sind auf ihr Fremdlinge und Beisassen, und das Leben auf ihr ist eine Wallfahrt; aber nur zu leicht werden wir auf ihr einheimisch. Wenn das Kind aus dem Schlummer der Unbewußtheit erwacht, so blickt es staunend um sich her, wie in einer fremden Umgebung. Vater und Mutter, Geschwister und Angehörige empfangen es mit liebevollen Blicken und befremden es mit der Fremde, in welche es sich versetzt sieht. Aber bald dringen auch die schimmernden Reize der Erde in sein Auge, und wecken in ihm die Begierde des Besitzes und Genusses; es streckt die Hände aus nach dem, was ihm Lust und Freude verspricht; es läßt sich verstricken von den Netzen der Lockung, und fühlt sich bald von tausend Banden festgehalten an dem Boden, den es kaum mit Zagen betreten hatte. Dem Erwachsenen öffnet sich dann der Kreis der Wirksamkeit, in welchem er seine Kräfte üben und seine Thätigkeit entfalten kann. In der Arbeit und Wirksamkeit liegt eine reiche Quelle von Lebensfreuden verborgen, welche, da sie reiner und geistiger sind, als die des Sinnengenusses, uns nur noch inniger mit der Erde befreunden. In unserm irdischen Wirkungskreise dienen wir Gott und dem Nächsten, gebrauchen die Gaben, welche uns Gott verliehen, werden der Kraft unseres Geistes inne, und gewinnen ein höheres Selbstgefühl. Aber mit der reinen Lust der Thätigkeit und des Strebens verbindet sich die Lust der Selbstsucht. Der Lohn, welchen uns die Erde für unsere Arbeit spendet, reizt unsere Begierde, und der Genuß dieses Lohnes, wenn wir so glücklich sind, ihn zu erlangen, erfüllt unsere Seele mit der sinnlichen Liebe zum Irdischen. Umgeben von den Gütern dieser Erde, den Früchten unserer Bemühungen, fühlen wir uns an die Stätte, die wir einnehmen, gefesselt, und überlassen uns der Täuschung, das flüchtige irdische Glück sei uns auf ewig gesichert. So wird uns die Erde, wo wir nur Gäste

*) Aus Dr. Wilhelm Martin Leberecht de Wette's Predigten, theils auslegender, theils abhandelnder Art. Erste Sammlung. Basel 1823.

und Pilger sind, durch reine und unreine Liebe, durch geistige und irdische Freuden, zur Heimath und zum Wohnsitz unsers Glückes, und das Leben zur süßen Gewohnheit. Wenn aber dann der Tod uns entgegen tritt mit seiner schreckenden Gestalt, und uns von der Erde abfordert: so erbebt unser Herz, und grauenvolles Dunkel umwölkt unsern Blick. Wir sollen diesen freundlichen, vom Sonnenlicht beschienenen, von tausend Reizen schimmernden Wahnsitz verlassen, und dem unwillkommenen Führer in das Dunkel des Grabes, in das kalte Reich des Todes, folgen. Ach! hier verlassen wir Alles, was uns lieb ist, und was erwartet uns jenseit der dunkeln Pforte? Weggerissen aus unserer Heimath, — in welche schauerliche Oede werden wir versetzt werden? was sollen wir in dem unbekannten Lande? — Aber so fragen wir nur, wenn wir keinen Glauben haben, wenn der Schrecken die Hoffnung in unserm Herzen unterdrückt hat, und die falsche Liebe zum Irdischen uns erfüllt. Der Christ weiß, daß ihn der Tod in das Haus des himmlischen Vaters führt, in seine ewige Heimath, für welche er geschaffen ist. Es ist ihm keine dunkle, unbekannte Oede, es ist das vom ewigen Lichte erhellte wahre Vaterland, wo er sich erst heimisch fühlen wird. Lebe wohl, ruft der scheidende Christ der Erde zu, lebe wohl, Land der Wallfahrt und der Prüfung, ich kehre in die Heimath, in des Vaters Haus! Auch du gehörst zu den Wohnungen des Vaters, und bist ein Theil seiner herrlichen Schöpfung; du warst für mich die Schule, wo er mich mit väterlicher Güte erzog und übte, und Dank ihm für alles Gute, das ich auf dir empfangen habe; aber du bist nur ein äußerer, ferner Vorhof des großen Hauses des Weltalls, nun trete ich ihm näher, und seine Vatergüte wird sich mir noch reicher offenbaren. Fahret hin, ihr Freuden der Erde, die ich mit Dank gegen den Schöpfer genoß, an die ich aber nie mein Herz hängte, die sich oft trübten durch Sorgen und Schmerzen, fahret hin; meiner wartet im Hause des Vaters ewige ungetrübte Seligkeit!

Aber der Glaube an die Unsterblichkeit tröstet uns auch für den Verlust dessen, was uns mit Recht auf Erden lieb und werth und nicht bloß irdisch ist, für den Abschied von unsern Geliebten und den Austritt aus unsrer Wirksamkeit, indem er uns dafür Ersatz verheißt.

Ein edles Herz liebt und wird geliebt; zarte, heilige Bande knüpfen es an Vater, Mutter und Geschwister, an Gatten, Kinder und Freunde. Diese Liebe ist nicht bloß irdisch, und nicht verwerflich; sie gehört unserm bessern Selbst an; es verbinden sich damit die heiligsten Pflichten der Treue und Dankbarkeit, und in ihr bewährt sich die Liebe zu Gott, dessen heiliger Wille sie geboten hat. Aber demungeachtet ist sie dem irdischen Wechsel ausgesetzt, und die Quelle der bittersten Schmerzen; oft zerreißt der Tod ihre zarten Bande, so daß sich das liebende Herz, in seinem Innersten verwundet, verbluten möchte. Ach! wer erschrickt und zagt nicht, wenn er den geliebten Verwandten und Lebensgenossen, das geliebte Kind, den theuren Freund auf das Krankenlager hingeworfen sieht, — wenn die Blässe des Todes das geliebte Antlitz bedeckt, — wenn das Licht der Augen, an welchem der liebende Blick hing, erlöschen will? Wer, der die kalte Hand des Todes an seinem Herzen fühlt, sieht unerschüttert die Geliebten um sein Bett stehen, und die Thränen des Schmerzes im abgewendeten Blicke verbergen? Er soll von denen scheiden, in deren trauten Kreise er das Glück des Lebens fand, wo er sich heimisch fühlte, wo er seine schönste Bestimmung erreicht hatte. Es schmerzt, wenn man die Heimath und die Geliebten nur auf kurze Zeit verlassen muß; und er soll sie auf ewig verlassen. Sehnsüchtig blickt der Reisende nach dem Orte zurück, von dem er scheiden muß, und freut sich schon der künftigen Rückkehr; der Sterbende aber wird nie wiederkehren, und die Heimath sammt den Geliebten sinkt ihm in ewige Nacht. Ach! und wie sollen die Zurückbleibenden den Schmerz bezwingen, wenn der Geliebte von ihnen gerissen wird? Soll die Mutter, die Gattin nicht weinen, wenn das Kind, der Gatte, die sie mit warmer Liebe umfing, aus ihren Armen in das gähnende Grab hinabsinken? Ja, unerschüttert, thränenlos kann auch der Christ nicht bleiben, wenn ihn der Tod von den Seinen hinwegreißt, wenn er in das Grab der Geliebten blickt. Aber der Glaube beruhigt und tröstet ihn. Es ist das Haus des himmlischen Vaters, wohin der Scheidende geht; aus dem Kreise der irdischen Liebe und Freundschaft hinweggehoben, empfangen ihn die Arme der ewigen Vaterliebe. Alle Liebe, die er hier genossen, war nur der Ausfluß des Urquells aller Liebe, an dem er sich nun erquicken wird, der ihm nun in seiner ganzen Fülle entgegenströmt. Er ist nicht aus dem Kreise der Liebe in eine kalte Fremde hinausgestoßen; er ist in das wahre Vaterland der Liebe eingekehrt. Weinet nicht, sage der sterbende Christ zu den Zurückbleibenden, ich verliere eure Liebe nicht, indem ich von euch scheide, ich gewinne sie unendlich vervielfacht in der Liebe des himmlischen Vaters; und auch ihr verliert meine Liebe nicht, sie wird sich dort, geläutert, in den Strom der göttlichen Liebe und mit ihm in eure Herzen ergießen, und ein seligeres Gefühl wird eure Brust erfüllen. Weine nicht, Mutter, sagt das Kind, daß ich deinen Armen entrissen werde: ich werde dort nicht verwaist sein, ich werde im Schooße der ewigen Vaterliebe ruhen; weine nicht, daß ich dich nicht mehr lieben kann: dort werde ich Gott lieben und in ihm auch dich, und unsre Herzen werden sich berühren, wenn auch du deine Liebe Gott zuwendest!

Der Tod ist aber nur eine kurze Trennung für den gläubigen Christen. Es ist des himmlischen, des allgemeinen Vaters-Haus, wohin die Sterbenden gehen; und wie lange währt es, so folgen wir ihnen nach! Wie sind alle Kinder desselben Vaters, auf der Wallfahrt begriffen, fern von seinem Hause; und einst kehren wir Alle zurück und finden uns Alle zusammen. Hier auf der flüchtigen Reise des Lebens drängt ein Wandrer den andern, und es ist uns kein ruhiges Beisammenwohnen vergönnt; der Jüngling drängt den Greis von hinnen, daß er seinen Platz einnehme, der Sohn folgt dem scheidenden Vater, um bald seinem Sohne wieder Platz zu machen. Dort aber im Hause des Vaters, in der ewigen Heimath, da ist bleibende Ruhe, festiges, ungestörtes Beisammenwohnen. Und die Bande, welche heilige Liebe hienieden geknüpft hat, werden sich dort wieder zusammenschließen; die Seelen, welche für einander geschaffen sind, werden sich dort wieder finden; denn die Liebe hört nimmer auf (1. Cor. 13, 8.). Im Vaterland der Liebe, im himmlischen Vaterhause, werden wir uns nur reiner und heiliger lieben. O entzückender Gedanke! wir werden uns mit unsern Geliebten wieder zusammenfinden, um einander nie wieder zu verlassen, um mit einander die ganze Seligkeit der Liebe zu genießen! O was ist der Schmerz des Todes gegen diese selige Hoffnung! wie verschwinden die Schrecknisse seiner kurzen Nacht vor der Morgenröthe, welche jenseits für uns anbricht! So ziehet denn hin, ihr geliebten Sterbenden, begleitet von den Thränen unserer Sehnsucht, nichts unsers trostlosen Schmerzes, ziehet hin in das ewige Vaterland, wohin wir euch folgen werden! Bald ist auch unsre Laufbahn vollendet, und der beschwerlichen Wanderung müde, kehren wir dann in dem Hafen der Ruhe ein, wo ihr uns mit offenen Armen empfanget. Himmlische Sehnsucht hebt die Seele zu euch empor, daß sie euch nachfliegen möchte; o eilt ihr Stunden, daß der selige Augenblick erscheine, wo wir uns wieder sehen!

Neben der Trennung von seinen Lieben, schmerzt den edlen, begeisterten Menschen, welchen der Tod abruft, nichts so sehr, als der Austritt aus dem Kreise seiner Wirksamkeit; denn auch diese Liebe gehört seinem geistigen, dessern Selbst an. Der Scheidende hat ein edles, wohlthätiges Werk begonnen, und soll es unvollendet verlassen; die Saat, die er ausgestreuet, beginnt zu keimen und zu sprossen, und er soll sie nicht blühen und Früchte tragen sehen. Er hat für die Wahrheit gewirkt, und muthig mit der Finsterniß gekämpft; schon sind die Wolken derselben vor ihm gewichen, und er hofft sie ganz zu vertreiben: da tritt ihm der Tod entgegen und hemmt seinen Siegeslauf. Mit edlem Schmerz verläßt er die Bahn, und sehnsuchtsvoll blickt er nach dem Ziele, das er nicht erreicht hat. Oder er hat für die Gerechtigkeit gekämpft, und die Rechte der gedrückten Menschheit vertheidigt. Schon fingen die Ungerechten und Unterdrücker an, vor ihm das Feld zu räumen: da erliegt der tapfere Streiter dem Feinde, dem Niemand entrinnt, und sinkend haucht er seine Seele in Seufzern für die Sache, der er sein Leben gewidmet, aus. O warum kann ich nicht, seufzt er, nur noch einen Sieg erkämpfen, nur noch diesen Feind der Gerechtigkeit zu Boden strecken? O heilige Sache der Unschuld, warum durfte ich dir nicht den Triumph erringen? Gern hätte ich mein Leben dafür geopfert, warum muß ich es za früh und sieglos hingeben? — Aber beruhige dich, edler Streiter! du gehst in deines Vaters Haus, zum Urquell der Wahrheit und Gerechtigkeit und alles Guten, wofür du hier geliebt und gewirkt hast, wofür du auch dort leben und wirken wirst. Du betrittst eine höhere Laufbahn, wo dir schönere Palmen winken; aus dem irdischen Weinberg Gottes wirst du in den himmlischen versetzt, wo schönere Früchte reifen, als hier auf der rauhen Erde. Und was du hier gewirkt hast, ist nicht verloren, weder für dich noch für die Welt. Selig sind die Todten, die in dem Herren sterben; denn ihre Werke folgen ihnen nach (Offenb. 14, 13.) Dort erntest du die Früchte der Saat, die du hier gesäet; dort empfängst du die Krone für die Kämpfe, die du hier gekämpft hast.

2) So tröstet uns der Glaube an die Unsterblichkeit für die Verluste, welche uns der Tod bringt, für den Verlust alles dessen, was wir hienieden lieben, und was uns die Erde zur Heimath unseres Glückes und unserer Freuden macht. Aber wie Viele sind auf dieser Erde glücklich? Wessen Herz fühlt

nicht irgend eine schmerzliche Entbehrung, eine drückende Schranke? Welcher Edle kann hier seine Heimath finden? Je höher die Seele strebt, desto mehr entbehrt sie auf der Erde, desto mehr fühlt sie sich hier fremd und beengt, desto drückender sind ihr die Schranken, die sie umfangen; und eine Sehnsucht erfüllt sie, wie das Heimweh nach einem bessern Vaterland. Auch dafür bietet uns der Glaube an die Unsterblichkeit Trost. Er tröstet uns zweitens *für alles, was wir auf dieser Welt entbehren, erhebt uns über das drückende Gefühl der irdischen Unvollkommenheit*, und nährt die Sehnsucht mit seligen Hoffnungen, indem er uns eben das ersehnte bessere Vaterland verheißt.

In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Diese Worte unseres Erlösers eröffnen der frommen, sehnsuchtsvollen Ahnung ein unendliches Feld, und auf ihren Schwingen erhebt sich die gedrückte Seele über das Leiden dieser Erde. Hier wohnen wir im kalten, rauhen Vorhof des großen Vaterhauses, und sind in denselben, wie in einen engen Kerker, dem wir nicht entfliehen können, festgebannt; der irdische Leib fesselt uns an einen bestimmten Raum, der uns mit drückenden Schranken umgiebt, wo wir, wenn auch mit widerstrebendem Herzen, ausharren müssen. Dort sind wir in des Vaters Haus, in der seligen Nähe der ewigen, unendlichen Vatergüte, und viele Wohnungen sind in demselben, unendlich ist der Raum, der uns dort empfängt; dort sind die engen Schranken niedergerissen, welche uns hier umschließen; dort zieht uns nicht der schwere, irdische Körper nieder; dort schwingt die Seele frei ihre Fittige, und durchfliegt unbehindert die unendliche Laufbahn des Strebens. Welche Wohnung uns Gott dort anweisen wird, wissen wir nicht; aber gewiß wird es eine schönere, als die irdische, und eine Wohnung der Seligkeit und des Friedens sein, wo unsere Sehnsucht gestillt wird. Mit verklärtem Leibe werden wir sie betreten, und sie wird uns mit dem Glanze himmlischer Klarheit umleuchten. So wie unser besseres Selbst, von seinen Mängeln und Flecken entkleidet, in ursprünglicher Herrlichkeit aus dem Grabe erstehen und das Ebenbild Gottes tragen wird: so wird auch die Wohnung, welche wir dort einnehmen, von Allem, was uns hier drückt und beengt, frei und der würdige Schauplatz eines höheren, reineren, seligen Lebens sein. Und wie die Seelen von Natur verschieden und mit eigenthümlichen Trieben und Fähigkeiten begabt sind, so werden sie auch dort eine jede die ihrer Eigenthümlichkeit entsprechende Wohnung finden, wo sie ihre Thätigkeit entfalten, ihre Sehnsucht stillen können. Denn in des Vaters Hause sind *viele Wohnungen*; dort sind wir nicht, wie hier, alle in Eine Wohnung festgebannt, wie verschieden auch unsere Sinnesart, unser Streben und unsere Sehnsucht ist; dort findet Alles seine wahre, ewige, selige Bestimmung; dort ist das Ziel und der Ruhort jedes Strebens und jeder Sehnsucht.

So erhebe uns denn diese frohe Ahnung über alle Mängel und Schranken der Erde, und erheitere uns in jeder Betrübniß. — Es giebt Menschen, denen auf der Erde Alles zuwider ist, die kein Glück und keine Ruhe finden können. Während Andern Alles entgegenlächelt und Genuß und Freude bietet, so daß sie hier eine glückliche Heimath finden und sich wohl und heimisch fühlen: so sehen sich Jene, wie auf eine rauhe, wüste Klippe verschlagen, von den Wogen des Ungewitters umbraust, von allem entblößt, was nicht nur zur Lebensfreude, sondern auch zur nützlichen, erfreulichen Wirksamkeit nothwendig ist. Fast scheint es, als wenn solche Menschen von der Erde, als einem ihnen fremden Element, abgestoßen würden, während die Glücklichen, durch eine innere Verwandtschaft von ihr angezogen, in freundlicher Wechselwirkung mit allem Irdischen stehen. Tröstet euch, ihr Unglücklichen, ihr Geplagten und Gedrückten! Die Erde ist eure Heimath nicht; es wartet euer ein besseres Vaterland; dort aben in den vielen Wohnungen des Vaters ist euch ein Ort der Ruhe und des Friedens aufbewahrt, wo ihr für alles Leiden Trost und Ersatz finden werdet! — Manchen bietet die Erde die schönsten ihrer Freuden, die Freuden der Liebe und Freundschaft; sie sind glücklich im Kreise ihrer Lieben, von liebenden Verwandten umgeben, an der Seite eines gleichgesinnten, zärtlichen Gatten, an der Hand eines von gleicher Begeisterung erglühenden, dasselbe Ziel verfolgenden Freundes. Andere aber stehen allein und verlassen, und haben nie das Glück gekannt, von Eltern und Geschwistern geliebt zu sein; von Fremden umgeben, trat ihnen überall die Kälte und Selbstsucht, oder keine Liebe entgegen, und auch keinen wahren Freund konnten sie finden. Wer, dem ein so liebeleeres Leben beschieden ist, und der ein Herz im Busen trägt, fühlt nicht die Sehnsucht nach dem entbehrten Glücke? Es lebt vielleicht auf der Erde eine Seele, die ihn lieben würde, aber er kennt sie nicht, und wenn er sie kennt, kann er nicht zu ihr gelangen. In dieser Welt sind Gute und Böse, Fremme und Gottlose, Edle und Unedle unter einander gemischt, wie Waizen und Unkraut. Mancher edle Mensch sieht sich in Verhältnisse gestellt, die seinem Herzen nicht zusagen, die ihn zum Schlechten und Gemeinen hinabdrücken, die ihm in der Ausbildung seines Geistes, in der Vervollkommnung seiner unsterblichen Seele hinderlich sind. Sehnsuchtsvoll sieht er über die Schranken hinüber, aber er kann sie nicht übersteigen; sein Herz verlangt nach einer Gemeinschaft, in der er sich gehoben und gefördert sähe, aber er kann sie nicht finden. Tröstet euch, ihr sehnsuchtsvollen Seelen! dort aben in des Vaters Haus, da fließt in überschwenglicher Fülle der Strom der Liebe, dort werden eure schmachtenden Herzen erquickt werden. Im ewigen Reiche des Vaters ist der Waizen vom Unkraute gesäubert, da sind die Bösen von den Guten ausgeschieden, und stören nicht mehr ihren Frieden. Dort sind die Schranken der Körperwelt gefallen, und dem befreiten Geiste stehen die vielen Wohnungen offen im unendlichen Hause des Vaters: da findet die Sehnsucht das lange Entbehrte, da vereinigen sich die für einander Geschaffenen, binnen in seliger Gemeinschaft Gott, und stimmen mit einander ein in den heiligen Einklang der himmlischen Lobgesänge. Harre aus, sehnsuchtsvolles Herz, nähre dich vom seligen Gefühl der Hoffnung, und sei in dir still und freudig! — Andere fühlen sich auf dieser Erde fremd und unglücklich, weil ihnen keine freudige Wirksamkeit beschieden ist, weil sie sich in ihrem Streben verkannt, behindert und von Widersachern befeindet und verfolgt sehen. Alle edlern Seelen, alle edlern Geister theilen mehr oder weniger dieses Loos. *Ihrer ist die Welt nicht werth* (Ebr. 11, 38); sie suchen, was droben ist, und der große Haufe ist auf das Irdische gerichtet; sie wirken und kämpfen für Wahrheit und Gerechtigkeit, und die Menge jagt nach dem Schein und dient der Selbstsucht; was Wunder, wenn sie verkannt und verfolgt werden! Manche aber sind besonders dazu bestimmt, den Kreis ihrer Wirksamkeit zu verfehlen, Verkennung und Verfolgung zu finden. Sie sind in eine Umgebung gestellt, die ihrer nicht würdig ist; das Leben ihres Volkes, ihrer Vaterstadt steht noch auf einer zu niedrigen Stufe; oder sie sind über ihr ganzes Zeitalter zu sehr erhaben, die Finsterniß, die sie umgiebt, faßt nicht das Licht, daß sie in sich tragen und ausströmen; sie sind die Vorläufer einer bessern Zeit, die von einer höhern Welt herabgesandten Boten, welche hier keine Heimath finden können. Tröstet euch, ihr edeln Seelen, ihr erhabenen Geister! dort im Hause des Vaters erwartet euch die Laufbahn, auf welcher ihr euer Streben entfalten könnt, wo euch das ersehnte Ziel winket; dort in den vielen Wohnungen findet ihr die Stelle, die euch gebührt. Dort herrscht die Wahrheit und Gerechtigkeit, denen ihr hier vergebens euer Leben weihtet; dort strahlt das Licht, das hier von der Finsterniß getrübt ist, in ursprünglicher Klarheit: dort waltet der Geist, der hier unwürdige Fesseln trägt, in seiner angebornen Freiheit. — So tröstet und erhebt euch, alle ihr gedrückten, sehnsuchtsvollen Seelen, richtet den Blick empor zum Hause des himmlischen Vaters und seinen vielen Wohnungen! Dort ist Ruhe, Friede, Freiheit, und Alles, was die Sehnsucht stillt; dort herrscht die Liebe, die Wahrheit und Gerechtigkeit.

II. Laßt uns nun aber auch andern Theils die *heiligende Kraft* des Glaubens an die Unsterblichkeit in unser Herz fassen, indem wir die Bedingung kürzlich betrachten, unter welcher uns die Erfüllung unserer Hoffnungen zu Theil werden kann. Als Thomas den Herrn fragte, welches der Weg sei, auf welchem man ihm zu dem Hause des Vaters folgen könne! antwortete er: *Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben: Niemand kommt zum Vater, denn durch mich.*

1) Christus fordert hiernach erstens von uns, daß wir uns durch seine Wahrheit und das Leben, das in ihm ist, *lautern und reinigen*. Wir sollen die Wahrheit, die er uns gebracht, in unser Herz aufnehmen, und durch die Gemeinschaft mit ihm, in einem neuen, höheren Leben wandeln. Die Wahrheit Christi verträgt sich nicht mit der Liebe zum irdischen Schein, zu den Scheingütern dieser Welt; das Leben in seiner Gemeinschaft beginnt mit der Ertödtung des alten, irdischen Menschen sammt seinen Lüsten und Begierden. Soll uns also die Erfüllung der Hoffnung werden, daß wir dort im Hause des Vaters Ersatz finden für den Verlust dessen, was wir lieben, und die Stillung der Sehnsucht, die hier unbefriedigt bleibt: so lasset uns unsere Liebe und unsere Sehnsucht heiligen und reinigen durch die Wahrheit und das Leben in Christo. Laßt uns nur lieben, was wahrhaft und ewig liebens werth ist und unsere Sehnsucht nur auf wahre und bleibende Güter richten. Ihr, die ihr euch glücklich fühlt auf dieser Erde, hängt euer Herz nicht an ihre Güter und Freuden, verunreinigt es nicht mit fleischlicher Liebe, und vergesset nicht, daß ihr für ein besseres Vaterland bestimmt seid! Nur wenn euer Herz schon hier nach aben gerichtet ist, wenn ihr euch Schätze für den Himmel

summett, werdet ihr in das Haus des Vaters gelangen, in welches nichts Irdisches eingeht: denn Fleisch und Blut können nicht das Reich Gottes ererben (1. Cor. 15, 50.). Und ihr Unglücklichen und Gedrückten, nähret keine unreine Sehnsucht nach dem, was euch der Vater weise versagte, um euch zu läutern und eure Seele zu erheben; hoffet nicht den Ersatz des entbehrten irdischen Glückes, hoffet eine höhere, reinere Seligkeit; machet euch ganz los vom Fleisch und Blut, welche nicht das Reich Gottes ererben können! Nur dann wird euch die Stillung eurer Sehnsucht werden, nur dann werdet ihr den Frieden finden im Hause des Vaters. — Ihr, die ihr euch glücklich fühlt in der Liebe eurer Angehörigen, und die Schrecken des Todes durch die Hoffnung des Wiedersehens im Hause des Vaters beschwichtigen möchtet! Liebet, die ihr liebt, mit reiner Liebe, nicht mit der Begierde und Eitelkeit des Fleisches und Blutes, liebt in ihnen, was geistig und ewig ist, liebt in ihnen, was Gott und Christo angehört. Nur dann wird euch die Hoffnung des Wiedersehens wahrhaft trösten und nur dann wird sie in Erfüllung gehen. Die verklärte Liebe wird die verklärten Gegenstände ihrer Zärtlichkeit wiederfinden in den Wohnungen der Verklärung. Und ihr, denen ein liebeleeres Leben beschieden ward, welche vergebens die Gegenstände ihrer Sehnsucht zu umfangen wünschen, hütet euch, daß nicht eine falsche Sehnsucht, eine verfeinerte sinnliche Begierde euch verlocke! Nur die reine Sehnsucht wird gestillt werden in den himmlischen Wohnungen; nur die Sehnsucht, die mit der Sehnsucht nach den ewigen Gütern bei Gott, mit der heiligen Liebe des Himmels, eins ist, wird dort ihre Befriedigung finden. — Ihr strebenden und wirkenden Geister, die ihr euch glücklich und heimisch fühlt in dem Kreise, den ihr erfüllet! Ist euer Wirken der Wahrheit und dem Leben in Christo geweihet; dienet ihr nicht euch und eurer Selbstsucht, sondern Gott und seinem heiligen Willen; suchet ihr nicht, was euer, sondern was Gottes ist: dann dürft ihr getrost dem Rufe des Vaters folgen, und euern irdischen Wirkungskreis verlassen: ihr nehmet mit euch, was unsterblich ist, und findet es herrlicher wieder. Und ihr, welchen diese Welt feindlich widerstrebt, die Mitwirkung versagt und Haß und Streit entgegensetzt, prüfet euch, ob euer Streben rein, von Selbstsucht und Eigensinn frei sei, und ob ihr nicht durch Hoffahrt und Stolz euch selbst eure Widerwärtigkeiten bereitet! Ist es die Wahrheit Christi, welche die Welt verschmäht, indem sie euch nicht höret? Ist es das Leben in Christo, dessen Kraft aus euch wirkt, und von der Welt zurückgestoßen, fruchtlos zu euch zurückkehret? Ist diese Wahrheit und dieses Leben in euch, dann getrost, ihr muthigen Kämpfer, ihr treuen Dulder! dort geht ihr in das reine Licht, in das wahre, selige Leben ein, dort empfanget ihr die Palme des Sieges.

2) Ich bin der Weg, sagt Christus: Niemand kommt zum Vater, denn durch mich. Der Weg nder, den er wandelte, auf dem wir ihm folgen sollen, war der Weg des Gehorsams und der Pflichterfüllung, und führte durch Leiden zur Herrlichkeit; und er sagte diese Worte, als er eben im Begriff war, in den Tod zu gehen, um den Willen des Vaters zu erfüllen. Die heiligende Kraft des Glaubens an die Unsterblichkeit ist daher zweitens eine stärkende; sie stärkt uns, daß wir in Gehorsam gegen Gott, in strenger Pflichterfüllung, den Lebensweg wandeln, wenn er auch durch Leiden führt. Diejenigen, welche ungeduldig, verzagt und mürrisch sich von dem Wege wenden, auf denen ihnen der Herzog der Seligkeit vorangeht, werden nicht zum Vater kommen; nur wenn wir mit Christo leiden, werden wir auch mit ihm verherrlicht werden; und wenn wir ihm folgen, wird er wieder kommen und uns zu sich nehmen, auf daß wir seien, wo er ist. Ihr Unglücklichen, denen diese Erde ein Ort der Mühe und Entsagung ist! ihr Trauernden, welche am Grabe ihrer Lieben weinen! ihr Sehnsüchtigen, deren Brust stille Seufzer heben! ihr Kämpfer und Dulder für die Sache Gottes und Christi! gedenket der Worte: Welche ich lieb habe, die strafe und züchtige ich (Offenb. 3, 19.), und sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben (Ebendas. 2, 10.)! Die Leiden und Entsagungen, welche euch auferlegt sind, sollen euch bessern und läutern, und eure Herzen von der Erde zum Himmel erheben. Erkennet gehorsam die weise Fügung des Vaters und seid getreu in der Duldung und in der Erfüllung eurer Pflichten, getreu bis in den Tod! In diesem treuen Gehorsam stärke euch die Hoffnung und erhalte euer Herz aufrecht. Hebt euern Blick empor zum Hause des Vaters, zu den Wohnungen des Friedens, aber bezwinget eure Sehnsucht, bis ihr seinen Ruf vernehmt; eilt ihm nicht ungeduldig entgegen, sondern behauptet die Stelle, die euch angewiesen ist, und erfüllet sie mit treuer Uebung der Pflicht! Wie lange währt es, so erschallt der Ruf der Erlösung. Siehe! ich komme bald, sagt Christus: halte was du hast, daß Niemand deine Krone nehme (Offenb. 3, 11.)!

So kehre denn der Glaube an die Unsterblichkeit mit seiner ganzen tröstenden und heiligenden Kraft in unsre Herzen ein. Er tröste uns, wenn wir den irdischen Schauplatz unserer Freuden, den trauten Kreis unserer Lieben, den frohen Uebungsplatz unserer Kräfte verlassen müssen; er tröste uns, wenn wir am Grabe theurer Todten weinen, und trockne unsere Thränen und mache sie wenigstens sanfter fließen. Er erhebe uns über den Druck, die Entbehrung und den Kampf dieses Lebens, und nähre unsere Sehnsucht mit seligen Ahnungen. Aber er heilige auch unsre Herzen, und reinige sie von aller falschen, irdischen, fleischlichen Liebe und Sehnsucht, von aller Selbstsucht und Hoffahrt, er öffne unsern Geist der Wahrheit Christi, und erwecke in uns ein reineres, höheres Leben. Endlich stärke er uns im Gehorsam der Pflichterfüllung und Duldung, und gebe uns Kraft, den Weg zu wandeln, auf dem uns Christus zum Vater führt. O Christus, Anfänger und Vollender des Glaubens, komme wieder, uns zu dir zu nehmen, auf daß wir seien, wo du bist, auf daß wie bei dir und dem Vater seien, mit Allen, die wir reines Herzens lieben, und welche dein eigen sind; komme, führe uns Alle in deines Vaters Haus, in die Wohnungen des ewigen Friedens! Amen.

Johann Carl Wetzel

wurde am 31. October 1747 zu Sondershausen geboren, wo sein Vater als fürstlicher Mundkoch lebte. 1764 begab er sich auf die Universität zu Leipzig und ward 1769 Hofmeister bei einem Grafen von Schönburg in der Lausitz. Darauf besuchte er Berlin, Hamburg, London, Paris und Wien, in welcher letzteren Stadt er eine Zeit lang als Theaterdichter sich aufhielt. Von dort ging er nach Leipzig zurück, verfiel in eine unglückliche Geisteszerrüttung und kam in diesem Zustande 1786 wieder nach seiner Vaterstadt, wo er Anfangs von seinem erübrigten Schriftstellerhonorar, später aber theils von der Gnade des Fürsten, theils von andern menschenfreundlichen Vereinen und von seiner Familie unterhalten wurde. Er starb am 28. Januar 1819.

Seine Schriften sind:

Der Gruf von Wickhum; Trauerspiel. Leipzig, 1774.
Tobias Knaut. Leipzig, 1774. 4 Thle.
Belphegor. Leipzig, 1776. 2 Thle.
Satirische Erzählungen. Leipzig, 1777 u. 78. 2 Thle.
Lustspiele: 1778 — 1786. Zelmar und Ermide; Schauspiel. Leipzig, 1779.
Herrmann und Ulrike. Leipzig, 1779. 4 Thle.
Die wilde Betty. Leipzig, 1779.
Wilhelmine Arend. Leipzig, 1782. 2 Thle.
Werke des Wahnsinns. Erfurt, 1804. 2 Thle.

Ueber W. urtheilt Küttner in seinen Charakteren deutscher Dichter und Prosaisten S. 537 flg. sehr richtig mit folgenden Worten: „Der Verfasser Tobias Knaut's ist ein witziger, sinnreicher Plauderer von philosophischem Kopfe, reifer Urtheilskraft und Menschenkenntniß. Wenn er Sterne's Manier nicht immer so sichtbar nachahmte, wenn er die Weitschweifigkeit und Witzelei unsrer empfindsamen Modeschriftsteller ernstlicher gemieden, und den Ton in seinem Vortrage gleicher und natürlicher gehalten hätte, so müßten seine Werke allgemeiner geliebt und gelesen werden. Scenen aus dem niedrigen Leben schildert er ungemein anziehend; er ertappt immer mit bewundernswürdigem Glücke die kleinsten Züge von Lächerlichkeit und Schwachheit, und malt sie meisterlich aus. Viele eingedrängte Episoden, häufige Reflexionen, gedehnte Beschreibungen und die Verschwendung des Witzes und der Laune schaden in allen seinen Romanen, Geschichten und Erzählungen

dem Interesse des Ganzen. Nützliche Moral, mit treffender Satire gemischt, verschönert das Einförmige seiner sittlichen Schilderein. Auf dem Theater möchten seine Lustspiele nicht so gefallen, als beim Lesen. Die ungekünstelte Anlegung und Entwickelung des Plans, die feine Zeichnung seiner Charaktere, die geschickte Führung der Scenen und der leichte, muntere Dialog, reizen durchgehends, aber oft fehlt es an Leben und Handlung und natürlicher Sprache; der blendende Witz in der Unterredung, der überfeine Ton der großen Welt, verbunden mit einiger Geschwätzigkeit, scheinen durch in ganzen Auftritten. Doch ist er frei von den ekelhaften Possen und Zuckungen mancher neueren Komiker."

Tilemann Dothias Wiarda

ward im Oktober 1746 zu Emden geboren, vollendete nach erhaltener Vorbildung seine juristischen Studien zu Halle, und wurde sogleich nach dem Schlusse derselben Advocat von 1770 — 1780, darauf Landschaftssecretär und unter der holländischen Herrschaft 1808 Assessor des Landvogteiamts. Unter der hannöverschen Regierung war er Landsyndikus zu Aurich und außerdem Hofrath, Ritter des Guelphenordens. Er starb am 7. März 1826.

Von ihm erschien im Druck:

Geschichte der ausgestorbenen alten friesischen Sprache. Aurich, 1784.

Altfriesisches Wörterbuch. Aurich, 1786.

Vollständige Ostfriesische Geschichte. Aurich, 1791—1817. 10 Thle.

Ueber teutsche Vornahmen und Geschlechtsnahmen. Berlin, 1800.

Asegabuch. Berlin, 1805.

Geschichte und Auslegung des salischen Gesetzes. Bremen, 1809.

Wittkühren der Brockmänner. Berlin, 1820.

W. erwarb sich durch seine gründlichen Forschungen auf dem Gebiete der altfriesischen Sprache und Verfassung, so wie durch seine trefflichen historischen Arbeiten große und bleibende Verdienste um die Geschichtschreibung seines Vaterlandes.

Georg Wickram

ward zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts in Colmar geboren und verwaltete zu Burkheim das Amt eines Stadtschreibers, wo er wahrscheinlich nach 1562 starb. Näheres ist nicht über ihn bekannt.

Seine Schriften sind:

Ein hübsch neu Fastnachtspiel der treu Eckart genannt. Strasburg, 1538.

Ein recht schön christlich Burgerspiel, Tobias genannt. Strasburg, 1562.

Der Rollwagen von Schimpf und Ernst. Strasburg, 1557.

Der Goldfaden. Nürnberg, 1665. Neu bearbeitet von Clemens Brentano. Heidelberg, 1809.

W. besaß ein hübsches, lebendiges Talent der Darstellung und war nicht ohne glückliche Erfindungsgabe; namentlich wurde sein Roman „der Goldfaden" in früherer Zeit als ein sehr beliebtes Buch gern und viel gelesen.

Christoph Martin Wieland

wurde am 5. September 1733 zu Oberholzheim bei Biberach geboren. Sein Vater, der später nach Biberach versetzt wurde, begann schon frühe ihn zu unterrichten, so daß er bereits im siebenten Jahre den Cornelius Nepos, und im dreizehnten den Virgil und Horaz las. Auch beurkundete der dreizehnjährige Knabe sein dichterisches Talent in mannigfachen Versuchen. In seinem 14. Jahre kam er auf die Schule zu Klosterbergen, wo er zwei Jahre blieb und sich dann auf die Universität zu Erfurt begab, welche er jedoch bald mit der zu Tübingen vertauschte. Er sollte zwar nach dem Willen seines Vaters Jura studiren, allein seine Neigung zum Dichten ließ ihm wenig Raum für jene Wissenschaft. Von Tübingen aus schickte Wieland die ersten Gesänge eines Heldengedichtes an Bodmer, dessen Aufmerksamkeit durch diese Leistung sehr erregt wurde, so daß er den Jüngling zu sich nach Zürich einlud. W. folgte der Einladung und verweilte in der Schweiz bis 1760, in welchem Jahre er als Kanzleidirector in den Rath von Biberach aufgenommen ward. Hier blieb er, bis er 1769 zum Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften nach Erfurt berufen wurde. Doch verließ er diese Stadt schon 1772 wieder, um als Erzieher des Erdprinzen nach Weimar zu gehen; indem er zugleich den Titel eines Hofrathes erhielt. Als sein Zögling erwachsen war, zog er sich auf sein Gut zu Osmannstedt zurück, wo er bis 1803 blieb. Dann begab er sich wieder nach Weimar, wo er in glücklicher Muße am 20. Januar 1813 seine Tage beschloß. Er war Ritter der französischen Ehrenlegion und des russischen St. Annenordens zweiter Klasse.

Seine Schriften sind:

Epische Gedichte: Der geprüfte Abraham 1753. Cyrus 1757. Idris und Zenide 1768. Der neue Amadis 1771. Oberon 1780.

Komische und ernsthafte Erzählungen: Kombabus, Endymion u. s. w. 1753.

Lehrgedichte: Die Natur der Dinge 1751. Antlavid 1752. Moralische Briefe und Erzählungen 1752. Araspes und Panthea 1761. Musarion 1768. Die Grazien 1770.

Romane: Don Sylvio von Rosalva 1764. Agathon 1766. Die Abderiten 1774. Dschinistan 1786—1789. Peregrinus Proteus 1791. Agathodämon 1798. Menander und Glycerion 1804. Kratos und Hipparchia 1805.

Dialoge: Nachlaß des Diogenes 1770. u. s. w.

Dramen: Lady Johanne Gray; Trauerspiel, 1758. Clementina von Poretta; Trauerspiel, 1760. Alceste; Singspiel, 1773. Die Wahl des Herkules 1773. Rosamunde; Singspiel, 1778.

Uebersetzungen: Shakespeare's theatralische Werke 1762—1766. 8 Bde. Horazens Briefe 1782. 2 Bde. Satiren 1786. 2 Thle. Lucians Werke 1788. 6 Thle. Ciceros Briefe 1808 ff. 6 Thle.

Zeitschriften: Der deutsche Merkur 1773—1810. und das attische Museum 1796—1803. 3 Bde.

Die beste allgemeine Charakteristik Wieland's hat unbedingt Bouterwek in seiner Geschichte der Poesie und Beredsamkeit Th. XI. S. 107 geliefert; weshalb sie hier um so mehr eine Stellung finden möge, als sie stets Geltung behalten wird. Er sagt: „Klopstock's und Wieland's Namen bezeichnen zwei Extreme. Während Klopstock die Poesie des Uebersinnlichen im feierlichsten Ernste bis zur Ueberspannung trieb, kehrte Wieland lachend, und aller Ueberspannung den Krieg erklärend, den übersinnlichen Dingen den Rücken zu. Leichtsinnig sollte seine Poesie eben so wenig sein, als sein persönlicher Charakter es war: aber sie sollte sich einer Philosophie unterwerfen, die er in der Schule der französischen Resualisten für die einzige gesunde anzusehen gelernt hatte. Auf diese Art wurde Wieland ein philosophirender Dichter der Sinnlichkeit, wie Deutschland noch keinen gehabt hatte. Aber weit entfernt von der Absicht, einer Sinnlichkeit das Wort zu reden, die den Menschen zum Thier erniedrigt, wollte dieser Dichter eine Tugend, die ihm nach der Lehre Shaftesbury's mit der Liebe zum Schönen gleichen Ursprungs schien, allem, was er für überspannte und phantastische Tugend hielt, als die einzig wahre gegenüberstellen. Sein Ideal von moralischer Liebenswürdigkeit ruhte auf seinem Gefühle, dem er aber sogleich mißtraute, wenn es sich der Uebertreibung zu nähern schien. Seine Satyre sollte eben so unbefangen die Schwächen des menschlichen Herzens aufdecken, als Allem entgegen wirken, was er in das große Fach der Schwärmerei und der Vorurtheile eintragen zu müssen glaubte. Das Bewußtsein der strengen Rechtlichkeit seiner eignen Sitten ließ ihn nicht bezweifeln, daß er als Dichter, besonders als Satyriker, unbedenklich auch die üppigsten Reize der Sinnlichkeit so verführerisch malen dürfe, als die Gesetze des Schönen es erlauben. Nur was die Grazien beleidigt, sollte nach seinen Grundsätzen auf das strengste aus dem Gebiete der Poesie verwiesen werden. Diese ästhetische Moral, die Wieland in die deutsche Literatur einführte, wirkte sehr nützlich als Gegengewicht gegen den falschen Rigorismus, von dem die Kritik in Deutschland gedrückt wurde. Erst durch Wieland lernten die Deutschen die ästhetische Geistesfreiheit kennen, ohne welche das Ziel in gewissen Dichtungsarten unerreichbar ist. Auch im Conflikte mit der klopstockischen Poesie wirkte die wielandische wohlthätig auf den Geschmack der Deutschen, indem sie die Meinung zerstörte, daß der Geist eines großen Dichters immer dem Himmel mehr zugekehrt sein müsse als der Erde. Gegen die Schwärmerei, zu der keine neuere Nation mehr, als die deutsche, geneigt ist, hat die Satyre nie mit so fein geschliffenen Waffen gestritten, als in Wieland's Schriften. Aber wer die Art von Philosophie, die zum Wesen der wielandischen Poesie gehört, nur für eine blendende Scheinphilosophie erkennt, die den Glauben an alles Höhere in und über den Menschen zerstört, und die Begriffe von wahrer Sittlichkeit verfälscht, der muß auch die wielandische Poesie gerade von dieser Seite, die dem Dichter selbst die liebste gewesen zu sein scheint, sehr unerfreulich finden. Der ästhetische Werth der Schriften Wieland's erscheint daher auch am reinsten in denjenigen seiner Gedichte, die mehr darstellen, als lehren, oder wenigstens nicht, wie die Romane dieses Dichters, mit einem Scheine von philosophischer Bündigkeit Grundsätze einleuchtend machen sollen, die für Jeden, wer sich nicht zu ihnen bekennt, etwas Zurückstoßendes haben. Auf der Höhe, zu der Wieland als Dichter sich aufgeschwungen hat, ist er um so merkwürdiger, da ihm weder auffallende Originalität, noch deutsche Nationalität zugesprochen werden darf, auch außerdem seine Poesie mehrere schwache Seiten hat; denn mit allen seinen Mängeln und Fehlern bleibt er doch, was auch eine schielende Kritik, ihn zu verkleinern, vorbeigen mag, einer der großen Dichter, die der Stolz der deutschen Literatur sind. Ein deutscher Nationaldichter im vorzüglichsten Sinne konnte er nicht sein, da seiner Nation eben jene Ansichten fehlten, die er ihr von der Kunst und vom Leben geben wollte. Daher ging auch von seinem persönlichen Charakter, in welchem so viel Deutsches lag, daß er sich selbst nicht ungern einen „ehelichen Schwaben" nannte, so wenig in seine Gedichte über. Die alten Griechen waren das Volk, bei dem er die Geistesrichtung und Bildung, die er jeder andern vorzog, am deutlichsten und anziehendsten wahrzunehmen glaubte. Daraus erklärt sich, warum er so gern die Scene zu seinen Dichtungen, besonders den Romanen, nach Griechenland und in die Zeiten des classischen Alterthums verlegte. Aber das Antike vermischte sich in Wieland's Phantasie sogleich mit dem Modernen. Sein empfängliches Gemüth hatte aus seiner Lectüre alles in sich aufgenommen, was ihm einen Zug von wahrer Humanität zu haben schien. Vieles vom Geschmacke der Franzosen hatte er mit ihrer Philosophie eingesogen; so vieles, daß er den Beinamen „der deutsche Voltaire" in und außer Deutschland davon trug, obgleich in Allem, was Voltaire geschrieben hat, keine Spur des wielandischen Ideals von moralischer Liebenswürdigkeit zu finden ist. Unter den italienischen Dichtern war vorzüglich Ariost derjenige, dessen Laune mit Wieland's Art, zu dichten, zusammenstimmte. Auch andere ausländische Schriftsteller, zum Beispiel Lucian und Cervantes, haben Antheil an Wieland's Werken. Aber nur ein Paar Mal, zum Beispiel in dem Don Silvio, den ersten und schwächsten unter Wieland's Romanen, und in den Göttergesprächen, die ihn auch nicht berühmt gemacht haben würden, erscheint er seit der Emancipation seines vorher ganz gefesselten Geistes als ein Nachahmer, der bestimmte Muster vor Augen hatte. In allen seinen übrigen Gedichten und geistreichen Schriften ist das vielfache Fremde, das er sich angeeignet hatte, so haemonisch verschmolzen mit dem Geist und Style, an dem man ihn selbst erkennt, daß er über alle Dichter, in deren Werken das bloße Nachahmungstalent vorherrscht, erhaben, und in seiner Art einzig ist. Wieland's Originalität liegt in der nicht auffallenden, aber darum doch ihm allein eignen Art, wie sein freier Geist, der keinem Muster vorzugsweise huldigte, die menschliche Natur, besonders die Schwächen des menschlichen Herzens, zum Stoffe seiner Dichtungen machte. Er ergriff diesen Stoff, mehr seinem Gefühle, als Regeln folgend, mit einer in der deutschen Literatur neuen Kühnheit, um Alles, was mit seinen Begriffen von gesunder Vernunft und moralischer Liebenswürdigkeit nicht übereinstimmte, in ein komisches Licht zu stellen. Lächeln mochte seine Muse noch lieber, als lachen. Diese unversiegbare Heiterkeit, verbunden mit dieser Menschenkenntniß, dieser Feinheit des Witzes und des Geschmacks, und einer solchen Fülle der Phantasie, in einem so weichen, üppigen, nachlässig scheinenden, und doch so gebildeten Style findet man bei keinem anderen Dichter. Die scherzende und ironische Grazie haben die Deutschen erst durch ihn näher kennen gelernt. Aber die Fehler, von denen Wieland's Schriften nicht frei zu sprechen sind, hängen mit der ihm eignen Art, zu dichten und zu schreiben, so genau zusammen, daß er selbst auch nach der großen Veränderung, die mit seinem Geschmacke vorgegangen war, sie nicht bemerkte. Seine Poesie, obgleich mit vielem Kunstverstande aus der Natur und dem menschlichen Herzen geschöpft, behielt gewöhnlich einen zu starken Anstrich von seiner Lectüre. Gelehrte Anspielungen, die dem poetischen Interesse fremd sind, kommen besonders in Wieland's kleineren Gedichten

um so mehe zue Unzeit vor, da sie seinee Muße das Ansehen einee Pedantin geben, wo sie um heitersten und freiesten scherzt. Auch die Leichtigkeit seines Styls wird zuweilen ermüdend duech die nie nuchlassende Umständlichkeit. Man wünscht, daß ee wenigstens nicht Alles mit so vielen Woeten sagen möchte. Eine gewisse Monotonie in seinen Gedichten ist auch dadurch entstanden, daß seine Lieblingsbetrachtungen, zum Beispiel die Betrachtung dee Keuschheit auf der Peobe, sich so oft in ihnen wiederholen, und daß überhaupt in seinen Gemälden der Schwächen des menschlichen Herzens nicht genug innere Mannigfaltigkeit sich findet. Aber um die Schattenseite der Schriften Wieland's im Verhältnisse zu der glänzenden Seite bestimmter zu würdigen, muß mun erstens die sämmtlichen Jugendschriften dieses Mannes, dessen Feder so selten ruhte, von denjenigen seiner Werke absondern, aus denen allein man seine Eigenthümlichkeit kennen leent, und untee diesen muß man wieder in mehr uls einer Hinsicht die Romane und was Wieland sonst in Prosa geschrieben hat, von seinen metrischen Dichtungen unterscheiden."

Oberon.

Zehntee Gesang.

1.

Schon sinkt der Tag, und trauernd wirft die Nacht
(Ach! nicht vertraulich mehr in süßer Herzensfülle
Von Liebenden nnd Freunden zugebracht)
Mitleidig ihre trübste Hülle
Ums öde Eiland her, wo aus der tiefen Stille
Nun keinen Morgen mehr der Freude Lied erwacht;
Nur ein Verlossner non allem, was er liebet,
Der Pflichten schrecklichste durch stilles Dulden übet.

2.

Ihn hört Titonia, in ein Gewölk verhüllt,
Tief aus dem Wald herauf in longen Pausen ächzen,
Sieht den Unglücklichen in stummer Angst verlechzen,
Und wendet sich von ihm. Denn, ach, vergebens schwillt
Ihe zortes Herz von innigrm Erbarmen.
Ein stärk'rer Zoubee stoßt mit unaufhaltbarn Armen
Sie weg von ihm; und wie sie überm Strand
Dohin schwebt, blinkt vor ihr ein Goldreif aus dem Sand.

3.

Amanda hotte ihn, im Ringen mit den Söhnen
Des Raubes, unvermerke vom Fingre abgestreift.
Die Elfenkönigin, indem sie ihn ergriff,
Erkennt den Talismon, dem alle Geister fröhnen.
Bold, ruft sie freudig, ist das Maß des Schicksals voll!
Bald werden wieder dich die Sterne mir versöhnen,
Geliebter! Dieser Ring verband uns einst; er soll
Zum Zweitenmat zu meinem Herrn dich krönen!

4.

Inzwischen hatte man im Schiff, mit großer Müh,
Amanden, die in Ohnmacht lag, ins Leben
Zurück gerufen. Koum begonnte sie
Die schweren Augen trostlos zu erheben;
So fiel vor ihr der Hauptmann auf die Knie
Und bat sie, sich dem Gram nicht längrer zu ergeben:
Dein Glück ist's, sprach er, dtoß, wovon ich Werkzeug bin;
In wenig Tagen bist du unsre Königin.

5.

Besorge nichts von uns, wir sind nur dich zu schützen
Und dir zu dienen da: dich, Schönste, zu besitzen
Ist nur Almansor weeth, der die an Reizen gleicht
Er wird beim ersten Blick in deinen Fesseln liegen;
Und, gloubr meinem Wort, du wirst ihn mit Vergnügen
Zu deinen Füßen sehn. Der Hauptmann spricht's und reicht
(Um allen Argwohn, den sie hegen mag, zu stillen)
Ein reiches Tuch ihe dar, sich ganz darein zu hüllen.

6.

Der ist des Todes (fährt er fort,
Mit einem Blick und Ton, der alles Volk am Bord
Erzittern mocht) der je des Freuels sich verwäget
Und seine Hand ou diesen Schleier teget!
Betrachtet sir von diesem Augenblick
Als ein Juwel, dos schon Almonsorn angehöret.
Er sagt's, und zieht, damit sie ungestöret
Der Ruhe pflegen konn, kniebeugend sich zurück.

7.

Amando, ohne auf des Ränders Wort zu hören,
Bewegungslos, betäubt non ihrem Unglück, sitzt,
Die Hände vor der Stirn, die Arme aufgestützt
Auf ihre Knie', mit staeren, ehräuenleerrn
Erloschnen Augen da. Ihr Jommer ist zu groß
Ihn anszusprechen, ihn zu trogen
Ihr storkes Herz zu zort. Ach! diesen letzten Stoß
Ertragt sie nicht! Sie sinkt, doch sinkt sie ohne Klagen.

8.

Sie schaut nach Trost sich um, und findet keinen; leer
Und hoffnungslos, und Nacht, wie ihre Seele,
Ist alles, alles um sie her;
Die ganze Welt verkehrt in eine Mörderhöhle!
Sie starrt zum Himmel ouf — auch Der
Hat keinen Trost, hat keinen Engel mehr!
Am Abgrund der Verzweiflung, wo sie schwebet,
Steht noch der Tod allein, der sie im Sinken hebet.

9.

Mitleidig reicht er ihr die abgezehrte Hand,
Der letzte, treuste Freund der Leidenden! Sie steiget
Hinab mit ihm ins stille Schattenland,
Wo aller Schmerz, wo aller Jommer schweiget;
Wo keine Kette mehr die freie Seele reibt,
Die Scenen dieser Welt wie Kindertröume schwinden,
Und nichts aus ihr als unser Herz uns bleibt;
Da wird sie alles, was sie liebte wiederfinden!

10.

Wie ein verblintend Lamm, still duldend, liegt sie da,
Und seufzt dem letzten Augenblick entgegen:
Als, in der stillen Nacht, sich ihr Titania
Trost beingend nobt. Ein unsichtbarer Regen
Von Schlummerdüften stärkt der schonrn Dulderin
Matt schlagend Herz, und schläft den äußern Sinn
Unmerklich ein. Da zeigt sich ihr im Traumgesichte
Die Elfenkönigin in ihrem Rosenlichte.

11.

Auf! spricht sie; fasse Muth! Dein Sohn und dein Gemahl,
Sie athmen noch, sind nicht für dich verloren.
Erkenne mich! Wenn du zum Drittenmat
Mich wieder siehst, dann ist, was Oberon geschworen,
Erfüllt durch eure Treu'. Ihr endet unsre Pein,
Und wie Wir glücklich sind, so werdet Ihr es sein.
Mit diesem Wort zerfließt die Gottin in die Lüfte,
Doch wehen, wo sie stand, noch ihre Rosendüfte.

12.

Amund' erwacht, erkennt an ihrem Duft
Und Rosenglanz, die nur allmählich schwonden,
Die göttergleiche Frau, die in der Felsengruft,
Gleich unverhofft, ihr ehmals beigestanden.
Gerühet, beschämt von diesem neuen Schutz,
Ergreift ihr Herz mit dankbortlichem Beben
Dieß Pfand von ihres Sohns und ihres Hüons Leben,
Und beut mit ihm nun jedem Schicksal Teutz.

13.

Ach! wüßte sie, was ihr (zu ihrem Glücke)
Verborgen bleibt, wie trostlos diese Nocht
Ihr unglückseliger Freund, mit siebenfachem Stricke
An einen Eichenstamm gebunden, zugebracht,
Wie deäch' ihr Herz! — Und Er, vor dessen Augenblitze
Nichts dunkel ist, der gute Schutzgeist weilt?
Er steht, am Quell des Nils, auf einer Felsenspitze,
Die, ewig unbewölkt, die reinsten Lüfte theilt.

14.

Den ernsten Blick dem Eiland zugekehrt,
Wo Hüon schmachtet, steht der Geisterfürst, und hört
Sein Aechzen, dos aus tiefer Ferne
Zu ihm herübee debt, — schaut nach dem Morgensterne,
Und hüllt sich seufzend ein. Da nähert, aus der Schuor
Der Geistee, die theils einzeln, theils in Ringen,
Ihn überoll degleiten und umschwingen,
Sich einer ihm, der sein Vertrauter war.

15.

Erdlossend, ohne Glanz, naht sich der Sylfe, blickt
Ihn schweigend an, und seine Augen fragen
Dem Kummer noch, der seinen König drückt:
Denn Ehrfurcht hält ihn ab, die Froge laut zu wagen.
Schau auf, spricht Oberon. Und mit dem Worte weist

In einer Wolke, die mit ausgeſpanntem Flügel
Vorüber fährt, ſich dem beſtürzten Geiſt
Des armen Hüons Bild als wie in einem Spiegel.

16.

Verſunken in der tiefſten Noth,
An ſeines Herzens offnen Wunden
Verblutend, ſteht er da, verlaſſen und gebunden
Im öden Wald, und ſtirbt den langen Martertod.
In dieſem hoffnungsloſen Stande
Schwellt ſeine Seele noch das zürnende Gefühl:
„Verdient' ich das? verdiente das Amande?
Iſt unſer Elend nur den höhern Weſen Spiel?

17.

„Wie untheilnehmend bleibt bei meinem furchtbarn Leiden
Wie ruhig alles um mich her!
Kein Weſen fühlt mit mir; kein Sandkorn rückt am Meer
Aus ſeinem Platz, kein Blatt in dieſen Laubgebäuden
Fällt meinetwegen ab. Ein ſcharfer Kieſel wär',
Um meine Bande durchzuſchneiden
Genugſam — ach! im ganzen Raum der Zeit
Iſt keine Hand, die ihm dazu Bewegung leiht!

18.

„Und doch! wenn meine Noth zu wenden
Dein Wille wär', o Du, der mich dem Tod ſo oft
Entriſſen, wenn ich am wenigſten gehofft,
Es würden alle Zweig' in dieſem Wald zu Händen
Auf Deinen Wink!" — Ein heil'ger Schauder blitzt
Durch ſein Gebein mit dieſem Himmelsfunken;
Die Stricke fallen ab, er ſchwankt, wie nebeltrunken,
In einen Arm, der ihn unſichtbar unterſtützt.

19.

Es war der Geiſt, dem Oberan die Geſchichte
Des treuen Paars im Bilde ſehen ließ,
Der dieſen Dienſt ihm ungeſehn erwies.
Der Sohn des Lichts erlag dem klägſichen Geſichte.
Ach! rief er, inniglich betrübt,
Und ſank zu ſeines Meiſters Füßen,
So ſtrafbar als er ſei, kannſt du, der ihn geliebt,
Vor ſeiner Noth dein großes Herz verſchließen?

20.

Der Erdenſahn iſt für die Zukunft blind,
Erwiedert Oberan: wir ſelbſt, du weißt es, ſind
Des Schickſals Diener nur. In heil'gen Finſterniſſen,
Hoch über uns, geht ſein verborgner Gang;
Und, willig oder nicht, zieht ein geheimer Zwang
Uns alle, daß wir ihm im Dunkeln folgen müſſen.
In dieſer Kluft, die mich von Hüan trennt,
Iſt mir ein einziges nach für ihn zu thun vergönnt.

21.

Fleug hin, und mach' ihn los, und trag ihn auf der Stelle,
So wie er iſt, nach Tunis vor die Schwelle
Des alten Ibrahim, der, nahe bei der Stadt,
Die Gärten des Serai's in ſeiner Aufſicht hat,
Dort leg ihn auf die Bank von Steinen,
Hart an die Hüttenthür, und eile wieder fort:
Doch hüte dich, ihm ſichtbar zu erſcheinen,
Und mach' es ſchnell, und ſprich mit ihm kein Wort.

22.

Der Sylfe kommt, ſo raſch ein Pfeil vom Bogen
Das Ziel erreicht, bei Hüan angeflogen,
Löſt ſeine Bande auf, beladet ſich mit ihm,
Und trägt ihn, über Meer und Länder, durch die Lüfte
Bis vor die Thür des alten Ibrahim;
Da ſchüttelt er von ſeiner ſtarken Hüfte
Ihn auf die Bank, ſo ſanft als wie auf Pflaum.
Dem guten Ritter däucht, was ihm geſchieht, ein Traum.

23.

Er ſchaut erſtaunt umher, und ſucht ſich's wahr zu machen!
Doch alles was er ſieht beſtätigt ſeinen Wahn.
Wo bin ich? fragt er ſich, und fürchtet zu erwachen.
Indem beginnt, nicht fern von ihm, ein Hahn
Zu krähn, und bald der zweite und der dritte;
Die Stille flieht, des Himmels goldnes Thor
Eröffnet ſich, der Gott des Tages geht hervor,
Und alles lebt und regt ſich um die Hütte.

24.

Auf einmal knarrt die Thüre, und kommt ein langer Mann
Mit grauem Bart, doch friſch und roth von Wangen,
Ein Gradſcheit in der Hand, zum Haus heraus gegangen:
Und beide ſehn zugleich, was keiner glauben kann,
Herr Hüon ſeinen treuen Alten
In einem Sklavenwamms — der gute Scherasmin
Den werthen Herrn, den er für todt gehalten,
In einem Aufzug, der nicht glückweiſſagend ſchien.

25.

Iſt's möglich? rufen alle beide
Zu gleicher Zeit — „Mein beſter Herr!" — „Mein Freund!"
„Wie finden wir uns hier?" — Und, außer ſich vor Freude,
Umfaßt der alte Mann des Prinzen Knie, und weint
Auf ſeine Hand. Ihn herzlich zu umfangen
Bückt Hüon ſich zu ihm herunter, hebt
Ihn zu ſich auf, und küßt ihn auf die Wangen:
Gott Lob, ruft Scherasmin, nun weiß ich, daß Ihr lebt!

26.

Was für ein guter Wind trug Euch nur dieſe Schwelle?
Doch zum Erzählen iſt der Ort hier nicht geſchickt;
Kommt, lieber Herr, mit mir in meine Zelle,
Eh' jemand hier beiſammen uns erblickt.
Auf allen Fall ſeid Ihr mein Neffe Haſſan (flüſtert
Er ihm in's Ohr) ein junger Handelsmann
Von Hajep, der die Welt zu ſehn gelüſtert,
Und Schiffbruch litt, und mit dem Leben nur entrann.

27.

Ja, leider! blieb mir nichts, ſeufzt Hüon, als ein Leben
Das keine Wohlthat iſt! — Das wird ſich alles geben,
Erwiedert Scherasmin und ſchiebt ſein Kämmerlein
Ihm hurtig auf, und ſchließt ſich mit ihm ein.
Da, ſpricht er, nehmet Platz; bringt dann auf einem Teller
Das beſte, was ſein kleiner Vorrathsteller
Vermag, herbei, Oliven, Brot und Wein,
Und ſetzt ſich neben ihn, und heißt ihn fröhlich ſein.

28.

Mein beſter Herr, daß wir nach allen Streichen,
Die uns das Glück geſpielt, ſo unvermuthet hier
Zu Tunis vor der Hüttenthür
Des Gärtners Ibrahim uns finden, iſt ein Zeichen,
Daß Oberon ganz unvermerkt und ſtill
Uns alle wiederum zuſammenbringen will.
Noch fehlt das Beſte; doch zum Pfande für Amanden,
Iſt wenigſtens die Amme ſchon vorhanden.

29.

Was ſagſt du? ruft Herr Hüon voller Freuden.
Demſelben Ibrahim, dem ich bedienſtet bin,
Dient ſie als Sklavin hier, erwidert Scherasmin.
Wie wird das gute Weib die Augen an euch weiden!
Drauf fängt er ihm Bericht zu geben an,
Was er in all' der Zeit geſtiftet und gethan,
Und was ihn, unverrichter Sachen,
Bewogen, von Paris ſich wieder wegzumachen.

30.

Und wie er ihn zu Rom im Lateran geſucht,
Und, ſeiner dort viel Wochen ohne Frucht
Erwartend, unvermerkt ſein Bischen Geld verzettelt,
Darauf mit Muſcheln ausſtaffirt,
Sich durch die halbe Welt als Pilger durchgebettelt,
Bis ihn ſein guter Geiſt zuletzt hierher geführt,
Wo Fatme, die er unverhofft gefunden,
Auf beſſre Zeit mit ihm zu harren ſich verbunden.

31.

Zum Glück iſt immer unverſehrt
(Setzt er hinzu) das Käſtchen mitgezogen,
Das euch der ſchöne Zwerg zu Askalon verehrt;
Denn, wie ich ſehe, Horn und Becher ſind entflogen.
Verzeiht mir, lieber Herr! ich traf den wunden Ort;
Es war nicht hübſch von mir, ſo frei heraus zu plaudern;
Die Freude, daß ich euch gefunden, macht mich ſchwatzen;
Allein, ihr kennt mein Herz, und weiter nun kein Wort!

32.

Der edle Fürſtenſohn drückt ſeinem guten Alten
Die Hand, und ſpricht: Ich kenne deine Treu',
Sollſt alles wiſſen, Freund, ich will dir nichts verhalten;
Allein, vor allem, ſteh in einem Ding mir bei.
Das Käſtchen, das du mir erhalten,
Iſt nun Juwelen reich. Denkſt du nicht auch, es ſei
Am beſten angewandt, mir eilends Pferd und Waffen
Und ritterlichen Schmuck in Tunis anzuſchaffen?

33.

Es ſind zwölf Stunden kaum, ſeit eine Räuberſchaar
Amanden mir entriß, mir, der am öden Strande
Allein mit ihr und unbewaffnet war.
Sie führen ſie vielleicht in dieſe Mohrenlande,
Nach Marok oder Fez, gewiß nach einem Platz,

Wo Hoffnung iſt, ſie theuer zu verkaufen:
Allein kein Haeem ſoll mir meinen höchſten Schatz
Entziehen, ſollt' ich auch die ganze Welt durchlaufen.

34.

Der Alte ſinnt der Sache ſchweigend nach.
„Die Gegend, wo ihr euch mit Rezin befunden,
Iſt alſo wohl nur wenig Stunden,
Von hier entfernt? — Nicht das ich wüßte, ſprach
Der junge Fürſt: vielleicht ſind's tauſend Stunden:
Mich trug, unendlich ſchnell, ich weiß nicht wer,
(Doch wohl ein Geiſt) aus einem Wald hierher,
Wo mich das Räubervolk an einen Baum gebunden.

35.

Das hat, ruft jener aus, kein andrer Arm gethan
Als Oberons. Ich ſelber, ſpricht der Retter,
Ich trau' ihm's zu, und nehm's als ein Verſprechen an,
Er werde mehr noch thun. So bitter
Die Trennung iſt, ſo ſchreckenvoll das Bild
Des holden Weibs in wilden Räuberklauen:
Dieß neue Wunder, Freund, erfüllt
Mein neu belebtes Herz mit Hoffnung und Vertrauen.

36.

Der müßte ja ganz herzlos, ganz von Stein,
Und ohne Sinn, und gänzlich unwerth ſein,
Daß ſich der Himmel ſeinetwegen
Bemühe, (hätt' er auch von dem die Hälfte nur
Erfahren, was mir widerfuhr)
Wer Kleinmuth und Verdacht zu hegen
Noch fähig wär'. Es geh' durchs Feuer oder Flut
Mein dunkler Weg, ich halte Treu' und Muth.

37.

Nur, lieber Scherasmin, wenn's möglich iſt, noch heute
Verſchaffe mir ein Schwert und einen Gaul.
Zu lang' entbehr' ich beides! — an der Seite
Der Liebe zwar — doch jetzt, in dieſer Weite
Von Rezia, däucht mir, mein Herzblut ſtehe faul
Als wie ein Sumpf, bis ich die ſchöne Beute
Den Hriden abgejagt. Ihr Leben und mein Glück,
Bedenk' es, hängt vielleicht an einem Augenblick.

38.

Der Alte ſchmört ihm zu, es ſoll' an ihm nicht liegen
Des Prinzen Ungeduld noch heute zu vergnügen.
Doch unverhofft hält ſeines Eifers Lauf
Am erſten Abend ſchon ein leidiger Zufall auf.
Denn Hüon fühlte von ſo viel Erſchütterungen,
Die Schlag auf Schlag gefolgt, auf einmal ſich bezwungen,
Und brachte, matt und glühend, ohne Ruh,
Die ganze Nacht in Fieberträumen zu.

39.

Die Bilder, die ihm ſtets im Sinne lagen,
Beleben ſich; er glaubt mit einem Schwarm
Von Feinden ſich ergrimmt herum zu ſchlagen:
Dann ſinkt er kraftlos hin, und drückt im kalten Arm
Die Leiche ſeines Sohns; bald kämpft er mit den Fluten,
Hätt die verſinkende Geliebte nur am Saum
Des Kleides noch; bald, ſelbſt an einem Baum
Gebunden, ſieht er ſie in Räuberarmen bluten.

40.

Erſchöpft von Grimm und Angſt ſtürzt er aufs Lager hin
Mit ſtarrem Blick. Dem treuen Scherasmin
Kommt ſeine Wiſſenſchaft in dieſer Noth zu Statten.
Denn dazumal war's eines Knappen Amt
Die Heilkunſt mit der Kunſt der Ritterſchaft zu gatten.
Ihm war ſie ſchon vom Vater angeſtammt,
Und viel geheimes ward auf ſeinen langen Reiſen
Ihm mitgetheilt von Rittern und von Weiſen.

41.

Er eilt, ſobald der ſchöne Morgenſtern
Am Himmel bleicht, (indeß bei dem geliebten Herrn
Als Wärterin ſich Fatme emſig zeiget)
Den Garten zu, worin noch alles ruht und ſchweiget;
Sucht Kräuter auf, von denen Wunderkraft
Ein Eremit auf Horeb ihn belehret,
Und drückt ſie aus, und miſchet einen Saft,
Der binnen kurzer Friſt dem ſtärkſten Fieber wehret.

42.

Ein ſanfter Schlaf beginnt ſchon in der zweiten Nacht
Auf Hüons Stirne ſich zu ſenken.
Mit liebevoller Treu' gepfleget und bewacht,
Und reichlich angefriſcht mit kühlenden Getränken,
Fühlt er am vierten Tag ſo gut ſich hergeſtellt,
Und ſich, ſobald der Mond die laue Nacht erhellt,
In einem Gärtnerwamms, womit man ihn verſehen,
Mit Scherasmin im Garten zu ergehen.

43.

Sie hatten in den Roſenbüſchen,
Nah an der Hütte, noch nicht manchen Gang gethan,
So kommt die Amme (die, was neues nafzuſiſchen,
Sich oft dem Harem naht) mit einer Zeitung an,
Die kräft'ger iſt als irgend ein Laudan,
Des Kranken Blut und Nerven zu erfriſchen:
Es ſei, verſichert ſie, beinahe zweifelsfrei,
Daß Rezia nicht fern von ihnen ſei.

44.

Wo iſt ſie? wo? ruft Hüon mit Entzücken
Und Ungeduld, auffahrend — Huetig! ſprich!
Wo ſahſt du ſie? — Geſehn? erwiedert Fatme, ich?
Das ſagt' ich nicht; allein, ich laſſe mich erſtücken
Wenn's nicht Amanda iſt, die dieſen Abend hier
Gelandet. Hört nur, was die Minute mir
Die Jüdin Salome, die eben
Vom innern Harem kam, für ganz gewiß gegeben.

45.

Kurz, ſprach ſie, vor der Abendzeit
Ließ auf dem hohen Meer ſich eine Barke ſehen;
Sie flog daher mit Vogelsſchnelligkeit,
Die Segel ſchien ein friſcher Wind zu blähen.
Auf einmal ſtürzt aus wolkenloſen Höhen
Zickzack ein feur'ger Strahl herab,
Und mit dem erſten Stoß, den ihm ein Sturmwind gab,
Sieht man das ganze Schiff in voller Flamme ſtehen.

46.

An Löſchen denkt kein Menſch in ſolcher Noth.
Das Feuer tobt. Vom fürchterlichſten Tod
Umſchlungen, ſpringe nus ſeinem Flammenrachen
Wer ſpeingen kann, und wirft ſich in den Nachen.
Der Wind macht bald ſie von dem Schiffe los,
Arrivt ſie dem Ufer zu, doch eine Viertelſtunde
Vom Strand, ergreift den Kahn ein neuer Wirbelſtoß,
Und ſtürzt ihn um, und alles geht zu Grunde.

47.

Die Leute ſchrei'n umſonſt zu ihrem Mahom auf,
Arbeiten, mit der angeſtrengten Stärke
Der Todesangſt, umſonſt ſich aus der Flut hernuf:
Nur eine einz'ge Frau, die ſich zum Augenmerke
Der Himmel nahm, entrinnet der Gefahr,
Wird auf den Wellen, wie auf einem Wagen,
Ganz unverſehrt, und unbenetzt ſogar,
Dem nahen Ufer zugetragen.

48.

Von ungefähr ſtand mit Almanſaris
Der Sultaa juſt auf einer der Terraſſen
Den Schloſſes, die hinaus ias Meer ſie ſehen ließ,
Erwartungsvoll den Ausgang abzupaſſea.
Ein ſanfter Zephyr ſchien die Frau heebei zu wehen.
Doch, um ſich nicht zu viel auf Wunder zu verlaſſen,
Wiakt jetzt Almanſaris, und hundert Sklaven gehn
Bis an den Hals ins Meer, der Schönen beizuſtehn.

49.

Man ſagt, der Sultan ſelbſt ſei an den Strand gekommen
Und habe ſie, von einem Idſchoglan,
Der aus dem ſtrudelnden Schaum bis zur Terraſſ' hinan
Sie auf den Rücken trug, ſelbſt in Empfang genommen,
Man konnte zwar nicht hören was er ſprach,
Doch ſchien er ihr viel höfliches zu ſagen,
Und, weil's an Zeit und Freiheit ihm gebrach,
Sein Herz ihr, wenigſtens durch Blicke, anzutragen.

50.

Wie dem auch ſei, dies iſt gewiß,
(Fährt Fatme fort) daß ſich Almanſaris
Der ſchönen Schwimmerin gar freundlich und gemogen
Bewieſen hat, und ihr viel ſchönes vorgelogen,
Wiewohl der Fremden ſeltner Reiz
Ihr gleich beim erſten Blick Almanſors Herz entzogen;
Und daß ſie ein Gemach bereits
Im Sommerhaus der Königin bezogen.

51.

Angſt, Freude, Leid' und Schmerz, malt, während Fatme ſpricht,
Sich wechſelsweiſ' in Hüons Angeſicht.
Daß es Amanda ſei, ſcheint ihm, je mehr er denket,
Je minder zweifelhaft. Es zeigt ſich ſonnenklar,

Daß Oberon, wiewohl noch unſichtbar,
Die Zügel ſeines Schickſals wieder lenket.
Wohlan denn, Freunde, rathet nun,
Was meinet ihr? was iſt nunmehr zu thun?

52.

Dem Sultan mit Gewalt Amanden zu entreißen,
Das würde Roland ſelbſt nicht wagen gut zu heißen,
Erwiedert Scherasmin; wiewohl es rathſam iſt,
Uns ingeheim, auf alles was geſchehen
Und nicht geſchehen kann, mit Waffen zu verſehen.
Doch vor der Hand verſuchen wir's mit Liſt!
Wie, wenn ihr, da ihr euch doch nicht des Grabens ſchämet,
Bei Idrahim als Gärtner Dienſte nähmet?

53.

Geſetzt, er macht auch Anfangs Schwierigkeit
Er ſieht euch ſchärfer an, und ſchüttelt
Sein weiſes Haupt; mir iſt dafür nicht leid:
Ein ſchöner Diamant hat manches ſchon vermittelt.
Laßt dieſe Sorge mir, Herr Ritter! Zwiſchen heut
Und morgen ſehn wir euch, trotz aller Schwierigkeit,
Zu einem Gärtnerſchurz betitelt;
Das weitre überlaßt dem Himmel und der Zeit.

54.

Der Vorſchlag däucht dem Ritter wol erſonnen,
Und wird nun ungeſäumt und klüglich ausgeführt.
Der alte Idrahim iſt bald ſo gut gewonnen,
Daß er den Paladin zum Neffen adoptirt,
Zu ſeinem Schweſterſohn, der von Damask gekommen,
Und in der Blumenzucht beſonders viel gethan;
Kurz, Hüan wird zum Gärtner angenommen,
Und tritt ſein neues Amt mit vielem Anſtand an.

Eilfter Geſang.

1.

Die Hoffnung, die ihr ſchimmerndes Gefieder
Um Hüon wieder ſchwingt, Sie, die er einzig liebt,
Bald wieder ſein zu ſehn, die goldne Hoffnung giebt
Ihm bald den ganzen Glanz der ſchönſten Jugend wiedrr.
Schon der Gedanke blaß, daß ſie ſo nah ihm iſt,
Daß dieſes Lüftchen, daß ihn kühlet,
Vielleicht Amandens Wange kaum geküßt,
Vielleicht um ihre Lippen kaum geſpielet;

2.

Daß dieſe Blumen, die er bricht,
Und maleriſch in Kränz' und Sträuße flicht,
Und in dem Harem ſie, wie üblich iſt zu ſchicken,
Vielleicht Amandens Locken ſchmücken,
Ihr ſchönes Leben vielleicht an ihrer liebliche Beuſt
Verduften, — der Gedank' erfüllt ihn mit Entzücken;
Das ſchönr Roth der Sehnſucht und der Luſt
Färbt wieder ſeine Wang' und ſtrahlt aus ſeinen Blicken.

3.

Die heiße Tageszeit vertritt das Amt der Nacht
In dieſem Land', und wird verſchlummert und vertränmet,
Allein, ſo bald der Abendwind erwacht,
Fragt Hüon, den die Liebe munter macht,
Schon alle Schatten an, wo ſeine Holde ſäumet?
Er weiß, die Nacht wird hier mit Wachen zugebracht;
Doch darf ſich in den Gärten und Terraſſen
Nach Sonnenuntergang nichts männliches ſehen laſſen.

4.

Die Damen pflegen dann, beim ſanften Mondesglanz
Bald paarweis, bald in kleinen Rotten,
Die blühenden Alleen zu durchtrotten;
Und ziert die Fürſtin ſelbſt den ſchönen Nymphenkranz,
Dann kürzt Geſang und Saitenſpiel und Tanz
Die träge Nacht; drauf folgt in ſtillen Grotten
Ein Bad, zu dem Almanſor ſelbſt (ſo ſcharf
Gilt hier des Wohlſtands Pflicht) ſich niemals nähern darf.

5.

Amanden (die, wie unſer Ritter glaubte
Im Harem war) zu ſehn blieb keine Möglichkeit,
Wafern er nicht ſich um die Dämmrungszeit
Im Garten länger ſäumt als das Geſetz erlaubte.
Er hatte dreimal ſchon die unruhvollſte Nacht
In einem Buſch, an dem vorbeizugehen
Wer aus dem Harem kam, genöthigt war, durchwacht,
Gelauſcht, geguckt, und ach! Amanden nicht geſehen!

6.

Fußfällig angefleht von Fatme, Idrahim,
Und Scherasmin, ihr und ſein eignes Leben
So offenbar nicht in Gefahr zu geben,
Wollt' er, wiewohl der Sonnenwagen ihm
Zu ſchnell hinab gerollt, am vierten Abend (eben
Zur höchſten Zeit) ſich noch hinweg begeben,
Als plötzlich, wie er ſich um eine Hecke dreht,
Almanſaris ganz nahe vor ihm ſteht.

7.

Sie kam, gelehnt an ihrer Nymphen eine,
Um, lechzend von des Tages ſtrengem Brand,
Im friſchen Duft der Pomeranzenhaine
Sich zu ergehn. Ein leichtes Nachtgewand,
So zart, als hätten Spinnen es gewebet,
Umſchattet ihrrn Leib, und nur ein goldnes Band
Schließt's um den Buſen zu, der durch die dünne Wand
Mit ſchöner Ungeduld ſich durchzubrechen ſtrebet.

8.

Nie wird die Bildneriu Natur
Ein göttlicher Modell zu einer Venus bauen
Als dieſen Leib. Sein reizender Kontur
Floß wellenhaft, dem feinſten Auge nur
Bemerklich, zwiſchen dem Genauen
Und Ueberflüſſigen, ſo weich, ſo lieblich hin;
Schwer war's dem kältſten Joſephsſinn,
Sie ohne Lüſternheit und Sehnſucht anzuſchauen!

9.

Es war in jedem Theil, was je die Fantaſie
Der Alkamenen nnd Lyſippen
Sich als das Schönſte dacht' und ihren Bildern lieh;
Es war Helenens Bruſt, nnd Atalantens Knie,
Und Leda's Arm, und Erigonens Lippen.
Doch bis zu jenem Reiz erhob die Kunſt ſich nie,
Der ſtets, ſobald dazu die Luſt in ihr erwachte,
Sie zur Beſiegerin von allen Herzen machte.

10.

Der Geiſt der Wolluſt ſchien alsdann
Mit ihrem Athem ſich den Lüften mitzutheilen,
Die um ſie ſäuſelten. Von Amors ſchärfſten Pfeilen
Sind ihre Augen voll, und wehe dann dem Mann,
Der mit ihr kämpfen will! Denn könnt er auch entgehen
Dem feurig ſchmachtenden Blick, der ihn ſo lieblich irrt,
Wie wird er dieſem Mund voll Lockungen, wie wird
Er ſeinem Lächeln widerſtehen?

11.

Wie dem Sirenenton der zauberiſchen Stimme,
Der des Gefühls geheimſte Saiten regt?
Der in der Seele Schooß die ſüße Täuſchung trägt,
Als ob ſie ſchon in Wolluſtſeufzern ſchwimme?
Und wenn nun, eh' vielleicht die Weisheit ſich's verſah,
Verräth'riſch jeder Sinn zu ihrem Sieg vereinigt,
Den letzten Augenblick der Trunkenheit beſchleunigt:
O ſagt, wer wäre dann nicht ſeinem Falle nah?

12.

Doch, ruhig! Fern iſt noch und ungewiß vielleicht
Der Schiffbruch, der uns jetzt faſt unvermeidlich däucht.
Zu fliehen — ſonſt auf alle Fälle
Das klügſte — ging in dieſem Augenblick
Nicht an — ſie war zu nah — wiewohl an Hüans Stelle
Ein wahrer Gärtner doch geflohen wär'. Zum Glück,
Hilft, falls ſie fragt, ein Korb mit Blumen oder Früchten,
Den er im Arme trägt, ihm eine Antwort dichten.

13.

Natürlich ſtutzt die ſchöne Königin,
In ihrem Wege hier auf einen Mann zu treffen.
Was machſt du hier? fragt ſie den Paladin
Mit einem Blick, der jedem andern Neffen
Des alten Gärtners tödtlich war.
Doch Hüan, unterm Schirm geſenkter Augenlider,
Läßt auf die Kniee ſich mit edler Ehrfurcht nieder,
Und ſtellt den Blumenkorb ihr als ein Opfer dar.

14.

Er hatte (ſpricht er) bloß es ihr zu überreichen,
Die Zeit verſäumt, der allen ſeines gleichen
Die Gärten ſchließt. Hat er zu viel gethan,
So mag ſein Kopf den raſchen Eifer büßen.
Allein die Göttin ſcheint in einen mildern Plan
Vertieft, indeß zu ihren Füßen
Der ſchöne Frevler liegt. Sie ſieht ihn gütig an,
Und ſcheint mit Mühe ſich zum Fortgehn zu entſchließen.

15.

Den ſchönſten Jüngling, den ſie jemals ſah — und ſchon
Wie Helden ſind, mit Kraft und Würde — fremde
Der Farbe nach — in einem Gärtnerhemde —
Dieß ſchien ihr nicht natürlich zuzugehn.
Gern hätte ſie mit ihm ſich näher eingelaſſen,
Hielt nicht der ſtrenge Zwang des Wohlſtands ſie zurück.
Sie winkt ihm endlich weg; doch ſcheint ein Seitenblick,
Der ihn begleitet, viel, ſehr viel in ſich zu faſſen.

16.

Sie ſchreitet langſam fort, ſtillſchweigend, dreht ſogar
Den ſchönen Hals, ihm hinten nachzuſehen,
Und zürnt, daß er dem Wink ſo ſchnell gehorſam war.
War er, den Blick, der ihm erklärte, zu verſtehen,
Zu blöde? Fehlt's vielleicht der reizenden Geſtalt
An Seele? Trügt das ungeduld'ge Feuer
In ſeinem Auge? Macht Gefahr ihn kalt?
Wie, oder ſucht' er hier ein andres Abenteuer?

17.

Ein andres? — Dieſer Zweifel hüllt
Ihr plötzlich auf, was ſie ſich ſelber zu geſtehn
Erröthet. Unruhvoll, verfolgt von Hüons Bild,
Irrt ſie die ganze Nacht durch Lauben und Alleen,
Horcht jedem Lüftchen, das ſich regt,
Entgegen, jedem Blatt, das an ein andres ſchlägt:
Still! ſpricht ſie zur Vertrauten, laß und lauſchen!
Mir däucht, ich hörte was durch jene Hecke rauſchen.

18.

Es iſt vielleicht der ſchöne Gärtner, ſpricht
Die ſchlaue Zoſ'; er iſt, wofern mich alles nicht
An ihm betrügt, der Mann, ſein Leben dran zu ſetzen,
Um hier, im Hinterhalt, an einen Buſch gedrückt,
Mit einem Anblick ſich noch einmal zu ergötzen,
Der ihn ins Paradies verzückt.
Wie wenn wir ihn ganz leiſe überraſchten,
Und auf der friſchen That den ſchönen Frevler haſchten?

19.

Schweig, Närrin, ſpricht die Haremskönigin;
Du faſelſt, glaub' ich, gar im Traume!
Und gleichwohl richtet ſie geraden Wegs zum Baume,
Woher das Rauſchen kam, die leichten Schritte hin.
Es war ein Eidechs nur geweſen,
Der durchs Geſträuch geſchlüpft. — Ein Seufzer, halb erſtickt
Hält in den Strauß, den ſie zum Munde hielt, gedrückt,
Bekräftigt, was Radin' in ihrem Blick geleſen.

20.

Unmuthig kehrt ſie um, und mit ſich ſelbſt in Zwiſt
Beißt ſich die Lippen, ſeufzt, ſpricht etwas, und vergißt
Beim dritten Wort ſchon was ſie ſagen wollte,
Zürnt, daß Radine nicht die rechte Antwort giebt,
Und nicht erräth, was ſie errathen ſollte;
Die ſchöne Dame iſt, mit einem Wort — verliebt!
Sogar ihr Blumenſtrauß erfährt's — wird, ohn' ihr Wiſſen
Zerknickt, und, Blatt für Blatt, verzettelt und zerriſſen.

21.

Drei Tage hatte nun das Uebel ſchon gewährt,
Und war, durch Zwang und Widerſtand genährt,
Mit jeder Nacht, mit jedem Morgen ſchlimmer
Geworden. Denn, ſo bald der Abendſchimmer
Die bunten Fenſter malt, verläßt ſie ihre Zimmer,
Und ſtreicht, nach Nymfen Art, mit halb entbundnem Haar,
Durch alle Gärtengäng' und Felder, wo nur immer
Den Neffen Ibrahims zu finden möglich war.

22.

Allein, vergebens lauſcht' ihr Blick, vergebens pochte
Ihr Buſen Ungeduld: der ſchöne Gärtner ließ
Sich nicht mehr ſehn, was auch die Urſach' heißen mochte.
Unglückliche Almanſaris!
Dein Stolz erliegt. Wozu dich ſelbſt noch länger quälen,
(Denkt ſie) und was dich nagt, Radinen, die gewiß
Es lange merkt, aus Eigenſinn verhehlen?
Verheimlichung heilt keinen Schlangenbiß.

23.

Sie wähnt, ſie ſuche Troſt an einer Freundin Buſen;
Doch was ſie nöthig hat iſt eine Schmeichlerin,
In dieſer Hofkunſt war Radine Meiſterin.
Der Saft von allen Pompelmuſen
In Afrika erfriſchte nicht ſo gut
Der wolluſtathmenden Sultanin gährend Blut,
Als dieſer Freundin Rath und zärtliches Bemühen,
Den Mann, den ſie begehrt, bald in ihr Netz zu ziehen.

24.

Um Mitternacht und bei verſchloßnen Thüren
Ihn in den Theil des Harems einzuführen
Worin Almanſaris ganz unumſchränkt befahl,
Schien nicht ſo ſchwierig, ſeit der Sultan, ihr Gemahl,
Der Leidenſchaft zur ſchönen Zoradinen
(Wie ſich die junge Fremde hieß,
Die durch ein Wunder jüngſt an dieſem Strand erſchienen)
Ganz öffentlich und frei ſich überließ.

25.

Die Amme hatte ſich im Schließen nicht betrogen;
Es war Amanda ſelbſt, die aus der Ränder Macht
Titania durch einen Blitz gezogen
Und unverletzt an dieſen Strand gebracht.
Ihr wißt, was ſich begab, als ſie ans Land gekommen;
Wie ihr Almanſor ſtracks ſein flüchtig Herz geweiht,
Und wie mit neidiſcher verſtellter Zärtlichkeit
Almanſaris ſie aufgenommen.

26.

Der Sultan wor vielleicht der allerſchönſte Mann,
Auf den die Sonne je geſchienen,
Und wußte deſſen ſich ſo ſiegreich zu bedienen,
Daß ihm noch nie ein weiblich Herz entrann.
Zum erſtenmal bei dieſer Zoradinen
Verlor er ſeinen Ruhm. Für ſie iſt nur Ein Mann
Auf Erden; ſie hat keine Augen, keinen
Gedanken, keinen Sinn, als nur für dieſen Einen.

27.

Die Würde ohne Stolz, die edle Sicherheit,
Die anſtandvolle, unverſtellte
Gleichgültigkeit und ungezwungne Kälte,
Womit ſie ihn, der hier befehlen kann, ſo weit
Von ſich zu halten weiß, daß er, wie ſehr er brennet,
Ihr kaum durch einen ſtummen Blick
Zu klagen wagt, — dieß alles ſieht und nennet
Almanſaris der Buhlkunſt Meiſterſtück.

28.

Gewohnt, des Sultans Herz nach ihrer Luſt zu drehen,
Zu herrſchen über ihn, im Harem unbeſchränkt
Zu herrſchen, könnte ſie den Zepter ungekränkt
Von dieſer Fremden aus der Hand ſich ſpielen ſehen?
Zwar leiht ſie ihrem Haß ein lächelndes Geſicht,
Und thut, als zweifle ſie an Zoradinen nicht:
Doch überall iſt's in des Harmes Mauern
Verborgner Augen voll, die all ihr Thun belauern.

29.

Allein, ſeitdem des ſchönen Gärtners Reiz
Mit Amors ſchärfſtem Pfeil ihr ſtolzes Herz durchdrungen,
Hat Luſtbegier die Eiferſucht verſchlungen.
Ihr Ehrgeiz weicht nun einem ſüßern Geiz,
Dem Geiz nach ſeinem Kuß. Ihn wieder zu beſiegen
Iſt nun ihr einz'ger Stolz. Mag doch die ganze Welt
Zu Zoradinens Füßen liegen,
Wenn ſie nur den ſie liebt, in ihren Armen hält!

30.

Sie ſelbſt befördert nun den Anſchlag — Zoradinen,
Entfernt von ihr, in einem andern Theil
Des Harems, den Almanſor ſchon in Eil'
Für ſie bereiten ließ, anſtänd'ger zu bedienen.
Der Fremden wahrer Stand, wiewohl ſie ihn noch nicht
Geſtanden, mache dieß zu einer Art von Pflicht;
Beim erſten Anblick könn' es keinem Aug' entgehen,
Sie ſei gewohnt nichts über ſich zu ſehen.

31.

Indem Almanſaris, mit liſt'ger Höflichkeit,
Auf dieſe Weiſe ſich in ihren eignen Zimmern
Von einer Zeugin, die ihr läſtig iſt, befreit,
Läßt, ohne ſich um ſie, und wie ſie ſich die Zeit
Vertreiben kann und will, im mindeſten zu kümmern,
Almanſor, der nun ganz ſich ſeiner Liebe weiht,
Ihr freien Raum, Entwürfe auszubrüten,
Wozu im Harem ihr ſich hundert Hände bieten.

32.

Unmäßig grämt indeß der ſchöne Gärtner ſich,
Daß ihm — der ſchon ſeit mehr als ſieben Tagen
Die Mauern, wo Amanda trau'rt, umſchlich,
(Denn daß ſie trau'rt, das kann ſein eignes Herz ihm ſagen)
Das holde Weib auch durch ein Gitter nur
Zu ſehn, nur ihres leichten Fußes Spur,
(Er würd' ihn, o gewiß! aus tauſenden erkennen!)
Die unmitleidigen Geſtirne noch mißgönnen.

33.

Er wirft ſich unmuthsvoll bei ſeinen Freunden hin:
„Könnt ihr, wenn ihr mich liebt, denn keinen Weg erſinnen,
Nur einen einz'gen Mund im Harm zu gewinnen,
Der meinen Namen nur und daß ich nah ihr bin
Ins Ohr ihr flüſtre?“ — Still! da kommt mir was zu Sinn,
Ruft Fatme aus: Ihr ſollt ihr einen Mahneh ſchicken!
Geht nur, die Blumen, die uns nöthig ſind, zu pflücken;
In dieſer Sprache bin ich eine Meiſterin.

34.

Und Haſſan eilt, wie Fatme ihm befohlen,
Ein Myrtenreis, und Lilien, und Schasmin,
Und Roſen und Schonkilien herzuholen,
Drauf heißt ſie ihm ein Haar aus ſeinen Locken ziehen,
Nimmt dünnen goldnen Draht, und windet
Und dreht das Haar mit ihm zuſammen, bindet
Den Strauß damit, und drein ein Lorberblatt
Worauf er A und H, verſchränkt, gekritzelt hat.

35.

Nun, ſpricht ſie, wenn ich's noch mit Zimmetwaſſer netze,
So iſt's der ſchönſte Brief, den je ein Herzensdieb
Von eurer Art an ſeine Liebſte ſchrieb.
Wollt ihr, daß ich's geſchwind euch überſetze?
Verliere keine Zeit, ruft Hünn, tauſend Dank!
Du kannſt nicht bald genug mir eine Antwort bringen:
Die Liebe ſchütze dich und laß' es dir gelingen!
Geh, wir erwarten dich auf dieſer Raſenbank.

36.

Die gute Fatme ging. Allein, weil ihr kein Zimmer
Im Innern Theil des Harems offen ſtand,
So lief der Strauß durch manche Sklavenhand.
Und ward zuletzt (wie ſich der Zufall immer
In alles ungebeten miſcht)
Durch einen Irrthum nun Nadinen aufgefiſcht,
Und ihrer Königin, nachdem ſie erſt durch Fragen
Das Wie und Wann erforſcht, frohlockend zugetragen.

37.

Weil Fatme dieſen Brief gebracht,
Die Sklavin Idenhims, ſo konnte der Verdacht,
Auf keinen andern als den ſchönen Haſſan fallen;
Und daß er aus des Harems Schönen allen
Der Schönſten gelten muß, ſcheint eben ſo gewiß;
Zumal nach dem was jüngſt ſich zugetragen.
Was könnte denn das A und H ſonſt ſagen,
Als — Haſſan und Almanſaris?

38.

Und hätte ſie, wiewohl es nicht zu glauben,
Auch eine Nebenbuhlerin;
Nur deſto mehr Triumph für ihren ſtolzen Sinn,
Der Feindin mit Gewalt die Beute wegzurauben!
Die Eiferſucht, die dieß auf einmal rege macht,
Vereinigt ſich mit andern ſanftern Trieben,
Nicht längre als bis auf die nächſte Nacht
Den ſchönen Sieg, nach dem ſie dürſtet, zu verſchieben.

39.

Indeſſen kommt, entzückt von ihres Auftrags Glück,
Und ohne Argwohn, hintergangen
In ſein, ſonſt athemlos, mit glühend rothen Wangen
Vor Freud' und Haſtigkeit, die Amme nun zurück.
Ihr Blick iſt ſchon von fern als ein Sonnenblick
Aus Wolken, die ſich juſt zu theilen angefangen.
Herr Ritter (raunt ſie ihm ins Ohr) was gebt ihr mir,
So öffnet heute noch ſich euch die Himmelsthür?

40.

Mit einem Wort, ihr ſollt Amanden ſehen!
Noch heut, um Mitternacht, wird euch die kleine Thür
Ins Myrthenwäldchen offen ſtehen:
Der Sklavin, die euch dort erwartet, folget ihr
Getroſt wohin ſie geht, und fürchtet keine Schlingen;
Sie wird euch unverſehrt an Ort und Stelle bringen. —
Das gute Weib, dem nichts von Argliſt ſchwant,
Verläßt ſich auf den Weg, den ſie ihm ſelbſt gebahnt.

41.

„Wie hoch, o Fatme! bin ich dir verbunden!
Ruft Hünn aus — ich ſoll ſie wiederſehen!
Noch dieſe Nacht! Und wär's durch tauſend Wunden
Unmittelbar von Ihr in meinen Tod zu gehn,
Kaum würde weniger die Nachricht mich erfreuen!“
Mein beſter Herr, ich habe guten Muth;
Die Sterne ſind uns hold, ihr werdet ſie befreien,
(Spricht Scherasmin) und alles wird noch gut.

42.

Gebt mir drei Tage nur, um heimlich eine Pinke
Zu miethen, die nicht feen in einer ſichern Bucht
Vor Anker liegen ſoll, bereit, beim erſten Winke
So bald der Augenblick zur Flucht
Uns günſtig wird, friſch in die See zu ſtechen,
Noch läßt's das Käſtchen uns an Mitteln nicht gebrechen;
Nur Gold genug, ſo iſt die Welt zu Kauf;
Ein gold'ner Schlüſſel, Herr, ſchließt alle Schlöſſer auf!

43.

Indeß, daß unſer Held die Zeit von ſeinem Glücke
Mit Ungeduld an ſeinem Pulſe zählt,
Und weil ſein Puls mit jedem Augenblicke
Behender ſchlägt, ſich immer überzahlt,
Seufzt, nicht geduldiger, die reizende Sultane,
Gerüſtet ſchon zum Sieg, die Mitternacht herbei,
Gefällig bot der Zufall ihrem Pinne
Die Hand, und machte ſie von allen Seiten frei.

44.

Ein großes Feſt, der ſchönen Zornbinen
Zu Ehren im Palaſt vom Sultan angeſtellt,
Wobei die Odaliſken all' erſchienen,
Gab ihr in ihrem Theil des Harems offenes Feld.
Daß ſich Almanſaris für überflüſſig hält
Bei dieſer Luſtbarkeit, ſchien keinem ungebührlich;
Im Gegentheil, man fand das Kopfweh ſehr natürlich,
Das, wie gebeten, ſie auf einmal überfällt.

45.

Die Stunde ruft. Der ſchöne Gärtner nahet
Sich leiſe durchs Gebüſch der kleinen Gartenthür.
Wie klopft ſein Herz! Ihm fehlt der Athem ſchier,
Da eine weiche Hand im Dunkeln ihn empfahet,
Und ſanft ihn nach ſich zieht. Stillſchweigend folgt er ihr,
Mit leiſem Tritt, bald auf bald ab, durch enge
Sich oft durchkreuzende lichtarme Bogengänge.
Und nun entſchlüpft ſie ihm vor einer neuen Thür.

46.

Wo ſind wir? flüſtert er, und tappt mit beiden Händen.
Auf einmal öffnet ſich die Thür. Ein matter Schein
(Wie wenn ſich, zwiſchen Myrthenwänden
Mit Epheu überwölbt, in einem Frühlingshain
Der Tag verliert) entdeckt ihm eine Reihe Zimmer
Die ohne Ende ſcheint; und, wie er vorwärts geht,
Wird unvermerkt das matte Licht zum Schimmer,
Der Schimmer ſchnell zum höchſten Glanz erhöht.

47.

Er ſteht betroffen und geblendet
Von einer Pracht, die alles was er je
Geſehn, beſchämt; ſo ſehr iſt Gold und Lapis Lazuli,
Und was Golkond' und Siam reiches ſpendet,
Mit ſtolzer Ueppigkeit hier überall verſchwendet.
Doch unbefriedigt ſucht ſein liebend Auge — Sie.
Wo iſt Sie? ſeufzt er laut. Kaum iſt ſein Ach entflogen,
So wird, in einem Blitz, ein Vorhang weggezogen.

48.

Zu beiden Seiten rauſcht der reiche Goldſtoff auf,
Und welch ein Schauſpiel zeigt ſich ſeinen ſtarren Blicken!
Ein goldner Thron, und eine Dame drauf,
So wie ein Bildner ſich, verloren in Entzücken,
Die Liebesgöttin denkt. Zwölf Nymphen, jede jung
Und voller Reiz, wie Amors Schweſtern ſchweben
In Gruppen rings umher, — um, gleich der Dämmerung,
Den ſteigenden Triumph der Sonne zu erheben.

49.

Von roſafarbner Seide kaum
Beſchattet, ſchienen ſie, zu ihrer Dame Füßen,
Wie Wölkchen, die in einem Dichtertraum
Um Cytherens Wagen fließen.
Sie ſelbſt, im reichſten Putz und mit Juwelen ganz
Belaſtet, zeigt ihm bloß, daß all dies bunte Funkeln
Nicht fähig iſt, den angebornen Glanz
Von ihrer Schönheit zu verdunkeln.

50.

Herr Hüon, (der ſich nun den Gärtner Haſſan nennt)
So wie ſein Auge ſich zu ihr erhebt — erkennt
Almanſaris, erſchrickt, verwirrt ſich, wankt zurücke.
Dieß allverblendende wollüſtige Traumgeſicht
Was ſoll es ihm? — Er ſieht Amanden nicht!
Sie ſuchte hier ſein Herz, Sie ſuchten ſeine Blicke.
Almanſaris, die ſehr verzeihlich irrt,
Glaubt, daß ihr Glanz allein ihn blende und verwirrt.

51.

Sie ſteigt vom Thron herab, kommt lächelnd ihm entgegen
Und nimmt ihn bei der Hand, und ſcheint bereit für ihn
Die Majeſtät, vor der ihm ſchwindelt, abzulegen,
Und allen Vortheil bloß von ihrem Reiz zu ziehn.
Unmerklich wird ihr Anſtand immer freier;
In ihren Augen brennt ein lieblich lodernd Feuer
Und ſpielt elektriſch ſich in ſeinen Buſen ein;
Sie drückt ihm ſanft die Hand, und heißt ihn fröhlich ſein.

52.

Halb unentſchloſſen ſcheint ſein Blick ihr was zu ſagen;
Sie winkt die Nymphen weg, und weg iſt auch ſein Muth;
Er ſcheint zu furchtſam nur die Augen aufzuſchlagen.
Die Scene ändert ſich. Ein zweiter Vorhang thut
Sich auf. Almanſaris führt ihren blöden Hirten
In einen andern Saal, wo rings umher die Wand
Bekleidet war mit Roſen und mit Myrthen,
Und mit Erfriſchungen ein Tiſch beladen ſtand.

53.

Beim Eintritt werden ſie mit Sang und Klang empfangen,
Aus Saiten und Geſang ertönt der Freude Geiſt;
Und Haſſan ſetzt, wie ihm's die Dame heißt,
Ihr gegenüber ſich. Erröthendes Verlangen
Und ſchöne Ungeduld bekennet, furchtſam dreiſt,
In ihrem ſchwimmenden Blick, auf ihren glühenden Wangen,
Ihm ſeinen Sieg; allein, aus ſeinen Augen bricht
Wie aus Gewölk ein traurig düſtres Licht.

54.

Zwar irrt, nicht blöde mehr, ſein Blick von freien Stücken
Auf ihren Reizungen umher;
Doch nicht aus Liebe, nicht mit ſchmachtendem Entzücken
Nicht, wie ſie wünſcht, vom Thau wollüſtiger Thränen ſchwer.
Er iſt zerſtreut, er ſcheint ſie zu vergleichen;
Und jeder Reiz, der ihm nachſtellend ſich enthüllt,
Malt nur lebendiger Amandens edles Bild,
Und muß, beſchämt, dem keuſchen Reize weichen.

55.

Vergebens reicht ſie ihm den blinkenden Pokal
Mit einem Blick, der Amors ganzen Köcher
In ſeinen Buſen ſchießt. Beim frohſten Göttermahl
Reicht ihrem Herkules den vollen Nektarbecher
Mit ſüßerm Lächeln ſelbſt die junge Hebe nicht.
Umſonſt! Mit froſtigem Geſicht
Nimmt er den Becher an, den kaum ihr Mund berührte,
Und trinkt, als ob er Gift auf ſeiner Zunge ſpürte.

56.

Die Dame winkt; und ſchnell ſchlingt ſich die Schweſterſchaar
Der Nymphen, die vorhin den goldnen Theon umgaben,
In einem Tanz, der Todte auf der Bahr'
Mit neuen Seelen zu begaben,
Und Geiſter zu verkörpern fähig war.
In Gruppen bald verwebt, bald wieder Paar und Paar,
Sieht Hüon hier die lieblichſten Geſtalten
In tauſendfachem Licht freigebig ſich entfalten.

57.

Vielleicht zu deutlich nur, ſcheint alles abgezielt
Begierden ihm und Ahnungen zu geben:
Er fühl' es immerhin, denkt ſie, wenn er nur fühlt,
Wie reich das Schauſpiel iſt, das hier die Schönheit ſpielt?
Wie reizend iſt der Arme leichtes Schweben,
Der Hüften üppiger Schwung, der Knöchel wirbelnd Beben!
Wie ſchmachtend fallen ſie, mit halb geſchloſſnem Blick,
Als wie in ſüßen Tod, jetzt ſtufenweiſ' zurück!

58.

Unwillig fühlt die überraſchten Sinnen
Der edle Mann in dieſer Gluth zerrinnen.
Er ſchließt zuletzt die Augen mit Gewalt,
Und ruft Amandens Bild zum mächt'gen Gegenhalt;
Amandens Bild, aus jener ernſten Stunde,
Als er, den Druck noch warm auf ſeinem Munde
Von ihrem Kuß, zu Dem, der die Natur
Erfüllt und trägt, den Eid der Lieb' und Treue ſchwur.

59.

Er ſchwöret ihn, aufs neue, in Gedanken
Auf ſeinen Knie'n vor dieſem heilgen Bild:
Und plötzlich iſt's, als hielt ein Engel ſeinen Schild
Vor ſeine Bruſt, ſo matt und kraftlos ſanken
Der Wolluſt Pfeile von ihr ab.
Almanſaris, die Acht auf alles gab,
Was ihr ſein Blick verrieth, klopft ſchnell in ihre Hände,
Und macht auf einen Wink dem üpp'gen Tanz ein Ende.

60.

Und ob ſie gleich mit Müh' kaum über ſich gewann,
Dem marmorharten jungen Mann
In ihren Armen nicht Empfindung abzuzwingen,
Verſucht ſie doch noch eins, das ſchwerlich fehlen kann:
Sie läßt ſich ihre Laute bringen.
Auf ihrem Polſterſitz mit Reiz zurück gelehnt,
Und zum Bezaubern faſt, durch ihre Gluth verſchönt,
Was wird ihr durch die Gunſt der Muſen nicht gelingen?

61.

Wie raſch durchläuft in lieblichem Gewühl
Der Roſenfinger Flug die ſeelenvollen Saiten!
Wie reizend iſt dabei aus ihrem offnen weiten
Rückfallenden Gewand der ſchönen Arme Spiel!
Und, da aus einer Bruſt, die Weiſe zu bethören
Vermögend war, das mächtige Gefühl
Sich in Geſang ergießt, wie kann er ſich erwehren
Auf ſeinen Knie'n die Göttin zu verehren!

62.

Süß war die Melodie, bedeutungsvoll der Sinn.
Es war das Lied von einer Schäferin,
Die lange ſchon ein Fen'r, das keine Kunſt ihr gönnet,
Verbarg — doch nun dem allgewalt'gen Drang
Nicht länger widerſteht, und dem, der ſie bezwang,
Erröthend ihre Pein und ſeinen Sieg bekennet.
Das Lied ſtand zwar im Buch; allein ſo wie ſie ſang,
Singt keine, die nicht ſelbſt in gleichen Flammen brennet.

63.

Hier weicht die ſtolze Kunſt der ſiegenden Natur;
So lieblich girrt der Venus Taube nur!
Die Sprache des Gefühls, ſo mächtig ausgeſprochen,
Der ſchönen Töne klarer Fluß
Durch kleine Seufzerchen ſo häufig unterbrochen,
Der Wangen höheres Roth, des Buſens ſchnelles Pochen,
Kurz alles iſt vollſtrömender Erguß
Der Leidenſchaften, die in ihrem Innern kochen.

64.

Im Uebermaß von dem was ſie empfand,
Fällt ihr zuletzt die Laute aus der Hand.
Die Arme öffnen ſich — Doch Hüon, dem es gönnte,
Greift eilends noch im Fallen nach der Laute
Wie ein Begeiſterter, und ſtimmt mit mächt'gem Ton
Die Antwort an, geſteht, daß eine andere ſchon
Sein Herz beſitzt, und daß im Himmel und auf Erden
Ihn nichts bewegen kann, ihr ungetreu zu werden.

65.

Feſt war ſein Ton, und undeſtechlich ſtreng
Sein edler Blick. Die Zauberin, wider Willen,
Fühlt ſeine Obermacht. Sie blaßt, und Thränen füllen
Ihr zürnend Aug'; die Luft kommt ins Gedräng
Mit ihrem Stolz. Sie eilt ſich zu verhüllen;
Verhaßt iſt ihr das Licht, der weite Saal zu eng;
Mit einem kalten Blick auf ihren
Rebellen, winket ſie, ihn ſchleunig abzuführen.

66.

Die Gipfel glänzten ſchon im erſten Purpurlichte,
Als unſer Held, die Stirn in finſtern Gram
Gehüllt, zurück zu ſeinen Freunden kam.
Erſchrocken laſen ſie in ſeinem Angeſichte
Beim erſten Blick die Hälfte der Geſchichte.
Unglückliche, ſpricht er zu Falmen, die vor Scham
Zur Erde ſinkt, wohin war dir dein Sinn entflogen?
Doch — dir verzeih' ich gern — du wurdeſt ſelbſt betrogen.

67.

Und als er drauf, was ihm in dieſer Nacht
Begegnet war, erzählt, faßt er den guten Alten
Vorn an der Bruſt, und ſchwört: ihn ſoll die ganze Macht
Von Afrika nicht länger halten,
Mit Schwert und Schild, wie einem Rittersmann
Geziemt in den Palaſt zu dringen,
Und ſeine Rezia dem Sultan abzuzwingen.
Du ſiehſt nun, ſpricht er, ſelbſt, was ich mit Liſt gewann!

68.

Zu ſeinen Füßen ſteht ihn Scheraſmin, und lange
Vergebens, nur drei Tage noch dem Zwange
Der nöthigen Verborgenheit
Sich in Geduld zu untergeben,
Und nicht durch einen Schritt, den ſelbſt die Tapferkeit
Verzweifelt nennt, ſein und Amandens Leben
Zu wagen; bittet nur um dieſe kurze Zeit,
Um jedes Hinderniß von ſeiner Flucht zu heben.

69.

Auch Fatme steht auf ihren Knieen, streckt
Ihr Haupt der Rache dar, wofern sie zu Amanden
Ihm binnen dieser Frist den Zugang nicht entdeckt.
Sie schwört, zum zweitenmal soll kein Betrug zu Schanden
Sie machen — Kurz, der Ritter selber fühlt;
Daß ihm sein Unmuth nicht den besten Weg empfiehlt;
Er giebt sein Wort, und kehret in den Garten
Zurück, um seines Dienste und des Erfolgs zu warten.

Zwölfter Gesang.

1.

Indessen sucht auf Polstern von Damast
Almansaris, mit Amors wildstem Feuer
In ihrer Brust, umsonst nur eine Stunde Rast.
Ist's möglich, oder hat das schnöde Abenteuer
Der letzten Nacht ihr nur geträumt? Ein Moun
Verachtet dich, Almansaris! Er kann
Dich sehen und für eine andre brennen,
Kann dich verschmähn, und darf es dir bekennen!

2.

Zur Wuth treibt der Gedanke sie;
Sie schwört sich grenzenlose Rache.
Wie häßlich wird er ihr! Ein Ungeheu'r, ein Drache
Ist lieblicher, als ihrer Fantasie
Den Undankboren malt — Wie lang'? — In zwo Minuten
Ist sie des vorigen sich schon nicht mehr bewußt:
Bald soll er tropfenweis' im Staub vor ihr verbluten,
Bald drückt sie ihn entzückt an ihre Brust.

3.

Nun steht er wieder da in seiner ganzen Schöne,
Der erste aller Erdensöhne,
Ein Held, ein Gott! — Unmöglich ist er nur
Der Neffe Ibrahims; in seinem ganzen Wesen,
In seinem Ton und Anstand ist die Spur
Von dem, was er umsonst verbergen will, zu lesen;
Wo ist der Stempel der Natur,
Der einen König macht, sichtbarer je gewesen?

4.

Er, er allein ist ihrer werth,
Ist werth in ihrem Arm sich zu vergöttern.
Und, o! ihr fehlt ein Blitz, die Feindin zu zerschmettern,
Die ihn bezaubert hält und ihr den Sieg erschwert!
Doch, wie, Almansaris? Fühlst du dich selbst nicht besser?
Gönn' ihm den kleinen Stolz, sich pfauengleich zu blähn
In seinem Heidenthum! Selbst dir zu widerstehn!
Das alles macht doch nur die Lust des Sieges größer!

5.

Bestürm' ihn erst, eh' du den Muth verlierst,
Mit jedem Reiz, auf den sich wahre Schönheit brüstet;
Vergieb, damit du ihn um so viel sichrer rührst,
Der fremden Waffen dich, womit die Kunst uns rüstet;
Er fühl' und seh', was Götter selbst gelüstet!
Und wenn du dann sein Herz noch nicht verführst,
Er dann dich noch verschmäht — dann, Königin erwache
Dein Stolz, und schaffe dir die süße Lust der Rache!

6.

So flüstert ihr aus einer Zofe Mund
Der kleine Dämon zu, den ihr, mit vollem Köcher,
Gebietrisch sitzen seht auf diesem Erdenrund!
Der alle Welt aus seinem Zauberbecher
Berauscht, und den, wer ihn nicht besser kennt,
Zur Ungebühr den Gott der Liebe nennt!
Denn — jeder jungen unerfahrnen Dame
Zur Nachricht sei es kund! Asmodi ist sein Name.

7.

Almonsaris, in deren warmem Blut
Schon ein Verführer schleicht, ist gegen den Betrüger
Von außen, weniger als jemals auf der Hut;
Sein Anhauch nährt und fächelt ihre Gluth,
Und kaum, daß sie zur Zier dergleichen thut
Als widerstände sie, so ist Asmodi Sieger.
Die Zofe Schmeichlerin, sein würdiges Organ,
Legt den Entwurf sogleich mit vieler Klugheit an.

8.

O! rannet nun dem Blitz die Feuerschwingen,
Ihr Stunden, ihn herbei zu bringen,
Den süßen Augenblick! Zu langsam schleichet ihr
(Wie schnell ihr eilt!) der lechzenden Begier!
Doch — sie ist's nicht allein, die jetzt Sekunden zählet:
Auch Hüon überlegt, von Ungeduld gequälet
Den trägen Gang der drei verhaßten Tage kaum,
Und wachend und im Schlaf ist Rezia sein Traum.

9.

Der zweite Morgen war dem sehnlichen Verlangen
Der Haremkönigin nun endlich aufgegangen;
Goldlockig, schön und rosenathmend stieg
Er, wie der Herold auf, der ihr den schönsten Sieg
Verkündigte; schon säuselt durch die Myrthen
Die, dicht verwebt, der Grotten schönste zürten,
Ein leichter Morgenwind, und tausendstimmig scholl
Der Vögel frühes Chor im nah gelegnen Wald.

10.

Doch um die Grotte her ist unterm Myrthenlaube
In ew'ger Dämmerung das Heiligthum der Ruh.
Hier girret nur die sanfte Turteltaube
Dem Tauber ihre Sehnsucht zu.
In diesen lieblichen Gebüschen,
Dem dunkeln Sitz verborgner Einsamkeit,
Pflegt öfters sich zur stillen Morgenzeit
Almansaris mit Baden zu erfrischen.

11.

Der anmuthsvolle Morgen rief
Den schönen Hassan auf, indeß noch alles schlief,
Die Blumenkörbe voll zu pflücken,
Die er, mit jedem Tag, dem Haarem zuzuschicken
Verbunden war; als ihm ein Sklav' entgegen lief
Und keuchend ihm befahl die Grotte aufzuschmücken.
Der Neger fügt, zur Eil' ihn anzuspornen, bei,
Daß eine Dame dort zu baden Willens sei.

12.

Verdrossen geht Heer Hüon auszurichten
Was ihm befohlen wor. Er füllt mit bunten Schichten
Von Blumen, Florens ganzem Schatz,
Den größten Korb, und eilt zum angewiesnen Platz,
Fern ist's von ihm, der Sache mißzutrauen.
Allein, beim Eintritt in die Grotte fällt auf ihn
Ein dumpfes wunderbares Grauen
Und ein verborgner Arm scheint ihn zurück zu ziehn.

13.

Betroffen setzt er seine Blumen nieder;
Doch faßt er Augenblicks sich wieder
Und lächelt seiner Furcht. Das zweifelhafte Licht,
Das unter tausendfachem Flittern
In diesem Labyrinth mit sichtbar'm Dunkel ficht,
Ist ohne Zweifel Schuld an diesem kind'schen Zittern,
Denkt er, und geht getrost, bei immer hellerm Schein,
Mit seinem Blumenkorb ins Innerste hinein.

14.

Hier herrscht ein Tag wie zu verstohlnen Freuden
Die schlaue Lust ein Zauberlicht sich wählt,
Nicht Tag, nicht Dämmerung; er schwebte zwischen beiden,
Nur lieblicher durch das, was ihm zu beiden fehlt.
Er glich dem Mondschein, wenn durch Rosenlauben
Sein Silberlicht zerschmilzt in blasses Roth.
Der Held, wiewohl ihm hier noch nichts Gefährliches droht,
Erwehrt sich kaum, bezaubert sich zu glauben.

15.

Was er am wenigsten sich überreden kann,
Ist, daß man hier, wo alles um und an
Von Blumen strotzt, noch Blumen nöthig hätte,
Doch, wie sein Auge nun auf allen Seiten irrt,
O wer beschreibt, wie ihm zu Muthe wird,
Da ihm auf einem Ruhebette
Sich eine Nymph' aus Mahoms Paradies
Im vollen Glanz der reinsten Schönheit wies!

16.

In einem Licht, das zauberisch von oben
Wie eine Glorie auf sie herunterströmt,
Und durch die Dunkelheit des übrigen erhoben,
Mit ihres Busens Schnee die Lilien beschämt;
In einer Lage, die ihm Reizungen entfaltet
Wie seine Augen nie so schön entschleiert sahn;
Mehr werth als alles was zum Farren und zum Schwan
Den Jupiter der Griechen umgestaltet.

17.

Die Gaze, die nur wie ein leichter Schatten
Auf einem Alabasterbild.
Sie hier und da umwallet, nicht verhüllt,
Scheint mit der Nacktheit selbst den Reiz der Scham zu gatten.

Weg, Feder, wo Apell und Alzian
Beſtürzt den Pinſel fallen ließen!
Der Ritter ſteht, und bebt, und ſchaut bezaubert an,
Wiewohl ihm beſſer war die Augen zuzuſchließen.

18.

In ſüßem Irrthum ſteht er da
Und glaubt, doch nur zwei Augenblicke,
(So ſchön iſt was er ſieht) er ſehe Rezin.
Allein, mit Recht mißtrauiſch einem Glücke,
Das ihm unglaublich däucht, tritt er ihr näher, ſieht,
Erkennt Almanſaris, und wendet ſich und flieht;
Er flieht, und fühlt im Fliehn von zwei elaſtiſch enden
Mitchweißen Armen ſich gefangen und umwunden.

19.

Er kämpft den ſchwerſten Kampf, den je ſeit Joſephs Zeit
Ein Mann gekämpft, den edlen Kampf der Tugend
Und Liebestreu' und feuervollen Jugend
Mit Schönheit, Reiz and heißer Ueppigkeit.
Sein Will' iſt rein von ſträflichem Entzücken;
Allein, wie lange wird er ihrem ſüßen Flehn,
Den Küſſen voller Glutb, dem zärtlich wilden Drücken
An ihren Buſen, widerſtehn?

20.

O Oberon, wo iſt dein Lilienſtängel,
Wo iſt dein Horn in dieſer Fährlichkeit!
Er rufe Amanden, Oberon, alle Engel
Und Heilige zu Hülf' — Und noch zu rechter Zeit
Kommt Hülf' ihm zu. Denn juſt, da jede Sehne
Ermatten will zu längerm Widerſtehn,
Und mit wolluſt'ger Wuth ihn die erhitzte Schöne
Faſt überwältigt hat, laßt ſich Atmanſor ſehn.

21.

Gleich einem angeſchoſſnen Wild,
Und wüthend, eine Frau, die ihn verſchmäht, zu lieben,
Hat er, verfolgt von Zarabinens Bild,
Schon eine Stunde ſich im Garten umgetrieben:
Der Zufall leitet ihn in dieſes Myrtenend;
Er glaubt die Stimme von Almanſaris zu hören,
Und, weil die Grottenthüre nur angelehnet ſtund,
Geht er hinein, ſich näher zu belehren.

22.

Der Dämon, der durch ſeiner Prieſterinnen
Gefährlichſte des Ritters Treu' beſtritt,
Wird ſchon von fern an ſeinem Sultansſchritt
Atmanſors nahe Ankunft innen.
O Hulfe, Hülfe! ſchreit das ſchnell gewarnte Weib,
Und wechſelt ſtracks mit Hüons ihre Rolle,
Stellt ſich, als kämpfte ſie um ihren eigenen Leib
Mit einem Wüthenden, der ſie entehren wolle.

23.

Ihr wilder Blick, ihr holb zerriſſenes Gewand,
Ihr fliegend Hoor, des jungen Gaetners Schrecken,
Der von der unverſeh'nen Lecken
Beſchuldigung wie dlitzgetroffen ſtand;
Der Ort, wo ihn der Sultan fand,
Kurz, alles ſchien ihm den Frevler zu entdecken.
O, Allah! ſey gelobt, rief die Betrügerin,
Daß ich Almanſarn ſelbſt die Rettung ſchuldig bin!

24.

Drauf, als ſie ſchamhaft ſich in alle ihre Schleier
Gewickelt, lügt ſie, mit dem Ton
Der Unſchuld ſelbſt, ein falſches Abenteuer:
Wie dieſer ſchändliche verkappte Geiſtenſohn,
Da ihr die Luft im Kühlen ſich zu waſchen
Gekommen, ſich erfrecht ſie hier zu überraſchen,
Und wie ſie mit Gewalt ſich ſeiner kaum gewehrt,
Als ihn, zum größten Glück, der Sultan noch geſtört.

25.

Um von dem häßlichen Verbrechen,
Deß er beſchuldigt wird, den Ritter los zu ſprechen,
Bedurft's nur einen unbefangnen Blick;
Doch ſeinem Richter fehlt auch dieſer einz'ge Blick;
Der Held verachtet es, mit einer Frauen Schande
Sich ſelbſt vom Tode zu befreien;
Er ſchmiegt den edeln Arm in unnerdiente Bande,
Und hüllet ſchweigend ſich in ſein Bewußtſein ein.

26.

Der Sultan, den ſein Unmuth zum Verdammen
Noch raſcher macht, bleibt dumpf und ungerührt.
Der Frevler werd' in Ketten weggeführt,
(Herrſcht er den Sklaven zu, die ſein Befehl zuſammen
Gerufen) werfet ihn in eine finſtre Gruft;
Und morgen früh, ſo bald vom Thurm der Imam ruft,
Werd' er im äußern Hof ein Raub ergrimmter Flammen,
Und ſeine Aſche ſtreut mit Flüchen in die Luft!

27.

Der Edle hört ſein Urtheil ſchweigend, — blitzet
Auf das verhaßte Weib noch Einen Blick herab,
Und wendet ſich, und geht in Feſſeln ab,
Auf einen Muth, den nur die Unſchuld giebt, geſtützet.
Kein Sonnenblick erfreut das fürchterliche Grab,
Worin er nun tief eingekerkert ſitzet;
Der Nacht des Todes gleicht die Nacht, die auf ihn drückt
Und jeden Hoffnungsſtrahl in ſeinem Geiſt erſtickt.

28.

Ermüdet von des Schickſals ſtrengen Schlägen,
Verdroſſen, ſtets ein Ball des Wechſelglücks zu ſein,
Seufzt er dem Augenblick, der ihn befreit, entgegen.
Schreckt ihn das Vorgefühl der ſcharfen Feuerpein:
Die Liebe hilft ihm's überſtänden!
Sie ſtärkt mit Engelskraft die ſinkende Natur.
Bis in den Tod (ruft er) getreu zu bleiben
Schwur ich, Amanda, dir, und halte meinen Schwur!

29.

O daß, geliebtes Weib, was morgen
Begegnen wird, auf ewig dir verborgen,
Auf ewig auch, dir, treuer alter Freund,
Verborgen blieb'! — Wie gern erlitt' ich unbeweint
Mein traurig Loos! Doch wenn ihr es erfahret,
Erfahrt, weſſen ich beſchuldigt ward, und mit
Dem Schmerz um meinen Tod ſich noch die Schande paaret
Zu hören, daß ich nur was ich verdiente, litt! —

30.

O Gott! es iſt zu viel auch dieß noch zu erdulden!
Es dünke immerhin für meine Sündenſchulden
Der ſtrengſte Tod! Ich klage niemand an!
Dieß einz'ge nur, o Oberon, gewähre
Dem, den du liebteſt, noch: beſchütze meine Ehre,
Beſchütze Rezin! — Du weißt, was ich gethan!
Sag' ihr, daß ich, den heil'gen Schwur der Treue
Zu halten, den ich ſchwor, den Feuertod nicht ſcheue.

31.

So, ruft er aus, und vom Vertraun geſtärkt
Daß Oberon ihn hört, beruhet ihn unvermerkt
Der mohndekränzte Gott des Schlummers,
Mit ſeinem Stab, dem Stiller alles Kummers,
Und wieget ihn, wiewohl nur harter Stein
Sein Kiſſen iſt, in leichte Träume ein.
Hat ihm vielleicht, zum Pfand, daß bald ſein Leiden endet,
Der gute Schutzgeiſt ſelbſt dies Labſal zugeſendet?

32.

Noch lag die halbe Welt mit Finſterniß bedeckt,
Als ihn ans ſeiner Ruh ein dumpfes Klirren weckt,
Ihn däucht, er hör' im Schloß die ſchweren Schlüſſel drehen;
Die Eiſenthür geht auf, des Kerkers ſchwarze Wand
Erhellt ein bloſſer Schein, er höret jemand gehen,
Und ſtämmt ſich auf und ſieht — im ſchimmernden Gewand,
Die Krone auf dem Haupt, die Lampe in der Hand,
Almanſaris zu ſeiner Seite ſtehen.

33.

Sie reicht die Lilienhand ihm, reizvoll lächelnd, dar,
Und — Wirſt du, ſpricht ſie, mir vergeben,
Was nur die Schuld der Noth, nicht meines Herzens, war?
O du Geliebter, hängt an deinem ſchönen Leben
Mein eignes nicht? Ich komme, der Gefahr
Dich zu entziehn, (trotz deinem Widerſtreben)!
Vom Holzſtoß dich, wozu dich der Barbar
Verdammt, auf einen Thron, den du verdienſt, zu heben!

34.

Die Liebe öffnet dir der Hoheit Sonnenbahn:
Auf, mache ſie von deinem Ruhm erſchallen!
Nimm dieſe Hand, die dir ſich ſchenket, an;
In einem Wink ſoll dein Bekolger fallen,
Und all ſein Volk, wie Staub, um deine Füße wollen;
Im ganzen Harem iſt mir alles unterthan!
Vertraue dich der Liebe ſichern Händen,
Und, was ſie wagte, wird dein eigner Muth vollenden!

35.

„Hör' auf! o Königin! dein Antrag häufet bloß
Mein Leiden durch die Qual, die alles abzuſchlagen.
O! warum zwingſt du mich's zu ſagen?
Ich kaufe mich durch keiu Verbrechen los!“

Iſt's möglich, ruft ſie, kann ſo weit der Unſinn gehen?
Unglücklicher, im Angeſicht
Der Flamme, die bereits aus deinem Holzſtoß bricht,
Kannſt du Almanſaris und einen Thron verſchmähen?

36.

Sag mir, verſetzt er, Königin,
Ich könne dir mit meinem Blute nützen,
So ſoll die Luft, womit ich itzt es zu verſpritzen,
Dir zeigen, ob ich unerkenntlich bin!
Ich kann, zum Danke, dir mein Herzensblut, mein Leben,
Nur meine Ehre nicht, nicht meine Treue geben.
Wer Ich bin weißt du nicht, vergiß nicht wer du biſt,
Und muthe mir nichts zu, was mir unmöglich iſt.

37.

Almanſaris, aufs äußerſte getrieben
Durch ſeinen Widerſtand, ſie wendet alles an,
Was ſeine Treu' durch alle Stufen üben
Und ſeinen Muth ermüden kann.
Sie reizt, ſie droht, ſie fleht, ſie fällt, verloren
In Lieb' und Schmerz, vor ihm auf ihre Kniee hin:
Doch unbeweglich bleibt des Helden feſter Sinn,
Und rein die Treu', die er Amanden zugeſchworen.

38.

So ſtirb denn, weil du willſt! — ruft ſie, des Athems ſchier
Vor Wuth beraubt: ich ſelbſt, ich will an deinem Leiden
Mein gierig Aug' mit heißer Wolluſt weiden!
Stirb als ein Thor! des Starrſinns Opferthier!
Schreit ſie mit funkelndem Aug', und flucht der erſten Stunde
Da ſie ihn ſah, verwünſcht mit bebendem Munde
Sich ſelbſt, und ſtürmt hinweg, und hinter ihr
Schließt wieder klirrend ſich des Kerkers Eiſenthür.

39.

Inzwiſchen hatte das Gerüchte,
Das Unglücksmärchen gern verbreitet und verziert,
Von ihrem Herrn die traurige Geſchichte
Auch Scheraſmin und Fatmen zugeführt.
Der ſchöne Haſſan, hieß es, ſei im Bade
Vom Sultan mit Almanſaris allein
Gefunden worden und morgen, ohne Gnade
Werd' er, im großen Hof, ein Raub der Flammen ſein.

40.

Ob Hüon ſchuldlos ſei, war ihnen keine Frage;
Sie kannten ja der Sachen wahre Lage.
Doch hätt' er auch gefehlt, ſo war er mitleidswerth.
In Fällen dieſer Art wird echte Treu' bewährt.
Anſtatt die Zeit mit Jammern zu verderben,
Beſchloſſen ſie, das äußerſte für ihn
Zu wagen, um ihn noch aus dieſer Noth zu ziehn,
Und, ſchlüg' es fehl, mit ihrem Herrn zu ſterben.

41.

Kurz eh' der Tag begann, gelingt es Fatmens Muth
Und Wachſamkeit, die Hüter zu betrügen,
Und unerkannt ſich bis ins Schlafgemach zu ſchmiegen,
Wo Rezia, von Hüon träumend, ruht.
Des unverhofften Wiederſehens Freude
Macht einen Augenblick ſie ſprachlos alle beide,
Das erſte Wort, das Fatme ſprechen kann,
Iſt Hüon, iſt Bericht von dem geliebten Mann.

42.

Was ſagſt du, gütige Amme? ruft Amande,
Und fällt ihr um den Hals — Mein Hüon mir ſo nah?
Wo iſt er? — Ach! Prinzeſſin, was geſchah!
(Schluchzt jene weinend) Hilf! zerreiße ſeine Bande!
Spreng ſeinen Kerker auf! Dem Unglückſel'gen droht,
Aus Liebe bloß zu dir, ein jämmerlicher Tod.
Und drauf erzählt ſie ihr genau die ganze Sache,
Und ihres Ritters Treu', und der Sultanin Rache.

43.

Schon, ruft ſie, ſteht der Holzſtoß aufgethürmt,
Nichts rettet ihn, wenn ihn nicht Zoradine ſchirmt!
Mit einem Schrei der Angſt, halb ſinnlos, fährt Amande
In wilder Haſt von ihrem Lager auf,
Wirft, wie ſie ſteht, im leichten Nachtgewande,
Den Kurdé um, und eilt in vollem Lauf
Des Sultans Zimmer zu, durch alle Sklavenwachen,
Die ſie mit Wunder ſehn, und ſchweigend Platz ihr machen.

44.

Sie dringt hinein, nicht achtend, daß es früh
Am Tage war, und wirft mit tiefgebeugten Wangen,
Und Haaren, die zerſtreut um ihre Schultern hangen,
Sich vor dem Sultan auf die Kniee:
„Almanſor, laß mich nicht vergebens
Dir knieen! Schwöre, wenn mein Leben dir
Erhaltungswürdig ſcheint, daß du die Bitte mir
Gewähren willſt! Es gilt die Ruhe meines Lebens!"

45.

Begehr', o Schönſte, ſpricht erſtaunt und froh zugleich
Der Sultan, laß mich nicht in Ungewißheit ſchweben!
Dir zu gefallen iſt mein feurigſtes Beſtreben;
Begehre frei! Mein Schatz, mein Thron, mein Reich
Nichts iſt zu viel, was ich zu geben
Vermag. Ein einzigs nur behält ſich Manſor vor,
Dich ſelbſt! — „Du ſchwörſt es mir?" — Der liebestrunkene Mohr
Beſchwört's — „So ſchenke mir des Gärtners Haſſan Leben!"

46.

Wie? ruft er mit beſtürzter Miene,
Welch eine Bitte Zoradine?
Was geht das Leben dich von dieſem Sklaven an?
„O, viel, Almanſar, viel! Mein eignes hänge daran!"
Sprichſt du im Fieber? Schwärmeſt du? Verzeihe,
Doch, du mißbrauchſt des unbegränzten Rechts,
Das dir die Schönheit giebt. — Am Leben eines Knechts
Der ſein Verbrechen büßt? — „Er büßt für ſeine Treue!"

47.

„Mir iſt ſein Herz bekannt, er hält an ſeiner Pflicht,
Iſt ſchuldlos, iſt ein Mann von unverletzter Ehre;
Und doch — o Manſor! — wenn er ſchuldig wäre,
So räche ſein Vergehn an Zoradinen nicht!"
Mit Augen, die von kaum verhaltnem Grimme funkeln,
Ruft Manſar: Grauſame, was qualt dein Zögern mich?
Welch ein Geheimniß dämmert aus dem dunkeln
Verhaßten Räthſel auf? Was iſt dir Haſſan? Sprich!

48.

„So wiſſ' es denn, weil mich die Noth zum Reden zwinget.
Ich bin ſein Weib! Ein Band, das nicht zerreißen kann,
Ein Band, geweiht im Himmel ſelber, ſchlinget
Mein Glück, mein Alles feſt an den geliebten Mann.
Uns drückt mit ſeiner ganzen furchtbarn Schwere
Des Schickſals Arm — Wer weiß, wie bald an dich
Die Reihe kommt? — Du ſiehſt mich elend — Ehre
Mein Leiden, Glücklichee! — Du kannſt es, rette mich!"

49.

Wie? du biſt Haſſans Weib, und liebſt ihn? — „Ueber alles!"
Unglückliche, er iſt dir ungetreu! —
„Er ungetreu? die Urſach' ſeines Falles,
Ich bin's gewiß, iſt einzig ſeine Treu'." —
Ich glaube was ich ſah! — „So ward er erſt betrogen,
Und du mit ihm!" Mit zürnendem Geſicht
Spricht Manſor: Spanne nicht den Bogen,
Zu ſtolz auf deinen Reiz, ſo lange bis er bricht!

50.

Dein Haſſan ſtirbt — und ich kann nichts, als dich beklagen.
Er ſtirbt? ſchreit Rezia — Tyrann,
Er, dem ein Wort von dir das Leben ſchenken kann,
Er ſtirbt? Du haſt ein Herz mir das zu ſagen?
Er hat des Harems Zucht verletzt,
Erwiedert Manſar kalt; ihm iſt der Tod geſetzt!
Doch, weil du willſt, ſo ſei des Sklaven Leben,
Sein Leben oder Tod, in deine Hand gegeben!

51.

Gieb, Schönſte, mir ein Beiſpiel edrer Huld,
Gieb mir die Ruh, die du mir raubteſt, wieder!
Ich lege Kron' und Reich zu deinen Füßen nieder;
Ergieb dich mir, ſo ſei dem Frevler ſeine Schuld
Geſchenkt! Er zieh', mit königlichen Gaben
Noch überhäuft, zu ſeinem Volk zurück!
O zögre nicht, die Güte ſelbſt zu haben
Die du begehrſt! — Ein Wort macht mein und ſein Geſchick!

52.

Unedler, ruft mit Engels Zürnen
Das ſchöne Weib, ſo theuer kauft der Mann,
Den Zoradine liebt, ſein Leben nicht! — Tyrann,
Kennſt du mich ſo? — Dir ſchlechteſte der Dirnen,
Die mich bedienten, einſt, verſchmähte deinen Thron
Und dich um ſolchen Preis! Zwar ſteht, uns zu verderben,
In deiner Macht: doch, hoffe nicht davon
Gewinn zu ziehn — Barbar, auch Ich kann ſterben.

53.

Der Sultan ſtutzt. Ihn ſchreckt des edeln Weibes Muth
Sein feiges Herz wird mehr von ihrem Drängen gerührt

Als da ſie bat; dach ihre Schönheit ſchüret
Das Feuer der Begier zugleich in ſeinem Blut.
Was ſagt' er nicht, ihr Herz mit Liebe zu beſtechen?
Wie bat er ſie? wie ſchlangenartig wand
Er ſich um ihren Fuß? — Umſonſt! Ihr Widerſtand
War nicht durch Drohungen, war nicht durch Flehn zu brechen.

54.

Sie blieb darauf, ihr ſoll der Tod willkommner ſein.
Der Sultan ſchwört mit fürchterlicher Stimme
Bei Mahams Grab, nichts ſoll vor ſeinem Grimme
Sie retten, geht ſie nicht ſogleich den Antrag ein.
„Iſt's nicht mein letztes Wort, ſoll Allah mich verdammen!
Hört man den Wüthenden bis in den Vorſaal ſchreien:
Entſchließe dich, ſei auf der Stelle mein,
Wo nicht, ſo ſtirb mit dem Verworfnen in den Flammen!"

55.

Sie ſieht ihn zürnend an, und ſchweigt. — Entſchließe dich,
Ruft er zum zweiten Mal. — O ſo befreie mich
Von deinem Anblick, ſpricht die Königin der Frauen:
Des Todes Grinſen ſelbſt erweckt mir minder Grauen.
Almanſor ruft, und giebt, von Wuth erſtickt,
Den grauſamen Befehl, und Höllenfunken ſprühen
Aus ſeinem Aug'. Der Schwarzen Erſter bückt
Sich bis zur Erde hin, und ſchwört, ihn zu vollziehen.

56.

Schon ſteht der gräßliche Altar
Zum Opfer aufgethürmt; ſchon drängt ſich Schaar an Schaar,
Das Volk herzu, das, gern in Angſt geſetzet,
An Trauerſpielen dieſer Art
Die Augen weinend labt, und ſchaudernd ſich ergötzet.
Schon ſtehn, zum Leiden und zum Tode nach gepaart,
An einen Marterpfahl gebunden,
Die eing'gen Liebenden, die Oberon rein erfunden.

57.

Ein edles Paar in Eins verſchmolzner Seelen,
Das treu der erſten Liebe blieb,
Entſchloſſen, eh' den Tod in Flammen zu erwählen,
Als ungetreu zu ſein ſelbſt einem Thron zu Lieb'!
Mit naſſem Blick, die Herzen in der Klemme,
Schaut alles Volk gerührt zu ihnen auf,
Und doch beſorgt, daß nicht den freien Lauf
Des Trauerſpiels vielleicht ein Zufall hemme.

58.

Den Liebenden, wie ſie gebunden ſtehn,
Iſt zwar der Troſt verſagt, einander anzuſehn;
Doch, über alles, was ſie leiden
Und noch erwarten, triumphirt
Die reinſte, ſeligſte der Freuden,
Daß ihre Lieb' es iſt, was ſie hierher geführt.
Der Tod, der ihre Treu' mit ew'gem Lorber ziert,
Iſt ihres Herzens Wahl; ſie konnten ihn vermeiden.

59.

Inzwiſchen ſiehet man mit Fackeln in den Händen
Zwölf Schwarze ſich dem Opfer paarweiſ' nahn.
Sie ſtellen ſich herum, bereit, es zu vollenden,
So bald der Aga winkt. Er winkt. Sie zünden an.
Und ſtracks erdonnert's laut, die Erde ſcheint zu beben,
Die Flamm' erliſcht, der Strick, womit das treue Paar
Gebunden ſtand, fällt wie verſengtes Haar,
Und Hüon ſieht das Horn an ſeinem Halſe ſchweben.

60.

Im gleichen Augenblick, da dieß
Geſchah, zeigt ſich von fern in zwei verſchiednen Reihen,
Von ängſtlichſter Bekümmerniß
Geſpornt, Almanſor hier, und dort Aimanſaris.
Er Zarabinen, Sie den Haſſan zu befreien.
Halt! hört man ſie aus allen Kräften ſchreien:
Auch ſtürzt mit blitzendem Schwert durch die erſchrockne Menge
Ein ſchwarzer Rittersmann ſich mitten ins Gedränge.

61.

Doch Hüon hat das Pfand, das nun ſein Oberon
Verſöhnt iſt, kaum mit wonnevollem Schaudern
An ſeinem Hals erblickt, ſo ſetzt er ohne Schaudern
Es an den Mund, und lockt den ſchönſten Ton
Daraus hervor, der je geblaſen worden.
Sein edles Herz verſchmäht ein feiges Volk zu morden;
Tanzt, ruft er, tanzt, bis ench's den Athem raubt;
Dieß ſei die einzige Rach', die Hüon ſich erlaubt.

62.

Und wie das Horn ertönt, ergreift der Zauberſchwindel
Zuerſt das Volk, das um den Holzſtoß ſteht,
Schwarzgelbes, lumpigtes, halb nackendes Geſindel,
Das plötzlich ſich, wie toll, im ſchnellſten Wirbel dreht;
Bald miſchet ſich mit allen ſeinen Negern
Der Aga drein; ihm folgt — was Füße hat
Bei Hof, im Harem, in der Stadt,
Vom Sultan an bis zu den Waſſerträgern.

63.

Unlnſtig faßt der Schach — Aimanſaris beim Arm;
Sie ſträubt ſich, doch was hilft ſein Unmuth und ihr Sträuben?
Der Tummel reißt ſie fort, ſich mitten in den Schwarm
Der Walzenden mit ihm hinein zu treiben.
In Kurzem iſt ganz Tunis in Allarm,
Und niemand kann auf ſeiner Stelle bleiben:
Selbſt Podagra, und Zipperlein, und Gicht
Und Todeskampf befreit von dieſer Tanzwuth nicht.

64.

Indeſſen, ohne auf das Poſſenſpiel zu blicken,
Hält das getreue Paar, in ſeligem Entzücken,
Sich ſprachlos lang' umarmt. Kaum hat ihr Buſen Raum
Für dieſen Ueberſchwang von Freuden.
Er iſt nun ausgeträumt der Prüfung ſchwerer Traum!
Nichts bleibt davon als was ihr Glück verſchönt:
Gebüßt iſt ihre Schuld, das Schickſal ausgeſöhnt,
Aufs neu von ihm vereint, kann nun ſie nichts mehr ſcheiden!

65.

Theilnehmend innigtich, ſieht, noch auf ſeinem Roß
Der biedre Scheraſmin (Er war der ſchwarze Ritter)
Der Wonne zu, worin ihr Herz zerfloß.
Ee iſt's, der wie ein Ungewitter
Vorhin daher geſtürmt, um das geliebte Paar
Zu retten aus der feigen Mohren Händen,
Und, ſchlüg's ihm fehl, ein Leben hier zu enden,
Das, ohne ſie, ihm unerträglich war.

66.

Er ſpringt herab, drängt durch den tollen Reigen
Mit Fatme, die ihm folgte, ſich hinan,
Den Liebenden von ihrem Throne ſteigen
Zu helfen, und ſie im Triumphe zu empfahn.
Groß war die Freude, doch ſie ſchwoll noch höher an,
Da ſie den wohlbekannten Wagen,
Von Schwanen durch die Luft, ſtets niedriger, getragen,
Zu ihren Füßen nun auf einmal halten ſahn.

67.

Sie ſtiegen eilends ein. — Die Mohren mögen tanzen
So lang' es Oberon gefällt!
(Wiewohl der Alte raſeln oder ſchanzen
Für eine beſſre Kurzweil hält.)
Der lüft'ge Factan fliegt, leicht und ohne Schwanken,
Sanft wie der Schlaf, behender als Gedanken
Mit ihnen über Land und Meer,
Und Silberwölkchen wehn, wie Fächer um ſie her.

68.

Schon tauchte ſich auf Bergen und auf Hügeln
Die Dämmerung in ungewiſſen Duft;
Schon ſahen ſie den Mond in manchem See ſich ſpiegeln,
Und immer ſtiller ward's im weiten Reich der Luft;
Die Schwanen ließen jetzt mit ſinkendem Gefieder
Allmählig ſich bis auf die Erde nieder;
Als plötzlich, wie aus Abendroth gewebt,
Ein ſchimmernder Palaſt vor ihren Augen ſchwebt.

69.

In einem Luſtwald, mitten zwiſchen
Hoch aufgeſchaffnen vollen Roſenbüſchen,
Staud der Palaſt, von deſſen Wunderglanz
Der ſtille Hain und das Gebüſche ganz
Durchſchimmert ſchien — War's nicht an dieſem Orte,
Spricht Hüon leiſ' und ſchaudernd — Doch, bevor
Er's ausſpricht, öffnet ſchnell ſich eine goldne Pforte,
Und zwanzig Jungfraun gehn aus dem Palaſt hervor.

70.

Sie kamen, ſchön wie der Mai, mit ewig blühenden Wangen,
Gekleidet in glänzendes Lilienweiß,
Die Erdenkinder zu empfangen,
Die Oberon liebt. Sie kamen tanzend, und ſangen
Der reinen Treue unſterblichen Preis.
Komm, ſangen ſie (und goldne Zimbeln klangen
In ihrem ſüßen Geſang, zu ihrem lieblichen Tanz)
Komm, trautes Paar, empfang' den ſchönen Siegeskranz!

71.

Die Liebenden — ſich kaum beſinnend — in die Wonne
Der andern Welt verzückt — ſie wallen, Hand in Hand,

Den Doppelreihen durch: als, gleich der Morgensonne
In ihrem Bräut'gamsschmuck, der Geist vor ihnen stand.
Nicht mehr ein Knabe, wie er ihnen
In lieblicher Verkleidung sonst erschienen —
Ein Jüngling, ewig schön und ewig blühend, stand
Der Elfenkönig da, den Ring an seiner Hand.

72.

Und ihm zur Seite glänzt, mit ihrer Rosenkrone
Geschmückt, Titania, in mildrem Mondesglanz.
In beider Rechten schwebt ein schöner Myrtenkranz.
Empfange, sprechen sie mit liebevollem Tone,
Du treues Paar, zum edlen Siegeslohne,
Aus deiner Freunde Hand den wohlverdienten Kranz!
Nie wird von euch, so lang' ihr dieses Zeichen
Von unsrer Huld bewahrt, das Glück des Herzens weichen.

73.

Kaum daß das letzte Wort von Oberons Lippen fiel,
So sah man aus der Luft sich eine Wolke neigen,
Und aus der Wolke Schooß, bei goldner Harfen Spiel,
Mit Lilien vor der Brust drei Elfentöchter steigen.
Im Arm der dritten lag ein wunderschöner Knab',
Den sie, auf ihren Knie'n, Titanen übergab.
Süß lächelnd bückt zu ihm die Königin sich nieder,
Und giebt, mit einem Kuß, ihn seiner Mutter wieder.

74.

Und, unterm Jubelgesang der Jungfrau'n, die in Reihn,
Vor ihnen her den Weg mit Rosen überstreun,
Ziehn durch die weite goldne Pforte
Die Glücklichen hinein in Oberons Freudenhaus.
Was sie gesehn, gehört, an diesem schönen Orte,
Sprach ihre Zunge nie beim Rückerinnern aus.
Sie sahn nur himmelwärts und eine Wonnethräne
Im glänzenden Auge verrieth, wohin ihr Herz sich sehne.

75.

In einen sanften Schlaf verlor sich wonniglich
Der sel'ge Traum. Und mit dem Tage fanden
Sie beide, Arm im Arm, wie neu geboren sich
Auf einer Bank von Moos. Zu ihrer Seite standen
Im leicht umschattenden Gebüsch,
Reich aufgeschmückt, vier wunderschöne Pferde,
Und eingezäumt lag ein schimmerndes Gemisch
Von Waffen, Schmuck und Kleidern auf der Erde.

76.

Herr Hüon, dem das Herz von Freude überfloß,
Weckt seinen Alten auf; Amande
Sucht ihren Sohn, der noch auf Fatmens Schooß
Sanft schlummernd lag. Sie sehn sich um. Wie groß
Ist ihr Erstaunen! — Herr, in welchem Lande
Glaubt ihr zu sein? ruft Scherasmin entzückt
Dem Ritter zu — Kommt, seht von diesem Stande
Nach Westen hin, und sagt, was ihr erblickt!

77.

Der Ritter schaut hinaus, und traut
Dem Anblick kaum. — Er, der so viel erfahren,
Und dessen Augen so gewöhnt an Wunder waren,
Glaubt kaum, was er mit offnen Augen schaut.
Es ist die Seine, an deren Bord sie stehen!
Es ist Paris, was sie verbreitet vor sich sehen!
Er reibt sich Aug' und Stirn, schaut immer wieder hin,
Und ruft: Ist's möglich, daß ich schon am Ziele bin?

78.

Nicht lange schaut er hin, vor Freude ganz betroffen,
Da stellt sich ihm ein neues Schauspiel dar.
Ihm dünkt, daß alles um die Burg in Aufruhr war.
Man hört Trompetenschall, und eine Ritterschaar
Tradt dem Turnierplatz zu, die Schranken stehen offen.
Mein Glück, ruft Hüon, läßt mein Hoffen
Stets hinter sich. Geh, Freund! wofern nicht alles mich
Betrügt, giebt's ein Turnier! geh, und erkund'ge dich.

79.

Der Alte geht. Inzwischen wird Amande
Von Fatmen angekleid't. Denn, was sie haben muß,
Sich, mit dem Glanz, der ihrem hohen Stande
Und ihrer Schönheit ziemt, in diesem fremden Lande
Zu zeigen, fanden sie im reichsten Ueberfluß
Gehäuft zu ihren Füßen liegen.
Herr Hüon läßt indeß, mit manchem Vaterkuß
Den kleinen Hüonnet auf seinem Knie sich wiegen.

80.

Und sieht, mit inniglicher Lust,
Das schöne Weib, durch alles fremde Zieren
Und Schimmern nichts gewinnen noch verlieren.
Ob eine Rose ihre Brust
Umschattet, ob ein Strauß von blitzenden Juwelen
In Glanz sie hüllt — stets durch sich selber schön
Und liebeathmend, scheint durch Den
Ihr nichts geliehn, bei Jener nichts zu fehlen.

81.

Der Alte kommt jetzt mit der Nachricht an,
Drei Tage sei bereits der Schranken aufgethan.
Kael (spricht er) immer noch durch seinen Groll getrieben,
Hat ein Turnier im Reiche ausgeschrieben.
Und rathet, welchen Dank der Sieger heut erhält?
Nichts kleiners, Herr, als — Hüons Land und Lehen!
Denn, euch aus Babylon mit Ruhm gekrönt zu sehen,
Ist was dem Kaiser nicht im Schlaf zu Sinne fällt.

82.

Auf, waffne dich, ruft Hüon voller Freuden;
Willkommner konnte mir kein' ander Botschaft sein.
Was die Gebart mir gab, sei nun durch Tugend mein!
Verdien' ich's nicht, so mag's der Kaiser dem bescheiden
Der's würdig ist! — Er sagt's und siehet Rezia
Ihm lächelnd stillen Beifall nicken.
Ihr Busen klopft ihm Sieg! — In wenig Augenblicken
Steht glänzend schon ihr Held in voller Rüstung da.

83.

Sie schwingen sich zu Pferd, die Ritter und die Frauen,
Und ziehen nach der Stadt; und allenthalben schauen,
Von ihrer Pracht entzückt, die Leute nach, und wer
Die Gassen müßig tritt, läuft hinter ihnen her.
Bald langt mit Rezia Herr Hüon vor den Planken
Der Stechbahn an. Er küßt, nachdem er sich bei ihr
Beurlaubt, Scherasmin zu ihrem Schützer hier.
Zieht sein Visir herab, und reitet in die Schranken.

84.

Ein lautes Lob verfolgt von beiden Seiten ihn,
Ihn, der an Anstand und an Stärke
Den besten, die der ritterlichen Werke
Bisher gepflegt, weit überlegen schien.
Scheel sehend stand am Ziel, auf seinem stolzen Roß,
Der Ritter, der in diesen dreien Tagen
Des Rennens Preis davon getragen,
Und mit den Fürsten sah der Kaiser aus dem Schloß.

85.

Herr Hüon neigt, nach ritterlicher Weise,
Sich vor dem Kaiser tief, dann vor den Damen und
Den Richtern — tummelt drauf im Kreise
Den muth'gen Hengst herum, und macht dem Sieger kund,
Daß er gekommen sei, den Dank ihm abzujagen.
Er sollte zwar erst Stand und Namen sagen:
Allein sein Schwur, daß er ein Franke sei,
Und seines Aufzugs Pracht, macht vom Gesetz ihn frei.

86.

Er wiegt und wählt aus einem Haufen Speere
Sich den, der ihm die meiste Schwere
Zu haben scheint, schwingt ihn mit leichter Hand,
Und stellt, voll Zuversicht, sich nun an seinen Stand.
Wie klopft Amandens Herz! wie feurige Gebete
Schickt sie zu Oberon und allen Engeln ab,
Als jetzt die schmetternde Trompete
Dem Ungeduld'gen zum Rennen Urlaub gab.

87.

Dem Ritter, der bisher die Rebenbuhler alle
Die Erde küssen hieß, schwillt mächtiglich die Galle,
Daß er gezwungen wird, auf diese neue Schanz
Sein Glück und seinen Ruhm zu setzen.
Er war ein Sohn des Daolin von Magnnz,
Und ihm war Lanzenspiel kaum mehr wie Hasenhetzen.
Er stürmet, wie ein Strahl aus schwarzer Wolken Schooß,
In voller Wuth auf seinen Gegner los.

88.

Doch ohne nur in seinem Sitz zu schwanken,
Trifft Hüon ihn so kräftig vor die Brust,
Und wirft mit solcher Macht ihn seitwärts an die Planken,
Daß alle Rippen ihm von seinem Fall erkranken.
Zum Kampf vergeht ihm alle weit're Lust;
Vier Knappen tragen ihn ohnmächtig aus den Schranken.
Ein jubelnd Siegesgeschrei prallt an die Wolken an,
Und Hüon steht allein als Sieger auf dem Plan.

89.

Er bleibt am Ziel noch eine Weile stehen,
Ob jemand um den Dank noch kämpfen will, zu sehen;

Und da ſich niemand zeigt, eilt er mit ſchnellem Trab
Amanden zu, die, hoch auf ihrem ſchönen Roſſe,
Wie eine Gottin glänzt, und führt ſie nach dem Schloſſe.
Sie langen an. Er hebt gar höflich ſie herab,
Und führt ſie, unterm Vivatrufen
Des Volks, hinauf die hohen Marmorſtufen.

90.

Wie eine Silberwolk' umwebt
Amandens Angeſicht ein undurchſicht'ger Schleier,
Durch den ſich jedes Aug' umſonſt zu bohren ſtrebt.
Voll Ungeduld, wie ſich dieß Abenteuer
Entwickeln werde, ſtrömt die Menge ohne Zahl
Dem edeln Paare nach. Jetzt öffnet ſich ein Saal;
Hoch ſitzt auf ſeinem Thron, von ſeinem Fürſtenrathe
Umringt, der alte Karl in kaiſerlichem Staate.

91.

Herr Hüon nimmt den Helm von ſeinem Haupt,
Und teilt hinein, in ſeinen ſchönen Locken
Dem Gott des Tages gleich. Und alle ſehn erſchrocken
Den Schnell-Erkannten an. Der alte Kaiſer glaubt
Des Ritters Geiſt zu ſehn. Und Hüon, mit Amandren
An ſeiner Hand, naht ehrerbietig ſich
Dem Thron, und ſpricht: Mein Lehnsherr! ſiehe mich,
Gehorſam meiner Pflicht, zurück in deinen Landen!

92.

Denn, was du zum Beding gemacht
Von meiner Wiederkehr, mit Gott hab' ich's vollbracht!
In dieſem Käſtchen ſieh des Sultans Bart und Zähne,
An die, o Herr, nach deinem Wort, ich Leib
Und Leben aufgeſetzt — und ſieh in dieſer Schöne
Die Erbin ſeines Throns, und mein geliebtes Weib!
Mit dieſem Worte fällt von Rezien's Angeſichte
Der Schleier ab, und füllt den Saal mit neuem Lichte.

93.

Ein Engel ſcheint, in ſeinem Himmelsglanz,
(Gemildert nur, damit ſie nicht vergehen)
Vor dem Erſtaunten da zu ſtehen:
So groß, und doch zugleich ſo lieblich anzuſehen,
Glänzt Rezia, in ihrem Myrtenkranz
Und ſilbernen Gewand. Die Königin der Feen
Schmiegt, ungeſehen, ſich an ihrer Freundin an,
Und alle Herzen ſind ihr plötzlich unterthan.

94.

Der Kaiſer ſteigt vom Thron, heißt freundlich ſie willkommen
An ſeinem Hof. Die Fürſten drängen ſich
Um Hüon her, umarmen brüderlich
Den edeln jungen Mann, der glorreich heimgekommen
Von einem ſolchen Zug. Es ſtirbt der alte Groll
In Karls des Großen Bruſt. Er ſchüttelt liebevoll
Des Helden Hand, und ſpricht: Nie fehl' es unſerm Reiche
An einem Fürſtenſohn, der Dir an Tugend gleiche!

Die Abderiten.

Drittes Buch.

1. Kapitel.

Die Abderiten machen ſich fertig in die Komödie zu gehen.

Es war bei den Rathsherren von Abdera eine alte hergebrachte Gewohnheit und Sitte, die vor Rath verhandelten Materien unmittelbar darauf bei Tiſche (es ſei nun, daß ſie Geſellſchaft hatten, oder mit ihrer Familie allein ſpeiſten) zu recapikuliren und zu einer reichen Quelle entweder von witzigen Einfällen und ſpaßhaften Anmerkungen, oder von patriotiſchen Stoßſeufzern, Klagen, Wünſchen, Träumen, Ausſichten und dgl. zu machen; zumal wenn etwa in dem abgefaßten Rathsſchluſſe die Verſchwiegenheit ausdrücklich empfohlen worden war.

Aber diesmal — wiewohl das Abenteuer der Abderiten mit dem Fürſten der Aerzte ſonderbar genug war, um einen Platz in den Jahrbüchern ihrer Republik zu verdienen — wurde an allen Tafeln, wo ein Rathsherr oder Zunftmeiſter oben an ſaß, des Hippokrates and Demokrits eben ſo wenig gedacht, als ob gar keine Männer dieſes Namens in der Welt geweſen wären. In dieſem Stücke hatten die Abderiten einen ganz beſondern Publik-Spirit, und ein feines Gefühl, als man ihnen in Betracht ihres gewöhnlichen Eigendünkels hätte zutrauen ſollen. In der That konnte ihre Geſchichte mit dem Hippokrates, man hätte ſie wenden und koloriren mögen, wie man gewollt, auf keine Art, die ihnen Ehre machte, erzählt werden. Das Sicherſte war, die Sache auf ſich beruhen zu laſſen, und zu ſchweigen.

Die heutige Komödie machte alſo dießmal, wie gewöhnlich, den Hauptgegenſtand der Unterhaltung aus. Denn ſeitdem ſich die Abderiten, nach dem Beiſpiel ihres großen Muſters, der Athener, mit einem eigenen Theater verſehen, und (ihrer Gewohnheit nach) die Sache ſo weit getrieben hatten, daß den größten Theil des Jahres hindurch alle Tage irgend eine Art von Schauſpiel bei ihnen zu ſehen war: ſo wurde in Geſellſchaften, ſo bald die übrigen Gemeinplätze, Wetter, Putz und Stadtneuigkeiten erſchöpft waren, unfehlbar entweder von der Komödie, die geſtern geſpielt worden war, aber von der Komödie, die heute geſpielt werden ſollte, geſprochen — und die Herren von Abdera wußten ſich (beſonders gegen Fremde) nicht wenig damit, daß ſie ihren Mitbürgern eine ſo ſchöne Gelegenheit zur Verfeinerung ihres Witzes und Geſchmacks, einen ſo unerſchöpflichen Stoff zu unſchuldigen Geſprächen in Geſellſchaften, und beſonders dem ſchönen Geſchlecht ein ſo herrliches Mittel gegen die Leib und Seele verderbende langs Weile verſchafft hätten.

Wir ſagen es nicht, um zu tadeln, ſondern zum verdienten Lobe der Abderiten, daß ſie ihr Komödienweſen für wichtig genug hielten, die Aufſicht darüber einem beſondern Rathsausſchuſſe zu übergeben, deſſen Vorſitzer immer der zeitige Nomofylax, folglich einer der oberſten Väter des Vaterlandes war. Dies war unſtreitig ſehr löblich. Alles, was man mit Recht an einer ſo ſchönen Einrichtung ausſetzen konnte, war, daß es darum nicht um ein Haar beſſer mit ihrem Komödienweſen ſtand. Weil nun die Wahl der Stücke von der Rathsdeputazion abhing, und die Erfindung der Kamödienzettel unter die anſehnliche Menge von Erfindungen gehört, die den Vorzug der Neuern vor den Alten außer allem fernern Widerſpruch ſetzen: ſo wußte das Publikum — ausgenommen wenn ein neues Abderitiſches Originalſtück aufs Theater gebracht wurde — ſelten vorher, was geſpielt werden würde. Denn wiewohl die Herren von der Deputazion eben kein Geheimniß aus der Sache machten: ſa mußte ſie doch, ehe ſie publik wurde, durch ſo manchen ſchiefen Mund und durch ſo viele dicke Ohren gehen, daß faſt immer ein Qui pro quo heraus kam, und die Zuhörer, wenn ſie zum Beiſpiel die Antigone des Sofokles erwarteten, die Erigone des Hyginus für lieb und gut nehmen mußten — wenn ſie es denn auch ſelten oder nie ermangeln ließen.

Was werden ſie uns heut für ein Stück geben? war alſo jetzt die allgemeine Frage in Abdera — eine Frage, die an ſich ſelbſt die unſchuldigſte Frage von der Welt war, aber durch einen einzigen kleinen Umſtand erzabderitiſch wurde; nämlich, daß die Antwort ſchlechterdings von keinem praktiſchen Nutzen ſein konnte. Denn die Leute gingen in die Komödie, es mochte ein altes oder ein neues, gutes oder ſchlechtes Stück geſpielt werden.

Eigentlich zu reden gab es für die Abderiten gar keine ſchlechten Stücke; denn ſie nahmen alles für gut: und eine natürliche Folge dieſer unbegrenzten Gutmüthigkeit war, daß es für ſie auch keine guten Stücke gab. Schlecht oder gut, was ihnen die Zeit vertreib, war ihnen recht, und alles, was wie ein Schauſpiel ausſah, vertrieb ihnen die Zeit. — Jedes Stück alſo, ſo elend es war, und ſo elend es geſpielt worden ſein mochte, endigte ſich mit einem Geklatſche, das gar nicht nurhören wollte. Alsdann ertönte auf einmal durchs ganze Parterre ein allgemeines: Wie hat ihnen das heutige Stück gefallen? und wurde ſtracks durch ein eben ſo allgemeines: Sehr wohl! beantwortet.

So geneigt auch unſere werthen Leſer ſein mögen, ſich nicht leicht über etwas zu wundern, was wir ihnen von den Idiotismen unſeres Thraziſchen Athens erzählen können: ſo iſt doch dieſer eben erwähnte Zug etwas ſo ganz beſonderes, daß wir beſorgen müſſen keinen Glauben zu finden, wofern wir ihnen nicht begreiflich machen, wie es zugegangen, daß die Abderiten mit einer ſo großen Neigung zu Schauſpielen es gleichwohl zu einer ſo hohen unbeſchränkten dramatiſchen Apathie oder vielmehr Hidypathie bringen konnten, daß ihnen ein elendes Stück nicht nur keine Leiden verurſachte, ſondern ſogar eben (oder doch beinahe eben) ſo wohl that als ein gutes.

Man wird uns, wenn wir das Räthſel auflöſen ſollen, eine kleine Ausſchweifung über das ganze Abderitiſche Theaterweſen erlauben müſſen.

Wir ſehen uns aber genöthigt, uns von dem günſtigen und billig denkenden Leſer vorher eine kleine Gnade auszubitten, an deren großmüthiger Gewährung ihm ſelbſt am Ende noch mehr gelegen iſt als uns. Und dieß iſt: aller widrigen Eingebungen ſeines Kakodnmons ungeachtet, ſich ja nicht einzubilden, als ob hier, unter verdeckten Namen die Rede von den Theaterdichtern, den Schauſpielern, und dem Parterre ſeiner lieben Vaterſtadt die Rede ſei. Wir läugnen zwar nicht, daß die ganze Abderitengeſchichte in gewiſſem

Betracht einen doppelten Sinn habe: aber ohne den Schlüssel zu Aufschließung des geheimen Sinnes, den unsere Leser nun uns selbst erhalten sollen, würden sie Gefahr laufen, alle Augenblicke falsche Deutungen zu machen. Bis dahin also ersuchen wir sie

Per genium, dextramque, Deosque Penates,

sich aller unnachbarlichen und unfreundlichen Anwendungen zu enthalten, und alles was folgt, so wie dies ganze Buch, in keiner andern Gemüthsverfassung zu lesen, als womit sie irgend eine andere alte oder neue unpartheiische Geschichtserzählung lesen würden.

2. Kapitel.

Nähere Nachrichten von dem Abderitischen Nazionaltheater. Geschmack der Abderiten. Charakter des Komikstar Gryllus.

Als die Abderiten beschlossen hatten, ein stehendes Theater zu haben, wurde zugleich aus patriotischen Rücksichten festgesetzt, daß es ein Nazionaltheater sein sollte. Da nun die Nazion, wenigstens dem größten Theile nach, aus Abderiten bestand: so mußte ihr Theater nothfolglich ein Abderitisches werden. Dieß war natürlicher Weise die erste und unheilbare Quelle alles Uebels.

Der Respekt, den die Abderiten für die heilige Stadt der Minerva, als ihre vermeinte Mutter, trugen, brachte es zwar mit sich, daß die Schauspiele der sämmtlichen Athenischen Dichter, nicht weil sie gut waren, (denn das war eben nicht immer der Fall) sondern weil sie von Athen kamen, in großem Ansehn bei ihnen standen. Und Anfangs konnte auch, aus Mangel einer genugsamen Anzahl einheimischer Stücke, beinahe nichts andres gegeben werden. Allein eben deswegen hielt man, sowohl zur Ehre der Stadt und Republik Abdera, als mancherlei anderer Vortheile wegen, für nöthig, eine Kombdien- und Teagödienfabrik in ihrem eigenen Mittel anzulegen, und diese neue poetische Manufaktur, — in welcher Abderitischer Witz, Abderitische Gefühle, Abderitische Sitten und Thorheiten als eben so viele rohe Nazionalprodukte zu eigenem Gebrauch dramatisch verarbeitet werden sollten, — wie guten und weisen Regenten und Patrioten zusteht, auf alle mögliche Art aufzumunteen.

Dieß auf Kosten des gemeinen Seckels zu bewerkstelligen, ging aus zwei Ursachen nicht wohl an; erstens, weil dieser Seckel, vermöge der Art, wie er verwaltet wurde, fast immer weniger enthielt als man heraus nehmen wollte; und zweitens, weil es damals noch nicht Mode war die Zuschauer bezahlen zu lassen, sondern das Aerarium die Unkosten des Theaters tragen mußte, und also ohnedieß bei diesem neuen Artikel schon genug auszugeben hatte. Denn an eine neue Auflage auf die Bürgerschaft war, vor der Hand und bis man wußte wie viel Geschmack sie dieser neuen Lustbarkeit abgewinnen würde, nicht zu denken. Es blieb also kein ander Mittel, als die Abderitischen Dichter auf Unkosten des Geschmacks gemeiner Stadt aufzumuntern; d. i. alle Waaren, die sie gratis liefern würden, für gut zu nehmen — nach dem alten Sprichworte: Geschenktem Gaul sieh nicht ins Maul; oder, wie es die Abderiten gaben: Wo man umsonst ißt, wird immer gut gekocht.

Was von Horaz von seiner Zeit in Rom sagt: Scribimus indocti doctique poemata passim, galt nun von Abdera im superlativsten Grade. Weil es einem zum Verdienst angerechnet wurde, wenn er ein Schauspiel schrieb, und weil schlechterdings nichts dabei zu wagen war: so machte Tragödien wer Athem genug hatte, ein paar Dutzend zusammen gerafft Gedanken in eben so viele von Bombast strotzende Perioden aufzublasen; und jeder platte Spaßmacher versuchte es, die Zwerchfelle der Abderiten, auf denen er sonst in Gesellschaften oder Weinhäusern getrommelt hatte, jetzt auch einmal vom Theater herab zu bearbeiten.

Diese patriotische Nachsicht gegen die Nazionalprodukte hatte eine natürliche Folge, die das Uebel zugleich vermehrte und fortdauernd machte. So ein gedankenleeres, windiges, aufgeblasenes, ungezogenes, unwissendes, und aller Anstrengung unfähiges Völkchen es auch um die jungen Patrizier von Abdera war, so ließ sich doch gar bald einer von ihnen, wir wissen nicht ob von seinem Mädchen oder von seinen Schmarotzern, oder auch von seinen eignen angestammten Dünkel, weiß machen, daß es nur an ihm liege, dramatische Epheukränze zu erwerben, so gut als ein anderer. Dieser erste Versuch wurde mit einem so glänzenden Erfolg gekrönt, daß Blemmias, (ein Neffe des Archon Onolaus) ein Knabe von siebzehn Jahren, und, was in der Familie des Onolaus nichts ungewöhnliches war, ein notorisches Ganshaupt, ein unwiderstehliches Jucken in seinen Fingern fühlte, auch ein Backspiel zu machen, wie man damals das Ding hieß, daß wir jetzt ein Trauerspiel zu schelten pflegen. Niemals seitdem Abdera auf Thrazischem Boden stand, hatte man ein dümmeres Nazionalprodukt gesehen: aber der Verfasser war ein Neffe des Archon, und so konnt' es ihm nicht fehlen. Der Schauplatz war so voll, daß die jungen Herren den schönen Abderitinnen auf dem Schooße sitzen mußten; die gemeinen Leute standen einander auf den Schultern. Man hörte alle fünf Akte in unverwandter dumm wartender Stille an; man gähnte, seufzte, wischte sich die Stirne, rieb die Augen, hatte hündische lange Weile — und hörte zu; und wie nun endlich das lang' ersehnte Ende kam, wurde so abscheulich geklatscht, daß etliche zartnervige Muttersöhnchen das Gehör darüber verloren.

Nun wars klar, daß es keine so große Kunst sein müsse, eine Tragödie zu machen, weil sogar der junge Blemmias eine gemacht hatte. Jedermann konnte sich ohne große Unbescheidenheit eben so viel zutrauen. Es wurde ein Familien-Ehrenpunkt, daß jedes gute Haus wenigstens mit einem Sohne, Neffen, Schwager oder Vetter mußte prangen können, der die Nazionalschaubühne mit einer Komödie oder Beckspiel, oder wenigstens mit einem Singspielchen beschenkt hatte. Wie groß dieß Verdienst seinem innern Gehalte nach etwa sei, daran dachte niemand; gutes, mittelmäßiges und elendes lief in Einer Heerde unter einander her. Es bedurfte, um ein schlechtes Stück zu schützen, keiner Kabale. Eine Hohlheit war der andern werth. Und weil die Herren allerseits Eselsöhrchen hatten: so konnte keinem einfallen, dem andern das berühmte Auriculas asini Midæ rex habet zuzuflüstern.

Man kann sich leicht vorstellen, daß die Kunst bei dieser Duldsamkeit nicht viel gewonnen haben werde. Aber was kümmerte die Abderiten das Interesse der Kunst? Genug, daß es für die Ruhe ihrer Stadt und das allerseitige Vergnügen zuträglicher war, dergleichen Dinge friedlich und schiedlich abzuthun.

Da kann man sehen, pflegte der Archon Onolaus zu sagen, wie viel darauf ankommt, daß man ein Ding beim rechten Ende nimmt! Das Komödienwesen, das zu Athen alle Augenblicke die garstigsten Händel anrichtet, ist zu Abdera ein Band des allgemeinen guten Vernehmens und der unschuldigste Zeitvertreib von der Welt. Man geht in die Komödie, man ergötzt sich auf die eine oder die andere Art, entweder mit Zuhören, oder mit seiner Nachbarin, oder mit Träumen und Schlafen, wie es einem jeden beliebt; dann wird geklatscht, jedermann geht zufrieden nach Hause, und gute Nacht!

Wir sagten vorhin, die Abderiten hätten sich mit ihrem Theater so viel zu thun gemacht, daß sie in Gesellschaften beinahe von nichts als von der Komödie gesprochen, und sa wirklich sichs auch wirklich. Aber wenn sie von Theaterstücken und Vorstellungen und Schauspielern sprachen, so geschah es nicht, um etwa zu untersuchen was daran in der That beifallswürdig sein möchte oder nicht. Denn ob sie sich ein Ding gefallen oder nicht gefallen lassen wollten, das hing (ihrer Meinung nach) lediglich von ihrem freien Willen ab; und, wie gesagt, sie hatten nun einmal eine Art von schweigender Abrede mit einander getroffen, ihre einheimischen dramatischen Manufakturen aufzumuntern. „Man sieht doch recht augenscheinlich, (sagten sie) was es auf sich hat, wenn die Künste an einem Orte aufgemuntert werden. Noch vor zwanzig Jahren hatten wir kaum zwei oder drei Poeten, von denen, außer etwa an Geburtstagen oder Hochzeiten, kein Mensch Notiz nahm. Jetzt, seit den zehn bis zwölf Jahren, da wir ein eignes Theater haben, können wir schon über sechshundert Stücke, groß und klein in einander gerechnet, aufweisen, die alle auf Abderitischem Grund und Boden gewachsen sind."

Wenn sie also von ihren Schauspielen schwatzten, so war es nur um einander zu fragen, ob zum Beispiel, das gestrige Stück nicht schön gewesen sei? und einander zu antworten: ja es sei sehr schön gewesen — und was die Schauspielerin, welche die Iphigenia oder Andromache vorgestellt, (denn zu Abdera werden die weiblichen Rollen von wirklichen Frauenzimmern gespielt, und das war eben nicht so Abderitisch) für ein schönes neues Kleid angehabt habe? Und das gab dann Gelegenheit zu tausend kleinen interessanten Anmerkungen, Reden und Gegenreden, über den Putz, die Stimme, den Anstand, den Gang, das Tragen des Kopfs und der Arme, und zwanzig andere Dinge dieser Art, an den Schauspielern und Schauspielerinnen. Mitunter sprach man auch wohl von dem Stücke selbst, sowohl von der Musik als von den Worten, (wie sie die Poesie davon nannten) das ist, ein jedes sagte, was ihm am besten oder wenigsten gefallen hätte; man hob die vorzüglich rührenden und erhabenen Stellen aus; tadelte auch wohl hier und da einen Ausdruck, ein allzu niedriges Wort oder einen Gedanken, den man übertrieben oder anstößig fand. Aber immer endigte

sich die Kritik mit dem ewigen Abderitischen Refrain: Es bleibt doch immer ein schönes Stück — und hat viel Moral in sich. Schöne Moral! pflegte der kurze dicke Ralhsheer hinzu zu setzen — und immer traf sichs, daß die Stücke, die er ihrer schönen Moral wegen selig pries, gerade die elendesten waren.

Man wird vielmehr denken: da die besondern Ursachen, die man zu Abdera gehabt habe, alle einheimische Stücke ohne Rücksicht auf Verdienst und Würdigkeit, aufzumuntern, bei auswärtigen nicht Statt gefunden, so hätte doch wenigstens die große Verschiedenheit der Athenischen Schauspieldichter, und der Abstand eines Äspydamas von einem Sofokles etwas dazu beitragen sollen, ihren Geschmack zu bilden, und ihnen den Unterschied zwischen gut und schlecht, vortrefflich und mittelmäßig, besonders den mächtigen Unterschied zwischen natürlichem Beruf und bloßer Prätension und Nachäfferei, zwischen dem muntern, gleichen, aushaltenden Gang des wahren Meisters, und dem Seelzenschritt oder dem Nachkriechen, Nachhinken und Nachkriechen der Nachahmer — anschaulich zu machen. Aber, fürs erste, ist der Geschmack eine Sache, die sich ohne natürliche Anlagen, ohne eine gewisse Feinheit des Seelenorgans, womit man schmecken soll, durch keine Kunst noch Bildung erlangen läßt; und wir haben gleich zu Anfang dieser Geschichte schon bemerkt, daß die Natur den Abderiten diese Anlage ganz versagt zu haben schien. Ihnen schmeckte Alles. Man fand auf ihren Tischen die Meisterstücke des Genies und Witzes mit dem Abgang der schalsten Köpfe, den Tagelöhnerarbeiten der elendesten Pfuscher, unter einander liegen. Man konnte ihnen in solchen Dingen weiß machen was man wollte; und es war nichts leichter, als einem Abderiten die erhabenste Ode von Pindar für den ersten Versuch eines Anfängers, und umgekehrt das sinnloseste Geschmier, wenn es nur den Zuschnitt eines Gesangs in Strofen und Antistrofen hatte, für ein Werk von Pindar zu geben. Daher war bei einem jeden neuen Stücke, das ihnen zu Gesicht kam, immer ihre erste Frage: Von wem? und man hatte hundert Beispiele, daß sie gegen das vortrefflichste Werk gleichgültig geblieben waren, bis sie erfahren hatten, daß es einem berühmten Namen zugehöre.

Dazu kam noch der Umstand, daß der Nomofylax Gryllus, des Cyniskus Sohn, der an der Errichtung des Abderitischen Nazionaltheaters den meisten Antheil gehabt hatte, und der Oberaufseher über ihr ganzes Schauspielwesen war, Anspruch machte, ein großer Musikverständiger und der erste Kompoaist seiner Zeit zu sein — ein Anspruch, gegen welchen die gefälligen Abderiten um so weniger einzuwenden hatten, weil er ein sehr populärer Herr war, und weil seine ganze Kompositionskunst in einer Anzahl melodischer Formen oder Leisten bestand, die er allen Arten von Texten anzupassen wußte, so daß nichts leichter war, als seine Melodien zu singen und auswendig zu lernen.

Die Eigenschaft, auf welche sich Gryllus am meisten zu gut that, war seine Behendigkeit im Komponiren. — „Nu, wie gefällt Ihnen meine Ifigenia, Hekuba, Alceste, (oder was es sonsten war) he?" — O, ganz vortrefflich, Herr Nomofylax! — „Gell! da ist doch reiner Satz! fließende Melodie! hä, hä, hä! Und wie lange denken Sie, daß ich daran gemacht habe? — Zählen Sie nach! — Heute haben wir den 13ten — Den 4ten Morgens um fünf Uhr — Sie wissen, ich bin früh auf — setzt' ich mich an mein Pult und fing an — und gestern Punkt zehn Uhr Vormittags macht' ich den letzten Strich! — Nun zählen Sie nach, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, — macht, wie Sie sehen, nicht volle 9 Tage, und darunter zwei Rathstage, und zwei oder drei, wo ich zu Gaste gebeten war; andere Geschäfte nicht gerechnet — Hm! was sagen Sie? Heißt das nicht für geardeitet? — Ich sag' es eben nicht, um mich zu rühmen: aber das getrau' ich mir, wenn's eine Wette gälte, daß kein Komponist im ganzen Europäischen und Asiatischen Griechenland eher mit einem Stücke fertig werden soll als ich! — Es ist nichts! Aber es ist doch so eine rigne Gabe, die ich habe. Hä, hä, hä!"

Wir hoffen, unsre Leser sehen den Mann nun vor sich, und wenn sie einige Anlage zur Musik haben, so müssen ihnen sein, sie hätten ihn bereits seine ganze Ifigenia, Hekuba und Alceste herunter orgeln gehört.

Nun hatte dieser große Mann noch nebenher die kleine Schwachheit, daß er keine Musik gut finden konnte als — seine eigene. Keiner von den besten Tonsetzern zu Athen, Theben, Korinth u. s. w. konnt' es ihm zu Danke machen. Den berühmten Damon selbst, dessen gefällige, geistreiche und immer zum Herzen sprechende Art zu komponiern außerhalb Abdera, alles was eine Seele hatte, bezauberte, nannte er unter seinen Vertrauten nur den Bänkelsängerkomponisten. Bei dieser Art zu denken, und vermöge der unendlichen Leichtigkeit, womit er seinen musikalischen Leich von sich gab, hatte er nun binnen wenig Jahren zu mehr als sechszig Stücken von berühmten und unberühmten Athenischen Schauspieldichtern die Musik gemacht. Denn die Abderitischen Nazionalprodukte überließ er meistens seinen Schülern und Nachahmern, und begnügte sich bloß mit der Revision ihrer Arbeit. Freilich fiel seine Wahl, wie man denken kann, nicht immer auf die besten Stücke; die Hälfte wenigstens waren mißlungene bombastische Nachahmungen des Äschylus, oder abgeschmackte Possenspiele, Jahrmarktsstücke, die von ihren Verfassern selbst blos für die Belustigung des untersten Pöbels bestimmt waren. Aber genug, der Nomofylax, ein Haupt der Stadt, hatte sie komponirt; sie wurden also unendlich beklatscht; und wenn sie denn auch bei der öftern Wiederholung mitunter gähnen und hojanen machten, daß die Kinnladen hätten auseinander gehen mögen, so versicherte man einander doch beim Herausgehen sehr tröstlich: es sei gar ein schönes Stück, und gar eine schöne Musik gewesen!

Und so vereinigte sich denn alles bei diesen griechenzenden Theaziern, nicht nur gegen die Arten und Stufen des Schönen, sondern gegen den innern Unterschied des Vortrefflichen und Schlechten selbst, jene mechanische Kaltsinnigkeit hervorzubringen, wodurch sie sich als durch einen festen Nazionalcharakterzug von allen übrigen politirten Völkern des Erdbodens auszeichneten; eine Kaltsinnigkeit, die dadurch desto sonderbarer wurde, weil sie ihnen gleichwohl die Fähigkeit ließ, zuweilen von dem wirklich Schönen auf eine gar seltsame Art affizirt zu werden — wie man in kurzem aus einem merkwürdigen Beispiel ersehen wird.

3. Kapitel.

Beiträge zur Abderitischen Litteraturgeschichte. Nachrichten von ihrem ersten ideatralischen Dichtern, Hyperbolus, Parasyasmus, Antiflus und Thlaps.

Bei aller dieser anscheinenden Gleichgültigkeit, Toleranz, Apathie, Hedypathie, oder wie man's nennen will, müssen wir uns die Abderiten gleichwohl nicht als Leute ohne allen Geschmack vorstellen. Denn ihre fünf Sinne hatten sie richtig und voll gezählt: und wiewohl ihnen unter den angegebenen Umständen Alles gut genug schmeckte; so däuchte sie doch, dieses oder jenes schmecke ihnen besser als ein andres; und so hatten sie denn ihre Lieblingsstücke und Lieblingsdichter so gut als andre Leute.

Damals, als ihnen der kleine Verdruß mit dem Arzt Hippokrates zustieß, waren unter einer ziemlichen Anzahl von Theaterdichtern, welche Handwerk davon machten, die Freiwilligen (nicht gerechnet) vornämlich zwei im Besitz der höchsten Gunst des abderitischen Publikums. Der eine machte Tragödien und eine Art Stücke, die man jetzt komische Opern nennt; der andere, Namens Thlops, fabrizirte eine Art von Mittelding, wobei einem weder wohl noch weh geschah, wovon er der erste Erfinder war; und die deßwegen nach seinem Namen Thlypsödien genannt wurden.

Der erste war eben der Hyperbolus, dessen schon zu Anfang dieser eben so wahrhaften als wahrscheinlichen Geschichte als des berühmtesten unter den Abderitischen Dichtern gedacht worden ist. Er hatte sich zwar auch in den übrigen Gattungen hervorgethan; die außerordentliche Partheilichkeit seiner Landsleute für ihn hatte ihm in allen den Preis zuerkannt: und eben dieser Vorzug gewaeb ihm den hochtrabenden Zunamen Hyperbolus; denn von Haus aus nannte er sich Hegesias.

Der Grund, warum dieser Mensch ein so besonderes Glück bei den Abderiten machte, war der natürlichste von der Welt — nämlich eben der, weßwegen er und seine Werke an jedem andern Orte der Welt als in Abdera ausgepfiffen worden wären. Er war unter allen ihren Dichtern derjenige, in welchem der eigentliche Geist von Abdera, mit allen seinen Idiotismen und Abweichungen von den schönern Formen, Proporzionen und Lineamenten der Menschheit am leibhaftesten wohnte; derjenige, mit dem alle übrigen am meisten sympathisirten; der immer alles just so machte wie sie es auch gemacht haben würden, ihnen immer das Wort aus dem Munde nahm, immer das eigentliche Pünktchen traf, wo sie gekitzelt sein wollten; mit einem Worte, der Dichter nach ihrem Sinn und Herzen! Und das nicht etwa in Kraft eines außerordentlichen Scharfsinns, oder als ob er sich ein besondres Studium daraus gemacht hätte, sondern lediglich, weil er unter allen seinen Brüdern im Marsyas am meisten — Abderit war. Bei ihm durfte man sich darauf verlassen, daß der Gesichtspunkt, woraus er eine Sache ansah, immer der schiefste war, woraus sie gesehen werden konnte; daß er zwischen zwei Dingen allemal die Aehnlichkeit da fand, wo ihr wesentlichstes Unterschied lag, daß er je und allezeit seelenlichter aussehen würde, wo ein vernünftiger

Menſch lacht, und lachen würde, wo es nur einem Abderiten einfallen kann zu lachen, u. ſ. w. Ein Mann, der des Abderitiſchen Genius ſo voll war, konnte natürlicher Weiſe in Abdera alles ſein was er wollte. Auch war er ihr Anakreon, ihr Alcäus, ihr Pindar, ihr Aeſchylus, ihr Ariſtofanes, und ſeit kurzem arbeitete er an einem großen Nazional-Heldengedicht in acht und vierzig Geſängen, die Abderiade genannt — zu großer Freude des ganzen Abderitiſchen Volkes! Denn, ſagten ſie, ein Homer iſt das einzige was uns noch abgeht; und wenn Hyperbolus mit ſeiner Abderiade fertig ſein wird, ſo haben wir Ilias und Odyſſe in Einem Stücke beiſammen; und dann ins die andern Griechen kommen, und uns noch über die Achſeln anſehen, wenn ſie das Herz haben! Sie ſollen uns dann einen Mann ſtellen, dem wir nicht einen aus unſern Mitteln entgegen ſtellen wollen!

Indeſſen war doch die Tragödie das eigentliche Fach des Hyperbolus. Er hatte deren hundert und zwanzig (vermuthlich auch groß und klein in einander gerechnet) verfertigt — ein Umſtand, der ihm bei einem Volke, das in allen Dingen nur auf Anzahl und körperlichen Umfang ſah, allein ſchon einen außerordentlichen Vorzug geben mußte. Denn von allen ſeinen Nebenbuhlern hatte es keiner auch nur auf das Dreifache dieſer Zahl bringen können. Ungeachtet ihn die Abderiten wegen des Vorwurfs ſeiner Schreibart ihren Aeſchylus zu nennen pflegten, ſo wußte er ſich ſelbſt doch nicht wenig mit ſeiner Originalität. Man weiſe mir, ſprach er, einen Charakter, einen Gedanken, ein Gefühl, einen Ausdruck, in allen meinen Werken, den ich aus einem andern genommen hätte! — Oder aus der Natur, ſetzte Demokrit hinzu. — „O! (rief Hyperbolus) was das betrifft, das kann ich Ihnen zugeben, ohne daß ich viel dabei verliere. Natur! Natur! Die Herren klappern immer mit ihrer Natur und wiſſen am Ende nicht was ſie wollen. Die gemeine Natur — und die meinen Sie doch — gehört in die Komödie, ins Poſſenſpiel, in die Thlapfödie, wenn Sie wollen! Aber die Tragödie muß über die Natur gehen oder ich gebe nicht eine hohle Nuß darum.“ Von den ſeinigen galt dieß im vollſten Maaß. So wie ſeine Perſonen hatte nie ein Menſch ausgeſehen, nie ein Menſch gefühlt, gedacht, geſprochen noch gehandelt. Aber das wollten die Abderiten eben — und daher kam es auch, daß ſie unter allen auswärtigen Dichtern am wenigſten aus dem Sofokles machten. „Wenn ich aufrichtig ſagen ſoll, wie ich denke, — ſagte einſt Hyperbolus in einer noenehmen Geſellſchaft, wo über dieſe Materie auf gut Abderitiſch räſonirt wurde — ich habe nie begreifen können, was an dem Oedipus oder an der Elektra des Sofokles, beſonders was an ſeinem Filoktet ſo außerordentliches ſein ſoll. Für einen Nachfolger eines ſo erhabnen Dichters wie Aeſchylus, fällt er wahrlich gewaltig ab! Nun ja, Attiſche Urbanität, die ſtreit' ich ihm nicht ab! Urbanität ſo viel Sie wollen! Aber der Feuerſtrom, die wetterleuchtenden Gedanken, die Donnerſchläge, der hinreißende Wirbelwind — kurz, die Rieſenſtarke, der Adlerflug, der Löwengrimm, der Sturm und Drang, der den wahren tragiſchen Dichter macht, wo iſt der?“ — Das nenn' ich wie ein Meiſter von der Sache ſprechen, ſagte einer von der Geſellſchaft. — O, über ſolche Dinge verlaſſen Sie ſich auf das Urtheil des Hyperbolus, rief ein andrer; wenn ers nicht verſtehen ſollte! — Er hat hundert und zwanzig Tragödien gemacht, flüſterte eine Abderitin einem Fremden ins Ohr; er iſt der erſte Theaterdichter aus Abdera!

Indeſſen hatte es doch unter allen ſeinen Nebenbuhlern, Schülern und Knabenrien ihrer zweien geglückt, ihn auf dem tragiſchen Thron, auf den ihn der allgemeine Beifall hinaufgeſchwungen, wanken zu machen — Dem einen durch ein Stück, worin der Held gleich in der erſten Scene des erſten Akts ſeinen Vater ermordet, im zweiten ſeine leibliche Schweſter heirathet, im dritten entdeckt, daß er ſie mit ſeiner Mutter gezeugt hatte, im vierten ſich ſelber Ohren und Naſe abſchneidet, und im fünften, nachdem er die Mutter vergiftet und die Schweſter erdroſſelt, von den Furien unter Blitz und Donner in die Hölle geholt wird — Dem andern durch eine Riode, worin außer einer Menge Ai! Ai, φεῦ, φεῦ, Kleokleidē, und einigen Blasfemien, wobei den Zuhörern die Haare zu Berge ſtanden, das ganze Stück in lauter Handlung und Pantomime geſetzt war. Beide Stücke hatten den erſtaunlichſten Effekt gethan. — Nie waren binnen drei Stunden ſo viele Schnupftücher vollgeweint worden, ſeit ein Abdera in der Welt war. — Nein, es iſt nicht zum Aushalten, ſchluchzten die ſchönen Abderitinnen — Der arme Peing! wie er heulte, wie er ſich herumwälzte! Und die Rede, die er hielt, da er ſich die Naſe abgeſchnitten hatte, rief eine andere — Und die Furien, die Furien, ſchrie eine dritte — ich werde vier Wochen lang kein Auge vor ihnen zuthun können! — Es war ſchrecklich! ich muß geſtehen, ſagte die vierte; aber, o die arme Rinde! wie ſie mitten unter ihren über einander hergewälzten Kindern da ſteht, ſich die Haare ausrauft, ſie über die dampfenden Leichen hinſtreut, dann ſich ſelbſt auf ſie hinwirft, ſie wieder beleben möchte, dann in Verzweiflung wieder auffährt, die Augen wie feurige Räder im Kopfe herum rollt, dann mit ihren eigenen Nägeln die Bruſt aufreißt, und Hände voll Bluts unter entſetzlichen Verwünſchungen gen Himmel wirft! — Nein, ſo was rührendes muß nie geſehen worden ſein! Was das für ein Mann ſein muß, der Paraſpasmus, der Stärke genug hatte, ſo eine Scene aufs Theater zu bringen! — Nun, was die Stärke anbetrifft, ſagte die ſchöne Salabanda, darauf läßt ſich eben nicht immer ſo ſicher ſchließen. Ich zweifle, ob Pnrnspasmus alles halten würde was er zu verſprechen ſcheint; große Prahler, ſchlechte Fechter. — Man kannte die ſchöne Salabanda für eine Frau, die ſo was nie ohne Grund ſagte; und dieſer geringfügige Umſtand brachte ſo viel zuwege, daß die Riode des Paraſpasmus bei der zweiten Vorſtellung nicht mehr die Hälfte der vorigen Wirkung that; ja der Dichter ſelbſt konnte ſich in der Folge nicht wieder von dem Schlag erholen, den ihm Salabanda durch ein einziges Wort in der Einbildungskraft der Abderitinnen gegeben hatte.

Indeſſen blieb ihm und ſeinem Freunde Atiſilus doch immer die Ehre, der Tragödie zu Abdera einen neuen Schwung gegeben zu haben! und die Erfinder zweier neuer Gattungen, der griesgramiſchen und der pantamimiſchen, zu ſein, in welchen den Abderitiſchen Dichtern eine Laufbahn eröffnet wurde, wo es um ſo viel ſichrer war Lorbern einzuernten, da im Grunde nichts leichter iſt als — Kinder zu erſchrecken, und ſeine Helden vor lauter Affekt — gar nichts ſagen zu laſſen.

Wie aber die menſchliche Unbeſtändigkeit ſich an allem, was in ſeiner Neuheit noch ſo angenehm iſt, gar bald ersättiget, ſo fingen auch die Abderiten bereits an es überdrüſſig zu werden, daß ſie immer und alle Tage gar ſchön finden ſollten, was ihnen in der That ſchon lange gar wenig Vergnügen machte: als der junge Thlaps auf den Einfall kam, Stücke aufs Theater zu bringen, die weder Komödie, noch Tragödie, noch Poſſe, ſondern eine Art von lebendigen Abderitiſchen Familiengemälden wären; wo weder Helden noch Narren, ſondern gute ehrliche hausgebackne Abderiten auftreten, ihren täglichen Stadt-, Markt-, Haus- und Familiengeſchäften nachgehn, und vor einem löblichen Spektatorium gerade ſo handeln und ſprechen ſollten, als ob ſie auf der Bühne zu Hauſe wären; und es ſonſt keine Leute in der Welt gebe als ſie. Man ſieht, daß dieß ohngefähr die nämliche Gattung war, wodurch ſich Menander in der Folge ſo viel Ruhm erwarb. Der Unterſchied beſtand bloß darin: daß er Athener, und jener Abderiten auf die Bühne brachte; und daß er Menander, und jener Thlaps war. Allein da dieſer Unterſchied den Abderiten nichts verſchlug, oder vielmehr gerade zu Thlapſens Vortheil gereichte; ſo wurde ſein erſtes Stück in dieſer Gattung mit einem Entzücken aufgenommen, wovon man noch kein Beiſpiel geſehen hatte. Die ehrlichen Abderiten ſahen ſich ſelbſt zum erſtenmale auf der Schaubühne in puris Naturalibus, ohne Stelzen, ohne Löwenhäute, ohne Keule, Zepter und Diadem, in ihren gewöhnlichen Hauskleidern, ihre gewöhnliche Sprache redend, nach ihrer angebornen eigenthümlichen Abderitiſchen Art und Weiſe leiden und leben, eſſen und trinken, freien und ſich freien laſſen, u. ſ. w. und das war eben was ihnen ſo viel Vergnügen machte. Es ging ihnen wie einem jungen Mädchen, das ſich zum erſtenmal in einem Spiegel ſieht; ſie konnten gar nicht genug bekommen. Die vierfache Braut wurde vier und zwanzigmal hinter einander geſpielt, und eine lange Zeit wollten die Abderiten nichts als Thlapfödien ſehen. Thlaps, dem es nicht ſo friſch von der Fauſt ging wie dem großen Hyperbolus und dem Nomofylax Grylus, konnte deren nicht ſo viele fertig machen, als ſie von ihm zu haben wünſchten. Aber da er ſeinen Mitbrüdern einmal den Ton angegeben hatte, ſo fehlte es ihm nicht an Nachahmern. Alles legte ſich auf die neue Gattung; und in weniger als drei Jahren waren alle mögliche Sujets und Titel von Thlapfödien ſo erſchöpft, daß es wirklich ein Jammer war, die Noth der armen Dichter zu ſehen, wie ſie deuchten und ſchwitzten, um aus dem Schwamme, den ſchon ſo viele vor ihnen ausgedrückt hatten, noch einen Tropfen trübes Waſſer heraus zu preſſen.

Die natürliche Folge davon war, daß unvermerkt alle Dinge wieder ins gehörige Gleichgewicht kamen. Die Abderiten, die, nach ziemlich allgemeiner menſchlicher Weiſe, Anfangs für jede Gattung eine ausſchließende Neigung faßten,

fanden endlich, daß es nur desto besser sei, wenn sie dem Ueberdruß durch Abwechslung und Mannigfaltigkeit wehren könnten. Die Tragödien, gemeine, griechgramische und pantomimische, die Komödien, Operetten und Possenspiele kamen wieder in Umlauf; der Nomofylax komponirte die Tragödien des Euripides: und Hyperbolus, zumahl da ihm das Projekt Abderitischer Homer zu werden, im Kopfe steckte, ließ sichs, weils doch nicht zu ändern war, am Ende gern gefallen, die höchste Gunst des Abderitischen Parterre mit Thlapfen zu theilen; zumal da dieser durch die Heirath mit der Nichte eines Oberzunftmeisters seit kurzem eine wichtige Person geworden war.

4. Kapitel.

Merkwürdiges Beispiel von der guten Staatswirthschaft der Abderiten. Beschluß der Digression über ihr Theaterwesen.

Ehe wir nun dieser Abschweifung zum Verfolg unserer Geschichte zurückkehren, möchte es nöthig sein, dem geneigten Leser einen kleinen Zweifel zu benehmen, der ihm während norstehender kurzen Abschattung des Abderitischen Schauspielwesens aufgestoßen sein möchte.

Es ist nicht wohl zu begreifen, wird man sagen, wie das Aerarium von Abdera, dessen Einkünfte eben nicht so ganz beträchtlich sein konnten, eine so ansehnliche Nebenausgabe, wie ein tägliches Schauspiel mit allen seinen Artikeln ist, in die Länge habe bestreiten können; gesetzt auch, daß die Dichter ohne Sold noch Lohn, aus purem Patriotismus, oder um die bloße Ehre gedient hätten. Wofern aber dieß letztere war, wird man kaum glaublich finden, daß es so manche Theaterdichter von Profession in Abdera gegeben, und daß der große Hyperbolus, mit allem seinem Patriotismus und Eigennutz, es bis auf ein hundert und zwanzig dramatische Stücke sollte getrieben haben.

Um nun den günstigen Leser nicht ohne Noth aufzuhalten, wollen wir ihm nur gleich unverholen gestehen, daß ihre Theaterdichter keineswegs umsonst arbeiteten, (denn das große Gesetz: „dem Ochsen, der da drischt, sollst du nicht das Maul verbinden!" ist ein Naturgesetz, dessen allgemeine Verbindlichkeit auch sogar die Abderiten fühlten) und daß, vermöge einer besondern Finanzoperazion, das Stadtärarium des Theaters halben eigentlich keine neue Ausgabe zu bestreiten hatte, sondern dieser Aufwand größtentheils an andern nöthigern und nützlichern Artikeln erspart wurde.

Die Sache verhielt sich so. Sobald die Gönner des Theaters sahen, daß die Abderiten Feuer gefaßt hatten, und Schauspiele zum Bedürfniß für sie worden waren, exmangelten sie nicht, dem Volke durch die Zunftmeister vorstellen zu lassen: daß das Aerarium einem so großen Zuwachs von Ausgaben ohne neue Einnahmsquellen oder Einziehung andrer Ausgaben nicht gewachsen sei. Dieß veranlaßte denn, daß eine Kommission niedergesetzt wurde, welche, nach mehr als sechzig zahlbaren Sitzungen, endlich einen Entwurf einer Einrichtung des gemeinen Abderitischen Theaterwesens vor Rath legte, den man so gründlich und wohl ausgesonnen fand, daß er stracks in einer allgemeinen Versammlung der Bürgerschaft zu einem Fundamentalgesetz der Stadt Abdera gestempelt wurde.

Wir würden uns ein Vergnügen daraus machen, dieses Abderitische Meisterstück auch vor unsre Leser zu legen, wenn wir ihnen Geduld genug zutrauen dürften, es zu lesen. Sollte aber irgend ein gemeines Wesen in oder außer dem heiligen Römischen Reiche die Mittheilung desselben wünschen: so ist man erbötig, solche auf erfolgte Requisizion, gegen bloße Erstattung der Schreibauslagen unentgeldlich mitzutheilen. Alles, was wir hier davon sagen können, ist: daß, vermöge dieser Einrichtung, nine aggravia Publici, — durch bloße Ersparung einer Menge anderer Ausgaben, die man freilich in jedem andern Staate für nöthiger und nützlicher als die Unterhaltung eines Nazionaltheaters angesehen hätte — hinlängliche Fonds ausgemacht wurden, „die Abderiten wöchentlich viermal mit Schauspielen zu traktiren; sowohl Dichter, Schauspieler und Orchester, als die Herren Deputirten und den Nomofylax gehörig zu remuneriren; und überdieß noch die beiden untersten Klassen der Zuschauer bei jeder Vorstellung visitim mit einem Pfennigbrot und zwei trocknen Feigen zu gratifiziren." — Der einzige Fehler dieser schönen Einrichtung war, daß die Herren von der Kommission sich in Berechnung der Einnahme und Ausgabe (wegen deren Richtigkeit man sich auf ihre bekannte Dexterität verließ) um achtzehn tausend Drachmen (angefähr drittehalb tausend Thaler schwer Geld) verrechnet hatten, die das Aerarium mehr bezahlen mußte, als die angewiesenen Fonds betrugen. Das war nun freilich kein ganz gleichgültiger Rechnungsverstoß! Indessen waren die Herren von Abdera gewohnt, so glattweg und bona fide bei ihrer Staatswirthschaft zu Werke zu gehen, daß etliche Jahre verstrichen, bis man gewahr wurde, woran es liege, daß sich alle Jahr ein Defizit von zwei tausend fünf hundert Thalern in der Hauptrechnung ergab. Wie man es endlich mit vieler Mühe herausgebracht hatte, fanden die Häupter für nöthig, die Sache vor das gesammte Volk zu bringen, und pro forma auf Einziehung der Schaubühne anzutragen. Allein die Abderiten geberdeten sich zu diesem Vorschlag, als ob man ihnen Wasser und Feuer nehmen wolle. Kurz, es wurde ein Plebiscitum errichtet, daß die jährlich abgängigen dritthalb Talente aus dem gemeinen Schatz, der im Tempel der Latona niedergelegt war, gewonnen werden sollten; und derjenige, der sich künftig unterfangen würde, auf Abschaffung der Schaubühne anzutragen, sollte für einen Feind der Stadt Abdera angesehen werden.

Die Abderiten glaubten nun ihre Sache recht klug gemacht zu haben, und pflegten gegen Fremde sich viel darauf zu gut zu thun, daß ihrer Schaubühne jährlich achtzig Talente (achtzig tausend Thaler) und gleichwohl der Bürgerschaft von Abdera keinen Heller koste. „Es kommt alles auf eine gute Einrichtung an, sagten sie. Aber dafür haben wir auch ein Nazionaltheater, wie kein andres in der Welt sein muß!" — Das ist eine große Wahrheit, sagte Demokrit; solche Dichter, solche Schauspieler, solche Musik, und wöchentlich viermal, für achtzig Talente! Ich wenigstens habe das an keinem andern Orte in der Welt angetroffen.

Was man ihnen lassen wußte, war, daß ihr Theater für eines der prächtigsten in Griechenland gelten konnte. Freilich hatten sie dem Könige von Macedonien ihr bestes Amt versetzt, um es bauen zu können. Aber da ihnen der König zugestanden, daß der Amtmann, der Amtsschreiber und der Rentmeister allezeit Abderiten bleiben sollten, so konnte ja niemand was dagegen einzuwenden haben.

Wir bitten es den Lesern ab, wenn sie mit dieser allgemeinen Nachricht von dem Abderitischen Theaterwesen zu lange aufgehalten worden sind. Die Schauspielstunde ist inzwischen herbeigekommen, und wir versetzen uns also ohne weiteres in das Amtstheater dieser preiswürdigen Republik, wo der geneigte Leser nach Gefallen, entweder bei dem kleinen dicken Rathsherrn, oder bei dem Priester Strobylus, oder bei dem Schwäger Antistrephiades, oder bei irgend einer von den schönen Abderitianen, mit welchen wir sie in den vorigen Kapiteln bekannt gemacht haben, Platz zu nehmen belieben wird.

5. Kapitel.

Die Andromeda des Euripides wird aufgeführt. Großer Sukzeß des Nomofylax, und was die Sängerin Eukolpis dazu beigetragen. Ein paar Anmerkungen über die übrigen Schauspieler, die Chöre und die Dekorazion.

Das Stück, das diesen Abend gespielt wurde, war die Andromeda des Euripides; eines von den sechzig oder siebzig Werken dieses Dichters, wovon nur wenige kleine Späne und Splitter der Vernichtung entronnen sind. Die Abderiten trugen, ohne eben sehr zu wissen warum, große Ehrerbietung für den Namen Euripides und alles was diesm Namen trug. Verschiedene seiner Tragödien oder Singspiele (wie wir sie eigentlich nennen sollten) waren schon öfters aufgeführt, und allemal sehr schön gefunden worden. Die Andromeda, eines der neuesten, wurde jetzt zum erstenmal auf die Abderitische Schaubühne gebracht. Der Nomofylax hatte die Musik dazu gemacht, und, (wie er seinen Freunden ziemlich laut ins Ohr sagte) dießmal sich selbst übertroffen; das heißt, der Mann hatte sich vorgesetzt, alle seine Künste auf einmal zu zeigen, und darüber war ihm der gute Euripides unvermerkt ganz aus den Augen gekommen. Kurz, Herr Grotius hatte sich selbst komponirt; unbekümmert, ob seine Musik den Text, oder der Text seine Musik zu Unsinn mache — welches denn gerade der Punkt war, der auch die Abderiten am wenigsten kümmerte. Genug, sie machte großen Lärm, hatte (wie seine Brüder, Vettern, Schwäger, Klienten und Hausbedienten, als sämmtliche Kenner, versicherten) sehr erhabne und rührende Stellen, und wurde mit dem lautesten entschiedensten Beifall aufgenommen. Nicht, als ob nicht sogar in Abdera noch hier und da Leute gesteckt hätten, die — weil sie vielleicht etwas dünneer Ohren auf die Welt gebracht als ihre Mitbürger, oder weil sie anderswo was besseres gehört haben mochten — einander unter vier Augen gestanden: daß der Nomofylax, mit aller seiner Anmaßung ein Orfeus zu sein, nur ein Leiermann, und das beste seiner Werke eine Rhapsodie ohne Geschmack und meistens auch ohne Sinn sei. Diese Wenigen hatten sich ehemals sogar erkühnt, etwas von dieser ihrer Heterodoxie ins Publikum erschallen zu lassen; aber sie waren jedesmal von den Verehrern der Grylliſchen Muſe so übel empfangen worden, daß sie, um mit heiler Haut davon zu kom-

men, für gut befanden, sich in Zeiten der Majorität zu submittiren; und nun waren diese Herren immer die, die bei den elendesten Stellen am ersten und lautesten klatschten.

Das Orchester that dießmal sein Aeußerstes, um sich seines Oberhauptes würdig zu zeigen. „Ich hab' ihnen aber auch alle Hände voll zu thun gegeben," sagte Gryllus, und schien sich viel darauf zu gut zu thun, daß die armen Leute schon im zweiten Akt keinen trocknen Faden mehr am Leibe hatten.

Im Vorbeigehen gesagt, das Orchester war eines von den Instituten, worin die Abderiten es mit allen Städten in der Welt aufnahmen. Das erste, was sie einem Fremden davon sagten, war: daß es hundert und zwanzig Köpfe stark sei. „Das Athenische, pflegten sie mit bedeutendem Akzent hinzu zu setzen, soll nur achtzig haben: aber freilich mit hundert und zwanzig Mann läßt sich auch was ausrichten!" — Wirklich fehlte es unter so vielen nicht an geschickten Leuten, wenigstens an solchen, aus denen ein Vorsteher, wie — in Abdera keiner war noch sein konnte, etwas hätte machen können. Aber was half das ihrem Musikwesen! Es war nun einmal im Götterrathe beschlossen, daß im Thrazischen Athen nichts an seinem Platze, nichts seinem Zweck entsprechend, nichts recht und nichts ganz sein sollte. Weil die Leute wenig für ihre Mühe hatten, so glaubte man auch nicht viel von ihnen fordern zu können; und weil man mit einem jeden zufrieden war, der sein Bestes that, (wie sie's nannten) so that Niemand sein Bestes. Die Geschickten wurden lässig, und wer noch auf halbem Wege war, verlor den Muth und gelangte auch das Vermögen weiter zu kommen. Wofür hätten sie sich am Ende auch Mühe um Vollkommenheit geben sollen, da sie für Abderitische Ohren arbeiteten? — Freilich hatten die leidigen Fremden auch Ohren: aber sie hatten doch keine Stimme zu geben; fanden es auch nicht einmal der Mühe werth, oder waren zu höflich oder zu politisch, gegen den Geschmack von Abdera Sturm laufen zu wollen. Der Momosylax, so dumm er war, merkte zwar selbst so gut wie ein andrer, daß es nicht so recht ging wie es sollte. Aber außerdem, daß er keinen Geschmack hatte, oder (welches auf Eins hinaus lief) daß ihm nichts schmeckte, was er nicht selbst gekocht hatte, und er also immer die rechten Mittel, wodurch es besser werden konnte, vorschlug — war er auch zu träge und zu ungeschmeidig, sich mit andern auf die gehörige Art abzugeben. Vielleicht mocht' ers auch am Ende wohl leiden, daß er, wenn sein Leierwerk (wie wohl zuweilen geschah) sogar den Abderiten nicht recht zu Ohren gehen wollte, die Schuld aufs Orchester schieben, und die Herren und Damen, die ihm ehrenhalber ihr Kompliment deßwegen machten, versichern konnte: daß nicht eine Note, so wie er sie gedacht und geschrieben habe, vorgetragen worden sei. Allein das war doch immer nur eine Feuerthüre für den Nothfall. Denn aus dem naserümpfenden Tone, womit er von allen andern Orchestern zu sprechen pflegte, und aus den Verdiensten, die er sich um das Abderitische beilegte, mußte man schließen, daß er so gut damit zufrieden war, als es — einem patriotischen Momosylax von Abdera ziemte.

Wie es aber auch mit der Musik dieser Andromeda und ihrer Ausführung beschaffen sein mochte: gewiß ist, daß in langer Zeit kein Stück so allgemein gefallen hatte. Dem Sänger, der den Perseus spielte, wurde so gewaltig zugeklatscht, daß er mitten in der schönsten Scene aus dem Tone kam, und in eine Stelle aus dem Kyklops sich verirrte. Andromeda — in der Scene, wo sie, an den Felsen gefesselt, von allen ihren Freunden verlassen und dem Zorn der Nereiden Preis gegeben, angstvoll das Auftauchen des Ungeheuers erwartet — mußte ihren Monolog dreimal wiederholen. Der Momosylax konnte seine Freude über einen so glänzenden Erfolg nicht bändigen. Er ging von Reihe zu Reihe herum, den Tribut von Lob einzusammeln, der ihm aus allen Lippen entgegen schallte; und mitten unter der Versicherung, daß ihm zu viel Ehre wiederfahre, gestand er, daß er selbst mit keinem seiner Spielwerke (wie er seine Opern mit vieler Bescheidenheit zu nennen beliebte) so zufrieden sei wie mit dieser Andromeda.

Indessen hätt' er doch, um sich selbst und den Abderiten Gerechtigkeit zu erweisen, wenigstens die Hälfte des glücklichen Erfolgs auf Rechnung der Sängerin Eukolpis setzen müssen, die zwar vorher schon im Besitz zu gefallen war, aber als Andromeda Gelegenheit fand, sich in einem so vortheilhaften Lichte zu zeigen, daß die jungen und alten Herren von Abdera sich gar nicht satt an ihr — sehen konnten. Denn da war so viel zu sehen, daß ans Hören gar nicht zu denken war. Eukolpis war eine große und wohl gebaute Figur — zwar um ein namhaftes materieller, als man in Athen zu einer Schönheit erfoderte — aber in diesem Stücke waren die Abderiten (wie in vielen andern) ausgemachte Thrazier; und ein Mädchen, aus welchem ein Bildhauer in Sikyon zwei gemacht hätte, war nach ihrem angenommenen Ebenmaß ein Wunder von einer Nymfenfigur. Da die Andromeda nur sehr dünn angezogen sein durfte, so hatte Eukolpis, die sich stark bewußt war, worin eigentlich die Kraft ihres Zaubers liege, eine Draperie von rosenfarbnem Koischem Zeug erfunden, unter welcher, ohne daß der Wohlstand sich allzu sehr beleidigt finden konnte, von den schönsten Formen, die man an ihr bewunderte, wenig oder nichts für die Zuschauer verloren ging. Nun hatte sie gut singen. Die Komposizion hätte, wo möglich, noch abgeschmackter, und ihr Vortrag noch zehnmal fehlerhafter sein können; immer würde sie ihren Monolog haben wiederholen müssen, weil das immer der ehrlichste Vorwand war, sie desto länger mit lüsternen Blicken — betasten zu können. Wahrlich, beim Jupiter, ein herrliches Stück! sagte einer zum andern mit halb geschlossenen Augen; ein unvergleichliches Stück! — Aber finden Sie nicht auch, daß Eukolpis heute wie eine Göttin singt? — „O über allen Ausdruck! Es ist, beim Anubis! nicht anders, als ob Euripides das ganze Stück bloß um ihretwillen gemacht hätte!" — der junge Herr, der dieß sagte, pflegte immer beim Anubis zu schwören, um zu zeigen, daß er in Aegypten gewesen sei.

Die Damen, wie leicht zu erachten, fanden die neue Andromeda nicht ganz so wundervoll als die Mannspersonen. — „Nicht übel! Ganz artig!" sagten sie. „Aber wie kommt's, daß die Rollen dießmal so unglücklich angetheilt wurden? Das Stück verlor dadurch. Man hätte die Rollen vertauschen und die Mutter der dicken Eukolpis geben sollen! In einer Kassiopeia hätte sie sich trefflich geschickt." — Gegen ihren Anzug, Kopfputz u. s. w. war auch viel zu erinnern. — Sie war nicht zu ihrem Vortheil aufgesetzt — der Gürtel war zu hoch, und zu stark geschürzt — und besonders fand man die Ziererei ärgerlich, immer ihren Fuß zu zeigen, auf dessen unproportionirte Kleinheit sie sich ein wenig zu viel einbilde, — sagten die Damen, die aus dem entgegengesetzten Grunde die ihrigen zu verbergen pflegten. Indessen kamen doch Frauen und Herren sämmtlich darin überein, daß sie überaus schön singe, und daß nichts niedlicher seyn könne als die Arie, worin sie ihr Schicksal besammerte. Eukolpis, wiewohl ihr Vortrag wenig taugte, hatte eine gute, klingende und biegsame Stimme; aber was sie eigentlich zur Lieblingssängerin der Abderiten gemacht hatte, war die Mühe, die sie sich mit ziemlichem Erfolge gegeben, den Nachtigallen gewisse Läufer und Tonfälle abzulernen, in welchen sie sich selbst und ihren Zuhörern so wohl gefiel, daß sie solche überall, zu rechter Zeit und zur Unzeit einmischte, und immer damit willkommen war. Sie mochte zu thun haben was sie wollte, zu lachen oder zu weinen, zu klagen oder zu zürnen, zu hoffen oder zu fürchten: immer fand sie Gelegenheit, ihre Nachtigallen anzubringen, und war immer gewiß, beklatscht zu werden, wenn sie gleich die besten Stellen damit verdorben hatte.

Von den übrigen Personen, die den Perseus als den ersten Liebhaber, den Agenor, vormaligen Liebhaber der Andromeda, den Vater, die Mutter, und einen Priester des Neptuns vorstellten, finden wir nicht viel mehr zu sagen, als daß man im Einzelnen zwar sehr viel an ihnen auszusetzen hatte, im Ganzen aber sehr wohl mit ihnen zufrieden war. Perseus war ein schön gewachsener Mensch, und hatte ein großes Talent einen — Abderitischen Pickelhäring zu machen. Der vorerwähnte Kyklops, im Satirenspiel dieses Namens, war seine Meisterrolle. Er spielt den Perseus gar schön, sagten die Abderitinnen; nur Schade, daß ihm immer der Kyklops dazwischen kommt. — Kassiopeia, ein kleines zierafftges Ding, voll ungemäßter Grazien, hatte keinen einzigen natürlichen Ton; aber sie galt alles bei der Gemahlin des zweiten Archon, hatte eine gar drollige Manier kleine Liedchen zu singen, und that ihr Bestes. — Der Priester des Neptuns brüllte einen ungeheuern Mateosenbaß; und Agenor — sang so elend als einem zweiten Liebhaber zusteht. Er sang zwar auch nicht besser, wenn er den ersten machte; aber weil er sehr gut tanzte, so hatte er eine Art von Freibrief erhalten, desto schlechter singen zu dürfen. Er tanzt sehr schön, war immer die Antwort der Abderiten, wenn jemand anmerkte, daß sein Krächzen unerträglich sei; indessen tanzte Agenor nur selten, und sang hingegen in allen Singspielen und Operetten.

Um die Schönheiten dieser Andromeda ganz zu übersehen, muß man sich noch zwei Chöre, einen von Nereiden, und einen von den Gespielinnen der Andromeda, einbilden, beide ans aerkleideten Schuljungen bestehend, die sich so ungeberdig dazu anschickten, daß die Abderiten (zu ihrem großen Trostr) genug und satt zu lachen bekamen. Besonders that der Chor der Nereiden, durch die Empfindungen, die der Momosylax dabei angebracht hatte, die

schnurrigste Wirkung von der Welt. Die Nereiden erschienen mit halbem Leib aus dem Wasser hervorragend, mit solchen gelben Haaren, und mit mächtigen falschen Brüsten, die von fern recht natürlich wie — ausgestopfte Bälle und also sich selbst vollkommen gleich sahen. Die Symphonie, unter welcher diese Meerwunder herumgeschwommen kamen, war eine Nachahmung des berühmten Brekekekex Koax Koax in den Fröschen des Aristophanes; und um die Illusion vollkommener zu machen, hatte Herr Grillus verschiedene Kuhhorner angebracht, die von Zeit zu Zeit einfielen um die auf ihren Schneckenmuscheln blasenden Tritonen nachzuahmen.

Von den Dekorationen wollen wir, beliebter Kürze halben, weiter nichts sagen, als daß sie — von den Abderiten sehr schön gefunden wurden. Insonderheit bewunderte man einen Sonnenuntergang, den sie vermittelst eines mit langen Schwefelhölzern besteckten Windmühlenrades zuwege brachten; welches einen guten Effekt gethan hätte, sagten sie, wenn es nur ein wenig schneller umgetrieben worden wäre. Bei der Art, wie Perseus, mit seinen Merkurstiefeln aufs Theater angeflogen kam, wünschten die Abderitischen Kenner, daß man die Stricke, in denen er hing, lustfarbig angestrichen hätte, dowit sie nicht so gar deutlich in die Augen gefallen wären.

6. Kapitel.

Sonderbares Nachspiel, das die Abderiten mit einem unbekannten Fremden spielten, und dessen höchst unvermuthete Entwickelung.

So bald das Stück geendigt war, und das betäubende Klatschen nachließ, fragte man einander, wie gewöhnlich: Nun, wie hat Ihnen das Stück gefallen? und erhielt überoll die gewöhnliche Antwort: Sehr wohl! Einer von den jungen Herren, der für einen vorzüglichen Kenner galt, richtete die große Frage auch an einen etwas bejahrten Fremden, der in einer der mittlern Reihen saß, und dem Ansehen nach kein gemeiner Mann zu sein schien. Der Fremde, der sichs vielleicht schon gemerkt hatte, was man zu Abdera auf eine solche Frage antworten mußte, war so ziemlich bold mit seinem Sehr wohl heraus: aber weil seine Miene diesen Beifall etwas verdächtig machte, und sogar seine unfreiwillige, wiewohl ganz schwache Bewegung der Achseln, womit er ihn begleitete, für ein Achselzucken ausgedeutet werden konnte, so ließ ihn der junge Abderitische Herr nicht so wohlfeil durchwischen. — „Es scheint, sagte er, das Stück hat Ihnen nicht gefallen? Es passirt doch für eine der besten Piecen von Euripides!"

Das Stück mag nicht so übel sein, erwiederte der Fremde.

„So haben Sie vielleicht an der Musik etwas auszusetzen?"

An der Musik? — O was die Musik betrifft, die ist eine Musik — wie man sie nur zu Abdera hört.

„Sie sind sehr höflich! In der That, unser Nomofylax ist ein großer Mann in seiner Art."

Ganz gewiß!

„So sind Sie verwuthlich mit den Schauspielern nicht zufrieden?"

Ich bin mit der ganzen Welt zufrieden.

„Ich dächte doch, die Andromeda hätte ihre Rolle schnarmant gemacht?"

O sehr scharmant!

„Sie thut einen großen Effekt: nicht wahr?"

Das werden Sie am besten wissen; ich bin dazu nicht mehr jung genug.

„Wenigstens gestehen Sie doch, daß Perseus ein großer Schauspieler ist?"

In der That, ein hübscher wohlgewachsener Mensch.

„Und die Chöre? das waren doch Chöre, die dem Meister Ehre mochten! Finden Sie zum Beispiel den Einfall, wie die Nereiden eingeführt werden, nicht ungemein glücklich?"

Der Fremde schien des Abderiten satt zu sein. Ich finde, versetzte er mit einiger Ungeduld, daß die Abderiten glücklich sind, an allen diesen Dingen so viel Freude zu haben.

„Mein Herr, sagte der Gelbschnabel in einem spöttelnden Tone, gestehen Sie nur, daß das Stück die Ehre und das Glück nicht gehabt hat, Ihren Beifall zu erhalten."

Was ist Ihnen an meinem Beifall gelegen? Die Majoro entscheiden.

„Da haben Sie Recht. Aber ich möchte doch um Wunders Willen hören, was Sie gegen unsere Musik oder gegen unsrer Schauspieler einwenden könnten."

Könnten! sagte der Fremde etwas schnell, hielt aber gleich wieder an sich — Verzeihen Sie mir, ich mag niemand sein Vergnügen abdisputiren. Das Stück, wie es da gespielt wurde, hat zu Abdera allgemein gefallen; was wollen Sie mehr?

„Nicht so allgemein, da es Ihnen nicht gefallen hat!"

Ich bin ein Fremder —

„Fremd oder nicht, Ihre Gründe möcht' ich hören! Hi, hi, hi! Ihre Gründe, mein Herr, Ihre Gründe! Die werden doch wenigstens keine Fremde sein? Hi, hi, hi!"

Dem Fremden fing die Geduld an auszugehen. Junger Herr, sagte er, ich habe für meinen Antheil an Ihrem Schauspiel bezahlt: denn ich habe geklatscht wie ein Anderer. Lassen Sie's damit gut sein! Ich bin im Begriff wieder abzureisen. Ich habe meine Geschäfte.

Ei, ei, sagte ein anderer Abderitischer junger Mensch, der dem Gespräch zugehört hatte, Sie werden uns ja nicht schon verlassen wollen? Sie scheinen ein großer Kenner zu sein: Sie haben unsere Neugier, unsere Lehrbegierde (er sagte dieß mit einem dumm-naseweißen Hohnlächeln) gereizt; wir lassen Sie wahrlich nicht gehen, bis Sie uns gesagt haben, was Sie an dem heutigen Singspiel zu tadeln finden. Ich will nichts von den Worten sagen; ich bin kein Kenner; aber die Musik, dächt' ich, war doch unvergleichlich?

Das müßten am Ende doch wohl die Worte entscheiden, wie Sie's nennen, sagte der Fremde.

„Wie meinen Sie das? Ich denke Musik ist Musik, und man braucht nur Ohren zu haben, um zu hören was schön ist."

Ich gebe Ihnen zu, wenn sie wollen, erwiederte jener, daß schöne Stellen in der Musik sind; es mag überhaupt eine gelehrte, nach allen Regeln der Kunst zugeschnittene schulgerechte artikelmäßige Musik sein; ich habe dagegen nichts; ich sage nur, daß es keine Musik zur Andromeda des Euripides ist!

„Sie meinen, daß die Worte besser ausgedrückt sein sollten?

O die Worte sind zuweilen nur zu sehr ausgedrückt; aber im Ganzen ist der Sinn und Ton des Dichters verfehlt. Der Charakter der Personen, die Wahrheit der Leidenschaften und Empfindungen, das eigene Schickliche der Situationen — das, was die Musik sein kann und muß, um Sprache der Natur, Sprache der Leidenschaft zu sein — was sie sein muß, damit der Dichter auf ihr wie in seinem Element schwimme, und empor getragen, nicht ersäuft werde — das alles ist durchaus verfehlt — kurz das Ganze taugt nichts! — Da haben Sie meine Beichte in drei Worten!

„Das Ganze, schrieen die beiden Abderiten, das Ganze taugt nicht? Nun, das ist viel gesagt! Wir möchten wohl hören, wie Sie das beweisen wollten?"

Die Lebhaftigkeit, womit unsere beiden Verfechter ihres vaterländischen Geschmacks dem graubärtigen Fremden zusetzten, hatten bereits verschiedene andere Abderiten herbei gezogen; jedermann wurde aufmerksam auf einen Streit, der die Ehre ihres Nazionaltheaters zu betreffen schien. Alles drängte sich hinzu: und der Fremde, wiewohl er ein langer stattlicher Mann war, fand für nöthig, sich on einen Pfeiler zurück zu ziehen, um wenigstens den Rücken frei zu behalten.

Wie ich das beweisen wollte? erwiederte er ganz gelassen: ich werde es nicht beweisen! Wenn Sie das Stück gelesen, die Aufführung gesehen, die Musik gehört haben, und können noch verlangen, daß ich Ihnen mein Urtheil davon beweisen soll: so würd' ich Zeit und Athem verlieren, wenn ich mich weiter mit Ihnen einließe.

Der Herr ist, wie ich höre, ein wenig schwer zu befriedigen, sagte ein Rathsherr, der sich ins Gespräch mischen wollte, und dem die beiden jungen Abderiten aus Respekt Platz machten. — Wir haben doch hier in Abdera auch Ohren! Man läßt zwar jedem seine Freiheit; aber gleichwohl —

Wie? was! was giebts da? schrie der kurze dicke Rathsherr, der auch herbei gewoschelt kam: hat der Herr da etwas wider das Stück einzuwenden? Das möcht' ich hören, ha, ha, ha! Eins der besten Stücke, mein Treu! die seit langem aufs Theater gekommen sind! Viel Aktion! Viel — ä! ä! — Was sage ich! Ein schön Stück! und schöne Moral!

Meine Herren, sagte der Fremde, ich habe Geschäfte. Ich kam hierher, um ein wenig auszuraßten; ich habe geklatscht, wie's der Landesgebrauch will sich dringt, und wäre still und friedlich wieder meines Weges gegangen, wenn mich diese jungen Herren hier nicht aus die zudringlichste Art genöthigt hätten, ihnen meine Meinung zu sagen.

„Sie haben auch vollkommenes Recht dazu, erwiederte der andere Rathsherr, der im Grunde kein großer Verehrer des Nomofylax war, und aus politischen Ursachen seit einiger Zeit auf Gelegenheit lauerte, ihm mit guter Art weh zu thun. Sie sind ein Kenner der Musik, wie es scheint, und —"

Ich spreche nach meiner Ueberzeugung, sagte der Fremde.

Die Abderiten um ihn her wurden immer lonter.

Endlich kam Herr Grillus, der von fern gehört hatte,

daß die Rede von seiner Musik war, in eigner Person dazu. Er hatte eine ganz eigne Art, die Augen zusammen zu ziehen, die Nase zu rümpfen, die Achseln zu zucken, zu grinsen und zu meckern, wenn er jemand, mit dem er sich in einen Wortwechsel einließ, seine Verachtung zum voraus zu empfinden geben wollte. — So? sagte er, hat meine Komposizion nicht das Glück, dem Herrn zu gefallen? — Er ist also ein Kenner? Hä, hä, hä! — versteht ohne Zweifel die Setzkunst? Ha?" —

Es ist der Momosylar, — sagte jemand dem Fremden ins Ohr — um ihn durch die Entdeckung des hohen Rangs des Mannes, von dessen Werke er so ungünstig geurtheilt hatte, auf einmal zu Boden zu schlagen.

Der Fremde machte dem Momosylar sein Kompliment, wie's in Abdera Sitte war, und schwieg.

„Nun möchte ich doch hören, was der Herr gegen die Komposizion vorzubringen hätte! Für die Fehler des Orchesters geb' ich kein gut Wort; aber hundert Drachmen für einen Fehler in der Kompasizion! Hä, hä, hü! Nun lassen Sie hören!"

Ich weiß nicht, was Sie Fehler nennen, sagte der Fremde; meines Bedünkens hat die ganze Musik, wovon die Rede ist, nur Einen Fehler.

„Und der ist?" grinste der Momosylar naserümpfend. —

Daß der Sinn und Geist des Dichters durchaus verfehlt ist, antwortete der Fremde.

„So? Nichts weiter? Hä, hä, hä, hä! Ich hätte also den Dichter nicht verstanden? Und was wissen Sie! Denken Sie, daß wir hier nicht auch Griechisch verstehen? Oder haben Sie dem Poeten etwa im Kopfe gesessen? hi, hi, hi?"

Ich weiß was ich sage, versetzte der Fremde: und wenn's denn sein muß, so erbiet' ich mich, von Vers zu Vers durchs ganze Stück mein Urtheil zu Olympia vor dem ganzen Geleichenlande zu beweisen.

Das möchte zu viel Umstände machen, sagte der politische Rathsherr.

„Es brauchts auch nicht, rief der Momosylar. Morgen geht ein Schiff nach Athen; ich schreibe an den Euripides, um den Dichter selbst! schicke ihm die ganze Musik! Der Herr wird das Stück doch wohl nicht besser verstehen wollen, als der Dichter selbst? — Sie alte hier unterschreiben sich als als Zeugen. — Euripides soll selbst den Ausspruch thun!"

Die Mühe können Sie sich ersparen, sagte der Fremde lächelnd; denn, um den Handel mit Einem Wort ein Ende zu machen, der Euripides, an den Sie appelliren — bin ich selbst.

Unter allen möglichen schlimmen Streichen, welche Euripides dem Momosylar von Abdera hätte spielen können, war unstreitig der schlimmste, daß er — in dem Augenblicke, da man an ihn als einen Abwesenden appellirte — in eigner Person dastand. Aber wer konnte sich auch einen solchen Streich vermuthen? Was, zum Anubis! hatte er in Abdera zu thun? Und gerade in dem Augenblicke, wo man lieber den Kernäischen Drachen gesehen hätte als ihn? Wär' er, wie nur natürlicher Weise glaubea mußte, zu Athen gewesen, wo er hin gehörte — nun so wäre alles seinen ordentlichen Weg gegangen. Der Momosylar hätte seine Musik mit einem hübschen Brief begleitet, und seinem Namen alle seine Titel und Würden beigefügt. Das hätte doch wirken müssen! Euripides hätte eine urbane Attische Antwort gegeben; Gryllus hätte sie in ganz Abdera lesen lassen: und wer hätte ihm dann den Sieg über den Fremden streitig machen wollen? — Aber daß der Fremde, der naseweise, keltische Fremde, der ihm so frisch ins Gesicht gesagt hatte, was in Abdera niemand einem Momosylae ins Gesicht sagen durfte, Euripides selbst war: das war einer von den Zufällen, auf die ein Mann wie er, sich nicht gefaßt gehalten hatte, und die vermögend wären, jeden andern, als — einen Abderiten zu Schanden zu machen.

Der Momosylar wußte sich zu helfen; indessen betäubte ihn doch der erste Schlag auf einen Augenblick. Euripides! rief er und prallte drei Schritte zurück; und Euripides! riefen im nämlichen Augenblicke der politische Rathsherr, der kurze dicke Rathsherr, die beiden jungen Herren und alle Umstehende, indem sie ganz erstaunt herum guckten, als ob sie sehen wollten, aus welcher Wolke Euripides so auf einmal mitten unter sie herabgefallen sei.

Der Mensch ist nie ungeneigter zu glauben, als wenn er von einer Begebenheit überrascht wird, an die er gar nicht als eine mögliche Sache gedacht hatte. — Wie? Das sollte Euripides seyn? Der nämliche Euripides, von dem die Rede war? der die Andromeda gemacht? an den der Momosylar zu schreiben drohte? — Wie konnte das zugehen?

Der politische Rathsherr war der erste, der sich aus dem allgemeinen Erstaunen erholte. — Ein glücklicher Zufall, wahrhaftig, rief er, beim Kastor; ein glücklicher Zufall, Herr Momosylar! So brauchen Sie Ihre Musik nicht abschreiben zu lassen, und ersparen einen Brief.

Der Momosylar fühlte die ganze Wichtigkeit des Moments: und wenn der ein großer Mann ist, der in einem solchen entscheidenden Augenblick auf der Stelle die einzige Partei ergreift, die ihn aus der Schwierigkeit ziehen kann; so muß man gestehen, daß Gryllus eine starke Anlage hatte, ein großer Mann zu seyn. — Euripides! rief er — Wie? Der Herr sollte so auf einmal Euripides geworden sein? Hä, hä, hä! Der Einfall ist gut! Aber wir lassen uns hier in Abdera nicht so leicht Schwarz für Weiß geben. —

Das wäre lustig, sagte der Fremde, wenn ich mir in Abdera das Recht an meinem Namen streitig machen lassen müßte.

„Verzeihen Sie, mein Herr, fiel der Sykofant des Thrasylus ein, nicht das Recht an Ihren Namen, sondern das Recht, Sich für den Euripides auszugeben, auf den der Momosylar provocirte. Sie können Euripides heißen; ob Sie aber Euripides sind, das ist eine andere Frage."

Meine Herren, sagte der Fremde, ich will alles sein was Ihnen beliebt, wenn Sie mich nur gehen lassen wollen. Ich verspreche Ihnen, mit diesem Schritte gehe ich den geradesten Weg, den ich finden werde, zu Ihrem Thore hinaus, und der Momosylar soll mich — komponiren, wenn ich in meinem Leben wieder komme!

Nä, nä, nä, rief der Momosylar, das geht so hartig nicht! Der Herr hat sich für den Euripides ausgegeben, und nun, da er sieht, daß es Ernst gilt, tritt er auf die Hinterbeine — Nä! so haben wir nicht gewettet! Er soll uns beweisen, daß er Euripides ist, oder — so wahr ich Gryllus heiße —"

Erbitzen Sie sich nicht, Herr Kollege, sagte der politische Rathsherr. Ich bin zwar kein Fisiognomist: aber der Fremde sieht mir doch völlig darnach aus, daß er Euripides sein könnte; und ich wollte unmaßgeblich rathen, piano zu gehen.

„Mich wundert, fing einer von den Umstehenden an, daß man hier so viele Worte verlieren mag, da der ganze Handel in Ja und Nein entschieden seyn könnte. Da, oben über dem Portal, steht ja die Büste des Euripides leibhaftig. Es braucht ja nichts weiter, als zu sehen, ob der Fremde der Büste gleich sieht."

„Bravo, bravo! schrie der kleine dicke Rathsherr; das ist doch ein Wort aon einem gescheuten Manne! Ha, ha, ha! Die Büste, das ist gar keine Frage, die Büste muß den Ausspruch thun — wiewohl sie nicht reden kann, ha, ha, ha, ha, ha!"

Die umstehenden Abderiten lachten alle aus vollem Halse über den witzigen Einfall des kurzen runden Männchens, und nun lief alles, was Füße hatte, dem Portale zu. Der Fremde ergab sich mit guter Art in sein Schicksal, ließ sich von vorn und hinten betrachten, und Stück für Stück mit seiner Büste vergleichen so lange sie wollten. Aber leider! die Vergleichung konnte unmöglich zu seinem Vortheil ausfallen; denn dieselbe Büste sah jedem andern Menschen oder Thier ähnlicher als ihm.

„Nun, schrie der Momosylar triumphirend — was kann der Herr nun zu seinem Vorstand sagen?"

Ich kann etwas sagen (versetzte der Fremde, den die Komödie nach gerade zu belustigen anfing) woran von ihnen allen keiner zu denken scheint: wiewohl es eben so wahr ist, als daß Sie — Abderiten und ich Euripides bin.

„Sagen, sagen! grinste der Momosylar; man kann freilich viel sagen wenn der Tag lang ist, hä, hä, hä! — Und was kann der Herr sagen?"

Ich sage, daß diese Büste dem Euripides ganz und gar nicht ähnlich sieht.

„Nein, mein Herr, rief der dicke Rathsherr, das müssen Sie nicht sagen! Die Büste ist eine schöne Büste; sie ist von weißem Marmor wie Sie sehen, Marmor von Paros, straf' mich Jupiter! und kostet uns hundert baare Dariken Speeles, das können Sie mir nachsagen! — Es ist ein schönes Stück von unserm Stadtbildhauer — Ein geschickter berühmter Mann! — nennt sich Moschion — werden von ihm gehört haben? — ein berühmter Mann! — Und, wie gesagt, alle Fremden, die noch zu uns zu gekommen sind, haben die Büste bewundert! Sie ist echt, das können Sie mir nachsagen! Sie sehen ja selbst, es steht mit großen goldnen Buchstaben drunter ΕΥΡΙΠΙΔΗΣ."

Meine Herren, sagte der Fremde, der alle seine angeborne Ernsthaftigkeit zusammen nehmen mußte, um nicht auszubersten: darf ich nur eine einzige Frage thun?

„Von Herzen gern," riefen die Abderiten.

Gesetzt, fuhr jener fort, es entstände zwischen mir und meiner Büste ein Streit darüber, wer mit am ähnlichsten sehe — wem wollen Sie glauben, der Büste oder mir?

„Das ist eine kurioſe Frage," sagte der Abderiten einer sich hinter den Ohren kratzend. — „Eine kopzioſe Frage,

beim Jupiter! rief ein andrer: nehmen Sie sich in Acht, was Sie antworten, hochgeachtetes Herr Rathsherr!"

Ist der dicke Herr ein Rathsherr dieser berühmten Republik? — frngte der Fremde mit einer Verbeugung — so bitte ich sehr um Verzeihung! Ich gestehe, die Büste ist ein schönes glattes Werk, aon schönem Parischen Marmor! und wenn sie mir nicht ähnlich sieht, so kommt es wohl blos daher, weil Ihr berühmtee Stadtbildhauer die Büste schöner gemacht hat als die Natur — mich. Es ist immer ein Beweis seines guten Willens, und das verdient alle meine Dankbarkeit.

Dieses Kompliment that eine große Wiekung; benn die Abderiten hatten's gar zu gern, wenn man sein höflich mit ihnen sprach. Es muß doch wohl Euripides selber sein, murmelte einer dem andern ins Ohr; und der dicke Rathsherr selbst demerkte, bei nochmaliger Vergleichung der Büste mit dem Fremden, daß die Bärte einander vollkommtu ähnlich wären.

Zu gutem Glücke kam der Archon Onolaus und sein Neffe Onobulus dazu, der dea Euripides zu Athen hundertmal gesehen und öfters gesprochen hatte. Die Freude des jungen Onodulus über eine so unverhoffte Zusammenkunft, und eine positive Bejahung, daß der Fremde wirklich der berühmte Euripides sei, hieb den Knoten auf rinmal durch; die Abderiten aersicherten nnn einer den andern: sie hätten's ihm gleich beim ersten Blick angesehen.

Der Nomofylar, wie er sah, daß Euripides gegen seine Büste Recht behielt, machte sich seitwärts davon. — Ein aerdammter Streich! brummte er zwischen den Zähnen vor sich her: wozu brauchte er nber nuch so hinterm Berge zu halten? Wenn er wußte, daß er Euripides war, warum ließ er sich mie nicht präsentiren? Da hätte alles einen ganz andern Schwung genommen!

Der Archon Onolaus, der in solchen Fällen gemeiniglich die Honnenes der Stadt Abdera zu machen pflegte; lud den Dichter mit großer Höflichkeit ein, das Gastrecht bei ihm zu nehmen, and bat sich zugleich aon dem politischen und dicken Rathsherrn die Ehre auf den Abend aus, welches beide mit vielem Vergnügen annahmen.

„Dacht' ich's nicht gleich? (sagte der dicke Rathsherr zu einem der Umstehenden) Der leibhaftige Euripides! Bart, Nase, Stirn, Ohrenläppchen, Augenbraunen, alles auf ein Haar! Man kann nichts gleicheres sehen! Wo doch wohl der, der Nomofylar seine Sinne hatte? Aber, — ja, ja, er mochte wohl ein Bischen tzu tief — Hm! Sie verstehen mich? — Cantores amant humores — Ha, ha, ha, ha! — Basta! Desto besser, daß wir den Euripides bei uns haben! Was ich sage, ein feiner Mann, beim Jupiter; nnd der uns viel Spaß machen soll! Ha, ha, ha!"

7. Kapitel.

Was den Euripides nach Abdera geführt hatte, nebst einigen Geheimnachrichten von dem Hofe zu Pella.

So möglich es nu sich selbst war, daß sich Euripides zu Abdera befinden konnte, und eben so gut in dem Augenblicke, wo der Nomofylar Gryllus auf ihn promooocirte als in jedem andern — nnd so gewohnt man dergleichen unvermutheter Erscheinungen auf dem Theater ist: so begreifen wir doch wohl, daß es eine andere Bewandtniß hat, wenn sich eine solche Erscheinung im Parterre ereignet; and es ist solchen Falls der Majestät der Geschichte gemäß, den Leser zu verständigen, wie es damit zugegangen sei. Wir wollen alles, was wir daaon wissen, getreulich berichten: und sollte dem schaeffinnigen Leser dem ungeachtet noch einiger Zweifel übrig bleiben; so müßte es nur die allgemeine Frage betreffen, die sich bei jedee Begebenheit unter und über dem Monde aufwerfen läßt; nämlich, warum zum Beispiel jast von einer Mücke, und just von dieser individuellen Mücke, just in dieser Sekunde — dieser zehnten Minute — dieser sechsten Nachmittagsstunde, dieses 10ten Augusts — dieses 1778sten Jahres gemeiner Zeitrechnung, just diese nämliche Frau oder Fräulein von *** nicht ins Gesicht, nicht in den Nacken, Ellndogen, Busen, nicht nuf die Hand, noch in die Ferse, u. s. w., sondern gerade uier Dnumen hoch über der linken Knieschеide gestochen worden, u. s. w. — und da bekennen wir ohne Scheu, daß wir nuf dieses Warum nichts zu antworten wissen. — Fragt die Götter! könnten wir allenfalls mit einem großen Mnune sagen: aber weil dieses offenbar eine heroische Antwort wäre, so halten wirs für anständiger, die Sache lediglich nuf sich deruhen zu lassen.

Also — was wir wissen. Der König Archelaus in Macedonien, ein großer Liebhaber der schönen Künste nnd der schönen Geister, (wie man damals gewisse aergäeteltr Kinder der Nntur nnnnte, und wie mnn heutiges Tnges einen jeden nennt, von dem man nicht sagen kann, was er ist) — dieser König Archelaus war auf den Einfall gekommen, ein eignes Hofschauspiel zu haben: und vermöge einer Zusnmmenkettung von Umständen, Ursachen, Mitteln und Zwecken, woran niemanden viel mehr gelegen sein kann, hatte er den Euripides unter sehr vortheilhaften Bedingungen vermocht, mit einer Gesellschaft ausgesuchter Schauspieler, Virtuosen, Baumeister, Maler und Maschinisten, kurz mit allem, was zu einem vollständigen Theaterwesen gehört, nach Pella nu sein Hoflager zu kommen, und die Aufsicht über die neue Hofschaubühne zu übernehmen.

Auf dieser Reise war jetzt Euripides mit seiner ganzen Gesellschaft begriffen; und wiewohl der Weg über Abdera weder der einzige noch der kürzeste war, so hatte er ihn doch genommen, weil er Lust hatte, eine wegen des Witzes ihrer Einwohner so berühmtr Republik mit eignen Augen zu sehen. Wie es nber gekommen, daß er just an dem nämlichen Tage eingetroffen, da der Nomofylar seine Andromeda zum erstenmale gab, davon können wir, wie gesagt, keine Rechenschaft geben. Dergleichen Apropo's tragen sich häufiger zu als man denkt: und es ist wenigstens kein größeres Mirakel, als daß, zum Beispiel, der junge Herr von ** eben im Begriff war, seine Beinkleider hinauf zu ziehen, als unvermuthet seine Nähterin ins Zimmer trat, die seidnen Strümpfe, die er ihr zu stopfen geschickt hatte, zu überbringen — welches, wie Sie wissen, die Veranlassung zu einer zufälligen Begebenheit war, die in seiner hohen Familie wenigstens eben so große Bewegungen urnrsachte, als die unaordereitrte Erscheinung des Euripides in dem Abderitischen Parterre. Wer sich über so was wundern kann, maß sich nicht viel auf die *ΔAIMONIA* verstehen, wie eben dieses Euripides sagt.

Uebrigens, wenn wir sagten, daß der König Aechelnus ein großer Liebhaber der schönen Künste und schönen Geister gewesen sei, so muß das eben nicht so genau und im strengsten Sinne der Worte genommen werden; denn es ist eigentlich nue so eine Art zu eeden, nnd dieser Herr war im Grunde nichts weniger nls ein Liebhaber der schönen Künste und schönen Geister. Das Wahee davon war: daß besagter König Archelaus seit einiger Zeit öfters lange Weile hntte — weil ihn nlle seine vormaligen Belustigungen, als da sind — F**, G**, H**, J**, K**, L**, M**, n. s. w., nicht länger belastigen wollten. Ueberdem war es ein Herr von großer Ambizion, der sich aon seinem Oberkammerheeen hatte sagen lnssen, daß es schlechterdings unter die Zuständigkeiten eines großen Fürsten gehöre, Künste und Wissenschaften in seinen Schutz zu nehmen. Denn, sagte der Oberkammerherr, Ihre Mojestät werden bemerkt haben, daß man niemals eine Statue, odee ein Brustbild eines großen Herrn nuf einer Medaille u. s. w. sieht, an dessen echter Hand nicht eine Minerva stände, neben einem Trofee von Panzern, Fahaen, Spießen und Morgensternen — zur Linkru knien immer etliche gepflügelte Jungen oder halb nackte Mädchen, mit Pinsel und Palette, Winkelmaß, Flöte, Leier und einer Rolle Papier in den Händen, die Künste aorstellend, die sich dem großen Herrn gleichsnm zur Protekzion empfehlen; oben darüber nder schwebt eine Famn mit der Trompete am Münd, anzudeuten, daß Könige und Fürsten sich durch den Schutz, den sie den Künsten nugedeihen lassen, einen unsterblichen Ruhm erwerben, u. s. w.

Der König Aechelaus hatte also die Künste in seinen Schutz genommen! und dem zu Folge wissen uns die Geschichtschreiber ein Langes und ein Breites davon zu erzählen, wie viel er gebaut habe, und wie viel er auf Malerei und Bildhauerei, auf schönr Tapeten und andere schöne Möbeln verwandt; und wie alles dis auf die Kommodität bei ihm habe Heimeisch seyn müssen! und wie er berühmte Künstler, Virtuosen and schöne Geister nn seinen Hof berufen habe, u. s. w., welches alles, (sagen sie) er um so mehe that, weil ihm daean gelegen war, das Andenken der Uebelthaten auszulöschen, duech die er sich den Weg zum Throne, zu dem er nicht geboren wae, gebahnt hatte — wie Euer Edeln aus Ihrem Bayle mit mehrerem ersehen können.

Nach dieser kleinen Abschweifung kehren wir zu unserm Attischen Dichter zurück, den wir unter einem schimmernden Zirkel von Abderiten und Abderitinnen vom ersten Range, unter einem grünen Paillon im Garten des Archon Onolaus antreffen werden.

8. Kapstel.

Wie sich Euripides mit den Abderiten benimmt. Sie machen einen Anschlag auf ihn, wobei sich ihre politische Vortrefflamkeit in einem starken Lichte zeigt, und der ihnen um so gewisser gelingen muß, weil alle Schwierigkeiten, die sie dabei sehen, bloß eingebildet sind.

Es ist oben schon bemerkt worden, daß Euripides schon lange, wiewohl unbekannter Weise, bei den Abderiten in großem Ansehen stand. Jetzt, so bald es erschollen war,

daß er in Perſon zugegen ſei, war die ganze Stadt in Bewegung. Man ſprach von nichts als von Euripides. — „Haben Sie den Euripides ſchon geſehen? — Wie ſieht er aus? — Hat er eine große Naſe? Wie trägt er den Kopf? Was hat er für Augen? Er ſpricht wohl in lauter Verſen? Iſt er ſtolz?“ — und hundert ſolche Fragen machte man einander ſchneller als es möglich war auf Eine zu antworten. Die Neugier, den Euripides zu ſehen, zog noch außer denen, die der Archon hatte bitten laſſen, verſchiedene herbei, die nicht geladen waren. Alles drängte ſich um den guten glatzköpfigen Dichter her, um zu beobachten, ob auch er ſo ausſehe, wie ſie ſich vorgeſtellt hatten, daß er ausſehen müſſe. Verſchiedene, inſonderheit unter den Damen, ſchienen ſich zu wundern, daß er am Ende doch gerade ſo ausſah wie ein andrer Menſch. Andre bemerkten, daß er viel Feuer in den Augen habe: und die ſchöne Thryallis raunte ihrer Nachbarin ins Ohr, man ſeh' es ihm ſtark an, daß er ein ausgemachter Weiberfeind ſei. Sie machte dieſe Bemerkung mit einem Ausdruck von antieipirtem Vergnügen über den Triumf, den ſie ſich davon verſprach, wenn ein ſo erklärter Feind ihres Geſchlechts die Macht ihrer Reizungen würde bekennen müſſen.

Die Dummheit hat ihr Sublimes ſo gut als der Verſtand, und wer darin bis zum Abſurden gehen kann, hat das Erhabne in dieſer Art erreicht, welches für geſchmackte Leute immer eine Quelle von Vergnügen iſt. Die Abderiten hatten das Glück, im Beſitz dieſer Vollkommenheit zu ſein. Ihre Ungereimtheit machte einen Fremden Anfangs wohl zuweilen ungeduldig; aber ſobald man ſah, daß ſie ſo ganz aus Einem Stücke war, und (eben darum) ſo viel Zuverſicht und Gutmüthigkeit in ſich hatte: ſo verſöhnte man ſich gleich wieder mit ihnen, und beluſtigte ſich oft beſſer an ihrer Albernheit, als an andrer Leute Witz.

Euripides war in ſeinem Leben nie bei ſo guter Laune geweſen, als bei dieſem Abderitenſchmauſe. Er antwortete mit der größten Gefälligkeit auf alle ihre Fragen, lachte über alle ihr platten Einfälle, ließ jeden ſo hoch gelten als er ſich ſelbſt würdigte, und erklärte ſich ſogar über ihr Theater und Muſikweſen ſo billig, daß jedermann vollkommen mit ihm zufrieden war. — „Ein feiner Gaſt! raunte der politiſche Rathsherr der Dame Salabanda, die über ihm ſaß, ins Ohr; der tritt leiſe auf!“ — „Und ſo höflich, ſo beſcheiden, als ob er kein großer Kopf wäre!“ erwiederte Salabanda. — „Der drolligſte Mann von der Welt, beim Jupiter! ſagte der kurze dicke Rathsherr, beim Aufſtehen vom Tiſche; ein recht kurzweiliger Mann! Hätte's ihm nicht zugetraut, mein Seel!“ — Die Damen, die er ſchön gefunden hatte, waren dafür ſo höflich, und thaten, als ob ſie ihn nun zwanzig Jahre jünger fänden als er war: kurz, man war ganz von ihm bezaubert, und bedauerte nur, daß man die Ehre und das Vergnügen, ihn in Abdera zu ſehen, nicht länger haben ſollte. Denn Euripides blieb dabei, daß er ſich nicht aufhalten könne.

Endlich nahm Frau Salabanda den politiſchen Rathsherrn und den jungen Onobulus auf die Seite. „Was meinten Sie, ſagte ſie, wenn wir ihn dahin bringen könnten, daß er uns ſeine Andromeda gäbe? Er hat ſeine eigene Truppe bei ſich. Es ſollen ganz außerordentliche Virtuoſen ſein.“ — Onobulus fand den Einfall göttlich. — Ich hatte ihn eben ſelbſt gehabt, ſagte der politiſche Rathsherr, und war im Begriff, es Ihnen vorzutragen. Aber es wird Schwierigkeiten abſetzen. Der Nomophylax — „O, dafür laſſen Sie mich ſorgen, fiel Salabanda ein; ich will ihm ſchon warm machen!“

Für meinen Oheim ſteh' ich, ſagte Onobulus; und noch in dieſer Nacht will ich unter unſern jungen Leuten eine Partei zuſammen trommeln, die Lärms genug in der Stadt machen ſoll.

„Nur nicht zu hitzig, munkelte der politiſche Rathsherr mit dem Kopfe wackelnd; wir wollen uns nichts merken laſſen! Erſt das Terrain ſondirt, und fein leiſe aufgetreten! Das iſt was ich immer ſage.“

„Aber, wir haben keine Zeit zu verlieren, Herr Froſchpfleger! Euripides geht fort —“

Wir wollen ihn ſchon aufhalten, erwiederte Salabanda; er ſoll morgen bei mir ſein! — Eine Gartenpartie, und alle unſre hübſchen Leute dazu eingeladen — Laſſen Sie nur mich machen; es ſoll gewiß gehen.

Frau Salabanda paſſirte in Abdera für eine gar weiſe Frau. Sie war ſtark in Politicis, und hatte große Einflus auf den Archon Onolaus. Der Oberprieſter war ihr Oheim, und fünf oder ſechs Rathsherren, die ſie in ihrer Freundſchaft zählte, gaben ſelten eine andere Meinung im Rathe von ſich, als ſie ihnen des Abends zuvor eingerichtet hatte. Ueberdieß ſtanden ihr die Liebhaber der ſchönen Thryallis, mit der ſie im engſten Vertrauen lebte, gänzlich zu Gebote: nichts von ihren eignen zu ſagen, deren ſie immer einige hatte, die auf Hoffnung dienten, und alſo ſo geſchmeidig waren wie Handſchuhe. Ihr Haus, das unter die beſten in der Stadt gehörte, war der Ort, wo alle Geſchäfte vorbereitet, alle Händel geſchlichtet, und alle Wahlen ins Reine gebracht wurden: mit Einem Worte, Frau Salabanda machte in Abdera was ſie wollte.

Euripides, ohne die mindeſte Abſicht, Gebrauch von der Wichtigkeit dieſer Frau zu machen, hatte ſich dieſen Abend ſo gut bei ihr inſinuirt, als ob er zum wenigſten eine Froſchpflegerſtelle auf dem Korn gehabt hätte. Brachte ſie ein politiſches Weisſprüchlein als einen Gedanken vor, ſo fand er, daß es eine ſehr ſcharfſinnige Bemerkung ſei, citirte ſie den Simonides oder Homer, ſo bewunderte er ihr Talent, Verſe zu deklamiren. Sie hatte ihn mit einigen Stellen ſeiner Werke aufgezogen, die ihn zu Athen in den böſen Ruf eines Weiberfeindes geſetzt; und er hatte, indem er ſich gegen ſie und die ſchöne Thryallis verbeugte, verſichert, daß es ſein Unglück ſei, nicht eher nach Abdera gekommen zu ſein. Kurz, er hatte ſich ſo aufgeführt, daß Frau Salabanda bereit war, einen Aufſtand zu erregen, falls ihr mit dem politiſchen Rathsherrn eingeſädeltes Projekt durch kein gelinderes Mittel hätte durchgeſetzt werden können.

Man ſäumte nicht, ſich vor allen Dingen des Archons zu verſichern, der gewöhnlich bald gewonnen war, wenn man ihm ſagte, daß eine Sache der Republik Abdera zu großem Ruhm gereichen und dem Volke ſehr angenehm ſein werde. Aber, weil er ein Herr war, der ſeine Ruhe liebte, ſo erklärte er ſich: er überlaſſe es ihnen, alles in die gehörigen Wege einzuleiten; er ſeines Orts möchte ſich mit niemand deswegen überwerfen, am wenigſten mit dem Nomophylax, der ein Grobian ſei und unter dem Volke einen ſtarken Anhang habe. — „Wegen des Volkes machen Sich Eure Herrlichkeit keine Sorge, flüſterte ihm der Rathsherr zu; das will ich durch die dritte Hand ſchon ſtimmen laſſen wie wirs nur wünſchen können.“ — Und ich, ſagte Salabanda, nehme die Rathsherrn auf mich. — Wir wollen ſehen, ſprach der Archon, indem er zur Geſellſchaft zurückkehrte.

Sein Sie ruhig, ſprach die Dame zum politiſchen Rathsherrn, indem ſie ihn auf die Seite nahm; ich kenne den Archon. Wenn man ihn haben will, ſo muß man ihm nur des Abends von einer Sache ſprechen, und wenn er Nein geſagt hat, des Morgens wieder kommen und, ohne den Mund zu verkrümmen, ſo reden, als ob er Ja geſagt habe, und ihm dabei zeigen, daß man des Erfolgs gewiß iſt: ſo kann man ſich auf ihn verlaſſen wie auf Gold. Es iſt nicht das erſtemal, daß ich ihn auf dieſe Art dran gekriegt habe.

„Sie ſind eine ſchlaue Frau, verſetzte der Herr Froſchpfleger, indem er ſie ſachte auf den runden Arm klopfte. — Was Sie leiſe auftreten! — Aber man wird merken, daß wir etwas vorhaben — und das könnte nachtheilig ſein. — Wir müſſen piano gehn!“

In dieſem Augenblick trippelten ein paar Abderitinnen herbei, denen bald alle übrigen von der Geſellſchaft folgten, um zu hören, wovon die Rede ſei. Der politiſche Rathsherr ſchlich ſich weg.

„Nun, wie gefällt euch Euripides? ſagte Frau Salabanda: nicht wahr, das iſt ein Mann!“

O ein charmanter Mann! riefen die Abderitinnen.

Nur Schade, daß er ſo kahl iſt — ſetzte eine hinzu; und daß ihm ein paar Zähne fehlen, ſagte die andre.

Närrchen, deſto weniger kann er dich beißen, ſagte die dritte; und weil dieß ein witziger Einfall war, ſo lachten ſie alle herzlich darüber.

Iſt er ſchon verheirathet? fragte ein junges Ding, das ſo ausſah, als ob es, wie ein Pilz, in einer einzigen Nacht aus dem Boden aufgeſchoſſen wäre.

Möchteſt Du ihn etwa haben? antwortete ein andres Fräulein ſpöttiſch; ich denke er hat ſchon Urenkel zu verheirathen.

O die will ich Dir überlaſſen, ſagte jene ſchnippiſch; und der Stich war deſto wespenartiger, weil das beſagte Fräulein, wiewohl ſie ſo jung that als ein Mädchen von achtzehn, wenigſtens ihre vollen fünf und dreißig auf dem Nacken trug.

„Kinder, unterbrach ſie Frau Salabanda, von dem allen iſt jetzt die Rede nicht. Es iſt was ganz andres auf dem Tapete. Wie gefiel' es euch, wenn ich den fremden Herrn beredete, etliche Tage hier zu bleiben, und uns mit der Truppe, die er bei ſich hat, eine ſeiner Komödien zu geben?“

O das iſt herrlich! riefen die Abderitinnen alle vor Freuden aufhüpfend, o ja, wenn Sie das machen könnten!

„Das will ich ſchon machen können, verſetzte Salabando; aber ihr müſſe alle dazu helfen!“

O ja, o ja! ſchnatterten die Abderitinnen; und nun liefen ſie in hellem Haufen auf den Euripides zu, und ſchrien alle

auf einmal: O ja, Herr Euripides, Sie müssen uns eine Komödie spielen! Wir lassen Sie nicht gehen, bis Sie uns eine Komödie gespielt haben. Nicht wahr? Sie versprechen's uns?

Der arme Mann, dem die Zumuthung auf den Hals kam, wie ein Kübel Wassers auf den Kopf, trat ein paar Schritte zurück, und versicherte sie, es sei ihm nie in den Sinn gekommen, in Abdera Komödie zu spielen, er müsse seine Reise beschleunigen, u. s. w. Aber das half alles nichts — O Sie müssen, schrieen die Abderitinnen; wir lassen Ihnen keine Ruhe; Sie sind viel zu artig, als daß Sie uns was abschlagen sollten. Wir wollen Sie so schön bitten —

„Im Ernst, sagte Frau Saladanda, wir haben einen Anschlag auf Sie gemacht —" Und der nicht zu Wasser werden soll, fiel Onobulus ein, oder ich will nicht Onobulus heißen.

Was giebts? Was giebts? fragte der politische Rathsherr, der den Unwissenden machte, indem er langsam und mit unstetem Blick hinzu schlich; was haben Sie mit dem Herrn vor? — Der kurze dicke Rathsherr kam auch herbei gewatschelt. „Ich glaube gar, straf' mich! Sie wollen alle auf einmal sein Herz mit Arrest beschlagen, ha, ha, hu!" schrie er und lachte, daß er sich die Seiten halten mußte. Man verständigte ihn, wovon die Rede sei — Ha, ha, ha, ha! Ein schöner Gedanke! straf' mich Jupiter! Du komm' ich gewiß auch, das versprech' ich Ihnen! Der Meister selbst! das muß der Mühe werth sein! Wird recht viel Ehre für Abdera sein, Herr Euripides, große Ehre! Haben uns glücklich zu schätzen, daß unsre Leute von so einem geschickten Manne profitiren sollen!" — Noch ein paar Herren von Bedeutung machten ihm ungefähr das nämliche Kompliment.

Euripides, wiewohl er den Einfall nicht so übel fand, sich diese Lust mit den Abderiten zu machen, spielte noch immer den Erstaunten, und entschuldigte sich damit, daß er dem König Archelaus versprochen habe, seine Reise zu beschleunigen.

„Ei, was! sagte Onobulus, Sie sind ein Republikaner, und eine Republik hat ein näheres Recht an Sie."

„Sagen Sie dem Könige nur, schnurrte die schöne Myris, daß wie Sie so gar schön gebeten haben. Er soll ein galanter Herr sein. Er wird Ihnen nicht übel nehmen, daß Sie sechs Feuerzimmern auf einmal nichts abschlagen konnten."

O du, Tirann der Göttee und der Menschen, Amor! rief Euripides im Ton der Trugödie, indem er zugleich die schöne Theyallis ansah.

„Wenn das Ihr Ernst ist, sagte Theyallis, mit der Miene einer Person, die nicht gewohnt ist weder abzuweisen noch abgewiesen zu werden; wenn das Ihr Ernst ist, so beweisen Sie es dadurch, daß Sie sich von mir erbitten lassen."

Dieß von mir verdroß die andern Abderitinnen. Wir wollen nicht undescheiden sein, sagte eine, indem sie die Lippen einzog, und auf die Seite sah. — Man muß dem Herrn nichts zumuthen, was ihm unmöglich ist, sagte eine andre.

Um Ihnen Vergnügen zu machen, meine schönen Damen, sprach der Dichter, könnte mir das Unmögliche möglich werden.

Weil dieß Unsinn war, so gefiel es allgemein. Onobulus war hurtig mit seiner Schreibtafel heraus, um sich den Gedanken aufzunotiren. Die Weiber und Mädchen warfen einen Blick auf Theyallis, als ob sie sagen wollten: Aetsch! Er hat uns auch schön geheißen! Madam braucht sich eben nicht so viel auf ihre Alalantenfigur einzubilden; er bleibt so gut um unsertwillen hier als um ihretwillen.

Saladanda machte endlich dem Handel ein Ende, indem sie sich bloß die Gefälligkeit ausbat, daß er ihr und ihren Freunden, die alle seine großen Verehrer seien, nur noch den morgenden Tag schenken möchte. Weil Euripides im Grunde nicht zu eilen hatte, und sich in Abdera sehr gut amüsirte, so ließ er sich nicht lange bitten, eine Einladung anzunehmen, die ihm hübsche Beiträge zu — Possenspielen für den Hof zu Pella versprach. Und so ging denn die Gesellschaft, auf die Ehre, sich Morgen bei Frau Saladanda wieder zu sehen, gegen Mitternacht in allerseitigem Vergnügen auseinander.

9. Kapitel.

Euripides besieht die Stadt, wird mit dem Priester Strobylus bekannt, und vernimmt von ihm die Geschichte der Latonenfrösche. Merkwürdiges Gespräch, welches bei dieser Gelegenheit zwischen Demokrit, dem Priester und dem Dichter vorfällt.

Inzwischen führte Onobulus, in Begleitung etlicher junger Herren seines Schlages, seinen Gast in der Stadt herum, um ihm alles, was darin sehenswürdig wäre, zu zeigen. Unterwegs begegnete ihnen Demokrit, mit welchem Euripides schon von langem her bekannt war. Sie gingen also mit einander; und da die Stadt Abdera ziemlich weitläufig war, so hatten die beiden Alten Gelegenheit genug, von den jungen Herren zu profitiren, die immer den Mund offen hatten, über alles entschieden, alles wußten, und sich gar nicht zu Sinnen kommen ließen, daß es ihres gleichen in Gegenwart von Männern anständiger sei zu horen, als sich hören zu lassen.

Euripides hatte also diesen Morgen genug zu hören und zu sehen. Die jungen Abderiten, die ein weiter als bis gegen die äußersten Schlagbäume ihrer Vaterstadt gekommen waren, sprachen von allem, was sie ihm zeigten, als von Wundern, die gar nicht ihres gleichen in der Welt hätten. Onobulus hingegen, der die große Reise gemacht hatte, verglich alles mit dem, was er in eben dieser Art zu Athen, Korinth und Syrakus gesehen, und brachte in einem abernen Tone von Entschuldigung eine Menge lächerlicher Ursachen hervor, warum diese Dinge in Athen, Korinth und Syrakus schöner und prächtiger wären als in Abdera.

Junger Herr, sagte Demokrit, es ist hübsch, daß Sie Ihre Vater- und Mutterstadt in Ehren halten, aber wenn Sie uns einen Beweis davon geben wollen, so lassen Sie Athen, Korinth und Syrakus aus dem Spiele. Nehmen wir jedes Ding wie es ist, und keine Vergleichung, so brauchts auch keine Entschuldigung.

Euripides fand alles, was man ihm zeigte, sehr merkwürdig; und das war es auch. Denn man zeigte ihm eine Bibliothek, worin viele unnütze und ungelesene Bücher, ein Münzkabinet, worin viele abgegriffene Münzen, ein reiches Spital, worin viel übel verpflegte Arme, ein Arsenal, worin wenig Waffen, und einen Brunnen, worin noch weniger Wasser war. Man zeigte ihm auch das Rathhaus, wo die gute Stadt Abdera so gut berathen wurde, den Tempel des Jofnus, und ein vergoldetes Widderfell, welches sie, wiewohl wenig Gold mehr darun zu sehen war, für das berühmte goldne Vlies ausgaben. Sie nahmen auch den alten rauchigen Tempel der Latonna in Augenschein, und das Grabmal des Abderus, der die Stadt zuerst erbauet haben sollte, und die Gallerie, wo alle Archontru von Abdera in Lebensgröße gemalt standen, und einander alle so ähnlich sahen, als ob der folgende immer die Kopie von dem vorhergehenden gewesen wäre. Endlich, da sie alles gesehen hatten, führte man sie auch an den geheiligten Teich, worin auf Unkosten gemeiner Stadt die größten und fettesten Frösche gefüttert wurden, die man je gesehen hat, und die wie der Oberpriester Strobylus sehr ernsthaft versicherte, in gerader Linie von den Lycescheu Bauern abstammten, die der umherirrenden, nirgends Ruhe findenden, und vor Durst verschmachtenden Latonn nicht gestatten wollten, aus einem Teiche, der ihnen zugehörte, zu trinken, und dafür von Jupiter zur Strafe ihrer Ungeschlachtheit in Frösche verwandelt wurden.

O Herr Oberpriester, sagte Demokrit, erzählen Sie doch dem fremden Herrn die Geschichte dieser Frösche, und wie es zugegangen, daß der geheiligte Teich aus Lycien über das Jonische Meer herüber bis nach Abdera versetzt worden ist, welches, wie Sie wissen, eine ziemliche Strecke Wegs über Länder und Meere ausmacht und (wenn man so sagen darf) beinahe ein noch größeres Wunder ist, als die Froschwerdung der Lycischen Bauern selbst.

Strobylus sah Demokriten und dem Fremden mit einem bedenklichen Blick unter die Augen. Weil er aber nichts darin sehen konnte, das ihn berechtigt hätte, sie für Spötter zu exklären, welche nicht verdienten, zu so ehrwürdigen Mysterien zugelassen zu werden: so bat er sie, sich unter einen großen wilden Feigenbaum zu setzen, der eine Seite des kleinen Latonentempels beschattete, und erzählte ihnen hierauf mit eben der Treuherzigkeit, womit man die alltäglichste Begebenheit erzählen kann, alles was er von der Sache zu wissen glaubte.

Die Geschichte des Latonendienstes in Abdera, sagte er, verliert sich im Nebel des grauesten Alterthums. Unsre Vorfahren, die Tejer, die sich vor ungefähr hundert und vierzig Jahren von Abdera Meister machten, fanden ihn bereits seit undenklichen Zeiten eingeführt; und dieser Tempel hier ist vielleicht einer der ältesten in der Welt, wie Sie schon aus seiner Bauart und andern Zeichen eines hohen Alterthums schließen können. Es ist, wie Sie wissen, nicht erlaubt, mit frostbarem Vorwitz den heiligen Schleier aufzuheben, den die Zeit um den Ursprung der Götter und ihres Dienstes geworfen hat. Alles verliert sich in Zeiten, von die Kunst zu schreiben noch nicht erfunden war. Allein die mündliche Ueberlieferung, die von Vater zu Sohn durch so viele Jahrhunderte fortgepflanzt wurde, ersetzt den Abgang schriftlicher Urkunden mehr als hinlänglich, und macht, so zu sagen, eine lebendige Urkunde aus, die dem todten Buchstaben billig noch vorzuziehen ist. Diese Tradizion sagt: als die obenerwähnte Verwandlung der Lycischen Bauern vorgegangen, hätten die benachbarten Einwohner und einige von

den besagten Bauern selbst, welche an dem Frevel der übrigen keinen Theil genommen, als Zeugen des vorgegangenen Wunders, Latonen mit ihren noch an der Brust liegenden Zwillingen, Apollo und Diana für Gottheiten erkannt, ihnen an dem Teiche, wo die Verwandlung geschehen, einen Altar errichtet, auch die Gegend und das Gebüsche, das den Teich umgab, zu einem Hain geheiligt. Das Land hieß damals noch Milia, und die in Frösche verwandelten Bauern waren also, eigentlich zu reden, Milier; als aber lange Zeit hernach Lucius, Pandions des Zweiten Sohn, sich mit einer Attischen Kolonie des Landes bemächtigte, bekam es von ihm den Namen Lucia, und der ältere Name verlor sich gänzlich. Bei dieser Gelegenheit verließen die Einwohner der Gegend, wo der Altar und Hain der Latona stand, weil sie sich der Herrschaft des besagten Lucius nicht unterwerfen wollten, ihr Vaterland, setzten sich zu Schiffe, irrten eine Zeit lang auf dem Aegeischen Meere herum, und ließen sich endlich zu Abdera nieder, welches kurz zuvor durch die Pest beinahe gänzlich entvölkert worden war. Bei ihrem Abzuge schmerzte sie, wie die Trudizian sagt, nichts so sehr, als daß sie den geheiligten Hain und Teich der Latona zurücklassen mußten. Sie sannen hin und her, und fanden endlich, das Beste wäre, einige junge Bäume aus dem besagten Haine mit Wurzel und Erde, und eine Anzahl von Fröschen aus dem besagten Teich in einer Tonne voll geheiligten Wassers mitzunehmen. So bald sie zu Abdera anlangten, war ihre erste Sorge, einen neuen Teich zu graben, welches eben dieser ist, den Sie hier vor sich sehen.

„Sie leiteten einen Arm des Flusses Nestus in denselben, und besetzten ihn mit den Abkömmlingen der in Frösche verwandelten Lycier oder Milier, die sie in dem geweihten Wasser mit sich gebracht hatten. Um den neuen Teich her, dem sie sorgfältig die nöthige Gestalt und Größe des alten gaben, pflanzten sie die mitgebrachten heiligen Bäume, weiheten sie auf's neue der Latona zum Hain, bauten ihr diesen Tempel, und verordneten einen Priester, der den Dienst derselben versehen, und des Hains und Teiches warten sollte, welche sich auf diese Weise, ohne ein so großes Wunder als Herr Demokrit für nöthig hielt, uns Lycier nach Abdera versetzt fanden. Dieser Tempel, Hain und Teich erhielt sich, vermöge der Ehrfurcht, welche sogar die benachbarten wilden Thrazier für denselben hegten, durch alle Veränderungen und Unfälle, denen Abdera in der Folge unterworfen war, bis die Stadt endlich von den Tejern, unsern Vorfahren, zu den Zeiten des großen Cyrus wieder hergestellt, und (wie man ohne Ruhmredigkeit sagen kann) zu einem Glanz erhoben wurde: daß sie keine Ursache hat, irgend eine andere in der Welt zu beneiden."

Sie reden wie ein wahrer Patriot, Herr Oberpriester, sagte Euripides. Aber wenn es erlaubt wäre, eine bescheidene Frage zu thun.

„Fragen Sie was Sie wollen, fiel ihm Strobylus ein; ich werde Gott Lob! nie verlegen sein, Antwort zu geben."

Mit Euer Ehrwürden Erlaubniß also, fuhr Euripides fort; die ganze Welt kennt die edle Denkart und die Liebe zur Pracht und zu den schönen Künsten, die den Tejischen Abderiten eigen ist, und wovon ihre Stadt überall die merkwürdigsten Beweise darstellt. Wie kommt es also, da zumal die Tejer schon von alten Zeiten her im Ruf einer besondern Ehrfurcht für Latonen stehen, daß die Abderiten nicht auf den Gedanken gekommen sind, ihr einen ansehnlichen Tempel aufzubauen?

„Ich vermuthete mir diesen Einwurf," sagte Strabylus mit einem Lächeln, wobei er die Augenbraunen in die Höhe zog und mächtig weise ansehen wollte.

Es soll kein Entwurf sein, versetzte Euripides, sondern eine bescheidene Frage.

„Ich will sie Ihnen beantworten, sagte der Priester. Ohne Zweifel wäre es der Republik leicht gewesen, der Latona als einer Göttin vom ersten Rang einen so prächtigen Tempel aufzubauen, wie sie dem Jason, der doch nur ein Heros ist, gebaut hat. Aber sie hat mit Recht geglaubt, daß es der Ehrfurcht, die wir der Mutter des Apollo und der Diana schuldig sind, gemäßer sei, ihren uralten Tempel zu lassen wie sie ihn gefunden; und es ist und bleibt dem ungeachtet der oberste und heiligste Tempel von Abdera, was auch immer der Priester Jasons dagegen einwenden mag."

Strobylus sagte dieses letzte mit einem Eifer und einem Crescendo il Forte, daß Demokrit für nöthig fand ihn zu versichern, daß dieß wenigstens bei allen gesund Denkenden eine ausgemachte Sache sei.

„Indessen, fuhr der Oberpriester fort, hat die Republik gleichwohl solche Beweise ihrer besondern Devozion für den Tempel der Latona und dessen Zudehörden gegeben, daß gegen die Lauterkeit ihrer Absichten nicht der geringste Zweifel übrig sein kann. Sie hat zu Versehung des Dienstes nicht nur ein Kollegium von sechs Priestern, deren Vorsteher zu sein ich unwürdiger Weise die Ehre habe, sondern auch aus dem Mittel des Senats drei Pfleger des heiligen Teichs angeordnet, von welchen der erste allezeit eines von den Häuptern der Stadt ist. Ja, sie hat, aus Beweggründen, deren Richtigkeit streitig zu machen nicht länger erlaubt ist, die Unverletzlichkeit der Frösche des Latonenteichs auf alle Thiere dieser Gattung in ihrem ganzen Gebiet ausgedehnt, und zu diesem Ende das ganze Geschlecht der Störche, Kraniche und aller andern Froschfeinde aus ihren Grenzen verbannt."

Wenn die Versicherung, daß es nicht länger erlaubt ist an der Richtigkeit dieses Verfahrens zu zweifeln, mir nicht die Zunge bände, sagte Demokrit, so würde ich mir die Freiheit nehmen zu erinnern, daß selbiges mehr in einer zwar an sich selbst löblichen, aber doch aufs äußerste getriebenen Deisidämonie, als in der Natur der Sache, ohne der Ehrfurcht, der wir der Latona schuldig sind, gegründet zu sein scheint. Denn in der That ist nichts gewisser, als daß die Frösche zu Abdera und in der Gegend umher, die den Einwohnern bereits sehr beschwerlich sind, mit der Zeit sich unter einem solchen Schutze so überschwenglich vermehren werden, daß ich nicht begreife, wie unsre Nachkommen sich mit ihnen werden vergleichen können. Ich rede hier bloß menschlicher Weise, und unterwerfe meine Meinung dem Urtheil der Obern, wie einem recht gesinnten Abderiten zukommt.

Daran thun Sie wohl, sagte Strobylus, es mag nun Ihr Ernst sein oder nicht; und Sie würden, nehmen Sie mirs nicht übel, noch besser thun, wenn Sie dergleichen Meinungen gar nicht laut werden ließen. Uebrigens kann nichts lächerlicher sein als sich vor Fröschen zu fürchten und unter dem Schutz der Latona können wir, denke ich, gefährlichere Feinde verachten, als diese guten unschuldigen Thierchen jemals sein können, wenn sie auch unsere Feinde würden.

Das sollt' ich auch denken, sagte Euripides. Mich wundert, wie einem so großen Naturforscher als Demokrit, nndes kannt sein kann, daß die Frösche, die sich von Insekten und kleinen Schnecken nähren, dem Menschen vielmehr nützlich als schädlich sind.

Der Priester Strobylus nahm diese Anmerkung so wohl auf, daß er von diesem Augenblick an ein hoher Gönner und Beförderer unsers Dichters wurde. Die Herren hatten sich kaum von ihm beurlaubt, so ging er in einige der besten Häuser und versicherte, Euripides sei ein Mann von großen Verdiensten. Ich habe sehr wohl bemerkt, sagte er, daß er mit Demokrit nicht zum besten steht: er gab ihm eins oder zweimal tüchtig auf die Kolbe. Er ist wirklich ein hübscher verständiger Mann — für einen Poeten.

10. Kapitel.

Der Senat zu Abdera giebt dem Euripides, ohne daß er darum ansucht, Erlaubniß, einig seiner Stücke auf dem Abderitischen Theater aufzuführen. Kunstgriff, wodurch sich die Abderitische Kanzlei in solchen Fällen zu helfen pflegte. Schlaues Betragen des Komodylar. Merkwürdige Art der Abderiten, einem, der ihnen im Weg stand, allen Vorschub zu thun.

Nachdem Euripides die Wahrzeichen von Abdera sämmtlich in Augenschein genommen hatte, führte man ihn nach dem Garten der Saladanda, wo er den Rathsherrn, ihren Gemahl (einen Mann, der bloß wegen seiner Gemahlin bemerkt wurde) und eine große Gesellschaft von Abderitischem Bonmonde fand, alle sehr begierig zu sehen, wie man es machte, um Euripides zu sein.

Euripides sah nur Ein Mittel, sich mit Ehren aus der Sache zu ziehen; und das war — in so guter Abderitischer Gesellschaft nicht Euripides — sondern so sehr Abderit zu sein als ihm nur immer möglich war. Die wackern Leute wunderten sich, ihn so gleichartig mit ihnen selbst zu finden. Es ist ein schaemantes Mann, sagten sie; man dächte, er wäre sein Lebtag lang in Abdera gewesen.

Die Kabale der Dame Saladanda ging inzwischen tapfer ihren Gang und des folgenden Morgens war schon die ganze Stadt des Gerüchtes voll, der fremde Dichter würde mit seinen Leuten eine Komödie aufführen, wie man in Abdera noch keine gesehen habe.

Es war ein Rathstag. Die Herren versammelten sich, und einer fragte den andern, wenn Euripides sein Stück geben würde? Keiner wollte was davon wissen, wiewohl jeder positiv versicherte, daß bereits die Zurüstungen dazu gemacht würden.

Als der Archon die Sache in Vortrag brachte, formalisirten sich die Freunde des Komodylar nicht wenig darüber: „Wozu, sagten sie, brauchts uns noch zu fragen, ob wir erlauben wollen was schon beschlossen ist, und wovon jedermann als von einer ausgemachten Sache spricht?"

Einer der hitzigsten behauptete, daß der Senat eben deswegen Nein dazu sagen, und dadurch zeigen sollte, daß Er Meister sei.

„Das wäre mir ein sauberes Participium, rief der Zunftmeister Pfriem; weil die ganze Stadt für die Sache dort diet ist, und die fremden Komödianten zu hören wünscht, so soll der Senat Nein dazu sagen? Ich behaupte das Gegentheil. Eben weil das Volk sie zu hören wünscht, so sollen sie aufspielen! Vox populus, Vox Deus! Das ist immer mein Simplum gewesen, und soll es bleiben, so lange ich Zunftmeister Pfriem heißen werde!"

Die meisten traten auf des Zunftmeisters Seite. Der politische Rathsherr zuckte die Achseln, sprach dafür und dawider, und beschloß endlich: Wenn der Nomofylax nichts dabei zu erinnern hätte, so glaube er, man könnte für diesmal connivendo geschehen lassen, daß die Fremden auf dem Stadttheater spielten.

Der Nomofylax hatte bisher bloß die Nase gerümpft, gegrinst, seinen Knebelbart gestrichen, und einige abgebrochene Worte mit untermischtem Hä, hä, hä, gemächert. Er mochte nicht gern dafür angesehen werden, als ob ihm daran gelegen sei, die Sache zu hintertreiben. Allein jemehr er's verbergen wollte, desto stärker fiel's in die Augen. Er schwoll zusehends auf, wie ein Truthahn, dem man ein rothes Tuch vorhält; und endlich, da er entweder bersten oder reden mußte, sagte er: „Die Herren mögen nun glauben was sie wollen — aber ich bin wirklich der erste, der das neue Stück zu hören wünscht. Ohne Zweifel hat der Poet den Text und die Musik selbst gemacht, und da muß es ja wohl ein ganzes Wunderding sein. Indessen, weil er sich nicht aufhalten konn, wie man sagt, so seh' ich nicht, wie man mit den Dekorazionen wird fertig werden können. Und wenn wir zu den Chören unsre Leute hergeben sollen, wie zu vermuthen ist; so bedank' ich, daß ich sagen muß, vor vierzehn Tagen wird nicht daran zu denken sein."

Dafür lassen wir den Euripides sorgen, sagte einer von den Vätern, aus deren Sprachröhren die Stimme der Dame Salabanda sprach: man wird ihm ohnehin Ehrenhalber die ganze Direkzion seines Schauspiels überlassen müssen. — Den Rechten eines zeitigen Nomofylax und der Theaterkommission in alle Wege unprajudicierlich, setzte der Archon hinzu.

„Ich bin alles zufrieden, sagte Gryllus, die Herren wollen was neues — Gut! wünsche daß es wohl bekomme! bin selbst begierig das Ding zu hören, wie gesagt. Es kommt freilich alles blos darauf an, ob man Glauben an die Leute hat — verstehen Sie mich? — Indessen wird Recht Recht, und Musik Musik bleiben; und ich wette was die Herren wollen, die Terzen und Quinten und Oktaven der Herren Athener werden gerade so klingen wie die unsrigen, hä, hä, hä, hä!"

Es ging also mit einem großen Mehr durch: „Daß den fremden Komödianten ein- für allemal, und ohne daß dieser Fall zu einiger Konsequenz sollte gezogen werden können, erlaubt sein sollte, eine Tragödie auf der Nazional-Schaubühne aufzuführen, und daß ihnen hierzu von Seiten der Theater-Deputazion aller Vorschub gethan, und die Kosten von der Kasse bestritten werden sollten." — Allein, weil der Ausdruck „erlaubt sein sollte" dem Euripides, der nichts verlangt hatte, sondern sich bloß erbitten lassen, hätte anstößig sein können: so veranstaltete Frau Salabanda, daß der Rathsschreiber (der ihr besonderer Freund und Diener war) im Bescheid die Worte erlaubt sein sollte, in ersucht werden sollte, und die fremden Komödianten in den berühmten Euripides verwandelte — Alles übrigens dem Rathsschluß und der Kanzlei unprajudicierlich und citra consequentiam.

So wie der Senat aus einander ging, begab sich der Nomofylax zum Euripides, überschüttete ihn mit Komplimenten, bot ihm seine Dienste an, und versicherte ihn, daß ihm aller möglicher Vorschub gethan werden sollte, um sein Stück recht bald aufführen zu können. Die Wirkung dieser Versicherung war, daß ihm, ohne daß jemand Schuld davon haben wollte, alle mögliche Hindernisse in den Weg gelegt wurden, und daß es immer an allem fehlte, was er nöthig hatte. Beschwerte er sich, so wies ihn immer einer an den andern, und jeder betheuerte seine Unschuld und seinen guten Willen, indem er ganz deutlich zu verstehen gab, daß der Fehler bloß an diesem oder jenem liege, der eine Viertelstunde zuvor seinen guten Willen eben so stark betheuert hatte.

Euripides fand die Abderitische Art, allen möglichen Vorschub zu thun, so beschwerlich, daß er sich nicht entbrechen konnte, der Dame Salabanda am Morgen des dritten Tages zu erklären: seine Meinung sei, sich mit dem ersten Winde, woher er auch blasen möchte, wieder einzuschiffen, wofern sie nicht einen Rathsschluß auswirkte, der den Herren von der Kommission anbefähle, ihm keinen Vorschub zu thun. Da der Archon, wiewohl eigentlich alle exekutive Gewalt von ihm abhing, kein Mann von Exekuzion war, so war das einzige Mittel in dieser Noth, den Zunftmeister Pfriem und den Priester Strobylus, welche sehr viel beim Volke vermochten, in Bewegung zu setzen. Salabanda übernahm beides mit so guter Wirkung, daß binnen Tag und Nacht alles, was von der Theaterkommission besorgt werden mußte, fertig und bereit war; welches um so leichter geschehen konnte, da Euripides seine eigenen Dekorazionen bei sich hatte, und also beinahe nichts weiter zu thun war, als sie dem Abderitischen Theater anzupassen.

11. Kapitel.

Die Andromeda des Euripides wird endlich trotz aller Hindernisse von seinen eigenen Schauspielern aufgeführt. Außerordentliche Empfindsamkeit der Abderiten, mit einer Digression, welche unter die lehrreichsten in diesem ganzen Werke gehört, und folglich von gar keinem Nutzen sein wird.

Die Abderiten hatten ein neues Stück erwartet, und waren daher übel zufrieden, da sie hörten, daß es eben die Andromeda war, die sie vor wenig Tagen schon gesehen zu haben glaubten. Noch weniger wollten ihnen Anfangs die fremden Schauspieler einleuchten, deren Ton und Aktion so natürlich war, daß die guten Leute — gewohnt ihre Helden und Heldinnen wie Besessene herumfodern zu sehen, und schreien zu hören wie der verwundete Mars in der Ilias — gar nicht wußten wos sie daraus machen sollten. Das ist eine wunderliche Art zu agiren, flüsterten sie einander zu; man merkt es gar nicht, daß man in der Komödie ist; es klingt ja ordentlich als ob die Leute ihre eignen Rollen spielten. Indessen bezeigten sie doch ihr Erstaunen über die Dekorazionen, die zu Athen von einem berühmten Meister in der Theaterperspektive gemalt waren; und da die meisten in ihrem Leben nichts gutes in dieser Art gesehen hatten, so glaubten sie bezaubert zu sein, wie sie das Ufer des Meers, den Felsen, wo Andromeda angefesselt war, und den Hain der Nereiden an einer kleinen Bucht auf der einen Seite, und den Pallast des Königs Cefens in der Ferne auf der andern, so natürlich vor sich sahen, daß sie geschworen hätten, es sei alles wirklich und wahrhaftig so wie es sich darstellte. Da nun überdieß die Musik vollkommen nach dem Sinne des Dichters, und also das alles war, was die Musik des Nomofylax Gryllus — nicht war; da sie immer gerade aufs Herz wirkte, und ungeachtet der größten Einfalt und Singbarkeit doch immer neu und überraschend war: so brachte alles dieß, mit der Lebhaftigkeit und Wahrheit der Deklamazion und Pantomime und mit der Schönheit der Stimme und des Vortrags vereinigt, einen Grad von Täuschung bei den guten Abderiten hervor, wie sie noch in keinem Schauspiel erfahren hatten. Sie vergaßen gänzlich, daß sie in ihrem Nazionaltheater saßen, glaubten unvermerkt mitten in der wirklichen Scene der Handlung zu sein, nahmen Antheil an dem Glück und Unglück der handelnden Personen, als ob es ihre nächsten Blutsfreunde gewesen wären, betrübten und ängstigten sich, hofften und fürchteten, liebten und haßten, weinten und lachten, wie es dem Zauberer, unter dessen Gewalt sie waren, gefiel; — kurz, Andromeda wirkte so außerordentlich auf sie, daß Euripides selbst gestand, noch niemals des Schauspiels einer so vollkommnen Empfindsamkeit genossen zu haben.

Wir bitten — in Parenthesi — die empfindsamen Frauenzimmerchen und Jüngelchen unsrer vor lautee Empfindsamkeit höchst unempfindbaren Zeit sehr um Verzeihung! Aber es war in der That unsre Meinung nicht, durch diesen Zug der außerordentlichen Empfindsamkeit der Abderiten — ihnen einen Stich zu geben — und gleichsam dadurch einigen Zweifel gegen ihren guten Verstand bei ihnen selbst oder bei andern Leuten zu erwecken. — In ganzem Ernst, wir erzählen die Sache bloß wie sie sich zutrug; und wem eine so große Empfindsamkeit an Abderiten befremdlich vorkommt, den ersuchen wir höflichst — zu bedenken, daß sie, bei aller Abderitheit, am Ende doch Menschen waren wie andre; ja, in gewissem Sinne, nur desto mehr Menschen — je mehr Abderiten sie waren. Denn gerade ihre Abderitheit machte, daß es eben so leicht war sie zu betrügen, als die Vögel, die in die gemalten Trauben des Zeuris hinein pickten; indem sie sich jedem Eindruck, desanders den Täuschungen der Kunst, viel ungewahrsamer und treuherzigee überließen, als feinere und kaltere, folglich auch geschicktere Leute zu thun pflegen, welche man so leicht nicht verhindern kann, durch den Zauberdunst, den man um sie her macht, durchzusehen.

Uebrigens macht der Verfasser dieser Geschichte hier die Anmerkung: „Die große Disposizion der Abderiten, sich von den Künsten der Einbildungskraft und der Nachahmung täuschen zu lassen, sei eben nicht das, was er vom wenigsten an ihnen liebe." Er mag aber wohl dazu seine besondern Ursachen gehabt haben.

In der That haben Dichter, Tonkünstler, Maler, einem aufgeklärten und verfeinerten Publikum gegenüber, schlimmes

Spiel; und gerade die eingebildeten Kenner, die unter einem solchen Publikum immer den größten Haufen ausmachen, sind am schwersten zu befriedigen. Anstatt der Einwirkung still zu halten, thut man alles, was man kann, um sie zu verhindern. Anstatt zu genießen was da ist, räsonirt man darüber, was da sein könnte. Anstatt sich zur Illusion zu bequemen, wo die Vernichtung des Zaubers zu nichts dienen kann als uns eines Vergnügens zu berauben, setzt man, ich weiß nicht welche kindische Ehre darein, den Filosofen zur Unzeit zu machen; zwingt sich zu lachen, wo Leute, die sich ihrem natürlichen Gefühl überlassen, Thränen im Auge haben, und, wo diese lachen, die Nase zu rümpfen, um sich das Aussehen zu geben als ob man zu stark oder zu fein oder zu gelehrt sei, um sich von so was aus seinem Gleichgewicht setzen zu lassen.

Aber auch die wirklichen Kenner verkümmern sich selbst den Genuß, den sie von tausend Dingen, die in ihrer Art gut sind, haben könnten, durch Vergleichungen derselben mit Dingen anderer Art; Vergleichungen, die meistens ungerecht und immer wider unsern eignen Vortheil sind. Denn das was unsre Eitelkeit dabei gewinnt, ein Vergnügen zu verachten, ist doch immer nur ein Schatten, nach welchen wir schnappen, indem uns das wirkliche entgeht.

Wir finden daher, daß es allezeit unter noch rohen Menschen war, wo die Söhne des Musengotts jene großen Wunder thaten, wovon man noch immer spricht, ohne recht zu wissen was man sagt. Die Wälder in Thrazien tanzten zur Leier des Orfeus, und die wilden Thiere schmiegten sich zu seinen Füßen, nicht weil Er — ein Halbgott war, sondern weil die Thrazier — Bären waren, nicht, weil Er übermenschlich sang, sondern weil seine Zuhörer wie bloße Naturmenschen hörten; kurz, aus eben dem Grunde, warum (nach Forsters Bericht) eine Schottische Sackpfeife die guten Seelen von Taheiti in Entzucken setzte.

Die Anwendung dieser nicht sehr neuen, aber sehr praktischen Bemerkung, die man so oft gehört hat und doch fast immer aus der Acht läßt, wird der geneigte Leser selbst machen; wenn's ihm beliebt. Unser eigues Gewissen mag uns sagen, ob und in wie fern wir in andern Dingen mehr oder weniger Thrazier und Abderiten sind: aber wenn wir's in diesem einzigen Punkte wären, so möcht' es nur desto besser für uns — und freilich auch für den größten Theil unsrer poetischen Sackpfeifer sein.

12. Kapitel.

Wie ganz Abdera von Bewunderung und Entzücken über die Andromeda des Euripides zu Narren wurde. Filosofisch-kritischer Versuch über diese seltsame Art von Frenesie, welche bei den Alten insgemein die Abderitische Krankheit genannt wird, — den Geschichtsschreibern ergebenst zugeeignet.

Als der Vorhang gefollen war, sahen die Abderiten noch immer mit offnem Aug' und Mund nach dem Schauplatze hin; und so groß war ihrer Verzückung, daß sie nicht nur ihrer gewöhnlichen Frage: Wie hat Ihnen das Stück gefallen? vergaßen; sondern sogar des Klatschens vergessen haben würden, wenn Saladanda und Onolaus (die bei der allgemeinen Stille am ersten wieder zu sich selbst kamen) nicht eilends diesem Mangel abgeholfen und dadurch ihren Mitbürgern die Beschämung erspart hätten, gerade zum erstenmale, wo sie wirklich Ursache dazu hatten, nicht geklatscht zu haben. Aber dafür brachten sie auch das Versäumte mit Wucher ein. Denn so bald der Anfang gemacht war, wurde so laut und lange geklatscht, bis kein Mensch mehr seine Hände fühlte. Diejenigen, die nicht mehr konnten, pauſirten einen Augenblick, und fingen dann wieder desto stärker an, bis sie von andern, die inzwischen ausgeruht hatten, wieder abgelöst wurden.

Es blieb nicht bei diesem lärmenden Ausdruck ihres Beifalls. Die guten Abderiten waren so voll von dem, was sie gehört und gesehen hatten, daß sie sich genöthigt fanden, ihrer Ueberfüllung noch auf andere Weise Luft zu machen. Verschiedene blieben im nach Hause gehen auf öffentlicher Straße stehen, und deklamirten überlaut die Stellen des Stücks, wovon sie am stärksten gerührt worden waren. Andre, bei denen die Leidenschaft so hoch gestiegen war, daß sie singen mußten, fingen zu singen an, und wiederholten wohl oder übel, was sie von den schönsten Arien im Gedächtniß behalten hatten. Unvermerkt wurde (wie es bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt) der Paroxismus allgemein; eine Fee schien ihren Stab über Abdera ausgestreckt, und alle seine Einwohner in Komödianten und Sänger verwandelt zu haben. Alles was Odem hatte sprach, sang, trällerte, leierte und pfiff, wachend und schlafend, viele Tage lang nichts als Stellen aus der Andromeda des Euripides. Wo man hin kam, hörte man die große Arie — O du, der Götter und der Menschen Herrscher, Amor u. s. w. und sie wurde so lange gesungen, bis von der ursprünglichen Melodie gar nichts mehr übrig war, und die Handwerksbursche, zu denen sie endlich herab sank, sie bei Nacht auf der Straße nach eigner Melodie brüllten.

Wenn der Rath nicht (wie so viele andre, die uns von den Weisen gegeben werden) den einzigen Fehler hätte — daß er nicht proktikabel ist, so würden wir eilen was wir könnten, allen Menschen den Rath zu geben: „niemals von irgend einer Begebenheit, die ihnen erzählt wird, ein Wort zu glauben.“ Denn unzählige Erfahrungen, die wir hierüber seit mehr als dreißig Jahren gemacht, haben uns überzeugt, daß an solchen Erzählungen ordentlicher Weise kein Wort wahr ist: und wir wissen uns im ganzen Ernste nicht eines einzigen Falles zu besinnen, wo eine Sache, wiewohl sich erst vor wenigen Stunden zugetragen, nicht von jedem, der sie erzählte, anders, und also (weil doch ein Ding nur auf eine Art wahr ist) von jedem falsch erzählt worden wäre.

Da es diese Bewandtniß mit Dingen hat, die zu unsrer Zeit, an dem Orte unsers Aufenthalts, und beinahe vor unsern sichtlichen Augen geschehen sind: so kann man leicht ermessen, wie es um die historische Treue und Zuverlässigkeit solcher Begebenheiten stehen müsse, die sich vor langer Zeit zugetragen, und für die wir keine andre Gewähr haben, als was uns davon in geschriebenen oder gedruckten Büchern vorgespiegelt wird. Weiß der liebe Gott, wie sie da der armen ehrlichen Wahrheit mitspielen, und was von ihr übrig bleiben kann, wenn sie ein paar tausend Jahre lang durch alle die verfälschenden Fortpflanzungsmittel von Tradizionen, Chroniken, Jahrbüchern, pragmatischen Geschichten, kurzen Inbegriffen, historischen Wörterbüchern, Anekdotensammlungen u. s. w. und durch so manche gewaschene oder ungewaschene Hände von Schreibern und Abschreibern, Setzern und Uebersetzern, Censoren und Korrektoren u. s. w. durchgebeutelt, gesiebt und gepreßt worden ist! Ich meines Orts bin durch die genauere Betrachtung dieser Umstände schon lange bewogen worden, ein Gelübde zu thun, keine andere Geschichte zu schreiben, als von Personen, an deren Existenz — und von Begebenheiten, an deren Zuverlässigkeit — keinem Menschen in der Welt etwas gelegen sein kann.

Was mich zu dieser kleinen Expektorazion veranlaßt, ist gerade die Begebenheit, die wir vor uns haben, und die von den verschiedenen Schriftstellern, welche ihrer Erwähnung thun, so seltsam behandelt und mißhandelt worden ist, als ein gutherziger nichts Arges wähnender Leser sich vorstellen kann.

Da ist nun zum Beispiel, dieser Yorick, dieser Erfinder, Vater, Protoplastus und Prototypus aller empfindsamen Reisen und empfindelnden Wandersleute, die ohne Beutel und Tasche, ja ohne nur ein paar Schuhsohlen darüber abgenutzt zu haben, empfindsame Reisen, wer weiß wohin? bloß in der Absicht gethan haben, um mit deren Beschreibung ihre Biers und Tabacksrechnung zu saldiern — ich sage, da ist nun dieser Yurick, der, um ein hübsches Kapitelchen in sein berühmtes Sentimental Journey daraus zu machen, diese nämliche Begebenheit so zubereitet hat, daß sie zwar so wunderbar und abenteuerlich als ein Feenmärchen geworden ist, aber auch darüber alle ihre individuelle Wahrheit, und sogar alle Abderitische Familienähnlichkeit verloren hat.

Nun höre nur an! — „Die Stadt Abdera (sagt er) war die schändlichste und gottloseste Stadt in ganz Thrazien, wimmelte und brudelte von Giftmischerei, Verschwörungen, Meuchelmord, Schmähschriften, Pasquillen und Tumult. Bei hellem Tage war man seines Lebens nicht sicher, bei Nacht war's noch ärger. Nun begab sich's, (fährt er fort) als der Gränel aufs höchste gestiegen war, daß man zu Abdera die Andromeda des Euripides vorstellte. Sie gefiel allen Zuschauern; aber von allen Stellen, die dem Volke gefielen, wirkte keine stärker auf seine Imaginazion als die natürlichen Naturzüge, die der Dichter in die rührende Rede des Perseus verwebt hatte —

O du, der Götter und der Menschen Herrscher, Amor!

Alle Welt sprach den folgenden Tag in Jamben, und von nichts als der rührenden Anrede des Perseus: O Amor, du der Götter und der Menschen Herrscher! In jeder Gasse von Abdera, in jedem Hause: O Amor, O Amor! — In jedem Munde u. s. w. nichts als: O du, der Götter und der Menschen Herrscher, Amor! Das Feuer griff um sich, und die ganze Stadt, gleich dem Herzen eines einzigen Mannes, öffnete sich der Liebe. Kein Drogist konnte einen Skrupel Nieswurz los werden — kein Waffenschmidt hatte das Herz, ein einziges Werkzeug des Todes zu schmieden — Freundschaft und Tugend begegneten sich auf den Gassen — das goldne Alter kehrte zurück, und schwebte über der Stadt Abdera. Jeder Abderit nahm sein Haberrohr, und jede Abderitin verließ ihr Purpurgewebe, und setzte sich keusch, und horchte auf den Gesang.

In der That ein sehr schönes Kapitelchen! Alle junge Knaben und Mädchen fanden es delicios — „O Amor, Amor! der Götter und der Menschen Herrscher, Amor!" — Und daß ein einziger Vers aus dem Euripides — ein Vers, wie wahrlich, die beiden Ohren des Königs Midas! der geringste unter euern Haberrohrsängern sich alle Augenblicke zwanzig auf Einem Beine stehend zu machen getrauen kann — ein Wunder gewirkt haben soll, das alle Priester, Profeten und Weisen der ganzen Welt mit gesammter Hand nicht im Stande gewesen sind nur ein einzigesmal zu bewirken — das Wunder, eine so schändliche, heillose und gottvergessene Stadt und Republik, wie Abdera gewesen sein soll, auf einmal in ein unschuldiges, liebevolles Arkadien zu verwandeln — das gefällt freilich den gauchhaarigen, empfindsamen, gelbschnäblichen Tuetettäubchen und Turteltauberu! Nur Schade, wie gesagt, daß am ganzen Histörchen, so wie es Bruder Yorick erzählt, kein wahres Wort ist.

Das ganze Geheimniß ist: der wunderliche Mensch war verliebt als er sich das alles einbildete; und so schrieb er (wie es jedem ehrlichen Amarafo und Virtuosa, Strickenpferdler und Mondritter zu gehen pflegt) alles was er sich einbildete für Wahrheit hin. Nur ists nicht hübsch an ihm, daß er — um seinem Leibgötzen und Fetisch, Amor, ein desto größeres Kompliment zu machen — den armen Abderiten das ärgste nachsagt, was sich von Menschen denken und sagen läßt. Aber das ganze Griechische und Römische Alterthum soll antreten und zeugtn, ob jemals so etwas auf die guten Leute gedacht worden sei! Sie hatten freilich, wie man weiß, ihre Launen und Mucken, und was man im eigentlichsten Verstande Klugheit und Weisheit nennt, war nie ihre Sache gewesen: aber ihre Stadt deßwegen zu einer Mördergrube zu machen, das geht ein wenig über die Grenzen der berüchtigten Dichterfreiheit, die (so einen großen Tummelplatz man ihr auch immer zugestehen will) doch am Ende, wie alle andere Dinge in der Welt, ihre Grenzen haben muß.

Lucian von Samosate, im Eingang seines berühmten Büchleins, wie man die Geschichte schreiben müßte — wenn man könnte, erzählt die Sache ganz anders, wiewohl mit seiner Erlaubniß, nicht viel richtiger als Yorick. Er muß, wie es scheint, etwas vom König Archelaus und von der Andromeda des Euripides und von der seltsamen Schwärmerei, die sich der Abderiten bemächtigte, gehört haben; und daß man zuletzt genöthigt war, den Hippokrates zu Hülfe zu rufen, damit er alles zu Abdera wieder ins alte Gleis setzen möchte — Und nun sehe man einmal, wie der Mann das alles durcheinander wirft! „Der Komödiant Archelaus (der damals so viel war, als wenn man bei uns Brockmann, oder Schröter, oder der deutsche Garrick sagt) — dieser Archelaus kam in den Tagen des Königs Lysimachus nach Abdera, und gab die Andromeda des Euripides. Es war gerade ein außerordentlich heißer Sommertag. Die Sonne brannte den Abderiten auf ihre Köpfe, die wahrlich ohnehin schon warm genug waren. Die ganze Stadt brachte ein starkes Fieber aus der Komödie nach Hause. Am siebenten Tage brach sich bei den meisten die Krankheit entweder durch heftiges Nasenbluten, oder einen starken Schweiß; hingegen blieb ihnen eine seltsame Art von Zufall davon zurück. Denn wie das Fieber vorbei war, überfiel sie allesammt ein unüberstehlicher Drang, tragische Verse zu deklamiren. Sie sprachen in lauter Jamben, schrieen wo sie standen und gingen, aus vollem Halse ganze Tiraden aus der Andromeda daher, sangen den Monolog des Perseus" u. s. w.

Lucian, nach seiner spöttischen Art, machte sich sehr lustig mit der Vorstellung, wie närrisch es ausgesehen haben müsse, alle Straßen in Abdera von bleichen, entbauchten, und vom siebentägigen Fieber ausgemergelten Tragikern wimmeln zu sehen, die aus allen ihren Leibeskräften: Du aber, der Götter und der Menschen Herrscher, Amor! u. s. w. gesungen, und er versichert, diese Epidemie habe so lange gedauert, bis der Winter und eine große eingefallene Kälte dem Unwesen endlich ein Ende gemacht.

Man muß gestehen, Lucians Art den Hergang zu erzählen, hat vor der Yorickschen vieles voraus. Denn so seltsam dieses Abderitische Fieber scheinen mag, so werden doch alle Aerzte gestehen, daß es wenigstens möglich, und alle Dichter, daß es charaktermäßig ist. Es gilt also davon, was die Italiäner zu sagen pflegen: Se non è vero, è ben trovato. Aber wahr ist's freilich nicht, wie schon aus dem einzigen Umstand erhellt, da um die Zeit, da sich diese Begebenheit in Abdera zugetragen haben soll, eigentlich kein Abdera mehr war, weil die Abderiten schon einige Jahre zuvor ausgezogen waren, und ihre Stadt den Fröschen und Ratten überlassen hatten.

Kurz, die Sache begab sich — wie wie sie erzählt haben: und wenn man den Paroxismus, der die Abderiten nach der Andromeda des Euripides überfiel, ein Fieber nennen will; so war es wenigstens von keiner andern Art als das Schauspielfieber, womit wir bis auf diesen Tag manche Städte unsers werthen Deutschen Vaterlandes behaftet sehen. Das Uebel lag nicht sowohl im Blute, als in der Abgeschmacktheit der guten Leute überhaupt.

Indessen ist nicht zu läugnen, daß es bei einigen, bei denen es mehr Zunder und Nahrung als bei andern finden mochte, ernsthaft genug wurde, um des Arztes zu bedürfen; wornach denn vermuthlich in der Folge der Irrthum Lucians entstanden sein mag, die ganze Sache für eine Art von hitzigem Fieber zu halten. Zum Glück befand sich Hippokrates noch in der Nähe: und da er die Natur der Abderiten schon ziemlich kennen gelernt hatte: so setzten etliche Zentner Nieswurz alles in kurzem wieder in den alten Stand — das ist, die Abderiten hörten auf: O du, der Götter und der Menschen Herrscher, Amor! zu singen, und waren nun sammt und sonders wieder — so weise als zuvor.

Zwei Göttergespräche.

I.

Jupiter, Numa, hernach ein Unbekannter.

Jupiter. Wie kommt es, Numa, daß wir dich schon einige Tage nicht an der Göttertafel gesehen haben?

Numa. Die Nachrichten, die uns Merkur neulich von Rom brachte, ließen mir keine Ruhe, bis ich mit eigenen Augen gesehen hatte, wie die Sachen ständen.

Jupiter. Und wie hast du sie gefunden?

Numa. Ich sage es mit schwerem Herzen, Jupiter, aber vermuthlich sage ich dir nichts neues damit: dein Ansehen bei den Sterblichen scheint unwiederbringlich verloren zu sein.

Jupiter. Hast du nicht gehört, was Apollo neulich über der Tafel sagte?

Numa. Er vertröstete dich weit hinaus, Jupiter, — und auch dieser Trost dreht sich am Ende doch nur um ein Wartspiel. Es ist gerade als wenn ein Chaldäischer Wahrsager den großen Alexander, da er zu Babylon mitten im Genusse seiner Eroberungen an einem urmseligen Fieber sterben mußte, mit der Versicherung hätte trösten wollen, daß zwei tausend Jahre nach seinem Tode ein edler Enkel des großen Wittekind sein Bild in einem Ringe tragen werde. Ein solcher Gedanke mag, so lange man sich wohl befindet, ganz angenehm sein: aber für den Verlust des ersten Thrones der Welt ist es eine schwache Vergütung.

Jupiter. Ich hätte gedacht, Freund Numa, dein Aufenthalt im Olymp sollte deine Vorstellungen von solchen Dingen berichtiget haben!

Numa. Ich weiß sehr wohl, daß dich ein Decret des Senats zu Rom des Einflusses, den du auf die Unterwelt hast, nicht berauben kann: aber —

Jupiter (lächelnd). Sprich nur gerade heraus, was du denkst! — mein Ohr ist seit einiger Zeit sehr duldsam geworden — Aber was?

Numa. Dieser Einfluß muß doch wahl von keiner sonderlichen Bedeutung sein, oder ich begreife nicht, wie du dich des göttlichen Ansehens und der hohen Vorrechte, die du so viele Jahrhunderte lang in der ganzen römischen Welt genossen hast, entsetzen lassen konntest, ohne auch nur einen Finger zu rühren.

Jupiter. Wenn mein Flamen so etwas nicht begreifen kann, das mag ihm hingehen! aber du, Numa? —

Numa. Aufrichtig zu reden, Jupiter, — wiewohl ich gewisser Maßen für den Stifter der alträmischen Religion gelten kann, so war es nie meine Meinung, dem Aberglauben der rohen Römer mehr Nahrung zu geben, als zu ihrer Polirung unumgänglich nöthig schien. Ich änderte zwar nichts wesentliches am Dienste der Götter, die ein uralter Volksglaube voelängst in den Besitz der öffentlichen Verehrung gesetzt hatte; indessen war doch mein Augenmerk dahin gerichtet, den Weg zu einer reinern Erkenntniß des höchsten Wesens, so zu sagen, offen zu erhalten, und wenigstens der gröbsten Art von Abgötterei dadurch vorzubeugen, daß ich nicht erlaubte, die Gottheit weder unter thierischer noch selbst unter menschlichee Gestalt abzubilden und in den Tempeln aufzustellen. Ich betrachtete schon damals die verschiedenen Personen und Namen, die der Glaube der Vorältern zu Göttern erhoben hatte, entweder als Symbolen der unsichtbaren und unergründlichen Urkraft der Natur, oder als Menschen, welche die Dankbarkeit der Nachwelt für große Verdienste um das gesellige und bürgerliche Leben zu der Würde öffentlich verehrter Schutzgeister erhoben hatte. —

Jupiter. Und der Augenschein hat dich belehrt, daß du dich, in dieser letzten Vorstellung wenigstens, nicht sehr

irrtest, wiewohl ich, was die Götterbilder betrifft, nicht deiner Meinung bin.

Numa. Hätt' es zu meiner Zeit Phidiasse und Alkamenen im Lazium gegeben, vermuthlich würden diese Künstler auch wich auf andere Gedanken gebracht haben.

Jupiter. Wenn du uns also nie für etwas anders gehalten hast als was wir sind: woher die Verwunderung, daß wir es ganz wohl geschehen lassen können, wenn auch die Erdbewohner so weit kommen, uns für nichts mehr zu halten?

Numa. Es mag sein, daß die Gewohnheit unter euch zu leben, und euch von so langer Zeit her immer im Besitze der Anbetung der Menschen zu sehen, Schuld daran ist. Beides hat euch in ein wunderbares Helldunkel für mich gesetzt, und mir vielleicht unvermerkt eine zu hohe Meinung von eurer Natur und Erhabenheit gegeben. Kurz, ich gestehe, daß es mir Mühe kosten wird, Jupiter, mich an eine andere Vorstellungsart zu gewöhnen.

Jupiter. Beinahe hätt' ich Lust, aus dem Helldunkel hervor zu treten, und die Decke von dem Geheimnisse meiner Familie wegzuziehen, worüber sich so viele wackere Leute auf der Erde den Kopf ohne Noth zerbrochen haben.

Numa. Ich bin gewiß, daß du nichts dadurch verlieren wirst.

Jupiter. Man gewinnt immer bei der Wahrheit, Freund Numa! — Du weißt, daß keiner von uns Olympiern, wie lange wir auch schon da sind, und wie weit unsere Blicke reichen, einen Zeitpunkt angeben kann, da dieses unermeßliche Ganze zu sein angefangen hatte, dessen Dasein vielmehr der überzeugendste Beweis ist, daß es nie angefangen hat. Hingegen kann man mit eben so großer Gewißheit sagen, daß von allen sichtbaren Theilen desselben keines immer so gewesen sei, wie es ist. So hat z. B. die Erde, die wie einst bewohnten, schon vielerlei große Revolutionen ausgehalten, wovon sich, zum Theil, durch mündliche Ueberlieferung bei den ältesten Völkern einige Spuren erhalten haben. Von dieser Art ist die Sage unter den Nordländern, Indiern und Aegyptern: es habe eine Zeit gegeben, da die Erde von Göttern bewohnt worden sei. In der That waren die Bewohner der Erde in diesem ersten Zeitraume, wofern man sie anders Menschen nennen kann, eine Art von Menschen, die sich gegen die jetzigen ungefähr verhielt, wie der Olympische Jupiter des Fidias zu den Priapen von Feigenholz, die das Landvolk zu Hütern seiner Gärten aufgestellt; so weit ragten sie an Größe und Schönheit der Gestalt, an körperlicher Stärke und an Kräften des Geistes über die Menschen der spätern Perioden empor. Die Erde befand sich mit ihnen durch sie in einem Zustande von Vollkommenheit, der ihrer damaligen Bewohner würdig war; aber nach Jahrtausenden trugen sich große Veränderungen mit ihr zu. Ein Theil der Nachkommenschaft ihrer ersten Bewohner artete auf verschiedenen Erdstrichen aus, über welche ihr Anwachs sie genöthigt hatte sich auszubreiten. Ungewöhnliche Weltbegebenheiten, Erschütterungen, Vulkane, Ueberschwemmungen, veränderten die Gestalt dieses Planeten. Während ganze Länder vom Ocean verschlungen wurden, stiegen andere allmählig aus den Fluthen empor; aber der größte Theil der alten Erdenbewohner ging unter diesen furchtbaren Umwälzungen der Dinge zu Grunde. Die wenigen übrig gebliebenen irrten betäubt, muthlos und einzeln unter den Trümmern der Natur umher. Der Zufall brachte zwar hier und da einen Deukalion mit einer Pyrrha zusammen; aber ihre Nachkommen sanken bald aus Mangel und Elend bis zu thierischer Wildheit herab. Inzwischen erholte sich die Erde allmählich wieder aus dem chaotischen Zustande, der die natürliche Folge jener schrecklichen Konvulsionen war, und wurde immer geschickter, ihren neuen Bewohnern Aufenthalt und Nahrung zu geben. Die neuen Stämme, womit sie sich wieder bevölkerte, nährten sich kärglich von Jagd und Fischerei, und, wo diese fehlten, von Eicheln und andern wilden Früchten; sie wohnten größtentheils in Wäldern und Hölen, und die meisten waren so roh, daß sie nicht einmal den Gebrauch des Feuers kannten. Glücklicherweise hatte sich auf den Höhen des Imaus ein Stamm jener ersten vollkommenen Menschenrasse bei seinen ursprünglichen Vorzügen und im Genuß aller Vortheile der Künste und der Wissenschaften, die ihre Vorfahren erfunden hatten, erhalten. Durch ähnliche Katastrophen genöthiget, ihre ungeerdten Wohnsitze zu verlassen, verbreiteten sie sich gegen Süden und Westen, und überall, wohin sie kamen, war ihre Ankunft der Erscheinung wohlthätiger Götter gleich. Denn sie brachten nebst einer gebildeten Sprache und milden Sitten alle die Künste mit, von welchen unter jenen verwilderten Thiermenschen keine Spur mehr anzutreffen war, und deren Mangel sie eben zu dieser unmenschlichen Thierheit herab gewürdiget hatte. Du begreifst, Freund Numa, daß sie von diesen armseligen Geschöpfen wie Götter aufgenommen wurden, und durch alles Gute, das sie ihnen mittheilten, durch die Künste des Ackerbaues, der Viehzucht und der Anpflanzung, wodurch sie die Schöpfer einer neuen Erde, durch die bürgerlichen Gesellschaften, deren Stifter, die Städte, deren Erbauer und Gesetzgeber sie wurden, durch die lieblichen Künste der Musen, wodurch sie mildere Sitten, feinere Freuden und süßern Lebensgenuß verbreiteten, — du begreifst, sage ich, daß sie durch alle diese Wohlthaten sich verdient genug um die Menschen gemacht hatten, um nach ihrem Tode (wovon ihr Aufsteigen in dieses reinere Element die natürliche Folge war), von einer dankbaren Nachwelt als Schutzgötter verehret zu werden. Auch wirst du nicht weniger begreiflich finden, daß diejenigen, die sich einst so viele und große Verdienste um die Sterblichen erworben, auch nach ihrem Uebergang in eine höhere Art von Leben noch Freude daran finden mußten, der Menschen, die das, was sie zu den Menschen machte, von ihnen empfangen hatten, sich noch ferner anzunehmen, und überhaupt für die Erhaltung alles dessen zu wachen, wovon sie in gewissem Sinne die Schöpfer gewesen waren.

Numa. Nun wird mir auf einmal alles klar, Jupiter, was ich bisher nur wie in einem Nebel gesehen hatte; —

Jupiter. Und nun wird dir hoffentlich auch klar sein, warum ich sagte: ich könne es ganz wohl geschehen lassen, wenn die Menschen so weit in der Aufklärung kommen, daß sie uns für nichts weiter halten als was wir wirklich sind. Aberglauben und Pfaffenbetrug, von Dichtern, Künstlern und Mythologen kräftig unterstützt, hatten den Dienst, den man uns erwies, — und den wir uns blos wegen seines wohlthätigen Einflusses auf die Menschheit gefallen ließen, — nach und nach in eine thörichte Abgötterei verwandelt, die nicht dauern konnte noch sollte; die von der immer zunehmenden Kultur nothwendig untergraben wurde, und, wie alle menschlichen Dinge, endlich in sich selbst zusammen sinken mußte. Wie könnte ich verlangen, das etwas nicht erfolgt, was nach den ewigen Gesetzen der Nothwendigkeit erfolgen muß?

Numa. Aber diese fanatischen Neuerer begnügen sich nicht, euern uralten und auf so große Wohlthaten gegründeten Dienst zu reinigen; — sie zerstören, sie vernichten ihn! Sie rauben euch sogar, was sie euch schlechterdings schuldig sind: und weit entfernt, die Begriffe der Völker von den Göttern ihrer Vorfahren zur Wahrheit herab zu stimmen, treiben sie den Unsinn ihrer frevelhaften Freiheit so weit, euch sogar für böse Dämonen und höllische Geister zu erklären und als solche zu behandeln.

Jupiter. Ereifere dich nicht, guter Numa! Mußte ich mir nicht auch, als meine Altäre noch rauchten, jedes platte und unanständige Mährchen gefallen lassen, womit die Posten ihre klaffenden Zuhörer auf meine Unkosten belustigten? Was kümmert es mich, was man da unten von mir spricht oder glaubt, nachdem der Zeitpunkt nun einmal gekommen ist, da der Dienst Jupiters den Menschen wohlthätig zu sein aufgehört hat! Soll ich sie etwa mit Donnerkeilen zwingen, mehr Respekt vor mir zu haben? Was kann mir daran gelegen sein, ob sie mir den Olymp oder den Tartarus zur Wohnung anweisen? Bin ich hier nicht vor allen Wirkungen ihrer Meinung von mir gesichert? oder schenkt mir Ganymed deßwegen eine einzige Schale Nektar weniger ein?

Numa. Aber ihnen ist dran gelegen, Jupiter, sich nicht durch die Aufhebung aller Gemeinschaft zwischen dir und ihnen, wozu sie sich verführen lassen, der Vortheile zu berauben, welche die Welt bisher unter deiner Regierung genossen hat.

Jupiter. Ich danke dir für deine gute Meinung von meinem Regimente, Freund Pompilius! Es giebt Spitzköpfe da unten, die meinen Einfluß auf die menschlichen Dinge in keinen so hohen Anschlag bringen; und, alles genau berechnet, dürften sie wohl so gar Unrecht nicht haben. Man kann nicht mehr für die Leute thun als sie empfänglich sind; mit Wunder thun hab' ich mich nie gern abgegeben, und so geht dann gewöhnlich alles seinen natürlichen Gang, — toll genug, wie du siehst, aber im Ganzen doch so, daß man dabei bestehen kann. Dabei wird es, denke ich, auch für's Künftige sein Bewenden haben. Was ich zum gemeinen Besten beitragen kann, ohne aus meiner Ruhe heraus zu gehen, werde ich immer mit Vergnügen thun: aber zu schwärmen und mich für Undankbare und Narren kreuzigen zu lassen, das ist Jupiters Sache nicht, mein guter Numa.

(Der Unbekannte erscheint.)

Numa. Wer mag wohl der Fremde sein, der dort auf uns zukommt? Oder kennest du ihn schon etwa, Jupiter?

Jupiter. Nicht daß ich mich erinnerte. Er hat etwas in seinem Ansehen, das keinen gewöhnlichen Menschen ankündigt.

Der Unbekannte. Ist es erlaubt an eurer Unterre-

dung Theil zu nehmen? Ich geſtehe, daß ſie mich aus einer ziemlichen Entfernung hierher gezogen hat.

Jupitee (für ſich). Eine neue Art von Magnetismus! — (Zum Unbekannten.) Du weißt alſo ſchon wovon wir ſprachen?

Der Unbek. Ich beſitze die Gabe zu ſein wo ich will; und wo ihrer zwei Wahrheit ſuchen, da ermangele ich ſelten, ſichtbar oder unſichtbar, der dritte zu ſein.

Nama (den Kopf ein wenig ſchüttelnd). Ein ſonderbarer Patron!

Jupiter (ohne auf Numa zu achten, zum Unbekannten). So biſt du ein ſehr guter Geſellſchafter! Mich freut es deine Bekanntſchaft zu machen.

Numa (zum Unbekannten). Darf man nach deinem Namen fragen, und woher du kommſt?

Der Unbek. Beides thut nichts zur Sache, wovon die Rede unter euch war.

Jupiter. Wir ſprachen blos von Thatſachen; und dieſe erſcheinen, wie du wiſſen wirſt, einem jeden Zuſchauer, nach ſeinem Standpunkt und nach Beſchaffenheit ſeiner Augen, anders als den Uebrigen.

Der Unbek. Und doch kann eine jede Sache nur aus Einem Geſichtspunkt richtig geſehen werden.

Numa. Und der iſt? —

Der Unbek. Der Mittelpunkt des Ganzen.

Jupiter (leiſe zu Numa). Hinter dem iſt entweder ſehr viel — oder gar nichts. (Zum Unbekannten.) Du kennſt alſo das Ganze?

Der Unbek. Ja.

Numa. Und was nennſt du ſeinen Mittelpunkt?

Der Unbek. Die Vollkommenheit, von welcher alles gleich entfernt iſt, und der ſich alles näheret.

Numa. Und wie erſcheint dir jede Sache aus dieſem Geſichtspunkte?

Der Unbek. Nicht ſtückweiſe, nicht was ſie in einzelnen Orten und Zeitpunkten iſt, nicht wie ſie ſich gegen dieſe oder jene Dinge verhält, nicht was ſie durch ihre Einſenkung in den Dunſtkreis der menſchlichen Meinungen und Leidenſchaften verliert oder gewinnt, nicht wie ſie durch Thorheit verfälſcht oder durch Verdorbenheit des Herzens vergiftet wird: ſondern wie ſie ſich in ihrem Anfang, Fortgang und Ausgang, in ihrem eigenen innerlichen Streben, in allen ihren Geſtalten, Bewegungen, Wirkungen und Folgen, zum Ganzen verhält; das iſt, wie viel ſie zum ewigen Wachsthum ſeiner Vollkommenheit beiträgt.

Jupiter. Das läßt ſich hören!

Numa. Und wie findeſt du aus dieſem Geſichtspunkte den Gegenſtand, wovon wir beide uns bei deiner Ankunft beſprachen! die große Kataſtrofe, die in dieſen Tagen alles, was dem Menſchengeſchlechte ſo viele Jahrhunderte lang das Ehrwürdigſte und Heiligſte war, ohne alle Rückſicht und Schonung umgeſtürzt hat?

Der Unbek. Sie erfolgte nothwendig, denn ſie war lange vorbereitet, und es braucht, wie du weißt, zuletzt nur noch einen einzigen Windſtoß, um ein altes, übel zuſammengefügtes, durchaus moeſches, und überdieß nur auf Sand gegründetes Gebäude vollends umzuſtürzen.

Numa. Aber es war doch ein ſo prächtiger Bau! ſo ehrwürdig durch ſein Alterthum, ſo einfach bei der größten Mannigfaltigkeit, ſo wohlthätig durch den Schirm, den die Humanität, die Geſetze, die Sicherheit der Staaten unter ſeinen hohen Gewölben ſchon ſo lange gefunden hatten! War es nicht rathſamer es auszubeſſern, als zu zertrümmern? Unſre Filoſophen zu Alexandrien hatten ſo ſchöne Entwürfe gemacht, ihm nicht nur ſein ehemaliges Anſehen, ſondern ſogar einen viel größern Glanz, und vornehmlich eine Symmetrie, Schönheit und Bequemlichkeit zu geben, die es noch nie gehabt hatte! Es war ein Pantheon von ſo großem Umfang und von ſo künſtlicher Bauart, daß alle Religionen in der Welt, — ſelbſt dieſe neue, wenn ſie nur verträglich ſein wollte, — Raum genug darin gefunden haben würden.

Der Unbek. Schade, daß es, mit allen dieſen ſcheinbaren Vorzügen, doch immer nur auf beweglichen Sand gebauet war! Und, was die Verträglichkeit betrifft, wie willſt du, daß in einer Sache von ſo großer Wichtigkeit, Wahrheit und Täuſchung ſich vertragen ſollen?

Numa. Das geht ſehr gut an, wenn nur die Menſchen ſich unter einander vertragen; ſie, die nie ärger getäuſcht werden, als wenn ſie ſich ausſchließlich im Beſitze der Wahrheit glauben.

Der Unbek. Wenn getäuſcht zu werden nicht ihre Beſtimmung iſt, — wie du doch wohl nicht behaupten willſt? — ſo kann und wird es auch ihr Loos ſein, ewig in Wahn und Verblendung, wie Schafe ohne Hirten, herum zu irren. Zwiſchen Finſterniß und Licht iſt Dämmerung und Halbdunkel allerdings beſſer als gänzliche Nacht, aber doch nur zum Uebergang von jener in das reine, alles erhellende Tageslicht. Der Tag iſt nun aufgegangen, und du wollteſt trauern, daß Nacht und Dämmerung vorüber ſind?

Jupiter. Da liebeſt die Allegorie, wie ich höre, junger Mann; ich für meine Perſon ſpreche gern rund heraus. Vermuthlich willſt du ſagen, die Menſchen würden durch dieſe neue Ordnung der Dinge glücklicher werden? Ich will es ihnen wünſchen: aber noch ſehe ich ſchlechte Anſtalten dazu.

Der Unbek. Ganz unfehlbar wird es beſſer und unendlich beſſer mit den armen Sterblichen werden. Die Wahrheit wird ſie in den Beſitz der Freiheit ſetzen, die das unentbehrlichſte Bedingniß der Glückſeligkeit iſt; denn Wahrheit allein macht frei. —

Jupiter. Bravo! Das hörte ich ſchon vor fünf hundert Jahren in der Stoa zu Athen bis zum Ueberdruß. Söhne dieſer Art ſind eben ſo unwiderſprechlich und tragen eben ſo viel zum Heile der Welt bei, als die große Wahrheit, daß einmal eins — eins iſt. Sobald du mir die Nachricht bringen wirſt, daß die albernen Leute da unten, ſeitdem ein großer Theil von ihnen anders glaubt, als ihre Vorältern, beſſere Menſchen geworden ſind, als ihre Vorältern, dann will ich dich für den Boten einer ſehr guten Zeitung gelten laſſen.

Der Unbek. Die Verderbniß der Menſchen war zu groß, als daß ſelbſt die außerordentlichſten Anſtalten dem Uebel auf einmal hätten abhelfen können. Aber ganz gewiß werden ſie beſſer werden, wenn die Wahrheit ſie erſt frei gemacht haben wird.

Jupiter. Das glaube ich auch: nur dünkt mich, ſei damit nicht mehr geſagt, als wenn du ſagteſt: ſobald alle Menſchen weiſe und gut ſein werden, werden ſie aufhören thöricht und verkehrt zu ſein; oder wenn die goldne Zeit, da jedermann vollauf hat, gekommen ſein wird, wird niemand mehr Hunger leiden.

Der Unbek. Ich ſehe die Zeit wirklich kommen, da alle, die ihr Herz der Wahrheit nicht vorſätzlich verſchließen, durch ſie zu einer Vollkommenheit gelangen werden, wovon eure Weiſen keine Ahnung hatten.

Jupiter. Biſt da in die Myſterien zu Eleuſis initiirt?

Der Unbek. Ich kenne ſie ſo gut, als ob ich es wäre.

Jupiter. So wird dir bekannt ſein, was der letzte Zweck dieſer Myſterien iſt.

Der Unbek. Froh zu leben und mit der Hoffnung eines beſſern Lebens zu ſterben. —

Jupiter. Du ſcheinſt mir ein großer Menſchenfreund zu ſein? weißt du etwas wohlthätigeres für die Sterblichen?

Der Unbek. Ja.

Jupiter. So laß hören, wenn ich bitten darf?

Der Unbek. Ihnen das wirklich zu geben, was die Myſtagogen zu Eleuſis verſprachen.

Jupiter. Ich fürchte, das iſt mehr, als du oder ich zu leiſten vermöchten.

Der Unbek. Du haſt es nie verſucht, Jupiter.

Jupiter. Wer ſpricht gern von ſeinen Verdienſten? Indeſſen kannſt du leicht ermeſſen, daß ich zu der Ehre, die mir von ſo vielen großen und wohl politeirten Völkern ſeit einigen Jahrtauſenden erwieſen wird, nicht gekommen ſein kann, ohne etwas mehr ſie verdient zu haben.

Der Unbek. Das mag ſchon lange ſein! Wer zum Beſten der Menſchen nicht mehr thun mag, als er thun kann, ohne aus ſeiner Ruhe heraus zu gehen, wird freilich nicht viel heilbringendes thun. Ich geſtehe, daß es mir ſauer geworden iſt.

Jupiter. Du gefällſt mir, junger Mann! In deinen Jahren iſt dieſe liebenswürdige Schwärmerei, die ſich ſelbſt für andere aufopfert, ein wahres Verdienſt. Wer könnte ſich für die Menſchen aufopfern, ohne ſie zu lieben? und wer konnte ſie lieben, ohne beſſer von ihnen zu denken, als ſie werth ſind?

Der Unbek. Ich denke weder zu gut noch zu ſchlecht von ihnen. Ihr Elend jammert mich; ich ſehe, daß ihnen zu helfen iſt, und — es ſoll ihnen geholfen werden!

Jupiter. Das iſt es eben was ich ſage. Du biſt voll Muths und guten Willens; aber du biſt noch jung; die Thorheit des Erdenvolks hat dich noch nicht mürbe gemacht: in meinen Jahren wirſt du ein ander Lied ſingen!

Der Unbek. Da ſprichſt, wie ich es von dir erwarten konnte.

Jupiter. Es kommt dir ärgerlich vor, mich ſo reden zu hören, nicht wahr? — Du haſt einen großen und wohlthätigen Plan zum Beſten der Sterblichen entworfen; du brenneſt vor Verlangen ihn auszuführen, du lebſt und webſt in ihn; dein weitſehender Blick zeigt dir alle deine Vortheile; dein Muth verſchlingt alle Schwierigkeiten; du haſt deine Exiſtenz daran geſetzt: wie ſollteſt du nicht glauben damit zu

Stunde zu kommen? Aber — du hast es mit Menschen zu thun, mein Teuter! Nimm mirs nicht übel, daß ich geradezu spreche, wie ich denke; es ist ein Vorrecht des Alters und der Erfahrung. Du kommst mir vor wie ein Tragödiendichter, der ein treffliches Stück durch lauter krüppelhafte, zwergige, hinkende und bucklige Schauspieler aufführen wollte. Noch einmal, Freund, du bist bey erste nicht, der es versucht etwas Großes mit Menschen auszuführen; aber ich sage dir, so lange sie sind was sie sind, kommt aus allen solchen Versuchen nichts heraus.

Der Unbek. Eben darum müssen neue Menschen aus ihnen werden.

Jupiter. Neue Menschen? (Lachend.) Das läßt sich hören! Wenn du das kannst! — Doch ich glaube dich zu verstehen. Du willst sie umbilden, ihnen eine neue bessere Gestalt geben, das Modell dazu ist da, — du baust sie nur nach dir selbst bilden. Aber damit ist die Sache noch nicht gethan. Den Lehm zu deiner neuen Schöpfung hat dir die Natur gegeben, und den wirst du schon nehmen müssen wie er ist. Denke an mich, mein Lieber! du wirst die alle mögliche Mühe mit deiner Töpferarbeit gegeben haben, und wenn sie aus dem Ofen kammt, wirst du deine Schande an ihr sehen.

Der Unbek. Der Lehm, — um bei deinem Gleichnisse zu bleiben — ist an sich selbst nicht so schlecht, als du denkst; er kann gereinigt und so geschmeidig gemacht werden, als ich ihn nöthig habe, um neue und bessere Menschen daraus zu bilden.

Jupiter. Das soll mich freuen! Hast du die Probe schon gemacht?

Der Unbek. Allerdings.

Jupiter. Ich meine — im Großen. Denn daß unter tausend Stücken Eins gelingen kann, macht die Sache noch nicht aus.

Der Unbek. (nach einigem Stocken). Wenn die Probe im Großen noch nicht nach meinem Sinn ausgefallen ist, so weiß ich wenigstens, warum es nicht anders sein konnte. Es wird mit der Zeit schon besser gehen.

Jupiter. Mit der Zeit! — Nun ja! man hofft immer das beste von der Zeit! wer wollte auch ohne diese Hoffnung etwas Großes unternehmen? Wie wollen sehen, wie die Zeit deinen Erwartungen zusagen wird. Für die nächsten tausend Jahre kann ich dir wenig Gutes versprechen.

Der Unbek. Du hast, wie ich sehe, einen kleinen Maßstab, alter König von Kreta! Was sind tausend Jahre gegen den Zeitraum, den die Vollendung des großen Werkes erfordert, aus dem ganzen Menschengeschlecht eine einzige Familie guter und glücklicher Geschöpfe zu machen?

Jupiter. Ach! da hast du Recht! Wie manches Jahrtausend arbeiteten die Hermetischen Weisen bereits an ihrem Steine, ohne ihn zu Stande gebracht zu haben! Und was ist das Werk der weisen Meister, gegen das deinige!

Der Unbek. Du scherzest zur Unzeit. Das Werk, das ich unternommen habe, ist eben so möglich, als daß das Samenkorn einer Ceder zu einem großen Baum erwachse; nur daß die Ceder freilich ihre Vollkommenheit nicht so schnell erreicht als eine Pappelweide.

Jupiter. Auch würde man dir gern zu Ausführung deines Werkes so viel Zeit lassen als du wolltest, wenn es nur darauf ankäme. Aber die gewissen und ungeheuern Uebel, womit die Menschen so viele Jahrhunderte lang die Hoffnung eines ungewissen Gutes erkaufen sollen, geben der Sache eine andere Gestalt. Was muß man von einem Plane denken, der dem Menschengeschlecht wohlthätig sein soll, und in der Ausführung so übel geräth, daß ein sehr großer Theil desselben, durch einen Zeitraum, dessen Ende unabsehlich ist, ohne alle Vergleichung unglücklicher, und — was noch ärger ist — an Kopf und Herz schlechter gemacht wird, als er jemals war? — Ich berufe mich auf den Augenschein; und doch ist alles, was mir seit der Ermordung des braven Enthusiasten Julian gesehen haben, nur ein kleines Vorspiel des unermeßlichen Unheils, daß die neue Hierarchie über die armen Gimpel von Menschen bringen wird, die sich von jedem neuen Liedchen, das man ihnen vorpfeift, in die ungeahndete Schlinge locken lassen.

Der Unbek. Alle diese Uebel, über welche du im Namen der Menschheit wehklagst, — du, dem ihr Elend sonst so wenig zum Herzen ging! — sind weder Bedingungen noch Wirkungen des großen Plans, wovon die Rede ist: es sind die Hindernisse, die sich ihm von außen entgegen stellen, und womit das Licht nur allzulange zu kämpfen haben wird, bis es die Finsterniß gänzlich überwältigt hat. Ist es die Schuld des Weins, wenn er in einem schimmeligen Gefäße verdorben wird? — Da es nun einmal Natur der Sache ist, daß die Menschen nur durch unmerkliche Grade an Weisheit und Güte zunehmen können; da ihrer Verbesserung von innen und von außen so unendlich viele Feinde entgegen arbeiten; da die Schwierigkeiten sich mit jedem Siege vermehren, und selbst die zweckmäßigsten Mittel blos dadurch, daß sie durch Menschenköpfe gehen, in Menschenhände gestellt werden müssen, wieder zu neuen Hindernissen werden: — wie kann es dich befremden, daß es nicht in meiner Macht steht, meinen Brüdern die Glückseligkeit, die ich ihnen zugedacht habe, um einen geringern Preis zu verschaffen? Wie gern hätte ich ihnen all ihr Elend auf einmal abgenommen! Aber auch ich vermag nichts gegen die ewigen Gesetze der Nothwendigkeit: genug, daß die Zeit endlich kommen wird. —

Jupiter (sein wenig verdrießlich). Nun, so wollen wir sie denn kommen lassen, und die armen Töpfe, mit denen du es so wohl meinst, mögen indessen sehen, wie sie sich behelfen! — Wie gesagt, meine Blicke reichen nicht weit genug, daß ich von einem so weitschichtigen und verwickelten Plane, wie der deinige, urtheilen könnte. Das beste ist, daß wir unsterblich sind, und also die Hoffnung haben, die Entwickelung endlich doch noch zu erleben, wie viele Platonische Jahre sie auch auf sich warten lassen mag.

Der Unbek. Mein Plan, so groß er ist, ist im Grunde der einfachste von der Welt. Der Weg, auf welchem ich die allgemeine Glückseligkeit zu bewirken gewiß bin, ist eben derselbe, worauf ich jeden Menschen zur Glückseligkeit führe; und was für seine Sicherheit bürget, ist, — daß es keinen andern gibt. Uebrigens endige ich damit, womit ich anfing: Es ist unmöglich nicht getäuscht zu werden, so lange man die Dinge stückweise, und, wie sie im Besondern erscheinen, betrachtet. Sie sind nichts wirklich, als was sie im Ganzen sind, und die Vollkommenheit, die alles zu Einem verbindet, wohin alles strebt, und worin endlich alles ruhen wird, ist der einzige Gesichtspunkt, woraus alle Dinge richtig gesehen werden. — Und hiemit gehabt euch wohl! (Er verschwindet.)

Numa (zu Jupiter). Was sagst du dieser Erscheinung, Jupiter?

Jupiter. Frage mich in funfzehn hundert Jahren wieder.

II.

Jupiter (bald sitzend, bald liegend, auf einem mit Rosen bestreueten Ruhebette). Juno (zu seinen Füßen sitzend).

Jupiter. Und dieß ist alles, liebe Juno, was du von mir zu begehren hast? Du hättest etwas Unmögliches fordern können, ich würde dir zu gefallen versucht haben, ob es nicht möglich zu machen sei.

Juno. Du bist sehr galant, Jupiter. — Ich werde dir nie etwas Unbilliges zumuthen.

Jupiter. Die Könige und der Adel haben ja immer zu deinem Departement gehört, und es ist das wenigste, was du von meiner Zärtlichkeit erwarten kannst, daß ich dich in deinem eigenen Kreise ungehindert wirken lasse.

Juno. Weiter gehen auch meine Wünsche nicht. Denn da ich deine dermaligen Grundsätze kenne, so wäre es wohl zu viel gefordert, wenn ich verlangen wollte, daß du dich selbst der Könige etwas lebhafter annehmen solltest.

Jupiter. Wie ich merke meinst du, ich neige mich stark auf die Volksseite? Es mag etwas an der Sache sein; aber im Grunde geschieht es doch blos darum, weil es eine meiner ersten Regierungsmaximen ist, immer zu denen zu treten, die am Ende Recht behalten. Die dermalige Zeit ist den Völkerhirten nicht günstig: die Reihe ist nun an den Völkern, und ich besorge sehr, meine Liebe, nur wenig für dich und deine Klienten zu thun, wenn ich dir schwöre, daß ich den Maßregeln, die du zu ihrem Vortheil nehmen wirst, keine Hindernisse in den Weg legen will.

Juno. So weit ist es doch hoffentlich mit uns noch nicht gekommen, daß die Erdbewohner, um unabhängig von uns zu sein, sich nur einbilden dürften, wir hätten keine Gewalt mehr über sie!

Jupiter. Wie gesagt, du kannst es versuchen, ich lasse dir freie Hände; ich sehe nur voraus, daß du, so wie die Sachen stehen, wenig Freude daran haben wirst.

Juno. Ich wollte lieber, daß du das nicht voraus sähest. Wenn ich argwöhnisch wäre —

Jupiter. Das bist du immer ein wenig gewesen, Dame meines Herzens! aber dießmal würdest du mir Unrecht thun. Es ist mein völliger Ernst, dir mein Versprechen zu halten, und die gebietenden Herren da unten — deinem mächtigen Schutz und — ihrem Schicksale zu überlassen.

Juno. Ich gestehe dir, Jupiter, daß ich nicht recht begreife, wie der König der Götter und der Menschen bei der Sache der Könige so gleichgültig bleiben, und, ohne einen Finger zu rühren, zusehen kann, wie seine Subdelegirten un-

Digitized by Google

vermerkt in Theaterprinzen und Kartenkönige verwandelt werden.

Jupiter. Dahin soll es doch so leicht nicht kommen, meine Beste.

Junn. Dahin ist es zum Theil schon gekommen, und dahin wird es zuletzt überall kommen, wenn wir die Hände länger in den Schooß legen.

Jupiter. Wir werden wahrlich aus einem Kartenkönige keinen Mann machen, wie Heinrich der Vierte in Frankreich oder Friedrich der Einzige war; und wer einen Kartenkönig aus sich machen läßt, verdient nichts besseres zu sein.

Junn. Das ist eine bloße Ausflucht, Herr Gemahl. Du weißt sehr wohl, daß solche Könige, wie du da genannt hast, äußerst seltene Producte der Natur und der Umstände sind, und daß es nur desto besser ist. Die Könige sind im Grunde doch nur unsere Stellvertreter; und dazu sind die gewöhnlichen immer gut genug, wenn wir sie nur nicht fallen lassen.

Jupiter. Das Kompliment, das du mir da zu machen geruhest, ist eben nicht sehr schmeichelhaft. Aber, basta! wir wollen uns darüber in keine Erörterung versteigen. Ich werde meine Stellvertreter, wie du sie nennest, nicht fallen lassen, so lange sie noch auf ihren eigenen Beinen stehen können. Mein Amt ist, niemand unterdrücken zu lassen, — wenn ich es verhindern kann. Nur, liebe Frau, laß uns der großen Wahrheit nicht vergessen: daß die Könige um der Völker, nicht die Völker um der Könige willen da sind.

Junn. Das ist mit deiner Erlaubniß, Herr Gemahl, ein alter Waidspruch, der, wie die meisten weisen Sprüche dieser Art, viel zu sagen scheint, und im Grunde sehr wenig sagt. Die Könige sind da, um die Völker zu regieren, und die Völker sollen sich von ihnen regieren lassen; — das ist die Sache, und so verstand es schon der alte Homer, da er den klugen Ulysses zu dem unverständigen Pöbel des griechischen Heeres sagen läßt:

„Vielherrscherei taugt nichts! nur Einer sei Herrscher, nur Einer König!"

Und damit sich niemand einbilde, als ob der Zepter von der Willkühr abhange, setzt er weislich hinzu: daß es Jupiter selbst sei, aus dessen Hand die Könige dieses Zeichen der höchsten Gewalt empfangen. Dieß ist Wahrheit, und ich kenne keine größere!

Jupiter. Ich bin dir und dem alten Homer sehr verbunden! Aber, wenn ich aufrichtig sprechen soll, was in jenen rohen Zeiten der ersten Jugend der Welt in gewissem Sinne für Wahrheit gelten konnte, ist es nicht mehr, sobald die Rede von einem Volke ist, das durch Erfahrung und Kultur endlich den Punkt erreicht hat, wo es seiner Vernunft mächtig, und stark genug geworden ist, das Joch alter Vorurtheile und Wahngriffe abzuschütteln. Völker haben endlich ihre Kindheit so gut wie einzelne Menschen; und so lange sie so unwissend, so schwach, und so unverständig wie Kinder sind, müssen sie auch wie Kinder behandelt, und durch blinden Gehorsam gegen eine Autorität, die ihnen keine Rechenschaft schuldig ist, regiert werden. Allein Völker bleiben so wenig als einzelne Menschen immer Kinder. Es ist ein Verbrechen gegen die Natur, sie durch Gewalt oder Betrug, oder (wie gewöhnlich) durch beides, in einer ewigen Kindheit erhalten zu wollen: aber es ist Unsinn und Verbrechen zugleich, sie noch immer als Kinder zu behandeln, wenn sie bereits zu Männern gereift sind.

Juno. Ich gebe dir gern zu, Jupiter, daß ein hoher Grad von Cultur eine andere Art zu regieren erfordert, als diejenige, die einem noch ganz rohen Volke, oder einem, das noch in den ersten Epochen seiner Bildung steht, die angemessenste ist. Aber alle Weisen des Erdbodens werden es nie so weit bringen, daß zehn Millionen Menschen, die zusammen ein Volk ausmachen, zwei Millionen Xenophons, Sokrates und Epikteten an ihrer Spitze haben sollten; und so wird immer wahr bleiben, was Ulysses sagt:

„Alle können wir nicht regieren, wie andern Achaier:
Vielherrscherei taugt nichts! nur Einer sei Herrscher, nur Einer König!"

Jupiter. Liebe Frau, berühre diese Saite nicht mehr, wenn ich bitten darf! Ich weiß am besten, was an der Sache ist: aber wenn es auch so wäre, wie du sagst, so würde doch den Völkern schlecht damit geholfen sein, wenn die Könige niemand über sich hätten als mich. Ich müßte sie alle Augenblicke mit Blitz und Donner daran erinneren, oder sie würden gerade so regieren als ob kein Jupiter über ihnen wäre, und wenn sie mir auch alle Morgen in eigener Person und mit den größten Feierlichkeiten ganze Hekatomben opferten.

Juno. Auch will ich ja nicht, daß die Religion das Einzige sein soll, was sie respectiren müssen. —

Jupiter (etwas hitzig). Die schlechtesten Könige werden uns immer am meisten respectiren. Sie sind es eben, die den großen Ulyssischen Grundsatz, daß die Könige ihren Zepter von mir haben, zu einem der ersten Glaubensartikel erhoben haben, und die blinde Unterwerfung auf ihn gründen, die man dem Volke zur heiligsten aller Pflichten macht.

Juno. Ich sage ja, daß sie nach Gesetzen regieren sollen, deren Endzweck das gemeine Beste ist!

Jupiter. Das gemeine Beste! — Ein schönes Wort! — Und wer soll ihnen dir Gesetze geben?

Junn. O, die hat ja Themis schon längst auf dem ganzen Erdboden publicirt! Wo ist ein Volk so barbarisch, daß ihm die allgemeinen Gesetze der Gerechtigkeit und Billigkeit unbekannt wären?

Jupiter. Du stellst dich auch gar zu unschuldig, Kind! — Und wenn du nun die Könige und ihre Werkzeuge, oder umgekehrt, die hochgebietenden Höflinge und Diener, und ihre gehorsamen Werkzeuge, die Könige, der alten Themis und ihrer verwitterten Gesetze ungeachtet, dennoch blos nach Willkühr regieren, und — weil sie die Macht dazu haben und von niemand zur Rede gestellt werden dürfen, — so viel Böses thun oder geschehen lassen (was dem Volke gleich viel ist) als ihnen beliebt? wie dann?

Juno. Das ist eben was wir verhindern müssen, Jupiter! oder wofür wären denn wir in der Welt?

Jupiter. Wir? — Nun ja, freilich, mein Schatz, da hast du Recht! Nur daß die Vernünftigen unter den Menschen die Sache von einer andern Seite ansehen. Wir Menschen, denken sie, sind doch am Ende die einzigen, die unter dem bisherigen Weltregimente gelitten haben; wir können uns selbst helfen; also wollen wir uns selbst helfen! Weg sich darauf verläßt, daß andere für ihn thun werden, was er selbst thun kann, und woran niemanden mehr gelegen ist als ihm, der wird immer schlecht bedient werden.

Juno. Wie du sprichst! Wenn dich die Menschen da unten so reden hörten —

Jupiter. Wir sprechen ja unter uns, mein Kind! Wenn wir nicht hinsehen sollten! — Indessen hätte ich auch nichts dagegen, wenn alle Menschen wüßten, daß ich für meine Person es immer mit dem halte, der seine Schuldigkeit thut. Ich mag es ganz wohl leiden, daß die Leute gescheider werden. Es war eine Zeit, da sie mir die unverdiente Ehre erwiesen, alles Unglück, das der Wetterstrahl unter ihnen anrichtete, auf meine Rechnung zu setzen, und weiß der liebe Himmel, was ich mir oft für Sottisen sagen lassen mußte, wenn der Blitz in meinen eigenen Tempel fuhr, oder über eine Menge Schurken weglief, um irgend einen Unschuldigen zu treffen. Nun, seit der wackere Nordamerikaner Franklin die Blitzableiter erfunden hat, und seitdem die Leute wissen, daß Metalle, hohe Bäume, Thurmspitzen und dergleichen, natürliche Blitzleiter sind, werden meine Donnerkeile immer weniger gefürchtet, ohne daß mir einsiehr eifersüchtig darüber zu werden.

Juno. Wir kommen unvermerkt ins Moralisiren, lieber Jupiter —

Jupiter. Und die Moral, denkst du, hat mit der Politik nichts zu schaffen?

Juno. Das nun eben nicht: ich denke nur, die Politik habe ihre eigene Moral, und was für die Unterthanen Regel des Rechts ist, sei es nicht immer für die Monarchen.

Jupiter. Ich weiß die Zeit, wo ich auch so dachte; es ist eine sehr gemächliche und angenehme Art zu denken für Könige: aber, die Zeiten ändern sich, meine Liebe —

Juno. Wenn nur wir fest bleiben, so hat es wohl keine Noth.

Jupiter. Höre, Juno! Du weißt, daß ich das Vorrecht habe, etwas weiter vorwärts zu sehen als ihr übrigen. Dein zuversichtlicher Ton bringt mich dazu, dir mehr zu entdecken, als ich Anfangs Willens war.

Juno. Und was für ein Geheimniß kann das sein, daß du so bedenklich dazu aussiehst?

Jupiter. Alles ist dem ewigen Gesetze des Wechsels unterworfen, liebe Juno. Die Reihe ist nun an den Monarchien, und — (Etwas leise.) — die unsrige neigt sich zu ihrem Ende, so gut wie die übrigen. Der Schade wird nicht groß sein; es war doch nur Stückwerk.

Juno. Du sprichst im Traume, Jupiter.

Jupiter. Erst regierten Uranus und Gäa; dann kam das Reich des Saturnus! dieses machte dem meinigen Platz — und nun —

Juno. Und nun? — Du wirst doch dein Reich nicht der Deputirten-Versammlung zu Paris abtreten wollen?

Jupiter (äußerst kalt). Und nun — ist das Reich der Nemesis herbei gekommen!

Juno. Das Reich der Nemesis?

Jupiter. Das Reich der Nemesis! So sagt mir ein uraltes, von Göttern und Menschen lange vergessenes Orakel, das Themis von sich gab, als sie noch im Besitz des Delfischen Bodens war, und dessen ich mich in diesen Tagen wieder erinnerte.

„Wenn, sagt das Orakel, nach einer langen Umwälzung von Jahrhunderten, ein Reich auf der Erde sein wird, worin die Tyrannei der Könige, der Uebermuth der Großen und die Unterdrückung des Volks mit der Kultur aller Fähigkeiten der Menschheit gleichen Schritt hatten, und beide endlich ihrem höchsten Gipfel so nahe sein werden, daß in Einem Augenblicke aller Unterdrückten Augen sich öffnen und alle Arme zur Rache sich aufheben: dann wird die unerbittliche, aber immer gerechte Nemesis, ihren diamantnen Zaum in der einen, ihr haarscharf messendes Maaß in der andern Hand, auf den Thron des Olympus herab steigen, die Stolzen zu demüthigen, die Unterdrückten zu erheben, und ein strenges Vergeltungsrecht an jedem Frevler zu vollziehen, der die Rechte der Menschheit mit Füßen trat, und im Taumel seines Uebermuthes keine andere Gesetze kennen wollte, als die ausschweifenden Forderungen seiner Leidenschaften und Launen. Zufrieden, unter ihr zu regieren, wird dann Jupiter selbst nichts weiter als der Vollzieher der Gesetze sein, welche sie den Völkern des Erdbodens geben wird; eine goldnere Zeit als die Saturnische wird sich dann über die unzählbaren Geschlechter besserer Menschen verbreiten, allgemeine Harmonie wird eine einzige Familie aus ihnen machen, und die Sterblichkeit allein wird der Unterschied zwischen dem Glücke der Bewohner der Erde und des Olympus sein."

Juno (lachend). Das klingt ja herrlich, Jupiter! — Und du gloubst an diesen lieblichen Dichtertraum, und bist entschlossen, wie es scheint, mit den Händen im Schooße die Erfüllung desselben abzuwarten?

Jupiter (ernsthaft). Ich bin entschlossen, mich der einzigen Macht zu unterwerfen, die über mir ist; und wenn du guten Rath hören wolltest, so würdest du meinem Beispiele folgen, und ruhig kommen lassen was doch kommen wird, wenn wir auch alle zusammen uns so sehr vergessen könnten, es verhindern zu wollen.

Juno. O gewiß werde ich kommen lassen, was ich nicht verhindern kann! Aber warum deswegen unthätig bleiben? Worum uns der Macht, die wir nun einmal haben, einem alten Orakel zu Liebe, vor der Zeit begeben, und nicht lieber alle unsere Kräfte aufbieten, dem Dämon der Empörung und der Wuth zu regieren, die in die Völker gefahren sind, Einhalt zu thun? Ich beharre auf meinem alten Homerischen Orakel: Vielherrscherei taugt nichts! Die Völker sollen die Vortheile der Freiheit unter einer väterlichen Regierung genießen; nichts kann billiger sein; aber sie sollen sich nicht selbst regieren, nicht das unentbehrliche Joch der Verhältnisse und Pflichten abwerfen und eine Gleichheit einführen wollen, die nicht in der Natur des Menschen noch der Dinge ist, und die Betrogenen nur in einem Augenblicke der Trunkenheit glücklich machen kann, um sie beim Erwachen ihr Elend desto schrecklicher fühlen zu lassen.

Jupiter. Sei unbesorgt, meine Beste! Nemesis und Themis werden alles, was jetzt noch zu viel oder zu wenig, zu rasch oder zu einseitig gethan wird, ins rechte Maaß zu setzen wissen.

Juno. Noch bin ich nicht gesonnen, meinen Antheil an der Weltregierung einer andern abzutreten; ich fühle noch Muth in mir, meinem Amte selber vorzustehen; und wenn du es immer mit denen hältst, die ihre Schuldigkeit thun, so versprecke ich mir deinen Beifall. Wenigstens habe ich dein Wort, daß du mir nicht entgegen arbeiten wollest?

Jupiter. Und ich schwöre dir beim diamantnen Zaum der Nemesis, daß ich es halten will, so lange du weise genug bleibst, dir selbst einen Zaum anzulegen. Thue was du für gut hältst, aber nöthige mich nicht meine Schuldigkeit zu thun, meine Liebe!

Juno (indem sie ihn umarmt). Laß dir den schönen Antinous deine große Schaale mit Nektar füllen, Jupiter, und pflege der Ruhe! Du sollst mit mir zufrieden sein.

Aus Johanna Gray
oder
der Triumph der Religion.
Trauerspiel von Wieland.

Erster Aufzug.

Erste Scene.

Sidney. Lady Johanna Gray.

Sidney.
Schon lange hallt das Inn're des Palastes
Von klagendem Gethön. — Des Königs Schicksal
Dein Schicksal, Albion, wird jetzt entschieden!
Wie bebt mein ahnend Herz! — Doch seh ich nicht
Des frommen Suffolk schöne Tochter,
Und Guilford's Braut, die königliche Lady
Johanna Gray, sich nahn? — Ihr thränend Auge
Verkündigt eine böse Botschaft!

Lady Johanna.
Es ist geschehn! — Der König ist nicht mehr!
Mein Freund, mein Bruder Edward! — gute Sidney,
O hilf mir weinen! Weine, gute Sidney,
O! misch' in meine und in Englands Thränen
Die Deinigen — der König ist nicht mehr!

Sidney.
Gott! welch' ein Schlag! Weh uns! — O Gott wie schwer
Fällt deine Hand auf uns! — Mit ihm
Sinkt Albions letzte Hoffnung!

Lady Johanna.
Einer solchen Tugend
War diese Welt nicht werth! Der Himmel hat
Sein stärkres Recht an ihm zurückgefordert.

Sidney.
Zu früh'! Ach allzufrüh, o theurer Jüngling
Eilst du zurück, die Himmelsluft zu athmen
Wo du geboren warst — zu früh für uns,
Eh noch die goldnen Tage kamen,
Von denen uns die Morgenröthe schon
Aus deinem huldeerfüllten Antlitz strahlte.
Dich flehten unsre ungestümen Seufzer
Dem Himmel ab, dich, unsre letzte Hoffnung!
Zu dir, zu dir rang ein gequältes Volk
Die wunden Arme, seiner Fesseln müde,
Der Tyrannei, der Todesscenen müde,
Ermüdet zwischen Furcht und banger Hoffnung
Ein ungewisses Leben fortzuschleppen.
Zu dir hob mitten aus den Flammen,
Die leidende Religion ihr Auge
In heißen Thränen auf! — Ach! Edward, Edward!
Fliehst du von uns? Eh' deines Volkes Glück,
Dich mit dem süßen, schönsten aller Namen,
Dem Namen, der im Ohre frommer Fürsten
So lieblich tönt, dem Vaternamen, krönte?

Lady Johanna.
Dieß, Freundin, dieß durchdoheet mir die Seele!
Mein eigner Schmerz, so scharf er ist, verschwindet
Im allgemeinen Elend! — O! mein Vaterland,
Du kennst noch nicht in seinem ganzen Umfang
Den Werth des Guts, das du verloren hast.
O! große Thaten, werth des Nachruhms, werth
Von künft'gen Aeltern nachgeahmt zu werden,
Den Fürsten, die noch ungeboren sind,
Erhab'ne Muster, hat sein früher Tod
Der Welt geraubt! Was schön, was edel ist,
Was erst den Menschen, dann den König bildet,
Des dritten Edwards väterlicher Sinn
Zu seinem Volk und Richards Löwenmuth,
Der kluge Geist, des Salomons der Briten,
Das ganze Chor der Schwestertugenden,
Die einst sich Alfreds Brust zum Tempel weihten,
Befruchteten sein Herz. Wie Davids Sohn
Bat er von Gott nicht Macht, nicht Ruhm, nicht Gold,
Er bat um Weisheit, und er ward erhört!
Vergebens bot ihm mit Sirenenlippen
Die Wollust ihre schnöden Süßigkeiten;
Wie Herrntes verschmäht' er sie, und wählte
Der Tugend steilen Pfad, den Weg der Helden!
Und o! wie zärtlich war sein fühlend Herz,
Wie scharf sein innres immer waches Ohr
Der Weisheit leise Warnungen zu hören!
Wie weit verbreitet seine Menschenliebe!

Gefühlvoll für die Leiden ſeiner Brüder,
Von Sehnſucht glühend Allen wohlzuthun,
Schnell zum Verzeihn, und nur der Bosheit ſtreng;
Wie ſanft, wie frei von Stolz und eitler Selbſtheit,
Der Wahrheit hold, auch wenn ſie ihn beſtrafte —
O mein zu weiches Herz! — O theures Bild,
Iſt's möglich, biſt du alles, was von ihm
Mir übrig iſt? O flieh! du täuſcheſt mich
Ihn mir ſo lebend, ſo mit jedem Zug,
Mit jedem Lächeln ſeiner holden Augen
Stets vorzuſtellen — Theurer Jüngling! Nimmer
Ach! Nimmer werden dieſe holden Augen
Auf die Geſpielin deiner Kindheit lächeln!
Nie wird mich deiner Stimme ſüßer Ton
Bei'm Namen rufen? Nimmer werden uns
Bei deines Platon's göttlichen Geſprächen
Die Winterſtunden zu Minuten werden!
Iſt's möglich, kannſt du mich zurücke laſſen,
Mich, deren Seele mit der deinigen
So zart verwebt war! — Ach! Und wo? wo läßt du mich
Zu deinen anverwandten Engeln eilend?

Sidney.

Gerecht ſind Deine Klagen, fromme Schöne;
Doch bald wird ſie der allgemeine Jammer
Unhörbar machen! — Ach! die ſchwarze Stunde
Da Edward ſtarb, iſt England's Todesſtunde.
Sein Tod wird ganze Hekatomben würgen!
Die Freiheit ſtirbt mit ihm, die nun ſo lange
Aus Griechenland's und Rom's Ruinen flüchtig,
In Albion ſich eine Zuflucht ſuchte.
Und ach! Was wird die Kirche Gottes werden?
Die, kaum errettet aus des Tigers Rachen,
Zu athmen anfing, unter Edward's Schutz
Die erſte goldne Zeit der Chriſten haſſte;
Die Tage hoffte, da das heil'ge Volk
Noch auf dem Pfade ſeines Meiſters ging,
Da Unſchuld, Sanftmuth, ungefärbte Liebe
Das Merkmal war, woran man Chriſten kannte?
Ach! jede Hoffnung beſſ'rer Zeiten ſinkt.
In Edward's Grab! und welche Schreckgeſtalten
Zeigt uns die Zukunft? Bald, o ſchrecklicher Gedanke!
Verſchlingt die Erde, bebend vor Entſetzen,
Das Blut der Zeugen, das aus Flammen ſprudelt.
Maria leiht der prieſterlichen Wuth
Den königlichen Arm. Weh uns! was bleibt
Der nackten, unbewehrten Unſchuld übrig?
Wenn du, o Gott, dich unſrer nicht erbarmeſt,
Und Edward aus den Au'n des Lichts herabſteigt,
Der treue Schutzgeiſt ſeines Volks zu bleiben!

Lady Johanna.

Er wird, er wird es ſein! Kein Mutterherz
Schlägt zärtlicher für ihren erſten Säugling
Als Edwards Herz für ſein geliebtes Volk.
Vor allen trug er die in ſeiner Bruſt,
Die nach der Reinigung der Kirche ſeufzten,
Und an das Werk des Herrn voll Heldenmuths
Die Hand ſchon angelegt. Nur die Erinnerung
An ſie hielt ſeine Luſt zum Sterben auf.
In dieſer Nacht, da ſchon ſein Geiſt im Eingang
Des Himmels ſchwebte, naht ich unbemerkt,
Bei'm düſtern Schein der Lampe ſeinem Lager.
Er betete. Sein thränenvolles Auge
Schien unverwandt zu Gottes Thron entzückt,
Und ſagte mehr, als Worte reden können.
Doch brach die Inbrunſt ſeines Herzens oft
In Seufzer aus, die auf den ſtarren Lippen
Zu Worten wurden, und in meine Bruſt
Wie Pfeile drangen. „Gott, (ſo hauchte ſich
Die heil'ge Seele aus) nimm mich zu dir!
Nimm meinen Geiſt aus dieſer Welt des Abfalls
Zu dir und zu den Geiſtern, die dich lieben,
Und deinen Willen thun. — O! meine Seele
Lechzt lange ſchon dein Angeſicht zu ſchauen!
Du, Vater, weißeſt es, wie gut mir's wäre,
Bei dir zu ſein! Und doch, um derer willen
Die du erwählt haſt, um der Frommen willen,
Die zu dir weinen, laß mich länger leben!
Noch leben, bis das große Werk vollbracht iſt,
Dein Reich in Englands Grenzen feſt zu gründen.
Doch nicht mein Will', o Vater, ſondern deiner
Geſchehe!" Hier ſchwieg ſein Mund, und mir
Zerfloß das Herz in namenloſer Wehmuth.

Sidney.

Des frommen Edward's letztes Seufzen wird
Und kann nicht unerhört zum Himmel ſteigen.
Zwar Edward ſtarb! Doch Der, zu dem er flehte,
Hat tauſend Mittel uns zu retten übrig.

Lady Johanna.

Die Wege Gottes ſind dem blöden Menſchen
Geheimniß, die Gedanken, die er denket,
Sind nicht wie unſre eiteln Traumgedanken.
Nur Wunder, die wir nicht berechtigt ſind
Zu fordern, können uns dem offnen Rachen
Des Untergangs entreißen! — Edward's Krone
Fällt nach dem Reichsgeſetz, und Heinrich's letztem Willen
Jetzt auf Marien's Haupt. Die Stund' iſt da,
Auf welche ſie ihr racheſchnaubend Herz
So lang vertröſtete, die Stund' iſt da,
Nach der ſich Rom und ſeine Prieſter ſehnten.
O! was für grauenvolle Scenen
Von Blut und Mord weiſſagt mein bebend Herz!
Schon lange lechzt ihr Eifer nach dem Blute
Der Heiligen! — Von Mönchen mit gezücktem Stahl,
Von Prieſtern, die mit räuberiſcher Fauſt
Den Donner Gottes ſchleudern rings umgeben,
Wird ſie, die neue Königin, den Thron
Auf Todtenſchädel gründen, und den Himmel
Und Rom's erzürntes Haupt mit Menſchenopfern
Verſöhnen wollen. Bonner, Gardiner,
Und andere, deren tief verſtrickte Bosheit
Zu Edward's Zeit ſich in Verſtellung hüllte,
Stehn ſchon bereit, den Gott der ſanften Liebe
In ihrer heuchleriſchen Wuth zu rächen.
Ach, Sidney! — Ach! die Zahl der Wahrheitsfreunde,
Der Redlichen, verliert ſich in der Menge
Der falſchen Seelen, die von jedem Winde
Wie Rohre wanken, immer fertig ſind,
Dem zuzurauſchen, den das Glück begünſtigt.
O England, o zu früh verwaiſte Kirche!
So kürzlich erſt gepflanzt! jetzt ſchon im Keime
Von ſtrenger Gluth verſengt! O kleine Schaar
Der erſten ſchwachen Säuglinge der Wahrheit!
Für euch bricht mir mein ſchweſterliches Herz,
Für euch thränt unverſiegt mein ahnend Auge!
Der Himmel zürnt den frommen Thränen nicht,
Dem Zoll der Menſchlichkeit; er fordert nicht
Daß wir gefühllos ſeiner Schläge lächeln.

Sidney.

Lord Guilford kommt, Prinzeſſin, Deine Klagen
Und den gerechtſten Schmerz mit Dir zu theilen.
Ich geh', der Stadt, die zwiſchen Furcht und Hoffnung
Erwartend ſchwebt, ihr Schickſal anzukünden.

Zweite Scene.

Lady Johanna. Lord Guilford.

Lady Johanna.

O Guilford! komm! und miſche Deine Thränen
Den meinigen! — O Freund! wie elend macht
Uns dieſer Morgen! — Ach! Wie bald, wie plötzlich,
Wie tief ſind wir der ſchönſten Morgenröthe
Des Glücks entſtürzt! — O wie iſt um mich her
Die Welt zerſtört! — Wie ſchwarz das Licht der Sonne!
Die Sphären ſtehen! Stumme Todesſtille
Ruht auf der Schöpfung! — Guilford, Du allein
Biſt mir noch übrig, (letzter Troſt im Elend!)
In deinem Arm mein Leben, ungeladelt
Und ungeſtört, in Seufzer auszuhauchen.

Lord Guilford.

O! Du, — wo find' ich einen Namen,
Der Deinem Werth, und meiner Liebe gleicht?
Du ſchönſte, reinſte Seele, die ſich je
In Engelsbildung dieſer Erde zeigte,
Erſinke nicht den Leiden, die Dein zartes Herz
Zerreißen! Sage nicht, Du meines Lebens Wonne. Noch
Iſt alles nicht verloren; noch iſt Hoffnung da.
Dein Vater, deſſen fromme Redlichkeit
Und ſanfte Güte jedes Herz ſchon lange
Sich eigen machte, und Northumberland
Das Haupt des Raths, mein Vater; und viel and're
Der Edelſten des Reiches, deren Anſehn,
Von Macht und Gunſt des Volkes unterſtützt,
Marien's Anhang leicht zur Erde drückt,
Die Alle leben noch, und leben nur
Zum Schutz der guten Sache! —

Lady Johanna.
O Guilford! Hoffe nicht
Auf Menſchen, deren Kraft ein Schatten iſt,
Ein Traum ihr Leben! Hoffe nicht
Auf Stützen, die vom ſchwächſten Stoße fallen!
Doet über uns — ſchau durch die Wolken auf,
Die unſerm Blick die ſel'ge Ausſicht wehren! —
Dort wohnt, von Engeln, die ihr Wink bewegt,
Umringt, dort wohnt die Macht, die uns erretten kann!
Sie ſchaut auf uns herab! Sie lenkt, ſie ordnet alles!
Nur der Gedank' an ſie — hält meine Seel' empor,
Daß ſie nicht ganz erſinkt!

Lord Guilford.
Vertraue nur,
Du ſchöne Heilige! vertraue Du
Der Vorſicht, die Du glaubſt, und deren Macht und Güte
Gleich unbekränzt, gleich unaufhaltbar iſt.
Sie wird uns retten! Aber ſie gebraucht
Zu ihren unſichtbaren Thaten ſtets,
Die ſichtbare Natur, den Lauf der Dinge,
Der Menſchen Arm, und Witz und Leidenſchaften.
Sie wird die Helden, die ſich jetzt zum Heil
Des Vaterlands verbinden, zweifle nicht!
Mit Klugheit und mit ſtarkem Muth begeiſtern.
Der Rath verſammelt ſich. Den Augenblick,
Da ich hierherging, ſah ich meinen Vater
Mit Mienen, die ein wichtiges Geheimniß
Zu decken ſchienen, Hand in Hand
Mit Deinem Vater zur Verſammlung eilen.
Mir ahnet was. Ein zweifelhaft Gerücht
Schleicht leiſ' am Hof umher, und murmelt heimlich,
Von einem Mund zum andern, — Edward habe,
In ſeinen letzten Stunden noch bekümmert
Für unſer Wohl, ein Teſtament verfaſſet,
Wodurch die römiſchdenkende Maria,
Vom Throne ausgeſchloſſen ſei. Iſt dieß,
So hat des beſten Königs früher Tod
Die Ausſicht einer beſſern Zukunft uns
Nicht ganz geraubt! So kann noch Albion,
So kann die Kirche, die nach Freiheit ſchmachtet,
So kann Dein Guilford, der in Dir den Himmel
Der Tugend und der Schönheit mit Entzücken
Sein eigen nennt, noch frei, noch glücklich ſein.

Lady Johanna.
Was Du mir ſagteſt, iſt mir unbegreiflich.
Wie kann des achten Heinrich's letzter Wille,
Der, wenn der Himmel Edward fordern würde,
Den Thron Marien gibt, vernichtet werden?
Wie kann das Volk, wie kann der Rath der Edeln
Die Heiligkeit des theuern Eides brechen,
Wodurch ſie ſich dem Sterbenden verbanden?
Wie konnte Edward, er, in dem die Tugend
Uns ſichtbar ward, des Vaters Angedenken
Entehren? — Nein! er konnt' es nicht!

Lord Guilford.
Auch mir iſt ein Geheimniß was ich ſeh',
Und was ich hör', und was mein Herz mir weiſſagt.
Doch bald — (Ein Offizier erſcheint.)

Der Offizier.
Lord Guilford, der Senat erwartet Dich.

Guilford,
(zum Offizier, der wieder ſich entfernt).
Gut!
(Zu Lady Johanna.)
Nun wird Alles ſich uns bald enthüllen.
Jetzt fordert mich die Pflicht. Ich ſtahl den Augenblick
Nur, Theu'rſte, Dich zu ſehen, und Deinen Muth
Mit einem Strahl von Hoffnung zu beleben.
Jetzt ſind Minuten mehr als Tage werth,
An einer einzigen vielleicht
Hängt England's Schickſal und das unſ'rige.
Die Feinde ſchlummern nicht — Ich eile, deſto bälder
Zu Dir zurückzufliegen — Lebe wohl!

Lady Johanna.
Ein guter Engel leite Deine Tritte!

Dritte Scene.

Lady Johanna (allein).
Indeſſen, daß die Weiſen, daß die Väter
Des Reiches ſich zum Heil des Staats berathen,
Was kann ich thun? Ich, deren Herz ſo feurig
Für England's Glück, für's allgemeine Wohl
Der Menſchen ſchlägt! — Was kann ich thun? — Ach England,
Mein mütterliches Land, ich kann nur weinen!
Nur über deiner Noth mich ſelbſt vergeſſen!
Nur einſam weinen, und, dir ſchwachen Arme
Gen Himmel ringend, Dich um Hülfe flehn,
O du der Engel und der Menſchen Vater! —
Komm! ſtille Ruh, komm ſüße Einſamkeit,
Umſchatte mich! O kommt, geliebte Bilder
Von Tod und ſanfter Ruh im ſtillen Grabe,
Und vom Triumph der feſſelfreien Seele,
Die ſich dem Staub entſchwingt! Nur ihr allein
Beſänftigt meinen Schmerz, nur ihr vermögt den Kummer
In ſchlummerndes Vergeſſen einzuwiegen!

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

Northumberland (allein).
Wenn nicht das Schickſal, oder eine Gottheit,
Die mir zu mächtig iſt, mein Werk zerſtört,
Die Arbeit vieler Jahre, vieler einſam
Durchwachten Nächte, wenn mich Alles nicht
Betrügt, verläßt — ſo trennt mich nur ein Schritt
Vom höchſten Gipfel, den der Stolz der Menſchen
Erſtreben kann! — Wie günſtig fügt ſich Alles
Nach meinem Wunſch! — Durch ſeiner Tochter Band
Mit meinem Sohn, iſt Suffolk's Anſehn mein!
Das Volk iſt mein durch Guilford. Wie bequem
Erdlaßt der junge Fürſt! Sein letzter Wille,
Beſchworen von den Mächtigſten des Reichs,
Die, willig oder nicht, mein Anſehn zwang,
Schließt Heinrich's älteſte Tochter von der Krone
Auf ewig aus, und gibt Johannen Gray
Den Königstitel, mir des Zepters Macht!
Marien's Anhang darf, durch dieſen Streich
Als wie von einem Donnerkeil getroffen,
Nicht wagen, ſein beſtürztes Haupt zu zeigen.
Das Volk, das Rom und ſeine Feſſeln haſſet,
Nach Freiheit ſeufzt und vor Marien bebt,
Wird mit Entzückung, wird mit offnen Armen
Die neue Königin von Edward's Hand empfangen,
Die ihm ſo ähnlich iſt, — die er ſo zärtlich,
Wie ſeine Schweſter liebte, deren Tugend
So viel verſpricht! Ja Alles, Alles ſtimmt
In meine Abſicht ein! — O! Welche Ausſicht
Umglänzt mich. — Zwar mußt' ich ſie erkaufen!
Und theu'r erkaufen! Bedford mußte fallen —
Der junge König — Doch, verſchließe dich
In meine Bruſt, verderbliches Geheimniß,
Und ruh' auf ewig da! Ein undurchdringlich Dunkel
Umhüllt mein Werk! — Wer kommt? — Sie iſt es ſelbſt!
Wie ſchön, wie unſchuldsvoll! Wie malt ihr Antlitz
Ein königliches Herz! Wie werth iſt ſie
Des Glücks, das ihr mein Mund entdecken wird!

Zweite Scene.

Northumberland. Lady Johanna.

Northumberland.
Komm, meine Tochter, laß mich Dich umarmen,
Zum letzten Mal Dich mit dem ſüßen Namen
Begrüßen, der —

Lady Johanna.
Was ſagt mein theurer Lord? —
Zum letzten Mal? —

Northumberland.
So will die Pflicht es künftig!
Johanna, faſſe Dich! Vernimm, verehre
Des Himmels Fügungen! — Der letzte Wille
Des guten Fürſten, den der Tod uns raubte,
Der heil'ge Wille, deſſen Feierlichkeit
Des Rathes Schwüre unverletzlich machen,
Erkläret — Dich — zur Königin der Britten.

Lady Johanna.
Mich? Mylord! — hör' ich recht? Iſt's Guilford's Vater
Der mit mir ſpricht? — Iſt's möglich? Kann er wohl
In dieſer ernſten Stunde, da der Himmel
Durch Edward's frühen Tod Britannien
Das Todesurtheil ſpricht, — in dieſer Stunde,
Da jeder weint, dem in der Bruſt ein Funke
Von Tugend glüht; da namenloſes Elend
Auf unſre Scheitel hängt, kann Guilford's Vater
Mit ſeiner leidenden Johanna ſcherzen?

Northumberland.

Mich wundert nicht, daß ſolch ein Wechſel Dir
Unglaublich ſcheint! Daß, nicht dazu bereitet,
Dein überraſchtes Herz, von tauſend neuen
Empfindungen ergriffen, meine Reden
Für Täuſchung hält! Doch ferne ſei von mir
In dieſer ernſten feierlichen Stunde,
Die unſern Thränen um den beſten König,
Die Englond's Rettung, die dem Schutz der Kirche
Geheiligt iſt, gedankenlos zu ſcherzen!
Nichts iſt gewiſſer, als daß Dich der Himmel
Zu dem glorreichen Werk erſehen hat,
Von welchem Edward abgerufen ward.

Lady Johanna.

Wie kann ich's glauben, theurer Lord?

Northumberland.

Dein Zweifel
Beleidigt mich; jedoch bald wird Dein Vater,
Und Guilford, und der glänzende Senat
Britanniens, zu Deinen Füßen liegend,
Dich überzeugen! — Faſſe Dich, Johanna!
Sei Deiner würdig! Sei des Thrones würdig,
Der größern Glanz, als er Dir geben kann,
Von Dir empfängt. Fließt nicht das reinſte Blut
Des königlichen Stamms in deinen Adern?
Wen fordert wohl die Kirche und der Staat,
An Edward's Statt ſie zu beglücken,
Als Dich, in deren Bruſt der gleiche Geiſt
Der Tugend und der Menſchenliebe athmet?

Lady Johanna.

Wie ſoll — wie kann ich ſagen, was ich fühle?
Und hätt' ich Worte, ſo verſagt die Zunge mir
Sie auszuſprechen. — O wie konnt' in Edward's Herz,
Wie konnt' in Euers, Mylord, ein Gedanke
Wie dieſer kommen? — Ich erröth' und zittre
Es Euch zu ſagen — Nein, ich faſſ' es nicht,
Wie Eure Klugheit, Euer longgeübter,
Erfahrner Geiſt Euch ſo verlaſſen konnte!
— Doch, ich begreife mich! — Mein theurer Vater,
Verzeihet meiner Jugend die Beſtürzung!
Ein brennend heißer tugendhafter Eifer,
Vom Rand des Untergangs ſein Vaterland
Zurückzureißen, kann den Weiſeſten
Zu einem Anſchlag treiben, den die Klugheit,
Bei kälter'm Blute, unterdrücken würde!
Doch, ſagt mir, wird das Volk nicht wohlberechtigt zürnen,
Wenn, ſtatt der Erbin, die das Reichsgeſetz
Zum Throne ruft, der Enkelin, der Tochter
Und Schweſter ſeiner Könige, ich, Suffolk's Tochter,
Geboren zum Privatſtand, zum Gehorchen,
Ihm aufgedrungen würde? — Muß nicht Zorn und Unmuth
Auf jeder Stirne glühn? Wird Roms Partei
So zahlreich und ſo mächtig wie ſie iſt,
Unthätig bleiben? Oder kann man glauben,
Die Tochter Heinrich's, die ihr Stand dem Volke
Ehrwürdig macht, ihr Unglück liebenswerth,
Glaubt man, ſie werde keine Freunde finden,
Die ſich für ſie bewaffnen? Und nicht nur
Für ſie, für dir verletzte Heiligkeit
Der alten Reichsgeſetze, die der Brite
Als das Palladion ſeiner Freiheit ehrt!
Wird Oeſtreich's Macht, vor der der Erdkreis bebt,
Wird Philipp, deſſen unbegrenzter Zepter
Die beiden Indien ſchreckt, der Bräutigom,
Den das Gerüchte der Prinzeſſin gibt,
Sich ſäumen, ihr gekränktes Recht zu ſchützen?
Was wird dann gegen eine Welt voll Feinde
Ein ſchwaches, unerfahrnes, junges Mädchen
Euch helfen können? —

Northumberland.

— Meine theuer Tochter!
Ich ließ Dich ungehindert Alles ſagen,
Was, wider unſer Hoffen, Deiner Seele
Erhabne Großmuth hemmt. Wie konnten wir
Auch nur vermuthen, daß Johanna Gray,
Sie, die ihr Geiſt, ihr Herz, ihr Edelmuth,
Weit über ihr Geſchlecht und zartes Alter
Erhöht, wie konnten wir ſie fähig glauben,
Der herrlichſten Beſtimmung ſich zu weigern,
Wozu der Himmel Menſchen oder Engel
Berufen kann? — Verbanne dieſen Kleinmuth!
Schwing über dieſe weiblichen Gedanken
Dich weg, Johanna! Denke, was Dein Herz,
Dein Vaterland, Dein Glaube von Dir fordert.
Geziemt's der Tugend wohl, vor Schwierigkeiten,
Die ihrem Laufe trotzen, ſich zu ſcheuen?
War das der Muth, der jene Helden trieb,
Die, unerſchreckt durch drauende Tyrannen,
Für Freiheit, für den Staat, ihr Leben wagten?
War das der Muth, der in den heil'gen Zeugen
Der Wahrheit brannte, der ſie fähig machte,
Dem Tod in jeder Schreckgeſtalt zu lächeln?
Doch meine Tochter! Was Dein Edward ſelbſt
Dir ſterbend auferlegt, was jetzt durch mich
Der britiſche Senat, durch ſie das Volk
Dir anträgt, fordert keinen Heldenmuth,
Kein Opfer! Alle dieſe Schwierigkeiten,
Die Welt voll Feinde, die Gefahren alle,
Sind nur Geſchöpfe Deiner Phantaſie,
Die noch von Edward's Tod erſchüttert iſt.
Die Zahl der Redlichen, der Patrioten,
Iſt größer als Du denkſt. Wer Freiheit liebt,
Wer Rom verabſcheut, wer die Raubbegierde,
Den Stolz, den Blutdurſt ſeiner Mönche haßt,
(Und, a! wer haßt ſie nicht?) die Alle ſind
Mit uns vereint. Maria iſt im Auge
Des Volks nicht Heinrich's älteſte Tochter, nein!
Nur eine Sklavin Rom's, nur Philipp's Braut.
Wem in der Bruſt ein britiſch Herz noch ſchlägt,
O! dem empört in jeder Ader ſich
Das Blut, vom Schatten des Gedankens ſchon,
Sein freies Haupt in's abgeworfne Joch
Des ſtolzen Rom's zurück zu ſchmiegen.
O! glaube mir, die Stadt, das ganze Volk
Wird Dich als einen ſichtbar'n Engel grüßen,
Den uns zum Schutz der Himmel zugeſandt.

Lady Johanna.

Ach! Wollte Gott, es wär' in meiner Macht
Mein Volk zu retten! — Aber dieſe Macht,
Gab mir der Himmel nicht! Er haßt die falſche Weisheit,
Die ungerechte, frevelhafte Thaten
Durch einen guten Endzweck adeln will.
Der Thron gehört nicht mir, ſo lange Heinrich's Töchter
Und Edward's Schweſtern leben. —

Northumberland.

Biſt Du nicht
Wie ſie, von königlichem Blut? — Die Enkelin
Von Heinrich's Schweſter? Hat Marien die Geburt
Dem beſten Prinzen mehr als Dich genähert,
So macht Dich Deine Tugend, Deine Güte
Zu Edward's Schweſter! — Pflegt' er Dich nicht ſtets
Mit dieſem ſüßen Namen zu benennen?
Verdient die ſtolze, grauſame Maria,
In deren Bruſt nur Gift und Rachſucht kocht,
Bei der die Ausſprüch' eines finſtern Mönch's
Orakel ſind, ſie, die kein Sokrates
Die große Pflicht der Fürſten lehrte,
Nur im gemeinen Wohl ihr Glück zu ſuchen
Und, gleich der Gottheit, weiſ' und gut zu ſein —
Verdient ſie mehr als Du, die Edward's Geiſt und Herz
Uns wieder gibt, den Namen ſeiner Schweſter?

Lady Johanna.

Dieß Lob, das mir von eines Vaters Lippen
Sonſt ſüß ertönte, kann mich jetzt nicht rühren.
Ihr ſchmäht Marien, meinen kleinen Werth
Durch ihre Schwärze glänzender zu machen?
Es ſei! — Doch Alles, was Euch wider ſie
Empört, gibt mir kein Recht an ihre Krone.
Will uns die Vorſicht durch verderbte Fürſten,
Durch Unterdrückung, durch Tyrannen ſtrafen,
So thut ſie nichts, als was wir längſt verdient,
Sie züchtigt uns durch unſre eignen Laſter,
Die Fürſten ſind nur ſchlimm, weil wir es ſind!
Die Schmeichler, die verderbten Höflinge,
Die Sclaven ſind es, die Tyrannen machen.

Northumberland.

Ach! meine Tochter! wie betrügeſt Du
Nicht meine Hoffnung nur, des ganzen Rathes,
Des Volkes Hoffnung! — Soll denn eines Mädchens
Unbiegſamkeit — Doch nein, Du wirſt Dich faſſen!
Ein wenig Zeit und reifre Ueberlegung
Wird Deine Zweifel heben.

(Er ſieht ſich um, und ſieht von Ferne Lady Suffolk ſich nähern.)

Wie erwünſcht
Kommt Deine Mutter! welch' Entzücken ſchimmert
Aus ihren Augen! Sie empfindet beſſer

Als Du, den Werth der angebotnen Krone,
Ihr überließ ich Dich —

(Er geht ab.)

Dritte Scene.

Lady Suffolk. Lady Johanna.

Lady Suffolk.
O meine Tochter,
O Du, mein Stolz, mein Kleinod! meine Freude!
O komm in meinen Arm! Komm, laß
Mit Inbrunst nn mein Mutterherz Dich drücken!
Wie glücklich — Aber wie? — Antwortest Du
Mit Seufzern nur dem Ausbruch meiner Freude —
Du weinst, mein Kind? —

Lady Johann.
Ach meine Mutter!

Lady Suffolk.
— Wie?
Du weißt, Johanna, welch' ein glänzend Glück
Dir angetragen wird, und kannst noch trauern?
Kann England's Thron, die Majestät der Würde,
Die Sterbliche zu ieh'schen Göttern macht,
Ein Hof, ein mächtig Volk zu Deinen Füßen,
Konn die Gewalt, Glückselige zu machen,
Und unter allen selbst die Glücklichste zu sein,
Dein Auge nicht entwölken? — Edward's Geist
Ist schon befriedigt! Sein Gedächtniß fordert
Von Deiner Liebe keine Thränen mehr!
Komm, überlaß dich ganz den reizerfüllten Bildern
Der schönsten Zukunft, die er Dir, nnd nns
Durch Dich, vermachte! — Ganz gewiß, Johanna,
War es der Engel einer, die das Haupt
Des Sterbenden umschwebten, der ihm, noch
In seiner letzten feierlichsten Stunde
Des Himmels großen Rathschluß in die Lippen hauchte
Zur Erbin seines Throns Dich zu erklären!

Lady Johnnna.
Warum denn kann ich nicht, wie Ihr, mich freuen!
Warum empört mein bebend Herz sich so
Vor dem, was Euch entzückt? — Wie soll ich dns,
Was ich empfinde, nennen? Diese Schauer,
Die Ahnungen, die meine Brust erschütteen?
O Edward, du bist glücklich! —

Lady Suffolk.
Ohne Zweifel
Genießt er jetzt dns eine Glück der Engel;
Dir, meine Tochter, ist das höchste Glück
Der Erde zugedacht! Er selbst, Dein Edward selbst
Bestimmt' es Dir! — Kann der Gednnk' allein
Es Dir nicht schätzbar machen?

Lady Johann.
Eben dieß
Mehrt meine Zweifel! — Konnte der Gerechte,
Der fromme Jüngling in der letzten Stuade,
Im Angesicht der Engel, an der Pforte
Des offnen Himmels, noch ein Unrecht thun?
Das erste Unrecht seines kurzen Lebens,
Im letzten Augenblick? Wie kann ich's glauben?
Er liebte mich; er pflegte seiner Seele
Geheimste Wünsch' und stille Sorgen oft
In meinen schwesterlichen Schooß zu schütten.
Warum verbarg er mir bach ein Geheimniß,
Dns mich so nah betrnf? nnd ein Geheimniß,
Von solcher Wichtigkeit, von solchen Folgen! —
Und war ich nicht in seiner letzten Nocht
Bei seinem Lngee? Faßten meine Lippen
Nicht seinen letzten heil'gen Seufzer nuf?
Wie konnt' er? Doch — jetzt fällt mir etwas bei, —
Ich ward einmnl von ihm hinweggerufen, —
Man hielt mich auf, und als ich wiederkam,
So schien sein brennend Auge zärtlicher,
Mit ernsten Blicken, die bedeutend schienen,
Auf mir zu ruhn! Er drückte meine Hnnd,
Sein Mund versuchte mich noch anzureden;
Allein der Ton verlor sich auf den Lippen
In leises Lispeln! — Ach, so war es dieß,
Was du mie sterbend noch entdecken wolltest? —
Mein Edward! —

Lady Suffolk.
Rufe diese Trauerbilder
Nicht stets zurück! Entfeen' ihr Angedenken
Aus Deinem Geist! O gieb mir meine theure
Johanna wieder, die der Kummer fast
Unkennbar mocht! Wo ist die edle Denkart,
Der königliche Geist, die reife Tugend,
Die in den Augen Aller, die Dich sahen,
Dich über Dein Geschlecht erhoben?
Jetzt fordert Dich der Ruf des Himmels nuf,
Boe'm Angesicht der Erde sie zu zeigen.
Sei freudig was er Dir gebeut, die Mutter,
Die Retterin, die Königin der Briten!

Lady Johanna.
Wie gern versprechen wir boch unsern Wünschen
Des Himmels Beifall! — Doch! wenn Edward wieklich
Berechtigt war, die Kron' auf Heinrich's Schwesterkinder
Zu übertragen, ist die Reihe denn
An mir? — Was müßte meine Mutter sein,
Eh' mir der Thron gebührte?

Lady Suffolk.
Deine Mutter!
Und stolzer nuf den Titel Deiner Mutter,
Als nuf den Ruhm, die glänzendste Monnechin
Der ganzen Welt zu sein! — Ja, liebstes Kind!
Mit Lust entsag' ich meinem nähern Anspruch,
Mit Freuden wähl' ich mir die Dnnkelheit,
Nur Dich, den holden Liebling meines Herzens,
Erhöht zu sehn! Welch' ein Triumph für mich,
Dich nuf dem Ziel der kühnsten Hoffnungen,
Im schönsten Licht, worin die Tugend sich
Der Erde zeigen kann, von Nationen
Geliebt, bewundert, angebetet sehn!
Genug für mich, wenn diese Myriaden,
Die Du beglücken wirst, die Mutter segnen,
Die Dich gebar, die Brust, die Dich gesäugt;
Wie wallt mein Herz bei dieser frohen Aussicht
Von Freuden über! —

Lady Johanna.
Ach! das meine schmilzt
Von Wehmuth! — Beste, zärtlichste der Mütter!
Was soll ich thun? — O! warum kann ich nicht —

Lady Suffolk.
Nichts mehr, mein Kind! — Ich sehe, wie gerührt Du bist
Ich will Dich jetzt verlossen — Einsamkeit
Und stille Ueberlegung wird Dich bald
Zu einem Schluß, der Deiner werth ist, bringen!

Vierte Scene.

Lady Johnnna (allein).
Wie klopft mein Herz! — Wie tanmeln durch mein Haupt
In inner'm Streit die zweifelnden Gedanken!
O! Edward, Edward! Diese Augen sahen
Die Deinen brechen! sahn das letzte Lächeln,
Das die beglückte Seel' im Scheiden noch
Auf Deinem bleichen Angesicht zurückließ.
Bald folg' ich Dir! Was ist mir eine Krone?
Des Hofes Pomp und seine eiteln Freuden?
Der Krone, die Dein Hnupt jetzt unverwelklich schmückt,
Der werth zu sein, ist Alles, was ich wünsche! —
Und doch entzückt der reizende Gedanke
Mein Innerstes, das Glück so vieler Menschen
Zu machen! — Ach! Wie oft, wie oft war dieß
Der Seufzer meines jugendlichen Herzens!
Um dieses nur, nur um die edle Macht,
Den Menschen wohlzuthun, Gott nachzuahmen
Beneidet' ich das Glück der Könige!
Wie! Sollt' es wahr sein? Riefe mich die Vorsicht
Zu diesem großen, göttlichen Geschäfte? —
Wie gerne öffnet sich mein willig Herz
Dem seligen Gedanken! Soll ich glauben,
Was Guilford's Vater, was der Mütter zärtlichste,
Was wie es scheint, die Weisesten und Besten
Des Rathes glauben, Edward's Wille sei
Des Himmels Schluß, den Gott dem Sterbenden
In's Herz gehaucht? — Zu rasche Hoffnung! Nein!
Du täuschest mich! Ein ungerechter Roth
Kann nicht vom Himmel kommen! — Aber wie?
Verdient die graue Weisheit meiner Väter,
Verdient der majestätische Senat
Britnniens, die ungerechten Zweifel,
Die ich in ihre reifre Einsicht setze!
Wie, wenn sie besser als ein unerfahrnes Kind,
Was recht ist, wissen, was die große Pflicht
Für's Vaterland und für die Nachwelt fordert? —
Wie ängstigt dieser zweifelhafte Stand

Mein ungewiſſes Herz! — Wer führet mich
Aus dieſem Labyrinth? Wen kann ich fragen? — Alle
Sind wider mich! — O Himmel, leite du
Dein gleitendes Geſchöpf! Dein Will' allein
Gebiete meinem Willen! — Soll ich nicht
Der leiſen Warnung folgen, die mein Geiſt
Stets in ſich hört, der Stimme des Gewiſſens,
Die mir verbeut zu thun, was ich als Unrecht fühle?
Jo! Ja! Ich folge Dir! Du biſt
Die Stimme Gottes! Kein Phantom der Sinnen,
Kein blendendes Gewebe falſcher Schlüſſe
Soll mich vom ebnen Pfad der Tugend weichen machen!
(Sie ſieht Suffolk und Guilford kommen.)
O Himmel! ſtärke mich!

Fünfte Scene.

Herzog von Suffolk. Lord Guilford. Lady Johanna.

Suffolk.
Iſt Dein Entſchluß
Wie ihn die Pflicht und unſre Liebe wünſchet,
So laß, Johanna, Deinen alten Vater,
Und Guilford, der Dein ganzes Herz verdient,
Die erſten ſein, die das erwünſchte Ja
Von Deinen Lippen hören! Wie? Du zögerſt noch?
Hat Guilford's Vater Dich nicht rühren können?
Mein Kind, betrüge meine Hoffnung nicht!
Die Rettung Deines armen Vaterland's
Sie hängt an Deinem Ja! Du kennſt, Johanna,
Die dringende Gefahr, worin wir ſchweben;
Der Staat, die Kirche, alle Frommen ſeufzen
Nach einer Fürſtin, die das große Werk,
Das Edward's Frömmigkeit begann, vollende!

Lady Johanna.
Erlaube mir, mein Vater eine Frage!
Iſt wirklich ſonſt kein Weg zu England's Rettung
Als dieſer? —

Suffolk.
Nein! Wofern der Himmel
Nicht Wunder thut, die wir von ihm zu fordern
Kein Recht, noch zu erwarten Hoffnung haben.
Es iſt kein andrer Weg zu Englands Rettung!

Lady Johanna.
Und war es Edward ſelbſt, der ſterbend mich
Zur Königin erklärt'?

Suffolk.
Er war es ſelbſt!

Lady Johanna.
Er ſelbſt? — So wors in einer banger Stunde,
Da ſein Gemüth vom Todeskampf des Leibes
Entkräftet lag! — Er that's — vielleicht gezwungen.

Suffolk.
Ja! von der Liebe ſeines Volk's gezwungen,
Vom Eifer, der in ſeiner Engelsbruſt
Für Gott und ſeine Wahrheit brannte!
Von einem Eifer, der die feigen Zweifel
Der falſchen Klugheit dieſer Welt verſchmähte:
Der zwang ihn! — Fühlteſt Du, was er empfand —

Lady Johanna.
O könnt', o könnte doch mein Blut Dich retten,
Mein Vaterland! Wie froh ſollt' es für dich
Aus jeder Ader ſprudeln! — Du, Allwiſſender,
Du biſt mein Zeuge! —

Lord Guilford.
— Erlaube, Theuerſte,
Erlaube dem, der Deine Seele liebt,
Den rühmlichen Verſuch, Dich zu erbitten!
Doch nein! Dein Guilford haßt, verſchmäht den Zweifel
An deiner Großmuth! Niemals liebt' ich Dich
Mit tiefrer Ehrfurcht, niemals ſchienſt Du mir
Bewundernswerther als in dieſer großen Stunde!
Ans Tugend weigerſt Du Dich unſern Wünſchen;
Nur eine Heldenſeele, wie die Deine,
Iſt fähig, Kronen auszuſchlagen! Aber jetzt,
Geliebte, jetzt iſt's größre Tugend, jetzt iſt's Pflicht
Sie anzunehmen! Laß nicht allzuzarte
Spitzfindige Begriffe Deinen Geiſt
Zum Nachtheil Deines reinen Herzens, täuſchen!
Was einem ganzen Volke, wos den Enkeln
Der Enkel nützt, wie könnten die Geſetze
Es Unrecht nennen? Iſt das oberſte Geſetz,
Das einzige, das keine Ausnahm' zuläßt,
Johanna! — iſt es nicht des Volkes Wohlfahrt?
Komm! Ueberlaß Dich frei den ſchönen Trieben
Der Großmuth, und dem ſanften Zug der Liebe
Zum menſchlichen Geſchlecht! Verdiene
Die Freudenthränen des entzückten Danks
Von Myriaden, die nur Dir ihr Leben,
Ihr Glück, und ihre Freiheit ſchuldig werden!
Wie wird die ſpäte dankerfüllte Nachwelt
Noch mit Entzücken dein Gedächtniß ſegnen!
Die Mutter, mit dem Säugling an der Bruſt,
Der fromme Greis, der mit vergnügten Blicken
Die Enkel überzählt, die Gatten, die, wie wir,
Sich lieben, alle werden Dich, Johanna,
Die Schöpferin von ihrem Glücke ſegnen!

Lady Johanna.
Ach! Guilford! Guilford! —

Lord Guilford.
Sieh Dein Vaterland
In mir zu deinen Füßen. Theures Mädchen!
Du kennſt das Elend, das auf alle wartet,
Auf Alle, die die Feſſeln Rom's zerbrachen,
Auf alle Redlichen! — Ach! Kerker, Bonde,
Und Schwert und Flammen ſind den Heiligen
Gebräut, den unbeweglichen Bekennern
Des Evangeliums! — Die Grauſamkeit
Der Prieſter ſchont des ſchwächeren Geſchlechts,
Der Kinder nicht! des zarten Säuglings nicht!
Erbarme Dich des namenloſen Elends,
Das Rach' und Blutdurſt Deinem Volke bräut!
Erbarme Dich —

Suffolk.
Soll Dein Gemahl, Dein Vater,
Dein Vaterland, ſoll Edward ſelbſt vom Himmel
Vergeblich flehen?

Lady Johanna.
Nein! mein theurer Lord!
Steh auf, mein Guilford! Knie nicht vor mir!
Mein Herz erſinket unter der Gewalt
Der Bitten, die von Deinem holden Munde
So rührend ſchallen! — Nehmet mich, mein Vater;
Nimm, Guilford, mich, macht aus Johanna Gray
Was Euch gefällt!

Sechſte Scene.

Northumberland. Die Vorigen.

Northumberland.
Die Fürſten Albions
Erwarten ſehnlich ihre Königin!
Hat Großmuth endlich über ihre Zweifel
Den Sieg erhalten?

Suffolk.
Ja! ſie hat geſiegt.
Sie gab uns noch die Probe des Gehorſams,
Die ſie uns ſchuldig war!

Northumberland.
Hiefür gebührt es uns
In Deinen Winken unſre Pflicht zu leſen.
Heil Dir, Prinzeſſin, Heil Dir, Enkelin
Von alten Königen, Du ſchönſte Blume
Von York's und Lankaſter's vereintem Stamme!
Durch deren Eifer, unter deren Schutze
Die göttliche Religion der Chriſten
Ihr leuchtend Angeſicht, von ihren Flecken
Gereinigt, ſiegreich über alle Länder
Erheben ſoll! Durch deren klugen Zepter
Geſetz und Freiheit, Fleiß und Ueberfluß
Und Wonne, dieſe ſegensreiche Inſel
Zur Königin der Erde krönen ſollen.
Mein Knie beugt ſich zuerſt, Dir ehrfurchtsvoll
Den Bund der unverletzten Treu zu weihen!
Heil, Ruhm und Glück der Königin Johanna!

Suffolk. Lady Suffolk. Lord Guilford.
Heil, Ruhm und Glück der Königin Johanna!

Northumberland.
Gefällt es Dir, Prinzeſſin, den Senat
Durch Deine Gegenwart zu ehren,
Und von den Edelſten der Briten
Den Eid der Treue zu empfangen?

Dann ſoll das ganze Volk den theuern Namen hören
Der unſern Enkeln heilig bleiben wird!

Lady Johanna.

Ich folge Dir! (Sie bleibt allein.) Geheimnißvolles Schickſal!
Wie ſpielſt du mit den Menſchen! — Dieſe ſchnelle
Verwandlung — Doch ich ſchweige! Höre du,
Der du die Unſchuld dieſes Herzens kenneſt,
Die heißen Seufzer meiner bangen Seele!
Häuft dieſer ſchwarze Tag das Maaß des Unrechts
Auf Engtand's Haupt, iſt dein gerechter Zorn
Noch nicht verſöhnt, und warten neue Plagen,
Sich über dieſes unglückſel'ge Land
Zu ſtürzen? — Gott! So höre mein Gebet!
Verſchone ſeiner! Laß auf mich allein
Die Strafe fallen! Mich allein, o Gott!
Für mein geliebtes Volk zum Opfer werden!

(Geht ab.)

Johann Sebaſtian Wieland

war Prediger zu Heilbronn und ſtarb um 1660.

Er ſchrieb:

Der Held von Mitternacht, das iſt der allerdurchlauchtigſte großmächtigſte Fürſt und Herr Guſtaaus Adolphus. Heilbrann, 1633. ein höchſt mittelmäßiges Heldengedicht.

Ludwig Friedrich Auguſt Wieland,

Sohn von Chriſtaph Martin Wieland, wurde am 28. October 1777 zu Weimar geboren, erhielte eine gelehrte Bildung, wurde Doctor der Philoſaphie und war von 1809—1811 Bibliothekar des Fürſten Eſterhazy zu Wien. Er lebte dann ſpäter als Privatgelehrter abwechſelnd zu Wien, Weimar und Jena, wo er am 12. December 1819 ſtarb.

Er gab heraus:

Die Familie Scharffenſtein; Trauerſpiel. Zürich, 1802.

Erzählungen; herausgegeben von L. W. Leipzig, 1802—1805. 2 Thle.

Caelina; Drama nach dem Engliſchen. Braunſchw., 1804.

Luſtſpiele. Braunſchweig, 1805.

Die Belagerten; Schauſpiel. Wien, 1814.

Mehrere politiſche Schriften, z. B. der Patriot. Jena, 1808.

Einzelne Abhandlungen, Aufſätze u. ſ. w. in Zeitſchriften u. ſ. w.

W. hatte von der Natur ſehr glückliche Anlagen erhalten, und würde vorzüglich als politiſcher Schriftſteller Treffliches haben leiſten können, wenn ihm ein längeres Leben Reife und Ruhe geſchenkt hätte. Seine poetiſchen Verſuche ſind dagegen von geringer Bedeutung.

Ludolf Wienbarg

ward 1803 in Altona geboren, ſtudirte zu Kiel und Bonn, erwarb an letzterem Orte die philoſaphiſche Doctorwürde und las ein Semeſter lang in Kiel über Aeſthetik und deutſche Literatur. Hierauf ging er nach Frankfurt am Main, um mit Gutkow die deutſche Revue zu redigiren. Nach der Proſcribirung des Jungen Deutſchlands hielt er ſich am Rhein auf, lebte dann in Hamburg, an der Börſenhalle und anderweitig vielfach literariſch beſchäftigt, und gegenwärtig in Altona, wo er die dortige politiſche Zeitung „der Altonaer Merkur" redigirt.

Von ihm erſchien:

Hallandin den Jahren 1831—1832. Hamburg, 1833.

Schilderung aus Kopenhagen. Hamburg, 1834.

Tagebuch von Helgoland. Hamburg, 1838.

Aeſthetiſche Feldzüge. Hamburg, 1834.

Die neueſte Literatur. Mannheim, 1835; 2. Aufl. Hamburg, 1838.

Geſchichtliche Vorträge über altdeutſche Sprache und Literatur. Hamburg, 1838.

Die Dramatiker der Jetztzeit. Altona, 1839.

Wanderungen durch den Thierkreis. Hamburg, 1835.

Quadriga. Altona, 1840.

Aufſätze u. ſ. w. in Journalen u. ſ. w.

W. hatte ſich früher den Beſtrebungen des ſogenannten jungen Deutſchlands angeſchloſſen, und in dem Sinne dieſer Partei, aber doch ſelbſtſtändig und faſt ausſchließlich der Kritik ſich zuwendend, gewirkt. Jetzt iſt er von dieſen Männern derjenige, der ſich und ſeiner Sache am treueſten geblieben, indem er überhaupt von vorn herein nur die Sache ſelbſt im Auge hatte und ſich nie dazu hergab, ſich durch gehäſſige Perſönlichkeiten Geltung bei der Menge zu verſchaffen. Er beſitzt ſeltenen Scharfſinn, Klarheit, Reichthum der Gedanken, Feinheit und eine große Eleganz, Anmuth und Gewandtheit der Darſtellung. Seine äſthetiſchen Kritiken werden daher noch bleibenden Werth behalten, wenn andere ähnliche, aber ſeinem Weſen keineswegs wirklich verwandte Beſtrebungen längſt vergeſſen ſind.

Goethe und die Welt-Literatur.*)

Wir machen ein Geſetz an die junge Production und an die junge Kritik unſerer Zeit, das Moſes und die Propheten — Leſſing, Herder, Goethe und Schiller in ſich befaßt, das nämlich, ſich auf den Standpunkt der heutigen Welt-Literatur aufzuſchwingen.

Das Wort iſt ein Wort Goethe's und zugleich ein prophetiſcher Blick Goethe's, der mit halbgebrochenem, ſtrahlenloſem und doch ſo weitſichtigem Auge in die entſtehende große Literatur-Bewegung der Völker hineinſah. Es iſt wahr, der Alte machte in ſeinen alten Tagen viele ſteifriſirte Wörter, viele ſpröde, brocklichte Zuſammenſetzungen — dem Alter gehen nicht nur die Haarwurzeln aus, ſondern auch die lebendigen Wortwurzeln. Aber als er jenes Wort verkündete, taufte er ein Rieſenkind auf den einzig ihm gebührenden Namen. Idee und Wort hat er uns gleichſam zum Vermächtniß hinterlaſſen. Wäre das Wort für Naturphiloſophie noch nicht erfunden, ſo müßte man es herbeiſchaffen; ebenſo das Wort der Welt-Literatur.

Der Alte — wir lieben ihn ſo zu nennen, wie das Volk Friedrich den Großen den alten Fritz — ſtand auf einer hohen Warte, und ſah bald behaglichen, bald beſorglichen Blickes die Keime, die er in Zeit und Literatur ausgeſchüttet, bei den Nachbarvölkern aufgehen. Er las Manzoni, Byron, Victor Hugo, engliſche und franzöſiſche Journale, ſchüttelte manchmal das entlockte Haupt als Miniſter, wenn er den Byron ſo verwegen revolutionäre Grundſätze bekennen hörte, glühte aber noch öfter, wenn ihn der Hauch eines ſeiner eigenen Zugend ſo verwandten Genius berührte und um des Alters Ohnmacht täuſchte. Er erlebte die Anerkennung des Aus-

*) Aus Wienbarg's: „Zur neueſten Literatur." Mannheim, 1835.

landes, und vielleicht lag in dieser schmeichelhaften Thatsache ein Grund mehr für ihn, sich in gutes, wenn auch einseitig artistisches Verständniß mit der jungen Literatur des Auslandes zu setzen, ein Verständniß, das Ludwig Tieck so sehr vermissen läßt. Frohe Hoffnungen vom Wechselverkehr der Literaturen, ihrem günstigen Einfluß auf einander und endlicher Verschmelzung zu einer großen Welt-Literatur erfüllten seine Brust, und er hatte keine Ahnung von dem schauerlichen Nachtgulengekrächze, das Tieck über seinem Grabe erhoben hat.

Goethe war der geborenste Protektor der jungen Welt-Literatur, wie Tieck ihr gemachtester Widersacher. Das wollen wir beweisen.

Mag man sagen, Goethe hat die moderne Poesie entadelt, weil er ihr den Gehalt der Begeisterung entzog, sie zu ministeriell, zu vornehm, zu behaglich behandelte und das Götterroß vor den Wagen der gemeinen Alltäglichkeit, ja nur den Leichenwagen der gesellschaftlichen Entartung spannte — dieses sind nicht allein neueste Vorwürfe der Bewegungsmänner wie Menzel's und Börne's, sondern bereits alle Vorwürfe der Romantiker, durch Novalis-Hardenberg gegen ihn ausgesprochen. Das Wahre davon ist, daß er nur zu treu seiner Neigung und seinem Grundsatze Folge leistete, wonach ihm *die Muse nur als Begleiterin, nicht als Leiterin des Lebens* erschien.

Man muß bedauern, und wohl Niemand hat dieses schmerzlicher empfunden, als er selbst, daß die höchste Potenz des Lebens, das nationale Leben, zur Zeit seiner Jugend- und Mannesjahre völlig erloschen war in deutschen Landen; man muß bedauern, daß das gesellschaftliche ästhetisch-sittliche Leben seiner Zeitgenossen unwürdig war seines großen dichterischen Genius; man kann sogar in diesem Betracht die Poesielosigkeit eines Wilhelm Meister, der Wahlverwandtschaften u. s. w. eben so thatsächlich nennen, als die Poesielosigkeit jener socialen Zustände, denen diese Dichtungen entkeimten — aber den Grundsatz muß man stehen lassen und seine Neigung darf man nicht schelten. Dieser Grundsatz ist der Stern in der Nacht der Poesie, Goethe's Werke sind Magnetnadeln, die nach diesem Polarstern hindeuten. Poesie und Leben sind Inseparabeln, das Weibchen härmt sich todt, wenn das Männchen von ihm getrennt. Wer die Poesie vom Leben trennt, trennt das Leben von der Poesie. Diesen Goethe'schen Grundsatz nennen wir das große Goethe'sche Samenkorn, ausgestreuet in die Literaturen des neunzehnten Jahrhunderts, so lange kritisch-polemisch wuchernd, in liebender Sehnsucht keimend, in zürnender Ungeduld drängend, bis es herausschlägt an den hellen Tag und die Welt mit ungeahnter Schönheit überrascht.

Eben in Folge dieses Grundsatzes bemerken wir heutigen Tages eine allgemeine Suspension der Poesie. Die Zustände, die zu Goethe's Zeit noch eben vorhielten, sind gänzlich verbraucht, so daß man nur die nackten Nothnägel und Eisenklammer der Pietät und der Gewohnheit zu sehen bekommt. Die Verwitterung ist allgemein und die einsamen Sträuchlein und Blümlein, die hie und da aus dem Schutt herauswachsen, sind Elegieen auf den Verfall der mittelaltrigen Größe und verbreiten die schwermüthigen Gerüche der Kerzen, die am Sarge einer Leiche flackern. Das junge Leben ist gehemmt, und muß einen großen Theil seiner Kräfte im offensiven und defensiven Kampf gegen die Zähigkeiten und Widerstände des alten verbrauchen. Daraus resultirt die kritisch-negative Richtung unserer Zeit, die noch immer einen überwiegenden Moment der Literatur bildet und die frühern Gestaltungen anathemisirt, ohne mehr als ihr dürftiges erlösendes Creditiv vorzeigen zu können. Die Poesie, die nur das Gestaltete liebt und aus diesem Gehalt und Stoff zu höhern Gestaltungen entlehnt, ist gränzenlos unglücklich, und im Begriff, an sich selber zu verzweifeln. Zwangsweise ist sie vermählt worden mit einem abgelebten Greise, dessen Bett sie entsprang, um den jungen Gegenstand ihrer Sehnsucht aufzusuchen. Wo findet sie ihn? Sie weiß es nicht. Mit verwildertem Haar und aufgelöstem Gewande irrt sie umher, wie Sulamith im hohen Liede. Sie frogt die Hirten auf dem Felde und das gemeine Volk nach ihrem Freunde, nach dem Geliebten ihrer Seele. Und die Wächter der königlichen Weingärten schlagen sie, und wissen nicht, daß sie ihre künftige Königin schlagen. Und bei Nacht sitzt sie auf in ihrem Kämmerlein und lauscht nach dem Fußtritte und der Stimme ihres Geliebten. Und im Traum lächelt sie und glaubt ihn zu küssen, und wenn sie erwacht und die Augen aufschlägt, zerrauft sie sich das Haar und ist allein. Ach, sie ist viel unglücklicher als die Sulamith des hohen Liedes. Sie hat ihn nie gesehen, den ihre Seele liebt, und kann doch nicht von ihm lassen.

In ihrer Verzweiflung ist Ludwig Tieck ihr genaht, ironisch lächelnd, mit flügelgigem Rücken, einen vergifteten Pfeil in den Augen, hinter sich den gestiefelten Kater, den bekannten ältern Bruder von Hoffmanns Kater Murr. Du bist toll geworden, kreischte er ihr ins Ohr. Du vergiftest dein adliches Blut durch eine gemeine Leidenschaft, du läufst einem wilden wüsten Gesellen nach, der sich gar nicht um dich kümmert. Du liebst; das ist abgeschmackt. Die Poesie ist da, um sich lieben zu lassen, sie selber liebt Niemand außer sich selbst. Sie bedarf Niemandes und ist allgenügsam gleich Gott. Das siehst du an mir, Ludwig Tieck, der ich in Dresden alljährig zwei Novellen schreibe, die durchräuchert sind von Poesie. Aus Ironie und Humor destillire ich den feinsten poetischen Parfüm, und habe noch genug davon, um hundert Novellen damit anzusprengen. — Die Poesie hörte ihn nicht. Sie schaudert vor der Tieck'schen Ironie und vor dem Tieck'schen Humor. Vernichtung und Wahnsinn sind ihr lieber, als diese greisen Ungethüme. Es giebt keine Schmerzen und keine Erniedrigung, die sie nicht nothgedrungen den glänzendsten Loose, das ihr die wollüstige Greisesahnmacht bieten könnte. Spielt sie nicht die kläglichste Rolle, ist ihr Diadem nicht zerbrochen, ihr Schleier nicht zerrissen, ihr Herz nicht gespalten, ist sie nicht sehr unglücklich? Und drunach, womit kann Tieck ihre Liebe, wenn sie auch unsinnig, ihre Hoffnungen, wenn sie auch eitel, aber auch nur ihren Schmerz aufwiegen?

Ich wollte zeigen, daß Goethe der natürlichste Protektor, Tieck der gemachteste Gegner der neuen Literaturrichtung sei, in welcher Goethe die Symptome einer künftigen Welt-Literatur erkannte. Freilich würde Goethe sich gewaltig sträuben gegen die ihm zugedachte Ehre, sobald wie ihm auch den Einfluß aller Consequenzen aufzubürden gedächten. Aber hier ist auch nur vom Prinzip im Großen und vom Einfluß im Allgemeinen die Rede. Hat doch Goethe selbst über seine jugendlichen Produktionen den Stab gebrochen und namentlich den Faust auf die kühlste Weise verläugnet und sich bald zum Verbrechen angerechnet, daß er einmal in seiner Jugend so tollkühn war, daß Feuer der Poesie vom Himmel zu holen und so unvorsichtig, mit der lodernden Flamme dem dürren Holz des Lebens zu nahe zu kommen. Aber Europa's Jugend ließ sich nicht irre machen durch des ängstlichen Meisters Vertuschung. Sie drückt sich von Goethe dem alten auf Goethe den jungen, von dem Minister Goethe auf Goethe — Prometheus. Gerade in dieser Production, von unübersehlicher Wirkung auf Leben und Literatur, machte die seit Shakspeare's Tode preßhafte Poesie ihrem Busen Luft und offenbarte ihr stürmisches Verlangen nach Vermählung mit der wirklichen Welt. Das war eine Thorheit, eine Phantasterei von ihr in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Als Goethe sie wirklich vermählte mit den wirklichen Komödianten, Adlichen und Philistern Deutschlands, da wußte sie sich nicht zu lassen vor Angst und flüchtete sich in die Seele der armen fremden Mignon und klagte ihr unsäglichen Weh dem alten blinden Harfenspieler, der wie Shakspeare's zürnender Schatten, Gespenst des Goethe'schen Gewissens, finster und traurig in Wilhelm Meisters Lehrjahren umschleicht. Ist es euch nicht immer aufgestoßen als Räthsel und ganz befremdlicher Widerspruch, daß dieses süße tiefpoetische Kind sich an den poesielosesten Kaufmannssohn hängen und für ihn eine heftig schmerzliche krankhaft-sehnsüchtige Liebesneigung empfinden kann? Laßt euch aus dem Traum helfen. Dieser Wilhelm Meister ist dasjenige Geschöpf, das übelig bleibt von einem der größten Sterblichen, wenn ihm die schaffende Seele der Poesie genommen. Diese Seele haucht er Mignon ein, die als eine geisterhafte Erscheinung aus dem Lande der Poesie herüberschwebt, um ihren adrünnigen Körper, den Wilhelm, zurückzulocken in die romantische Heimath, Mignon, die das ewige Lied der Sehnsucht singt, daß sie auf sein brutales Verlangen in guter Gesellschaft repetiren und profaniren muß, Mignon, die er nicht von ganzem Herzen umfassen und lieben darf, ohne sein eignes Treiben zu verachten, und den Roman abgeschmackt zu finden, dessen Held er ist, Mignon, deren Herz bricht über seine vornehmen Liebeleien und die erst im Tode, in ihrem weißen Kleide, eine weiße Rose auf der Brust, sein Gemüth erschüttert und den vollen Gedanken an ihre Unersetzbarkeit aufregt. Es wäre aber leicht zu zeigen, daß Goethe fast in allen seinen Dramen und Romanen einer Mignon, einer Jungfrau die Seele der Poesie einhaucht und das Märtyrerthum der Poesie überträgt. Selten sind die Männer, Gegenstände ihrer Liebe und Aufopferung, derselben werth. Freilich ist Menzel, der sonst so kluge Menzel, überall in Goethe so verliert, daß er ihm in dieser Hinsicht den Vorwurf wollüstigee Grausamkeit macht, durch welche von ihm das edelste weibliche Wesen zur Sclavin männlicher Rohheit erniedrigt werde. Aber wir können unmöglich einen Gesichtspunkt theilen, der ein hohes Genie so fratzenhaft zusammenschrumpfen macht und uns vom Kolosse nur die dickverkürzten Beine zeigt. Wir bekennen uns zu einer ganz verschiedenen Ansicht und wiederholen dieselbe, indem wir uns also fassen: Goethe erniedrigte die Poesie, indem er sie zur Begleiterin der Trivialität machte. In diesem Verstand hatte Novalis recht zu äußern: man weiß nicht recht, wer sich mehr darüber zu beklagen, ob der Adel,

das er zur Poesie gerechnet wird, oder die Poesie, daß sie zum Adel gehören soll. Hätte denn nicht aber Goethe mit viel leichterer Mühe der Poesie in Deutschland einen erhabenen Charakter andichten können, ihe Heldenliebhaber und fabelhafte Ideenprinzen andichten können? In diesem Fall, das muß man einräumen, wäre Goethe nicht Goethe geblieben, das Schicksal hätte sich an ihm vergriffen, als es seiner einzigen Naivetät den Wendepunkt einer Literatur-Epoche anvertraute, wir besäßen zwei Schiller, statt einem, und die soziale Literatur wäre allem Absehen nach um Scott und Byron, Helae und Bulwer, Hugo und Jules Janin, ihre großen und kleinen, jetzigen und künftigen Destinsschriftsteller gekommen. Goethe dichtete keine Helden, keine große Charaktere, er schilderte seine Zeitgenossen. Shakspeare die freigen. Welch ein Unterschied! Heus! quid vir viro praestat. „Shakspeare, ruft Goethe einmal aus, lebte zur würdigen und wichtigen Zeit und stellt ihre Bildung, ja Verbildung mit großer Heiterkeit dar; ja er würde nicht so sehr auf uns wirken, wenn er sich nicht seiner lebendigen Zeit gleichgestellt hätte. Niemand hat das materielle Costüm mehr verachtet, als er; er kennt recht gut das innere Menschen-Costüm, und hierin gleichen sich alle. Man sagt, er habe die Römer vortrefflich dargestellt; ich finde es nicht; es sind lauter eingefleischte Engländer, aber freilich Menschen sind es, Menschen von Grund aus und denen paßt wohl die römische Toga." — Und gegen einen obscuren deutschen Recensenten, der bedauerlich von der Armseligkeit der Deutschen an vortrefflichen classischen Werken genäselt, bedient er sich folgender denkwürdigen Worte, die wir allen Verkennern Goethe's als goldenen Schlüssel zum endlichen Verständniß in die Hand geben und die doch endlich dem moralisch-politischen Geschwätz über ihn das Maul stopfen mögen: „Wann und wo entsteht ein classischer Nationalautor? Wenn er in der Geschichte seiner Nation große Begebenheiten und ihre Folgen in einer glücklichen bedeutenden Einheit vorfindet; wenn er in den Gesinnungen seiner Landsleute Größe, in ihren Empfindungen Tiefe und in ihren Handlungen Stärke und Consequenz nicht vermißt u. s. w."

Welche von diesen Eigenschaften, die den Nationol-Autor bilden, traf Goethe unter seinen Landsleuten! Verhüllen wir uns die Augen und seufzen: keine. Das mußte die arme Poesie entgelten. Goethe opferte das Himmelskind als Iphigenie, als Gretchen, Klärchen, Mignon, Ottilie, ja selbst als Eleonore in Tasso, die tiefer und tragischer leidet als ihr Dichter, weil sie still leidet. In allen diesen weiblichen Gestalten siehst du die gekreuzigte Poesie mit der Dornenkrone auf dem Haupte. Und werden deutsche Frauen darob staunen oder klagen, daß Goethe an Individuen ihres Geschlechts die Leidensgeschichte einer Gottheit figurirt? Leidet denn nicht das deutsche Weib an unsern Erbärmlichkeiten? Habt ihr niemals die leidende Poesie am Kreuz der Ehe erblickt oder hinter den grünen Myrthen ihres Brautkranzes ihre Dornenkrone nicht gesehen? — Unbegreifliche Liebe, mystische Ueberwindung der Schmerzen, die ihr der feige Speer der Rohheit bereitet, Aufopferung bis zum Tode, und ihr Ziel, Erlösung — ohne Absehen.

Gegen den Hingang des großen Naturdichters, dessen Gesellschaftsdichtungen so peinlich wie die Gesellschaft selber, gegen den Hingang desjenigen, der mit Sophokles und Shakspeare aus einem Becher Unsterblichkeit trank, offenbarte sich jenes, durch Welthandel und Weltkriege allerdings vorbereitete, aber dennoch staunenswerthe und an Zauberei streifende Phänomen einer beginnenden Welt-Literatur, das wir in seiner Unmittelbarkeit jetzt näher ins Auge fassen wollen. Auf einmal nämlich und fast gleichzeitig erlitten die beiden modernen Haupt-Literaturen Europa's, die englische und die französische, sichtbar von Deutschland aus, revolutionaire Stöße, die in Frankreich eine hergebrachte altnationale Aesthetik erschütterten und in England die, man kann wohl sagen, seit Shakspeare erstellten und gelähmten Fittige der Poesie in neuen Aufschwung versetzten.

In diesen Worten liegen eben so viele Wunder. Die gedankenreichste und fruchtbarste aller Poesieen, die religiöse Weltpoesie oder poetische Weltreligion Shakspeare's lag gegen zweihundert Jahre todt, ehe sie zugleich mit der aufblühenden deutschen Literatur ins Leben trat — in England und Frankreich scheint sie sogar überhaupt ohne unmittelbaren Einfluß geblieben zu sein. Und diese deutsche Poesie, das Kind der Verborgenheit, der Schmach, der Erniedrigung sieht sich nach bei Lebzeiten ihres Königs und hauptsächlich in dessen Person, zu einem höchst bedeutenden Einfluß auf zwei Hauptvölker Europa's gelangt, zu einem Einfluß, dessen Lebhaftigkeit und nachhaltige Wirkung unmittelbar außerordentliche Resultate bezeichnen. Das Staunen wächst, wenn man in Erwägung ziehe, daß die genannten Völker, scharf ausgeprägt in ihrer nationalen Besonderheit, ja fast entgegengesetzt und feindlich seit Jahrhunderten, beide stolz und eitel auf alte glänzende Literaturen, auf Namen, die durch alle Erdtheile erschollen, ihren eifersüchtigen Stolz vereinigten zu beiderseitiger Verachtung der Deutschen und der bärenhäuterischen deutschen Literatur. Und nun mußte sich der Fall ereignen, daß die Landsleute des Shakspeare abhorreszirenden Voltaire bei den plumpen Deutschen in die Schule gingen und nach begriffenem ABC der Poesie zur Einsicht kamen, daß ihr angebeteter Aronet nicht würdig, Shakspeare die Schuhriemen aufzulösen — daß die Engländer, gründlichste Verächter alles Deutschen, nach und nach hinter der celebrirten Regeneration ihrer alt und runzlich gewordenen Glanzliteratur, die anfing, ihnen die größte Langeweile zu machen, deutsche Köpfe auftauchen sahen, und wider ihren Willen, bei noch fortwährendem Sträuben, sich zu Dank und Anerkennung gezwungen fühlten. Gehört diese Thatsache, diese Wirklichkeit, die den bescheidenen Deutschen über ihre kühnsten Dichterträume hinauslag, nicht zu den Außerordentlichkeiten der Weltgeschichte, so kenne ich keine andere.

Sehen wir uns nach einer Erklärung dieses Räthsels um, so möchten wir wohl am liebsten uns an die Quelle wenden, in welche sich dem Schein nach hauptsächlich der junge Weltstrom der Literatur zurückzieht, an Goethe. In der That hat Goethe im sechsten Bande seiner nachgelassenen Schriften zu einer solchen Erklärung ausdrückliche Hoffnung gemacht; wie es scheint, aber ohne ernsthafte Absicht, sich über einige theils sehr allgemeine und äußerliche, theils sehr besondere und zufällige Bemerkungen einzulassen. Man kennt die Schwäche des großen Mannes, das ängstlich wunderliche Abwehrungssystem, das er sich in seinem Alter und seiner Stellung zur Pflicht machte. Er sah auf den Grund, wie keiner; aber es beliebte ihm sehr oft, rechtgläubig die Augen zuzumachen, als sähe er nichts, oder nur das Oberflächlichste und Nächste. Allein die Schuhu in Deutschland irren sich, wenn sie glauben, der alte Goethe habe aus ihren Augen gesehen. Wann und so oft er den hellen Stern seines Auges aufschlug, war es ein Falkenblick in Gegenwart und Zukunft.

So behagte ihm, die erwähnte wundersame Literaturbewegung nur mit den Augen des Dichters, des Artisten, des gebildeten Literoturfreundes aufzufassen, die tiefer zu Grunde liegende ästhetische soziale Bewegung aber von dem Kreise seiner Betrachtungen auszuschließen. In dieser Art sprach er mit Enthusiasmus von den Verdiensten und Leistungen Byrons, und fügte dann in der Regel sein Bedauern hinzu, daß „der geniale Dichter durch leidenschaftliche Lebensweise und inneres Mißbehagen seinen Freunden den reizenden Genuß an seinem hohen Dasein einigermaßen verkümmere." Bei Gelegenheit einer Anzeige Manfred's äußert er, „dieser seltsame geistreiche Dichter hat meinen Faust in sich aufgenommen und hypochandrisch die settsamste Nahrung daraus gesogen." Das ist so ganz der Alte. —

Setzen wir alles voraus, was positio vorauszusetzen, Handel, Reisen, Kriege, Studium der Sprachen, periodische Literatur und übrige äußerliche Communicationsmittel zwischen den Völkern, so fehlt doch noch immer ein anderes Element, was so außerordentliche Wirkungen des Geistes auf den Geist erst möglich machen mußte. Man vergleiche nicht den Einfluß der griechischen Literatur auf die römische, der allerdings nur durch Genie und Bildung vermittelt wurde. Dieser Einfluß war ein todter und brachte todte Kunstwerke hervor. Er hatte nichts geschichtlich Organisches. Wir sind genöthigt, für die tiefste und lebendigste literarische Wechselwirkung unserer Zeit das Prineip eines geschichtlichen Zusammenhanges aufzufinden, und etwa ein geistig ergsames Ideenfluidum vorauszusetzen, das die Welt durchströmt und in dessen Aether die Nationalitäten gleich wie die Literaturen sich begegnen und durchkreuzen, gleich Handelsschiffen auf dem Weltmeer; wir müssen annehmen, daß derselbe Geist, welchem die deutsche Literatur ihr isolirtes fremdartiges Dasein verdankte, auch in Nachbarländern seine lebendige Kraft äußere, und dort schon, wenn auch unerkannt und unbemerkt, verbreitet gewesen, als die deutsche Literatur ihre Wunder zu wirken anfing.

Es ist sonderbar, wenn der Weltgeist den Menschen etwas offenbaren will, so flüstert er es zuerst den Deutschen in's Ohr, und diese machen ein Religionssystem, eine Philosophie, eine Literatur daraus. Die Denker und Dichter der deutschen Nation fühlten von jeher den Drang und die Kühnheit, sich als nackte Gedanken vor den Weltgeist zu stellen, und ihm auf die naivste Weise seine Geheimnisse abzufragen. Franzosen und Engländer verlangten so hohe Dinge nicht. Sie begnügten sich mit den praktischen Ergebnissen und dem verständig sinnlichen Zusammenleben in der Gesellschaft. Allein da jedem Leben, das sich erneuern und fortpflanzen soll, eine höhere Idee zu Grunde liegen muß, von der allein diese schöpferischen Akte ausgehen, so mußte auch durch die französische und englische Geschichte ein höherer Geist unsichtbar hinan-

ſchen — und dieſes Geiſtes träumeriſche Geburtsſtätte waren die hohen ſchweigenden Gipfel des germaniſchen Eichenwaldes. Ohne die deutſche Reformation — das darf man kühn behaupten, gäbe es für England keinen Shakſpeare, für Frankreich keinen Rouſſeau und — Robespierre. Daß man ſich Shakſpeare nur als Proteſtant vorſtellen könne, hat Goethe klar und ſchön bewieſen. Daß aber die Vorläufer der franzöſiſchen Revolution und dieſe Revolution ſelbſt, den weſentlichen Charakter der Antikatholizität trugen, darf eben ſo wenig in Abrede geſtellt werden. Die franzöſiſche Revolution, ſcheiden wir vor kurzem, iſt die in Frankreich zurückgetretene Reformation, die einſt gewaltſam zum Durchbruch gelangte deutſche Reformation, mit allen ihren Folgen: Paralliſirung des Adels und der Kirche, Hyperſthenie des reinen Königthums (Napoleon — Louis Philipp, der unumſchränkter herrſcht, als ſein Vorgänger).

Ziehen wir aber die ausführende Hand von letzterer Bemerkung zurück, um ſogleich auf eine Deutſchland eigenthümliche innerlich geiſtige Wirkung der Reformation zu kommen. Unmittelbar ſchuf ſie Orthodoxe, Schwärmer, Religionsdispute, Hexenprozeſſe, den abſcheulichen dreißigjährigen Krieg, ein verödetes Leben, eine geiſtloſe geiſtliche Literatur. Bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts hat ſie nichts als Uebel angeſtiftet. Allein um dieſe Zeit ſtreifte ſie die ſchwarzen, ſchweren ungethümlichen Schuppen von ſich ab; und ſiehe da, nicht Luther der Mönch, ſondern der genuine Deutſche kam zum Vorſchein, der Deutſche, der ſeine Prüfungsſchule in Heidenthum, Papſtthum und Lutherthum redlich durchgemacht, und, obwohl ſeit den Cheruskerkriegen und Hermannsſchlachten leiblich verkürzt und um einige Kopf kleiner geworden, an geiſtigen Dimenſionen um ein erhebliches gewachſen war. Nun traten die intereſſanteſten Zuſtände ein. Dem glücklich entzückten Deutſchen ſchien alles, was ſeine Hand berührte, jung, friſch und eben aus der Hand des Schöpfers entlaſſen. Winkelmann rieb ſich die Augen und entdeckte die Schönheit der Kunſtantike mit dem ſchwärmenden Blick eines Liebhabers. Klopſtock, in eine gewiſſe abſtracte Idealität der germaniſch-chriſtlichen Periode empoergerückt, ließ die Deutſchen über ſeinem Meſſias poetiſche Chriſtenthränen weinen. Herder, Humanus, das, durch Leſſing angeleitet, in der abgeſtändten Weltgeſchichte eine mannichfaltige ſich an Zeiten, Völkern, Individuen bethätigende Offenbarung Gottes, ſtufenweiſe zur Verehrung des menſchlichen Geſchlechtes, zum Bewußtſein menſchlicher Würde, zur Humanität emporleitend. Wieland, vom geprüften Abraham zum neuen Amadis übergehend, flog von Blüthe zu Blüthe. Goethe ſtürzte ſich Shakſpeare in die Arme, der erſte Menſch der ihn erkannte, und etwas ſchuf, worin ſein Genius waltete. Alle Zeiten und Nationalitäten kamen zur Anſchauung, Sprachſtudien führten unmittelbar zur Quelle, Ueberſetzungen entſchädigten die Menge. Keine Dicht- und Denkungsweiſe blieb unſeren Deutſchen fremd. Das eine Volk der Deutſchen wurde ein viel völkeriſches und legte einen frommen Cultus der Literaturen an. Moderne und antike, morgenländiſche und abendländiſche Gottheiten verſammelten ſich in unſerm Hain, und die Gebrüder Schlegel ſchlachteten ganze große kritiſche Hecatomben und ſcheiden Literatur-Geſchichte mit derſelben Andacht, wie Winkelmann Kunſtgeſchichte. Der Deutſche ſchöpfte aus den heiligen Bächen aller Nationalpoeſie mit der kriſtallnen Opferſchaale der Humanität. Und nichts ſchien den Genuß zu trüben. Kein Bodenſatz eigener Nationalität befleckte die reingewaſchene Schaale und gab dem Götterertrank den widerwärtig antinationalen Beigeſchmack. Alles ſchmeckte göttlich und das goldene Zeitalter ſchien hereingebrochen.

Allein, der Schein trog. Bedenkliche Symptome offenbarten ſich frühzeitig, und juſt die geiſtigſten Geiſter wurden von ihnen befallen. Herder's erhabne Stirn verfinſterte ſich. Er ſchaute über ſein Buch hin und ſuchte auch in der Gegenwart die göttliche Bildkraft, die ſich ihm erſchloſſen in der Vergangenheit! und er fand nicht, was er ſuchte und ſtarb in Mißmuth. Dichter zog ſich dieſelbe Wolke um Goethe's Stirn, und ward eine ſchwüle Wetterwolke, in der Werther empfangen wurde, und aus deren tieferem Dunkel die mephiſtophelieſchen Blitze und der erhabene Donner des Fauſt ſich entwickelten. Schiller ließ die Räuber los. Im Schwarzwalde der Poeſie wurde es ſehr bedenklich und unſicher.

Indem ſich nun in dieſen wildſchönen außerordentlichen Dichtungen der Drang nach ausgefüllterer Gegenwart und nach Zuſammenhang zwiſchen Poeſie und Leben dorthat, nützte ſich eben dieſes Leben immer mehr ab. Schiller, deſſen Herzlichkeit die Oede deſſelben unerträglich fiel, ſuchte Täuſchung und fand ſie in ſeinen bewunderten und bewunderungswürdigen idealen Dichtungen und philoſophiſchen Charakterdramen. Goethe hielt es aus — wir ſahen, in welcher Art. Die Romantiker aber, Dichter, welche daſſelbe Gefühl der Leere nach erſtem Rauſche ergriff, die aber nicht die Kraft hatten, ſei's ſich ſtolz zu erheben, wie Schiller, oder zu ertragen wie Goethe, dieſe machten aus der Poeſie ein myſteriöſes, mannberſames, unerhörtes Etwas, das zwiſchen Himmel und Erde hing wie ein kaum ſichtbares phantaſtiſches Spinnengewebe, in deſſen Mittelpunkt ſie ſich ſelbſt verſetzten als ironiſche Kreuzſpinnen, diebiſchig, langbeinig, ekelhaft. Das war eine klägliche und zugleich tückiſche, undeutſche Poeſie, weil ſie gar kein Herz, keinen Ernſt und keinen Glauben hatte, und doch mit Allem ſchönthat. Jean Paul hatte nichts mit ihr gemein; und ſelbſt Hoffmann ſo viel Ehrlichkeit vor ihr voraus, daß er doch an ſeine eigenen Geſpenſter glaubte.

Wir trauen dem Leſer zu, daß er unſern Zweck, einen Wendepunkte im Leben der Völker zunächſt an den Aeußerungen deutſcher Literatur darzulegen, nicht aus den Augen gelaſſen hat. Konnte dieſes auch nur durch einen reißenden Ueberblick und flüchtig gewagte Andeutungen geſchehen, und mußte ſogar eine außerordentlich bedeutſame Reihe, die philoſophiſche, gänzlich übergangen werden, ſo glauben wir die Hauptmomente doch faßlich genug hervorgehoben zu haben, worauf es ankam, um die analogen Beziehungen der deutſchen Literatur an die Literaturen des Auslandes nachzuweiſen.

Aehnliche Urſachen bringen ähnliche Wirkungen hervor; ähnliche ſittliche und geſellſchaftliche Zuſtände ähnliche Literaturen. Doch wiederholt ſich nichts in der Welt auf dieſelbe Weiſe; am wenigſten im freiſten und geiſtigſten aller Gebiete, dem der Literatur.

Für dieſen Aufſatz wäre es unzuläſſig alle die Wahrzeichen anzugeben, welche es dem aufmerkſamen Beobachter der Zeit zur Gewißheit machen, daß mit Engländern, Franzoſen und andern Völkern allmählig dieſelbe Verwandlung vorgegangen, aus welcher unſere Literatur ihren obenbezeichneten Urſprung nahm. Eine gewiſſe Ausliebung im Poſitiven, Hiſtoriſchen, bei Erweiterung des nationalen Geſichtskreiſes und Würdigung des Allgemein menſchlichen, das gemeinſame Beſtrebungen der Völker wünſchenswerth macht, das ſind wohl die weſentlichen Grundzüge der modernen Völkerſtimmung, aus denen die Völkers-Literatur, oder die Welt-Literatur emporblühen wird. Und darin ſehe ich ihren Zuſammenhang mit der deutſchen Literatur als einen nationalen Typus, der ſich in ihnen wiederholt, nach Unterſchied der Zeiten und Nationen. Den hiſtoriſchen Roman hat Goethe's Götz von Berlichingen bereits vor fünfzig Jahren in Deutſchland hervorgerufen, und noch lebt in Hamburg, alt und rüſtig, jener Veit Weber, den Walter Scott ſich bei ſeinen erſten Productionen zum Muſter nahm. Ob ein Heine mehr durch Byron angeregt worden, als Byron durch Goethe, iſt eine um ſo müſſigere Frage, als Fauſt, Manfred, Don Juan, Reiſebilder aus einer und derſelben Quelle gefloßen, und denſelben rebelliſchen Geiſt der Kraft und Freiheit athmen, der ſich noch tauſendfältig wiederholen und ſich erſt unter Thaten der Schönheit verlieren wird. Auf der andern Seite tritt auch der Verſuch hervor, das wirkliche Leben in Roman und Novelle darzuſtellen, und den Geiſt der Zeit in dramatiſchen Charakterbildern auf die Bühne zu bringen; jene analytiſchen Geſellſchaftsromane werden den Hauptzweig der Literatur ausmachen und die hiſtoriſchen Romane gänzlich verbannen. Welche Rolle die Poeſie in dieſen kühnen, unbaemherzigen Sitten und Charakterſchilderungen unſerer Zeitgenoſſen ſpielen muß, iſt bereits von uns angedeutet worden. Der ächt poetiſche Roman wartet auf das ächt poetiſche Leben, um wie viel mehr das Drama.

Wir verzichten aber auf näheres Einlaſſen und ſind zufrieden, wenn wir den Blick irgend eines jungen Talents nach der Wellregion der Literatur hingewendet haben. Die jetzige deutſche Literatur ſoll ſich der Rückwirkungen nicht ſchämen, welche ſie von Seiten der franzöſiſchen und engliſchen empfängt. Für ſelbſtſtändige volksthümliche Ausbildung thun ſich demungeachtet erfreuliche Hoffnungen auf. So viel iſt aber gewiß, die Wechſelwirkung zwiſchen den Literaturen des Erdbodens kann nur wachſen und inniger werden, mit dem ſtets wachſenden brüderlichen Bund der Völker.

Eine beſtimmte Literatur, z. B. die deutſche, in ihrem lebendigen Verhältniſſe zu den übrigen thätigen Literaturen der Epoche, alſo namentlich zur franzöſiſchen und engliſchen aufzufaſſen und deren Erſcheinungen mit aufmerkſamer Rückſicht auf Wirkung und Wechſelwirkung folgen, das nennen wir das Ideal der heutigen Kritik, ſo wie wir auf der andern Seite Scheinſtellen, welche ſich auf keinerlei Weiſe in dieſem Verkehre bethätigt zeigen, für außer und unter der Kritik halten.

Sigismund Wieſe

ward 1800 zu Culm in Weſtpreußen geboren, und widmete ſich ſehr jung zu Berlin dem Studium des Berg- und Hüttenweſens. Er wurde in Erlangen Doctor der Philoſophie und folgte nun ganz ſeiner Neigung zu Philoſophie und Poeſie. Gegenwärtig lebt er, von jeder amtlichen Beſchäftigung entfernt, zu Döbritz, einem Dorfe unweit Potsdam.

Von ihm erſchien:

Romane: Theodor. Leipzig, 1833.
Hermann. Leipzig, 1834.
Friedrich. Leipzig, 1836.
„Drei Trauerſpiele." Leipzig, 1835.
„Drei Dramen." Leipzig, 1835.
Don Juan. Leipzig, 1840.

W. iſt ein tieferer Denker als Dichter, obwohl als Solcher auch mit glänzenden Eigenſchaften ausgeſtattet. Die Zerriſſenheit in den Gemüthern, wie in den Erdensverhältniſſen unſerer Zeit als wirklich vorhanden darſtellend, ſchildert er dieſelbe in ſeinen Romanen wie in ſeinen Dramen mit den glühendſten Farben und ſeltenem Gedankenreichthum, ſtellt ihnen aber als verſöhnendes und befreiendes Princip entſchieden das Chriſtenthum entgegen.

Paul Wigand

ward am 10. Auguſt 1786 zu Kaſſel geboren, ſtudirte zu Marburg die Rechte und, beſonders durch Wachter angeregt, Geſchichte. Nach ſeinen akademiſchen Jahren wurde ihm die Redaktion der politiſchen Zeitung zu Kaſſel übertragen, welche früher ſein Vater beſorgt hatte. Die Einnahme Heſſens durch die Franzoſen im November 1806 brachte ihm mancherlei Bedrängniſſe, denen er erſt durch die Verſetzung nach Höxter als Friedensrichter des neuen Königreichs Weſtfalen entriſſen ward. Nach dem Jahre 1813, an deſſen Beſtrebungen er lebendigen Antheil genommen hatte, ward er, der Hoffnung auf Rückberufung in ſein Vaterland beraubt, von Preußen als Aſſeſſor bei dem Land- und Stadtgericht zu Höxter angeſtellt. 1821 wurde er vom Staatskanzler von Hardenberg nach Berlin berufen, und erhielt in des Letzteren großartigem Unternehmen zur Sammlung der in Preußen befindlichen Urkundenſchätze, — ein Plan, den Wigand ſchon längſt ſelbſtſtändig hatte ausführen wollen, — den bedeutenden Auftrag, das Archiv zu Corvei und einen Theil der Paderbornſchen zu ordnen. Alle ſeine Arbeiten fanden bei dem Juſtizminiſterium ſolche Anerkennung, daß er 1834 nach Wetzlar verſetzt wurde, woſelbſt er als Doctor der Rechte und Philoſophie und Stadtgerichtsdirector lebt.

Er gab heraus:

Kriegslieder der Deutſchen; von Veit Weber dem Jüngeren. Kaſſel, 1813.
Der Flußgott Rhein und noch Jemand; ein Freudenſpiel; und: Die Rheinfahrt; ein vaterländiſches Drama. Marburg, 1814.
Andreas Hofer. Frankfurt, 1816.
Geſchichte der Reichsabtei Corvei. Höxter, 1819. 2 Thle.
Das Vehmgericht Weſtfalens. Hamm, 1825.
Archiv für Geſchichte und Alterthumskunde Weſtfalens. Hamm, 1825—1830. 4 Bde.
Heſſen in ſeiner wahren Geſtalt. Kaſſel, 1806.
Handbuch für Friedensrichter. Göttingen, 1813.

Echte Vaterlandsliebe, tiefes gründliches Wiſſen, ausgezeichneter Scharfſinn und raſtloſer Fleiß haben W. einen ſehr geachteten Namen unter den deutſchen Geſchichtsforſchern erworben.

Salomon Wild

war Bürger und Meiſterſänger zu Augsburg, und ſchrieb:

Schöner Komödien und Tragödien zwölf. Augsburg, 1566.

welche jedoch, ganz in dem ſchlechten Geſchmacke jener Zeit, nur höchſt unbedeutend ſind.

Der von Wildonia, ſ. Minneſinger.

Karl Ludwig Eberhardt Heinrich Friedrich von Wildungen

ward zu Kaſſel am 24. April 1754 geboren, und ſtudirte zu Halle, Nürnberg, Marburg, in welcher letztern Stadt er 1776 Regierungsaſſeſſor wurde. Im Jahre 1780 trat er als Regierungsrath in badiſche Dienſte, ging aber in derſelben Eigenſchaft 1787 nach Heſſen zurück, und erhielt 1799 die Oberhofmeiſterſtelle in Kaſſel. Er ſtarb am 14. Juli 1822 daſelbſt.

Von ihm erſchien:

Lieder für Forſtmänner und Jäger. Leipz., 1788.
Neujahrsgeſchenk für Forſt- und Jagdliebhaber. Marburg, 1794—1800.
Taſchenbuch für Forſt- und Jagdfreunde. Marburg, 1801—1812.
Waidmanns Feierabende. Marburg, 1815—1823. 6 Bdchen.

Ein eifriger Freund des edeln Waidwerkes war W. emſig bemüht, daſſelbe vorzüglich durch Lieder zu verherrlichen, unter denen ſich viele durch ihre Friſche, Lebendigkeit und Heiterkeit ſehr vortheilhaft auszeichnen und weite Verbreitung fanden.

Heinrich Friedrich Wilhelmi

war zuerst Pfarrer zu Rosbach, wurde aber später als Professor an das Gymnasium zu Heidelberg berufen und 1828 zum Director derselben Anstalt ernannt.

Er ist der Verfasser von:

Wahl und Führung. Leipzig, 1818. 2 Thle.
Bilder aus dem innern Leben. Leipz., 1829. 2 Thle.
Cölestin der Mönch und der Mensch. Leipzig, 1821.
Die Seelenführer. Elberfeld, 1824. 3 Thle.
Lilienkrone. Heidelberg, 1826.
Zeichnungen nach der Natur. Leipzig, 1829.

W. suchte in seinen Romanen vorzugsweise religiöse Extreme zu vermitteln und religiöse Fragen zu lösen und verfährt dabei mit großer Milde und Liebe, gute Erfindung mit trefflicher Darstellung verbindend. Seine erste Leistung dieser Art „Wahl und Führung" fand einen großen Kreis von Lesern, und gehört zu den besten auf diesem Gebiet.

Friedrich Wilken

ward zu Ratzeburg am 23. Mai 1777 geboren und vollendete seine akademischen Studien zu Göttingen, wo er auch 1800 als theologischer Repetent zuerst angestellt wurde. In diesem Amte blieb er bis 1803, und erhielt dann einen Ruf als Instructor des Fürsten von Schaumburg-Lippe. Nachdem er dieses Amt zwei Jahre versehen hatte, ward ihm eine Professur in Heidelberg, wo er auch 1807 Bibliothekar und 1816 Hofrath wurde, zu Theil. Aber auch diese Stelle gab er wieder auf, um einem Rufe nach Berlin zu folgen, wo er geheimer Regierungsrath, Historiograph, Oberbibliothekar und Professor der Philosophie, so wie auch Ritter des rothen Adlerordens III. wurde. Er starb daselbst 1841.

Von ihm erschien:

Geschichte des Verfalls der Wissenschaft und Künste, bis zu ihrer Wiederherstellung im 15. Jahrhundert. Aus dem Englischen. Göttingen, 1802.
Geschichte der Kreuzzüge nach morgenländischen und abendländischen Briefen. Leipzig, 1807—1829. 5 Bde.
Handbuch der deutschen Historie. Heidelberg, 1816.
Geschichte der Bildung, Vernichtung und Vernichtung der alten berühmten Heidelberger Bücherfammlung. Heidelberg, 1807.
Geschichte der königlichen Bibliothek zu Berlin. Berlin, 1828.

Einer der gründlichsten deutschen Geschichtsforscher erwarb sich W. vorzüglich durch sein klassisches Werk über die Kreuzzüge einen unvergänglichen Ruf.

Johann Gottlieb Willanow

ward am 15. Januar 1736 zu Moheungen in Preußen geboren, und erhielt seit 1752 seine wissenschaftliche Ausbildung zu Königsberg, wo er besonders Philosophie, Mathematik und morgenländische Sprachen trieb. 1758 kam er als Professor an das Gymnasium zu Thorn, gab aber diese Stelle auf, um 1767 als Director der deutschen Schule nach Petersburg zu gehen. Er sah sich jedoch durch unangenehme Verhältnisse bald genöthigt, diese Stelle wieder niederzulegen. Von dieser Zeit an ernährte er sich hier nur kümmerlich als Lehrer an einem Mädcheninstitute, bis er am 21. Mai 1777 starb.

Er gab heraus:

Dithyramben. Berlin, 1766. 2. Ausg.
Diatogische Fabeln. Berlin, 1765; neue Ausg. 1791.
Sämmtliche poetische Schriften. Leipzig, 1779. Wien, 1793. 2 Thle.
Einzelne Gedichte, Aufsätze, unter denen auch ein Lustspiel „der standhafte Ehemann", Fabeln u. s. w. in Zeitschriften.

W. suchte in seinen Dithyramben, in welchen er sich vorzüglich Pindar zum Muster genommen hatte, den Schwung seines großen Vorbildes zu erreichen, aber es fehlte ihm an der Begeisterung des wahren Genius, und der gesuchte Prunk, sowie die Kühnheit in Behandlung der äußren Form, konnten diesen Mangel nicht verbergen. Glücklicher war er in seinen Fabeln, unter denen sich manches Treffliche findet.

Des Bacchus Rückzug aus Indien.

Chor der Satyrn.

Evoe Triumphirer!
Goldgehörnter Hüftensohn des Zeus,
Dem die Fluthen gehorsam sind,
Und der Tartarus huldigt, und der Olymp.
Stoßt zusammen, güldne
Nektar schäumende Schaalen!
Trunken, Evoe! tanzen wir deinen Triumph.

Chor der Mänaden.

Evoe Triumphirer!
Feuergeborner Erdenbeglücker!
Du in heiliger Grotten Nacht
Von Nymphen erzogener Sorgentödter!
Frische Rosen um die Becher,
Und ums flatternde Haar,
Trunken, Evoe! tanzen wir deinen Triumph.

Silen.

Ja! tanzt mit erschütterndem Fuß
Ihr dem Sieger zu großen Thaten getreue!
Brüllt lauter in den Tumult der Pauken,
Der Krotalen und Cymbeln; brüllt laut Epheukränzte!
Auf dem weitschreitenden Elephanten taumelt Er
Unter dem Purpurteppich, der Weltenumzieher,
Euch nach. Horcht! sein Thyrsus rauscht! Aus ihm sah ich ihn
Als Knaben euch wundersam Honig schaffen. Größ're Wunder
That er um Ganges. Auf sonnigten Hügeln
Göttermost ließ er sich gebären, Reis und Weizen
Auf den Aeckern. Unter den Kokosschatten hervor,
Und aus Klüften, und vierstättigen Hütten rief er
Die braunen Wilden in hochmaurigte Städte,
Gab Gesetze und bildete Völker sich.
Aber dem kommenden Göttersohn entgegen
Trotzten die Barbaren, haarbegürtete Pygmäen,
Und handeköpfige Kalistrierr, und weitohrige Enotoköten.
Hohnlachend zischten sie unser Heer taumelnder Satyrn
Und trunk'ner Mänaden als weibisch unkriegerisch aus.
Da hub er den Kriegerarm auf. Es brüllte
Fürchterlich mein treues Thier Wuth und Streit.
Zum tödtlichen Speer ward jeglicher Thyrsus
Der wuthkochenden Thyaden plötzlich. Huf! Der Schlachtordnungen!
Die thurmbeladenen Elephanten bebten zurück,
Und Schrecken schmolz der Krieger Tapferkeit weg,
Flucht und Tod war vor uns her ihm nach,
Bis die Ungeheuer vertilgt waren all'
Durch Bacchus unüberwindbares Kriegsgetöse.

Chor der Satyrn.

Evoe, schrecklicher Thyrsusschwinger!
Der mit Löwenklauen die Erdensöhne zwang,
Die Gottheitverachtenden
Tyrrhener in Delphine verwandelte
Und den giftigen Biß der Amphisbäne
Mit einem Rebenschlag tödtlich rächtest,
Evoe dir! wer mag den Furchtbaren reizen?

Chor der Mänaden.

Evoe, schrecklicher Thyrsusschwinger!
Der in gräßliche Nachtvögelgestalten
Die hohnsprechenden Mineiden warf,
Und den trotzigsten Pentheus durch unsre Klauen
Mit Tigerwuth zerrissen
Im schwarzen Blute umkommen ließ.
Evoe dir! wer mag den Furchtbaren reizen?

Silen.

Ihr, taumelt daher, Faunen, Nymphen, Thyaden!
Ganzes Gefolge taumle rundkreisigte Reigentänze
Mit Freudensprüngen um den Erob'rer!
Ihr vor den giftdurst'nen Pfeilen
Der schnellentreffenden Agrue an Quellenkühlungen
Der hochbewaldeten Meros vom Bacchus geschützte;
Denn die Götterkönigin, noch immer zürnend,
Hatte den weitschleudernden mit Honigworten
Wider den Vater Dionysus erschmeichelt,
Und auf den Strahlen des Phöbus fuhren
Heiße, gift'ge Geschosse der Pest auf euch hernieder.
Da verbarg sich Zeus in einen krumhörnigten Widder,
Und führte euch selber den Quellen zu.
Von dem heißen Tode genesen seid ihr. —
Die porphyrnen Säulen mit Weinlaub
Frisch umflochten und aus Opferschaalen mit schäumendem Most
Feierlich eingeweihet in Lyäens Gegenwart
Werden am fernen Ocean ewig
Des Ueberflußgebers Wunder verkündigen.
Städte, durch die wir auf Blumenwegen
Zwischen langen Reihen güld'ner Weihekelche
Durch Reben und Epheupforten einherjauchzen
Fröhlich lärmend, Vater Bassareus, dir,
Werdet sagen: Da zogen die Triumphirer! —
Hui! tanzet mit erschütterndem Fuß
Ihr dem Sieger zu großen Thaten getreue!
Brüllt laut in den Tumult der Panken,
Der Krotalen und Cymbeln, brüllt laut, Epheukränzte!

Chor der Satyrn.

Evoe, Vater Bacchus!
Voll von dir aus weiten Schläuchen —
Entzücker! Ueberflußgeber!
Unüberwund'ner! Völkerumschaffer!
Taumelgebieter!
Voll, voll von dir,
Evoe! tanzen wir deinen Triumph.

Chor der Mänaden.

Evoe, Vater Bacchus!
Voll von dir aus umblumten Kelchen —
Lebenerweckender! Scherzeliebender!
Vertraulichkeitstifter! Liebepfleger!
Tänzegebieter!
Voll, voll von dir
Evoe! tanzen wir mit deinem Triumph.

Die Katze. Die alte Maus. Die junge Maus.

Katze.

Du allerliebstes kleines Thier!
Komm doch ein wenig her zu mir.
Ich bin dir gar zu gut. Komm, daß ich dich nur küsse.

Alte Maus.

Ich rathe dir's, Kind, gehe nicht!

Katze.

So komm doch! Siehe, diese Nüsse
Sind alle dein, wenn ich dich Einmal küsse.

Junge Maus.

O Mutter, höre doch, wie sie so freundlich spricht;
Ich geh....

Alte Maus.

Kind, gehe nicht!

Katze.

Auch dieses Zuckerbrod, und andre schöne Sachen
Geb' ich dir, wenn du kommst.

Junge Maus.

Was soll ich machen?
O Mutter, laß mich gehn.

Alte Maus.

Kind, sag' ich, gehe nicht!

Junge Maus.

Was wird sie mir denn thun? — Welch ehrliches Gesicht!

Katze.

Komm, kleines Närrchen, komm!

Junge Maus.

Ach, Mutter, hilf! ach, weh!
Sie würgt mich; ach! die Garstige!

Alte Maus.

Nun ist's zu spät, nun dich das Unglück schon betroffen.
Wer sich nicht rathen läßt, hat Hülfe nicht zu hoffen.

Johann Peter Willenbücher

ward 1748 zu Beerfelden im Erbach'schen geboren, und widmete sich dem Studium der Theologie, welches er in Halle absolvirte. Er erhielt sogleich eine Lehrerstelle an der Ritterakademie zu Brandenburg, gab aber nach zwei Jahren dieses Amt auf, um das eines Rectors der saldreischen Schule, und eines Adjuncts des geistlichen Ministeriums anzunehmen, bis er 1777 Rector des neustädtischen Lyceums und Frühprediger daselbst wurde. Er starb am 31. August 1794.

Von ihm erschien im Druck:

Magazin für Jünglinge. Berlin, 1783. 2 Thle. 2. Ausg.

Praktische Anweisung zur Kenntniß der Hauptveränderungen und Mundarten der deutschen Sprache. Leipzig, 1789.

Für deutsche Sprache, Literatur und Kulturgeschichte v. W., Kinderling und C. J. Koch. Berlin, 1794.

Seine Bestrebungen für die dessen, namentlich geschichtliche Kenntniß des Deutschen, verdienen, obwohl längst überflügelt, doch immer Anerkennung.

Willeram

in Franken, während der ersten Hälfte des eilften Jahrhunderts geboren, studirte zu Paris und wurde, bei seiner Rückkehr nach Deutschland, Canonicus in Bamberg. Später trat er zu Fulda in ein Kloster und ward dann 1048 Abt des Klosters Ebersberg. Hier starb er 1085.

Er schrieb eine zwiefache Paraphrase des Salomonischen hohen Liedes; die eine in lateinischen Hexametern, die andere in fränkischer Prosa, von der mehrere Handschriften vorhanden sind. Gedruckte Ausgaben derselben besorgten Paul Merula; Leiden, 1598. Schilter in seinem Thesaurus, Marquard Freher, Worms 1631, und Hoffmann von Fallersleben. Breslau, 1827.

Diese fränkische Paraphrase ist ein sehr merkwürdiges Sprachdenkmal, jedoch auch nur als Solches hervorzuheben.

Wilmar, ſ. Genſicken.

Friedrich Philipp Wilmſen,

am 24. November 1770 zu Magdeburg geboren, ſtudirte Theologie und wurde zweiter Prediger an der reformirten Parochialkirche in Berlin, auch führete er das Amt eines Inſpectors des koenmeſſeriſchen Waiſenhauſes und widmete ſeine Thätigkeit dem Luiſenſtifte zu Berlin, als Präſes der Direction und als Lehrer deſſelben. Er ſtarb am 4. Mai 1831.

Er gab heraus:

Brandenburgiſche Kinderfreund. Berlin, 1800.
Der deutſche Kinderfreund. Berlin, 1820. 2 Thle. und ſeitdem unzählige Mal.
Lehrbuch der Geographie. Berlin, 1794 u. 95. 2 Thle.
Sammlung von Fabeln und Erzählungen. Berlin, 1799 u. ſ. w.
Die Erde und ihre Bewohner. Berlin, 1812—1815. 3 Thle.
Der Menſch im Kriege. Berlin, 1815.
Guſtavs und Malvinas Bildeſchule. Berlin, 1815.
Die glücklichen Familien in Friedheim. Berlin, 1815.
Herſiliens Lebensmorgen. Berlin, 1816.
Dr. Martin Luther. Berlin, 1817.
Handbuch der Naturgeſchichte. Berlin, 1821, 3 Thle.
Merkwürdige Bergeiſen u. ſ. w. Berlin, 1822.
Euphroſyne. Berlin, 1819.
Eugenia. Berlin, 1819.
Theodorn. Berlin, 1824.
Miranda. Berlin, 1828.
Benignn. Berlin, 1827.
Euſebia. Berlin, 1828 u. ſ. w.

W. iſt einer der bedeutendſten Jugendſchriftſteller, und erfreut ſich durch die treffliche Auswahl ſeiner Stoffe, und der lichtvollen und klaren, den Fähigkeiten der Jugend vollkommen angemeſſenen Darſtellung derſelben, als Solcher eines weitverbreiteten wohlverdienten Rufes.

Carl Joſeph Hieronymus Windiſchmann

ward am 24. Auguſt 1775 zu Mainz geboren, beſuchte ſeit 1787 das doetige Gymnaſium und ſeit 1792 die Univerſität, um Philoſophie zu ſtudiren. Die Franzoſen vertrieben ihn von Mainz; er ging nach Würzburg und wandte ſich der Medicin zu. 1796 promovirte er zu Mainz und begann im folgenden Jahre, als er von einem lehrreichen Aufenthalt in Wien zurückgekehrt war, daſelbſt zu gleicher Zeit als praktiſcher Arzt und als Docent zu wirken. Als 1798 die Franzoſen, von Neuem einfallend, den Hof und einen Theil der Akademiker nach Aſchaffenburg zu gehen bewog, blieb Windiſchmann als Arzt und verſenkt in ſeine philoſophiſchen Studien in Mainz zurück, bis er 1801 als Hofmedicus nach Aſchaffenburg berufen wurde. 1803 nahm er daſelbſt die ordentliche Profeſſur der Philoſophie und Univerſalgeſchichte an; 1811 wuede ihm die Hofbibliothek übertragen. 1818 folgte er, als Mitglied der philoſophiſchen und mediciniſchen Facultät, einem Rufe nach Bonn. Daſelbſt iſt er am 23. April 1839 geſtorben.

Seine Schriften ſind:

Kritiſche Betrachtungen über die Schickſale der Philoſophie in der neuern Zeit und den Eintritt einer neuen Epoche in denſelben. Frankfurt, 1825.
Die Philoſophie im Fortgange der Weltgeſchichte. Bonn, 1827—1834.
Platon's Timäus, eine echte Urkunde wahrer Phyſik. Hadamae, 1804.

Als Philoſoph ein Anhänger der Schelling'ſchen Philoſophie in ihrer früheſten Geſtalt, dem Myſticismus zugeneigt, iſt W. beſonders bemerkenswerth als einer der heftigſten Gegner des Hermeſianismus; doch fehlte es ihm, wenn er auch aus voller Ueberzeugung handelte, an Klarheit und Kraft.

Johann Juſtus Winckelmann,

am 29. Auguſt 1620 zu Gießen geboren, wurde hochgräflich olbenburgiſcher und landgräflich heſſiſcher Rath und Hiſtoriograph daſelbſt. Er ſtaeb 1690.

Von ihm erſchien:

Otbenburgiſche Friedens- und der benachbrten Oertee Kriegshandlnngen oder Chronika von 1603 — t667. 5 Thle.
Heſſiſche Chronik. Kaſſel, 1697. 6 Thte.
Mehrere hiſtoriſche nnd nuch poetiſche Schriften u. ſ. w.

Großer Fleiß, aber eben ſo große Geſchmackloſigkeit in der Darſtellung characteriſiren ſeine Schriften.

Winfried, ſ. Hinſche.

Johann Joachim Winkelmann,

Sohn eines Schuſters, wurde am 9. December 1717 zu Stendal geboren. Er ſtudirte in äußerſt dürftigen Verhältniſſen zu Halle Theologie, und erhielt nach beendigten Studien zu Seehauſen in der Schweiz eine ſehr wenig einbringende Conrector-Stelle. In dieſem Verhältniſſe blieb er bis 1748, wo er in die Nähe von Dresden als Bibliothekar zum Miniſter von Bünau kam. Hier wurde zuerſt durch die Anſchauung der Dresdner

Kunstschätze jene Alles übersteigende Liebe zur Kunst in ihm geweckt, welche so großen Einfluß auf sein späteres Leben übte und ihm seine eigenthümliche Richtung gab. Von nun an brannte er vor Sehnsucht, Italiens Kunstwerke zu sehen und zu studiren. Um dies bewerkstelligen zu können, scheute er den Uebertritt zur katholischen Religion nicht. In Folge dessen erhielt er 1763 die Stelle eines Präsidenten der Alterthümer und Sekretärs der vaticanischen Bibliothek. Auf einer Reise in das deutsche Vaterland wurde er durch seinen italienischen Bedienten am 13. August 1749 zu Triest ermordet.

Seine Schriften sind:

Gedanken über die Nachahmung der griechischen Kunstwerke. Dresden, 1755.

Ueber die Empfindung des Schönen. Dresden, 1763.

W's Briefe an seine Freunde. Herausgegeben von Dostdorf. Dresden, 1771. 2 Bde.

Sämmtliche Werke, herausgegeben von C. L. Fernow, H. Meyer und J. Schulze. Dresden, 1808—1817. 7 Bde.

Nachträge. Berlin, 1824.

Eine der besten kürzeren Charakteristiken Winkelmann's und seiner Leistungen findet sich in den Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts. Schnepfenthal 1802, S. 550, wo es von ihm heißt: „Soviel Scharfsinn, soviel Gelehrsamkeit, Geschmack und reine Künstlerbegeisterung wie Winkelmann, hatten Wenige zu dem Studium der Alterthumskunde und der alten Kunstwerke gebracht. Er hing mit einer Liebe und Leidenschaft an den griechischen Idealen, als wären es beseelte Körper. — Er brachte Licht in das Chaos der Geschichte der Kunst, setzte Epochen derselben fest, führte die Beurtheilung derselben auf Grundsätze zurück, und erklärte viele Werke des schönen Alterthums, die noch unerklärt oder mißverstanden waren, durch die Kunst, sich in den Geist und die Ideen des Künstlers zu versetzen, durch einen feinen, aus langer Uebung erworbenen Tact, durch zartes Kunstgefühl und durch ausgebreitete historische und mythologische Kenntnisse. So entstand das Werk, das Epoche gemacht hat, die Geschichte der Kunst, des Alterthums und so seine Monumenti antichi mediti, Werke, die ihn unserer und der Bewunderung der Nachwelt werth machen, wenn sie gleich einer denkbaren, höchsten Vollendung ermangeln. Seine Lebhaftigkeit riß ihn oft über die Grenzen der strengen Kritik hinaus und seine feurige Phantasie glaubte in den Werken der Kunst bisweilen Schönheiten aber Züge zu sehn, die der ruhigere oder kältere Beschauer nicht darin fand. Seine Grundsätze waren noch zum Theil einseitig oder nicht fest genug begründet. Seine philosophischen Kenntnisse waren hinter den artistischen zurückgeblieben und daher seine Erläuterung der Kunstwerke aus den Schriftstellern und der Schriftsteller aus den Kunstwerken nicht immer ganz sicher. Aber er verbreitete Licht, Geschmack und Begeisterung für das schöne Alterthum und wurde dadurch ein wohlthätiger Genius für die Künste, durch welche das Leben und dessen Genuß so sehr veredelt und verschönert wird. (Vergleiche Winkelmann und sein Jahrhundert, von Goethe. Tübingen, 1805. Heyne, Lobschrift auf Winkelmann. Leipzig, 1778.)

Aus Winkelmann's Geschichte der Kunst des Alterthums.

Nachdem die Griechen, und sonderlich die Athenienser, sich durch Eifersucht und durch innere hartnäckige Kriege gänzlich entkräftet hatten, hob sich Philippus, König in Macedonien, über dieselben empor, und Alexander, dessen Nachfolger, ließ sich zum Haupte und Heerführer der Griechen erklären; in der That aber war derselbe Herr von Griechenland. Da nun die Verfassung dieses Volks eine andere Gestalt annahm, änderte sich zugleich das Verhältniß der Kunst, so daß diese, da sie bisher auf die Freiheit gewiesen, ihre folgende Nahrung durch den Ueberfluß und durch die Freigebigkeit bekam; und dieser nebst der feinen Einsicht Alexanders des Großen schreibet Plutarchus den Flor der Kunst unter diesem Könige zu.

Die Griechen genossen unter seiner Regierung die Süßigkeit einer entwaffneten Freiheit, ohne die Bitterkeit derselben zu schmecken, in einer Erniedrigung, aber in Eintracht; und die fast erloschene Eifersucht, welche sie entkräftet hatte, ließ ihnen, wie wenn die Wuth derselben in Liebe aufhöret, eine stolze Erinnerung der vormaligen Größe und die Ruhe übrig, da die Macedonier, die Feinde ihrer Freiheit, aus welchem Lande man ehemals nicht einmal einen nützen Leibeignen haben konnte, sich über sie erhoben hatten, sich aber noch begnügten, der Freiheit nur die Waffen genommen zu haben. Denn Alexander in Persien, welcher Abenteuer und andere Reiche suchte, und Antipater, dessen Statthalter in Macedonien, waren vergnügt, die Griechen ruhig zu sehen, und man gab ihnen, nach der Zerstörung von Theben, wenige Ursache zum Mißvergnügen.

In dieser Ruhe überließen sich die Griechen ihrer natürlichen Neigung zum Müßiggange und zu Lustbarkeiten; und Sparta selbst ging von seiner Strenge ab; der Müßiggang füllte die Schulen der Philosophen und der Redner, die sich vervielfältigten und sich ein größeres Ansehn gaben; die Lustbarkeiten beschäftigten Dichter und Künstler, und diese suchten nach dem Geschmacke ihrer Zeit das Sanfte und Gefällige, da die Nation in der Weichlichkeit ihren Sinnen zu schmeicheln suchte.

Da diese Zeit die allerfruchtbarste an Künstlern und an Werken der Kunst gewesen ist, so erfordert dieselbe auch eine umständlichere Betrachtung, die sich aber unserer Absicht gemäß, wie vorher, also auch hier auf Nachrichten, die zugleich etwas Wesentliches in der Kunst lehren, einschränkt, mit Uebergehung anderer Anzeigen, die nicht zum eigentlichen Zwecke führen. Es kommen von jetzo an in der Geschichte der Kunst auch Künstler zu bemerken, die durch Figuren in Edelsteine geschnitten sich berühmt gemacht; und diese Kunst scheint durch die seltenen und kostbaren Arten Steine, die aus den eroberten persischen Reichen nach Griechenland gebracht wurden, mehr Künstler, als vorher geschehen war, erweckt zu haben; es sind also auch diese nebst den Bildhauern und Malern zu berühren.

Unter den Bildhauern war der berühmteste Lysippus, welcher in Erz arbeitete, und allein das Vorrecht hatte, des Alexanders Bildniß, ich verstehe in Metall, zu machen. Wenn Plinius die Blüthe dieses Künstlers in die hundert und vierzehnte Olympias setzt, hat er in Bestimmung dieser Zeit, so wie beim Phidias und Praxiteles geschehen, vermuthlich seine Absicht auf die damaligen friedlichen Umstände gehabt. Denn in dem ersten Jahre gedachter Olympias war, nachdem Alexander nach Babylon zurückgekommen, gleichsam in der ganzen Welt Friede. In Babylon, dieser Hauptstadt des persischen Reichs, kamen damals die Gesandten unzähliger Völker bei dem Eroberer Asiens an, theils demselben Glück zu wünschen, theils Geschenke zu bringen, und andere, die errichteten Verträge und Bündnisse zu bestätigen.

Lysippus ging auf der Bahn, die allezeit die größten Menschen in ihrer Art betreten haben, zur Vollkommenheit in seiner Kunst; dieser Weg ist, selbst die Quelle zu suchen und zu dem Ursprunge zurückzukehren, um die Wahrheit rein und unvermischt zu finden. Die Quelle und der Ursprung in der Kunst ist die Natur selbst, die, wie in allen Dingen, also auch hier unter Regeln, Sätzen und Vorschriften sich verlieren und unkenntlich werden kann. Was Cicero sagt, daß die Kunst ein richtigerer Führer als die Natur sei, kann auf einer Seite als richtig, auf der andern als falsch betrachtet werden. Nichts entfernt mehr von der Natur als ein Lehrgebäude und eine strenge Folge nach demselben, und dieses war zum Theil mit die Ursache von einiger Härte, welche in den mehrsten Werken der Kunst vor dem Lysippus geblieben war. Dieser Künstler suchte die Natur selbst nachzuahmen, und folgte seinen Vorgängern nur, in so weit sie dieselbe erreicht oder sich weislich über dieselbe erhoben hatten. Lysippus hat den Ruhm, dieselbe mehr als seine Vorgänger nachgeahmt zu haben. Er verfuhr, so wie zu unsern Zeiten in der Philosophie und Medicin geschehen ist; er fing da an, wo die Kunst angefangen hatte. In der Philosophie geht man jetzo auf Erfahrungen, und man schließt nicht weiter, als das Auge sieht und der Zirkel reicht; da fingen die ersten Menschen an.

Hieraus ist zu schließen, daß, da in der Kunst vieles ideastisch geworden war, das ist: da die vorigen großen Meister

das Schönste und das Höchste zu erschaffen suchten und sich davon ein Bild gemacht hatten, welches über die Natur erhaben war, wird es geschehen sein, daß sich dieses Bild von der Natur entfernt hatte, die also in ihren Theilen nicht mehr völlig kenntlich war. Zu der Beobachtung und Nachahmung derselben führte Lysippus die Kunst zurück, und dieses wird vornehmlich in Untersuchung dessen, was wir Anatomie nennen, bestanden sein.

Von Werken des Lysippus ist vielleicht nichts erhalten, schwerlich auch künftig etwas zu hoffen, da dieselben von Erz gewesen sind; denn daß er der Meister sei von vier schönen Pferden von Erz, die über dem Eingange der St. Markuskirche zu Venedig stehen, ist nicht zu beweisen. Unbeschreiblich ist der Verlust der Werke dieses Künstlers auch in Betrachtung der Menge: denn wenn es auch ungläublich schiene, daß eines einzigen Künstlers Hände sechshundert und zehn Figuren von Erz hervorbringen können, wie man zu Plinius Zeiten vorgab, werden dennoch allezeit die ein und zwanzig Statuen zu Pferde derjenigen, die von der Garde des Alexanders zu Pferde bei dem Flusse Granikus geblieben waren, und die Metellus aus der Stadt Dium in Macedonien nach Rom führte, wo sie auf dessen Portico aufgestellt wurden, Werke scheinen, die das ganze Leben eines Künstlers beschäftigen können.

Ich kann hier nicht mit Stillschweigen übergehen eine Statue des Herkules von Marmor, die in dem großherzoglichen Palaste, Pitti genannt, zu Florenz steht, auf deren Sockel man eingehauen liest: ΛΥΣΙΠΠΟΣ ΕΠΟΙΕΙ, Lysippus hat ihn gemacht; es verdiente dieselbe aber nicht erwähnt zu werden, wenn sie nicht von einem unerfahrnen Scribenten als ein wahres Werk dieses Künstlers wäre gepriesen worden. Ich verwerfe dessen Meinung, nicht weil ich gedachte Inschrift nicht für wirklich alt hielte; denn es befand sich dieselbe auf der Statue, da sie auf dem Palatino ausgegraben wurde, wie Flamino Vacca bezeugt: es ist aber bekannt, daß bei den Alten selbst dergleichen Betrügereien gemacht wurden, welche ich im dritten Stück des dritten Kapitels dieser Geschichte angeführt habe; und es ist dieses über die Inschrift, von welcher wir reden, bereits vom Marchese Maffei bemerkt worden. Daß aber diese Statue nicht von der Hand des Lysippus sein kann, beweist theils das Stillschweigen der Scribenten über Arbeiten dieses Künstlers in Marmor, theils die Statue selbst, die keines Lysippus würdig gehalten werden kann.

Das gütige Schicksal aber, welches auch über die Künste bei ihrer Vertilgung noch gewacht, hat aller Welt zum Wunder noch dem Verluste von unzähligen Werken der Kunst aus dieser Zeit der höchsten Blüthe derselben das schönste Denkmal zum Beweis von der Wahrheit der Geschichte, von der Herrlichkeit so vieler vernichteten Meisterwerke in der Statue des Laokoon erhalten, wenn die Künstler derselben zu den Zeiten Alexanders des Großen gelebt haben, welches wir jedoch nicht beweisen können; die Vollkommenheit dieser Statue aber macht es wahrscheinlich. Denn Plinius giebt dieselbe als ein Werk an, welches allen andern, sowohl der Materei als Bildhauerei vorgezogen werden müsse. Die Künstler derselben sind Agesander, Polydorus und Athanodorus aus Rhodus, von welchen der dritte Sohn des ersten war, und vermuthlich auch der zweite; denn daß Athanodorus aus Rhodus ein Sohn des Agesander gewesen, beweist die Inschrift der Base einer Statue in der Villa Albani, und die Statue des Laokoon macht wahrscheinlich, daß auch Polydorus ein Sohn des Agesanders gewesen sei, weil widrigenfalls sich nicht begreifen läßt, wie sich drei Künstler, ich will nicht sagen in der Arbeit an einer und eben derselben Statue theilen können, sondern wie sie sich verglichen, da Laokoon, der Vater, eine weit wichtigere und rühmlichere Figur ist, als die beiden Söhne desselben. Agesander wird folglich den Vater ausgearbeitet haben, und seine beiden Söhne die Figuren der Söhne des Laokoon.

Die Statue des Laokoon stand ehemals in dem Hause des Kaisers Titus, und ebendaselbst (nicht aber wie Nardini und Andere vorgeben, in den sogenannten sieben Sälen als den Wasserbehältern zu den Bädern) wurde sie entdeckt in dem Gewölbe eines Saales, der ein Theil der Bäder dieses Kaisers gewesen zu sein scheint, aber durch eben diese Entdeckung uns den eigentlichen Ort des kaiserlichen Hauses zeigt, als welches mit den Bädern vereinigt war. Hier stand Laokoon in einer großen Nische an dem Ende des gedachten und ausgemalten Saales, von dessen Gemälden sich noch der ierig sogenannte Coriolanus unter dem Gestmse erhalten hat.

Plinius meldet, daß die drei Figuren des Laokoon aus einem einzigen Steine gehauen gewesen, welches ihm also geschienen, weil man keine Fuge bemerkte, nicht daß es wirklich so gewesen: denn ein paar tausend Jahre haben endlich eine fast unmerkliche Fuge entdeckt, welche zeigt, daß der älteste von den zweien Söhnen nicht aus eben demselben Stücke Marmor gearbeitet worden, aus welchem der Vater und der jüngste Sohn gehauen sind. Den rechten Arm des Laokoon, welcher fehlt und von gebrannter Erde gemacht angesetzt ist, hat bereits Michael Angela zu ergänzen gedacht, und hat denselben in Marmor aus dem Größten gehauen entworfen, aber nicht geendigt; es liegt daher dieses Stück unten an der Statue.

Dieser mit den Schlangen umwundene Arm würde sich über das Haupt der Statue herüberbeugen, und es kann dieses Künstlers Absicht gewesen sein, den Begriff des Leidens im Laokoon, da dessen übrige Figur frei ist, durch die Annäherung dieses Arms zu dem Haupte, als in zweien verbundenen Begriffen, stärker zu machen, und durch die wiederholten Windungen der Schlangen hierher den größten Schmerz zu legen, welchen der alte Künstler mit dem Wohlstande und mit der Schönheit der Figur, da beides hier herrschen sollte, abgewogen hat. Es scheint aber, es würde der über das Haupt gebogene Arm die vornehmste Aufmerksamkeit, die das Haupt verlangt, zertheilt haben, da der Blick zu gleicher Zeit auf die Schlangengewinde um den Arm würde gerichtet gewesen sein. Es hat Bernini daher den von ihm ergänzten Arm in gebrannter Erde ausgestreckt, um das Haupt der Figur frei zu lassen, und um keinen andern Theil demselben oberwärts zu nähern. Die zwei Stufen unten an dem Würfel, auf welchem die Hauptfigur sitzt, scheinen die Stufen zu dem Altare anzudeuten, wo dasjenige, was hier vorgestellt ist, geschah.

Da nun diese Statue unter so vielen tausenden der berühmtesten Künstler, die aus allen Oerten von Griechenland nach Rom gebracht worden, hier als das Höchste in der Kunst geschätzt worden: so verdient dieselbe bei der niedrigern Nachwelt, die nichts vermögend ist hervorzubringen, was diesem Werke nur entfernter Weise könnte vergleichen werden, desto größere Aufmerksamkeit und Bewunderung. Der Weise findet darinnen zu forschen und der Künstler unaufhörlich zu lernen, und beide können überzeugt werden, daß in diesem Bilde mehr verborgen liegt, als das Auge entdeckt, und daß der Verstand des Meisters viel höher noch als sein Werk gewesen.

Laokoon ist eine Statue im höchsten Schmerze, nach dem Bilde eines Mannes gemacht, der die bewußte Stärke des Geistes gegen denselben zu sammeln sucht, und indem sein Leiden die Muskeln aufschwellt und die Nerven anzieht, tritt der mit Stärke bewaffnete Geist in der aufgetriebenen Stirne hervor, und die Brust erhebt sich durch den beklemmten Athem und durch Zurückhaltung des Ausbruchs der Empfindung, um den Schmerz in sich zu fassen und zu verschlingen. Das bange Seufzen, welches er in sich und den Athem an sich zieht, erschöpft den Unterleib und macht die Seiten hohl, welches uns gleichsam von der Bewegung seiner Eingeweide urtheilen läßt. Sein eigenes Leiden aber scheint ihn weniger zu beängstigen, als die Pein seiner Kinder, die ihr Angesicht zu ihrem Vater wenden und um Hülfe schreien: denn das väterliche Herz offenbart sich in den wehmüthigen Augen, und das Mitleiden scheint in einem trüben Dufte auf denselben zu schwimmen. Sein Gesicht ist klagend, aber nicht schreiend, seine Augen sind nach der höhern Hülfe gewandt. Der Mund ist voll von Wehmuth, und die gesenkte Unterlippe schwer von derselben; in der überwärts gezogenen Oberlippe aber ist dieselbe mit Schmerz vermischt, welcher mit einer Regung von Unmuth, wie über ein unverdientes unwürdiges Leiden, in die Nase hinaustritt, dieselbe schwülstig macht, und sich in den erweiterten und aufwärts gezogenen Nüstern offenbart. Unter der Stirn ist der Streit zwischen Schmerz und Widerstand, wie in einem Punkte vereinigt, mit großer Weisheit gebildet: denn indem der Schmerz die Augenbraunen in die Höhe treibt, so drückt das Sträuben wider denselben das obere Augenfleisch niederwärts und gegen das obere Augenlied zu, so daß dasselbe durch das übergetretene Fleisch beinahe ganz bedeckt wird. Die Natur, welche der Künstler nicht verschönern konnte, hat er ausgewickelter, angestrengter und mächtiger zu zeigen gesucht: da, wohin der größte Schmerz gelegt ist, zeigt sich auch die größte Schönheit. Die linke Seite, in welche die Schlange mit dem wüthenden Bisse ihren Gift ausgießt, ist diejenige, welche durch die nächste Empfindung zum Herzen am heftigsten zu leiden scheint, und dieser Theil des Körpers kann ein Wunder der Kunst genannt werden. Seine Beine wollen sich erheben, um seinem Uebel zu entrinnen; kein Theil ist in Ruhe, ja die Meißelstriche selbst helfen zur Bedeutung einer erstarrten Haut.

Zu eben dieser Zeit und zugleich mit dem Lysippus, blühte Pyrgoteles, ein Künstler, in Edelgesteine zu schneiden, welcher sowohl als dieser das besondere Vorrecht hatte, Alexander den Großen abzubilden. Zwei Steine sind

bekannt mit dem Namen des Pyrgoteles; dieser Name ist aber auf dem einen neuern Steinschneiders nicht zweideutig.

Alexandre der Große, dessen Tod nicht weniger als sein Leben in der Geschichte der Kunst ein merkwürdiger Zeitpunkt ist, starb in der Blüthe seiner Jahre, im ersten Jahre der hundert und vierzehnten Olympias, und wenig Jahre nach dessen Tode, nämlich in dre hundert und zwanzigsten Olympias, sagt Plinius, habe die Kunst aufgehört. Ich will nicht untersuchen, ob dieses eben so richtig gesagt sei, als wenn Tacitus behauptet, daß nach der Schlacht bei Aktium Rom keine großen Geister mehr hervorgebracht habe; oder, wie wir wissen, daß mit dem Tode des Augustus die römische Sprache und Beredsamkeit plötzlich ausartete. Man könnte glauben, daß Plinius etwa auf Athen insbesondere sein Absehen gerichtet habe, wie ich nachher berühren werde; denn aus der Folge dieser Geschichte wird in Absicht der griechischen Kunst überhaupt das Gegentheil darzuthun sein.

Nach Alexanders des Großen Tode erhoben sich Empörungen und blutige Kriege in den eroberten Reichen desselben, so wie in Macedonien selbst unter seinen nächsten Nachfolgern, die um die hundert und vier und zwanzigste Olympias alle bereits mit Tode abgegangen waren, und diese Kriege dauerten fort auch unter den Nachfolgern und Söhnen von diesen. Griechenland litt in kurzer Zeit durch feindliche Kriegsheere, mit welchen es unaufhörlich überschwemmt wurde, durch die fast jährliche Veränderung der Regierung, und durch die großen Schatzungen, womit die Nation erschöpft wurde, mehr als in allen vorigen innerlichen Kriegen der griechischen Städte unter sich selbst.

Die Athenienser, bei welchen der Geist der Freiheit nach Alexanders Tode aufwachte, machten den letzten Versuch, sich dem sanften Joche der Macedonier zu entziehen, und brachten andere Städte wider den Antipater in Waffen; aber sie wurden nach einigen erfochtenen Vortheilen bei Lamia geschlagen und gezwungen, einen harten Frieden einzugehen, worin ihnen auferlegt wurde, die Unkosten des Krieges und noch überdem eine große Summe Geldes zu zahlen, und in den Hafen Munychia Besatzung einzunehmen. Ja die aus jetzt gedachtre Schlacht entronnenen Athenienser wurden allenthalben von den abgeschickten Macedoniern aufgesuchet, und aus den Tempeln, wohin sie geflüchtet waren, mit Gewalt gerissen, und ein Theil von den Bürgern wurde nach Thracien geschickt, so daß die Freiheit der Athenienser hiermit ein Ende hatte. Polysperchon, des Antipaters Nachfolger in der vormundschaftlichen Regierung in Macedonien, ließ zwar kurz nachher in einer öffentlichen Ankundigung allen Griechen ihre vormalige Verfassung und eigne Regierung darbieten; es wurde aber dieses Anerbieten nicht erfüllet, und in Athen geschah das Gegentheil; denn die Hafen dieser Stadt blieben, auf Anrathen des Phocion, mit macedonischen Völkern besetzt.

Die Kunst, welche von der Freiheit gleichsam das Leben erhalten, mußte also nothwendig durch den Verlust derselben, an dem Orte, wo dieselbe vornehmlich geblühet, sinken und fallen. Cassander, Sohn des Antipaters und König in Macedonien, nachdem er das ganze Geschlecht Alexanders des Großen aus dem Wege geräumt hatte, setzte den Athenienfern den berühmten Demetrius Phalereus zum Regenten ihrer Stadt, welcher dieselbe ganze zehn Jahre nach seinem Wink und Willen zu ziehen wußte, und Athen wurde wiederum so volkreich, als es sonst gewesen war. Man sollte aus den dreihundert und sechzig Statuen von Erz, unter welchen viele zu Wagen und Pferde waren, welche dem Demetrius Phalereus binnen Jahresfrist von seinen Bürgern aufgerichtet wurden, schließen, daß die mehrsten Athenienser reiche Bürger und Künstler gewesen.

Dieses Regiment bestand, bis Demetrius Poliorcetes, Sohn des Königs Antigonus in Syrien, den Cassander schlug und Macedonien eroberte, welchen Umsturz auch Athen empfand; denn die Stadt mußte sich diesem glücklichen Sieger übergeben, und der Regent wurde flüchtig und begab sich nach Aegypten, wo er bei dem ersten Ptolemäus Schutz fand. Dieses geschah in der hundert und achtzehnten Olympias. Kaum hatte er Athen verlassen, da das unbeständige und unerkenntliche Volk alle seine Statuen umwarf und zerschmelzen ließ; ja sein Name wurde an allen Orten vertilget.

Gegen den Demetrius Poliorcetes hingegen bezeigeten sich die Athenienser ausgelassen in Ehrenbezeugungen, und es wurde eine öffentliche Verordnung gemacht über goldene Statuen, welche die Stadt diesem ihren neuen Herrn und dem Antiganus, seinem Vater, setzen wollte. Daß hier wirklich goldene Statuen gemeint seien, sollte man schließen aus einer ähnlichen Verordnung der Stadt Sigeum, im teojanischen Lande, über eine goldene Statue zu Pferde die daselbst eben diesem Antigonus aufgerichtet werden sollte. Aber eben diese verschwenderische Schmeichelei gereichte zum Nachtheile der Wahrheit und des Fleißes in der Kunst, und es könnte scheinen, daß man in der Kunst die Blumen mehr als den Kranz gesucht habe; so wie, nach des Plinius Bemerkung, das Blumenreich den Griechen allererst nach Alexander des Großen Zeit bekannt geworden.

Die niederträchtigen Schmeicheleien der Athenienser hatten diese dem Demetrius Poliorcetes verächtlich gemacht, der ihnen nach Verdienst begegnete, welches sie veranlaßte, sich wider ihn zu empören, nachdem Antigonus, sein Vater, in der Schlacht bei Ipsus geblieben war, und Lachares warf sich als das Haupt der Stadt auf. Diesen Meineid ließ Demetrius die Athenienser empfinden, indem er den Lachares verjagete, das Museum befestigte und Besatzung hineinlegte, welche Umstände diesem Volke eine wirkliche Knechtschaft schienen. In den nächstfolgenden Zeiten war endlich diese ehemals mächtigste griechische Stadt dermaßen heruntergekommen, daß, da Athen mit den Thebanern wider die Lacedamonier ein Bündniß machte, und zur Erschwingung der Kosten eine allgemeine Schätzung von allen Gütern, von Haus und Hof, und von baarem Vermögen in dem ganzen atheniensischen Gebiete gemacht wurde, an der Summe von sechstausend Talenten annoch 250 Talente fehlten. In solche Umstände waren die Athenienser verfallen wenige Jahre nach der Zeit, da sie einem einzigen Menschen einige hundert Statuen von Erz errichteten, welche jetzt in der ganzen Christenheit nicht bewerkstelliget werden könnten. In dieser Verarmung der Stadt Athen, wo Schiffahrt und Handel, als die Quellen des Reichthums, aufgehört hatten, sahen sich die Künstler genöthiget, diesen ihren vornehmsten Sitz zu verlassen, und anderwärts ihr Glück zu versuchen; und die Kunst selbst verließ, so zu reden, Griechenland auf einige Zeit, und ging nach Asien und Aegypten. Dieser Fall des Flors der Kunst ist zu verstehen von Künstlern, welche sich von neuem hervorgethan; denn diejenigen, welche, als Lysippus, Apelles und Protogenes, besagte Zeit überlebet, werden nach ihrem Flore gerechnet. Die große Veränderung nach Alexanders Tode äußert sich auch in der Sprache und Schreibart der Griechen; denn ihre Schriften sind von dieser Zeit an größtentheils in dem sogenannten gemeinen Dialekte abgefaßt, welcher zu keiner Zeit, oder an irgend einem Orte die Mundart des Volks war; es war eine Sprache der Gelehrten, so wie es die lateinische jetzt ist.

Nicht weniger als die Ptolemäer suchten die ersten Nachfolger Alexanders des Großen in den asiatischen Ländern, die Seleuciden, von Seleucus, dem Stifter dieses Reichs, also benamet, die aus Griechenland wandernde Kunst aufzunehmen, und zugleich die, welche geraume Zeit vorher unter den Griechen in Kleinasien blühete, zu schützen und zu befördern; so daß die dortigen Künstler denen, die in Griechenland geblieben waren, den Vorzug streitig machten. Es erlangete dieselbe aber nicht gleichen Ruhm mit der in Aegypten neu gepflanzten griechischen Kunst; vermuthlich weil Seleucia, die neu angelegte Hauptstadt, wohin diese Könige von Babylon ihre Residenz verlegten, und also der Sitz ihres Reichs, in dem Herzen von Asien gelegen, zu weit von den übrigen Griechen entfernt war, wo es den Künstlern kann ergangen sein, wie es noch jetzt mit denen geschieht, die sich von Rom, dem heutigen Sitze der Kunst, entfernen, und nach und nach sinken und sich verschlimmern, weil ihr Geist und ihre Einbildung der Nahrung und der schönen Bilder beraubet ist. Aegypten hingegen hatte von Alexandrien aus, vermittelst der See, und durch die Schiffahrt und den Handel die Gemeinschaft mit den Griechen offen, und die Künstler konnten in weniger Zeit, was ihnen aus Griechenland nöthig war, erhalten, wozu sich nicht gleiche Bequemlichkeit nach Seleneien fand. Daß die Entlegenheit des Sitzes der Seleuciden, und die Entfernung desselben von dem Meere und also von den Griechen, die Ursache des geringeren Fortgangs der griechischen Kunst in den dortigen Ländern gewesen sein könne, wird wahrscheinlich durch den Glanz, mit welchem in folgenden Zeiten die Kunst an dem Hofe der Könige von Bithynien und Pergamus, sehr eingeschränkten Staaten des jonischen Asiens, geblühet hat, wie unten wird gedacht werden. Unter den Künstlern, die sich an dem Hofe der ersten Seleuciden berühmt gemacht, ist uns Hermarkes von Rhodus durch die Statue des schönen Combabus bekannt.

Der bisher betrachtete Zeitpunkt der griechischen Kunst unter den nächsten Nachfolgern Alexanders des Großen endiget sich in der hundert und vier und zwanzigsten Olympias, in welcher diese Könige, nämlich Ptolomäus der Erste von Aegypten, Seleucus von Syrien, Lysimachus von Thracien, und Ptolemäus Ceraunus von

Macedonien, mit Tode abgegangen waern, wie ich oben angezeigt habe. In der folgenden hundert und fünf und zwanzigsten Olympias geschah es, daß durch eine Verbindung, die wenige unbetrachtliche Städte in Griechenland machten, entfernterweise der Grund gelegt wurde zu einer neuen und verschiedenen Gestalt von Griechenland, durch welche zuletzt die eingeschläferte Kunst wiederum erweckt wurde. Die Griechen erfuhren damals, was öfters in menschlichen Umständen zu geschehen pflegt, daß das Uebel, wenn es auf das Aeußerste gestiegen ist, ein Keim des Heils werden kann, so wie die zu stark gespannte und zersprungene Saite einer Violine einer andern Saite Platz macht, die mit mehr Behutsamkeit angezogen und harmonisch gestimmt wird.

In Griechenland, das von seinem ehemaligen Flor sehr abgefallen, war die alte Verfassung durch das Uebergewicht der Macedonier dergestalt verändert worden, daß sogar Sparta, wo die alte Regierung bis zu dieser Zeit an vierhundert Jahre unverändert geblieben war, nach der Schlacht bei Lenktra eine andere Gestalt bekommen hatte. Denn nachdem der spartanische König Cleomenes, wegen seiner despotischen Absichten, aus seinem Vaterlande nach Aegypten hatte flüchtig werden müssen, ergierten die Ephori allein, die aber in einem Aufstande nach dem andern mehr als einmal ermordet wurden. Nach Cleomenis Tode schritt man endlich von neuem zu einer Königswahl, und neben dem Agesipolis, der noch ein Kind war, wurde die höchste Würde dem Lycurgus ausgewirket, dessen Vorfahren nicht aus königlichem Geblüte waren; und dieses erhielt er durch ein Talent, welches er jedem Ephora gab. Es mußte aber derselbe, da dessen Bestechung bekannt wurde, ebenfalls flüchtig werden, und wurde endlich wiederum zurückgerufen; dieses geschah in der hundert und vierzigsten Olympias. Nicht lange hernach aber, und nach des Königs Pelops Tode, warfen sich verschiedene Tyrannen in Sparta auf, unter welchen Nabis, der letzte von denselben, völlig despotisch regierte und die Stadt mit fremden Völkern vertheidigte.

Das ehemals berühmte Theben lag zerstört, und Athen befand sich in gänzlicher Unthätigkeit, daher, da kein Retter der Freiheit war, hatten sich allenthalben Tyrannen aufgeworfen, die vom Antigonus Gonatas, Könige in Macedonien, unterstützt wurden. In diesen Umständen unternahmen es drei oder vier in der Geschichte kaum bekannte Städte, sich der Herrschaft der Macedonier zu entziehen, welches, wie ich gesagt habe, in der hundert und vier und zwanzigsten Olympias geschah. Es gelang diesen Städten, die Tyrannen, die sich bei ihnen aufgeworfen hatten, theils zu verjagen, theils zu ermorden, und weil man das Bündniß dieser Städte von keiner Folge hielt, blieben sie ungekränket; und diese Vereinigung war der Grund und der Anfang zu dem berühmten achäischen Bunde. Viele große Städte, ja selbst Athen, welche diesen Entschluß nicht gewagt hatten, befanden sich beschämt, und suchten mit gleichem Muthe die Herstellung ihrer Freiheit. Endlich trat ganz Achaja in ein Bündniß, und es wurden neue Gesetze und eine besondere Form der Regierung entworfen; und da die Lacedämonier und Aetolier aus Eifersucht gegen die Achäer aufstunden, so traten Aratus und Philopömenes, die letzten Helden der Griechen, und jener bereits im zwanzigsten Jahre seines Alters, an ihre Spitze, und waren muthige Vertheidiger der Freiheit, in der hundert und acht und dreißigsten Olympias.

Endlich brach die Eifersucht zwischen den Achäern und Aetoliern in einen offenbaern erbitterten Krieg aus, in welchem die Feindseligkeit beider Theile gegen einander so weit ging, daß man damals anfing, sogar wider die Werke der Kunst zu wüthen; und die Aetolier waern die ersten, die diesen Unfug verübten. Als die Aetolier in Dios, eine macedonische Stadt, aus welcher die Einwohner geflüchtet waren, ohne Widerstand einzogen, eissen sie die Mauern derselben um, und die Häuser nieder; die Hallen und die bedeckten Gänge um die Tempel wurden in Brand gesteckt, und alle Statuen daselbst zerschlagen. Eben solche Wuth verübten die Aetolier in dem Tempel des Jupiters zu Dodona in Epirus, wo sie die Galerien verbrannten, die Statuen zertrümmerten, und den Tempel selbst zu Grunde richteten; und Polybius führet in einer Rede eines acaenanischen Gesandten viele andere Tempel an, die von den Aetoliern waren ausgeplündert worden. Ja die Landschaft Elis, die bisher wegen der öffentlichen Spiele von feindlichen Parteien verschont geblieben war, und das Recht einer Freistätte genoß, wurde, so wie anderer Länder, von den Aetoliern heimgesucht.

Die Macedonier aber unter dem Könige Philippus und die Achäer verübten das Recht der Wiedervergeltung fast auf eben die Weise zu Thermä, der Hauptstadt der Aetolier, verschonten aber dennoch die Statuen und Bildnisse der Götter; da aber gedachter König zum zweitenmale nach Thermä kam, ließ er die Statuen, die er vorher stehen lassen, zu Grunde richten. Eben dieser König ließ in der Belagerung der Stadt Pergamum seine Wuth wider die Tempel aus, welche er, zugleich mit den Statuen in denselben, dermaßen zerstörte, daß auch die Steine selbst zertrümmert wurden, um zu verhindern, daß die Materialien nicht zu Wiederaufbauung dieser Tempel dienen könaten. Dieses giebt Diodorus dem Könige in Bithynien Schuld, welches vermuthlich ein Versehen sein muß. In gedachter Stadt war ein berühmter Aesculapius von Pholomachus gearbeitet, welcher Künstler bei andern Phyromachus heisset. Athen war zu Anfang dieses Kriegs ruhig gewesen, weil die Stadt gänzlich von den Macedoniern und von dem Könige in Aegypten abhing; durch diese Unthätigkeit aber waern sie von ihrem Ansehen und ihrer Achtung unter den Griechen gänzlich heruntergefallen; und da die Stadt von den Macedoniern abging, rückte König Philippus in ihr Gebiet, verbrannte die Akademie vor der Stadt, plünderte die Tempel umher aus, und ließ auch die Gräber nicht verschonet. Da die Achäer in seinen Vorschlag wider Sparta und den Tyrannen Nabis nicht willigen wollten, ging er von neuem in das attische Gebiet, und zerstörte die Tempel, welche er kurz zuvor ausgeplündert hatte, schlug die Statuen in Stücken, und ließ auch die Steine zertrümmern, damit sie nicht zu Wiederherstellung der Tempel brauchbar sein möchten. Diese neuerdings Grausamkeit war es, welche vornehmlich die Athenienser bewegte, wider den König eine Verordnung zu machen, wodurch alle Statuen desselben sowohl, als von Personen aus dessen Hause beiderlei Geschlechts, sollten umgeworfen und vernichtet werden; alle Orte, wo irgend etwas zu des Königs Ehre von Inschriften gesetzt war, wurden für unheilig und schändlich erklärt. In dem Kriege wider den König Antiochus in Syrien ließ der Consul Manius Aetilius, nach seinem Siege bei Thermopylä, den Tempel der itonischen Pallas in Böotien, worinnen gedachten Königs Statue stand, zerstören. Die Römer, welche bisher in feindlichen Orten die Tempel verschont hatten, fingen nunmehro auch an, nach ihrer Meinung das Recht der Wiedervergeltung zu üben, und plünderten in der Insel Bacchium, welche Phocäa gegenüber liegt, die Tempel aus, und führten die Statuen mit sich fort. In den oben erzählten Umständen befand sich Griechenland in der hundert und vierzigsten Olympias.

In eben der Zeit, da die Kunst in Griechenland niederlag, und die Werke derselben auf das Schrecklichste gemißhandelt wurden, blühete dieselbe unter den Griechen außer ihrem Vaterlande in Sicilien, aber noch mehr unter den Königen zu Bithynien und zu Pergamum. Von der Blüthe der Kunst in Sicilien um diese Zeit findet sich zwar in alten Scribenten keine eigentliche Nachricht; wir können aber auf dieselbe aus dem schönen Gepräge der Münzen dieser Insel einen Schluß machen. Denn die dorischen Pflanzstädte daselbst, deren Haupt Syracus war, scheinen mit denen, welche die Jonier besetzt hatten, unter welchen Leontium eine der vornehmsten war, sich den Rang in schönen Münzen haben abstreiten zu wollen.

Ich rede, wie ich gesagt habe, von den Zeiten der nächsten Nachfolger Alexanders des Großen bis auf die Eroberung der Stadt Syracus von den Römern, in welchen ein betrübtes Verhängniß über diese von der Natur überflüssig begabte Insel schwebte; und in dieser Betrachtung ist zu verwundern, daß in den unaufhörlichen Kriegen nicht sogar der Same der Kunst völlig in Sicilien ausgegangen. Denn daß die Kunst in den älteren Zeiten unter dem Gela, Hiero, und den beiden Dionsien, Königen zu Syracus, geblühet habe, ist allen bekannt, und es waern alle Städte in Sicilien mit Werken der Kunst angefüllt; so daß die Thüren des Tempels der Pallas zu Syracus, die aus Gold gearbeitet und aus Elfenbein geschnitzt waern, allen Werken dieser Art vorgezogen wurden.

Es müssen sich aber auch in den folgenden trüben und verworrenen Umständen, die ich vorher berührt habe, ohnerachtet der beständigen Kriege, sonderlich mit den Carthaginensern und im ersten punischen Kriege, große Künstler in Syracus erhalten haben, wie die außerordentlich schönen Münzen des Königs Agathokles, in Gold und Silber in verschiedener Größe, darthun, welche insgemein auf der einen Seite einen Kopf der Proserpina, und auf der andern eine Victoria vorstellen, die einen Helm auf ein Siegeszeichen setzt, welche Rüstungen auf den Stamm eines Baums gehängt sind. Da nun die Tyrannei und die Kunst nirgend zusammenstimmen, so muß es außerordentlich scheinen, wenn es in diesem Falle und unter den grausamsten Tyrannen geschehen ist. Es scheint daher glaublich, daß, da Agathokles in der Jugend ein Töpfer war, das ist, wie ich glaube, die Kunst gelernt hatte, Gefäße aus gebrannter Erde zu machen

und zu malen, da derſelbe alſo zur Zeichnung angeführet worden, er aus eingepflanzter Neigung den Künſtlern zugethan geweſen. Er ließ eine Schlacht zu Pferde malen, die er gehalten, und in gedachtem Tempel der Pallas zu Syracus aufhängen, welches Gemälde ſehr geſchätzt wurde, und unter den Sachen war, die Marcellus in der Plünderung, um ſich Liebe bei den Einwohnern zu erwecken, unangerühret ließ.

Hiero der Zweite, und Nachfolger des Agathokles, wurde aus einem Bürger ſeiner Stadt mit einhelligen Stimmen zum Könige erwählt und ausgerufen, in der hundert und ſieben und zwanzigſten Olympias, und alſo berührt deſſen Geſchichte annoch die Zeiten der erſten Nachfolger Alexanders des Großen, und fällt vor in dem erſten punischen Kriege, welcher in dem letzten Jahre der hundert und acht und zwanzigſten Olympias anfing. Die große Anſtalten, die Hiero zu Waſſer und zu Lande machte, Sicilien in Sicherheit zu ſetzen, und die Ruhe, welche dieſe Inſel unter ſeiner Regierung genoß, gaben der Kunſt ein neues Leben. Von den prächtigen Entwürfen, die dieſer König ausführte, gibt unter andern großen Werken ein Beiſpiel das im ganzen Alterthum berühmte Schiff von zwanzig Reihen Ruder an jeder Seite, welches er bauen ließ, ſo daß dieſes Werk mehr einem Palaſte als einem Schiffe ähnlich war. Es waren Waſſerleitungen, Gärten, Bäder und Tempel auf demſelben, und in einem Zimmer war der Fußboden von Muſaico, oder mit kleinen Steinen ausgeleget, welches die ganze Ilias vorſtellt, und alles wurde von drei hundert Künſtlern in zwölf Monaten geendiget. Er ſandte dem römiſchen Volke zu der Zeit, da Hannibal allenthalben Sieger war, eine Flotte mit Getraide und eine goldene Victoria, welche dreihundert und zwanzig Pfund wog. Dieſe nahm der Senat an, da derſelbe, obwohl in dem äußerſten Mangel, von vierzig goldenen Schalen, welche die Abgeordneten der Stadt Neapel brachten, nur eine einzige, und zwar die leichteſte, behielt; diejenigen goldenen Schalen aber, die die Stadt Päſtum in Lucanien ſandte, wurden den Geſandten derſelben mit Dankſagung zurückgegeben. Dieſes führe ich an als Nachrichten, die in einiger Abſicht zu der Geſchichte der Kunſt dieſer Zeit mit gehören; denn dieſe Schalen werden außer dem Golde auch ihren Werth in der Arbeit gehabt haben.

Dieſer glückliche Regent endigte ſein ruhmwürdiges Leben nach einer ſiebenzigjährigen Regierung, im neunzigſten Jahre ſeines Alters, und in der hundert ein und vierzigſten Olympias. In dem erſten Jahre der folgenden Olimpias, da Hieronymus, der unwürdige Sohn und Nachfolger des Hieru, nebſt allen den Seinigen ermordet worden, und die Häupter der Stadt Syracus ſich waffneten, wurde dieſe Stadt vom Marcellus belagert und erobert, wie unten wird berührt werden.

Nicht lange nach den Zeiten des Agathokles iſt eine Münze der Stadt Segeſta in Sicilien geprägt, welche einige Aufmerkſamkeit verdient, nicht ſowohl in Abſicht der Kunſt, als vielmehr der Seltenheit derſelben, und in Abſicht der Zeitrechnung. Auf der einen Seite iſt ein weiblicher Kopf, welcher die Segeſta, des Hippotes aus Troja Tochter, vorſtellt, von welcher die Stadt den Namen führete. Auf der andern Seite iſt ein Hund, nebſt drei Kornähren, welche den fruchtbaren Boden bedeuten. Der Hund iſt ein Bild des Fluſſes Crimiſus, welcher ſich in dieſes Thier verwandelte, um die Segeſta zu genießen, welche von ihrem Vater hieher geſchickt war, ihr Leben zu retten. Denn da Neptunus mit dem Apollo den verdienten Lohn wegen aufgeführtee Mauern der Stadt Troja vom Laomedon nicht erhalten, ſchickte derſelbe ein ſchreckliches Ungeheuer wider die Stadt, deſſen Wuth, nach dem Ausſpruche des Orakels des Apollo, die vornehmſten Jungfrauen von Troja ſollten ausgeſetzt werden. Das Merkwürdigſte dieſer Münze iſt der Name Egeſta und Segeſta zu gleicher Zeit. Dieſe von den Carthaginenſern belagerte Stadt wurde von Cajus Duilius in der hundert und neun und zwanzigſten Olympias entſetzt, und neunzehn Jahre hernach wurden die Carthaginenſer durch den Cajus Lutatius Catulus aus Sicilien verjaget, und dieſe Inſel wurde eine römiſche Provinz, das Reich des Hieron ausgenommen; in dieſer Provinz aber ließ man einigen Städten, unter welchen Segeſta genennet iſt, den völligen Genuß ihrer Freiheit. Die angegebenen neunzehn Jahre finden ſich auf dieſer Münze mit ΠIB angezeigt, wenn wie den Inhalt dieſer Zahl theilen; denn Π oder Z iſt ſieben, und IB zwölf; ungetheilt ſollte ſie *19* geſchrieben ſein. Ich bin der Meinung, daß die Segeſtaner die Zeit von dem Entſatze an bis zur Eroberung von Sicilien, in welcher ihnen ihre alte Freiheit wider Vermuthen beſtätiget worden, auf dieſer Münze haben erhalten wollen, und daß ſie damals der Namen Egeſta in Segeſta verändert.

Unter den Pflegern und Beſchützern der Künſte dieſer Zeit ſind obenan zu ſetzen die Könige von Pergamum, Attalus der Zweite, und deſſen Sohn und Nachfolger, Eumenes der Zweite. Die zween Regenten, die ihre Klugheit und Liebe für ihre Unterthanen unſterblich gemacht hat, machten aus einem kleinen Lande ein mächtiges Reich, und hinterließen Schätze, die attaliſche Reichthümer genennt wurden, um große Schätze zu beſchreiben. Sie ſuchten beide ſich die Griechen durch große Freigebigkeit zu verbinden, und Attalus bauete ſogar dem Philoſophen Laevdes, dem Haupte der neueren academiſchen Secte, einen Garten bei der Academie vor Athen, um in demſelben ungeſtört zu leben und zu lehren. Unter den Städten, denen er Gutes erwieſen, bezeugte Sicyon ihre Dankbarkeit durch eine koloſſaliſche Statue, die ſie ihm neben einem Apollo, auf dem öffentlichen Platze der Stadt ſetzte. Eumenes hatte ſich nicht weniger den Griechen dergeſtalt beliebt gemacht, daß ihm die mehrſten ptoponneſiſchen Städte Säulen aufrichteten.

Nebſt den großen Abſichten, die zum Wohle der Länder abzielten, waren dieſe Könige zuerſt beſorgt, den Wiſſenſchaften die Hand zu reichen, und denſelben Nahrung zu geben; und zu dieſem Zwecke wurde eine große Bücherſammlung zu Pergamum angelegt, die zum öffentlichen Gebrauche beſtimmt war, ſo daß Plinius zweifelhaft iſt, ob dieſe Bibliothek, oder die zu Alexandrien, als die erſte in gedachter Abſicht errichtet worden. In Sammlung der beſten Schriften entſtand eine Eiferſucht zwiſchen den Gelehrten zu Pergamum und denen zu Alexandrien, die ſo weit ging, daß am erſten Orte untergeſchobene Schriften unter dem falſchen Namen älterer Scribenten geſchmiedet wurden, und die Gelehrten in Alexandrien ſtritten mit jenen um den Vorzug in dieſem Betruge. Da Ptolemäus Philadelphus die Ausfuhr des ägyptiſchen Papyrus ebenfalls aus Eiferſucht verbot, wurde zu Pergamum die Kunſt erfunden, die Schaffelle zum Schreiben zuzurichten.

Mit der Liebe zu den Wiſſenſchaften vereinigten dieſe Könige eine große Neigung zur Kunſt, und ließen berühmte Werke derſelben aus Griechenland kommen. Es war zu Pergamum das berühmte Paar Ringer von der Hand des Cephiſſodotus, Sohns des Praxiteles, und von Gemälden des Apollodorus Ajax, wie er vom Blitze getroffen wurde; das iſt: Ajax, welcher ſich im Schiffbruche auf einen Felſen rettete, und noch hier den Göttern trotzte, mit den Worten: „ich werde auch wider den Willen der Götter entkommen!“ Alſo iſt Ajax auf einem geſchnittenen Steine vorgeſtellt. Solche Gemälde wurden königlich bezahlt, wie Plinius von der Figur eines Kranken von dem berühmten Ariſtides angezeigt, welche Attalus für hundert Talente kaufte.

Von Künſtlern, welche am Hofe dieſer Könige geblühet haben, macht Plinius aber Bildhauer namhaft, den Iſigonus, Pyromachus, Stratonicus und Antigonus, deſſen Schriften über ſeine Kunſt ehemals geſchätzt waren, und er berichtet, daß viele Maler die berühmte und ſiegreiche Schlacht gedachter zwei Könige, wider die Gallier in Myſien, gemalt. Eben dieſer Scribent gibt uns Nachricht vom Sofus, der zu Pergamum in muſaiſcher Arbeit trefflich war, und auf einem dergleichen Fußboden war der Kehricht, welcher zuſammengeſetzt wird, aus lauter kleinen Steinen vorgeſtellt, welches Werk daher ἀσσάρωτος οἶκος, das iſt: das nicht gekehrte Haus, genannt wurde. In eben dieſem Fußboden und vermuthlich auf ſeiner Mitte, war eine Taube abgebildet, die aus einer Schale trank, und den Schatten von ſich in's Waſſer warf, da andere Tauben auf dem Rande dieſer Schale ſich ſonneten und ſich kratzen. Ich werde an einem andern Orte meine Zweifel anführen wider diejenigen, welche glauben, daß ein Muſaico, welches in der Villa Hadriani unter Tiboli entdeckt worden, und eben dieſes vorſtellt, auch eben daſſelbe ſei, deſſen Plinius gedenkt, und daß es gedachter Kaiſer von Pergamum nach ſeiner Villa führen laſſen.

Die vorher gedachten erdichteten Schriften unter den Namen berühmter Männer, die in dieſen Zeiten zu Pergamum erſchienen, veranlaſſen zu glauben, daß in der Kunſt eben dieſes geſchehen ſein könne, und daß man damals angefangen habe, auch Statuen unter dem Namen der großen Bildhauer voriger Zeiten zu verfertigen. Denn Werke von dieſer Art, mit einem falſchen Namen bezeichnet, ſowohl die noch vorhanden ſind, und oben von mir angezeigt worden, als diejenigen, deren Phädrus erwähnt, führten den Namen jener Künſtler. Es iſt auch wahrſcheinlich, daß damals die Zeit der Copiſten ihren Anfang genommen, von deren Hand die Menge der Statuen von jungen Satyrs übrig geblieben, die alle einander ähnlich ſind, und als Copien des ſo berühmten Satyrs des Praxiteles angeſehen werden. Ich übergehe viele andere Figuren, die ebenfalls nach einem und ebendemſelben Modelle gearbeitet ſcheinen, wie es zwei Si-

leni ſind, mit dem jungen Bacchus in den Armen, in dem Palaſte Ruſpoli, die dem berühmteren Silenus, in der Villa Borgheſe, ähnlich ſind, und verſchiedene Figuren des Apollo Sauroktonos, als Copien desjenigen, der von der Hand des Praxiteles unter jenem Beinamen berühmt war. Die vielen Venus ſind bekannt, die alle die Stellung der Venus des gedachten Künſtlers haben; und wie viele Apollo finden ſich, die den rechten Arm auf dem Haupte rubend halten, mit einem Schwane zu den Füßen?

Nach dieſen angezeigten vortheilhaften Umſtänden der griechiſchen Kunſt in Sicilien und unter den Königen zu Pergamum, da dieſelbe in Griechenland unter den beſtandigen inneren Kriegen gefallen war, kehern wir zurück zu den Begebenheiten der Griechen, wo wir, nach geendigten Feindſeligkeiten, die Kunſt von neuem aufgeleht betrachten.

Da in gedachtem Kriege beide Partein geſchwächt waren, ſuchten die Aetolier ſich zu helfen, und riefen wider die Achäer die Römer zu Hülfe, die damals zuerſt ihren Fuß auf den griechiſchen Boden ſetzten. Da aber die Achäer, welche die Partei der Macedonier ergriffen, durch Philopömenes, ihren Feldherrn, einen Sieg wider die Aetolier und ihren Beiſtand erfochten hatten: traten die Römer, da ſie beſſer von den Umſtänden in Griechenland unterrichtet waren, von denen ab, welche ſie gerufen hatten, und zogen die Achäer an ſich, welche mit ihnen Corinth eroberten, und den König Philippus von Macedonien ſchlugen. Dieſer Sieg wirkte einen berühmten Friedrn, in welchem ſich der König der Entſcheidung der Römer unterwarf, und ſich bequemen mußte, alle eingenommenen Plähe in Griechenland abzutreten, und aus allen Orten ſeine Beſatzungen zu ziehrn, und die Erfüllung alles dieſes mußte geſchehen vor den iſthmiſchen Spielen. In dieſen Umſtänden nahmen die Römer ein empfindliches Herz an gegen die Freiheit rines andern Volks, und der Proconſul Quintus Flaminius hatte im drei und dreißigſten Jahrr ſeines Alters die Ehrr, die Griechen für freie Leute zu erklären, die ihn faſt anbeteten.

Dieſes geſchah in dem vierten Jahrre der hundert und fünf und vierzigſten Olympias, hundert und vier und neunzig Jahre vor der chriſtlichen Zeitrechnung; und es iſt glaublich, daß Plinius dieſe Olympias, nicht aber die hundert und funf und funfzigſte geſetzt habe, wenn er berichtet, daß die Künſte in derſelben wiederum zu blühen angefangen. Denn in der hundert und fünf und funfzigſten waren die Römer als Feinde in Griechenland; die Künſte aber konnen ohne beſondere glückliche Verhältniſſe niemals emporkommen. Bald heenach wuede den Griechen ihre Freiheit duech den Paulus Aemilius beſtätiget. Die Zeit, in welcher die Künſte in Griechenland niedergelegen, wird geweſen ſein, wie die Zeit von Raphael und Michael Angelo bis auf die Caracci. Die Kunſt fiel damals in der römiſchen Schule ſelbſt in eine geaße Barbacei, und auch diejrnigen Künſtler, die von der Kunſt ſchrieben, als Vaſari und Zuccheri, waren wie mit Blindheit geſchlagen. Die Gemälde der beiden großten Meiſtee in der Kunſt waren in ihrem völligen Glanze, und im Angeſichte derjenigen gemacht, die, wie ihre Arbeit zeigt, niemals ein aufmertſames Auge auf dieſelben gerichtet, und keine einzige alte Statue betrachtet zu haben ſcheinen. Dem ältrren Caracci gingen in Bologna zuerſt die Augen wiederum auf.

In gedachter Wiederherſtellung oer Künſte in Griechenland haben ſich unter den Bildhauern berühmt gemacht Antäus, Kalliſtratus, Polykles, der Meiſter des ſchönen Hermaphrodit, Athenäus, Kallirenus, Pythokles, Pythias, Timokles und Metrodorus, der Maler und Philoſoph, die aber Plinius unter die vorigen Künſtler heruntersetzt; und dieſes iſt das letzte Aller der eigentlichen griechiſchen Kunſt.

Blüthe und Verfall der Kunſt unter den Römern.

Unter dem Trajanus bekam Rom und das ganze römiſche Reich ein neues Leben, und er fing an, nach ſo vielen Unruhen duech die großen Werke, welche er unternahm, die Künſtler aufzumuntern. Die Ehre einer Statue, welche er ſich nicht allein, mit Ausſchließung Anderer, anmaßete, ſondern mit wohlverdieneten Männeen theilete, kann der Kunſt ſehr beförderlich geweſen ſein; ja wir finden, daß jungen Leuten von großer Hoffnung Statuen nach ihrem Tode geſetzet wurden.

Das größte Werk von (des) Trajanus Zriten iſt beſſrn Säule, welche mitten auf dem Foro ſtand, das ee durch den Apollodarus von Athen bauen ließ, und zu beſſrn Gedächtniſſe eine ſeltene guldene Münze gepräget worden, auf deren Rückſeite ein Gebäude dieſes Platzes angegeben iſt. Hat jemand Gelegenheit, die Figuren auf der Säule in Gyps geformet zu betrachten, ſo wird er erſtaunen über die unendliche Verſchiedenheit in ſo viel tauſend Köpfen an derſelben. Im ſechzehnten Jahehunderte war nach der Kopf übrig von der koloſſaliſchen Statue dieſes Kaiſers, welche auf der Säule ſtand; oon demſelben findet ſich weiter keine Nachricht.

Von den Gebäuden ſeines Forums, die jene Säule umgaben, und deren Decken oder Gewölbe von Erz waren, kann man ſich einen Begriff machen aus einer daſelbſt im Monate Auguſt 1765 entdeckten Säule von dem ſchönſten weißſchwarzen Granit, die acht und einen halben Palm im Durchmeſſer hielt. Es wurde dieſelbe gefunden, da man eine Gruft machte zur Grundlage einer Auffahrt zu dem Palaſte Imperiale, und zugleich mit derſelben ein Stück des oberen Geſimſes, oder die Cornifche der Architrave von weißem Marmor, welche dieſe Säule trug, und über ſechs Palmen hoch iſt. Da nun die Carnifche das Drittheil nnd noch weniger van dem Gebälke iſt, ſo muß daſſelbe über achtzehn Palmen hach geweſen ſein. Dieſes Stück hat der Herr Cardinal Alexander Alduui in ſeine Villa ſetzen laſſen, nebſt einer Inſchrift, die den Ort anzeiget, wo daſſelbe entdeckt worden. Es zeigten ſich beim Graben an eben dem Orte noch andere fünf Säulen von gleicher Geöße, die in der Tiefe liegen geblieben ſind, weil niemand die Koſten tragen wollte, dieſelben herans zu heben, und man hat auf dieſe Säulen die Grundlage gedachtee Auffahrt geſetzt. Nach der Saule kann als das edelſte Week der Kunſt, welches ſich erhalten hat, der koloſſaliſche Kopf gedachten Kaiſers, in der Villa des Heern Cardinals Alexander Albani, betrachtet werden; es iſt derſelbe veu der Halsgende bis auf das Wirbel fünf römiſche Palm hoch.

Apollodorus, welchen Trajanus von Athen kommen ließ, den Bau dieſes Forums zu führen, zeiget, daß iu dem, was die Kunſt betrifft, die Griechen allezeit den Vorzug hatten, ja es war iher Sprache in Rom beliebter, als ſelbſt die römiſche, welches die in griechiſcher Speache van Römern verfaſſten Geſchichten unter anderen beweiſen. Daher geſchah es, daß ſich Römer griechiſche Grabſteine ſetzen ließen, und auf dem Sokel einer römiſchen Statue, die ſich zu unſerer Väter Zeiten in Rom befand, ſtanden die Worte: *ΚΑΛΩΣ ΤΕΙΜΗΣΑΝΤΙ*, dem, der den Zull ehrlich verwaltet, welches ein Römer geweſen ſein muß.

In Abſicht der Baukunſt verdienet der Bogen des Trajanus zu Ancona mit angeführt zu weeden; denn mau wird an keinem alten Gebäude ſo erſtaunend große Blöcke Marmor angebracht finden. Das Baſament des Bogens bis an den Fuß der Säulen iſt aus einem einzigen Stücke; in der Länge hält es ſechs und zwanzig römiſche Palmen und rin Drittheil; die Breite iſt von ſiebenzehn und einem halben, und die Höhe von dreizehn Palmen. Oben auf dieſem Bagen ſtand dieſes Kaiſers Statue zu Pferde, wovon noch ein Huf und dem Rathhauſe zu Ancona verwahet wird. Die Pfeiler der Brücke des Trajanus über die Donau dienten, nachdem die Brücke abgeworfen war, wie Dion ſagt, blos dazu, die äußerſte Starke der menſchlichen Krafte zu zeigen.

Von öffentlichen Weeken der Kunſt unter dem Trajanus ſind übrig, außer den ſchönen Stücken ſeines Bogens, woraus Conſtantin den ſeinigen zuſammenſetzrn ließ, Trümmer von großen erhobenen Werken, die in der Villa Borgheſe liegen, und entwedee von einem zweiten Triumphbogen dieſes Kaiſees, oder von einem anderen öffentlichen Gebäude ſeines Forums zu ſein ſcheinen, wie die Baſilika Ulpia war, welches Gebäude auf einer ſchon oben erwähnten ſeltnen goldenen Münze angedeutet iſt. Dieſe erhobenrn Werke ſtellen Krieger mit iheen Feldzeichen voe, in Figueen von eilf Palmen in dee Höhe, unter welchen man den Feldherrn unterſcheidet, abee nicht erkennet, weil der Kopf abgeſchellert iſt.

Die große Sorgfalt, welche Trajanus trug, die Werke der Kunſt, die gelitten hatten, auszubeſſeen, iſt bekannt.

An den großen Werken, die dieſer Kaiſer aufführen ließ, ſcheinet Geiechenland ſelbſt keinen Antheil gehabt zu haben; es war auch unter den Griechen keine Gelegenheit, die Künſte zu üben, da vermuthlich außer den Kaiſern, in keiner griechiſchen Stadt anderen Perſonen Statuen errichtet wurden. Wenn aber die Griechen damals dieſe Ehre einer Perſon erweiſen wollten, vergriffen ſie ſich an Statuen ehemaliger berühmter Männer, und begnügten ſich, die Inſchrift um denſelben zu ändern, wodurch eine Statue, die einen griechiſchen Helden vorſtellte, wider die Aehnlichkit des Bildes einen römiſchen Prätor oder ſonſt einer Perſon zugeſchrieben wurde, wie Dio Chryſoſtomus rin ſolches Verfahren den Rhodiſern in einer beſondern Rede vorwirft. Dieſer Redner lebte zu den Zeiten, von welchen wir reden.

Auf den Trajanus folgte Hadrianus, der größte Freund, Beförderer und Kenner der Kunſt, welcher ſogar mit eigenee Hand Statuen verfertiget haben ſoll; ſo daß daher Victor, als ein unverſchämter Schmeichler, ſagt, es könne

Digitized by Google

dieſer Kaiſer als ein Künſtler neben den berühmten Bildhauern, dem Polykletus und dem Euphranor ſtehen. Wenn man von ſeiner Neigung gegen den alten Styl der römiſchen Sprache im Schreiben auf die Kunſt ſchließen könnte; würde er auch in dieſer jenen herzuſtellen geſucht haben. Nebſt der Liebe zur Kunſt war ſeine Begierde, alles zu wiſſen und zu ſehen, ohne Schranken; und es war dieſelbe der vornehmſte Grund der großen Reiſen, die er im ſechſten Jahre ſeiner Regierung nach allen römiſchen Provinzen antrat, ſo daß ſich Münzen finden von ſiebenzehn Ländern, die er durchreiſet iſt. Er ging ſogar nach Arabien und Aegypten, welches Land er, wie er ſelbſt in einem Briefe an den Conſul Severinnus ſagt, völlig ausſtudirt hatte.

Durch den Hadrianus wurde die Kunſt auf den Thron erhoben, und die Griechen, ſo zu reden, mit derſelben; ſo daß ſeit dem Verluſte der Freiheit Griechenland keine glücklichere Zeit erlebte, und keinen mächtigern Freund gehabt hatte. Denn dieſer Kaiſer nahm ſich vor, Griechenland in die vorige Freiheit zu ſetzen, indem er es für ein freies Land erklärte, und ſuchte den griechiſchen Städten ihren vorigen Glanz wieder zu geben. In dieſer Abſicht ließ er nicht allein in Athen ſo ſtark bauen, wie Perikles vor Zeiten gethan hatte, ſondern es wurden auch alle berühmte Städte in Griechenland ſowohl als in Kleinaſien mit öffentlichen Gebäuden, Waſſerleitungen und Bädern ausgeziert. Ein Tempel, welchen er zu Cyzikum aufführen ließ, wurde unter die ſieben Wunderwerke der Welt gezählt: und vielleicht ſind neu demſelben übrig die erſtaunenden Trümmer daſelſt, die ſeit langer Zeit den dortigen Einwohnern zu ihrem Bau dienen. Er trat den Parthen ein großes Land ab, um, wie es ſcheint, zugleich zu dieſen ſeinen großen Abſichten Ruhe zu haben.

Gegen Athen aber äußerte Hadrianus eine ganz vorzügliche Neigung, theils weil dieſe Stadt der Siz der Künſte geweſen war, theils weil er viel Jahre daſelbſt gelebt und die Stelle eines Archon verwaltet hatte. Er gab den Athenienſern die Inſel Cephalenia wieder, bauete den Tempel des Bacchus and vollendete den Tempel des olympiſchen Jupiters zu Athen, nachdem derſelbe an ſiebenhundert Jahre, nem Piſiſtratus an, gelegen hatte, und es wurde ein Werk, welches viele Stadien im Umfange hatte. In demſelben ließ er, wie Pauſnnias berichtet, unter andern Statuen, von Golde and Elfenbein verfertiget, eine ſolche koloſſaliſche Statue des Jupiters ſetzen; eine jede römiſche Stadt ließ in dieſem Tempel dem Kaiſer ſelbſt eine Statue errichten.

Der Eifer dieſes Kaiſers um die Kunſt erweckte eben den Trieb auch in anderen Griechen, ſo daß der einzige Redner Herodes von Athen, and daher Attieus zubenamet, in verſchiedenen griechiſchen Städten Statuen errichten ließ, welcher auch außer Athen ein ganz neues Stadium von weißem Marmor an dem Fluſſe Iliſſus, nebſt einem Theater in Athen and zu Korinth, und dieſes aus eigenen Mitteln, erbauete.

Es war jedoch dieſes Kaiſers Luſt, zu bauen and der Kunſt Nahrung zu geben, nicht blos auf Griechenland eingeſchränkt, ſondern die Städte in Italien hatten ſich gleicher Freigebigkeit zu rühmen. Von Nachrichten der Gebäude, die Hadrianus außer Rom in Italien aufgeführt, begnüge ich mich, eine vielleicht irrig verſtandene Inſchrift anzuführen, die man auf das Amphitheater zu Capua gedeutet hat, weil dieſelbe neben demſelben gefunden ſein ſoll, die aber das Theater eben dieſer Stadt angehet; welches von dem Amphitheater nicht über funfzig Schritte entfernt iſt. Mazzocchi, welcher dieſelbe ergänzet hat, deutet die Säulen, die Hadrianus nach der Inſchrift hinzugeſetzt, auf die halb hervorſpringenden Säulen des Amphitheaters, ohne zu überlegen, daß dieſe Säulen, wie in allen Amphitheatern, mit den Lagen der Steine, an welchen ſie hervorſpringen, aus einem Stücke gehauen ſind. Es hat auch derſelbe nicht betrachtet, daß man in einem ſolchen Gebäude für Statuen keinen Platz findet, mit welchen ſowohl als mit Säulen nur Theater können ausgeziert werden. Von dem einen ſowohl als von dem andern haben wir den Beweis an einigen Säulen von Giallo antico, die zween Palmen und drei Viertheile im Durchmeſſer haben, ſo wie an vielen Statuen, die vor wenigen Jahren in dem capuaniſchen Theater ausgegraben worden, wovon man noch jezt die Ernſt ſieht. Dieſe Säulen nebſt den Statuen ſtehen zu Caſerta, und ſind für das dortige königliche Schloß beſtimmt. Unter den Statuen iſt die ſchönſte eine Venus Victrix, die den linken Fuß auf einen Helm ſezt, und außer den Armen, welche mangeln, völlig erhalten iſt.

In Rom ſelbſt baute ſich dieſer Kaiſer das prächtige Grabmal, welches jezt unter dem Namen der Engelsburg bekannt iſt. Außer einigen Säulengängen, welche umher gingen, war das ganze Gebäude mit weißem Marmor bekleidet, und mit Statuen beſezt. Nach der Zeit diente dieſes Gebäude als eine Feſtung, und da in demſelben die Römer von den Gothen belagert wurden, vertheidigten ſich jene mit Statuen, die ſie auf die Feinde herunterwarfen, unter welchen der berühmte ſchlafende Faun über Lebensgröße, jezt in dem Palaſte Baederini, war, den man bei Ausräumung des Grabens dieſes Caſtells fand. Eins der größten Werke der Bildhouerei, welche dieſer Kaiſer machen laſſen, würde deſſen Statue ovf einem Wagen mit vier Pferden geweſen ſein, die auf der Spize dieſes ſeines Grabmals ſoll geſtanden haben, und, wenn dem Scribenten, der es berichtet, zu glauben iſt, ſo groß war, daß ein ſtarker Mann in die Löcher, welche die hohlen Augen an den Pferden machten, hineinkriechen konnte: man gibt ſogar vor, daß dieſes Werk aus einem einzigen Blocke Marmor gehauen geweſen. Es ſcheint aber eine griechiſche Lüge aus der Zeit des Scribenten zu ſein, welche zu gleichem Paare geht mit der Nachricht eines andern griechiſchen Scribenten dieſer Zeiten, von dem Kopfe einer Statue der Juno zu Conſtantinopel, welchen kaum vier Geſpann Ochſen ziehen können. Hadrianus ließ alles ſeinen Freunden nicht allein nach ihrem Tode, ſondern auch bei Lebenszeit Statuen und zwar auf dem Foro zu Rom ſetzen.

Unter ſo vielen Werken, die Hadrianus, nachdem er vier Jahre vor ſeinem Tode nach Rom zurückkam, ausgeführet hat, war vermuthlich das größte Gebäude ſeine Villa unter Tivoli, deren Trümmer an zehn Miglien im Umfange haben, und außer vielen Tempeln und andern Gebäuden zween Theater in ſich begreifen, von welchen das eine den deutlichſten Begriff von allen alten Theatern in der Welt giebt, weil die ganze Scene erhalten iſt. Er ließ hier ſogar die berühmteſten Gegenden und Gebäude von Griechenland vorſtellen, die auf die Orte, die unter dem Namen der elyſäiſchen Felder bekannt waren. Unter andern Gebäuden ſind die ſogenannten hundert Kammern berühmt und ſehenswürdig, in welchen die kaiſerliche Garde lag, welches Wohnungen waren, die keine Gemeinſchaft eine mit der andern hatten, ſondern vermöge eines hölzernen Ganges von außen, welcher durch eine Wache konnte beſezt und geſchloſſen werden. Es ſind zwei Reihen Gewölbe über einander, welche in dem Winkel, welchen ſie machen, ein rundes Caſtell haben, wo man ſich das Corpo di Guardia vorſtellt. In jedem Gewölbe waren, vermöge eines dreifternen Bodens, welcher auf hervorſpringenden Steinen ruhte, die man noch findet, zwei Wohnungen, und es findet ſich noch in einem derſelben der abgekürzte Name eines Soldaten mit ſchwarzer Farbe, wie mit einem Finger geſchrieben. Die Pracht dieſer Gebäude war ſo verſchwenderiſch, daß ein ſehr langer Teich, in welchem, wie man glaubt, Gefechte zu Schiffe vorgeſtellt worden, ganz and gar mit geldem Marmor ausgefüttert war. In demſelben fand ſich beim Ausgraben, außer vielen Hirſchgeripen, eine große Menge Köpfe von Marmor, und von andern härteren Steinen, von welchen viele mit der Hacke zerſchlagen waren; die beſten nun denſelben behielt Cardinal Polignac. Es waren lange Gänge zum Spazieren mit Muſaico belegt, von welchen man noch große Stücke ſieht: die Boden der Zimmer waren von eben dieſer Arbeit, aber von kleinern Steinen zuſammengeſezt. Unzählig viele Tiſche von Muſaica, theils in Rom, theils anderwärts, ſind alle unter dem Schutte dieſer Trümmer gefunden worden. Mit Statuen, die hier in großer Menge ſeit dritthalb Jahrhunderten ausgegraben worden, ſind alle Muſeen in ganz Europa bereichert: es wird noch jezt beſtändig gegraben und gefunden, und annoch für die ſpäte Nachkommenſchaft bleiben Entdeckungen zu machen übrig. Der Cardinal von Eſte, der auf den Trümmern der Villa des Mäcenas zu Tivoli die ſeinige erbaute, beſezte dieſelbe mit unzähligen Statuen, die man dort fand, und dieſe ſind nach und nach von dem Herrn Cardinal Alexander Albani gekauft und weggeführet, und ein großer Theil derſelben iſt von ihm dem Muſeo Capitolino einverleibt worden.

Außer den vorzüglichſten Werken in Marmor, die aus gedachter Villa des Hadrianus gekommen ſind, und von welchen ich nachher reden werde, gedenke ich zuerſt des berühmten Gemäldes in Muſaico, welches eine Schale voll Waſſer vorſtellt, auf deren Rande vier Tauben ſizen, von denen die eine trinken will. Der Werth dieſes Werkes beſteht vornehmlich darin, daß es völlig aus den kleinſten harten Steinen zuſammengeſezt iſt, und vielleicht als das einzige in dieſer Art kann angeſehen werden; denn in allen andern ſolchen Gemälden, auch in denen, die ich nachher beſchreiben werde, ſind Glaspaſten mit zu Hülfe genommen, um Farben herans zu bringen, die ſich ſchwerlich in Steinen finden. Es wurde daſſelbe eingeſezt gefunden mitten in dem Baden eines Zimmers, welches von gröberem Muſaico gelegt war, und umher einen handbreiten Streif von Blumenwerk hatte, und van eben ſo feiner Arbeit, wie jenes Muſaien iſt. Von dieſen Streifen, welche in's Gevierte auf demſelben umherliefen, hat der Herr Cardinal Alexander Albani ein Stück von einem Palmen breit, und von vier Palmen lang, in ein Tiſchblatt von orientaliſchem Alabaſter in ſeiner Villa einfaſſen

laſſen, und von demſelben erhielt Seine königliche Hoheit der Kurprinz von Sachſen, da er in Rom war, ein ähnliches Tiſchblatt mit einer noch längern von dieſen Binden, von eben der Berite und von eben dieſer Arbeit.

Wäre es möglich geweſen, die Kunſt zu ihrer vormaligen Herrlichkeit zu erheben, ſo war Hadrianus der Mann, dem es hierzu weder an Kenntniß noch an Bemühung fehlte; aber der Geiſt der Freiheit war aus der Welt gewichen; und die Quelle zum erhabenen Denken und zum Ruhme war verſchwunden. Es kann auch als eine Urſache der aufgeklärte Aberglauben, und die cheiſtliche Lehre angegeben werden, welche ſich eigentlich unter dieſem Kaiſer anfing auszubreiten. Die Gelehrſamkeit, welcher Hadrianus aufhelfen wollte, verlor ſich in unnütze Kleinigkeiten, und die Beredſamkeit, welche durch bezahlte Redner gelehrt wurde, war meiſtens Sophiſterei: dieſer Kaiſer ſelbſt wollte den Hamerus unterdrücken, und an deſſen Statt den Antimachus emporbringen und einführen. Außer dem Lucianus iſt der Styl der griechiſchen Scribenten dieſer Zeit theils ungleich, theils geſucht und gekünſtelt, und wird dadurch dunkel, wovon Ariſtides ein Beiſpiel ſein kann. Die Athenienſer waren bei allen verliehenen Freiheiten in Umſtänden, daß ſie einige Inſeln, welche ſie bisher behauptet hatten, verkaufen wollten. Die Kunſt konnte ſich eben ſo wenig, wie die Wiſſenſchaften, erheben, und der Styl der Künſtler dieſer Zeit iſt von dem alten merklich verſchieden, wie man ſelbſt damals, nach einigen oben angeführten Anzeigen der Scribenten dieſer Zeit, eingeſehen hat. Die Hülfe, welche Hadrian der Kunſt gab, war wie die Speiſen, welche die Aerzte den Kranken verordnen, die ſie nicht ſterben laſſen, aber ihnen auch keine Nahrung geben.

Die Antoninen ſchätzten die Künſte, und Marcus Aurelius beförderte ebenfalls dieſelben auch dadurch, daß er verdienten Männern Statuen ſetzen ließ; er ehrte das Andenken des Pindar, welcher wirdee die Markowannen geblieben war, mit drei Statuen, und ließ auf dem Foro Trajani allen tapfern Männern, die in dem deutſchen Kriege geblieben waren, Statuen errichten; er verſtand die Zeichnung, in welcher ihn Diagnetus, ein weiſer Maler, unterrichtete; dieſer war zugleich ſein Lehrer in der Weltweisheit. Aber die guten Künſtler fingen an ſelten zu werden, und die normalige allgemeine Achtung für dieſelben verlor ſich, wie man aus den Begriffen dieſer Zeit ſchließen kann. Die Sophiſten, welche jetzt gleichſam auf den Thron erhoben wurden, und denen die Antoninen öffentliche Lehrſtuhle bauen und ein großes Gehalt auf ihre Lungen und Stimmen zahlen ließen, Menſchen ohne eigene Vernunft und Geſchmack, ſchrieen wider alles, was nicht gelehrt war, und ein geſchickter Künſtler war in ihren Augen wie ein Handwerker. Ihr Urtheil von der Kunſt iſt dasjenige, welches Lucianus der Gelehrſamkeit in ſeinem Traume in den Mund legt; ja, es wurde an jungen Leuten als eine Niederträchtigkeit ausgelegt, nur zu wünſchen, ein Phidias zu werden. Daher es faſt zu verwundern iſt, daß Arrianus, ein Scribent dieſer Zeit, es für ein Unglück hält, den Jupiter des Phidias nicht geſehen zu haben.

Die Zeit der Antoninen iſt in der Kunſt, wie die ſcheindare Beſſerung gefährlicher Kranken kurz vor ihrem Ende, in welchen das Leben bis auf einem dünnen Faden des Hauchs gebracht, dem Lichte einer Lampe ähnlich iſt, welches, ehe es gänzlich verlöſchet, alle Nahrung ſammelt, in eine helle Flamme auffährt, und plötzlich verlöſchet. Es lebten noch die Künſtler, welche ſich unter dem Hadrianus gebildet hatten, und die großen Werke, noch mehr aber der übrige gute Geſchmack und die Einſicht beſagter Kaiſer und ihres Hofes, gab ihnen Gelegenheit, ſich zu zeigen; aber nach ihrer Zeit fiel die Kunſt mit einemmal. Antoninus Pius bauete ſeine prächtige Villa bei Lanuvium, deren Trümmer von ihrer Größe zeugen. Von der Pracht derſelben gibt ein ſilberner Hahn einen Beweis, aus welchem das Waſſer in den Bädern dieſer Villa lief; es wurde derſelbe vor etwa vierzig Jahren an gedachtem Orte ausgegraben, und hielt dreißig bis vierzig Pfund am Gewichte, mit der Inſchrift: FAVSTINAE NOSTRAE. In den Bädern des Claudius lief ebenfalls das Waſſer in ſilbernen Röhren.

Damals wurden auch denen, die im Circo in den Wettläufen auf Wagen den Preis erhielten, Statuen aufgerichtet, von welchen man ſich einen Begriff machen kann aus einigen Stücken muſaiſcher Arbeit im Hauſe Maſſimi mit dem Namen der Perſonen, noch deutlicher aber von einem ſolchen Sieger, faſt in Lebensgröße, auf einem Wagen mit vier Pferden, in erhobener Arbeit, von einer großen ovalen Begräbnißurne in der Villa Albani, welche in meinem alten Denkmalen bekannt gemacht iſt und ſonderlich aus einer wirklichen Statue in der Villa Negroni. Aus dieſer Figur iſt in der Ergänzung derſelben ein Gärtner gemacht worden, wegen eines krummen Meſſers im Gürtel, welches der Sieger auf jenem erhabenen Werke auf eben die Art trägt, wie an jener Urne, und es iſt ihr daher eine Hacke in die Hand gegeben worden. Dieſe Perſonen waren mehrentheils vom Pöbel, deren Bruſt bis an den Unterleib mit einem Gürtel vielmehr umwunden und geſchnürt war. Lucius Verus ließ ſogar das Bildniß ſeines Pferdes, Volucris genannt, von Golde im Circo ſetzen. Bei den Werken unter dem Marcus Aurelius gemacht, fällt mir mehrentheils dieſes Prinzen eigene Schrift ein, in welcher außer einer geſunden Moral die Gedanken ſowohl als die Schreibart gemein, und eines Prinzen, welcher ſich mit Schreiben abgiebt, nicht würdig genug ſind.

Unter und nach dem Commodus, dem Sohne und Nachfolger des Marcus Aurelius, ging die letzte Schule der Kunſt, die gleichſam nom Hadrian geſtiftet war, und die Kunſt ſelbſt, ſo zu reden, zu Grunde. Derjenige Künſtler, von deſſen Hand der wunderſchöne Kopf dieſes Kaiſers in ſeiner Jugend im Campidoglia iſt, macht der Kunſt Ehre; es ſcheint derſelbe etwa um eben die Zeit, in welcher Commodus den Thron beſtieg, das iſt: im neunzehnten Jahre ſeines Alters gemacht zu ſein; der Kopf aber kann zum Beweiſe dienen, daß dieſer Künſtler nicht viel ſeinesgleichen gehabt, denn alle Köpfe der folgenden Kaiſer ſind jenem nicht zu vergleichen. Die Medaillons dieſes Kaiſers von Erz ſind in der Zeichnung ſowohl als in der Arbeit unter die ſchönſten ſolcher Schaumunzen zu rechnen; zu einigen derſelben ſind die Stempel mit ſo großer Feinheit geſchnitten, daß man an der Göttin Roma, die auf einer Rüſtung ſitzt, und dem Commodus eine Kugel überreichet, an den Füßen die kleinen Köpfe von den Thieren, aus deren Fellen man Schuhe trug, ausgeführt ſieht. Man kann aber von einer Arbeit im Kleinen auf die Ausführung eines Werks im Großen nicht ſicher ſchließen; derjenige, welcher ein kleines Modell eines Schiffs zu machen weiß, iſt dadurch nicht geſchickt zum Bau eines Schiffs, welches im tobenden Meere beſtehen kann; denn viele Figuren auf den Rückſeiten der Münzen folgender Kaiſer, die nicht übel gezeichnet ſind, würden ſonſt einen irrigen Schluß auf das Allgemeine der Kunſt veranlaſſen. Ein erträglicher Achilles, klein gezeichnet, wird non eben der Hand, groß wie die Natur ausgeführet, nielmals ein Therſites erſcheinen, welches ſich auch in Verkleinerung oder Vergrößerung der Figuren zeigt, indem es leichter iſt vom Großen in's Kleine zu zeichnen als umgekehrt; ſo wie man weiter von oben herunter, als von unten hinauf ſieht. Sante Bartoli iſt als ein ſehr guter Zeichner alter Werke berühmt worden durch kleine Figueren von der Größe, wie er die an den Säulen des Trajanus und des Marcus Aurelius entworfen hat; aber wenn er aus dieſem Maße gegangen iſt, und größer gezeichnet, wird er ſich ſelbſt ſehr ungleich, wie die erhobenen Werke unter dem Titel: Admiranda Antiquitatis, darthun können. Es iſt auch glaublich, wenn auf Münzen des dritten Jahrhunderts die Rückſeiten über den Begriff ſelbiger Zeiten gearbeitet ſind, daß man ſich alter Stempel bedient habe.

Das Bildniß des Kaiſers Commodus hat man in der Figur eines Herkules im Belvedere zu finden geglaubt, weil derſelbe auf der Löwenhaut ein Kind trägt, und dieſes Kind iſt auf dasjenige gedeutet worden, welches dieſem Kaiſer zu ſeinem Zeitvertreibe diente, und da daſſelbe ein Verzeichniß der Beeſchwornen wider den Commodus ergeiffen hatte, und dieſe Liſte aus dem Fenſter fallen ließ, Urſache an deſſen Ermordung war. Zu der irrigen Benennung hat auch die Löwenhaut Gelegenheit gegeben, mit welcher Commodus wie Herkules bildet auf ſeinen Münzen erſcheinet. Das Kind, welches dieſe Statue trägt, iſt der junge Ajax, ein Sohn des Telamon; Herkules nahm dieſes neugeborne Kind auf ſeine Arme, und legte es auf die Löwenhaut, mit dem Wunſche, daß es künftig noch größer als deſſen Vater werden möchte. In der Gypsform von dieſer Statue iſt das nielbedeutende Kind weggelaſſen und man hat dem Herkules, anſtatt das Kind zu tragen, die drei heſperiſchen Aepfel in die Hand gegeben. Wright, welcher hier ſeinem blinden Führer nachgeſprochen, ſagt, dieſer Commodus ſei gut, aber es zeige derſelbe einen deutlichen Unterſchied zwiſchen dem griechiſchen und dem römiſchen Geſchmack in der Bildhouerei. Dieſes einfältige Urtheil gründet ſich bloß auf den Namen, und man hätte die ägyptiſche Kunſt in der Statue bemerken können, wenn derſelben der Name Ptolomäus hätte können gegeben werden. Mann kann verſichert ſein, daß dieſer Herkules ein Werk eines großen griechiſchen Meiſters ſei, welches unter den ſchönſten in Rom ſtehen kann; der Kopf iſt unwiderſprechlich der ſchönſte Herkules, welcher bekannt iſt, und die Haare ſind in der höchſten Manier ausgeführt, und wie die am Apollo gearbeitet. Eben ſo ungegründet iſt die Benennung des Commodus, die einer he-

roiſchen Statue mit einem ermordeten Knaben auf dem Rücken gegeben worden, weil der neue Kopf, welcher für alt gehalten worden, dieſer Kaiſer vorſtellt, und es ſoll derſelbe hier als Fechter gebildet ſein. Derjenige, welcher dieſe Statue auf einem ſehr ſchlechten Kupfer in einer Sammlung von Statuen, die zu Rom im Jahre 1623 in Folio erſchienen, einen Atreus genannt, iſt der Wahrheit näher gekommen; das iſt: Atreus, welcher ſeines Bruders Thyeſtes Sohn ermordet. Es iſt alſo Jakob Gronov nicht der erſte, der dieſe Benennung gegeben, wie er will angeſehen ſein.

Des Commodus Andenken beſchloß der Senat zu Rom zu vertilgen, und dieſes ging vornehmlich auf deſſen Bildniſſe; dieſes fand ſich an vielen Bruſtbildern und Köpfen deſſelben, die der Herr Cardinal Alexander Albani entdeckte, da er den Grund zu ſeinem prächtigen Luſthauſe zu Nettuno am Meere graben ließ. Von allen Köpfen war das Geſicht mit dem Meißel abgeſchlagen, und man erkannte dieſelben nur an einigen andern Zeichen, ſo wie man auf einem zerbrochenen Steine den Kopf des Antinous an dem Kinne und Munde erkennt. In der Villa Altieri iſt ein Kopf eben dieſes jungen Menſchen, nach Anzeige des Mundes, welcher nur allein von demſelben erhalten war, als ein Antinous ergänzt.

Es iſt kein Wunder, daß die Kunſt anfing, ſich merklich gegen ihren Fall zu neigen, wenn man bedenkt, daß auch die Schulen der Sophiſten in Griechenland mit dem Commodus aufhörten. Ja, den Griechen wurde ſogar ihre eigene Sprache unbekannt: denn es waren wenige unter ihnen, die ihre beſten Schriften mit dem wahren Verſtändniſſe derſelben leſen konnten, und wir wiſſen, daß Oppianus in ſeinen Gedichten durch die Nachahmung des Homerus, und durch deſſen Ausdrücke und Worte, deren er ſich bedienet, ſo wie Homerus ſelbſt, den Griechen dunkel war. Daher hatten die Griechen Wörterbücher in ihrer eigenen Sprache nöthig, und Dyonichus ſuchte die Athenienſer zu lehren, wie ihre Vorfahren geredet hatten: aber von vielen Worten war keine beſtimmte Bedeutung mehr zu geben, und ihre Herleitung wurde nach verlorenen Stammwörtern auf Muthmaßungen gegründet.

Wie ſehr die Kunſt nach dem Commodus gefallen, beweiſen die öffentlichen Werke, welche Septimius Severus ewige Zeit nachher aufführen ließ. Er folgte dem Commodus ein Jahr nachher in der Regierung, nachdem Pertinax, Didius Julianus, Clodius Albinus und Peſcennius Niger in kurzer Zeit regiert hatten und ermordet waren. Die Athenienſer ließ Severus ſogleich ſeinen Zorn empfinden, wegen einer Beleidigung, welche ihm auf einer Reiſe nach Sorien zu Athen in voriger Zeit widerfahren war. Er nahm der Stadt alle ihre Vorrechte und Freiheiten, die ihr von den vorigen Kaiſern ertheilt waren. Die erhobenen Arbeiten an ſeinem Bogen, und an einem anderen Bogen, welchen die Silberſchmiede ihm zu Ehren aufführen laſſen, ſind ſo ſchlecht, daß es erſtaunend ſcheint, wie die Kunſt in zwölf Jahren, ſeit dem Tode des Marcus Aurelius ſo ganz und gar herunterkommen können. Die erhobene Figur des Fechters Bato in der Villa Panfili, in Lebensgröße, iſt ebenfalls ein Zeugniß hiervon; denn wenn dieſes der Fechter dieſes Namens iſt, welchen Caracalla prächtig beerdigen laſſen, ſo wird nicht der ſchlechteſte Bildhauer dazu gebraucht ſein. Philoſtratus gedenkt eines Malers Ariſtodemus, welcher ſich um dieſe Zeit hervorthat; er war ein Schüler eines Cumelus.

Es waren auch in dieſer Zeit die Künſtler noch beſtändig beſchäftiget, und dem Plautianus, dem Lieblinge und erſten Miniſter des Kaiſers Septimius Severus, wurden nicht allein zu Rom, ſondern auch in andern Städten des römiſchen Reichs, ſowohl von einzelnen Perſonen als vom Senate Statuen aufgerichtet, ſo daß dieſelben größer und zahlreicher waren, als diejenigen, die dem Kaiſer ſelbſt geſetzt waren. Unter dieſem Kaiſer geſchah in der harten Belagerung der Stadt Byzantium, welche die Partei des Peſcennius Niger wider jenen Kaiſer ergriffen hatte, was die von den Gothen belagerten Römer thaten, die auf die Feinde Statuen warfen. Die Byzantier ſtürzten ganze Statuen von Erz, ſowohl ſtehender als reitender Figuren von der Mauer herunter auf die Belagerer.

Es hat ſich unterdeſſen von der Kunſt dieſer Zeiten ein nachtheiliges Vorurtheil gleichſam zur Wahrheit gemacht, welches ſich ſonderlich auf die ſchlechte Arbeit an dem Bogen des Septimius Severus gründet. Man iſt aber gezwungen, wenn man unbezweifelte beſſere Werke von ſpätern Zeiten ſieht, daß vielleicht zu jenem Bogen und dem vornehmſten Denkmale gedachten Kaiſers nicht der beſte, wo nicht der ſchlechteſte Künſtler, wie noch bisweilen geſchieht, vorgeſchlagen und gebraucht worden. Man würde eben ſo unrichtig urtheilen aus ein Paar der letzten Gemälde, die in der St. Peterskirche zu Rom in Muſaico geſetzt ſind, wenn man glaubte, es ſei zu eben der Zeit kein beſſerer Maler in Rom bekannt geweſen, wie man gleichwohl zu gedenken hätte. Oder wenn man aus ein Paar Kirchen, die in Rom unter Benedictus XIV. erbauet ſind, auf den allgemeinen Geſchmack in der Baukunſt unter gedachtem Papſte ſchließen wollte. Noch außerordentlicher iſt die marmorne Statue des Papſtes Leo X., des Vaters der Künſte, im Campidoglio, von einem Giacomo del Duca aus Sicilien, und Schüler des Michael Angelo, gearbeitet, welche eine wahrhafte Mißgeburt genannt werden kann. Es kann nicht ein ſchlechterer Bildhauer weder zu derſelben Zeit noch nachher geweſen ſein, und dennoch iſt derſelbe auserſehen worden, dieſe Statue für den ehrwürdigſten Ort in Rom zu arbeiten.

In Betrachtung oben gedachter Arbeiten ſollte man glauben, daß ſich noch ein Künſtler gefunden, welcher des Septimius Severus Statue von Erz in dem Palaſte Barberini machen können, ob ſie gleich nicht für ſchön gehalten werden. Die vermeinte Statue des Peſcennius Niger im Palaſte Altieri, welcher ſich wider vorgedachten Kaiſer aufwarf, und von ihm erſchlagen wurde, wäre noch weit ſeltener als jene, und als alle deſſen Münzen, wenn dieſelbe den Kaiſer vorſtellen könnte; der Kopf aber iſt dem Septimius Severus ähnlicher.

Caracalla befahl, in allen Städten Statuen Alexanders des Großen zu ſetzen, und in Rom waren einige mit einem doppelten Kopfe, des Alexanders und zugleich des Caracalla. Er lobte unter den alten Feldherrn ſonderlich den Sylla und den Hannibal, und verehrte ebenfalls ihr Gedächtniß mit Statuen und Bruſtbildern. Zwei von ſeinen Köpfen in der Kindheit befinden ſich in dem Palaſte Rufpoli. Die einzige Statue des Maerinus, welcher dem Caracalla folgte, befindet ſich in dem Weinberge Borioni.

Von den Zeiten des Heliogabalus wird eine weibliche Statue in Lebensgröße in der Villa Albani gehalten. Es ſtellt dieſelbe eine betagte Frau vor, mit einem ſo männlichen Geſichte, daß nur die Kleidung das Geſchlecht derſelben anzeigt; die Haare ſind ganz über den Kopf gekämmt, und hinterwärts hinaufgenommen und untergeſteckt. In der linken Hand hält dieſelbe eine gerollte Schrift, welches an weiblichen Figuren etwas Außerordentliches iſt, und man glaubt daher, daß es die Mutter des beſagten Kaiſers ſein könne, welche im geheimen Rath erſchien, und welcher zu Ehren ein Senat von Weibern angeordnet wurde.

Alexander Severus, welcher dem Heliogabalus folgte, ließ die Statuen vieler berühmter Männer von allen Orten zuſammenholen, und auf dem Foro des Kaiſers Trajanus ſetzen; ſein eigenes Bild aber iſt in Marmor nicht auf die Nachwelt gekommen; wenigſtens findet ſich kein einziges in Rom.

Die eigentliche beſtimmte Zeit, in welcher der gänzliche Fall der Kunſt erfolgte, war vor dem Conſtantin, zur Zeit der großen Verwirrung durch die dreißig Tyrannen, welche ſich unter dem Gallienus aufwarfen, das iſt: zu Anfang der letzten Hälfte des dritten Jahrhunderts. Die Münzverſtändigen bemerken, daß nach dem Gallienus in Griechenland nicht einmal mehr Münzen geprägt worden; je ſchlechter aber die Münzen dieſer Zeit an Gehalt und Gepräge ſind, deſto öfter findet ſich die Göttin Moneta auf denſelben; ſo wie die Ehre ein häufiges Wort in dem Munde einer Perſon iſt, an deren Ehre man zu zweifeln hat. Der Kopf des Gallienus von Erz mit einem Lorbeerkranze, in der Villa Mattei, iſt blos wegen der Seltenheit zu ſchätzen.

Die Zeiten des Gallienus werden insgemein als der Zeitpunkt des gänzlichen Verfalls der Kunſt angegeben, und dennoch finden ſich Werke, die das Gegentheil darthun, und einen vortheilhaften Begriff geben. Es ſcheint vielmehr, daß die Barbarei ganz unvermuthet und plötzlich in Rom eingefallen ſei; und dieſes könnte man ſchließen aus den vielen Säulen und Schalen von Alabaſter und Marmor, nebſt Fußgeſtellen und rohen Stücken ausländiſchen Marmors, die da gefunden werden, wo der alte Hafen, oder die Ausladung an des Tiber, unter dem Aventino war, und wo das Haus Sforza-Ceſarina einen Weinberg hat, in welchem noch große Ueberbleibſel von den alten Magazinen ſtehen. Denn dieſe Werke waren vermuthlich auswärts beſtellt und aufgekauft, und nach Rom geſchafft, um dieſelben in Gebäuden anzubringen, welches nachher in der Beſtürzung über den Einfall der nordiſchen Völker in Italien unterblieb. Eine von den daſelbſt ausgegrabenen Säulen von geblümten Alabaſter (fiorito), von vier und zwanzig Palmen hoch, iſt die größte und ſchönſte dieſes Steins, welche bekannt iſt, und ſtehet in der Villa Albani. Ebendaſelbſt ſtehen zwei große Schalen

aus ähnlichem Alabaster, die zehn Palmen im Durchschnitt halten, welche zertrümmert nebst Stücken von mehr als zehn andern dergleichen Schalen an gedachten Orten gefunden sind. In der einen von diesen Schalen steht in der Mitte das Haupt der Medusa, und in der andern der Kopf eines Triton, oder auch eines Flusses; und da dieselben keine Oeffnung haben, müssen sie, wie jetzt, blos zur Zierde eines Gebäudes bestimmt gewesen sein. Daß diese Werke aber nicht lange vor der Zeit, von welcher wir reden, gelegen haben, zeigte sich an zwei großen Blöcken von ungearbeitetem Marmo Giovolino, wo an dem Ende von jedem eine Inschrift eingehauen war, in Buchstaben, deren Form auf diese Zeit deutet. Auf der einen stand das Consulat nebst der Anzeige desjenigen, wie es scheint, der diese Steine kommen lassen, und nebst der Anzahl derselben:

. RVIANO III COS.
. . EXRAT
VALENTIS
. . LXXXIII.

Auf einem Ende des zweiten Blocks war eingehauen:

. SVB CVRA MINICI SI.
PR. CRESCENTE LIB. NI.

welches ich denen zu erklären überlasse, die hierin geschickt sind. Dieser Consul Rutianus ist unbekannt; es finden sich mehrere Consuln dieses Namens aus dem Geschlechte der Fadier, die den Zunamen Rutianus führten; sie sind aber aus weit älteren Zeiten der römischen Republik. Diese von ihren Blöcken abgesägten Inschriften befinden sich in der Villa Albani; aus den Blöcken selbst sind zwei Säulen gearbeitet, die im Jahre 1767 nach England abgegangen sind.

Karl Gottfried Theodor Winkler

ward 1775 am 9. Februar zu Waldenburg im Schönburgischen geboren, vollendete seine akademischen Studien zu Wittenberg und wurde nach Beendigung derselben Actuar bei dem Stadtgericht zu Dresden, 1801 geheimer Kanzlist, 1804 geheimer Registrator und 1810 geheimer Secretär. In den Jahren 1812 und 1813 bereiste er Frankreich und Italien, und wurde bei seiner Rückkehr kaiserl. russischer Hofrath und Theaterintendant. Nach der Heimkunft des Königs von Sachsen erhielt er 1815 die Aemter eines königl. sächsischen Hofrathes und Sekretärs der königlichen Theater und der Akademie der bildenden Künste zu Dresden; später wurde er Vicedirector dieser Anstalten. Als Schriftsteller ist er unter dem Namen Theodor Heli bekannt.

Er gab heraus:

Lustspiele. Leipzig, 1805. 2 Thle.
Neue Lustspiele. Leipzig, 1817 ff. 5 Thle.
Bianca von Torebo; Drama. Leipzig, 1808.
Macaria; Drama. Leipzig, 1806.
Zulima; Trauerspiel nach Voltaire. Leipzig, 1811.
Angelika; Drama. Dresden, 1811.
Der Geschäftige; Original-Lustspiel. Dresden, 1818.
Das Haus Anglada; Schauspiel. Leipzig, 1818.
Die Maccabäer; Drama. Leipzig, 1819.
Bühne der Ausländer. Dresden, 1819.
Drei Tage aus dem Leben eines Spielers; Drama. Braunschweig, 1830.
Dramatisches Vergißmeinnicht. Braunschweig, 1823—1827. 5 Thle.
Lottchen; Erzählung. Leipzig, 1803.
Neue Erzählungen für häusliche Cirkel. Leipzig, 1811—1817.
Des Maurers Leben. Dresden, 1816.
Sängerreise. Stuttgart, 1816.
Byrons Mazeppa. Leipzig, 1820.
Lyratöne. Dresden, 1821.
Buntes Leben. Berlin, 1826. 2 Thle.
Neueste Gedichte. Braunschweig, 1829. u. s. w.

Ferner war er Herausgeber der Taschenbücher: Agrionien, Penelope (seit 1811), Komus (1814—18. 3 Thle.); und mit Fr. Kind der Abendzeitung (seit 1817).

Glückliche Erfindungsgabe, große Gewandtheit in Behandlung des gewählten Stoffes, Lebendigkeit der Auffassung, Herrschaft über Form und Sprache, gute Auffassung, Witz und Laune zeichnen W's poetische und dramatische Leistungen sehr vortheilhaft aus und haben ihm in der literärischen Welt einen höchst geachteten Namen erworben, trotz dem, daß er wiederholt, besonders wegen seiner Leitung der Abendzeitung, die er jedoch, seinen Grundsätzen treu, bereits fünf und zwanzig Jahre mit immer gleichem Erfolge redigirt, auf das Heftigste angegriffen worden ist.

Gedichte von K. G. Th. Winkler.

(Theodor Heli.)

Sieg der Frauen.

Wenn das Reizendste und Höchste,
Was noch je der Mensch gewahrt,
Zu dem Kampfe um die Krone
Vor dem Richterstuhl sich schaart;
Wenn aus allen ihren Reichen
Die Natur ihr Füllhorn beut,
Und Gelung'nes sonder Gleichen
Ueber ihre Erbe streut,
Ist doch Eins uns, was sie alle,
Alle strahlend überwiegt —
Rufe's mit lautem Jubelschalle,
Daß nur Frauenschönheit siegt.

Bötest Du für edle Thaten,
Für des Geistes hohen Schwung,
Für des Wissens regstes Streben,
Für der Künste Huldigung,
Perlen, Gold und Edelsteine,
Ehre, Ruhm und Schätze dar,
Wäre dieser Gaben keine
Doch ein ächter Lohn, fürwahr.
Ein Begehr nur in der Seele
Reinern Tiefen ewig wohnt,
Und es werden Raphaele
Nur durch Frauenduld belohnt.

Groß sind Könige im Schmucke
Einer Krone, makellos,
Und der Weise mit der Schale
In der freien Hand ist groß,
Edel magst Du Helden preisen,
Wenn der Oelzweig sie erfaßt;
Doch in allen diesen Kreisen
Jeder andre Stern erblaßt,
Wenn mit reinem Silberglanze,
Der auf Stirn und Aug' sich malt,
In der Blüthen schönstem Kranze
Aechte Frauenwürde strahlt.

Oel besänftigt wilde Wogen,
Weisem Wort wird gute Statt,
Und des starren Kiesels Spitzen
Spühlt die sanfte Welle glatt,
Fürstenspruch kann Kampf entscheiden,
Und die Schwerdter senken sich;
Aber was im Grimm der Zeiten
Keiner Macht, noch Güte wich,
Was, um niemals mehr zu enden,
Selbst das Heiligste noch höhnt,
Hat mit sanft verschränkten Händen
Frauenmilde doch versöhnt.

Und wenn Alles in dem Drange
Der Gemeinheit sich verflacht,
Heuchelei die Flamme schüret,
Von der Keckheit angefacht,
Wenn in der Verfinst'rung Grauen
Jedes reine Licht erlischt,

Auf der Freiheit weiten Auen
Keine Quelle mehr erfrischt,
Und der Baum des regern Lebens
Keinen Keim zur Frucht mehr treibt,
Untergrabt Ihr eins vergebens:
Frauentugend! — sie — sie bleibt!

Grillenjägerlied.

Mel.: Was gleicht wohl auf Erden ꝛc.

Was gleicht wohl auf Erden dem Jäger-Vergnügen?
Doch zeigt es allein nicht die Flur und der Wald,
Zu Hause giebt's Wild auch, in mächtigen Zügen,
Wir jagen und treiben zu Paaren es bald.
D'rum laßt uns auch heute beginnen das Jagen,
Und wenn nach dem Namen der Weidmann euch fragt,
So gebt ihm zur Antwort mit frohem Behagen:
Es ist dies der Grillen hochherrliche Jagd.
Jo hoho! Dralara!

Ihr Hand vehmt die Gläser und Flaschen vor allen,
Und ednet mit Schüsseln die Berge zum Thal,
Laßt Stöpsel von schäumenden Mündungen knallen,
Und frohe Gesänge durchtönen den Saal;
Erborgt euch das Zündkraut aus feurigen Blicken,
Zur Kugel gestaltet den Scherz und den Witz;
Prometheus mag immer den Himmel derücken,
Ihr stehlt euch von Lippen und Augen den Blitz.
Jo hoho! Dralara!

Frisch auf! seht die erste der garstigen Grillen,
Und jagt sie und brecht ihr das zähe Genick!
Das Streiten und Zanken will nimmer sie stillen,
Sie nennt sich gar vornehm und stolz Politik.
Laßt Kannen sie gießen, und Kessel sie flicken,
Wir wissen was And'res und Bess'res zu thun,
Mit froher Erhebung und stillem Entzücken
Im Arme des Guten und Schönen zu ruhn.
Jo hoho! Dralara!

Dort spukt eine Andre, mit finst'rem Gesichte,
Die Eifersucht nennt die Hyäne sich auch,
Macht tückisch so Liebe als Freundschaft zu nichte,
Vergiftet recht heimlich mit tödtendem Hauch.
Erlegt sie, ihr Jager, mit off'nem Gemüthe,
Vertrauend auf Unschuld, und Treue, und Recht;
Vertrauen ist höherer Tugenden Blüthe,
Und adelt das fröhliche Menschengeschlecht.
Jo hoho! Dralara!

Du Grille von Rang, die mit mächtiger Nase
Hinan in die Wolken sich dünstet und streckt,
Indeß sie oft kriechend im schlammigen Grase
Gar traulich bei Unke und Molch sich versteckt,
Dich jagen wir dahin, wo blind der Chinese
Erniedrigt zum Staube sich vor'm Mandarin;
Der innere Werth nur giebt Ansehn und Größe,
Wir achten im Fürst wie im Bettler nur ihn.
Jo hoho! Dralara!

Auch Reichthum ist Grille; wem so viel beschieden,
Daß fröhlich das Leben er führet zum Ziel,
Der findet den Reichthum im seligen Frieden,
Der hat nicht zu wenig, und hat nicht zu viel;
Und Ruhm, ob er wachse aus Blute der Schlachten,
Erblühe aus freundlichem Zweige der Kunst,
Ob Lehrstuhl, Katheder und Hörsaal ihn brachten,
Wir halten ihn doch nur für Grille und Dunst.
Jo hoho! Dralara!

Und was in das menschliche Leben sich dränget
Mit finsterer Miene und gräßlichem Groll,
Was ängstlich die Brust uns beklemmt und verenget,
Der Freude entziehet den pflichtigen Zoll,
Was Gutr nerstöret, die Bösen ergötzet,
Dem Menschen entfremdet den köstlichen Hort,
Es wird bei der Grillenjagd weidlich gehetzet,
Es muß vom Gebiete der Fröhlichkeit fort.
Jo hoho! Dralara!

Und haben wir so, mit gebührlichem Streben,
Beendet die Jagd an dem heutigen Fest,
So lasset mit vollen Pokalen noch leben,
Was tief sich im Busen empfinden nur läßt:
Das Vaterland lebe! die Freundschaft, die Liebe,
Der Glaube, die Hoffnung, die jenseits uns tagt!
Wenn dieses im Herzen uns immerdar bliebe,
Wir hätten das Höchste dann wahrlich erjagt.
Jo hoho! Dralara!

Mein Reimlexikon.

Mancher wohl, der sein Gedicht
Frisch und fröhlich hat begonnen,
Seine Arbeit unterbricht,
Weil der Reim nicht gleich gewonnen.
Mir jedoch geschieht dies nicht,
Denn ein Lexikon von Reimen
Hab' ich stets mir nah gebracht,
Das den Reim ohn' alles Säumen
Mir auf jedes Wort gleich macht.

Doch vergebens suchet Ihr
Dieses Lexikon zu finden,
Ob man's gleich, mit netter Zier,
Täglich pflegt neu einzubinden,
Denn es ist nicht von Papier. —
Doch damit Ihr nicht vergeblich
Allzu lange rathet, wißt,
Daß dies Lexikon buchstäblich,
Mein geliebtes Mädchen ist.

Auf der Stirne, hell und klar,
Auf dem Mündchen, roth und niedlich,
In dem zarten Grübchenpaar,
In den Augen, mild und friedlich,
Ist der Reim stets offenbar,
Und kaum hab' ich sie geschauet,
Wie sein Liedchen schau'n man soll,
Als er auch schon niederthauet,
Regelrecht und wohllautvoll.

Wenn ich an der Feder sauge
Ob des Reimes auf Geduld,
Seh' ich fragend ihr in's Auge,
Und es reimet: ohne Schuld,
Ja, sogar auch manchmal Huld.
Und wenn ich im Dichterstübchen
Sinne ob des Reims auf Helm,
Seh' ich ihr auf's Wangengrübchen,
Und ich hab' ihn gleich mit: Schelm.

Wenn zu einer Stanze Runde
Schon gereimt ist zieh'n und flieh'n,
Seh' auf ihrem Rosenmunde
Ich den dritten Reim: Carmin,
Und erhöht küssend ihn,
Bis die finst're Stirn verjaget
Mich von diesem Dichterschmaus,
Wenn sie mir das Endwort saget
In dem bösen Reime: kraus.

Also bin ich nie verlegen
Um die Reime irgendwo,
Und ich Glücklicher kann pflegen,
Will ich sein der Arbeit froh,
Oftmals nachzuschlagen so;
Aber Stanze, Lied und Ode
Tragen auch die Spur davon. —
Nun — gefallt Euch die Methode,
Schafft Euch auch ein Lexikon.

Der Feuerdienst.

Nun, so sei's gestanden frei,
Wär' es auch ein Laster,
Daß ich ein Verehrer sei
Ganz von Zoroaster,
Daß dem Feuerdienste sich
All mein Leben weihet;
Freunde, hört, bedauert mich,
Aber davon — verzeihet.

Feuer! zu, das der' ich an
In dem eig'nen Glühen,
Wie das Herz nur fühlen kann,
Phantasie nur blühen,
Zu dem Feuer strebt mein Sinn,

Daß er Wärme fod're,
Und es zieht mich mächtig hin,
Daß ich d'rin verlod'er.

Doch iſt's nicht der Sonne Ball,
Welchen ich verehre,
Sind es nicht der Sterne all'
Zahlenloſe Heere,
Iſt es nicht der Wiederglanz
Auf des Mondes Runde,
Minder noch der Roſenkranz
In der Abendſtunde;

Nicht der Kerzen helles Licht
Im gefüllten Saale,
Noch der Schein, der lockend bricht
Durch kryſtall'ne Schaale,
Oder gar, nach Mancher Brauch —
Großer Zaroaſter,
Zürne nicht! — der glühe Rauch
In dem Pfeifchen Knaſter:

Nein! mein Feuerdienſt gehört
Zweien Augen-Sonnen,
Die — was ich mich auch gewehrt —
Mich ſo ganz gewonnen,
Daß ich d'rin mein Licht und Sein
Einzig nur erkenne,
Und bei ihrer Strahlen Schein
Selbſt in Gluth entbrenne.

Wer mag ſolchem Feuer nicht
Ewig ſich ergeben,
In der ſchönen Prieſterpflicht
Sonder Wanken leben?
Ach! ſie leuchten gar ſo mild
Und ſo glühend wieder,
Sind der Gottheit Ebenbild,
Strahlend uns hernieder.

Aber, wenn dies Feuer nun
Nur für Andre glühte,
Ich vergebens, ſonder Ruhm,
Mich im Dienſte mühte?
O! dann wär' dem Elemente
Ich der ärgſte Haſſer,
Und ſprüng' — wenn's zu ſehr mich brennt' —
Lieber gleich — in's Waſſer.

Kennerſchaft.

Wie weit die Kunſtkritik doch geht,
Wenn's nur ein Kenner recht verſteht! —

War einſt ein Graf, als Dilettant
Im Niederlande wohl bekannt,
Der aber in der Kunſtkritik
Beſaß ein wunderbar Geſchick,
So daß, was er für Recht erkennt,
Auch Jedermann vortrefflich nennt;
Dagegen, was er fand als ſchlecht,
Auch dünkte keinem Menſchen recht,
Weil Alle ſtimmten überein,
Er müſſ' der größte Kenner ſein,
Da fielen ihm etwas gefiel,
Und er mit Worten, breit und viel,
Und ſchier ganz unverſtändlich hoch,
Bewies, was er in Zweifel zog.
Dem mußte nun das Antlitz ſein
Auch Rembrandt einſt abkonterfei'n.
Und als das Bild nun fertig war,
Sehr wohl getroffen, offenbar:
Da kam der Graf mit Kennerſchaft,
Und fand es dennoch fehlerhaft,
Und mäkelt da, und mäkelt hie,
Und recht war ihm das kleinſte nie,
Obgleich der Meiſter ohne Stolz,
Bald dieſes inniger verſchmolz,
Bald jenes drängte mehr hervor,
Nie die Geduld dabei verlor.
Der Graf behauptet ſtets doch nur,
Es fehle Rembrandt an Natur,
Und mög' er ändern noch ſo ſehr,
Das Wahre ſind' er nimmermehr.

Da wird's dem Künſtler doch zu kraus,
Und denkt ſich flugs ein Plänchen aus,
Wie ſolchen großen Kenner hier
Er doch am Ende überführ'.
Und wenig Wochen nur vergehn,
Da bittet er den Grafen ſchön,
Zu kommen in ſein kleines Haus,
Dort ſteh' ein Bild ſo eben aus,
Wozu er ſelbſt ſich konterfei't
Mit ſonderlicher Mühſamkeit,
Und woll' des größten Kenners Wort
Er gern drob hören alſofort.
Der Graf, ſich ſeiner wohl bewußt,
Wirft ſich nur wenig in die Bruſt,
Und ſagt mit Freundlichkeit im Nu
Das Kennerurtheil Rembrandt zu. —
Da tritt er in die Werkſtatt ein,
Und dort an einem großen Schrein,
Hängt auch des Rembrandt Konterfei,
Das gleicht ihm wie das Ei dem Ei.
Der Graf mit ernſter Miene tritt
Davon, nach Kennerart, zehn Schritt,
Faßt er das Ganze kunſtvoll auf,
Setzt ſich alsdann die Brille auf,
Tritt näher, doch nicht allzunah,
Weil dies von Kennern nie geſchah,
Und prüft nun lang, und prüft nun breit
Des Bildes Art und Weſenheit,
Wornuf das Urtheil er zuletzt
Dann fällt, nachdem er ſich geſetzt:
Das Bild ſei gar nicht ſchlecht gemalt,
Und für ein Kunſtwerk wohl bezahlt,
Doch was betreff' die Aehnlichkeit,
So irr' es von der Wahrheit weit,
Und ſei ſo wenig Rembrandt das,
„Als eine Mondenſcheib' ein Faß."

Darauf das Bildniß ſelbſt zur Stund'
Aufthut im Ingrimm ſeinen Mund,
Und ruft: „Nun, wenn ich d a s nicht bin,
Wo iſt denn du der Rembrandt hin?
Diesmal, mein theurer Herr mit Gunſt,
Geht betteln Dero Kennerkunſt;
Denn nur g e m a l t iſt dieſes nicht,
Es iſt mein e i g n e s Angeſicht,
Und, was noch wend' der Kenner ein,
D a s muß mir doch w o h l ä h n l i c h ſ e i n!"

Lied.

„Kommet her zu mir Alle, die ihr mühſelig und beladen ſeid, ich will Euch erquicken."
Matthäi. Cap. XI. V. 6.

Kommet her zu mir, Ihr Alle,
Die mit Mühſal Ihr beladen,
Kommet her, in meiner Quelle
Stärkungsfluthen Euch zu baden;
Kommet her zum Kelch der Liebe,
Hin zu dem die Durſt'gen blicken,
Kommet her zu mir, Ihr Alle,
Denn ich will Euch gern erquicken.

Alſo lautet die Verheißung,
Die der Vater uns gegeben,
Und in ſeinen Troſtesworten
Liegt die Kraft uns und das Leben,
Und mit ſeinen Vaterhänden
Hebt die Laſt er uns vom Rücken!
Wer mühſelig und beladen,
Den will er zu gern erquicken.

Trägt drum ruhig Eure Bürde,
Freuet Euch der ſchweren Laſten,
Denn Ihr werdet um ſo froher
Nach der bangen Mühe raſten;
Nach der Arbeit wirrem Drängen,
Ob ſelbſt leiden Wunden drücken,
Wird er Euch mit Himmelsthaun
Um ſo herrlicher erquicken.

Einen Hafen nach dem Sturme,
Eine Rettung vor den Qualen,
Eine Kühlung in der Hitze
Heißer Lebensſonnen-Strahlen,

Einen Troſt in allen dunkeln
Bangverworrenen Geſchicken
Habt Ihr! — Geht zu dem, Ihr Alle,
Der Euch will ſo gern erquicken.

Und die Krone der Vollendung,
Die dem Kämpfer nur beſchieden,
Und die Seligkeit der Ruhe,
Und der Eingang zu dem Frieden,
Der durch Müh' nur wird gefunden,
Wird Euch dann auf ewig ſchmücken:
Darum gehet hin, Ihr Alle,
Denn der Herr wird Euch erquicken.

Lied.

„Aber der Herr iſt mein Schutz; mein Gott iſt der Hort meiner Zuverſicht.“
Pſalm XCIV. V. 22.

Thürmt euch nur empor, ihr Wellen,
Stürmet, raſet wild und laut,
Droht, das Schifflein zu zerſchellen,
Das dem Meer ſich anvertraut!
Ob die Fluthen d'rüber ſchlagen,
Ob der letzte Maſt zerbricht,
Dennoch werd' ich nicht verzagen; —
Gott iſt meine Zuverſicht!

Birg dich, Sonne, hinter Schleiern,
Die der Wolken Schwärze webt,
Traure, wie bei Todtenfeiern
Sich dein blaſſes Antlitz hebt;
Ob du mir nicht mehr wirſt tagen,
Ob verlöſchen will dein Licht,
Dennoch werd' ich nicht verzagen —
Gott iſt meine Zuverſicht.

Oeffne, Erde, mir zu Füßen
Deinen bodenloſen Schooß,
Gieße aus den Felſenriſſen
Deine Gluthen auf mich los!
Ob die Feuerſäulen ragen,
Ob der Erde Axe beicht,
Dennoch werd' ich nicht verzagen —
Gott iſt meine Zuverſicht!

Denn im Kampf der Elemente
Bleibet er mein Schutz, mein Hort,
Hin zu dem ich gläubig wende
Meines Flehens Blick und Wort.
Mich am Herzen wird er tragen,
Und ſein Kind verlaſſen nicht:
Darum werd' ich nicht verzagen; —
Gott iſt meine Zuverſicht!

Troſt.

Der Herr iſt groß in Ungewittern,
Wie bei der Wüſte ſanftem Weh'n,
Er iſt's, vor dem die Berge ſplittern,
Vor dem die Blumen leiſ' erſteh'n;
Aus ſeinen Händen ſtrömen Quellen,
Und er ſtreut aus der Wüſte Sand,
Er hält die Lüfte wie die Wellen
Und Erd' und Gluth in ſtarker Hand.

Wer mag's mit Menſchenſinn ermeſſen,
Was er verſpendet und verhängt!
Habt Ihr mit ihm zu Rath geſeſſen,
Zu ſeinem Richtſtuhl Euch gedrängt?
Wißt Ihr, was aus den Thränen ſprießet,
Was mit dem Glücke unterſinkt,
Was nur hervor uns Felſen fließet,
Der Sand im breiten Rinnſaal trinkt?

O! was uns Gottes Hand beſchieden
Bei regem Streben, Ehr' und Treu',
Es dient gewiß zu unſerm Frieden,
Ob es auch hart zu wähnen ſei.
Er hat die Seinen nie verlaſſen,
Er weiß was ihnen frommt und nützt,
Und thürmen Wogen ſich in Maſſen,
Der Vater hilft, er wacht und ſchützt.

Im Tempel.

Zurück, zurück, des Werkeltages Engen,
In eurem Treiben bleibt zurück!
Die Stunde kam, wo heiligen Geſängen
Erſtrömt der Ruhe ſel'ges Glück;
Die Stunde kam, wo in des Ew'gen Tempel
Die Seele mich zu Höherm trägt,
Und ſich der Weihe unverletzter Stempel
Auf Worte und Gedanken prägt.

Welch' ein Genuß, mit keinem zu vergleichen,
Im Tempel, wo der Vater thront,
Wo gleiches Heil dem Armen wie dem Reichen
Für gleichen Glaubens Treue lohnt,
Wo alle Schranken, die die Welt gezogen,
Verſchwinden vor des Himmels Höh'n,
Und der Verheißung ſel'ger Friedensbogen
Sich neigt zu jedes Beters Flehn.

Hinauf, hinauf, ihr Schwingen meiner Seele,
Zu dem, der wohnt in Lieb' und Licht,
Daß kein Gedanke ſich dem Herrn verhehle
Und das Gefühl des Herzens nicht;
Daß offen lieg' das Ganze meines Lebens
Vor dem, der prüfet und verzeiht,
Und den ja ſelbſt der Aufſchwung ſchon des Strebens,
Als ſei es die Vollbringung, freut.

Sein Wort erſchallt, und mehr als Menſchen wiſſen,
Sagt mir des Glaubens Zuverſicht,
Der Schleier iſt vom Grab hinweggeriſſen,
Aus beſſern Welten ſtrahlt das Licht.
Der Weg, den ich mit Kraft zu wandeln habe,
Liegt vor mir da, von ihm gebahnt,
Des Herzens Sehnen wird mir d'rauf zum Stabe,
Zum Führer, was die Seele ahnt.

Und mit mir all' des gleichen Sinns Genoſſen,
Sie hebt ein gleich Gefühl empor:
Ein feſter Bund, aus Gottes Macht entſproſſen,
Ein Ton im großen Weltenchor.
Nicht mehr ſteh' ich allein im Lebensſtreite,
Vereint iſt eine treue Schaar,
Es ſtehn Vertraun und Hoffnung mir zur Seite,
Der Glaube beut ſein Schild mir dar.

O ſel'ge Zeit in dieſes Tempels Hallen,
Wie ſehnt nach dir mein Herz ſich hin!
Hieher laßt mich in Schmerz wie Freude wallen,
Weil hier nur ich mein eigen bin.
Hier laßt des Vaters Ruhm und Ehr' mich preiſen,
Wie's aus des Herzens Fülle dringt,
Bis ſich nach oben, zu den Sternenkreiſen,
Zum Himmelsdom die Seele ſchwingt.

Verlobung.

Und als ſie ſo ſelig am Herzen mir lag,
Da war nur in beiden ein einziger Schlag,
Ergoſſen die Seele in Seele ſo tief,
Daß nie mehr zur Trennung ſelbſt Ewigkeit rief.

Verſchmolzen, verbunden zu einem Gefühl,
Vorüber das wirre, das bunte Gewühl,
Die Richtung zum Himmel gefunden nun aus,
Die Ehe für Beide ein ſtrahlendes Haus.

Sie ſenkte das Auge, die Thräne ſtand d'rin,
Noch ſträubte ſich ſchüchtern der mägdliche Sinn,
Doch hob ſie die Wimper, und Strahl nun zu Strahl
Geſellte ſich glühend zu ewiger Wahl.

O Stunde! der keine auf Erden noch gleich,
An Wonne und Segen ſo überreich!
O Stunde! das Leben, das nun mir beginnt,
Durch dich den entzückendſten Anfang gewinnt!

Wie ernſt und wie fröhlich, wie laut und wie ſtill,
Als ob ſich das Herz es geſtehen nicht will,
Und doch im Entzücken ſo woget und ſchlägt,
Und in ſich die Keime der Seligkeit trägt!

Bleib' feſt in der Seele, du Augenblick!
Du Zeuge von meinem unendlichen Glück!
Geleite hinüber Erinn'rung mich nun,
Bis einſt an der Quelle des Lichtes wir ruh'n.

Fünf Jahre ſpäter.

Nicht mehr brauſt die Fluth der Wonne
Neugeboren in das Thal,
Ward ein Spiegel heller Sonne,
Abglanz von dem reinen Strahl,
Strömet ruhig fort durch Auen,
Von des Fleißes Hand belebt,
Läßt ſchon reich den Segen ſchauen,
Den ſie köſtlich ſich erſtrebt.

Was der Tag mir hat verſprochen,
Hielt der Jahre ernſter Zug,
Der den Stempel goldner Wochen
Immer mir entgegen trug,
Der ſelbſt in den trüben Stunden
Neues Licht dem Herzen gab,
Ew'ge Helle zu bekunden,
Leuchtend uns bis über's Grab.

Welche ſtille, heil'ge Stunde
An der Gattin treuer Hand,
Die uns treu vereint im Bunde
Bei der heut'gen Feier fand!
Friedlich ſank der Abend nieder,
Frieden auch in unſ'rer Bruſt,
Nur der Klang der Seelenlieder
Stieg empor, uns unbewußt.

Denn die äußern Töne ſchwiegen,
Aber innen ſprach's ſo laut,
Wie ſich — ſelig im Genügen —
Herz dem Herzen anvertraut,
Da ſind nur die Blicke Worte,
Wie ſie keine Sprache fand,
Und der reinſte der Akkorde
Ein verſchwieg'ner Druck der Hand.

Möcht' ich wohl das Früh're tauſchen
Um den jetzigen Beſitz?
Seiner Fluthen ſtürmend Rauſchen,
Seiner Kataralten Blitz
Um die ſchöne Friedensſtille,
Die mich nun ſo mild umgiebt,
Wo ein Herz wie und ein Wille,
Der nur inniger ſtets liebt?

Nein, es ward im Flug der Jahre
Erſt der ganze Himmel klar,
Und mit ihm das Aechte, Wahre
Meine Seele offenbar.
Laſſ' ihn, Ew'ge! nie ſich trüben
In den Augen, wo er lacht,
Dann iſt mir ein Stern geblieben
Selbſt in meiner trübſten Nacht.

Gewiſſe kleine Luſtſpiele gegen gewiſſe kleine Kritiker.

Wir armen, flücht'gen Blätter,
Beſcheiden und verlegen,
Wie kämpfen wir dem Wetter,
Das uns bedroht, entgegen?
Wie können wir beſtehen
Bei'm Götterblitz von oben,
Vor'm Arm, der zum Vergehen
Schon über uns erhoben?

Es ſei das letzte Lallen,
Das wir noch jetzo wagen,
Die Art iſt ſchon gefallen,
Es geht an Hals und Kragen,
Es iſt der Seufzer letzter,
O Mitleid, ihn verwehr' nicht!
Dann ſinken in zerſetzter
Geſtalt wie in — den Kehricht.

Was thaten wir, Verehrte,
Euch nur zu Schmach und Leide,
Daß Ihr mit Eurem Schwerdte
Ga rnſch ſeid aus der Scheide,
Und uns bekämpft ſo mächtig,
Als Rieſen-Artefacte,
Da wir doch nur ganz ſchmächtig,
Meiſt bloß in Einem Akte?

Iſt es uns denn zu Sinnen
Wohl jemals noch geſtiegen,
Den Wettkampf zu beginnen —
Bereit zum Unterliegen —
Mit jenen mächt'gen Rieſen
Der Spanier und Britten?
Die können fort uns — nieſrn
Mit ſieben Meilenſcheitten.

Nur wenn empor zu ihnen
Zu ſchau'n die Blicke müde,
Da ſind wir ſtill erſchienen,
Gleich einem leichten Liede
Nach einem Vollgeſange,
Und wußten's unbeſchweret,
Wir tönen nur ſo lange,
Bis jener wiederkehret.

Meiſt freilich nur von Fremden
Entlehnten wir die Worte,
Doch giebt's auch dort Gedanken
Nicht bloß an Albion's Porte,
Und wenn drim Ueberſetzen
Ihr rüget das — Fatale,
Sagt, ſpielt denn Eure Götzen
Ihr im Originale?

Wenn Schiller alle Herzen
Mit ſeiner Gluth entflammte,
Die nur von Himmelskerzen
Im reinen Feuer ſtammte;
Wenn Göthe alle Geiſter
Durch ſeine Zauber bannte,
Und als der Meiſter Meiſter
Ihn Deutſchland anerkannte;

Wenn Leſſing ſich beſonnen
Die ernſten Kränze pflückte,
Was freundlich ausgeſponnen,
Mit Scherzen Jünger ſchmückte,
Da traten wie wohl immer
Beſcheiden auf die Seite,
Daß Vaterlandesſchimmer
Sich immer mehr verbreite.

Wir thäten's auch noch gerne
Vor andern deutſchen Werken,
Daß unſ're Mitzeit lerne,
An ihnen ſich zu ſtärken;
Allein, Ihr mächt'gen Streiter
Für Spanier und Britten,
Ihr habt dafür uns leider
Die Deutſchen abgeſtritten.

Wir dürfen nicht mehr lachen,
Wenn Kotzebue uns kitzelt,
Ihr habt uns ſeine Sachen
Als ſchamlos weggewitzelt;
Wir dürfen nicht mehr weinen,
Wenn Iffland's Ernſt uns rühret,
Weil in nur zum Gemeinen,
Nach Euch, ſein Schauſpiel führet.

Ihr nennet krankenſtüblich
Des edlen Houwald Töne,
Es iſt bei Euch nur üblich,
Daß Müllner man verhöhne,
Ihr ſprecht von Jeokeſen,
Wenn Raupachs Ihr gedenket,
Und weihet den dem Böſen,
Der Ottokar geſchenket.

Was nennt Ihr denn gelungen
In Eneen wilden Fehden?
Deamat'ſche Riedelungen,
Und Holberg's Rubikäten?
Wen heute Ihr geprieſen,
Den laßt Ihr morgen ſinken,
Folgt er, gewalt'ge Rieſen,
Nicht bloß nur Euern Winken.

Drum gönnt uns doch einſtweilen
Das Plätzchen, das wir füllen,
Von ſelbſt wird uns ereilen
Das Todesloos im Stillen,
Wenn Deutſchlands volle Säfte
In dieſen Zweig ſich drängen,
Daß ihre Schöpferkräfte
Die harte Rinde ſprengen;
Und vor, in tauſend Keimen,
Und Knospen, Blättern, Blüthen,
Erwachſend, ihn umſäumen,
Und reiche Früchte bieten;
Dann ſchwinden, wie im Lenze,
Am deutſchen Eichenzweige
Von ſelbſt die welken Kränze,
Daß friſches Laub entſtrige.

Paul von Winkler,

1630 zu Glogau geboren, war churbrandenburgiſcher Rath und Präſident zu Breslau; er ſtarb 1679.

Von ihm erſchien:

Zweitauſend eigene gute Gedanken. Leipz., 1685.
Der Edelmann; ein Roman. Frankfurt u. Leipz, 1696.

W's Roman, der Edelmann, wurde zu ſeiner Zeit über die Gebühr gelobt, man kam jedoch bald von dieſer Meinung zurück, da derſelbe keineswegs ſo reich an Geiſt und Erfahrung war, als von ihm geprieſen wurde.

Winli, ſ. Minneſinger.

von Winterſtetten, ſ. Minneſinger.

Joſeph Wismayr

ward am 30. November 1767 zu Freiſingen geboren, widmete ſich dem Studium der Theologie und erhielt ſeine erſte Anſtellung als Präfect am lodronisch-erzbiſchöflichen Erziehungsſtift zu Salzburg, 1801 aber den Titel eines geiſtlichen Rathes. In dieſer Stellung blieb er bis 1803, wo er nach München berufen wurde, um die Funktionen eines Rathes der General-Schulen- und Studiendirection zu übernehmen; in der Folge wurde er Oberſtudien- und Oberkirchenrath; ſo wie auch Ritter des königlich bairiſchen St. Michael-, und des großherzoglich heſſiſchen Hausordens 1. Er ſtarb 1833.

Seine Schriften ſind:

Grundſätze der deutſchen Sprache. Salzburg, 1796. 2 Thle.
Lehrbuch der deutſchen Sprache. Salzburg, 1797.
Blüthen und Früchte zur Aufmunterung und Beredlung jugendlicher Talente. Salzburg, 1797. 2 Thle.
Ephemeriden der italieniſchen Literatur. Salzburg, 1800—1803.

W. erwarb ſich vorzügliche Verdienſte um die gründlichere Bearbeitung der deutſchen Sprache ſowohl, wie um die Kenntniß der neueren italieniſchen Literatur.

Johann Philipp Lorenz Withof

ward am 1. Juni 1725 zu Duisburg geboren, wo ſein Vater Profeſſor der Geſchichte, Beredſamkeit und der griechiſchen Sprache war, und genoß ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung auf dem Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt. Dann bezog er, 15 Jahre alt, die daſige Univerſität. Die erſten drei Jahre ſtudierte er blos die alten Klaſſiker und die Geſchichte; ſeine übrige Studienzeit verwandte er auf die Medicin. 1747 promovirte er als Doctor der Medicin in ſeiner Vaterſtadt und begab ſich dann als practiſcher Arzt nach Lingen; verließ aber 1750 dieſen Ort wieder, um ſich als Privatdocent nach Duisburg überzuſiedeln. Im Jahre 1752 wurde er an das akademiſche Gymnaſium zu Hamm als Profeſſor der Geſchichte, Philoſophie und Beredſamkeit berufen. Von da ging er als Profeſſor der Medicin nach Frankfurt a. d. O., wo er fünf Jahre blieb, um einem Rufe als Leibarzt nach Steinfurt zu folgen. 1770 wurde er als Profeſſor nach Duisburg berufen, wo er 1789 am 3. Juli ſtarb.

Er ſchrieb:

Die moraliſchen Ketzer. Duisburg, 1760.
Die Redlichkeit. Halberſtadt, 1770.
Akademiſche Gedichte. Kleve und Leipzig, 1782 u. 83. 2 Thle.
Unterhaltungen mit ſeinen Kindern. Duisburg, 1792 u. 93. 3 Thle.

W. iſt als einer der bedeutendſten deutſchen didactiſchen Dichter des achtzehnten Jahrhunderts zu betrachten, wegen der Kraft ſeiner Gedanken und der Kühnheit ſeiner Darſtellung, und wurde als Solcher auch ſehr geſchätzt, obwohl ſein Ausdruck häufig dunkel und voll Härten iſt.

Aus: Die moraliſchen Ketzer.

Wir ſuchen immer noch das rechte Glückesſyſtem;
Und fanden manches auch, und jedes unbequem.
Vernunft und Sinnesluſt und Phantaſie ſind Höhen,
Wohin dem Glücke zu nur blinde Wege gehen,
Wo mancher Götze täuſcht, dem man ſich anvertraut.
O! Muſe, die ſo gern an unſerm Heile baut,
O! ſinge Menſchen vor, was ihre Künſte taugen,
Und ſinge Blinden ſo die Nebel von den Augen!

Die Bonignon ergötzt der dürre Todtengrans.
Die Menſchen ſind verderbt; ſie zieht den Menſchen aus.
Bekümmert, wie ſie ſich, uns hold, um ſich entrüſte,
Zerſtöret ſie den Leib und alle ſeine Lüſte;
Dann eilt der reine Geiſt, der abgeſchiedne Sinn,
In ſeine Seligkeit in Platon's Fluge hin;
Und ſchmelzt ſein Weſen um, nun, wie die Reichsgenoſſen
Der Seraphinenſtadt, mit Tugend übergoſſen.
Ihm ſelbſt entzieht ihn ganz die neue Brüderſchaft.
Das reichſte Wörterbuch iſt ihm zu mangelhaft;

Die neue Seele muß auch neue Töne finden,
Sobald Gedanken ſich zu reden unterwinden.
Das in Beſchauung ganz entſündigte Geſicht
Verjauchzt die Thräne bald, und merkt die Wunde nicht,
Woran die Schwäche ſaugt, und eitle Triebe nagen.
Der Geiſt, der Luft entrückt, verkennt der Erde Plagen;
Er, der der Ewigkeit nun eingebürgert iſt,
Nur Gott und Himmel ſieht, und beide nur ermißt.
Vergebens mag der Neid um ihn die Naſe rümpfen;
Und Flüche haften nicht, die ſeine Wonne ſchimpfen.
Er zieht den untrerſten dem höchſtra Stunde vor.
Müralt entadelt ſich, und wird der ärgſte Thor,
Und wandert nackt einher auf einer Frauenlehre,
Und ſteigt vom Schimpfe ſelbſt zur allerhöchſten Ehre.
Und ſinkt aus Müdigkeit der abgeſpannte Blick
Aus Ewigkeiten einſt ins Irdiſche zurück,
So ſind ihm alle fremd, und allen ſeine Triebe;
Dennoch zerfließt er oft in allgemeine Liebe.
Daß doch wir alle nicht auf dieſem Pfade gehn,
Worauf die Wünſche nichts, als hohe Wonne ſehn!
Allein wie manche Pflicht, und auch gemeſſne Pflichten,
Erkühnt die Himmelſucht ſich gierig zu vernichten!
Die kleine Tugend macht uns ſo, wie große, gut;
Wie Fleiß, Enthaltſamkeit; wie Demuth, Güte, Muth.
Die werden hier unſchränkt, die kleinen überſcheitten,
In Rede Freundlichkeit und angenehme Sitten.
Die Welt der Myſtiker iſt eine Geiſterwelt,
Wo weniger Vernunft als Phantaſie gefällt.
Das kleine Menſchenherz, von eigner Größe trunken,
Vergöttert ſich, und ſtrahlt im Wahne Gottheitsfunken.
Doch ſchließt am Stolze ſich die Demuth and die Huld?
Und Stolz, wohin er geht, iſt immer arge Schuld.
Geſelligkeit iſt Pflicht; nicht, Miſanthrop zu werden.
Und was im Himmel blüht, wo reifte das auf Erden?

Der Sucher, Leibnitz, eilt auf ſeiner Straße fort,
Berechnet jede That, und wiegt das kleinſte Wort.
Geſunde Weisheit läßt ihm nie Begriffe fehlen;
Er wird nicht ohne Grund, nicht ohne Zwecke wählen.
Die Tiefe der Natur iſt ihm Akademie,
Wo Jeder ſich entſetzt, erblickt er Harmonie.
Und ſtaunt der Hof erhöht, und über die Gedränge!
Euklides ſind't er ſelbſt bisher verborgne Gänge,
Die dornicht, jäh und ſchroff zur Weſentreppe gehn,
Und klettern derift hinauf, die Schöpfung anzuſehn
Vom erſten Chaos aus, und ſpannt entdeckte Federn
Zu Geiſterrädern auf, ſo, wie zu Körperrädern;
Und ſieht, am ganzen All geſättigt, Menſchen an,
Bedauert, was er ſieht, und pflaſtert eine Bahn,
Worauf wir in das Reich der Pflichten logiſch eilen,
Die nur Vollkommenheit, das höchſte Gut, ertheilen.
Nur ſeine Lehre malt die Tugenden ſo ſchön.
Er kann im Mangel auch der Segen Fülle ſehn,
Woher der Wahrheit Luſt in ſeine Seele funkilt,
Ihm ſüße Ruhe ſchafft, und manches Weh verdunkelt.
Doch macht der lichte Geiſt ihn auch im Grunde gut?
Genügt es ihm was er der Welt zu Liebe thut?
Planeten, die ſich jetzt um ihre Sonne wälzen,
Wird, eh er angelernt, die große Flamme ſchmelzen.
Nur eine gute That, ein frommer Unterricht,
Vergehn in Ewigkeit mit ihrer Wonne nicht.
Erloſchen ſind ſie längſt, ſo ſtolze Morgenſterne;
Und Himmel tönen nun durch ihre ganze Ferne
Den unbedungnen Dank um eine Schnitte Brut,
Die Samariterhuld dem armen Manne bot.
In Thaten edel ſein, das iſt wahrhafte Stärke.
Wir leicht ſind Weiſe matt, und Worte keine Werke!
Erfreut es einen Wolf, wenn Neid und Lehre ſicht?
Und trifft Undankbarkeit, und treffen Schimpfe nicht?
Den Nachbar ohne Pflicht, Tantippen gleiche Frauen,
Und das mißrathne Kind, erträgt man ohne Grauen?
Und hätte Weisheit auch ihm alle Qual entfernt,
Wo liegt Utopia, wo ſie das Volk erlernt?
Doch alle mach' er gleich, wie Balde ſeine Strophen!
Das wäre nun die Welt für finſtre Philoſophen!

Johann Heinrich Wilhelm Witſchel

wurde am 9. Mai 1769 zu Herfeld geboren. Er ſtudiete Theologie und war zuerſt Mittagsprediger zu Nürnberg, dann 1801 Pfarrer zu Igensdorf, 1815 zu Gräfenberg und 1819 Dekan, Stadtpfarrer und Schulinſpector zu Katzenhochſtädt.

Von ihm erſchien:

Hermolaus. Nürnberg, 1796.
Die Nacht am Rhein. Nürnberg, 1797.
Dichtungen. Nürnberg, 1798.
Pantheon für Damen. Nürnberg, 1799.
Kalfora; Schauſpiel. Nürnberg, 1799.
Morgen- und Abendopfer in Geſängen. Nürnberg, 1800.
Moraliſche Blätter. Nürnberg, 1801.
Etwas zur Aufheiterung. Salzburg, 1807.
Klage und Troſt zum neuen Jahre. Salzburg, 1810.
Auswahl von Geſängen und Liedern zur häuslichen Erbauung. Hannover, 1817.
Ueber die Herabwürdigung des Sonntags. Salzburg, 1822.

W. hat ſich vorzüglich durch ſeine religiöſen Dichtungen, in welchen ſich tiefe Innigkeit, Wärme, Klarheit und Einfachheit, verbunden mit guter Diction und gefälliger Behandlung der Form ausſprechen, einen großen Kreis von Leſern und Freunden erworben.

Karl Heinrich Gottfried Witte

ward am 8. October 1767 zu Pritzwalk in der Priegnitz geboren, war bis 1810 Pfarrer zu Lochau bei Halle, gab aber dieſes Amt auf, um ſeinen früheiſen Sohn (Karl W.) auf mehrere Univerſitäten und nach Italien zu begleiten. Seit dieſer Zeit lebt er als Privatgelehrter zu Berlin.

Er ſchrieb:

Die Lebensfremden; Lehrgedicht. Halle, 1800.
Natalie und Dorothee; aus dem Franzöſiſchen. Mainz, 1803.
Die ehrliche Haut. Mainz, 1803.
Herr Puff; nach dem Franzöſiſchen. Mainz, 1804. 4 Thle.
Scenen aus meinen Reiſen. Mainz, 1804.
Romantiſche Scenen aus einer Reiſe durch die Schweiz und Italien. Mainz, 1805.
Isrnel oder der edle Jude. Leipzig, 1805.
Karl Philibert. Leipzig, 1805. 2 Thle.
Wieſenblumen. Halle, 1806.
Karl Witte, oder Erziehungs- and Bildungsgeſchichte deſſelben. Leipzig, 1819. 2 Thle.
Ueber Erziehung deutſcher Töchter. Dresden, 1820.
Die fünf merkwürdigſten Tage Neapels. Altenburg, 1820.
Zichtau oder die altmarkiſche Schweiz. Stendal, 1824.

Din eigenthümliche Erziehung ſeines von der Natur ſehr reich ausgeſtatteten, jetzt als hochgeachteter Rechtslehrer an der Univerſität zu Halle wirkenden Sohnes, erwarb W. zur Zeit, als die frühe Entwickelung des talentvollen Knaben Aufſehn erregte, einigen Ruhm, den er jedoch durch ſeine Schriften keineswegs zu erhalten verſtand, und ſeitdem lange überlebt hat.

Karl Auguſt Friedrich von Witzleben,

(als Novelliſt von dem Gute ſeines Vaters, Tromlitz in Thüringen, A. von Tromlitz genannt) wurde am 17. März 1772 zu Tromlitz bei Weimar geboren. Früh in preußiſche Dienſte eingetreten, nahm er von 1792 bis 1795 als Officier an den Rheinfeldzügen Theil. Im Jahre 1806 war er als Oberlieutenant im Hauptquartier des Herzogs von Braunſchweig und nach der Schlacht bei Jena bei dem Fürſten von Hohenlohe. Bei Prenzlau gefangen genommen, ging er ſpäter als Hauptmann der Infanterie, darauf als Escadronschef eines Lancierregiments in großherzoglich bergiſche Dienſte über. Im Jahre 1811 führte er ein Münſterſches Lancierregiment bis vor Burgos in Spanien, kehrte aber ſchon 1812 nach Deutſchland zurück. 1813 zog er ſich, als Obriſt in ruſſiſchen Dienſten mit dem Commando der hanſeatiſchen Legion beliehn, vom preußiſchen Dienſt zurück und lebte nach dem Pariſer Frieden bis 1821 nahe bei Halle in ländlicher Zurückgezogenheit, darauf brachte er fünf Jahre in Berlin zu, bis er ganz nach Dresden zog, wo er, bald in der Stadt, bald in deren Nähe wohnend, ſchriftſtellernd privatiſirte. Er ſtarb am 9. Juli 1839.

Seine Schriften ſind:

Frauenwerth. Berlin, 1823.
Die Douglas; Schauſpiel. Berlin, 1826.
Hiſtoriſch-romantiſche Erzählungen. Dresden, 1826 ff. 7 Thle.
Herbſtblüthen. Leipzig, 1828.
Novellen und Erzählungen. Dresden, 1827. 2 Thle.
Vielliebchen; Taſchenbuch. Leipzig, ſeit 1828.
Sämmtliche Schriften. Dresden, 1830. 18 Thle.
Dieſelben, in 3 Sammlungen:
erſte: 36 Bändchen. Dresden, 1829—1833.
zweite: 36 Bändchen. Dresden, 1834—1836.
dritte: 27 Bändchen. Dresden, 1837—1840.

W. war zu ſeiner Zeit einer der beliebteſten deutſchen Erzähler; ſeine Schriften werden von einem großen Theil des Publikums noch immer gern geleſen. Er hatte W. Scott zu ſeinem Vorbilde gewählt, und wußte hiſtoriſche, vorzugsweiſe deutſche Stoffe mit glücklicher Erfindungsgabe, lebendiger Phantaſie und großer Gewandtheit in gefälliger Darſtellung zu behandeln. Dagegen fehlte es ihm aber an Tiefe und Kraft in der Charakterzeichnung, an Durchdringung des Geiſtes der Geſchichte, an Conciſion und Beſtimmtheit. Die Aeußerlichkeiten der hiſtoriſchen Erſcheinungen verſteht er mit großer Treue und Wahrheit zu ſchildern, aber das eigentliche innere Weſen derſelben entgeht ſeinem Blick, und ſeine Auffaſſung wird durch eine ſentimentale moderne Süßlichkeit getrübt, ſo daß er zwar ganz angenehm unterhält, aber dem denkenden Leſer nichts Bleibendes gewährt.

Wilhelmine Karoline von Wobeſer

ward 1769 zu Berlin geboren, war die Tochter des Kammerpräſidenten von Rebeur zu Berlin, und die Gattin des königlich preußiſchen Hauptmanns Fr. von Wobeſer. Sie ſtarb 1807 zu Wirſchen bei Stolpe.

Von ihr erſchien:

Eliſa, oder das Weib wie es ſeyn ſoll. Leipzig, 1795; 6. Aufl. 1800.

Ein didactiſcher Roman, der zu ſeiner Zeit großes Aufſehn erregte und vielfach nachgeahmt wurde, und welchem man, wenn man dieſe Zwittergattung überhaupt gelten laſſen will, manches Verdienſtliche nicht abſprechen kann, obwohl die Anforderungen der Poeſie vor denen der beſtimmten Tendenz zurücktreten und ſich denſelben ſogar auf Koſten der Wahrheit des Lebens unterordnen müßten.

Arnoldine Charlotte Henriette Wolf

ward am 21. Januar 1769 zu Kaſſel geboren und war die Tochter des Regierungsprocurators und Univerſitäts-Syndicus J. K. A. Weißer zu Marburg. Später verheirathete ſie ſich mit dem Bergrath C. F. Wolf in Schmalkalden. Sie ſtarb 1820 am 5. März.

Von ihr erſchien im Druck:

Gedichte mit ihrem Leben und einer merkwürdigen Krankheitsgeſchichte; herausgegeben von Dr. Kasp. Chr. G. Wiß. Schmalkalden, 1817.

Tiefes Gefühl und eine wohllautende Sprache zeichnen ihre poetiſchen Verſuche vortheilhaft aus.

Chriſtian Freiherr von Wolf

wurde am 24. Januar 1679 zu Breslau geboren, wo ſein Vater Bürger und Böckermeiſter war. Er erhielt ſeine erſte, wiſſenſchaftliche Bildung auf dem Marien-Magdalenengymnaſium ſeiner Vaterſtadt und begab ſich dann 1699 nach Jena, verließ aber dieſe Univerſität wieder, um nach Leipzig zu gehen, wo er 1803 Magiſter wurde und die Erlaubniß bekam, Vorleſungen zu halten. Wolf ward bald in der gelehrten Welt bekannt und erhielt mehrere ehrenvolle Anträge, die er 1707 einen Ruf als Profeſſor der Mathematik nach Halle annahm. Dort gerieth er jedoch bald mit den Theologen, vorzüglich mit Dr. Lange, in Streit. Seine Gegner brachten es endlich dahin, daß ihm bei Strafe des Stranges befohlen wurde, innerhalb zwei Tagen das preußiſche Gebiet zu verlaſſen. Er begab ſich nun nach Kaſſel, wo ihn der Landgraf mit Freuden empfing, und als Hofrath und Profeſſor in Marburg anſtellte. Friedrich Wilhelm I., der ſein Unrecht bald einſah, ſuchte ihn zu bewegen, ſich nach Halle zurückzubegeben, allein ohne Erfolg. Erſt als Friedrich II. zur Regierung gelangte, ging er, da mittlerweile auch ſein erbittertſter Gegner Dr. Lange geſtorben war, 1740 als Geheimer Rath, Vicekanzler und Profeſſor des Natur- und Völkerrechts nach Halle zurück. 1743 wurde er Kanzler und 1745 vom dermaligen Reichsvikar, dem Kurfürſten von Baiern, in den Reichsfreiherrenſtand erhoben. Außerdem war er auch königlich ſchwediſcher und fürſtlich heſſiſcher Regierungsrath. Er ſtarb am 9. April 1754 in Halle.

Seine Schriften sind:

Vernünftige Gedanken von den Kräften des menschlichen Verstandes. Halle, 1713.
Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen. Leipzig, 1720.
Vernünftige Gedanken von der Menschen Thun und Lassen, zur Beförderung ihrer Glückseligkeit. Halle, 1720.
Vernünftige Gedanken von dem gesellschaftlichen Leben der Menschen und insonderheit dem gemeinen Wesen zur Beförderung der Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts. Halle, 1721.
Vernünftige Gedanken von den Wirkungen der Natur, 1743. Letzte Ausgabe.
Vernünftige Gedanken von den Absichten der natürlichen Dinge. 1724.
Vernünftige Gedanken von dem Gebrauch der Theile des menschlichen Leibes, der Thiere und Pflanzen, 1730. Letzte Ausgabe.
Gesammelte kleine philosophische Schriften. Leipzig, 1736—1740. 6 Thle. Nachtrag, Halle 1755.

W's Leistungen auf dem Gebiete philosophischer Forschung zu entwickeln und zu würdigen, ist hier nicht der Ort. Ueber das, was ihm die Ausbildung der deutschen Prosa verdankt, urtheilt Eichhorn in seiner Geschichte der Literatur Bd. IV. Abth. 2. S. 1016 sehr treffend: „Den ersten vorbereitenden Schritt zur Verbesserung des deutschen prosaischen Vortrages that Christian Thomasius dadurch, daß er seit 1688 die deutsche Sprache zur Kritik in seinen Monatsgesprächen und kurz darauf auch zum mündlichen und schriftlichen Vortrage der Philosophie brauchte. Aber wie unbeholfen, schief und unbestimmt, diente sie noch seinen wissenschaftlichen Werken! Wie verwickelt, und lateinisch war sie noch in seinem Periodenbau! Wolf fasste nach ihm seit 1709 eine Reihe philosophischer Schriften in deutscher Sprache ab, und brachte durch seine logische Genauigkeit in den deutschen prosaischen Vortrag zwei wichtige Eigenschaften: Deutlichkeit und Bestimmtheit. Es war nur zu bedauern, daß er sich nicht auch zugleich der Anmuth und Zierlichkeit befleißigen mochte, um den prosaischen Vortrag noch durch Züge der Sinnlichkeit und der Einbildungskraft zu heben und zu erheitern."

Friedrich August Wolf

wurde am 15. Februar 1759 zu Hainrode bei Nordhausen geboren. Er genoß seine Schulbildung zu Nordhausen und vollendete seine akademischen Studien zu Göttingen. 1779 wurde er als Kollaborator zu Ilefeld angestellt, welches Amt er jedoch 1782 aufgab, um eine Rectorstelle in Osterode zu bekleiden. Hier blieb er nur ein Jahr, indem er eine ihm angetragene Professur der Philosophie in Halle annahm. 1805 erhielt er den Charakter eines Geheimenrathes. Nachdem die Universität Halle aufgehoben war, begab er sich 1806 nach Berlin, wo ihm eine Professur der alten Literatur angetragen wurde; allein er nahm dieselbe nicht an, sondern las nur als Akademiker Collegia über ihm beliebige Gegenstände. Er starb den 3. August 1824 auf einer Reise zu Marseille.

Seine Schriften sind:

Ueber Semlers letzte Lebenstage. Halle, 1791.
Geschichte der römischen Literatur. Halle, 1787.
Antiquitäten von Griechenland. Halle, 1787.
Fünf Briefe an Heyne. Berlin, 1797.
Vermischte Schriften. Halle, 1802.
Schreiben über eine hallische Erzählung. Halle, 1807.
Mit Ph. Buttmann: Museum der Alterthumswissenschaft. Berlin, 1807—1810. 2 Bde.
Ueber ein Wort Friedrichs II. von deutscher Verskunst. Berlin, 1811.
Zu Platons Phädon. Berlin, 1811.
Aristophanes Wolken. Berlin, 1811.
Aus Aristophanes Acharnern. Berlin, 1812.
Horatius erste Satire. Berlin, 1813.
Literarische Analekten. Berlin, 1817—19. 4 Hefte.
Encyklopädie der Philologie, nach seinen Vorlesungen im Winterhalbjahr von 1798 u. 1799; herausgeg. von Grockmann. Leipz., 1831.

W's große und ausgezeichnete Verdienste um die Philologie sind so allgemein und unbestritten anerkannt, daß sie hier um so weniger ausführlicher dargestellt zu werden brauchen, als ihre besondere Würdigung der in diesem Werke zu lösenden Aufgabe durchaus fern liegt. Es genüge daher zu bemerken, daß dieser große Kenner des Alterthums auch, was namentlich früher so selten der Fall war, seine Muttersprache mit gleicher Meisterschaft behandelte, und auf diesem Gebiete ebenfalls als Vorbild gelten kann. Namentlich hat er in Uebersetzungen altklassischer Werke überaus Vortreffliches geleistet, und den Geist wie die Form der Originale auf das Musterhafteste wiedergegeben, ohne den Genius der deutschen Sprache zu mißhandeln, oder ihm auch nur den leisesten Zwang anzuthun.

Pius Alexander Wolff

ward am 3. Mai 1784 zu Augsburg geboren, widmete sich der Bühne und ward Hofschauspieler zu Weimar seit 1804, bis er 1816 als Mitglied des königlichen Nationaltheaters und Regisseur des Trauerspiels nach Berlin ging. Er starb den 28. August 1828 zu Weimar, als er es nach mehrjähriger Abwesenheit wieder besuchte.

Von ihm erschien im Druck:

Dramatische Spiele. Berlin, 1823 ff. 2 Thle.
Adele von Budoy; Singspiel. Berlin, 1823.

Als Schauspieler höchst ausgezeichnet, erntete W. auch als dramatischer Dichter wohlverdienten Beifall, indem er mit guter Bühnenkenntniß glückliche Erfindung, Witz, Laune, gute Charakterzeichnung und einen raschen und lebendigen Dialog verband. Sein musikalisches Drama, „Pretiosa" erhielt, durch Carl M. von Weber's Composition verherrlicht, sich fortwährend als ein Liebling des Publikums auf dem Repertoire.

Christian Heinrich Wolke

ward 1741 am 21. August zu Jever geboren, studirte Theologie, war zuerst ein thätiger Mitarbeiter Basedow's und darauf Director am Philanthropinum zu Dessau. 1785 verließ er diese Stellung, um sich nach Peters-

burg zu begeben und dort ein ähnliches Institut zu organisiren. Er kehrte als kaiserlich russischer Hofrath zurück und lebte nun als Privatmann in verschiedenen Städten, bis er am 8. Januar 1825 zu Berlin starb.

Von ihm erschien im Druck:

Beschreibung des zum Elementarwerk gehörigen Kupfer. Leipzig, 1784. 2 Thle.
An die von ihm geliebten Kinder. Dessau, 1784.
Welt- und Menschengeschichte. Leipzig, 1791.
Ueber den Unterricht der Taubstummen, Schwerhörigen und Blinden. Leipzig, 1804.
Anweisung für Mütter und Kinderlehrer zur Mittheilung der ersten Begriffe und Sprachkenntnisse. Leipzig, 1805.
Kurze Erziehungslehre. Leipzig, 1805.
Anleitung zur deutschen Volkssprache. Leipzig, 1816.
Lieder fröhlicher Gesellschaft und einsamer Fröhlichkeit. Dessau, 1782.
Suffische or dädsge Sinngedigte. Leipzig, 1804.

W. machte sich zu einer Zeit, wo die Pädagogik noch sehr im Argen lag, sowohl praktisch wie theoretisch um eine bessere Erziehung der Jugend in Deutschland sehr verdient. Später wandte er sich Sprachforschungen zu und leistete auch hierin Lobenswerthes. Doch ließ er sich zu sehr von seiner Lust an oft wunderlichen Neuerungen verleiten, so daß er doch nicht so erfolgreich wirkte, wie er es hätte thun können.

von Wolkenstein, s. Meistersinger.

Friedrich Wolter,

am 6. Oct. 1797 zu Köln geboren, studirte die Rechte und ward Dr. dieser Wissenschaft. Er wurde zuerst Lehrer an einer Erziehungsanstalt zu Eistorf im Bergischen, dann lebte er zu Wien und später zu Karlsruhe.

Seine Schriften, die er meist pseudonym als Fedor Ismar herausgab, sind:

Lieder. Frankfurt, 1820. 2. Ausgabe.
Poetisches und prosaisches Allerlei. Basel, 1823.
Voestudien zur Weltgeschichte. Basel, 1823.
Die Dogen; Tragödie. St. Gallen, 1824.
Dramatische Beiträge. Rotterdam, 1827.
Don Pedro; Trauerspiel. Hamburg, 1828.
Die Heerfahrt der Normannen; nach dem Französischen. Hamburg, 1828.

Tiefes Gefühl, Gedankenreichthum, Kraft und Phantasie weisen seinen poetischen Leistungen, die lange nicht so bekannt wurden, wie sie es verdienen, einen bedeutenden Rang an.

Christoph Wolteneck,

am 1. Juli 1686 zu Glückstadt geboren, erhielt seine Ausbildung zu Hamburg und Leipzig. Er wurde zuerst 1717 in Wolfenbüttel als Aufseher der Kirchenarchive angestellt, gab aber diese Stelle 1720 auf, um als Sekretär in die Dienste des Geheimen Raths von Münchhausen zu treten. Im Jahre darauf wurde er mit dem Charakter eines fürstlichen Sekretärs Actuar bei dem Residenzamte, und 1731 Oberamtmann zu Wolfenbüttel, wo er den 11. Januar 1735 starb.

Er eröffentlichte:

Holsteinische Musen. Hamburg, 1712.

W. ist einer der correcteren und besseren Dichter aus der unglücklichen Periode der zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts.

Karl Ludwig von Woltmann

ward am 9. Februar 1770 zu Oldenburg geboren, erhielt eine wissenschaftliche Bildung und vollendete seinen akademischen Cursus zu Göttingen, wo er auch später einige Zeit als Privatdocent lebte. 1794 wurde er als außerordentlicher Professor der Philosophie nach Jena berufen; gab aber diese Stelle bald wieder auf. 1799 ward er preußischer Hofrath und lebte als Privatgelehrter zu Berlin. Im folgenden Jahre erhielt er die Stelle eines hamburgischen Legationsrathes und Residenten. 1804 wurde er Geschäftsträger des Kurerzkanzlees und 1806 der Hansestädte am preußischen Hofe. 1812 oder floh er nach der Schlacht bei Lützen nach Prag, um den Nachstellungen Napoleons zu entgehen. Bereits 1805 war er geadelt worden. Er starb am 19. Januar 1817 zu Prag.

Seine Schriften sind:

Geschichte des Deutschen in der sächsischen Periode. Göttingen, 1793.
Grundriß der neuern Menschengeschichte. Jena, 1796.
Kleine historische Schriften. Jena, 1797. 2 Thle.
Geschichte Frankreichs. Berlin, 1797 ff. 2 Thle.
Geschichte Großbritanniens. Berlin, 1798 ff. 2 Thle.
Geschichte der Reformation. Altenburg, 1800 ff. 3 Thle.
Geschichte und Politik; Zeitschrift. Berlin, 1800—1805.
Geschichte des westphälischen Friedens. Leipzig, 1808 ff. 2 Thle.
Johann von Müller. Berlin, 1810.
Geschichte Böhmens. Prag, 1815. 2 Thle.
Memoiren des Freiherrn von S—a. Prag, 1815. 3 Thle. (Gemeinschaftlich mit seiner Gattin.)
Sämmtliche Werke, herausgegeben von seiner Gattin. Prag, 1819—1827.

W. war ein ausgezeichneter Schriftsteller, reich an Menschenkenntniß, Scharfsinn und Geist und Meister in der Kunst der Darstellung; aber es fehlte ihm an gründlichen wissenschaftlichen Kenntnissen und Tiefe. Auch gab er in jeder Hinsicht zu viel auf den äußeren Glanz: ein Streben, das in allen seinen Leistungen, nicht eben zu seinem Vortheile, durchschimmert.

Karoline von Woltmann

wurde am 6. März 1782 zu Berlin geboren; war eine Tochter des Geheimenrathes Dr. med. Stosch und verheirathete sich 1799 mit dem Kriegsrath K. Mühler. Allein diese Ehe wurde wieder aufgelöst und sie vermählte sich mit dem oben bezeichneten K. L. v. Woltmann. Sie lebt zur Zeit in Prag.

Ihre Schriften sind:

Euphrosyne. Berlin, 1804.
Bibliothek englischer Romane. Amsterdam, 1814. 2 Thle.
Orlando; Trauerspiel. Prag, 1815.
Volkssagen der Böhmen. Prag, 1815. 2 Thle.
Marie und Walpurgis. Prag, 1818. 2 Thle.
Neue Volkssagen der Böhmen. Halberstadt, 1820.
Historische Darstellungen. Halberstadt, 1820.
Bouilly's Geschichten für junge Frauen. Leipzig, 1820. 2 Thle.
Ueber Beruf, Verhältniß, Tugend und Bildung der Frauen. Prag, 1820.
Die weißen Hüte; historische Darstellung. Halberstadt, 1822.
Spiegel der großen Welt. Pesth, 1824.
Die Bildhauer; Roman. Berlin, 1829. 2 Thle.
Deutsche Briefe. Leipzig, 1833. 2 Bde.

Treffliche Charakterzeichnung, Gedankenreichthum, gute Erfindung und eine sehr elegante und anmuthige Darstellung verleihen den literarischen Arbeiten dieser höchst talentvollen und ausgezeichneten Frau einen bleibenden Werth.

Friederike Sophie Karoline Auguste von Wolzogen

wurde am 3. Februar 1763 zu Rudolstadt geboren. Sie verheirathete sich 1784 zuerst mit dem nachmaligen Geheimerath von Beulwitz und darauf, nachdem diese erste Ehe aufgelöst worden, mit dem weimarischen Oberhofmeister von Wolzogen. Gegenwärtig lebt sie in Jena.

Sie gab heraus:

Agnes von Lilien. Berlin, 1797. 2 Bde.
Erzählungen von der Verfasserin der Agnes von Lilien. Stuttgart, 1823. 2 Bde.
Cordelia. Leipzig, 1840. 2 Bde.

Frau v. W. ist eine der wenigen Schriftstellerinnen, die mit seltener Bildung ausgestattet, im vertrautesten Umgange mit den ausgezeichnetsten Geistern ihrer Zeit für alle bedeutenden Erscheinungen stets offenen Sinn bewahrend, obwohl den höchsten Kreisen angehörig, die Erfahrungen eines reichen harmonischen und schönen Lebens in ihren Werken niederlegte und mit großer Anmuth, Gewandtheit und Wahrheit, neu zu gestalten wußte. Ihre trefflichen Leistungen können daher deutschen Frauen nicht lebhaft genug empfohlen werden.

Friedrich Ludwig Würkert,

am 16. December 1800 zu Leisnig geboren, studirte Theologie und erhielt seine erste Anstellung als Pfarrer zu Untergreidlau bei Langensalza, wurde aber 1824 als zweiter Diakonus nach Mittweida berufen, wo er 1834 erster Diakonus wurde.

Er gab heraus:

Morgenklänge; Erzählungen und Gedichte. Leipzig, 1821.
Dramatische Dichtungen. Leipzig, 1821.
Grundtöne. Berlin, 1830.
Haus und Kirche; religiöse Lieder in der Abendzeitung und anderen Zeitschriften.

W. zeichnete sich als Dichter vorzüglich durch religiöse Tiefe und Innigkeit, reiche Phantasie und edle Sprache sehr vortheilhaft aus.

Alexander Christian Friedrich Graf von Würtemberg,

Sohn des Herzogs Wilhelm von Würtemberg, ist am 5. November 1807 geboren. Er bekleidet den Rang eines Obersten in der würtembergischen Armee und lebt abwechselnd zu Stuttgart und Wien. Als Lyriker trat er zuerst im Morgenblatt unter dem Namen Sandor von S. auf.

Er gab heraus:

Gedichte. Stuttgart, 1837; darin:
Tschikosch Juey's Tod.
Lieder des Sturms.
Lieder eines Feldensoldaten.

Reiche Phantasie, große Lebendigkeit der Darstellung, Feische und Kraft, reihen ihn würdig den besten lyrischen Dichtern der neuesten Zeit an.

Hans von Würzburg, s. Minnesinger.

Konrad von Würzburg, s. Minnesinger.

Nicolaus von Wyle,

aus Bremgarten gebürtig, war Anfangs Stadtschreiber zu Eßlingen, später Kanzler des Grafen von Würtemberg; die Zeit seiner Blüthe fällt um 1478.

Er übersetzte aus Aen. Sylvius: Von zwei liebhabenden Menschen, Euryalo und Lucretia. Augsburg, 1489.

Ferner übersetzte er verschiedenes von Petrarch, Aretin, Poggius, Hammerlein, welches nebst zwei selbstständigen Arbeiten in: Translazion und Tutschungen, Straßburg 1478, herauskam.

Seine Uebersetzungen zeichnen sich für jene Zeit durch die gute Behandlung der Sprache und des Styls vortheilhaft aus.

Johann Rudolph Wyß

ward am 4. März 1781 zu Bern geboren, erhielt eine gelehrte Bildung und war seit 1805 Oberbibliothekar und Professor zu Bern, wo er am 21. März 1830 starb.

Er gab heraus:

Schönheit und Kunst; Gedicht. Zürich, 1810.
Mit G. Kuhn, F. Meisner u. A.: Schweizerreisen, Schweizeralmanach. Bern, 1811—1829.
Vorlesungen über das höchste Gut. Tübingen, 1811. 2 Thle.
Der schweizerische Robinson. Zürich, 1812. 2 Thle.
Idyllen, Volkssagen, Legenden und Erzählungen. Bern, 1815—1822. 2 Thle.
Sammlung von schweizer Kuhreihen. Bern, 1818. 3. Ausgabe.
Reise in das Berner Oberland. Bern, 1816 u. 17. 2 Thle.
Skizze einer malerischen Reise durch die Schweiz. Bern, 1816.
Mit E. Rivolin: Konrad Justingers Berner Chronik bis 1421. Bern, 1818.
Benjamin Tschachtlans Berner Chronik von 1421—1466. Bern, 1819. 2 Bde.
Vater Anselm Studs Berner Chronik vom Anfange der Stadt bis 1526. Bern, 1825 u. 26. 2 Bde.

Ein echter Schweizer bearbeitete W. mit großer Liebe und hübschem Talent die Sagenstoffe seines Vaterlandes, welche er, so wie idyllische Stoffe, sehr anmuthig zu behandeln wußte. Auch erwarb er sich bleibende Verdienste durch die Veröffentlichung alter Berner Chroniken.

3.

Just Friedrich Wilhelm Zachariä,

wurde am 1. Mai 1726 zu Frankenhausen geboren. Er erhielt seinen ersten Unterricht in der Schule seiner Vaterstadt, und begab sich 1743 nach Leipzig, um die Rechte zu studiren, widmete aber seine Zeit mehr der schönen Literatur. Nachdem er drei Jahre in Leipzig verlebt, und eine Zeit lang seine Vaterstadt besucht hatte, begab er sich 1747 nach Göttingen. 1748 wurde er Hofmeister am Karolinum zu Braunschweig, 1761 ordentlicher Professor der Dichtkunst und 1775 erhielt er das Kanonikat bei dem St. Cyriakusstifte zu Braunschweig. Er starb den 30. Januar 1777.

Seine Schriften sind:

Der Renomist; das Schnupftuch; der Phaeton; Verwandlungen; Lagosiade; Minnee in der Hölle. — Die Tageszeiten; die vier Stufen des weiblichen Alters u. s. w. enthalten in: Poetische Schriften von J. F. W. Z. Braunschweig, 1763—1765. 9 Bde.
Hinterlassene Schriften mit seinem Leben von Eschenburg. Braunschweig, 1781.
Miltons verlorenes Paradies; übersetzt. Altenburg, 1760—1762. 2 Thle.
Auserlesene Stücke der besten Dichter von M. Opitz an. Braunschweig, 1766—1778. 3 Thle.
Spanisches Theater. Braunschweig, 1770 u. 71. 3 Bde.
Fabeln und Erzählungen in B. Waldis Manier. Braunschweig, 1772.
Theatralische Werke. Dresden, 1772 u. 73. 3 Bde.

Bouterwek fällt in seiner Geschichte der Poesie Bd. XI. S. 175 folgendes vollkommen richtige Urtheil über diesen früher sehr beliebten Dichter: „In seiner Jugend hatte Zachariä zur Gottschedischen Schule gehört. Als sein Geschmack reifte, bildete er sich mit vieler Gewandtheit nach mehreren Dichtern, die ihm nachahmenswerth schienen. Seine heitere Phantasie war reich an Erfindungen und Bildern; sein Witz gebildet und gesellig, und in der Kunst, mit gefälliger Leichtigkeit in einer correcten Sprache und in fließenden Versen sich auszudrücken, wurde er von keinem deutschen Dichter übertroffen. Dessen ungeachtet sind seine sämmtlichen poetischen Werke fast in Vergessenheit gerathen, weil es ihnen an Kraft der Gedanken, den ernsthaften, besonders an hervorstechenden Zügen fehlt, und die komischen sich zu sehr auf die Darstellung vorübergehender Modethorheiten beschränken. Zur komischen Poesie hatte Zachariä das meiste Talent. Dieß beweisen seine Nachahmungen des Lockenraubs von Pope, und andere erzählende Gedichte, die man zu den komischen Epopöen zu zählen pflegt, z. B. sein Schnupftuch, sein Renomist und sein Phaeton. Aber schon der überall hervorblickende Mangel an Originalität, und noch mehr die matte Dehnung der Tändelei und der Satyre schwächen die komische Wirkung der gelungenen Stellen. Als er sich gar an die ernsthafte Epopöe wagte, und den Cortes, den Eroberer von Mexiko, zu seinem Helden wählte, blieb ihm fast nichts als das Verdienst eines malerischen Erzählungsstyls und einer guten Sprache in reimlosen Jamben übrig. Das Publikum hat nichts dabei verloren, daß dieses Heldengedicht unvollendet geblieben ist. In der beschreibenden Poesie wollte er mit Thomson und Kleist wetteifern, als er seine Tageszeiten in Hexametern schrieb; aber seine Beschreibungen, so malerisch sie auch sind, haben weder die philosophische Würde der Jahreszeiten Thomson's, noch die lyrische Wärme des Frühlings von

Kleist. Noch weniger gelang ihm, in einer kühn ausgedachten Beschreibung der Schöpfung der Hölle, Klopstock's Ton zu treffen. Unter seinen lyrischen Gedichten verdienen einige sanfte und heitere Lieder ausgezeichnet zu werden. Seine kraftlose Uebersetzung von Milton's verlornem Paradiese, in Hexametern, konnte kaum für besser, als die ungeschlachte von Bodmer, gelten. Ein literarisches Verdienst hat sich Zacharia durch seine Sammlung auserlesener Stücke aus den Werken deutscher Dichter, von Opitz an, erworben. Ziemlich gelungen sind seine Fabeln in der Manier von Burkard Waldis."

Murner in der Hölle.

(Ein scherzhaftes Heldengedicht.)

Erster Gesang.

Singe, scherzende Muse, die großen heroischen Thaten,
Und den kläglichen Tod von einem unsterblichen Kater;
Welcher den schwarzen Cocytus beschifft und seine Gebeine,
Gleich den Gebeinen der Helden, mit Marmor bedecket gesehen.

Du, o holde Rosaura, die du das Ende des Lieblings
Fast drei Stunden beweint: (wie öfters weinet so lang nicht
Um den Tod des podagrischen Manns die buhlerische Wittwe!)
Holde Rosaura, beseele dies Lied mit dem siegenden Auge,
Welches so viele Herzen entflammt, und lächle der Muse
Würdige Kühnheit in's Herz, wenn sie die Stygischen Wasser
Unter sich brausen hört, und zu den traurigen Schaaren
Wandelnder Schatten sich mischt, die Charons Ueberfahrt
fordern!

Mitten in einem veralteten Schloß am Ufer der Elbe
Wohnte der ehrliche Rabe mit seiner Nichte Rosaura.
Artiger war kein Fräulein umher, als seine Rosaura;
Holder waren die Grazien nicht, und schöner nicht Venus,
Als sie, vom Schaume des Meeres noch tröpfelnd die Fluthen
herausstieg,
Zärtlich liebte die Nichte den Onkel, und was sie nur wünschte,
War zu ihrem Befehl; doch wünschte das Fräulein nur
wenig,
Welches drum mehr noch das Herz des häuslichen Alten ihr
neigte.
Einsam im Zimmer, zufrieden mit sich, durchlebte sie Tage,
Nicht vom Neide getrübt, noch von dem Stolze verdunkelt.
Mit ihr wohnten in einem Gemach zwei gesellige Thiere,
Cyper, ein fleckiger Kater, und ein geschwätziges Papchen,
Welches über das Weltmeer kam, und seiner Gebiet'rin
Manche Stunde, so gut wie ein lesener Stutzer verplaudert.

Eben hatte der weichende Winter von stäemischen Schwingen
Seine letzten Schauer von rieselndem Hagel geschüttelt;
Ueber sanft wallende bunte Tapeten von Veilchen und Tulpen
Jede im Triumph der Frühling daher; und Pandions Tochter
Stammelte schon gebrochene Versuche zu mächtigen Liedern
Unter halbgrünendem Laub; als an dem östlichen Himmel
Blutroth sich Aurora erhob, und schneidende Lüfte
Vor ihr her das einsame Schloß lautheulend umbrausten,
Daß die murrende Magd zum Vorrath des Holzes hinabstieg,
Und von neuem wohlthätige Feuer die Oefen erhitzten.
Jetzt kam Cyper über das Dach. Er hatte die Nacht durch
Einsame Böden durchirrt, und Legionen von Ratten
Aus einander gejagt; mit ihrem rinnenden Blute
Seinen zahnvollen Rachen genetzt, und trunken von Siegen
Ueber die todten Leichname her sich drüllend gewälzt.
Leise schlüpft er zum Zimmer hinein, als eben die Zofe
Brausendes Wasser geholt, mit sanftem Chinesischem Tranke
Ihre Gebiet'rin zu wecken. Doch als sie das gnädige Fräulein
Schlummernd noch fand, da fiel auf's neu' der rauschende
Vorhang
Wieder über das seidne Bett, und schleichend verließ sie
Ihrer Fräulein Gemach. Von Abenteuern ermüdet,
Legte nun Cyper sich hin dicht an den glühenden Ofen;
Streckte die Löwenklauen von sich, und sank bald geruhig
In den süßesten Schlaf. Die phantasierenden Sinne
Schweiften in güldenen Träumen umher. Er sah die Gestalten
Schöner Katzen versammelt um sich, und hörte die Seufzer,
Welche vom moosigen Dach, von alten verwachsnen Gemäuern,
In vertraulicher Nacht um seinetwegen erschollen,
Und dann dünkt ihm, er läge Rosauren vertraulich im Schooße,
Würde von ihrer marmornen Hand liebkosend gestreichelt,
Und vom hölzernen Junker, und zierlichem Fähndrich beneidet.
Eitle Gedanken! Er sollte nicht mehr die Höhlen der Ratten,
Noch die Geliebten, Wingchen, besuchen! er sollte nicht wieder,
In Rosaurens Armen gewiegt, sanftschnurrend entschlummern!
Eine der Furien, welche das Herz der wildesten Xantippe
Mit der verzehrenden Fackel zum Zank mit dem Eh'mann entflammet;
Wollte die Oberwelt jetzt mit der finstern Hölle vertauschen,
Und flog scheußlich und schwarz, auf einer stinkenden Wolke,
Bei Rosaurens Fenster vorbei. Ihr plauderndes Papchen
Saß im drähternen Haus, und rief lautschimpfend: Du Scheusal,
Als die schlangenhaarige Furie bei ihm vorbeiflog.
Auch die Furien tragen den Stolz im scheußlichen Busen,
Schon zu sein, zum mindesten schön für der Hölle Bewohner.
Selbst Alekto war Dame genug, voll Zorn zu entbrennen,
Daß sie der Vogel für häßlich geschimpft. Wie leicht, o Vergegner,
(Sagte sie bei sich selbst) kann dich Alekto bestrafen!
Deinen verrätherischen Hals könnt' ich im Zorne dir umdrehn,
Oder mit dieser höllischen Fackel zu Asche dich brennen!
Aber du bist zu klein für einer unsterblichen Göttin
Eigene Hand! Geh, schimpfe mich mehr im Magen des Katers,
Der hier schläft, und welchem ich dich zum Opfer bestimme!

Rasend vor Wuth, begab sich Alekto zum schlafenden Kater;
Hauchte mit Mordsucht ihn an, und sprach mit gleisenden Worten:
Ist es möglich? du schnarchst hier ruhig unter dem Ofen,
Edler Murner, du Zierde der Kater; und hast es vergessen,
Daß dich die Ehre zu herrlichen Thaten, zu Siegen gerufen,
Welche vor dir kein Kater erstritt? — Verwandter der Tiger,
Willst du die Schaaren allein der fliehenden Mäuse verfolgen,
Und mit tapferer Klau' langschwänzige Ratten nur würgen?
Dürstet dich nicht nach edlerem Blut? O siehe, wie trotzig
Sitzt der Liebling Rosaurens in seinem güldenen Käfich,
Schimpft nach seinem Gefallen dich aus, und wagt oft selber
Flüche wider die holde Rosaura, worüber sie lächelt,
Und sie mit gütigem Blick und Schmeichelein belohnet,
Da sie indeß dich, Cyper, vergißt. O leide nicht länger,
Daß der geschwätzige Vogel die Gunst des Fräuleins dir raube,
Und den männlichen Laut von deiner Stimme verspotte,
Wenn er so oft dich lächerlich macht! Den Plauderer schützet
Nur sein Käfich umsonst! Wie mancher Canarienvogel
Ward von deinen tapfern Ahnen im Käfich zerrissen!
Würge denn du auch den plaudernden Spötter und streu' im Triumphe
Seine Federn, worauf er stolzieret, in alle vier Winde!

Also sagte die höllische Göttin. Der Kater erwachte,
Sah mit funkelnden Augen umher, und brüllte nach Rache.
Wie ein Blitz sich vom hohen Olymp in die Felder hinabreißt,
Und den blühenden Baum zerschmettert, worunter der Schäfer
Oft auf seinem harmonischen Horn die Ahnen ergötzet:
So riß Cyper sich auch, den Nebenbuhler zu tödten,
Unter dem Ofen hervor, und sprang so behend wie ein Panther,
Auf den goldenen Käfich. Der Vogel sinket vor Schrecken
Auf den Boden des Käfichs; doch hätt' ihn Cyper unfehlbar
Voller Mordsucht gewürgt, wenn nicht der ehrliche Rabe
Auf das wilde Geschrei dem Vogel zu Hülfe geeilet.
Eben hatte der häusliche Greis den knotigen Dornstock,
Seinen Feldstab, in zitternder Hand; kaum sah er den Kater
Ueber den Käfich geklammert, so schlug er mit männlichen Kräften
Seiner Nichte Liebling auf's Haupt; die grausame Parze
Schnitt sein neunfaches Leben entzwei, und Cyper, entseelet,
Fiel vom Käfich, der Käfich auf ihn, und über den Käfich
Stürzte der Alte; vom donnernden Lärm erbebte das Zimmer!

Aengstlich erwachte die holde Rosaura vom wüsten Getümmel;
Fliegt im leichten Gewand zu ihrem Gemache, woselbst sie
Mit erstarrendem Blick das blutige Trauerspiel wahrnimmt.
Heimat klang mit ängstlichen Schall die silberne Schelle
Durch das hallende Schloß; doch eh' Lisette sich nahet,
Hilfe das Fraulein dem Alten bereits in den sammetnen Lehnstuhl.
Als er Athem geschöpft, erhub er zur weinenden Nichte,
Welche den Leichnam des Cypers erblickt, die donnernde Stimme:
Siehe, der Hund! Schon war er bereit den Papen zu würgen!
Doch potz Stern! ich habe noch Kraft in den Knochen! da liegt er
Todt, der gefeige Räuber! Er thut es nicht wieder, ich wette!
Also sprach er prahlend und stolz, und drohte noch dreimal

Mit dem knotigen Stock dem ſchon verblichenen Cyper.
Aber das Fräulein weinte laut; ihr Antlitz verbarg ſich
Tief in ihr Schnupftuch, mit Thränen gemengt; ſie fiel in den Lehnſtuhl.
Sage mir, Muſe, die ſchmerzlichen Klagen des traurigen Fräuleins,
Und vergiß nicht das laute Geheul der Zofe Liſette,
Welche der Wiederhall ward von ihrem gnädigen Fräulein.
Armes Cyperchen! ſeufzte laut die holde Roſaura)
Welch ein erbärmlicher Tod entreißet dich meiner Geſellſchaft! —
So unrühmlich fällſt du dahin in der Blüthe des Lebens,
Todtgeſchlagen, mit einem Stock, unedel und grauſam —
Todtgeſchlagen von dem, der dich mir ſelber geſchenket,
Regt kein Leben ſich mehr in dir? Und haben auf ewig
Deine grünen funkelnden Augen für mich ſich geſchloſſen?
Werd' ich dir nicht mehr den Knebelbart ſtreichen, und nicht mehr im Dunkeln
Jener dem ſeidenen Haar entlocken? und wirſt du mich nicht mehr
Mit dem krummen Buckel, mit ſcherzenden Sprüngen ergötzen?
Alſo Roſaura — Die Zofe fuhr fort: Du Krone der Katze,
O wie närrriſch ſaheſt du aus! Ganz anders, wie Katze
Niedrer Bauern im Dorf! Dein rothes, ſchimmerndes Halsband,
Wurde von allen Katzen im ganzen Umkreis beneidet.
O wie artig ließ es dir nicht! Nun ſollſt du vermodern,
Und das ſchöne Halsband mit dir? das unedliche Halsband,
Nein! ich nehm' es für mich! es ſoll nicht mit dir vermodern!
O wie rinnet dein purpurnes Blut nicht über dein Haupt her!
Ja, du biſt todt! Du biſt es auf ewig, du armer Cyper!

Als ſie dies ſprach, erhub ſich von neuem der Fräulein Gewinſel,
Und der Alte weinete ſelbſt. Er faßte die Nichte
Bei der Hand, und führte ſie weg vom traurigen Zimmer.
Und die Zofe heulete lauter: Der arme Cyper!
Und das Fräulein antwortete ſchluchzend: Der arme Cyper!
Cyper! rufte die Wand, und Cyper! Cyper! der Pape,
Welcher dem Feind' im Tode vergab. Die Furie ſah es
Voller hölliſchen Fröhlichkeit an, und ſtürzte ſich ziſchend
Durch die verdunkelte Luft, und ſank in die Fluthen des Orkus.

Zweiter Geſang.

Kaum beherrſchte Liſette nunmehr das einſame Zimmer
Unumſchränkt und allein; ſo nahm ſie die Maske der Trauer
Von dem Geſicht', und war nicht mehr der Seufzer Roſaurens
Stets gefälliges Echo. Sie warf auf den Leichnam des Katers,
Den ſie ſo ſehr im Leben gehaßt, zufriedene Blicke.
Alſo ſchaut der würgende Sieger zufrieden in's Schlachtfeld;
Weidet die Augen am Blut der Erſchlagenen; die wiehernden Roſſe
Tragen ihn hoch auf Leichnamen her — Indem die Poſaune
Siegender Heerſchaaren um ihn ertönt, ſo dünkt er ein Gott ſich.
Höhniſch ſtieß die erbitterte Zofe den blutigen Leichnam
Mit dem Fuß, doch riß ſie vorher mit entwehenden Händen
Von dem Halſe den blendenden Purpur, mit ſilbernen Blumen,
Und mit Landwerk geſtickt; beſah ihn mit geizigen Blicken,
Rollt' ihn zuſammen, und ſprach: dem Himmel ſei Dank, daß du endlich
Deinen verrätheriſchen Hals gebrochen, nerworfnes Geſchöpfe!
Wohl mir! daß ich dich todt, du falſche Beſtie ſehe!
O wie bin ich ſo ſicher nunmehr, daß künftig mein Fräulein
In dem Schooße dich wiegt, und dich aus Zärtlichkeit küſſet.
Pfui! wie konnten die ſchönſten Lippen ſo zärtlich dich küſſen,
Und wie konnte die weicheſte Hand dein Fuchshaar ſo ſtreicheln!
Geh nun hin, du hungriger Räuber, und friß mir den Braten,
Oder das braune Ragout, daß ich vom Munde mir ſparte!
Geh nun hin, und würge die Tauben, und hole dir ferner
Papageyen zum leckernen Fraß! es ſei dir erlaubet!

Alſo ſpottete ſie des armen getödteten Murners.
O wie plötzlich ändern ſich nicht die gleiſenden Reden
Eines veränderten Hofs, der nichts mehr fürchtet und hoffet!
Jetzt eröffnet Liſette das Fenſter; ſie faßet den Körper
Bei dem hinterſten Bein, und wirft ihn zum Fenſter herunter
Auf den ſchimpflichen Miſt. So ſtürzten die Statuen ehmals
Eines Tyrannen herab; ſo ward das Schrecken der Römer,
Nun ein verſtümmelter Rumpf in faule Canäle geſchmiſſen.

Fern vom traurigen Zimmer befand ſich indeſſen Roſaura
Bei dem gütigen Alten, der ſie mit holden Geſprächen,
Von unmuthigen Reiſen in's Bad zu tröſten bemüht war,
Ihr Geſchenke verſprach von neuen modiſchen Stoffen,
Und mit Soucis, und Lila, und Dauphine ſie erfreute.
Munterer kam ſie zu ihrem Gemach; des Lieblings vergeſſend,
Denkt ſie nicht an ſein Grab, und ſetzt zum Putze ſich.
Schachteln gingen da auf, und Büchſen wurden eröffnet;
Eiſen glühten in ſchwarzen Vulkanen; und Wolken von Puder
Wälzten ſich gegen den Tag; dann rollte die roſſelnde Kutſche
Glänzender Fremden über den Hof. Es dampfte die Küche
Hohen Geruch von Braten, Paſteten, und kräftigen Brühen.
Eine muntere Tafel, von leichten Scherzen umflattert,
Schmauſte den langen Nachmittag durch; die hellen Pokale
Taumelten unter dem Junkre herum, bis durch die Gewölke
Freundlich der Abendſtern blinkt; da unterdeſſen das Fräulein,
Von der horchenden Schaar, am ſilbernen Flügel umringet,
Mit dem holden Geſang die eilenden Stunden verkürzte.
So ward alles Leid und alle Trauer vergeſſen.

Und nun eilte bereits die murrende Seele des Katers
Zu der Hölle hinab. — Verzeiht es, Stygiſche Mächte,
Ihr Beherſcher der Seelen, ihr einſamen Schatten; du Chaos,
Phlegeton, und ihre öden Behauſungen, daß ich es wage,
Vor der Lebenden Blick des Abgrunds Tiefen zu zeigen.
Murner wandelte fort durch dicke Cimmeriſche Nächte
Ueber Plutos finſtre Gefilde. Der Vorhof der Hölle
Schlang ihn ein. Da wohnten die Klagen, der rächriſchen Sorgen,
Bleiche tödtliche Seuchen, das traurige Alter, der Hunger,
Armuth und Furcht. Viel ſcheußliche Larven, der Krieg und die Zwietracht
Mit dem Schlangenhaar, hauſeten hier. In rauſchenden Hainen
Dunkler Ulmen flatterten da die ſchrecklichen Träume.
Schaarenweis gingen hier auch viel ſchreckende Ungeheuer,
Wilde Centauren, Gorgonen, Hyänen und ſchmutzige Harpyen.
Bang und zitternd eilete Murner durch dieſe Geſtalten
Zu den Stygiſchen Ufern, und wallte verlaſſen und traurig
Am Geſtade des dunkeln Cocytus. Es brauſten die Waſſer
Unaufhaltſam und wild zu den Pforten des Todes hinüber.
Durch ſie fuhr der finſtre Charon; ein ſchmutziger Alter,
Deſſen grauer verworrener Bart den Gürtel herabfloß.
Mürriſch ſaß er im Kahn, und ſteuerte langſam ſein Fahrzeug
Gegen die brauſende Fluth zum Ufer, wo Schaaren von Seelen
Zum Geſtade ſich drängten. Hier gingen unter einander
Fürſten, Comödianten und Dichter, und Huren und Nonnen,
Goldmacher, Ränder und Prokuratoren, und Aerzte; mit ihnen
Todtengeäder, nebſt lachenden Erben. Auch gingen hier Seelen
Vornehmer Damen, mit Seelen von Hunden und Katzen, und Vögeln;
Da die Schatten indeß von ihren verachteten Kindern
Einſam an dem Geſtade zur Mutter die Stimmen erhuben,
Welche ſie voremahm verließ, und lieber die Seele des Hündchens,
Ihres Vergnügens im Leben in Charons Nachen mit wegnahm,
Wie im Herbſte der Nord die gelbgewordenen Wälder
Beauſend durchſähet, und dicke Wolken von fallenden Blättern
Ueber die Thäler verſtreut; und wie an Thules Geſtaden
Schreiende Schaaren von wandernden Vögeln die Wogen bedecken:
Alſo ſtürzten die Schatten zum Ufer und ſtreckten die Hände
Bittend zum Charon empor, der einige Bittende einnahm,
Aber andre mit ſchwankendem Ruder vom Kahne zurückhielt.
Denn der mürriſche Greis führt keine verſtorbenen Seelen
Ueber die Stygiſchen Waſſer, und hohen Cocytiſchen Fluthen,
Wenn nicht ihr Körper auf Erden die letzten Ehren erhalten.
So ward auch der Schatten des Katers vom Fahrzeug entfernet.
Traurig ging er am Ufer herum, und hoffte vergebens
Ueber den Fluß zu kommen. Er ſprang zuletzt in die Fluthen,
Uns verſuchte herüber zu ſchwimmen; doch Charon ergriff ihn
Mit dem mächtigen Ruder, und ſchlug ihn zum Ufer zurücke.
Voller Verzweiflung miſcht' er ſich drauf zu bleichen Geſpenſtern,
Welche zur Oberwelt eilten, und kam mit ihnen von neuem
Zu dem Schloſſe zurück, wo ſein verachteter Leichnam
Auf dem Miſte noch lag, dem Knecht und der Viehmagd zum Abſcheu.

Dritter Geſang.

Lange ſchon hatte die finſtre Nacht mit mächtigen Schwingen
Ueber die Welt und das Dorf ſich verbreitet. Die furchtſame Schloßuhr
Schlug jetzt zwölf; die ſchreckliche Stunde, worin die Geſpenſter
Frei umhergehn, mit raſſelnden Ketten, mit glühenden Augen,

Und mit scheußlichen Larven. Die tiefste Ruhe beherrschte
Das altvätrische Schloß; der alte Rabau, Rosaura,
Koch und Kutscher, und Magd lag tief im Schlafe vergraben.
Nur Lisette stickete noch, bei nächtlicher Lampe,
Ihrem Geliebten, dem schwarzen Jäger, Manschetten; als plötzlich
Die gefürchtete Mitternachtsstunde mit silberner Stimme
Durch das einsame Schloß erschallt: da fiel ihr die Nadel
Aus der zitternden Hand; im Augenblick nahm sie das Nachtlicht,
Und ging bebend aus Angst zur schneckenförmigen Treppe.
Aber wie blind macht öfters die Furcht! Anstatt daß die Zofe
Zu dem niedern Gemach dicht an dem Dache hinaufstieg,
Kam sie in ihrer Bestürzung herab zur Thür des Kellers.
Dieser war schrecklich und wüst, schon lange die schwarze Behausung
Aller Gespenster gewesen. In bangen Mitternachtsstunden
Hörte man oft ein Wimseln darin, auch hatte der Kutscher
Blaue Lichter bei flimmernden Schätzen dort brennen gesehen.
Wie vom Donner gerührt stand jetzt die furchtsame Zofe
Vor dem Schlunde des Kellers; ein kalter panischer Schrecken
Sträubt der zitternden Nymphe das Haupthaar empor; mit Entsetzen
Stieg sie die Stufen von neuem hinauf, und wollte nun sichrer
Ihre Kammerthür öffnen; da kam ihr der Schatten der Katze
Wild entgegen gebraust. Sie sahe die funkelnden Augen,
Und den zähnefletschenden Schlund, und stürzte sich schreiend
Tief in ihr Bette. Hier lag sie in Angst drei schreckliche Stunden,
Ohne den Kopf aus dem tiefen Gewühle der Federn zu wagen;
Bis sie der Schlaf mit dem Anbruch des Tags voll Mitleid besuchte.

Aber der Schatten des Katers begab sich zur Kammer des Alten,
Schnaubte Rache; sprang wild auf den Tisch, auf welchem ein Nachtlicht
Sterbende blaue Strahlen verstreute. Die zitternde Flamme
Fuhr in die Höh' und erlosch; d'rauf schallte durch's einsame Zimmer
Mueners Todtengeheul. Der Alte fuhr auf aus dem Schlafe,
Furchtsam und blaß; da sah er den Cyper mit glühenden Augen,
Welcher höllische Flammen aus seinem Nasenloch brauste.
Schrecklich riß er den Mund auf und schrie. Vom wilden Geheule
Schallte das Schloß, und endlich verschwand der spukende Murner.
Er flog jetzo mit weniger Schrecken zum Zimmer Rosaurens,
Und erschien ihr im Schlaf mit blassem entstelltem Gesichte.
Schönste Rosaura (so sprach er zu ihr), vergieb es der Seele
Deines getödteten Cypers, wofern er die süßeste Ruhe
Mit der blassen Erscheinung dir stört! vergieb es der Seele,
Welche sogar von den Ufern des dunkeln Cocytus gewiesen,
In der Irre sich quält, da unbegraben mein Leichnam
Auf dem Miste verachtet liegt, und meine Gebeine
Nicht einmal mit ein wenig Staub mitleidig bedeckt sind.
Ach Rosaura! verdienet denn dies dein gewesener Liebling?
Hab' ich die Daum so oft im Leben die Hände geküßt,
Und die scharfen Klauen verborgen? und hab ich dir darum
Deine widerlichsten Feinde, die Ratten, so getreulich gefangen,
Um nicht einmal ein Grab nach meinem Tode zu haben?
Ach! was kann ich dafür, daß einer Furie Listen
Mich auf deinen Vogel erhitzt? und kann ich die Triebe,
Welche die mächt'ge Natur zum Morden mir einblies, verändern?
Bin ich dafür nicht genug mit dem schmerzlichsten Tode bestrafet?
Göttliche Schöne, wenn anders dein Herz Erbarmen empfindet,
Wenn dein Cyper dir je in seinem Leben gefallen:
O so laß es nicht zu, daß sein verachteter Leichnam
Den gefräßigen Hunden und schnalternden Enten ein Raub sei!
Gieb den armen Gebeinen ein Grab; und gönne die Ruhe
Seinem irrenden Schatten, daß ihm der mürrische Charon
Ueber die stygische Fluth die Fahrt verstatte; daß nicht mehr
Sein gepeinigter Geist mit andern Gespenstern umhergeh,
Und in finsterer Nacht mit seiner Erscheinung erschrecke.
Also sagte der Schatten des Katers, und flog in die Lüfte.

Aengstlich erwachte Rosaura. Die Morgenröthe bedeckte
Die Gebirge mit Purpur. Es tönte vom blumigen Anger
Das erweckende Horn des Hirten. Die nützlichen Stiere
Gingen langsam am Pfluge zum Acker. Der frühe Verwalter
Trabte mit seinem wiehernden Fuchs durch Halden und Felder;
Dreimal zog Rosaura mit Macht die tönende Schelle,
Welche mit hellem, scharfen Geläute Lisetten erweckte.
Sie erschien, vom nächtlichen Schrecken noch blaß und entstellet,
Und das Fräulein redte zu ihr mit geflügelten Worten:
Ach! wie haben wir's denn vergessen, den armen Cyper
In die Erde zu scharren! Im Traum erschien mir sein Schatten,
Welcher herumirrt, weil wir ihn nicht mit Ehren bestattet.
Ich vergeb' es mir nie, ich Undankbare! Wie hast du
Mich nie erinnert, Lisette! So lägen seine Gebeine
Nicht verachtet in freier Luft, den Thieren zum Raube!
Eile, beseil dem Gärtner, sogleich nam Mist ihn zu nehmen,
Und ihm unter den Linden am Wasser ein Grab zu bereiten.
Also das Fräulein. Lisette versetzt: Noch bebt' ich vor Schrecken,
Denn auch mir ist der Schatten des todten Cypers erschienen.
O wie gräßlich drahte sein Blick, indem er wildheulend
Ueber den Weg mir lief! Wir wollen ihn schleunig begraben,
Daß er nicht wieder mit seiner Erscheinung die Nacht durch uns störe!
Als sie noch sprach, da kam auch der Alte mit zitternden Füßen,
Lehnte sich auf den Dornstock, und sprach: Ihr Kinder, begrabet
Schleunig den Leichnam des Katers! Noch bin ich des Todes vor Schrecken!
Denn Pox Stern! ich hab' ihn gesehn! Wie glühten dem Teufel
Seine höllischen Augen! Wie schnaubte die grimmige Nase
Flammen umher — ich verlang' es nicht wieder noch einmal zu sehen!

Eilend begab sich die Iris des Fräuleins zum Gärtner und sagte:
Conrad, folge mir nach, und nimm vom Miste den Leichnam
Unsers verstorbenen Cypers. Am Wasser unter den Linden
Mach' ihm ein Grab, und leg' ihn darein; damit er nicht wieder
In dem Schlosse mit seiner Erscheinung die Lebenden schrecke.
Deine Mühe soll dir ein blanker Gulden belohnen,
Und ein Glas voll herrlichen Branntweins die Kehle dir netzen.

Also sprach sie. Ihr folgete Conrad, nam Branntwein ermuntert,
Ging auf den Hof, und nahm auf den Spaten den Leichnam des Cypers
Trug ihn unter die Linden, und legte die starren Gebeine
Tief in ein kühles Grab. Gleich flog sein irrender Schatten
Wieder zur Hölle hinab, und mischte sich unter die Seelen,
Die zum schwankenden Kahn des alten Charons sich drängten.

Vierter Gesang.

Und nun waffne dein Herz mit Muth von neuem, Rosaura,
Wenn du die Muse zur Hölle begleitest; zur Hölle, die oftmals
Dich im Schauspiel geschreckt, wenn Teufel mit seidenen Strümpfen
Und mit blitzenden Schuhen getanzt; wenn Flammen von Pulver
Ueber die bunten papiernen Wände des Abgrunds sich wälzten,
Und Colophoniendampf aus tiefen Schlünden heraufschlug.
Strahlte nicht durch die Nacht mir dein Auge; wie könnt' ich es wagen,
In den finstern Gefilden des Erebus zweimal zu wandeln.
Doch damit du das Schicksal des Cypers vollender erfahrest,
Soll ihn die kühnere Muse noch jenseits des Styxes begleiten.

Charon sah den Schatten des Katers dem Flusse sich nahen.
Weil er wußte, sein Leichnam sei zur Erde bestattet,
Rückt er den Kahn an's Ufer, und nahm den Murner in's Schiff ein.
Rauschend eilte der Kahn von selbst zum Ufer hinüber,
Wo an den Pforten des Orkus der grausame Cerberus wachte.
Als die Katze den Höllenhund sah, der seine drei Rachen
Fürchterlich aufriß, und bellte, da fuhr sie erschrocken zurücke.
Krümmte den Buckel und schnaubte; daß selbst der finstere Charon
Seine Runzeln zum Lächeln verzog. Doch setzt' er sie endlich
An das Ufer des Tartarus aus. Sie schlüpfte verstohlen
Bei dem Höllenhunde vorbei, und kam durch die Höhle
Zu den Gestaden des flammenden Phlegetons, welcher lautbrausend
Ueber die schallenden Felsen die feurigen Wogen verfolgte.
Hier erblickte der Cyper die hohen, ehernen Mauern,
Und die demantnen Pforten, die zu dem Qualenreich führen.
Auf der eisernen Warte, die hoch in die Lüfte sich hebet,
Sitzet die immer wache Tisiphone schrecklich am Eingang.

Peitschet mit Schlangen den Flüchtling zurück, der voller Verzweiflung
Aus den schwarzen Gefilden der Pein zu entwischen gedenket.
Schaudernd hörete der Cypser die brüllenden Seufzer, die Schläge,
Mit dem Geschwirre des Eisens, und schwerer rasselnder Ketten,
Welche die Elenden zogen; die hier der höllische Richter
Rhadamantus zu langen und grausamen Martern verdammte.
Jetzo sprangen mit schrecklichem Schall die demantnen Pforten
Aus den donnernden Angeln. Alekto mit brennender Fackel
Fuhr heraus, und faßte den Cypser, und wollte schon scheltend
Vor den Richter ihn schleppen, als sie ihn plötzlich erkannte.
O bist du es, (erhob sie die Stimme) du trauriges Opfer
Meiner Rache, die du gewagt für mich zu vollbringen!
Dafür sollst du die Qualen nicht sehn, die ränderische Thiere
Hier Jahrhunderte peitschen. Denn wisse! hier werden die Löwen,
Blutige Tiger und Panther, und alle die stolzen Erobrer,
Eh'mals das Schrecken der Wälder, verschieden gemartet.
Wölfe werden allhier bei langsamem Feuer gebraten!
Räudrische Füchse liegen gefesselt an feurigen Ketten,
Sehn die Hühner vor sich, und können sie niemals erreichen.
O was nützet es hier dem Adler, dem König der Vögel,
Daß er Monarch war, von allen Poeten und Rednern gepriesen!
Ewig sitzet er hier in einem glühenden Käfich,
Und verfluchet, daß man in ihm den Räuber vergöttert.
Aber wie könnt' ich dir, Murner, unzählbare Qualen beschreiben,
Welche das ränderische Thier hier strafen, wofern es die Unschuld,
Oder die nützlichen Thiere gewürgt! Doch trifft nicht dieß Urtheil
Dich, und alle die Thiere, die mit den eächrischen Zähnen,
Oder mit scharfen Klauen und Schnäbeln das Ungeziefer,
Ratten und Mäuse, Schlangen und Eidechsen, Spinnen und Raupen
Zu verderben gesucht! die gehn in schattigen Hainen
Glücklich einher; doch müssen die Katzen nicht singende Vögel
Oder unschuldige Hühner erwürgen, sonst werden sie gleichfalls
Mit den Wölfen gebraten, und mit den Füchsen gepeinigt.
Wohl dir! daß dich dein Schicksal bewahret. Verfolge nun ferner
Deinen Weg von diesem Flusse nach jenen Gefilden,
Wo die glücklichen Thiere wandeln — dir wird man auf Erden
Unter den Linden am Bach ein prächtiges Denkmal errichten,
Und bei dem Grabe weinen. So sprach sie. Die Pforten
Sprangen hinter ihr zu, und über die ehernen Säulen
Schlug ein schwefliger Dampf mit blauen Flammen vermischet.
Drauf ging Murner mit muthigerm Schritt durch dunkele Wege,
Bis er zu jenen glücklichen Wäldern und Auen gelangte,
Wo die milderen Thiere nach ihrem Tode spazieren.
Hier herrscht ewiger Lenz; hier fließen die Quellen des Aethers
Sanfter aus gütigen Sonnen; und über die lachenden Felder
Hat die güt'ge Natur ihr ganzes Füllhorn verschüttet.
Durch die blühenden Auen ergießt in gleisenden Wellen
Lethe den schlängelnden Strom. Hier trinken mit durstigen Zügen
Alle Thiere Vergessenheit ein, und ihre Naturen
Werden hier milder gemacht. Auch baden hier alle die Seelen,
Welche vom Schicksal zur Wandrung in andre Leiber bestimmt sind.
Hier sah Cypser den Schatten des Hofhunds, welcher erwählt war,
Eines künftigen Harpagons Körper zur Wohnung zu haben.
Seelen von Papageyen, bestimmt, in Weise zu saheen,
Und in Dichter, welche sie zu denken nicht wagen,
Gingen allhier; auch Seelen von Pfauen für eitele Damen,
Seelen von Raben für Richter, und Seelen von Füchsen für Schreiber.
Andere Seelen von besseren Thieren genossen hier Ruhe,
Freiheit und ewigen Lenz, in ihren Elysischen Feldern.
Hier ging munter das edle Roß auf grünenden Wiesen;
Frische Winde kräuselten ihm die fliegenden Mähnen,
Und es wieherte Freiheit. Auf holden blumigen Angern
Stand der nützliche Stier, auf ewig vom Joche befreiet.
Das unschuldige Schaf sprang auf dem lachenden Hügel
Scherzend einher, und erndtete hier die süße Belohnung
Seiner Geduld und Nützlichkeit ein. Die blühenden Wälder
Schallten wieder von farbigen Sängern. Der Colibri Schaaren
Hingen wie Gold an den Aesten. Der holden Nachtigall Lieder
Drangen bis in der Seelen Gefild, wo zärtliche Dichter
Ihrem Seufzern zuhörten. Die gold'nen Canarienvögel
Füllten die Luft mit Musik; der strahlende Vogel der Sonne
Machte die Ufer umher von seinen Gesängen ertönen.
Murner trank den Lethe'schen Fluß mit geitzigen Zügen,
Und sein räudrisches Wesen ward bald in Sanftmuth verwandelt.
Als er freundlich im Sonnenschein saß, da kamen die Tauben
Zu ihm vertraulich herab, und scherzend spielt er mit ihnen.
Er vergaß den schmerzlichen Tod, in stiller Erwartung,
Einst in einem edlern Körper in's Leben zu kehren.

Fünfter Gesang.

Muse, laß uns nunmehr aus unterirdischen Reichen
Wieder zur Oberwelt kehren! Und wenn du mit goldener Leyer
Mir die einsamen Stunden versüßt; und wenn dich Rosaura,
Mit holdseligem Beifall beehrt, so höre gelassen
Was der tiefgelehrte Pedant, das spitzige Fräulein,
Oder der Dunz in der Knotenperücke zum Hohne dir sagen.

Conrad hatte nunmehr das Mausoleum des Katers
Mit der letzten Erde bedeckt. Er hob nun den Spaten
Auf die breiten Schultern, und ging, stillschweigend und feierad,
Ueber den Edelhof weg. So wenden sich Todtengeäder
Langsam feierlich wieder zurück, wenn unter dem Beileid
Christlicher Juden und Wechsler ein reicher Geizhals verscharrt ist.
Ihn sah über den Hof Rosaura; da stiegen ihr Thränen
In die himmlischen Augen; sie rührten den ehrlichen Raban,
Und er begleitete sie mit seinem zärtlichen Mitleid.
Endlich brach Rosaura das traurige Schweigen, und sagte:
Geh nun hin, getreue Lisette, bezahle den Gärtner
Für den letzten, dem Cypser erwiesenen Dienst; und befiehl ihm
Veilchen zu pflücken, damit ich sein Grab mit Blumen bestreue!

Also Rosaura; drauf nahm sie den Hut, und stieg mit dem Onkel
Ueber den Hof. — Am Graben der Burg stehn heilige Linden
Mit den dicken waldigen Wipfeln bei zackigen Tannen.
Ihre Wurzeln waschen beständig die silbernen Wellen,
Und ein höheres Grün belebet die saftigen Zweige.
In der Mitte streckt ihr Haupt die größte von allen
Stolz zu den Wolken empor; es wohnen die Vögel des Himmels
Im ehrwürdigen Baum, der fast den Augen ein Wald scheint.
Ein erfrischender Balsamgeruch von Timianbüschen
Und Lavendel herrschet allhier; und über dem Rasen
Blitzen viel tausend gesternte Ranunkeln und schimmernde Blumen,
Welche die wilde Natur, die Kunst zu beschämen, hervorbringt.
Hier lag Murner am Fuß der großen Linde verscharret;
Angenehm war sein einsames Grab von Bäumen umschattet,
Gleich den Gräbern der Alten, die nicht mit Leichengerüchen
Ihre Tempel erfüllt, und todt noch Seuchen erweckten.
Bei dem Grabe standen Rosaura, der Onkel, mit ihnen
Conrad, Lisette, nebst Herrmann, dem Jäger. Die holde Rosaura
Nahm zwo Hände voll Veilchen, und streute sie über das Grabmal
Ihres geliebten Cypsers. Da nahm der Jäger sein Jagdhorn,
Wie der gehörnete Mond gestaltet, von männlichen Schultern,
Und fing an, mit kläglichem Ton in die Haine zu blasen,
Wie nach Jägers Gebrauch der todte Hase beklagt wird.
Alle Hunde wurden drauf laut; auch kamen die Katzen
Auf den Dächern des Schlosses zusammen, und heulten erbärmlich
Ueber den Tod des treuen Gefährten; da Ratten und Mäuse
Heimlich jauchzten, und Festtage hielten, daß Cypser gefallen.
Endlich wandte Rosaura sich von dem Grabe; sie sprach noch
Als sie ging: So ruhet denn sanft im Schatten der Linden,
Werthe Gebeine des Cypsers! O, daß nicht die Musen die Stirne
Mir mit Lorbeer gekrönt, und daß nicht hier in dem Dorfe
Jemand die Sprache der Götter gelernt; sonst sollte dein Name,
Zu den Sternen erhöht, den spätesten Zeiten noch werth sein.
So das Fräulein, und kehrte zurück nach ihren Gemächern.

Fama begab sich indeß mit ihrer hellen Posaune
Durch das Dorf, und ließ sich herab zum Hause des Küsters,
Welcher mit majestätischem Ernst die Jugend des Dorfes
Vor sich sah. Mit lautem Geschrei und stammelnder Zunge,

Wiederholten ſie oft die ſchwerern Verſuche zum Leſen.
Ihm naht ſich die Göttin, und ſpricht: Du Liebling Apollo's,
Schweigſt du jetzt beim Tode des Cypers des gnädigen Fräuleins,
Und verſäumſt nachläſſig, unſterblichen Ruhm zu erlangen?
Gab die Natur die umſonſt die Wundergabe zu reimen,
Neujahrswünſche zu machen, mit mancher poetiſchen Inſchrift
Häuſer und Scheuern zu zieren? Und jetzo wollteſt du zaudern,
Einen klingenden Vers dem Cyper zu Ehren zu machen?
Alſo goß ſie den dichteriſchen Trieb in die Seele des Küſters,
Der ſich erhob vom krachenden Thron, aus Binſen geflochten
Und ſogleich der lärmenden Schule die Freiheit ertheilte.
Wie die Heerde geſchwätziger Gänſe, vom Schießhund gejaget,
Mit Geſchrei in die Lüfte ſich hebt, und über dem Dorfteich
In das ſichre Schilf ſich rettet: ſo drangen die Knaben
Jauchzend aus ihrem dumpfigen Kerker, und liefen zum Spielplatz,
Wo mit Jubelgeſchrei der elaſtiſche Ball in die Luft ſtieg.
Aber der Küſter ſteckte die Fuſees des wichtigen Lehramts,
Seine dikrne Ruth' und den Stock an das ſchweigende Fenſter.
Jetzo war er allein. Er nahm die zandriſche Feder,
Zog an der Stirne ſchreckliche Runzeln, verkehrte die Augen,
Und fing an mit tiefen Gedanken auf Reime zu ſinnen.
Dreimal ſchmiß er die Feder huld aufgefreſſen zur Erde,
Dreimal beſchwor er die Muſe, und ſeinen getreueſten Hühner.
Endlich ſprang er freudenvoll auf, und ins mit Entzücken
Den erſtaunenden Wänden die herrliche Grabſchrift der Katze.
Muſe! dir iſt nichts verhüllt, erzähle der Nachwelt die Grabſchrift,
Wenn dein feierer Vers nicht noe den Reimen zurückbebt.
Alſo lautete ſie:

Hier liegt ein Kater der ſchönſten Art,
Der Cyper von Fräulein Roſauren zart.
Zu ſeinen Ehe'n hat dieſes geſtellt
Der Küſter, Martin Schinkenfeld.

Als er nunmehr auf Papier, mit Todtenköpfen gezieret
Dieſe Reime gemalt, und ſeine Perücke gekämmet;
Ging er voll Hochmuth zum Schloß, und überreichte Roſaueen
Feierlich ſeine Gebnrt mit krummem, ſchnurrenden Fuße.
Lächelnd nahm Roſaura die Grabſchrift, und ſagte: Herr Küſter,
Dieſes werde dem Cyper zu Ehren in Marmor geätzet,
Als ein ewiges Denkmal ſein frühes Grab zu bedecken.
Ihm, dem Dichter ſollen zwei Lüneburgiſche Roſſe,
Welche, noch neu, im Silbergewölk die Raſen erheben,
Seine Mühe verſüßen. So ſprach ſie, und ſchickte den Jäger
Nach dem Steinmetz, welcher die Grabſchrift mit künſtlichem Griffel
Auf den adrigen Marmor ſchrieb. Er liegt nun auf ewig
Ueber der Gruft; der gefällige Fremde betrachtet ihn oftmals;
Und der neugierige Wanderer erzählt in fernen Provinzen
Von dem redenden Stein. So ſteigt der Name des Cypers
Zu den Sternen hinan; und reicht in die fernſten Zeiten.

Fabeln.

Der Fuchs, der Wolf und die Affen.

Ein Fuchs, der lange ſchon geſchmachtet,
Umſonſt nach manchem Huhn getrachtet;
Erfuhr, daß eines Affen Frau
Im Kindbett ſei. Hu! (dacht' er ſchlau)
Vielleicht trag' ich vom Wochenſchmaus
Auch wohl ein fettes Maul nach Haus.
Man muß ſich in die Zeiten ſchicken,
Gefällig ſein, und viel ſich bücken:
Sonſt bleibet Börs und Magen ſchlapp.
So dacht' er bei ſich, und begab
Sich auf den Weg, zum Aufenthalt
Der Affen in den nächſten Wald.
Er fand die Wöchnerin im Lager
Aus weichem Heu; von Mann und Schwager
Und Muhm' und Schwiegerin umringt,
Von denen jeder etwas bringt,
So daß Herr Reineke, gar klug
Bemerkte, hier ſei Schmaus genug.
Er machte ſich deshalb gar zierlich
Zur Affin, bückte ſich manierlich
Bis auf die Schuh, und ſprach: Madam,
Daß ich den Weg zu ihnen nahm,
Iſt aus der Urſach blos geſchehn,
Die ſchönen Kinderchen zu ſehn,
Womit ſie vor gar kurzer Zeit
Den werthen Herrn Gemahl erfreut.
O zeigen Sie doch Ihrem Knecht,
Von ihrem adlichen Geſchlecht
Die beiden liebenswürd'gen Zweige,
Daß ich mich auch vor ihnen beuge!
Ihr Gnaden glaubten ſicherlich,
Ein rechter Kindernarr bin ich!

Als dieſes die Frau Affin hört,
Gar freundlich ſie ſich zu ihm kehret;
Reicht ihm die Hand, und ſpricht zum Mann,
Sieh doch den arm'gen Fremdling an!
Er kommt hieher mit müden Füßen,
Bloß, unſre Kinderchen zu küſſen.
Hier, Freund, (ſprach ſie zum Fuchs) im Heu
Ruhn ſie im Schlummer alle zwei.
Sie ſagt' es, und zog mit der Hand
Ein pelzgefüttertes Gewand
Hinweg von ihrem Zwillingspaar,
Und ſprach zum Fuchs: mein Herr, nicht wahr,
Wenn ihr's aufrichtig wollt geſtehn,
Was ſchöneres habt ihr nie geſehn?
Der Fuchs erſchrak. In langer Zeit
Hatt' er nicht ſo viel Häßlichkeit
An ſegend einem Thier erblickt;
Doch lief er liſtig, wie entzückt:
O frohe Tag! Sn ſeh' ich denn
Die beiden kleinen Engelchen
In jedem Liebreiz vor mir liegen?
O welche Freude, welch' Vergnügen,
Muß dieß den hohen Eltern ſein!
Fürwahr! trifft mein Vermuthen ein:
So werden ſie, das ahnet mir,
Die Luſt der Welt, der Affen Zier.

Als dieſes dieſes die Frau Affin hört,
Ward ſie von Freude ganz bethört,
Wie ihr Herr Ehmann ebenfalls.
Er warf dem Fuchs ſich um den Hals,
Bat ihn auf's freundlichſte zu Tiſche,
Zeug auf Paſteten, Braten, Fiſche,
Viel Obſt, und Nüſſe groß und klein,
Und trank ihm zu vom beſten Wein;
So daß der Fuchs, ſehr wohl geſpeiſt,
Und halb berauſcht, von dannen reiſt.

Ein Wolf traf auf dem Weg ihn an,
Und ſprach zu ihm: mein lieber Mann,
Ich ſeh an deinem vollen Bauch,
Du haſt geſchmauſt. Könnt' ich nicht auch
Zu einem ſolchen Feſt gelangen,
Bei dem es dir ſo wohl gegangen?
I! Freund, (verſetzt der Fuchs) gar leicht
Wird dieſer Wunſch von dir erreicht.
Des Affen Frau liegt in den Wochen,
Der hab' ich eben zugeſprochen.
Sie hat zwei allerliebſte Kinder,
Die zeigt ſie gern: wo du nicht minder,
Als ich, ſie lobſt: ſo giebt ſie dir
Mit Dank zu ſchmauſen gnug dafür.

So (ſprach der Wolf) brauch' ich nur dieß?
Dann hab' ich meinen Fraß gewiß!
Er eilte zu den Affen hin,
Und traf ſie an bei frohem Sinn;
Ward freundlich von dem Mann empfangen,
Nach ſeinem höflichen Verlangen
Zur Frau geführt, die, ſehr geneigt,
Ihm alſobald die Kleinen zeigt.
Herr Eiſengrimm mit ſtarrem Blick
Fuhr ganz erſtaunensvoll zurück.
Was Guckuk! (ſcheie, und lacht' er laut:)
Hier ſchaudert einem faſt die Haut!
Dies ſind ja wahre Ungeheuer!
Und die Scheuſäligen ſind euer?
Ei! ſchrien die Affen alleſammt,
(Die Mutter mit) von Wuth entflammt,
Ei! ſeht mir doch den Grobian
Mit ſeinen Schmeicheleien an!
Was beauchl re denn hierher zu gehn,
Und unſre Kinderchen zu ſchmähn?
Drauf griff ein jeder nach dem Knittel,
Durchklopften weidlich ihm den Kittel,
Daß er, an allen Vieren lahm,
Zum Fuchſe hungrig wieder kam.
Sobald Herr Reineke vernammen,
Wie ſchlecht der Wolf davon gekommen,
Sprach er: ihr gebt mir wohl nicht Recht?
Allein ihr kennt die Welt noch ſchlecht.
Gern hält das Ohr dem Schmeichler ſtill;
Die Wahrheit niemand hören will.

* * *

Dieß hab' ich Leſer, auch gedacht,
Drum kommt ſie hier in Fabeltracht.

Der Hecht und der Hay.

Ein Hecht regierte lange Zeit
In einem Wasser weit und breit,
Und glaubte voller Stolz, nun sei er
Der Fürst und Herr im ganzen Weiher.
Was hindert mich denn, (fing er an)
Daß ich im weiten Ocean
Nicht eben so gewaltsam wüthe,
Nicht eben so als Herr gebiete,
Wie hier? Er sagt's, und schwimmt sogleich
Hinab in's große Wasserreich.
Doch wie erschrak er, da er nah
Des Meeres Ungeheuer sah!
Ein Hay, der nicht so bald vernammen,
Weswegen er hierher geschwommen,
That seinen weiten Rachen auf,
Ergriff ihn, und verschlang ihn drauf.

So trifft der kleinere Tyrann
Stets einen noch gewalt'gern an,
Der ihn, von Siegen schon umringt,
Mit seiner größern Macht verschlingt.

Der Knabe und der Stieglitz an der Spree.

Ein bunter Stieglitz ward gefangen,
Und einem Knaben auf Verlangen
Zu seinem Eigenthum geschenkt,
Der ganz entzückt auf nichts mehr denkt,
Als seines Vogels recht zu pflegen.
Er sucht daher ihm allerwegen
Sein liebstes Futter, füllt sein Glas
Des Tages oft mit frischem Naß;
Vergoldet ihm sein kleines Haus,
Und bringt ihm manchen Distelschmaus.
Der Stieglitz aber findet doch
Zuletzt ein unbemerktes Loch,
Aus welchem er gar bald entkam,
Und fröhlich seinen Abschied nahm.
Der Knabe rief ihm freundlich zu:
Wohin, du armer Vogel du?
Was hat dir denn bei mir gefehlt,
Daß sich dein Flug das Weite wählt?
Hab' ich nicht Alles dir gegeben,
Wovon die Herr'n Stieglitze leben?
War nicht dein Käfig ein Palast,
Mit goldnen Drähten eingefaßt?
Und ward dir nicht aus meiner Hand
Manch Stückchen Zucker zugewandt?
Komm wieder, bitt' ich dich! herein!
Der Stieglitz gab zur Antwort: Nein!
Weg mit der goldnen Sklaverei!
Hier hab' ich mehr, denn ich bin frei.

Der Bischof und der Bettelbube.

Einst ging ein Bischof durch die Stadt;
Ein Bettelbube zu ihm trat,
Zog vor ihm ab gar tief den Hut,
Und sagte: Herr, sein Sie so gut,
Bis an den Hals steck' ich in Schulden,
Und schenken Sie mir einen Gulden
Zu diesem lieben Neuenjahr;
Das wär' ein christlich Werk, fürwahr!
Was? (schrie der Bischof eifersvoll,)
Ich glaube, Junge, du bist toll!
Ein Gulden, bei so schlechter Zeit,
Ist wahrlich keine Kleinigkeit!
Nun, Herr, (fiel ihm der Bettler ein)
So mögen's denn acht Groschen sein.
Nichts, nichts! (versetzt der Bischof drauf)
Geh fort, und halte mich nicht auf!
Ihr Gaben! Einen Groschen dann —
Fort, fort! auch den nicht. — Nun wohlan!
Sie sehn, wie ich mich handeln lasse,
Ein Hellerchen? — Geh deiner Straße,
Nichts, gar nichts! Das ist etwas arg,
(Sprach drauf der Bube.) Sie sind karg!
Doch lassen Sie sich denn bewegen,
Und geben mir nur Ihren Segen!
Den sollst du haben, lieber Sohn,
(Erwiederte mit süßem Ton
Der Geistliche) knie hin vor mir,
Den besten Segen geb' ich dir!
So? sprach der Bursche, ganz verwegen,
Behalten Sie nur Ihren Segen!
Ich hab' ihn zu geschwind begehrt;
Wär' er nur einen Heller werth,
Sie gäben ihn, Hochwürd'ger Herr,
Gewiß nicht so gutwillig her.

Die Wölfe und der Rabe.

Zween Wölfe, die sehr hungrig waren,
Begaben sich mit viel Gefahren
Zu einem Schafstall. Jeder nahm
Sich nach Belieben da sein Lamm,
Und eilten drauf zum Wald hinein,
Von niemand mehr gestört zu sein.
Ein Rabe sah's von ohngefähr;
Flug hurtig hinter ihnen her,
Und als sie nun, nach langem Schmachten,
Sich über ihre Beute machten;
Rief er von einem Baum herab:
Ihr Herren, gebt mir doch auch was ab!
Ihr werdet mich doch nicht vergessen,
Und alles so allein hier fressen!
Ich habe kühn und unverzagt
Mein Leben ja mit euch gewagt,
Drum gebt mir mein gebührend Stück,
Und weist mich hungrig nicht zurück.
Ja, sprach ein Wolf, du hast gesiegen,
Und bist uns treulich nachgezogen;
Doch, guter Freund, aus Eigennutz,
Und wahrlich nicht zu unserm Schutz!

Die Spinne und das Podagra.

Das Podagra, und eine Spinne,
Geführt von ihrem Eigensinne,
Entschlossen sich, die Welt zu sehn,
Und Abenteuer nachzugehn.
Sie trafen unterwegs sich an,
Und grüßten sich, da sie sich sahn,
So leicht, so artig und galant,
Als hätten sie sich längst gekannt.
Ich dächte, (sprach das Podagra)
Wir setzen nach dem Dorfe da
Zusammen unser Reise fort.
Es scheint ein wohlgelegner Ort,
Und sind Madam so müd als ich,
So wird uns beiden, sicherlich!
Jedwede Herberg, groß und klein,
Auf diese Nacht willkommen sein.
Der Spinne war das eben recht:
Sie kamen an das Dorf. Geschwächt,
Hinfällig, kraftlos, und halb lahm
Erlag das Podagra, und nahm
So bald als möglich, voll Begier,
Beim ersten Bauer das Quartier.
Die Spinne hielt sich für gescheuter,
Und nahm den Weg noch etwas weiter,
Bis zu des Edelmannes Haus;
Hier wählt sie einen Saal sich aus,
In welchem man mit großem Prachte,
Zu einem Gastmahl Anstalt machte.
Sogleich nahm sie nach ihrem Witz
Von einem Fensterrahm Besitz;
Hub an, mit emsigem Bestreben
Viel ihrer Fäden anzukleben;
Doch eh' ihr Netz noch fertig war,
Nimmt eine Stubenmagd es wahr,
Die mit dem Besen drüber fährt,
Und unbarmherzig es zerstört.
Die Spinne hub nun neuem an
Zu weben wie sie erst gethan;
Da ward der Saal voll Herrn und Damen,
Mit denen viel Lakaien kamen.
Ein naseweiser Bursche sah
Der Spinne Netz, und rief: sie da!
Was machst du hier? und stieß sogleich
Den Hut quer durch ihr Faden-Reich.
Die Spinne ließ sich's nicht verdrießen,
Und heftete mit muntern Füßen
Ihr hangend halbzerstortes Nest

Zum drittenmal am Fenster fest.
Da trat ein junges Fräulein her,
Das sah am Fenster ungefähr
Die Spinne hangen, und schrie laut:
Ach! Herr Baron, mir graut, mir graut!
Und wies mit Schrecken auf die Spinne.
Kaum ward der Herr Baron sie inne,
So zog er wie ein Held den Degen,
Fing an im Netz herum zu fegen,
So daß mit Noth die Spinn' entkam
Und aus dem Saal den Abschied nahm.

Dem Podagra ging's fast auch so,
Es ward der Herberg wenig froh.
Nachdem es lange genug gesessen,
Sprach es: ich möcht' ein wenig essen!
Der Bauer brachte trocken Brod,
Zum Trunk dazu kalt Wasser bot;
Dieß waren nach so langen Reisen
Für's Podagra sehr schlechte Speisen.
Es aß nicht viel, trank kaum dazu.
Und sprach betrübt: beingt mich zur Ruh!
Da wies der Bauer ihm zum Bette
Gar eine hurte Lagerstätte,
Worauf ein wenig Stroh nur lag.
Hier lag es kläglich, bis der Tag
Im Osten an zu grauen fing,
Und seufzend es von dannen ging.

Es traf die Spinne wieder an,
Die nach kein Auge zugethan;
Und alle beide klagten sich,
Wie elend, und wie jämmerlich
Sie beiderseits die vor'ge Nacht
In Furcht und Sorgen zugebracht;
Ich seh wohl, wo der Knoten sitzt,
(Sprach drauf das Podagra.) Dir nützt
Zum Aufenthalte kein Palast;
So wie ich niemals Ruh' und Rast
Bei schlechten Bauern finden kann.
Drum geh' du zu dem armen Mann,
Und ich will deinen Junker sehn,
So soll das Ding wohl besser gehn.

Dies waren beide wohl zufrieden,
Und beide gingen nun verschieden,
Den Weg, so wie der Abend kam.
Das Podagra, voll Hoffnung, nahm
Zum Schloß des Junkers seinen Gang.
Und mit welch freudigem Empfang
Ward es von ihm nicht aufgenommen!
Kaum sah' er es gehinket kommen:
So nahm er's höflich bei der Hand,
Führt's in sein Zimmer; drinnen stand
Ein Sopha mit viel weichen Kissen
Davon legt er ihm drei zu Füßen,
Und sprach: Ihr Gnaden fordern derist,
Was Ihrem Gaum willkommen heißt.
Drauf rief er seine Diener her;
Da ward der Tisch nicht einmal leer
Von Thee, und Kaffee, und Orfadr,
Von Chokolade, und Limonade,
Alsdann ward von der Schüsseln Menge
Die große Tafel fast zu enge;
Da kam französisches Ragout,
Weit umher dampfend nach hant Gout,
Schön Rostbeef, nach der Britten Art,
Und Austern, mit und ohne Bart;
Dann kamen Austern am Kapaun,
Dann Austern schön gebrnten, braun;
Dann wieder Austern in Pasteten,
Dann Fisch mit Austern, bis zum Tödten;
Und schöne Braten, vom Fasan,
Bis auf den feisten Ortolan.
Kurz! alles was die Schmauserwelt
Für ächte Leckerbissen hält,
War so im Ueberflusse da,
Als wär' es in Hammonin.
Die Weine? ja, wer kann die zählen?
Gewiß! hiee durfte keiner fehlen,
Und das probiren riß nicht ab,
Vom Franzwein bis zum Vin de Cap;
So daß das Podagra sogar
Satt bis zum höchsten Ekel war.

Die Spinne trat zum armen Mann
Indeß auch ihre Wallfahrt an.
Sie fand bei ihm ein freies Leben,
Fing an zu haspeln und zu weben
Nach Herzenslust mit Füßen, Händen,
An Thüren, Fenstern, Balken, Wänden,
Und machte sich manch schönes Netz
Nach ihres Eigensinns Gesetz;
Rund, mit viel Strahlen, krumm und schief,
Gleich, ungleich, seltsam, flach und tief.
So herrschte sie im ganzen Haus,
Und niemand stört' und trieb sie aus.

Als drauf die beiden Wanderer
Nach kurzer Zeit von ungefähr
Sich wieder soh'n: da rühmten beide,
Mit welcher wahren Lust und Freude
Ihr Leben nun versüßet sei.
Jedwedes blieb der Herberg treu;
Vergnügen war auf beiden Seiten.
Und so wahnt noch zu unsern Zeiten
Die Spinne bei den Armen gern,
Das Podagra bei großen Herrn.

Der Pfau und das welsche Huhn.

Vom Edelhof, der ihn erzogen,
War einst ein Pfau hinweggeflogen;
Er wußt nicht mehr, wo er war,
Zuletzt kam er nach viel Gefahr
Zu einer kleinen Meierei.
Hier läuft gleich Jung und Alt herbei,
Und preis't mit übermäß'ger Freude
Den fremden Herrn im schönen Kleide.
Man streut ihm reichlich Futter hin.
Die andern Hühner sehen ihn
Mit heimlicher Bewundrung an,
Und mit gar großem Neid der Hahn.
Dem Pfau gefiel es hier so ziemlich,
Nur schien es seinem Stolz nicht rühmlich,
Daß er, so artig, so galant,
Hier nichts für sich zu lieben fand.
Was kann nicht Langeweile thun?
Ein niedlich junges welsches Huhn
Schien unserm Stutzer noch allein
Der Mühe werth, verehrt zu sein.
Zwar eine Mutter war noch da,
Die scharf auf ihre Tochter sah;
Allein der Pfau verstand sehr schön
Die Mutter selbst zu hintergehn;
Und sah noch überdieß gar bald
Daß in des Töchterchens Gestalt
Der Mutter Blick vergaffet war.
Er nimmt daher des Vortheils wahr,
Macht an die Tochter sich beherzt,
Liebängelt, lobet, lacht und scherzt.
Sie war verliebten Temperamentes;
Der listige Herr Pfau erkennt es
Nur allzusicher aus der Art,
Mit welcher ihm begegnet ward.
Die Mutter merkte jetzt den Handel,
Und sprach: mein Herr, der Tugendwandel
Von meiner Tochter ist bekannt;
Sie schickt sich nicht für Ihren Stand,
Und ist nicht aus dem Pfaugeschlecht!
Wir sind nur Hühner, schlecht und recht.
Madam, (sprach hier der Pfau verstellt,)
Ich bitte Sie, was in der Welt
Verdient es mehr, als wie Sie beide
Vom Pfaugeschlecht zu sein? O Freudr!
Ich kann ein würdig Kind erhöhn,
Und es mir gleich und glücklich sehn!
Madam betrachten selber nur
Die kleine süße Kreatur.
Gleicht sie nicht völlig einer Pfau?
Und geht, und trägt sie nicht genau,
Sich so wie unsre Schönen tragen?
Der Augenschein wird's Ihnen sagen!

Die Tochter hörte ihn entzückt;
Die Mutter perlset sich beglückt.
Dem jungen Herrn ward viel erlaubt,
Der manche Gunstbezeugung raubt,
So daß fast jeder denkt, der Pfau
Und dieses Huhn, sei Mann und Frau.
In diesem angenehmen Wahn
Kam plötzlich eine Pfauin an.
Sie setzet stolz sich auf das Dach,
Schreit, und macht alles um sich wach.

Der Pfau vernimmt kaum, daß sie ruft,
So schwinget er sich in die Luft,
Eilt undankbar mit ihr davon,
Und Schande blieb des Hühnchen Lohn.

* * *

So machen's noch in unsern Tagen
Die Herr'n, die Federhüte tragen.
Sie wissen's noch gar wohl, Madam,
Wie Herr Baron von Hochblut kam,
Vorlieb gern nahm mit Cocolinchen;
Bis plötzlich Fräulein Edelinchen
Erschien, und ihr den Bräut'gam stahl,
Und sich der Herr Baron empfahl.

Die beiden Elstern.

Gieb kluger Sparsamkeit Gehör,
Und rechne lieber Jahre mehr,
Als du vielleicht zu leben hast;
Damit dich nicht des Mangels Last,
Auf den die Jugend sorglos blickt,
Im Alter doppelt schwerer drückt.

Zwo Elstern waren Nachbarinnen,
Kaum wurden sie des Herbstes innen:
So trugen sie mit regem Fleiße
Sich auf den Winter ihre Speise
An guten Eicheln, braunen Nüssen,
Und was sonst Elstern haben müssen,
Jedweds in einen hohlen Baum,
Und gaben keiner Sorge Raum.
Der Winter kam vom hohen Brocken,
Das Haupt umringt mit Eis und Flocken;
Der freie Strom ward plötzlich hart,
Die sterbende Natur erstarret.
Die Elstern zehrten ohne Klagen
Vom Vorrath, den sie eingetragen;
Doch flog die eine manchesmal
Beim ersten besten Sonnenstrahl
Hinaus in's Feld, und suchte sich,
An Rain und Hügeln, kümmerlich,
Was noch zu essen dienlich war.
Die andre nahm dieß spöttisch wahr
Und sprach: fürwahr! Frau Nachbarin,
Wie lange denkt ihr denn noch hin
Mit eurem Vorrath auszukommen?
Habt ihr die Lerche nicht vernommen,
Die munter schon im Sonnfeld singt,
Und uns den Frühling wieder bringt?
Der Winter kann nicht länger währen,
Und sicher könntet ihr verzehren,
Was hier schon aufgesammelt ist,
Und sonst verdirbt, und niemand frißt.
Lebt so wie ich in Freud und Scherz,
Denn neue Nahrung bringt der März.

Ja, (sprach die andere darauf)
Dem Schein nach hört der Winter auf;
Doch, uns zum größten Ungemach,
Kommt oft ein später Frost noch nach.
Bleibt mir was übrig, nun wohlan!
Was ich nicht selbst verzehren kann,
Wird unter dieses Baumes Rinden,
Noch immer seinen Mann wohl finden.

Sie hatte Recht. Denn plötzlich kam,
Da schon der Lenz den Anfang nahm,
Ein neuer Winter. Tiefer Schnee
Bedeckte traurig Thal und Höh,
Und lag verschiedne Wochen lang
Zu manches Thieres Untergang.
Kein Lenz erschien, wie man gedacht;
Der Hunger kam mit ganzer Macht,
Und ihre Nachbarin erfriert,
Weil sie nicht richtig calculirt.

Die Hunde mit der Löwenhaut.

Zween Hunde fanden in dem Wald
Ein Löwenfell, und fielen bald
Voll Neid und Rachsucht drüber her,
Zerzausten und zerrissen's sehr.
Dies sah voll Zorn ein Wolf, und sprach:
Die Haut bedecket ihr mit Schmach;
Doch stäke noch der Löwe drin,
Wie hurtig wolltet ihr entfliehn!

Der Esel und der Stier.

Der Esel ging einst auf der Weide
Mit einem Stier: da höreten beide
Viel Lärm, als wie von einem Heer,
Und in den Dörfern rund umher
Zu Sturm mit allen Glocken läuten.
Was (sprach Herr Heinz) mag das bedeuten?
Ach Freund, (erwiedert ihm der Stier,)
Ich zittre schon, der Feind ist hier!
Laß uns sogleich von hinnen fliehn,
Bis daß die Plünderer weiter ziehn;
Bekämen sie uns hier zu fassen,
Wir müßten beide Haare lassen.
Der Esel sprach hierauf: Ei nun!
Willst du entfliehn, das kannst du thun.
Dir grauet, daß du wirst erstochen,
Und sie dich schlachten, schinden, kochen,
Vor diesem allen bin ich frei.
Mein Schicksal bleibt stets einerlei,
Und ich muß unter gleichen Plagen
Die Säcke doch zur Mühle tragen.
Kalt sieht sehr oft der Unterthan
Den Feind sich seinen Grenzen nahn.
Er weiß, ihm bleibet Sklaverei,
Sein Sieger sei auch wer er sei.

Der Löwe, der Stier und der Ziegenbock.

Wenn erst der Mächtige dir droht,
Schwört auch der Kleinre dir den Tod.

Ein starker Stier, sonst unverzagt,
Ward von dem Löwen doch gejagt,
Und floh nach seinem Stalle zu.
Ein Ziegenbock stand da in Ruh,
Und bieit dem Stier sogleich entgegen,
Mit wildem Blick sein Horn entgegen.
Der Ochse wich in vollem Lauf
Den Hörnern aus, und sprach darauf:
Ich fürchte mich, Freund, nicht vor dir;
Allein der Löw' ist hinter mir.

Der Bauer mit den Birnen.

Verachte das Gewisse nicht,
So viel auch Hoffnung mehr verspricht;
Sie täuscht mit jedem Augenblick;
Was du verschmähst, ist oft dein Glück.

Ein reicher Schultheiß ging von Haus
Gar früh zu einem Kirmesschmaus.
Das Dorf lag weit von seinem Ort,
Indeß lief er doch nüchtern fort;
Denn schon saß er im Geist am Tisch,
Bedeckt mit Braten, Fleisch und Fisch.
Da, (dacht' er) sollst du sanft dich ruhn,
Und dir was rechts zu gute thun,
Wer wollte nicht mit leerem Magen
Auf einen Schmaus zu hungern wagen?
So strich er mit vergnügtem Sinn,
Durch Haide, Wald und Fluren hin.
Der Mittag nahte sich nunmehr,
Und sieh! ihm fällt von ohngefähr,
Da schon die Sonne brennend sticht,
Am Weg ein Birnbaum in's Gesicht,
Den kürzlich erst der Wind durchrüttelt,
Und manche Birn' herabgeschüttelt.
Sie schienen reif und schon zu sein,
Und luden unsern Wandrer ein,
Bei leerem Bauch davon zu essen:
Allein er stieß sie ganz vermessen
Mit seinen Füßen fort, und sprach:
Ich geh ganz andern Essen nach!
Ihr seid mir sonst ein gut Gericht,
Doch meiner Treu! nur heute nicht!
Er eilte fort, und kam gar bald
An einen Strom, wo durch Gewalt
Der Fluth, die Brücke weggeschwommen.
Er konnte nicht darüber kommen,
Lief lang am Ufer auf und ab,
Bis er zuletzt sich drein ergab,
Ungern den Weg zurücke nahm,
Und wieder zu dem Birnbaum kam,

Den er geſchmäht vor wenig Stunden.
Hätt' er da nicht die Birn' gefunden,
Die er getreten erſt mit Füßen!
So hätt' er bald verhungern müſſen.

Der Löwe und der Eſel.

Gebeuget unter ſchwere Laſten,
Und mager von dem vielen Faſten,
Ging einſt ein Eſel über Feld.
Ihn ſah der Thiere Fürſt, der Held,
Der ſo geprieſ'ne Löwe, gehn,
Und ſprach zu ihm mit bitterm Schmähn:
Weich aus, du niederträchtig Thier!
Man ſiehet ſeine Schand' an dir!
Du ſchleppeſt, wie man's haben will,
Und ſchweigſt zu jeder Drohung ſtill!
Ruhm habt ihr noch allein von mir;
Ich bin des Thierreichs Schmuck und Zier,
Denn mich, und meine Tapferkeit,
Rühmt man auf Erden weit und breit.
Mit Demuth hub der Eſel an:
Und was hat Gutes ſie gethan,
Die ſo gerühmte Tapferkeit?
Den Wald verheert, das Vieh zerſtreut?
Ich nütze Menſchen ſpät und früh,
Und du, Held, Fürſt! zerreiſſeſt ſie!

Die Mücke und der Stier.

Mit lautem ſumſenden Gefieder
Ließ eine Mücke ſich hernieder
Auf einen Stier, und ſetzte ſich
Stolz auf ſein Horn, und ſprach: Drück' ich
Zu ſehr dich auch, mein liebes Stier,
So bitt' ich, ſage dreiſt es mir!
Wen hör' ich hier als wie im Traum?
(Verſetzt der Stier.) Ich weiß ja kaum,
So ſehr du auch dein Daſein nützeſt,
Auf welchem Horne du mir ſitzeſt.

Der gefangene Trompeter.

Ein dicker Mahr, mit Namen Peter'
Ward bei der Reiterei Trompeter,
Und bald darauf in einer Schlacht
Mit zum Gefangnen gemacht.
Man gab ihm manchen Rippenſtoß,
Er aber rief: Laßt mich doch los!
Ihr wißt, daß ich nicht mit gekriegt,
Und euch kein Leides zugefügt!
Mein Säbel wurde nicht gezückt,
Und mein Piſtol nicht losgedrückt!
Das Bischen Blaſen auch allein
Wird ja ſo ſtrafenswerth nicht ſein!
Warum nicht Schnurre? (ſing man an)
Dein Blaſen endlich hat's gethan!
Du machteſt unſern Feinden Muth,
Und ſetzteſt ſie dadurch in Wuth.
Wer zu der That Ermunt'rung giebt,
Hat ſelber ſie mit ausgeübt.

Der abgebrannte Bauer.

Dem feindlichen Geſchick zum Trutz
Mach ſelbſt das Unglück dir zum Nutz!

Bei einem ſtarken Winterfroſt,
Und bei geringer ſchmaler Koſt,
Behalf ein armer Bauer ſich
Gar elend und gar jämmerlich.
Dem ward von Böſewichtes Hand
Sein kleines Häuschen abgebrannt
Er lief hinauf. Die helle Glut
Nahm überhand. Der Nachbarn Muth
Half ihm zwar treulich; doch zuletzt
Ward alles Löſchen ausgeſetzt,
Da bei ſtets wachſender Gefahr
Das Haus nicht mehr zu retten war.
Der Bauer ſah hierauf in Ruh
Den ſchönen hellen Flammen zu;
Trat näher, und hub lächelnd an:
Kann ich nicht löſchen, nun wahlan!
So will ich, ohne mich zu härmen,
Mich an dem Feuer doch nach wärmen!

Der Jäger und die Wachtel.

Ein Jäger, der mit ſüßen Griffen
Den Wachteln lange Zeit gepfiffen,
Fing endlich eine. Guter Mann,
(Hub ſie vertraut zum Jäger an,)
Ich weiß es wohl, an mir allein
Kann dir nicht viel gelegen ſein.
Doch willſt du mir das Leben ſchenken,
So wirſt du noch an mich gedenken!
Du ſollſt durch meine ſeltnen Gaben
Traun! Wachteln g'nug zu fangen haben!
Ich will ſie ſelbſt in's Netz dir führen,
Und du brauchſt nur es zuzuſchnüren.
Ei, (ſprach der Jäger voller Hohn)
Weißt du auch wohl der Falſchheit Lohn?
Da du ſelbſt Freunde willſt verrathen,
So will ich auch zuerſt dich braten!

Der Fuhrmann und der Gott Herkules.

Das Beten hilft, nur nicht allein;
Auch eigner Fleiß muß wirkſam ſein.

Ein Kärrner, der zu großem Schaden
Sein kleines Fuhrwerk überladen;
Saß endlich feſt mit ſeiner Laſt
In einem Wege voll Moraſt.
Sogleich rief er in tiefer Noth
Zum Herkules, dem mächt'gen Gott;
Und bat mit vielen Seufzern ihn
Mit ſeinem Karrn herauszuziehn.
Nachdem er lange Zeit gebaert,
Und endlich, nach der Faulen Art,
Schon in ſein Schickſal ſich ergab;
Rief eine Götterſtimm' herab:
Was ſcheeit und heult da für ein Thor?
Hal' deine Hacke friſch hervor!
Räum' weg den Koth, wie ſich's gehört,
Und peitſche tüchtig auf dein Pferd;
Dann ruf' zum Herkules auf's neu,
Und, glaube mir, er ſteht dir bei!

Der verurtheilte Soldat.

Ein junger tapferer Soldat
Ward wegen einer Uebelthat,
Die er in böſem Trunk begangen,
Dafür ſein Urtheil zu empfangen,
Hinausgeführt. Sein braunes Haar,
Der großen ſchwarzen Augen Paar,
Sein gut Geſicht, die ſchöne Länge,
Bewegten ringsumher die Menge;
Vor allem ward er, wie man ſagt,
Vom weiblichen Geſchlecht beklagt.
Schon kniet er nieder auf den Sand,
Und ſchon war von des Henkers Hand
Das ſcharfe Schwert gezückt; als Halt
Durch den geſchloſſ'nen Kreis erſchallt.
Ein Mädchen drang zugleich herbei,
Und rief mit ängſtlichem Geſchrei:
Pardon! Pardon! ihr Leute denkt
Man hat ſein Leben mir geſchenkt.
Ich fiel dem Landesherrn zu Füßen,
Und ließ ſo lange Thränen fließen,
Bis ich vom Tod ihn losgemacht.
Ihm iſt Verzeihung zugedacht,
Wenn er zur Frau mich nehmen will!
Der arme Sünder ſah ſie ſtill
Und voller Ueberlegung an.
Was du (ſprach er) für mich gethan,
Iſt dankenswerth. Doch, trügt mich nicht
Dein wildes kupfrigtes Geſicht,
Dein rothes Aug', dein ſpitzes Kinn,
So biſt du eine Xantippin,
Die mir zur allerſchwerſten Bürde

Mein Elend Leben machen würde!
Ein böſes Stündchen iſt fürwahr!
Erträglicher, als zwanzig Jahr
Mit einem Weibe, ſo wie du,
In ſteter Qual; drum haut nur zu!

Der Froſch, ein Doktor.

Aus einem Teiche voller Rohr
Kroch einſt ein dicker Froſch hervor;
Die Zeit ward ihm im Waſſer lang
Er nahm zur Luft drum einen Gang
Hin nach dem nächſten grünen Wald,
Dem angenehmen Aufenthalt
Von manchem graß und kleinen Thier.
Da ſtieg er voller Ruhmbegier
Auf einen runden Eichenklotz,
Sah um ſich her mit edlem Trotz;
Und als ſich auf den Blumenmatten
Viel Thier' um ihn verſammelt hatten:
Blies er die Backen auf, und ſprach:
Fühlt etwan wer ein Ungemach
In Leber, Lunge, Milz und Herzen:
Hat einer Pein, und graße Schmerzen
Von Podagra, von Stein und Gicht;
Hat einer keine Oeffnung nicht;
Iſt er von hektiſcher Natur;
Liegt er am Fieber, an der Ruhr,
In Cocherie, Epilepſie,
In Agrypnie, Hydropiſie;
Hat er den Appetit verlaren;
Fühlt Sauſen, Brauſen in den Ohren —
Der trete derift zu mir heran,
Und nehme von mir Tropfen an!
Hanette Herren nach Standesgebühr,
Sie ſeyn den größten Doktor hier!
Ich bin die halbe Welt durchreiſ't,
Und meinen graßen Namen preiſ't
Paris und London, Wien und Rom,
Der Rhein, der Main, der Donauſtrom;
Denn alles hab ich ausſtudirt,
Und tauſende hab' ich kurirt!

Die Thiere glaubten ihn zum Theil,
Und kamen ſchon in großer Eil
Von allen Ecken hergelaufen:
Um Arznei von ihm zu kaufen.
Da rief der Fuchs: Ihr armen Thoren!
Sagt, habt ihr den Verſtand verloren?
Seht euern Doktor doch recht an,
Er iſt ja ſelber übel dran!
Die Augen ſtehn ihm aus dem Kopf;
Die Bruſt kocht wie ein alter Topf,
Der Mund iſt blaß, der Fuß geſchwollen;
Der dicke Bauch hervorgequollen;
Kann Er hieran ſich nicht befrein,
Wie will er andrer Doktor ſein?

Die Republik der Spinnen.

Dem Spinnenvolke fiel es ein,
In Zukunft ſicherer zu ſein,
Und nicht jedwedem zu vergönnen,
In ihrem Schloß herumzurennen.
Sie wohnten eben dazumal
In einem großen wüſten Saal,
Durch deſſen offne Fenſterbogen
Stets Mücke, Schwalb' und Sperling flogen.
Wir wollen, (murreten die Spinnen)
Den Vortheil euch wohl abgewinnen;
Und zogen in die Läng' und Quer
Viel Fäden vor den Fenſtern her.
Doch Schwalb' und Sperling kamen bald
Und fuhren dreiſt, und mit Gewalt,
Durch dieſe leichten Spinnenweben,
Und nur die Mücken blieben kleben.

* * *

Ganz ſo, wie dieſe Spinnennetze
Sind oft im Staate die Geſetze;
Kein Mächt'ger wird darin gefangen;
Nur bloß der Schwache bleibt drin hangen.

Der Eſel und der Haſe.

Es wallten vor uralten Zeiten
Die Thiere mit den Vögeln ſtreiten.
Sie muſterten ihr Kriegesheer.
Ein alter und erfahrner Bär
Ward zu dem Feldzug General.
Als dieſer in der Krieger Zahl
Den Haſen und den Eſel ſah;
Sprach er zum Löwen: dieſe da
Mag ich in der Armee nicht wiſſen;
Wir können ſie gar wohl vermiſſen!
Sie würden uns doch nur entehren,
Drum laß ſie ſich zum Teufel ſcheeren!
Der Thiere weiſer König ſprach:
Herr General, etwas gemach!
So ſehr ſie ihren Zorn erhitzen,
So ſehr kann ich ſie beide nützen!
Wir brauchen zum Courier den Haſen;
Der Eſel ſoll zum Treffen blaſen,
Den Feind mit ſeiner Stimm' erſchrecken,
Und unſern Kriegern Muth erwecken.

* * *

Laßt den Geringen auch nicht müßig,
Im Staat iſt niemand überflüſſig,
So ſchlecht er ſein mag von Natur;
Gebt ihm die rechte Stelle nur.

Der Fuchs und der Habicht.

Ich möchte doch wohl von dir wiſſen,
(Hub einſt, gedrungen vom Gewiſſen,
Der Fuchs zu einem Habicht an,)
Was dir das Taubenvolk gethan,
Daß du ſo oft auf ſie ergrimmſt,
Und ſie zu deinem Raube nimmſt?
Der Habicht ſprach: kann dir's wohl ſagen!
Man hat das Amt mir aufgetragen,
Auf Recht und Billigkeit zu ſehn;
Als Richter jegliches Vergehn
Scharf zu beſtrafen; ohne Schonen
Jedwedem nach Verdienſt zu lohnen.
Man muß den Tauben ſtrenge ſein,
Sie freſſen Weizen, Erbſen, Lein,
Und ließe man ſie ſtets ſo waiten,
Der Landmann würde nichts behalten.
Gut! (ſprach der Fuchs) das Ding hat Schein,
Doch warum ſtrafſt du nicht den Weihn,
Und Geier, Adler, Trappen, Raben,
Die ſo viel Korn zu Schande traben?
Die armen Tauben trifft dein Maeh,
Und jenen ſagſt du nicht ein Wort.
Die ſind zu ſtark, (erwiedert ihm
Der Habicht,) voller Ungeſtüm
Würd' ihrer Wuth vereint mich beißen,
Und mich vielleicht in Stücken reißen.
Du ſtrafſt ja auch den armen Haſen,
Der auf dem allgemeinen Raſen
Sanft nichts als Gras und Kräuter ißt,
Und ſchonſt des Wolfs, der Lämmer frißt!
Wir ſind hierin wohl gleiche Brüder;
Man ſchanet uns, wir ſchonen wieder.

Die ſtolze Fliege.

Mach' dich mit leerem Stolz nicht breit,
Man ſieht nur deiner Eitelkeit.

Vier Pferde zogen einen Wagen,
Und ließen in dem ſchnellen Jagen
Gar einen großen Staub zurück.
Es ſchwang ſich in dem Augenblick
Auch eine Fliege mit hinauf,
Und rufte bei des Wagens Lauf:
Ihr guten Leute, gebt doch Acht,
Den großen Staub hab' ich gemacht!

Karl Samuel Zachariä

ward am 14. September 1769 zu Meißen geboren, und ſtudirte die Rechte zu Wittenberg, wo er auch 1800 Aſſeſſor der Juriſtenfacultät und 1802 Profeſſor wurde. 1807 erhielt er einen Ruf nach Heidelberg als Hofrath und Profeſſor. 1818 wurde er geheimer Hofrath, und kurz nach einander Ritter, Director der Geſetzgebungscommiſſion, Kommandeur und Geheimer Rath zweiter Klaſſe.

Er gab heraus:

Geiſt der deutſchen Territorialverfaſſung. Leipzig, 1800.
Ueber die vollkommenſte Staatsverfaſſung. Leipzig, 1800.
Jonas. Leipzig, 1802.
Ueber die Erziehung des Menſchengeſchlechts durch den Staat. Leipzig, 1802.
Philoſophiſches Privatrecht. Leipzig, 1804.
Philoſophiſches Kriminalrecht. Leipzig, 1805.
Die Wiſſenſchaft der Geſetzgebung. Leipzig, 1806.
Anleitung zur gerichtlichen Beredſamkeit. Leipzig, 1810.
Für die Erhaltung der Univerſität Heidelberg. Heidelberg, 1817.
Vierzig Bücher vom Staate. Stuttgart, 1820 f. 4 Thle.
Strafgeſetzbuch. Heidelberg, 1826.
Ueber die Statiſtik der Strafgerichtspflege. Heidelberg, 1828.
Die Aufhebung, Umwandlung und Ablöſung der Zehnten. Heidelberg, 1831.
Ueber Europa's Zukunft. Heidelberg, 1832.
Der Kampf des Grundeigenthums gegen die Grundherrlichkeit. Heidelberg, 1832.
Viele einzelne Abhandlungen, Gutachten u. ſ. w. in Zeitſchriften.

Einer der berühmteſten deutſchen Staatsrechtslehrer, geht Z. vom empiriſchen Standpunkt aus, und ſtellt den Staat dar, wie er wirklich iſt, nicht wie er ſein ſollte. Dieſe Anſicht führt er jedoch überall mit außerordentlichem Scharfſinn, tiefer Gelehrſamkeit, Klarheit und Gründlichkeit, in einem eleganten Vortrage durch, und ſtützt ſie auf Rechtlichkeit und Billigkeit.

Johann Baptiſt von Zahlhas,

1787 zu Wien geboren, trat unter dem angenommenen Namen Neufeld zuerſt in Wien, 1817 oder in Leipzig und 1821 zu Mannheim als Schauſpieler auf. Im folgenden Jahre wurde er als Mitdirector an das Theater zu Bremen berufen, gab jedoch 1825 dieſe Stelle auf, um als königlicher Hofſchauſpieler nach Dresden zu gehen, wo er indeſſen auch nur wenige Jahre verweilte. Seit dieſer Zeit hielt er ſich abwechſelnd in Frankfurt a. M., Köln und anderen Städten auf.

Er ſchrieb:

Calderons Schauſpiel: das Leben ein Traum, für die deutſche Bühne. Leipzig, 1818.
Heinrich von Anjou; Trauerſpiel. Leipzig, 1819.
Thaſſilo der lt. Herzog von Baiern; Trauerſpiel. Leipzig, 1820.
Neue Schauſpiele. Bremen, 1824.
Shakeſpeares König Lear; Trauerſpiel. Bremen, 1824.

Gute Bühnenkenntniß, treffliche Behandlung der Form und glühende, mitunter zu ungeſtüme und übertreibende Phantaſie haben v. Z. dramatiſchen Leiſtungen ſtets eine freundliche Aufnahme bei dem Theaterpublikum bereitet.

Andreas Zaupſer,

am 27. December 1747 zu München geboren, erhielt ſeine Ausbildung auf den Jeſuitenſchulen ſeiner Vaterſtadt. 1774 wurde er Expeditor und Regiſtrator, und 1778 Sekretär beim Hofkriegsrath in München. 1781 nahm er die Stelle eines Sekretärs des Maltheſerritterordens an, und 1784 eine Profeſſur der Philoſophie. Er ſtarb am 1. Juli 1795.

Von ihm erſchien:

Ode auf die Inquiſition. 1777. 3. Ausg. Nebſt einer Palinodie, dem Herrn Pater Joſt in Landshut gewidmet. München, 1780.
Sämmtliche Gedichte, herausgegeben von Ludwig Zaupſer. München, 1818.
Verſuch eines baieriſchen und oberpfälziſchen Idiotikons. München, 1789. Nachleſe dazu, München, 1789. 1. Abtheilung.

Die Ode auf die Inquiſition von Seiten eines Katholiken bereitete dem Dichter zu ihrer Zeit eine, jedoch bald vorübergehende Berühmtheit. Bleibenderen Ruf erwarb er ſich durch ſein Idiotikon, das viel Brauchbares enthält.

Marie Eliſe Helene Freiin von Zay,

eine Tochter des Freiherrn von Catiſch auf Witſitz, ward am 23. Februar 1779 zu Toch-Prona in Ungarn geboren, erhielt eine ſorgfältige Erziehung, und verheirathete ſich 1796 mit dem k. k. Kammerherrn von Zay, mit welchem ſie auf den ihnen gehörigen Gütern lebt.

Sie ſchrieb:

Erzählungen. Peſth u. Brünn, 1820—1823. 2 Thle.
Luſtſpiele. Peſth, 1820.
Neue Erzählungen. Wien, 1829. 2 Thle.

Innigkeit der Empfindung, Wärme und Feinheit der Darſtellung, gute Charakterſchilderung und Gedankenreichthum haben ihre Leiſtungen ſehr vortheilhaft vor ähnlichen Verſuchen ausgezeichnet.

Joſeph Chriſtian Freiherr von Zedlitz

ward im Jahr 1790 zu Johannesberg im öſterreichiſchen Schleſien geboren, erhielt eine treffliche Bildung, diente dann in der k. k. Armee, privatiſirte darauf eine Zeit lang und lebt jetzt in Wien als k. k. Kammerherr und Geheimſecretär des Fürſten Metternich.

Er gab heraus:

Arturell; Trauerſpiel. Wien, 1821.
Zwei Nächte zu Valladolid; Trauerſpiel. Wien, 1825.
Liebe findet ihre Wege; Luſtſpiel. Wien, 1827.
Todtenkränze. Wien, 1827 u. öfter.
Lord Byrons Childe Harold. (Ueberſetzt.) Stuttgart, 1836.
Dramatiſche Werke. Stuttgart, 1836. 4 Thle.
Gedichte. Stuttgart, 1839.
Einzelne Gedichte u. ſ. w. in Zeitſchriften u. ſ. w.

Einer der vorzüglichſten jetzt lebenden öſterreichiſchen Dichter, hat v. Z. ſich durch die Gluth und den Schwung ſeiner Phantaſie, den Reichthum ſeiner Gedanken, die Kraft und Innigkeit ſeines Gefühls und die ſeltene Meiſterſchaft in Behandlung der Sprache und Form, einen glänzenden Ruf erworben. An ſeinen Trauerſpielen tadelt man, daß er ſich zu ſehr nach ſpaniſchen Muſtern gebildet habe, und über der Künſtlichkeit des Planes und der Eleganz der Diction mitunter die Wahrheit des Lebens verletze, doch finden ſich auch hier in nicht geringem Maaße große und wahrhafte Schönheiten. Daß ſein Talent ſich mit noch weit größerem Glücke in der lyriſchen Poeſie bewege und dieſer vorzugsweiſe zugeneigt ſei, beweiſen beſonders ſeine trefflichen Canzonen, „die Todtenkränze", die eins der glänzendſten Erzeugniſſe auf dieſem Gebiete deutſcher Dichtkunſt ſind, ſo wie mehrere ſeiner Gedichte, vorzüglich die „nächtliche Heerſchau", welche ſich wie ein echtes Volkslied über ganz Deutſchland verbreitet hat.

Die nächtliche Heerſchau.

Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Tambour ſein Grab,
Macht mit der Trommel die Runde,
Geht emſig auf und ab.

Mit ſeinen entfleiſchten Armen
Rührt er die Schlägel zugleich,
Schlägt manchen guten Wirbel,
Reveill und Zapfenſtreich.

Die Trommel klinget ſeltſam,
Hat gar einen ſtarken Ton;
Die alten todten Soldaten
Erwachen im Grab davon.

Und die im tiefen Norden
Erſtarrt in Schnee und Eis,
Und die in Welſchland liegen,
Wo ihnen die Erde zu heiß:

Und die der Ritſchlamm decket
Und der arabiſche Sand:
Sie ſteigen aus ihren Gräbern
Und nehmen's Gewehr zur Hand.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Trompeter ſein Grab,
Und ſchmettert in die Trompete,
Und reitet auf und ab.

Da kommen auf luſtigen Pferden
Die todten Reiter herbei,
Die blutigen alten Schwadronen
In Waffen mancherlei.

Es grinſen die weißen Schädel
Wohl unter dem Helm hervor,
Es halten die Knochenhände
Die langen Schwerter empor.

Und um die zwölfte Stunde
Verläßt der Feldherr ſein Grab,
Kommt langſam hergeritten,
Umgeben von ſeinem Stab.

Er trägt ein kleines Hütchen,
Er trägt ein einfach Kleid,
Und einen kleinen Degen
Trägt er an ſeiner Seit'.

Der Mond mit gelbem Lichte
Erhellt den weiten Plan:
Der Mann im kleinen Hütchen
Sieht ſich die Truppen an.

Die Reihen präſentiren
Und ſchultern das Gewehr,
Dann zieht mit klingendem Spiele
Vorüber das ganze Heer.

Die Marſchäll' und Generale
Schließen um ihn einen Kreis:
Der Feldherr ſagt dem Nächſten
Ins Ohr ein Wörtchen leis.

Das Wort geht in die Runde,
Klingt wieder fern und nah:
„Frankreich" iſt die Parole,
Die Loſung: „Sankt Helena!"

Dies iſt die große Parade
Im elyſäiſchen Feld,
Die um die zwölfte Stunde
Der todte Cäſar hält.

Johann Gottfried Zeidler

ward um 1658 zu Feinſtadt im Mannsfeldiſchen geboren, ſtudirte Theologie und war 20 Jahre Adjunct ſeines Vaters, eines Predigers; legte aber nach dem Tode deſſelben dieſe Stelle nieder und ging als Auctionator nach Halle; er ſtarb 1711.

Von ihm erſchien im Drucke:

Das verdeckte und entdeckte Karneval. — Renn Prieſtertenfel. — Sieben böſe Geiſter, welche heutiges Tages guten Theils die Küſter regieren. — Die wohlehrwürdige, großachtbare und wohlgelahrte Metaphyſika. — Die hochedle, veſte und hochgelahrte Gnoſtologia. — Ihre Präcellenz die Nosologia. — Die wohledle — — Fiſiologia. — Die wohlehrwürdige — — Pneumatica. u. ſ. w. Sämmtlich ohne Ort und Jahrszahl.

Z. gefiel ſich darin, die herrſchenden Anſichten ſeiner Zeit, ſowohl im Leben, wie in der Wiſſenſchaft, durch ſatyriſche Schriften anzugreifen; es fehlte ihm jedoch dazu alles Talent, und da er, wo er witzig und treffend ſein ſollte, nur plump und gemein war, ſo geriethen ſeine Angriffe ſehr bald in gänzliche Vergeſſenheit.

Martin Zeiler,

am 17. April 1589 zu Räuthen in Steiermark geboren, wurde, nach vollendeten Studien, zu Ulm als Ephorus des Gymnasiums, als Inspector der teutschen Schulen und als Büchercensor angestellt; er starb daselbst am 6. October 1661.

Seine Schriften sind:

Episteln. Heilbronn, 1640. Ulm, 1641.
Einhundert Dialoge. Ulm, 1653.
Collectanea, oder nachdenkliche Reden u. s. w. Augsburg, 1658.
Miscellanea, oder allerlei zusammengetragene poetische, historische und andere Sachen. Nürnberg, 1661.
Epistolische Schatzkammer. Ulm, 1683. Neue Ausg.
Topographien, Reisebeschreibungen u. a. historischer Schriften. Ulm, 1653.

Als prosaischer Schriftsteller ist Z. von keiner Bedeutung, größeres Talent zeigte er dagegen in seinen Episteln und Epigrammen, die sich durch Correctheit, gesunden Verstand und für jene Zeiten seltene Präcision auszeichnen.

Christian Friedrich Zernitz

ward am 11. Januar 1717 zu Tangermünde geboren, hatte das Unglück, schon früh seine Eltern zu verlieren, erhielt aber durch die Fürsorge seiner Vormünder eine treffliche Erziehung. Nachdem er in Leipzig die Rechte studirt hatte, ward er 1738 Gerichtshalter zu Klosterneuendorf und stand seinem Amte mit solchem Eifer und solcher unermüdlichen Thätigkeit vor, daß er sich dadurch eine unheilbare Krankheit zuzog. Er starb am 7. October 1744, während der letzten Jahre an Händen und Füßen gelähmt.

Von ihm erschien in Druck:

Versuch in moralischen und Schäfergedichten. Hamburg u. Leipzig, 1748.

Ueber Z. urtheilt Küttner in seinen Charaktern deutscher Dichter und Prosaisten S. 242 f.: „Man sieht es den didactischen Versuchen dieses ernsthaften Poeten an, daß er Hallers Fußtapfen verfolgt, obgleich nicht ausgefüllt hat. Sein philosophisches Gedicht: von den Endzwecken der Welt, das unter allen am meisten vollendet scheint, verräth einen forschenden Geist, der an speculative Untersuchungen gewöhnt, und zu Auffindung neuer Wahrheiten genähret und gebildet ward. Er braucht sein dichterisches Talent, eine Reihe wichtiger Lehrsätze gefälliger und gemeinnütziger vorzutragen; er denkt tief und scharf; Blumen aus der Geschichte, der Naturkunde und moralische Erfahrungen beleben zuweilen die metaphysische Trockenheit seines Vortrags; voll von seinem Gegenstande denkt er an poetischer Verschönerung wenig; nicht immer ist er Meister des besten Ausdrucks, und selbst der Reim thut ihm oft Zwang an. Er hat mehr für den Verstand, als für Herz und Einbildungskraft gedichtet, mehr stark, als schön philosophirt, und Ebenmaß und Nettigkeit im Versbau fast ganz vernachlässigt. In der Schäferpoesie steht er kaum zwischen Wernicke und Rost: wenig Natur; gemeine Kunst und doch manchmal arkadische Fröhlichkeit. — Rundung und Politur der letzten Hand fehlen überall."

Aus dem Gedichte:

Von den Endzwecken der Welt.

Der Anfang einer Welt ist Gott nur offenbar,
Und Ufer bleibt vielleicht noch weit vom Schöpfungsjahr.
So viel erkennen wir, wenn, tief in Erdengründen
Wir noch das Bett des Meers bedeckt mit Muscheln finden,
Wenn auf gedlednem Sand der weggewichnen Fluth
Jetzt Latten, Erde, Thon, in festen Lagen ruht,
Und die Natur nie springt, zu Zwecken zu gelangen:
Daß ihr zu diesem Bau geraume Zeit vergangen.
Wenn nun Gott, eh' die Dau'r der Welt zu Ende läuft,
Unzähl'ge Kreatur mit Wohlthun überhäuft,
Wenn zeitlich Gnügen ist dem Liebeszweck geschehen,
Und endlich eine Welt, schon alt zum Untergehen,
Nach seiner Weisheit Rath ins Nichts zurück gestürzt?
Was spricht der Mensch: hat Gott der Welten Glück verkürzt?
Ist jedem Menschen nicht ein weises Ziel gegeben?
Der Erden Alter war ein Ziel für aller Leben.
Man hält hier thöricht Gott zum Zorn kein Unrecht vor,
Denn er verkehrt in Nichts, was er aus Nichts erkohr.
Kein Unterschied wird ihm zur Zwecks Aenderung gelten.
Hier welkt ein Erdenschwamm und dort vergehen Welten.
Inzwischen strahlte gleich in uns kein heitres Licht
Von künft'ger Straf' und Lohn, und wär' die Hoffnung nicht,
In kluger Menschen Brust den Wilden selbst gegeben,
Daß wir auch unserm Tod beglückter sollen leben:
Ja, wär', so wie der Leib verfällt in Asch' und Staub,
Des Menschen Edelstes, der Geist, der Zeiten Raub:
So, daß in jenem Reich der furchtbar dunkeln Stillen
Uns nichts mehr übrig wär' von dem Verstand und Willen:
Wie? oder wenn der Mensch einst schlief in jedem Stand,
Wo er sich unbewußt vor der Geburt befand:
Wie? oder wenn vom Sein der Geist müßt ewig scheiden!
Die Liebe könnte doch in Gott nicht Addruch leiden.
Denn trennte sich in Nichts der Einschränkungen Band,
So hört das Uebel auf, das uns dadurch entstand;
Und da sich Glück und Noth auf Vorstellungen gründen,
So hörte beides auf, wärd' einst der Geist verschwinden.
Dort würd' uns durch den Schmuck der Welt nicht Lust erweckt,
Doch auch das Innre nicht vom schnellen Blitz erschreckt.
Gesundheit wäre nicht, doch auch nicht Gliederplagen,
Nicht Reichthum; auch nicht Furcht; nicht Scherze; auch nicht Klagen.
Die Wahrheit gebe dort nicht Weisen Seligkeit,
Das Vorurtheil nicht Müh', nicht Fleiß der Sätze Streit.
Dort herrschte kein Beweis, auch kein gebietend Sprechen,
Nicht Stärke des Verstands, und auch nicht seichte Schwächen,
Wodurch ein Thor entdeckt, daß aller Dinge Reih'
Nur schlecht, das Gute klein und Böses größer sei:
Wodurch unwirklich Leid er sich verschafft und mehret,
Das schöne Bild der Welt verfälscht und sich verkehret:
Wodurch er sich beklagt, daß ihm kein Glücke blüh',
Und Gott zum Sündigen Vergnügen ihm verlieh.
Ja, welcher Sterblicher ist mit der Welt zufrieden?
Wär' sein gewünschtes Glück ihm nicht in Nichts beschieden.
Doch, ewig Heitiger, was einst der Mensch wird sein,
Sein Schicksal nach dem Tod, das sieht er hier nicht ein.
Gewohnet an Begriff von hier'erkannten Dingen,
Setzt er dort ein Geheul und dort der Engel Singen.
Des blinden Perfers Wahn, was ihm scheint offenbart,
Baut Höll' und Himmel sich nach seiner Landesart.
Der Meßkünstler vergnügt vom unfehlbaren Wissen,
Glaubt einst die Welt zu sehen in ihren ew'gen Rissen.
Der Metaphysiker, der leicht den Sinn betrügt,
Sieht dorten wie die Meng' der Monaden sich fügt;
Und der Poet vermeint, sich prächtig auszudrücken,
Wenn er den Himmel kann mit Glanz und Lichte schmücken.
Allein wie weit hierin man Recht hat, oder irrt,
Zeigt sich, wenn unser Thun Gott einst belohnen wird.
Genug, man lebe hier in Hoffnung ohne Kränken;
Die Ewigkeit wird uns ein sel'ges Glücke schenken.
Denn, o Gott, deine Huld und deiner Thaten Preis
Bleibt, daß der Geist nicht stirbt, der kräftigste Beweis!
Es ist, was in uns denkt, von uns noch nicht ergründet,
Ob es vereinsten schläft, wie, oder gar verschwindet,

Dies hat noch nicht zu fest der stärkste Schluß vereint,
Wenn man den Grund allein im Geist zu finden meint.
Die Ursach liegt nielmehr in Gottes Sein verborgen,
Warum wer hier entschläft, doch hofft des Lebens Morgen.
Die Zeit für Menschen groß, ist dennoch oft zu klein,
Als daß sie könnt' ein Ziel der ew'gen Liebe sein.
Gott, der unendlich ist, dem alle Schranken weichen,
Wie soll denn nicht sein Zweck auch seinem Wesen gleichen?
In ihm ruht ja der Quell, wo Weisheit ewig fließt,
Wie hemmte dir die Zeit, daß sie sich nicht ergießt?
Gott zeigte durch die Welt uns seine Macht und Stärke,
Soll dir unkenntbar sein nach dem zerbrochnen Werke?
Und da du hier, o Gott, voll Langmuth und Geduld,
Der Thoren Witz erträgst, und Spötter deiner Huld,
Wie sollten die nicht einst, wenn dein Zorn wird entbrennen,
Gnad' und Geerechtigkeit in weiser Straf erkennen?
Ja, Heiliger, dieß glaubt ein Weiser dir zum Ruhm!
Die Welt, dein Werk ist nicht des Todes Eigenthum.

Aus Liebe hast du sie einst wollen zubereiten,
Und deine Lieb' ist hier ein Vorspiel künft'ger Zeiten.
Der Tod, der unsern Leib mit Fäulniß einst durchdringt,
Macht, daß der edlre Theil, der Geist sich höher schwingt.
So wie vom Saamenkorn die Staude sich erhebt,
Wird auch zuerst der Mensch im dunkeln Stand belebt.
Er keimt in der Geburt, wächst durch die Lebenszeit,
Und seiner Blüthe Frucht ist die Unsterblichkeit:
Der Leib sinkt der Natur, bei seines Zweckes Ende,
Verwelkt, um fernern Brauch, in die geraumen Hände.
Ja, wenn denn endlich auch nach Gottes weisem Schluß,
Das prächt'ge Weltgebäud' in Nichts sich stürzen muß:
Wenn nicht zum Mittelpunkt die Schwere mehr wird dringen,
Wenn Sonnen nicht mehr sind, sich Erden nicht mehr schwingen;
O! so verklärt doch dann des alten Ramnes Nacht,
Gott, deiner Weisheit Glanz mit neuer Lieb' und Macht.
Vielleicht wird in dem Raum, wo Welten gehn verloren,
Den Geistern eine Welt im Himmel auserkoren.

Heinrich Gottlieb Zerrenner

ward am 8. März 1750 in Wernigerode geboren, studirte Theologie und erhielt seit 1787 nach einander die Pfarre zu Bayendorf und Sohlen, die Superintendentur zu Derenburg und endlich die Generalsuperintendentur in Halberstadt, wo er am 10. November 1811 als Consistorial- und Schulrath starb.

Er gab heraus:

Predigten. Magdeburg und Leipzig, 1779 — 1781. 2 Sammlungen.
Natur- und Ackerpredigten. Magdeburg und Leipzig, 1783.
Christliche Volksreden. Magdeburg und Leipzig, 1785.
Volksbuch. Magdeburg und Leipzig, 1787. 2 Thle.
Schuldibel. Halle, 1799.
Deutscher Schulfreund. Erfurt, 1791 — 1801. 24 Bde.
Neue deutscher Schulfreund. Berlin, 1801—1804. 7 Thle.
Mehrere Religionslehrbücher u. s. w.

Z. erwarb sich durch seine Schriften große und bleibende Verdienste um die Verbesserung der Schulen und die Bildung des Volkes.

Karl Christoph Gottlieb Zerrenner,

Sohn des Vorigen, ward am 15. Mai 1780 zu Bayendorf bei Magdeburg geboren, studirte in Halle Theologie und erhielt 1802 ein Lehreramt an der Klosterschule zu Magdeburg. Im Jahre 1805 ward er Prediger an der heil. Geistkirche, 1818 Consistorial- und Schulrath daselbst. Er wirkt gegenwärtig dort noch höchst segensreich als Director des Schullehrerseminars und Schulinspector; auch ist er Ritter des rothen Adlerordens III.

Seine vorzüglichsten Schriften sind:

Hülfsbuch für Lehrer und Erzieher bei den Denkübungen der Jugend. Leipzig, 1803 ff. 4 Thle. u. ö.
Der neue deutsche Schulfreund. Halle, 1811; 5. Aufl. 1824.
Denkübungen. Leipzig, 1812.
Taschenbuch für tägliche Erbauung. Berlin, 1812.
Methodenbuch für Volksschullehrer. Magdeburg, 1813 u. ö.
Grundsätze der Schulerziehung. Magdeburg, 1827.
Auch setzte er fort seines Vaters deutschen Schulfreund. Erfurt, 1812 — 1824. 47s — 606 Bdchen.
Jahrbuch für das Volksschulwesen. Magdeburg, 1825 ff.
Einzelne Predigten u. s. w.

Gleich seinem Vater, in dessen Fußtapfen er auf das Rühmlichste trat, machte er sich ebenfalls höchst verdient um die Verbesserung der Volksbildung, wie des Volksschulwesens, sowohl durch seine trefflichen Schriften, als durch seine musterhafte Leitung des ihm anvertrauten Seminars.

Johann August Zeune

ward am 12. Mai 1778 in Wittenberg geboren, studiete Philologie und Theologie in seiner Vaterstadt und kam dann 1803 als Lehrer am grauen Kloster nach Berlin. Im Jahre 1807 erhielt er die Leitung der Blindenanstalt daselbst, und 1810 eine Professur an der dortigen Universität, wo er noch mit großem Erfolge wirkt. Er ist auch Ritter der Berliner Gesellschaften für deutsche Sprache und für Erdkunde.

Seine größeren Schriften sind:

Gea, Versuch einer wissenschaftlichen Erdbeschreibung. Berlin, 1808. 3 Bde. 3. Ausg. 1833.
Belisar, über den Unterricht der Blinden. Berlin, 1808.
Thuiskon, über Deutschlands Einheit. Berlin, 1810.
Einfache deutsche Sprachlehre. Berlin, 1811.
Das Nibelungenlied. (Uebersetzung.) Berlin, 1814.
Das Nibelungenlied. (Urschrift.) Berlin, 1815.
Ueber Blinde und Blindenanstalten. Berlin, 1817.
Der Krieg auf der Wartburg. Berlin, 1818.
Ueber die neuen Assassinen. Berlin, 1819.
London und Paris. Berlin, 1820.
Gothische Sprachformen und Sprachproben. Berlin, 1824.
Einzelne Abhandlungen, Gedichte u. s. w. in Zeitschriften, Brochuren u. s. w.

Einer der tüchtigsten deutschen Sprachforscher, ein ausgezeichneter Lehrer und ein trefflicher Geograph, hat Z. sowohl durch seine gründlichen und gediegenen Schriften, wie durch seine unermüdliche Thätigkeit, nach den

verſchiedenſten Seiten hin, beſonders aber durch ſeine Direction der Blindenanſtalt, ſich große und unvergeßliche Verdienſte um die Wiſſenſchaft ſowohl wie um die Menſchheit erworben.

Philipp von Zeſen,

auch Cäſius und Blau genannt, ward am 8. October 1619 zu Priau, einem Dorfe im damaligen Kurfürſtenthum Sachſen geboren, wo ſein Vater als Prediger wirkte. Er ſtudirte in Halle, Wittenberg und Leipzig Philologie, und iedte nach vollendeter akademiſcher Laufbahn als Privatgelehrter. Später wurde er geadelt, als Dichter gekrönt und zum kaiſerlichen Pfalzgrafen ernannt, auch von mehreren ſächſiſchen Fürſten mit dem Titel eines Rathes beehrt. Nachdem er einen großen Theil ſeines Lebens auf Reiſen, und vorzüglich in Holland, zugebracht, ließ er ſich in Hamburg nieder, wo er bereits 1643 die deutſchgeſinnte Genoſſenſchaft, oder den Roſenorden gegründet hatte. Auch war er Mitglied der fruchtbringenden Geſellſchaft. Er ſtarb am 13. November 1689.

Von ihm erſchienen im Druck:

Hochdeutſcher Helikon. Wittenberg, 1640; 4. Ausg. Jena, 1656. 3 Thle.
Hochdeutſche Sprachübung. Hamburg, 1643. Danzig, 1645. 12.
Roſenmond. Hamburg, 1651. 12.
Hochdeutſche delikoniſche Sichel. Hamburg, 1668.
Frühlingsluſt. Hamburg, 1642.
Dichteriſcher Roſengeduſche Vorſchmack. Hamburg, 1642 u. ö.
Luſtinne. Hamburg, 1645 u. 46. 12.
Dichteriſche Jugend- und Liebesflammen. Frankfurt, 1651.
Gekrenzigte Liebesflammen. Frankfurt, 1653. 12.
Dichteriſches Roſen- und Lilienthal. Hamburg, 1672.
Reiſelieder. Hamburg, 1677—1687.
Priau, oder Lob des Vaterlandes. Amſterdam, 1680.
Roſelieb, das iſt ein Waidſpiel. Hamburg, 1646.
Die adriatiſche Roſemund. Amſterdam, 1645 u. ö.
Idrahims und Iſabellens Wundergeſchichte. Amſterdam, 1645. Zweidrücken, 1665. 4 Thle. 12.
Die afrikaniſche Sophonisbe. Amſterdam, 1646. Frankfurt, 1647. 3 Thle. 12.
Aſſenat. Amſterdam, 1670 u. ö.
Simſon. Nürnberg, 1679.

Ueber Z's wunderliches Treiben, wie über ſeine mitunter höchſt ſeltſamen Schriften, fällt Küttner in den Charakteren deutſcher Dichter und Proſaiſten S. 164 bis 166 folgendes treffende Urtheil: „Das Andenken dieſes fruchtbaren Schriftſtellers, der einen Haufen kritiſcher, moraliſcher, poetiſcher und ſatyriſcher Werke mit bewundernswürdiger Leichtigkeit zuſammenſchrieb, der eine neue ſchöngeiſteriſche Verbrüderung unter dem Namen der deutſchgeſinnten Genoſſenſchaft ſtiftete, und zu ſeiner Zeit unerhörte Neuerungen in der deutſchen Orthographie wagte, verdient aus mancherlei Urſachen aufbehalten zu werden. Er ging damit um, unſere Sprache durch Ausmerzung fremder Wörter und entbehrlicher Buchſtaben von allem Ueberflüſſigen zu reinigen, und machte ſie magre und ungeſtaltet. Seine theoretiſchen Schriften über deutſche Dichtkunſt ſind ſo ſonderbar elend, als ſeine Poeſieen. Wer mag den Klingklang aller der geiſtloſen Ringelgedichte, Dattel- und Palmenreime (daktyliſcher Verſe) mit Geduld anhalten? wer in ſeinen Romanen die lächerlichen Sprünge ſeiner erhitzten Einbildungskraft ohne Bedauern anſehen? wer an den ekelhaften Tändeleien ſeiner ernſthaften Verſe Geſchmack finden? — Bei nicht gemeinen Einſichten in die Kritik der Sprache, die er umformen wollte, bei aller Erfindungskraft ſeines wunderbaren Geiſtes, bei allem Eifer zu verbeſſern, hat er ſich auf dem deutſchen Parnaß blos in die Reihe derjenigen eingedrängt, die mit dem Namen der Verderber des guten Geſchmacks, andern zur Warnung, auf immer bezeichnet ſind."

Mäzlied.

Auf, meine Gedanken! Vergeſſet der Schmerzen!
Seid luſtig von Herzen im fröhlichſten Märzen;
O, ſeht, wie von Kränzen des Lenzen beſtreut,
Die Erde die wertheſten Schätze mir beut!

Bald werden die liedlichen Blumen entkeimen,
Zeitloſen und Liljen und Roſen nicht ſäumen;
Bald ſchauen wir wohl nach der blauen Viol,
Die opfert den Lüften von Düften den Zoll.

Der Tulpen und Nelken ſo hoheo Gedeihen
Wird Viele beim Spiele der Farben erfreuen.
Danu könut ihr, meine Gedanken, mein Sinn!
Euch völlig ergötzen und letzen forthin.

Man hört die gefittigten Kinder der Lüfte
Schon ſingen, daß ringsum erklingen die Klüfte.
Frau Nachtigall wirbelt, daß Hügel nnd Wald
Und Thal und Gebirge vom Wiederſchall hallt.

Sie preiſen in Weiſen, daß ihnen das Leben,
Die fertigen Zünglein der Schöpfer gegeben,
Froh dinken die Finken den Buhlen auch hier
Bei Störchegeklapper und Lerchen-Zirlir.

Wie ſchön ſind auf Auen, ſo Perlen bethauen,
Die Hirſche, gelüſtend ſich drüſtend, zu ſchauen!
Froh ſpringen ſie weiter durch Kräuter und Klee!
Wie hüpfet und ſchlüpfet das flüchtige Reh!

Was Dichter muß ſchmücken, entzücken und lohnen
Das Lorberlaub grünet zu preislichen Kronen,
Und bildet im Innern uns kühneren Muth.
Auf, meine Gedanken, mein Leben, mein Blut!

Vergeſſet der Schmerzen und weiht euch von Herzen
Unzähligen Scherzen im fröhlichen Märzen!
Der Frühling erheitert nnd läutert euch recht:
Auf, meine Gedanken, mein edles Geſchlecht!

Friedrich Wilhelm Ziegler

ward 1761 in Braunſchweig geboren, und widmete ſich der Bühne, auf welcher er ſich als ein bedeutender Schauſpieler auszeichnete. Er ſtarb am 24. September 1827 als Conſulent der k. k. Hoftheater in Wien.

Von ihm erſchien:

Schauſpiele. — (Enthaltend: Eulalie Meinau; die Freunde; Wetton und Herzensgüte u. ſ. w.) Wien, 1791—1793. 5 Bde. 8.

Seine dramatiſchen Arbeiten, im Iffland'ſchen und Kotzebue'ſchen Geſchmack, meiſt ſogenannte Converſationsſtücke erſter Art, erwarben ſich auf der Bühne großen Beifall, da ſie höchſt geſchickt auf ſtarke Effecte berechnet waren, ſo daß einige derſelben ſich lange auf dem Repertoire erhalten haben, obwohl ſie nicht den mindeſten Anſpruch auf wahre Poeſie machen können.

Heinrich Anshelm von Ziegler und Klipphausen

ward am 6. Januar 1653 zu Radmeritz in der Oberlausitz geboren, besuchte das Gymnasium zu Görlitz und bezog dann 1680 die Universität zu Frankfurt an der Oder, wo er die Rechte studirte. Nach vollendeter akademischer Laufbahn verwaltete er das von seinem Vater ererbte Gut, ohne sich um eine Anstellung zu bemühen. Nachdem er dieses Besitzthum verkauft und dagegen Liebertwolkwitz erstanden hatte, wo er seinen Aufenthalt nahm, bekleidete er noch die Stelle eines Stiftsrathes zu Wurzen. Er starb auf seinem Gute am 8. September 1690.

Er gab heraus:

Historischer Schauplatz, oder historisches Labyrinth der Zeit. Leipzig, 1686 ff. 2 Bde. Fol. u. ö. fortgesetzt von B. C. Sinold. Leipz., 1718.

Asiatische Banise. Leipzig, 1688 u. ö. Letzte Ausg. mit Fortsetzung von J. G. Hamann. Königsberg und Leipzig, 1766. 2 Thle.

Heldenlirde der Schrift Alten und Neuen Testaments. Königsberg und Leipzig, 1691 u. ö. mit Fortsetzung von G. C. Lehms. Königsberg und Leipzig, 1734—1737. 2 Thle.

Z. war nicht ohne Phantasie und Kenntniß, aber ganz von dem falschen Geschmacke seiner Zeit ergriffen; dieß war auch allein der Grund, weshalb seine asiatische Banise, deren Styl sogar den Lohensteins an Schwulst und falschem Pathos übertrifft, sich, wenn auch nur auf kurze Zeit, allgemeinen Beifalls erfreuen konnte. In seinen Poesien ahmte er sein Vorbild, Hoffmanns-Waldau, ängstlich nach; seine andern Schriften sind nur Compilationen.

Kaspar Ziegler

ward am 5. September 1621 in Leipzig geboren, studirte Anfangs Theologie, wandte sich dann aber der Jurisprudenz zu und zeichnete sich auf diesem Gebiete so aus, daß er binnen kurzer Zeit Dr. juris, Professor, Appellationsrath und Director des Consistoriums in Wittenberg wurde, wo er am 17. April 1690 starb.

In deutscher Sprache gab er heraus:

Tractatus von Madrigalen. Leipzig, 1653. Wittenberg, 1685.

Zwanzig Lieder über die Geburt, Leiden und Auferstehung Christi. Leipzig, 1648.

Z. war einer der Ersten, welche das französische Madrigal nach Deutschland verpflanzten. Seine Versuche in dieser Gattung, so wie seine religiösen Lieder zeugen von Geist und Talent.

Johann Georg von Zimmermann

ward am 8. December 1728 zu Brugg in der Schweiz geboren, und erhielt daselbst eine wissenschaftliche Vorbildung; dann studirte er in Bern, und seit 1747 in Göttingen Medicin. Nach vollendeter akademischer Laufbahn machte er eine Reise durch Holland und Frankreich, und ließ sich darauf in seiner Vaterstadt als Physicus nieder. Sein Ruf als ausgezeichneter Arzt verbreitete sich sehr rasch, so daß er im Jahre 1768 eine Einladung als königlich großbritannischer Leibarzte nach Hannover erhielt, welcher Einladung er auch Folge leistete. Neid und Partheisucht verdarben ihm jedoch hier das Leben und stürzten ihn zu Zeiten in tiefe Hypochondrie, aus welcher er sich nur durch seine schriftstellerischen Beschäftigungen herausriß. Trotzdem schlug er indessen eine Einladung Katharina's II., nach Petersburg zu kommen, aus, was ihm die große Monarchin jedoch nicht verübelte. Für die Dienste, die er ihr leistete, beehrte sie ihn sogar mit dem Wladimirorden. 1786 ward Zimmermann an das Sterbelager Friedrichs des Großen gerufen, und veröffentlichte, als er unverrichteter Sache zurückgekehrt war, über denselben zwei Schriften, welche ihn in viele unangenehme Streitigkeiten verwickelten und ihn so verstimmten, daß seine Melancholie sich auf das Höchste steigerte. Er starb nach heftigen Schmerzen am 7. October 1795.

Seine Schriften sind:

Versuche in anmuthigen und lehrreichen Erzählungen. Göttingen, 1779. 2. Aufl.

Ueber die Einsamkeit. Leipzig, 1784 u. 85. 4 Thle.

Ueber den Nationalstolz. Zürich, 1789. 6. Aufl.

Ueber Friedrich den Großen und meine Unterredung mit ihm. Leipzig, 1788.

Fragmente über Friedrich den Großen. Leipzig, 1790. 3 Thle.

In seinem praktischen Handbuche zur Lectüre der deutschen Klassiker, Theil II. S. 292 f., bemerkt Pölitz sehr treffend über Z.: „Eine vielseitige, auf eigenes Beobachten gegründete Ansicht des Menschen; eine ausgebreitete Bekanntschaft mit der ältern und neuern Geschichte, deren Belege er sehr glücklich für seine aufgestellten Sätze zu benutzen wußte; eine Bestimmtheit und Schärfe des Urtheils, die den lebhaften und feinen eigenen Untersuchungen folgenden Forscher verbürgen; eine Gedrängtheit und Kürze des Ausdrucks, die zwar nicht mit höherer stylistischer Kunst und mit einer blühenden Darstellung in Verbindung steht, doch aber durch die sichere und ihm ganz eigenthümliche Haltung der stylistischen Form Interesse an derselben erregt, sind es, wodurch er als Stylist den besten Prosaikern aus der zweiten Periode unserer Sprachbildung gleichgestellt zu werden verdient. Zwar gefällt er sich nicht selten in paradoxen Sätzen, auch kann man nicht jede seiner Behauptungen unterschreiben; bisweilen scheint selbst seine stylistische Kürze und Energie mehr gesucht, als natürlicher Ton zu sein: aber keiner wird sein Buch von der Erfahrung in der Arzneikunst, oder das vom Nationalstolz, oder sein Werk über die Einsamkeit ohne Belehrung und Befriedigung und ohne Gewinn für die Menschenkenntniß aus der Hand legen."

Aus von Zimmermann's Werk: Ueber die Einsamkeit.

Vortheile der Einsamkeit für das Herz.

Ruhe der Seele ist das höchste Glück auf Erden. Einfalt des Herzens gewährt diese Ruhe, wenn man sie absondert von dem Getümmel der Welt, wenn man alle seine Ansprüche und Wünsche einschränkt, allen Fügungen Gottes sich unterwirft, Alles mit Gelindigkeit ansieht und betrachtet, aber auch dann nichts mehr hört, als das Fallen des Wassers von dem

Felsen herab, das Säuseln erfrischender Wind, und etwa einen Vogel in hoher Luft.

Solches Glückes ist das Herz empfänglich, wenn es Freude hat an erhabener Natur und an jedem Blümchen der Thäler, an allem wodurch wir die Seele erweitern, oder was sich in sanfte Bilder verschmelzt.

Ruhe aber heißt nicht Müßiggehen, oder Lungern im Schatten. Der Uebergang vom Lästigen zum Gefälligen, vom Geschäftszwange zur Philosophie, ist auch Ruhe. Publius Scipio sagte darum, er sei niemals weniger müßig, als wenn er Muße habe, und sei niemals weniger einsam, als wenn er allein sei. Starke Seelen werden duech Muße und Einsamkeit nicht eingeschläfert, sondern ermuntert; und indem sie sich einer glücklich vollbrachten Arbeit nur deswegen freuen, um gleich wieder eine neue anzufangen, verlangen sie nicht Ruhe für den Geist, sondern für das Herz.

Ach nur zu wahrhaft hat man gesagt, wer einem Zustande nachstrebe, der von aller Beunruhigung frei sei, verfolge einen leeren Schatten. Wolle man darum seines Lebens recht froh sein, so müsse man nicht nach der Ruhe als nach dem Ziele streben, sondern sie nur als Mittel zu größerer Thätigkeit genießen. Und so suche man Ruhe in ländlicher Einsamkeit.

Bei allem Gewirre von Leidenschaft und Thränen, allem Unglücke, kannte ich nie seligere Stunden als die, da ich ermüdet von Arbeit und Sorge, im Freien die Welt und die Welt mich vergaß. Diese Stunden der Ruhe fand ich in jeder einsamen Gegend. Alles was mich in Städten drückte, Alles was mich mit Willen oder Ekel, Aerger und Zwang in den allgemeinen Wirbel hineinriß, lag mir da fernweg. Ich bewunderte und genoß die Natur, und empfand nichts als leises Vergnügen.

Oft blickte ich im Gefühle dieser sanften Wollust, im Frühling, in das hiesige Thal hinab, wo die Trümmern des Wohnsitzes Rudolphs von Habsburg, da allein, auf dem Rücken eines waldigen Berges unter allem möglichen Grün[1]) sich erheben. Ich sah da, wie die Aar bald unter hohen Ufern in einem weiten Bette heradströmt, bald durch enge Felsen sich stürzt, und dann wieder ruhig und langsam durch die schonen Auen sich schlängelt, indem ihr von einer andern Seite die Reuß, und weiter unten die Limmat zufließen, und friedsam sich mit ihr vereinigen. In dem schönen blumichten Vorgrund, sah ich die königliche Einsamkeit[2]), wo die Gebeine Kaiser Albrechts des Ersten, und so vieler fürstlichen Personen des Hauses Oestreich, und so vieler von den Schweizern[3]) erschlagener deutscher Fürsten, Grafen, Ritter und Edeln, in klösterlicher Stille ruhen. Weit umher lag vor mir das lange Thal, wo die große Stadt Vindonissa[4]) stand, und die Ruinen, auf denen ich so oft, in stillee Betrachtung, über die Vergänglichkeit menschlicher Größe saß. Im fernsten Gesichtskreise hintee dieser herrlichen Gegend erhuben sich über anmuthige Hügel, alte Schlösser und Gebirge, die Alpen in aller ihrer Pracht; und mitten unter allen diesen großen Scenen, fielen dann meine Augen vom hohen Walde, wo ich stand, über die Weinberge herab, tief zu meinen Füßen auf meine kleine reinliche Vaterstadt, auf jedes Haus, und auf jedes Fenstee in meinem Hause. Wenn ich dieß alles sah, fühlte, überdachte und verglich, dann sprach ich zu mir selbst: Ach warum ward doch meine Seele so enge, mitten unter so vielen Veranlassungen zu großen Gedanken? Warum ward mir da doch der schöne heitere Wintee so trübe? Warum hatte ich da so viele Langeweile, so viel Unlust, so viel Gram; da ich doch jetzt, bei dieser schönen Aussicht, nichts empfinde als Liebe und Ruhe, und alle schiefen Urtheile verzeihe, und alles erlittene Unrecht vergesse? Warum ist dieses kleine, hier zu meinen Füßen zusammengepreßte Häuflein von Menschen so unruhig, so unelnig? Warum lebt da manche gute Seele so verschencht? Warum ist da der Regierende so groß, und der Regierte so klein? Warum ist da so wenig Freiheit, Keckheit und Selbstgefühl? Warum ist da der eine so stolz, und der andere so demüthig und zerschlagen? Warum ist da, bei so vieler angebornee Gleichheit, so viel Stolz und so viel Neid, da doch jeder Vogel in der Luft neben dem andern Platz hat, und alle ihre Melodien die Ströme ihrer Lieder milde zusammen vereinen in einen Gesang zum Lobe unsers Schöpfers? Dann stieg ich immee vergnügt und friedsam von meinem Berge herab, machte dem Regenten meiner Vaterstadt tiefe Reverenzen, gab jedem meiner geringern Mitbürger Freundeshand, und behielt diese selige Stimmung der Seele, bis ich wieder die schönen Berge, und das lachende Thal, und die friedsamen Vögel, unter den Menschen vergaß.

Ländliche Einsamkeit ziehet also ab, von allem, was uns an den Menschen mißfällt; verändert oft die bittersten Empfindungen in freundliche Gefühle; giebt so manche hohe Begeisterung und so manche kleine Freude, die man in Städten nicht hat; reinigt so manches Herz von lasterhaften Neigungen beim Anblick der Natur; macht so gutmüthig, offen, zutraulich; hilft immee weit besser fort auf jedem guten Wege: wenn man nur seine Leidenschaften zu guten Zwecken leitet und mit seiner Imagination nie ins Schwarze sieht.

Etwas schwerer ist freilich dieß Alles in städtischer Einsamkeit. Es scheint zwar leicht, auch da in seiner Kammer sich über Alles wegzusetzen, was uns umgiebt. Aber wenige haben diese Kraft; denn sobald man zu Hause in dem Laufe seiner Gedanken oft von äußerlichen Dingen geneckt, in einem fort durch widerliche Vorfälle unterbrochen wird, stürzen auch, auf allen Gassen und in allen Gesellschaften, traurige Gefühle schnell und unversehends das Herz in Unmuth, und schwächen den nie genug gehobenen Geist.

Rousseau war immer äußerst unglücklich in Paris[5]). Dieser große Geist schrieb zwar auch da große Dinge; aber sobald er auf die Gassen kam, überwältigte ihn ein Heer von widerlichen Gefühlen. Sein Geist verlitz ihn, und der große Herzenskündiger, der durchsehende Philosoph, der glänzende Schriftsteller, ward beinahe kindisch.

Auf dem Lande geht man heroischer und zumal mit mehr Gelassenheit und Freundlichkeit von Hause. Hat da der Einsame in seiner Kammer sich müde gearbeitet, gedacht, o so findet er unter freiem Himmel dann allenthalben Ruhe, und auf jedem Spaziergange nichts als Vergnügen. Da reicht er jedem, der ihm begegnet, die Hand; da liebt er alle Menschen, die er sieht, und wird von allen, die ihn sehen, geliebet. Da ergießt sich nirgends seine Galle. Niegends hebt sich da, vor einem dicken adelstolzen Weibe, oder einem hochgezäumten Baron, das Mark in seinen Knochen. Kein vornehmer Zierdengil jagt ihn da mit seiner Kutsche zu Boden. Da ärgert er sich über keine hochadeliche Hure, und über keine stiftsmäßige Gans.

Die Natur und ein ruhiges Herz, sind ein schönerer und weit mehr erhabener Tempel Gottes, als die Peterskirche in Rom, oder die Paulskirche in London. Gottes Unermeßlichkeit und Allgegenwart, heiligen jeden Hügel, auf dem ein von bösen Leidenschaften freies Herz ihm sein stilles Opfer bringt. Ihn, den alle Welten nicht umfassen, müssen Würmer nicht wollen in Mauern einschließen. Er sieht uns allenthalben ins Herz und hört allenthalben auf ein frommes Gebet. Wir eilen aufwärts oder steigen nieder, keinen Staub finden wir, den nicht seine Macht erfüllt; aber auch keine Stätte, die das Feuer der Andacht mehr entzündet, als eine Gegend, in der das Gehabenste und Angenehmste in der Natur, das Herz bei jedem Blicke entzückt, und alle unsere Empfindungen zerschmelzt in Bewunderung, Liebe und Ruhe.

Ohne die innigste Ruheung erinnere ich mir nie, die große und unaussprechlich heerliche Scene, die ich im Jahre 1775 vor mir hatte, als ich mit meinem Freunde Lavater, auf der

---

1) Von dem Traukenberge über der Stadt Brugg, auf dessen Gipfel ich gewöhnlich unter einem hohen Eichbaum mich hinwarf, zeigt sich das alte Habsburg auf einem romantischen Berge über einem lieblichen Thale, frei und allein.

2) Das Kloster Königsfelden liegt eine kleine Viertelstunde von meiner Vaterstadt Brugg, zwischen der Aar und der Reuß. Die Gewahlin des im Jahre 1308 von seinem Bruderssohn, dem Herzog Johann aus Schwaben, und einigen Edelleuten ermordeten Kaisers Albrecht des Ersten, erbaute auf dieser Mordstätte eine Kapelle. Die Söhne dieses unglücklichen Kaisers, Herzoge von Oestreich, stifteten daselbst im Jahre 1311 ein Nonnenkloster und ein Mönchskloster, die mit einander verbunden waren, und die eine gemeinschaftliche Mauer umschließet.

3) In der Schlacht von Sempach erschlugen 800 freie Schweizer den Herzog Leopold von Oestreich sammt sein stolzes Heer — über 1300 Ritter, die Blüthe des deutschen Adels.

4) Vindonissa war eine sehr große und stark befestigte römische Stadt, der Waffenplatz der römischen Kaiser gegen die Einbrüche der allemanischen Völker. Sie hielten hier eine beständige zahlreiche Garnison wider diese muthigen Nachbarn, die öfters über den Rhein setzten, und das Aargau plünderten, aller Festungen ungeachtet, welche die Römer einige Meilen weiterhin am Rheine hatten. Dem Kaiser Constantius Clorus gelang es jedoch, die Allemanen im Jahre 297, in dieser Gegend zwischen dem Rhein und der Aar zu schlagen. Aber am Anfang des vierten Jahrhunderts, da die römische Macht in diesen Gegenden fiel, ward Vindonissa von den Allemanen erobert und zerstört. Indessen scheint es, man habe Vindonissa zum zweitenmal wieder aufgebauet, denn unter der fränkischen Oberherrschaft ward ein bischöflicher Sitz daselbst errichtet, und bei nachmaliger Zerstörung gegen das Jahr 570, nach Constanz verlegt. Auf den Trümmern dieser großen Römerstadt wohnten im zehnten Jahrhundert die Grafen von Wiadisch und von Altenbrugg, die Stammherren der Grafen von Habsburg. Von aller dieser Herrlichkeit ist jetzt nichts mehr übrig als die Ruinen, und auf denselben meine kleine Vaterstadt Brugg, nebst den Dörfern Altenbrugg und Windisch.

5) Je puis dire, sagt er, que tout le tems que j'ay vecu à Paris, ne fut employé qu'à y chercher des ressources, pour en vivre éloigné.

Zinne des Daches von seinem damaligen Wohnhause, wo er geboren und erzogen ist, bei der schönsten Witterung fast mit eben der Empfindung ging und saß, wie mein geliebter Brydone auf dem Gipfel des Aetna [1]). Ein einziger Blick umfaßte die ganze Stadt Zürich, das glückliche Land umher, den hellen Zürchersee und seine reichen Ufer, und über diesem Spiegel die höchsten Schneegebirge in ihrer Majestät. Himmelsruhe umgab mich bei diesem Anblick.

Hier, auf Lavaters Hausdach, ward mir begreiflich, wie er mit einem so unbewölkbarfrohen Gefühle seines Daseins und seiner Kräfte umherwandeln kann in Zürich vor den Augen der dortigen Gelehrten, die Jahr ein Jahr aus in einem fort auf ihn zuhämmern; und die er dann in einem fort so demüthiglich, wegen seiner unverschuldeten und wenigstens nach den Gesetzen unvertilgbaren Existenz um Vergebung bittet.

Hier, auf Lavaters Hausdach, ward mir begreiflich, wie er der höchsten und unerschöpflichsten Feindesliebe, gegen die gelehrten Herren in Zürich fähig sein kann, welchen sein bloßer Name eine Aergerniß ist; die höchst ungern etwas Rühmliches, aber mit Freuden etwas Schlechtes, Fehlerhaftes, Lächerliches an ihm sehen; die in eine peinliche Herzensklage kommen, wenn man etwas erweislich Gutes von ihm sagt, und etwas unerweislich Böses von ihm ablehnt; die jede zu seinem Vortheil sprechende Wahrheit mit Widerwillen wegwerfen, und jede ihn schändende und erniedrigende Lüge mit Triumph und Jubel aufhaschen; denen seine Ehre eben so schmerzhaft ist, als ihnen ihre eigene Schande; denen seine Schande so lieb ist, als ihnen ihre eigene Ehre; denen alles Unglück ist, was ihnen Glück für Lavater scheint; denen alles Glück ist, wovon sie wähnen, es sei Lavaters Unglück; die alles Gute, das sie von ihm wissen, geflissentlich verschweigen; die sich ein Fest daraus machen, seine Fehler zu vergrößern, und mit sichtbarer Schadenfreude auf alle mögliche Weise zu verbreiten; die aber dann doch sich selber mehr wehe thun als ihm, und mehrmals seinen Ruhm erweitern, indem sie sich befleißigen denselben zu vernichten.

Noch ruhiger und schöner als Lavater, und mitten unter Allem, was die Schweiz in der größten Mannigfaltigkeit, Erhobenes, Anmuthiges und Reizendes hat, wohnt im Dorfe Richterswyl, einige Stunden von Zürich, ein großer Arzt. Erhaben und sanft, wie die Natur, die ihn umgiebt, ist seine Seele. Sein Haus ist ein Tempel der Gesundheit, der Freundschaft, und jeder milden Tugend. Das Dorf Richterswyl liegt, da wo der Zürchersee durch zwei hervorspringende Landspitzen einen natürlichen Hafen von ungefähr einer halben Stunde macht. Von Norden nach Osten, ist der nicht völlig eine Stunde breite See begränzt durch das in milden sonnigten Hügeln sich erhebende jenseitige Ufer, einen meilenlangen Weinberg, mit untermischten Wiesen, Baumgärten, Felsen, Gebüschen, Wäldchen, über und über bedölkert, voll Dorfer, Kirchen, Landhäuser und Hütten.

Ein großes, herrliches Amphitheater, das noch kein Maler anders, als in ausgehobenen kleinen Theilen zu zeichnen wagte, öffnet sich von Osten nach Süden. Die Aussicht nach dem von dieser Seite vier Stunden langen obern Theile des Sees, führt hie und da, auf Landspitzen, zerstreute Inseln, auf das vorstehende an einen Hügel hingebaute Städtchen Rapperschwyl, auf die Brücke, die dort von einem Ufer des Sees zum andern reicht. Dann erhebet sich weiterhin, in einem halben Zirkel, das unerschöpfliche Amphitheater. Im nächsten Vorgrunde liegt die nur eine halbe Stunde entfernte hügelichte Landspitze; dann folgen niedrige, grüne, mit Bäumen bedeckte Berge, an welchen Dörfer hängen, und zerstreute Häuser; dann höhere Berge, furchtbare Alpen in immer größern in einander gewundenen Formen, hellblau und dunkelblau gefärbt; hinter diesen Alpen steigen, himmelan, mit ewigem Schnee bedeckte Felsenhäupter. Südwärts öffnet sich das Amphitheater, und neue Reihen von Bergen ragen da in einer immer fortgehenden Folge hervor. Immer und ewig bleibt ein solcher Anblick neu, rührend und unvergleichbar.

Berge ketten sich wieder von Süden nach Westen; das Dorf Richterswyl liegt an ihrem Fuße, am Ufer des Sees. Schwarze Fichtenwälder bedecken ihren Rücken, und unter diesen sind die nähern Hügel mit unzähligen Fruchtbäumen besetzt, in Gärten von Korn und Gras, mit untermischten Häusern. Das Dorf Richterswyl ist reinlich, die Straßen desselben gepflastert, die Häuser von Steinen und bemalt. Rings um das Dorf sind am Seeufer angenehme Spaziergänge, durch Alleen fruchtbarer Bäume, oder auf den Hügeln durch schattige Wälder, und allenthalben die Aussichten voll Erhabenheit und Anmuth, wo jeder Wanderer und Fremdling ergriffen wird, stille steht, nur Auge ist; langsam, leise und tief seinen Athem holt. Jeder Fußbreit dieser schönen Erde ist benutzt, bepflanzt, bebaut; aller Menschen Hände arbeiten, Kinder und Greise sind emsig.

Die zwei Häuser des Arztes stehen mitten in diesem Dorfe, mit ihren Gärten umringt, so frei und friedlich, wie auf dem weiten Felde. Unter der Kammer meines Herzensfreundes läuft am Garten ein lieblich murmelnder Bach, und an dem Bache die Landstraße, auf der seit Jahrhunderten beinahe täglich eine Menge Pilgrimme nach dem Kloster Einsiedeln gehen. Aus Zimmern und Gärten sieht man südwärts vor sich den großen majestätischen Etzelberg; sein Haupt bedeckt ein schwarzer Wald, sein Fuß ist nur eine Stunde entfernt von diesen Zimmern und Gärten; an der Mitte des Berges hängt ein Dorf mit einer schönen Kirche, und auf dieser Kirche ruht an jedem schönen Abend die Sonne. Vor den Zimmern und vor den Gärten liegt der Züricherſee, den nie gefährliche Stürme in Aufruhr bringen, in dessen Wässer sich die Ufer spiegeln, oder dessen Wellen, durch sanfte Winde bewegt, wie eine Heerde Schaafe gaukeln.

Sieht man da in tiefer Nacht aus den Fenstern, oder athmet man einsam im Garten erfrischende Blumendüfte, indeß der Mond hinter den Bergen hervorwandelt, und eine feurige Heerstraße über den See hinzeichnet, so hört man mitten unter dieser Todtenstille, doch jenseits am Ufer, jeden Schlag der ländlichen Glocken; hört des Nachtwächters Stimme herüber hallen, und das Bellen treuer Haushunde; hört von ferne den Kahn des langsam herbeirudernden Schiffers, sieht wie er in der feurigen Heerstraße fährt, und mit den glänzenden Wellen spielt. Wer verstummt nicht da, wo der Genfersee ganz offen liegt, bei der Majestät jenes Anblicks, als sähe er ein Hauptstück der ganzen Erdschöpfung? Aber hier am Zürchersee, zu Richterswyl, bei dem lieben und großen Arzte ist Alles näher, lieblicher, vertraulicher, freundlicher, inniger.

Weder Pracht noch Reichthum ist in den Häusern dieses Menschenfreundes. Man sitzt da auf Stühlen von Stroh; er schreibt auf Tischen von inländischem Holz, und speiset sich und seine Freunde aus Gefäßen von Erde. Reinlichkeit und Bequemlichkeit herrschen überall. Eine große Sammlung gemolter und in Kupfer gestochener Menschengesichter ist sein einziger Aufwand. Der erste Strahl der Morgenröthe erheitert die kleine Zelle, wo dieser Edle schläft und ruht, und weckt ihn dankbar und froh ins neue Leben. Beim Erwachen begrüßt ihn das Gieren der Turteltauben, und der frühe Morgengesang der Vögel, die im Nebenzimmer mit ihm schliefen.

Die erste Morgenstunde und die letzte Abendstunde sind sein. Alle übrige Minuten widmet er der großen Menge von Kranken und Traurigen, die ihn täglich besuchen. Sein wohlthätiger Beruf verschlingt sein ganzes Leben; aber er ist auch seines Lebens Glück und Freude, und die Nahrung seines Herzens. Kommt das Volk aus den gebirgigten Cantonen der Schweiz, und aus den Thälern der Alpen zu ihm, findet es keinen Ausdruck für die Darstellung seiner Noth, traut es ihm zu, daß er alles sehe und wisse, beantwortete es jede Frage einfältig, treu und offen, behorcht es jedes Wort, faßt es jeden Rath auf wie Goldkörner, und geht dann von ihm, sehnend, getröstet, voll Hoffnung und guter Entschlüsse, wie von seinem Beichtvater in Einsiedeln, wieder weg: o so ist er am Abend eines solchen Tages ein glückseliger Mann! Tritt eine treuherzige Bäurin, die über die Lebensgefahr ihres Gatten weinte, in sein Zimmer, drückt sie ihm die Hand, daß es ihn schmerzt; ruft sie Jesus Maria! wie war mein Mann so schlecht als ich heim kam, und nun ists in zwei Tagen so viel besser; ach wie seid ihr mir so lieb, Herr Excellenz: dann, ach dann empfindet dieser Menschenfreund, wie es einem König zu Muthe sein muß in der Stunde, da er einem ganzen Volke wohlthut!

So ist die Gegend der Schweiz, wo einer der größten Aerzte unserer Zeit, Hotze wohnt; ein Arzt und Philosoph, der durch seinen hellen Kopf, durch seine Geistesgröße und Erfahrung in einer Reihe steht mit meinen Herzensfreunden Tissot und Hiezel. So fließen seine Tage hin, einer dem andern gleich. Er lebt zwar täglich nur zwei Stunden einsam, aber desto wohlthätiger für unzählige Menschen, die jeden Tag seines Lebens zu ihm kommen in diese paradiesische Gegend. Sein thätiger kraftvoller Geist ruht nie, aber Himmelsruhe wohnt in seiner Brust. Ach solche Ruhe hätte er an Höfen nicht gefunden [2]). Aber solcher Ruhe bist du fähig, lieber

1) Brydone sagt: „Es schien, so wie wir über die Wohnungen der „Menschen erhaben waren, als diesen alle niedere und gemeine Empfindungen zurück, als legte die Seele, da sie sich den ätherischen „Regionen näherte, ihre irdischen Leidenschaften ab; und empfinge sie „schon etwas von ihrer unveränderlichen Reinheit.“

2) Hotze lehnte vor vielen Jahren einen Ruf nach dem Hofe des Markgrafen von Baden in dem schönen Karlsruhe ab; und im Jahre 1781 hatte ich von einem großen und mächtigen deutschen Fürsten den Auftrag, ihm die Stelle seines ersten Leibarztes, nebst vielen andern Vortheilen, mit einem jährlichen Gehalt von zweitausend Thalern anzubieten. Anmerk. d. Verf.

Leſer, wer du auch ſein magſt, wenn du auch nicht auf einem ſo ſchönen Erdenfleck wohnſt, nicht bei meinem lieben Doctor Hotze zu Richterswyl, nicht im Kapuzinerkloſter bei Albano, nicht in meines Königs Hauſe zu Windſor.

Glücklich iſt jeder, der nicht mehr will, als er hat. Solches Glück iſt leicht, zu Richterswyl am Zürichſee; aber doch auch leichter als ihr glaubt in der Kammer, da ich dieſes Buch über die Einſamkeit ſchreibe, wo ich ſeit ſieben Jahren nichts ſehe, als ein paar elende unförmliche Dächer, und die Spitze eines traurigen Kirchthurms.

Ruhe muß immer aus dem Herzen quellen; aber Ruhe kommt, mit jeder Tugend, die ihr zur Seite geht, bei äußerer Stille leichter ins Herz. Wie gutmüthig und friedſam wird man auch nur bei dem Murmeln eines Baches, oder auch einem kleinen Schlaf unter einer hohen Tanne. Ruhige Natur wiegt uns ſo leicht in Sanftmuth ein, denn ſich ſelbſt hat man mehr Urſache unter den Menſchen zu fliehen, als die Menſchen. Friedr mit ſich ſelbſt, iſt Friede mit der ganzen Welt. Bei ruhigem Heezen betrachtet man Menſchen und Dinge immer von der guten Seite. Unter lauter angenehmen Gefühlen kennt man in ländlicher Einſamkeit die Menſchen lieben. Entzückt uns die ganze Natur umher, überfließen wir von Wohlwollen, dann fehlt uns auch weiter nichts, als nur ein Herz, das dieß Alles mit uns theile.

Häusliche Glückſeligkeit wird darum unter gleich geſtimmten Seelen, auf dem Lande unausſprechlich vermehrt. Strömt von Thränen und ewiger Schmerz wieder Allem zu Seite gehen, was die größten Höfe von Europa haben und geben, wenn man ſich aus dem Schooße ländlicher und häuslicher Glückſeligkeit, gegen ſeinen Willen weggeriſſen ſähe in den Palaſt einer Königsſtadt, und in das ſchale Leben, wo man nichts thut, als ſpielen und gähnen, Langeweile haben und gehen, ſich haſſen und beneiden, ſich ſtreicheln und zerreißen [1].

Gewiß iſt's immer: wahre, innige Freude, Liebe, Treue und Sitten der Vorwelt gedeihen doch nirgends ſo gut wie auf dem Lande. Rouſſeau ſagte darum den Menſchen in Städten ſo herzlich: das Landleben habe Vergnügen, von denen ſie nichts wiſſen; dieſe Vergnügungen ſeien weniger abgeſchmackt, weniger grob, als ſie glauben. Auch da könnte Geſchmack, Wahl und Niedlichkeit herrſchen. Ein Mann von Verdienſt, der mit ſeiner Familie auf's Land ſich begebe, und ſein eigener Pächter werde, ſehe da ſein Leben eben ſo ſanft hinfließen, als ihr auf euren Aſſembleen. Eine gute Landswirthin könne auch eine reizende Frau ſein, eine Frau voll Anmuth, und von einer weit mehr rührenden Geazir, als alle weiblichen Affen in der Stadt.

Alles Böſe in der Welt vergißt man, in kühlen Schatten, einſamen und anmuthigen Thälern. Schon in Städten haſſet man die böſeſten Menſchen nicht, ſobald man ſie nicht ſieht. Nur im Gewirre des geſellſchaftlichen Lebens, und unter dem Drucke der geſellſchaftlichen Verhältniſſe, iſt das beſtändige Anprellen des Wahrheitsſinns und der Vernunft gegen befehlende Dummheit die ergiebige Quelle, aus der ſo vieles Elend über das menſchliche Leben ſtrömt. Befehlende Dummköpfe verbittern ihrem Subalternen das Leben, vergiften ihre Zufriedenheit, verkehren alle Ordnung in der menſchlichen Geſellſchaft; beſtreuen jedem, der mehr Verſtand hat als ſie, das Leben mit Dornen, und machen es ihm zu einem Thal des Mißmuths, des Aergers und der Thränen. Wie mancher Biedermann bei Hofe, wie mancher braue und geiſtvolle Offizier, wie mancher vernünftiger und aemer Tenfel im Amte, wie mancher wackerer, ſich aus dem Troß der Gemeinheit erhebende Geſchäftsmann, wie mancher patriotiſche Bürger wäre darum berechtigt mit dem Propheten auszurufen: O hätte ich Flügel wie Tauben, daß ich flöge, und etwa bliebe! Siehe ſo wollte ich mich ferne weg machen, und in der Wüſte bleiben. Ich wollte eilen, daß ich entrinne vor dem Sturmwindr und dem Wetter; denn ich ſehe Dummheit, Falſchheit und Schadenthun, Lügen und Trügen, Frevel und Hader am Hofe, beim Regimente, im Collegio, und in der Stadt!

Dummheit, vornämlich ſolche, die Anſehn und Einfluß hat, wird inſonderheit dadurch ſchädlich und gefährlich, weil ſie Alles in der ganzen Stadt ſo klein machen will als ſie ſelbſt iſt, weil ſie jeder Sache immer den unrechten Namen giebt, weil ſie jeden Menſchen immer gerade für das Gegentheil von dem hält was er iſt, kurz und gut, weil Dummheit das Schwarze immer weiß nennt, und das Weiße immer ſchwarz. Freie, offene und rechtſchaffene Menſchen müſſen, wenn ſie ſtädtiſchee Dummheit entgehen wollen, alle ihre Schliche und Ränke eben ſo gut kennen, wie der Fuchs bei Saadi dem indianiſchen Fabeldichter. Jemand ſah einſt einen Fuchs eiligſt nach ſeinem Loch laufen, ſagt Saadi; und fragte ihn, warum ſo ſchnell? Haſt du etwas übels begangen, und fürchteſt du, man werde dich dafür züchtigen? Nein, ſprach der Fuchs, mein Gewiſſen iſt rein; aber eben hörte ich die Jäger ſagen, ſie möchten wohl ein Kameel haben, ſie wollen eins fangen, und es dann in die Knechtſchaft führen. Ei was kümmert dich das, du biſt ja kein Kameel? Lieber Gott, ſagte der Fuchs, gute Köpfe haben immer Feinde. Wenn mich einer den Jägern zeigte und ihnen ſagte, da läuft ein Kameel, ſo würden mich die Kerle fangen und krumm ſchließen, und keiner würde unterſuchen: ob ich auch wirklich das Thier ſei, wofür jener mich angab.

Sanfte Winde, klare Quellen, fiſchreiche Flüſſe, dichte Gehölze, kühle Höhlen, Bänke von Raſen und blumenreiche Wieſen, bedarf man darum nicht unumgänglich, um die Wuth ſeiner Feinde zu vergeſſen. O die vergißt man überall, im ſtillen frohen glücklichen Kreiſe der Seinigen — in der Einſamkeit häuslichen Glücks! — Alle kleinern Widerwärtigkeiten des Lebens, alles Schmack, alle Ungerechtigkeit, alle niedrigen Sorgen und Bekümmerniſſe, verfliegen da wie Staub vor dem Familienvater, der Muth und Kraft genug hat, nach eigenem Geſchmack und Willen zu leben. Nur im Weltzwang und in der Dienſtbarkeit wird freien Seelen das Leben vergiftet, und ſtehen Ruhe, Zufriedenheit, Kraft, auch in glänzendem Wohlſtand, Reichthum und Ueberfluß.

Alſo kommt durch Einſamkeit, ländliche oder häusliche, nicht nur Ruhe in's Herz; alſo macht ſie nicht nur gutmüthig; alſo überwindet und vergißt man in derſelben nicht nur Dummheit, Bosheit und Neid. Einſamkeit bringt dem Herzen noch weit mehr und größern Vortheil.

Freiheit, wahre Freiheit, findet ſich nirgends ſo gut, wie in der Entfernung vom Menſchengewühle und allen unwillkührlichen Weltverhältniſſen. Vortrefflich hat man geſagt, da komme der Menſch aus der Zerſtreuung zu ſich ſelbſt, fühle ſich ſelbſt, habe ein klares inniges Bewußtſein von dem, was er iſt und hat, und lebe mehr in ſich und für ſich, als in äußern Dingen. Er tritt da in einen natürlichen und freien Zuſtand zurück, ſpielt keine künſtliche Rolle, ſtellt keine ihm fremde Perſon vor, denkt, rede, handle ganz nach ſeinem eigenthümlichen Charakter, nach ſeinen jedesmaligen Empfindungen. Da ſei er ganz das und nichts anders, als was er wirklich iſt. Da drohe ihm kein Amtsgeſicht und kein Tyrann; da verlache er niemand, und da ärgert ihn nichts; da engſtige ihn weder Geſchäftszwang noch Höflichkeitszwang; da zerbreche er alle Feſſeln der Gewohnheit und willkührlicher verabredeter Dienſtbarkeit; da könne ſein Verſtand immer laut denken, und ſein Herz ſeinen Empfindungen ſich immer überlaſſen.

Frau von Staël hielt es für einen großen Irrthum, daß man ſich am Hofe frei glaube, wo man doch bei ſeinen geringſten Handlungen auf hundert verſchiedene Dinge ſehen müſſe, wo man nie laut denken dürfe, wo unſere Geſinnungen ſich immer nach Allem richten müſſen, was uns umgiebt, wo Alles, was uns nahe kommt, das Recht zu haben ſcheint, uns zu verſuchen, und wo wir uns ſelbſt niemals genießen. Selbſtgenuß, ſagte dieſe Dame, iſt nirgends, als in der Einſamkeit; die erſte Bekanntſchaft mit mir ſelbſt machte ich in der Baſtille.

Freie Seelen ſind zu Kammerherren und Oberhofweſen eben ſo wenig geboren, als unſere Weiber zu Nonnen. Furchtſam ſieht der Höfling umher, horcht vielleicht bei manchem Schlüſſelloch, iſt immer durch nagenden Argwohn gequält, hat bei alle dem doch immer ein frohes und heiteres Geſicht, und zündet immer, wie jenes alte Weib, eine Wachskerze dem Erzengel Michael an, und eine dem Teufel; weil er nie weiß, wo er den einen oder den andern nöthig hat.

Solche Vorſicht und ſolcher Zwang ſind unerträglich für jeden, der zum Höfling nicht geboren iſt. Aber auch in weit geringern Weltverhältniſſen werden freie, offene, ſelbſtſtändige und wirkſame Köpfe alle Feſſeln zerreißen. An Höfen muß man erzogen ſein, um Vergnügen zu finden an Höflichkeitsdunſt; aus Mangel von Aufklärung und beſſerer Begriffe, wird da freilich manches wichtig, und durch den langen Seelenzwang auch manches leicht, das einen anderu nur aus Ungewohnheit martert. Aber lieber Leſer, haſt du nie erfahren was das iſt, auch nur in ganz alltäglicher Geſellſchaft einen ganzen Abend ſitzen und ſprechen zu müſſen, ohne zu wiſſen, wooon du ſprechen ſollſt, und alſo auch ohne etwas zu ſagen? Oder hat man auch nur unter vier Augen, nie aus der Ideen herauspumpen wollen, ohne die einr einzige Idee zu geben? Haſt du nie Gedanken hingeworfen, die keine Gedanken erzeugten und über den Kopf deiner Geſellſchaft wegfloſſen, wie Waſſer über Wachstuch?

Welcher Sclave iſt überall ein Denker unter einem Trupp von Gecken und Thoern; welche Sclavin einer vernünftige

1) Die Maintenon ſchrieb an Frau von Caylus, aus Verſailles: Nous mènons ici une vie singulière. Nous voudrions avoir de l'esprit, de la galanterie, de l'invention, et tout cela nous manque entièrement. On joue, on baille, on s'ennuye, on remasse quelque misère les uns des autres, on se hait, on s'envie, on se careſſe, et on se déchire.

Conventualin in einem dummen Convent; und welcher arme Schelm jeder gute Kopf, in mancher kleinen Stadt! Nie verträgt man einen Umgang lange, der Alles verlacht und ausstößt, was man ehrt, schätzt und liebt. Keine ärgere Tyrannea giebt's als die Vorurtheile der Menschen; die größten Sclaven sind wir da, wo uns niemand versteht. Ach es ist nicht genug, daß man sich ernstlich vornehme, im Umgang zu gefallen; man muß, wenn man gefallen will, auch wohl gar nicht denken; man muß auch wohl gar kein Gefühl haben; man muß auch wohl Alles verschmähen, was die ganze vernünftige Welt hochschätzt, und Alles hochschätzen, was jeder Mann von Geist und Verstand verschmäht: oder man spielt mit einem Kopfe, der sich gegen so viele Unköpfe reiben will, eine große Rolle auf Unkosten seines Glücks.

Ein ländlicher Aufenthalt, oder auch in Städten ein stilles häusliches Familien-Leben, schützen gegen allen diesen Zwang. Nur so macht man sich unabhängig und frei, von Allem, was dem Herzen wehe thut, dem Geiste ekelt und den Magen belästigt.

Einsamkeit zerstöret allen eiteln Ehrgeiz, indem sie die Güter der Erde von ihrem falschen Glanze entkleidet, den ihnen die Einbildung leiht. Zu dieser Gleichgültigkeit durch ländliches Vergnügen gewöhnt, findet ein weiser Mann Aemter und Beförderungen seines Verlangens nicht mehr werth. Jener Römer vergoß Thränen, daß er wegen der angetragenen Consulwürde ein Jahr lang sein Feld selbst nicht bauen konnte; und Cincinnatus, der vom Pfluge geholt ward, um an der Spitze einer römischen Armee zu stehen, schlug den Feind, demeisterte sich seiner Provinzen, triumphirte in Rom und war in sechszehn Tagen wieder bei seinem Pfluge.

Einsamkeit und eingeschränkte Bedürfnisse sind eine wahre Glückseligkeit für entsetzte oder verbannte Staatsmänner. Nicht alle großen Staatsverwalter gehen wie Necker von ihren Stellen durch das Thor der Unsterblichkeit ab. Dankbare Hände aber sollten alle zu Gott erheben, wenn sie nun auf einmal aus dem stürmischen Meere der Welt sich versetzt sehen in ländliche Ruhe, unter die Bäume, die ihre Voreltern gepflanzt haben und zu ihren eigenen Heerden. Aber wenn in Frankreich ein Minister seinem König mißfällt, wenn dieser ihm befiehlt, daß er abgehe, das ist, auf seine Güter ziehe, die er verschönert und zum lieblichsten Aufenthalte gemacht hat: ach, so ist ihm dieser holde Aufenthalt ein Verbannungsort! Da kann er es nicht aushalten, er verdaut nicht, er schläft nicht, sobald er sein eigener Herr ist. Muße und Freiheit machen ihn zu einem unleidlichen Hypochandristen, der Alles um sich her drückt, und von Allem gedrückt wird; die Ungnade ist sehr oft der Tod[1]) eines Franzosen. In England ist es nicht so. Da gratulirt man dem abgehenden Minister wie einem Menschen, der von einer großen Krankheit sich erholt hat. Er kann darauf zählen, daß er jetzt mehr und bessere Freunde hat, als vorher; denn seine gegenwartigen Freunde hat er aus Achtung, und die voriges hatte er um Geld. Gott lohne es den Engländern, daß sie uns das Beispiel von Menschen geben, die kühn genug sind, Alles in der Welt auf der Wage der Vernunft zu prüfen, und aus jeder Sache nicht mehr zu machen, als sie werth ist. So wahnwitzig sich auch viele Engländer gegen Gott empören, so höhnisch sie auch oft alle Tugend, alle Sitten, allen Anstand, alles sittlich Schöne und Gute verlachen: so giebt es dann doch auch, zumal in reifern Jahren, viele unter ihnen, die wirklich die Kunst verstehen, mit sich selbst zu leben, viele, die auf ihren stillen und anmuthigen Landsitzen weit männlicher, freier und erhabener denken, als irgend ein tollkühner, unaufgeklärter Trotzkopf im Parlament.

Man hat gesagt, unter zwanzig abgedankten oder zu freiwilliger Ruhe des Alters eingegangenen Ministern großer und kleiner Höfe, finde man immer zwölf bis funfzehn, die zuletzt Gärtner werden und Landleute. Desto besser für die Exminister; denn sie haben gewiß, wie der vortreffliche Kanzler van la Roche in Speier, bei der Harke und der Schaufel mehr Ruhe, als in ihern schönsten Tagen bei Hofe.

Herrlicher Stoff, setzte man hinzu, sei dies zum Moralisiren und Laben der Verachtung aller menschlichen Herelichkeit für Leute, die Welt und Menschen nicht kennen. An dieser gepriesenen Abgeschiedenheit haben ländliches Vergnügen und Unschuld, Vergnugen an den Werken der Natur, und Genuß der endlich errungenen Ruhe bei den mehrsten nur den wenigsten Antheil. Der Mann, der sich in seinem Posten unter unzähligen Hindernissen durchdringen, zwingen und mühen, bald mit Kunst, bald mit List seinen Zweck ereichen mußte, sei nun erst, was er bisher nie sein konnte, nun erst Souverän und regierender Herr. Er könne schaffen und zerstören, pflanzen und ausraiten, Versuche machen, wann, wie und wo er will. Er könne einen Obstgarten zusammenhauen, und ein englisches Basquet dafür anlegen; Hügel machen, wo keine sind, und Anhöhen dafür abtragen; das Wasser laufen machen, wie er will; Bäume hoch oder niedrig ziehen, pfropfen und stutzen, wie es ihm einfällt; Aussichten öffnen und versperren; Ruinen machen lassen, wo keine sind; Tempel, in denen er selbst Priester ist, und Einsiedeleien, in denen man bleiben kann, so lange man will. Dies sei nicht nur Entschuldigung für den ehemals erlittenen Zwang, es sei Sättigung, denn nun könne er befehlen, ohne zu gehorchen; und das Befehlen und Regieren hänge einem Minister an dis an sein Ende, es sei nun, daß er einem großen Staate vorstehe, oder einem Hühnerhof.

Allerdings würde man Welt und Menschen nicht kennen, allerdings würde man sehr elend moralisiren, wenn man behaupten wollte, um die Glückseligkeiten der Einsamkeit zu genießen, müsse man allen menschlichen Leidenschaften entsagen. Was in dem Menschen ist, muß in dem Menschen bleiben. Wenn also der abgetretene Minister des Regierens und Befehlens nicht müde ist, wenn er wirklich klein genug denkt, um es nicht zu sein: o so mag er seinen Hühnern befehlen, was und so viel er will, wenn nur das ihn glücklich macht, und wenn er nur dabei die Lust verliert, sich von neuem auf Meere und in Stürme zu wagen und Schiffbrüchen sich auszusetzen, denen er nun in ländlicher Ruhe entgeht[2]). Früher aber später lernt auch der Exminister gewiß alle menschliche Herrlichkeit verachten, wenn er findet und erfährt, daß die wahre Größe des Menschen oft bei dem anfängt, was Minister für Nichtssein halten; daß der Gram, nichts Gutes mehr thun zu können, nur verlarvter Ehrgeiz ist; und daß Gärtner und Landpfarrer bei Kahl und Spargel und Hühnern weit vergnügter und glücklicher leben, als der größte Minister.

Die Glückseligkeit eines Landpredigers übertrifft jede andere Glückseligkeit, wenn er will. Solche Glückliche giebt's in Hütten aus Holz und Lehm; wo man jedesmal in Gefahr ist, sich todt zu stürzen, wenn man eine Treppe hinunter gehen will; wo ein Mann, der nicht fünf Fuß hat, den Kopf an allen den niedrigen Thürbalken wund schlägt; wo man über den Mist in's Haus kommt, aus dem Stall in die Studierstube, und durch die Rauchkammer zur Frau Pastorin. Trockene Erbsen und roher Schinken sind Leckerbissen für diese Patriarchen. Milch und Bier ist ihr Getränke, und sie wissen nichts von Kalik. Kein Fenster ist dicht, und sie verkalten sich nie. Die Frau Postaetin liest keine Romane, und ihre Nerven sind stark. Ihr einziger Almanach ist der Gartenkalender. Flicken und Nähen ist die Wonne ihres Lebens, und ihren Kopfputz macht sie selbst. Ihre einzige Liebe sind ihre Kinder, jeder Verunglückter und ihr Mann. Der Herr Pastor lehrt Tugend auf der Kanzel und durch sein Leben. Alle seine moralischen Handlungen sind immerwährende Richtungen zu Gott. Christus ist sein Fels, Vernunft bei Tage sein Führer und Glauben sein Leitstern bei der Nacht. Von Religionszankereien weiß er nichts. Er denkt über Alles billig und mößig. Beim Hagel freut er sich, wenn sein Feld am meisten leidet. So lange der Bauer noch einen Schinken hat, hungert kein solcher Pastor. Sein Beutel ist oft leer, und sein Herz ist nie traurig: und darum ist er glücklicher, als ein König und ein Consistorialrath in der Stadt.

Einsamkeit brächte kein Glück bei so vielen Voetheilen, wenn man nicht in derselben dem Grübeln an seinem Glücke entsagte. Duech das immerwährende Nachdenken über das, was noch etwa besser sein könnte, vergißt man Alles, was gut ist. Wenn du immer an der schlimmen Seite aller Dinge schnüffelst, Alles gerade haben willst, was nun einmal schief ist und schief bleiben soll, so mußt du auch nichts in der Welt mit deinem Augenmaaß messen; denn ohne die vielen schiefen Köpfe in der Welt wäre das Leben nicht zur Hälfte so lustig!

Es ist ein vortrefflicher Wegweiser zu unerheuchelter Glückseligkeit, wenn man sich Alles in der Welt gefallen läßt, wie es ist, oder mit einem berühmten deutschen Philosoph zum Grundstein der ganzen Moral annimmt: man müsse so viel Gutes thun, als möglich, und übrigens mit der Einrichtung aller Dinge, so wie sie sind, zufrieden sein. Die Moral der Gelindigkeit und der Sanftheit ist dieß freilich; aber sie schlägt doch zu leicht in Mönchsmoral[3]) um; taugt nicht für kühne

1) C'est à ce terme, sagt ein französischer Geschichtschreiber, où conduisent presque toutes les disgraces. Le crédit, l'autorité, et la considération dont on jouissoit nvans de les éprouver, sont semblables à ces feux passagers, qui brillent pendant la nuit. Ils s'éteignent tout à coup, et ne sont que rendre plus sensible l'obscurite et la solitude où ils laissent un voyageur.

2) Le Directeur de Boufflers est allé pleurer, sagte die Frau von Maintenon. Je crois que ce Cincinnatus ne seroit pas faché, qu'on allât le chercher à la charrue. Ke attendant il nous a tous chargé de penser à lui, s'il vaque quelque chose pendant son absence, qui doit être de quinze jours!

3) Laisser aller le monde comme il va, sagt ein geistvoller

Menſchen, und macht nicht Völker frei. Indeſſen iſt es wahr daß nichts ſo ſehr zur Unzufriedenheit führet, als wenn jeder Menſch gegen alles, was iſt, etwas zu erinnern findet.

Als mich einſt in Hannover mein Barbier einſeifen wollte, ſagte er mit einem großen Seufzer: es iſt heute erſchrecklich heiß! Sie ſetzen den Himmel in wahre Verlegenheit, erwiederte ich; ſeit neun Monaten ſagten Sie mir immer am dem andern Tag: es iſt heute erſchrecklich kalt! Kann denn der liebe Gott die Erde nicht mehr regieren, ohne daß die Herren Chiengi etwas dagegen zu erinnern hätten? Sollte es nicht beſſer ſein, daß wir uns alle über die Witterung zufrieden gäben, wie ſie kommt, und daß wir die armen Tage von Gottes Hand eben ſo dankbar annähmen, als die kalten? O ja, ſagte der Barbier.

Mit ziemlicher Zuverläſſigkeit kann ich alſo behaupten: Genügſamkeit und Zufriedenheit mit ſeinen Schickſalen ſeien dem Menſchen doch mehrentheils zu allen guten Dingen nütze; und in ſehr vielen Fällen biete Einſamkeit zu beiden die Hand.

Freunde, die das Schickſal getrennt hat, veredeln nirgends ihre Gefühle und ihr Verhalten für einander ſo mächtig, wie da, wo nichts dieſes ſüße Andenken ſtört, und wo die Welt nie in die Mitte kommt zwiſchen ihre Herzen. Wechſelſeitige üble Laune, Unbehaglichkeit, in die man durch das Gewirre des Lebens und durch ſo viele kleine Vorfälle täglich geriſſen werden kann, machen oft das Beiſammenſein der zärtlichſten Gemüther weniger mild. Man denkt in dieſen unglücklichen Augenblicken nur an das, was man ſich heute nicht iſt, und nicht an das, was man in jeder großen Angelegenheit des Lebens ſich war, noch noch jetzt und immer ſich ſein würde. Er, der mich immer durch Liebe angezogen hat, ſtößt mich heute durch üble Laune zurück; und wie manches freundliche Gefühl, wie manche ſüße Lebensfreude geht darüber verloren, wenn ich jenes Entfernte nicht immer an das Gegenwärtige knüpfe, und üble Laune erwiedere durch üble Laune. Kurzes Mißvergnügen und ein ſo leicht zu hebendes Uebergewicht von Gram können nur auf Augenblicke das ſchöne Bild verdunkeln, unter dem mir ſonſt mein Freund immer ſich darſtellt, und das immer ſo mild in mein Herz wirkt. Er verbreitet Seligkeit über mein Leben, zaubert mir ſonſt allen Unmuth weg, und verhehlt mir nur in dieſem Augenblicke nicht ſeinen eigenen Unmuth. Freilich iſt das eine Folge unſerer zwangloſen Freimüthigkeit; aber Freunde ſollen gegen einander nicht geheimeln, da ſie ſonſt doch alles Unglück des Lebens zuſammen theilen, und Alles für einander leiden und thun. Freundſchaft fordert Offenherzigkeit, aber auch zu wechſelſeitigem Genuſſe immer wechſelſeitige Duldſamkeit und leiſes Nachgeben, immer Sanftmuth des Betragens gegen jede Verſtimmung der Seele, immer Zartheit gegen Schärfe. In der Gegenwart geſchieht dieß alsdann nicht, wenn jeder ſeinen ganzen Vorrath von üblee Laune nicht nur mitbringt und auspackt, ſondern von den Stacheln ſeines eigenen Lebens geneckt, nun wieder neckt, und Stunden hindurch immer gereizt bleibt und immer reizt. Aber wie verſchwindet dieß Alles in der Einſamkeit, die das Andenken aller Geliebten unſerer Seele heiligt, das Andenken von Allem vernichtet, was nicht gegenwärtiger Freundſchaftsgenuß war. Sicherheit, Feſtigkeit und erprobte Treue ſteigen da wieder zu dem hohen Range, den ſie in liebenden Herzen hatten und verdienten. Alles iſt jetzt Einklang; ich verſtehe immer meinen Freund, bin immer von meiner Freundin verſtanden. Die lieben Unſichtbaren umſchweben mich bei jedem Gedanken und jeder Empfindung, die ich ihnen mittheilen möchte. Wie ein Heiligthum verwahre ich jedes Blümchen, das ſie auf die Wege meines Lebens ſtreuten; und jedes Blümchen, das ich ſehe, breche ich ab für ſie.

Liebe endlich, die dem Herzen doch Alles iſt, ſcheint einen großen Rang unter den Glückſeligkeiten der Einſamkeit zu verdienen, wenn man Liebe in derſelben ſo behandelt, daß man ſie zu ihren Glückſeligkeiten zählen darf.

Liebe geſellt ſich gern zu allen Blicken in die ſchöne Natur. Zartfühlende Weiber fühlen Liebe bei jeder ſchöner Ausſicht, ſo wie vielleicht auch jedem angenehmen Gefühle von jeder Art. Das weibliche Herz ſchmilzt viel leichter in ſtillen Schatten, auf den Gipfeln der Berge, oder im Hinblicke nach dem Mond. Jede ſtarke Erſchütterung wirkt in dem Menſchen immer am meiſten auf den gebrechlichſten Theil; alſo trifft in der weiblichen Seele jeder Enthuſiasmus immer früher oder ſpäter das Herz.

Welder ſind gewiß zärtlicher, als wir, im reinen Genuſſe des Landlebens. Sie fühlen viel beſſer die Schönheit einſamer Spaziergänge und waldiger Schatten; mit ſanfterm Entzücken die Größe und Schönheit der Natur. Manches Herz erglebt ſich vielleicht auf dem Lande, das unbezwingbar ſchien in der Stadt. Liebe begleitet darum ſo oft für alle zärtlichen Seelen den kommenden Frühling. Was iſt der Liebe ähnlicher, ſagt ein großer deutſcher Philoſoph, als die Empfindung, welche mir dieſes von der Abendſonne erleuchtete herrliche Thal einflößt. Rouſſeau fand die Freude, mit welcher er die erſten Knospen kommen ſah, unausſprechlich; die Ankunft des Frühlings war für ihn eine Auferſtehung im Paradieſe. Seine Neigung zur Zärtlichkeit wuchs durch jeden Blick ins Grüne; für ſeine Augen waren die Reize ſeiner Geliebten und die Anmuth des Frühlings Eins. Sein innge bedrücktes Herz erweiterte ſich auf einmal bei einer ſchönen Ausſicht; er athmete im Garten ſeine Seufzer leichter aus.

Verliebte ſind nirgends ſo gern wie im Stillen. Sie ſuchen Ruhe an einſamen Oertern, um da dem einzigen Gedanken nachzuhängen, für den es ſich ihnen der Mühe verlohnt, zu leben. Was kümmern ſie ſich um Alles, was in Städten vorgeht, um Alles, was nicht Liebe athmet, oder athmen läßt. Dunkle Kammern, ſchwarze Tannenwälder, ſtille Seen, in die ſie ihre Gedanken verſenken, ſind die einzigen Vertrauten ihrer Seele. Ihnen iſt eben ſo wohl in hohen waldigen Schatten und bei dem ſchaurigen Geſchrei der Adler, als auf Fluren, wo eine einſame Hirtin ihrem Säugling die Bruſt reicht, indem ihr Geliebter neben ihr ſeinen harten Biſſen Brot bricht, und glücklicher iſt, als ihr Alle. Alles Erhabene, alles Schöne und alles Milde fühlt ein Mann von Geiſt beſſer, wenn er verliebt iſt. Nichts in der Welt giebt ſo viel Geiſt, wo auch keiner iſt, wie Liebe.

Die ſüßeſten Erinnerungen der Liebe finden in der Einſamkeit ihre Auferſtehung. Ach das erſte Erröthen, der erſte kleine Händedruck, der erſte Zorn über eine unerwartete Störerin oder einen unbehaglichen Zerſtörer ihrer ſüßen Unterredungen, dieß Alles ſind unvertilgbare Eindrücke! Oft glaubt man, die Zeit habe ſie ausgelöſcht. Aber es giebt Fächer in der Seele, die verſchloſſen bleiben eine lange Zeit, und ſtoße ihr die Thüre nur ein wenig auf, ſo ſtürzt Alles heraus. So geht es mit der ganzen Reihe unſerer jugendlichen Empfindungen, und zumal mit allen Erinnerungen unſerer erſten Liebe, denen wir ſo gern nachhängen. Ewig bleibt der Eindruck; ewig das Andenken jenes höchſten Grades der Entzückung in der Liebe, der, wie ein Kenner unausſprechlich ſchön und wahr geſagt hat, jenes erſte glückliche Finden iſt, jener über alle Begriffe ſüße Augenblick, da beide Geliebten gewahr werden, daß ſie ſich lieben.

Wer gern im Stillen über Liebe nachdenkt, und Liebe erfahren hat, findet in dieſem unerſchöpflichen Nachdenken den höchſten Genuß der Liebe. Herder ſagt, er wiſſe nicht, welche Mythologie irgend eines aſiatiſchen Volks ihre Zeiträume des höchſten Alterthums der Welt ſo eintheile, es haben ſich die Menſchen, damals noch paradieſiſche Geiſter, Jahrtauſende zuerſt durch Blicke geliebt, nachher durch einen Kuß, durch eine bloße Berührung.

Abſonderung und Stille ſcheinen der Liebe ſo hold, daß man zuweilen vom Gegenſtande ſeiner Liebe weg, gern in die Einſamkeit geht. Wer erinnert ſich nicht aus Rouſſeaus Bekenntniſſen die Geſchichte, welche die Frau von Luxemburg von einem Manne erzählte, der ſeine Geliebte verließ, blos um an ſie zu ſchreiben? Rouſſeau erwiederte der Frau von Luxemburg, er wäre wohl dieſer Mann auch geweſen; und wie wahr! Wer hat geliebt und weiß nicht, daß es Zeiten giebt, da man mit der Feder in der Hand unendlich mehr ſagt, als durch die todte Zunge, das elende Hülfsmittel der Rede, die nichts iſt und nichts ausdrückt; nie ſo viel, als wenn man im Moment der äußerſten Entzückung nur ſich anſieht, und völlig ſchweigt.

Liebe nimmt aber auch in einſamen Landgegenden, auf alten romantiſchen Schlöſſern und in der Trunkenheit jugendlicher Einbildungskraft oft den höchſten Flug der Schwärmerei. Religion, Liebe und Melancholie machen da das erhabenſte und grillenhafteſte Gemengſel von Empfindungen im Herzen und Ueberſpannung im Kopfe. Der ſchmachtende Jüngling nimmt den Text zu ſeiner erſten Liebeserklärung aus der Offenbarung Johannis. Indem er verlangt, daß ſeine Geliebte nicht mehr lache, weil Liebe nichts ſein könne als ewige Melancholie, indem er ſich erſtechen will aus Liebe, ſieht ihre erhitzte Phantaſie in ihm nichts, als das höchſte Muſter aller Vollkommenheiten. Beide Engel lieben ſich auf dem uralten hohen Schloſſe, nicht mehr wie weniger reine und edle Seelen ſich lieben, nicht in Proſe möchte ich wohl ſagen, ſondern dythirambiſch. Der geliebte Jüngling iſt zwiſchen den Felſen, im Mondlichte, nicht etwa nur ein ſanfter, vernünftiger, geſitteter und lieber Jüngling; er iſt ein Gott. Ihr eigenes ganzes Weſen hält die feurige Dame für ein Heiligthum der Liebe, und ihre Liebe zu dem ſanften, artlichen Jüngling für einen Ausfluß, für einen Theil der Gottheit.

Schriftſteller, faire son devoir tellement quellement, et lire toujours de bien de Monsieur le Prieur, est une ancienne maxime de moines, mais elle peut laisser le convent dans la médiocrité, dans le relachement, et dans le mépris.

Gemein Verliebte vermengen freilich in jeder Entfernung ihr Daſein, ſchreiben ſich von jeder Poſtſtation, ergreifen jede Gelegenheit, um von einander zu ſprechen, oder ſprechen zu hören; aber dieſe bis zur höchſten Spitze der Erhabenheit erhitzte und verliebte Dame zieht alle Buttervögelein, alle gefiederten Sänger in der Luft, alle Engel im Himmel, Gott und die ganze Natur in ihren Roman. Cherubine und Seraphine blicken mit Wolluſt auf ihre Küſſe. Alle vier Evangeliſten, alle Erzväter, alle Heiligen, billigen laut die Reinheit ihrer ſonſt ziemlich geheim gehaltenen Liebe. Sie ſieht nichts mehr in der Welt, wie es iſt, etwa ihren Herrn Gemahl ausgenommen. Temperament iſt in nichts, Reinheit iſt in Allem. Sie reißt die Welt aus ihren Angeln und die Sonne aus ihrer Achſe, um zu beweiſen, daß Alles recht iſt, was ſie thut und was ſie will; und erſchafft ein neues Evangelium, und eine neue Moral, für ſich, und ihren artlichen Jüngling.

Solche Wirkungen der Liebe gehören nicht zu den Vortheilen der Einſamkeit. Auch die ſchwärmeriſche Liebe, die nicht dichtet, keine Farben borgt, ſich nichts einbildet, nie idealiſirt, keine ſolche Kraftſprünge macht, verzehrt am Ende den Menſchen und macht ihn unglücklich. Mit der einzigen Perſon beſchäftiget, die wir über alles lieben, die alle Kräfte unſerer Seele verſchlingt, flöhen und verſchmähten wir gerne die Welt. Aber wären wir auf immer getrennt von ihr, die bis zur erhabenſten Aufopferung Alles für uns that, die unſer einziger Troſt war in allen Trübſalen unſers Lebens, in der tiefſten Bedrückung unſer einziges Glück, in jeder Entfernung der höchſte Lichtpunkt unſerer Sehnſucht, unſere einzige Kraft, wenn alle Kraft uns verließ, unſer beſter Rath, wenn wir keinen Rath mehr wußten, und häuslicher Jammer uns ganz niederwarf, und wir unvermögend waren zu denken und zu handeln: o ſo wäre in träger Einſamkeit Schmachten unſere einzige Wonne! Alle Nächte brächten wir ſchlaflos zu; der Ekel vor dem Leben, das Verlangen nach dem Tode, die Flucht vor den Menſchen, die Sehnſucht nach den fürchterlichſten Wüſten, nagten dann an unſerm Herzen, und trieben uns einſam auf den Fluren umher, fern von den Fußtapfen der Menſchen. Und flöhen wir nun der Elbe zum Genferſee, und ſuchten wir Freiheit in Weſten und Norden, und bis an die Grenzen des Oceans: ſo wären wir doch wie Virgils Reh, das Felder und Wälder durchläuft, und überall den Pfeil mit ſich ſchleppt, der es verwundet.

Bei ſolchen Conouliſionen der Imagination iſt Einſamkeit keine Arzenei. Auch hat Ovid vortrefflich geſagt: vermeidet ihr die bis zur Schwärmerei Verliebten einſame Oerter, hütet euch allein zu ſein; wohin fliehet ihr? nur im Gedränge ſeid ihr ſicher.

Einſamkeit iſt auch für jene Liebe keine Arzenei, die der Tugend ſchadet. Nähme Liebe im Herzen einen ſündhaften Schwung, ſo wäre doch die Gegenwart der geliebten Perſon, für ein tugendhaftes Gemüth, nicht gefährlich. Aber durch Einſamkeit und Abweſenheit werden die geheimſten Triebe der Seele gereizt. Der Anblick der geliebten Perſon unterdrückt in einem tugendhaften Gemüthe jede Anwandlung verbotener Begierden: in der Entfernung glaubt man ſich in Sicherheit und hält darum ſeiner Imagination nicht den Zügel. Einſamkeit zumal erhöht alle Bilder der Wolluſt, alles was Wünſche belebt und anfeuert; da fürchtet man nichts und wandelt in den Gefilden angenehmer Täuſchung fort, und dann wird Leidenſchaft gefährlich.

Wollüſtig brannte oft das Herz des Petrarcha, an den Felſen von Vaucluſe, wo er Ruhe ſuchte gegen Laura und die Liebe. Aber er warf die ſchönen Bilder weg, und ſeine Liebe ward geiſtig; und glühet noch, mit himmliſcher Reinheit, in ſeinen unſterblichen Liedern, die er unter jenen Felſen ſang.

Liebe und Ruhe umarmen ſich, wenn du dich demüthig ergiebſt, unter alle Fügungen Gottes. Hätte der Tod dir deine Geliebte entriſſen, wäre dir jetzt die Welt eine Wüſte, und wollteſt du dich allenthalben mehr niederſetzen, als da wo ſie ſtand und wo ſie ging, dann würden deine Thränen fließen bis in den Tod. Trauern heißt nicht, Gott ergeben ſein. Der Traurige will immer an dem hängen, was nun einmal nicht mehr iſt, und nicht mehr ſein kann. Er ſucht immer, und findet nie. Er lauſcht, und hört nichts. Er glaubt, er ſehe das geliebte Bild leben und Athem holen, und es iſt nichts als bunte Farbe auf todter Leinwand, oder geförbter hinfälliger Stand hinter Glas. Er bricht Roſen ab, von dem Grabe der weggeſunkenen Freude ſeines Lebens, begießt ſie, pflegt ſie, liebelt mit ihnen, und freuet ſich ihres ſanften Geruches; doch auch dieſes letzte ſebende Andenken vergeht, die Roſe blättert ab, und verdorrt. Aber hat der Trauernde in der Einſamkeit lange genug ſich geſträubt gegen die Scheidewand des Schickſals; hat er lange vergebens ſeine Arme ausgeſtreckt in leere Luft, hat er lange genug ſtarr und hoffnungslos hingeblickt nach dem geliebten verſchwundenen Schatten, aber ſich vergebens geſehnt nach thränenfreiem Wiederſehen: dann übt er doch allmählig ſeine Kräfte, trägt Unglück heroiſch, kämpft gegen jede Schwäche, und dann kommt Ruhe.

Am Fuße einſamer Berge, in dunkeln, engen, ſchauerigen Thälern, freueſt du dich jedes Sieges über dich ſelbſt, und jedes Heldenſchrittes in deinem Leben, beſſer als über allen Menſchenbeifall in vergoldeten Zimmern, und pflanzeſt da, mit ungleich mehr Vergnügen, als die große Welt hat und giebt, deine Erbſen.

Aechte Liebe wird in der Einſamkeit nie überwunden, aber gehelligt. Was in der Natur des Menſchen iſt, muß in der Natur des Menſchen bleiben; aber man muß es nicht verdrehen, ſondern zu guten Zwecken wenden. Theile du darum, wenn du glücklicher ſein willſt als Petrarcha, deine Einſamkeit mit dem liebenden Weſen, das beſſer als alle unſere Philoſophie, alle unſere Sorgen und alle unſere Lebenspein hintergeht und wegkoſt. Ein ſehr weiſer Mann hat geſagt, daß die Gegenwart eines mit uns gleichdenkenden Geiſtes, eines mit dem unſrigen gleichgeſtimmten und uns liebenden Herzens, der Einſamkeit nicht nur keinen Eintrag thut, ſondern dieſelbe vielmehr befördert. Beglückt dich, wie mich, Liebe einer liebenden Frau; a ſo entwöhnt auch ſie dich, durch freie und ſüße Mittheilung ihrer innerſten Gedanken und Empfindungen, von den Menſchen nur deſto beſſer! So mannichfaltig auch noch die Geſchäfte, die Angelegenheiten, die Zufälle und die Veränderungen deines Lebens ſind, ſo vervielfältigen ſich dadurch nur um ſo mehr die Gegenſtände des vertrauten Geſprächs und der häuslichen Unterhaltung. O der Herzensprediger muß ſolche häusliche Glückſeligkeit empfunden und erfahren haben, der uns dieß Alles ſo unübertrefflich lehrt, und ſagt: Hier fällt kein gutes Wort auf die Erde; hier bleibt keine Wirkung ohne Gegenwirkung, kein Gedanke der nicht aufgefaßt, kein Beweis der Liebe nicht erwiedert, keine Gefälligkeit die nicht vergalten, keine Freude die nicht mitgenoſſen würde, und keine Empfindung die ſich nicht beiden Herzen mittheilt! Alſo muß und kann ſolchen Menſchen, die durch wahre innige Liebe und Freundſchaft mit einander verbunden ſind, alles wichtig ſein, was ein jeder von ihnen hat und redet, und thut und genießt, was er will und was ihm begegnet. Alſo betrachten nur ſie die Vorzüge des einen mit nützlichem Wohlgefallen, und nur ſie bemerken die Schwachheiten und Fehler des andern ohne Unwillen. Nur ſie tadeln jede Vergehung mit unbeleidigender Sanftmuth, verſtehen jeden Wink, kommen jedem Bedürfniſſe, jedem Verlangen des andern zuvor, richten ſich immer nach den Abſichten des andern, ſtimmen immer in die Empfindungen des andern ein, und freuen ſich von ganzem Herzen über Alles, ſelbſt das geringſte Gute, das dem andern widerfährt.

So kann darum Einſamkeit, die man mit einem liebenden Weſen theilt, mit Ruhe, Zufriedenheit und Freude beſtehen, und ſo macht ſie jede Hütte zum Sitze des Vergnügens. Wenn Geiſt und Laune ſo zuſammentreffen, dann wird die Liebe auch in der Einſamkeit die edelſten Geſinnungen in der Seele unterhalten, den Geiſt immer mehr erheben, das Herz immer mehr mit Wohlwollen erfüllen, jedes Laſter immer mehr verſcheuchen, jede Tugend immer mehr ſtärken und erweitern. So wird jeder Anfall unſerer üblen Laune gemildert, die Heftigkeiten unſerer Leidenſchaften beſänftigt, und der bittere Kelch des Lebens verſüßt. So erheitert ſich Alles in der Einſamkeit durch glückliche Liebe, die alle Leiden des Lebens erleichtert, und Blumen ſtreut auf alle unſere Wege.

Einſamkeit verwandelt zuweilen, aber freilich nicht immer, tiefe Schwermuth in ſüße Melancholie. Alles was mit Milde in die Seele wirkt, iſt Balſam für ein trauriges Herz. Weibliches Theilnehmen, weibliche Freundlichkeit, weibliche Güte, ſind darum jedem Seelenkranken, und jedem Leidenden ſo willkommen. Ach wenn mir auch ſonſt Alles in der ganzen Welt mißfiel, wenn ich Alles was ich hatte, nicht mehr wochte, wenn Unluſt an Allem mir alle Lebenskraft nahm, wenn ich keine Hoffnung mehr hatte und Labung von nichts, wenn mein Unmuth mir die ganze ſchöne Erde zu einer Grabesſtätte machte, ſo lag doch noch immer für mich in weiblicher Güte eine tröſtende Kraft. Nichts verſüßt mehr unſere Leiden als die Ueberzeugung, daß ſie einer liebenswürdigen Perſon nicht gleichgültig ſind.

So wie weiblicher Verſtand und weibliche Güte den Kranken und Leidenden beruhigt, ſo beruhigt ſich auch der Schwermüthige, beim Anblick von tauſend ſänftlichen Scenen; und alles was ihn härmte und drückte, verwandelt ſich dann in ſanfte Wehmuth und angenehme Schwerzen.

Süße Melancholie wird ſchon in früher Jugend oft durch Einſamkeit veranlaßt. Junge Mädchen auf dem Lande von funfzehn bis achtzehn Jahren, von zarter Empfindung und weitſehendem Blick, haben dieſe ſüße Melancholie, wenn ſie ſehr empfänglich für Liebe ſind, nach Liebe ſich ſehnen, Liebe

athmen, und doch noch keine Liebe sehen und finden. Diese Melancholie sah ich oft ohne irgend ein anderweitiges Merkmal von Krankheit. Rousseau hatte diese Melancholie in Vivis (Vnvay) als er dort an den schönen Ufern des Genfersees ging. Mein Herz, sagt er, warf sich da mit Gewalt und Hitze in tausend unschuldige Glückseligkeiten; ich ward nuss zärtlichste erweicht, ich seufzte, ich weinte, wie ein Kind. Ach wie oft setzte ich mich dort nuf einen großen Stein hin, und sah mit Vergnügen, wie meine Thränen ins Wasser fielen!

Auch ich schrieb diese Zeilen nicht ohne Thränen der süßesten Erinnerung. In meinem siebenzehnten Jaher sns ich, unter gleichem Drucke, oft in stillen Schatten, an denselben schönen Ufern. Liebe heilte meinen Zustand, Liebe unter den Bäumen am Genfersee! Einsamkeit heilt ihn nicht; aber man bleibt in diesem Zustand auch gerne ungeheilt. So sanft, so süß leiden, traurig sein ohne recht zu wissen warum, und dann doch die Einsamkeit Allem vorziehen; gern allein sein, an dem klaren See, auf Felsen, in Klüften, im schwarzen Gehölze; nnr Gefallen finden an Schönheiten erhabener oder lieblicher Natur, die der Weltling verachtet; aber nur eine einzige Seele um sich haben wollen, der maa dieß alles mittheilen könne, die dieß alles auch auffasse, und übrigens die ganze Welt thun nnd denken lassen was sie will: dieß ist ein Zustand, den jeder Jüngling einmal genießen soll, weil er das Alter fliehet.

Es giebt Betrübte, die bei jeder Erinnerung an iher geliebten Todten vergehen, die jedes Andenken der Liebe iheer Abgestorbenen foltert, die schauern und zittern, wenn sie eine von der erblaßten verschwundenen Hand geschriebene Zeile sehen, die stumm und ahnmächtig hinfallen würden bei dem Grabe, das alle Freude ihees Lebens verschlang. Ach die Sonne lächelt nicht für sie! Keinen Reiz hat für sie die erste Viole, der Gesang der Vögel, die den Frühling verkündigen, das neue Leben der ganzen Natur. Sie können keinen Garten ausstehen; und Garten, auf die man sie in den Zeiten iheer tiefsten Traurigkeit einlud, sind ihnen Felder des Schreckens für ihr ganzes Leben. Sie kehren ihr Gesicht ab, von der lieben Hand, die sie führen will, aus iherr Trauerhöhle ins Grüne. Insgemein sind solche Betrübte, sind sie Menschen von heftiger Gemüthsart, dabei gewiß krank; ihre Behandlung forbert treue Liebe und großes Nachgeben.

Dahingegen hat die Natur mächtige Reize für sanftere Gemüther, deren Verlust auch eben so groß ist, als jener, welche denselben eben so gewaltig empfinden. Sie denken sich ihr Unglück auch eben so groß; aber sie theilen es mit der ganzen ruhigen Schöpfung umher, pflanzen gerne weinende Weiden und Rosen auf Geäbern, zeichnen und bauen Monumente, dichten Lieder, kleiden den Tod in liebliche Gestalten, haben ihr Herz immer noch den Abgestorbenen gerichtet, und leben dadurch, bei der wahehaftesten und aufrichtigsten Trauer, in einer seligen Mitte zwischen Erde nnd Himmel. Solche Trauernde nenne ich glücklich, wenn niemand sie in ihrer Trauer stört, so sehr mie auch mein Herz bei dem Gedankea ihres Verlusts bebt und blutet. Aber scheue dich zu sagen, sie seien nicht traurig; oder auch nur weniger traurig, als jene, die in eine Art von Wuld verfnllen, oder die vollends, unter dem Drucke der schrecklichsten Schmerzen, zu viele Empfindung beinahe tödtet. Das Uetheil wäre dumm; du würdest buech einen so beleidigenden Irrthum ein Barbar.

Uedle Laune und Geämelei verschwinden in der Einsamkeit bei dem kleinsten Herzensgenuß, bei jedem Schatten von häuslicher oder ländlicher Glückseligkeit. Uedle Laune ist ein haßlicher unbehaglicher Zustand der Seele, dem man leicht nachhängt, wenn eine Menge kleiner Verdrüßlichkeiten uns necken, die doch gewöhnlich nue der Alltagslauf des Lebins erzeugt. Voe solchem Unglück darf man nur bloß seine Thüe abschließen. Geämelei ist zwar erbrosseltee Zoen, den Männer mit Blicken und Geberden stillschweigend äußern, nnd den das schöne Geschlecht auch wohl zuweilen durch einen kleinen Hagelschlag von Klagen verräth. Kein grämlicher Mann soll sich in Gesellschaft zeigen, und noch viel weniger eine grämliche Dame. Weg mit ihnen in die Einsamkeit.

Alle diese Betrachtungen über die Vortheile der Einsamkeit leiten mich nun endlich zu der wichtigen Frage, ab es wenigstens in der Einsamkeit nicht leichter werde, tugendhaft zu sein, als in der Welt. Sodann bleibt mir noch übrig, die Glückseligkeit im Ganzen zu betrachten, welche die Einsamkeit dem Herzen giebt: ouch ihre Voetheile im Alter; iher Führung zu Gott, und die Blicke aus ihr in die Ewigkeit.

Viel Gutes geschieht in der Welt von Amtswegen. Der Geistliche lehrt und tröstet, der Rechtsgelehrte verschaffet Recht, der Arzt macht seine Besuche, seufzt und schwitzt oft Blut dabei und kuriet gut oder übel; Alles aus Menschenliebe, sagen die Herren. Davon ist kein Wort wahr. Man tröstet, verschaffet Recht, und kurirt nicht immer aus Trieben seines Herzens, sondern weil man muß: weil man dazu aufgefordert ist; weil man einen schwarzen Rock trägt, in diesem Collegio sitzt, oder diesen und jenen Schild aushangt. Euer Wohlgebornen wohlbekannte Menschenliebe, ein Wort, bei dem ich immer auffahre, und womit viele tausend an mich geschriebene Briefe immer ansangen, ist nichts als eiskalter Unnzleistpl, Ziererei, Lüge. Menschenliebe ist Tugend, Adel der Seele vom ersten Range; und woher weißt du, daß ich das oder dieses aus Tugend thue, und nicht weil ich muß?

Gute Werke sind also nicht immee Gottesdienst. Dessen Herz, der sich von Weltgeschäften vollends nie losreißt, verwildeee oft fur alles Gute. Man kann Gutes thun, und doch nicht gut sein: groß sein in Geschäften, und klein in seinem Herzen[1]). Tugend ist seltener, als man glaubt. Mit Menschenliebe, Tugenb, Patriotismus, und allen Wörtern bieser Art, muß man darum haushälterisch umgehen. Man muß sie nur bei großen Gelegenheiten gebeauchen; denn wer solche Wöeter zu oft ausspricht, schwächt sie, und macht sie verachtlich. Wer sollte sich nicht schämen, gelehrt oder menschenliebend zu heißen, da oft so äußerst elende Kerle hochgelehrt sind, und da man so manchen Schneken wegen seiner wohlbekannten Menschenliebe lobt!

Wahrscheinlich geschieht in der Einsamkeit mehr Gutes, als in der Welt. Jeder gute Mensch von einiger Bedeutung ist wahrlich nicht gut des Exempels wegen, denn leider sind Exempel des Guten gar zu selten in der Welt, sondern weil er bei stiller Ueberlegung findet, daß Größe des Herzens doch am Ende jede andere Größe übertrifft. Auch geschieht wirklich das meiste Große in der Welt durch stille Thaten.

Tugend wied viel lichter und seeier in der Einsamkeit ausgeubt, als in der Welt. Niemand schämt sich in der Einsamkeit der Tugend, da sie hingegen gedeugt durch die Welt schleicht und in großen Versammlungen beschieben in der Ecke steht. Unsee Umgang mit der Wele ist eine Erziehung zum Laster. Bei den besten Entschlüssea fehlen wir doch alle, täglich, unter so vielen Fallstricken und Gefahren. Manchem, der eine große Rolle in bee Welt spielt, mangelt es freilich an guten Entschlussen, bei maachem sind die Entschlüsse gut, und die Werke schlecht. Vielleicht sind wir des Morgens in unserer Kammer, ehe der Wirdel unserer Geschäfte herankommt, noch ganz gut, noch unpartheisch und frei; niemand setzt sich da uns entgegen. Aber mit der größten Wachsamkeit und Vorsicht bleibt man nie den ganzen Tag ganz Herr über sich selbst, wenn man mannigfaltig geneckt ist non Verkümmernis und Verdruß, wenn man mit Widerwillen vulgäre Geschäfte betreiben muß, mit vielen Menschen zu thun hat, und einem hundert unerwartete und abgeschmackte Dinge täglich an den Kopf prellen. Selbst in der Einsamkeit war es daher die äußerste Thorheit, daß Seelen wähnten, die Koropee hatten, sie wollen sich da an den höchsten Gipfel speculativer Tugend hinaufsaseln. Man ist und bleibt, auch in der Einsiedelei, doch immer Mensch. Tugend ist nirgends leicht, als da, wo gar keine Gefahren sind; aber dann ist sie auch nicht mehr Herrschaft über uns selbst. Manchen Einsiedler schuf Gott zu schwach, um aus dem Abgrunde sich zu reiten, weil Er ihn stark genug gemacht, um nicht hinein zu fallen.

Es ist eine schone Bemeekung eines vortrefflichen schottischen Menschenbeobachters und Menschenlehrers: Tugend habe die ihr eigenthumliche Wirkung, daß sie eines Menschen vornehmste Glückseligkeit aus seinem Verhalten entspringen lasse. Ein böser Mensch sei ganz und gar ein Geschöpf der Welt; er hänge von ihrer Gunst ab, lebe von ihren Freundlichkeiten, und sei glucklich oder elend, je nachdem es ihm in derselben gelingt oder fehl schlägt. Bei einem Tugendhaften aber sei der glückliche Fortgang seiner weltlichen Unternehmungen nur immer die zweite untergeoednete Absicht. Habe er, wie es ihm gebuhre, seine Schuldigkeit gethan, so sei sein Gemüth in Ruhe; den Ausgang uberlasse ee der Vorsehung. Sein Zeuge sei im Himmel, und der ihn kenne, sei in der Hohe. Zufrieden mit dem Beifall Gottes, und dem Zeugniß eines guten Gewissens, genieße er seiner eignen Unschuld, und verachte die Triumphe der Bosheit. Nach dem Maße, als solche edle Grundsatze unsere Herzen regieern, machen wir uns nlin von der Welt unndhangig, und klagen nicht mehr, sie benehme uns den Muth.

Jene Unabhängigkeit von der Welt zu predigen, war die Absicht und ist das Ende meiner wenigen Philosophie in diesem Werke über die Einsamkeit. Nicht in Wüsten will ich die Men-

---

1) Viri potestatibus sublimes, sagt der Kanzler Baron, ipsi sibi ignoti sunt. Ut dum negotiis distrahuntur, in opere careant, quo nanstell aut corporis aut animae sanis consulant.

schen führen, nicht in die Wohnungen der Eulen und Uhus. Aber ich möchte ihnen ihre Weltsucht und ihre Menschensucht benehmen, ich möchte sie, so viel als es sich thun läßt, unabhängig machen, ich möchte ihre elenden Fesseln zerbrechen, ihnen Nichtachtung für die Welt und Liebe zur Einsamkeit einflößen, damit sie sich doch wenigstens ein paar Stunden im Tage sagen können, wir sind frei.

Solche Unabhängigkeit und solche Freiheit kann auch den größten Freiheitshassern nicht mißfallen, denn sie führt bloß zu einem gewissenhaften Gebrauche der Einsamkeit. Sie ist die Sammlung des Gemüthes zur Stärkung und Erneuerung guter Gesinnungen, die uns dann noch immer so viel geschickt und emsig machen, die rechtmäßigen Obliegenheiten unseres Standes zu erfüllen.

Wahre Apostel der Einsamkeit haben gezeigt: Erst in solchen recht angewendeten Stunden freier Muße, sassen wir feste und gründliche Entschließungen zu Beherrschung unsers Gemüths, und zu Führung unsers Wandels. Erst dann können wir die Umstände unsers Lebens, die gewöhnlichen Versuchungen, denen wir unterworfen sind, die schwachen Seiten unsers Herzens, die wir am meisten zu verwahren haben, mit ungestörter Ueberlegung bedenken, und uns zum Voraus gegen dasjenige waffnen, was uns hernach im Umgange und in den Gesellschaften der Welt gefährlich werden möchte. Scheine es also auch im Anfang, daß die Tugend in der Entfernung vom Weltgenusse die Grenzen des Vergnügens enger zusammenziehe, so finde man doch bei näherer Ueberlegung, daß sie in der That sie erweitere. Halte sie an Ausschweifungen in einigen Vergnügungen zurück, so werden eben dadurch andere durch sie begünstigt und vermehrt. Sie entzieht uns keinen andern Vergnügungen, als solchen, die entweder phantastisch und eingebildet sind, aber schädlich und zerstörend. Der Weltmensch erfreue sich seiner Besitzungen, der Weltlüstling seiner Ergötzungen, der Gesellige seiner Freunde und Gesellschaften; aber der wahrhaftig gute Mensch habe daran Freude, daß er regelmäßig die großen Pflichten seines Lebens erfüllt. Eine neue Sonne scheine ihm dann aufzugehen, und eine reine Herrlichkeit Alles um ihn her zu umglänzen; jeder Gegenstand werde schöner in seinen Augen, und er ziehe seine Straße fröhlich. Unser Vater, der ins Verborgene und in die ehrwürdigen Finsternisse einer solchen Einsamkeit sehe, vergelte es uns öffentlich, dadurch daß wir unsere Geschäfte vollkommener ausrichten, und den Reizungen zur Sünde besser widerstehen; und das haben wir dem andachtigen, unzerstreuten und feurigen Gebete in der Einsamkeit zu danken, und unserer Absonderung und Unabhängigkeit von der Welt.

Freiheit und Muße, äußere Stille und Mangel von Umgang, sind also große und wahre Hülfsmittel zur Tugend. Seine Leidenschaften hält man dann nicht bloß etwa zurück, daß sie nur nicht in offenbare Unordnungen ausbrechen, sondern man erlaubt auch nicht seiner Vorstellungskraft denjenigen Gedanken über Dinge, die man gerne läßt wie sie sind, weil man sie verlacht. Das häusliche Leben ist dann nicht wie in der galanten Welt der Sitz der Langenweile und des Ueberdrusses, der Kampfplatz niedriger wilder Leidenschaften, die Wohnung des Grams, der üdeln Laune, des mannichfaltigen Streites, der boshaften Qualsucht, und ein Vorspiel der Hölle. Frieden und Glückseligkeit wohnen bei dem, der allen unreinen Hülfsquellen des Vergnügens entsagt, und eben darum nur desto sähiger ist, Vergnügen um sich her zu verbreiten. Wer sich entfernt aus dem Dunstkreise der Lasterhaften, wer wegflieht, vor dem niederschlagenden Anblick hochgeschätzter Dummheit und glücklicher Bosheit, wer das Leere alles unsers Larms, aller unserer Behauptungen, und aller unserer Ansprüche sieht, kommt in seinem Hause nie aus seiner Fassung.

Alles Weltvergnügen verliert seine Reize vor jedem stillen Opfer, das man der Tugend in der Einsamkeit bringt. Ich will lieber Thränen vergießen als Thränen erregen, sagte mir einst eine deutsche Dame. Sie schien nicht zu wissen, daß sich kaum etwas Großmüthigeres denken und thun läßt. Solche Tugend befriedigt das Herz weit mehr, als Weltgenuß ohne Ende, und Alles was man in den Städten hervorsucht, die Zeit zu vertreiben, das Leben zu vertändeln, und die Ewigkeit zu vergessen. Man ist immer glücklich, wenn man Kräfte in sich selbst findet, die man sich selbst nicht zutraute. Einsamkeit öffnet die Seele jedem edeln Vergnügen, verbreitet Licht und Heiterkeit, Zufriedenheit und Ruhe, wo man nichts erwartet hat als Thränen, und erstattet durch tausend neue und stille Freuden jeden Verlust.

Heimlich läugnet kein Bösewicht, daß Tugend der Grundstein aller Glückseligkeit so der Welt und in der Einsamkeit sei. Aber doch wiegt das Laster immer seine seidenen Netze aus und fängt ganze Heere von Cavalieren und Damen, und Creaturen von jedem Range und aus allen Ständen. Ueber jede verführerische Begierde zu wachen, nicht erst wenn sie da ist, sondern schon wenn sie von weitem kommt; böse Lüste durch Wegwendung des Herzens auf edle Vergnügungen zu überwinden, dieß war von jeher der höchste Sieg der Seele über die Welt und sich selbst, und innerer Frieden war immer ihr Lohn.

Glücklich ist derjenige, der diesen Frieden schon in die Einsamkeit bringt, die ihn so ungestört erhält. Was hülfe es die Städte zu verlassen, Einsamkeit, Stille und Ruhe zu suchen, wenn man dabei nach immer Menschenhaß im Herzen trüge, da noch dieser grimmigen Leidenschaft söhnte? Göttliche Zufriedenheit und ein ganzer Himmel auf der Stirne, fänden sich dann eben so wenig in blumenreichen Gefilden, als in tiefer Nacht der Einsamkeit, und in den Trauerschlünden finsterer Zellen. Läuterung und Bebütung unsers Herzens ist also das Erste und das Letzte, was wir in der Einsamkeit thun und suchen müssen; und ist dieses gethan, dann finden wir Glückseligkeit; dann haben Stille, Muße, Ruhe und Freiheit einen Werth. Nicht aus Haß mag man die Menschen fliehen; man kann sie Alle fliehen und ihnen Allen doch Gutes wünschen.

Zur Glückseligkeit des Einsamen gehört, daß er hochschätze, was die Menschen verachten, und verachte, was die Menschen hochschätzen. Als Rom, nach dem Kriege mit den Sreräubern, anstatt des Lucullus den Pompejus zu seinem obersten Befehlshaber ernannte, also das ganze Reich den Händen eines Einzigen übergab, runzelte Pompejus die Stirne, da er sein Creditiv erhielt, schlug auf seine Schenkel und rief aus: O ihr Götter, ihr ladet mir Arbeit auf ohne Ende! wäre ich nicht glücklicher gewesen ohne Namen und ohne Ruhm! Muß ich denn immer wieder zu Felde gehen, immer den Harnisch auf dem Leibe haben? Kann ich denn nie dem Neide entrinnen, der mich immer verfolgt, und sonst und stille mit meiner Frau und meinen Kindern auf dem Lande leben! Das war schön gesagt, aber erlogen; denn Pompejus schätzte noch nicht genug, was Männer von seiner Sinnesart verachten, und noch verachtete er nicht, was damals Alle nach Herrschaft gierige Römer hochschätzten. Aber das that Manlius Curius. Er war der größte Römer seiner Zeit, hatte kriegerische Völker überwunden, den Pyrrhus aus Italien verjagt, dreimal die Ehre des Triumphs genossen, und nun zog er in ein elendes kleines Haus auf dem Lande, und baute da mit eigner Hand sein Gärtchen. Als die Gesandten der Samniter kamen, ihm eine mächtige Menge Goldes anzubieten, das er ausschlug, saß er bei seinem Heerd und kochte Rüben.

Kein König und kein Fürst in der Welt ist so glücklich wie Manlius Curius, als er seine Rüben kochte. Könige und Fürsten wissen es nur zu gut, daß sie sa gar manchen Fällen keine Freunde haben; sie fragen auch darum manchen um Rath und trauen vielleicht keinem. Alle Redlichen im Lande, alle Menschen von Geist, Herz und Charakter, haben Mitleiden mit guten Königen und Fürsten, denn im Grunde sind sie doch nie frei von Zweifeln, Besorgnissen und Qualen. Fürstenglück und Königsglück reicht nie an das Glück eines arbeitsamen und zufriedenen Landmanns. Nie sind die Freuden der Länderbeherrscher so beständig, nie ist ihr Leben so ruhig und so heiter. Das Essen des Bauers ist schlecht, aber es schmeckt ihm; sein Bett ist hart, aber er schläft doch besser als Könige und Fürsten.

Einem Menschen, der sich gewöhnt hat seinen Geist in der Stille zu sammeln, sind die Stunden, die er Gott in der Einsamkeit weiht, die schönsten Stunden seines Lebens. So wie jede Vorbereitung zum heiligen Abendmahl eine Uebersicht unsers Lebens sein soll, eine Prüfung unsers Wandels, ein neuer Reiz und ein fester Entschluß nach dem Willen Gottes zu leben, so wird jede einsame Erhebung des Herzens zu Gott eine Aufforderung zu genauern und unzerstreuten Blicken in uns selbst. Jede Abweichung von unserer Glückseligkeit wird uns dann immer unangenehmer, und es wird uns immer leichter, uns ganz aus dem Gedränge der Welt herauszuziehen. Allmählig sehen wir dann immer freier und schärfer in uns selbst. Wir werden immer geschickter uns strenge zu prüfen, zu bestrafen, zur Besserung unserer Sinnesart und unsers Wandels zu erwecken, und Alles recht zu überdenken, was Ziel und Zweck des Lebens ist. Wenn wir wissen, was unsere Handlungen Gott gefällig macht, so mag es genug sein für die Menschen, wenn wir Gutes unter ihnen, oder für sie thun. Aber alle guten Werke und Handlungen leiden nach so manche Nebenabsicht, die Gott nicht gefallig sein kann, daß nothwendig Alles dabei auf die Richtung des Herzens ankommen muß. Jede gute That bringt unstreitig Ruhe ins Herz; aber ist diese Ruhe immer rein? Ist sie nicht etwa nur Befriedigung weltlicher Absichten, oder flüchtiger Enthusiasmus, oder Selbstliebe eher als Liebe des Nächsten? Solche Erforschungen unserer Sinnesart, unserer Handlungen und unserer Wege, machen wie gewiß weit besser, wenn wir uns ruhige und abgesonderte Zeiten dazu nehmen,

uns zur Prüfung dieser großen Wahrheiten einsame Stunden wählen, wo wir allein sind vor Gott.

So wenden wir uns in der Einsamkeit von der Gemeinschaft mit Menschen zum Zurückschauen auf unsern Lebensgang, zur Prüfung unsers Verhaltens, zur Vorbereitung auf jeden kommenden Tag, zur Rechnung mit uns selbst an jedem Abend. So werden die Wunden geheilt, die uns die Welt beibringt. Solche Zwischenräume religiöser Ruhe erleichtern jeden guten Vorsatz im Leben, besänftigen das Herz, zeigen ihm den sichersten Durchgang zwischen fürchterlichen Klippen; und so sind wir dann auch nie weniger allein, als wenn kein Mensch um uns ist, weil alsdann nach der drei uns ist, dessen Aufsicht mehr bedeutet, als das Aufmerken des ganzen menschlichen Geschlechts.

Einsamkeit ruft uns immer von Schwäche zu Kraft, von Verführung zu Widerstand, von der Torannei des Sichtbaren zu freier Bederzigung des Unsichtbaren, von dem Gegenwärtigen zur Zukunft. Geht man auch nicht immer in die Einsamkeit, um mit Gott zu reden, so geht man doch gerne aus Sälen voll Geräusch und Thorheit in sein stilles Haus, um nicht immer an Freuden zu hängen, zu denen so gar nichts von einer feinern und moralischen Natur kommt. In jedem stillen Augenblicke unsers Lebens treten wir doch immer näher vor dessen Angesicht, dem es so wichtig ist zu gefallen, und der auch um Mitternacht bei unserer Lampe wacht.

Prediger der Geselligkeit stellen sich zwar immer an, als wären allenthalben in der Welt sehr große Dinge zu thun. Aber etwas Großes geschähr erst alsdann, wenn jeder in seinem Fache etwas mehr thäte als seine Pflicht; und leider thun wir Alle weniger, und Alles rollt dann in der Welt fort, wie es kann und mag. Kraft zu großen Handlungen, Erhabenheit, Stärke und Festigkeit in der Tugend, erlangt man nirgends so gut wie in der Einsamkeit, und auch da durch nichts so gut, wie durch Religion. Diese macht das Herz frei von eiteln Begierden, ruhig im Unglücke, demüthig vor Gott, muthig vor den Menschen, voll Vertrauen in die Vorsehung. Einsamkeit und Religion vervollkommnen alle unsere moralische Gesinnungen, so lange der Sauerteig der Schwärmerei in keine von beiden sich mischt; und dann hat auch am Ende einer Laufbahn, die man der beständigen Läuterung und Erhöhung solcher Gesinnungen widmet, jede Gott im Stillen geweihte Stunde, jedes innige Aufheben unserer Hände zu ihm, ihre Wirkung in der Ewigkeit.

Alle Sehnsucht nach dem Vergänglichen verschwindet, wenn man doch zuweilen den kühnen Gedanken wagt, daß der schon hier erlangte Zustand einer fortdauernden Zufriedenheit und des herrschenden Vergnügtseins unserer Seele wahrscheinlich auch einige Analogie mit den Freuden der Ewigkeit habe. Die höchste Freiheit, Alles zu thun und zu sein, was wir wollen, weil wir im Himmel nichts Unrechtes wollen können; ein Leben voll Unschuld, wenn wir sein werden wie diese Kindlein; das Ende alles Stückwerks von Erkenntniß in Liebe; die Rechtfertigung aller Wege der Vorsehung; das zweifellose Vertrauen in Gott; der ewige Umgang mit denen, die hier unsere Seele liebte: dieß sind wenigstens Wünsche und Aussichten in die Ewigkeit, die man sich nach meinem Bedünken hier, bei stillem Nachdenken erlauben darf, und um deren Erfüllung manche andere gewiß eben so gern, wie ich, alle andere Multiplication unserer jetzigen Güter hingäbe, da eben in diesem Mehr oder Weniger das Elend der Welt besteht.

Einsamkeit in Verbindung mit Geselligkeit.

Es war nie meine Absicht, irgend eine gesellschaftliche Tugend bei irgend einem Menschen zu schwächen. Aus Liebe zur häuslichen Glückseligkeit erlischt gewiß in keiner guten Seele die Liebe zur allgemeinen Wohlfahrt. Giebt auch eine gewisse Erhebung des Gemüths dem speculativen Einsamen einige Gleichgültigkeit gegen die Welt, so macht denn doch dieselbe wirksame Denkart, durch die so mancher Mensch schon in der Einsamkeit gut und nützlich werden kann, ihn auch für das gesellschaftliche Leben zu ausgebreiteter Geschäftigkeit fähig. Je mehr er in der Stille seine Denkkraft übt, desto nützlicher wird er in der Folge, wenn er seinen ganzen Beruf nur gehörig verstehen lernt, für sich und die Welt.

Alle Glückseligkeit kann man nicht in sich selbst finden. Unsere Abhängigkeit und Gebrechlichkeit bindet uns nur zu sehr an irgend ein liebendes Wesen. Die Natur will nicht, daß wir Sonderlinge seien; weise Selbstgenügsamkeit findet sich nirgends als bei Gott. Es ist auch darum unmöglich, ein abgesondertes Leben immer ohne Nachtheil auszuhalten.

Ein völlig einsames Geschöpf ist ein elendes Geschöpf. Man müßte unendlich viel Stärke des Geistes und eine eiserne Gesundheit haben, um fähig zu sein, durch bloßes Denken das unangenehme Gefühl der Einsamkeit immer zu zerstreuen. Wer diese Kräfte nicht besitzt, und ganz von seines Gleichen getrennt ist, hat keine Stütze, an die er sich lehnen kann, keine Hülfe, keinen Trost. Die Natur selbst will unsere Vereinigung mit einem Geschöpfe unserer Art, und ruft uns dieses Gesetz durch alle unsere Gefühle in's Herz. Die ganze Geschichte der hochgelobten Einsiedler von Egypten und dem ganzen Orient bezeugt diese ewige Wahrheit. Man muß allerdings von dem ganzen in Gesellschaft lebenden menschlichen Geschlechte den schauerigsten und abscheulichsten Begriff haben, wenn man wie jener französische Mönch sich auf dem Vesuv eine Einsiedelei baut, und die Nachbarschaft dieses Feuerschlundes werther hält, als die Gesellschaft der Menschen.

Kein gutes Gemüth kann sich ganz von Menschen trennen. Ohne Convulsionen der Seele vertrocknet gewiß in einem solchen Gemüthe die Begierde nie, den Menschen sich angenehm zu machen, ihnen Gutes zu thun, um sie sich zu ihnen, mit ihnen der Wahrheit und des Lebens zu genießen.

Aber ohne abwechselnden Umgang mit den Menschen und sich selbst, und dieß ist es vorzüglich, was ich empfehle, kann der Mensch seine ganze Bestimmung nicht erfüllen, und er gelangt nie zu einer gewissen Stufe von Erfahrung, Weisheit und Tugend. Ewig wahr ist, was ein weiser Menschenlehrer gesagt hat, nie werde unsere ganze Bestimmung erfüllt, ohne diesen Wechsel des Umgangs mit den Menschen und des Umgangs mit sich selbst; ohne den Frohsinn des gesellschaftlichen und den Ernst des einsamen Lebens; ohne ausgebreitete, wohlthätige Wirksamkeit unter Vielen und Anwendung seiner ganzen Aufmerksamkeit auf sich selbst; ohne Thätigkeit in Geschäften und Thätigkeit im Denken; ohne Geräusch und Stille; ohne Zerstreuung und Sammlung aus der Zerstreuung.

Es ist löblich seine Muße mit edeln Ideen auszufüllen, Quellen der Glückseligkeit zu besitzen, die uns für immer gesichert sind, und uns unabhängig von den Menschen machen; aber es ist Pflicht, dessen ungeachtet auch für die Gesellschaft zu leben und an den Geschäften und Gewerben der bürgerlichen Welt Theil zu nehmen. Unstreitig genießt der Einsame für sich größerer geistiger Vergnügen, als der Geschäftsmann, aber man wäre eigennützig und Gott mißfällig, wenn man allen seinen Pflichten gegen die Welt entsagte, um sich den geistigen Vergnügungen der Einsamkeit ganz zu überlassen. Es wäre auch ganz gegen die Natur, wenn man wollte einerlei Vergnügen immer genießen. Alles Vergnügen in der Welt ekelt uns an, wenn wir zu tief daraus trinken. Was uns einmal interessirt, kann uns doch nicht immer interessiren, und wo das Herz einmal hinstrebt, da wird es nicht ewig hinstreben. Und darum führt uns die Lebensweisheit an ihrer Hand in die Gesellschaft der Menschen und sagt: Thätigkeit unter Menschen sei der Zweck, wo die Natur hinstrebt, und ohne dessen Erreichung sei man auch bei den größten Verstandsvorzügen im Besitze keines Gutes glücklich.

Gott selbst will, daß wir mit andern Menschen in Verbindung leben; der starke Trieb der Geselligkeit, den er in unsere Natur gelegt hat, ist eine sehr deutliche Erklärung seiner Absichten. Sodann zeigen uns die unaufgeklärtesten Ausleger seiner Befehle, daß wie auch die häufigen Vorschriften des göttlichen Wortes, zur Dienstfertigkeit, zur Gefälligkeit, zur Sorge für das gemeine Beste, und zu manchen andern Pflichten der Gesellschaft gar nicht haben müßten, wenn es etwas Verbindliches oder auch nur Erlaubtes sein sollte, mit einer gänzlichen Absonderung uns von der Welt zu entfernen, und unsere Tage zuzubringen in einem einsamen und andächtig scheinenden Müssiggange. Die aufgeklärtesten Theologen sagen uns, der Heiland der Welt habe durch seine Lehren und sein Leben jene anachoretischen Grundsätze widerlegt, welche die Menschen wohl zu eigensinnigen Sonderlingen und Menschenfeinden machen, aber nicht zu tugendhaften Weltbürgern. Nur dazu fordert uns der Erlöser mit seinem Beispiele auf, daß wir zu gewissen Zeiten uns in die Einsamkeit begeben. Er habe in Gesellschaft wie andere Menschen gelebt, und also auch zu seinen Jüngern weder Einsiedler noch Müssiggänger verlangt. Er habe sich von Zeit zu Zeit der Welt entzogen, und in der Einsamkeit vertraulich mit Gott sich unterhalten, um uns zu lehren, daß ein Christ sich nicht beständig durch die Geschäfte und Angelegenheiten der Welt müsse zerstreuen lassen, und noch viel weniger durch ihre Ergötzlichkeiten, sondern er müsse sich zuweilen von ihr absondern, und keine andere Gesellschaft haben als sein Herz und Gott. Also sei ein gänzliches Zurückziehen von der Welt so wenig die Vollkommenheit der Religion, wie die altgläubige römische Kirche wähnte, sondern vielmehr, einige wenige Fälle ausgenommen, nichts anders, als ein Mißbrauch der Religion.

Die Geschäftigkeit des Lebens und die Geschäftsstille im Stillen wird auch schon gehörig mit einander verbunden, wenn wir die geringern Freuden der Welt, als Erholungen nach

Arbeit und Sorge betrachten. Alles ist gut, was die Menschen vereinigt, was sie durch Mittheilung ihrer Empfindungen und Begriffe aufgeklärter, weiser, tugendhafter, unter sich selbst liebreicher, zutraulicher und einträchtiger macht; und in so weit lege ich einen Werth auch auf Assembleen. Es ist vielleicht kein Mensch, der nicht erfahren hat, daß durch unschuldiges sinnliches Vergnügen das Strenge und Ueberspannte in unsern Urtheilen und Sitten seine Schärfe verliert. Ach wir geht uns gleich die Seele auf, wenn wir etwas Gutes, Gefälliges, Liebenswürdiges im Umgange an einem Menschen bemerken, der uns auf den Gassen immer stolz, steif und kalt anblickte! Eine frohe Gesellschaft und ein freundliches Mahl, geben der Tugend eine heitere Miene, und der Frömmigkeit eine fröhlichere Gestalt; und beide gewannen gewiß schon manchen Verehrer unter einem brüderlichen Tabacksnedel.

Abtrünnige aus der Gesellschaft giebt es indessen auch mit Recht. Um *mehr zu thun*, und in einer *größern* Ausdreitung zu wirken, wuß mancher gern viel sitzen und gern wenig laufen. Solche Abtrünnige finden bei den Predigern der Geselligkeit doch zuweiten Vergebung, und bei vielen Menschen eine freundliche Ausnahme, wenn sie auch nicht immer da zu sehen sind, wo man sie erwartete. Wichtig ist nicht Alles, was Tausende von Einem verlangen; und jedem rechtschaffenen Manne wird sein Gewissen genug sagen, was das wichtigste ist, das er in jedem Tage zu thun hat. Man ist deswegen nicht gleich eine Eule, wenn man auch gern im Dunkeln wohnt; mancher würde sehr gerne da wohnen, und man läßt ihn wahrlich nicht im Dunkeln. Mancher entschleicht blos dem Tumult, um etwas Wesentlicheres zu thun als im Tumult geschiehet; aber er geht auch gern in den Wirrwar des Lebens, wenn etwas Wesentliches darin zu thun ist. Viele Geschäfte können auch nur in der Stille gethan werden, und mancher wirkt in der Einsamkeit mit seiner Feder für weit mehr Menschen Gutes, als das rüstigste Geschäftsmännlein durch das perpetuum mobile seiner zwei Beine.

Gelehrte Einsamkeit und ein adeliges Leben im Schlafrock ist ein sehr ehrwürdiges Leben; denn wer sagt euch, daß dort im Schlafrock nicht weit größere Kräfte ausgeübt werden, als hier in allen unsern Stiefeln? Wenn die innere Thätigkeit des Menschen nur immer Bezug auf nützliche Gegenstände hat, so ist der Gebrauch seiner Kräfte gut. Wer Jünglinge unterrichtet, oder auch nur irgend ein nützliches Buch schreibt, hat noch immer Umgang mit der Welt, und ist gewiß oft sehr thätig zu ihrem Besten. So einsam und beschaulich sein Leben auch immer scheinen mag, so emsig er sich auch immer von den Geschäften und Gewerben der bürgerlichen Welt auf eine Weile loswickelt, so thätig bleibt er im Grunde doch immer für die Gesellschaft, *indem er ihr laut aus seiner Kammer sagt, was er ihr unter den Fesseln der Geselligkeit, der Häflichkeit und des Respects verschweigt.*

Ein Gelehrter kann die ununterbrochene Wachsamkeit auf alle die kleinen Vorzüge verlachen, durch die sich ein Weltmann der Gesellschaft angenehm macht[1]). Muß man viel in der Welt leben, so ist es nicht möglich, den Beruf eines Gelehrten zu erfüllen; lebt man als Gelehrter entfernt von der Welt, und sieht sich von allem dem leeren abgeschmackten Geschwätz befreit, das nicht Mittheilung der Gedanken und Ergießungen des Herzens befördert, sondern nur die Seele entnervt und die Zeit tödtet: so thut man auch gerne auf alle die Vortheile Verzicht, die insonderheit für äußerliche Ausbildung die Gesellschaft bringen kann. Aber gedoppelt ehrwürdig ist der Gelehrte, der selbst in den Wohnsitzen der Gelehrsamkeit gelernt hat, durch seinen Verstand und durch ein gutes Herz, aller Menschen Herzen zu sich zu reißen.

Schale Weltleute halten zwar alle Einsamen aus der gelehrten Klasse für Pedanten. Aber allenthalben findet man mitten in der Welt, immer weit mehr und weit gräßlichere Pedanten, als in den Wohnsitzen der Gelehrsamkeit. Allenthalben wird man angerennt von Juristen, deren Mund von Rechtsfällen, und allenthalben von Aerzten, deren Mund von Krankengeschichten überfließt. Die Ursache ist gar nicht, daß diese Heeren etwa Gelehrte sind, denn das sind sie sehr oft nicht. Aber Garve zeigt uns unübertrefflich: die Ursache sei, weil keiner von diesen geschwätzigen Juristen, und keiner von diesen geschwätzigen Aerzten, Herr über sich ist; weil jeder von einer gewissen Leidenschaft beherrscht wird, oder von gewissen Ideen eingenommen ist, die sich mit Gewalt hervordrängen; die sich Luft machen, ohne die Verneunft und die Urtheile der Gegenwärtigen zu Rathe zu ziehen.

Läuft dir also ein solcher unbändiger Jurist mit seinen Prozessen, und ein solcher abgeschmackter Arzt mit seinen Krankengeschichten auf den Leib, so denke du mit Lammessinn, was uns Garve so menschenfreundlich lehrt: diese guten Herren haben das Gleichgewicht in ihrer Seele verlaren, womit man seine Reden und Handlungen immer nach den Umständen und noch den Personen anordnen muß, mit denen man zu thun hat. Als Pedanten und als leidenschoftliche Menschen ziehen sie keine Umstände zu Rathe; sie richten sich bloß nach sich selbst. Sie begehen Unschicklichkeiten, wegen der adeligen Vergessenheit aller Dinge, den einzigen Gegenstand ihrer Leidenschoft, ihre Rechtsfälle und ihre Krankengeschichten ausgenommen.

So wenig sind die deutschen Uniaersitäten die Wohnsitze der Pedanterie, daß ich mir vielmehr zu behaupten getraue, die meisten Pedanten und Pedantinnen finde mon in mancher deutschen Provinz, mitten in der schönen Welt, unter der seltsamen und zahlreichen Classe aon Menschen, die man anjetzt die Leseweit nennt, so wie die Bücher, welche sie lesen, Lesebücher.

Der Rome ist neu, wie die Sache. Die deutsche Leseweit ist eine nan der Gelehrtenrepublik äußerst verschiedene Republik; denn durch die einr kommt der menschliche Verstand empor, und durch die andere mehrentheils herunter. Verständige Menschen lrsen, um aus Büchern zu lernen; die Leseweit liest, um mit Büchern Pedonterei zu treiben, das ist, in das Wenige, was sie liest, eine große nnd nuschließende Wichtigkeit zu setzen, die nicht darin ist, and dann von allen andern Menschen kurz uw zu verlangen, daß ihnen diese Wichtigkeit mit gleicher Stärke einleuchte.

Es ist gnnz unteidlich, wie man examinirt wird, sobald man das Unglück hat, etwa unaersehens mitten unter diese Leseweit zu gerathen. Ihr tretet kaum in den kerzenhellen Saal, so sollt euch schon einer wit hoher Amtsmiene auf den Leib, und will peremtoeisch wissen, ob ihr das blasgelbe Journal nicht teset? Ein anderer scheint seiner Sachr adlig gewiß, und sagt: Sie lesen doch das graue Ungeheuer? Ein dritter, ein nierter, ein fünfter, ein sechster, ein siebenter, ein achter, ein neunter, ein zehnter, iegen in der Reihe ihre Karten, und laut: ganz unsteeitig haben Sie die hellrathen und helldlauen, oder gewiß das grasgrüne, das violettr, und unfehlbar dos zeisiggrüne und orangegelde Journal gelesen? Auf einer einzigen Assembiee, und bei einem einzigen Souper, läuft man bei der Leseweit gewöhnlich funfzigmal durch die Hechel; und muß sich dann freilich einen schneden Blick aon jedem gefallen lassen, dessen Journal man nicht liest, aber nicht gelesen zu hoben norgiebt. Völlig für verlarrn hält man Hopfen nnd Mntz an jedem Gegenfüßler der Leseweit, der aollrnds zwischen die Domen geräth, die nicht etwa nur Monatschriften und Journale lesen, sondern gar alle Neuigkeiten[2]).

Widersinnig ist hingegen die Rolle, die mon mitten unter allem diesen Leselärm, mitten unter allem diesem beständigen Geschwätze von dem Wenigen, was mon liest, mit denjenigen spielt, welchr Bücher schreiben. Von Rechtswegen sollte ein Schriftsteller, der zuweilen lebende Menschen nnd Sitten an die Wand malt, mit allen Menschen aerlegen sein; aber jeder, der mit ihm uwgeht, ist es aielmehr mit ihm. Alle Gesichter ründen und aerschließen sich aor seinem Anblick. Gönner und Bekannte, gute Freundinnen und Freunde weichen jedes ouch nur uon ferne auf sein Buch sich beziehendes Wort aus. Die Leseweit hütet sich, ihm von seinem Buche zu sprechen, wie man sich hütet auf eine Schlange zu treten. Oft ist man wahrlich geneigt, bei dieser allgemeinen Zurückhaltung, bei dieser komischen Verlegenheit seiner Leser und Mitbürger zu denken: sie halten alle insgesawmt Schriftstellerei für ein Landesverbrechen[3]).

1) Tout homme absorbé dans ses meditations profondes, sagt Helvetius vortrefflich, occupé d'idees grandes et generales, vit et dans l'oubli de ces attentions, et dans l'ignorance de ces usages qui font la science des gens du monde; aussi leur paroit-il presque toujours ridicule. Peu d'entre les gens du monde sentent que la connoissance des petites choses suppose presque toujours l'ignorance des grandes; que tout homme qui vése à peu prés la vie de tout le monde, n'a que les idees de tout le monde; qu'un pareil homme ne selève point au-dessus de la mediocrite, et qu'enfin le génie suppose toujours, dans un homme, un desir vif de la gloire, qui, le rendant insensible à toute espéce de desir, n'ouvre son ame qu'à la passion de s'éclairer.

2) Neuigkeiten heißen bei den Buchhändlern solche Sachen, die für die Leseweit gehören: Journale, Monatsschriften, Almanache, Comödien, Romane, kleine lustige Sachen und Poeterein, auch Pasquille und Schmähschriften, die gewöhnlich den geschwindesten und größten Abgang haben, aber nicht in den Catalog kommen.

3) Hierher gehört auch die Aengstlichkeit, mit der sich die Leseweit so schnell als möglich einen Schriftsteller vom Leibe schafft, dessen Buch sie geschenkt erhält. Nur um nicht urtheilen zu müssen, ergreift man den nämlichen Augenblick, da das Buch im Hause abgeliefert wird, und also dennr es möglich ist, etwas mehr als das Titelblatt gelesen zu haben, und bedankt sich ehrerbietigst für das vortreffliche Werk, oder man findet sich mit dem Verfasser durch ein Compliment im Ganzleistyl ab, das sich auf ein Buch just eben so gut passet, als auf ein paar geschenkte Knackwürste.

Alle dieſe Sonderbarkeiten der Weltleute in unſerm Deutſchland, zeigen alſo wahrlich zur Genüge, wie unbeträchtlich das Uebergewicht iſt, das ihnen ihr Weltumgang giebt; und wie viel beſſer es wäre, gar nichts zu leſen, als ſeine Leſerei jedem unter die Naſe zu reiben, und dann vor dem Schriftſteller ſich zu ſcheuen, wie vor einem Ungeheuer.

Weltumgang hat freilich da einen ganz andern Werth, wo kein Provinzialton herrſcht, wo man keine Art von Pedanterei kreidt und duldet, und wo ſogar jeder unaufgeklärte und ungebildete Cavalier ſich außer ſeinem Elemente findet. Für Männer, die oft und viel allein ſind, wäre ſolcher Weltumgang, und zumal Umgang mit Fürſten und Großen, eine Uebung in der männlichſten Philoſophie des Lebens. Man braucht hundertmal mehr Muth dazu, einen Großen einer einzigr kühne Wahrheit ins Geſicht zu ſagen, als hundert ſolche Wahrheiten einem Buche anzuvertrauen. Aber man muß dann doch im Umgange mit Großen nie vergeſſen, wie gefährlich es iſt, mit Großen etwas zu thun zu haben, zumal der vielen Kleinen wegen, denen dieß nie behagt. Man muß beinahe nichts ſagen, von deſſen Wirkung man nicht gewiß iſt. Wer Welt und Menſchen kennt, redlich und offen ſpricht, alle Schliche verachtet, keinem Menſchen Unrecht thut, keinem ſchaden will, wenn er auch könnte, immer gern das Gute aushebt, das doch beinahe von jedem Menſchen geſagt werden kann, der läßt doch zuweilen bei Fürſten und Großen ein Wort fallen, das in gutem Gedeih gedeiht.

Große, die große Dinge gethan haben, oder thun werden, ſind doch wahrlich für jeden Denker intereſſant. Wer freuet ſich nicht innigſt, wenn er ſieht, wie liebenswürdig nach Monarchen ſein können, vor deren übler Laune Millionen von Menſchen zittern. Welcher Menſchenbeobachter möchte nicht den jungen Cäſar ſchon in der Zeit oft ganz allein geſehen und geſprochen haben, als Sylla von ihm ſagte: traut dieſem jungen Menſchen nicht, der ſo unbeſchränkt durch die Gaſſen geht, ich ſehe in ihm viele Marius! Der Anblick großer Kräfte, durch die ein einziger Monarch Epoche macht und Muſter wird für alle, aber großer Keäfte in ihrem Keim, ſind beide äußerſt intereſſant und wer freut ſich nicht, wenn er in der Nähe ſieht, daß feines Gefühl und ſanfte Menſchheit bei ſolchen Kräften wohnen.

Umgang mit Vornehmen ſollte man niemals fürchten und niemals fliehen, denn in Deutſchland zumal, findet man doch ganz unſtreitig die meiſten liebenswürdigen Menſchen in der Claſſe der Vornehmen. Spott und Verachtung verdient zwar jeder Menſch, der ſich einem Vornehmen aus keiner andern Urſache aufdringt, ihn aus keiner andern Urſache ehrt und ſchätzt, als bloß, wegen ſeiner Geburt, wegen ſeines Namens und Ranges, weil es ſeinem eedärmlichen Ehrgeiz ſchmeichelt.

Benutzt man aufs Beſte jede Lage, in die uns die Vorſehung geſetzt hat, ſo findet ſich auch leicht Troſt in der Einſamkeit, und Vergnügen im Umgang. Einſamkeit giebt alles, was man im Umgange nicht findet. Umgang, ſo ſchlecht er auch ſein mag, giebt dagegen immer Stoff zum Nachdenken, neue Ideen, neue Bilder, und ſelbſt durch den Nichtgebrauch ſeiner Kraft einen neuen Zufluß von Geiſt und Kraft. Geht mit Widerwillen zuweilen in Geſellſchaft, wenn es nicht anders ſein kann, aber gebt; überlaßt euch da einem anſtändigen Frohſinn: nehmt jedes Blümchen an, das man da für euch beicht, ſo geering es auch ſein mag. So kommt doch oft Heiterkeit in den Kopf, und Freude ins Herz, und dann gelingt wieder ernſthafte Meditation und eiſerne Arbeit.

Billig halten ſich in mancher Abſicht, die Vorzüge des Weltlebens, und die Vorzüge des ſpeculativen Lebens die Wage. Ein ſehr großer Mann war der Meinung: es gebühre Gott und den Engeln allein, bloße Zuſchauer in der Welt zu ſein. Deswegen müſſe man das ſpeculative Leben ganz verwerfen, in ſo fern es nämlich ganz auf ſich ſelbſt eingeſchränkt iſt, und in der menſchlichen Geſellſchaft weder Licht noch Wärme verbreitet. Aber wir nachſichtig wird man dann wieder den eigenſüchtigſten Einſamen, der doch nur auch ſeine Verſtandeskräfte übt, dem es doch auch zu etwas nütze iſt, daß er eine Seele hat, die ihm das Leere der Muße und der Einſamkeit ausfüllt: wenn man den Mißbrauch beachtet, den Weltmenſchen von ihrem Triebe zur Sinnlichkeit machen; wenn man ſieht, wie ſie dadurch alle Aufmerkſamkeit, alles Gefühl für Dinge von Wichtigkeit verlieren; wie alle Geiſteskraft bei ihnen erſchlafft und wegſchwindet; wie leer, wie ſchal, wie leenios, allmählig alles wird, was ſie denken und ſagen; wie ſchwer man ſich überhaupt aus dem weichen Schooße des Nichtsthuns und des Goſſentauſens zu intellectueller Würde aufrafft, wie ungern man ſeine Begriffe ſammelt, und ſeine Neugier wieder anfacht, um mit Eifer auf der ehrenvollen Bahn der Tugend, oder irgend einer Wiſſenſchaft oder Kunſt fortzuſchreiten. Will man auch behaupten, daß Gutes thun doch mehr ſei als Gutes denken, gemeinnützige Geſchäftigkeit mehr als innere Beſchäftigung des Verſtandes und Unterſuchungen, welche man bei ſich insgeheim anſtellt, großmüthige Aufopferung für andere verdienſtlicher als der reinſte Selbſtgenuß: ſo kann man doch nicht läugnen, daß man auch ſchon viel Gutes in der Stille thut, wenn man ſich da zum thätigen Leben nur gehörig vorbereitet. Der Menſch iſt eben ſo gut zum Denken wie zum Handeln, alſo zum ſpeculativen wie zum thätigen Leben gemacht; aber mit der Abſicht, daß er in beiden ſich übe, und dann fähig ſei, in beiden der Abſicht Gottes zu entſprechen. Eine gänzlicher Abneigung gegen allen Umgang wäre alſo eben ſo wenig Philoſophie, als eine gänzliche Unluſt an der Einſamkeit. Man muß wechſelsweiſe beide ſatt werden, um beide zu genießen.

Einer großen Entſchuldigung ſcheint der Trieb zur Einſamkeit fähig, wenn er dem Herzen Ruhe gewährt. Aber wenn man dieſe in der Welt nicht hatte, und in der Einſamkeit nicht findet, dann iſt offenbar etwas Ungeſundes in der Seele, und dann mißbilligt die Vernunft dieſen Trieb.

Treibt uns Mißvergnügen und Abneigung gegen Menſchen in die Einſamkeit, und wir vergeſſen in derſelben unſer Mißvergnügen und unſere Abneigung, ſo iſt der Trieb, dem wir folgten, gerecht. Dieß iſt der Fall, wenn wir uns in der Einſamkeit nützlich beſchäftigen. Aber wenn wir die Welt, die wir verlaſſen hatten, in unſere Einſamkeit mitnehmen, wenn uns da auch unſer Mißmuth über alles, was wir ſehen und hören, nicht verläßt, ſo verlieren wir an Menſchenliebe, was wir vielleicht an Menſchenkenntniß gewinnen, und eine vielleicht gerechte Flucht vor den Menſchen gewährt nicht Ruhe.

Bei der größten Abneigung gegen die meiſten Menſchen, die dich umgeben, ſollteſt du doch dieſe Menſchen nicht immer fliehen. Je weniger du alle ſiehſt, deſto mehr Nahrung gewinnt dein unglücklicher Widerwillen, und deſto gewiſſer wirſt du ein Miſantrop. Vermeideſt du hingegen die Geſellſchaft der Menſchen nicht ganz, ſo haſt du gewiß manche Gelegenheit, eine gute Seite an manchem Menſchen zu ſehen, den du nur nicht genug kannteſt; du wirſt Achtung und Liebe für manchen empfinden, nan dem du in deiner Kammer glaubteſt, er verdiene ſie nicht. Niemals ſollte man darum mehr verſuchen, in Geſellſchaft zu gehen, als eben wenn uns dies am meiſten Angſt und Zwang koſtet. Wer nur mit unbefangenem Gemüthe und wohlwollendem Herzen in Geſellſchaft ſich zeigt, kommt doch manchmal aus derſelben mit Ruhe und Zufriedenheit zurück.

Keinesweges will ich alſo Miſantropie ausſäen. Gerade das Entgegengeſetzte iſt mein Ziel.

Bart und Kapuze mögen immer den Werth behalten, der ihnen gebührt. Deswegen wollen wie doch als weiſe Weltbürger leben, und ſo viel Gutes, als uns möglich iſt, unter den Menſchen thun. Aber nur die Freiheit wollen wir uns ereigen, aus der Welt weggehen zu können, ſo oft es uns gutdünkt, und allein zu ſein mitten im Drange der Geſchäfte, und der allgemeinen Jagd nach ſinnlichem Vergnügen. Man wage es nur dreiſt nach ſeinem eigenen Geſchmacke zu leben, und ſich abzuſondern von den Menſchen bei dem erſten Winke der Vernunft. Man überlaſſe nur das müßige Vorfahren und Abgeben von Viſitenkarten, und alle übrigen großen Dinge dieſer Art den Herren und Damen, die nichts beſſeres kennen. Wer mit ſich ſelbſt und ſeinen Hausgenoſſen fertig werden kann, macht ſich einen Plan von häuslichen Freuden und Pflichten, wozu er keines andern Menſchen Hülfe bedarf, und die ihn auch immer gegen Langeweile retten, weil ſie ſeinen Verſtand und ſeine Einbildungskraft immer beſchäftigen.

Gänzliche Einſamkeit iſt doch zuweilen der höchſte Herzensgenuß für die guten Seelen, die ganz in ihrer Imagination leben, alſo in einer ganz andern Welt, als die iſt, die ſie umgiebt. Solches Glück iſt nur wenigen beſcheert. Die Welt ſagt, es ſei eine Thorheit; aber die Welt weiß gar oft nicht, was ſie ſagt.

Vergleicht man den Werth des beſchaulichen und des thätigen Lebens, die Tugenden, die bei jenem aufkeimen, bei dieſem ſchlummern, ſo entſteht denn eine Vorliebe für die Einſamkeit, wegen des Muthes, den ſie erzeugt, und der Stärke, die ſie dem Charakter giebt. Bürgerlichen Muth immer mehr in deutſchen Herzen zu entzünden, ach dies iſt eine Begierde, die man gewiß einem Schriftſteller verzeiht, der in deutſcher Sprache über Einſamkeit ſchreibt, und die mir alſo auch erlaubt, hier alles gerade vom Herzen wegzuſagen, wie ich es fühle, und wie es iſt.

In mancher deutſchen Provinz, wo nach immer der Adel dem perſönlichen Verdienſte nur einen ſehr eingeſchränkten Zutritt erlaubt; wo die abergläubige Verehrung für die Vorrechte der Geburt die Ehre des Menſchen verdrängt; wo alſo der Adel noch immer glaubt und immer merken läßt, es ſei eine himmelhohe Kluft zwiſchen ihm und dem Bürgerſtande befeſtigt; wo man alle menſchlichen Kräfte, mit männlichen und weiblichen Fäuſten unabläſſig anwendet, dieſe Kluft in

aller ihrer Höhe und Tiefe zu erhalten; wo beinahe der ganze bürgerliche Volkscharakter auf der Stirne das Gepräge dieses unerkannten Standesunterschieds trägt; wo man von Jugend auf, die Vornehmen zum Stolz und die Niedrigen zur Schüchternheit bildet; wo der Adel seine Vorzüge dem Unadel nicht nur bei allen erdenklichen Gelegenheiten einbläut, sondern wo der Unadel in einem fort nach jeder von dorther kommenden Gnadenbezeugung schnappt: bringt dieß nicht nur auf der einen Seite einen ewigen Stolz, auf der andern einen ewigen Neid, sondern auch sogar einen so ausschweifenden Heißhunger nach Adel hervor, daß endlich mancher Reiche aus dem gemeinen Stande nicht etwa durch seinen Geist sich zu heben sucht, nicht etwa größer, kecker und edler denkt und handelt, sondern sich lieber nur einen Adelsbrief für dreihundert und zwanzig Thaler kauft.

Dieß alles erniedrigt den Menschen, benimmt ihm das Gefühl seines innern Werths, benimmt ihm die Erhabenheit der Seele, vermöge welcher man auch keiner falschen Ehre lüstert, nichts von allem dem Tändelkram verlangt, den der Adel dem Unadel versagt, und jeden Menschen als seines Gleichen, und Adelsbrief und Ahnen und Rang, als bloß zufällige und unbetrachtliche Vorzüge ansieht. Immer mögen uns die Philosophen lehren, es sei sowohl eine Folge des Bewußtseins von Talenten oder Verdiensten, als ein Vortheil hoher Geburt und eines angesehenen Namens, daß der Mensch dreister wird. Wer in jenen Provinzen und unter dem Dencke jener Vorurtheile immer gelebt hat, wird es nicht, und ist es nicht; und schmiegt sich gewiß immer so lange, als er das noch begehre, was ihm andere verweigern können. Ein einziger höhnischer Blick, ein einziges Wort der Demüthigung und Erniedrigung aus dem unbedeutenden Munde einer hochadelichen Dame bringt den witzigsten Secretair um seine Einfälle, macht den scharfsichtigsten Prediger stumpf und unwissend, und verursacht dem armen Arzte einen Spasmus, der alle Muskeln seiner Seele lähmt.

Ein fruchtloses unfähiges Geschöpf ist also der Mensch, der sich selbst nicht fühlt, in den unglücklichen Augenblicken, da er glaubt, er falle so eben in die Ungnade eines hochstömmigen Barons, oder einer gnädigen Frau. Aber wie lodert ihm bei solcher Ungnade das Herz empor, wie frei und ungehindert sind seine Bewegungen, wie scheint jede seiner Fähigkeiten verdoppelt, wenn er in einem Lande der Freiheit, oder frühe in der Einsamkeit gelernt hat, solche Menschen und solche Vorfälle blos nach ihrem innern Werthe zu schätzen.

Stärke des Charakters erlangt man in der Einsamkeit, aber Geschicklichkeit zur Anwendung dieser Stärke, aller Vortheile der Einsamkeit ungeachtet, doch nur in der Welt. Muth ist die Hauptsache im Leben. Muthvoll handelt der Einsame als der Weltling, aber die Schlauheit hat er nicht, muthige Entschlüsse mit gutem Erfolge auszuführen. Einsamkeit giebt Taubeneinfalt aber nicht Schlangenklugheit. Es ist nicht genug, daß man auch Menschen, vor denen andere zittern, keck in die Augen sieht; man muß auch die Kunst kennen, diesen Menschen das Herz abzugewinnen; auch die Schliche des Neides, dessen Plane, Hoffnungen und Ränke; auch die Schliche und Pfiffe von allen, die immer eigene Plane haben und also doch gerne jedem andern den seinigen zerstören. Der Einsame und der Welt Unkundige gehe in allem gerade durch; der Weltmann weiß, wo er still stehen, wo er ausbeugen, wo er nachgehen soll, und ergreift den Augenblick zum Durchsetzen nicht eher, als bis er ihn hat.

Also Einsamkeit und Umgang wechseln ab. Seneca sagt vortrefflich: jene mache uns Lust, wieder Menschen zu sehen, diese treibe uns zu uns selbst zurück; eins sei die Arznei des andern. Die Einsamkeit befreie uns von dem Ekel gegen den Umgang, der Umgang von dem Ueberdrusse der Einsamkeit. Der Geist müsse nicht immer gespannt sein, sondern auch zum Scherze geneigt. Sokrates habe sich nicht geschämt, mit Knaben zu spielen; Cato habe sich beim Weine erholt, wenn er sich durch seine Sorgen für die allgemeine Wohlfahrt ermüdet fand; und der kriegerische und triumphirende Scipio habe getanzt.

Zwischen Welt und Einsamkeit, Sinnlichkeit und Streben nach höherm Vergnügen muß man sich darum mit edlem und männlichem Geiste theilen; und so verleitet uns gewiß weder der Leichtsinn des Zerstreuungssüchtigen zur Thorheit, noch der finstre, mürrische Ernst des Einsiedlers zum Menschenhasse; drum zwischen Weltumgang und Einsamkeit liegt die wahre Weisheit in der Mitte.

Julius Wilhelm Zinkgref

ward am 3. Juni 1591 in Heidelberg geboren, studirte daselbst die Rechte und machte dann von 1611—1616 eine größere Reise durch die Schweiz, Frankreich, England und Holland. Nach seiner Rückkehr erhielt er die juristische Doctorwürde, privatisirte eine Zeit lang und wurde darauf Generalauditeur bei der Garnison seiner Vaterstadt. Als Heidelberg von den Baiern erobert wurde, verlor er dieses Amt und trat als Secretair in die Dienste des französischen Gesandten Marefrot, den er auf seinen Reisen begleitete. Eine Krankheit zwang ihn jedoch, sich von demselben zu trennen; er irrte nun in Straßburg und Worms, ward später Landschreiber in Kreuznach und bald nachher in Alzei, die Unruhen des dreißigjährigen Krieges zwangen ihn jedoch, eine Zuflucht bei seinem Schwiegervater in St. Goar zu suchen, wo er am 1. November 1635, von einer gefährlichen Krankheit ergriffen, starb.

In deutscher Sprache schrieb er:

Deutsche Apophthegmata, das ist der Deutschen kluge Sprüche. Straßburg, 1626. Ferner: Amsterdam, 1653. 3 Thle. in 12. (der dritte ist von Zinkgref's Freunde J. L. Weidner); und öfter.

In der von ihm besorgten Ausgabe von Opitz Gedichten, Straßburg, 1624 in 4. finden sich im Anhange auch mehrere Gedichte von Zinkgref selbst.

Seine Apophthegmen zeichnen sich, abgesehen von dem wirklich interessanten Inhalte, durch den trefflichen prägnanten Styl und die lakonische Bestimmtheit höchst glücklich vor andern gleichzeitigen Schriften aus. Als Dichter gelang ihm am besten das Epigramm.

Georg Joachim Zollikofer

ward am 5. August 1730 in St. Gallen geboren, erhielt eine treffliche Schulbildung in Frankfurt a. M. und Bremen, und studirte darauf in Utrecht Theologie. Bei seiner Rückkehr in das Vaterland ward er reformirter Prediger zu Murten, und ging dann 1758 in gleicher Eigenschaft nach Leipzig, wo er dreißig Jahre hindurch höchst segensreich wirkte, bis ihn am 22. Januar 1788 der Tod abrief.

Von ihm erschien:

Gesammelte Predigten. Leipzig. 1789—1804. 15 Bde.

Gesangbuch. Leipzig, 1786. 8. Aufl.

Ueber Z. urtheilt Pölitz a. a. O. Thl. I. S. 90 f.: „Zollikofer war einer der ersten Kanzelredner seiner Zeit. In seinen Religionsvorträgen herrscht Klarheit der Begriffe und Wärme der Empfindung. Der Form nach gehören sie zu den vollendetsten stylistischen Producten, welche Deutschland aus jener Periode besitzt. Seine Diction ist reich und mannigfaltig; sein Periodenbau hat Wohlklang; die Verbindung der Begriffe in seinen Vorträgen, die Uebergänge und Wendungen geben denselben ein feines Leben. Er ging zwar bei seinen philosophischen Grundsätzen von dem Eudaimonismus oder von dem Glückseligkeitsprincip in der Moralphilosophie

aus; aber seine Moral ist keineswegs eine bloße Klugheitslehre, sie trägt das Gepräge reiner Triebfedern, die er für die menschlichen Handlungen empfiehlt. Nicht immer ist strenge logische Ordnung in seinen Vorträgen; sie gleichen mehr freien Aufsätzen, aber demungeachtet findet sich in denselben ein philosophischer Zusammenhang zwischen den aufgestellten Begriffen, und ein Strom von Beredsamkeit, der aus der Lebendigkeit seiner Ueberzeugung von der Kraft moralischer Wahrheit und aus der Wärme eines edlen Herzens herausgeht, und keineswegs das Product der Erkünstelung oder sclavischer Befolgung rhetorischer Regeln ist. Die Lectüre von Zollikofers Predigten wird nach immer jedem Manne von hellem Verstande und warmem Gefühle zusagen, er gehöre, zu welchem Stande er wolle; er baue diese oder jene Wissenschaft an. Aber den künftigen Theologen werden sie als Muster der Nachahmung aufgestellt, damit er lerne, wie er auf Verstand und Herz zugleich wirken könne. Zollikofer hält beinahe durchgehends die mittlere Schreibart fest; selten hat er in der niedern geschrieben; nie in der höhern. Sein richtiger Takt und sein geläuterter Geschmack bewahrten ihn vor einer unsteten Vermischung der verschiedenen Schreibarten unter einander."

Einige der vornehmsten und gemeinsten Fehler der Kinderzucht *).

Text, Ephes. 6, 4.

Ihr Väter, ziehet eure Kinder auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn.

Die Erziehung der Kinder, die Bildung ihres Geistes und ihres Herzens, ist unstreitig das wichtigste, aber auch das schwerste Geschäft der Eltern. Wenn wir bedenken, wie viel auf die ersten Eindrücke in dem menschlichen Gemüthe ankömmt, wie tief sie in demselben eingegraben werden, und wie schwer sie nachgehends auszulöschen sind; wenn wir erwägen, wie stark und fast unüberwindlich die Gewalt des Vorurtheils und der Gewohnheit ist, und wie viel Mühe es uns kostet, einen Weg zu verlassen, den wir oft betreten, auf dem wir viele Annehmlichkeiten gefunden, und den wir lange für den sichersten und besten gehalten haben: so werden wir leicht einsehen, wie viel daran gelegen ist, ob man uns in unsrer ersten Jugend gute oder böse, wahre oder falsche Grundsätze und Lebensregeln beibringt, ob man uns die Güter und Vortheile dieser Welt so oder anders vorstellet, ob man uns niederträchtige oder edle Gesinnungen eingeflößt, ob man uns zur Tugend und Frömmigkeit oder zum Laster und zur Verachtung Gottes und Christi Gelegenheit und Reizungen giebt. Nachdem dieses oder jenes geschieht, nachdem haben wir mehr oder weniger Hindernisse auf dem Wege der Tugend zu übersteigen, und nachdem wird es uns leichter oder schwerer fallen, unsere Bestimmung zu erreichen und selig zu werden. Wie wichtig muß nicht diesen Betrachtungen zufolge die Erziehung der Kinder sein! Wie schwer muß aber nicht auch auf der andern Seite dieses Geschäft sein! Wenn wir überlegen, wie viel Aufmerksamkeit, Verstand, Sorgfalt, Geduld und Beständigkeit dazu erfordert werden, und wie viel Muth dazu gehört, sich allgemeinen, aber nichts desto weniger schädlichen Sitten und Gebräuchen zu widersetzen; wenn wir überlegen, wie verschieden die natürlichen Fähigkeiten, die Neigungen und Charaktere der Menschen sind, wie leicht man entweder auf der einen oder auf der andern Seite zu weit gehen, entweder zu strenge oder zu gelinde sein kann, und wie oft man versucht wird, in seinen Bemühungen verdrossen und müde zu werden, weil man die gewünschten Früchte derselben nicht gewahr wird: so werden wir bald finden, daß diese Arbeit beträchtliche Kräfte voraussetzt und mit manchen Beschwerden verknüpft ist. Je gewisser es aber ist, andächtige Zuhörer, daß die Erziehung der Kinder ein höchst wichtiges und schweres Geschäft ist, desto mehr Gründe hatte der Apostel, die Christen in unserm Texte zu ermahnen: ziehet eure Kinder auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn, und desto weniger werdet ihr es mir verdenken, wenn ich euch heute von einer Pflicht unterrichte, die von einer so allgemeinen Verbindlichkeit ist, die so selten mit der gehörigen Sorgfalt beobachtet wird, und von deren Beobachtung doch das Glück derjenigen, die uns am theuersten sind, großen Theils abhängt. Da aber die Materie zu weitläufig ist, als daß ich sie in ihrem ganzen Umfange vortragen könnte, so werde ich euch diesmal blos vor einigen der vornehmsten und gemeinsten Fehler der Kindererzucht warnen. O Gott, bereite du selbst die Herzen der Zuhörer zur willigen Aufnahme dieser Warnungen und erwecke sie zu einem getreuen Gedenken derselben. Zerstreue durch das Licht der Wahrheit die Vorurtheile, die sie daran verhindern könnten, und laß sich die Früchte dieses Vortrags in dem tugendhaften Verhalten der Kinder, die du ihnen anvertrauet hast, offenbaren!

Der erste Fehler, den ich in der Erziehung der Kinder bemerke, ist dieser, daß man die Sinnlichkeit die Oberhand in ihnen gewinnen läßt, und sich dieser Quelle des sittlichen Verderbens nicht sorgfältig genug widersetzt. Der Schöpfer hat uns unstreitig die Sinne in weisen und gütigen Absichten gegeben. Sie sind die Mittel, wodurch wir unsere ersten Vorstellungen und Begriffe erlangen. Sie geben unserer Vernunft die Materie zum Nachdenken und zur Uebersetzung. Sie warnen uns vor dem, was uns schädlich sein, was unsern Körper, unsere Gesundheit und unser Leben schwächen und zerstören könnte. Sie sind Werkzeuge, durch welche uns der Urheber unserer Natur eines mannigfaltigen Vergnügens fähig gemacht hat; und wir würden seinem Willen zuwider handeln, wenn wir uns dieses Vergnügens gänzlich beraubten, oder dasselbe schlechterdings für sündlich hielten. Vermittelst der Vorstellungen, die wir durch die Sinne von den äußerlichen Dingen bekommen, werden Empfindungen in uns gezeugt, die in manchen Fällen allein vermögend sind, unsern Entschließungen das nöthige Leben zu geben, und den Schaden zu verhüten, den langsame und kalte Ueberlegungen bei solchen eingeschränkten Geschöpfen, als wir sind, verursachen könnten, — Empfindungen, die uns zu vielen Handlungen auf eine unwiderstehliche Weise antreiben, welche wir entweder ganz unterlassen, oder doch nicht mit der gedoppelten Geschwindigkeit und Munterkeit thun würden, wenn wir uns blos nach dem Urtheile der Vernunft richteten. So nothwendig und nützlich uns aber die sinnlichen Vorstellungen und Empfindungen in allen diesen Absichten sind: so verderblich ist der Einfluß, den sie in unsern Charakter, und in unser Verhalten haben, wenn wir denselben zu sehr nachhängen, wenn wir uns von denselben beherrschen und regieren lassen. Dies geschieht aber, wenn wir die Beschaffenheit und den Werth der äußerlichen Dinge blos nach den Eindrücken, die sie auf unsre Sinne machen, beurtheilen; wenn wir uns so sehr an die sinnlichen Vergnügen gewöhnen, und unsern natürlichen Abscheu vor Allem, was unangenehm und schmerzhaft ist, dergestalt stärken, daß wir jenes nicht ohne die äußerste Mühe verleugnen, und uns zu diesem nicht ohne vielen innerlichen Streit oder äußerlichen Zwang verstehen können, — daß wir allemal oder doch in den meisten Fällen, ein gegenwärtiges Vergnügen einem künftigen vorziehen, ob dieses schon viel größer und dauerhafter ist als jenes, und daß wir sorgfältiger sind, ein kleines gegenwärtiges Uebel zu vermeiden, als durch die freiwillige Erduldung desselben einem künftigen zu entgehen, das viel beträchtlicher ist, und viel länger dauert. Wer so gesinnt ist, bei dem hat die Sinnlichkeit die Oberhand. Wie krachtbar ist aber dieselbe nicht an schädlichen Folgen! Ist es nicht die Sinnlichkeit, die der Seele ihre Stärke raubt, sie zu einer niedrigen Art von Geschöpfen herabsetzt, und den Menschen so denken und handeln lehrt, als ob er ganz Fleisch wäre? Ist es nicht die Sinnlichkeit, die, indem sie alle seine Gedanken und Neigungen blos auf das Gegenwärtige und Sichtbare richtet, ihm dadurch alle Lust und Fähigkeit benimmt, sich mit geistlichen und himmlischen Dingen zu beschäftigen, sich zu dem unsichtbaren Gott zu erheben, und, seiner Bestimmung gemäß, für die zukünftige Welt zu sorgen? Ist es nicht die Sinnlichkeit, die den meisten Menschen einen überwiegenden Abscheu vor Allem, was Mühe und Arbeit heißt, was eine besondere Anstrengung der Kräfte des Geistes, oder eine schmerzhafte Verleugnung unserer Lüste erfordert, einflößet, und sie dadurch verhindert, in der Tugend und Frömmigkeit mehr als schwache Anfänger zu sein? Ist es nicht die Sinnlichkeit, die aus eben diesem Grunde so schwer, ja unmöglich macht, das allgemeine Beste ihrem besondern Nutzen vorzuziehen, ihrer Pflicht oder der Glückseligkeit ihrer Brüder gewisse Vortheile, Vergnügungen und Bequemlichkeiten aufzuopfern, und sich zu solchen Geschäften zu verstehen, die der Gesellschaft sehr nützlich, ihnen selbst aber mühsam und verdrießlich sind? Kurz, ist es nicht die Sinnlichkeit, die sie untüchtig macht, die Würde vernünftiger und unsterblicher Geschöpfe, die Würde wahrer Christen zu behaupten, sich nach dem Muster der Heiligkeit, das ihnen ihr Erlöser gegeben, zu bilden, und einen solchen Wandel zu führen, der Bürgern und Erben des Himmels anständig ist?

*) Aus G. J. Zollikofer's Predigten. Erster Band. Dritte Auflage. Reutlingen 1791.

Giebt man sich aber wohl die nöthige Mühe, diesen traurigen Folgen einer herrschenden Sinnlichkeit durch eine sorgfältige und weise Erziehung der Kinder vorzubeugen, und ihnen dadnech die Erfüllung ihrer Pflichten zu erleichtern? Suchet man wohl ihren Hang zum sinnlichen Vergnügen in den gehörigen Schranken zu erhalten? Widersetzt man sich dem Wachsthume desselben mit der erforderlichen Behutsamkeit und Klugheit? Thut man nicht vielmehr Alles, was diesen Hang stärken, und ihm zur Herrschaft über die Vernunft verhelfen kann? Wodurch treibt man insgemein die Kinder zur Beobachtung ihrer Schuldigkeit, zum Fleiße und zur Arbeitsamkeit an? Ist es nicht durch Versprechung solcher Dinge, die ihren Sinnen, ihrem Geschmacke, ihrem Gesichte und so weiter schmeicheln? Wodurch schreckt man sie von der Begehung dieser oder jener Thorheiten und Fehler ab? Ist es nicht durch Drohung solcher Strafen, die ihnen leibliche Schmerzen verursachen, oder durch Entziehung solcher Güter und Vortheile, die ihre Sinne auf eine angenehme Weise rühren? Richtet man aber nicht dadurch alle ihre Gedanken, Begierden und Absichten auf sinnliche Dinge? Gewöhnet man sie nicht dadurch, bei ihren Entschließungen und Handlungen bloß nach dem sinnlichen Vergnügen und Mißvergnügen zu Werke zu gehen, das sie davon zu hoffen oder zu fürchten haben? Und wenn sie nun zehn, funfzehn und mehr Jahre lang so denken, so urtheilen und handeln, — wie schwer wird es ihnen in der Folge der Zeit sullen, sich nach andern Regeln, nach andern Grundsätzen zu verhalten, und Gewohnheiten zu bestreiten und abzulegen, die so tiefe Wurzeln in ihnen geschlagen haben? Wie seemd wird ihnen alsdann alles dasjenige vorkommen, was uns die Vernunft und die Religion von Enthaltsamkeit, von Mäßigung, von Selbstverläugnung, von Bezwingung unserer Lüste und Begierden sagen? Wie geneigt werden sie nicht sein, dieses Alles für übertriebene Farberungen, für unmögliche Dinge zu erklären, und mit jenen Juden auszurufen: Das ist eine harte Rede, wer kann die hören? Ja, wie leicht können sie nicht dadnrch verleitet werden, die Religion und Tugend selbst, als gar zu strenge Gebieterinnen, zu verwerfen, und sich den gröbsten Ausschweifungen zu überlassen? Traurige Aussichten für Eltern, die noch einige Furcht vor Gott haben, nnd denen das Wohlsein ihrer Kinder am Herzen liegt!

Wollet ihr eure Kinder vor diesen Abwegen bewahren, so wendet Alles an, daß die Sinnlichkeit nicht die Oberhand bei ihnen gewinne. Suchet sie mehr duech vernünftige ihrer Fassung gemäße Vorstellungen von dem Einflusse, den ihr Verhalten in ihren künftigen Wohlstand hat, als durch gegenwärtige und augenblickliche sinnliche Vergnügungen, zum Gehorsam und zur Pflicht zu ermuntern. Bauet ihren Geist so frühe an, als es sich nur thun läßt. Lehret sie bei Zeiten auf die natürlichen guten und bösen Folgen ihrer Handlungen merken. Suchet ihnen eine herrschende Liebe zur Ordnung und zur Wahrheit einzuflößen. Vermeidet in Ansehung ihrer Nahrung, ihrer Kleidung, ihrer Geschäfte nnd ihrer ganzen Lebensart Alles, was der Trägheit, der Weichlichkeit, und einer allzu großen Empfindlichkeit Vorschub thut. Bezeuget ihnen ja kein besonderes Mitleiden, wenn ihnen geringe widrige Zufälle begegnen, oder wenn sie sehr erträgliche Schmerzen leiden, und behandelt diese Zufälle oder diese Schmerzen als Kleinigkeiten, die keine Aufmerksamkeit verdienen. Leget ihren kindischen Freuden keinen allzugroßen Werth bei. Gewöhnet sie nach und nach, solche Dinge, die ihnen angenehm und in sich selbst unschädlich sind, zu sehen, das Schöne und Reizende, das sie an sich haben, zu bemerken und sich mit Andern davon zu unterreden, ohne heftig daenach zu verlangen, oder sich über den Mangel derselben unnöthiglich zu betrüben. Vornehmlich aber übet sie darin, sich zuweilen eines erlaubten Vergnügens zu enthalten, oder dasselbe zu unterbrechen, um eine gewisse höhere Pflicht zu erfüllen, oder ein wichtigeres Geschäft zu verrichten, und leget mehr Zufriedenheit über diese Proben des vernünftigen Gehorsams an den Tag, als über alle anderen Beweise des Fleißes und der Geschicklichkeit. Diese Uebungen machen in dem gegenwärtigen Stand der Zucht nnd der Prüfung den Grund aller wahren Tugend aus, nnd es ist unmöglich, ohne jene einen merklichen Grad der Fertigkeit in dieser zu erlangen.

Ein zweiter eben so schädlicher und gemeiner Fehler bei der Erziehung der Kinder ist: daß man ihren Stolz nährt, anstatt daß man denselben unterdrücken, und ihnen bescheidene und demüthige Gedanken von sich selbst beibringen sollte. Es ist kein Laster, das sich des menschlichen Herzens früher und leichter bemächtigt, als der Stolz; und doch ist kein Laster, das uns schwachen, dürftigen und sündhaften Geschöpfen unanständiger ist, uns weiter von dem Himmelreiche entfernt, und uns auf gefährliche Abwege verleitet, als eben dieses. Wir sind natürlicher Weise nur gar zu geneigt, uns für besser zu halten, als wir wirklich sind. Wird diese Neigung in unserer ersten Jugend gestattet, so fesselt sie uns in kurzer Zeit dergestalt, daß wir uns hernach sehr oft vergeblich bemühen, uns ihrer strengen Herrschaft zu entziehen. Sie verblendet uns, daß wir unsre Fehler und Schwachheiten nicht sehen, und also auch nicht mit rechtem Ernste an die Verbesserungen derselben gedenken. Sie macht uns taub gegen die Erinnerungen und Warnungen unsrer Lehrer, unsrer Freunde, ja unsers eignen Gewissens. Sie verhindert uns, in bedenklichen Fallen bei Andern Licht, Rath und Hülfe zu suchen, weil wir uns selbst mehr Weisheit, Klugheit und Stärke zuschreiben, als wir in der That besitzen. Wir verachten alsdann die Versuchung zum Bösen, und werden von denselben dahingerissen, ehe wir uns dagegen in die gehörige Verfassung setzen können. Wir geben uns wenig oder gar keine Mühe, in der Erkenntniß und Tugend zu wachsen, weil wir es schon sehr weit darin gebracht zu haben glauben. Wir finden endlich sowohl in den Lehren, als in den Vorschriften des Christenthums tausend Schwierigkeiten, weil sie mit unseen hohen Einbildungen und sündlichen Leidenschaften streiten; und die Bedingungen, auf welche uns das Evangelium Gnade und Seligkeit anbietet, mißfallen uns, weil sie unserm Stolze widersprechen. Können wir uns denn jemals zu frühe und zu ernstlich gegen diesen Feind unsrer Vollkommenheit und unsers Glücks waffnen? Kann man jemals zu sorgfältig sein, ihm den Eingang in die Herzen junger Kinder zu verwehren? Geschieht aber dieses wohl allemal, andächtige Zuhörer? Sucht man ihnen geringe und bescheidene Gedanken von sich selbst einzuflößen? Nein! im Gegentheil, man versäumt gewöhnlich nichts, was den Hochmuth in ihnen zeugen und befördern kann. Man bringt ihnen sogleich große Begriffe von ihrer Schönheit, oder von ihrer vornehmen Herkunft, oder von andern nichtsbedeutenden Vorzügen bei. Man erhebt jede richtige Antwort, die man von ihnen erhält, jeden lächerlichen Einfall, womit sie uns belustigen, als Merkmale eines besondern scharfsinnigen Verstandes. Man erzähle diese zweideutigen Proben ihres Witzes in ihrer Gegenwart, und Jedermann überhäuft sie mit Lobsprüchen, die sie nicht verdienen. Jeder Beweis ihres Fleißes oder ihres Gehorsams wird ihnen als ein großes Verdienst angerechnet, da man sich befriedigen sollte, sie zu versichern, daß sie in diesen Stücken ihre Pflicht erfüllt und ihren eigenen Vortheil beobachtet haben. Man erweist ihnen fast eben dieselben äußerlichen Ehrenbezeugungen, die man erwachsenen Personen schuldig ist, und findet sich wohl gar beleidigt, wenn sie von andern als Kinder behandelt werden. Man nimmt so vielen Antheil an Allem, was sie betrifft; man ist so geschäftig, allen ihren Bedürfnissen unverzüglich abzuhelfen, und ihre Wünsche augenblicklich zu erfüllen, daß sie sich nothwendig einbilden müssen, wichtige Glieder der menschlichen Gesellschaft zu sein, und eine ansehnliche Stelle in derselben zu bekleiden. Auf der andern Seite weiß man alle ihre Thorheiten und Fehler zu entschuldigen, sollten sie auch schon vorsätzliche Bosheit zum Grunde haben. Man schreibt sie alle der jugendlichen Flüchtigkeit, dem Mangel der Aufmerksamkeit und der Ueberlegung zu; wenigstens beschönigt man sie bei andern damit, um den Kindern eine in der That heilsame Beschämung nnd Verwirrung zu ersparen; und so gewöhnet man sie, die eitle Ehre bei den Menschen über Alles zu schätzen und sich mehr um den Schein als um das Wesen der Rechtschaffenheit nnd Tugend zu bekümmern. Wer sieht aber nicht, daß dieses den Stolz in ihren Herzen nährt und die wahre Demuth aus denselben verbannt?

Wollet ihr eure Kinder vor diesem an schädlichen Folgen so fruchtbaren Laster bewahren, ihr, die Gott zu Eltern, zu Aufsehern nnd Lehrern gemacht hat, so erinnert sie oftmals an den schwachen, dürftigen, unvermögenden und abhängigen Zustand, in welchem sie sich befinden. Schreibet ihren Fähigkeiten und guten Eigenschaften ja keinen höhern Werth zu, als sie wirklich haben. Lehret sie dieselben als unverdiente Geschenke des Höchsten betrachten, die uns niemals berechtigen, uns über andere zu erheben, die uns aber auf das stärkste verpflichten, Andern auf alle Art zu dienen und nützlich zu sein. Lobet sie selten in ihrer Gegenwart, und gestattet nicht, daß Andere solches auf eine verschwenderische Weise thun. Rebet ihren Fehlern und Vergehungen niemals das Wort, und suchet sie zu einer richtigen Erkenntniß des sittlichen Verdeebens zu bringen, das die Kräfte der menschlichen Seele geschwächt und die Ordnung unter denselben gestöret hat. Zeiget ihnen bei allen Gelegenheiten, wie wenig Ursache sie haben, sich ihrer Gesundheit, ihrer Schönheit, ihrer Stärke, ihrer Gaben, ihrer Geschicklichkeit zu rühmen, oder sich darauf zu verlassen; wie bald sie alle diese Vorzüge verlieren können; wie weit sie von vielen Andern in diesen Stücken übertroffen werden; und wie schwach, wie unvollkommen, wie gebrechlich wie unbeständig überhaupt die Erkenntniß, die Tugend und die Glückseligkeit der Sterblichen sei. Führet sie endlich in

die Schule des Erlösers; unterrichtet sie von seiner herablassenden und großmüthigen Liebe gegen die Menschen; stellet ihnen seine Demuth und Sanftmuth zum Muster der Nachahmung vor, und präget es ihren zarten Herzen tief ein, daß es unmöglich ist, ein wahrer Christ zu sein und selig zu werden, wenn man nicht dem Heilande, wie in allen, also auch in diesen Tugenden, nachfolgt und ähnlich wird. Wie sehr werden ihnen nicht diese Gesinnungen die Erfüllung aller übrigen Pflichten des Christenthums erleichtern! Welch ein sanftes Licht, welch einen milden Glanz werden sie nicht über alle ihre guten Eigenschaften und wirklichen Verdienste ausbreiten, und wie sehr werden sie sich dadurch gedemüthigen finden, Alles, was hinter ihnen ist, zu vergessen, und immer nach einer höhern Stufe der Vollkommenheit zu streben!

Ein dritter Hauptfehler in der Erziehung der Kinder ist, daß man sie nicht richtig an den Vorzügen, Vergnügungen und Geschäften dieses Lebens urtheilen lehrt. Wie mannigfaltig sind nicht die falschen Begriffe, die man ihnen schon in ihrer Kindheit von diesen Dingen beibringt! und wie verderblich ist der Einfluß, den diese Irrthümer nachgehends in ihr ganzes sittliches Verhalten haben! Man stellt ihnen gewöhnlich den Ueberfluß, die Hoheit, den Rang, die Macht, das äußerliche Ansehn als Güter vor, die in sich selbst unser Hochachtung verdienen, und die demjenigen, der sie besitzt, einen wahren Werth beilegen; als Güter, deren Mangel oder Verlust den Menschen schlechterdings unglücklich macht, und die folglich würdig sind, mit dem größten Eifer gesucht, und mit aller möglichen Sorgfalt erhalten zu werden. Man macht sie zu früh auf den Unterschied der Stände in der menschlichen Gesellschaft aufmerksam, man unterdrückt ihren natürlichen Hang, sich gegen Jedermann ohne Ansehn der Person freundlich, gütig und dienstfertig zu betragen; man verbietet ihnen, Leute von geringerem Herkommen, oder von guten Sitten, einer gewissen Vertraulichkeit zu würdigen, oder zuweilen mit ihnen umzugehen; und flößet ihnen nach und nach, wo nicht eine gänzliche Verachtung, doch gewiß eine große Gleichgültigkeit und Unempfindlichkeit gegen diejenigen ein, die weniger Glücksgüter und äußerliche Vortheile besitzen, als sie. Der Reichthum wird ihnen schöner als die Tugend, die Armuth und Niedrigkeit häßlicher als das Laster beschrieben. Die irdischen Vortheile, die Vergnügungen und Ergötzlichkeiten, die sie bei mehrern Jahren zu erwarten haben, werden ihnen mit so lebhaften und reizenden Farben abgemalt, daß sie dem Genusse derselben mit der heftigsten Begierde entgegen sehen, und sie zum Ziel aller ihrer Wünsche machen. Und was für einen Unterricht ertheilt man ihnen gewöhnlich von der Bestimmung des Menschen und von den Geschäften dieses Lebens? Man muß arbeiten, heißt es, um sich Nahrung und Kleidung zu erwerben; man muß genau auf seinen eigenen Vortheil sehen; und keine Gelegenheit, denselben zu befördern, unbenutzt lassen; man muß sich bemühen, Schätze zu sammeln, sich aus dem Staube der Niedrigkeit emporzuschwingen, und alle diejenigen, die eben diese Absicht haben, weit hinter sich zurücklassen; man muß sich schlechterdings nach den eingeführten Sitten und Gewohnheiten richten, sie mögen gut oder böse, vernünftig oder unvernünftig sein, damit man nicht für einen beschwerlichen Sonderling gehalten werde, und sich dadurch an seinem zeitlichen Glück schade; man muß zu leben wissen, das ist man muß durch Verstellung, Schmeichelei und Falschheit Jedermann zu gefallen und sich bei Jedermann beliebt zu machen suchen, und sich wohl hüten, so zu reden, wie man denkt, oder so zu urtheilen, wie es die Beschaffenheit der Sache mit sich bringt. Dieß sind die vornehmsten Lehren, die man insgemein den Kindern giebt, um sie zu ihrem Eintritte in die große Welt vorzubereiten, und zur glücklichen Führung ihrer künftigen Geschäfte geschickt zu machen. Kein Wunder, wenn sie hernach, von diesen Vorurtheilen verblendet, ganz an der Erde kleben, wenn sie von dem niederträchtigsten Eigennutze regiert, und zu allen edeln und großmüthigen Handlungen unfähig werden. Kein Wunder, wenn sie sich der Welt in allen Stücken gleichstellen, sich von dem Strome des herrschenden Verderbens ohne Widerstand dahinreißen lassen, und sich mit dem eiteln Ruhme befriedigen, daß sie keine Mörder, keine Räuber, keine Bösewichter sind. Kein Wunder, wenn sie am letzten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit trachten, sich um die Besserung und das Heil ihres unsterblichen Geistes am wenigsten bekümmern, und so leben, als ob sie nach dem Tode nichts zu hoffen und zu fürchten hätten.

Eltern, wollet ihr, daß eure Kinder diese Wege der Thorheit und des Lasters vermeiden; wollet ihr sie auf den Pfad der ewigen Weisheit leiten: so bringet ihnen gesundere Begriffe von den Vorzügen, von den Vergnügungen und Geschäften dieses Lebens bei. Lehret sie diese Dinge in ihrem eigentlichen Verhältnisse auf unsere gegenwärtige und zukünftige Glückseligkeit kennen. Warnet sie vor dem Betruge der Sinne, vor dem blendenden Glanze, der die Mächtigen dieser Erde umgiebt, vor dem scheinbaren Glücke, das hohe Ehrenstellen und große Reichthümer ihren Besitzern versprechen. Zeiget ihnen, daß die Ruhe des Gemüths und die Zufriedenheit des Geistes sehr oft in schlechten und niedrigen Hütten, aber nur selten in prächtigen Häusern und Palästen gefunden werden. Saget ihnen, daß nicht der Rang, nicht der Titel, nicht die Gewalt, sondern nur der rechte Gebrauch derselben unsere Hochachtung verdiene; daß nur Tugend und Rechtschaffenheit, nur wahre Verdienste den Menschen ehren und ihm einen wirklichen Vorzug vor andern geben; und daß der geringste Tagelöhner, der seiner Pflicht getreu ist, in den Augen des Höchsten unendlich mehr gilt, als der gekrönte Fürst, der seine Macht zur Unterdrückung des Unschuldigen mißbraucht. Saget ihnen, daß nur das Laster den Menschen erniedrigt, daß Gott sowohl der Schöpfer und Vater der Armen als der Reichen sei, daß wir uns Alle als Brüder betrachten, als solche herzlich lieben, und einander nach unserm Vermögen dienen müssen. Unterrichtet sie davon, wie nichtig alle Lust dieser Welt ist, wie oft die empfindlichsten Schmerzen, die bitterste Reue, die heftigste Unruhe auf den unordentlichen Genuß derselben folgen, und wie sehr sich diejenigen betrügen, die darin ihre Glückseligkeit suchen. Stellet ihnen die Geschäfte dieses Lebens, die Erfüllung der Pflichten ihres Berufs, nicht blos als Mittel vor, sich seinen Unterhalt oder Ueberfluß und gemächliche Tage zu verschaffen, sondern als Mittel, seine Gaben und Geschicklichkeiten zum Nutzen anderer Menschen anzuwenden, und etwas zum allgemeinen Besten beizutragen. Lehret sie edel und uneigennützig denken und nicht sowohl ihren besondern Vortheil, als vielmehr das Wohlsein der ganzen Gesellschaft, deren Glieder sie sind, zum letzten Endzwecke ihrer Bemühungen machen. Führet ihnen endlich oftmals zu Gemüthe, daß sie eine unsterbliche Seele haben, die eines unaufhörlichen Glücks fähig ist, daß diese Erde der Ort nicht ist, wo sie ihre Bestimmung erreichen sollen, daß sie Gott zur Ewigkeit geschaffen, daß er sie hier in einen Stand der Prüfung und der Uebung gesetzt hat, in welchem sie sich zu dem künftigen Leben vorbereiten und geschickt machen sollen, und daß dieses das allerwichtigste Geschäft ist, das sie hier zu besorgen haben. Diese Art zu denken und zu urtheilen, wird sie vor dem Wege des Verderbens bewahren und weise machen zur ewigen Seligkeit.

Ich bemerke endlich als einen vierten Hauptfehler, den man bei der Erziehung der Kinder begeht, daß man sie mehr durch Vorschriften als durch Beispiele unterrichten und bessern will. Vorschriften machen lange nicht so tiefe und dieibende Eindrücke auf sie, als Beispiele; und wenn es an diesen fehlet, so werden jene größtentheils gar keinen Nutzen haben. Die Ursache davon ist offenbar. Die Sinne und Einbildungskraft sind bei Kindern weit geschäftiger, als der Verstand, und sie sind viel geneigter, dem, was sie sehen und hören, nachzuahmen, als die rechtmäßige oder unrechtmäßige Beschaffenheit derselben durch mühsames Nachdenken zu untersuchen. Die Erfahrung lehrt dabei, daß die besten Grundsätze sehr oft nicht vermögend sind, der Gewalt des bösen Exempels zu widerstehen; so wie im Gegentheil schöne Muster der Tugend und Frömmigkeit nicht selten den Mangel des Unterrichts reichlich ersetzen. Wie oft geschieht es aber nicht, daß sich Eltern oder Aufseher damit befriedigen, ihren Kindern oder Untergebenen gute Lebensregeln vorzuschreiben, ohne selbst an die Beobachtung derselben zu gedenken! Ja, wie oft geschieht es nicht, daß sie ihren Lehren und Vorschriften durch ein mit denselben streitendes Verhalten alle Kraft benehmen, und die Religion und Tugend selbst durch diesen Widerspruch verdächtig und verächtlich machen! Dieß ist die vornehmste Ursache, warum so oft alle ihre Vorstellungen, Warnungen, Ermahnungen und Bestrafungen vergeblich sind. Ihr eigenes Beispiel zernichtet sie, und sie berauben sich selbst aller Früchte ihrer Arbeit.

Wollet ihr dieser süßen Früchte genießen, ihr, denen Gott Kinder anvertrauet hat, so beweiset die Nothwendigkeit, die Anständigkeit, die Schönheiten der Tugend, die ihr ihnen anpreiset, durch eine sorgfältige und standhafte Ausübung derselben. Wollet ihr, daß eure Kinder Gott fürchten, und ihn im Geiste und in der Wahrheit dienen: so lasset selbst eine wahre Gottesfurcht von euch blicken. Redet niemals ohne die tiefste Ehrerbietung von diesem heerlichen Wesen; hütet euch vor allem Mißbrauche seines heiligen Namens; nehmt die Uebung des öffentlichen und geheimen Gottesdienstes mit unerstellter Andacht wahr; scheidet alle Vortheile, die ihr genießet, der unverdienten Gnade des Höchsten zu, und betet alle seine Wege in demüthiger Unterwerfung an. Wollet ihr, daß eure Kinder Gerechtigkeit, Billigkeit, Menschenliebe, Gutthätigkeit lernen sollen: so lasset sie Zeugen davon sein, daß ihr selbst diese Pflichten auf das genaueste zu erfüllen sucht.

Verurtheilet ohne Ansehn der Person jede ungerechte, jede unbarmherzige That, und stellet sie in ein solches Licht, daß sie ihnen Schrecken und Abscheu verursucht. Freuet euch mit ihnen über jede Gelegenheit, Andern wohlzuthun, und lasset nicht leicht einen Nothleidenden, oder einen Betrübten ungetröstet von euch gehen. Wollet ihr, daß eure Kinder maßig, keusch und züchtig leben: so befleißiget euch selbst dieser Tugenden. Vermeidet in euern Worten, in euren Geberden und Handlungen Alles, was der Ehrbarkeit im Geringsten zuwider ist — Alles, was ihnen zu unordentlichen und unanschweifenden Gedanken und Begierden einigermaßen Anlaß oder Reizung geben kann. Uebet euch in der Enthaltsamkeit, und zeiget ihnen, daß ihr viele Dinge, die euch sonst angenehm sind, entbehren konntet, ohne deswegen unruhig oder unglücklich zu sein. Wollet ihr eure Kinder Sanftmuth und Demuth lehren, so lasset euch ja nicht in ihrer Gegenwart von dem Zorne dahin reißen, sondern beherrschet euch selbst. Rühmet euch niemals eurer Vorzüge, und verachtet Niemanden, der sich nicht durch Thorheit und Laster verächtlich macht. Gehet nicht auf eine allzu gebietrische Weise mit denjenigen um, die euch Gehorsam schuldig sind, und beweiset es durch eurer Betragen gegen sie, daß ihr sie für eure Mitgeschöpfe erkennet, daß ihr sie liebet, und für ihren Wohlstand sorget. Vergebet denjenigen, die euch beleidigen, von ganzem Herzen und hütet euch, rachgierige Gesinnungen gegen dieselben an den Tag zu legen. Wollet ihr endlich eure Kinder zu Bürgern des Himmels bilden, so führet selbst einen himmlischen Wandel. Lasset eine edle Verachtung alles dessen, was irdisch und vergänglich ist, von euch blicken. Vergleichet oftmals das Gegenwärtige mit dem Zukünftigen. Sehet mehr auf das Unsichtbare, als auf das Sichtbare und richtet euer ganzes Thun und Lassen so ein, daß man daraus schließen kann, daß euch nichts ernstlicher angelegen sei, als euer Seelen zu erretten, und selig zu werden.

Werdet ihr diese und die vorhergehenden Regeln des Verhaltens sorgfältig beobachten, andächtige Zuhörer, so werdet ihr gewiß die Fehler, nor welchen wir euch in dieser Stunde gewarnt haben, nicht mehr begehen. Ihr werdet eure Kinder nach der Forderung unsers Textes *nufziehen in der Zucht und Vermahnung zum Herrn*; und der Herr wird eure Bemühungen, wenn sie aufrichtig und beständig sind, gewiß nicht ungesegnet lassen. Er wird euch dereinst den herrlichen Lohn geben, den er seinen treuen Haushaltern und Knechten verheißen hat. Und welch ein Glück, welch eine entzückende Freude wird es nicht für euch sein, wenn ihr an jenem großen Tage der Vergeltung mit Unerschrockenheit vor dem Angesichte des Richters der Lebendigen und der Todten erscheinen, wenn ihr ihm nan der Verwaltung des euch anvertrauten Amts eine freudige Rechenschaft geben, und von den Eueigen begleitet, zu ihm sagen könnet: *Siehe, hier bin ich und die Kinder, die du mir anvertranet hast.* Amen.

Johann Heinrich Daniel Zschokke

ward am 22. März 1771 in Magdeburg gebaren, erhielt in seiner Vaterstadt eine wissenschaftliche Bildung und studirte dann in Frankfurt an der Oder, wo er sich später habilitirte, und 1793 Professor der Philosophie wurde. Er gab jedoch diesen Beruf wieder auf, und ging 1797 nach Graubünden, wo er die Leitung einer Erziehungsanstalt übernahm. Zur Zeit der französischen Invasian trat er überall vermittelnd, nur für das Beste des Landes, das er als sein zweites Vaterland betrachtete, strebend ein, und wirkte als Regierungscommissar verschiedener Cantone, und während 1800—1801 als Regierungsstatthalter zu Basel höchst segensreich. Dann zog er sich nach Schloß Biberstein im Aargau zurück, wurde aber 1804 bereits wieder in die Verwaltung berufen und leitete das Berg- und Forstwesen. 1815 trat er in den großen Rath des Cantons. 1829 legte er jedoch seine sämmtlichen Aemter nieder, und lebt gegenwärtig, nur schriftstellerischer Thätigkeit sich hingebend, hochgeehrt in Aarau.

Seine Schriften sind:

Romane: *Die schwarzen Brüder; Abällino* (1793, auch als Trauerspiel, 1795); *Koranato; Stephan Bathori; Alamontade; Prinzessin von Wolfenbüttel.* 2 Thle; *die Nonne; Guilio della Obizzi; der Feuergeist; das Goldmacherdorf; der Flüchtling im Inra; der Freihof von Aarau*, 2 Thle.; *Addrich im Moos*, 2 Thle. ff.

Dramen: *Graf Manalbeschi; Julius von Sassen; die eiserne Larve; Mißverständniß; Hippolyt und Roswida; der Marschall von Sachsen; Molière's Lustspiele.* 6 Thle. (Zürich 1805 ff.)

Historische Schriften: *Geschichte vom Kampf und Untergang der schweizerischen Bergcantone.* 1801. *Historische Denkwürdigkeiten der helvetischen Staatsumwälzung.* 1803. 3 Thle. *Geschichte des baierschen Volks und seiner Fürsten.* 1813—1818. 4 Thle. *Des Schweizerlands Geschichten für das Schweizervolk.* 1822 u. f. w.

Gab ferner heraus: *Den aufrichtigen und wohlerfahrnen Schweizerboten seit 1798. Miscellen der neuesten Weltkunde.* 1807—1813. *Erheiterungen.* 1811—1825. *Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit.* 1817—1823. *Sämmtliche ausgewählte Schriften.* Aarau, 1825 ff. 40 Thle. *Ausgewählte hellenistische Schriften.* Aaran, 1826. 14 Thle. 12. n. öfter.

Z. hat sich fast in allen Gattungen schriftstellerischer Thätigkeit, und überall mit Erfolg versucht. Am glücklichsten ist er als Erzähler, indem er mit künstlerischer Besonnenheit, reiche Phantasie, treffende und raisequente Charakterzeichnung, Lebendigkeit des Vortrags, und einen seinen Stoffen stets höchst angemessenen natürlichen und doch edeln und correcten Styl verbindet. Am Meisten gewirkt hat er dagegen wohl als Historiker und durch seine Volksschriften, da er stets den Geist der Zeit zu erfassen und zu durchdringen, und gesunde Ansichten zu entwickeln und zu verbreiten bemüht ist.

Vergleiche Zschokke's Leben von Ernst Münch. Haag, 1830.

Das Abenteuer der Neujahrsnacht.

(Erzählung von Zschokke.)

1.

Mutter Käthe, des alten Nachtwächters Frau, schob am Sylvesterabend um neun Uhr das Zugfensterlein zurück und steckte den Kopf in die Nacht hinaus. Der Schnee flog in stillen, großen Flocken, vom Fensterlicht geröthet, auf die Straßen der Residenz nieder. Sie sah lange dem Laufen und Rennen der frohen Menschen zu, die noch in den hell erleuchteten Laden und Gewölben der Kaufleute Neujahrsgeschenke einkauften, aber von und zu Kaffeehäusern und Weinkellern, Kränzchen und Tanzsälen strömten, um das alte Jahr mit dem neuen in Lust und Freuden zu vermählen. Als ihr oder ein paar große, kalte Flocken die Nase belegten, zog sie den Kopf zurück, schob das Fensterlein zu, und sagte zu ihrem Manne: „Gottliebchen, bleib zu Hause und laß die Nacht den Philipp für dich gehen. Denn es schneit vom Himmel, wie es mag, und der Schnee thut, wie du weißt, deinen alten Beinen kein Gutes. Auf den Gassen wird es die ganze Nacht lebhaft sein. Es ist, als wäre in allen Häusern Tanz und Fest. Man sieht viel Masken. Da hat unser Philipp gewiß keine Langeweile."

Der alte Gottlieb nickte mit dem Kopf und sprach: „Käthchen, ich laß' es mir wohl gefallen. Mein Barometer, die Schußwunde über dem Knie, hat mir's schon zwei Tage voraus gesagt, das Wetter werde ändern. Billig, daß der Sohn dem Vater den Dienst erleichtert, den er einmal von mir erbt."

Nebenbei verdient hier gesagt zu werden, daß der alte Gottlieb vorzeiten Wachtmeister in einem Regiment seines Königs

gewesen, bis er bei Erstürmung einer feindlichen Schanze, die er der Erste im Kampfe für das Vaterland erstieg, zum Krüppel geschossen ward. Sein Hauptmann, der die Schanze bestieg, nachdem sie erobert war, empfing für solche Heldenthat auf dem Schlachtfelde das Verdienstkreuz und Beförderung im Rang. Der neue Wachtmeister mußte froh sein, mit dem zerschossenen Bein lebendig davon zu kommen. Aus Mitleiden gab man ihm eine Schulmeisterstelle, denn er war ein verständiger Mann, der eine gute Handschrift hatte und gern Bücher las. Bei Verbesserung des Schulwesens war ihm aber auch die Lehrerstelle entzogen, weil man einen jungen Menschen, der nicht so gut, als er, lesen, schreiben und rechnen konnte, versorgen wollte, indem einer von den Schulräthen dessen Pathe war. Drum abgesetzten Gottlieb aber beförderte man zum Nachtwächter, und adjungirte ihm seinen Sohn Philipp, der eigentlich das Gärtnerhandwerk gelernt hatte.

Die kleine Haushaltung hatte dabei ihr kümmerliches Auskommen. Doch war Frau Käthe eine gute Wirthschafterin und gar häuslich, und der alte Gottlieb, ein wahrer Weltweiser, der mit Wenigem recht glücklich sein konnte. Philipp verdiente sich bei dem Gärtner, in dessen Lohn er stand, sein täglich Brod zur Genüge, und wenn er bestellte Blumen in die Häuser der Reichen trug, gab es artige Trinkgelder. Er war ein hübscher Bursche von sechsundzwanzig Jahren. Vornehme Frauen gaben ihm blos seines Gesichts wegen ein Stück Geld mehr, als jedem andern, der eben solch' ein Gesicht nicht aufweisen konnte.

Frau Käthe hatte schon das Mäntelein umgeworfen, um aus des Gärtners Hause den Sohn zu rufen, als dieser in die Stube trat.

„Vater," sagte Philipp und gab dem Vater und der Mutter die Hand, „es schneit, und das Schneewetter thut dir nicht wohl. Ich will dich diese Nacht ablösen, wenn du willst. Lege du dich schlafen."

„Du bist brav!" sagte der alte Gottlieb.

„Und dann, ich habe gedacht, morgen sei es doch Neujahr," fuhr Philipp fort, „und ich möchte morgen bei euch essen und mir gütlich thun. Mütterchen, hast vielleicht keinen Braten in der Küche . . ."

„Das eben nicht," sagte Frau Käthe, „aber doch anderthalb Pfund Rindfleisch, Erdäpfel zum Gemüs, und Reis mit Lorbeerblättern zur Suppe. Auch zum Trunk noch ein paar Flaschen Bier. Komm du nur, Philipp; wir können morgen hoch leben! Künftige Woche gibt es auch wieder Neujahrgeld für die Nachtwächter, wenn sie theilen. Da können wir schon wohl leben."

„Nun, desto besser für euch. Und habt ihr schon die Hausmiethe bezahlt?" fragte Philipp.

Der alte Gottlieb zuckte die Achseln.

Philipp legte Geld auf den Tisch und sagte: „Da sind zweiundzwanzig Gulden, die ich erspart habe. Ich kann sie wohl entbehren. Nehmet sie zum Neujahrgeschenk. So können wir alle Drei das neue Jahr wohlgemuth und sorgenlos antreten. Gott gebe, daß ihr es gesund und fröhlich durchlebet. Der Himmel wird ferner für euch und mich sorgen."

Frau Käthe hatte Thränen in den Augen, und küßte ihn. Der alte Gottlieb sagte: „Philipp, du bist wahrhaft der Trost und Stab unsers Alters. Gott wird dir's vergelten. Fahre fort, redlich zu sein und deine Eltern zu lieben. Ich sage dir, der Segen bleibt nicht aus. Zum Neujahr wünsche ich dir nichts, als dein Herz fromm und gut zu bewahren. Das steht in deiner Macht. Dann bist du reich genug. Dann hast du deinen Himmel im Gewissen."

So sprach der alte Gottlieb, ging und schrieb die Summe von zweiundzwanzig Gulden in's große Hausbuch und sagte: „Was du mich als Kind gekostet, hast du beinahe schon Alles abbezahlt. Jetzt haben wir aus deinen Ersparnissen schon dreihundert und siebenzehn Gulden empfangen und genossen."

„Dreihundert und siebenzehn Gulden!" rief Frau Käthe mit großem Erstaunen. Dann wandte sie sich mitleidig zu Philipp und sagte mit weicher Stimme: „Herzenskind, du jammerst mich. Ja, recht sehr jammerst du mich. Hättest du die Summe für dich sparen und zurücklegen können, so würdest du jetzt ein Stück Land kaufen, für eigene Rechnung Gärtnerei treiben und die gute Nase heirathen können. Das geht nun nicht. Aber tröste dich. Wir sind alt; du wirst uns nicht mehr so lange unterstützen müssen."

„Mutter," sagte Philipp, und runzelte die Stirn ein wenig, „was redest du? Röschen ist mir zwar lieb, wie mein Leben. Aber hundert Röschen gäbe ich für dich und den Vater hin. Ich kann in dieser Welt keine Eltern mehr haben, als euch, aber wenn es sein muß, wohl noch manches Röschen, wenn ich schon unter zehntausend Räschen kein anderes als Bittners Röschen möchte."

„Du hast Recht, Philipp!" sagte der Alte: „Lieben und Heirathen ist kein Verdienst: aber alte, arme Eltern ehren und unterstützen, das ist Pflicht und Verdienst. Sich selbst opfern mit seinen Leidenschaften und Neigungen für das Glück der Eltern, das ist kindliche Dankbarkeit. Das erwirbt dir Gotteslohn; das macht dich im Herzen reich."

„Wenn nur," sagte Frau Käthe, „dem Mädchen die Zeit nicht zu lang, aber es dir abtrünnig wird! — Denn Röschen ist ein schönes Mädchen, das muß man sagen. Es ist freilich arm; aber an Freiern wird es ihm nicht fehlen. Es ist tugendhaft und versteht dir Haushaltung."

„Fürchte dich gar nicht, Mutter!" versetzte Philipp: „Röschen hat mir's feierlich geschworen, sie nehme keinen andern Mann, als mich; und das ist genug. Ihre alte Mutter hat eigentlich auch nichts an mir auszusetzen. Und könnte ich heute mein Gewerbe für mich treiben und eine Frau ernähren, morgen hätte ich Röschen am Altar; das weiß ich. Es ist nur verdrießlich, daß die alte Bittnerin uns verbietet, einander so oft zu sehen, als wir gern möchten. Sie sagt, das thue nicht gut. Ich aber finde, und Röschen findet das auch, es thue uns Beiden gewiß sehr gut. Auch haben wir verabredet, uns heute um zwölf Uhr vor der Hauptthür der Gregorienkirche zu sprechen; denn Röschen bringt den Sylvesterabend bei einer ihrer Freundinnen zu. Dann führe ich sie des Nachts heim."

Unter diesen Gesprächen schlug es im benachbarten Thurme drei Viertel. Da nahm Philipp den Nachtwächtermantel seines Vaters vom warmen Ofen, auf den ihn Käthe vorsorglich gelegt hatte, hing ihn um, nahm das Horn und die Stange, wünschte den Eltern gute Nacht und begab sich auf seinen Posten.

2.

Philipp schritt majestätisch durch die beschneiten Gassen, auf welchen noch viel Volks umherwandelte, als wär's am Tage. Kutschen fuhren hin und her. Alles war in den Häusern hell und licht. Unsern Nachtwächter belustigte das heitere Leben. Er sang und blies im angewiesenen Stadtquartier die zehnte Stunde recht frohmüthig ab, am liedsten und mit mancherlei Nebengedanken vor dem Hause unweit der Gregorienkirche, wo er wohl wußte, daß Röschen bei ihren Freundinnen war. „Nun hört sie mich," dachte er, „nun denkt sie an mich, und neigt vielleicht Gespräch und Spiel. Wenn sie nur um zwölf Uhr nicht bei der Kirchthüre fehlt!"

Und als er seinen Gang durch das Stadtquartier gemacht hatte, kehrte er vor das beliebte Haus zurück und sah nach den erleuchteten Fenstern von Röschens Freundinnen hinauf. Zuweilen sah er weibliche Gestalten am Fenster, dann schlug sein Herz schneller. Er glaubte Röschen zu sehen. Verschwanden die Gestalten, so studierte er ihre verlängerten Schatten an Wand und Zimmerdecke, um zu erkennen, welches Röschens Schatten sei und was sie thue. Es war freilich gar nicht angenehm, in Frost und Schnee da zu stehen und Betrachtungen zu machen. Aber was fechten Frost und Schnee einen Liebhaber an! Und Nachtwächter lieben heutzutage so romantisch, wie irgend zärtliche Ritter der Vorwelt in Romanzen und Balladen. Er spürte den Einfluß der Kälte erst, als es eilf Uhr schlug, und er von neuem die nachtwächterliche Runde beginnen sollte. Die Zähne klapperten ihm vor Frost. Er kannte kaum die Stunde anrufen und dazu blasen. Er wäre gern in ein Bierhaus eingekehret, um sich wieder zu erwärmen.

Wie er nun durch ein einsames Nebengäßchen ging, trat ihm eine seltsame Gestalt entgegen, ein Mensch mit schwarzer Halblarve vor dem Gesicht, in einen feuerrothen Seidenmantel gehüllt, auf dem Haupte einen runden, seitwärts aufgeschlagenen Hut, fantastisch mit vielen bahen, schwankenden Federn geschmückt.

Philipp wollte der Maske ausweichen. Diese aber vertrat ihm den Weg und sagte: „Du bist mir ein allerliebster Kerl, du! Du gefällst mir! Wo gehst du hin? Sag' mir's."

Philipp antwortete: „In die Mariengasse, da ruf' ich die Stunde."

„Göttlich," rief die Maske: „Das muß ich hören. Ich will dich begleiten. So was hört man nicht alle Tage. Komm du nur, närrischer Kerl, und laß dich hören; aber das sag' ich dir, als Virtuose laß dich hören, sonst bin ich nicht zufrieden. Kannst du ein lustiges Stückchen singen?"

Philipp sah wohl, der Herr war ein lustiger Bruder, und antwortete: „Herr, beim Glase Weins in warmer Stube besser, als bei solcher Kälte, die einem das Herz im Leibe erstarrt." — Damit ging er seines Weges in die Mariengasse und sang und blies.

Digitized by Google

Die Maske hatte ihn dahin begleitet, und sprach: „Das ist kein Kunststück. Das kann ich auch, du närrischer Kerl. Gib mir drin Horn; ich will für dich blasen und singen. Du sollst dich halb zu Tode wundern."

Philipp gab auf der nächsten Station den Bitten der Maske nach, und ließ sie blasen und singen. Es ging ganz in der Ordnung. So zum zweiten-, zum dritten- und zum viertenmal. Die Maske konnte nicht müde werden, Stellvertreter des Nachtwächters zu sein, und war in Lobeserhebungen ihrer Geschicklichkeit unerschöpflich. Philipp lachte von ganzem Herzen über die wunderlichen Einfälle des lustigen Herrn, der vermuthlich aus froher Gesellschaft oder von einem Balle kam, und sich mit einem Gläschen Weins über die gewöhnliche Höhe des Alltagslebens hinaufgestimmt hatte.

„Weißt du was, Schätzchen? Ich hatte große Lust, ein paar Stunden zu nachtwächtern. Ist es diesmal nicht, komm' ich mein Lebtage nicht zu der Ehre. Gib mir deinen Mantel und dreikrämpigen Hut; ich gebe dir da meinen Domino. Geh in ein Bierhaus, trinke dir ein Rauschchen auf meine Rechnung; und hast du eins, so komm wieder und gib mir meinen Maskenanzug zurück. Dann bekommst du ein paar Thaler Trinkgeld. Was meinst du, Schätzchen?"

Dazu hatte der Nachtwächter keine Lust. Die Maske gab aber mit Bitten nicht nach, und wie Beide in ein finsteres Gäßchen traten, wurde kapitulirt. — Philipp fror erbärmlich; eine warme Stube hätte ihm wohlgethan, ein gutes Trinkgeld nicht minder. Er bewilligte dem jungen Herrn also das Nachtwächter-Vikariat auf eine Stunde, nämlich bis zwölf Uhr; dann sollte er zur Hauptpforte der Gregorienkirche kommen und Mantel, Hut, Horn und Stange gegen den langen rothen Seidenmantel, Larve und Federhut austauschen. Auch nannte er ihm noch vier Straßen, in denen er die Stunde abzurufen habe.

„Herzensschatz!" rief die Maske entzückt: „Ich möchte dich küssen, wenn du nicht ein Schmierfinke wärst. Nun, es soll dich nicht gereuen. Um zwölf Uhr stelle dich bei der Kirche ein und hole dein Trinkgeld. Juchhe, ich bin Nachtwächter!"

Die Kleider wurden vertauscht. Die Maske vernachtwächterte sich. Philipp band die Larve um, setzte den von einer funkelnden Schleife gezierten Federhut auf und mickelte sich in den langen feuerrothen Seidenmantel. Als er seinen Stellvertreter verließ, fiel es ihm aber doch auf's Herz, der junge Herr könnte vielleicht die nachtwächterliche Würde entweihen. Er drehte sich noch einmal um und sagte: „Ich hoffe, Sie werden meine Gutwilligkeit nicht mißbrauchen und Unfug treiben. Das könnte mir Verdruß zuziehen und den Dienst rauben."

„Was denkst du denn, närrischer Kerl?" rief der Vikar: „Meinst du, ich wisse nicht, was meines Amtes sei? Dafür laß mich sorgen. Ich bin ein Christenmensch, so gut als du. Packe dich, oder ich werfe dir die Stange zwischen die Beine. Um zwölf Uhr bist du unfehlbar bei der Gregorienkirche und gibst mir meine Kleidung wieder. Adieu! Das ist ein Teufelspaß für mich."

Trotzig ging der Nachtwächter seines Weges. Philipp eilte, ein nahegelegenes Bierhaus zu erreichen.

3.

Indem er um die Ecke eines Palastes bog, fühlte er sich von einer maskirten Person berührt, die so eben vor diesem Palaste aus einem Wagen gestiegen war. Philipp blieb stehen und fragte nach Maskenart, nämlich mit gedämpfter, leiser Stimme: „Was steht zu Befehl?"

„Gnädigster Herr, Sie sind in Gedanken hier vor der Thür vorübergegangen!" erwiederte die Maske: „Wollen Ihre königliche Hoheit nicht —"

„Was? Königliche Hoheit?" sagte Philipp lachend: „Ich bin keine Hoheit. Wie kommen Sie zu dem Einfall?"

Die Maske verbeugte sich ehrfurchtsvoll und schielte nach der strahlenden Diamantschleife auf Philipps Federhut: „Ich bitte um Gnade, wenn ich Maskenrecht verletze. Aber in welches Gewand Sie sich hüllen mögen, Ihre edle Gestalt wird Sie immer verrathen. Belieben Sie gefälligst vorzutreten. Werden Sie tanzen, wenn ich fragen darf?"

„Ich? Tanzen? — Nein. Sie sehen ja, ich habe Stiefeln an!" antwortete Philipp.

„Also spielen?" fragte die Maske weiter.

„Noch weniger: ich habe kein Geld bei mir!" erwiederte der Nachtwächter-Adjunkt.

„Mein Gott, disponiren Sie doch über meine Börse, über Alles, was ich bin und habe!" rief die Maske, und bot dem bestürzten Philipp einen vollen Geldbeutel an.

„Aber wissen Sie denn, wer ich bin?" fragte dieser und schob die Hand mit dem Geldbeutel zurück.

Die Maske flüsterte mit einer graziösen Verbeugung: „Königliche Hoheit, Prinz Julian."

In diesem Augenblick hörte Philipp seinen Stellvertreter in einer benachbarten Gasse vernehmlich und laut die Stunde rufen. Jetzt erst merkte er die Verwandlungen. Prinz Julian, in der Residenz als ein junger, wilder, liebenswürdiger und geistvoller Mann bekannt, hatte den Einfall gehabt, die Rollen mit ihm zu vertauschen. „Nun," dachte Philipp, „spielt er den Nachtwächter gut, so will ich ihm auch in meiner Prinzenmaske keine Schande machen, und zeigen, daß ich wohl eine halbe Stunde lang Prinz sein kann. Es ist seine Schuld, wenn ich allenfalls einen Bock schieße. — „Er wickelte sich fester in den feuerrothen Talar, nahm die Geldbörse an, steckte sie ein und sagte: „Maske, wer sind Sie? Ich gebe Ihnen morgen Ihr Geld zurück."

„Ich bin der Kammerherr Pilzow."

„Gut. Gehen Sie voran! ich folge Ihnen."

Der Kammerherr gehorchte, flog die breiten Marmorstufen hinan; ihm behend nach Philipp. Sie traten in einen unermeßlichen Saal, von tausend Wachskerzen erleuchtet, deren Strahlen sich an den Wänden in einer Menge Spiegel, an der Decke in den schwebenden Kristallleuchtern brachen. Ein buntes Gewühl von Masken wogte durcheinander, Sultane, Tirolermädchen, Papageno, geharnischte Ritter, Nonnen, Galanteriekrämer, Liebesgötter, Faunen, Mönche, Juden, Perser und Medea. Philipp war eine Weile ganz verblüfft und verblendet. Solch ein Schauspiel hatte er sein Lebtag nicht gehabt. Er war wie im Traum. In der Mitte des Saales schwammen hundert Tänzer und Tänzerinnen in den harmonischen Wellen der Musik.

Philipp, dem die mildre Wärme wohlthat, die ihn hier anhauchte, war von Verwunderung so gelähmt, daß er kaum mit einem Kopfnicken dankte, wenn unter den Vorbeischwärmenden ihn einige Masken bald neckend, bald ehrerbietig, bald zutraulich grüßten.

„Befehlen Sie zum Spieltisch?" flüsterte ihm der Kammerherr zu, der nun, beim Licht besehen, als Bramine da stand.

„Lassen Sie mich nur erst aufthauen!" entgegnete Philipp: „Mich friert verzweifelt."

„Aber ein Glas warmen Punsch?" sagt der Bramine, und führte ihn in ein Seitenkabinet. Der Pseudo-Prinz ließ sich nicht bitten. Ein Glas um das andere ward geleert. Der Punsch war gut, und bald ergoß sich sein Feuer durch alle Adern Philipps.

„Wie steht's, Bramine, Sie tanzen heute nicht?" fragte er den Kammerherrn, als sie in den Saal zurücktraten.

Der Bramine seufzte und zuckte die Achseln: „Für mich ist Spiel und Tanz vorbei, das Lachen ist vorüber. Die Einzige, die ich zum Tanz fordern möchte . . . die Gräfin Bonau . . . ich glaubte, sie liebe mich . . . denken Sie sich meine Verzweiflung . . . unsere Häuser waren einig . . . plötzlich bricht sie gänzlich mit mir ab."

„Ei, das ist das Erste, was ich höre!" rief Philipp.

„Mein Gott, Sie wissen nicht? Die ganze Residenz spricht davon!' seufzte der Kammerherr: „Schon seit vierzehn Tagen haben wir gebrochen. Sie erlaubt mir nicht einmal, mich zu rechtfertigen. Drei Briefe schickte sie mir unerbrochen zurück. Sie ist eine geschworne Feindin der Baronesse Reizenthal. Ich hatte ihr gelobt, jeden Umgang mit ihr zu meiden. Denken Sie sich mein Unglück: als die Königin Mutter nach Frendenwald zur Jagdparthie fahrt, macht sie mich zum Kavolier der Baronesse — was sollte ich thun? Konnte ich widersprechen? Gerade am Namenstage der göttlichen Bonau mußte ich unerwartet fort . . . sie erfuhr Alles . . . sie verkannte mein Herz."

„Wohlan, Bramin, benutzen sie den Augenblick, die allgemeine Freude versöhnt Alles. Ist die Gräfin nicht hier?"

„Sehen Sie sie nicht dort drüben, links, die Karmeliterin neben den drei schwarzen Masken? Sie hat die Larve abgelegt. O mein Prinz, Ihr gnädiges Fürwort bei ihr —"

Philipp, den der Punsch begeistret hatte, dachte: da ist ein gutes Werk zu thun! und machte sich ohne Umstände zur Karmeliterin. Die Gräfin Bonau betrachtetete ihn eine Weile ernst und erröthend, als er sich an ihrer Seite niedersetzte. Sie war ein schönes Mädchen; doch bemerkte Philipp bald, sein Röschen sei noch zehntausendmal schöner.

„Meine Gräfin —" stammelte er, und gerieth in Verlegenheit, als sie ihren hellen, schwärmenden Blick auf ihn lenkte.

„Prinz," sagte die Gräfin, „Sie waren vor einer Stunde beinahe zu muthwillig."

„Schöne Gräfin, ich bin dafür jetzt desto ernsthafter."

„Desto besser, so darf ich Sie nicht flehen, Prinz."

„Schöne Gräfin, eine Frage nur erlauben Sie mir: thun Sie auch in diesem Nonnenkleide aufrichtige Buße für Ihre Sünden?"

„Ich habe nichts zu büßen."

„Aber doch, Gräfin — Ihre Genußamkeiten — Ihr Unrecht gegen den lieben Brnmmeu, der dort drüben von Gntt nnd nller Welt verlassen steht."

Die schöne Karmeliterin schlug die Augen nieder nnd ward ein wenig unruhig.

„Wissen Sie auch, schöne Gräfin, daß der Kammerherr an der Freudenwalder Geschichte so unschuldig ist, wie ich?"

„Wie Sie, Prinz?" sagte die Gräfin, und runzelte die Stirn: „Was sagten Sie mir nicht erst vor einer Stnnde?"

„Sie haben Recht, liebe Gräfin, ich war zu muthwillig. Sie selbst sagen es ja. Nnn schwör' ich, der Kammerherr mußte nus Befehl der Königin Mutter nach Freudenwald, mußte gegen seinen Willen dahin, mußte beständig der Kavalier der ihm verhaßten Reizenthal sein —"

„Der ihm verhaßten!" lächelte spöttisch und bitter die Gräfin.

„Ja, er haßt, er verachtet die Baronin. Glauben Sie mir, er hat gegen die Baronesse fast alle Grenzen des Anstands verletzt, hat sich durch sein Betragen vielen Verdruß zugezogen. Ich weiß es. Und das alles that er für Sie. Nur Sie liebt er, nur Sie betet er nn. Und Sie — Sie können ihn verstoßen!"

„Wie kommt es, Prinz, daß Sie sich für Pitzow so lebhaft interessiren? Sanft war's doch nicht so."

„Es geschieht, Gräfin, weil ich ihn vorher nicht kannte, noch weniger seine traurige Lage, in die Sie ihn stürzten. Ich schwöre Ihnen, er ist unschuldig. Sie haben ihm nichts zu verzeihen; aber wohl er Ihnen."

„Still!" lispelte die Karmeliterin mit erheiterten Mienen: „Man achtet auf uns. Kommen Sie hinweg von hier!" — Sie legte ihre Larve vor, stand auf und gab dem vermeinten Prinzen den Arm. Beide gingen den Saal entlang, dann in ein leeres Seitenkabinet. Hier führte die Gräfin bittere Klagen eifersüchtiger Liebe. Sie tracknete eine Thräne ab. Da trat schüchtern der zärtliche Bramine herein. Es entstand tiefe Stille. Philipp wußte hier nichts Besseres zu thun, als er führete den Kammerherrn zur Karmeliterin, legte Beider Hände in einander, ohne ein Wort zu sagen, und überließ sie ihrem Schicksal. Er selbst ging in den Saal zurück.

4.

Hier stieß ihn ein Mameluk nn und sagte hastig: „Gut, Domino, daß ich Sie finde. Ist das Rosenmadchen hier im Kabinet?" — Der Mameluk trat hinein und kam den Augenblick wieder zurück. „Auf ein Wort nllein, Domino!" und führte Philipp in einen entlegenen Theil des Saals nn's Fenster.

„Was steht zu Befehl?" fragte Philipp.

„Ich beschwöre Sie," sagte der Mameluk mit gedämpfter aber fürchterlicher Stimme, „wo ist das Rosenmädchen?"

„Was geht mich das Rosenmädchen nn?"

„Aber mich desto mehr!" entgegnete der Mameluk, dessen gepreßte Stimme, dessen unruhige Bewegungen eine schreckliche Gährung seines ganzen Innern verriethen: „Mich desto mehr! Es ist mein Weib. Sie wollen mich unglücklich machen. Prinz, ich beschwöre Sie, treiben Sie mich nicht zum Wahnsinn. Lassen Sie von meinem Weibe."

„Von Herzen gern!" antwortete Philipp trocken: „Was habe ich mit Ihrer Gemahlin zu schaffen?"

„Oh! Prinz! Prinz!" rief der Mameluk: „Ich bin zum Aeußersten entschlossen, und sollte es mir das Leben kosten. Verstellen Sie sich keinen Augenblick länger vor mir. Ich habe Alles entdeckt. Hier, da — sehen Sie — hier ist das Billet, das Ihnen das falsche Weib in die Hand drückte, und Sie, ohne es gelesen zu haben, im Gedränge verloren."

Philipp nahm den Zettel. Mit Bleistift war von einer weiblichen Hand darauf geschrieben: „Aendern Sie die Maske. Alles kennt Sie. Mein Mann beobachtet Sie. Mich kennt er nicht. Wenn Sie artig sind, lohn' ich's Ihnen."

„Hm!" drummte Philipp: „Das ist, so wahr ich lebe, nicht an mich geschrieben. Ich kümmere mich um Ihre Gemahlin wenig."

— Himmel und Hölle, Prinz, machen Sie mich nicht rasend. Wissen Sie, wen Sie vor sich haben? Ich bin der Marschall Blankenschwerd. Daß Sir meinem Weibe nachstellen, ist mir seit der letzten Redoute am Hofe nicht mehr unbekannt."

„Herr Marschall," versetzte Philipp, „nehmen Sie mir's nicht übel, die Eifersucht blendet Sie. Wenn Sie mich recht kennten, Sie würden von mir so tolles Zeug gar nicht denken. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, Ihre Gemahlin soll Ruhe vor mir haben."

— Ist es Ihr Ernst, Prinz?"

„Vollkommen."

— Geben Sie mir den Beweis.

„Wie verlangen Sie ihn?"

— Sie haben sie bisher abgehalten, ich weiß es, zu ihren Verwandten nach Polen mit mir zu reisen. Bereden Sie sie jetzt dazu.

„Von Herzen gern, wenn Ihnen damit gedient ist."

— Alles, königliche Hoheit, Alles! Sie verhüten entsetzliches, unvermeidliches Unglück.

Der Mameluk plauderte noch ein Langes und Breites, bald weinerlich, bald flehend, bald drohend, daß dem guten Philipp bange ward, der Mensch könne in seiner Tollheit mit ihm vor aller Welt Händel beginnen. Und das war ihm eben nicht gelegen. Er war froh, als er von ihm abkam.

Kaum hatte er sich in der Masse der Uebrigen verloren, kniff ihn eine weibliche Maske, die schwarz bestart in tiefen Trauerkleidern einherging, freundlich in den Arm und flüsterte: „Schmetterling, wohin? — Flößt ihnen die verlassene Wittwe kein Mitleiden ein?"

Philipp erwiederte gar höflich: „Schöne Wittwen finden nur der Tröster zu viel; darf ich mich zur Zahl Ihrer Tröster zählen?"

„Warum sind sie so ungehorsam und änderten die Maske nicht?" sagte die Wittwe, indem sie mit ihm seitwärts ging, wo sie freier mit ihm in's Gespräch treten konnte: „Glauben Sie denn, Prinz, daß Sie nicht von Jedem hier erkannt sind?"

„Die Leute," versetzte Philipp, „sind doch ungewiß und irren sich in mir."

„Wahrhaftig nicht, Prinz; und kleiden Sie sich nicht auf der Stelle anders, so verlasse ich Sie für den ganzen Abend. Denn ich möchte meinem Manne keinen Anlaß zu einem Auftritt geben."

Jetzt wußte Philipp, mit wem er es zu thun hatte. „Sie waren das schöne Rosenmädchen. Sind die Rosen so schnell verblüht?"

„Was ist nicht vergänglich? Besonders Männertreue! Ich sah wohl, wie Sie mit der Karmeliterin davon schlichen. Bekennen Sie nur Ihre Flatterhaftigkeit. Sie können nicht mehr läugnen."

„Hm!" versetzte Philipp trocken, „klagen Sie mich nicht an, sonst klag' ich Sie auch an."

„Zum Beispiel, schöner Schmetterling?"

„Es giebt zum Beispiel doch keinen treuern Mann, als den Marschall."

„Das ist er wohl. Und ich habe Unrecht, Sie zu viel angehört zu haben. Ich mache mir Vorwürfe genug. Er hat leider unser Verhältniß ausgespürt."

„Seit der letzten Redoute am Hofe, schöne Wittwe."

„Wo Sie zu ausgelassen und unvorsichtig waren, schöner Schmetterling."

„Machen wir's wieder gut. Trennen wir uns. Ich schätze den Marschall. Ich mag ihn meinetwillen nicht leiden sehen."

Die Wittwe betrachtete ihn eine Weile sprachlos.

„Haben Sie," fuhr Philipp fort, „wirklich einige Achtung für mich, so reisen Sie mit dem Marschall nach Polen zu Ihren Verwandten. Es ist besser, daß wir uns nicht zu viel sehen. Eine schöne Frau ist schön; eine treue, tugendhafte Frau ist aber noch schöner."

„Prinz!" rief die bestürzte Marschallin, „ist das Ihr Ernst? Haben Sie mich je geliebt, oder belogen?"

„Sehen Sie," sagte Philipp, „ich bin ein Beefuchter ganz eigener Art. Ich suche die Tugend und Treue unter den Weibern, und finde sie so selten. Die Treueste und Tugendhafteste kann mich allein fesseln — darum fesselt mich keine. Doch, holla, nein, daß ich nicht lüge. Eine hat mich gefesselt. Aber es thut mir leid, Frau Marschallin, das sind eben Sie gerade nicht."

„Sie sind in einer abscheulichen Laune, Prinz!" sagte die Wittwe, und das Zittern ihrer Stimme und das Auf- und Abwogen ihres Busens verrieth, was in ihr vorging.

„Nein," erwiederte Philipp, „ich bin, so wahr ich lebe, in der ehrlichsten Laune von der Welt. Ich möchte gern einen dummen Streich wieder gut machen. Ich hab' es Ihrem Manne auch gesagt."

„Wie?" rief die Wittwe erschracken, „Sie haben dem Marschall Alles offenbart?"

„Nicht eben Alles, nur was ich wußte."

Die Wittwe wandte sich in heftiger Bewegung rechts und links. Sie rang die Hände. Endlich fragte sie: „Wo ist mein Mann?"

Philipp zeigte auf den Mameluken, der in dem Augenblick mit langsamen Schritten daher kam.

„Prinz!" sagte die Wittwe mit einem Tone voll unaussprechlichen Zorns, „Prinz, verzeihe Ihnen Gott, ich kann Ihnen nie verzeihen. Solchee Abscheulichkeit hielt ich nie das Herz eines Menschen fähig. Sie sind ein Verräther. Mein

Mann iſt ein Ehrenmann im Mamelukenkleide, Sie ſind ein Mameluk im Ehrenkleide. In dieſer Welt ſehen Sie mich nicht wieder." — Mit dieſen Worten wandte ſie ihm ſchnell und ſtolz den Rücken, ging auf den Mameluk zu, und verlor ſich mit ihm, wie man ſah, in eine ſehr ernſte Unterredung.

Philipp lachte heimlich vor ſich in den Bart und dachte bei ſich: „Mein Subſtitut, der Nachtwächter, mag ſehen, wie er zurecht kommt. Ich ſpiele meine Rolle in ſeinem Namen ſo übel nicht. Wenn er nur moegen ſo ehelich fortfährt, wie ſich angefangen habe."

Er trat zu den Tanzenden und erblickte mit Vergnügen die ſchöne Karmeliterin in den Reihen der Tänzerinnen an der Seite ihres überglücklichen Braminen. Dieſer ward den feuerfarbenen Domino kaum gewahr, ſo warf er ihm eine Kußhand zu und bezeichnete pantomimiſch die Höhe ſeiner Seligkeit. Philipp dachte bei ſich: „Schade, daß ich nicht Prinz für Zeitlebens bin. Die Leute ſollten bald alle mit mir zufrieden ſein. Es iſt in der Welt nichts leichter, als ein Prinz zu ſein. Mit einem Worte vermag er mehr, als der beſte Advokat mit einer langen Rede. Er hatte das Vorrecht, geradezu zu gehen und frei von der Leber weg zu ſprechen. Ja, wenn ich Prinz wäre, dann wäre mein Röschen — für mich verlaren. Nein, ich möchte nicht Prinz ſein."

Er ſah nach der Uhr, es war erſt halb zwölf Uhr. Da kam der Mameluk in Haſt auf ihn zu, zog ihn auf die Seite und gab ihm ein Papier. „Prinz," rief der Mameluk, „ich möchte zu Ihren Füßen fallen und Ihnen im Staube danken. Ich bin verſöhnt mit meiner Frau. Sie haben ihr Herz gebrochen; aber es iſt gut, daß es geſchah. Sie will noch dieſe Nacht abreiſen. Sie will auf den Gütern in Polen bleiben. Leben Sie wohl. In welcher Stunde es auch ſei, ich erwarte Ihre Befehle, wenn es darauf ankommt, für Ihre königliche Hoheit in den Tod zu gehen. Mein Dank iſt ewig. Leben Sie wohl!"

„Halt!" rief Philipp, da der Marſchall ſchnell davon wollte, „was ſoll ich mit dem Papier?"

Der Marſchall antwortete: „Es iſt meine Spielſchuld von voriger Woche, die ich faſt vergeſſen hatte, und jetzt bei der Abreiſe nicht vergeſſen möchte. Ich habe den Wechſel auf Ihre königliche Hoheit endoſſirt." Damit verſchwand der Marſchall.

5.

Philipp ſchielte in das Blatt, las da etwas von fünftauſend Gulden, ſteckte das Papier zu ſich und dachte: „Schade, daß ich nicht Prinz bin."

Indem wiſperte ihm Jemand in's Ohr: „Königliche Hoheit, wie ſind Beide verrathen. Ich erſchieße mich." — Philipp ſah ſich mit großen Augen um und erblickte einen Neger.

„Was wollen Sie, Maske?" fragte Philipp ganz gelaſſen.

„Ich bin der Oberſt Kalt!" antwortete flüſternd der Neger: „Die unſelige Marſchallin hat dem Herzog Herrmann geplaudert, und dieſer ſpeit jetzt Feuer und Flammen gegen Sie und mich."

„Meinethalben!" verſetzte Philipp.

„Aber der König erfährt Alles!" ſeufzte der Neger ängſtlich, „vielleicht werde ich dieſe Nacht ſchon arretirt und morgen auf die Feſtung gebracht. Ich erhänge mich lieber."

„Davon haben Sie keinen Nutzen!" ſagte Philipp.

„Soll ich mich lebenslänglicher Schande Preis geben? Ich bin verloren. Der Herzog wird blutige Genugthuung fordern. Sein Rücken iſt gewiß noch blau von der Tracht Schläge, die ich ihm gab. Ich bin verloren, und das Backermädchen dazu. Ich ſpeinge von der Brücke und erſäufe mich noch dieſe Nacht."

„Behüte Gott!" ſagte Philipp, „was hätten Sie und das Bäckermädchen davon?"

„Ihre königliche Hoheit ſcherzt, und ich bin in Verzweiflung. Ich flehe unterthänigſt, nur ein paar Augenblicke unter vier Augen gönnen Sie mir."

Philipp folgte dem Neger in ein einſames Seitengemach, wo wenige Kerzen einen düſtern Schein verbreiteten. Der Neger warf ſich, wie gelähmt, auf ein Sopha nieder und ſeufzte laut. Philipp fand auf einem Tiſche Erfriſchungen, nebſt feinen Weinen, und ließ ſich's ſchmecken.

„Ich begreife nicht, wie Ihre königliche Hoheit ſo ruhig bei der verdammten Geſchichte bleiben kann!" ſagte der Neger; „wäre nur der Schelm, der Neapolitaner Salmoni, noch hier, der den Geiſterbeſchwörer ſpielte; der Kerl war voller Ränke von den Zehen an bis zum Scheitel, und hätte uns vielleicht mit einer Liſt retten können. Jetzt hat er ſich aus dem Staube gemacht."

„Deſto beſſer!" erwiederte Philipp, und füllte ſein Glas von neuem, „ſo ſchieben Sie alle Schuld auf ihn. Er iſt davon."

„Wie auf ihn ſchieben? Der Herzog weiß nun, daß Sie, ich, die Marſchallin und das Bäckermädchen in der Intrigue waren, um aus ſeinem Aberglauben Nutzen zu ziehen. Er weiß, daß Sie den Salmoni zur Geiſterbannerei beſtachen; daß ich mein Bäckermädchen, in das er verliebt war, abrichtete, um ihn in die Falle zu locken; daß ich der Geiſt war, der ihn zu Boden warf und ihm das Fell bläute. Hätte ich nur den Spaß nicht zu weit getrieben! Aber ich wollte ihm die Liebe zu meinem Mädchen ein wenig ausklopfen. Es iſt ein verdammter Streich. Ich nehme Gift."

„Nehmen Sie lieber ein Glas Wein; er iſt gut!" ſagte Philipp, und nahm mit großer Eßluſt ein friſches Stück Torte. „Und überhaupt," ſetzte er hinzu, „muß ich Ihnen offen geſtehen, lieber Oberſt, daß ſie für einen Oberſten ſehr feig ſind, und ſich da einer Narrengeſchichte willen gleich erſchießen, erſäufen, vergiften und aufhangen wollen. Es wäre ſchon an einem zu viel. Zweitens muß ich Ihnen ſagen, daß ich aus ihrem Geſchwätz da unter einander noch zur Stunde nicht klug werde."

„Königliche Hoheit halten zu Gnaden, ich weiß nicht, wo mir der Kopf ſteht. Der Kammerjunker des Herzogs — er iſt mein alter Freund — vertraute mir dieſen Augenblick, die Marſchallin ſei, vom Teufel geplagt, zum Herzog getreten, und habe ihm geſagt: die Komödie im Hauſe des Bäckers hat Ihnen Prinz Julian geſtiftet, der Ihnen ſeine Schweſter nicht gönnte. Die Hexe, die ſie ſahen, war ich ſelbſt, als Abgeordnete der Prinzeſſin, nur Zeugin Ihres Abergnubens zu ſein. Prinz Julian hat das Verzeichniß Ihrer Schulden, das Sie in die Gruft warfen, aus welcher Sie die Schätze haben ſollten, ſo wie Ihren Revers gegen das Bäckermädchen, daß Sie, nach der Vermählung mit der Prinzeſſin, als Mitgift zu ſich nehmen und adeln laſſen wollten. Und der Geiſt, der Sie abprügelte, war Oberſt Kalt, der Handlanger des Prinzen. Darum ging es mit Ihrer Vermählung den Krebsgang. Machen Sie ſich keine Hoffnung langer; Sie waren vergebens. — So hat die Marſchallin dem Herzog geſagt, und iſt verſchwunden."

Philipp ſchüttelte den Kopf und brummte: „Das ſind mir auch ſaubere Geſchichten! Solcher Streiche ſchämt man ſich in im gemeinſten Pöbel. Was Teufeleien und kein Ende!"

„Nein," rief der Oberſt, „Raſenderes, Pöbelhafteres kann man nicht thun, als die Marſchallin. Das Weib muß eine Furie ſein. — Gnädigſter Herr, retten Sie mich."

„Wo iſt denn der Herzog?" fragte Philipp.

„Der Kammerjunker ſagte, er ſei ſchnell aufgeſtanden und habe blos gerufen: ich gehe zum König! — Denken Sie, Prinz, wenn der zum König geht und unſere Hiſtorie nach ſeiner Art malt."

„Iſt denn der König hier?"

„Allerdings. Er ſpielt im Nebenzimmer mit dem Erzbiſchof und dem Polizeiminiſter d'Hombre."

Philipp ging mit großen Schritten durch das Kabinet. Hier war guter Rath theuer.

„Königliche Hoheit," ſagte der Neger, „retten Sie mich. Es gilt Ihre eigene Ehre. Es wird Ihnen leicht ſein. Uebrigens bin ich auf Alles gefaßt, und beim erſten böſen Wind über die Grenze. Ich packe ein. Morgen erwarte ich Ihre letzten Befehle über mein Verhalten." — Mit dieſen Worten verſchwand der Neger.

6.

„Es iſt hohe Zeit, daß du wieder Nachtwächter wirſt, Philipp!" dachte Philipp bei ſich ſelber, „du verwickelſt dich und deinen Subſtitut in gottloſe Händel, aus denen dich und ihn weder ſeine noch deine Klugheit rettet. — Das alſo wäre der Unterſchied zwiſchen einem Nachtwächter und einem Prinzen? Dafür wend' ich keine Hand um. Lieber Himmel, wie viel tolle Dinge geſchehen bei den Erdengöttern hier unterm Hofhimmel, wovon wir uns auf Erden bei Nachtwächterhorn und Webſtuhl, bei Spaten und Leiſten nichts träumen laſſen! Man bildet ſich ein, die Götter führen ein Leben wie die Engel, ohne Sünde, ohne Sorgen. Sandere Wirthſchaft! Ich habe in einer Viertelſtunde hier mehr Buberein gut zu machen, als ich in meinem ganzen Leben begangen habe."

„So einſam, mein Prinz?" flüſterte hinter ihm eine Stimme, „ich preiſe mich glücklich, Ihre königliche Hoheit einen Augenblick allein zu treffen."

Philipp ſah ſich um. Es war ein Bergknappe in Gold und Seiden und Juwelen. — „Was wollen Sie?" fragte Philipp.

„Nur einen Augenblick gnädigſtes Gehör!" antwortete der Knappe, „es iſt dringend, das Reſultat ihnen vielleicht lieb."

„Wer ſind ſie denn, Maske, wenn ich fragen darf?"

„Graf Babenlos, der Finanzminiſter, Ihrer königlichen Hoheit zu dienen!" verſetzte der Knappe, und lüpfte die Larve, um ein Geſicht zu zeigen, das mit den kleinen Augen und der großen kupferrothen Naſe eine neue Larve zu ſein ſchien.

„Nun, Herr Graf, was steht zu Befehl?“ fragte Philipp weiter.

„Darf ich freimüthig reden? Ich ließ mich schon dreimal bei Ihrer königlichen Hoheit melden, und genoß nicht die Gnade, vorgelassen zu werden. Und doch — Gott ist Zeuge! — nimmt am ganzen Hofe Niemand an Ihrer königlichen Hoheit Wohl und Weh so lebhaften Antheil, als ich.“

„Herr Graf, ich bin Ihnen verbunden!“ versetzte Philipp, „aber was wollen Sie? Machen Sie's kurz.“

„Darf ich vom Handelshaus Abraham Levi reden?“ fragte der Bergknappe.

„So viel Sie wollen.“

„Es hat sich an mich wegen der fünfzigtausend Gulden gewendet, die Sie ihm schuldig geworden sind. Es droht, sich an den König zu wenden. Und Sie wissen, welches Wort Sie dem König gaben, als er Ihre letzten Schulden zu zahlen befahl?“

„Können die Leute nicht warten?“ fragte Philipp.

„So wenig als die Gebrüder Goldschmidt warten wollen, die an Ihnen fünfundsiebenzigtausend Gulden fordern.“

„Mir gleich. Wenn die Menschen nicht warten wollen, so muß ich . . .“

„Keine verzweifelten Entschlüsse, gnädigster Herr! Ich bin im Stande, Alles wieder ins Geleis zu bringen, wenn . . .“

„Was denn, wenn?“

„Wenn Sie mir Ihre Gnade schenken, wenn Sie mich nur einen Augenblick anzuhören geruhen. Ich hoffe alle Ihre Schulden ohne Mühe zu decken. Das Haus Abraham Levi hat ungeheure Aufkäufe von Getreide veranstaltet, so daß dasselbe sehr im Preis gestiegen ist. Ein Verbot der Kornausfuhr gegen die benachbarten Staaten wird den Preis um das Doppelte und Dreifache in die Höhe schnellen. Dann gibt man dem Abraham Levi Lizenzen, und Alles ist in der Ordnung. Das Haus streicht die Schulden, übernimmt für Sie die Zahlung der fünfundsiebenzigtausend, und ich überreiche Ihnen die Quittungen. Alles aber hängt von dem Umstande ab, daß ich noch einige Jahre an der Spitze der Finanzen bleibe. Gelingt es dem Baron Greifensack, mich aus dem Ministerium zu verdrängen, so bin ich ohnmächtig, für Sie zu handeln, wie es mein heißester Wunsch wäre. Es steht bei Ihrer königlichen Hoheit, daß Sie die Partei des Greifensack verlassen, und unser Spiel ist gewonnen. Für mich ist es einerlei, ob ich im Ministerium bleibe, oder nicht. Ich sehne mich nach Ruhe. Aber es ist mir für Ihre königliche Hoheit nicht gleichgültig. Kann ich die Karten nicht nach Gefallen mischen, so habe ich verloren.“

Philipp wußte eine Weile nicht, was auf den Antrag erwiedern. Endlich, während der Finanzminister, auf Antwort wartend, eine Brillantendose hervorzog und eine Prise nahm, sagte Philipp: „Wenn ich Sie recht verstehe, Herr Graf, wollen Sie das Land ein wenig aushungern, um meine Schulden zu zahlen. Denken Sie auch, wie viel Elend Sie anrichten, und wird es der König zugeben?“

„Wenn ich an den Geschäften bleibe, so lassen Sie das meine Sorge sein, gnädigster Herr. Sobald die Preise der Lebensmittel steigen, wird der König gleich von selbst an eine Kornsperre denken und die Getreideausfuhr mit schweren Zollen hemmen. Dann gibt man dem Haus Abraham Levi Ausfuhrbewilligungen für zehn Säcke, und es führt hundert aus. Nichts leichter, als das. Allein, wie gesagt, kommt der Greifensack an's Ruder, wird daraus nichts. Ehe er sich in's Fach hineinstudirt, vergehen Jahre. So lange wird er aus Noth den ehrlichen Mann spielen, um nachher den König und das Land desto ärger zu prellen. Er muß erst sein Terrain kennen. Es gibt keinen ärgern Juden, als den Greifensack. Sein Geiz ist stinkend.“

„Schöne Aussichten!“ sagte Philipp, „wie lange glauben Sie, muß ein Finanzminister auf seinem Posten stehen, ehe er die Scheere an das Volk legen kann, um für sich und unsereins etwas zu schneiden?“

„Hm, wenn er Kopf hat, bringt er's in einem Jahre weit.“

„So sollte man dem König rathen, alle zwölf Monate einen neuen Finanzminister zu wachen, wenn er immer ehrlich bedient sein will.“

„Ich hoffe, gnädigster Herr, seit ich die Finanzen führe, ist dem König und dem Hofe nichts abgegangen.“

„Das glaub' ich, Graf, aber dem armen Volke desto mehr. Es weiß die Menge der Steuern und Auflagen kaum noch zu erschwingen. Sie sollten ein wenig barmherziger mit uns umgehen.“

„Mit uns?“ — Thue ich nicht Alles für den Hof?“

„Nein, barmherziger mit dem Volke sollten Sie verfahren, meine ich.“

„Mein Prinz, ich weiß, welche Achtung ich Ihren Worten schuldig bin. Der König mit seiner erlauchten Familie ist das Volk, dem ich diene; das, was man Volk nennt, kann in keine Betrachtung kommen. Das Land ist des Königs Eigenthum. Völker sind nur in sofern achtbar, als sie, gleich andern Nullen, die der Hauptzahl folgen, den Werth derselben vergrößern. Aber es ist hier nicht der Augenblick, den abgedroschenen Wortkram über den Werth der Völker zu erneuen; sondern ich bitte um gnädigsten Entscheid, ob ich die Ehre haben soll, Ihre Schulden auf die bewußte Weise zu beseitigen?“

„Antwort: nein, nein und nimmermehr auf Unkosten, von hunderttausend und mehr armen Familien.“

„Königliche Hoheit, es geht ja nur auf Rechnung des Hauses Abraham Levi. Und wenn ich dies Haus nöthige, Ihnen noch zu den Quittungen Ihrer Schulden fünfzigtausend Gulden baar zuzulegen? Ich denke, es läßt sich machen. Das Haus gewinnt durch die einzige Operation so viel, daß —“

„Vermuthlich auch für Sie, Herr Graf, noch ein artiges Trinkgeld herauskommt.“

„Ihre königliche Hoheit belieben zu scherzen. Ich gewinne dabei nichts. Ich brenne nur vor Begierde, Ihre Huld wieder zu erhalten.“

„Sie sind sehr gütig.“

„Also darf ich hoffen, mein Prinz?“

„Herr Graf, ich werde thun, was recht ist; thun Sie Ihre Pflicht.“

„Meine Pflicht ist, Ihnen zu dienen. Morgen lasse ich den Levi berufen, schließe den Handel mit ihm ab, und habe die Ehre, Ihrer königlichen Hoheit die besagten Quittungen zu überreichen, nebst Anweisung auf fünfzigtausend Gulden.“

„Gehen Sie, ich mag davon nicht hören.“

„Und Ihre königliche Hoheit wenden mir Ihre Gnaden wieder zu? Denn ohne im Ministerium zu stehen, könnte ich dem Abraham Levi unmöglich —“

„Ich wollte, Sie und Ihr Ministerium und Ihr Abraham Levi säßen alle Drei auf dem Blocksberg. Das sag' ich Ihnen, entsteht eine Kornsperre, läßt die Theurung der Lebensmittel nicht auf der Stelle nach, verkauft Ihr Judenhaus nicht das aufgespeicherte Getreide sogleich um den Ankaufspreis: so gehe ich ohne anders zum König, decke ihm alle Schelmereien auf, und helfe Sie sammt dem Abraham Levi aus dem Lande jagen. Verlassen Sie sich darauf; ich halte Wort.“

Philipp drehte sich um, ging in den Tanzsaal und ließ den Finanzminister ganz versteinert hingepflanzt stehen.

7.

„Wann befehlen Ihre königliche Hoheit, daß der Wagen vorfahren soll?“ flüsterte ihm eine Stimme zu, als er durch die Masken im Saal entlang ging. Es war ein dicker holländischer Kaufmann mit einer Stutzperrücke, der die Worte an ihn richtete.

„Ich fahre nicht.“

„Es ist bald zwölf Uhr vorbei, Prinz. Die schöne Sängerin erwartet Sie. Sie hat lange Weile.“

„So mag sie sich etwas singen.“

„Wie Prinz, hätten Sie Ihren Sinn geändert? — Die reizende Rollina wollten Sie im Stich lassen? — Den goldenen Augenblick verlieren, nach dem Sie seit zwei Monaten vergebens seufzeten? — Ihr Billet, das Sie diesen Morgen durch mich an Signora Rollina mit der Brillantenuhr schickten, that seine Wunder. Die stolze Sprödе ergibt sich. Sie waren den Mittag noch so hoch entzückt, und nun mit einemmal so kalt wie Eis? Was ist mit Ihnen vorgegangen? Die Verwandlung begreife ich nicht.“

„Das gilt mir gleich.“

„Sie haben mir aber befohlen, Sie um halb zwölf Uhr zu begleiten. Hätten Sie andere Engagements?“

„Freilich.“

„Etwa ein Souper bei der Gräfin Born? Sie ist nicht am Ball erschienen; wenigstens ist hier unter allen Masken keine Spur von ihr. Ich könnte Sie an Ihrem Gange und an ihrer eigenen Art, das niedliche Köpfchen zu tragen, unter Tausenden unterscheiden. Wie, Prinz?“

„Und wenn es wäre, müßte ich's Ihnen anvertrauen?“

„Ah, ich verstehe und schweige. Wollen Sie aber der Signora Rollina nicht wenigstens wissen lassen, daß Sie nicht kommen werden?“

„Hat sie mich zwei Monate seufzen lassen, so mag sie auch einmal zwei Monate für sich seufzen. Ich gehe nicht.“

„Also aus dem prächtigen Halsschmuck, den Sie ihr zum Neujahrgeschenk bestimmten, wird nun vermuthlich auch nichts.“

„Wenn's auf mich ankommt, schwerlich.“

„Wollen Sie ganz mit ihr brechen, gnädigster Herr?“

„Ich habe mit ihr noch nicht angebunden.“

„Nun denn, Prinz — so darf ich offen sein. So darf

Digitized by Google

ich die Wahrheit sagen, die Sie vielleicht aber schon wissen. Ich vermuthe es wenigstens aus Ihrer schnellen Sinnesänderung. — Nur Ihre Leidenschaft für die Rollina scheeckte mich ab, es Ihnen früher zu gestehen. Sie sind betrogen."

„Von wem?"

„Von der listigen Operistin. Sie würden die Gunst derselben mit einem Juden theilen müssen."

„Mit einem Juden?"

„Nun ja, mit dem Sohn des Abraham Levi."

„Ist der Schelm denn überall?"

„Sie wissen also noch nicht? Ich singe Ihnen die heilige Wahrheit. Wären Ihre königliche Hoheit nicht dazwischen gekommen, der Jude würde die feile Schöne öffentlich unterhalten. Es thut mir nur um die Uhr leid."

„Mir nicht."

„Die Metze verdient den Standbesen."

„Es wird Mancher nicht nach Verdienst gewürdigt."

„Königliche Hoheit, nur zu wahr. Zum Beispiel, ich habe neulich ein Mädchen entdeckt — a Prinz, die ganze Stadt und das ganze Königreich hat nichts Schöneres, nichts Lockenderes aufzuzeigen. Aber wenige Menschen kennen das himmlische Geschöpf. Puh, was ist die Rollinn daneben! Eine alte Hexe von Denner. Sehen Sie, ein Mädchen schlank und schwank, wie ein Rohr; eine Farbe, eine zarte Haut, wie Abendroth auf Schnee; ein Paar Augen, wie Sonnen; ein goldener dicker Haarwuchs — kurz, in meinem Leben sah ich nichts Schöneres. Aber wer würdigt diese Venus? Es ist eine Liebesgöttin in bürgerlicher Haube. Auf diese müssen wir Jagd machen."

„Also ein Bürgermädchen?"

„Freilich nur eine Grisette, aber — nein, Sie müssen sie sehen, und Sie werden brennen. Was hilft da mein Schildern und Preisen! Was Sie sich je in den schönsten Träumen Entzückendes träumen konnten, ist da in der Natur verkörpert, und dabei noch die liebste, zarteste, unentweihteste Unschuld! — Man sieht sie aber selten. Sie weicht selten von ihrer Mutter. Doch kenne ich ihren Sitz in der Kirche und den Sonntagsspaziergang, den sie gewöhnlich mit ihrer Mutter vor das Ulmenthor macht. Auch habe ich schon ausgespürt, daß ein junger hübscher Kerl, ein Gärtner, ihr den Hof macht. Er kann sie aber nicht heirathen, weil er ein armer Teufel ist, und das Mädchen hat auch nichts. Die Mutter ist die Wittwe eines an der Auszehrung gestorbenen Leinwebers."

„Wie heißt die Mutter?"

„Wittwe Bittner im Milchgäßchen, und ihre Tochter, schön wie eine Rose, heißt, was sie in der That ist, Röschen."

Dem guten Philipp wurde es bei diesem Namen kalt und warm. Er hätte die beste Lust gehabt, dem Erzähler die geballte Faust auf den Kopf zu geben. „Sind Sie des Teufels!" rief Philipp.

„Gelt!" sagte der Holländer, „ich habe schon gut gekundschaftet. Sie müssen das niedliche Ding erst sehen. Oder wie, mein Prinz, sollte Ihr Scharfblick schon die köstliche Perle entdeckt haben? Kennen Sie sie wirklich?"

„Ich kenne sie allerdings."

„Desto besser. Habe ich zu viel gelobt? Stimmen Sie nicht bei? Die soll uns nicht entgehen. Wir wandern mit einander zur Mutter. Sie spielen den Menschenfreund. Die Armuth der Wittwe ist Ihnen bekannt geworden. Sie mögen keine Nothleidenden sehen. Sie erkundigen sich theilnehmend nach den Umständen der guten Frau, lassen ein Geschenk zurück, wiederholen die Besuche, sahren in Mildthätigkeit fort, werden mit Röschen bekannter. Das Andere gibt sich. Der Gärtnerlümmel ist bald beseitigt; der hilft vielleicht noch, wenn man ihm ein Dutzend harte Thaler in die Hand drückt."

Philipp wußte vor Grimm nicht, was sagen. „Der Donner soll drein schlagen, wenn ——" rief er.

„Wenn der Schlingel, der Gärtner, Umstände macht?" unterbrach ihn der Holländer: „o dafür lassen Sie mich sorgen. Königliche Hoheit, bekomm' ich durch Ihr Fürwort den Kammerherrnschlüssel, so gehört Ihnen das Mädchen. Den Gärtner stecke ich unter die Soldaten und schicke ihn zur Armee. Da kann er sich für das Vaterland schlagen. Unterdessen sind Sie Meister im Felde; denn das Mädchen hängt, glaube ich, doch mit bürgerlicher Steifheit dem Burschen etwas an. Es wird überhaupt nicht leicht sein, dem Mädchen die Vorurtheile aus dem Kopf zu bringen, die es unter der bürgerlichen Kanaille eingesogen hat. Ich will es aber schon in die Schule nehmen."

— Ich breche Ihnen den Hals dafür.

„Allzugütig. Nur ihre Verwendung beim König, und der Kammerherrnschlüssel . . ."

— Herr, ich wollte, ich könnte Sie auf der Stelle . . .

„O singen Sie mir keine Schmeicheleien, gnädigster Herr! Sie wissen, jeden Augenblick ist mir das Leben für Sie feil. Hätte ich geahnet, daß Ihnen das süße Geschöpf bekannt, daß es Ihnen nicht gleichgültig wäre, es läge längst schon in Ihren Armen."

„Kein Wort mehr davon!" rief Philipp grimmig, so grimmig er mit gedämpfter Stimme an diesem Orte und in der Nähe der tanzenden, lärmenden, schwärmenden und lauernden Masken rufen durfte, um sich nicht zu verrathen: „Kein Wort mehr!"

„Nein, Thaten!" fiel der Holländer fröhlich ein: „Schon morgen sollen die Laufgraben gegen die Festung eröffnet werden. Dann rücken Sie vor. Sie sind gewohnt zu siegen. Mit den lauersamen Vorposten werden wir bald fertig. Den Gärtner nehme ich auf mich; das Mütterlein geht zu ihren goldenen Fahnen über. Dann Stuemschritt!"

Philipp konnte sich kaum mehr mäßigen. Er packte mit seiner Faust den Arm des Holländers und sagte: „Herr, wenn Sie sich unterstehen —"

— Um Gotteswillen, gnädigster Herr, mäßigen Sie sich in Ihrer Freude. Ich muß laut aufschreien. Sie zerquetschen mir den Arm.

„Wenn Sie sich unterstehen," fuhr Philipp fort, „und stellen diesem unschuldigen Mädchen nach, so zerquetsche ich Ihnen, so wahr ich lebe, alle Knochen im Leibe."

„Gut, gut!" seufzte der Holländer in schmerzlicher Angst: „Genehen Sie nur, mich loszulassen."

„Finde ich Sie jemals auf das Mädchen hinschielend, nur in der Nähe des Milchgäßchens, so sind Sie ein Kind des Todes von meiner Hand. Danach richten Sie sich."

Der Holländer stand ganz verblüfft da. „Königliche Hoheit," sagte er zitternd, „ich konnte nicht wissen, daß Sie das herrliche Mädchen so ernsthaft liebten, wie es scheint."

„Sehr ernsthaft, das will ich vor der ganzen Welt gestehen."

— „Und werden wieder geliebt?"

„Was geht Sie das an? Reden Sie mir nie wieder davon. Denken Sie nie mehr an das Mädchen; Ihr Gedanke schon besudelt. — Nun wissen Sie meine Meinung. Packen Sie sich."

Mit diesen Worten wandte ihm Philipp den Rücken, und der Holländer ging, hinter den Ohren kratzend, davon.

8.

Unterdessen hatte auch Philipps Substitut, als Nachtwächter, auf den Straßen der Stadt seine Rolle gespielt. Es ist wohl nicht nöthig, erst zu sagen, was Jeder von selbst weiß, daß dies kein Anderer, als Prinz Julian war, der, des süßen Weines voll, auf den Einfall gekommen, in die Nachtwächterei hineinzupfuschen. — Sobald er den Philipp verlassen hatte, rief und blies er von Straßenecke zu Straßenecke die Stunden nach Herzenslust, machte zu seinem Gesange allerlei komische Zusätze, und bekümmerte sich wenig um das vorgeschriebene Revier, das er zu behüten und zu beblasen hatte.

Indem er auf einen neuen Vers sann, ging seitwärts eine Hausthür auf; ein wohlgekleidetes Mädchen trat hervor und winkte mit einem lockenden: Bst! bst! Dann zog es sich in die Dunkelheit des Hausgangs.

Der Prinz ließ seine Verse fahren, und folgte der angenehmen Erscheinung. In der Finsterniß ergriff ihn eine zarte Hand, und eine weiche Stimme lispelte: „Guten Abend, lieber Philipp! Speich leise, daß uns Niemand hört. Ich bin nur auf ein Augenblickchen von der Gesellschaft weggeschlichen, dich im Vorbeigehen zu grüßen. Bist du vergnügt?"

„Wie ein Gott vergnügt, du Engel!" sagte Julian: „Wer könnte bei dir auch traurig sein?"

„Philipp, ich habe dir etwas Gutes zu sagen. Du sollst morgen Abend bei uns essen. Die Mutter hat es erlaubt. Kommst du auch?"

„Alle Abend, alle Abend!" rief Julian: „und so lange du willst. Ich wollte, du könntest beständig bei mir sein, oder ich bei dir, bis an der Welt Ende. Das wäre ein Götterleben!"

„Höre, Philipp, in einer halben Stunde bin ich bei der Gregorienkirche. Da erwarte ich dich. Du fehlst doch nicht? Laß mich nicht lange warten. Dann machen wir noch einen Gang durch die Stadt. Nun geh, damit uns Niemand überrascht."

Sie wollte gehen. Julian aber zog sie zurück und in seinen Arm. „Willst du mich so kalt von dir scheiden lassen?" fragte er und drückte seinen Mund auf ihre Lippen.

Röschen wußte nicht, was zu Philipps Keckheit zu sagen. Denn Philipp war immer so bescheiden und zärtlich gewesen, daß er höchstens einen Kuß auf ihre Hand gewagt hatte, ausgenommen einmal, da ihnen beiden die Mutter allen und jeden Umgang hatte verbieten wollen. Damals war von ihnen im Gefühl der höchsten Liebe und des höchsten Schmerzes der erste Kuß gewechselt worden; seitdem nie wieder. Röschen sträubte

sich; aber der vermeinte Philipp war so ungestüm, daß man, um kein verrätherisches Geräusch zu machen, wohl das Sträuben aufgeben mußte. Sie vergalt den Kuß und sagte: „Philipp, nun geh!“

Er aber ging nicht, sondern sagte: „Da wäre ich wohl ein Narr. Meinst du, ich hätte mein Nachtwächterhorn lieber, als dich? Mit nichten, du Herzchen.“

„Ach,“ seufzte Röschen, „es ist doch aber nicht recht.“

„Warum denn nicht, du Närrchen? Ist denn das Küssen in deinen zehn Geboten untersagt?“

„Ja,“ versetzte Röschen, „wenn wir uns einander haben dürften, dann wär' es etwas Anderes.“

„Haben? wenn es nichts Anderes ist, alle Tage kannst du mich haben, wenn du willst.“

„Ach, Philipp, wie speichst du auch heute so wunderlich! Wir können ja daran noch nicht denken.“

„Wahrhaftig, ich denke aber ganz ernstlich daran. Wenn du nur willst.“

„Philipp, hast du ein Räuschchen? Ob ich will? Geh, du beleidigst mich. — Höre, Philipp, mir hat die letzte Nacht von dir geträumt.“

„War's was Schönes?“

„Du hattest in der Lotterie gewonnen, Philipp, da hatten wir Beide Jubel. Du hattest dir einen prächtigen Garten gekauft. Kein schönerer Garten ist in und außer der Stadt. Alles hatten wir da vollauf; Blumen an Blumen, wie ein Paradies, und große Beete voll des feinsten Gemüses, und die Bäume hingen schwer von Obst. Ich ward beim Erwachen recht traurig, daß mich der Traum nur geneckt hatte. Sage mir, Philipp, hast du etwa in die Lotterie gesetzt? Hast du etwas gewonnen? Heute war ja Ziehung.“

„Wenn ich bei dir, du schönes Kind, das große Loos gewönne, wer weiß, was geschähe? Wie viel müßte ich dann gewinnen für dich?“

„Wenn du auch nur so glücklich wärst, tausend Gulden zu gewinnen. Dann könntest du schon einen artigen Garten kaufen.“

„Tausend Gulden? Und wenn es mehr wäre?“

„O Philipp, was sagst du? Ist's wahr? Nein, betrüge mich nicht, wie mein Traum! Du hast gesetzt, du hast gewonnen. Gesteh' es nur.“

„So viel du willst.“

„O Gott!“ rief Röschen, und fiel ihm freudetrunken um den Hals und küßte ihn mit glühender Freude: „Mehr als tausend Gulden? Wird man dir auch das viele Geld wohl geben?“

Unter ihren Küssen vergaß der Prinz das Antworten. Es ward ihm ganz wunderbar, die zarte, edle Gestalt in seinen Armen zu halten, deren Liebkosungen ihm doch nicht galten, und die er doch so gern für seine Rechnung genommen hätte.

„Antworte doch, antworte doch!“ rief Röschen ungeduldig: „Wird man dir auch die Menge Geldes geben wollen?“

„Ich habe es schon; und macht's dir Freude, so geb ich's dir.“

„Wie, Philipp, du trägst es mit dir!“

Der Prinz nahm seine Börse hervor, die er, schwer von Gold, zu sich gesteckt hatte, um sie beim Spieltische anzuwenden. „Nimm und wäge, Mädchen!“ sagte er, und legte sie, indem er die kleinen zarten Lippen küßte, in Röschens Hand. „Bleibst du mir dafür hold?“

„Nein, Philipp, wahrlich für dein vieles Geld nicht, wenn du nicht mein Philipp wärst.“

„Und wie, zum Beispiel, wenn ich dir noch einmal so viel geben würde, und nicht dein Philipp wäre?“

„So würfe ich dir deine Schätze vor die Füße, und machte dir einen höflichen Knix!“ sagte Röschen.

Indem ging eine Thüre droben auf; man hörte Mädchenstimmen und Gelächter. Der Schimmer eines Lichts fiel von oben auf die Treppe. Röschen erschrack und flüsterte: „In einer halben Stunde bei der Gregorienkirche!“ und sprang davon, die Treppe hinauf. Der Prinz stand wieder im Finstern. Er ging zum Hause hinaus und betrachtete das Gebäude und die erleuchteten Fenster. Die plötzliche Trennung war ihm natürlich sehr unzeitig geschehen. Zwar die Geldbörse gereute ihn nicht, mit der das Mädchen davon geflogen war; wohl aber, daß er das Gesicht der unbekannten Schönen nicht beim Licht gesehen hatte; daß er nicht einmal ihren Namen wußte, und noch weniger, ob sie aus der Drohung, ihm das Geld vor die Füße zu werfen, Ernst machen würde, wenn er ihr in seiner wahren Gestalt erschiene. Inzwischen verredete er sich auf das Finde-mich bei der Gregorienkirche. Eben dies Plätzchen hatte ihm auch der Nachtwächter angewiesen. Julian verstand bald, daß er sein glückliches Abenteuer nur diesem, doch ohne dessen Willen, zu danken hatte.

9.

Sei es, daß der Geist des Weins durch die wachsende Kälte der Neujahrsnacht oder durch Röschens Täuschung in seiner Wirkung gesteigert ward; der Muthwille des fürstlichen Nachtwächters nahm überhand.

Mitten in einem Haufen von Spaziergängern blieb er an einer Straßenecke stehen, und stieß mit solcher Kraft in's Horn, daß alle Frauenzimmer mit lautem Schrei zurücksprangen und die Männer vor Schrecken steif wurden. Dann rief Julian die Stunde und sang dazu:

Der Handel unsrer lieben Stadt
Gewaltig abgenommen hat
Selbst unsre Mädchen, weiß und braun,
Sucht man nicht mehr zu Ehefrau'n.
Die Waare putzt sich, wie sie kann,
Und bringt sie doch nicht an den Mann.

„Das ist doch unverschämt!“ riefen einige weibliche Stimmen im Haufen, „uns mit Waaren zu vergleichen!“ Von den anwesenden Männern aber lachten viele aus vollem Halse. „Da capo!“ schrien einige lustige Brüder. „Bravo, Nachtwächter!“ schrieen Andere. „Was unterstehst du dich, Kerl, unsere Frauenzimmer auf öffentlicher Straße zu beleidigen?“ schnod ein junger Lieutenant, der ein hübsches Mädchen am Arm führte, den Nachtwächter an.

„Herr Lieutenant, der Nachtwächter singt leider Gottes die Wahrheit!“ entgegnete ihm ein junger Müller: „Und gerade das Weibsbild, das Sie am Arm führen, bestätigt die Wahrheit. He, Jüngferchen, kennst du mich? Weißt du, wer ich bin? He? Geziemt sich das für eine verlobte Braut, des Nachts mit andern Männern umherzuschwärmen? Morgen sag' ich's deiner Mutter ab. Ich will nichts mehr mit dir zu schaffen haben!“

Das Mädchen verhüllte sich das Gesicht und zupfte am Arm des Offiziers, um davon zu kommen. Der Lieutenant wollte aber, als ein Kriegsheld, vor dem Müller nicht so leicht Reißaus nehmen, und mit Ehren das Feld behaupten. Er stieß eine Menge Flüche aus, und da dieser kein Wort schuldig blieb, schwang er den Stock. Plötzlich aber erhoben sich zwei dicke spanische Rohre, von bürgerlichen Fäusten geführt, warnend über dem Haupte des Lieutenants.

„Herr!“ rief ein breitschulteriger Bierbrauer dem Kriegsmanne zu: „Hier keine Händel wegen des schlechten Mädchens angefangen. Ich kenne den Müller; er ist ein braver Mann. Er hat Recht; und der Nachtwächter hat Recht, so wahr ich lebe! Ein ehelicher Bürgersmann und Präsenzmist kann und mag kaum noch ein Mädchen aus unserer Stadt zur Frau nehmen. Die Weibsbilder wollen sich alle über ihren Stand erheben; statt Strümpfe zu stricken, lesen sie Romane; statt Küche und Keller zu besorgen, laufen sie in Komödien und Konzerte. Im Hause bei ihnen ist Unflat, und auf den Gassen gehen sie gepatzt einher, wie Prinzessinnen. Da bringen sie dem Manne keine Mitgift in's Haus, als ein paar schöne Röcke, Spitzen und Bänder und Liebschaften, Romane und Faulheit. Herr, ich spreche aus Erfahrung. Wären unsere Bürgerstöchter nicht so verderbt, ich wäre längst verheirathet.“

Alle Umstehenden erhoben ein gellendes Gelächter. Der Lieutenant streckte langsam das Gewehr vor den beiden spanischen Rohren und sagte verdrießlich: „Das fehlte auch noch, hier von dem bürgerlichen Pack Bußpredigten zu hören!“

„Was, bürgerliches Pack?“ rief ein Nagelschmied, der das zweite spanische Rohr führte: „Ihr adelichen Müßiggänger, die wir euch mit unsern Steuern und Abgaben füttern müssen, wollt ihr von bürgerlichem Pack sprechen! Eure Liederlichkeit ist an allem Unglück in unsern Haushaltungen Schuld. Es blieben nicht halb so viel ehrliche Mädchen sitzen, wenn ihr hättet beten und arbeiten gelernt.“

Nun sprangen mehrere junge Offiziere dazu; aber auch Meister and Handwerksbursche sammelten sich. Buben machten Schneebälle und ließen davon in den dichsten Haufen fliegen, um auch ihre Freude dabei zu haben. Die erste Kugel traf den vornehmen Lieutenant auf die Nase. Dieser hielt es für Angriff des bürgerlichen Packs, und erhob abermals den Stock. Das Treffen begann.

Der Prinz, welcher nun den Anfang des Wartwechsels gehört hatte, war längst wohlgemuth und lachend davon gezogen in eine andere Straße, unbekümmert um die Folgen seines Gesanges. Er kam an den Palast des Finanzministers Bendos. Mit diesem Herrn stand er nicht im besten Vernehmen, wie das schon Philipp erfahren hatte. Julian sah alle Fenster erleuchtet. Die Gemahlin des Ministers hatte große Gesellschaft. Julian in seiner satirischen Poetenlaune pflanzte sich dem Palaste gegenüber hin und blies kräftig sein Horn. Einige Herren und Damen öffneten, vielleicht weil sie eben nichts Besseres zu thun hatten, das Fenster, neugierig, den Nachtwächter zu hören.

„Nachtwächter!“ rief einer von den Herren herab: „sing' auch ein hübsches Stück zum Neujahr.“ Dieser Zuruf lockte noch mehrere von der Gesellschaft der Frau Ministerin an die Fenster.

Julian, nachdem er gewohntermaßen die Stunde gerufen, sang mit lauter Stimme gar vernehmlich:

Ihr, die ihr seufzt in Schuldennoth
Und ohne Witz zum Bankerot,
Flieht, daß der Herr in dieser Nacht
Euch zum Finanzminister macht.
Der ohne Finanzen läßt das Land
Weil er sie behält in seiner Hand.

„Das ist ja zum Ohnmächtigwerden!“ rief die Frau Ministerin, die ebenfalls zu einem der Fenster getreten war: „Wer ist denn der niederträchtige Mensch, der sich dergleichen erfrecht?“

„Frau Excellenz!“ antwortete Julian mit verstellter Stimme, indem er den jüdischen Dialekt annahm: „Ich wollte Ihnen doch ein kleines Vergnügen machen. Halten zu Gnaden, ich bin nur der Hofjude Abraham Levi; Frau Excellenz kennen mich doch schon.“

„Wei mie!“ schrie eine Stimme oben am Fenster: „Ehrvergessener Kerl, wie willst du sein Abraham Levi? Bin ich nicht selber Abraham Levi? Du bist ein Betrüger!“

„Ruft die Wache!“ rief die Frau Ministerin: „Laßt den Menschen arretiren!“

Bei diesen Worten verließen alle Gäste in großer Behendigkeit die Fenster. Aber auch der Prinz blieb nicht stehen, sondern nahm im Doppelschritt den Weg durch einige kleine Quergassen.

Ein Schwarm Bedienten, begleitet von einigen Finanzsekretären, stürzte aus dem Palaste hervor und irrten umher, den Lästerer zu suchen. Plötzlich riefen einige laut: „Wir haben ihn!“ Die Andern eilten dem Rufe nach. Wirklich hatten sie den Nachtwächter des Reviers gefunden, der in großer Unschuld auf dem Wege seines Berufs dahin trabte. Er ward umringt, übermannt und, wie sehr er sich auch sträubte, wegen seiner sarkastischen Einfalle auf die Hauptwache geschleppt.

Der wachthabende Offizier schüttelte verwundert den Kopf und sagte: Man hat mir schon einen Nachtwächter zugeführt, der durch Verse, die er auf die Mädchen der Residenz abgesungen, eine fatale Schlägerei zwischen Offizieren und Bürgerlichen verursacht hat.“

Der neu eingebrachte Gefangene wollte durchaus nichts gestehen, und lärmte gewaltig, daß ein Haufe junger Leute, die wahrscheinlich zu viel getrunken haben möchten, ihn in der Ausübung seines ihm anvertrauten Amtes gestört hatten. Einer der Finanzsekretäre sagte ihm aber den ganzen Vers vor, der den geerbten Zorn der Frau Ministerin und aller ihrer Gäste erregt hatte. Sämmtliche Soldaten brachen in ein erschütterndes Lachen aus. Der ehrliche Nachtwächter aber schwor mit Thränen, ihm sei so etwas nie in den Sinn gestiegen.

Während man noch mit diesem Verhör beschäftigt war, der Nachtwächter seine Unschuld betheuerte, die jungen Herren für alle Folgen ihres Betragens verantwortlich machte, und die Finanzsekretäre in der That schon anfingen, zweifelhaft zu werden, ob sie auch den rechten Mann ergriffen hatten, rief die Schildwache draußen: „Wacht heraus in's Gewehr!“

Die Soldaten sprangen davon. Die Finanzsekretäre fuhren fort, den Nachtwächter mit Fragen zu bestürmen. Indem trat der Feldmarschall in die Wachtstube, begleitet vom wachthabenden Hauptmann.

„Lassen Sie mir den Kerl da krumm schließen!“ rief der Feldmarschall, und zeigte mit der Hand hinter sich. Zwei Offiziere traten herein, die einen entwaffneten Nachtwächter bei den Armen führten.

„Sind denn die Nachtwächter alle toll geworden?“ rief der wachthabende Hauptmann ganz erstaunt aus.

„Ich will den Bösewicht morgen seine infamen Verse bezahlen!“ schrie der Feldmarschall.

„Ihre Excellenz,“ versetzte der neugefangene Wächter zitternd und bebend, „ich habe, weiß der Himmel, keine Verse gemacht, in meinem ganzen Leben keinen Vers!“

„Schweig, Schurke!“ brüllte mit entsetzlicher Stimme der Feldmarschall: „Du sollst mir auf die Festung oder an den Galgen. Und widersprichst du mir einem Muck noch, so haue ich dich auf der Stelle in Krautstücken!

Der wachthabende Hauptmann bemerkte dem Marschall in aller Ehrerbietigkeit: es müsse eine poetische Epidemie unter den Nachtwächtern in der Stadt sein; denn er habe nun schon drei dieser Patrone in einer Viertelstunde zu hüten bekommen.

„Meine Herren,“ sagte der Feldmarschall zu den ihn begleitenden Offizieren, „da der Kerl schlechterdings nicht eingestehen will, daß er den Vers gesungen habe, so besinnen Sie sich auf das Pasquill, ehe Sie es vergessen. Schreiben Sie es auf. Morgen wollen wir ihn schon zum Geständniß bringen. Jetzt will ich keine Zeit verlieren, und auf den Ball. Wer weiß es noch?“

Die Offiziere besannen sich. Einer half dem andern nach. Der Wachthabende schrieb und da kam Folgendes hervor:

Der Federbusch auf leerem Kopf,
Im Nacken einen steifen Zopf,
Den Bauch zurück, die Brust heraus,
Das macht des Heeres Stärke aus.
Man wird bei Tanz und Geigenschall,
Bei Kuß und Spiele Feldmarschall.

„Willst du läugnen, Schurke?“ fuhr der Feldmarschall den erschrockenen Nachtwächter mit erneuter Wuth an: „Willst du läugnen, daß du das gesungen hast, als ich aus der Thür meines Hauses trat?“

„Mag es gesungen haben, wer will, ich weiß nichts davon!“ antwortete der Nachtwächter.

„Warum liefest du denn davon, als du mich kommen sahest?“ fragte der Marschall weiter.

„Ich bin nicht gelaufen.“

„Was?“ riefen die beiden Offiziere; „Du willst nicht gelaufen? Warst du nicht außer Odem, als wir dich am Markt hier endlich einholten?“

„Ja, ich war vor Schrecken außer mir, daß mich die Herren so gewaltthätig überfielen. Es liegt mir noch jetzt in allen Gliedern.“

„Schließen Sie den hartnäckigen Hund krumm!“ rief der Marschall dem Wachthabenden zu: „Er hat bis Morgen Zeit genug sich zu besinnen.“ Mit diesen Worten eilte der Marschall hinweg.

Der Lärm auf den Gassen und die Spottgedichte der Nachtwächter hatten die ganze Polizei in Bewegung gesetzt. Noch in derselben Viertelstunde wurden zwei andere Nachtwächter, freilich nicht die rechten, ergriffen und zur Hauptwache geführt. Der eine sollte auf den Minister der auswärtigen Angelegenheiten ein schwähliches Lied gesungen haben, des Inhaltes: der Minister wäre nirgends auswärtiger, als in seinem Departement. Der andere war beschuldigt, vor dem bischöflichen Palast gesungen zu haben: es fehle den Kirchenlichtern nicht an Talg, aber sie verbreiteten im Lande mehr dicken Qualm und Rauch, als Helligkeit.

Der Prinz, welcher durch seinen Muthwillen allen Nachtwächtern der Residenz so schlimmes Spiel machte, entschlüpfte überall glücklich, und ward eben darum von Gasse zu Gasse kecker. Die Sache machte Geräusch. Man hatte sogar dem Polizeiminister, der beim Könige am Spieltische saß, von der poetischen Insurrektion der ehemals so friedlichen Nachtwächter rapportirt, und zum Beweis einen der Spottverse schriftlich überbracht. Der König hörte den Vers an, der gegen die schlechte Polizei selbst gerichtet war, die ihre Spürnase in alle Familiengeheimnisse der Stadt stecke, und doch im eigenen Hause nichts rieche; daher ihr wohl eine Prise zu gönnen sei. Der König lachte laut auf, und befahl, ihm einen der nachtwächterlichen Poeten einzufangen und herzubringen. Er stand vom Spieltische auf; denn er sah, der Polizeiminister hatte die gute Laune verloren.

10.

Im Tanzsaale neben dem Spielzimmer hatte Philipp, der gefürstete Nachtwächter, so eben von seiner Sackuhr vernommen, daß es Zeit sei, sich zum Fünfuhrmich bei der Gregarienkirche einzustellen. Er selbst war froh, seinen Purpurtalar und Federhut an den Substituten zurückzugeben, denn ihm ward unter der vornehmen Maske nicht gar wohl zu Muth.

Wie er eben die Thür suchte, um sich davon zu schleichen, kam ihm der Neger nachgetreten und zischelte ihm zu: „Königliche Hoheit, Herzog Hermann sucht sie allenthalben! — Philipp schüttelte ärgerlich den Kopf und ging hinaus; ihm nach der Neger. Wie sie Beide in das Vorzimmer traten, flüsterte der Neger: „Bei Gott, du kannst der Herzog!“ und mit den Worten machte sich der Schwarze wieder eilfertig in den Saal zurück.

Eine hohe, lange Maske trat mit schnellen Schritten gegen Philipp auf und rief: Halten Sie einen Augenblick; ich habe mit Ihnen ein Wörtchen abzuthun. Ich suchte Sie schon lange.“

„— Nur geschwind,“ entgegnete Philipp, „denn ich habe keine Zeit zu verlieren.“

„Ich wollte, ich müßte keine mit Ihnen verlieren. Ich habe Sie lange genug gesucht. Sie sind mir Genugthuung schuldig. Sie haben mir blutige Beleidigung zugefügt.“

— Daß ich nicht wußte.

„Sie kennen mich nicht?“ rief der Herzog und zog die Larve ab: „Nun wissen Sie, wer ich bin, und Ihr böses Gewissen muß Ihnen das Uebrige sagen. Ich fordere Genug-

thuung. Sie und der verfluchte Saimoni haben mich betrogen."

— Davon weiß ich nichts! antwortete Philipp.

„Sie haben die schändliche Geschichte im Keller des Bäckermädchens angestellt. Auf Ihr Anstiften hat sich der Oberst Kalt an meiner Person vergriffen."

— Kein wahres Wort.

„Wie, kein wahres Wort? Sie läugnen? — Die Marschallin Blankenschwerd hat mir erst vor wenigen Minuten Alles entdeckt. Sie war Augenzeugin bei der Geisterkomödie, die Sie mit mir spielten."

— Sie hat Ihrer Durchlaucht ein Mährchen aufgebunden. Ich habe an ihren Händeln keinen Theil gehabt. Wenn Sie Geisterkomödien mit sich spielen lassen, war es Ihre Schuld.

„Ich frage Sie, ob Sie mir Genugthuung geben wollen? Wo nicht, so mache ich Lärm. Folgen Sie mir auf der Stelle zum König. Entweder Sie schlagen sich mit mir, aber — zum König."

— Ihre Durchlaucht.... stotterte Philipp verlegen: Ich habe weder Lust, mich mit Ihnen zu schlagen, noch zum König zu gehen.

Das war Philipps voller Ernst; denn er fürchtete, die Larve abziehen zu müssen und in empfindliche Strafe wegen der Rolle zu fallen, die er wider seine Absicht hatte spielen müssen. Er machte daher gegen den Herzog allerlei Ausflüchte, und sah nur immer noch der Thür, um irgend einmal den guten Augenblick erwischen und entspringen zu können. Der Herzog hingegen merkte die Aengstlichkeit des vermeinten Prinzen, und ward dadnech muthiger. Er nahm zuletzt den armen Philipp beim Arm, und wollte ihn zum Saal führen.

— Was wollen Sie von mir? rief Philipp in Verzweiflung, und schleuderte den Herzog zurück.

„Zum König!" antwortete der Herzog wüthend: „Er soll hören, wie schändlich man an seinem Hofe einem fürstlichen Gast begegnet."

— Gut! sagte Philipp, der sich nicht mehr zu helfen wußte, als wenn er den Charakter des Prinzen wieder annehme: So kommen Sie; ich bin bereit! Zum Glück habe ich den Zettel bei mir, auf welchem Sie dem Bäckermädchen eigenhändig die Versicherung ausstellten....

„Possen! Larifari!" erwiederte der Herzog: „Das war einer von den Späßen, den man wohl mit einem dummen Bürgermädchen treibt. Zeigen Sie ihn nur dem König. Ich werde mich darüber ausweisen."

Indessen schien es dem Herzog doch mit dem Ausweisen nicht gar Ernst zu sein. Er drang gar nicht weiter darauf, Philipp zum König zu führen, und das war dem Philipp schon recht; desto ungestümer bestand der Herzog darauf, daß sie Beide in den Wagen sitzen und, der Himmel weiß wohin, fahren wollten, um die Ehrensache mit Pistolen oder Säbeln abzuthun. Das war nun dem bedrängten Philipp gar nicht gelegen. Er stellte dem Herzog alle bösen Folgen dieses Schrittes vor. Jener aber in seinem Grimme ließ sich durch nichts in seinem Verlangen abwendig machen; versicherte, er habe schon Fürsorge für Alles getroffen, und werde nach Beendigung ihres Geschäfts noch in der Nacht abreisen.

„Wenn Sie nicht," fuhr der Herzog fort, „der feigste Mensch in Ihrem Lande sind, so folgen Sie mir zum Wagen, Prinz."

— Ich bin kein Prinz! antwortete Philipp, der sich zum Aeußersten getrieben sah.

„Sie sind es. Jeder hat Sie hier auf dem Balle erkannt. Ich kenne Sie am Hut. Sie hintergehen mich nicht."

Philipp zog die Larve ab, zeigte dem Herzog sein Gesicht und sprach: „Nun? Bin ich der Prinz?"

Herzog Herrmann, wie er das wildfremde Gesicht erblickte, prallte zurück und stand wie versteinert. Seine geheimste Angelegenheit einem Unbekannten verrathen zu haben, vermehrte seine Bestürzung und Verlegenheit. Ehe er sich noch aus dieser sammeln konnte, hatte Philipp schon die Thür in der Hand, und weg war er.

11.

Sobald sich Philipp im Freien befand, nahm er blitzschnell Hut und Seidenmantel ab, wickelte jenen in diesen, und so beides unter den Arm, sprang er die Gasse entlang, der Gregorienkirche zu.

Da stand Röschen schon in einem Winkel neben der hohen Kirchenpforte, und harrte sein.

„Ach Philipp, lieber Philipp!" sagte sie zu ihm, sobald sie ihn erkannte, und drückte seine Hand: „Welche Freude hast du mir doch gemacht! O wie glücklich sind wir! Sieh ich habe keine Ruhe mehr bei meinen Freundinnen gehabt. Gottlob, daß du da bist. Schon seit beinahe einer Viertelstunde stehe ich hier und friere. Aber ich denke vor Freuden gar nicht an die Kälte, die ich leide."

— Und ich, liebes Röschen, danke Gott auch, daß ich wieder bei dir bin. Hole der Geier alle den Schnickschnack der großen Heeren. Nun, ich erzähle dir schon ein andermal von den tollen Auftritten, die ich gehabt habe. Sage mir, Herzenskind, wie geht es dir auch? Hast du mich noch ein wenig lieb?

„Ei, du bist nun ein großer Herr geworden, Philipp, und da ist's wohl an mir, zu fragen, ob du mich noch ein wenig lieb hast?"

— Wetter, woher weißt du denn schon, daß ich ein großer Herr war.

„Du hast es mir ja selber gesagt. Philipp, Philipp, wenn du nur nicht stolz wirst, nun du entsetzlich reich bist. Ich bin ein armes Mädchen, und nun freilich zu schlecht für dich. Aber, Philipp, ich habe schon bei mir gedacht, wenn du mich verlassen könntest, sieh ich wollte lieber, du wärest ein armer Gärtner geblieben. Ich würde mich gewiß zu Tode grämen, wenn du mich verlassen könntest."

— Röschen sage mir, was schwatzest du auch da? Ich bin eine halbe Stunde Prinz gewesen, und es war doch nur Spaß; aber in meinem Leben mache ich solchen Spaß nicht wieder. Nun bin ich wieder Nachtwächter, und so arm wie vorher. Ich habe da wohl noch fünftausend Gulden bei mir, die ich von einem Mameluken bekommen — die könnten uns Beiden aus der Noth helfen —, aber leider, sie gehören mir nicht.

„Du sprichst wunderlich, Philipp!" sagte Röschen, und gab ihm die schwere Geldbörse, die sie vom Prinzen erhalten hatte: „Da, nimm dein Geld wieder. Es wird mir doch im Strickbeutel fast zu schwer."

— Was soll ich mit dem vielen Gelde? Woher hast du das, Röschen?

„Du hast es ja in der Lotterie gewonnen, Philipp."

— Was? Hab' ich gewonnen? Und man hat mir doch auf dem Rathhause gesagt, meine Nummern wären nicht herausgekommen! Sieh, ich hatte gesetzt und gedofft, es könnte eine Terne für uns zur Aussteuer geben. Aber der Gärtner Rothmann sagte mir, als ich den Nachmittag zu spät auf das Rathhaus kam: „Armer Philipp, keine Nummer!" — Juchhey, also doch gewonnen! Jetzt kauf' ich den größten Garten, und du bist meine Frau. Wie viel ist's denn geworden?

„Philipp, hast du dir ein Räuschchen in der Neujahrsnacht getrunken? Du mußt besser wissen, wie viel es ist. Ich habe bei meinen Freundinnen nur unter dem Tische heimlich in die schöne Börse hineingeschielt, und bin recht erschrocken, als ich ein Goldstück neben dem andern blitzen sah. Da dachte ich: nun wundert's mich nicht, daß der Philipp so unbändig war. Aber es war dir nicht zu verargen. Ich möchte dir selber um den Hals fallen und mich recht satt weinen vor Freuden."

— Röschen, wenn du fallen willst, ich mag es wohl leiden. Aber hier ist ein Mißverständniß. Wer hat dir das Geld gebracht, und gesagt, es sei mein Lotterieloos? Ich habe ja das Loos noch zu Hause im Kasten, und kein Mensch hat es mir abgefordert.

„Philipp, treib keine Possen. Du hast's mir vor einer halben Stunde selber gesagt und mir selber das Geld gegeben."

— Röschen, besinne dich. Diesen Morgen sah ich dich beim Weggehen aus der Messe, da wir mit einander unser Zusammenfinden für diese Nacht verabredeten. Seitdem sahen wir ja einander nicht.

Außer vor einer halben Stunde, da ich dich blasen hörte, und ich dich zu Steinmanns ins Haus hineinrief. Aber was trägst du denn unter dem Arm für ein Bündelchen? Warum gehst du bei der kalten Nacht ohne Hut? — Philipp, Philipp! nimm dich wohl in Acht. Das viele Geld könnte dich leichtsinnig machen. Du bist gewiß in einem Wirthshause gesessen, und hast dir mehr zu Gute gethan, als du solltest. Gelt? Was hast du für ein Bündelchen? Mein Himmel, daß sind ja wohl Frauenzimmerkleider von Seiden? Philipp, Philipp! wo bist du gewesen?"

— Gewiß vor einer halben Stunde nicht bei dir. Du willst dich, glaub' ich, über mich lustig machen? Antworte mir, woher hast du das Geld?

„Antworte mir erst, Philipp, woher hast du diese Frauenzimmerkleider? Wo bist du gewesen?"

Da beide ungeduldig waren, Antwort zu hören, und keine Antwort gaben, fingen sie an, auf einander etwas mißtrauisch zu werden und zu zänkeln.

12.

Wie es gewöhnlich in solchen Rechtshändeln geht, wo ein liebendes Pärchen mit einander streitet, ging es auch hier. Sobald Röschen das weiße Schnupftuch hervornahm und ihre Augen trocknete und das Köpfchen wegwandte, und ein Seuf-

zer um den andern aus der Tiefe der Brust hervorzitterte, hatte sie offenbares Recht, und er offenbares Unrecht. Und er gestand sein Unrecht, indem er sie tröstete, und bekannte: er sei auf einem Maskenball gewesen, und was er unter dem Arm trage, sei kein weibliches Gewand, sondern ein Seidenmantel nebst Larve und Federhut.

Nach diesem reumüthigen Eingeständniß aber begann erst das strengste Verhör über ihn. Ein Maskenball, das weiß jedes Mädchen in einer großen Stadt, ist für unverwahrte Herzen ein gefährlicher Irrgarten und Kampfplatz. Man stürzt sich in ein Meer anmuthiger Gefahren und geht manchmal darin unter, wenn man kein guter Schwimmer ist. Röschen hielt ihren Freund Philipp aber gerade nicht für den besten Schwimmer; es ist schwer zu sagen, warum. Also mußte er zuerst erklären, ob er getanzt habe? Auf das Verneinen hin fragte sie, ob er keine Abenteuer und Händel mit weiblichen Masken gehabt habe? Das ließ sich nicht verneinen. Er bekannte allerlei; doch setzte er jedesmal hinzu, die Frauenzimmer wären insgesammt von vornehmer Abkunft gewesen und hätten ihn für einen andern gehalten. Röschen wollte zwar ein wenig zweifeln; doch unterdrückte sie den Argwohn. Als er aber auf ihre Frage: für wen man ihn gehalten habe, und von wem er seine Maske geliehen? immer den Prinzen Julian nannte, schüttelte sie doch das ungläubige Köpfchen; und noch unwahrscheinlicher war ihr sein Geschichtchen, daß der Prinz Nachtwächterdienste gethan, während Philipp auf dem Balle gewesen. Er aber vernichtete alle ihre Zweifel mit der Versicherung, der Prinz — denn dafür halte er seinen Substituten — werde laut Adrede, in wenigen Augenblicken bei der Gregorienkirche erscheinen, und die schöne Maske für den Nachtwächtermantel eintauschen.

Nun ging dem erschrocknen Röschen über ihr Abenteuer im dunkeln Hausgang ein Licht auf. War es ihr doch damals schon aufgefallen, daß der vermeinte Philipp so etwas Fremdartiges in seinem Wesen gehabt hatte. Da nun die Reihe an sie kam, Alles haarklein zu beichten, wie sie zu dem Gelde für das Lotterieloos gelangt wäre, stotterte sie lange und suchte nach Worten herum, daß dem Philipp ganz bange ward. —

Sie erzählte endlich Alles, was vorgefallen war; aber wie es zum Kuß und Gegenkuß kam, stockte sie wieder mit der Sprache. Doch mußte es heraus.

„Es ist nicht wahr!" rief Philipp: „Ich habe dir keinen Kuß gegeben, und von dir keinen empfangen."

„So hat er dir doch gegolten," sagte Röschen leise und schmeichelnd. Philipp rieb sich die blonden Haare auf dem Wirbel herum, damit sie nicht zu Berge stehen sollten.

„Höre, Philipp, bist du es nicht gewesen," sagte Röschen ängstlich, „so glaube ich dir alles Unglaubliche, das du mir gesagt hast, — so ist es Prinz Julian in deinen Kleidern gewesen."

Das hatte Philipp schon lange geahnet, und er rief: „Der Spitzbube! Er hat mich um deine Küsse bestohlen. Nun begreif' ich! Nur darum gab er mir seine Maske, nur darum wollte er auf eine halbe Stunde Ich sein!" — Und nun fiel ihm die Maske ein, die ihm von der Opertänzerin Rollina, dann von Röschen erzählt hatte, und er erneuerte sein Verhör strenger als vorher: ob und wie sie den Prinzen vorher gesehen? ob ihr nicht ein Mann aufgefallen sei, ein vornehmer Herr, der ihr beim Kirchengehen nachgeschlichen sei, oder der sich im Milchgäßchen Geschäfte gemacht habe? oder ob nie ein Herr oder sonst Jemand zu ihrer Mutter gekommen sei, um sie mit Geld und Wohlthaten in ihrer Verlassenheit zu unterstützen?

Röschens Antworten fielen sämmtlich so beruhigend aus, und trugen so sehr das Gepräge der unbefangensten Unschuld, daß Philipps Herz wieder leicht ward. Er warnte sie vor den Schleichern und vor der Barmherzigkeit der Vornehmen, und Röschen hinwieder warnte vor den Gefahren der Maskenbälle und allen Abenteuern mit Frauenzimmern haben Standes, durch welche mancher junge Mensch schon recht unglücklich geworden sei. Man vergab sich alle in der Unwissenheit begangenen Sünden und Philipp stand im Begriff, den Kuß einzufordern, der ihm bestimmt gewesen und den er nicht empfangen hatte — als das Pärchen im besten Augenblick durch eine fremde Erscheinung unterbrochen wurde.

Es kam im vollen Lauf und Sprung ein Mensch gegen sie gerannt, der odemlos bei ihnen stehen blieb. An Mantel, Stange, Hut und Horn erkannte Philipp auf der Stelle seinen Mann. Dieser hingegen suchte den Maskenträger. Philipp reichte ihm den Hut und Seidenmantel und sagte: „Gnädigster Herr, hier Ihre Sachen. In dieser Welt tauschen wir die Rollen nicht wieder mit einander; ich käme zu kurz dabei!"

Der Prinz rief: „Nur geschwind, nur geschwind!" warf die nachtwächterliche Amtstracht von sich weg in den Schnee, band die Larve und den Mantel um und setzte den Hut auf. Röschen sprang erschrocken zurück. Philipp bedeckte sich mit seinem alten Filz und Mantel und nahm Stange und Horn.

„Ich habe die ein Trinkgeld versprochen, Kamerad," sagte der Prinz, aber so wahr ich lebe, ich habe meinen Geldbeutel nicht bei mir."

„Den habe ich!" antwortete Philipp und hielt ihm die Börse hin; „Sie gaben ihn meiner Braut da — aber, gnädigster Herr, wir verbitten uns Geschenke der Art."

„Kamerad, behalte was du hast, und mache dich geschwind aus dem Staube; es ist für dich hier nicht geheuer!" rief der Prinz eilig, und wollte davon. Philipp hielt ihn am Mantel fest: „Gnädiger Herr, wir haben noch Eins abzuthun!"

„Flieh, sag' ich dir, Nachtwächter! flieh, man stellt dir nach."

„Ich habe keine Ursache, zu fliehen, gnädigster Herr. Aber ich habe Ihnen hier Ihre Börse —"

„Die behalte. Kauf, was du kannst!"

„Und einen Wechsel des Marschalls Blankenschwerd von fünftausend Gulden zuzustellen."

„Der Hagel, wie kommst du mit dem Marschall Blankenschwerd zusammen, Nachtwächter?"

„Er sagte, es sei eine Spielschuld, die er ihnen zu zahlen habe. Er will diese Nacht noch mit seiner Gemahlin auf seine polnischen Güter."

„Bist du toll? Woher weißt du das? Wo gab er dir die Verrichtungen an mich?"

„Gnädigster Herr, und der Finanzminister Bodenlos will bei Abraham Levi alle Ihre Schulden zahlen, wenn Sie sich für ihn beim König verwenden wollen, daß er im Ministerium bleibe."

„Nachtwächter, bist du vom hellen Teufel besessen?"

„Ich habe ihn aber in Hochdero Namen abgewiesen."

„Du den Minister?"

„Ja, gnädigster Herr; hingegen habe ich die Gräfin Bonan mit dem Kammerherrn Pilzow wieder vollkommen versöhnt."

„Wer von uns Beiden ist ein Narr?"

„Noch Eins. Die Sängerin Rollina ist eine gemeine Metze, gnädigster Herr. Ich kenne deren Liebesgeschichten. Sie sind der Betrogene. Darum hielt ich es für Ihre königliche Hoheit unwürdig, sich mit ihr einzulassen, und habe für diese Nacht das Abendmahl bei ihr abbestellt."

„Die Rollina? Wie kamst du zu der?"

„Noch Eins. Der Herzog Herrmann ist fürchterlich gegen Sie aufgebracht wegen der Kellergeschichte. Er wollte Sie beim König verklagen."

„Der Herzog? Wer hat dir denn das alles erzählt?"

„Er selbst. Sie sind noch nicht sicher. Zum König aber geht er nicht mehr, denn ich drohte ihm mit dem Zettel, den er dem Bäckermädchen gab. Hingegen wollte er sich mit Ihnen auf Tod und Leben schlagen. Nehmen Sie sich in Acht vor ihm."

„Eins sage mir: weißt du, woher der Herzog weiß, daß ich —"

„Er weiß Alles von der Marschallin Blankenschwerd; die hat es ihm ausgeplaudert, und daß sie als Hexe bei dem Gaukelspiel gesessen."

Der Prinz nahm den Philipp beim Arm und sagte: „Spaßvogel, du bist kein Nachtwächter!" Er drehte ihm das Gesicht gegen eine aus der Ferne herschimmernde Laterne, und erschrak, da er einen ihm vollkommen fremden Menschen sah.

„Wer bist du denn?" fragte Julian, der vor Schrecken ganz nüchtern geworden war.

„Ich bin der Gärtner Philipp Stark, Sohn des Nachtwächters Gottlieb Stark!" antwortete Philipp ruhig.

13.

„Nun ja, den suchen wir eben! Halt, Bursch!" riefen mehrere Stimmen, und Philipp, Röschen und der Prinz sahen sich plötzlich von sechs handfesten Dienern der löblichen Polizei umringt. Röschen that einen lauten Schrei. Philipp ergriff des erschrockenen Mädchens Hand und sagte: „Fürchte dich nicht!" — Der Prinz klopfte dem Philipp auf die Achsel und sagte: „Es ist ein dummer Streich. Ich sagte dir nicht vergebens, du solltest dich zur rechten Zeit davon machen. Aber fürchte dich nicht; es soll dir nichts widerfahren."

„Das wird sich hintennach ergeben!" versetzte einer der Handfesten, „einstweilen wird er mit uns kommen."

„Wohin?" versetzte Philipp; „ich bin in meinem Dienst; ich bin der Nachtwächter."

„Das haben wir schon gehört, und eben deswegen kommt ihr mit uns."

„Laßt ihn gehen, ihr Leute!" sagte Julian, und suchte

in allen Taſchen nach Geld. Da er nichts fand, flüſterte er Philippen heimlich zu, ihnen aus der Börſe zu geben. Die Handfeſten aber riſſen Beide aus einander und riefen: „Fort! Hier werden keine Abreden mehr genommen. Auch die Maske iſt verdächtig und muß mit uns!"

„Die nicht!" ſagte Philipp, „Ihr wollt den Nachtwächter; der bin ich. Könnet ihr's verantworten, mich aus meinen Berufsgeſchäften zu nehmen, ſo führet mich, wohin es euch beliebt. Dieſen Herrn aber laßt gehen."

„Das iſt nicht Eure Sache, uns zu lehren, wen wir für verdächtig halten ſollen!" verſetzte einer der Polizeidiener. „Marſch, Alles mit uns!"

„Auch das Frauenzimmer?" fragte Philipp. „Ich will nicht haften."

„Nun, das Jüngferchen mag gehen. Für ſie haben wir keinen Befehl. Ihre Namen und Geſichtchen müſſen wir für den Nothfall kennen, und den Aufenthalt."

„Es iſt die Tochter der Wittwe Bittner im Milchgäßchen!" ſagte Philipp, und ärgerte ſich nicht wenig, als die Kerls alle das Geſicht des weinenden Röschens gegen den Schein der Fernen Straßenlaternen drehten und begafften.

„Geh' heim, Röschen!" ſagte Philipp, „geh heim; fürchte nichts für mich. Ich habe ein gutes Gewiſſen."

Röschen aber ſchluchzte laut, daß es ſelbſt den Polizeidienern Mitleid einflößte. Der Prinz wollte dieſen Umſtand benutzen, um durch einen Sprung zu entkommen. Aber von den Handfeſten einer war noch ein beſſerer Springer, ſtand mit einem Satz vor ihm und ſagte: „Hollah! der Herr hat ein ſchlechtes Gewiſſen; er muß mit uns. Vorwärts, marſch!"

„Wohin?" fragte der Prinz.

„Direkte und ſchnurgraden Wegs zu Seiner Excellenz dem Herrn Polizeiminiſter."

„Höret, Leute," ſagte der Prinz ſehr ernſt, doch leutſelig — denn ihm war in dieſer Geſchichte gar nicht wohl zu Muth, weil er eben ſein Nachtwächterſtückchen nicht verrathen wiſſen wollte — „hört, Leute, ich bin dieſen Augenblick nur ſehr zufällig zu dieſem Nachtwächter gekommen; ihr habt mit mir nichts zu ſchaffen. Ich bin vom Hofe. Unterſteht ihr euch, mich zu zwingen, mit euch zu gehen, werdet ihr euern Irrthum bereuen und morgen bei Waſſer und Brod im Thurme ſitzen."

„Laßt den Herrn um Gotteswillen gehen, Leute!" rief Philipp, „verlaſſet euch auf mein Wort, es iſt ein großer Herr, der euch euern Dienſt garſtig verſalzen kann. Es iſt — —"

„Schweig!" rief Julian, „es ſoll Niemand aus Deinem Munde erfahren, wer ich bin, wenn Du allenfalls errathen hätteſt, wer ich ſei. Hörſt Du, Niemand! Niemand, ſage ich Dir, es komme, wie es wolle. Hörſt Du?"

„Wir thun unſere Schuldigkeit!" entgegnete ein Polizeidiener, „und dafür ſetzt uns Keiner in den Thurm. Das könnte aber am Ende dem Herrn in der Maske ſelbſt widerfahren. Wir kennen dergleichen Sprachen ſchon und fürchten ſolche Drohungen nicht. Vorwärts, marſch!"

„Leute, nehmt Vernunft an!" rief Philipp, „es iſt ein ſehr angeſehener Herr am Hofe."

„Und wenn's der König ſelber wäre, müßte er mit uns; das iſt unſere Pflicht; er iſt verdächtig!" gab Einer zur Antwort.

„Ei ja," rief ein Anderer, „große Herren am Hofe haben wohl mit Nachtwächtern und Euresgleichen heimliche Dinge abzuthun und, wie vorhin, einander in die Ohren zu ziſchein."

Während man noch des Prinzen wegen hin und her ſtritt, kam ein Wagen, achtſpännig, mit brennenden Fackeln voran, daher gefahren, an der Kirche vorbei. „Halt!" rief eine Stimme im Wagen, als dieſer eben an dem Haufen der Polizeidiener war, welche den Prinzen umringt hielten.

Der Wagen ſtand. Der Kutſchenſchlag öffnete ſich. Ein Herr ſprang heraus im Ueberrock, mit einem glänzenden Stern darauf, und ging zu der Menſchengruppe. Er ſtieß die Polizeidiener zurück, betrachtete den Prinzen von oben bis unten, und ſagte: „Richtig! Erkannte ich doch gleich den Vogel an ſeinen Federn von weitem. Maske, wer ſind Sie?"

Julian wußte nicht, wohin ſich in ſeiner Verlegenheit drehen und wenden, denn er erkannte den Herzog Herrmann.

„Antworten Sie mir!" rief der Herzog mit donnernder Stimme. Julian ſchüttelte den Kopf und winkte dem Herzog, ſich fortzubegeben. Dieſer aber ward noch erpichter, zu wiſſen, mit wem er es auf dem Ball zu thun gehabt habe. Er fragte die Polizeibedienten. Dieſe ſtanden mit entblößten Häuptern um den Herzog und ſagten: ſie hätten Befehl, den Nachtwächter unmittelbar zum Polizeiminiſter zu führen; der Wächter habe gottloſe Verſe geſungen, wie ſie mit ihren eigenen Ohren gehört; ſei ihnen aber durch Kreuz- und Quergaſſen entſprungen; hier nun bei der Kirche hätten ſie ihn im vertraulichen Geſpräche mit der Maske ertappt, die ihnen beinahe verdächtiger ſchien, als der Nachtwächter. Die Maske habe ſich für einen Herrn vom Hofe ausgeben wollen, allein das ſei offenbare Windbeutelei. Sie hätten daher für Schuldigkeit gehalten, die Maske zu arretiren.

„Der Menſch iſt nicht vom Hofe!" erwiederte der Herzog, „darauf könnet ihr ſicher gehen; ich gebe euch mein Wort. Er hat ſich unerlaubter Weiſe auf den Ball eingeſchlichen und Jeden glauben gemacht, er ſei Prinz Julian. Er hat ſich mir endlich entlarven müſſen, da er auch mich betrogen und mir entwiſchte. Es iſt ein unbekannter Menſch, ein Abenteurer. Ich habe es dem Oberhofmeiſter, bei dem der Ball war, gemeldet. Ihr könnt, führet ihn dahin; ihr habt einen guten Fang gethan."

Mit dieſen Worten drehte ſich der Herzog um, ſtieg in den Wagen, rief noch einmal zurück: „Laßt ihn nicht entkommen!" und fuhr davon.

Der Prinz ſah ſich verloren. Den Polizeidienern ſein Geſicht zu zeigen, hielt er für unſchicklich; durch dieſe wären ſeine Genieſtreiche allzu ſtadtkundig geworden. Minder Gefahr lief er, wenn er vor dem Oberhofmeiſter oder dem Polizeiminiſter die Larve abzog. Alſo rief er entſchloſſen: „Meinethalben! Kommt!"

Sie gingen. Röschen ſah ihnen weinend nach.

11.

Philipp hätte beinahe an Hexerei glauben mögen, oder daß er träume. Denn ſo neuworten und bunt es in dieſer Nacht zuging, war's ihm in ſeinem Leben noch nicht ergangen. Er hatte eigentlich ſich keine Vorwürfe zu machen, als daß er mit dem Prinzen die Kleider getauſcht, und dann, wider ſeinen Willen, deſſen Rolle auf dem Ball geſpielt hatte. Da aber der Prinz vermuthlich die Nachtwächterrolle ebenfalls nicht in der Regel geſpielt haben mochte — denn warum mußte er ſich als Nachtwächter verhaften laſſen? — hoffte er bei dieſem Gnade zu finden.

Beim Pataſte des Oberhofmeiſters ſchlug dem armen Philipp das Herz ſtärker. Man nahm ihm Mantel, Horn und Stange ab. Der Prinz ſprach mit einem vornehmen Herrn einige Worte. Sogleich wurden die Polizeidiener weggeſchickt; der Prinz ging die Stiegen hinauf und Philipp mußte folgen. „Fürchte dich nicht!" ſagte Julian und verließ ihn. Philipp wurde in ein kleines Vorzimmer geführt, wo er lange allein blieb.

Endlich kam ein königlicher Kammerdiener und ſagte: „Kommt mit mir. Der König will Euch ſehen."

Philipp war faſt außer ſich vor Schrecken. Seine Knie wurden ſchwach. Er ward in ein ſchönes Zimmer geführt. Da ſaß der alte König lachend an einem kleinen Tiſche. Neben ihm ſtand der Prinz Julian, ohne Larve. Sonſt war Niemand im Zimmer.

Der König betrachtete den jungen Menſchen eine Zeitlang, und, wie es ſchien, mit einer Art Wohlgefallen.

„Erzähle mir Alles genau," ſagte der König zu ihm, „was du in dieſer Nacht gethan haſt."

Philipp gewann durch die leutſelige Anrede des ehrwürdigen Greiſes wieder Muth, und beichtete haarklein, was er gethan und erlebt hatte, von Anfang bis zu Ende. Doch war er klug und beſcheiden genug, das zu verſchweigen, was er in ſeiner Prinzenrolle von den Höflingen gehört hatte, und wodurch Julian hätte in Verlegenheit geſetzt werden können. — Der König lachte bei der Erzählung einigemal laut auf; dann that er noch einige Fragen über Philipps Herkunft und Beſchäftigung, nahm ein Paar Goldſtücke vom Tiſche, gab ſie ihm und ſagte: „Nun geh Du, mein Sohn, und warte Deines Berufs. Es ſoll Dir nichts Leides geſchehen. Aber entdecke keinem Menſchen, was Du in dieſer Nacht getrieben und erfahren haſt. Das befehle ich Dir. Nun geh!"

Philipp fiel dem König zu Füßen und küßte deſſen Hand, indem er einige Worte des Dankes ſtammelte. Als er wieder aufſtand, um fortzugehen, ſagte der Prinz Julian: „Ich bitte unterthänigſt, daß Ihre Majeſtät dem jungen Menſchen erlauben wolle, draußen zu warten. Ich habe ihm für das Ungemach, das ich ihm dieſe Nacht verurſachte, noch eine kleine Schuld abzutragen."

Der König nickte lächelnd mit dem Kopfe, und Philipp entfernte ſich.

„Prinz!" ſagte der König, und warnte drohend mit dem aufgehobenen Finger, „ein Glück für Sie, daß Sie mir die Wahrheit ſagten! Ich will auch diesmal noch Ihren wilden albernen Poſſen Verzeihung widerfahren laſſen. Sie hätten Strafe verdient. Noch einmal ſolch ein Pagenſtreich und ich werde unerbittlich ſein. Nichts wird Sie dann entſchuldigen. Die Geſchichte mit Herzog Herrmann muß ich noch näher kennen. Gut, wenn er fortgeht; ich mag ihn nicht. Von dem, was ſie über den Polizei- und Finanzminiſter ſagten,

Digitized by Google

erwarte ich ebenfalls Beweise. Gehen Sie jetzt und geben Sie dem jungen Gärtner ein Trinkgeld. Er hat in Ihrer Maske vernünftiger gehandelt, als Sie in der seinigen."

Der Prinz verließ den König. Er legte in einem Nebenzimmer den Ballanzug ab, den Ueberrock an, ließ Philippen rufen und befahl ihm, mit ihm in seinen Palast zu gehen. Hier mußte Philipp Alles, was er als Stellvertreter Juliens auf dem Ball vernommen und gesprochen, Wort für Wort erzählen. Philipp gehorchte. Julian klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Höre, Philipp, Du bist ein gescheuter Kerl. Dich kann ich gebrauchen. Ich bin ganz zufrieden mit Dir. Was Du in meinem Namen dem Kammerherrn Pilzow, der Gräfin Bonau, dem Marschall und seiner Frau, dem Oberst Kalk, dem Finanzminister und den Uebrigen gesagt, finde ich ganz vernünftig, und ich will es ansehen und halten, als hätte ich es selbst gesagt. Dagegen mußt Du zu den Versen stehen, die ich in Deinem Namen als Nachtwächter gesungen habe. Du wirst zur Strafe Deines Nachtwächterdienstes entsetzt werden; das laß Dir gefallen. Dafür mache ich Dich zum Schloßgärtner bei mir. Ich übergebe Dir meine Gärten von den beiden Schlössern Heimleben und Quellenthal. Das Geld, welches ich Deiner Braut gegeben, soll ihre Aussteuer bleiben, und den Wechsel des Marschalls Blankenschweed löse ich auf der Stelle bei Dir mit fünftausend Gulden ein. Jetzt geh, diene mir treu und führe Dich gut auf."

15.

Wer war glücklicher, als Philipp! Er flog in vollem Sprung zu Röschens Haus. Noch war Röschen nicht zu Bette; sie saß mit ihrer Mutter am Tische und weinte. Er warf die volle Börse auf den Tisch und sagte abemlos: „Röschen, das ist Deine Aussteuer! und hier fünftausend Gulden, die sind mein. Ich habe als Nachtwächter Fehler gemacht; dafür verliere ich die Anwartschaft auf des Vaters Dienst, und übermorgen ziehe ich als Schloßgärtner des Prinzen Julian nach Heimleben. Und Ihr, Mutter und Röschen, müßt mit mir nach Heimleben. Mein Vater und meine Mutter müssen auch mit mir. Ich kann euch nun wohl alle ernähren. Juchhey! Gott gebe allen guten Leuten ein solch gutes Neujahr!"

Mutter Bittner mußte nicht, ob ihren Ohren trauen dei Philipps Erzählung, und ihren Augen beim Anblick des vielen Geldes. Aber als Philipp ihr Alles und wie es gekommen, doch eben nicht mehr als zu wissen nöthig war, erzählt hatte, stand sie schluchzend auf, umarmte ihn mit Freuden und legte dann ihre Tochter an sein Herz. Nun lief aber tanzte die freudetrunkene Frau im Zimmer herum, fragte: „Wissen das Alles auch Dein Vater und Deine Mutter schon?" und da es Philipp verneinte, rief sie: „Röschen, mache Feuer an, thue Wasser über, koche einen guten Kaffee für unserer Fünf!" nahm ihr wollenes Mäntelchen, wickelte sich hinein und ging zum Hause hinaus.

Röschen aber vergaß an Philipps Herzen Feuer und Wasser. Sie standen noch in fester Umarmung, als Frau Bittner zurückkam, begleitet vom alten Gottlieb und Mutter Käthe. Die umringten segnend ihre Kinder; Mutter Käthe, wollte sie Kaffee, mußte ihn selber kochen.

Daß Philipp den Nachtwächterdienst einbüßte, daß Röschen nach vierzehn Tagen seine Frau ward, daß Beide mit ihren Aeltern nach Heimleben zogen — das gehört nicht zum Abenteuer der Neujahrsnacht, welches Niemandem verderblicher ward, als dem Finanzminister Badenlos. Man hat auch seitdem nicht gehört, daß Prinz Julian ähnliche Geniestreiche gemacht habe.

Reinmar von Zweter, s. Minnesinger.

Anhang.

I.

Verzeichniß der vorzüglichsten Minnesinger in alphabetischer Ordnung.

A.

Endelhard von Adelburgh stammte wahrscheinlich aus dem Würtembergischen, 1226—1250. Gedichte von ihm stehen in der Manessischen Sammlung.

Alexander (der wilde) (1276—1300). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Konrad von Altstetten (1276—1300). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Heinrich von Anhalt, wahrscheinlich Heinrich der Fette, 1218 Fürst; gestorben 1267. Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Dietmar von Ast aus dem Thurgau (1226—1250). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Hartmann von der Aue (Owe) aus Schwaben (1180—1200). Lyrischer und elegischer Dichter. Gedichte in der Manessischen Sammlung. Verfasser des „Iwein mit dem Löwen", herausgegeben von Bachmann und Benecke. Berlin, 1827; der Legende: der heilige Gregor auf dem Steine; der Erzählung: der arme Heinrich; herausgegeben von J. und W. Grimm. Berlin, 1815.

Brunmart von Augheim (1251—1275). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

B.

Biterolf, Diener des Landgrafen Herrmann von Thüringen, war bei dem Sängerkriege auf der Wartburg, blühte von 1201—1225. Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Boppo (1251—1275). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Johann, Herzog von Brabant (jüngerer Sohn Heinrichs III., Bruder Heinrichs IV.; 1226—1250). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Otto, Markgraf von Brandenburg (mit dem Pfeile), starb 1298. Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Walther von Breisach (1250—1275). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Reinmann von Brennenberg (1226—1250). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Heinrich, Herzog von Breslau (Heinrich IV., 1266 Herzog, gestorben 1299). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Der Freiherr von Budenberg (aus der Schweiz, 1276—1300). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Der von Buchheim (1201—1225). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

D.

Dietmar der Sitzer (1276—1300). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Dinrnee (1226—1250). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Düring (1251—1270). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

E.

Gaesli von Ehenheim (1226—1250). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Ulrich von Eschenbach (Bruder des Folgenden (1251—1300). Verfasser eines Epos von Alexander dem Großen, handschriftlich in Wolfenbüttel.

Wolfram von Eschenbach (Eschilbach) aus der Oberpfalz, Geheimschreiber Herzogs Otto von Oestreich; gegenwärtig bei dem Wartburgkriege; Lyriker; Gedichte in der Manessischen Sammlung. Verfasser des Titurel (Druck 1477 u. J.); Parzival; des Wilhelm von Narbonne (herausgegeben von Enjarson; Kassel 1784 in 4.); des trojanischen Krieges, abgedruckt in der Müllerschen Sammlung Bd. III.; des Herzog Friedrich von Schwaben (handschriftlich in Wolfenbüttel, Heidelberg u. s. w.)

Der Schulmeister von Eßlingen (1251—1275). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

F.

Herr Flecke, der gute Konrad. Verfasser des Buches von Flos und Blankflos (13. Jahrhundert); abgedruckt bei Müller Th. II.

Günther von dem Forste (1251—1275). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Heinrich von Frauenberg (1251—1275). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Heinrich Frauenlob von Meißen, Dr. th., Domherr zu Meißen, starb 1317. Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Friedrich der Knecht (1276—1300). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

G.

Herr Geltar (aus dem Walliser Lande) 1276—1300. Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Der Gliers (1276—1300). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Goeli (1251—1275). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Wirnt von Gravenbergh (1201—1225). Verfasser von Wigalois mit dem Rade; herausgegeben von G. F. Benecke; Berlin, 1819.

Abram von Gresten aus Oestreich oder Tyrol. (1276—1300). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Ulrich von Guterburg (1225—1260). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

H.

Herr Hadart (1251—1275). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Meister Johann Hadloub aus Zürich (1301—1350). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Albrecht von Halberstadt lebte 1212 am Hofe des Landgrafen von Thüringen; bearbeitete Ovid's Metamorphasen poetisch; handschriftlich in Wien; überarbeitet von G. Wickram. Mainz, 1545. Fol. u. ö.

Christian von Hameln (1251—1275). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Der Hardegger (1226—1250). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Kaiser Heinrich VII., Sohn Friedrich's II., gekrönt 1222, gestorben 1242. Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Wilhelm von Heinzenburg (1251—1275). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Graf Otto von Henneberg, gewöhnlich von Bodenlauben genannt, starb 1254. Gedichte in der Manessischen Sammlung. Eine Ausgabe s. G. bereitet L. Bechstein vor.

Johann von Hildesheim, schrieb im 14. Jahrhundert eine Legende von den heiligen drei Königen; bearbeitet von G. Schwabe. Stuttgart, 1822.

Rüdiger von Hiedichofen, schrieb im 14. Jahrhundert: Herzog Beliand; handschriftlich in Gotha und Heidelberg.

Markgraf von Hochburg (1201—1225). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Eilhard von Hohbergen, wahrscheinlich aus Oestreich; dichtete einen Tristan (1226—1250); handschriftlich in Wien und Dresden.

Rudolph von Hohenems, Dienstmann zu Montfort, dichtete einen Roman: Alexander der Große (1251—1300); verfertigte eine Bibelübersetzung; ferner: Barlaam und Josaphat; herausgegeben von Köpke. Königsberg, 1818.

Burkard von Hohenfels aus der Pfalz; (1226—1250). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Graf Werner von Honberg, starb 1323. Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Berngr von Hnehein (1251—1275). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Bruno von Hornberg (1251—1275). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Ottokar von Horneck aus Steiermark, dem Grafen Otto von Lichtenstein dienend (1279—1330); schrieb eine Reimchronik von Oestreich in 2 Theilen von 1250—1309. Vergl. Schacht, aus und über O. v. H. Mainz, 1821.

Friedrich von Husen (Husen) 1201—1225. Gedichte in der Manessischen Sammlung.

J.

Der von Johannsdorf, ein Kreuzfahrer (1201—1225). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

K.

Der Kanzler (1276—1300). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Meister Kelga (1254—1260). Gedruckt in dem Jenaischen Minnesingercodex.

Henkel von Kemmenat, schrieb Gedichte von der Schöpfung u. s. w. in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts; handschriftlich in Heidelberg.

Wachsmuth von Kinzingen (1251—1275). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Graf Konrad von Kirchberg (Kilchberg) 1201—1225. Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Walther von Klingen aus dem Thurgau (1226—1250). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Meister Nicolaus Klingsohr aus Ungarn (1201—1225). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

König Konrad der Junge (wahrscheinlich Konradin, 1268 enthauptet; oder dessen Vater, gestorben 1254). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Pfaff Konrad, Verfasser des Rolandsliedes, handschriftlich zu Heidelberg; abgedruckt bei Schilter Theil II. (1200—1225).

Der von Kurenberg (1226—1250). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

L.

Hadamar von Laber schrieb in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts ein allegorisches Gedicht von der Jagd; handschriftlich zu Heidelberg.

Konrad Schenk von Landeck auf Büren im Thurgau; um 1276. Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Meister Elias von der Leine (1301—1350). Gedichte im Jenaer Codex.

Graf Friedrich von Leiningen (1276—1300). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Ulrich von Lichtenstein aus der Steiermark (1226—1250). Gedichte in der Manessischen Sammlung. — Frauendienst; herausgegeben von L. Tieck. Stuttgart, 1812.

Der Schenk von Limburg (1251—1275). Gedichte in der Manessischen Sammlung

Reinmd von der Lippe (1301—1350). Gedichte im Jenaer Codex.

Der Litschaner (1301—1350). Gedichte in der Manessischen Sammlung und dem Jenaer Codex.

Der Burggraf von Lüeg in Tyrol (1226—1250). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Christinn von Lupin aus Thüringen (1276—1300). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

M.

Rüdiger von Maneffe, Rathsherr in Zürich, veranstaltete die berühmte, handschriftlich in der Bibliothek zu Paris befindliche Sammlung von Liedern der Minnesinger, gemeinschaftlich mit seinem Sohne zu Anfange des 14. Jahrhunderts; herausgegeben von Bodmer.

Konrad von Marburg, dichtete im 13. Jahrhundert ein Leben der heiligen Elisabeth.

Der Marner (1276—1300). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Heinrich, Markgraf von Meißen (Henricus Illustris) 1226—1250. Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Der ältere Meißner (1276—1300). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Der jüngere Meißner (1276—1300). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Walter von Metz (1226—1250), dichtete deutsch und französisch; Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Rudolph von Montfort dichtete im 13. Jahrhundert das historische Gedicht: Wilhelm von Brabant; handschriftlich in Kassel und Heidelberg.

Heinrich von Munungen (1226—1250). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Wachsmuth von Mühlhausen (1251—1275). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Der von Munegiur (1276—1300). Gedichte in der Manessischen Sammlung.

Digitized by Google

R.

Graf Rudolph von Neuenburg (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Gottfried von Nifen (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Herr Nithard (von Rüwenthal?) 1201—1225. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Herr Niuniu (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Herr Kohl von Ninffen (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

O.

Der von Obernburg (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Heinrich von Ofterdingen am Hofe Herzog Leopolds VII. von Oestreich; war gegenwärtig bei dem Wartburgskriege. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

P.

Herr Pfeffel (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Der Püller (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

R.

Albrecht Marschall von Rapprechtsweil, ein Schweizer (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Der von Raute aus dem Aargau (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Meister Barthel Regenbogen, ein Schmied zu Mainz (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Der Burggraf von Regensburg (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Reinmar der Aeltere war bei dem Wartburgskriege und 1217 bei dem Kreuzzuge Herzog Leopold's. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Reinmar der Fiedler (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Der Burggraf von Rietenburg (1201—1225). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Hesso von Rinach aus dem Aargau (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Johann von Rinkenberg aus der Schweiz (1201—1225). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Heinrich von Rispach (der tugendhafte Schreiber?) 1201—1225. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Kunz von Rosenheim (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Rudolph von Rothenburg aus dem Aargau (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Herr Rudye (aus Tyrol?) (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Rudolph der Schreiber (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Heinrich von Rugge aus dem Thurgau (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Meister Rumelant von Schwaben (13. Jahrhundert). Die dartische Gedichte im Jenaer Codex; derselbe? (Rumslant) Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

S.

Der von Sachsendorf (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Post Kirchherr zu Sarne in Unterwalden (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Bruder Eberhard von Sax, Dominicanermönch (1231—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Heinrich von Sax, um 1254. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Der von Scharfenberg (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Hiltbolt von Schwanegoi (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Milon von Sevelingen (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Lintolt von Seven (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Seyfried dichtete (1251—1300) den Roman von Alexander dem Großen.
Meister Sigeherr (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Ulrich, Truchseß von Singenberg aus dem Thurgau (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Meister Friedrich von Sonnenbueg (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Sperrvogel (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Der von Stadecke (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Der von Stamheim (aus Tyrol); 1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Hartmann von Starkenberg (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Bligge von Steinach (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Der Steinmar (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Gottfried von Steaßburg (1226—1250); groß als lyrischer und epischer Dichter. Gedichte in der Manesseschen Sammlung. — Von der Minnen. — Tristan u. s. w. Sämmtliche Werke herausgegeben von von der Hagen. Breslau, 1824. 2 Thle. gr. 8.
Heinrich von Steeltlingen (1254—1258). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Der Stricker (1301—1350); dichtete Daniel von Blumenthal, handschriftlich in Heidelberg; Karl der Große bei Schiltee (II. 241); die Welt; handschriftlich zu Heidelberg.
Der von Suonegge (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Süßkind, der Jude von Trimberg (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammmlung.

T.

Der Tannhäuser (aus Salzburg) um 1265. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Meister Heinrich Täschler (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Heinrich von Tettingen (aus Zürich) (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Der Thaler (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Otto von Thurne (1201—1225). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Graf Kraft von Toggenburg (1251—1275). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Hugo von Trymberg, Schulrector zu Thüstadt bei Bamberg (1260—1300) schrieb den Sammler und den Renner; handschriftlich zu Wolfenbüttel, Erlangen, Leipzig u. s. w. — Druck, Frankfurt am Main, 1549 Tübingen, 1827.
Werner von Tüfen aus dem Thuegau (1226—1250) Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Ulrich von Tüeheim, setzte Gottfried von Straßburgs Tristan fort (1226—1250); herausgegeben von v. Groote. Berlin 1821. 4.; von von der Hagen, in G. v. S. Werken; schrieb den ersten und dritten Theil von Wilhelm von Oranse. S. Eschenbach.

U.

Peter von Urach schrieb ein Gedicht Irwinn (1301—1350); handschriftlich in Büzow.

V.

Heinrich von Veldeck um 1180. Gedichte in der Manesseschen Sammlung; fernere: die Eneit, abgedruckt in Müllers Sammlung Bd. I.
Der Vogler (1180—1200) wird als einer der Dichter des Heldenbuches genannt.
Heinrich von Vriberg (1226—1250) setzte Gottfried von Straßburgs Tristan fort.

W.

Walter von der Vogelweide aus dem Thurgau, der bedeutendste lyrische Dichter unter den Minnesingern, (1201—1225). — Gedichte, herausgegeben von Lachmann. Berlin, 1827. — Geschildert von L. Uhland. Stuttgart, 1822.
Jacob von der Warte (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Der von Weissenlo (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Heinrich Hetzbold von Weißensee (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Der von Wengen aus dem Thurgau (1276—1300). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Wenzel, König von Böhmen, geboren 1206, gestorben 1253. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Hugo von Weebenwag aus Schwaben (1226—1250). Gedichte in der Manesseschen Sammlung.
Werner der Pfaff, um 1232. Gedichte in der Manesseschen Sammlung.

Digitized by Google

Bruder Werner (um 1157), Leben der heiligen Maria; herausgegeben von Detlev. Nürnberg, 1802.
Der von Wildonia (1226—1250). Gedichte in der Manesſeſchen Sammlung
Winli (1276—1300). Gedichte in der Manesſeſchen Sammlung.
Schenk Ulrich von Winterſtetten (1250—1260). Gedichte in der Manesſeſchen Sammlung.
Hans von Würzburg dichtete 1314 Herzog Wilhelm von Oeſtreich; handſchriftlich zu Gotha.
Meiſter Konrad von Würzburg, lyriſcher, epiſcher und didactiſcher Dichter (1276—1300); Gedichte in der Manesſeſchen Sammlung. — Die güldene Schmiede; herausgegeben von W. Grimm. Frankfurt am Main, 1816; und im Kotczaer Codex von Maillath und Köffinger. Peſth, 1817; der heilige Alexius; Engelhart und Engeldrut, u. a. Erzählungen; der trojaniſche Krieg u. ſ. w.

3.

Ulrich von Zazichoven (Südenhofen) überſetzte Lanzelot vom See (1180—1200) aus dem Franzöſiſchen; handſchriftlich zu Wien und Heidelberg.
Thomaſin von Zirkler aus Friaul ſchrieb 1215 den welſchen Gaſt, didactiſches Gedicht; handſchriftlich zu Ulm, Gotha, Heidelberg, Wolfenbüttel.
Reinmar von Zwetter, Sohn des ältern Reinmar. (1251—1275). Gedichte in der Manesſeſchen Sammlung.

II.

Verzeichniß der vorzüglichſten Dichter aus der eigentlichen Meiſterſingerzeit in chronologiſcher Ordnung.

A. Lyriſche Dichter.

a) Weltliche Lieder.

1369. Heinrich von Müglin, Dr. Theol. zu Prag.
1400. Muſeablüt. (S. Down's Muſeum Bd. II. H. 1.)
1386. Peter der Suchenwirth. Werke herausgegeben von Primiſſer. Wien, 1827.
1400—1500. Konrad Harder.
Meiſter Altſchwert.
Der Hulzing.
Der Bühertin.
Meiſter Rumelant.
Albrecht Leſch.
Peter Zwinger.
Der Mönch von Salzburg.
Petrr von Reichenbach.
Peter von Saſſen.
Jürg Schilcher.
Ernbald Spiegel.
Kuez Schneider.
Konrad Oelinger.
Der Belſchbergrr u. ſ. w.
1476. — Veit Weber aus Freiburg im Breisgau, ſaag Kriegs- und Siegeslieder der Schweizer (um 1476) im Kampfe gegen Burgund. Die Lieder ſind von H. Schreiber, Freiburg, 1819, herausgegeben worden.

b) Geiſtlichrr Liedrr.

1380. Konrad von Queiefurt, Pfarrer zu Steinbach, ſtarb 1382. Verfaſſer des älteſten bekannten deutſchen Kirchenliedes.
1420. Meiſter Sixt Buchsbaum dichtete Paſſionslieder; Pſalter Mariä. Erfurt, 1493. 4.
1480. Peter von Dresden, geſtorben 1440 (Huſſit in Prag); dichtete lateiniſch deutſche Kirchenlieder.
1494. Hieronymus Schenk von Sumauwe. Salve Regina in ein Carmen gemacht. Würzburg, 1504. 4.
1517. Martin Millius, geiſtlicher Chorherr in Wengen zu Ulm, brachte die Paſſion in Lieder. Konſtanz, 1517. 4.

B. Epiſche Dichter.

a) Ueberarbeitrr der alten Heldenſagen.

1472. Kaſpar von der Rhön bearbeitete Sagen des Heldenbuches.
1487. Ulrich von Fürlerer bearbeitete epiſch die Artus- und Graalſagen, den Argonautenzug und den trojaniſchen Krieg.

b) Verfaſſrr hiſtoriſcher Dichtungen und Reimchroniken.

1378. Ern. de Kirchberg; Mecklenburgiſche Reimchronik. S. Westphalen mon. in ed. V. IV.
1400. Meiſter Heinrich von Neuſtadt, Arzt in Wien: Apollonius von Tyrlandt. Augsburg, 1471. Fol. u. ö.
1453. Herrmann von Sachſenheim; die Mörinn. Straßburg, 1512. Fol.
1457. Hans Roſenplüt der Schnepperer; Wappenmaler in Nürnberg. Sieg der Stadt Nürnberg über den Adel 1450; Abdruck in Gonzlers und Meißners Quartalſchrift III. St. 7; viele Schwänke u. ſ. w. Satyren u. ſ. w.
1470. Michael Behem.
1477. Hans Eberhard Tüſch: Beſchreibung des letzten Feldzuges Karl's des Kühnen. Straßburg, 1477. Fol.
1499. Nicolaus Schradin: Reimchronick vom Kriege Maximilians I. mit dem ſchwäbiſchen Bund. Surſee, 1500. 4.
1517. Melchior Pfinzing.
1520. Nicolaus Mareſchalk, Profeſſor zu Roſtock: Reimchronik der Mecklenburgiſchen Regenten; gedruckt in Pistorii, Amoenotates. T. I.

c) Legendendichtrr.

1450. Johann Rothe, Prieſter zu Eiſenach, Leben der heiligen Eliſabeth. Abgedruckt in Menke Script. rer. sax. T. II.

d) Verfaſſer von poetiſchen Erzählungen.

1456. Thüring von Ringoltingen: Meluſine. Augsburg, 1474. Fol. u. ö.
1456. Heinrich Kaufringer. Erzählungen; handſchriftlich (1464) im Vatican.
1456. Hans Volz (Folz) aus Worms, Bardier. Geſchichte vom Urſprung des heiligen römiſchen Reiches. Nürnberg, 1480. — Schwanke u. ſ. w.

C. Didactiſche Dichter.

1390? — Hederich der Teichner, Proben in Grimm's altdeutſchen Wäldern.
1411. Johann der Winsler: Buch der Tugend. Augsburg, 1486. kl. Fol.
1456. Johann Rothe, S. oben. Von der Keuſchheit. Abgedruckt in Adelungs Magazin. Bd. II.
1462. Püttrich von Reichertshauſen: Ehrenbrief; herausgegeben von Adelung. Leipzig, 1788.
1520. Bernhard Klingler: Warnung wider das Spiel. Straßburg, 1520. 4.

D. Dramatiſche Dichter.

1450. Hans Roſenplüt, S. oben. Sechs Faſtnachtſpiele. Vergleiche Gottſcheds nöthigen Vorrath Bd. II. S. 43—80. Nürnberg. Magazin 1780, St. 2. Nr. 6.
1480. Theodor Schernberk ſchrieb das Spiel von Frau Jutten. Eisleben, 1505.
1486. Hans Rydbart bearbeitete den Eunuchus des Terenz. Ulm, 1486. S. Gottſched a. a. O. I. 37.
1515. Pamphilus Gegenbach ſchrieb mehrere dramatiſche Schwänke und eine Tragödie von zwei Liebhabenden. S. Meiſter's Beiträge I. 263.
1520. Sigismund Grimm, Dr. med. zu Augsburg; Mag Wirſung. (Vgl. Gottſched a. a. O. I. 52.)

Die übrigen hier nicht aufgeführten Dichter und Schriftſteller aus der Meiſterſingerzeit ſiehe im Lexicon ſelbſt unter den mit ihren Namen bezeichneten Artikeln.

Druck von C. P. Melzer in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google